Storm's Sämmtliche Schriften.

[illegible]

Theodor Storm's

Sämmtliche Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Sechs Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1868.

Theodor Storm's

ſämmtliche Schriften

Band 1.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1868

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

An einem Lebensabſchnitt angelangt, der mich, ſowohl nach dem natürlichen Lauf der Dinge, als in Folge beſonderer Erlebniſſe zu einem Rückblick auf Leben und Arbeit hindrängt, habe ich meine bisher zerſtreut erſchienenen Dichtungen zum erſten Mal in dieſer Geſammtausgabe zuſammengeſtellt. Von dem einmal Veröffentlichten ſind dabei nur einige ältere Gedichte ausgeſchieden, welche mir auch durch die Pietät gegen die eigene Vergangenheit nicht mehr gerechtfertigt ſchienen. Da die bei den Novellen und Märchen von mir gewünſchte chronologiſche Reihenfolge aus Rückſicht auf die Verleger der Separatausgaben nicht geſtattet war, ſo iſt für Leſer, denen daran gelegen, in den Regiſtern dem jedesmaligen Titel das Entſtehungsjahr der betreffenden Arbeit beigefügt.

Indem ich ſomit dieſe Zeugniſſe meines Lebens — denn als ſolche darf ich den Inhalt der vorliegenden Bände wohl betrachten — noch einmal und insgeſammt meiner Hand entlaſſe, hege ich den Wunſch und die Hoffnung, daß ſie den Platz, welchen ſie für ſich in Anſpruch nehmen, ſo lange behaupten mögen, bis das, was ſie etwa Eigenthümliches von Bedeutung enthalten, von Nachkommenden übertroffen oder in das Allgemeinleben der Nation aufgegangen ſein wird.

Huſum, im October 1868.

Theodor Storm.

Erſtes Buch.

Oktoberlied.

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch ſo toll,
Unchriſtlich oder chriſtlich,
Iſt doch die Welt, die ſchöne Welt,
So gänzlich unverwüſtlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wiſſen's doch, ein rechtes Herz
Iſt gar nicht umzubringen.

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl iſt es Herbſt; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es ſteht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an:
Und ehe ſie verfließen,
Wir wollen ſie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Abſeits.

Es iſt ſo ſtill; die Haide liegt
Im warmen Mittagsſonnenſtrahle,
Ein roſenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer haſten durch's Geſträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen;
Die Vögel ſchwirren aus dem Kraut —
Die Luft iſt voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen' niedrig' Haus
Steht einſam hier und ſonnbeſchienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen ſich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von ſeinen Honigerndten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in dieſe Einſamkeit.

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefſten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Es brennt der Baum, ein ſüß' Gedüfte
Durchſchwimmet träumeriſch die Lüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir iſt das Herz ſo froh erſchrocken,
Das iſt die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimathlich verlocken
In märchenſtille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, ſtaunend muß ich ſtehn;
Es ſinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder iſt geſchehn.

Sommermittag.

Nun iſt es ſtill um Hof und Scheuer,
Und in der Mühle ruht der Stein;
Der Birnenbaum mit blanken Blättern
Steht regungslos im Sonnenſchein.

Die Bienen ſummen ſo verſchlafen;
Und in der offnen Bodenluk',
Benebelt von dem Duft des Heues,
Im grauen Röcklein nickt der Puk.

Der Müller ſchnarcht und das Geſinde,
Und nur die Tochter wacht im Haus;
Die lachet ſtill, und zieht ſich heimlich
Fürſichtig die Pantoffeln aus.

Sie geht und weckt den Müllerburſchen,
Der kaum den ſchweren Augen traut:
„Nun küſſe mich, verliebter Junge;
Doch ſauber, ſauber! nicht zu laut.“

Die Stadt.

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und ſeitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer ſchwer,
Und durch die Stille brauſt das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauſcht kein Wald, es ſchlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbſtesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Meeresſtrand.

An's Haf nun fliegt die Möve,
Und Dämm'rung bricht herein;
Ueber die feuchten Watten
Spiegelt der Abendſchein.

Graues Geflügel huſchet
Neben dem Waſſer her;
Wie Träume liegen die Inſeln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gährenden Schlammes
Geheimnißvollen Ton,
Einſames Vogelrufen —
So war es immer ſchon.

Noch einmal ſchauert leiſe
Und ſchweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe ſind.

Im Walde.

Hier an der Bergeshalde
Verſtummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter ſitzt das Kind.

Sie ſitzt in Thymiane,
Sie ſitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen ſummen
Und blitzen durch die Luft.

Es ſteht der Wald ſo ſchweigend,
Sie ſchaut ſo klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenſchein.

Der Kuckuk lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

Eliſabeth.

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen ſollt';
Was ich zuvor beſeſſen,
Mein Herz ſollt' es vergeſſen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohlgethan;
Was ſonſt in Ehren ſtünde,
Nun iſt es worden Sünde.
Was fang' ich an!

Für all' mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geſchehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Ueber die braune Haid'!

Lied des Harfenmädchens.

Heute, nur heute
Bin ich ſo ſchön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur dieſe Stunde
Biſt du noch mein;
Sterben, ach ſterben
Soll ich allein.

Die Nachtigall.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht geſungen;
Da ſind von ihrem ſüßen Schall,
Da ſind in Hall und Widerhall
Die Roſen aufgeſprungen.

Sie war doch ſonſt ein wildes Kind;
Nun geht ſie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet ſtill der Sonne Gluth,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht geſungen;
Da ſind von ihrem ſüßen Schall,
Da ſind in Hall und Widerhall
Die Roſen aufgeſprungen.

Im Volkston.

Einen Brief ſoll ich ſchreiben
Meinem Schatz in der Fern';
Sie hat mich gebeten,
Sie hätt's gar zu gern.

Als wir noch mitſammen
Uns luſtig gemacht,
Da haben wir nimmer
An's Schreiben gedacht.

Was hilft mir nun Feder
Und Dint' und Papier!
Du weißt, die Gedanken
Sind allzeit bei dir.

Regine.

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und ſtünd' ſie noch im Waldesſchatten
Inmitten jener Sommernacht;
Und fänd' ich ſelber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld,
Sie ſchritte doch vom Waldesſaume
Niemals hinunter in die Welt.

Ein grünes Blatt.

Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen,
Ich nahm es ſo im Wandern mit,
Auf daß es einſt mir möge ſagen,
Wie laut die Nachtigall geſchlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchſchritt.

Weiße Roſen.

1.

Du biſſeſt dir die Lippen wund,
Das Blut iſt danach gefloſſen;
Du haſt es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einſt mein Mund ſie verſchloſſen.

Entfärben ließt du dein blondes Haar
In Sonnenbrand und Regen;
Du haſt es gewollt, weil meine Hand
Liebkoſend darauf gelegen.

Du ſtehſt am Heerd in Flammen und Rauch,
Daß die zarten Hände dir ſprangen;
Du haſt es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil mein Auge daran gehangen.

2.

Du gehſt an meiner Seite hin
Und achteſt meiner nicht;
Nun ſchmerzt mich deine weiße Hand,
Dein ſüßes Angeſicht.

O ſprich wie ſonſt ein liebes Wort,
Ein einzig Wort mir zu!
Die Wunden bluten heimlich fort,
Auch du haſt keine Ruh'.

Der Mund, der jetzt zu meiner Qual
Sich ſtumm vor mir verſchließt,
Ich hab' ihn ja ſo tauſend mal,
Viel tauſend mal geküßt.

Was einſt ſo überſelig war,
Bricht nun das Herz entzwei;
Das Aug', das meine Seele trank,
Sieht fremd an mir vorbei.

3.

So dunkel ſind die Straßen,
So herbſtlich geht der Wind;
Leb wohl, meine weiße Roſe,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!

So ſchweigend ſteht der Garten,
Ich wandre weit hinaus;
Er wird dir nicht verrathen,
Daß ich nimmer kehr' nach Haus.

Der Weg iſt gar ſo einſam,
Es reiſt ja Niemand mit;
Die Wolken nur am Himmel
Halten gleichen Schritt.

Ich bin ſo müd' zum Sterben:
Drum blieb' ich gern zu Haus,
Und ſchliefe gern das Leben
Und Luſt und Leiden aus.

Looſe.

Der einſt er ſeine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter ſein gedacht.

Drauf hat er heimgeführet
Ein Mädchen ſtill und hold;
Die hat aus allen Menſchen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob ſein Herz in Liebe
Niemals für ſie gebebt,
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

Noch einmal!

Noch einmal fällt in meinen Schooß
Die rothe Roſe Leidenſchaft;
Noch einmal hab' ich ſchwärmeriſch
In Mädchenaugen mich vergafft;
Noch einmal legt ein junges Herz
An meines ſeinen ſtarken Schlag;
Noch einmal weht an meine Stirn
Ein juniheißer Sommertag.

Die Stunde schlug.

Die Stunde ſchlug, und deine Hand
Liegt zitternd in der meinen;
An meine Lippen ſtreiſten ſchon
Mit ſcheuem Druck die deinen.

Es zuckten aus dem vollen Kelch
Elektriſch ſchon die Funken;
O faſſe Muth, und fliehe nicht,
Bevor wir ganz getrunken!

Die Lippen, die mich ſo berührt,
Sind nicht mehr deine eignen;
Sie können doch, ſo lang' du lebſt,
Die meinen nicht verleugnen.

Die Lippen, die ſich ſo berührt,
Sind rettungslos gefangen;
Spät oder früh, ſie müſſen doch
Sich tödtlich heimverlangen.

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt.

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich ſcheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Noch häng' ich feſt an deinem Mund'
In ſchmerzlich bangender Begier;
Du giebſt der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Roſe giebſt du mir.

Du ſchenkſt aus jenem Zauberkelch
Den letzten goldnen Trunk mir ein;
Du biſt aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendſchein.

Am Himmel ſteht der letzte Stern,
O halte nicht dein Herz zurück;
Zu deinen Füßen ſink' ich hin,
O fühl's, du biſt mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Bruſt
Des vollſten Lebens Schauer wehn,
Eh' ſeufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn.

Hyazinthen.

Fern hallt Muſik; doch hier iſt ſtille Nacht,
Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen;
Ich habe immer, immer dein gedacht,
Ich möchte ſchlafen; aber du mußt tanzen.

Es hört nicht auf, es raſ't ohn' Unterlaß;
Die Kerzen brennen und die Geigen ſchreien,
Es theilen und es ſchließen ſich die Reihen,
Und Alle glühen; aber du biſt blaß.

Und du mußt tanzen; fremde Arme ſchmiegen
Sich an dein Herz; o leide nicht Gewalt!
Ich ſeh' dein weißes Kleid vorüberfliegen
Und deine leichte, zärtliche Geſtalt. — —

Und ſüßer ſtrömend quillt der Duft der Nacht
Und träumeriſcher aus dem Kelch der Pflanzen.
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte ſchlafen; aber du mußt tanzen.

Du willſt es nicht in Worten ſagen.

Du willſt es nicht in Worten ſagen;
Doch legſt du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulſe tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimniß kund.

Du fliehſt vor mir, du ſcheue Taube,
Und drückſt dich feſt an meine Bruſt;
Du biſt der Liebe ſchon zum Raube,
Und biſt dir kaum des Worts bewußt.

Du biegſt den ſchlanken Leib mir ferne,
Indeß dein rother Mund mich küßt;
Behalten möchteſt du dich gerne,
Da du doch ganz verloren biſt.

Du fühlſt, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben ſcheuſt du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schaale voll;
Die holde Schaam iſt nur empfangen,
Daß ſie in Liebe ſterben ſoll.

Dämmerſtunde.

Im Seſſel du, und ich zu deinen Füßen
Das Haupt zu dir gewendet, ſaßen wir;
Und ſanfter fühlten wir die Stunden fließen,
Und ſtiller ward es zwiſchen mir und dir;
Bis unſre Augen in einander ſanken
Und wir berauſcht der Seele Athem tranken.

Frauenhand.

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch, was ſo ſanft dein Mund verſchweigt,
Muß deine blaſſe Hand geſtehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in ſchlummerloſer Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Die Zeit iſt hin.

Die Zeit iſt hin; du löſt dich unbewußt
Und leiſe mehr und mehr von meiner Bruſt;
Ich ſuche dich mit ſanftem Druck zu faſſen,
Doch fühl' ich wohl, ich muß dich gehen laſſen.

So laß mich denn, bevor du weit von mir
Im Leben gehſt, noch einmal danken dir;
Und magſt du nie, was rettungslos vergangen,
In ſchlummerloſen Nächten heim verlangen.

Hier ſteh' ich nun und ſchaue bang zurück;
Vorüber rinnt auch dieſer Augenblick,
Und wie viel Stunden dir und mir gegeben,
Wir werden keine mehr zuſammen leben.

Wohl rief ich ſanſt dich an mein Herz.

Wohl rief ich ſanſt dich an mein Herz,
Doch blieben meine Arme leer;
Der Stimme Zauber, der du ſonſt
Nie widerſtandeſt, galt nicht mehr.

Was jetzt dein Leben füllen wird,
Wohin du gehſt, wohin du irrſt,
Ich weiß es nicht; ich weiß allein,
Daß du mir nie mehr lächeln wirſt.

Doch kommt erſt jene ſtille Zeit,
Wo uns das Leben läßt allein,
Dann wird, wie in der Jugend einſt,
Nur meine Liebe bei dir ſein.

Dann wird, was jetzt geſchehen mag,
Wie Schatten dir vorübergehn,
Und nur die Zeit, die nun dahin,
Die uns gehörte, wird beſtehn.

Und wenn dein letztes Kiſſen einſt
Beglänzt ein Abendſonnenſtrahl,
Es iſt die Sonne jenes Tags,
Da ich dich küßte zum erſten Mal.

Du ſchläfſt.

Du ſchläfſt. — So will ich leiſe flehen:
O ſchlafe ſanft! und leiſe will ich gehen,
Daß dich nicht ſtöre meiner Tritte Gang,
Daß du nicht höreſt meiner Stimme Klang.

Ein Grab ſchon weiſet manche Stelle,
Und manches liegt in Traum und Duft;
Nun ſprudle, friſche Lebensquelle,
Und rauſche über Grab und Kluft!

Geſchwiſterblut.

1.

Sie ſaßen ſich genüber bang,
Und ſahen ſich an in Schmerzen;
O lägen ſie in tiefſter Gruft,
Und lägen Herz an Herzen!

Sie ſprach: „Daß wir beiſammen ſind,
Mein Bruder, will nicht taugen!“
Er ſah ihr in die Augen tief:
„O ſüße Schweſteraugen!“

Sie faßte flehend ſeine Hand
Und rief: „O denk' der Sünde!“
Er ſprach: „O ſüßes Schweſterblut,
Was läufſt du ſo geſchwinde!“

Er zog die ſchmalen Fingerlein
An ſeinen Mund zur Stelle;
Sie rief: „O hilf mir, Herre Chriſt,
Er zieht mich nach der Hölle!“

Der Bruder hielt ihr zu den Mund;
Er rief nach ſeinen Knappen.
Nun rüſteten ſie Reiſezeug,
Nun zäumten ſie die Rappen.

Er ſprach: „Daß ich dein Bruder ſei,
Nicht länger will ich's tragen;
Nicht länger will ich drum im Grab
Vater und Mutter verklagen.

Zu löſen vermag der Papſt Urban,
Er mag uns löſen und binden;
Und ſäß' er an Sanct-Peter's Fauſt,
Den Brautring muß ich finden.“

Er ritt dahin; die Thräne rann
Von ihrem Angeſichte;
Der Stuhl, wo er geſeſſen, ſtand
Im Abendſonnenlichte.

Sie ſtieg hinab durch Hof und Hall'
Zu der Kapelle Stufen!
„Weh' mir, ich hör' im Grabe tief
Vater und Mutter rufen!"

Sie ſtieg hinauf in's Kämmerlein:
Das ſtand in Dämmerniſſen.
Ach, nächtens ſchlug die Nachtigall;
Da ſaß ſie wach im Kiſſen.

Da fuhr ihr Herz dem Liebſten nach
Allüberall auf Erden;
Sie ſtreckte weit die Arme aus:
„Unſelig muß ich werden!"

2.

Schon war mit ſeinem Roſenkranz
Der Sommer fortgezogen;
Es hatte ſich die Nachtigall
In weiter Welt verflogen.

Im Erker ſaß ein blaſſes Weib
Und ſchaute auf die Flieſen;
So ſtille war's: kein Tritt erſcholl,
Kein Hornruf über die Wieſen.

Der Abendſchein alleine ging
Vergoldend durch die Halle;
Da öffneten die Thore ſich
Geräuſchlos, ohne Schalle.

Da ſtand an ſeiner Schwelle Rand
Ein Mann in Harm gebrochen;
Der ſah ſie todten Auges an,
Kein Wort hat er geſprochen.

Es lag auf ihren Lidern ſchwer,
Sie ſchlug ſie auf mit Mühen;
Sie ſprang empor, ſie ſchrie ſo laut,
Wie noch kein Herz geſchrieen.

Doch als er ſprach: „Es reicht kein Ring
Um Schweſter- und Bruderhände!“
Um ſtürzte ſie den Marmortiſch,
Und ſchritt an Saales Ende.

Sie warf in ſeine Arme ſich;
Doch war ſie bleich zum Sterben.
Er ſprach: „So iſt die Stunde da,
Daß Beide wir verderben.“

Die Schweſter von dem Nacken ſein
Löſte die zarten Hände:
„Wir wollen zu Vater und Mutter gehn;
Da hat das Leid ein Ende.“

Mondlicht.

Wie liegt im Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie ſelig iſt der Friede,
Der ſie umfangen hält!

Die Winde müſſen ſchweigen,
So ſanft iſt dieſer Schein;
Sie ſäuſeln nur und weben
Und ſchlafen endlich ein.

Und was in Tagesgluthen
Zur Blüthe nicht erwacht,
Es öffnet ſeine Kelche
Und duftet in die Nacht.

Wie bin ich ſolchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt.
Sei du in meinem Leben
Der liebevolle Mond!

Lucie.

Ich ſeh' ſie noch, ihr Büchlein in der Hand,
Nach jener Bank dort an der Gartenwand
Vom Spiel der andern Kinder ſich entfernen;
Sie wußte wohl, es mühte ſie das Lernen.

Nicht war ſie klug, nicht ſchön; mir aber war
Ihr blaß' Geſichtchen und ihr blondes Haar,
Mir war es lieb; aus der Erinnrung Düſter
Schaut es mich an; wir waren recht Geſchwiſter.

Ihr ſchmales Bettchen theilte ſie mit mir,
Und nächtens Wang' an Wange ſchliefen wir;
Das war ſo ſchön! Noch weht ein Kinderfrieden
Mich an aus jenen Zeiten, die geſchieden.

Ein Ende kam; — ein Tag, ſie wurde krank,
Und lag im Fieber viele Wochen lang;
Ein Morgen dann, wo ſanft die Winde gingen,
Da ging ſie heim; es blühten die Syringen.

Die Sonne ſchien; ich lief in's Feld hinaus
Und weinte laut; dann kam ich ſtill nach Haus.
Wohl zwanzig Jahr und drüber ſind vergangen —
An wie viel Andrem hat mein Herz gehangen!

Was hab' ich heute denn nach dir gebangt?
Biſt du mir nah, und haſt nach mir verlangt?
Willſt du, wie einſt nach unſren Kinderſpielen
Mein Knabenhaupt an deinem Herzen fühlen?

Einer Todten.

1.

Du glaubteſt nicht an frohe Tage mehr,
Verjährtes Leid ließ nimmer dich geneſen;
Die Mutterfreude war für dich zu ſchwer,
Das Leben war dir gar zu hart geweſen.

Er ſaß bei dir in letzter Liebespflicht;
Noch eine Nacht, noch eine war gegeben!
Auch die verrann; dann kam das Morgenlicht.
„Mein guter Mann, wie gerne wollt' ich leben!“

Er hörte ſtill die ſanften Worte an,
Wie ſie ſein Ohr in bangen Pauſen trafen:
„Sorg' für das Kind — ich ſterbe, ſüßer Mann.“
Dann halbverſtändlich noch: „Nun will ich ſchlafen.“

Und dann nichts mehr; — du wurdeſt nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
Der Athem Gottes wehte durch's Gemach,
Dein Kind ſchrie auf, und dann warſt du hinüber.

2.

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß ſo wie ſonſt die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken ſchlagen,
Einförmig wechſeln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter ſchwanden,
Wie ſonſt der Abend uns vereint;
Und daß, wo ſonſt dein Stuhl geſtanden,
Schon Andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermiſſen ſcheint;

Indeſſen von den Gitterſtäben
Die Mondesſtreifen ſchmal und karg
In deine Gruft hinunterweben,
Und mit geſpenſtig trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Eine Fremde.

Sie ſaß in unſerm Mädchenkreiſe,
Ein Stern am Frauen-Firmament;
Sie ſprach in unſres Volkes Weiſe,
Nur leis mit klagendem Accent.
Du hörteſt niemals heim verlangen
Den ſtolzen Mund der ſchönen Frau;
Nur auf den ſüdlich blaſſen Wangen
Und über der gewölbten Brau
Lag noch Granada's Mondenſchimmer,
Den ſie vertauſcht um unſern Strand;
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.

Lehrſatz.

Die Sonne ſcheint; laß ab von Liebeswerben!
Denn Liebe gleicht der ſcheueſten der Frauen;
Ihr eigen Antlitz ſchämt ſie ſich zu ſchauen,
Ein Räthſel will ſie bleiben, oder ſterben.
Doch wenn der Abend ſtill hernieder gleitet,
Dann naht das Reich der zärtlichen Gedanken;
Wenn Dämmrung ſüß verwirrend ſich verbreitet,
Und alle Formen in einander ſchwanken,
Dann irrt die Hand, dann irrt der Mund gar leicht,
Und halb gewagt wird Alles ganz erreicht.

Die Kleine.

Und plaudernd hing ſie mir am Arm;
Sie halberſchloſſen nur dem Leben,
Ich zwar nicht alt, doch aber dort,
Wo uns verläßt die Jugend eben.

Wir wandelten hinauf, hinab
Im dämmergrünen Gang der Linden;
Sie ſah mich froh und leuchtend an,
Sie wußte nicht, es könne zünden.

Ihr ahnte keine Möglichkeit,
Kein Wort von ſo verwegnen Dingen,
Wodurch es ſelbſt die tiefſte Kluft
Verlockend wird zu überſpringen.

O ſüßes Nichtsthun.

O ſüßes Nichtsthun, an der Liebſten Seite
Zu ruhen auf des Bergs beſonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häuſergruppe
Den Blick zu ſenden, bald in ferne Weite!
O ſüßes Nichtsthun, lieblich ſo gebannt
Zu athmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken laſſen von den Frühlingslüften,
Hinab zu ziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimathliche Sterne.

Wer je gelebt in Liebesarmen.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er ſterben fern, allein,
Er fühlte noch die ſel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode iſt ſie ſein.

Nun ſei mir heimlich zart und lieb.

Nun ſei mir heimlich zart und lieb;
Setz' deinen Fuß auf meinen nun!
Mir ſagt es: ich verließ die Welt,
Um ganz allein auf dir zu ruhn;

Und dir: o ließe mich die Welt,
Und könnt' ich friedlich und allein,
Wie deines leichten Fußes jetzt,
So deines Lebens Träger ſein!

Schließe mir die Augen beide.

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch Alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh'.
Und wie leiſe ſich der Schmerz
Well' um Welle ſchlafen leget,
Wie der letzte Schlag ſich reget,
Fülleſt du mein ganzes Herz.

Kritik.

Hör' mir nicht auf ſolch' Geſchwätz,
Liebes Herz, daß wir Poeten
Schon genug der Liebeslieder,
Ja, zu viel gedichtet hätten.

Ach, es ſind ſo kläglich wenig,
Denn ich zählte ſie im Stillen,
Kaum genug, dein Nadelbüchlein
Schicklich damit anzufüllen.

Lieder, die von Liebe reimen,
Kommen Tag für Tage wieder;
Doch wir zwei Verliebte ſprechen:
Das ſind keine Liebeslieder.

Morgens.

Nun gieb ein Morgenküßchen!
Du haſt genug der Ruh';
Und ſetz' dein zierlich Füßchen
Behende in den Schuh!

Nun ſchüttle von der Stirne
Der Träume blaſſe Spur!
Das goldene Geſtirne
Erleuchtet längſt die Flur.

Die Roſen in deinem Garten
Sprangen im Sonnenlicht;
Sie können kaum erwarten,
Daß deine Hand ſie bricht.

Zur Nacht.

Vorbei der Tag! Nun laß mich unverſtellt
Genießen dieſer Stunde vollen Frieden!
Nun ſind wir unſer; von der frechen Welt
Hat endlich uns die heilige Nacht geſchieden.

Laß einmal noch, eh' ſich dein Auge ſchließt,
Der Liebe Strahl ſich rückhaltlos entzünden;
Noch einmal, eh' im Traum ſie ſich vergißt,
Mich deiner Stimme lieben Laut empfinden!

Was giebt es mehr! Der ſtille Knabe winkt
Zu ſeinem Strande lockender und lieber;
Und wie die Bruſt dir athmend ſchwellt und ſinkt,
Trägt uns des Schlummers Welle ſanft hinüber.

Die Kinder.

1.

Abends.

Auf meinem Schooße ſitzet nun
Und ruht der kleine Mann;
Mich ſchauen aus der Dämmerung
Die zarten Augen an.

Er ſpielt nicht mehr, er iſt bei mir,
Will nirgend anders ſein;
Die kleine Seele tritt heraus
Und will zu mir herein.

2.

Mein Häwelmann, mein Burſche klein,
Du biſt des Hauſes Sonnenſchein;
Die Vögel ſingen, die Kinder lachen,
Wenn deine ſtrahlenden Augen wachen.

Im Herbſte.

Es rauſcht, die gelben Blätter fliegen,
Am Himmel ſteht ein falber Schein;
Du ſchauerſt leis, und drückſt dich feſter
In deines Mannes Arm hinein.

Was nun von Halm zu Halme wandelt,
Was nach den letzten Blumen greift,
Hat heimlich im Vorübergehen
Auch dein geliebtes Haupt geſtreift.

Doch reißen auch die zarten Fäden,
Die warme Nacht auf Wieſen ſpann —
Es iſt der Sommer nur, der ſcheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Du legſt die Hand an meine Stirne,
Und ſchauſt mir prüfend in's Geſicht;
Aus deinen milden Frauenaugen
Bricht gar zu melancholiſch Licht.

Erloſch auch hier ein Duft, ein Schimmer,
Ein Räthſel, das dich einſt bewegt,
Daß du in meine Hand gefangen
Die freie Mädchenhand gelegt?

O ſchaudre nicht! Ob auch unmerklich
Der hellſte Sonnenſchein verrann —
Es iſt der Sommer nur, der ſcheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Gode Nacht.

Oever de ſtillen Straten
Geit klar de Klokkenſlag;
God' Nacht! Din Hart will ſlapen,
Un morgen is ok en Dag.

Din Kind liggt in de Wegen,
Un ik bün ok bi di;
Din Sorgen un din Leven
Is allens um un bi.

Noch eenmal lat uns ſpräken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand ſchient op de Däken,
Uns' Herrgott hölt de Wacht.

O bleibe treu den Todten.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

Sie ſtarben, doch ſie blieben
Auf Erden weſenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen ſchloß.

Indeſſen du dich herzlich
In Lebensluſt verſenkſt,
Wie ſehnen ſie ſich ſchmerzlich,
Daß ihrer du gedenkſt!

Sie nahen dir in Liebe,
Allein du fühlſt es nicht;
Sie ſchaun dich an ſo trübe,
Du aber ſiehſt es nicht.

Die Brücke iſt zerfallen;
Nun mühen ſie ſich bang
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie hinüber drang.

In ihrem Schattenleben
Quält Eins ſie gar zu ſehr:
Ihr Herz will dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

In böſer Stunde.

Ein ſchwaches Stäbchen iſt die Liebe,
Das deiner Jugend Rebe trägt,
Das wachſend bald der Baum des Lebens
Mit ſeinen Aeſten ſelbſt zerſchlägt.

Und drängteſt du mit ganzer Seele
Zu allerinnigſtem Verein,
Du wirſt am Ende doch, am Ende
Nur auf dir ſelbſt gelaſſen ſein.

Und war es auch ein großer Schmerz.

Und war es auch ein großer Schmerz,
Und wär's vielleicht gar eine Sünde,
Wenn es noch einmal vor dir ſtünde,
Du thät'ſt es noch einmal, mein Herz.

Zwiſchenreich.

Meine ausgelaſſ'ne Kleine,
Ach, ich kenne ſie nicht mehr;
Nur mit Tanten und Paſtoren
Hat das liebe Herz Verkehr.

Jene ſüße Himmelsdemuth,
Die der Sünder Hoffart ſchilt,
Hat das ganze Schelmenantlitz
Wie mit grauem Flor verhüllt.

Ja, die brennend rothen Lippen
Predigen Entſagung euch;
Dieſe gar zu ſchwarzen Augen
Schmachten nach dem Himmelreich.

Auf die Titianſche Venus
Iſt ein Heil'genbild gemalt;
Ach, ich kenne ſie nicht wieder,
Die ſo ſchön mit uns gedahlt.

Nirgend mehr für blaue Märchen
Iſt ein einzig' Plätzchen leer;
Nur Tractätlein und Asceten
Liegen haufenweis umher.

Wahrlich, zum Verzweifeln wär' es —
Aber, Schatz, wir wiſſen ſchon,
Deinen ganzen Götzenplunder
Wirft ein einz'ger Mann vom Thron.

Vom Staatskalender.

1.

Die Tochter ſpricht:

„Ach, die kleine Kaufmannstochter,
Wie das Ding ſich immer putzt!
Fehlt nur, daß mit unſer Einem
Sie ſich noch vertraulich duzt.

Setzt ſich, wo wir auch erſcheinen,
Wie von ſelber nebenbei;
Präſidentens könnten meinen,
Daß es heiße Freundſchaft ſei.

Und es will ſich doch nicht ſchicken,
Daß man ſo mit Jeder geht,
Seit Papa im Staatskalender
In der dritten Claſſe ſteht.

Hat Mama doch auch den Dienſten
Anbefohlen klar und hell,
Fräulein hießen wir jetzunder,
Fräulein, und nicht mehr Mamſell.

Ach, ein kleines Bischen adlig,
So ein Bischen — glaub, wir ſind's!
Morgen in der goldnen Kutſche
Holt uns ein verwünſchter Prinz!«

2.

Ein Golem.

Ihr ſagt, es ſei ein Kämmerer,
Ein ſchöner Staatskalenderer;
Doch ſieht denn nicht ein Jeder,
Daß er genäht aus Leder?

Kommt nur der rechte Regentropf,
Und wäſcht die Nummer ihm vom Kopf,
So ruft gewiß ein Jeder:
Herr Gott, ein Kerl von Leder!

Geſegnete Mahlzeit.

Sie haben wundervoll dinirt;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menſchenliebe iſt ihr Herz,
Sie ſind der ganzen Welt ſo gut.

Sie ſchütteln zärtlich ſich die Hand,
Umwandelnd den geleerten Tiſch,
Und wünſchen, daß geſegnet ſei
Der Wein, der Braten und der Fiſch.

Die Geiſtlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie ſie ſo ganz verſtehen ſich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben ſich herzinniglich.

Von Katzen.

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt ſechs allerliebſte kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen ſind grauſam,
Und Menſchlichkeit wächſt nicht in einer Küche —
Die wollte von den Sechſen fünf ertränken,
Fünf weiße, ſchwarzgeſchwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
Ich half ihr heim! — der Himmel ſegne
Mir meine Menſchlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchſen auf und ſchritten binnen Kurzem
Erhobenen Schwanzes über Hof und Heerd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein ſah,
Sie wuchſen auf, und Nachts vor ihrem Fenſter
Probirten ſie die allerliebſten Stimmchen.

Ich aber, wie ich ſie ſo wachſen ſahe,
Ich pries mich ſelbſt und meine Menſchlichkeit. —
Ein Jahr iſt um, und Katzen ſind die Kätzchen,
Und Maitag iſt's! — Wie ſoll ich es beſchreiben,
Das Schauſpiel, das ſich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel iſt ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tiſch und Treppen,
Die Alte gar — nein, es iſt unausſprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede,—jede von den ſieben Katzen
Hat ſieben, denkt euch! ſieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen.
Die Köchin raſt,—ich kann der blinden Wuth
Nicht Schranken ſetzen dieſes Frauenzimmers;
Erſäufen will ſie alle neun und vierzig!
Mir ſelber, ach mir läuft der Kopf davon —
O Menſchlichkeit, wie ſoll ich dich bewahren!
Was fang' ich an mit ſechs und funfzig Katzen! —

Stoßſeufzer.

Am Weihnachtſonntag kam er zu mir,
In Jack' und Schurzfell und roch nach Bier,
Und ſprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinſen und von Capital;
Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr'!
Hat keinen Feſttag im ganzen Jahr.

In der Frühe.

Goldſtrahlen ſchießen über's Dach,
Die Hähne krähn den Morgen wach;
Nun einer hier, nun einer dort,
So kräht es nun von Ort zu Ort;
Und in der Ferne ſtirbt der Klang —
Ich höre nichts, ich horche lang.
Ihr wackern Hähne, krähet doch!
Sie ſchlafen immer, immer noch.

Aus der Marſch.

Der Ochſe frißt das feine Gras,
Und läßt die groben Halme ſtehen;
Der Bauer ſchreitet hinterdrein
Und fängt bedächtig an zu mähen.

Und auf dem Stall zur Winterzeit,
Wie wacker ſteht der Ochs zu kauen!
Was er als grünes Gras verſchmäht,
Das muß er nun als Heu verdauen.

Am Aktentiſch.

Da hab' ich den ganzen Tag decretirt;
Und es hätte mich faſt wie ſo Manchen verführt,
Ich ſpürte das kleine dumme Vergnügen,
Was abzumachen, was fertig zu kriegen.

Sturmnacht.

Im Hinterhaus im Flieſenſaal
Ueber Urgroßmutters Tiſch' und Bänke,
Ueber die alten Schatullen und Schränke
Wandelt der zitternde Mondenſtrahl.
Vom Wald kommt der Wind
Und fährt an die Scheiben;
Und geſchwind, geſchwind
Schwatzt er ein Wort,
Und dann wieder fort
Zum Wald über Föhren und Eiben.
Da wird auch das alte verzauberte Holz
Da drinnen lebendig;
Wie ſonſt im Walde will es ſtolz
Die Kronen ſchütteln unbändig,

Mit den Aeſten greifen hinaus in die Nacht,
Mit dem Sturm ſich ſchaukeln in brauſender Jagd,
Mit den Blättern in Uebermuth rauſchen;
Beim Tanz im Flug
Durch Wolkenzug
Mit dem Mondlicht ſilberne Blicke tauſchen.
Da müht ſich der Lehnſtuhl die Arme zu recken,
Den Roccocofuß will das Kanapee ſtrecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen
Und wollen die roſtigen Schlöſſer ſprengen;
Der Eichſchrank unter dem kleinen Troß
Steht da, ein finſterer Koloß.
Traumhaft regt er die Klauen an,
Ihm zuckt's in der verlornen Krone;
Doch bricht er nicht den ſchweren Bann.
Und draußen pfeift ihm der Wind zum Hohne,
Und fährt an die Läden und rüttelt mit Macht,
Bläſt durch die Ritzen, grunzt und lacht,
Schmeißt die Fledermäuſe, die kleinen Geſpenſter
Klitſchend gegen die raſſelnden Fenſter.
Die glupen dumm neugierig hinein —
Da drinn' ſteht voll der Mondenſchein.
  Aber droben im Haus
Im behaglichen Zimmer

Beim Sturmgebraus
Saßen und ſchwatzten die Alten noch immer;
Nicht hörend, wie drunten die Saalthür ſprang,
Und ein Klang war erwacht
Aus der einſamen Nacht,
Der ſchollernd drang
Ueber Trepp' und Gang,
Daß dran in der Kammer die Kinder mit Schrecken
Auffuhren und ſchlüpften unter die Decken.

Waldweg.

Fragment.

Durch einen Nachbarsgarten ging der Weg,
Wo blaue Schleh'n im tiefen Graſe ſtanden;
Dann durch die Hecke über ſchmalen Steg
Auf eine Wieſe, die an allen Randen
Ein hoher Zaun vielfarb'gen Laub's umzog:
Buſcheichen unter wilden Roſenbüſchen,
Um die ſich frei die Geißblattranke bog,
Brombeergewirr und Hülſendorn dazwiſchen;
Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
Entlang des Walles ſeinen dunklen Teppich.
Und vorwärts ſchreitend ſtörte bald mein Tritt
Die Biene auf, die um die Diſtel ſchwärmte,
Bald hörte ich, wie durch die Gräſer glitt
Die Schlange, die am Sonnenſtrahl ſich wärmte.
Sonſt war es kirchenſtill in alle Weite,
Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite

Sprang ſchnaufend ab und zu des Oheims Hund;
Denn nicht allein wär' ich um ſolche Zeit
Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
Mir graute vor der Mittagseinſamkeit. —
Heiß war die Luft, und alle Winde ſchliefen;
Und vor mir lag ein ſonnig offner Raum,
Wo quer hindurch ſchutzlos die Steige liefen.
Wohl hatt' ich's ſauer und ertrug es kaum;
Doch raſcher ſchreitend überwand ich's bald.
Dann war ein Bach, ein Wall zu überſpringen,
Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
In dem ſchon herbſtlich roth die Blätter hingen.
Und drüber her, hoch in der blauen Luft,
Stand beuteſüchtig ein gewaltger Weih',
Die Flügel ſchlagend durch den Sonnenduft;
Tief aus der Holzung ſcholl des Hähers Schrei.
Herbſtblätterduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen ſchon auf meinem Wege,
Und dort im Walde ſchimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm in's Gehege.
Schon ſtreckten dort gleich Säulen der Kapelle
An's Laubgewölb' die Tannenſtämme ſich;
Dann war's erreicht, und wie an Kirchenſchwelle
Umſchauerte die Schattenkühle mich.

Eine Frühlingsnacht.

Im Zimmer drinnen iſt's ſo ſchwül;
Der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
Sein Herz iſt müde, ſein Auge verwacht.

Er lauſcht auf der Stunden rinnenden Sand;
Er hält die Uhr in der weißen Hand.

Er zählt die Schläge, die ſie pickt,
Er forſchet, wie der Weiſer rückt;

Es fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
Wenn der Weiſer die ſchwarze Drei erreicht.

Die Wartfrau ſitzt geduldig dabei,
Harrend bis Alles vorüber ſei. —

Schon auf dem Herzen drückt ihm der Tod –
Und draußen dämmert das Morgenroth;

An die Fenſter klettert der Frühlingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.

Die Erde lacht in Liebesſchein,
Pfingſtglocken läuten das Brautfeſt ein;

Singende Burſche ziehn über's Feld
Hinein in die blühende, klingende Welt. —

Und immer ſtiller wird es drin;
Die Alte tritt zum Kranken hin.

Der hat die Hände gefaltet dicht;
Sie zieht ihm das Laken über's Geſicht.

Dann geht ſie fort. Stumm wird's und leer;
Und drinnen wacht kein Auge mehr.

Der Zweifel.

Der Glaube iſt zum Ruhen gut;
Doch bringt er nicht von der Stelle;
Der Zweifel in ehrlicher Männerfauſt
Der ſprengt die Pforten der Hölle.

Februar.

Im Winde wehn die Lindenzweige,
Von rothen Knospen überſäumt;
Die Wiegen ſind's, worin der Frühling
Die ſchlimme Winterzeit verträumt.

März.

Und aus der Erde ſchauet nur
Alleine noch Schneeglöckchen;
So kalt, ſo kalt iſt noch die Flur,
Es friert im weißen Röckchen.

April.

Das iſt die Droſſel, die da ſchlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt;
Ich fühle, die ſich hold bezeigen,
Die Geiſter aus der Erde ſteigen.
Das Leben fließet wie ein Traum —
Mir iſt wie Blume, Blatt und Baum.

Mai.

Die Kinder ſchreien „Vivat hoch!“
In die blaue Luft hinein;
Den Frühling ſetzen ſie auf den Thron,
Der ſoll ihr König ſein.

Die Kinder haben die Veilchen gepflückt,
All', all', die da blühten am Mühlengraben.
Der Lenz iſt da; ſie wollen ihn feſt
In ihren kleinen Fäuſten haben.

Juli.

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniederſieht,
Seine Aehren ſenkt das Korn,
Rothe Beere ſchwillt am Dorn,
Schwer von Segen iſt die Flur —
Junge Frau, was ſinnſt du nur?

Auguſt.

(Inſerat.)

Die verehrlichen Jungen, welche heuer
Meine Aepfel und Birnen zu ſtehlen gedenken,
Erſuche ich höflichſt, bei dieſem Vergnügen
Womöglich in ſo weit ſich zu beſchränken,
Daß ſie daneben auf den Beeten
Mir die Wurzeln und Erbſen nicht zertreten.

Im Garten.

Hüte, hüte den Fuß und die Hände,
Eh' ſie berühren das ärmſte Ding!
Denn du zertrittſt eine häßliche Raupe,
Und tödteſt den ſchönſten Schmetterling.

Herbſt.

1.

Schon in's Land der Pyramiden
Flohn die Störche über's Meer;
Schwalbenflug iſt längſt geſchieden,
Auch die Lerche ſingt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die ſüßen Sommertage
Ach, ſie ſind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verſchlungen,
Der dein ſtillſtes Glück geſehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die ſchöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltſam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieſelt über Thal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Haide,
Daß man ſicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Lieg' ein ferner Frühlingstag.

2.

Die Senſe rauſcht, die Aehre fällt,
Die Thiere räumen ſcheu das Feld,
Der Menſch begehrt die ganze Welt.

3.

Und ſind die Blumen abgeblüht,
So brecht der Aepfel goldne Bälle;
Hin iſt die Zeit der Schwärmerei,
So ſchätzt nun endlich das Reelle!

Hinter den Tannen.

Sonnenſchein auf grünem Raſen,
Krokus drinnen blau und blaß;
Und zwei Mädchenhände tauchen
Blumen pflückend in das Gras.

Und ein Junge kniet daneben,
Gar ein übermüthig Blut;
Und ſie ſchau'n ſich an und lachen —
O wie kenn' ich ſie ſo gut!

Hinter jenen Tannen war es,
Jene Wieſe ſchließt es ein,
Schöne Zeit der Blumenſträuße,
Stiller Sommerſonnenſchein!

Vor Tag.

1.

Wir harren nicht mehr ahnungsvoll
Wie ſonſt auf blaue Märchenwunder;
Wie ſich das Buch entwickeln ſoll,
Wir wiſſen's ganz genau jetzunder.

Wir blätterten ſchon hin und her,
— Denn ruchlos wurden unſre Hände —
Und auf der letzten Seite ſahn
Wir ſchon das ſchlimme Wörtlein Ende.

2.

Und geht es noch ſo rüſtig
Hin über Stein und Steg,
Es iſt eine Stelle im Wege,
Du kommſt darüber nicht weg.

3.

Schlug erſt die Stunde, wo auf Erden
Dein holdes Bildniß ſich verlor,
Dann wirſt du niemals wieder werden,
Sowie du niemals warſt zuvor.

4.

Da dieſe Augen nun in Staub vergehen,
So weiß ich nicht, wie wir uns wiederſehen.

Zur Taufe.

Ein Gutachten.

Bedenk' es wohl, eh' du ſie taufſt!
Bedeutſam ſind die Namen;
Und faſſe mir dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.
Denn ob der Nam' den Menſchen macht,
Ob ſich der Menſch den Namen,
Das iſt, weshalb mir oft, mein Freund,
Beſcheidene Zweifel kamen;
Eins aber weiß ich ganz gewiß,
Bedeutſam ſind die Namen!
So ſchickt für Mädchen Lisbeth ſich,
Eliſabeth für Damen;
Auch fing ſich oft ein Freier ſchon,
Dem Fiſchlein gleich am Hamen,
An einem ambraduftigen,
Klanghaften Mädchennamen.

Morgane.

In regentrüben Sommertagen,
Wenn Luft und Fluth zuſammenragen
Und ohne Regung ſchläft die See,
Dann ſieht an unſerm grauen Strande
Das Wunder aus dem Morgenlande,
Morgane, die berufne Fee.

Argliſtig halb und halb von Sinne,
Verſchmachtend nach dem Kelch der Minne,
Der ſtets an ihrem Mund verſiegt,
Umgaukelt ſie des Wandrers Pfade,
Und lockt ihn an ein Scheingeſtade,
Das in des Todes Reichen liegt.

Von ihrem Zauberſpiel geblendet
Ruht manches Haupt in Nacht gewendet
Begraben in der Wüſte Schlucht;
Denn ihre Liebe iſt Verderben,
Ihr Hauch iſt Gift, ihr Kuß iſt Sterben,
Die ſchönen Augen ſind verflucht.

So ſteht ſie jetzt im hohen Norden
An unſres Meeres dunklen Borden,
So ſchreibt ſie fingernd in den Dunſt;
Und quellend aus den luftgen Spuren
Erſtehn in dämmernden Conturen
Die Bilder ihrer argen Kunſt.

Doch hebt ſich nicht wie dort im Süden
Auf roſigen Karyatiden
Ein Wundermärchenſchloß in's Blau;
Nur einer Hauberg graues Bildniß
Schwimmt einſam in der Nebelwildniß,
Und Keinen lockt der Hexenbau.

Bald wechſelt ſie die dunkle Küſte
Mit Libyens ſonnengelber Wüſte
Und mit der Tropenwälder Duft;
Dann bläſt ſie lachend durch die Hände,
Dann ſchwankt das Haus, und Fach und Wände
Verrinnen quirlend in die Luft.

Oſtern.

Es war daheim auf unſerm Meeresdeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber ſcholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Oſterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inſeln ſchwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möven ſchoſſen blendend hin und her,
Eintauchend in die Fluth die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand
War ſammetgrün die Weiſe aufgegangen;
Der Frühling zog prophetiſch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen ſprangen. —

Entfeſſelt iſt die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und Alles treibt, und Alles webt und ſchafft,
Des Lebens vollſte Pulſe hör' ich klopfen.

Der Fluth entſteigt der friſche Meeresduft,
Vom Himmel ſtrömt die goldne Sonnenfülle:
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und ſprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde:
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feſte Heimatherde! —

Hier ſtand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgohr das Meer zu giſchtbeſtäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitſchend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend ließ ich an der feſten Wehr
Den Wellenſchlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, ziſchend ſchoß zurück das Meer —
Das Land iſt unſer, unſer ſoll es bleiben!

Nach Reiſegeſprächen.

Vorwärts lieber laß uns ſchreiten
Durch die deutſchen Nebelſchichten,
Als auf alten Träumen reiten
Und auf römiſchen Berichten!
Denn mir iſt, als ſäh' ich endlich
Unter uns ein Bild entfalten:
Dunkel erſt, doch bald verſtändlich
Sich erheben die Geſtalten;
Hauf' an Haufen im Getümmel,
Nun zerriſſen, nun zuſammen;
An dem grau verhangnen Himmel
Zuckt es wie von tauſend Flammen.
Hört ihr, wie die Büchſen knallen?
Wuthgeſchrei durchfegt die Lüfte;
Und die weißen Nebel wallen,
Und die Brüder ſtehn und fallen —
Hoher Tag und tiefe Grüfte!

Im Herbſte 1850.

Und ſchauen auch von Thurm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und riſſen ſie die Trikolore
Mit wüſter Fauſt von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach dieſen Tagen
Von Heerd und Heimath bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geſchehn!

Und wenn wir hülfelos verderben,
Wo Keiner unſre Schmerzen kennt,
Wir laſſen unſern ſpätſten Erben
Ein treu beſiegelt Teſtament.

Denn kommen wird das friſche Werde,
Das auch bei uns die Nacht beſiegt,
Der Tag, wo dieſe deutſche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben, wenn die Nacht verſchwand:
Daß in dem eignen Heimathlande
Der Feind die Bundeshelfer fand;

Daß uns von unſern eignen Brüdern
Der bittre Stoß zum Herzen drang,
Die einſt mit deutſchen Wiegenliedern
Die Mutter in den Schlummer ſang:

Die einſt von deutſcher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut getauſcht,
Die in des Vaters Sterbeſtunde
Mit Schmerz auf deutſches Wort gelauſcht.

Nicht Viele ſind's, und leicht zu kennen —
O haltet ein! Ihr dürft ſie nicht
In Mitleid, noch in Zorne nennen,
Nicht in Geſchichte, noch Gedicht.

Laßt ſie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergeſſen und verſchollen ſein,
Und miſchet nicht die Wermuthstropfen
In den bekränzten deutſchen Wein.

Gräber an der Küſte.

Herbſt 1850.

Mit Kränzen haben wir das Grab geſchmückt,
Die ſtille Wiege unſrer jungen Todten;
Den grünſten Epheu haben wir gepflückt,
Die ſpätſten Aſtern, die das Jahr geboten.

Hier ruhn ſie waffenlos in ihrer Gruft,
Die man hinaustrug aus dem Pulverdampfe;
Vom Strand herüber weht der Meeresduft,
Die Schläfer kühlend nach dem heißen Kampfe.

Es ſteigt die Fluth; vom Ring des Deiches her
Im Abendſchein entbrennt der Waſſerſpiegel;
Ihr ſchlafet ſchön! Das heimathliche Meer
Wirft ſeinen Glanz auf euern dunklen Hügel.

Und riſſen ſie die Farben auch herab,
Für die ſo jung ihr ginget zu den Bleichen,
O ſchlafet ruhig! Denn von Grab zu Grab
Wehn um euch her der Feinde Wappenzeichen.

Nicht euch zum Ruhme ſind ſie aufgeſteckt:
Doch künden ſie, daß eure Kugeln trafen,
Daß, als ihr euch zur ew'gen Ruh geſtreckt,
Den Feind ihr zwanget neben euch zu ſchlafen.

Ihr aber, denen ohne Trommelſchlag
Durch Feindes Hand bereitet ward der Raſen,
Hört dieſes Lied! und harret auf den Tag,
Daß unſre Reiter hier Reveille blaſen! —

Doch ſollte dieſer heiße Lebensſtreit
Verloren gehn wie euer Blut im Sande,
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieſer ſchönen Lande;

In dieſem Grabe, wenn das Schwerdt zerbricht,
Liegt deutſche Ehre fleckenlos gebettet!
Beſchützen konntet ihr die Heimath nicht;
Doch habt ihr ſterbend ſie vor Schmach gerettet.

Nun ruht ihr, wie im Mutterſchooß das Kind,
Und ſchlafet aus auf heimathlichem Kiſſen;
Wir Andern aber, die wir übrig ſind,
Wo werden wir vor Kummer ſterben müſſen!

Schon hatten wir zu feſtlichem Empfang
Mit Kränzen in der Hand das Haus verlaſſen.
Wir ſtanden harrend ganze Nächte lang;
Doch nur die Todten zogen durch die Gaſſen. —

So nehmet denn, ihr Schläfer dieſer Gruft,
Die ſpätſten Blumen, die das Jahr geboten!
Schon fällt das Laub im letzten Sonnenduft; —
Auch dieſes Sommers Kranz gehört den Todten.

Ein Epilog.

1850.

Ich hab' es mir zum Troſt erſonnen
In dieſer Zeit der ſchweren Noth,
In dieſer Blüthezeit der Schufte,
In dieſer Zeit von Salz und Brod.

Ich zage nicht, es muß ſich wenden,
Und heiter wird die Welt erſtehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren gehn.

Der Klang von Frühlingsungewittern
Von dem wir ſchauernd ſind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauſchen,
Er kommt noch einmal über Nacht!

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieſer letzte Donnerſchlag;
Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag.

Heil allen Menſchen, die es hören;
Und Heil dem Dichter, der dann lebt,
Und aus dem offnen Schacht des Lebens
Den Edelſtein der Dichtung hebt!

1. Januar 1851.*

Sie halten Siegesfeſt, ſie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen Schleswig-Holſtein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch ſollſt du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir ſelber leben, Gott ſei Dank!

---

* An dieſem Tage wurde von den Dänen auf dem Kirchhof zu Huſum ein Monument errichtet, mit der Inſchrift: „Den bei der heldenmüthigen Vertheidigung von Friedrichsſtadt im Herbſt 1850 gefallenen däniſchen Kriegern, geweiht von Huſums Einwohnern.“ Dieſer Inſchrift und des Belagerungszuſtandes ungeachtet war nur ein einziger huſumer Bürger in dem Zuge.

Im Zeichen des Todes.

Noch war die Jugend mein, die ſchöne, ganze,
Ein Morgen nur, ein Geſtern gab es nicht;
Da ſah der Tod im hellſten Sonnenglanze,
Mein Haar berührend, mir in's Angeſicht.

Die Welt erloſch, der Himmel brannte trübe:
Ich ſprang empor entſetzt und ungeſtüm.
Doch er verſchwand. Die Ewigkeit der Liebe
Lag vor mir noch, und trennte mich von ihm.

Und heute nun — im ſonnigen Gemache
Zur Rechten und zur Linken ſchlief mein Kind:
Des zarten Athems lauſchend hielt ich Wache,
Und an den Fenſtern ging der Sommerwind.

Da ſanken Nebelſchleier dicht und dichter
Auf mich herab: kaum ſchienen noch hervor
Der Kinder ſchlummerſelige Geſichter,
Und nicht mehr drang ihr Athem an mein Ohr.

Ich wollte rufen: doch die Stimme keuchte,
Bis hell die Angſt aus meinem Herzen ſchrie.
Vergebens doch: kein Schrei der Angſt erreichte,
Kein Laut der Liebe mehr erreichte ſie.

In grauer Finſterniß ſtand ich verlaſſen,
Bewegungslos und ſchauernden Gebeins;
Ich fühlte kalt mein ſchlagend' Herz erfaſſen,
Und ein entſetzlich' Auge ſank in meins.

Ich floh nicht mehr; ich feſſelte das Grauen,
Und faßte mühſam meines Auges Kraft;
Dann überkam vorahnend mich Vertrauen
Zu dem, der meine Sinne hielt in Haft.

Und als ich feſt den Blick zurückgegeben,
Lag plötzlich tief zu Füßen mir die Welt;
Ich ſah mich hoch und frei ob allem Leben
An deiner Hand, furchtbarer Fürſt, geſtellt.

Den Dampf der Erde ſah empor ich ſtreben,
Und ballen ſich zu Menſch- und Thiergeſtalt;
Sah es ſich ſchütteln, taſten, ſah es leben —
Und taumeln dann, und ſchwinden alſobald.

Im fahlen Schein im Abgrund ſah ich's liegen,
Und ſah ſich's regen in der Städte Rauch;
Ich ſah es wimmeln, haſten, ſich bekriegen,
Und ſah mich ſelbſt bei den Geſtalten auch.

Und niederſchauend von des Todes Warte,
Kam mir der Drang, das Leben zu beſtehn,
Die Luſt, dem Feind, der unten meiner harrte,
Mit vollem Aug' in's Angeſicht zu ſehn.

Und kühlen Hauches durch die Adern rinnen
Fühlt' ich die Kraft, entgegen Luſt und Schmerz
Vom Leben feſt mich ſelber zu gewinnen,
Wenn Andres nicht, ſo doch ein ganzes Herz. —

Da fühlt' ich mich im Sonnenlicht erwachen;
Es dämmerte, verſchwebte und zerrann;
In meine Ohren klang der Kinder Lachen,
Und friſche, blaue Augen ſahn mich an.

O ſchöne Welt! So ſei in ernſtem Zeichen
Begonnen denn der neue Lebenstag!
Es wird die Stirn nicht allzuſehr erbleichen,
Auf der, o Tod, dein dunkles Auge lag.

Ich fühle tief, du gönneteſt nicht Allen
Dein Angeſicht; ſie ſchauen dich ja nur,
Wenn ſie dir taumelnd in die Arme fallen,
Ihr Loos erfüllend gleich der Creatur.

Mich aber laß unirren Augs erblicken,
Wie ſie, von keiner Ahnung angeweht,
Brutalen Sinns ihr nichtig Werk beſchicken,
Unkundig deiner ſtillen Majeſtät.

Weihnachtabend.

1852.

Die fremde Stadt durchſchritt ich ſorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gaſſen ſcholl
Der Kinderjubel und des Markts Gebraus.

Und wie der Menſchenſtrom mich fortgeſpült,
Drang mir ein heiſer' Stimmlein in das Ohr:
„Kauft, lieber Herr!“ Ein magres Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich' Spielzeug vor.

Ich ſchrak empor; und beim Laternenſchein
Sah ich ein bleiches Kinderangeſicht:
Weß Alters und Geſchlechts es mochte ſein,
Erkannt' ich im Vorübertreiben nicht.

Nur von dem Treppenſtein, darauf es ſaß,
Noch immer hört' ich, mühſam wie es ſchien:
„Kauft, lieber Herr!“ den Ruf ohn' Unterlaß;
Doch hat wohl Keiner ihm Gehör verliehn.

Und ich? War's Ungeſchick, war es die Schaam,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Eh' meine Hand zu meiner Börſe kam,
Verſcholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfaßte mich die Angſt im Herzen ſo,
Als ſäß' mein eigen Kind auf jenem Stein,
Und ſchrie' nach Brod, indeſſen ich entfloh.

Abſchied.

1853.

Kein Wort, auch nicht das kleinſte, kann ich ſagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüſtet ſteht der Wagen,
Es iſt die Fahrt der Heimath abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure That iſt euer —
Und widerruft, was einſt das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieſer Preis euch nicht zu theuer,
Dafür euch in der Heimath euer Brod!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verſtummte Klagen mißverſtehn;
Ich kann die ſtillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief ſie jetzt in Unkraut auch vergehn. —

Du, deren zarte Augen mich befragen, —
Der dich mir gab, geſegnet ſei der Tag!
Laß nur dein Herz an meinem Herzen ſchlagen,
Und zage nicht! Es iſt derſelbe Schlag.

Es ſtrömt die Luft — die Knaben ſtehn und lauſchen,
Vom Strand herüber dringt ein Mövenſchrei;
Das iſt die Fluth! Das iſt des Meeres Rauſchen;
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieſer letzten Stunde
Blickt einmal noch in's weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es ſteht auf dieſem Grunde,
Wo wir auch weilen, unſer Vaterhaus.

Wir ſcheiden jetzt, bis dieſer Zeit Beſchwerde
Ein andrer Tag, ein beſſerer, geſühnt;
Denn Raum iſt auf der heimathlichen Erde
Für Fremde nur und, was den Fremden dient.

Doch iſt's das flehendſte von den Gebeten,
Ihr mögt dereinſt, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit feſtem Fuß auf dieſe Scholle treten,
Von der ſich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du mein Kind, mein jüngſtes, deſſen Wiege
Auch noch auf dieſem theuern Boden ſtand,
Hör mich! — denn alles Andere iſt Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannſt du den Sinn, den dieſe Worte führen,
Mit deiner Kinderſeele nicht verſtehn,
So ſoll es wie ein Schauer dich berühren,
Und wie ein Pulsſchlag in dein Leben gehn!

Für meine Söhne.

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt ſie Leid, nicht bringt ſie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf ſie auch nicht vor die Säue.

Blüthe edelſten Gemüthes
Iſt die Rückſicht; doch zu Zeiten
Sind erfriſchend wie Gewitter
Goldne Rückſichtsloſigkeiten.

Wackrer heimathlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutſeligkeiten
Gehe ſchweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdeſt zu begehren,
Halte dich zu werth, um gaſtlich
In dem Hauſe zu verkehren.

Was du immer kannſt, zu werden,
Arbeit ſcheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Carriere-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte feſt: du haſt vom Leben
Doch am Ende nur dich ſelber.

Auf dem Segeberg.

Fragment.

Hier ſtand auch einer Frauen Wiege,
Die Wiege einer deutſchen Frau;
Die ſchaut mich an mit Augen blau,
Und auf dem Felſen, drauf ich liege,
Schließt ſie mich plötzlich an die Bruſt.
Da werd' ich mir des Glücks bewußt;
Ich ſeh' die Welt ſo unvergänglich,
Voll Schönheit mir zu Füßen ruhn;
Und alle Sorgen, die ſo bänglich
Mein Herz bedrängten, ſchweigen nun.
Muſik! Muſik! Die Lerchen ſingen,
Aus Wieſ' und Wäldern ſteigt Geſang,
Die Mücken in den Lüften ſchwingen
Den ſüßen Sommerharfenklang.
Und unten auf beſonnter Flur
Seh' ich des Kornes Wellen treiben,
In blauen Wölkchen drüber ſtäuben
Ein keuſch' Geheimniß der Natur. —

Da tauchen an des Berges Seite
Zwei Köpfchen auf aus dem Geſtein,
Zwei Knaben ſteigen durch's Gekräute;
Und ſie ſind unſer, mein und dein.
Sie jauchzen auf, die Felſen klingen;
Mein Burſche ſchlank, mein Burſche klein!
Schau, wie ſie purzeln, wie ſie ſpringen!
Und Jeder will der erſte ſein.
In Kinderluſt die Wangen glühen;
Die Welt, die Welt, o wie ſie lacht!
Nun hängen ſie an deinen Knieen,
Nun an den meinen unbedacht.
Der Große hier und hier der Kleine,
Sie halten mich ſo eng umfaßt,
Daß in den Thymian der Steine
Mich hinzieht die geliebte Laſt.
Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten ſcheucht der Kindermund;
Ich ſeh' der Heimath, der geliebten,
Zukunft in dieſer Augen Grund.

Troſt.

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebeſt, iſt es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir biſt, bin ich zu Haus.

Ich ſeh' dein liebes Angeſicht,
Ich ſehe die Schatten der Zukunft nicht.

Gedenkſt du noch?

1857.

Gedenkſt du noch, wenn in der Frühlingsnacht
Aus unſerm Kammerfenſter wir hernieder
Zum Garten ſchauten, wo geheimnißvoll
Im Dunkel dufteten Jasmin und Flieder?
Der Sternenhimmel über uns ſo weit,
Und du ſo jung; — unmerklich geht die Zeit.

Wie ſtill die Luft! Des Regenpfeifers Schrei
Scholl klar herüber von dem Meeresſtrande;
Und über unſrer Bäume Wipfel ſah'n
Wir ſchweigend in die dämmerigen Lande.
Nun wird es wieder Frühling um uns her;
Nur eine Heimath haben wir nicht mehr.

Nun horch ich oft ſchlaflos in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehen.
Wer in der Heimath erſt ſein Haus gebaut,
Der ſollte nicht mehr in die Fremde gehen.
Nach drüben iſt ſein Auge ſtets gewandt;
Doch Eines blieb, — wir gehen Hand in Hand.

Du warſt es doch.

In buntem Zug zum Walde ging's hinaus;
Du bei den Kindern bliebſt allein zu Haus.
Und draußen haben wir getanzt, gelacht,
Und kaum, ſo war mir, hatt' ich dein gedacht. —
Nun kommt der Abend, und die Zeit beginnt,
Wo auf ſich ſelbſt die Seele ſich beſinnt;
Nun weiß ich auch, was mich ſo froh ließ ſein,
Du warſt es doch, und du nur ganz allein.

Am Geburtstage.

Es heißt wohl: Vierzig Jahr' ein Mann!
Doch Vierzig fängt die Fünfzig an.

Es liegt die friſche Morgenzeit
Im Dunkel unter mir ſo weit,

Daß ich erſchrecke, wenn ein Strahl
In dieſe Tiefe fällt einmal.

Schon weht ein Lüftlein von der Gruft,
Das bringt den Herbſt-Reſedaduft.

Schlaflos.

Aus Träumen in Aengſten bin ich erwacht;
Was ſingt doch die Lerche ſo tief in der Nacht!

Der Tag iſt gegangen, der Morgen iſt fern,
Auf's Kiſſen hernieder ſcheinen die Stern'.

Und immer hör' ich den Lerchengeſang,
O Stimme des Tages, mein Herz iſt bang.

Garten-Spuk.

Daheim noch war es; ſpät am Nachmittag.
Im Steinhof unter'm Laub des Eſchenbaums
Ging ſchon der Zank der Sperlinge zur Ruh;
Ich an der Hofthür, ſtand und lauſchte noch,
Wie Laut um Laut ſich mühte und entſchlief.
Der Tag war aus; ſchon vom Levkojenbeet
Im Garten drüben kam der Abendduft;
Die Schatten fielen; bläulich im Gebüſch
Wie Nebel ſchwamm es. Träumend blieb ich ſtehn,
Gedankenlos, und ſah den Steig hinab;
Und wieder ſah ich — und ich irrte nicht —
Tief unten, wo im Grund der Birnbaum ſteht,
Langſam ein Kind im hohen Graſe gehen;
Ein Knabe ſchien's, im grauen Kittelchen.

Ich kannt' es wohl; denn ſchon zum öftern Mal
Sah dort im Dämmer ich ſo holdes Bild;
Die Abendſtille ſchien es herzubringen,
Doch näher tretend fand man es nicht mehr.
Nun ging es wieder, ſtand und ging umher,
Als freu' es ſich der Garteneinſamkeit. —
Ich aber, diesmal zu beſchleichen es,
Ging leiſe durch den Hof und ſeitwärts dann
Im Schatten des Hollunderzauns entlang,
Sorgſam die Schritte meſſend; einmal nur
Nach einer Erdbeerranke bückt' ich mich,
Die durch den Weg hinausgelaufen war.
Schon ſchlüpft' ich bei der Geißblattlaube durch;
Ein Schritt noch um's Gebüſch, ſo war ich dort,
Und mit den Händen mußt' ich's greifen können.
Umſonſt! — Als ich den letzten Schritt gethan,
Da war es wieder wie hinweggetäuſcht.
Still ſtand das Gras, und durch den grünen Raum
Flog ſurrend nur ein Abendſchmetterling;
Auch an den Linden, an den Fliederbüſchen,
Die ringsum ſtanden, regte ſich kein Blatt.
Nachſinnend ſchritt ich auf dem Raſen hin.
Und ſuchte thöricht nach der Füßchen Spur
Und nach den Halmen, die ihr Tritt geknickt;

Dann endlich trat ich aus der Gartenthür,
Um draußen auf dem Deich den ſchwülen Tag
Mit einem Gang im Abendwind zu ſchließen.
Doch als ich ſchon die Pforte zugedrückt,
Den Schlüſſel abzog, fiel ein Sonnenriß,
Der in der Planke war, in's Auge mir;
Und faſt unachtſam lugte ich hindurch.
Dort lag der Raſen, tief im Schatten ſchon:
Und ſieh! Da war es wieder, unweit ging's,
Grasriſpen hatt' es in die Hand gepflückt;
Ich ſah es deutlich! In ſein blaß' Geſichtchen
Fiel ſchlicht das Haar; die Augen ſah man nicht.
Sie blickten erdwärts, gern, ſo ſchien's, betrachtend,
Was dort geſchah; doch lächelte der Mund.
Und nun an einem Eichlein kniet' es hin,
Das ſpannenhoch kaum aus dem Graſe ſah,
— Vom Walde hatt' ich jüngſt es heimgebracht —
Und legte ſacht ein welkes Blatt beiſeit,
Und ſtrich liebkoſend mit der Hand daran.
Darauf — kaum nur vermocht' ich's zu erkennen;
Denn Abend ward es — doch ich ſah's genau:
Ein Käfer klomm den zarten Stamm hinauf,
Bis endlich er das höchſte Blatt erreicht;
Er hatte wohl den heißen Tag verſchlafen

Und rüſtete ſich nun zum Abendflug.
Rückwärts die Händchen in einander legend
Behutſam ſah das Kind auf ihn herab.
Schon putzte er die Fühler, ſpannte ſchon
Die Flügeldecken aus; ein Weilchen, und
Nun flog er fort. Da nickt' es ſtill ihm nach.
Ich aber dachte: „Rühre nicht daran!“
Hob leis die Stirn und ging den Weg hinan,
Den Garten laſſend in ſo holder Hut.
Nicht merkt' ich, daß einſam die Wege wurden,
Daß feucht vom Meere ſtrich die Abendluft;
Erfüllet ganz von ſüßem Heimgefühl,
Ging weit ich in die Dunkelheit hinaus.
Da fiel ein Stern; und plötzlich mahnt es mich,
Des Augenblicks, da ich das Haus verließ,
Die Hand entreißend einer zarteren,
Die drin im Flur mich feſtzuhalten ſtrebte;
Denn ſchon ſelbander hauſete ich dort. —
Nun ging ich raſchen Schritt's den Weg zurück;
Und als ich ſpät, da ſchon der Wächter rief,
Heimkehrend wieder durch den Garten ſchritt,
Hing ſtumm die Finſterniß in Halm und Zweigen,
Die Kronen kaum der Bäume rauſchten leis.
Vom Hauſe her nur, wo im Winkel dort

Der Nußbaum vor dem Kammerfenſter ſteht,
Verſtohlen durch die Zweige ſchien ein Licht.
Ein Weilchen noch, und ſieh! ein Schatten fiel,
Ein Fenſter klang und in die Nacht hinaus
Rief eine Stimme: „Biſt du's?“ — „Ja, ich bin's!“

— —

Die Zeit vergeht; längſt bin ich in der Fremde,
Und Fremde hauſen, wo mein Erbe ſteht.
Doch bin ich einmal wieder dort geweſen,
Mir nicht zur Freude und den Andern nicht.
Einmal auch in der Abenddämmerung
Gerieth ich in den alten Gartenweg.
Da ſtand die Planke; wie vor Jahren ſchon,
Hing noch der Linden ſchön Gezweig herab;
Von drüben kam Reſedaduft geweht,
Und Dämmerungsfalter flogen durch die Luft.
Ging's noch ſo hold dort in der Abendſtunde? —
Feſt und verſchloſſen ſtand die Gartenthür.
Dahinter ſtumm lag die vergangne Zeit.
Ausſtreckt' ich meine Arme; denn mir war,
Als ſei im Raſen dort mein Herz verſenkt. —
Da fiel mein Aug' auf jenen Sonnenriß,
Der noch, wie eh'mals, ließ die Durchſicht frei.

Schon hatt' ich zögernd einen Schritt gethan;
Noch einmal blicken wollt' ich in den Raum,
Darin ich ſonſt ſo feſten Fußes ging.
Nicht weiter kam ich. Siedend ſtieg mein Blut,
Mein Aug' ward dunkel. Grimm und Heimweh ſtritten
Sich um mein Herz; und endlich leidbezwungen
Ging ich vorüber. Ich vermocht' es nicht.

Immenſee.

Aus dieſen Blättern ſteigt der Duft des Veilchens,
Das dort zu Haus auf unſren Haiden ſtand,
Jahr aus und ein, von welchem Keiner wußte,
Und das ich ſpäter nirgends wieder fand.

Mit „Ein grünes Blatt.“

Verlaſſen trauert nun der Garten,
Der uns ſo oft vereinigt hat;
Da weht der Wind zu euern Füßen
Vielleicht ſein letztes grünes Blatt.

Nothgedrungener Prolog

zu einer Aufführung des Peter Squentz von Gryphius.

Der **Pickelhäring** tritt auf.

Hier mach' ich euch mein Compliment!
Der Pickelhäring bin ich genennt.
War einſt bei deutſcher Nation
Eine wohlanſehnliche Perſon:
Hatt' mich in Schlöſſern und auf Gaſſen
Nicht Schimpf noch Sprung verdrießen laſſen,
Und mit manch' ungefügem Stoß
Mein' ſauren Ruhm gezogen groß.
Doch, Undank iſt der Welt ihr Lohn!
Seit war ich lang vergeſſen ſchon:
Verſchlief nun in der Rumpelkammer
All' Lebensnoth und Erdenjammer;

Da haben ſie mich über Nacht
Plötzlich wieder an's Licht gebracht.
Wollen ein alt', brav' Stück tragiren,
Drin meine Kunſt noch thut floriren,
Ein Stück, darinnen ſich von zwei
Nationen zeiget die Poeſei!
Ein Engländer Shakspeare hat es erſonnen,
— Hab' ſonſt juſt nichts von ihm vernommen —
Dann aber hat es Herr Gryphius,
Der gelahrte Poete und Syndicus,
In rechten Schick und Schlag gebracht
Und den deutſchen Witz hineingemacht.
Da hört ihr, wie ein ernſter Mann
Auch einmal feſte ſpaßen kann.

Doch, Lieber, ſag mir, wenn's gefällt,
— Ich war ſo lang' ſchon außen der Welt —
Herr Profeſſor Gottſched iſt doch nicht zugegen? — —
Ich gehe demſelben gern aus den Wegen;
Es iſt ein gar gewaltſamer Mann
Und hat mir übel Leids gethan;
Meinen guten Vetter Hans Wurſten hat er
Zu Leipzig gejaget vom Theater;
Weil er zu kräftiglich thät ſpaßen.

Hätte ja mit ſich handeln laſſen!
Wir — haben unſre Kurzweil' auch;
Doch, Lieber, Alles nach Fug und Brauch!
Denn ſonders vor dem Frauenzimmer
Muß man ſubtile reden immer;
Sie zeuchen das Sacktuch ſonſt vor's Geſicht,
Und da ſchauen ſie die Comoedia nicht.
Dies aber wär Schad' überaus;
Denn es iſt ein ganzer Blumenſtrauß!
Tulipanen und Rosmarin,
Auch Kaiſerkronen ſind darin;
Die Vergißmeinnichte, ſo es zieren,
Werden euch ſanft das Herze rühren;
Mitunter iſt dann auch etwan
Ein deutſcher Kohl dazu gethan;
Und ſollt' eine Saudiſtel drinnen ſein,
Das wollt ihr mildiglich verzeihn!

Und nun, Lieber, hab guten Muth,
Und merke, was ſich zutragen thut!
Denk: Ein Maul iſt kein Rachen,
Eine Kröt' iſt kein Drachen,
Ein Fingerlein iſt kein Maaß, —
Aber ein Spaß iſt alleweil ein Spaß!

Knecht Ruprecht.

Von drauß' vom Walde komm ich her;
Ich muß euch ſagen, es weihnachtet ſehr!
Allüberall auf den Tannenſpitzen
Sah ich goldene Lichtlein ſitzen;
Und droben aus dem Himmelsthor
Sah mit großen Augen das Chriſtkind hervor.
Und wie ich ſo ſtrolcht' durch den finſtern Tann,
Da rief's mich mit heller Stimme an:
„Knecht Ruprecht," rief es, „alter Geſell,
Hebe die Beine und ſpute dich ſchnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelsthor iſt aufgethan,
Alt' und Junge ſollen nun
Von der Jagd des Lebens einmal ruhn;

Und morgen flieg ich hinab zur Erden;
Denn es ſoll wieder Weihnachten werden!"
Ich ſprach: „O lieber Herre Chriſt,
Meine Reiſe faſt zu Ende iſt;
Ich ſoll nur noch in dieſe Stadt,
Wo's eitel gute Kinder hat."
„Haſt denn das Säcklein auch bei dir?"
Ich ſprach: „Das Säcklein, das iſt hier;
Denn Aepfel, Nuß und Mandelkern,
Freſſen fromme Kinder gern."
„Haſt denn die Ruthe auch bei dir?"
Ich ſprach: „Die Ruthe, die iſt hier;
Doch für die Kinder nur, die ſchlechten,
Die trifft ſie auf den Theil, den rechten."
Chriſtkindlein ſprach: „So iſt es recht;
So geh mit Gott, mein treuer Knecht!"
Von drauß' vom Walde komm' ich her;
Ich muß euch ſagen, es weihnachtet ſehr!
Nun ſprecht, wie ich's hierinnen find'!
Sind's gute Kind', ſind's böſe Kind'?

Einer Braut am Polterabend.

(Mit einem Album und dem Brautkranze.)

Ich bringe dir ein leeres weißes Buch,
Die Blätter drin noch ohne Bild und Spruch.

Sie ſollen einſt, wenn ſie beſchrieben ſind,
Dir bringen ein Erinnern hold und lind;

An liebe Worte, die man zu dir ſprach,
An treue Augen, die dir blickten nach. —

Drauf leg' ich dir von dunklem Myrthenreis
Den grünen Kranz, der aller Kränze Preis.

Nimm ihn getroſt! Denn muß ich auch geſtehn,
Er wird wie alles Laub dereinſt vergehn,

So weiß ich doch, wenn Tag um Tag verſchwand,
Hältſt du den Zweig mit Früchten in der Hand.

Blumen.

(Dem Augenarzt von ſeinen Kranken.)

Sie kommen aus dem Schooß der Nacht;
Doch wären unten ſie geblieben,
Wenn nicht das Licht mit ſeiner Macht
Hinauf in's Leben ſie getrieben.

Holdſelig aus der Erde bricht's,
Und blüht nun über alle Schranken;
Du biſt der Freund des holden Lichts;
Laß dir des Lichtes Kinder danken!

Ein Ständchen.

In lindem Schlaf ſchon lag ich hingeſtreckt,
Da hat mich jäh dein Geigenſpiel erweckt.
Doch, wo das Menſchenherz mir ſo begegnet,
Nacht oder Tag, die Stunde ſei geſegnet.

Das Edelfräulein ſeufzt.

Es iſt wohl wahr,
Die Menſchen ſtammen von einem Paar!
Der doppelte Adam, ſo ſüß er wäre,
Ich halte ihn dennoch für eine Chimäre!

Ein Sterbender.

Am Fenſter ſitzt er, alt, gebrochnen Leibes,
Und trommelt müſſig an die feuchten Scheiben;
Grau iſt der Wintertag und grau ſein Haar.
Mitunter auch beſieht er aufmerkſam
Der Adern Hüpfen auf der welken Hand.
Es geht zu Ende; rathlos irrt ſein Aug'
Von Tiſch zu Tiſch, drauf Schriftwerk aller Art,
Sein harrend, hoch und höher ſich gethürmt.
Vergebens! Was er täglich ſonſt bezwang,
Es ward ein Berg; er kommt nicht mehr hinüber.
Und dennoch, wenn auch trübe, lächelt er
Und ſucht wie ſonſt noch mit ſich ſelbſt zu ſcherzen:
Ein Aktenſtoß in tücht'gen Stein gehauen,

Es dünket ihn kein übel', Epitaph.
Doch ſtreng auf's Neue ſchließet ſich ſein Mund:
Er kehrt ſich ab, und wieder mit den grellen
Pupillen ſtarrt er in die öde Luft
Und trommelt weiter an die Fenſterſcheiben.
Da wird es plötzlich hell: ein bleicher Strahl
Der Winterſonne leuchtet in's Gemach
Und auf ein Bild genüber an der Wand.
Und aus dem Rahmen tritt ein Mädchenkopf,
Darauf wie Frühthau noch die Jugend liegt;
Aus großen hold erſtaunten Augen ſprüht
Verheißung aller Erdenſeligkeit.
Er kennt das Wort auf dieſen rothen Lippen,
Er nur allein. Erinnrung faßt ihn an;
Fata Morgana ſteigen auf bethörend;
Lau wird die Luft — wie hold die Düfte wehen!
Mit Roſen iſt der Garten überſchüttet,
Auf allen Büſchen liegt der Sonnenſchein,
Die Bienen ſummen; — und ein Mädchenlachen
Fliegt ſüß und ſilbern durch den Sommertag.
Sein Ohr iſt trunken. „O nur einmal noch!“
Er lauſcht umſonſt, und ſeufzend ſinkt ſein Haupt.
Du ſtarbſt. — Wo biſt du? — Giebt es eine Stelle
Noch irgendwo im Weltraum, wo du biſt? —

Denn daß du mein geweſen, daß das Weib
Dem Manne gab der unbekannte Gott, —
Ach dieſer unergründlich ſüße Trunk,
Und ſüßer ſtets, je länger du ihn trinkſt,
Er läßt mich zweifeln an Unſterblichkeit;
Denn alle Bitterniß und Noth des Lebens
Vergilt er tauſendfach; und drüberhin
Zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts!“
In leere Luft ausſtreckt er ſeine Arme:
„Hier dieſe Räume, wo du einſt gelebt,
Erfüllt ein Schimmer deiner Schönheit noch;
Nur mir erkennbar; wenn auch meine Augen
Geſchloſſen ſind, von Keinem dann geſehn.“
Vor ihm mit dunklem Weine ſteht ein Glas,
Und zitternd langet ſeine Hand danach;
Er ſchlürft ihn langſam; aber auch der Wein
Erfreut nicht mehr ſein Herz. Er ſtützt das Haupt;
„Einſchlafen, fühl' ich, will das Ding, die Seele,
Und näher kommt die räthſelhafte Nacht!“ — —
Ihm unbewußt entfliehen die Gedanken
Und jagen ſich im unermeßnen Raum. —
Da ſteigt Geſang, als wollt's ihn aufwärts tragen:
Von drüben aus der Kirche ſchwillt der Chor.
Und mit dem innern Auge ſieht er ſie,

So Mann als Weib am Stamm des Kreuzes liegen.
Sie blicken in die bodenloſe Nacht;
Doch ihre Augen leuchten feucht verklärt,
Als ſähen ſie im Urquell dort des Lichts
Das Leben jung und roſig auferſtehn.
„Sie träumen," ſpricht er — leiſe ſpricht er es —
„Und dieſe bunten Bilder ſind ihr Glück.
Ich aber weiß es, daß die Todesangſt
Sie ſie im Gehirn der Menſchen ausgebrütet."
Abwehrend ſtreckt er ſeine Hände aus:
„Was ich gefehlt, des Einen bin ich frei;
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendſte Verheißung nicht;
Was übrig iſt — ich harre in Geduld."
Mit klaren Augen ſchaut der Greis umher;
Und während tiefer ſchon die Schatten fallen,
Erhebt er ſich, und ſchleicht von Stuhl zu Stuhl,
Und ſetzt ſich noch einmal dort an den Tiſch,
Wo ihm ſo manche Nacht die Lampe ſchien.
Noch einmal ſchreibt er; doch die Feder ſträubt ſich;
Sie, die bisher dem Leben nur gedient,
Sie will nicht gehen in den Dienſt des Todes;
Er aber zwingt ſie; denn ſein Wille ſoll
So weit noch reichen, als er es vermag.

Die Wanduhr mißt mit hartem Pendelſchlag,
Als dränge ſie, die fliehenden Secunden;
Sein Auge dunkelt; ungeſehen naht,
Was ihm die Feder aus den Fingern nimmt.
Doch ſchreibt er mühſam noch in großen Zügen,
Und Dämmrung fällt wie Aſche auf die Schrift:
„Auch bleib der Prieſter meinem Grabe fern;
Zwar ſind es Worte, die der Wind verweht;
Doch will es ſich nicht ſchicken, daß Proteſt
Gepredigt werde dem, was ich geweſen,
Indeß ich ruh' im Bann des ew'gen Schweigens."

Der Lump.

Und bin ich auch ein rechter Lump,
So bin ich deſſen unverlegen;
Ein frech' Gemüth, ein fromm' Geſicht,
Herzbruder, ſind ein wahrer Segen.

Links nehm' von Chriſti Mantel ich
Ein Zipfelchen, daß es mir diene,
Und rechts — du glaubſt nicht, wie das deckt —
Rechts von des Königs Hermeline.

Sprüche.

Der Eine fragt: was kommt danach?
Der Andre fragt nur: iſt es recht?
Und alſo unterſcheidet ſich
Der Freie von dem Knecht.

Vom Unglück erſt
Zieh ab die Schuld;
Was übrig iſt,
Trag in Geduld!

Gräber in Schleswig.

1863.

Nicht Kranz, noch Kreuz; das Unkraut wuchert tief;
Denn die der Tod bei Idſtedt einſt entboten,
Hier ſchlafen ſie, und deutſche Ehre ſchlief
Hier dreizehn Jahre lang bei dieſen Todten.

Und dreizehn Jahre litten Jung und Alt,
Was leben blieb, des kleinen Feindes Tücken,
Und konnten nichts, als, ſtumm die Fauſt geballt,
Den Schrei des Zorns in ihrer Bruſt erſticken. —

Die Schmach iſt aus; der ehr'ne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet ſind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Todtenglocke gellt;
Mir klinget es wie Oſterglockenläuten.

Die Erde dröhnt; von Deutſchland weht es her,
Mir iſt, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran ſchon wie ein brauſend' Meer,
Um endlich alle Schande zu verſchlingen! — —

Thörichter Traum! — Es klingt kein deutſches Lied,
Kein Vorwärts ſchallt von deutſchen Bataillonen;
Wohl dröhnt der Grund, wohl naht es Glied an Glied;
Doch ſind's die Reiter däniſcher Schwadronen.

Sie kommen nicht. Das Londoner Papier,
Es wiegt zu ſchwer, ſie wagen's nicht zu heben.
Die Stunde drängt. So helft ihr Todten hier!
Ich rufe euch, und hoffe nichts vom Leben.

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Beſteigt noch einmal die geſtürzten Renner!
Blaſt, blaſt, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer.

Tambur, hervor aus deinem ſchwarzen Schrein!
Noch einmal gilt's, das Trommelfell zu ſchlagen;
Soll euer Grab in deutſcher Erde ſein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

Ich ruf' umſonſt; ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wurdet eine duldſame Gemeinde.
Ich aber ſchrei' es in die Welt hinaus:
Die deutſchen Gräber ſind ein Spott der Feinde!

1864.

Ein Raunen erſt und dann ein Reden;
Von allen Seiten kam's herbei,
Des Volkes Mund ward laut und lauter,
Die Luft ſchlug Wellen von Geſchrei.

Und die ſich ſtets entgegenſtemmen
Dem Geiſt, der größer iſt als ſie,
Sie waren in den Kampf geriſſen,
Und wußten ſelber kaum noch wie.

Sie ſtanden an den deutſchen Marken
Dem Feind entgegen unverwandt,
Und waren, eh' ſie es bedachten,
Das Schwert in ihres Volkes Hand.

Antwort.

Nun iſt geworden, was du wollteſt;
Warum denn ſchweigeſt du jetzund?
— Berichten mag es die Geſchichte;
Doch keines Dichters froher Mund.

Es giebt eine Sorte.

Es giebt eine Sorte im deutſchen Volk,
Die wollen zum Volk nicht gehören;
Sie ſind auch nur die Tropfen Gift,
Die uns im Blute gähren.

Und weil der lebenskräftige Leib
Sie auszuſtoßen trachtet,
So haſſen ſie nach Vermögen ihn
Und hätten ihn gern verachtet.

Und was für Zeichen am Himmel ſtehn,
Licht oder Wetterwolke,
Sie gehen mit dem Pöbel zwar,
Doch nimmer mit dem Volke.

Fortſchritt.

Er reibt ſich die Hände: „Wir kriegen's jetzt!
Auch der frechſte Burſche ſpüret
Schon hinab bis in die Fingerſpitz',
Daß von oben er wird regieret.

Bei jeder Geburt iſt künftig ſofort
Der Antrag zu formuliren,
Daß die hohe Behörde dem lieben Kind
Geſtatte zu exiſtiren.“

Wir können auch die Trompete blaſen
Und ſchmettern weithin durch das Land;
Doch ſchreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Droſſeln ſchlagen,
Still ſinnend an des Baches Rand.

Beginn des Endes.

Ein Punkt nur iſt es, kaum ein Schmerz,
Nur ein Gefühl, empfunden eben;
Und dennoch ſpricht es ſtets darein,
Und dennoch ſtört es dich zu leben.

Wenn du es Andern klagen willſt,
So kannſt du's nicht in Worte faſſen;
Du ſagſt dir ſelber: Es iſt nichts!
Und dennoch will es dich nicht laſſen.

So ſeltſam fremd wird dir die Welt
Und leis verläßt dich alles Hoffen;
Bis du es endlich, endlich weißt,
Daß dich des Todes Pfeil getroffen.

Tiefe Schatten.

So komme, was da kommen mag!
So lang' du lebeſt, iſt es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir biſt, bin ich zu Haus.

Ich ſeh' dein liebes Angeſicht,
Ich ſehe die Schatten der Zukunft nicht.

In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das ſüßeſte Antlitz barg.

Den ſchwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrthenreiſern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
Im Wald die Sonne beſchien,
Das duftet nun hier unten;
Maililien und Buchengrün.

Geſchloſſen ſind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein:
Es liegt die geliebte Todte
Verlaſſen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zu Raſte ging,
Summt noch um die weißen Blüthen
Ein dunkler Nachtſchmetterling.

2.

Mitunter weicht von meiner Bruſt,
Was ſie bedrückt ſeit deinem Sterben;
Es drängt mich, wie in Jugendluſt
Noch einmal um das Glück zu werben.

Doch frag' ich dann: Was iſt das Glück?
So kann ich keine Antwort geben,
Als die, daß du mir kämſt zurück,
Um ſo wie einſt mit dir zu leben.

Dann ſeh' ich jenen Morgenſchein,
Da wir dich hin zur Gruft getragen;
Und lautlos ſchlafen die Wünſche ein,
Und nicht mehr will ich das Glück erjagen.

3.

Gleich jenem Luftgeſpenſt der Wüſte
Gaukelt vor mir
Der Unſterblichkeitsgedanke;
Und in den bleichen Nebel der Ferne
Täuſcht er dein Bild.
Markverzehrender Hauch der Sehnſucht,
Betäubende Hoffnung befällt mich;
Aber ich raffe mich auf,
Dir nach, dir nach;
Jeder Tag, jeder Schritt iſt zu dir.
Doch! Unerbittliches Licht dringt ein;
Und vor mir dehnt es ſich,
Oede, voll Entſetzen der Einſamkeit;
Dort in der Ferne ahn' ich den Abgrund;

Darin das Nichts. —
Aber weiter und weiter
Schlepp' ich mich fort;
Von Tag zu Tag,
Von Mond zu Mond, von Jahr zu Jahr;
Bis daß ich endlich,
Erſchöpft an Leben und Hoffnung,
Werd' hinſtürzen am Weg,
Und die alte ewige Nacht
Mich begräbt barmherzig,
Sammt allen Träumen der Sehnſucht.

4.

Weil ich ein Sänger bin, ſo frag' ich nicht,
Warum die Welt ſo ſtill nun meinem Ohr;
Die eine, die geliebte Stimme fehlt,
Für die nur alles Andre war der Chor.

5.

Und am Ende der Qual alles Strebens
Ruhig erwart' ich, was ſie beſcheert,
Jene dunkelſte Stunde des Lebens;
Denn die Vernichtung iſt auch was werth.

6.

Der Geier Schmerz flog nun davon,
Die Stätte, wo er ſaß, iſt leer:
Nur unten tief in meiner Bruſt
Regt ſich noch etwas dumpf und ſchwer.

Das iſt die Sehnſucht, die mit Qual
Um deine holde Nähe wirbt:
Doch, eh' ſie noch das Herz erreicht,
Muthlos die Flügel ſenkt und ſtirbt.

Märchen.

Märchen.

Ich hab's geſehn, und will's getreu berichten;
Beklagt euch nicht, wenn ich zu wenig ſah!
Nur Sommernachts paſſiren die Geſchichten;
Kaum graut die Nacht, ſo rückt der Morgen nah,
Kaum daß den Wald die erſten Strahlen lichten,
Entflieht mit ihrem Hof Titania;
Auf Weg und Steg ſpazieren die Philiſter,
Das wohlbekannte leidige Regiſter.

Kein Zauber wächſt für fromme Bürgersleute,
Die Tags nur wiſſen, wie die Glocke geht,
Die gründlich kennen geſtern, morgen, heute,
Doch nicht die Zeit, die mitten drinn' beſteht;
Ich aber hörte wohl das Waldgeläute,
Ein Sonntagskind iſt immer der Poet;
So laßt euch denn in blanken Liederringen
Von Reim zu Reim in's Land der Märchen ſchwingen.

Jn Bulemanns Haus.

1852

Es klippt auf den Gaſſen im Mondenſchein;
Das iſt die zierliche Kleine,
Die geht auf ihren Pantöffelein
Behend und mutterſeelenallein
Durch die Gaſſen im Mondenſcheine.

Sie geht in ein alt' verfallenes Haus;
Jm Flur iſt die Tafel gedecket,
Da tanzt vor dem Monde die Maus mit der Maus,
Da ſetzt ſich das Kind mit den Mäuſen zu Schmaus,
Die Tellerlein werden gelecket.

Und leer ſind die Schüſſeln; die Mäuslein im Nu
Verraſcheln in Mauer und Holze;
Nun läßt es dem Mägdlein auch länger nicht Ruh,
Sie ſchüttelt ihr Kleidchen, ſie ſchnürt ſich die Schuh,
Dann tritt ſie einher mit Stolze.

Es leuchtet ein Spiegel aus goldnem Geſtell,
Da ſchaut ſie hinein mit Lachen:
Gleich ſchaut auch heraus ein Mägdelein hell,
Das iſt ihr einziger Spielgeſell;
Nun woll'n ſie ſich luſtig machen.

Sie nickt voll Huld, ihr gehört ja das Reich;
Da neigt ſich das Spiegelkindlein,
Da neigt ſich das Kind vor dem Spiegel zugleich,
Da neigen ſich beide gar anmuthreich,
Da lächeln die roſigen Mündlein.

Und wie ſie lächeln, ſo hebt ſich der Fuß,
Es rauſchen die ſeidenen Röcklein,
Die Händchen werfen ſich Kuß um Kuß,
Das Kind mit dem Kinde nun tanzen muß,
Es tanzen im Nacken die Löcklein:

Der Mond ſcheint voller und voller herein,
Auf dem Eſtrich gaukeln die Flimmer;
Im Takte ſchweben die Mägdelein,
Bald tauchen ſie tief in die Schatten hinein,
Bald ſtehn ſie in bläulichem Schimmer.

Nun ſinken die Glieder, nun halten ſie an,
Und athmen aus Herzens Grunde;
Sie nahen ſich ſchüchtern und beugen ſich dann
Und knie'n vor einander, und rühren ſich an
Mit dem zarten unſchuldigen Munde.

Doch müde werden die beiden allein
Von all' der heimlichen Wonne;
Sehnſüchtig flüſtert das Mägdelein:
„Ich mag nicht mehr tanzen im Mondenſchein,
Ach, käme doch endlich die Sonne!“

Sie klettert hinunter ein Trepplein ſchief,
Und ſchleicht hinab in den Garten.
Die Sonne ſchlief und die Grille ſchlief:
„Hier will ich ſitzen im Graſe tief,
Und der Sonne will ich warten.“

Doch als nun Morgens um Buſch und Geſtein
Verhuſchet das Dämmergemunkel,
Da werden dem Kinde die Aeugelein klein:
Sie tanzte zu lange bei Mondenſchein,
Nun ſchläft ſie bei Sonnengefunkel.

Nun liegt ſie zwiſchen den Blumen dicht:
Auf grünem, blitzendem Raſen:
Und es ſchauen ihr in das ſüße Geſicht
Die Nachtigall und das Sonnenlicht
Und die kleinen neugierigen Haſen.

Tannkönig.

1.

Am Felſenbruch im wilden Tann
Liegt todt und öd' ein niedrig Haus;
Der Epheu ſteigt das Dach hinan,
Waldvöglein fliegen ein und aus.

Und drin am blanken Eichentiſch
Verzaubert ſchläft ein Mägdelein;
Die Wangen blühen ihr roſenfriſch,
Auf den Locken wallt ihr der Sonnenſchein.

Die Bäume rauſchen im Waldesdicht,
Eintönig fällt der Quelle Schaum;
Es lullt ſie ein, es läßt ſie nicht,
Sie ſinket tief von Traum zu Traum.

Nur wenn im Arm die Zither klingt,
Da hell der Wind vorüberzieht,
Wenn gar zu laut die Droſſel ſingt,
Zuckt manchesmal ihr Augenlid.

Dann wirft ſie das blonde Köpfchen herum,
Daß am Hals das güldene Kettlein klingt;
Auf fliegen die Vögel, der Wald iſt ſtumm
Und zurück in den Schlummer das Mägdlein ſinkt.

2.

Hell reißt der Mond die Wolken auf,
Daß durch die Tannen bricht der Strahl;
Im Grunde wachen die Elfen auf,
Die Silberhörnlein rufen durch's Thal.

„Zu Tanz, zu Tanz am Felſenhang,
Am hellen Bach im ſchwarzen Tann!
Schön Jungfräulein, was wird dir bang?
Wach auf, und ſchlag die Saiten an!“

Schön Jungfräulein, die ſitzt im Traum;
Tannkönig tritt zu ihr herein,
Und küßt ihr leis des Mundes Saum,
Und nimmt vom Hals das Güldkettlein.

Da ſchlägt ſie hell die Augen auf —
Was hilft ihr Weinen all und Flehn!
„Tannkönig, laß mich ziehn nach Haus,
Laß mich zu meinen Schweſtern gehn.“

„In meinem Walde fing ich dich,“
Tannkönig ſpricht, „ſo biſt du mein!
Was hatteſt du die Meß' verſäumt?
Komm mit, komm mit zum Elfenreihn!“ —

„Elf! Elf! das klingt ſo wunderlich,
Elf! Elf! mir graut vor dem Elfenreihn;
Die haben gewiß kein Chriſtenthum,
O laß mich zu Vater und Mutter mein!“

„Und denkſt du an Vater und Mutter noch,
Sitz aber hundert Jahre allein!“
Die Elfen ziehen zu Tanz, zu Tanz!
Er hängt ihr um das Güldkettlein.

Schneewittchen.

Eine Märchen-Scene.

Zwergenwirthſchaft. Links eine Thür zur Schlafkammer der Zwerge; im Hintergrunde eine Thür- und Fenſteröffnung. Von außen Wald und Sonnenſchein. Drinnen ſteht ein kleiner Tiſch mit ſieben Schüſſeln.

Die ſieben Zwerge

(kommen ſingend nach einander herein mit Krämerſäcken auf dem Nacken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tiſch und ſingen, einer nach dem andern).

Zwergenälteſter.

Wer hat auf meinem Stühlchen ſeſſen?

Zwerg 2.

Wer hat von meinem Tellerlein eſſen?

Zwerg 3.

Wer hat von meinem Müschen pappt?

Zwerg 4.

Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?

Zwerg 5.

Wer hat aus meinem Becherlein trunken?

Zwerg 6.

Wer hat mein Löfflein eingetunken?

Zwerg 7
(ſchaut in die Nebenkammer).

Wer drückt' in meinem Bett das Dällchen?

Zwergenälteſter.

Wer rückt' an meinem Schlafgeſtellchen?

Zwerg 2.

Wer ſchlief auf meinem Lagerſtättchen?

Zwerg 3.

O weh! liegt Einer in meinem Bettchen!

Zwerg 4.

Ein Mägdelein!

Zwerg 5. 6.

Laß ſchaun, laß ſehn!

Zwerg 7.

Ei Gott, wie iſt das Kind ſo ſchön?

Zwergenälteſter.

O weckt ſie nicht! o ſchreckt ſie nicht!
Geſchloſſen iſt der Aeuglein Licht.

Hinabgerollt die Locken dicht:
Ueber des Mieders blanke Seide
Gefaltet fromm die Händchen beide.

Zwerg 2.

Wer mag ſie ſein? Wo kam ſie her?
Der Wald wächſt in die Kreuz und Quer.

Zwerg 3.

Wie fand das liebe Tauſendſchön
Den Weg durch Dorn und Moor und See'n?

Zwerg 4.

Iſt Alles ſo gar lieb und fein,
So roſenroth, ſchneeweiß und rein!

Zwergenälteſter.

Bis ſie erwacht, bleibt mäuschenſacht,
Das helle Glöcklein nehmt in Acht,
Bleibt ruhig in den Schühlein ſtehn,
Laßt leis das Zünglein ummegehn!

Zwerg 4.

Schau, ſchau! Die Wimper regte ſich.

Zwerg 5.

Das Mündlein roth bewegte ſich.

Zwerg 6.

Das blonde Köpfchen reckt ſich auf,
Zwei blaue Aeuglein ſchlägt ſie auf!

Zwerg 7.

Sie ſchaut ſich um ein ſtummes Weilchen!

Zwergenälteſter.

Schweigt nun! ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!
Erſchreckt ſie nicht, geht fein bei Seit!
Sie ſah wohl Zwerglein nicht bis heut.

(Die Zwerge treten bis auf den Aelteſten an beiden Seiten zurück.)

Schneewittchen
(erſcheint ſcheu an der Thür).

Zwergenälteſter.

Ei grau dich nicht, tritt nur herein;
Du ſollſt uns fein willkommen ſein,
Willkommen in der Zwerge Häuschen!
Doch ſprich, wie heißt du denn!

Schneewittchen.

Schneeweißchen!
So hat die Mutter mich genannt;
Mein Vater iſt König über dies Land.

Zwergenälteſter.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,

Wo ließeſt du die Pagen dein?
Wo ließeſt du die Wagen und Roſſe?
Wie kamſt du von des Königs Schloſſe?

Schneewittchen.

Ach, ich bin kommen arm und bloß!
Mütterlein ſchläft in Grabes Schooß;
Der König freite die zweite Frau,
Die ſchlug mich oft und ſchalt mich rauh;
Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde,
Sollte mich tödten auf Berges Halde,
Und der Königin als Zeichen
Sollt' er mein blutend Herze reichen;
Doch ich bat ihn ſo lange, ſo lang' auf den Knieen —
Da ſchoß er den Eber, und ließ mich fliehen.

Zwergenälteſter.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wie fandſt du Weg und Steg allein?
Wer zeigte dir die ſieben Berge?
Wie kamſt du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen.

Sprangen zwei Rehlein mir voran,
Sahn mit den braunen Augen mich an;
Saßen im Walde die Vöglein zu Hauf,

Schwangen zwei Vöglein ſich vor mir auf;
Am Himmel zog ein Stern vor mir —
Und wie ich folgte, ſo bin ich hier.

Zwergenälteſter.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Schlag auf die blauen Augelein,
Laß ſpringen dein Herzlein wohlgemuth;
Sollſt bleiben hier in unſrer Hut,
Im grünen Reich der ſieben Berge!

Schneewittchen.

Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge?

Zwergenälteſter.

Kannſt die Wirthſchaft uns verſehen,
Wenn wir Tags in die Berge gehen;
Unſern Haushalt kannſt du führen.

Schneewittchen.

O wie will ich mich tummeln und rühren!
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was ſoll ich immer beſchicken?

Zwergenälteſter.

Morgens im Dämmerſchein
Fegſt du das Kämmerlein,
Bohneſt die Stühlchen.

Lockerſt die Pfühlchen,
Schüttelſt zurechte die Schlafeſtättchen!

Zwerg 2.

Und für dich ſelber das weichſte Bettchen!

Zwergenälteſter.

Gehn wir zu Walde, hütſt du das Stübchen,
Deckeſt das Tiſchchen, kocheſt die Süppchen!

Zwerg 3.

Doch von den Süppchen und von den Speischen
Das Schönſte für dich, Prinzeß Schneeweißchen!

Zwerg 4.

Schau nur, die Dornen zerriſſen mein Röcklein!

Zwerg 5.

Streiften mir ab von dem Käppchen das Glöcklein.

Zwergenälteſter.

Beſſerſt das Röcklein,
Hefteſt das Glöcklein,
Setzeſt auf Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
— Biſt du allein —
Läßt du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen.

Aber die Rehe, die ſüßen Rehe!
Wenn ich ſie Morgens durch's Fenſterlein
Draußen im goldenen Sonnenſchein
Springen und ſpielen und nahen ſehe?

Zwergenälteſter.

Rehlein ſtehn in hohen Gnaden,
Sind gar tapfre Kameraden;
Kannſt ſie immer zu Gaſte laden.

Schneewittchen.

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen,
Stieglitz mit dem rothen Kämmchen,
Ammer mit dem goldenen Latz,
Und der Staar, der poſſierliche Matz,
Und vor den andern Vögeln allen
Die ſüßen Sänger, die Nachtigallen!
Wenn ſie draußen durch die Zweiglein
Schauen mit den klugen Aeuglein;
Wenn ſie dann mählich näher ſchlüpfen,
Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenälteſter.

Vöglein ſtehn in hohen Gnaden,

Sind gar luſtige Kameraden;
Darfſt ſie immer zu Gaſte laden.

Schneewittchen.

Aber die Sonne, der himmliſche Schein!
Wenn ſie Morgens in's Fenſterlein
Durch die grünen, funkelnden Blätter
Sendet das goldene Sommerwetter!
Und Abends, wandert die Sonne von dannen,
Der Mond ſteigt über die ſchwarzen Tannen!
Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
Bringt mit ſich alle die tauſend Stern';
Mond und Sonne und Sternelein
Schauen alle zu mir herein,
Wie ich die Wirthſchaft mag treiben und leiten —
Sie kennen mich alle ſeit langen Zeiten.

Zwergenälteſter.

Rehlein laß um dich ſpielen und ſpringen,
Vöglein flattern und ſchmettern und ſingen,
Laß Mond- und Sonnenſchein herein;
Nur vor den Menſchen hüte dich fein!
(Zu den Andern.)
Nun kommt, ihr wackern Brüderlein,
Drei Gänge fürder noch waldein!

Dreimal noch füllt mit weichem Moos
Die Säcklein aus des Waldes Schooß,
Und richtet fein in unſerm Hüttchen
Ein achtes Bettchen für Schneewittchen.

Die ſieben Zwerge
(gehen ſingend ab).

„Da ging die Katz' die tripp die trapp,
Da ſchlug die Thür die klipp die klapp,
Frau Füchſin, ſind ſie da?
Ach ja, mein Kätzchen, ja!“

Schneewittchen
(allein).

Morgens im Dämmerſchein
Feg' ich das Kämmerlein,
Bohne die Stühlchen,
Lockre die Pfühlchen,
Mache die Bettchen,
Die Schlummerſtättchen,
Nähe das Röcklein,
Hefte das Glöcklein,
Setz' auf die Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Rehlein und Vögelein,
Alle die Thierelein

Flattern durch's Fenſterlein,
Schlüpfen zur Thür herein;
Sonne und Mondenſchein,
Sternlein, die hellen,
Sind alle meine Spielgeſellen!

Zweites Buch.

Aeltere Gedichte.

Die Herrgottskinder.

Von oben ſieht der Herr darein,
Ihr dürſt indeß der Ruhe pflegen;
Er giebt der Arbeit das Gedeihn
Und träuft herab den Himmelsſegen.
Und wenn dann in Blüthe die Saaten ſtehn,
So läßt er die Lüftlein darüber gehn,
Auf daß ſich die Halme zuſammenbeugen
Und friſch aus der Blüthe das Korn erzeugen;
Und hält am Himmel hoch die Sonne,
Daß Alles reife in ihrer Wonne.
Da ſtünd' es den Bauern wohl prächtig an,
Das Alles in ihre Scheuern zu laden!
Gott Vater hat auch ſeinen Theil daran!
Den will er vergaben nach ſeiner Gnaden.
Da ruft er die jüngſten Kinder ſein;

Die nährt er ſelbſt aus ſeiner Hand,
Die Rehlein, die Häslein, die Würmlein klein
Und alles Gethier in Luft und Land;
Das flattert herbei und keucht und ſpringt,
Iſt fröhlich all' zu Gottes Ehr'
Und all' genügſam, was er bringt.
Deß freut ſich der Herrgott mächtig ſehr,
Er breitet weit die Arme aus
Und ſpricht in Liebe überaus:
All', was da lebet, ſoll ſich freun,
Seid Alle von den Kindern mein;
Und will euch drum doch nicht vergeſſen,
Daß ihr nichts könnt als ſpringen und freſſen.
Hat jedes ſeinen eignen Ton!
Ihr ſollt euch tummeln friſch im Grünen;
Doch mündig iſt der Menſch, mein Sohn:
Drum mag er ſelbſt ſein Brod verdienen!

Das Mädchen mit den hellen Augen.

Das Mädchen mit den hellen Augen,
Die wollte Keines Liebſte ſein;
Sie ſprang und ließ die Zöpfe fliegen,
Die Freier ſchauten hinterdrein.

Die Freier ſtanden ganz von Ferne
In blanken Röcklein lobeſam.
„Frau Mutter, ach, ſo ſprecht ein Wörtchen,
Und macht das liebe Kindlein zahm!“

Die Mutter ſchlug die Händ' zuſammen,
Die Mutter rief: „Du thöricht' Kind,
Greif zu, greif zu! Die Jahre kommen,
Die Freier gehen gar geſchwind!“

Sie aber ließ die Zöpfe fliegen,
Und lachte alle Weisheit aus;
Da ſprang durch die erſchrocknen Freier
Ein toller Knabe in das Haus.

Und wie ſie bog das wilde Köpfchen,
Und wie ihr Füßchen ſchlug den Grund,
Er ſchloß ſie feſt in ſeine Arme
Und küßte ihren rothen Mund.

Die Freier ſtanden ganz von Ferne,
Die Mutter rief vor Staunen ſchier:
„Gott ſchütz' dich vor dem ungeſchlachten,
Ohn' Maaßen groben Cavalier!"

Fiedel-Lieder.

1.

Wenn mir unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zerſprang,
Neue werden aufgezogen,
Und ſie geben friſchen Klang.

2.

Nun ein Scherflein in die Runde
Von den Cavalieren allen!
Für mein Lied, und ganz beſonders,
Weil's den Frauen ſo gefallen.

Daß ſie alle mit einander
Luſtig klingen in der Taſche;
Und, Herr Wirth, vom beſten Elfer
Eine wohlgezogne Flaſche.

Nun ein Lied, und nun ein Humpen,
Schwer von lieblichen Getränken!
Ewig, ewig, unermüdlich
Will ich meinen Bogen ſchwenken.

3.

Muſikanten wollen wandern!
Durch die Saiten geht der Wind,
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geſchwind.

Muſikanten wollen wandern!
Schon zur Neige geht der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

4.

Nun geht der Mond durch Wolkennacht,
Nun iſt der Tag herum;
Da ſchweigen alle Vögel bald
Im Walde um und um.

Die Droſſel pfeiſt ihr letztes Stück,
Ein Stück zu Allerbeſt;
Die Amſel ſchlägt den letzten Ton,
Und fliegt zu Neſt, zu Neſt.

Da nehm' auch ich zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das iſt ein klingend Nachtgebet,
Und ſteigt zum Himmel ein.

An die Freunde.

Wieder einmal ausgeflogen,
Wieder einmal heimgekehrt;
Fand ich doch die alten Freunde
Und die Herzen unverſehrt.

Wird uns wieder wohl vereinen
Friſcher Oſt und friſcher Weſt?
Auch die loſeſten der Vögel
Tragen allgemach zu Neſt.

Immer ſchwerer wird das Päckchen,
Kaum noch trägt es ſich allein;
Und in immer engre Feſſeln
Schlinget uns die Heimath ein.

Und an ſeines Hauſes Schwelle
Wird ein Jeder feſtgebannt;
Aber Liebesfäden ſpinnen
Heimlich ſich von Land zu Land.

Myrthen.

Sie brach ein Reis vom Hochzeitskranz
Und pflanzt' es gläubig ein:
„Nun trage mir ein Kränzlein grün
Für's künftige Töchterlein!“

Sind ſechszehn Jahre wohl herum;
Das Reislein wuchs heran,
Hier ſitzt das wackre Töchterlein —
Fehlt nur der Freiersmann.

Nelken.

Ich wand ein Sträuslein Morgens früh,
Das ich der Liebſten ſchickte;
Nicht ließ ich ſagen ihr, von wem,
Und wer die Blumen pflückte.

Doch als ich Abends kam zum Tanz,
Und that verſtohlen und ſachte,
Da trug ſie die Nelken am Buſenlatz,
Und ſchaute mich an und lachte.

Damendienſt.

Die Schleppe will ich dir tragen,
Ich will deinem Wink mich weihn,
An Feſten und hohen Tagen
Sollſt du meine Königin ſein!

Deiner Launen geheimſte und kühnſte
Gehorſam erfüll' ich dir;
Doch leid' ich in dieſem Dienſte
Keinen Andern neben mir.

So lang ich dir diene in Ehren,
Gehöret dein Lächeln mein;
Deinen Hofſtaat will ich vermehren;
Doch der Erſte will ich ſein.

Ständchen.

Weiße Mondesnebel ſchwimmen
Auf den feuchten Wieſenplanen;
Hörſt du die Guitarre ſtimmen
In dem Schatten der Platanen?

Dreizehn Lieder ſollſt du hören,
Dreizehn Lieder friſch gedichtet;
Alle ſind, ich kann's beſchwören,
Alle nur an dich gerichtet.

An dem zarten ſchlanken Leibchen
Bis zur Stirne auf und nieder,
Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen,
Alles preiſen meine Lieder.

Wahrlich Kind, ich hab' zu Zeiten
Uebermüthige Gedanken!
Unermüdlich ſind die Saiten
Und der Mund iſt ohne Schranken.

Vom geheimſten Druck der Hände
Bis zum nimmerſatten Küſſen;
Ja, ich ſelber weiß am Ende
Nicht, was du wirſt hören müſſen.

Laß dich warnen, laß mich ſchweigen,
Laß mich Lied um Liebe tauſchen;
Denn die Blätter an den Zweigen
Wachen auf und wollen lauſchen.

Weiße Mondesnebel ſchwimmen
Auf den feuchten Wieſenplanen;
Hörſt du die Guitarre ſtimmen
In dem Schatten der Platanen?

Zur ſilbernen Hochzeit.

Aus einem Feſtzuge.

Gott Amor.

Wieder führ' ich heut den Zug
Wie beim erſten Feſte;
Amor bleibt die Hauptperſon
In der Zahl der Gäſte.

In mein Antlitz bringt die Zeit
Fältchen nicht noch Falte:
Doch wie jung ich immer bin,
Bin ich doch der Alte.

Zwei Kinder.

Erſtes.

Wir ſind zwei Kinder hier vom Haus
Und folgten mit Bedachte
Dem kleinen Gotte, der Mama
So unendlich glücklich machte.

Zweites.

Ja, lachet nur! Wir kommen auch
In ſeinen Roſentempel.
Die ältſte Schweſter hat ſchon gezeigt,
Die Kinder nehmen Exempel.

Ein Bettelkind.

Zürnt mir nicht, verehrte Frau,
Daß auch ich euch gratulire!
Armuth iſt ein ſchlechter Gaſt,
Furchtſam tret' ich in die Thüre.

Draußen ſtand ich, und ich ſah
Alle Fenſter hell erleuchtet;
Und ich dachte, wie ſo oft
Ihr mir milde Gabe reichtet.

Gönnt nur einen Augenblick,
Mich an eurem Glück zu weiden!
Schweſter weint zu Haus nach Brod —
Ach wir haben wenig Freuden.

Der Bettelvogt.

Zum Jubilar:

Verzeihen Sie, Herr Bürgermeiſter!
So ſehr man ſeine Pflichten kennt,
Das Bettelvolk wird immer dreiſter,
So ſehr man vigilirt und rennt.

So eben ſah ich ſolchen Rangen
Verdächtig ſchleichen an den Treppen;
Wenn es vergönnt ihn einzufangen,
Werd' ich ihn ſacht zu Locke ſchleppen.

Der Narr.

Der Narr macht ſeine Reverenz,
Der gute derbe Geſelle!
Ihr hörtet wohl von Weitem ſchon
Das Rauſchen ſeiner Schelle.

Als alter Hausfreund bin ich ja
Nothwendig bei dem Feſte:
Denn hörtet ihr die Klapper nicht,
Euch fehlte doch das Beſte.

Ein tüchtiger Kerl hat ſeinen Sparrn!
Das iſt unwiderleglich;
Und hat das Haus nicht ſeinen Narrn,
So wird es öd' und kläglich.

Hier war ich manchen guten Tag
Gaſtfreundlich aufgenommen;
Heil dieſem vielbeglückten Haus,
Wo auch der Narr willkommen.

Bettlerliebe.

O laß mich nur von ferne ſtehn,
Und hangen ſtumm an deinem Blick;
Du biſt ſo jung, du biſt ſo ſchön,
Aus deinen Augen lacht das Glück.

Und ich ſo arm, ſo müde ſchon,
Ich habe nichts, was dich gewinnt.
O wär' ich doch ein Königsſohn,
Und du ein arm' verlornes Kind!

Vierzeilen.

Du weißt doch, was ein Kuß bekennt?
Sonſt hör' du auf zu küſſen!
Ich dächt', er ſei ein Sakrament,
Das alle Völker wiſſen.

Und weißt du, warum ſo trübe,
So ſchwer mir das Herz muß ſein?
Du haſt mich geküßt ohne Liebe,
Das wolle dir Gott verzeihn!

Die Lieb' iſt wie ein Wiegenlied;
Es lullt dich lieblich ein;
Doch ſchläfſt du kaum, ſo ſchweigt das Lied,
Und du erwachſt allein.

Das Harfenmädchen.

Das war noch im Vaterſtädtchen;
Da warſt du gar zierlich und jung,
Ein ſüß' ſchwarzäugiges Dirnlein;
Zur Liebe verſtändig genung.

Und wenn dir die Mutter zu ſingen
Und Harfe zu ſpielen gebot,
So ſcheuteſt du dich vor den Leuten
Und klagteſt mir heimlich die Noth.

„Wann treff' ich dich wieder und wo doch?" —
„Am Schloſſe, wenn's dunkel iſt."
Und Abends bin ich gekommen
Und habe dich fröhlich geküßt.

Sind ſieben Jahr vergangen,
Daß ich dich nicht geſehn;
Wie bleich doch ſind deine Wangen,
Und waren ſo blühend und ſchön!

Wie greifſt du ſo keck in die Saiten
Und ſchauſt und äugelſt umher!
Das ſind die kindlich ſcheuen,
Die leuchtenden Augen nicht mehr.

Doch kann ich den Blick nicht wenden,
Du einſt ſo reizende Maid;
Mir iſt, als ſchaut' ich hinüber
Tief, tief in vergangene Zeit.

Weihnachtsabend.

An die hellen Fenſter kommt er gegangen
Und ſchaut in des Zimmers Raum;
Die Kinder alle tanzten und ſangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum.

Da pocht ihm das Herz, daß es will zerſpringen:
„O," ruft er, „laßt mich hinein!
Was Frommes, was Fröhliches will ich euch ſingen
Zu dem hellen Kerzenſchein."

Und die Kinder kommen, die Kinder ziehen
Zur Schwelle den nächtlichen Gaſt:
Still grüßen die Alten, die Jungen umknieen
Ihn ſcheu in geſchäftiger Haſt.

Und er ſingt: „Weit glänzen da draußen die Lande,
Und locken den Knaben hinaus:
Mit klopfender Bruſt, im Reiſegewande
Verläßt er das Vaterhaus.

Da trägt ihn des Lebens breitere Welle —
Wie war ſo weit die Welt!
Und es findet ſich mancher gute Geſelle,
Der's treulich mit ihm hält.

Tief bräunt ihm die Sonne die Blüthe der Wangen
Und der Bart umſproſſet das Kinn;
Den Knaben, der blond in die Welt gegangen,
Wohl nimmer erkennet ihr ihn.

Aus goldnen und aus blauen Reben
Es mundet ihm jeder Wein;
Und dreiſter greift er in das Leben
Und in die Saiten ein.

Und für manche Dirne mit ſchwarzen Locken
Im Herzen findet er Raum; —
Da klingen durch das Land die Glocken,
Ihm war's wie ein alter Traum.

Wohin er kam, die Kinder ſangen,
Die Kinder weit und breit:
Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen,
Das war die Weihnachtszeit.

Da fühlte er, daß er ein Mann geworden;
Hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den blauen Bergen im Norden
Ließ ihm die Heimath nicht Ruh.

An die hellen Fenſter kam er gegangen
Und ſchaut' in des Zimmers Raum;
Die Schweſtern und Brüder tanzten und ſangen
Ein Chriſtlied am Taxusbaum.“ —

Da war es, als würden lebendig die Lieder
Und nahe, der eben noch fern;
Um den Taxus tanzten Schweſtern und Brüder
Und ſangen ein Lied vom Herrn.

Da kann er nicht länger das Herz bezwingen,
Er breitet die Arme aus:
„O ſchließt mich ein in das Preiſen und Singen,
Ich bin ja der Sohn vom Haus.“

Junge Liebe.

Aus eigenem Herzen geboren,
Nie beſeſſen, dennoch verloren.

Ihr Aug' iſt blau, nachtbraun ihr lockicht Haar,
Ein Schelmenmund, wie jemals einer war,
Ein launiſch' Kind; doch all' ihr Widerſtreben
Bezwingt ihr Herz, das mir ſo ganz ergeben.

Schon lange ſitzt ſie vor mir, träumeriſch
Mit ihren Beinchen baumelnd, auf dem Tiſch;
Nun ſpringt ſie auf; an meines Stuhles Lehne
Hängt ſie ſich ſchmollend ob der ſtummen Scene.

„Ich liebe dich!“ — „Du biſt ſehr intereſſant.“
„Ich liebe dich!“ — „Ach das iſt längſt bekannt!
Ich lieb' Geſchichten, neu und nicht erfunden —
Erzählſt du nicht, ich bin im Nu verſchwunden.“ —

„So hör! Jüngſt träumte mir“ — — „Das iſt nicht wahr!“ —
„Wahr iſt's! Mir träumt', ich ſähe auf ein Haar
Dich ſelbſt Straß' auf und ab in Prachtgewändern
An eines Mannes Arm gemächlich ſchlendern;

Und dieſer Mann“ — — „der war?“ — „der war nicht ich!“ —
„Du lügſt!“ — „Mein Herz, ich ſah dich ſicherlich —
Ihr ſenktet Aug' in Auge voll Entzücken,
Ich ſtand ſeitab, gleichgültig deinen Blicken.“

„Der Mutter ſag' ich's!“ ruft das tolle Kind,
Und ſpringt zur Thür. Da haſch ich ſie geſchwind,
Und dieſe frevelhaften Lippen müſſen,
Was ſie verbrochen, ohne Gnade büßen.

Dämmerſtunde.

Im Nebenzimmer ſaßen ich und du;
Die Abendſonne fiel durch die Gardinen,
Die fleißigen Hände fügten ſich der Ruh,
Von rothem Licht war deine Stirn beſchienen.

Wir ſchwiegen beid'; ich wußte mir kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten ſchwatzten fort —
Du ſahſt mich an mit deinen Märchenaugen.

Frage.

Wenn einſam du im Kämmerlein geſeſſen,
Wenn dich der Schlummer floh die lange Nacht,
Dann haſt du oft, ſo ſprichſt du, mein gedacht;
Doch, wenn die Sonne kommen unterdeſſen,
Wenn dir die Welt und jeglich' Aug' gelacht,
Haſt du auch dann wohl jemals mein gedacht?

Rechenſtunde.

Du biſt ſo ein kleines Mädchen,
Und haſt ſchon ſo helle Augen;
Du biſt ſo ein kleines Mädchen,
Und haſt ſchon ſo rothe Lippen!

Nun ſchau mich nur an, du Kleine,
Auch ich hab' helle Augen,
Und laß dir alles deuten —
Auch ich hab' rothe Lippen.

Nun rechne mir doch zuſammen!
Vier Augen, die geben? — Blicke!
Und — mach' mir keinen Fehler!
Vier Lippen, die geben? — Küſſe!

Käuzlein.

Da ſitzt der Kauz im Ulmenbaum,
Und heult und heult im Ulmenbaum.
Die Welt hat für uns beide Raum!
Was heult der Kauz im Ulmenbaum
Von Sterben und von Sterben?

Und übern' Weg die Nachtigall,
Genüber pfeiſt die Nachtigall.
O weh, die Lieb' iſt gangen all'!
Was pfeiſt ſo ſüß die Nachtigall
Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,
Zur Linken grell ein Sterbelied!
Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe ſchied,
Denn nichts, als nur ein Sterbelied
Kaum wegbreit noch hinüber?

Abſchied.

Mit Liedern.

1.

Was zu glücklich um zu leben,
Was zu ſcheu um Klang zu geben,
Was zu lieblich zum Entſtehen,
Was geboren zum Vergehen,
Was die Monde nimmer bieten,
Roſen aus verwelkten Blüthen,
Thränen dann aus jungem Leide
Und ein Klang verlorner Freude.

2.

Du weißt es, Alle, die da ſterben
Und die für immer ſcheiden gehn,
Die müſſen, wär's auch zum Verderben,
Die Wahrheit ohne Hehl geſtehn.

So leg ich's denn in deine Hände,
Was immer mir das Herz bewegt:
Es iſt die letzte Blumenſpende,
Auf ein geliebtes Grab gelegt.

Ritornell.

Dunkle Cypreſſen,
Die Welt iſt gar zu luſtig,
Es wird doch Alles vergeſſen.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Seite.

Oktoberlied (1848) 3
Abſeits 5
Weihnachtslied 7
Sommermittag 8
Die Stadt 9
Meeresſtrand 10
Im Walde 11
Eliſabeth 12
Lied des Harfenmädchens 13
Die Nachtigall 14
Im Volkston 15
Regine 16
Ein grünes Blatt 17
Weiße Roſen 18
Looſe 21

	Seite.
Noch einmal!	22
Die Stunde ſchlug	23
Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt	24
Hyazinthen	26
Du willſt es nicht in Worten ſagen	27
Dämmerſtunde	29
Frauenhand	30
Die Zeit iſt hin	31
Wohl rief ich ſanft dich an mein Herz	32
Du ſchläfſt	34
Geſchwiſterblut	35
Mondlicht	40
Lucie (1852)	41
Einer Todten (1847)	43
Eine Fremde	45
Lehrſatz	46
Die Kleine	47
O ſüßes Nichtsthun	48
Wer je gelebt in Liebesarmen	49
Nun ſei mir heimlich zart und lieb	50
Schließe mir die Augen beide	51
Kritik	52
Morgens	53
Zur Nacht	54
Die Kinder	55
Im Herbſte	56
Gode Nacht (September 1850)	58
O bleibe treu den Todten	59

Seite.
In böſer Stunde 61
Und war es auch ein großer Schmerz 62
Zwiſchenreich 63
Vom Staatskalender 65
Geſegnete Mahlzeit 68
Von Katzen 69
Stoßſeufzer 71
In der Frühe 72
Aus der Marſch 73
Am Aktentiſch 74
Sturmnacht 75
Waldweg 78
Eine Frühlingsnacht 80
Der Zweifel 82
Februar 83
März 83
April 84
Mai 84
Juli 85
Auguſt 85
Im Garten 86
Herbſt 87
Hinter den Tannen 89
Vor Tag 90
Zur Taufe 92
Morgane 93
Oſtern (1848) 96
Nach Reiſegeſprächen 98

Seite.
Im Herbſte 1850 99
Gräber an der Küſte (1850) 102
Ein Epilog (1850) 105
1. Januar 1851 107
Im Zeichen des Todes 108
Weihnachtsabend (1852) 112
Abſchied (1853) 114
Für meine Söhne 117
Auf dem Segeberg (1852) 119
Troſt 121
Gedenkſt du noch? (1857) 122
Du warſt es doch 124
Am Geburtstage 125
Schlaflos 126
Garten-Spuk 127
Immenſee (1856) 133
Mit „Ein grünes Blatt“ 133
Nothgedrungener Prolog 134
Knecht Ruprecht 137
Einer Braut am Polterabend 139
Blumen 140
Ein Ständchen 141
Das Edelfräulein ſeufzt 141
Ein Sterbender (1863) 142
Der Lump 147
Sprüche 148
Gräber in Schleswig (1863) 149
Es giebt eine Sorte (1864) 152

Seite.
Fortſchritt 153
Wie können auch die Trompete blaſen (1864) . . 154
Beginn des Endes 155
Tiefe Schatten 156

Märchen.

Märchen 163
In Bulemanns Haus (1852) 164
Tannkönig 168
Schneewittchen 171

Zweites Buch.

Aeltere Gedichte.

Die Herrgottskinder 185
Das Mädchen mit den hellen Augen 187
Fiedel-Lieder 189
An die Freunde 192
Myrthen 193
Nelken 194
Damendienſt 195
Ständchen 196
Zur ſilbernen Hochzeit 198
Bettlerliebe 202

Seite.
Vierzeilen 203
Das Harſenmädchen 204
Weihnachtsabend 206
Junge Liebe 209
Dämmerſtunde 211
Frage 212
Rechenſtunde 213
Käuzlein 214
Abſchied 215
Ritornell 217

Storm's Sämmtliche Schriften.

Theodor Storm's

Sämmtliche Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Sechs Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1868.

Theodor Storm's

ſämmtliche Schriften

Band 2.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1868

Inhalt

des zweiten Bandes.

Immenſee (Huſum 1849) 1
Späte Roſen (Heiligenſtadt 1859) 61
Im Schloß (Heiligenſtadt 1861) 85
Veronica (Heiligenſtadt 1861) 177

Immenſee.

Der Alte.

An einem Spätherbſtnachmittage ging ein alter wohlgekleideter Mann langſam die Straße hinab. Er ſchien von einem Spaziergange nach Hauſe zurückzukehren; denn ſeine Schnallenſchuhe, die einer vorübergegangenen Mode angehörten, waren beſtäubt. Den langen Rohrſtock mit goldenem Knopf trug er unter dem Arm; mit ſeinen dunklen Augen, in welche ſich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben ſchien, und welche eigenthümlich von den ſchneeweißen Haaren abſtachen, ſah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendſonnendufte vor ihm lag. — Er ſchien faſt ein Fremder; denn von den Vorübergehenden grüßten ihn nur Wenige, obgleich Mancher unwillkürlich in dieſe ernſten Augen zu ſehen gezwungen wurde. Endlich ſtand er vor einem hohen

Giebelhauſe ſtill, ſah noch einmal in die Stadt hinaus und trat dann in die Hausdiele. Bei dem Schall der Thürglocke wurde drinnen in der Stube von einem Guckfenſter, welches nach der Diele hinausging, der grüne Vorhang weggeſchoben und das Geſicht einer alten Frau dahinter ſichtbar. Der Mann winkte ihr mit ſeinem Rohrſtock. „Noch kein Licht!“ ſagte er in einem etwas ſüdlichen Accent; und die Haushälterin ließ den Vorhang wieder fallen. Der Alte ging nun über die weite Hausdiele, dann durch einen Peſel, wo große Eichſchränke mit Porzellanvaſen an den Wänden ſtanden; durch die gegenüberſtehende Thür trat er in einen kleinen Flur, von wo aus eine enge Treppe zu den oberen Zimmern des Hinterhauſes führte. Er ſtieg ſie langſam hinauf, ſchloß oben eine Thür auf, und trat dann in ein mäßig großes Zimmer. Hier war es heimlich und ſtill; die eine Wand war faſt mit Repoſitorien und Bücherſchränken bedeckt; an der andern hingen Bilder von Menſchen und Gegenden; vor einem Tiſche mit grüner Decke, auf dem einzelne aufgeſchlagene Bücher umherlagen, ſtand ein ſchwerfälliger Lehnſtuhl mit rothem Sammetkiſſen. — Nachdem der Alte Hut und Stock in die Ecke geſtellt hatte, ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl und ſchien mit gefalteten Händen von ſeinem Spaziergange auszuruhen. — Wie er ſo ſaß, wurde es allmälig dunkler; endlich fiel ein Mondſtrahl durch die Fenſterſcheiben auf die Gemälde an der Wand, und wie der helle Streif langſam weiter rückte, folgten die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in ſchlichtem ſchwarzen Rahmen. „Eliſabeth!“ ſagte der Alte leiſe; und wie er das Wort geſprochen, war die Zeit verwandelt; er war in ſeiner Jugend.

Die Kinder.

Bald trat die anmuthige Geſtalt eines kleinen Mädchens zu ihm. Sie hieß Eliſabeth und mochte fünf Jahre zählen; er ſelbſt war doppelt ſo alt. Um den Hals trug ſie ein rothſeidenes Tüchelchen; das ließ ihr hübſch zu den braunen Augen.

„Reinhardt!“ rief ſie, „wir haben frei, frei! den ganzen Tag keine Schule, und morgen auch nicht.“

Reinhardt ſtellte die Rechentafel, die er ſchon unterm Arm hatte, flink hinter die Hausthür, und dann liefen beide Kinder durch’s Haus in den Garten, und durch die Gartenpforte hinaus auf die Wieſe. Die unverhofften Ferien kamen ihnen herrlich zu Statten. Reinhardt hatte hier mit Eliſabeths Hülfe ein Haus aus Raſenſtücken aufgeführt; darin wollten ſie die Sommerabende wohnen; aber es fehlte noch die Bank. Nun ging er gleich an die Arbeit; Nägel, Hammer und die nöthigen Bretter lagen ſchon bereit. Während deſſen ging Eliſabeth an dem Wall entlang und ſammelte den ringförmigen Samen der wilden Malve in ihre Schürze; davon wollte ſie ſich Ketten und Halsbänder machen; und als Reinhardt endlich trotz manches krumm geſchlagenen Nagels ſeine Bank dennoch zu Stande gebracht hatte und nun wieder in die Sonne hinaustrat, ging ſie ſchon weit davon am andern Ende der Wieſe.

„Eliſabeth!“ rief er, „Eliſabeth!“ und da kam ſie, und ihre Locken flogen. „Komm,“ ſagte er, „nun iſt unſer Haus fertig. Du biſt ja ganz heiß geworden; komm herein, wir wollen uns auf die neue Bank ſetzen. Ich erzähl' Dir etwas.“

Dann gingen ſie beide hinein und ſetzten ſich auf die neue Bank. Eliſabeth nahm ihre Ringelchen aus der Schürze und zog ſie auf lange Bindfäden; Reinhardt fing an zu erzählen: „Es waren einmal drei Spinnfrauen — —“

„Ach,“ ſagte Eliſabeth, „das weiß ich ja auswendig; Du mußt auch nicht immer daſſelbe erzählen.“

Da mußte Reinhardt die Geſchichte von den drei Spinnfrauen ſtecken laſſen, und ſtatt deſſen erzählte er die Geſchichte von dem armen Mann, der in die Löwengrube geworfen war. „Nun war es Nacht,“ ſagte er, „weißt Du? ganz finſtere, und die Löwen ſchliefen. Mitunter aber gähnten ſie im Schlaf und reckten die rothen Zungen aus; dann ſchauderte der Mann und meinte, daß der Morgen komme. Da warf es um ihn her auf einmal einen hellen Schein, und als er aufſah, ſtand ein Engel vor ihm. Der winkte ihm mit der Hand und ging dann gerade in die Felſen hinein.“

Eliſabeth hatte aufmerkſam zugehört. „Ein Engel?“ ſagte ſie. „Hatte er denn Flügel?“

„Es iſt nur ſo eine Geſchichte;“ antwortete Reinhardt; „es giebt ja gar keine Engel.“

„O pfui, Reinhardt!“ ſagte ſie und ſah ihm ſtarr in's Geſicht. Als er ſie aber finſter anblickte, fragte ſie ihn zweifelnd: „Warum ſagen ſie es denn immer? Mutter und Tante und auch in der Schule?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete er.

„Aber Du,“ ſagte Eliſabeth, „giebt es denn auch keine Löwen?“

„Löwen? Ob es Löwen giebt! In Indien; da ſpannen die Götzenprieſter ſie vor den Wagen und fahren mit ihnen durch die Wüſte. Wenn ich groß bin, will ich einmal ſelber hin. Da iſt es viel tauſendmal ſchöner als hier bei uns; da giebt es gar keinen Winter. Du mußt auch mit mir. Willſt Du?“

„Ja,“ ſagte Eliſabeth; „aber Mutter muß dann auch mit, und Deine Mutter auch.“

„Nein,“ ſagte Reinhardt, „die ſind dann zu alt, die können nicht mit.“

„Ich darf aber nicht allein.“

„Du ſollſt ſchon dürfen; Du wirſt dann wirklich meine Frau, und dann haben die Andern Dir nichts zu befehlen.“

„Aber meine Mutter wird weinen.“

„Wir kommen ja wieder,“ ſagte Reinhardt heftig; „ſag es nur gerade heraus, willſt Du mit mir reiſen? Sonſt geh ich allein; und dann komme ich nimmer wieder.“

Der Kleinen kam das Weinen nahe. „Mach nur nicht ſo böſe Augen,“ ſagte ſie; „ich will ja mit nach Indien.“

Reinhardt faßte ſie mit ausgelaſſener Freude bei beiden Händen und zog ſie hinaus auf die Wieſe. „Nach Indien, nach Indien,“ ſang er und ſchwenkte ſich mit ihr im Kreiſe, daß ihr das rothe Tüchelchen vom Halſe flog. Dann aber ließ er ſie plötzlich los und ſagte ernſt: „Es wird doch nichts daraus werden; Du haſt keine Courage.“

— — „Eliſabeth! Reinhardt!“ rief es jetzt von der Gartenpforte. „Hier! Hier!“ antworteten die Kinder und ſprangen Hand in Hand nach Hauſe.

Im Walde.

So lebten die Kinder zuſammen; ſie war ihm oft zu ſtill, er war ihr oft zu heftig, aber ſie ließen deshalb nicht von einander; faſt alle Freiſtunden theilten ſie, Winters in den beſchränkten Zimmern ihrer Mütter; Sommers in Buſch und Feld. — Als Eliſabeth einmal in Reinhardts Gegenwart von dem Schullehrer geſcholten wurde, ſtieß er ſeine Tafel zornig auf den Tiſch, um den Eifer des Mannes auf ſich zu lenken. Es wurde nicht bemerkt. Aber Reinhardt verlor alle Aufmerkſamkeit an den geographiſchen Vorträgen; ſtatt deſſen verfaßte er ein langes Gedicht; darin verglich er ſich ſelbſt mit einem jungen Adler, den Schulmeiſter mit einer grauen Krähe, Eliſabeth war die weiße Taube; der Adler gelobte an der grauen Krähe Rache zu nehmen, ſobald ihm die Flügel gewachſen ſein würden. Dem jungen Dichter ſtanden die Thränen in den Augen; er kam ſich ſehr erhaben vor. Als er nach Hauſe gekommen war, wußte er ſich einen kleinen Pergamentband mit vielen weißen Blättern zu verſchaffen; auf die erſten Seiten ſchrieb er mit ſorgſamer Hand ſein erſtes Gedicht. — Bald darauf kam er in eine andere Schule; hier ſchloß er manche neue Kameradſchaft mit Knaben ſeines Alters; aber ſein Verkehr mit Eliſabeth wurde dadurch nicht geſtört. Von den Märchen, welche er ihr ſonſt erzählt und wieder erzählt hatte, fing er jetzt an, die, welche ihr am beſten gefallen hatten, aufzuſchreiben; dabei wandelte ihn oft die Luſt an, etwas von ſeinen eigenen Gedanken hineinzudichten; aber, er wußte nicht weshalb, er konnte immer nicht dazu gelangen. So ſchrieb er ſie genau auf, wie er ſie ſelber gehört hatte. Dann gab er die Blätter an Eliſabeth, die ſie in einem Schubfach ihrer Schatulle ſorgfältig aufbewahrte; und es gewährte ihm eine anmuthige Befriedigung, wenn er ſie mitunter Abends dieſe Geſchichten in ſeiner Gegenwart aus den von ihm geſchriebenen Heften ihrer Mutter vorleſen hörte.

Sieben Jahre waren vorüber. Reinhardt ſollte zu ſeiner weiteren Ausbildung die Stadt verlaſſen. Eliſabeth konnte ſich nicht in den Gedanken finden, daß es nun eine Zeit ganz ohne Reinhardt geben werde. Es freute ſie, als er ihr eines Tages ſagte, er werde, wie ſonſt, Märchen für ſie aufſchreiben; er wolle ſie ihr mit den Briefen an ſeine Mutter ſchicken; ſie müſſe ihm dann wieder ſchreiben, wie ſie ihr gefallen hätten. Die Abreiſe rückte heran; vorher aber kam noch mancher Reim in den Pergamentband. Das allein war für Eliſabeth ein Geheimniß, obgleich ſie die Veranlaſſung zu dem ganzen Buche und zu den meiſten Liedern war, welche nach und nach faſt die Hälfte der weißen Blätter gefüllt hatten.

Es war im Juni; Reinhardt ſollte am andern Tage reiſen. Nun wollte man noch einmal einen feſtlichen Tag zuſammen begehen. Dazu wurde eine

Landpartie nach einer der nahe belegenen Holzungen in größerer Geſellſchaft veranſtaltet. Der ſtundenlange Weg bis an den Saum des Waldes wurde zu Wagen zurückgelegt; dann nahm man die Proviantkörbe herunter und marſchirte weiter. Ein Tannengehölz mußte zuerſt durchwandert werden; es war kühl und dämmerig und der Boden überall mit feinen Nadeln beſtreut. Nach halbſtündigem Wandern kam man aus dem Tannendunkel in eine friſche Buchenwaldung; hier war Alles licht und grün, mitunter brach ein Sonnenſtrahl durch die blätterreichen Zweige; ein Eichkätzchen ſprang über ihren Köpfen von Aſt zu Aſt. — Auf einem Platze, über welchem uralte Buchen mit ihren Kronen zu einem durchſichtigen Laubgewölbe zuſammenwuchſen, machte die Geſellſchaft Halt. Eliſabeths Mutter öffnete einen der Körbe; ein alter Herr warf ſich zum Proviantmeiſter auf. „Alle um mich herum, Ihr jungen Vögel!“ rief er, „und merket genau, was ich Euch zu ſagen habe. Zum Frühſtück erhält jetzt ein Jeder von Euch zwei trockene Wecken; die Butter iſt zu Hauſe geblieben, die Zukoſt müßt Ihr Euch ſelber ſuchen. Es ſtehen genug Erdbeeren im Walde, das heißt, für den, der ſie zu finden weiß. Wer ungeſchickt iſt, muß ſein Brod trocken eſſen; ſo geht es überall im Leben. Habt Ihr meine Rede begriffen?“

„Ja wohl!“ riefen die Jungen.

„Ja ſeht,“ ſagte der Alte, „ſie iſt aber noch nicht zu Ende. Wir Alten haben uns im Leben ſchon genug umhergetrieben; darum bleiben wir jetzt zu Haus, das heißt, hier unter dieſen breiten Bäumen, und ſchälen die Kartoffeln, und machen Feuer und rüſten die Tafel, und wenn die Uhr zwölf iſt, ſollen auch die Eier gekocht werden. Dafür ſeid Ihr uns von Euren Erdbeeren die Hälfte ſchuldig, damit wir auch einen Nachtiſch ſerviren können. Und nun geht nach Oſt und Weſt und ſeid ehrlich!“

Die Jungen machten allerlei ſchelmiſche Geſichter. „Halt!“ rief der alte Herr noch einmal. „Das brauche ich Euch wohl nicht zu ſagen, wer keine findet, braucht auch keine abzuliefern; aber das ſchreibt Euch wohl hinter Eure feinen Ohren, von uns Alten bekommt er auch nichts. Und nun habt Ihr für dieſen Tag gute Lehren genug; wenn Ihr nun noch Erdbeeren dazu habt, ſo werdet Ihr für heute ſchon durch's Leben kommen.“

Die Jungen waren derſelben Meinung und begannen ſich paarweiſe auf die Fahrt zu machen.

„Komm, Eliſabeth,“ ſagte Reinhardt, „ich weiß einen Erdbeerenſchlag; Du ſollſt kein trockenes Brod eſſen.“

Eliſabeth knüpfte die grünen Bänder ihres Strohhutes zuſammen und hing ihn über den Arm. „So komm,“ ſagte ſie, „der Korb iſt fertig.“

Dann gingen ſie in den Wald hinein, tiefer und tiefer; durch feuchte undurchdringliche Baumſchatten, wo Alles ſtill war, nur unſichtbar über ihnen in den Lüften das Geſchrei der Falken; dann wieder durch dichtes Geſtrüpp, ſo dicht, daß Reinhardt vorangehen mußte, um einen Pfad zu machen, hier einen Zweig zu knicken, dort eine Ranke bei Seite zu biegen. Bald aber hörte er hinter ſich Eliſabeth ſeinen Namen rufen. Er wandte ſich um. „Reinhardt!“ rief ſie, „warte doch, Reinhardt!“ Er konnte ſie nicht gewahr werden; endlich ſah er ſie in einiger Entfernung mit den Sträuchern kämpfen; ihr feines Köpfchen ſchwamm nur kaum über den Spitzen der Farrenkräuter. Nun ging er noch einmal zurück und führte ſie durch das Wirrniß der Kräuter und Stauden auf einen freien Platz hinaus, wo blaue Falter zwiſchen den einſamen Waldblumen flatterten. Reinhardt ſtrich ihr die feuchten Haare aus dem erhitzten Geſichtchen; dann wollte er ihr den Strohhut aufſetzen und ſie wollte es nicht leiden; dann aber bat er ſie und dann ließ ſie es doch geſchehen.

„Wo bleiben denn aber Deine Erdbeeren?“ fragte ſie endlich, indem ſie ſtehen blieb und einen tiefen Athemzug that.

„Hier haben ſie geſtanden,“ ſagte er; „aber die Kröten ſind uns zuvorgekommen, oder die Marder, oder vielleicht die Elfen.“

„Ja,“ ſagte Eliſabeth, „die Blätter ſtehen noch da; aber ſprich hier nicht von Elfen. Komm nur, ich bin noch gar nicht müde; wir wollen weiter ſuchen.“

Vor ihnen war ein kleiner Bach, jenſeits wieder der Wald. Reinhardt hob Eliſabeth auf ſeine Arme und trug ſie hinüber. Nach einer Weile traten ſie aus dem ſchattigen Laube wieder in eine weite Lichtung hinaus. „Hier müſſen Erdbeeren ſein,“ ſagte das Mädchen, „es duftet ſo ſüß.“

Sie gingen ſuchend durch den ſonnigen Raum; aber ſie fanden keine. „Nein,“ ſagte Reinhardt, „es iſt nur der Duft des Haidekrautes.“

Himbeerbüſche und Hülſendorn ſtanden überall durcheinander; ein ſtarker Geruch von Haidekräutern, welche abwechſelnd mit kurzem Graſe die freien Stellen des Bodens bedeckten, erfüllte die Luft. „Hier iſt es einſam," ſagte Eliſabeth; „wo mögen die Andern ſein?"

An den Rückweg hatte Reinhardt nicht gedacht. „Warte nur; woher kommt der Wind?" ſagte er, und hob ſeine Hand in die Höhe. Aber es kam kein Wind.

„Still," ſagte Eliſabeth, „mich dünkt, ich hörte ſie ſprechen. Rufe einmal dahinunter."

Reinhardt rief durch die hohle Hand: „Kommt hieher!" — „Hieher!" rief es zurück.

„Sie antworten!" ſagte Eliſabeth und klatſchte in die Hände.

„Nein, es war nichts, es war nur der Wiederhall."

Eliſabeth faßte Reinhardts Hand. „Mir graut!" ſagte ſie.

„Nein," ſagte Reinhardt, „das muß es nicht. Hier iſt es prächtig. Setz Dich dort in den Schatten zwiſchen die Kräuter. Laß uns eine Weile ausruhen; wir finden die Andern ſchon."

Eliſabeth ſetzte ſich unter eine überhängende Buche und lauſchte aufmerkſam nach allen Seiten; Reinhardt ſaß einige Schritte davon auf einem Baumſtumpf und ſah ſchweigend nach ihr hinüber. Die Sonne ſtand gerade über ihnen; es war glühende Mittagshitze; kleine goldglänzende, ſtahlblaue Fliegen ſtanden flügelſchwingend in der Luft; ringsum ſie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreiſchen der andern Waldvögel.

„Horch," ſagte Eliſabeth, „es läutet."

„Wo?" fragte Reinhardt.

„Hinter uns. Hörſt Du? Es iſt Mittag."

„Dann liegt hinter uns die Stadt; und wenn wir in dieſer Richtung gerade durchgehen, ſo müſſen wir die Andern treffen."

So traten ſie ihren Rückweg an; das Erdbeerenſuchen hatten ſie aufgegeben, denn Eliſabeth war müde geworden. Endlich klang zwiſchen den Bäumen hindurch das Lachen der Geſellſchaft; dann ſahen ſie auch ein weißes Tuch am Boden ſchimmern, das war die Tafel, und darauf ſtanden Erdbeeren in Hülle und Fülle. Der alte Herr hatte eine Serviette im Knopfloch und hielt den Jungen die Fortſetzung ſeiner moraliſchen Reden, während er eifrig an einem Braten herumtranchirte.

„Da ſind die Nachzügler," riefen die Jungen, als ſie Reinhardt und Eliſabeth durch die Bäume kommen ſahen.

„Hieher!" rief der alte Herr, „Tücher ausgeleert, Hüte umgekehrt! Nun zeigt her, was Ihr gefunden habt."

„Hunger und Durſt!" ſagte Reinhardt.

„Wenn das Alles iſt," erwiderte der Alte, und hob ihnen die volle Schüſſel entgegen, „ſo müßt Ihr es auch behalten. Ihr kennt die Abrede; hier werden keine Müßiggänger gefüttert."

Endlich ließ er ſich aber doch erbitten, und nun wurde Tafel gehalten; dazu ſchlug die Droſſel aus den Wachholderbüſchen.

So ging der Tag hin. — Reinhardt hatte aber doch etwas gefunden; waren es keine Erdbeeren, ſo war es doch auch im Walde gewachſen. Als er nach Hauſe gekommen war, ſchrieb er in ſeinen alten Pergamentband:

Hier an der Bergeshalde
Verſtummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter ſitzt das Kind.

Die ſitzt in Thymiane,
Sie ſitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen ſummen
Und blitzen durch die Luft.

Es ſteht der Wald ſo ſchweigend,
Sie ſchaut ſo klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenſchein.

Der Kuckuk lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

So war ſie nicht allein ſein Schützling; ſie war ihm auch der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare ſeines aufgehenden Lebens.

Da ſtand das Kind am Wege.

Weihnachtabend kam heran. — Es war noch Nachmittags, als Reinhardt mit andern Studenten im Rathskeller am alten Eichentiſch zuſammen ſaß. Die Lampen an den Wänden waren angezündet, denn hier unten dämmerte es ſchon; aber die Gäſte waren ſparſam verſammelt, die Kellner lehnten müßig an den Mauerpfeilern. In einem Winkel des Gewölbes ſaßen ein Geigenſpieler und ein Zittermädchen mit ſeinen zigeunerhaften Zügen; ſie hatten ihre Inſtrumente auf dem Schooße liegen und ſchienen theilnahmlos vor ſich hin zu ſehen.

Am Studententiſche knallte ein Champagnerpfropfen. „Trinke, mein böhmiſch Liebchen!“ rief ein junger Mann von junkerhaftem Aeußern, indem er ein volles Glas zu dem Mädchen hinüberreichte.

„Ich mag nicht,“ ſagte ſie, ohne ihre Stellung zu verändern.

„So ſinge!“ rief der Junker, und warf ihr eine Silbermünze in den Schooß. Das Mädchen ſtrich ſich langſam mit den Fingern durch ihr ſchwarzes Haar, während der Geigenſpieler ihr in's Ohr flüſterte; aber ſie warf den Kopf zurück und ſtützte das Kinn auf ihre Zitter. „Für den ſpiel' ich nicht,“ ſagte ſie.

Reinhardt ſprang mit dem Glaſe in der Hand auf und ſtellte ſich vor ſie. „Was willſt Du?“ fragte ſie trotzig.

„Deine Augen ſehn.“

„Was gehn Dich meine Augen an?“

Reinhardt ſah funkelnd auf ſie nieder. „Ich weiß wohl, ſie ſind falſch!“ — Sie legte ihre Wange in die flache Hand und ſah ihn lauernd an. Reinhardt hob ſein Glas an den Mund. „Auf Deine ſchönen, ſündhaften Augen!“ ſagte er, und trank.

Sie lachte und warf den Kopf herum. „Gieb!“ ſagte ſie, und, indem ſie ihre ſchwarzen Augen in die ſeinen heftete, trank ſie langſam den Reſt. Dann griff ſie einen Dreiklang und ſang mit tiefer, leidenſchaftlicher Stimme:

„Heute, nur heute
Bin ich ſo ſchön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur dieſe Stunde
Biſt du noch mein;
Sterben, ach ſterben
Soll ich allein.“

Während der Geigenſpieler in raſchem Tempo das Nachſpiel einſetzte, geſellte ſich ein neuer Ankömmling zu der Gruppe.

„Ich wollte Dich abholen, Reinhardt,“ ſagte er. „Du warſt ſchon fort; aber das Chriſtkind war bei Dir eingekehrt.“

„Das Chriſtkind?“ ſagte Reinhardt, „das kommt nicht mehr zu mir.“

„Ei was! Dein ganzes Zimmer roch nach Tannenbaum und braunen Kuchen.“

Reinhardt ſetzte das Glas aus der Hand und griff nach ſeiner Mütze.

„Was willſt Du?“ fragte das Mädchen.

„Ich komme ſchon wieder.“

Sie runzelte die Stirn. „Bleib!“ rief ſie leiſe und ſah ihn vertraulich an.

Reinhardt zögerte. „Ich kann nicht,“ ſagte er.

Sie ſtieß ihn lachend mit der Fußſpitze. „Geh!“ ſagte ſie. „Du taugſt nichts; Ihr taugt alle mit einander nichts.“ Und während ſie ſich abwandte, ſtieg Reinhardt langſam die Kellertreppe hinauf.

Draußen auf der Straße war es tiefe Dämmerung; er fühlte die friſche Winterluft an ſeiner heißen Stirn. Hie und da fiel der helle Schein eines brennenden Tannenbaums aus den Fenſtern, dann und wann hörte man von drinnen das Geräuſch von kleinen Pfeifen und Blechtrompeten und dazwiſchen jubelnde Kinderſtimmen. Schaaren von Bettelkindern gingen von Haus zu Haus, oder ſtiegen auf die Treppengeländer und ſuchten durch die Fenſter einen Blick in die verſagte Herrlichkeit zu gewinnen. Mitunter wurde auch eine Thür plötzlich aufgeriſſen und ſcheltende Stimmen trieben einen ganzen Schwarm ſolcher kleinen Gäſte aus dem hellen Hauſe auf die dunkle Gaſſe hinaus; anderswo wurde auf dem Hausflur ein altes Weihnachtslied geſungen; es waren klare Mädchenſtimmen darunter. Reinhardt hörte ſie nicht, er ging raſch an Allem vorüber, aus einer Straße in die andere. Als er an ſeine Wohnung gekommen, war es faſt völlig dunkel geworden; er ſtolperte die Treppe hinauf und trat in ſeine Stube. Ein ſüßer Duft ſchlug ihm entgegen; das heimelte ihn an, das roch wie zu Haus der Mutter Weihnachtsſtube. Mit zitternder Hand zündete er ſein Licht an; da lag ein mächtiges Packet auf dem Tiſch, und als er es öffnete, fielen die wohlbekannten braunen Feſtkuchen heraus; auf einigen waren die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens in Zucker ausgeſtreut; das konnte Niemand anders als Eliſabeth gethan haben. Dann kam ein Päckchen mit feiner geſtickter Wäſche zum Vorſchein, Tücher und Manſchetten, zuletzt Briefe von der Mutter und von Eliſabeth. Reinhardt öffnete zuerſt den letzteren; Eliſabeth ſchrieb:

Die ſchönen Zuckerbuchſtaben können Dir wohl erzählen, wer bei den Kuchen mitgeholfen hat; dieſelbe Perſon hat die Manſchetten für Dich geſtickt.

Bei uns wird es nun Weihnachtabend ſehr ſtill werden; meine Mutter ſtellt immer ſchon um halb zehn ihr Spinnrad in die Ecke; es iſt gar ſo einſam dieſen Winter, wo Du nicht hier biſt. Nun iſt auch vorigen Sonntag der Hänfling geſtorben, den Du mir geſchenkt hatteſt; ich habe ſehr geweint, aber ich hab' ihn doch immer gut gewartet. Der ſang ſonſt immer Nachmittags, wenn die Sonne auf ſein Bauer ſchien; Du weißt, die Mutter hing oft ein Tuch über, um ihn zu geſchweigen, wenn er ſo recht aus Kräften ſang. Da iſt es nun noch ſtiller in der Kammer, nur daß Dein alter Freund Erich uns jetzt mitunter beſucht. Du ſagteſt einmal, er ſähe ſeinem braunen Ueberrock ähnlich. Daran muß ich nun immer denken, wenn er zur Thür hereinkommt, und es iſt gar zu komiſch; ſag es aber nicht zur Mutter, ſie wird dann leicht verdrießlich. — Rath, was ich Deiner Mutter zu Weihnachten ſchenke! Du räthſt es nicht? Mich ſelber! Der Erich zeichnet mich in ſchwarzer Kreide; ich habe ihm ſchon dreimal ſitzen müſſen, jedesmal eine ganze Stunde. Es war mir recht zuwider, daß der fremde Menſch mein Geſicht ſo auswendig lernte. Ich wollte auch nicht, aber die Mutter redete mir zu; ſie ſagte: es würde der guten Frau Werner eine gar große Freude machen.

Aber Du hältſt nicht Wort, Reinhardt. Du haſt keine Märchen geſchickt. Ich habe Dich oft bei Deiner Mutter verklagt; ſie ſagt dann immer, Du habeſt jetzt mehr zu thun, als ſolche Kindereien. Ich glaub' es aber nicht; es iſt wohl anders.

Nun las Reinhardt auch den Brief ſeiner Mutter, und als er beide Briefe geleſen und langſam wieder zuſammengefaltet und weggelegt hatte, überfiel ihn unerbittliches Heimweh. Er ging eine Zeit lang in ſeinem Zimmer auf und nieder; er ſprach leiſe und dann halbverſtändlich zu ſich ſelbſt:

Er wäre faſt verirret
Und wußte nicht hinaus;
Da ſtand das Kind am Wege
Und winkte ihm nach Haus!

Dann trat er an ſein Pult, nahm einiges Geld heraus und ging wieder auf die Straße hinab. — Hier war es mittlerweile ſtiller geworden; die Weihnachtsbäume waren ausgebrannt, die Umzüge der Kinder hatten aufgehört. Der Wind fegte durch die einſamen

Straßen; Alte und Junge ſaßen in ihren Häuſern familienweiſe zuſammen; der zweite Abſchnitt des Weihnachtsabends hatte begonnen. —

Als Reinhardt in die Nähe des Raths-kellers kam, hörte er aus der Tiefe herauf Geigenſtrich und den Geſang des Zittermädchens; nun klingelte unten die Kellerthüre und eine dunkle Geſtalt ſchwankte die breite, matt erleuchtete Treppe herauf. Reinhardt trat in den Häuſerſchatten und ging dann raſch vorüber. Nach einer Weile erreichte er den erleuchteten Laden eines Juweliers; und, nachdem er hier ein kleines Kreuz von rothen Korallen eingehandelt hatte, ging er auf demſelben Wege, den er gekommen war, wieder zurück.

Nicht weit von ſeiner Wohnung bemerkte er ein kleines, in klägliche Lumpen gehülltes Mädchen an einer hohen Hausthür ſtehen, in vergeblicher Bemühung ſie zu öffnen. „Soll ich Dir helfen?“ ſagte er. Das Kind erwiderte nichts, ließ aber die ſchwere Thürklinke fahren. Reinhardt hatte ſchon die Thür geöffnet. „Nein,“ ſagte er, „ſie könnten Dich hinausjagen; komm mit mir! Ich will Dir Weihnachtskuchen geben.“ Dann machte er die Thür wieder zu und faßte das kleine Mädchen an der Hand, das ſtillſchweigend mit ihm in ſeine Wohnung ging.

Er hatte das Licht beim Weggehen brennen laſſen. „Hier haſt Du Kuchen,“ ſagte er, und gab ihr die Hälfte ſeines ganzen Schatzes in ihre Schürze, nur keine mit den Zuckerbuchſtaben. „Nun geh nach Hauſe und gieb Deiner Mutter auch davon.“ Das Kind ſah mit einem ſcheuen Blick zu ihm hinauf; es ſchien ſolcher Freundlichkeit ungewohnt und nichts darauf erwidern zu können. Reinhardt machte die Thür auf und leuchtete ihr, und nun flog die Kleine wie ein Vogel mit ihren Kuchen die Treppe hinab und zum Hauſe hinaus.

Reinhardt ſchürte das Feuer in ſeinem Ofen an und ſtellte das beſtaubte Dintenfaß auf ſeinen Tiſch; dann ſetzte er ſich hin und ſchrieb, und ſchrieb die ganze Nacht Briefe an ſeine Mutter, an Eliſabeth. Der Reſt der Weihnachtskuchen lag unberührt neben ihm; aber die Manſchetten von Eliſabeth hatte er angeknüpft, was ſich gar wunderlich zu ſeinem weißen Flausrock ausnahm. So ſaß er noch, als die Winterſonne auf die gefrorenen Fenſterſcheiben fiel und ihm gegenüber im Spiegel ein blaſſes, ernſtes Antlitz zeigte.

Daheim.

Als es Oſtern geworden war, reiſte Reinhardt in die Heimath. Am Morgen nach ſeiner Ankunft ging er zu Eliſabeth. „Wie groß Du geworden biſt," ſagte er, als das ſchöne ſchmächtige Mädchen ihm lächelnd entgegenkam. Sie erröthete, aber ſie erwiderte nichts; ihre Hand, die er beim Willkommen in die ſeine genommen, ſuchte ſie ihm ſanft zu entziehen. Er ſah ſie zweifelnd an; das hatte ſie früher nicht gethan; nun war es, als trete etwas Fremdes zwiſchen ſie. — Das blieb auch, als er ſchon länger da geweſen, und als er Tag für Tag immer wiedergekommen war. Wenn ſie allein zuſammen ſaßen, entſtanden Pauſen, die ihm peinlich waren und denen er dann ängſtlich zuvorzukommen ſuchte. Um während der Ferienzeit eine beſtimmte Unterhaltung zu haben, fing er an Eliſabeth in der Botanik zu unterrichten, womit er ſich in den erſten Monaten ſeines Univerſitätslebens angelegentlich beſchäftigt hatte. Eliſabeth, die ihm in Allem zu folgen gewohnt und überdies lehrhaft war, ging bereitwillig darauf ein. Nun wurden mehrere Male in der Woche Excurſionen in's Feld oder in die Haiden gemacht; und hatten ſie dann Mittags die grüne Botaniſirkapſel voll Kraut und Blumen nach Hauſe gebracht, ſo kam Reinhardt einige Stunden ſpäter wieder, um mit Eliſabeth den gemeinſchaftlichen Fund zu theilen.

In ſolcher Abſicht trat er eines Nachmittags in's Zimmer, als Eliſabeth am Fenſter ſtand und ein vergoldetes Vogelbauer, das er ſonſt nicht dort geſehen, mit friſchem Hühnerſchwarm beſteckte. Im Bauer ſaß ein Kanarienvogel, der mit den Flügeln ſchlug und kreiſchend nach Eliſabeths Finger pickte. Sonſt hatte Reinhardts Vogel an dieſer Stelle gehangen. „Hat mein armer Hänfling ſich nach ſeinem Tode in einen Goldfinken verwandelt?“ fragte er heiter.

„Das pflegen die Hänflinge nicht,“ ſagte die Mutter, welche ſpinnend im Lehnſtuhle ſaß. „Ihr Freund Erich hat ihn heut' Mittag für Eliſabeth von ſeinem Hofe hereingeſchickt.“

„Von welchem Hofe?“

„Das wiſſen Sie nicht?“

„Was denn?“

„Daß Erich ſeit einem Monat den zweiten Hof ſeines Vaters am Immenſee angetreten hat?“

„Aber Sie haben mir kein Wort davon geſagt.“

„Ei,“ ſagte die Mutter, „Sie haben ſich auch noch mit keinem Worte nach ihrem Freunde erkundigt. Er iſt ein gar lieber, verſtändiger junger Mann.“

Die Mutter ging hinaus, um den Kaffee zu beſorgen; Eliſabeth hatte Reinhardt den Rücken zugewandt und war noch mit dem Bau ihrer kleinen Laube beſchäftigt. „Bitte, nur ein kleines Weilchen,“ ſagte ſie; „gleich bin ich fertig.“ — Da Reinhardt wider ſeine Gewohnheit nicht antwortete, ſo wandte ſie ſich um. In ſeinen Augen lag ein plötzlicher Ausdruck von Kummer, den ſie nie darin gewahrt hatte. „Was fehlt Dir, Reinhardt?“ fragte ſie, indem ſie nahe zu ihm trat.

„Mir?“ ſagte er gedankenlos und ließ ſeine Augen träumeriſch in den ihren ruhen.

„Du ſiehſt ſo traurig aus.“

„Eliſabeth,“ ſagte er, „ich kann den gelben Vogel nicht leiden.“

Sie ſah ihn ſtaunend an; ſie verſtand ihn nicht. „Du biſt ſo ſonderbar,“ ſagte ſie.

Er nahm ihre beiden Hände, die ſie ruhig in den ſeinen ließ. Bald trat die Mutter wieder herein.

Nach dem Kaffee ſetzte dieſe ſich an ihr Spinnrad;

Reinhardt und Eliſabeth gingen in's Nebenzimmer, um ihre Pflanzen zu ordnen. Nun wurden Staubfäden gezählt, Blätter und Blüthen ſorgfältig ausgebreitet und von jeder Art zwei Exemplare zum Trocknen zwiſchen die Blätter eines großen Folianten gelegt. Es war ſonnige Nachmittagsſtille; nur nebenan ſchnurrte der Mutter Spinnrad und von Zeit zu Zeit wurde Reinhardts gedämpfte Stimme gehört, wenn er die Ordnungen der Claſſen der Pflanzen nannte oder Eliſabeths ungeſchickte Ausſprache der lateiniſchen Namen corrigirte.

„Mir fehlt noch von neulich die Maiblume," ſagte ſie jetzt, als der ganze Fund beſtimmt und geordnet war.

Reinhardt zog einen kleinen weißen Pergamentband aus der Taſche. „Hier iſt ein Maiblumenſtengel für Dich," ſagte er, indem er die halbgetrocknete Pflanze herausnahm.

Als Eliſabeth die beſchriebenen Blätter ſah, fragte ſie: „Haſt Du wieder Märchen gedichtet?"

„Es ſind keine Märchen," antwortete er, und reichte ihr das Buch.

Es waren lauter Verſe, die meiſten füllten höchſtens eine Seite. Eliſabeth wandte ein Blatt nach dem andern um; ſie ſchien nur die Ueberſchriften zu leſen. „Als ſie vom Schulmeiſter geſcholten war.“ „Als ſie ſich im Walde verirrt hatten.“ „Mit dem Oſtermärchen.“ „Als ſie mir zum erſtenmal geſchrieben hatte;“ in der Weiſe lauteten faſt alle. Reinhardt blickte forſchend zu ihr hin, und indem ſie immer weiter blätterte ſah er, wie zuletzt auf ihrem klaren Antlitz ein zartes Roth hervorbrach und es allmälig ganz überzog. Er wollte ihre Augen ſehen; aber Eliſabeth ſah nicht auf, und legte das Buch am Ende ſchweigend vor ihm hin.

„Gieb es mir nicht ſo zurück!“ ſagte er.

Sie nahm ein braunes Reis aus der Blechkapſel. „Ich will Dein Lieblingskraut hineinlegen,“ ſagte ſie, und gab ihm das Buch in ſeine Hände. — —

Endlich kam der letzte Tag der Ferienzeit und der Morgen der Abreiſe. Auf ihre Bitte erhielt Eliſabeth von der Mutter die Erlaubniß, ihren Freund an den Poſtwagen zu begleiten, der einige Straßen von ihrer Wohnung ſeine Station hatte. Als ſie vor die Hausthür traten, gab Reinhardt ihr den Arm; ſo ging er ſchweigend neben dem ſchlanken Mädchen her. Je näher ſie ihrem Ziele kamen, deſto mehr war es ihm, er habe ihr, ehe er auf ſo lange Abſchied nehme, etwas Nothwendiges mitzutheilen, etwas, wovon aller Werth und alle Lieblichkeit ſeines künftigen Lebens abhänge, und doch konnte er ſich des erlöſenden Wortes nicht bewußt werden. Das ängſtigte ihn; er ging immer langſamer.

„Du kommſt zu ſpät,“ ſagte ſie, „es hat ſchon zehn geſchlagen auf St. Marien.“

Er ging aber darum nicht ſchneller. Endlich ſagte er ſtammelnd: „Eliſabeth, Du wirſt mich nun in zwei Jahren gar nicht ſehen — — wirſt Du mich wohl noch ebenſo lieb haben wie jetzt, wenn ich wieder da bin?“

Sie nickte und ſah ihm freundlich in's Geſicht. — „Ich habe Dich auch vertheidigt,“ ſagte ſie nach einer Pauſe.

„Mich? Gegen wen hatteſt Du das nöthig?“

„Gegen meine Mutter. Wir ſprachen geſtern Abend, als Du weggegangen warſt, noch lange über Dich. Sie meinte, Du ſeiſt nicht mehr ſo gut, wie Du geweſen.“

Reinhardt ſchwieg einen Augenblick; dann aber nahm er ihre Hand in die ſeine, und, indem er ihr ernſt in ihre Kinderaugen blickte, ſagte er: „Ich bin noch ebenſo gut, wie ich geweſen bin; glaube Du das nur feſt! Glaubſt Du es, Eliſabeth?“

„Ja,“ ſagte ſie. Er ließ ihre Hand los und ging raſch mit ihr durch die letzte Straße. Je näher ihm der Abſchied kam, deſto freudiger ward ſein Geſicht; er ging ihr faſt zu ſchnell.

„Was haſt Du, Reinhardt?“ fragte ſie.

„Ich habe ein Geheimniß, ein ſchönes!“ ſagte er, und ſah ſie mit leuchtenden Augen an. „Wenn ich nach zwei Jahren wieder da bin, dann ſollſt Du es erfahren.“

Mittlerweile hatten ſie den Poſtwagen erreicht; es war noch eben Zeit genug. Noch einmal nahm Reinhardt ihre Hand. „Leb' wohl!“ ſagte er, „leb' wohl, Eliſabeth. Vergiß es nicht.“

Sie ſchüttelte mit dem Kopf. „Leb' wohl!“ ſagte ſie. Reinhardt ſtieg hinein und die Pferde zogen an.

Als der Wagen um die Straßenecke rollte, ſah er noch einmal ihre liebe Geſtalt, wie ſie langſam den Weg zurückging.

Ein Brief.

Faſt zwei Jahre nachher ſaß Reinhardt vor ſeiner Lampe zwiſchen Büchern und Papieren in Erwartung eines Freundes, mit welchem er gemeinſchaftliche Studien übte. Man kam die Treppe herauf. „Herein!“ — Es war die Wirthin. „Ein Brief für Sie, Herr Werner!“ Dann entfernte ſie ſich wieder.

Reinhardt hatte ſeit ſeinem Beſuch in der Heimath nicht an Eliſabeth geſchrieben und von ihr keinen Brief mehr erhalten. Auch dieſer war nicht von ihr; es war die Hand ſeiner Mutter. Reinhardt brach und las, und bald las er Folgendes:

„In Deinem Alter, mein liebes Kind, hat noch faſt jedes Jahr ſein eigenes Geſicht: denn die Jugend läßt ſich nicht ärmer machen. Hier iſt auch Manches anders geworden, was Dir wohl erſtan weh thun wird, wenn ich Dich ſonſt recht verſtanden habe. Erich hat ſich geſtern endlich das Jawort von Eliſabeth geholt, nachdem er in dem letzten Vierteljahr zweimal vergebens angefragt hatte. Sie hat ſich immer nicht dazu entſchließen können; nun hat ſie es endlich doch gethan; ſie iſt auch noch gar ſo jung. Die Hochzeit ſoll bald ſein, und die Mutter wird dann mit ihnen fortgehen.“

Immenſee.

Wiederum waren Jahre vorüber. — Auf einem abwärts führenden ſchattigen Waldwege wanderte an einem warmen Frühlingsnachmittage ein junger Mann mit kräftigem, gebräuntem Antlitz. Mit ſeinen ernſten grauen Augen ſah er geſpannt in die Ferne, als erwarte er endlich eine Veränderung des einförmigen Weges, die jedoch immer nicht eintreten wollte. Endlich kam ein Karrenfuhrwerk langſam von unten herauf. „Holla! guter Freund,“ rief der Wanderer dem nebengehenden Bauer zu, „geht's hier recht nach Immenſee?“

„Immer grad' aus,“ antwortete der Mann, und rückte an ſeinem Rundhute.

„Hat's denn noch weit bis dahin?“

„Der Herr iſt dicht davor. Keine halbe Pfeif' Toback, ſo haben's den See; das Herrenhaus liegt hart daran.“

Der Bauer fuhr vorüber; der Andere ging eiliger unter den Bäumen entlang. Nach einer Viertelſtunde hörte ihm zur Linken plötzlich der Schatten auf; der Weg führte an einem Abhang, aus dem die Gipfel hundertjähriger Eichen nur kaum hervorragten. Ueber ſie hinweg öffnete ſich eine weite, ſonnige Landſchaft. Tief unten lag der See, ruhig, dunkelblau, faſt ringsum von grünen, ſonnbeſchienenen Wäldern umgeben; nur an einer Stelle traten ſie auseinander und gewährten eine tiefe Fernſicht, bis auch dieſe durch blaue Berge geſchloſſen wurde. Quer gegenüber, mitten in dem grünen Laub der Wälder, lag es wie Schnee darüber her; das waren blühende Obſtbäume, und daraus hervor auf dem hohen Ufer erhob ſich das Herrenhaus, weiß mit rothen Ziegeln. Ein Storch flog vom Schornſtein auf und kreiſte langſam über dem Waſſer. — „Immenſee!“ rief der Wanderer. Es war faſt, als hätte er jetzt das Ziel ſeiner Reiſe erreicht; denn er ſtand unbeweglich, und ſah über die Gipfel der Bäume zu ſeinen Füßen hinüber an's andere Ufer, wo das Spiegelbild des Herrenhauſes leiſe ſchaukelnd auf dem Waſſer ſchwamm. Dann ſetzte er plötzlich ſeinen Weg fort.

Es ging jetzt faſt ſteil den Berg hinab, ſo daß die untenſtehenden Bäume wieder Schatten gewährten, zugleich aber die Ausſicht auf den See verdeckten, der nur zuweilen zwiſchen den Lücken der Zweige hindurchblitzte. Bald ging es wieder ſanft empor, und nun verſchwand rechts und links die Holzung; ſtatt deſſen ſtreckten ſich dichtbelaubte Weinhügel am Wege entlang; zu beiden Seiten deſſelben ſtanden blühende Obſtbäume voll ſummender, wühlender Bienen. Ein ſtattlicher Mann in braunem Ueberrock kam dem Wanderer entgegen. Als er ihn faſt erreicht hatte, ſchwenkte er ſeine Mütze und rief mit heller Stimme: „Willkommen, willkommen, Bruder Reinhardt! Willkommen auf Gut Immenſee!“

„Gott grüß Dich, Erich, und Dank für Dein Willkommen!“ rief ihm der Andere entgegen.

Dann waren ſie zu einander gekommen und reichten ſich die Hände. „Biſt Du es denn aber auch?“ ſagte Erich, als er ſo nahe in das ernſte Geſicht ſeines alten Schulkameraden ſah.

„Freilich bin ich's, Erich, und Du biſt es auch; nur ſiehſt Du noch faſt heiterer aus, als Du ſchon ſonſt immer gethan haſt.“

Ein frohes Lächeln machte Erichs einfache Züge bei dieſen Worten noch um Vieles heiterer. „Ja, Bruder Reinhardt,“ ſagte er, dieſem noch einmal ſeine Hand reichend, „ich habe aber auch ſeitdem das große Loos gezogen, Du weißt es ja.“ Dann rieb er ſich die Hände und rief vergnügt: „Das wird eine Ueberraſchung! Den erwartet ſie nicht, in alle Ewigkeit nicht!“

„Eine Ueberraſchung?“ fragte Reinhardt. „Für wen denn?“

„Für Eliſabeth.“

„Eliſabeth! Du haſt ihr nicht von meinem Beſuch geſagt?“

„Kein Wort, Bruder Reinhardt; ſie denkt nicht an Dich, die Mutter auch nicht. Ich hab’ Dich ganz im Geheim verſchrieben, damit die Freude deſto größer ſei. Du weißt, ich hatte immer ſo meine ſtillen Plänchen.“

Reinhardt wurde nachdenklich; der Athem ſchien ihm ſchwer zu werden, je näher ſie dem Hofe kamen. An der linken Seite des Weges hörten nun auch die Weingärten auf und machten einem weitläuftigen Küchengarten Platz, der ſich bis faſt an das Ufer des

See's hinabzog. Der Storch hatte ſich mittlerweile niedergelaſſen und ſpazierte gravitätiſch zwiſchen den Gemüſebeeten umher. „Hollah!“ rief Erich, in die Hände klatſchend, „ſtiehlt mir der hochbeinige Aegypter ſchon wieder meine kurzen Erbſenſtangen! Der Vogel erhob ſich langſam und flog auf das Dach eines neuen Gebäudes, das am Ende des Küchengartens lag und deſſen Mauern mit aufgebundenen Pfirſich- und Aprikoſenbäumen überzweigt waren. „Das iſt die Spritfabrik,“ ſagte Erich; „ich habe ſie erſt vor zwei Jahren angelegt. Die Wirthſchaftsgebäude hat mein Vater ſelig neu aufſetzen laſſen; das Wohnhaus iſt ſchon von meinem Großvater gebaut worden. So kommt man immer ein Bischen weiter.“

Sie waren bei dieſen Worten auf einen geräumigen Platz gekommen, der an den Seiten durch die ländlichen Wirthſchaftsgebäude, im Hintergrunde durch das Herrenhaus begrenzt wurde, an deſſen beide Flügel ſich eine hohe Gartenmauer anſchloß; hinter dieſer ſah man die Züge dunkler Taxuswände, und hin und wieder ließen Syringenbäume ihre blühenden Zweige in den Hofraum hinunterhängen. Männer mit ſonnen- und arbeitsheißen Geſichtern gingen über den Platz und grüßten die Freunde, während Erich dem einen und dem andern einen Auftrag oder eine Frage über ihr Tagewerk entgegenrief. — Dann hatten ſie das Haus erreicht. Ein hoher, kühler Hausflur nahm ſie auf, an deſſen Ende ſie links in einen etwas dunkleren Seitengang einbogen. Hier öffnete Erich eine Thür und ſie traten in einen geräumigen Gartenſaal, der durch das Laubgedränge, welches die gegenüberliegenden Fenſter bedeckte, zu beiden Seiten mit grüner Dämmerung erfüllt war; zwiſchen dieſen aber ließen zwei hohe, weit geöffnete Flügelthüren den vollen Glanz der Frühlingsſonne hereinfallen, und gewährten die Ausſicht in einen Garten mit gezirkelten Blumenbeeten und hohen ſteilen Laubwänden, getheilt durch einen graden breiten Gang, durch welchen man auf den See und weiter auf die gegenüberliegenden Wälder hinausſah. Als die Freunde hineintraten, trug die Zugluft ihnen einen Strom von Duft entgegen.

Auf einer Terraſſe vor der Gartenthür ſaß eine weiße, mädchenhafte Frauengeſtalt. Sie ſtand auf und ging den Eintretenden entgegen; aber auf halbem

Wege blieb ſie wie angewurzelt ſtehen und ſtarrt den Fremden unbeweglich an. Er ſtreckte ihr lächeln die Hand entgegen. „Reinhardt!“ rief ſie, „Reinhardt! Mein Gott, Du biſt es! — Wir haben un lange nicht geſehen.“

„Lange nicht,“ ſagte er, und konnte nichts weite ſagen; denn als er ihre Stimme hörte, fühlte e einen feinen körperlichen Schmerz am Herzen, un wie er zu ihr aufblickte, ſtand ſie vor ihm, dieſelb leichte zärtliche Geſtalt, der er vor Jahren in ſeine Vaterſtadt Lebewohl geſagt hatte.

Erich war mit freudeſtrahlendem Antlitz an de Thür zurückgeblieben. „Nun Eliſabeth,“ ſagte e, „gelt! den hätteſt Du nicht erwartet, den in al Ewigkeit nicht!“

Eliſabeth ſah ihn mit ſchweſterlichen Augen a. „Du biſt ſo gut, Erich!“ ſagte ſie.

Er nahm ihre ſchmale Hand liebkoſend in de ſeinen. „Und nun wir ihn haben,“ ſagte er, „nn laſſen wir ihn ſo bald nicht wieder los. Er iſt o lange draußen geweſen; wir wollen ihn wieder he-miſch machen. Schau nur, wie fremd und vornehm er ausſehen worden iſt.“

Ein ſcheuer Blick Eliſabeths ſtreifte Reinhardts Antlitz. „Es iſt nur die Zeit, die wir nicht beiſammen waren,“ ſagte er.

In dieſem Augenblick kam die Mutter, mit einem Schlüſſelkörbchen am Arm, zur Thür herein. „Herr Werner!“ ſagte ſie, als ſie Reinhardt erblickte; „ei, ein eben ſo lieber als unerwarteter Gaſt.“ — Und nun ging die Unterhaltung in Fragen und Antworten ihren ebenen Tritt. Die Frauen ſetzten ſich zu ihrer Arbeit, und während Reinhardt die für ihn bereiteten Erfriſchungen genoß, hatte Erich ſeinen ſoliden Meerſchaumkopf angebrannt und ſaß dampfend und discourirend an ſeiner Seite.

Am andern Tage mußte Reinhardt mit ihm hinaus; auf die Aecker, in die Weinberge, in den Hopfengarten, in die Spritfabrik. Es war Alles wohl beſtellt; die Leute, welche auf dem Felde und bei den Keſſeln arbeiteten, hatten alle ein geſundes und zufriedenes Ausſehen. Zu Mittag kam die Familie im Gartenſaal zuſammen, und der Tag wurde dann, je nach der Muße der Wirthe, mehr oder minder gemeinſchaftlich verlebt. Nur die Stunden vor dem Abendeſſen, wie die erſten des Vormittags, blieb Reinhardt arbeitend auf ſeinem Zimmer. Er hatte ſeit Jahren, wo er deren habhaft werden konnte, die im Volke lebenden Reime und Lieder geſammelt, und ging nun daran, ſeinen Schatz zu ordnen und wo möglich mit neuen Aufzeichnungen aus der Umgegend zu vermehren. — Eliſabeth war zu allen Zeiten ſanft und freundlich; Erichs immer gleichbleibende Aufmerkſamkeit nahm ſie mit einer faſt demüthigen Dankbarkeit auf, und Reinhardt dachte mitunter, das heitere Kind von ehedem habe wohl eine weniger ſtille Frau verſprochen.

Seit dem zweiten Tage ſeines Hierſeins pflegte er Abends einen Spaziergang an dem Ufer des See's zu machen. Der Weg führte hart unter dem Garten vorbei. Am Ende deſſelben, auf einer vorſpringenden Baſtei, ſtand eine Bank unter hohen Birken; die Mutter hatte ſie die Abendbank getauft, weil der Platz gegen Abend lag und des Sonnenuntergangs halber um dieſe Zeit am meiſten benutzt wurde. — Von einem Spaziergange auf dieſem Wege kehrte Reinhardt eines Abends zurück, als er vom Regen überraſcht wurde. Er ſuchte Schutz unter einer am Waſſer ſtehenden Linde; aber die ſchweren Tropfen ſchlugen bald durch die Blätter. Durchnäßt, wie er war, ergab er ſich darein und ſetzte langſam ſeinen Rückweg fort. Es war faſt dunkel; der Regen fiel immer dichter. Als er ſich der Abendbank näherte, glaubte er zwiſchen den ſchimmernden Birkenſtämmen eine weiße Frauengeſtalt zu unterſcheiden. Sie ſtand unbeweglich und, wie er beim Näherkommen zu erkennen meinte, zu ihm hingewandt, als wenn ſie jemanden erwarte. Er glaubte, es ſei Eliſabeth. Als er aber raſcher zuſchritt, um ſie zu erreichen und dann mit ihr zuſammen durch den Garten in's Haus zurückzukehren, wandte ſie ſich langſam ab und verſchwand in die dunkeln Seitengänge. Er konnte das nicht reimen; er war aber faſt zornig auf Eliſabeth, und dennoch zweifelte er, ob ſie es geweſen ſei; aber er ſcheute ſich, ſie danach zu fragen; ja, er ging bei ſeiner Rückkehr nicht in den Gartenſaal, nur um Eliſabeth nicht etwa durch die Gartenthür hereintreten zu ſehen.

Meine Mutter hat's gewollt.

Einige Tage nachher, es ging ſchon gegen Abend, ſaß die Familie, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, im Gartenſaal zuſammen. Die Thüren ſtanden offen; die Sonne war ſchon hinter den Wäldern jenſeit des Sees.

Reinhardt wurde um die Mittheilung einiger Volkslieder gebeten, welche er am Nachmittage von einem auf dem Lande wohnenden Freunde geſchickt bekommen hatte. Er ging auf ſein Zimmer und kam gleich darauf mit einer Papierrolle zurück, welche aus einzelnen ſauber geſchriebenen Blättern zu beſtehen ſchien.

Man ſetzte ſich an den Tiſch, Eliſabeth an Reinhardts Seite. „Wir leſen auf gut Glück,“ ſagte er, „ich habe ſie ſelber noch nicht durchgeſehen.“

Eliſabeth rollte das Manuſcript auf. „Hier ſind Noten,“ ſagte ſie, „das mußt Du ſingen, Reinhardt.“

Und dieſer las nun zuerſt einige Tyroler Schnaderhüpferl, indem er beim Leſen je zuweilen die luſtige Melodie mit halber Stimme anklingen ließ. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte ſich der kleinen Geſellſchaft. „Wer hat doch aber die ſchönen Lieder gemacht?“ fragte Eliſabeth.

„Ei,“ ſagte Erich, „das hört man den Dingern ſchon an; Schneidergeſellen und Friſeure, und derlei luftiges Geſindel.“

Reinhardt ſagte: „Sie werden gar nicht gemacht; ſie wachſen, ſie fallen aus der Luft, ſie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tauſend Stellen zugleich geſungen. Unſer eigenſtes Thun und Leiden finden wir in dieſen Liedern; es iſt, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.“

Er nahm ein anderes Blatt: „Ich ſtand auf hohen Bergen . . .“

„Das kenne ich!“ rief Eliſabeth. „Stimme nur an, Reinhardt, ich will Dir helfen.“ Und nun ſangen ſie jene Melodie, die ſo räthſelhaft iſt, daß man nicht glauben kann, ſie ſei von Menſchen erdacht worden; Eliſabeth mit ihrer etwas verdeckten Altſtimme dem Tenor ſecundirend.

Die Mutter ſaß inzwiſchen emſig an ihrer Näherei, Erich hatte die Hände ineinander gelegt und hörte andächtig zu. Als das Lied zu Ende war, legte Reinhardt das Blatt ſchweigend bei Seite. — Vom Ufer des See's herauf kam durch die Abendſtille das Geläute der Heerdenglocken; ſie horchten unwillkürlich; da hörten ſie eine klare Knabenſtimme ſingen:

Ich ſtand auf hohen Bergen,
Und ſah in's tiefe Thal . . .

Reinhardt lächelte: „Hört Ihr es wohl? So geht's von Mund zu Mund."

„Es wird oft in dieſer Gegend geſungen," ſagte Eliſabeth.

„Ja," ſagte Erich, „es iſt der Hirtenkaspar; er treibt die Starken heim."

Sie horchten noch eine Weile, bis das Geläute oben hinter den Wirthſchaftsgebäuden verſchwunden war. „Das ſind Urtöne," ſagte Reinhardt; „ſie ſchlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer ſie gefunden hat."

Er zog ein neues Blatt heraus.

Es war ſchon dunkler geworden; ein rother Abendſchein lag wie Schaum auf den Wäldern jenſeit des See's. Reinhardt rollte das Blatt auf, Eliſabeth legte an der einen Seite ihre Hand darauf und ſah mit hinein. Dann las Reinhardt:

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen ſollt';
Was ich zuvor beſeſſen,
Mein Herz ſollt' es vergeſſen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohl gethan;
Was ſonſt in Ehren ſtünde,
Nun iſt es worden Sünde.
Was fang' ich an!

Für all' mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geſchehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Ueber die braune Haid!

Während des Leſens hatte Reinhardt ein unmerkliches Zittern des Papiers empfunden; als er zu Ende war, ſchob Eliſabeth leiſe ihren Stuhl zurück und ging ſchweigend in den Garten hinab. Ein Blick der Mutter folgte ihr. Erich wollte nachgehen; doch die Mutter ſagte: „Eliſabeth hat draußen zu thun.“ So unterblieb es.

Draußen aber legte ſich der Abend mehr und mehr über Garten und See, die Nachtſchmetterlinge ſchoſſen ſurrend an den offenen Thüren vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Geſträuche immer ſtärker hereindrang; vom Waſſer herauf kam das Geſchrei der Fröſche, unter den Fenſtern ſchlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andere; der Mond ſah über die Bäume. Reinhardt blickte noch eine Weile auf die Stelle, wo Eliſabeths feine Geſtalt zwiſchen den Laubgängen verſchwunden war; dann rollte er ſein Manuſcript zuſammen, grüßte die Anweſenden und ging durch's Haus an das Waſſer hinab.

Die Wälder ſtanden ſchweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte deſſelben in ſchwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter ſchauerte ein leiſes Säuſeln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Athmen der Sommernacht. Reinhardt ging immer am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weiße Waſſerlilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Luſt an, ſie in der Nähe zu ſehen; er warf ſeine Kleider ab und ſtieg in's Waſſer. Es war flach, ſcharfe Pflanzen und Steine ſchnitten ihn an den Füßen, und er kam immer nicht in die zum Schwimmen nöthige Tiefe. Dann war es plötzlich unter ihm weg, die Waſſer quirlten über ihm zuſammen und es dauerte eine Zeit lang, ehe er wieder auf die Oberfläche kam. Nun regte er Hand und Fuß und ſchwamm im Kreiſe umher, bis er ſich bewußt geworden, von wo er hineingegangen war. Bald ſah er auch die Lilie wieder; ſie lag einſam zwiſchen den großen blanken Blättern. — Er ſchwamm langſam hinaus und hob mitunter die Arme aus dem Waſſer, daß die herabrieſelnden Tropfen im Mondlicht blitzten; aber es war, als ob die Entfernung zwiſchen ihm und der Blume dieſelbe bliebe; nur das Ufer lag, wenn er ſich umblickte, in immer ungewiſſerem Dufte hinter ihm. Er gab indeß ſein Unternehmen nicht auf, ſondern ſchwamm rüſtig in derſelben Richtung fort. Endlich war er der Blume ſo nahe gekommen, daß er die ſilbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterſcheiden konnte; zugleich aber fühlte er ſich wie in einem Netze verſtrickt, die glatten Stengel langten vom Grunde herauf und rankten ſich an ſeine nackten Glieder. Das unbekannte Waſſer lag ſo ſchwarz um ihn her, hinter ſich hörte er das Springen eines Fiſches; es wurde ihm plötzlich ſo unheimlich in dem fremden Elemente, daß er mit Gewalt das Geſtrick der Pflanzen zerriß und in athemloſer Haſt dem Lande zuſchwamm. Als er von hier auf den See zurückblickte, lag die Lilie wie zuvor fern und einſam über der dunkeln Tiefe. — Er kleidete ſich an und ging langſam nach Hauſe zurück. Als er aus dem Garten in den Saal trat, fand er Erich und die Mutter in den Vorbereitungen einer kleinen Geſchäftsreiſe, welche am andern Tage vor ſich gehen ſollte.

„Wo ſind denn Sie ſo ſpät in der Nacht geweſen?“ rief ihm die Mutter entgegen.

„Ich?“ erwiderte er; „ich wollte die Waſſerlilie beſuchen; es iſt aber nichts daraus geworden.“

„Das verſteht wieder einmal kein Menſch!“ ſagte Erich. „Was Tauſend hatteſt Du denn mit der Waſſerlilie zu thun?“

„Ich habe ſie früher einmal gekannt,“ ſagte Reinhardt; „es iſt aber ſchon lange her.“

Eliſabeth.

Am folgenden Nachmittag wanderten Reinhardt und Eliſabeth jenſeit des See's, bald durch die Hölzung, bald auf dem hohen vorſpringenden Uferrande.

Eliſabeth hatte von Erich den Auftrag erhalten, während ſeiner und der Mutter Abweſenheit Reinhardt mit den ſchönſten Ausſichten der nächſten Umgegend, namentlich von der andern Uferſeite auf den Hof ſelber, bekannt zu machen. Nun gingen ſie von einem Punkt zum andern. Endlich wurde Eliſabeth müde und ſetzte ſich in den Schatten überhängender Zweige, Reinhardt ſtand ihr gegenüber an einen Baumſtamm gelehnt; da hörte er tiefer im Walde den Kukuk rufen, und es kam ihm plötzlich, dies Alles ſei ſchon einmal ebenſo geweſen. Er ſah ſie ſeltſam lächelnd an. „Wollen wir Erdbeeren ſuchen?“ fragte er.

„Es iſt keine Erdbeerenzeit,“ ſagte ſie.

„Sie wird aber bald kommen.“

Eliſabeth ſchüttelte ſchweigend den Kopf; dann ſtand ſie auf und beide ſetzten ihre Wanderung fort; und wie ſie ſo an ſeiner Seite ging, wandte ſein Blick ſich immer wieder nach ihr hin; denn ſie ging ſchön, als wenn ſie von ihren Kleidern getragen würde. Er blieb oft unwillkürlich einen Schritt zurück, um ſie ganz und voll in's Auge faſſen zu können. So kamen ſie an einen freien, haidebewachſenen Platz mit einer weit in's Land reichenden Ausſicht. Reinhardt bückte ſich und pflückte etwas von den am Boden wachſenden Kräutern. Als er wieder aufſah, trug ſein Geſicht den Ausdruck leidenſchaftlichen Schmerzes. „Kennſt Du dieſe Blume?“ ſagte er.

Sie ſah ihn fragend an. „Es iſt eine Erica. Ich habe ſie oft im Walde gepflückt.“

„Ich habe zu Hauſe ein altes Buch,“ ſagte er; „ich pflegte ſonſt allerlei Lieder und Reime hineinzuſchreiben; es iſt aber lange nicht mehr geſchehen. Zwiſchen den Blättern liegt auch eine Erica; aber es iſt nur eine verwelkte. Weißt Du, wer ſie mir gegeben hat?“

Sie nickte ſtumm; aber ſie ſchlug die Augen nieder und ſah nur auf das Kraut, das er in der Hand hielt. So ſtanden ſie lange. Als ſie die Augen gegen ihn aufſchlug, ſah er, daß ſie voll Thränen waren.

„Eliſabeth,“ ſagte er, „hinter jenen blauen Bergen liegt unſere Jugend. Wo iſt ſie geblieben?“

Sie ſprachen nichts mehr; ſie gingen ſtumm neben einander zum See hinab. Die Luft war ſchwül, im Weſten ſtieg ſchwarzes Gewölk auf. „Es wird

Gewitter,“ ſagte Eliſabeth, indem ſie ihren Schritt beeilte. Reinhardt nickte ſchweigend, und beide gingen raſch am Ufer entlang, bis ſie ihren Kahn erreicht hatten.

Während der Ueberfahrt ließ Eliſabeth ihre Hand auf dem Rande des Kahnes ruhen. Er blickte beim Rudern zu ihr hinüber; ſie aber ſah an ihm vorbei in die Ferne. So glitt ſein Blick herunter und blieb auf ihrer Hand; und dieſe blaſſe Hand verrieth ihm, was ihr Antlitz ihm verſchwiegen hatte. Er ſah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der ſich ſo gern ſchöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf krankem Herzen liegen. — Als Eliſabeth ſein Auge auf ihrer Hand ruhen fühlte, ließ ſie ſie langſam über Bord in's Waſſer gleiten.

Auf dem Hofe angekommen trafen ſie einen Scheerenſchleiferkarren vor dem Herrenhauſe; ein Mann mit ſchwarzen niederhängenden Locken trat emſig das Rad und ſummte eine Zigeunermelodie zwiſchen den Zähnen, während ein eingeſchirrter Hund ſchnaufend daneben lag. Auf dem Hausflur ſtand in Lumpen gehüllt ein Mädchen mit verſtörten ſchönen Zügen und ſtreckte bettelnd die Hand gegen

Eliſabeth aus. Reinhardt griff in ſeine Taſche; aber Eliſabeth kam ihm zuvor und ſchüttete haſtig den ganzen Inhalt ihrer Börſe in die offene Hand der Bettlerin. Dann wandte ſie ſich eilig ab, und Reinhardt hörte, wie ſie ſchluchzend die Treppe hinaufging.

Er wollte ſie aufhalten, aber er beſann ſich und blieb an der Treppe zurück. Das Mädchen ſtand noch immer auf dem Flur, unbeweglich, das empfangene Almoſen in der Hand. „Was willſt Du noch?“ fragte Reinhardt.

Sie fuhr zuſammen. „Ich will nichts mehr,“ ſagte ſie; dann den Kopf nach ihm zurückwendend, ihn anſtarrend mit den verirrten Augen, ging ſie langſam gegen die Thür. Er rief einen Namen aus, aber ſie hörte es nicht mehr; mit geſenktem Haupte, mit über der Bruſt gekreuzten Armen ſchritt ſie über den Hof hinab.

Sterben, ach ſterben
Soll ich allein!

Ein altes Lied brauſte ihm in's Ohr, der Athem ſtand ihm ſtill; eine kurze Weile, dann wandte er ſich ab und ging auf ſein Zimmer.

Er ſetzte ſich hin um zu arbeiten, aber er hatte ſeine Gedanken. Nachdem er es eine Stunde lang vergebens verſucht hatte, ging er in's Familienzimmer hinab. Es war Niemand da, nur kühle grüne Dämmerung; auf Eliſabeths Nähtiſch lag ein rothes Band, das ſie am Nachmittag um den Hals getragen hatte. Er nahm es in die Hand, aber es that ihm weh, und er legte es wieder hin. Er hatte keine Ruhe, er ging an den See hinab und band den Kahn los; er ruderte hinüber und ging noch einmal alle Wege, die er kurz vorher mit Eliſabeth zuſammen gegangen war. Als er wieder nach Hauſe kam, war es dunkel; auf dem Hofe begegnete ihm der Kutſcher, der die Wagenpferde in's Gras bringen wollte; die Reiſenden waren eben zurückgekehrt. Bei ſeinem Eintritt in den Hausflur hörte er Erich im Gartenſaal auf- und abſchreiten. Er ging nicht zu ihm hinein; er ſtand einen Augenblick ſtill und ſtieg dann leiſe die Treppe hinauf nach ſeinem Zimmer. Hier ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl an's Fenſter; er that vor ſich ſelbſt, als wolle er die Nachtigall hören, die unten in den Taxuswänden ſchlug; aber er hörte nur den Schlag ſeines eigenen Herzens. Unter ihm im Hauſe ging Alles zur Ruh, die Nacht verrann, er fühlte es nicht. — So ſaß er ſtundenlang. Endlich ſtand er auf und legte ſich in's offene Fenſter. Der Nachtthau rieſelte zwiſchen den Blättern, die Nachtigall hatte aufgehört zu ſchlagen. Allmälig wurde auch das tiefe Blau des Nachthimmels von Oſten her durch einen blaßgelben Schimmer verdrängt; ein friſcher Wind erhob ſich und ſtreifte Reinhardts heiße Stirn; die erſte Lerche ſtieg jauchzend in die Luft. — Reinhardt kehrte ſich plötzlich um und trat an den Tiſch; er tappte nach einem Bleiſtift, und als er dieſen gefunden, ſetzte er ſich und ſchrieb damit einige Zeilen auf einen weißen Bogen Papier. Nachdem er hiemit fertig war, nahm er Hut und Stock, und das Papier zurücklaſſend, öffnete er behutſam die Thür und ſtieg in den Flur hinab. — Die Morgendämmerung ruhte noch in allen Winkeln; die große Hauskatze dehnte ſich auf der Strohmatte und ſträubte den Rücken gegen ſeine Hand, die er ihr gedankenlos entgegenhielt. Draußen im Garten aber prieſterten ſchon die Sperlinge von den Zweigen und ſagten es allen, daß die Nacht vorbei ſei. Da hörte er oben im Hauſe eine Thür gehen; es kam die Treppe herunter, und als er aufſah, ſtand Eliſabeth vor ihm. Sie legte die Hand auf ſeinen Arm, ſie bewegte die Lippen, aber er hörte keine Worte. „Du kommſt nicht wieder,“ ſagte ſie endlich. „Ich weiß es, lüge nicht; Du kommſt nie wieder.“

„Nie,“ ſagte er. Sie ließ die Hand ſinken und ſagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Thür zu; dann wandte er ſich noch einmal. Sie ſtand bewegungslos an derſelben Stelle und ſah ihn mit todten Augen an. Er that einen Schritt vorwärts und ſtreckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er ſich gewaltſam ab und ging zur Thür hinaus. — Draußen lag die Welt im friſchen Morgenlichte, die Thauperlen, die in den Spinngeweben hingen, blitzten in den erſten Sonnenſtrahlen. Er ſah nicht rückwärts; er wanderte raſch hinaus; und mehr und mehr verſank hinter ihm das ſtille Gehöft, und vor ihm auf ſtieg die große weite Welt.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Alte.

Der Mond ſchien nicht mehr in die Fenſterſcheiben, es war dunkel geworden; der Alte aber ſaß noch immer mit gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl und blickte vor ſich hin in den Raum des Zimmers. Allmälig verzog ſich vor ſeinen Augen die ſchwarze Dämmerung um ihn her zu einem breiten dunklen See; ein ſchwarzes Gewäſſer legte ſich hinter das andere, immer tiefer und ferner, und auf dem letzten, ſo fern, daß die Augen des Alten ſie kaum erreichten, ſchwamm einſam zwiſchen breiten Blättern eine weiße Waſſerlilie.

Die Stubenthür ging auf und ein heller Lichtſtrahl fiel in's Zimmer. „Es iſt gut, daß Sie kommen, Brigitte," ſagte der Alte. „Stellen Sie das Licht nur auf den Tiſch."

Dann rückte er auch den Stuhl zum Tiſche, nahm eins der aufgeſchlagenen Bücher und vertiefte ſich in Studien, an denen er einſt die Kraft ſeiner Jugend geübt hatte.

Späte Roſen.

Ich befand mich in der Nähe einer norddeutſchen Stadt auf dem Landhauſe eines Freundes. Wir hatten einen großen Theil der Jugend zuſammen verlebt, bis wir faſt am Schluſſe derſelben durch die Verſchiedenheit unſeres Berufes getrennt wurden. Während der zwanzig Jahre, in denen wir uns nicht geſehen, war er der Chef eines von ihm gegründeten bedeutenden Handlungshauſes geworden; mich hatten die Verhältniſſe in die Fremde getrieben und dort für immer feſtgehalten. Jetzt war ich endlich einmal wieder in der Heimath.

Die Frau des Hauſes hatte ich bisher noch nicht gekannt. — Sie war nicht jung mehr; aber in ihren Bewegungen war noch die Leichtigkeit der Jugend und ihre ruhig blickenden Augen waren von einer kindlichen Klarheit. Es herrſchte zwiſchen dieſen beiden Menſchen, wie ich bald zu bemerken Gelegenheit hatte, eine gegenſeitige faſt bräutliche Rückſichtnahme. Wenn ſie zum Frühſtück friſch gekleidet in den Saal trat, ſuchten ihre Augen zuerſt nach ihm und thaten an die ſeinen die ſtille Frage, ob ſie ihm ſo gefalle. Dann verſchwand für einen Augenblick die tiefe Falte von ſeiner Stirn und er empfing ihre dargereichte Hand, als werde ſie erſt eben ihm geſchenkt. Mitunter, wenn er in ſeinem Arbeitscabinet am Schreibtiſche ſaß, trat ſie aus ihrem Wohnzimmer oder aus dem davor liegenden Gartenſaal und ſetzte ſich ſchweigend neben ihn; oder ſie war ungeſehen hinter ſeinen Stuhl getreten und legte ſtill die Hand auf ſeine Schulter, als müſſe ſie ihn verſichern, daß ſie in ſeiner Nähe, daß ſie für ihn da ſei.

Es war im October an einem klaren Nachmittag. Mein Freund war eben, nach Beendigung ſeiner Geſchäfte, aus der Stadt zurückgekehrt, und wir ſaßen nun, die alte Zeit beredend, auf der breiten Terraſſe vor dem Hauſe, von der man über den tiefer liegenden Garten und über eine daran grenzende grüne Wieſenfläche auf das dunkle Waſſer der Oſtſeebucht und jenſeits dieſer auf ſanft anſteigende Buchenwälder hinausſah, deren Laub ſich ſchon zu färben begann. Dies Alles und der tiefblaue Herbſthimmel darüber war von den hohen Pappeln, die zu beiden Seiten der Terraſſe ſtanden, wie von dunkeln Rieſencouliſſen eingefaßt. — Die Frau meines Freundes war, ihr jüngſtes Töchterchen an der Hand, aus der offenen Flügelthür des Gartenſaals getreten, und mit einem ſtillen Lächeln an uns vorübergegangen; ſie wollte ſich nicht in unſere Schattenwelt drängen, an der ſie keinen Theil hatte. Nun ſtand ſie mit dem Kinde auf dem Arm am Rande der Terraſſe und blickte einem vorüberziehenden Dampfſchiffe nach, deſſen Rädergebrauſe ſchon eine Zeitlang die Stille der Landſchaft unterbrochen hatte. Ihre hohe Geſtalt, die Umriſſe ihres edlen Kopfes hoben ſich deutlich gegen den dunklen Himmel ab.

Unſer beider Augen mochten ihr unwillkürlich gefolgt ſein, denn das Geſpräch verſtummte. Ich langte gedankenlos nach den Trauben, die in einer Kryſtallſchale vor uns auf dem Marmortiſche ſtanden.

„So hat es kommen müſſen," ſagte ich endlich, indem ich den Gegenſtand unſerer Unterhaltung noch einmal wieder aufnahm, „ich, der ſogar mit Kaſtanien und Kirſchenſteinen Handel trieb, wurde ein Mann der Wiſſenſchaft; und Du — wo ſind Deine Trauerſpiele geblieben, die Du als Secundaner ſchriebſt?"

„Die italieniſche Buchführung," erwiderte er lächelnd, „iſt ein ſcharfes Pulver gegen die Poeſie; und gleichwohl habe ich noch den feſten Willen hinzuthun müſſen, damit das Mittel anſchlug."

Er ſah mich mit ſeinen dunklen Augen an, die noch den idealen Zug verriethen, der ihn in ſeiner Jugend auszeichnete. „Es mag Dir Mühe genug gekoſtet haben," ſagte ich.

„Mühe?" wiederholte er langſam; — „es iſt vielleicht das Wenigſte, was es mich gekoſtet hat." Und dabei flog ein Blick zu ſeiner Frau hinüber, von einer ſolchen Energie der Zärtlichkeit, von einer Freude des Beſitzes, als habe er die Geliebte erſt vor Kurzem ſich errungen.

Unwillkürlich mußte ich eines kleinen Vorfalls am erſten Tage meines Hierſeins gedenken. Damals, beim Eintritt in das Arbeitscabinet meines Freundes, fiel mein erſter Blick auf das neben ſeinem Schreibtiſch hängende Bildniß eines ſchönen jugendlichen Mädchens. Es war in Oel gemalt, in klaren lichten Farben und von einer wahrhaft leuchtenden Heiterkeit und Lebensfriſche. Auf meine Frage, wen es vorſtelle, erwiderte Rudolph: „Es iſt das Bildniß meiner Frau. Das heißt,“ ſetzte er hinzu, „des Mädchens, das ſpäter meine Braut und dann meine Frau geworden iſt. Es war für die Großeltern gemalt und iſt aus deren Nachlaß an ſie zurückgelangt.“ Er war bei dieſen Worten gleichfalls vor das Bild getreten, während ich in Gedanken die jugendlichen Züge mit denen der nur noch flüchtig geſehenen Frau verglich. — Als ich nach einer Weile mich zu ihm wandte, trug ſein Antlitz den unverkennbaren Ausdruck einer faſt ſchmerzlichen Innigkeit, den ich mir bei meinem längeren Aufenthalte immer weniger zu erklären wußte. Denn dieſes Mädchen war ja ſein geworden; ſie lebte und — ſo ſchien es — ſie beglückte ihn noch jetzt.

Nun, als in dieſem Augenblick die ſchöne ruhige Geſtalt vor uns von der Terraſſe in den Garten hinabſtieg, und da ich nicht fürchtete, eine ungeheilte Wunde zu berühren, vermochte ich meine damalige Beobachtung nicht länger zu verſchweigen. „Was war das, Rudolph?“ ſagte ich und nahm die Hand meines Jugendfreundes, „ſage mir es, wenn Du es kannſt!“

Er blickte noch einmal in den Garten hinab, hinter dem aus den Wieſen ſchon die Abendnebel aufzuſteigen begannen; dann ſtrich er das ſchlichte Haar von ſeiner Stirn und ſagte mit dem herzlichen Ton ſeiner mir einſt ſo vertrauten Stimme: „Es iſt kein Unrecht dabei, und auch kein Unheil; ich kann es Dir ſchon ſagen — ſo weit ſo etwas überhaupt ſich ſagen läßt. — — Du haſt es ſeiner Zeit aus meinen Briefen erfahren, wie ich meine Frau vor nun faſt fünfzehn Jahren in meinem elterlichen Hauſe kennen lernte. Sie beſuchte meine Schweſter, mit der ſie im Bade auf unſern Weſtſee-Inſeln zuſammengetroffen war. Ich lebte damals in der angeſtrengteſten und aufreibendſten Thätigkeit. Ein Compagnon, auf deſſen Mitteln ein Theil des kaum aufgeführten Handelsgebäudes ruhte, war plötzlich ausgeſchieden, und das Fehlende mußte auf andere Weiſe und in kürzeſter Friſt erſetzt werden. Dazu kam die Errichtung der Dampfſchifffahrts-Societät, die ich ſchon derzeit im Plane hatte, deſſen Ausführung aber die Eiferſucht unſerer Nachbarſchaft immer neue Hinderniſſe entgegenſtellte. Ich bedurfte, wenn ich den Tag in Arbeit und Aufregung hinbrachte, einer ermuthigenden Theilnahme, eines Zufluchtsortes, an dem ich mein Herz ausruhen konnte. Beides fand ich bei der jungen Freundin meiner Schweſter. Abends im elterlichen Garten, beim Auf- und Abwandeln zwiſchen den Liguſterzäunen, waren meine Pläne und meine Sorgen der Gegenſtand unſerer Geſpräche; ſie hatte ein Ohr und Verſtändniß für Alles. Die Einfachheit und Sicherheit ihres Weſens, die Du neulich am erſten Tage Deines Hierſeins an ihr bewunderteſt, waren ſchon damals vorhanden. Doch auch der Muthwille der Jugend war ihr nicht fremd. Ich erinnere mich eines Abends, wo ich den beiden Mädchen an dem alten Gartentiſch in der Laube gegenüber ſaß. Es war an dieſem Tage aller Art Unglück für mich hereingebrochen. In einem augenblicklichen Anfalle von Muthloſigkeit rief ich aus: „Es geht am Ende dennoch über meine Kräfte!“ Sie antwortete nicht darauf; aber ſie ſtützte ſchweigend das Kinn in ihre Hand und ſah mich eine Weile wie mit zürnenden, erſtaunten Augen an. Dann wandte ſie den Kopf zu meiner Schweſter und ſagte lächelnd: „Siehſt Du! Er glaubt ſchon ſelbſt nicht mehr daran!“ Und ſie hatte Recht; ſchon in den nächſten Wochen fühlte ich, daß meine Kräfte reichten. Es verſtand ſich endlich faſt von ſelbſt, daß ſie ihre Hand in meine legte; daß ich ſie feſthielt. Andere ſagten mir von ihrer Schönheit; ich ſah ſie darauf an; ich hatte nie daran gedacht und dachte auch ferner nicht daran. So ward ſie meine Frau; eine Genoſſin des Lebens, das der Tag mir brachte und in immer erneuter Aufgabe zur Löſung vor mich hinſtellte. Du wirſt Dich deſſen erinnern — denn ich habe Dir damals öfterer geſchrieben — wie von nun an ein Wirrſal nach dem andern gelöſt wurde. Mir war dabei faſt, als geſchehe es durch ihre Hand; denn ſie an ihrem Platze wußte Alles zur rechten Zeit zu thun; ſie verſtand die ſtumme Sprache der Dinge, gleich der Goldmaria des Märchens, die es im Vorübergehen aus den Bäumen rufen hört: „Schüttle uns, wir Aepfel ſind alle miteinander reif!“ — Schon nach einigen Jahren vermochte ich dies Landhaus zu erſtehen und unſern einfachen Wünſchen gemäß einzurichten. Aber mit dem Glück, das mich begünſtigte, mehrten ſich auch meine Geſchäfte; ich hatte nicht ſie, ſie hatten mich; ich war eingefangen in einem Netz von Combinationen, deren eine immer die andere ablöſte; alle Kräfte meines Geiſtes waren in dieſen einen Dienſt gegeben, der ſie Tag für Tag in Anſpruch nahm."

Mein Freund hielt inne; ſeine älteſte zwölfjährige Tochter war aus dem Hauſe zu uns getreten und fragte nach der Mutter. Er nahm ſie in ſeinen Arm und horchte nach dem Garten hinunter. Drüben von dem Glashauſe her, das mit ſeiner weißen Firſt neben der Gartenmauer aus dem Gebüſch ragte, hörte man das Lachen der Kleinen, und dazwiſchen wie beſchwichtigend die Stimme der Mutter. „Geh, Jenni!" ſagte er lächelnd, „es ſind zwei große Feigen reif; Ihr dürft ſie nehmen!" — Sie nickte; und fort war ſie; die Treppe hinab und durch die Raſenpartieen, welche ſich unterhalb der Terraſſe ausbreiteten, ſeitwärts im Gebüſch verſchwunden.

Der Vater ſah ihr einen Augenblick nach; dann fuhr er fort: „Es war im Frühling eines Sonntagnachmittags; das ſchlanke Mädchen, das wir eben zur Mutter hinabgeſchickt, mochte damals kaum ein halbes Jahr zählen. Der Gartenſaal hier an der Terraſſe war eben ausgemalt, die Frühlingsſonne beſchien den Eſtrich, und durch die offenen Flügelthüren drang der Duft der ſprießenden Blätter und Knospen. Ich hatte, auf dem Sopha ſitzend, ein Buch zur Hand genommen, desgleichen mir ſeit lange nicht mehr vor Augen gekommen war; ich weiß nicht, gedachte ich Deiner und unſerer einſt ſo eifrig betriebenen altdeutſchen Studien, oder wollte ich mich nur vergewiſſern, daß hier außen für mich eine andere Welt ſei, als drüben in der Stadt zwiſchen den dunkeln Wänden meiner Schreibſtuben. Es war Meiſter Gottfrieds Triſtan, den ich aufgeſchlagen hatte. In einiger Entfernung mir gegenüber am Fenſter ſaß meine Frau mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt; nebenan im Zimmer ſchlief das Kind in ſeiner Wiege. Es war Alles ſtill; nichts ſtörte mich, mit Triſtan und Iſote die Meerfahrt zu beginnen.

„Die Kiele ſtreichen hin; in der einſamen Mittagsſtunde ſitzt Iſote auf dem Verdeck. Der Sommerwind weht in ihren goldenen Haaren: aber ihre

Augen quellen über, aus Weh nach der Heimath, aus Furcht vor der Fremde, wo ſie des greiſen Königs Gemahl werden ſoll. Triſtan will ſie tröſten; aber ſie ſtößt ihn zurück; ſie haßt ihn, weil er ihren Ohm Morolt erſchlagen hat. Die Luft geht ſchwül, ſie dürſtet. In der Schiffskemenate, ſchlecht verwahrt, ſteht der Minnetrank, der Iſotens Herz dem alten Bräutigam entzünden ſoll. Ein kleines Fräulein ruft: „Seht, hier ſteht Wein!“ und Triſtan bietet ahnungslos der Königin den Becher.

„Sie trank mit Zaudern, ihr war ſo ſchwer,
Und gab es ihm; da trank auch er.“

„Und nun beginnt das Zauberſpiel des alten Dichters; wir leben mit ihnen in ihrem Zweifel und in ihrer Herzensgier, wie ſie nicht wollen und doch müſſen, wie ſie noch glauben frei zu ſein und dennoch fürchten es zu werden. Unaufhaltſam quellen die ſüßen Verſe hervor; mit ihrer heimlich dringenden Weiſe bethören ſie das Herz. Ich ſah ſie vor mir, das ſchöne jugendliche Paar, wie ſie zuſammen am Bord des Schiffes lehnen. Sie blicken hinaus über das Waſſer, um nicht zu ſehen, wie ihre Hände heimlich ineinander ruhen; und, während ſie ganz einer in dem andern trunken ſind, reden ſie wie zufällig fremde Worte, von Meer und Nebel, von Luft und See. — —

„Der Duft des Bechers, den der alte Meiſter ſeinem Leſer ſo nahe zu bringen weiß, ſtieg auf, und begann auch an mir ſein Zauberwerk zu üben. Durch die Dichtung wurde etwas in mir bewegt, was das Leben bis dahin hatte ſchlafen laſſen; ich hatte dieſe andere Welt nicht kennen gelernt, die Triſtan und Iſoten nun ihre eigenen unerbittlichen Geſetze aufnöthigt; mit der der Dichter ſelbſt, wie er zu Anfang ſeines Werkes ſagt, verderben und gedeihen will.

„Ich ſah von dem Buch zu meiner Frau hinüber. Damals, mein Freund, lag noch der Duft der Jugend auf ihren Wangen. Durch's Fenſter fielen die Schatten der jungen Pappelblätter auf ihre Stirn und bewegten ſich leiſe hin und wieder, während ſie die Augen auf ihre Arbeit niedergeſchlagen hatte. — War ſie nicht ebenſo ſchön, wie „der Minne Federſpiel, Iſot?“ Oder war der Minnebecher kein bloßes Symbol, und bedurfte es wirklich des geheimnißvollen Trankes, um dieſen holden Wahnſinn zu erſchaffen?

„In dieſem Augenblick erwachte nebenan das Kind. Die junge Mutter ſtand auf und warf die Arbeit hin; aber, während ſie durch den Saal ging, ſah ſie mich mit ihren ſchönen heitern Augen an und winkte mir, ihr zu folgen. —

„Ich mußte lächeln. „Was willſt du noch?“ ſagte ich halblaut zu mir ſelbſt und ſchlug das alte Zauberbuch zu. Und ſchon war ſie zurück und brachte mir das Kind, das die großen verſchlafenen Augen gegen die helle Frühlingsſonne aufriß. — —

„So blieb es ruhig zwiſchen uns, wie es geweſen war. Ein Jahr nach dem andern ging dahin; und in währender Zeit verblühte allmälig die ſchöne jugendliche Frau an meiner Seite. Ich ſah es nicht; ich hatte kein Auge dafür, wie die Züge ihres lieben Angeſichts unmerklich den weichen Umriß der Jugend verloren und wie der Seidenglanz ihres blonden Haares erloſch; nur ihres geiſtigen Weſens wurde ich mir immer klarer bewußt; ich fühlte deutlich, wie es ſich immer feſter begründete, und ebenſo, wie ich ſie immer mehr verehrte.

„Vor drei Jahren wurde uns noch eine zweite

Tochter geboren — horch nur! ſie ſind im Glashauſe; wie ſie mit der Schweſter disputirt! — —

„Indeſſen hatten ſich meine Arbeiten allmälig vereinfacht; die Geſchäfte gingen ihren geordneten Gang, ſo daß ich Manches andern Händen überlaſſen konnte. Mein Leben gewann endlich wieder Raum für andere Dinge. Da das Nothwendige ohne Zwang geſchehen konnte, ſo machte ſich der dem Menſchen eingeborene Drang nach Schönheit wieder geltend. Ich gab dem Garten ſeine jetzige Geſtalt und ließ dort unten das Roſarium anlegen — Du hörteſt ſchon, daß ſie die Roſen vor allen andern Blumen liebt. — Im Jahre darauf wurde hinter demſelben der geräumige Pavillon erbaut. Die Holzmoſaik des Fußbodens, die Seſſel und was ſonſt an Geräth hineingehörte, ließ ich nach Zeichnungen eines befreundeten Architekten von geſchickten Handwerkern anfertigen; die hohen Fenſter wurden zur Hälfte mit hellgrauen ſeidenen Gardinen verhangen, ſo daß ein gedämpftes wohlthuendes Licht entſtand. Hier in dieſer Gartenſtille las ich zum erſten Mal in ungeſtörtem Zuſammenhange die alten ewigen Geſänge, die Odyſſee — die Nibelungen; ich las ſie laut;

denn ſie ſaß neben mir und hörte, und ihre fleißigen Hände ließen unbewußt die Arbeit ruhen. Auch die Hausmuſik war nicht vergeſſen; mir hatte das Leben keine Zeit zur Ausübung einer Kunſt gelaſſen, aber meine Frau verſtand es zu ſingen, und ſie hatte es ſchon immer gern in meiner und der Kinder Gegenwart gethan. Nun traten Andere hinzu, die ein Gleiches leiſteten; denn unmerklich hatte ſich uns ein kleiner Kreis theilnehmender und gleichgeſinnter Menſchen angeſchloſſen.

„So war im Juni vorigen Jahres mein vierzigſter Geburtstag herangekommen. — Die Frühſonne weckte mich; ſonſt ſchlief noch Alles. Ich kleidete mich an und ging durch das ſchweigende Haus auf die Terraſſe. Der Raſen unterhalb derſelben war noch in tiefem Schatten; nur die Spitzen der Bäume und der goldene Knopf des Gartenhauſes leuchteten in der Morgenſonne; drüben auf dem Waſſer lag noch der weiße Nebel, aus dem die ſchwankende Spitze eines Maſtes nur dann und wann hervorſah. Ich ſtieg langſam in den Garten hinunter, ganz erfüllt von dem Gefühl der ſüßen unberührten Frühe; ich trat leiſe auf, als fürchte ich den Tag zu wecken.

„Am vorhergehenden Abend war ich wieder einmal über Meiſter Gottfrieds Triſtan gerathen und hatte mich ganz in das alte Buch vertieft. Es waren die letzten Blätter, die dieſe anmuthige Dichterhand geſchrieben.

„Der Minnetrank hat ſeine Zauberkraft bewährt. Die ſchöne Königin Iſote und Triſtan, des Königs Neffe, ſie konnten von einander nicht laſſen. Der alte langmüthige König hat endlich die Schuldigen verbannt; der Dichter aber thut ſeinem klopfenden Herzen Genüge und führt ſeine Lieblinge fern von den Menſchen in die Wildniß. Kein Lauſcher iſt ihnen gefolgt; die Sonne ſcheint, die Kräuter [illegible]; in der ungeheuern Einſamkeit nur ſie und er; um ſie her der ſäuſelnde Wald und unſichtbar in den Lüften der unabläſſige Geſang der Vögel. Sie wandeln im Abendſchein durch die Wieſe, hin wo der kühle Bronnen klingt; dort ſitzen ſie nieder unter der Linde und blicken zurück nach der Felſengrotte, wo ſie die Nacht zuſammen ruhten. Sie reiten bei Sonnenaufgang durch die thaubenetzte Haide auf die Pirſch, die Armbruſt in der Fauſt, die Roſſe aneinander drängend, Iſotens goldenes Haar um Triſtans Schultern wehend.

„In der ſtillen Morgenluft ſtiegen die Bilder der Dichtung wie Träume in mir auf. — Indeſſen war die Zeit vorgerückt; die Sonne ſchien warm auf die Gartenſteige, die Blätter tropften, die Wohlgerüche der Blumen verbreiteten ſich, und in den Lüften begann das feine Getön der Inſektenwelt. Ich empfand die Fülle der Natur und ein Gefühl der Jugend überkam mich, als läge das Geheimniß des Lebens noch unentſiegelt vor mir. Ich beſchleunigte meinen Schritt, ich trat feſter auf, unwillkürlich ſtreckte ich den Arm aus und [illegible] einen blühenden Zweig von dem Gebüſch, das nebenan im Raſen ſtand. — Unten vor dem Pavillon ſtanden noch die Gartenſtühle, wie wir ſie am Abend verlaſſen hatten; an den verſchloſſenen Läden rieſelte der Thau herab. Ich nahm den Schlüſſel aus ſeinem Verſteck unter der Treppenſtufe und ſperrte die Thüren auf, damit die Morgenluft hineindringen könne. Dann ging ich zurück, rüttelte im Vorübergehen an der verſchloſſenen Thür des Glashauſes und trat nach einer Weile durch den Gartenſaal in das Wohnzimmer meiner Frau. Es rührte ſich noch nichts im Hauſe, die Morgenruhe lag noch in allen Winkeln. Aber ein ſtarker friſcher Roſenduft ſchien die Nähe eines Geburtstagstiſches zu verrathen. — Als ich die Thür meines Arbeitszimmers öffnete, fielen meine Augen auf ein Oelgemälde in ovaler Medaillonform, das angelehnt auf meinem Schreibtiſch ſtand. Es war das lebensgroße Profilbild eines Mädchenkopfes; über dem ſchweren Goldrahmen, der es einfaßte, lag eine Guirlande von vollen rothen Centifolien. — Der Kopf war ein wenig zurückgeworfen, das glänzende blonde Haar ſchien erſt eben von einer leichten Hand zurückgeſtrichen; auf den halbgeöffneten Lippen lag der köſtliche Uebermuth der Jugend.

„Ich ſtand athemlos und ſtarrte das ſchöne jugendliche Antlitz an; mir war, als dürfe ich meine Nähe nicht verrathen, als könne von einem unvorſichtigen Hauche Alles in Duft verwehen. — Es mußte eine Welt voll Frühlingſonnenlichtes ſein, in welche dieſe jungen lachenden Augen hinausſahen. Ich neigte unwillkürlich das Haupt. Sie — ſie wäre es geweſen; mit ihr wäre auch ich in jene Einſamkeit geflohen, nach der jedes Menſchenherz einmal verlangt. — —“

Rudolph faßte meine Hand.

„Und weshalb war ſie es nicht geweſen? — Du kennſt das Bild. Was ich geſehen, war nicht die Phantaſie eines Malers, nicht etwa die blonde Königin Iſote, die vielleicht niemals gelebt hat. Dies Antlitz vor mir hatte dem Leben, meinem eigenen Leben angehört; ſo war ſie einſt geweſen, die vor vielen Jahren ihre Hand in meine legte, die noch an meiner Seite lebte.

„Ich blickte wieder auf, es ließ mich nicht; der Durſt nach Schönheit überwältigte mich ganz. Der Anfang eines alten Liedes fiel mir ein: „O Jugend, o ſchöne Roſenzeit!“ — ſie hatte es damals in meinem elterlichen Hauſe oft geſungen. Ich ſtreckte die Arme nach dem Bilde aus, als müſſe ſie ſo noch einmal wiederkehren, als ſei dieſe ſüße jugendliche Geſtalt noch nicht für immer der Vergangenheit anheimgefallen.

„Da plötzlich, während mein Herz von Reue und von vergeblicher Sehnſucht zerriſſen wurde, überkam mich ein Gedanke unzweifelhaften, unausſprechlichen

Glückes. Sie, die das einſt geweſen war; ſie ſelber lebte noch; ſie war in nächſter Nähe, ich konnte ſchon jetzt, in dieſem Augenblick noch bei ihr ſein.

„Ich verließ das Zimmer, ich ſuchte ſie; aber ſie war nicht mehr im Hauſe. Als ich in den Garten hinabging, kam ſie mir unterhalb der Terraſſe entgegen. Sie ſah mich lächelnd an, als wollte ſie in meinen Augen die Freude über ihr Geburtstagsangebinde leſen. Aber ich ließ ihr keine Zeit, ich faßte ſchweigend ihre Hand und führte ſie in den Garten hinab. — Und wie ſie in dem weißen Morgenkleide in ihrer mädchenhaften Weiſe neben mir ging, mit ihren ſtillen Augen mich fragend und erſtaunt betrachtend, wie ihre Hand ſo leicht und hingegeben in der meinen lag, da konnte ich nicht erwarten, mich anbetend vor ihr niederzuwerfen; denn alle Leidenſchaft meines Lebens war erwacht und drängte ihr entgegen, ungeſtüm und unaufhaltſam.“

Rudolph ſchwieg einen Augenblick; dann ſagte er leiſe, indem er vor ſich in das Abendroth blickte, das ſchon mit ſeinem letzten Schein am Himmel ſtand: „So habe auch ich noch aus dem Minnebecher getrunken, einen tiefen, herzhaften Zug; zu ſpät — aber dennoch nicht zu ſpät!“

Wir ſaßen ſchweigend neben einander; allmälig brach die Dunkelheit herein. Im Garten war Alles ſtill geworden; aber im Pavillon unten waren ſchon die Lichter angezündet und ſchienen durch die Büſche. Nun wurde ein Accord angeſchlagen, und von einer tiefen Altſtimme geſungen klangen die Worte durch die Nacht:

O Jugend, o ſchöne Roſenzeit!

Im Schloß.

Von der Dorfſeite.

Vom Kirchhofe des Dorfes, ein Viertelſtündchen hinauf durch den Tannenwald, dann lag es vor Einem; zunächſt der parkartige Garten von alten ungeheueren Lindenallee'n eingefaßt, an deren einer Seite der Weg vom Dorf vorbeiführte; dahinter das große ſteinerne Herrenhaus, das nach vorn hinaus mit den Flügelgebäuden einen geräumigen Hof umfaßte. Es war früher das Jagdſchloß eines reichsgräflichen Geſchlechts geweſen; die lebensgroßen Familienbilder bedeckten noch jetzt die Wände des im obern Stock gelegenen Ritterſaales, wo ſie vor einem halben Jahrhundert beim Verkaufe des Gutes mit Bewilligung des neuen Eigenthümers vorläufig hängen geblieben und ſeitdem, wie es ſchien, vergeſſen waren. — Vor etwa zwanzig Jahren war das Gut, deſſen wenig umfangreiche Ländereien zu den Baulichkeiten in keinem Verhältniß ſtanden, in Beſitz einer alten weißköpfigen Excellenz, eines früheren Geſandten, gekommen. Er hatte zwei Kinder mitgebracht, ein blaſſes, etwa zehnjähriges Mädchen mit blauen Augen und glänzend ſchwarzen Haaren, und einen noch ſehr jungen kränklichen Knaben, welche beide der Obhut einer ältlichen Verwandten anvertraut waren. Später hatte ſich noch ein alter Baron, ein Vetter des Geſandten, hinzugefunden, der Einzige von der Schloßgeſellſchaft, der ſich zuweilen unten im Dorfe blicken ließ und auch mit den Leuten im Felde mitunter einen kurzen Discurs führte; denn im heißen Sommer oder an hellen Frühlingstagen pflegte er weit umher zu wandern, um allerhand Geziefer einzuſammeln, das er dann in Schachteln und Gläſern mit nach Hauſe nahm. Selten einmal war auch das junge Fräulein bei ihm; ſie trug dann wohl eine der leichteren Fanggeräthſchaften und ging eifrig redend an des Oheims Seite; aber um die Begegnenden kümmerte ſie ſich nicht weiter. Die kleine hagere Geſtalt der alten Excellenz hatte, außer beim ſonntäglichen Gottesdienſte in dem herrſchaftlichen

Kirchenſtuhle, kaum Jemand anders als vom Wege aus geſehen, wenn er in der breiten Lindenallee des Gartens auf und ab wandelte oder ſtehen bleibend das Moos auf dem Steige mit ſeinem Rohrſtocke losſtieß. Den ſcheuen Gruß der vorübergehenden Bauern pflegte er wohl mit einer leichten Handbewegung zu erwidern; was er ſonſt mit ihnen zu ſchaffen hatte, wurde von dem Verwalter abgethan, dem die Bewirthſchaftung des kleinen Gutes überlaſſen war.

Nach Jahren wurde dieſe Hausgenoſſenſchaft noch durch einen Lehrer des kleinen Barons vermehrt. Die Leute im Dorfe erinnerten ſich ſeiner noch ſehr wohl; er war aus der Umgegend und ſtammte auch von Bauern her. Man hatte ihn oft mit dem alten Baron geſehen, und das Fräulein, damals ſchon eine junge Dame, war mitunter auch in ihrer Geſellſchaft geweſen. Man erzählte ſich noch, wie er mit dem alten Herrn in den Tannen einen Dohnenſteig angelegt; aber das Fräulein ſei meiſt ſchon vor ihnen da geweſen und habe die Droſſeln, die ſich lebendig in den Schlingen gefangen, heimlich wieder fliegen laſſen. Einmal auch hatte der junge freundliche Herr den kleinen verkrüppelten Knaben auf dem Arm durch das Tannicht getragen; denn mit dem Rollſtühlchen war auf dem ſchmalen Steige nicht fortzukommen geweſen, und das Kind hatte die gefangenen Vögel ſelbſt aus den Dohnen nehmen können.

Bald aber war es wieder einſamer geworden; der arme Knabe war geſtorben und der Hauslehrer fortgegangen. Schon früher hatte man im Dorfe von den Gutsnachbarn oder aus der Stadt drüben nur vereinzelt einen Beſuch den Weg nach dem Schloſſe fahren ſehen; jetzt kam faſt Niemand mehr; auch die alte Excellenz ſah man immer ſeltener in der breiten Allee des Gartens wandeln.

Nur noch einmal, im Herbſte des folgenden Jahres, war es droben auf einige Tage wieder lebendig geworden; als die Hochzeit des jungen Fräuleins gefeiert wurde. Unten in der Dorfkirche war die Trauung geweſen. Seit lange hatte man dort ſo viele vornehme Leute nicht geſehen; aber die hagere Geſtalt des Bräutigams mit dem dünnen Haar und den vielen Orden wollte den Leuten nicht gefallen; auch die Braut, als ſie von der alten

Excellenz an die mit Teppichen belegten Altarſtufen geführt wurde, hatte in dem langen weißen Schleier, mit den dicht zuſammenſtehenden ſchwarzen Augenbrauen ganz todtenhaft ausgeſehen; was aber das Schlimmſte war, ſie hatte nicht geweint, wie es doch den Bräuten ziemt. Der alte Baron, der in ſich zuſammengeſunken in dem herrſchaftlichen Stuhl geſeſſen und mit trübſeligen Augen auf die Braut geblickt hatte, war nach Beendigung der Ceremonie allein und heimlich ſeitwärts über die Felder gegangen. — —

Am darauf folgenden Nachmittag hielt der Wagen mit den Neuvermählten eine kurze Zeit in der Durchfahrt des Dorfkruges, und die Leute ſtanden umher und beſahen ſich das Wappen auf dem Kutſchenſchlage, einen Eberkopf im blauen Felde. Der hagere vornehme Mann war ausgeſtiegen und brachte der jungen Frau eigenhändig ein Glas Waſſer an den Wagen; von dieſer ſelbſt war wenig zu ſehen; ſie ſaß im Dunkel des Fonds ſchweigend in ihre Mäntel gehüllt.

Der Wagen fuhr davon, und ſeitdem vergingen Jahre, ohne daß man von dem Fräulein wieder etwas hörte. Nur dem Prediger hatte einmal der alte Baron erzählt, daß ein Knabe, den ſie im zweiten Jahre der Ehe geboren, von einer Kinderepidemie dahin gerafft ſei; und ſpäter dann, als die alte Excellenz geſtorben und Abends bei Fackelſchein auf dem Kirchhof hinter den Tannen zur Erde gebracht wurde, ſollte ſie Nachts auf dem Schloſſe geweſen ſein; aber von den Leuten im Dorfe hatte Niemand ſie geſehen. — Bald darauf verließ auch der alte Baron mit ſeinen Sammlungen und Büchern das Schloß; wie es hieß, um bei einem andern Vetter ſeine harmloſen Studien fortzuſetzen.

Einen Sommer lang wohnte Niemand in dem ſteinernen Hauſe, und das Gras wuchs ungeſtört auf den breiten Steigen der Gartenallee.

Da, eines Nachmittags, es mochte jetzt ein Jahr vergangen ſein, hielt wiederum der Wagen mit dem Eberkopf in dem Wirthshauſe des Dorfes. Die junge Frau ſaß darin, das einſtige Fräulein vom Schloß; ſie ſprach freundlich zu den Leuten, erzählte ihnen, daß ſie ihr Gut jetzt ſelbſt bewirthſchaften und bewohnen werde, und bat um treue Nachbarſchaft. Aber froh ſah ſie nicht aus, auch nicht ganz jung mehr, obwohl ſie kaum mehr als fünfundzwanzig Jahre zählen mochte.

Die Leute wußten ſich keinen Vers darauf zu machen; bald aber kam das Gerücht über Stadt und Land und auch in die Gaſtſtube des Dorfkruges. Das in der Kirche drüben geſchloſſene vornehme Ehebündniß war nicht zum Guten ausgeſchlagen. Die junge Frau ſollte in der Reſidenz, wo ihr Gemahl ein Hofamt bekleidete, eine Liebſchaft mit einem jungen Profeſſor gehabt haben. Einige hatten ſogar gehört, es ſei der ihnen wohlbekannte Hauslehrer des verſtorbenen kleinen Junkers. Die Dame, hieß es, ſei ſo etwas wie verbannt und dürfe nicht in die Reſidenz zurückkehren. Dann noch ein Anderes, was auf's Neue die müßigen Ohren reizte: der zweifelhafte Urſprung jenes unlängſt begrabenen Kindes ſollte zu der Trennung des Ehepaars die nächſte Veranlaſſung gegeben haben. Das Gerücht war von Allem unterrichtet, von dem, was geſchehen, und noch mehr von dem, was nicht geſchehen war.

Während deſſen hauſte die Baronin droben in dem alten Schloſſe in großer Einſamkeit; denn niemals ſah man aus der Stadt oder von den benachbarten Adelsfamilien einen Wagen an dem Tannicht hinauffahren. Wie der Schullehrer ſagte, hatte ſie ſich Bücher aus der Stadt kommen laſſen, in denen ſie die Landwirthſchaft ſtudirte; auch mit den Dorfleuten, wenn ſie ſolche auf ihren täglichen Spaziergängen traf, führte ſie gern derartige Geſpräche. Ja man hatte ſie am heißen Juninachmittage geſehen, wie ſie auf einem Acker die Steine in ihre ſeidene Schürze ſammelte und auf die Seite trug, begleitet von einem großen ſchwarzen St. Bernhardshunde, der nie von ihrer Seite wich.

Sie mochte ſich indeſſen doch der übernommenen Aufgabe nicht ganz gewachſen fühlen; denn vor etwa einem Vierteljahre war ein Verwalter angelangt; aber es war ein junger vornehmer Herr, für den der Vater längſt ein mehr als doppelt ſo großes Gut in Bereitſchaft hatte. Die Bauern konnten nicht begreifen, was der in der kleinen Wirthſchaft profitiren wolle, zumal ſie es bald heraus hatten, daß er ſeine Sache aus dem Fundament verſtehe; der Schulmeiſter meinte freilich, es ſei ein weitläufiger Vetter der Baronin; allein der Förſter wollte die Anweſenheit des jungen Herrn nicht als verwandtſchaftliche Hülfeleiſtung gelten laſſen. Er kniff die Augen ein und ſagte geheimnißvoll: „Was einmal in der Stadt geſchehen — — nun Gevatter, Ihr ſeid ja ein Schulmeiſter, macht Euch den Satz ſelber zu Ende!“

Im Schloß.

An dem linken Ende der Front neben dem ſtumpfen Eckthurme führte eine ſchwere Thür in’s Haus. Rechts hinab, an der gegenüber liegenden breiten Treppenflucht vorbei, auf welcher man in das obere Stockwerk gelangte, zog ſich ein langer Corridor mit nackten weißen Wänden. Den hohen Fenſtern gegenüber, welche auf den geräumigen Steinhof hinausſahen, lag eine Reihe von Zimmern, deren Thüren jetzt verſchloſſen waren. Nur das letzte wurde noch bewohnt. Es war ein mäßig großes, düſteres Gemach; das einzige Fenſter, welches nach der Gartenſeite hinaus lag, war mit dunkelgrünen Gardinen von ſchwerem Wollenſtoffe halb verhangen. In der tiefen Fenſterniſche ſtand eine ſchlanke Frau in ſchwarzem Seidenkleide. Während ſie mit der einen Hand den Schildpattkamm feſter in die ſchwere Flechte ihres ſchwarzen Haares drückte, lehnte ſie mit der Stirn an eine Glasſcheibe und ſchaute wie träumend in den Septembernachmittag hinaus. Vor dem Fenſter lag ein etwa zwanzig Schritte breiter Steinhof, welcher den Garten von dem Hauſe trennte. Ihre tiefblauen Augen, über denen ſich ein Paar dunkle, dicht zuſammenſtehende Brauen wölbten, ruhten eine Weile auf den koloſſalen Sandſteinvaſen, welche ihr gegenüber auf den Säulen des Gartenthores ſtanden. Zwiſchen den ſteinernen Roſenguirlanden, womit ſie umwunden waren, ragten Federn und Strohhalme hervor. Ein Sperling, der darin ſein Neſt gebaut haben mochte, hüpfte heraus und ſetzte ſich auf eine Stange des eiſernen Gitterthors; bald aber breitete er die Flügel aus und flog den ſchattigen Steig entlang, der zwiſchen hohen Hagebuchenwänden in den Garten hinabführte. Hundert Schritte etwa von dem Thore wurde dieſer Laubgang durch einen weiten ſonnigen Platz unterbrochen, in deſſen Mitte zwiſchen wuchern-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

den Aſtern und Reſeda die Trümmer einer Sonnenuhr auf einem kleinen Poſtamente ſichtbar waren. Die Augen der Frau folgten dem Vogel; ſie ſah ihn eine Weile auf dem metallenen Weiſer ruhen; dann ſah ſie ihn auffliegen und in dem Schatten des dahinter liegenden Laubganges verſchwinden.

Mit leichtem Schritt, daß nur kaum die Seide ihres Kleides rauſchte, trat ſie in's Zimmer zurück und, nachdem ſie auf einem Schreibtiſche einige beſchriebene Blätter geordnet und weggeſchloſſen hatte, nahm ſie einen Strohhut von dem an der Wand ſtehenden Flügel und wandte ſich nach der Thür. Von einem Teppich neben dem Kamin erhob ſich ein ſchwarzer St. Bernhardshund und drängte ſich neben ihr auf den Corridor hinaus. Während ſie wie im ſtillen Einverſtändniß ihre Hand auf dem ſchönen Kopf des Thieres ruhen ließ, erreichten beide eine Thür, welche unterhalb der großen Haupttreppe in den ſchmalen Hof hinaus führte. Sie gingen über die mit Gras durchwachſenen Steine und durch das dem Fenſter des Wohnzimmers gegenüberliegende Gitterthor in den breiten Gartenſteig hinab.

Die Luft war erfüllt von dem ſtarken Herbſtdufte der Reſeda, welcher ſich von dem ſonnigen Rondeel aus über den ganzen Garten hin verbreitete. Hier an der rechten Seite deſſelben bildete die Fortſetzung des Buchenganges eine Nachahmung des Herrenhauſes; die ganze Front mit allen dazu gehörigen Thür- und Fenſteröffnungen, das Erdgeſchoß und das obere Stockwerk, ſogar der ſtumpfe Thurm neben dem Haupteingange, Alles war aus der grünen Hecke herausgeſchnitten und trotz der jahrelangen Vernachläſſigung noch gar wohl erkennbar; davor breitete ſich ein Obſtgarten von lauter Zwergbäumen aus, an denen hie und da noch ein Apfel oder eine Birne hing. Nur ein Baum ſchien aus der Art geſchlagen; denn er ſtreckte ſeine viel verzweigten Aeſte weit über die Höhe des grünen Laubſchloſſes hinaus. Die Dame blieb bei demſelben ſtehen und warf einen flüchtigen Blick umher; dann ſetzte ſie den geſchmeidigen Fuß in die unterſte Gabel des Baumes und ſtieg leicht von Aſt zu Aſt, bis die Umgebung der hohen Laubwände ihren Blick nicht mehr beſchränkte.

Seitwärts, unmittelbar am Garten, erhob ſich der Tannenwald und verdeckte das tiefer liegende

Dorf: vor ihr aber war die Schau in's Land hinaus eine unbegrenzte. Unterhalb des Hochlandes, worauf das Schloß lag, breitete ſich nach beiden Seiten eine dunkle Haideſtrecke bis faſt zum Horizont; in braunviolettem Dufte lag ſie da; nur an einer Stelle im Hintergrunde ſtanden ſchattenhaft die Thürme einer Stadt. Die ſchlanke Frauengeſtalt lehnte ſorglos an einen ſchwanken Aſt, indeß die ſcharfen Augen in die Ferne drangen. — Ein Schrei aus der Luft herab machte ſie emporſehen. Als ſie über ſich in der ſonnigen Höhe den revirenden Falken erkannte, hob ſie die Hand und ſchwenkte wie grüßend ihr Schnupftuch gegen den wilden Vogel. Ihr fiel ein altes Volkslied ein; ſie ſang es halblaut in die klare Septemberluft hinaus. — Aber unten neben dem auf dem Boden liegenden Sommerhut ſtand der Hund, die Schnauze gegen den Baum gedrückt, mit den braunen Augen zu ſeiner Herrin emporſehend. Jetzt kratzte er mit der Pfote an den Stamm. „Ich komme Türk, ich komme!“ rief ſie hinab; und bald war ſie unten und ging mit ihrem ſtummen Begleiter den hinteren Buchengang hinab, der von dem Rondeel aus nach der breiten Lindenallee führte.

Als ſie in dieſe eintrat, kam ihr ein junger, kaum mehr als zwanzigjähriger Mann entgegen, in deſſen gebräuntem Antlitz mit der feinen vorſpringenden Naſe eine Familienähnlichkeit mit ihr nicht zu verkennen war. „Ich ſuchte Dich, Anna!“ ſagte er, indem er der ſchönen Frau die Hand küßte.

Ihre Augen ruhten mit dem Ausdruck einer kleinen mütterlichen Ueberlegenheit auf ihm, als ſie ihn fragte: „Was haſt Du, Vetter Rudolph?“

„Ich muß Dir Vortrag halten!“ erwiderte er, während er ſie höflich zu einer in der Nähe ſtehenden Gartenbank führte. Dann begann er, vor ihr ſtehend, einen ernſthaften Vortrag über die Drainirung einer kaltgrundigen Gutswieſe; über die Art, wie dies am zweckmäßigſten in's Werk zu richten ſei, und über die Koſten, die dadurch veranlaßt werden könnten. — Er hatte ſchon eine Zeitlang geſprochen. Sie lehnte ſich zurück und gähnte heimlich hinter der vorgehaltenen Hand. Endlich ſprang ſie auf. „Aber Rudolph,“ rief ſie, „ich verſtehe von alledem nichts; Du haſt mir das ja ſelbſt erklärt!“

Er runzelte die Stirn. „Gnädige Frau!“ ſagte er bittend.

Sie lachte. „So ſprich nur; ich habe ſchon Geduld!“ —

Dann brachte er's zu Ende. — Sie reichte ihm die Hand und ſagte herzlich: „Du biſt ein gewiſſenhafter Verwalter, Rudolph; aber ich werde mich nach einem andern umſehen müſſen; ich kann dies Opfer nicht länger von Dir fordern.“

Ein leidenſchaftlicher Blick traf ſie aus ſeinen Augen. „Es iſt kein Opfer,“ ſagte er; „Du weißt es wohl.“

„Nun, nun! Ich weiß es,“ erwiderte ſie ruhig, „Du biſt ja ſogar als zehnjähriger Knabe mein getreuer Ritter geweſen. — Beſtelle mir nur den Rappen; wir können gleich mit einander zur Wieſe hinabreiten.“

Er ging, und ſie ſah ihm nachdenklich und leiſe mit dem Kopfe ſchüttelnd nach.

Bald waren beide zu Pferde. Der junge Reiter ſuchte an ihrer Seite zu bleiben; aber ſie war ihm immer um einige Kopfeslängen voraus. Sie ließ den Rappen ausgreifen, der Schaum flog von den Ketten des Gebiſſes, während der Hund in großen Sätzen nebenher ſprang. Ihre Augen ſchweiften in die Ferne, über die braune Haide, auf der ſich ſchon die Schatten des Abends zu lagern begannen. — — — —

Einige Stunden ſpäter ſaß ſie wieder allein in ihrem Zimmer am Schreibtiſch, die am Nachmittage weggeſchloſſenen Blätter vor ſich. Neben ihr auf ſeinem Teppich ruhte Türk. — Von der Lampe beleuchtet erſchien ihre nicht gar hohe Stirn gegen die Schwärze des ſchlicht zurückgeſtrichenen Haars von faſt durchſichtiger Bläſſe. Sie ſchrieb nur langſam; mitunter ließ ſie die Feder gänzlich ruhen und blickte vor ſich hin, als ſuche ſie die Geſtalten ferner Dinge zu erkennen.

Sie gedachte einer Novembernacht, da ſie zum letzten Mal vor ihrem gegenwärtigen Aufenthalt das Schloß betreten hatte. — Der Brief des Oheims, der ihr die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung ihres Vaters in die Reſidenz brachte, trug auf dem Couverte einen mehrere Tage alten Poſtſtempel. Eilig war ſie abgereiſt; nun dämmerte ſchon der zweite Abend, und die Wälder und Fluren an der Seite des Weges wurden allmälig ihr bekannter. Schon machte aus der Dunkelheit die Nähe des letzten Dorfes ſich bemerklich; ſie hörte die Hunde bellen und ſpürte den Geruch des Haidebrennens. An einem kleinen Hauſe in der Dorfſtraße hielt der Wagen. Ihre Jungfer ſtieg ab, der ſie erlaubt hatte, bei ihren dort wohnenden Eltern bis zum andern Morgen zu bleiben. Dann ging es weiter; ſie hatte ſich in die Wagenecke gedrückt und zog fröſtelnd den Mantel um ihre Schultern. Vor ihrem innern Auge war die Geſtalt ihres Vaters; ſie ſah ihn, wie er in der letzten Zeit ihres Zuſammenlebens zu thun pflegte, im Zwielicht in dem öden Ritterſaale mit ſeinem Rohrſtock auf- und abwandern; den weißen Kopf geſenkt, nur zuweilen vor einem der alten Bilder ſtehen bleibend oder aus den ſchwarzen Augen von unten auf einen Blick zu ihr hinüberwerfend. — — Es war ganz finſter geworden, die Pferde gingen langſam; aber ſie wagte nicht den Poſtillon zum Schnellerfahren zu ermuntern. Eine unbewußte Scheu ſchloß ihr den Mund; es war ihr faſt lieb, daß der Augenblick der Ankunft ſich verzögerte. Immer aber, wenn ſie die Augen ſchloß, ſah ſie die kleine hagere Geſtalt an ſich vorüberwandern, und unter dem Wehen des Windes war es ihr, als höre ſie den bekannten abgemeſſenen Schritt und das Aufſtoßen des Rohrſtocks auf dem Fußboden. — — Als die Ulmenallee erreicht war, welche über die Brücke nach dem Schloßhof führte, vernahm ſie das Schlagen der Thurmuhr, deren Regulirung die alte Excellenz immer ſelbſt überwacht hatte. Sie athmete auf und lehnte ſich aus dem Wagen. Eine ungewöhnliche Helligkeit blendete ihre Augen, als ſie in den Hof einfuhren. Die ganze obere Front des Gebäudes ſchien erleuchtet. Der Wagen raſſelte über das Steinpflaſter und hielt vor der Eingangsthür neben dem Thurm; der Poſtillon klatſchte mit der Peitſche, daß es an den Mauern des alten Reitſaals widerklang; aber es kam Niemand. — Nach einer Weile vergeblichen Wartens ließ die zitternde Frau ſich den Schlag öffnen und bezeichnete ihrem Fuhrmann einen Raum, worin er ſeine Pferde zur Nacht unterbringen könne. Dann ſtieg ſie aus und trat, nachdem ſie die ſchwere Thür zurückgedrängt, in den großen Corridor des Erdgeſchoſſes. Einige Augenblicke blieb ſie ſtehen und blickte unentſchloſſen um ſich her. Auf den Geländerſäulen der breiten Treppe, die in das obere Stock werk führte, brannten Wallrathkerzen in ſchweren ſilbernen Leuchtern. — Sie beugte ſich vor und lauſchte; aber es war Alles ſtill. Leiſe, kaum aufzutreten wagend, begann ſie die Stufen hinaufzuſteigen. Da war ihr, als hörte ſie droben auf dem Flur die Thür zum Ritterſaale knarren; und gleich darauf kam es ihr entgegen, die Treppe herab. Sie ſah es nun auch, es war der Hund ihres Vaters; ſie rief ihn bei Namen; aber das Thier hörte nicht darauf, es jagte an ihr vorbei auf den Corridor hinab und entfloh durch die offene Thür in's Freie. — — Erſt jetzt fiel ihr ein dumpfer Geruch von Rauchwerk auf. Sie ſtieg langſam die letzten Stufen in dem erleuchteten Treppenhauſe hinauf, bis ſie den oberen Flur erreicht hatte. Die Thür des Ritterſaals ſtand offen; in der Mitte des weiten Raumes ſah ſie zwei Reihen brennender Kerzen auf hohen Gueridons; dazwiſchen wie ein Schatten lag ein ſchwarzer Teppich. Aber es war Niemand drinnen; nur die Bilder verſchollener Menſchen ſtanden wie immer ſchweigend an den Wänden. Die gegenüberliegende Thür zu des Oheims Zimmer war weit geöffnet, und auch dort ſchienen Kerzen zu brennen;

denn ſie konnte deutlich die vergoldeten Engelköpfe unter dem Kamingeſims erkennen. — Zögernd trat ſie über die Schwelle in den Saal, aber von Scheu befangen blieb ſie zunächſt der Thür in einer Fenſterniſche ſtehen. Ihr war, als vernähme ſie Choralgeſang aus der Ferne, und da ſie durch die Scheiben einen Blick in das Dunkel hinauswarf, ſah ſie jenſeits der Tannen, von drüben, wo der Kirchhof lag, einen rothen Schein am Himmel lodern. — — Sie wußte es nun, ſie war zu ſpät gekommen; unwillkürlich mußte ſie die Augen in den leeren Saal zurückwenden. Die Kerzen brannten leiſe kniſternd weiter; nur mitunter, wo der Sarg mochte geſtanden haben, lief ein Krachen über die Dielen, als drängte es ſie, ſich von der unheimlichen Laſt zu erholen, die ſie hatten tragen müſſen. — Sie drückte ſich ſchauernd in die Fenſterecke; es war nicht Trauer, es war nur Grauen, das ſie empfand.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber ihre Gedanken waren ihrer Feder weit voraus.

Die beſchriebenen Blatter.

Ich will es niederſchreiben, mir zur Geſellſchaft; denn es iſt einſam hier, einſamer noch, als es ſchon damals war. Sie ſind alle fort; es iſt nur Täuſchung, wenn ich draußen im Corridor mitunter das Huſten der Tante Urſula oder die Krücke des kleinen Kuno zu vernehmen glaube. Es war ein klarer Spätherbſtmorgen, als wir das Kind begruben; die Leute aus dem Dorfe ſtanden alle umher mit jener ſchaurigen Neugier, die wenigſtens den letzten Zipfel vom Leilaken des Todes noch in die Grube will ſchlüpfen ſehen. — Dann, als ich fern war, ſtarb die Tante, und dann mein Vater. Wie oft habe ich heimlich in ſeinen Augen geforſcht, was wohl im Grund der Seele ruhen möge, aber ich habe es nicht erfahren; mir war, als hielten jene ausgeprägten Muskeln ſeines feinen Antlitzes gewaltſam das Wort der Liebe nieder, das zu mir drängte und niemals zu mir kam. — Droben im Ritterſaal hängen noch die Bilder; die ſtumme Geſellſchaft verſchollener Männer und Frauen ſchaut noch wie ſonſt mit dem fremdartigen Geſichtsausdruck aus ihren Rahmen in den leeren Saal hinein; aber aus dem dahinter liegenden Zimmer läßt ſich jetzt weder das Pfeifen des Dompfaffen, noch das Gekrächze Don Pedros, des lahmen Staarmatzes, vernehmen; der gute Oheim, mit ſeinen harten Worten und ſeinem weichen Herzen, mit ſeinem todten und lebendigen Gethier, hat es ſeit lange verlaſſen. Aber er lebt noch; er wird vielleicht zurückkehren, wenn es Frühling wird; und ich werde wieder, wie damals, meine Zuflucht in dem abgelegenen Zimmer ſuchen.

Damals! — — Ich bin immer ein einſames Kind geweſen; ſeit der Geburt des kleinen Kuno ſteigerte ſich die Kränklichkeit meiner Mutter, ſo daß ihre Kinder nur ſelten um ſie ſein durften. Nach ihrem Tode ſiedelten wir hier hinüber. In der Stadt hatten wir, wie hergebracht, nur die Etage eines großen Hauſes bewohnt; jetzt hatte ich ein ganzes Schloß, einen großen ſeltſamen Garten und unmittelbar dahinter einen Tannenwald. Auch Freiheit hatte ich genug; der Vater ſah mich meiſtens nur bei Tiſche, wo wir Kinder ſchweigend unſer Mahl verzehren mußten; die Tante Urſula war eine gute förmliche Dame, die nicht gern ihren Platz dort in der Fenſterniſche verließ, wo ſie ihre ſauberen Strick und Filetarbeiten für ferne und nahe Freunde verfertigte; hatte ich meinen Saum genäht und meine Lafontaineſche Fabel bei ihr aufgeſagt, ſo warf ſie höchſtens einen Blick durch's Fenſter, wenn ich mit dem grauen Windſpiel meines Vaters zwiſchen den Buchenhecken des Gartens hinabrannte.

Spielgenoſſen hatte ich keine; mein Bruder war faſt acht Jahre jünger als ich, und die von Adelsfamilien bewohnten Güter lagen ſehr entfernt. Von den bürgerlichen Beamten aus der Stadt waren im Anfang zwar Einzelne mit ihren Kindern zu uns gekommen; da wir jedoch ihre Beſuche nur ſelten und flüchtig erwiderten, ſo hatte der kaum begonnene Verkehr bald wieder aufgehört. — Aber ich war nicht allein; weder in den weiten Räumen des Schloſſes, noch draußen zwiſchen den Hecken des Gartens oder den aufſtrebenden Stämmen des Tannenwaldes; der „liebe Gott," wie ihn die Kinder haben, war überall bei mir. Aus einem alten Bilde in der Kirche kannte ich ihn ganz genau; ich wußte, daß er ein rothes Unterkleid und einen weiten blauen Mantel trug; der weiße Bart floß ihm wie eine ſanfte Welle über die breite Bruſt herab. Mir iſt, als ſähe ich mich noch mit dem Oheim drüben in den Tannen; es war zum erſten Mal, daß ich über mir das Sauſen des Frühlingswindes in der Krone eines Baumes hörte. „Horch!“ rief ich, und hob den Finger in die Höhe; „da kommt er!“ — „Wer denn?“ — „Der liebe Gott!“ — Und ich fühlte, wie mir die Augen groß wurden; mir war, als ſähe ich den Saum ſeines blauen Mantels durch die Zweige wehen. Noch viele Jahre ſpäter, wenn Abends auf meinem Kiſſen der Schlaf mich überkam, war mir, als läge ich mit dem Kopf in ſeinem Schooß und fühlte ſeinen ſanften Athem an meiner Stirn.

Mein Lieblingsaufenthalt im Hauſe war der große Ritterſaal, der das halbe obere Stockwerk in ſeiner ganzen Breite einnimmt. Leiſe und nicht ohne Scheu vor der ſchweigenden Geſellſchaft drinnen ſchlich ich mich hinein; über dem Kamin im Hintergrunde des Saales, von Marmor in Basrelief gehauen, iſt der Krieg des Todes mit dem menſchlichen Geſchlechte dargeſtellt. Wie oft habe ich davor geſtanden und mit neugierigem Finger die ſteinernen

Rippchen des Todes nachgefühlt! — Vor Allem zogen mich die Bilder an; auf den Zehen ging ich von einen zu dem andern; nicht müde konnte ich werden, die Frauen in ihren ſeltſamen, rothen und feuerfarbenen Roben, mit dem Papageien auf der Hand oder dem Mops zu ihren Füßen, zu betrachten, deren grelle braune Augen ſo eigen aus den blaſſen Geſichtern herausſchauten, ſo ganz anders, als ich es bei den lebenden Menſchen geſehen hatte. Und dann dicht neben der Eingangsthür das Bild des Ritters mit dem böſen Gewiſſen und dem ſchwarzen krauſen Bart, von dem es hieß, er werde roth, ſobald ihn Jemand anſchaue. Ich habe ihn oftmals angeſchaut, feſt und lange; und wenn, wie es mir ſchien, ſein Geſicht ganz mit Blut überlaufen war, ſo entfloh ich und ſuchte des Oheims Thür zu erreichen. Aber über dieſer Thür war ein anderes Bild; es mochten die Portraits von Kindern ſein, die vor einigen hundert Jahren hier geſpielt hatten; in ſteifen brokatenen Gewändern mit breiten Spitzenkragen ſtanden ſie wie die Kegel neben einander, Knaben und Mädchen, Eines immer kleiner als das Andere. Die Farben waren verkalkt und ausgeblichen, und wenn ich unter dem Bilde durch die Thür lief, war es mir, als blickten ſie alle aus den kleinen begrabenen Geſichtern mit ihren beerſchwarzen Augen auf mich herab. War dann der Oheim in ſeinem Zimmer, ſo flog ich auf ihn zu, und er, von ſeinen Büchern auffahrend, ſchalt mich dann wohl und rief: „Was iſt? Sind Dir die albernen Bilder ſchon wieder einmal auf den Hacken?“

Großes Bedenken hatte es für mich, in der Dämmerung durch den Saal zu kommen. Zum Glück waren die ſich gegenüberſtehenden Thüren an der Gartenſeite, die Fenſter ſahen hier nach Weſten, und der Abendſchein ſtand tröſtlich über dem Tannenwald. In des Oheims Zimmer waren dann die Vogelſtimmen ſchlafen gegangen; nur draußen vor dem Fenſter wurde der Kauz in ſeinem großen Käfig nun lebendig. Der Oheim ſaß dann wohl mit gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl, während das Abendroth friedlich durch die Fenſter leuchtete. Aber ich wußte ihn zum Sprechen zu bringen; ich ließ mich nicht abweiſen, bis er mir das Märchen von der Frau Holle oder die Sage vom Freiſchützen erzählte, an der ich mich nie erſättigen konnte. Einmal freilich, als die Geſchichte eben im beſten Zuge war, ſtand er plötzlich auf und ſagte: „Aber, Anna, glaubſt Du denn all' das dumme Zeug? — Wart nur ein wenig," fuhr er fort, indem er ſeine Schiebelampe anzündete; „Du ſollſt etwas hören, was noch viel wunderbarer iſt." Dann haſchte er eine Fliege, und nachdem er ſie getödtet, legte er ſie vor uns auf den Tiſch. „Betrachte ſie einmal genau!" ſagte er. „Siehſt Du an ihrem Körperchen die ſilbernen Pünktchen auf dem ſchwarzen Sammetgrunde; die zwei ſchönen Federchen an ihrem Kopf?" Und, während ich ſeiner Anweiſung folgte, begann er mir den kunſtreichen Bau dieſes verachteten Thierchens zu erklären. Aber ich langweilte mich; die Wunder der Natur hatten keinen Reiz für mich nach den phantaſtiſchen Wundern der Märchenwelt. — — —

Indeſſen war ich unmerklich herangewachſen; und wenn ich, was ſelten genug geſchah, einmal vor meinem Spiegel ſtand, ſo ſchaute mir eine ſchmächtige Geſtalt mit einem gelben ſcharfgeſchnittenen Geſicht entgegen. Zwar bemerkte ich die auffallende Bläue meiner Augen; im Uebrigen aber hatte dies zigeunerhafte Weſen mit dem ebenholzſchwarzen Haar keineswegs meinen Beifall. Mein Ausſehen kümmerte mich indeſſen wenig. Ich war über die Bibliothek meines Vaters gerathen, in der ſich eine Anzahl ſchönwiſſenſchaftlicher Bücher aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts befand. Ich begann zu leſen, und bald befiel mich eine wahre Leſewuth; ich kauerte mit meinen Büchern in den heimlichſten Winkeln des Hauſes oder des Gartens und hatte manche Rüge meines Vaters zu erdulden, wenn ich den Ruf zum Mittagseſſen überhörte. Eines Nachmittags war ich draußen, mein Leſebuch in der Taſche, in eine der oberen Fenſterhöhlen des Laubſchloſſes hineingeklettert, und hatte es mir auf dem flach geſchorenen Gezweig bequem zu machen gewußt. Ich ſaß im Schatten, die grüne Blätterwölbung über mir, und hatte mich bald in ein Bändchen von Muſäus Volksmärchen vertieft, während unten in der Mitte des Rondeels die heiße Juniſonne kochte. Plötzlich kam die Stimme des Oheims in meine Märchenwelt hinein. Als ich hinabblickte, ſah ich ihn zwiſchen den Zwergbäumchen ſtehen, und, die Augen mit der Hand beſchattend, zu mir hinaufreden. „So," rief er, „es wird ſich wohl Niemand darum kümmern, wenn Du hier das Genick brichſt?“

„Ich breche ja nicht das Genick, Onkel,“ rief ich hinunter; „es ſind lauter alte vernünftige Bäume!“

Aber er ließ ſich nicht beruhigen; er holte eine Gartenleiter, ſtieg zu mir hinauf und überzeugte ſich ſelbſt von der Sicherheit meines luftigen Sitzes. „Nun,“ ſagte er, nachdem er noch einen kurzen Blick in mein Buch geworfen hatte, „Du biſt ja doch nicht zu hüten; ſpinne nur weiter, Du wilde Katz!“ — —

Um dieſelbe Zeit war es, daß eine ſeltſame Schwärmerei von mir Beſitz nahm. Im Ritterſaal auf dem Bilde oberhalb der Thür befand ſich ſeitab von den reichgekleideten Kindern noch die Geſtalt eines etwa zwölfjährigen Knaben in einem ſchmuckloſen braunen Wamms. Es mochte der Sohn eines Gutsangehörigen ſein, der mit den Kindern der Schloßherrſchaft zu ſpielen pflegte; auf der Hand trug er, vielleicht zum Zeichen ſeiner geringen Herkunft, einen Sperling. Die blauen Augen blickten trotzig genug unter dem ſchlicht geſcheitelten Haar heraus; aber um den feſt geſchloſſenen Mund lag ein Zug des Leidens. Früher hatte ich dieſe unſcheinbare Geſtalt kaum bemerkt; jetzt wurde es plötzlich anders. Ich begann der möglichen Geſchichte dieſes Knaben nachzuſinnen; ich ſtudirte in Bezug auf ihn die Geſichter ſeiner vornehmen Spielgenoſſen. Was war aus ihm geworden, war er zum Manne erwachſen und hatte er ſpäter die Kränkungen gerächt, die vielleicht jenen Schmerz um ſeine Lippen und jenen Trotz auf ſeine Stirn gelegt hatten? — Die Augen ſahen mich an, als ob ſie reden wollten; aber der Mund blieb ſtumm. Ein ſchwermüthiges, mir ſelber holdes Mitgefühl bewegte mein Herz; ich vergaß es, daß dieſe jugendliche Geſtalt nichts ſei, als die weſenloſe Spur eines vor Jahrhunderten vorübergegangenen Menſchenlebens. So oft ich in den Saal trat, war mir, als fühle ich die Augen des Bildes auf meinen Lidern, bis ich emporſah und den Blick erwiderte; und Abends vor dem Einſchlafen war es nun nicht ſowohl das Antlitz des lieben Gottes, als viel öfter noch das blaſſe Knabenantlitz, das ſich über das meine neigte. Einmal, da der Oheim über Feld war, trat ich aus ſeinem

Zimmer, wo ich die Fütterung des Käuzchens beſorgt hatte. Während ich durch den Saal ging, wandte ich den Kopf zurück und ſah das Bild oberhalb der Thür von der Nachmittagsſonne beleuchtet, die durch die nahe liegenden hohen Fenſter ſchien. Das Geſicht des Knaben trat dadurch in einer Lebendigkeit hervor, wie ich es bisher noch nicht geſehen, und mich erfaßte plötzlich eine unwiderſtehliche Sehnſucht, es in nächſter Nähe zu betrachten. Ich horchte, ob Alles ſtill ſei. Dann ſchleppte ich mit Mühe einige an den Wänden ſtehende Tiſche vor des Oheims Thür und thürmte ſie auf einander, bis ich die Höhe des Bildes erreicht hatte. Während ich mitunter einen ſcheuen Blick über die ſchweigende Geſellſchaft an den Wänden gleiten ließ, mit der ich mich in dem großen Raume eingeſchloſſen hatte, kletterte ich mit Lebensgefahr hinauf. Als ich oben ſtand, wallte mein Blut ſo heftig, daß ich das laute Klopfen meines Herzens hörte. Das Angeſicht des Knaben war gerade vor dem meinen; aber die Augen lagen ſchon wieder im Schatten, nur die rothen feſtgeſchloſſenen Lippen waren noch von der Sonne beleuchtet. Ich zögerte einen Augenblick, ich fühlte, wie mir der Athem ſchwer wurde, wie mir das Blut mit Heſtigkeit in's Geſicht ſchoß; aber ich wagte es und drückte leiſe meinen Mund darauf. — Zitternd, als hätte ich einen Raub begangen, kletterte ich wieder hinab und brachte die Tiſche an ihre Stelle.

* * *

Dieß Alles hatte ein plötzliches Ende. An meinem vierzehnten Geburtstag kündigte mein Vater mir an, daß ich die nächſten drei Jahre bis nach meiner Einſegnung, die dort erfolgen ſolle, bei der Tante in einer großen Stadt ſein würde. — Und ſo geſchah es. Ich war wieder, wie in den erſten Jahren meiner Kindheit, auf den Raum einiger Zimmer beſchränkt, ohne Wald, ohne Garten, ohne ein Plätzchen, wo ich meine Träume ſpinnen konnte. Ich ſollte Alles lernen, was ich bisher nicht gelernt hatte, ich wurde dreſſirt von innen und außen, und die Tante, unter deren Augen ich jetzt mein ganzes Leben führte, war eine ſtrenge Frau, die von den althergebrachten Formen kein Tittelchen herunterließ. Der Einzige, der etwas über ſie vermochte, war vielleicht der kleine Rudolph, deſſen allzu leidenſchaftliche Anhänglichkeit mich gegenwärtig zu beunruhigen beginnt. Mit ihm vereint gelang es mitunter, uns zu einer gemeinſchaftlichen Wanderung in die Anlagen vor der Stadt los zu bitten. — Der Aufenthalt wurde erſt erträglich, als der Muſikunterricht mir größere Theilnahme abgewann, und als ich durch Vermittelung meines Lehrers die Erlaubniß erhielt, einem Geſangvereine beizutreten. Freilich wurde ſie nur widerwillig gegeben, denn die Geſellſchaft war eine aus allen Ständen gemiſchte; „mauvais genre,“ wie die Tante mit einer ablehnenden Handbewegung zu ſagen pflegte. Mich kümmerte das nicht. In den Pauſen hielt ich mich zu der Schweſter einer Hofdame und einer ſchon ältlichen Baroneſſe, die beide leidenſchaftliche Sängerinnen waren; ein paar Lieutenants von der Linie traten zu uns und wir plauderten, bis der Taktſtock wieder das Zeichen gab. Ich hätte von den Uebrigen kaum einen Namen anzugeben vermocht. Später waren dann die Bedienten zeitig da, um uns nach Hauſe zu geleiten.

Dann und wann kam ein kurzer förmlicher Brief meines Vaters, der mich ermahnte, in Allem der Tante Folge zu leiſten, oder ein längerer des Oheims, der kaum etwas Anderes enthielt, als das Gegentheil davon, bisweilen freilich auch einen Bericht über Schloß und Garten, der mich mit Heimweh nach dieſen einſamen Orten erfüllte.

Endlich war der dreijährige Zeitraum verfloſſen; Tante Urſula und mein Vater kamen, um mich nach Hauſe zu holen, und Rudolphs Mutter übergab mich ihnen als ein nicht ganz mißlungenes Werk ihrer Erziehung. Auch mein Bruder Kuno hatte die Reiſe mitgemacht, er war gewachſen; aber er ſah blaß und leidend aus, und es ſchnitt mir in's Herz, als bei der Ankunft eine kleine Krücke mit ihm vom Wagen gehoben wurde. Wir waren bald vertraute Freunde; auf dem Heimwege ſaß er zwiſchen mir und der Tante und ließ meine Hand nicht aus der ſeinen.

An einem klaren Aprilnachmittage langten wir zu Hauſe an. Schon, als wir über die Brücke in den Hof einfuhren, ſah ich den Oheim neben dem Thurme in der Thür ſtehen. Er war baarhäuptig, wie gewöhnlich; ſein volles graues Haar ſchien in der Zwiſchenzeit nicht bleicher geworden. „Nun, da biſt Du ja!“ ſagte er trocken, und reichte mir die

Hand. Als wir im Wohnzimmer waren und ich mich aus meinen Umhüllungen herausgeſchält hatte, ließ er einen mißtrauiſchen Blick über meine modiſche Kleidung gleiten. „Wie willſt Du denn mit den Fahnen in die Bel-Etage Deines Gartenſchloſſes hinaufkommen?“ ſagte er, indem er den Saum meiner weiten Aermel mit den Fingerſpitzen faßte. „Und ich hab' es eben expreß für Dich putzen laſſen.“

Aber ſeine Beſorgniß war überflüſſig; das Weſen, das in den Kleidern mit Volants und Spitzen ſteckte, war dem Kerne nach kein anderes, als das in den knappen Kinderkleidern. Es ließ mir keine Ruh; mit Entzücken lief ich in den Garten, wo eben das junge Grün an den Buchenhecken hervorſprang, durch das Hinterpförtchen in den Tannenwald und von dort wieder zurück in's Haus. Ich flog die breite Treppe hinauf; es kam mir Alles ſo groß und luſtig vor. Dann begrüßte ich die altfränkiſchen Herren und Damen im Ritterſaal; aber ich trat unwillkürlich leiſer auf, es war mir doch faſt unheimlich, daß ſie nach ſo langer Zeit noch ebenſo wie ſonſt mit ihren grellen Augen in den Saal hineinſchauten. Droben über der Thür neben den kleinen Grafenkindern ſtand noch immer der Knabe mit dem Sperling; aber mein Herz blieb ruhig. Ich ging achtlos, und ohne ſeinen trotzigen Blick zu erwidern, unter dem Bilde weg in das Zimmer meines Oheims. Da ſaß er ſchon wieder wie ſonſt in ſeinem alten Lehnſtuhl, unter ſeinen Büchern und ſeinem lebenden und todten Gethier; Don Pedro, der lahme Staarmatz, krächzte noch ganz in alter Weiſe, als ich den Finger durch die Stangen ſeines Käfigs ſteckte; und auch draußen vor dem Fenſter ſaß wieder ein Käuzchen in einem großen hölzernen Bauer und ſchaute träumend in den Tag. Der Oheim hatte ſeine Bücher fortgelegt; und, während ich die bekannten Dinge eines nach dem andern wieder begrüßte, fühlte ich bald, wie ſeine grauen Augen mit der alten Innigkeit auf mich gerichtet waren.

Als ich nach einer Weile in die Wohnſtube hinabkam, ſaß auch Tante Urſula ſchon ſtrickend in ihrer Fenſterniſche, und nebenan in ſeinem Zimmer ſah ich durch die offene Thür meinen Vater über ſeine Correſpondenzen und Zeitungen gebückt. So war denn Alles noch beim Alten; nur eine Vermehrung unſerer Hausgenoſſenſchaft ſtand bevor, da noch am ſelbigen Abend ein junger Mann erwartet wurde, der von meinem Vater auf die Empfehlung eines Gymnaſial Directors als Lehrer für den kleinen Kuno angenommen war. Er hatte Philologie und Geſchichte ſtudirt und ſich nach einem längeren Aufenthalte in Italien dem akademiſchen Lehrfach widmen wollen, war aber durch äußere Umſtände zu einer vorläufigen Annahme dieſer Privatſtellung genöthigt worden. Außer ſeinen ſonſtigen Kenntniſſen ſollte er, was beſonders mich intereſſiren mußte, ein durchgebildeter Klavierſpieler ſein.

Ich ſah ihn zuerſt am folgenden Tage, da er unten an der Mittagstafel neben ſeinem Zögling ſaß. Das blaſſe Geſicht mit den raſchblickenden Augen kam mir bekannt vor; aber ich ſann umſonſt über eine Aehnlichkeit nach. Während er die Fragen meines Vaters über ſeinen Aufenthalt in der Fremde beantwortete, ſtrich er mitunter mit einer leichten Kopfbewegung das ſchlichte braune Haar an der Schläfe zurück, als wolle er dadurch ein tiefes inneres Sinnen mit Gewalt zurückdrängen. Nach

Beendigung des Mittageſſens brachte mein Vater das Geſpräch auf Muſik und bat ihn, bisweilen meinem Geſange mit ſeinem Accompagnement zu Hülfe zu kommen.

Obgleich aber dies mit Bereitwilligkeit zugeſagt wurde, ſo verfloſſen doch einige Wochen, ohne daß ich mich dieſer Abrede erinnert hätte; überhaupt bekümmerte ich mich um den neuen Hausgenoſſen nicht weiter, als daß ich ihn zu Mittag und bei dem gemeinſchaftlichen Abendthee in der herkömmlichen Weiſe begrüßte. Eines Nachmittags aber war mit einer jungen Dame aus der Stadt, mit der ich zuweilen zu ſingen pflegte, eine Sendung neuer Muſikalien angelangt. Wir hatten ein Duett von Schumann hervorgeſucht; aber die eigenſinnige Begleitung ging über unſere Kräfte. „Wir wollen den Lehrer bitten,“ ſagte ich, und ſchickte den Diener nach deſſen Zimmer.

Er kam nach einer Weile zurück: „Herr Arnold könne augenblicklich nicht; werde aber ſo bald wie möglich die Ehre haben.“ So mußten wir denn warten; ich ſah nach der Uhr, eine Minute nach der andern verging, es war ſchon über eine Viertelſtunde.

Wir hatten uns eben wieder ſelbſt daran gemacht, da ging die Thür, und Arnold trat herein. „Ich bedauere, meine Damen; die Stunde des Kleinen war noch nicht zu Ende.“

Ich erwiderte hierauf nichts. — „Wollen Sie die Güte haben?“ ſagte ich, und zeigte auf das aufgeſchlagene Notenblatt.

Er trat einen Schritt zurück. „Darf ich bitten, mich der Dame vorzuſtellen?“

„Herr Arnold!“ ſagte ich leichthin und ohne aufzublicken; ich nannte den Namen des jungen Mädchens nicht, ich wollte es nicht.

Er ſah mich an. Ein überlegenes Lächeln glitt über ſein Geſicht und die leicht aufgeworfenen Lippen zuckten unmerklich. „Fangen wir an!“ ſagte er dann, indem er ſich auf das Tabouret ſetzte und mit Sicherheit die einleitenden Takte anſchlug. Dann ſetzten wir ein; nicht eben geſchickt, ich vielleicht am wenigſten; nur die Sicherheit des Klavierſpielers hielt uns. Als wir aber bis etwa auf die Mitte des Stückes gekommen waren, hielt er inne. „Ancora!“ rief er, indem er mit der flachen Hand die Noten bedeckte; „aber jede Stimme einzeln! — Sie, mein

Fräulein — ich darf mir vielleicht Ihren Namen erbitten!“

Die junge Dame nannte ihn.

„Wollen Sie den Anfang machen?“ — Und nun begann, bald auch mit mir, eine ſtrenge Uebung; unerbittlich wurde jeder Einſatz und jede Figur wiederholt, wir ſangen mit heißen Geſichtern; es war, als ſeien wir plötzlich in der Gewalt unſeres jungen Meiſters. Mitunter fiel er ſelbſt mit ſeiner milden Baritonſtimme ein; und allmälig trat das Muſikſtück mit ſeinen einzelnen Theilen immer klarer hervor, bis wir es endlich unaufgehalten bis zu Ende ſangen.

Als er ſich lächelnd zu uns wandte, ſtand mein Vater hinter ihm, der unvermerkt herangetreten war. Das etwas abgeſpannte Geſicht des alten Herrn, der für Muſik kein beſonderes Intereſſe hatte, nahm ſich zu der herkömmlichen Freundlichkeit zuſammen. „Bravo, mein lieber Herr Arnold,“ ſagte er, indem er den jungen Mann auf die Schulter klopfte, „Sie haben den Damen heiß gemacht; aber Sie ſollten uns auch nun ſelbſt noch etwas ſingen!“

Arnold, der noch die eine Hand auf den Taſten hatte, ſetzte ſich wieder und begann eines jener italieniſchen Volkslieder, in denen die Klage um den Glanz der alten Zeit wie ein ruheloſer Geiſt umgeht. Mein Vater blieb noch einige Augenblicke ſtehen; dann wandte er ſich ab und ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Seine Gedanken waren längſt bei andern Dingen, vielleicht bei dem Bildniß des Königs, das er durch Vermittelung eines einflußreichen Freundes als Geſchenk der Majeſtät zu empfangen Hoffnung hatte. Statt ſeiner war der kleine Kuno mit ſeiner Krücke an's Klavier geſchlichen und lehnte ſich ſchweigend an ſeinen Lehrer. Dieſer legte unter dem Spielen den Arm um ihn und ſang ſo das Lied zu Ende. — „Hörſt Du das gern, mein Junge?“ fragte er, und als der Knabe nickte und mit zärtlichen Augen zu ihm aufſah, nahm er ihn auf den Schooß und ſang halblaut, als ſolle es dem Kleinen ganz allein gehören, das liebe deutſche Lied: „So viel Stern' am Himmel ſtehen!“

Aber, ob mit oder ohne Willen, auch für mich war es geſungen. Er ſang es ſpäter noch oft für mich; denn unmerklich bildete ſich ſeit dieſem Tage ein freundlicher Verkehr zwiſchen uns. Es war aber nicht nur die Muſik, die uns zuſammenführte; der kleine Kuno hatte bald ſeine Liebe zwiſchen mir und ſeinem Lehrer getheilt und veranlaßte uns dadurch zu mannichfachem Beiſammenſein in und außer dem Hauſe.

* * *

Eines Tages im Juli waren der Oheim, Arnold und ich mit dem Knaben in der Stadt, um uns nach einem Rollſtühlchen für ihn umzuſehen; denn ſchon damals begann das Gehen ihm mitunter ſchwer zu werden. Da unſer Geſchäft bald beſorgt war, ſo nahmen wir auf Arnolds Vorſchlag einen etwas weiteren Rückweg, der am Saume eines ſchönen Buchenwaldes entlang führte. Hinter demſelben in einem Dorfe ließen wir den Wagen halten und wandelten mit einander die Straße hinab, zwiſchen den meiſt großen ſtrohbedeckten Bauernhäuſern. Nach einer Weile bog Arnold wie zufällig in einen Fußweg ein, welcher zwiſchen zwei mit Nußgebüſch und Brombeerranken bewachſenen Wällen entlang führte. Wir Andern folgten ihm; Kuno, der ſich heute kräftiger als ſonſt zu fühlen ſchien, hatte ſeine Augen auf den Hummeln und Schmetterlingen, welche im Sonnenſchein um die Diſteln ſchwärmten. Es dauerte indeß nicht lange, ſo hörten zu beiden Seiten die Wälle auf, und vor uns in einer weiten Buſch- und Wieſeneinſamkeit lag ein ſtattlicher Bauerhof. Unter einer Gruppe dunkelgrüner Eichen erhob ſich das Gebäude mit dem mächtigen faſt bis zur Erde reichenden Strohdache, die braungetünchte Giebelſeite uns entgegen, aus der die weißgeſtrichenen Fenſter freundlich hervorleuchteten.

„In jenem Hauſe,“ ſagte Arnold, „bin ich als Knabe oft geweſen, und weil es mir hier wie faſt nirgends in der Welt gefallen hat, ſo wünſchte ich, daß auch Sie es einmal ſähen.“

Der Oheim nickte. „Wer iſt denn der Beſitzer jenes ſchönen Gutes?“

„Es iſt der Schulze Hinrich Arnold.“

„Hinrich Arnold?“

„Ja, der Bauer auf dieſem Gute heißt allezeit Hinrich Arnold.“

„Aber,“ fragte ich jetzt, „heißen denn Sie nicht auch ſo?“

„Die ältesten Söhne aus der Familie tragen alle dieſen Namen," erwiderte er; „auch bei dem Zweige derſelben, der in die Stadt übergeſiedelt iſt. Der Vater des gegenwärtigen Beſitzers war der Bruder des meinigen."

Mittlerweile waren wir bei dem Hauſe angelangt. Durch das offenſtehende Eingangsthor am andern Ende des Gebäudes führte uns Arnold auf die große, die ganze Höhe deſſelben einnehmende Diele, an deren beiden Seiten ſich die jetzt leerſtehenden Stallungen für das Vieh befanden. Ein leichter Rauchgeruch empfing uns in dem dämmerigen Raume. Im Hintergrunde, wo vor den Thüren der Wohnzimmer ſich die Diele erweiterte und durch niedrige Seitenfenſter erhellt war, ſaß neben einem am Boden ſpielenden kleinen Knaben eine alte Frau in der gewöhnlichen Bauerntracht von dunklem eigengemachten Zeuge, das graue Haar unter die ſchwarz-ſeidene Kappe zurückgeſtrichen. Als wir näher getreten waren, ſtand ſie langſam auf und muſterte uns gelaſſen mit ein paar grauen Augen, die unter noch ſchwarzen Brauen kräftig aus dem gebräunten Geſicht hervorſahen. „Sieh, ſieh: Hinrich!" ſagte ſie nach einer Weile, indem ſie unſerm jungen Freunde die Hand ſchüttelte, ſcheinbar ohne uns Andern weiter zu beachten.

„Das iſt meine Großmutter,“ ſagte dieſer; „da meine Eltern nicht mehr leben, meine nächſte Blutsfreundin.“ Dann bedeutete er ihr, wer wir ſeien; und ſie reichte nun auch uns, der Reihe nach, die Hand.

Während ſie halb mitleidig, halb muſternd auf die Krücke des kleinen Kuno blickte, fragte Arnold: „Iſt denn der Schulze zu Haus, Großmutter?“

„Sie heuen unten auf den Wieſen,“ erwiderte ſie.

„Und Ihr,“ ſagte mein Onkel, „wartet indeſſen vermuthlich den jüngſten Hinrich Arnold?“

„Das mag wohl ſein!“ erwiderte ſie, indem ſie die Thür des einen Zimmers öffnete; „ſo ein abgenutzter alter Menſch muß ſehen, wie er ſein bischen Leben noch verdient.“

„Die Großmutter,“ ſagte Arnold, als wir hineingetreten waren, „kann es nicht laſſen, den Jüngern behülflich zu ſein. — Aber,“ fuhr er zu dieſer fort, „Ihr wißt es wohl, dem Schulzen iſt es ſchon eine Freude, daß Ihr noch da ſeid, und daß er und die Kinder Euch noch ſehen, wenn ſie von der Arbeit heimkommen.“

„Freilich, Hinrich, freilich,“ erwiderte die Alte; „aber es erträgt Einer doch nicht allezeit, wenn der Andere ſo überzählig nebenher geht.“ — Sie hatte während deß zu dem Antlitz ihres Enkels emporgeblickt. „Du ſiehſt nur ſchwach aus, Hinrich,“ ſagte ſie, „das kommt von all’ dem Bücherleſen. — Er hätte es beſſer haben können,“ fuhr ſie dann zu uns gewendet fort; „denn ſein Vater war doch der Aelteſte zum Hof, und er war wieder der Aelteſte. Aber der Vater wurde ſtudirt; da muß nun auch der Sohn bei fremden Leuten herum ſein Brod verdienen.“

Arnold lächelte; der Oheim ſandte ihr einen beobachtenden Blick nach, als ſie bei dieſen Worten aus der Thür ging. Bald aber kam ſie mit einigen Gläſern Buttermilch zurück, die Arnold für uns erbeten hatte.

In der Stube, die nicht zum täglichen Gebrauch beſtimmt ſchien, ſtanden mehrere ſehr große Tragkiſten an den Wänden, grün oder roth geſtrichen, mit blankem Meſſingbeſchlag, die eine auch mit leid licher Blumenmalerei verſehen; ſo daß faſt nur auf der unter dem Fenſter hinlaufenden Bank ſich Platz zum Sitzen fand. Ich wollte der Alten eine Güte thun. „Ihr ſeid hier ſchön eingerichtet; mit all' den ſaubern Kiſten!“ ſagte ich.

Sie ſah mich forſchend an. „Meinen Sie das?“ erwiderte ſie, „ich dächte, ein paar eichene Schränke, daneben noch ein Stuhl oder ein Kanapee Platz hätte, wären doch wohl beſſer; aber es iſt einmal der Brauch ſo.“

Der Oheim nahm ſchweigend eine Priſe, indem er mit ſeinen verſchmitzteſten Augen zu mir hinüberblickte. Die Alte war nach der Thür gegangen, um von einem über derſelben befindlichen Brettchen einen Apfel für meinen Bruder herabzuholen. Da ſie nicht hinauflangen konnte, trug ich raſch einen Stuhl herbei, ſtieg hinauf und reichte ihr den Apfel; zugleich erfreut, dadurch eine Verlegenheit zu verbergen, die ich nicht zu unterdrücken vermochte. Sie ließ mich ruhig gewähren. „Ja,“ ſagte ſie, während ſie dem kleinen Kuno den Apfel in die Hand drückte, „das hat jüngere Beine, da kann man nicht mehr mit.“ Als ich aber bald darauf die ſtrengen Augen der alten Bäuerin mit dem Ausdruck einer milden Freundlichkeit auf mich gerichtet ſah, war mir unwillkürlich, als habe ich etwas gewonnen, das ebenſo werthvoll, als ſchwer erreichbar ſei.

Bald darauf verließen wir die Stube und beſahen die Einrichtung des Gebäudes, vorab den großen, Sauberkeit und Friſche athmenden Milchkeller; wie Arnold bemerkte, das eigentliche Staatszimmer unſrer Bauern. Dann, während die Alte bei dem künftigen Hoferben zurückblieb, traten wir aus dem Eingangsthor in's Freie, unter den Schatten der alten vollbelaubten Eichen. „Ihre Großmutter iſt eine Frau von wenig Complimenten," ſagte der Oheim im Gehen: „aber man weiß nun doch, wo Sie zu Hauſe ſind."

Arnold ergriff für einen Augenblick die Hand des alten Herrn, die dieſer, ohne aufzublicken, ihm gereicht hatte.

Vor uns, ſeitwärts von dem Hauptgebäude, lag das jetzt leerſtehende Abnahmehäuschen. Auf einer Wieſe dahinter befanden ſich die Reſte eines im Viereck gezogenen lebendigen Zaunes, welche die Neugierde meines Bruders erregten. Auch ein Paar

Pfähle ſtanden noch in den Büſchen, zwiſchen denen einſt ein Pförtchen den Eingang in den kleinen Raum verſchloſſen haben mochte. „Es iſt ein Bienenhof,“ ſagte Arnold, „den mein Vater als Knabe vor vielen Jahren angelegt hat. Als ſein Bruder ſpäter das Gut erhielt, hatte er zwar weder Zeit noch Luſt, den Betrieb des jungen Bienenvaters fortzuſetzen: aber er ließ den Zaun zu ſeinem Angedenken ſtehen, und mir zu Liebe hat es auch der Schulze ſo gelaſſen.“

Vor uns lag, ſo weit das Auge reichte, eine ausgedehnte Wieſenfläche, hie und da durch lebendige Hecken oder einzelne Baumgruppen unterbrochen. Arnold wies mit der Hand hinaus und ſagte: „Hier iſt es mir ſeltſam ergangen. Als zwölfjähriger Knabe, da ich in den Sommerferien bei dem Oheim auf Beſuch war, wanderte ich eines Morgens mit meinem einige Jahre älteren Vetter, dem jetzigen Schulzen, da hinab in die Wieſen. Wir gingen immer gerade aus, mitunter durch ein Gebüſch brechend, das unſern Weg durchſchnitt. Ich blies dabei auf einer Pfeife, die mir mein Vetter aus Kälberrohr geſchnitten hatte: auch iſt mir noch wohl erinnerlich, wie an einigen Stellen das Auftreten auf dem ſumpfigen, mit weißen Blumen überwachſenen Boden mir ein heimliches Grauen erregte. Nach einer Viertelſtunde etwa kamen wir in einen dichten Laubwald, und nach der Sommerhitze draußen empfing uns eine plötzliche Schattenkühle; denn der Sonnenſchein ſpielte nur ſparſam durch die Blätter. Mein Vetter war bald weit voran; ich vermochte nicht ſo ſchnell fortzukommen, wegen des Unterholzes, das überall umherſtand. Mitunter hörte ich ihn meinen Namen rufen, und ich antwortete ihm dann auf meiner Pfeife. Endlich trat ich aus dem Gebüſch in eine kleine ſonnige Lichtung. Ich blieb unwillkürlich ſtehen; mich überkam ein Gefühl unendlicher Einſamkeit. Es war ſo ſeltſam ſtill hier; ein paar Schmetterlinge gaukelten lautlos über einer Blume, der Sonnenſchein lag ſchimmernd auf den Blättern, und ein ſchwerer, würziger Duft ſchien wie eingefangen in dem abgeſchiedenen Raume. In der Mitte deſſelben auf einem bemooſten Baumſtumpf lag eine glänzend grüne Eidechſe und ſah mich wie verzaubert mit ihren goldenen Augen an. — — Ich weiß dieß Alles genau; ich weiß beſtimmt, daß wir vom Bienenhof hier in gerader Richtung über die Wieſen fortgegangen ſind. Und doch lacht der Schulze mich aus, wenn ich ihn jetzt daran erinnere; denn dort hinunter liegt kein Wald und hat auch ſeit Menſchengedenken keiner mehr gelegen. — Wo aber bin ich damals denn geweſen?"

„Vielleicht dort nach der andern Seite hin," ſagte mein Oheim.

„Dann hätte der Weg nicht über die Wieſen führen können."

„Hm; eine grüne Eidechſe? Ich habe hier herum ſo eine noch nicht gefunden. — Wiſſen Sie, Herr Arnold, es iſt doch gut, daß Sie nicht der Schulze hier geworden ſind. Sie ſind ein Phantaſt, trotz der Anna da mit ihren alten Bildern."

Ich weiß nicht, weshalb wir beide roth wurden, als der Oheim uns bei dieſen Worten Eines nach dem Andern anſah; aber ich bemerkte noch, wie Arnold mit jener leichten Bewegung den Kopf ſchüttelte und wie zur Abwehr das Haar mit der Hand zurückſtrich.

Auf dem Heimwege, den wir bald darauf antraten, wurde wenig zwiſchen uns geſprochen. Der kleine Kuno ſaß bald ſchlafend in meinem Arm;

mir war ſtill und friedlich zu Sinne. Als wir zu Hauſe anlangten, lagen ſchon die bräunlichen Tinten des Abends am Horizont, und einzelne Sterne drangen durch den Himmel.

* * *

Der Sommer ging auf die Neige, während das Leben im Schloſſe ſeinen ruhigen einförmigen Verlauf nahm. Arnold und ſein kleiner Schüler ſchienen immer mehr Gefallen an einander zu finden; denn der Knabe lernte leicht und willig, wenn die Unterrichtsſtunden auch mitunter durch ſeine Kränklichkeit unterbrochen wurden. Auffallend ſchwer wurde ihm dagegen das Auswendiglernen alter Kirchenlieder, von denen er an jedem Sonntagmorgen einige Verſe vor dem Vater in deſſen Zimmer aufſagen mußte. — Eines Vormittags wollte ich, um ihn zu ermuthigen, das ihm aufgegebene Lied von Nikolai gleichfalls auswendig lernen. Ich war in den Ritterſaal hinaufgegangen: bald aber trat ich durch die offenſtehende Thür in das Zimmer des Oheims, der wie gewöhnlich um dieſe Zeit im Lehnſtuhl an ſeinem Tiſche ſaß. Er warf einen flüchtigen Blick zu mir hinüber, und fuhr dann ſchweigend fort, die am vorhergehenden Tage gefangenen Inſekten auf einer Korktafel auszuſpannen. Ich ging mit meinem Buche im Zimmer auf und ab, erſt leiſe und allmälig lauter die Worte des Geſanges vor mir hermurmelnd. So kam ich an den dritten Vers:

„Geuß ſehr tief in mein Herz hinein,
Du heller Jaspis und Rubin,
Die Flammen deiner Liebe."

Mein Onkel erhob plötzlich den Kopf und ſah mich ſcharf durch ſeine großen Brillengläſer an. „Liebe?" ſagte er. „Tritt her! Was lernſt Du da?" Als ich Folge geleiſtet hatte, zeigte er mit dem Finger auf einen ſchwarzen Käfer, der mit aufgeſperrten Kiefern an der Nadel ſteckte. „Weißt Du," fuhr er fort, „wie der carabus den Maikäfer frißt?" — — Und nun begann er mit unerbittlicher Ausführlichkeit die grauſame Weiſe darzulegen, womit dies gefräßige Inſekt ſich von andern ſeines Gleichen nährt. — Ich hatte ſelbſt ſo etwas in unſerm Garten wohl geſehen; aber es hatte weitere Gedanken nicht in mir angeregt. Meine Augen hingen regungslos an den Lippen des alten Mannes;

es überfiel mich eine unbeſtimmte Furcht vor ſeinen Worten.

„Und das, mein Kind,“ ſprach er weiter, indem er jedes ſeiner Worte einzeln betonte, „iſt die Regel der Natur. — — Liebe iſt nichts, als die Angſt des ſterblichen Menſchen vor dem Alleinſein.“

Ich antwortete nicht; mir war plötzlich, als wäre der Boden unter meinen Füßen fortgezogen worden. Der Ausdruck meines Geſichts mochte das verrathen haben; denn auch mein Oheim ſchien über die Wirkung ſeiner Worte beſtürzt zu werden. „Nun, nun,“ ſagte er, indem er mich ſanft in ſeinen Arm nahm, „es mag vielleicht nicht ſo ſein; nur etwas anders doch, als es dort in Deinem Katechismus ſteht.“ — —

Aber die Worte wühlten in mir fort; mein Herz hatte in der Einſamkeit ſo oft nach Liebe geſchrieen, während ich in den weiten Gemächern des Hauſes umherſtrich, wo nie die Hand einer Mutter nach der meinen langte. Um die Mittagszeit ſah ich die Leute von der Feldarbeit zurückkehren. Mir war, als müßte der Ausdruck der Troſtloſigkeit auf allen Geſichtern zu leſen ſein; aber ſie ſchlenderten wie gewöhnlich gleichgültig und lachend über den Hof.

Am Nachmittage, als müßte ich ihn zwingen weiter zu reden, trieb es mich wieder nach dem Zimmer des Oheims. Die Thür ſtand offen, aber er ſelbſt war nicht dort. — Mitten auf der Diele lag eine ſchwarze Katze, eine gefangene Maus zwiſchen den Krallen, die ſich in der Nachmittagsſtille hervorgewagt haben mochte. Ich blieb auf der Schwelle ſtehen und ſchaute grübelnd zu. Die Katze begann ihr Spiel zu treiben; ſie zog die Krallen ein, und die Maus rannte hurtig über die Dielen und an den Wänden entlang. Allein die grünen glimmenden Augen hatten ſie nicht losgelaſſen; ein heimliches Spannen der Muskeln, ein Satz, und wieder lag das Raubthier da, mit dem glänzenden Schwanz den Boden fegend, die gefangene Maus vorſichtig mit den ſpitzen Zähnen faſſend. Sie war noch nicht aufgelegt, ein Ende zu machen; das Spiel begann von Neuem. Manchmal, wenn ſie die kleine entrinnende Kreatur immer wieder mit der zierlich gekrümmten Pfote an ſich riß, wollte mich faſt das Mitleid überwältigen; aber ein Gefühl, halb Trotz halb Neugier, hielt mich jedesmal zurück.

Während ich ſo für mich hinbrütend daſtand, hörte ich die gegenüberliegende Thür gehen, indeß die Katze mit ihrem noch lebenden Opfer davonſprang. „Sie, gnädiges Fräulein!“ ſagte eine jugendliche Stimme; und als ich aufblickte, ſah ich Arnold vor mir ſtehen, der ſeit einiger Zeit mit dem Oheim viel verkehrte. Da ich ihm nichts erwiderte, ſo machte er eine Bewegung, als wollte er ſich entfernen; plötzlich aber, als habe er auf meinem Antlitz die Hülfloſigkeit meines Innern geleſen, zögerte er wieder und ſagte, faſt demüthig: „Kann ich Ihnen in irgend etwas dienen, Fräulein Anna?“

Es war ein Ausdruck in ſeinen Augen, der mich reden machte. Ich trat an den Tiſch und zeigte ihm des Oheims Spannbrett, auf welchem noch der ſchwarze Käfer ſteckte.

„Befreien Sie mich von dem,“ ſagte ich, „und — von der ſchwarzen Katze!“ Und als er mich zweifelnd anſah, erzählte ich ihm, was mir am Vormittage hier geſchehen, und was ſo eben vor meinen Augen vorgegangen war. Er hörte mich ruhig an. „Und nun?“ fragte er, als ich zu Ende war.

„Ich habe bisher noch immer den Finger des lieben Gottes in meiner Hand gehalten,“ ſagte ich ſchüchtern.

Seine Augen ruhten eine Weile wie prüfend auf mir. Dann ſagte er leiſe:

„Es giebt noch einen andern Gott.“

„Aber der iſt unbegreiflich.“

Ein mildes Lächeln glitt über ſein Antlitz. „Das ſind noch die Kinderhände, die nach den Sternen langen.“ — Er ſtand einige Augenblicke in Nachdenken verloren; dann ſagte er: „In der Bibel ſteht ein Wort: So ihr mich von ganzem Herzen ſuchet, ſo will ich mich finden laſſen! — Aber ſie ſcheinen es nicht zu verſtehen; ſie begnügen ſich mit dem, was jene vor Jahrtauſenden gefunden oder zu finden glaubten.“ — Und nun begann er mit ſchonender Hand die Trümmer des Kinderwunders hinweg zu räumen, das über mir zuſammengebrochen war; und indem er bald ein Geheimniß in einen geläufigen Begriff des Alterthums auflöſte, bald das höchſte Sittengeſetz mir in den Schriften deſſelben vorgezeichnet wies, lenkte er allmälig meinen Blick in die Tiefe. Ich ſah den Baum des Menſchengeſchlechtes heraufſteigen, Trieb um Trieb, in naturwüchſiger ruhiger Entfaltung, ohne ein anderes Wunder, als das der ungeheuern Weltſchöpfung, in welchem ſeine Wurzeln lagen.

Die Begeiſterung hatte ſeine Wangen geröthet, ſeine Augen glänzten; ich horchte regungslos auf dieſe Worte, die wie Thautropfen in meine durſtige Seele fielen. Da, als ich zufällig aufblickte, ſah ich meinen Oheim an dem gegenüberliegenden Fenſter ſtehen, ſcheinbar an den Käfigen ſeiner Vögel beſchäftigt; aber als jetzt auch Arnold den Kopf zu ihm wandte, hob er drohend den Finger. „Wenn das meine brüderliche Excellenz wüßte!“ ſagte er. „Steht denn der Unterricht auch in dem allerhöchſt genehmigten Stundenplan? — Nun, nun,“ fuhr er lächelnd fort, „ich werde das nicht verrathen!“ Dann trat er an den Tiſch und, indem er mit einer gewiſſen Feierlichkeit ſeine Hand über die daraufliegenden Werke der neueren Naturforſcher hingleiten ließ, ſagte er halblaut, wie zu ſich ſelber: „Das ſind die Männer, die ihn ſuchen, von denen er ſich wird finden laſſen; aber der Weg iſt lang und führt oftmals in die Irre.“ — — —

Ich gedenke noch, wie dieſer Tag ſich neigte. — Das Abendroth leuchtete an den Wänden der Wohnſtube; mein kleiner Bruder, der an dem Tiſchchen in der Fenſterniſche ſaß und über den Hof in den Garten hinabblickte, wollte noch gern einmal in's Freie; aber ich und „der liebe Arnold“ ſollten mit. Da mein Vater auswärts war, ſo ließ die Tante ſich bereden. Nachdem Arnold von ſeinem Zimmer herabgekommen, packten wir den Knaben in ſein Rollſtühlchen und ließen es durch den Diener in den Garten bringen. Aber dann durfte wiederum Niemand anfaſſen, als Arnold und ich; und ſo ſchoben wir denn, jeder mit einer Hand, das kleine Gefährte in der breiten Lindenallee auf und ab. Die Tante mit ihrem Filettüchlein um den Kopf ging nebenher und zog mitunter das Mäntelchen dichter um die Füße des Knaben. Aber kaum ein Wort wurde gewechſelt; es war ſtill bis in die weiteſte Ferne; nur mitunter ſank leiſe ein Blatt aus dem Gezweig zur Erde, und oben über den Wipfeln war das ſtumme, ruheloſe Blitzen der Sterne. Das Kind ſaß zuſammengeſunken und träumend in ſeinen weichen Kiſſen; nur einmal richtete es ſich auf und rief: „Arnold, Anna! da flog ein Goldkäferchen, ganz oben bei den Sternen!“

„Das war eine Sternſchnuppe, mein Kind,“ ſagte Tante Urſula.

Ich ſah, wie Arnold den Kopf zu mir wandte; aber wir ſprachen nicht; wir fühlten, glaube ich, beide, daß dieſelben Gedanken uns bewegten. Als wir bald darauf mit dem ſchlafenden Kinde in das Haus zurückgekehrt waren, ſtand ich noch lange am Fenſter und blickte in die Nacht hinaus. Es war ein Gefühl ruhigen Glückes in mir; ich weiß nicht, war es die neue beſcheidenere Gottesverehrung, die jetzt in meinem Herzen Raum erhielt, oder gehörte es mehr der Erde an, die mir noch nie ſo hold erſchienen war.

* * *

Im September hatten wir, da in den unteren Zimmern eine Reparatur vorgenommen wurde, uns oben in dem großen Bilderſaale eingerichtet. Es war an einem Sonntagvormittage. Am Abend ſollte in der Stadt die Einweihung des neuerbauten Rathhauſes mit feſtlichen Aufführungen und darauf folgendem Ball begangen werden. Mein Vater, der guter Laune war, da das erhoffte Königsbild ſeit einigen Tagen nun wirklich in ſeinem Zimmer hing, hatte auf die Einladung der ſtädtiſchen Behörde für uns Alle zugeſagt. Die Oberforſtmeiſterin von dem uns zunächſt gelegenen Gute, und eine bei ihr lebende Schweſter, welche den nach meiner Rückkehr abgeſtatteten Beſuch noch nicht erwidert hatten, wurden zu Tiſch erwartet. Die Damen waren gleichfalls eingeladen und wollten am Abend gemeinſchaftlich mit uns zur Stadt fahren.

Ich ſaß mit einer Handarbeit am Fenſter. Arnold, mit dem ich zuvor geſungen hatte, ſtand noch im Geſpräche neben mir. Er hatte mich eben auf den Abend um einen Tanz gebeten, als meine Tante mit den erwarteten Gäſten in den Saal trat. Die Oberforſtmeiſterin war eine ſtattliche Dame in mittleren Jahren; ihre Augen waren beſtändig halb geſchloſſen, als ſei die Welt ihres vollen Blickes nicht werth, und ich dachte immer, ihr Fuß müſſe jedes kleine Geſchöpf auf ihrem Wege zertreten; ſo wenig ſah ſie, was unter ihr am Boden war. Aber die Fältchen um ihre Augen verſchwanden, als ſie auf mich zukam; ſie küßte mich, ſie war entzückt von der Friſche meines Teints und dem Glanze meiner Augen; in ihrer matten Sprechweiſe überſchüttete ſie mich mit Zärtlichkeiten. Meine Tante hatte ihr Arnolds Namen genannt, und ſie hatte, während ſie das Geſpräch mit mir fortſetzte, ſeine Verbeugung leicht und höflich erwidert.

„Iſt der junge Mann ein Verwandter des Herrn von Arnold auf Grünholz?“ fragte ſie mich nach einiger Zeit.

Ich hatte nicht den Muth, es einfach zu verneinen, als ich in das hochmüthige Geſicht dieſer Frau blickte. „Ich glaube kaum,“ ſagte ich leiſe; „er hat uns nicht davon geſprochen.“

Aber er mußte meine Lüge gehört haben; denn ſchon war er näher getreten und, während ich ſeinen ernſten Blick auf meinen niedergeſchlagenen Augen zu fühlen glaubte, hörte ich ihn ſagen: „Ich heiße Arnold, gnädige Frau, und bin ſeit einigen Monaten der Lehrer des jungen Barons.“

Die Oberforſtmeiſterin ließ wie muſternd ihre

Augen über ihn hingleiten. „So?“ ſagte ſie trocken; „der Kleine macht Ihnen gewiß recht große Freude!“ Dann wandte ſie ſich mit einem verbindlichen Lächeln zu meiner Tante und begann mit dieſer ein Geſpräch.

Arnold blickte ruhig über ſie hin; es war ein Ausdruck der Verwunderung in ſeinen dunkeln Augen.

Bald darauf ging meine Tante mit den beiden Damen nach ihrem Zimmer. Ich blieb bei meiner Arbeit am Fenſter ſitzen; Arnold ſtand neben dem offenen Clavier. Keiner von uns ſprach; es war wie beklommene Luft im Zimmer. „Singen Sie doch etwas,“ — ſagte ich endlich; „ein Volkslied, oder was Sie wollen!“

Er ſetzte ſich, ohne zu antworten, an's Clavier, und nach ein paar leidenſchaftlichen Accordenfolgen, ſang er in bekannter Volksweiſe:

„Als ich dich kaum geſehn,
Mußt' es mein Herz geſtehn,
Ich könnt' dir nimmermehr
Vorübergehn.

Fällt nun der Sternenſchein
Nachts in mein Kämmerlein,
Lieg' ich und ſchlafe nicht,
Und denke dein “

Die Melodie hatte ich oft gehört; aber der Text war ein anderer. Mir kam eine Ahnung, daß dieſe Worte mir galten; ich fühlte, wie ſeine Stimme bebte, als er weiter ſang. Aber die Worte klangen ſüß, daß ich wie träumend die Arbeit ruhen ließ.

„Iſt doch die Seele mein
So ganz geworden dein,
Zittert in deiner Hand,
Thu' ihr kein Leid!“

Er ſang die Strophe nicht zu Ende; er war aufgeſprungen und ſtand vor mir. „Fräulein Anna,“ ſagte er, und in ſeiner Stimme klang noch die ganze Aufregung des Geſanges; „weshalb verleugneten Sie mich vor jener Frau?“

„Arnold!“ rief ich, „o bitte, Arnold!“ denn die Worte hatten mir gerade in's Herz getroffen.

Als ich aufblickte, fuhr ein Strahl von Stolz und Zorn aus ſeinen Augen. Ich konnte es nicht hindern, daß mir die Thränen über die Wangen liefen und auf meine Arbeit herabfielen. Er ſah mich einen Augenblick ſchweigend an; dann aber verſchwand der Ausdruck der Heftigkeit aus ſeinem Antlitz. „Weinen Sie nicht, Anna,“ ſagte er; „es mag ſchwer zu überwinden ſein, wenn Einem die Lüge ſchon als Angebinde in die Wiege gelegt iſt."

„Welche Lüge? Was meinen Sie, Herr Arnold?"

Seine Augen ruhten mit einem Ausdruck des Schmerzes auf mir. „Daß man mehr ſei, als andere Menſchen," ſagte er langſam. „Wer wäre ſo viel, daß er nicht einmal auf Augenblicke dadurch herabgezogen würde!"

„O Arnold," rief ich, „Sie wollen Alles in mir umſtürzen!"

Er ſah mich wieder mit jenen reſoluten Augen an, als da ich zum erſten Mal ihm gegenüberſtand; und jetzt plötzlich wußte ich es, was mich ſo vertraut aus dieſem Antlitz anſprach. Ich ſchwieg; denn mir war, als fühlte ich das Blut in meine Wangen ſteigen. Dann aber, als er mich fragend anblickte, ſuchte ich mich zu faſſen und wies mit der Hand nach jenem alten Familienbilde oberhalb der Thür. „Sehen Sie keine Aehnlichkeit?" fragte ich; „der Eine von jenen Knaben muß Ihr Vorfahr ſein?"

Er warf einen flüchtigen Blick auf das Bild. „Sie wiſſen ja," erwiderte er kopfſchüttelnd, „ich gehöre nicht zu den Ihrigen."

„Ich meine den Knaben, der den Sperling auf der Hand trägt,“ ſagte ich.

Ein Ausdruck des bitterſten Hohnes flog über ſein Geſicht. „Den Prügeljungen? — Das wäre möglich; meine Familie iſt ja hier zu Haus.“ Aber gleich darauf ſtrich er mit jener leichten Kopfbewegung das Haar zurück und ſagte faſt weich: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Anna; ich bin nicht immer gut.“

Ich war aufgeſtanden, und ich glaube, ich habe ihn mit meinen finſterſten Augen angeſehen. „Sie machen mir den Vorwurf,“ erwiderte ich, „aber Sie ſelbſt, meine ich, ſind der Hochmüthige!“

„Nein, nein,“ rief er, indem er die Hand wie abwehrend von ſich ſtreckte, „das iſt es nicht; ich ſchätze Niemanden gering.“

Unſer Geſpräch wurde unterbrochen. Die Damen kamen zurück, und ich hatte Mühe, meine Aufregung zu verbergen.

* * *

Am Abend befanden wir uns alle, außer dem Oheim, der niemals eine Geſellſchaft beſuchte, in dem ſchönen, hellerleuchteten Rathhausſaale der nächſten Stadt.

Es war eine Reihe von lebenden Bildern geſtellt, welche die verſchiedenen Epochen der ſtädtiſchen Entwicklung zur Anſchauung bringen ſollten. Endlich wurde der Saal geräumt, um Platz zum Tanzen zu gewinnen; Jung und Alt ſtand umher, ſich über die eben beendigten Aufführungen unterhaltend. „Charmant; in der That charmant!“ hörte ich die Stimme meines Vaters; ich ſah ihn bald mit dieſem, bald mit jenem in verbindlicher Weiſe converſiren; er lächelte, er bot den Herren ſeine Doſe; es ſchien überall eine harmloſe Gegenſeitigkeit zu walten. Ich hatte mich Arnold zum erſten Tanz verſagt; mir klopfte das Herz; denn ich hatte ſeit lange nicht und niemals noch mit ihm getanzt. Meine geſangskundige Freundin hatte ſich zu mir gefunden; wir hatten Arm in Arm gelegt und wandelten unter den brennenden Kronleuchtern plaudernd auf und ab. Während ſchon die Muſikanten ihre Geigen ſtimmten, kam mein Vater auf uns zu. Er machte der jungen Dame über ihre Mitwirkung in den geſtellten Bildern ein Compliment und ſagte dann wie beiläufig:

„Du wirſt Dich fertig machen müſſen, Anna; der Wagen iſt vorgefahren.“

„Was, Sie wollen ſchon fort? — Anna! Die Uhr iſt ja kaum erſt zehn!“ rief das junge Mädchen.

Mein Vater neigte ſich höflich zu ihr. „Wir müſſen herzlich bedauern; aber ich hoffe, Sie werden uns recht bald bei uns zu Hauſe das Vergnügen machen!“

Mir quoll das Herz, aber ich ſchwieg; es konnte mich nicht überraſchen, was geſchah; ich hatte es in meiner Freude nur vergeſſen.

Nun traten auch andere herzu, und es erfolgten Bitten und freundliches Drängen von allen Seiten; mein Vater hatte vollauf zu thun, das Alles in leicht hingeworfenen Worten abzulehnen. Die Vorwände waren zwar augenſcheinlich nichtig; aber ſie waren ja auch nicht darauf berechnet, Glauben zu erwecken. Man begann denn auch allmälig zu begreifen; es entſtand eine Stille, und die Leute zogen ſich Einer nach dem Andern zurück. Mein Vater wandte ſich an ſeinen Hauslehrer. „Amüſiren Sie ſich, liebſter Herr Arnold, und haben Sie nur die Güte, dem Kutſcher zu ſagen, wann Sie geholt ſein wollen.“

„Ich danke Excellenz; ich werde gehen.“

Dann brachen wir auf. Tante Urſula, die Oberforſtmeiſterin und ihre Schweſter nahmen mich in ihre Mitte; ſo ſchritten wir an der ſchweigenden Geſellſchaft vorbei den Saal hinab. — Es waren Männer darunter, die den Stempel langjähriger, ernſter Gedankenarbeit auf der Stirn trugen, Jünglinge mit tiefen vornehmen Augen, Mädchen mit allem Stolz und aller Grazie der Jugend; wir aber waren etwas zu Apartes, um uns mehr als andeutungsweiſe mit ihnen zu bemengen. Im Vorübergehen ſah ich den ſtillen Ausdruck der Kränkung auf manchem jungen Antlitz, auf manchem alten ein ruhiges Lächeln. Ich mußte die Augen niederſchlagen; ich haßte — nein! ich verachtete, mit Füßen hätte ich ſie von mir ſtoßen mögen, die mich zwangen, mich ſo vor mir ſelber zu erniedrigen.

Am andern Vormittag, da ich noch ganz erfüllt von ſolchen Gedanken in den Garten gegangen war, begegnete mir Arnold in dem hintern Quergange der Lindenallee. Es lag eine finſtere Trauer in ſeinen Augen, als er langſam auf mich zukam. Wie von innerer Gewalt gedrängt, ſtreckte ich beide Hände gegen ihn aus. „Arnold,“ rief ich, „das war nicht meine Schuld!“

Er ergriff ſie und ſah mir eine Weile voll und tief in die Augen. „Dank, Dank für dieſes Wort,“ ſagte er, indem alle Düſterkeit aus ſeinem Angeſicht verſchwand; „es hat nicht helfen wollen, daß ich es mir ſelbſt ſchon tauſendmal geſagt habe.“

Dann gingen wir ſchweigend nebeneinander in's Schloß zurück; mir war, als ſei eine Centnerlaſt von meiner Bruſt gefallen, als ich jetzt wieder zu der Tante in den Saal trat.

* * *

Bald darauf wurde es eine trübe, einſame Zeit. Die Schwäche des kleinen Kuno nahm in einer Weiſe zu, daß der Arzt jeden Unterricht auf Jahre hinaus unterſagte. — In Folge deſſen verließ uns Arnold; er wollte nach der Reſidenz, um ſich an der dortigen Univerſität als Docent zu habilitiren. Der kleine Kranke war faſt nicht zu tröſten; Arnold mußte ihm verſprechen, daß er wiederkommen oder daß er ihn zu ſich holen wolle, ſobald ſeine Kräfte wieder zugenommen hätten. Wenn wir voraus gewußt, daß ſchon nach einem Monat das kleine Bett leer ſtehen würde, er wäre wohl ſo lange noch geblieben.

An einem klaren Novembervormittag hielt unſer Wagen unten auf dem Hofe, um ihn zur nahen Stadt zu bringen. Ich war, von einem Gefühl ſchmerzlicher Unruhe getrieben, in den Garten hinabgegangen; die Buchenhecken waren ſchon gelichtet, die letzten gelben Blätter wehten von den Bäumen. Während ich in dem Gange hinter dem Laubſchloſſe auf- und abging, ſah ich Arnold in dem Hauptſteige herabkommen; er ſtand mitunter ſtill und blickte um ſich her; ich fühlte wohl, daß er mich ſuchte. Aber ich ging ihm nicht entgegen; ein Trotz, eine Wolluſt des Schmerzes überfiel mich; ich ſollte ihn auf immer verlieren, ſo wollte ich auch dieſe letzten, armſeligen Minuten von mir werfen. Ich ſchlich mich leiſe durch die Büſche in die Seitenallee und floh wie ein gejagtes Wild den Steig hinab. Unten durch eine Lücke des Zaunes ſchlüpfte ich in das angrenzende Gehölz. Dann, nachdem ich ſeitswärts durch die Bäume gegangen war, ſo weit, daß ich den Hauptgang des Gartens überblicken konnte, ſtand ich ſtill und ſchlang den Arm um einen Tannenſtamm. Ich ſah noch, wie Arnold aus dem Garten trat, wie hinter ihm das eiſerne Gitterthor zuſchlug. Ich rührte mich nicht; als ich nach einer Weile hörte, wie der Wagen über das Steinpflaſter des Hofes rollte, warf ich mich auf den Boden und weinte bitterlich.

Da legte ſich eine Hand ſanft auf meine Schulter. Es war mein Oheim. „Komm,“ ſagte er, „komm, mein Kind; wir wollen noch einige Kiefernäpfel für meinen Kreuzſchnabel ſuchen.“ Er hob mich vom Boden auf und ſtrich mit der Hand die trockenen Tannennadeln aus meinen Haaren; dann, während er einige Kienäpfel zwiſchen den Stämmen aufſammelte, führte er mich in's Haus und über eine Hintertreppe auf ſein Zimmer. „So,“ ſagte er und drückte mich in ſeinen großen Lehnſtuhl nieder und ſtreichelte mir die Wangen, „beſinne Dich, mein Kind!“ — Ein paar Mal ging er, die Hände auf dem Rücken im Zimmer auf und nieder; dann fütterte er den Kreuzſchnabel und den lahmen Staarmatz und machte ſich draußen vor dem Fenſter am Bauer des Käuzchens was zu thun; endlich kam er wieder zu mir zurück. „Es wird recht einſam für

Dich werden," ſagte er; „im Winter allein mit all' den alten Menſchen; aber um Oſtern — ich habe es mir bedacht — da reiſen wir beide einmal — in die Reſidenz; ich werde den Vetter bitten, daß er Dich mit mir reiſen läßt." — — „Der Arnold iſt dann auch dort," ſetzte er wie beiläufig hinzu; „er kann uns umherführen; der Burſche muß ja dann ſchon überall Beſcheid wiſſen."

Als ich bei dieſen Worten ſeine Augen mit dem Ausdruck der zarteſten Fürſorge auf mich gerichtet ſah, gedachte ich unwillkürlich der ſeltſamen Erklärung der Liebe, die er mir vor einiger Zeit und an derſelben Stelle gegeben hatte. „Onkel," ſagte ich leiſe, während ich den Druck ſeiner Hand an der meinen fühlte, „iſt denn das auch nur die Furcht vor dem Alleinſein?"

„Freilich," erwiderte er, „was denn anders, Kind? — Mein lahmer Staarmatz und der alte Herr mit den Brillenaugen dort draußen vor dem Fenſter, es ſind zu Zeiten ſchon ganz unterhaltende Geſellen; aber ſie gehören denn doch, wie Hegel ſagt, zu den ſchlechthin Fremdartigen; und — mitunter, glaube ich, verſtehen ſie mich nicht ganz."

Ich ſah ihn zärtlich an und ſchüttelte den Kopf.

„Nun, nun,“ fügte er ſanft hinzu, „vielleicht iſt es auch die Furcht, daß Du allein ſeiſt.“

— — — — — — — — — —

Hier brachen die beſchriebenen Blätter ab.

Ein anderer Tag.

Die ſchweren Fenſtervorhänge des Wohnzimmers ſchienen heute faſt zu dunkel; denn draußen über dem Garten lag ein feuchter Octobernachmittag. — Zwiſchen der Gutsherrin und ihrem jungen Verwandten war ſo eben ein Geſpräch verſtummt, das von beſonderer Bedeutung geweſen ſein mußte; denn, während ſie an ihren Schreibtiſch ging und das Heft hervornahm, woran ſie vor einigen Wochen geſchrieben hatte, lehnte er in der Fenſterniſche und blickte augenſcheinlich mit einer ſchmerzlichen Verſtimmung kämpfend, in den trüben Tag hinaus.

„Lies das, Rudolph, lies es jetzt gleich,“ ſagte ſie, die Blätter vor ihm auf die Fenſterbank legend; „ich dachte, es ſei nur für mich ſelbſt, als ich es niederſchrieb; aber ich vertraue Dir, und es wird gut ſein, wenn Du weißt, wie es einſt mit mir geweſen iſt.“

Er nahm ſchweigend das Heft und begann zu leſen. Sie ſah ihm eine Weile zu; dann ſetzte ſie ſich in einen Seſſel vor dem Kamin, in welchem der kühlen Jahreszeit wegen ſchon ein lichtes Feuer brannte. — Sie durchdachte noch einmal den Inhalt des Geſchriebenen, und unwillkürlich ſchrieb ſie in Gedanken weiter. Wie Nebelbilder erhellten ſich einzelne Scenen ihrer Vergangenheit vor ihrem innern Auge und verblaßten wieder. Als Rudolph einmal unter dem Leſen einen Blick nach ihr hinüberwarf, ſah er, wie ſie die geballten Hände gegen ihre Augen drückte. Es waren die Tage ihrer Hochzeit, die grell beleuchtet vor ihr ſtanden. Sie ſuchte mit körperlicher Gewalt der Bilder Herr zu werden, die ſich frech und meiſterlos zu ihr herandrängten und nicht weichen wollten. — Und es gelang ihr auch. Es wurde finſter um ſie her; ihr war, als ginge ſie durch den Bauch der Erde. Sie hörte vor ſich einen kleinen ſchlurfenden Schritt; in tödtlicher Sehnſucht ſtreckte ſie die Arme aus; ſie wußte es, es war ihr todtes Kind, das vor ihr ging, ganz einſam durch die dichte Nacht; es konnte nicht fort, es hatte Erde auf den kleinen Füßen. Aber wo war es? Ihre zitternden Hände griffen umſonſt in die leere Finſterniß. — Da blickten ein paar Augen durch die Nacht; und es wurde wieder hell; denn dieſe Augen gehörten noch dem Leben an. „Arnold,“ ſprach ſie leiſe. — So hatte er ſie angeſchaut, als die kleinen Augen ihres Kindes ſich geſchloſſen, tröſtlich und doch ein Spiegel ihres Schmerzes; ſo auch, jahrelang nach jenem ſtummen Abſchiednehmen dort im Garten, als ſie in der Reſidenz, mit ihrem Gemahl in eine Geſellſchaft tretend, ihn zum erſten Male wiedergeſehen hatte. Sein Name war damals ſchon ein vielgenannter; er war ein Mann von „Diſtinction“ geworden, und auch hochgeſtellten Perſonen ſchmeichelte es, ihn unter ihren Gäſten nennen zu können. So geſchah es, daß ſie ſich von nun an zuweilen am dritten Orte ſahen; bald aber kam er auch in ihr Haus, oft und öfter, zuletzt faſt täglich, wenn auch nur auf Augenblicke. Was er für ſeine Vorleſungen, was er ſonſt zur Veröffentlichung niederſchrieb, es war zuvor in geiſtigem Austauſch zwiſchen ihnen hin und wieder gegangen. Sie wurde allmälig ſein Gewiſſen in dieſen Dingen; er konnte ihrer Beſtätigung kaum noch entbehren. — Mittlerweile war ihr Kind geboren und nach kaum Jahresfriſt wieder geſtorben. Sie hatten ſich dadurch unwillkürlich nur um ſo feſter an einander geſchloſſen: ſie ahnten wohl ſelber kaum, daß ihr Verhältniß allmälig ein Gegenſtand des öffentlichen Tadels geworden ſei. Auch dem Gemahl der jungen Frau ſchien dies verborgen geblieben; ſein Amt vergönnte ihm nur geringe Zeit in ſeinem eignen Hauſe; er ſuchte überdies nicht dort, ſondern in den tauſend kleinen Dingen bei Hofe den Schwerpunkt ſeines Lebens. — Endlich, wie es nicht ausbleiben konnte, kam ihnen ſelbſt der Augenblick plötzlicher Erkenntniß. — Sie ſah es noch, wie er damals die Blätter, aus denen er ihr geleſen, zuſammenrollte, wie ſeine Hand zitterte, und wie er durch die Thür verſchwand. Kein Wort einer ſchmerzlichen Erklärung war zwiſchen ihnen laut geworden; aber ſie wußten es beide, er, daß er nicht wiederkehren dürfe, ſie, daß er nicht wiederkehren würde. — — Es war zu ſpät geweſen. Raſtlos und heimlich hatte das Gerücht geſchafft, und ſchon war auch das letzte Körnchen zugetragen, das die über ihren Häuptern drohende Lawine herabſtürzte. Sie mußte in die Trennung von ihrem Gemahl willigen; ſeine Stellung zum Hofe und zur Geſellſchaft verlangten das. — Oede, troſtloſe Tage folgten.

— — — — — — — — — — —

Rudolph hatte die Geſchichte ſeiner Verwandten geleſen, ſoweit jene Blätter ſie enthielten. Er blickte durch das Fenſter den Buchengang hinab. Dort am Ende deſſelben hinter der Lindenallee lag der Tannenwald, in dem damals um einen ihm unbekannten Menſchen von niedriger Herkunft ihre heißen Thränen gefloſſen waren. — „Und wie kam es dann ſpäter?“ fragte er nach einer Weile, während er die Blätter aus der Hand legte.

Sie blickte auf, als müſſe ſie erſt den Sinn zu dem Wortlaute finden, der eben an ihr Ohr gedrungen war. „Dann,“ ſagte ſie endlich — „dann kam ein Augenblick der Schwäche.“

Rudolph nickte. „Ich weiß, Du haſt ihn wiedergeſehen.“

Eine dunkle Röthe bis unter das ſchwarze Haar überlief ihre Stirn. „Nein,“ ſagte ſie; „das war es nicht. Aber ich war ſo jung; ich duldete es, daß mich mein Vater einem fremden Mann zur Ehe gab.“

„Noblesse oblige!“ erwiderte er leichthin. „Was hätte denn geſchehen ſollen?“

„Sprich nicht ſo, Rudolph; die Anmaßung wird nicht ſchöner dadurch, daß man ſie als ein apartes Pflichtgebot formulirt.“

„Es hat ſich ſo gefügt,“ ſagte er mit einer gewiſſen Strenge, „daß Du durch dieſe Grundſätze gelitten haſt.“

Sie nickte. „O,“ rief ſie, „ich habe gelitten! Und nach Jahren, als mein Herz bitter und mein Sinn hart geworden — es iſt wahr, wir haben uns wiedergeſehen; und jene armſelige Ehe iſt darüber faſt zerbrochen. Aber — ſie logen, ſie logen alle!“ Sie ſprang auf und preßte zitternd ihre Hände gegen einander. — „So!“ rief ſie; „ſo, Rudolph, habe ich mein Herz gehalten.“

„Und doch,“ erwiderte er, „ich lebte damals viele Meilen von Deinem Wohnorte, und doch habe ich auch dort gehört, wie ſie es ſich gierig in die

Ohren raunten.“ Er verſtummte plötzlich, als habe er zu viel geſagt.

Aber ſie blickte ihn finſter an. „Sprich nur,“ ſagte ſie; „ich weiß es Alles, Alles!“

Er ſah ihr voll leidenſchaftlicher Spannung in die Augen. „Und jenes Kind?“ fragte er endlich.

„Es war das meine!“ ſagte ſie, und ihre Stimme bebte vor Schmerz.

„Das Deine; — und nicht auch das ſeine?“

Sie ſah ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an, während eine Fluth von Thränen über ihr Geſicht ſtürzte; Trotz und Verachtung gegen die Menſchen, die ſie beſudeln wollten, fraßen an ihrem Herzen. „Nein, Rudolph,“ rief ſie, „leider nein!“ — Einen Augenblick ſtand ſie hoch aufgerichtet; dann warf ſie ſich in den Lehnſtuhl und drückte beide Hände vor die Augen.

Der junge Mann war neben ihr auf's Knie geſunken; ſein Blick ruhte angſtvoll auf ihren blaſſen Fingern, durch welche immer neue Thränen hervorquollen. Einmal erhob er die Hand, als wolle er die ihrigen herabziehen; aber er ließ ſie wieder ſinken. — Als ſie ruhiger geworden, ließ ſie einige Sekunden ihre Augen auf dem jungen Antlitze ruhen, aus dem die Anbetung wie ein Opfer zu ihr emporſtieg. Bald aber lehnte ſie den Kopf zurück und ſtarrte mit zuſammengezogenen Brauen gegen die Zimmerdecke. „Geh jetzt, Rudolph!“ ſagte ſie leiſe.

Der junge Mann ergriff die Hand, die wie leblos in ihrem Schooße lag, und küßte ſie. Dann ſtand er auf und ging.

Es war dämmerig geworden; ein greller Abendſchein leuchtete an der Wand; aber in den Ecken und am Kamin dunkelte es ſchon, und allmälig wuchs die Dämmerung. Die in dem tiefen Lehnſeſſel ruhende Frauengeſtalt war kaum noch erkennbar; dann fiel ein bleiches Mondlicht über den getäfelten Fußboden. Draußen erhob ſich der Wind. Er kam aus weiter Ferne; ihr war als ſähe ſie, wie er drunten über die mondhelle Haide fegte, wie er die Wolkenſchatten vor ſich her trieb; ſie hörte es näher kommen, die Tannen ſauſten, die alten Linden der Gartenallee; und nun fuhr es gegen die Fenſter und warf einen Schauer von abgeriſſenen Blättern an die Scheiben. — Der große Hund erhob ſich von ſeinem Teppich und legte ſeinen Kopf auf ihren Schooß. Sie blickte eine Weile in das glänzende Auge des Thieres; endlich ſprang ſie auf aus dem weichen Seſſel und drückte mit beiden Händen das Haar an den Schläfen zurück, als wollte ſie alles Träumen gewaltſam von ſich abſtreifen. „Ausharren!“ rief ſie leiſe. Dann trat ſie zur Thür und zog die Klingelſchnur; über ſich hörte ſie Rudolph in ſeinem Zimmer auf- und abgehen. Es wurde Licht gebracht. „Und was denn nun zunächſt?“ — Aber ſie wußte es ſchon; nachdem ſie noch einen Augenblick in das verglimmende Kaminfeuer geblickt hatte, ſetzte ſie ſich an ihren Schreibtiſch. Nach einer Stunde ſtand ſie auf und ſiegelte einen Brief; die Adreſſe lautete an Rudolphs Mutter.

Es wird Frühling.

Es war Winter geworden und einſam. In dem Zimmer oben ließ ſich kein Schritt mehr hören; Rudolph hatte, wie ſie es gewollt, das Schloß verlaſſen. Draußen vor dem Fenſter ſauſte es in den nackten Zweigen, und in der Dämmerung vernahm man vom Corridor her das Schrillen der Spitzmäuſe, welche in den öden Gängen umherhuſchten. Manchmal, wenn ſie Abends aus dem Wohnzimmer in ihr Schlafgemach trat, blieb ſie wie angewurzelt auf der Schwelle ſtehen. „Eine Kammer zum Sterben!“ Sie ſchauderte. „Aber man braucht nur ſtill zu halten; die Natur beſorgt es ganz von ſelber!“

Sie ging umher, grübelnd, ob das, was ihre Gedanken zu dem fernen Geliebten zwang, nur die geiſtige Uebereinſtimmung ihres Weſens oder nicht vielmehr jene berauſchende Naturgewalt ſei, der ſie keine Berechtigung zugeſtehen wollte. So reifte in ihr der Entſchluß, ſo viel ſie ſelbſt vermöge, die Wiederherſtellung ihrer Ehe zu verſuchen. Zu dem Ende ſchrieb ſie an ihren Gemahl, ausführlich und mit aller Wahrhaftigkeit und aller Milde, deren ſie fähig war; eine ausſichtloſe Arbeit jenem Manne gegenüber, für den die Ehe nur die Bedeutung eines äußern Anſtandsverhältniſſes hatte.

Der Brief wurde abgeſandt; aber ein Tag nach dem andern verging, es kam keine Antwort. Ruhelos wanderte ſie umher in den weiten Räumen; das trübe Dunkel des Wintertages laſtete auf ihr wie eine Schwermuth, die ſie nicht abzuwerfen vermochte.

Doch es wurde wieder heller in dem alten Hauſe. Um Weihnachten war Schnee gefallen und leuchtete in die Fenſter. Eine freundliche Winterſonne begann zu ſcheinen. Eines Nachmittags war mit den Zeitungen ein Schreiben angelangt, das den Poſtſtempel der Reſidenzſtadt trug. Ihre Hände zitterten, als ſie das Siegel brach. Einen Augenblick noch, und ein Schrei ſtieg aus ihrer Bruſt, wie es dem Erſtickenden geſchehen mag, wenn ihn plötzlich wieder der friſche Strom der Luft berührt.

Sie hatte den Tod ihres Mannes geleſen.

Noch an demſelben Tage reiſte ſie ab. — Einige Wochen vergingen; dann war ſie wieder da. Während draußen allmälig der Schnee zerſchmolz, wurde ein lebhafter Briefwechſel mit dem alten Oheim geführt; und endlich war es ausgemacht, ſobald im Garten die Buchenhecken grün ſeien, wollte er kommen und ſein altes Quartier beziehen; denn früher ſei die große lebendige Vogelſammlung nicht zu trans portiren. Als ſie den Brief bekommen, ging ſie hinauf in das obere Stockwerk, durch den Saal in das einſt ſo trauliche Zimmer des guten Oheims. Die Wände waren kahl, aber draußen vor dem Fenſter hing noch der große Holzkäfig des Käuzchens. Sie ging wieder zurück; ſie ſchloß eine Thür nach der andern auf, ſie ging unten durch die ganze Zimmerreihe, die ſie während ihrer Anweſenheit noch nicht betreten; die verlaſſenen dumpfigen Räume ſchienen ihr nicht öde; überall in ihnen war ja Raum für den Beginn eines neuen Lebens.

Und endlich kam der Frühling. — Ueber der ſchwarzen Erde ſprang an Gebüſch und Bäumen das friſche Grün hervor; im Garten an den Grasrändern der Buchenhecken ſtand es blau von Veilchen, und Morgens und Abends hörte man drüben vom Tannenwald die Amſeln ſchlagen.

An einem ſolchen Tage wandelte die junge Schloßherrin in der Seitenallee ihres Gartens. Mitunter blickte ſie über den niedrigen Zaun auf den Weg hinaus, oder jenſeits deſſelben in die weite, morgenhelle Landſchaft. Zwiſchen den Feldern ſtand hie und da ein Baum, wie brennend im Sonnenfeuer;

es war Alles ſo licht, ſo heiter klangen die Grüße der vorübergehenden Arbeiter, und in der Luft ſchwammen die „ſüßen ahnungsreichen“ Düfte des Frühlings. — Da ſah ſie zwei Männer aus dem Tannicht den Weg heraufkommen, ein Burſche vom Dorfe trug ihnen das Gepäck nach. Der Eine, deſſen Haar völlig weiß war, blieb ſtehen und blickte, die Augen mit der Hand beſchattend, nach dem Garten hinüber. Auch ſein jüngerer Begleiter zögerte; er hatte den Hut abgenommen und ſchüttelte mit einer leichten Bewegung den Kopf, während er an den Schläfen das ſchlichte Haar zurückſtrich. Dann kamen ſie näher; und ſchon waren ſie von ihr erkannt. „Arnold, Onkel Chriſtoph!“ rief ſie und ſtreckte weit die Arme ihnen entgegen; „Beide! Alle Beide ſeid Ihr da!“

Der alte Herr ſchwenkte ſeine Mütze. „Geduld, Geduld!“ rief er zurück. „Erſt um die Ecke dort, und dann über den Hof in's Haus! — Kommen Sie, Profeſſor!“ ſetzte er hinzu, indem er fürbaß ſchritt.

Aber Arnold war ſchon jenſeits des niedrigen Zauns und hielt die Geliebte feſt in ſeinen Armen.

„Ja ſo!“ brummte der Alte, als er ſich nach ſeinem Reiſegefährten umſah. „Aber ſo geht's mit der Kameradſchaft.“ Dann ſchritt er, etwas langſamer als zuvor, den Weg hinauf, der nach dem Hofthor führte.

Arnold und Anna traten aus der Allee auf das Rondeel hinaus, dem Laubſchloß gegenüber, das hell von der Sonne beleuchtet vor ihnen lag. Er hatte ihre Hand gefaßt. So gingen ſie den grünen Buchengang hinab, dem Hauſe zu. — Drinnen auf dem Corridor vor der Thür des Wohnzimmers trafen ſie den Oheim wieder. Er ſchloß ſein Lieblingskind in ſeine Arme; ſie ſah an ſeinen Lippen, daß er ſprechen wollte; aber er ſchwieg und legte nur ſanft die Hand auf ihren Kopf.

„So,“ ſagte er dann, als ob es ihm haſte fortzukommen; „geht jetzt hinein; ich komme nach, ich muß einmal nach oben, mein altes Quartier zu revidiren.“

Sie hob ihr Haupt empor, das ſie unter der Hand des alten Mannes geſenkt hatte, und blickte ihm nach, wie er eilig den Corridor hinabſchritt und am Ende desſelben in dem Treppenhauſe verſchwand.

Dann legte ſie die Hand auf den Arm des Geliebten, der ſchweigend daneben geſtanden hatte. „Arnold," ſagte ſie, „lebt denn die Großmutter auf dem Schulzenhofe noch?"

„Sie lebt; aber ſie wartet nicht mehr den jungen Hinrich Arnold; es hat ſich umgekehrt, ſie ſitzt in ihrem Lehnſtuhl in der Stube, und der kleine Hinrich bedient jetzt ſeine Urgroßmutter."

„So laß uns morgen zu ihr, damit auch von den Deinigen ſich eine Hand auf unſere Häupter lege."

Dann traten ſie in das Wohnzimmer. Als er den offenſtehenden Flügel ſah, überkam es ihn plötzlich. Wie trunken griff er in die Taſten und ſang ihr zu:

„Als ich Dich kaum geſehn
Mußt' es mein Herz geſtehn,
Ich könnt' Dir nimmermehr
Vorübergeh'n!"

Sie ſtand ihm lächelnd gegenüber und ſah ihn groß mit ihren blauen Augen an, während ſie wie träumend mit der Hand ihr glänzend ſchwarzes Haar zurückſtrich. Er vermochte nicht weiter zu ſingen;

er ſprang auf und faßte ſie mit beiden Händen und hielt ſie weit vor ſich hin; ſeine Augen ließen nicht von ihr, als könnten ſie ſich nicht erſättigen an ihrem Anblick. „Und nun?“ fragte er endlich.

„Nun, Arnold, mit Dir zurück in die Welt, in den hohen, hellen Tag!“ — —

Dann gingen ſie Arm in Arm, zögernd, als müßten ſie die Seligkeit jeder Sekunde zurückhalten, die breite Treppe in das obere Stockwerk hinauf. Als ſie in den Ritterſaal traten, kam ihnen der Oheim aus ſeinem Zimmer entgegen. Seine Geſtalt war noch ungebeugt, und ſeine Augen blickten noch ſo innig wie vor Jahren. „Du brauchſt einen Verwalter, Anna;“ ſagte er, „gegen freies Quartier werde ich dieſen Poſten übernehmen.“

Sie wollte Einwendungen machen. „Nein, nein,“ ſagte er, „es wird nicht anders; ich bleibe hier und ſehe nach dem Rechten. Aber ich habe eine Bedingung; in den Sommerferien kommen der Herr und die Frau Profeſſorin auf das Schloß, um meine Jahresrechnung abzunehmen!“

Sie gelobten das.

Ueber ihnen auf dem alten Bilde ſtand wie immer der Prügeljunge mit ſeinem Sperling, ſeitab von den geputzten kleinen Grafen, und ſchaute ſtumm und ſchmerzlich herab auf die Kinder einer andern Zeit.

Veronica.

I.

In der Mühle.

Es war zu Anfang April, am Tage vor Palmſonntag. Die milden Strahlen der ſchon tief ſtehenden Sonne beſchienen das junge Grün an der Seite des Weges, der an einer Berglehne allmälig abwärts führte. Auf demſelben ging in dieſem Augenblick einer der angeſehenſten Advocaten der Stadt, ein Mann mittleren Alters, mit ruhigen aber ausgeprägten Zügen, gemächlichen Schrittes, nur mitunter ein Wort mit dem neben ihm gehenden Schreiber wechſelnd. Das Ziel ihrer Wanderung war eine unfern belegene Waſſermühle, deren durch Alter und Krankheit geplagter Beſitzer dieſelbe ſeinem Sohne contractlich überlaſſen wollte.

Wenige Schritte zurück folgte dieſen Beiden ein anderes Paar; neben einem jungen Manne mit friſchem, intelligenten Antlitz ging eine ſchöne noch ſehr jugendliche Frau. Er ſprach zu ihr; aber ſie ſchien es nicht zu hören; aus ihren dunkeln Augen blickte ſie ſchweigend vor ſich hin, als wiſſe ſie nicht, daß Jemand an ihrer Seite gehe.

Als das Gehöfte des Müllers unten im Thale ſichtbar wurde, wandte der Juſtizrath den Kopf zurück. „Nun, Vetter," rief er, „Du haſt eine leidliche Handſchrift; wie wär' es, wenn Du ein wenig Contracte machen lernteſt?"

Aber der Vetter winkte abwehrend mit der Hand. „Geht nur!" ſagte er, und blickte fragend auf ſeine Begleiterin, „ich nehme indeß eine Sprechſtunde bei Deiner Frau!"

„So mach ihn wenigſtens nicht gar zu klug, Veronica!"

Die junge Frau neigte nur wie zuſtimmend den Kopf. — Hinter ihnen von den Thürmen der Stadt kam das Abendläuten über die Gegend. Ihre Hand, mit der ſie eben das ſchwarze Haar unter den weißen Seidenhut zurückgeſtrichen, glitt über die Bruſt hinab, und indem ſie das Zeichen des Kreuzes machte, begann ſie leiſe das angelus zu ſprechen. Die Blicke des jungen Mannes, der gleich ſeinem Verwandten einer proteſtantiſchen Familie angehörte, folgte mit einem Ausdrucke von Ungeduld der gleichmäßigen Bewegung ihrer Lippen.

Vor einigen Monaten war er als Architekt bei dem Neubau einer Kirche in die Stadt gekommen, und ſeitdem ein faſt täglicher Gaſt in dem Hauſe des Juſtizraths geworden. Mit der jungen Frau ſeines Vetters gerieth er ſogleich in lebhaften Verkehr; ſowohl durch die Gemeinſamkeit der Jugend, als durch ſeine Fertigkeit im Zeichnen, das auch von ihr mit Eifer und Geſchick betrieben wurde. Nun hatte ſie in ihm einen Freund und einen Lehrmeiſter zugleich gewonnen. Bald aber, wenn er des Abends neben ihr ſaß, war es nicht ſowohl die vor ihr liegende Zeichnung, als die kleine arbeitende Hand, auf der ſeine Augen ruhten; und ſie, die ſonſt jeden Augenblick den Bleiſtift fortgeworfen hatte, zeichnete jetzt ſchweigend und gehorſam weiter, ohne aufzuſehen, wie unter ſeinem Blick gefangen. Sie mochten endlich ſelbſt kaum wiſſen, daß Abends beim Gutenachtſagen ihre Hände immer ein wenig länger aneinander ruhten und ihre Finger ein wenig dichter ſich umſchloſſen. Der Juſtizrath, deſſen Gedanken meiſtens in ſeinen Geſchäften waren, hatte noch weniger Arg daraus; er freute ſich, daß ſeine Frau in ihren Lieblingsſtudien Anregung und Theilnahme gefunden hatte, die er ſelbſt ihr nicht zu gewähren vermochte. Nur einmal, als kurz zuvor der junge Architekt ihr Haus verlaſſen hatte, überraſchte ihn der träumeriſche Ausdruck ihrer Augen. „Broni,“ ſagte er, indem er die Vorübergehende an der Hand zurückhielt, „es iſt doch wahr, was Deine Schweſtern ſagen.“ — „Was denn, Franz?“ — „Freilich,“ ſagte er, „jetzt ſeh' ich's ſelbſt, daß Du gefirmte Augen haſt.“ — Sie erröthete; und duldete es ſchweigend, als er ſie näher an ſich zog und küßte. — —

Heute bei dem ſchönen Wetter waren ſie und Rudolph von dem Juſtizrath aufgefordert worden, ihn auf ſeinem Geſchäftsgange nach der nahe gelegenen Mühle zu begleiten.

Seit der geſtrigen Geſellſchaft, wo ſie eine unter ſeinen Augen vollendete Zeichnung auf Bitten ihres Mannes vorgelegt hatte, war indeſſen zwiſchen ihnen nicht Alles ſo, wie es geweſen. Rudolph fühlte das nur zu wohl; und er vergegenwärtigte es ſich jetzt noch einmal, wie es denn gekommen, daß er dem zwar etwas übermäßigen Lobe der Andern mit ſo ſcharfem leidenſchaftlichem Tadel entgegengetreten war.

Veronica hatte längſt ihr Gebet beendet; aber er wartete vergebens, daß ſie die Augen zu ihm wende.

„Sie grollen mir, Veronica!“ ſagte er endlich.

Die junge Frau nickte kaum merklich; aber ihre Lippen blieben feſt geſchloſſen.

Er ſah ſie an. Der kleine Trotz lag immer noch auf ihrer Stirn. „Ich dächte,“ ſagte er, „Sie wüßten, wie es geſchehen konnte! Oder wiſſen Sie es nicht, Veronica?“

„Ich weiß nur,“ ſagte ſie, „daß Sie mir weh gethan. — Und,“ ſetzte ſie hinzu, „daß Sie mir weh thun wollten.“

Er ſchwieg eine Weile. „Haben Sie denn,“ fragte er zögernd, „das kluge Auge des alten Mannes nicht bemerkt, der Ihnen gegenüberſtand?“

Sie wandte den Kopf und blickte flüchtig zu ihm auf.

„Ich mußte es ſelber thun, Veronica — verzeihen Sie mir! — Ich kann Sie nicht von Andern tadeln hören.“

Es zog ſich wie ein Schleier über ihre Augen, und die langen ſchwarzen Wimpern ſenkten ſich tief auf ihre Wangen; aber ſie erwiderte nichts. — —

Kurz darauf hatten ſie das Gehöft erreicht. Der Juſtizrath wurde von dem Sohn des Müllers in das Wohnhaus geführt; Veronica und Rudolph traten in den zur Seite liegenden Garten. Aber ſie gingen ſchweigend auf dem langen Steige fort; es war faſt, als zürnten ſie miteinander, als würde ihnen der Athem ſchwer, wenn ſie dennoch wie beiläufig ein einzelnes Wort zu reden ſuchten.

Als ſie den Garten durchwandert hatten, gingen ſie über einen ſchmalen Steg in die untere Thür des Mühlengebäudes, welches hier zu Ende desſelben an einem ſtark fließenden Waſſer lag. — Durch das Klappern des Werkes und das Getöſe des ſtürzenden Waſſers, welches jeden von außen kommenden Laut verſchlang, herrſchte eine ſeltſame Abgeſchiedenheit in dem faſt dämmerigen Raume. Veronica war gegenüber in die Thür getreten, die zu dem Gerinne hinausführte, und blickte unter ſich in die toſenden Räder, auf denen das Waſſer in der Abendſonne blitzte. Rudolph folgte ihr nicht; er ſtand drinnen neben dem großen Kammrade, die Augen düſter und unabläſſig auf ſie gerichtet. — Endlich wandte ſie den Kopf. Sie ſprach, er ſah wie ihre Lippen ſich bewegten; aber er vernahm keine Worte.

„Ich verſtehe nicht!“ ſagte er und ſchüttelte den Kopf.

Als er zu ihr gehen wollte, war ſie ſchon in den innern Raum zurückgetreten. Im Vorübergehen kam ſie dem Rade, neben welchem er ſtand, ſo nahe, daß die Zacken faſt ihr Haar berührten. Sie ſah es nicht, denn ſie war noch geblendet von der Abendſonne; aber ſie fühlte ihre Hände ergriffen und ſich raſch zur Seite gezogen. Als ſie aufſah, blickten ihre Augen in die ſeinen. Sie ſchwiegen Beide; ein plötzliches Vergeſſen fiel wie ein Schatten über ſie. Zu ihren Häuptern toſten die Mühlwerke; von draußen klang das eintönige Rauſchen des Waſſers, das über die Räder in die Tiefe ſtürzte. — Allmälig aber begannen die Lippen des jungen Mannes ſich zu regen, und unter dem Schutze des betäubenden

Schalles, in dem der Laut ſeiner Stimme weſenlos verſchwand, flüſterte er trunkene, bethörende Worte. Ihr Ohr vernahm ſie nicht, aber ſie las ihren Sinn aus der Bewegung ſeines Mundes, aus der leidenſchaftlichen Bläſſe ſeines Angeſichts. Sie legte den Kopf zurück und ſchloß die Augen; nur ihr Mund lächelte und gab von ihrem Leben Kunde. So ſtand ſie wie in Scham gebannt, das Antlitz hülflos ihm entgegenhaltend, die Hände wie vergeſſen in den ſeinen.

Da plötzlich hörte das Rauſchen auf; die Mühle ſtand, ſie hörten über ſich den Mühlknappen gehen und draußen von den Rädern fiel das abtropfende Waſſer klingend in den Teich. Die Lippen des jungen Mannes verſtummten; und als Veronica ſich ihm entzog, verſuchte er nicht ſie zurückzuhalten. Erſt als ſie aus der Thür in's Freie trat, ſchien er die Sprache wiedergefunden zu haben. Er rief ihren Namen und ſtreckte die Arme bittend nach ihr aus. Aber ſie ſchüttelte, ohne nach ihm umzuſehen, den Kopf, und ging langſam durch den Garten nach dem Wohnhauſe.

Als ſie drinnen in die nur angelehnte Thür des

Zimmers trat, ſah ſie gegenüber den alten Müller mit gefalteten Händen in ſeinem Bette liegen. Oberhalb deſſelben an der Wand war ein hölzernes Crucifix befeſtigt, von dem ein Roſenkranz herabhing. Ein junges Weib, mit einem Kinde auf dem Arm, war eben herangetreten und neigte ſich über das Deckbett. „Ihm fehlt nur die Luft,“ ſagte ſie, „das Eſſen ſchmeckt ihm gut genug.“

„Welchen Arzt habt Ihr denn?“ fragte der Juſtizrath, der mit einem Schriftſtück in der Hand daneben ſtand.

„Arzt?“ wiederholte ſie. „Wir haben keinen Arzt.“

„Da thut Ihr Unrecht!“

Das junge Weib ſtieß ein verlegenes Lachen aus. „Es iſt die Altersſchwäche,“ ſagte ſie, indem ſie ihrem dicken Jungen ſein Näschen mit der Schürze putzte, „da hilft der Doctor nichts dazu.“

Veronica horchte athemlos auf dieſe Reden. — Der Alte begann zu huſten und fuhr mit der Hand nach ſeinen Augen.

„Iſt das ſo Euer Wille, Martin, wie es hier geſchrieben ſteht?“ fragte jetzt der Juſtizrath.

Aber der Kranke ſchien ihn nicht zu hören.

„Vater,“ ſagte das junge Weib, „ob das ſo richtig iſt, wie es der Herr Juſtizrath vorgeleſen hat?“

„Freilich,“ ſagte der Kranke, „es iſt Alles ſo richtig.“

„Und Ihr habt Alles wohl bedacht?“ fragte der Juſtizrath.

Der Alte nickte. „Ja, ja,“ ſagte er, „ich hab’ es mir laſſen ſauer werden; aber der Junge darf doch nicht zu ſchwer zu ſitzen kommen.“

Der Sohn, der bisher rauchend in der Ecke geſeſſen, miſchte ſich jetzt in das Geſpräch. „Es kommt auch noch die Abnahme dazu,“ ſagte er und räusperte ſich ein paar Mal, „der Alte lebt noch ſein artlich’ Ende weg.“

Der Juſtizrath blickte mit ſeinen grauen Augen auf den vierſchrötigen Bauer hinab. „Iſt das Euer Sohn, Wiesmann?“ fragte er, indem er auf einen neben dem Bette ſpielenden Jungen zeigte. — „So laßt ihn hinausgehen, wenn Ihr vielleicht noch mehr zu reden habt!“

Der Menſch ſchwieg; aber ſeine Augen begegneten mit einem faſt drohenden Ausdruck denen des Juſtizraths.

Der Greis ſtrich mit ſeiner harten Hand über das Deckbett und ſagte ruhig: „Es wird nicht gar ſo lange, Jacob. — Aber,“ ſetzte er, zum Juſtizrath gewandt hinzu, „er muß mich dann nach Dorfsgebrauch zur Erde bringen laſſen; das koſtet auch.“ — —

Die junge Dame verſchwand lautlos, wie ſie gekommen, aus der offenen Thür, in der ſie während dieſes Vorganges geſtanden hatte.

Draußen ſah ſie Rudolph jenſeits des Gartens im Geſpräche mit dem Mühlknappen; aber ſie wandte ſich ab und ging einen Fußſteig entlang, der unterhalb der Mühle an den Bach hinabführte. Ihre Augen ſchweiften bewußtlos in die Ferne; ſie ſah es nicht, wie die Dämmerung vor ihr auf die Berge ſank, noch wie allmälig, während ſie hier auf und ab wandelte, der Mond hinter ihnen emporſtieg und ſein Licht über das ſtille Thal ergoß. Das Leben in ſeiner nackten Dürftigkeit ſtand vor ihr, wie ſie es nie geſehen; ein endloſer öder Weg, am Ende der Tod. Ihr war, als habe ſie bis jetzt in Träumen gelebt, und als wandle ſie nun in einer troſtloſen Wirklichkeit, in der ſie ſich nicht zurecht zu finden wiſſe.

Es war ſchon ſpät, als die Stimme ihres Mannes ſie auf das Gehöft zurückrief, wo ſie an der Thür von ihm erwartet wurde. — Auf dem Heimwege ging ſie ſchweigend neben ihm, ohne zu fühlen, wie ſeine Augen theilnehmend auf ihr ruhten. „Du biſt erſchreckt worden, Veronica!“ ſagte er und legte die Hand an ihre Wange; „aber,“ fügte er hinzu, „das Maaß der Dinge iſt für dieſe Leute ein anderes; ſie ſind, wie gegen die Ihrigen, ſo auch härter gegen ſich ſelbſt.“

Sie ſah einen Augenblick zu dem ruhigen Antlitz ihres Mannes auf; dann aber blickte ſie zur Erde und ging demüthig an ſeiner Seite.

Ebenſo ſchweigſam folgte Rudolph neben dem alten Schreiber. Seine Augen hingen an der vom Mond beleuchteten Frauenhand, die noch vor Kurzem ſo willenlos in der ſeinen gelegen und die er nun zur guten Nacht noch einmal, wenn auch auf einen Augenblick nur, zu umfaſſen hoffte. — Aber es wurde anders; denn, als ſie in die Nähe der Stadt kamen, ſah er die kleinen Hände, eine nach der andern, in ein Paar dunkler Handſchuhe gleiten, die, wie er wohl wußte, Veronica ſonſt nur der vollſtändigen Toilette wegen bei ſich zu tragen pflegte.

Endlich hatten ſie das Haus erreicht; und ehe er ſich deſſen in ſeinem Unmuth recht bewußt wurde, empfand er ſchon die flüchtige Berührung der verhüllten Finger an den ſeinen. Mit einem vernehmlich geſprochenen „gute Nacht“ hatte Veronica die Thür geöffnet und war, ihrem Manne voraus, im Dunkel des Flures verſchwunden.

2.

Palmſonntag.

Der Vormittag des Palmſonntags war herangekommen. Die Straßen der Stadt wimmelten von Landleuten aus den benachbarten Dörfern. Im Sonnenſchein vor den Thüren der Häuſer ſtanden hie und da die Kinder der proteſtantiſchen Einwohner und blickten hinab nach dem offenen Thor der katholiſchen Kirche. Es war der Tag der großen Oſterproceſſion. — Und jetzt läuteten die Glocken, und der Zug wurde unter der gothiſchen Thorwölbung ſichtbar und quoll auf die Gaſſe hinaus. Voran die Waiſenknaben mit ihren ſchwarzen Kreuzchen in den Händen, nach ihnen die barmherzigen Schweſtern in den weißen Schleierkappen, dann die verſchiedenen ſtädtiſchen Schulen und endlich der ganze unabſehbare Zug von Landleuten und Städtern, Männern und Weibern, von Kindern und Greiſen; Alle ſingend, betend, mit ihren beſten Kleidern angeputzt, Männer und Knaben baarhäuptig, die Mützen in den Händen haltend. Darüber her in gemeſſenen Zwiſchenräumen, auf den Schultern getragen, ragten die koloſſalen Kirchenbilder: Chriſtus am Oelberge, Chriſtus von den Knechten verſpottet, in der Mitte hoch über allen das ungeheure Crucifix, zuletzt das heilige Grab.

Die Damen der Stadt pflegten ſich an dieſer öffentlichen Feierlichkeit nicht zu betheiligen. — Veronica ſaß in ihrem Schlafgemach halb angekleidet an einem Toilettentiſchchen. Vor ihr lag aufgeſchlagen ein kleines Teſtament in Goldſchnitt, wie es die katholiſche Kirche ihren Angehörigen geſtattet. Sie ſchien ſich über dem Leſen vergeſſen zu haben: denn ihr langes ſchwarzes Haar hing aufgelöſt über das weiße Nachtkleid herab, während ihre Hand mit dem Schildpattkamme müßig in ihrem Schooße lag.

Als das Getöſe des nahenden Zuges ihr Ohr erreichte, hob ſie den Kopf empor und lauſchte. Immer deutlicher kam es heran, das dumpfe Geräuſch der Schritte, das ſingende eintönige Murmeln der Gebete. — „Heilige Maria, Mutter der Gnaden!“ erſcholl es vor dem Fenſter, und von hinten aus dem Zuge kam es gedämpft zurück: „Bitte für uns arme Sünder jetzund und in der Stunde des Todes!“

Veronica ſprach die vertrauten Worte leiſe mit. Sie hatte den Stuhl zurückgeſchoben; mit herabhängenden Armen ſtand ſie in der Tiefe des Zimmers, die Augen unabläſſig nach dem Fenſter gerichtet. — Immer neue Menſchen kamen und gingen, immer neue Stimmen erſchollen, ein Bild nach dem andern wurde vorübergetragen. — Da plötzlich durchdrang ein herzerſchütternder Ton die Luft. Das castrum doloris nahte ſich, unter Poſaunenſchall, umdrängt von Menſchen, gefolgt von den Meßdienern und den vornehmſten Prieſtern in feierlichem Ornate. Die

Bänder flatterten, der ſchwarze Flor des Thronhimmels fluthete in der Luft; darunter in einem Blumengarten lag das Todtenbild des Gekreuzigten. Der eherne Schall der Poſaunen war wie ein Ruf zum Tage des Gerichts.

Veronica ſtand noch immer unbeweglich; ihre Kniee bebten, unter den ſcharfgezogenen ſchwarzen Brauen lagen die Augen wie erloſchen in dem blaſſen Antlitz.

Als der Zug vorüber war, ſank ſie neben dem Stuhl, worauf ſie zuvor geſeſſen hatte, zu Boden, und mit beiden Händen ihr Geſicht bedeckend, rief ſie mit den Worten im Lucas: „Vater, ich habe an dem Himmel geſündigt, und bin nicht werth dein Kind genannt zu werden!“

3.

Im Beichtſtuhl.

Der Juſtizrath gehörte zu der immer größer werdenden Gemeinde, welche in dem Auftreten des Chriſtenthums nicht ſowohl ein Wunder, als vielmehr nur ein natürliches Ergebniß aus der geiſtigen Entwickelung der Menſchheit zu erblicken vermag. Er ſelbſt ging deshalb in keine Kirche; ſeine Frau jedoch ließ er, vielleicht in Erwartung einer allmäligen ſelbſtſtändigen Befreiung, in der Gewöhnung ihrer Jugend und ihres elterlichen Hauſes gewähren.

Seit ihrer vor zwei Jahren erfolgten Verheirathung war Veronica indeſſen nur in der jetzt wieder begonnenen öſterlichen Zeit zur Beichte und zum Abendmahl gegangen. Er kannte es dann ſchon an ihr, daß ſie in den Tagen zuvor ſtill und ſcheinbar theilnahmlos im Hauſe umherging; es war ihm daher auch nicht aufgefallen, daß die zuvor ſo eifrig betriebenen Zeichenſtunden ſeit jenem abendlichen Spaziergange aufgehört hatten. Aber die Zeit verſtrich, die Maiſonne ſtrahlte ſchon warm in's Zimmer, und Veronica verſchob noch immer ihren Beichtgang. Es konnte ihm endlich nicht mehr entgehen, daß ihre Wangen von Tag zu Tage mehr erblaßten, daß unter ihren Augen leichte Schatten ſichtbar wurden, welche ſchlafloſe Nächte dort zurückgelaſſen.

So fand er ſie eines Morgens, da er unbemerkt in das Schlafzimmer getreten war, in ſich verſunken an dem Fenſter ſtehen.

„Broni," ſagte er und legte den Arm um ſie. „Willſt Du nicht ſorgen, daß das Köpfchen wieder aufrecht werde?"

Sie ſchrak zuſammen, als habe er die unbewachten Gedanken in ihr ertappt. Aber ſie ſuchte ſich zu faſſen. „Geh nur, Franz!" ſagte ſie, indem ſie ſeine Hand ergriff und ihn ſanft zur Stubenthür zurückführte.

Dann, nachdem er ſie allein gelaſſen, kleidete ſie ſich an und verließ bald darauf mit dem Gebetbuch in der Hand das Haus.

Nach einer Weile trat ſie in die Lambertuskirche. Der Vormittag war indeß herangekommen. Vor den Fenſtern des mächtigen Raumes ſchatteten die jetzt ſchon belaubten Zweige der draußen ſtehenden Lindenbäume; nur im Chor auf die Thüren des Reliquienſchrankes fiel ein gebrochener Sonnenſtrahl durch die bunten Glasſcheiben. In den Stühlen im Schiff der Kirche ſaßen oder knieten hie und da noch Einzelne vor den aufgeſchlagenen Gebetbüchern, ſich vorbereitend auf das abzulegende Bekenntniß. Nichts war vernehmlich, als das Flüſtern in den Beichtſtühlen, mitunter ein tiefes Athemholen, das Rauſchen eines Kleides oder ein leiſer Schritt über die Flieſen des Fußbodens. — Bald kniete auch Veronica in einem der Beichtſtühle, unweit des Bildes der Gebenedeiten, das mitleidig lächelnd auf ſie herabblickte. Ihre ganz ſchwarze Kleidung machte heute die durchſichtige Bläſſe ihres Angeſichts noch bemerklicher. Der Geiſtliche, ein kräftiger Mann in mittleren Jahren, lehnte von drinnen den Kopf gegen das Gitter, das ihn von ſeinem Beichtkinde trennte. Veronica begann halblaut die Worte der Einleitungsformel: „Ich armer ſündiger Menſch!“ und mit unſicherer Stimme fuhr ſie fort: „bekenne vor Gott und Euch Prieſter an Gottes Statt!“ — — Aber ihre Worte wurden immer langſamer, immer unverſtändlicher; zuletzt verſtummte ſie.

Das dunkle Auge des Prieſters war ruhig und faſt mit einem Ausdruck von Ermüdung auf ſie gerichtet; denn die Beichte hatte ſchon Stunden lang gedauert. „Bekehret Euch zu dem Herrn!“ ſprach er milde. „Die Sünde tödtet; aber die Buße machet lebendig.“

Sie ſuchte ihre Gedanken zu ſammeln. Und wieder vor ihrem innern Ohr, wie ſo oft ſeit jener Stunde, war das Toſen der Mühle; und wieder ſtand ſie vor ihm in der heimlichen Dämmerung, ihre Hände gefangen in den ſeinen, im Drang des übermächtigen Gefühls die Augen ſchließend, in Scham gebannt, nicht wagend zu entfliehn, noch weniger zu bleiben. — Ihre Lippen bewegten ſich; aber ſie brachte es nicht hervor, ſie mühte ſich vergebens.

Der Prieſter ſchwieg eine Weile. „Muth, meine Tochter!“ ſagte er dann, indem er das Haupt mit dem vollen ſchwarzen Haar emporhob. „Gedenken Sie der Worte des Herrn: Nehmet hin den heiligen Geiſt; denen Ihr die Sünden erlaſſet, denen ſollen ſie vergeben ſein!“

Sie blickte auf. Das geröthete Antlitz, der kräftige Stiernacken des Mannes im Prieſterornate war dicht vor ihren Augen. Sie begann noch einmal; aber ein unüberwindliches Sträuben überkam ſie, eine Scheu wie vor unkeuſchem Beginnen, ſchlimmer als was zu bekennen ſie hieher gekommen. — Sie erſchrak. War, was ſich jetzt in ihr empörte, nicht eine Lockung der Todſünde, von der ſie ſich befreien wollte?“ — Sie neigte in ſtummem Kampf ihr Haupt auf das vor ihr liegende Gebetbuch.

Aus dem Antlitz des Geiſtlichen war indeſſen der Ausdruck von Abſpannung verſchwunden. Er begann zu ſprechen, ernſt und eindringlich und bald mit allem Zauber der Ueberredung; leis aber klangvoll drang der Ton ſeiner Stimme in ihre Ohren. Zu jeder andern Stunde wäre ſie hingeriſſen in den Staub geſunken; aber diesmal war das neu erwachte Gefühl ſtärker, als alle Macht der Rede und alle Gewöhnung ihrer Jugend. — Ihre Hand neſtelte an dem Schleier, der auf ihren Hut zurückgeſchlagen war. „Verzeihung, Hochwürden,“ ſtammelte ſie. Dann, während ſie ſtumm das Haupt ſchüttelte, zog ſie den Schleier herab, und ohne das Zeichen des Kreuzes empfangen zu haben, ſtand ſie auf und ging mit eiligen Schritten den Steig entlang. Ihre Kleider rauſchten an den Kirchenſtühlen; ſie nahm ſie zuſammen; ihr war, als griffe Alles nach ihr, um ſie hier zurückzuhalten.

Draußen unter dem hohen Portale blieb ſie tief aufathmend ſtehen. Ihr war ſchwer zu Sinne; ſie hatte die rettende Hand, von der ſie ſeit ihrer Jugend geführt worden war, zurückgeſtoßen; ſie wußte keine, die ſie jetzt ergreifen konnte. Da, während ſie noch unentſchloſſen auf dem ſonnigen Platze ſtand, hörte ſie neben ſich eine Kinderſtimme, und eine kleine braune Hand hielt ihr feilbietend einen vollen Primelſtrauß entgegen. — Es war ja Frühling draußen in der Welt! Als hätte ſie es nicht gewußt; wie eine Botſchaft kam es an ihr Herz.

Sie bückte ſich nach dem Kinde und kaufte ihm ſeine Blumen ab; dann mit dem Strauße in der Hand ging ſie die Straße hinunter dem Thore zu. Der Sonnenſchein lag ſo hell auf den Steinen; aus dem offenen Fenſter eines Hauſes drang der laute Schlag eines Kanarienvogels. — Langſam fortgehend erreichte ſie die letzten Häuſer. Von hier aus führte ſeitwärts ein Fußſteig nach dem Höhenzuge, der nach dieſer Richtung hin das Stadtgebiet begrenzte. Veronica athmete freier; ihre Augen ruhten auf dem Grün der Saatfelder, die neben dem Wege hinliefen; mitunter regte ſich die Luft und brachte den ſanften Duft der Schlüſſelblumen, die drüben an dem Fuß des Berges ſtanden. Weiterhin, wo an der Grenze der Felder der Nadelwald begann, erhob der Weg ſich ſteiler, und es bedurfte der körperlichen Anſtrengung, obgleich Veronica des Bergſteigens von Jugend an gewohnt war. Sie hielt mitunter inne, und blickte aus dem Schatten der Fichten in das ſonnige Thal hinab, das immer tiefer unter ihr verſank.

Als ſie die Höhe erreicht hatte, ſetzte ſie ſich auf den Boden in den wilden Thymian, der hier den ganzen Berg beſponnen hatte; und während ſie die würzige Luft des Waldes athmete, ſchweifte ihr Blick nach dem blauen Gebirg hinüber, das wie ein Duft am Horizonte lag. Hinter ihr in kleinen Pauſen fuhr der Frühlingswind durch die Wipfel der Tannen, dann und wann ſchallte ein Amſelſchlag aus der Tiefe des Waldes, oder über ihr aus der Luft herab der Schrei eines Raubvogels, der unſichtbar in dem unermeßnen Raume ſchwebte. — Veronica nahm ihren Hut ab und ſtützte den Kopf in ihre Hand.

So in Einſamkeit und Stille verging eine Spanne Zeit. Nichts nahte ſich als nur die reinen Lüfte, die ihre Stirn berührten, und der Ruf der Kreaturen, der aus der Ferne an ihr Ohr ſchlug. — Zuweilen flog ein helles Roth über ihre Wangen und ihre Augen wurden groß und glänzend.

Nun klangen Glockentöne von der Stadt herauf. Sie hob den Kopf und horchte. Es läutete schrill und haſtig. „Requiescat!“ ſprach ſie leiſe; denn ſie hatte die kleine Glocke vom Lambertusthurm erkannt, die es über die Gemeinde ausrief, daß unter eines ihrer Dächer der finſtere Bote des Herrn getreten ſei.

Am Fuße des Berges lag der Kirchhof. — Sie ſah das Steinkreuz auf dem Grabe ihres Vaters ragen, der vor Jahresfriſt unter den Gebeten des Prieſters in ihren Armen entſchlafen war. Und weiterhin, dort wo das Waſſer glitzerte, war jenes wüſte Fleckchen Erde, das ſie als Kind ſo oft mit ſcheuer Neugierde betreten hatte, wo nach dem Gebot der Kirche neben denen, die ſich ſelbſt den Tod gegeben hatten, auch die begraben wurden, welche nicht gekommen waren, das Sakrament des Altars zu empfangen. — Dort war auch ihre Stätte jetzt; denn die Zeit der öſterlichen Beichte war zu Ende. — Ein ſchmerzlicher Zug ſtahl ſich um ihren Mund, aber er verſchwand wieder. Sie richtete ſich auf; ein Entſchluß ſtand feſt und klar in ihrer Seele.

Noch eine Weile blickte ſie auf die Stadt hinab, und ließ ihre Augen wie ſuchend über die ſonnbeſchienenen Dächer wandern. Dann wandte ſie ſich, und ging durch die Tannen, wie ſie gekommen, den Berg hinab. Bald war ſie wieder unten zwiſchen dem Grün der Saatfelder. Sie ſchien zu eilen; aber ſie ging aufrecht und mit feſten Schritten.

So erreichte ſie ihr Haus. — Von der Magd erfuhr ſie, daß ihr Mann in ſeinem Zimmer ſei. Als ſie die Thür geöffnet und ihn ſo ruhig an ſeinem Schreibtiſche ſitzen ſah, blieb ſie zögernd auf der Schwelle ſtehen. „Franz!“ rief ſie leiſe.

Er legte die Feder hin. „Du, Vroni?“ ſagte er ſich zu ihr wendend. „Du kommſt ja ſpät! War das Regiſter denn ſo lang?“

„Scherze nicht!“ ſagte ſie bittend, indem ſie zu ihm trat und ſeine Hand ergriff. „Ich habe nicht gebeichtet.“

Er blickte verwundert zu ihr auf; ſie aber kniete vor ihm nieder und drückte ihren Mund auf ſeine Hand. „Franz,“ ſagte ſie, „ich habe Dich gekränkt!“

„Mich, Veronica?“ fragte er und nahm ihre Wangen ſanft zwiſchen ſeine Hände.

Sie nickte und ſah mit dem Ausdruck der tiefſten Bekümmerniß zu ihm auf.

„Und jetzt biſt Du gekommen, Deinem Mann zu beichten?“

„Nein, Franz,“ erwiderte ſie, „nicht beichten; aber vertrauen will ich Dir — Dir allein; und Du — hilf mir, und, wenn Du es vermagſt, verzeihe mir!“

Eine Weile ſah er ſie mit ſeinen ernſten Augen an; dann hob er ſie mit beiden Armen auf und legte ſie an ſeine Bruſt. „So ſprich, Veronica!“

Sie regte ſich nicht; aber ihr Mund begann zu ſprechen; und während ſeine Augen an ihren Lippen hingen, fühlte ſie es, wie ſeine Arme immer feſter ſie umſchloſſen.

Storm's Sämmtliche Schriften.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Theodor Storm's

Sämmtliche Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Sechs Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1868.

Theodor Storm's

ſämmtliche Schriften

Band 3.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1868

Inhalt

des dritten Bandes.

Auf dem Staatshof (Heiligenſtadt 1858) 1
Im Sonnenſchein (Potsdam 1854) 67
Ein grünes Blatt (Huſum 1850) 95
Unter dem Tannenbaum (Heiligenſtadt 1864) 125
Abſeits (Heiligenſtadt 1863) 171

Auf dem Staatshof.

Ich kann nur Einzelnes ſagen; nur was geſchehen, nicht wie es geſchehen iſt; ich weiß nicht, wie es zu Ende ging und ob es eine That war oder nur ein Ereigniß, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweiſe hergiebt, ſo will ich es erzählen.

* * *

Die kleine Stadt, in der meine Eltern wohnten, lag hart an der Grenze der Marſchlandſchaft, die bis an's Meer mehrere Meilen weit ihre grasreiche Ebene ausdehnt. Aus dem Norderthor führt die Landſtraße eine Viertelſtunde Wegs zu einem Kirchdorf, das mit ſeinen Bäumen und Strohdächern weithin auf der ungeheuren Wieſenfläche ſichtbar iſt. Seitwärts von der Straße, hinter dem weiß getünchten Paſtorate, geht quer durch's Land ein Fußſteig über die „Fennen,“ wie hier die einzelnen, faſt nur zur Viehweide benutzten Landflächen genannt werden; von einem Heck zum andern, oder auf ſchmalem Steg über die Gräben, durch welche überall die Fennen von einander geſchieden ſind.

Hier bin ich in meiner Jugend oft gegangen; ich mit einer Anderen. Ich ſehe noch das Gras im Sonnenſcheine funkeln und fernab um uns her die zerſtreuten Gehöfte mit ihren weißen Gebäuden in der klaren Sommerluft. Die ſchweren Rinder, welche wiederkäuend neben dem Fußſteige lagen, ſtanden auf wenn wir vorübergingen, und gaben uns das Geleite bis zum nächſten Heck; mitunter in den Trinkgruben erhob ein Ochſe ſeine breite Stirn und brüllte weit in die Landſchaft hinaus.

Zu Ende des Weges, der faſt eine halbe Stunde dauert, unter einer düſteren Baumgruppe von Rüſtern und Silberpappeln, wie ſie kein anderes Beſitzthum dieſer Gegend aufzuweiſen hat, lag der „Staatshof.“ Das Haus war auf einer mäßig hohen Werfte nach der Weiſe des Landes gebaut; eine ſogenannte „Heuberg,“ in welcher die Wohnungs- und Wirthſchaftsräume unter einem Dache vereinigt ſind; aber die „Graſt,“ welche ſich rings umher zog, war beſonders breit und tief, und der weitläufige Garten, der innerhalb derſelben die Gebäude umgab, war vor Zeiten mit patriziſchem Luxus angelegt.

Das Gehöfte war einſt nebſt vielen anderen im Beſitz der nun gänzlich ausgeſtorbenen Familie van der Roden, aus der während der beiden letzten Jahrhunderte eine Reihe von Pfennigmeiſtern und Rathmännern der Landſchaft und von Bürgermeiſtern meiner Vaterſtadt hervorgegangen iſt. — Neunzig Höfe, ſo hieß es, hatten ſie gehabt, und ſich im Uebermuth vermeſſen, das Hundert voll zu machen. Aber die Zeiten waren umgeſchlagen; es war unrecht' Gut dazwiſchen gekommen, ſagten die Leute; der liebe Gott hatte ſich in's Mittel gelegt, und ein Hof nach dem andern war in fremde Hände übergegangen. Zur Zeit, wo meine Erinnerung beginnt, war nur der Staatshof noch im Eigenthum der Familie; von dieſer ſelbſt aber Niemand übrig geblieben, als die alternde Beſitzerin und ein kaum vierjähriges Kind, die Tochter eines früh verſtorbenen Sohnes. Der letzte männliche Sproſſe war als fünfzehnjähriger

Knabe auf eine gewaltſame Weiſe um's Leben gekommen; auf der Fenne eines benachbarten Hofbeſitzers hatte er ein einjähriges Füllen ohne Zaum oder Halfter beſtiegen, war dabei von dem ſcheuen Thiere in die Trinkgrube geſtürzt und ertrunken.

Mein Vater war der geſchäftliche Beiſtand der alten Frau Rathmann van der Roden. — Gehe ich rückwärts mit meinen Gedanken und ſuche nach den Plätzen, die von der Erinnerung noch ein ſpärliches Licht empfangen, ſo ſehe ich mich als etwa vierjährigen Knaben mit meinen beiden Eltern auf einem offenen Wagen über den ebenen Marſchweg dahin fahren; ich fühle plötzlich den Sonnenſchein mit einem kühlen Schatten wechſeln, der an der einen Seite von ungeheuren Bäumen auf den Weg hinausfällt; und während ich meinen kleinen Kopf über die Lehne des Wagenſtuhls recke, um den breiten Graben zu ſehen, der ſich neben den Bäumen hinzieht, biegen wir gerade in die Schatten hinein und durch ein offenſtehendes Gitterthor. Ein großer Hund fährt wie raſend an der Kette aus ſeinem beweglichen Hauſe auf uns zu; wir aber kutſchiren mit einem Peitſchenknall auf den Hof hinauf bis vor die Hausthür, und ich ſehe eine alte Frau im grauen Kleide, mit einem feinen blaſſen Geſicht und mit beſonders weißer Fraiſe auf der Schwelle ſtehen, während Knecht und Magd eine Leiter an den Wagen legen und uns zur Erde helfen. Noch rieche ich auf dem dunklen Hausflur den ſtrengen Duft der Alandwurzel, womit die Marſchbewohner zur Abwehr der Mücken allabendlich zu räuchern pflegen; ich ſehe auch noch meinen Vater der alten Dame die Hand küſſen; dann aber verläßt mich die Erinnerung, und ich finde mich erſt nach einigen Stunden wieder, auf Heu gebettet, eine warme ſommerliche Dämmerung um mich her. Ich ſehe an den aus Heu und Korngarben gebildeten Wänden empor, die um mich her zwiſchen vier großen Ständern in die Höhe ragen; ſo hoch, daß der Blick durch ein wüſtes Dunkel hindurch muß, bis er auf's Neue in eine matte Dämmerung gelangt, die zwiſchen zahlloſen Spinngeweben aus einem Dachfenſterchen hereinfällt. Es iſt das ſogenannte „Vierkant,“ worin ich mich befinde; der zum Bergen des Heues beſtimmte Raum im Innern des Hauſes, wovon das Hofgebäude in unſeren Marſchen die eigenthümlich hohe Bildung des Daches und ſeinen Namen „Heuberg" oder „Hauberg" erhalten hat. — Es iſt volle Sonntagsſtille um mich her. Aber ich bin hier nicht allein; in der gedämpften Helligkeit, die durch die offene Seitenwand aus der angrenzenden Loodiele hereinfällt, ſteht ein Mädchen meines Alters; die blonden Härchen fallen über ein blaues Blouſenkleid. Sie ſtreckt ihre kleinen Fäuſte über mir aus und beſtreut mich mit Heu; ſie iſt ſehr eifrig, ſie ſtöhnt und bückt ſich wieder und wieder. „So," ſagt ſie endlich und athmet dabei aus Herzensgrunde, „ſo, nun biſt Du bald begraben!" Und wie ich eine Weile regungslos da liege, ſehe ich durch die loſe mich bedeckenden Halme, wie ſie ihr Köpfchen zu mir niederbeugt, und wie ſie dann plötzlich Kehrt macht und ſich zu einer alten Bäuerin hinarbeitet, die mit einem Strickſtrumpf in der Hand uns gegenüber ſitzt. „Wieb," ſagt ſie, indem ſie der Alten die Hand von der Wange zieht, „Wieb, iſt er todt?"

Was die Alte hierauf geantwortet, deſſen entſinne ich mich nicht mehr; wohl aber, daß wir bald darauf durch einen dunklen Gang auf den Hausflur und von dort eine breite Treppe hinauf in die oberen Räume des Hauſes geführt wurden; in ein großes Zimmer mit goldgeblümten Tapeten, in welchem viele Bilder von alten weiß gepuderten Männern und Frauen an den Wänden hingen. Meine Eltern und die übrigen Gäſte ſind eben von einer gedeckten Tafel aufgeſtanden, die ſich mitten im Zimmer unter einer großen Kryſtallkrone befindet. Bald ſitze ich in eine Serviette geknüpft der kleinen Anne Lene gegenüber; Wieb ſteht dabei und ſerviert uns von den Reſten. Ich befinde mich ſehr wohl; nur zuweilen ſtört mich ein Krächzen, das aus der Ferne zu uns herüber dringt. „Höre!“ ſag' ich und hebe meine kleinen Finger auf. Die alte Wieb aber kennt das ſchon lange. „Das ſind die Raben,“ ſagt ſie, „ſie ſitzen im Baumgarten, wir wollen ſie nachher beſuchen.“ — Aber ich vergeſſe die Raben wieder; denn Wieb theilt zum Deſſert noch die Zuckertrauben von einer Conditortorte zwiſchen uns; nur ſcheint es nicht ganz unparteiiſch herzugehen, denn Anne Lene erhält immer die Hahnenſchwänze und die Kragentauben.

Etwas ſpäter ſehe ich die Geſellſchaft auf den geſchlungenen Gartenwegen zwiſchen den blühenden Büſchen promeniren; die alte Dame mit der Fraiſe, welche am Arme meines Vaters geht, beugt ſich zu mir nieder und ſagt, indem ſie mir den Kopf aufrichtet: „Du mußt Dich immer hübſch gerade halten, Kind!“ — Ich glaube noch jetzt, daß von dieſer kleinen Ermahnung ſich der faſt ſcheue Reſpect herſchreibt, den ich, ſo lange ſie lebte, vor dieſer Frau behalten habe. — Doch ſchon faßt Wieb mich bei der Hand, und führt uns weit umher auf den ſonnigen Steigen; zuletzt bis zur Graft hinunter, an der ein gerader Steig entlang führt. So gelangen wir zu einem Gartenpavillon, in welchem die Geſellſchaft bei offenen Thüren am Kaffeetiſche ſitzt. Wir werden hereingerufen, und da ich zögere nimmt meine Mutter einen Zuckerkringel aus dem ſilbernen Kuchenkorb und zeigt mir den. Aber ich fürchte mich; ich habe geſehen, daß das hölzerne Haus auf dünnen Pfählen über dem Waſſer ſteht; bis endlich doch die vorgehaltene Lockſpeiſe und die bunten Schäferbilder, die drinnen auf die Wände gemalt ſind, mich bewegen hineinzutreten.

Mir iſt, als hätte ich es mit einem beſonders angenehmen Gefühl mit angeſehen, wie Anne Lene von meiner Mutter auf den Schooß genommen und geküßt wurde. Späterhin mögen die Männer, wie es dort gebräuchlich iſt, zur Beſichtigung der Rinder auf das Land hinaus gegangen ſein; denn ich habe die Erinnerung, als ſei bald eine Stille um mich geweſen, in der ich nur die ſanfte Stimme meiner Mutter und andere Frauenſtimmen hörte. Anne Lene und ich ſpielten unter dem Tiſche zu ihren Füßen; wir legten den Kopf auf den Fußboden und horchten nach dem Waſſer hinunter. Zuweilen hörten wir es plätſchern; dann hob Anne Lene ihr Köpfchen und ſagte: „Hörſt Du, das thut der Fiſch!“ Endlich gingen wir in's Haus zurück; es war kühl und ich ſah die Büſche des Gartens alle im Schatten ſtehen. Dann fuhr der Wagen vor; und in dem Schlummer, der mich ſchon unterwegs überkam, endete dieſer Tag, von dem ich bei ruhigem Nachſinnen nicht außer Zweifel bin, ob er ganz in der erzählten Weiſe jemals da geweſen, oder ob nur meine Phantaſie die zerſtreuten Vorfälle verſchiedener Tage in dieſen einen Rahmen zuſammen gedrängt hat.

* * *

Späterhin, als ſich allmälig die Hülfsbedürftigkeit des Alters einſtellte, zog die Frau Rathmann van der Roden mit ihrer Enkelin in die Stadt, und ließ den Hof unter der Aufſicht des früheren Bauknechtes Marten und ſeiner Ehefrau, der alten Wieb. Vor dem Hauſe, welches ſie einige Straßen von dem unſeren entfernt bewohnte, ſtanden granitne Pfeilerſteine, die durch ſchwere eiſerne Ketten mit einander verbunden waren. Wir Jungen, wenn wir auf unſerem Schulwege vorübergingen, unterließen ſelten uns auf dieſe Ketten zu ſetzen und, mit Tafel und Ranzen auf dem Rücken, einige Male hin- und herzuſchaukeln. Aber ich entſinne mich noch gar wohl, wie wir auseinander ſtoben, wenn Einer von uns das Geſicht der alten Dame hinter den Geranienbäumen am Fenſter gewahrte, oder gar, wenn ſie mit einer gemeſſenen Bewegung den Finger gegen uns erhoben hatte.

Desungeachtet ließ ich mir gern, was öfters geſchah, vom Vater eine Beſtellung an ſie auftragen. Ich weiß nicht mehr, war es das kleine zierliche Mädchen, das mich anzog, oder war es die alte Schatulle, deren Raritäten ich in beſonders begünſtigter Stunde mit ihr beſchauen durfte; die goldenen Schaumünzen, die ſeidenen bunt bemalten Fächer oder oben auf dem Aufſatz der Schatulle die beiden Pagoden von chineſiſchem Porzellan, die ſchon vom Flur aus durch die Fenſter der Stubenthür meine Augen auf ſich zogen. Am Sonnabend Nachmittag ſtellte ich mich regelmäßig ein, um die Frau Rathmann mit der kleinen Anne Lene zum Sonntag auf den Kaffee einzuladen, was bis zur letzten Zeit vor ihrem Abſterben ebenſo regelmäßig von ihr angenommen wurde. Am Tage darauf präciſe um drei Uhr hielt dann die ſchwere Kloſterkutſche vor unſerer Haustreppe; unſere Mägde hoben die alte Dame und ihr Enkelchen aus dem Wagen und meine Mutter führte ſie in das Feſtzimmer des Hauſes, das ſchon von dem Dufte des Kaffees und des ſonntäglichen Gebäckes erfüllt war. Wenn dann die Enveloppen und Tücher abgelegt waren, und die beiden Damen ſich gegenüber an dem ſauber ſervirten Tiſche Platz genommen hatten, durften auch wir Kinder uns an ein Nebentiſchchen ſetzen, und erhielten unſeren Antheil an den „Eiermahnen“ und „Bieſchen,“ oder wie ſonſt die ſchönen Sachen heißen mochten. Mir iſt indeſſen, wenn ich dieſer Sonntagnachmittage gedenke, als ſei ich niemals unglücklicher in den

Verſuchen geweſen, meinen Kaffee aus der Ober- in die Untertaſſe umzuſchütten; und ich fühle noch die ſtrengen Blicke, die mir die alte Dame von ihrem Sitze aus hinüberſandte, während meine Mutter mir meine kleine Geſpielin zum Muſter aufſtellte, von der ich mich nicht entſinne, daß ſie jemals beim Trinken die Serviette oder ihr weißes Kleid befleckt hätte.

Ein ſolcher Sonntagnachmittag, nachdem ſchon einige Jahre in dieſer Weiſe vorübergegangen waren, iſt mir beſonders im Gedächtniß geblieben. — Ich hatte mich in dem angenehmen Bewußtſein des Feiertages in unſerem Hofe umhergetrieben und war endlich in das Waſchhaus gelangt, das am Ende deſſelben lag. Auch hier hatte ſich der Sonntag bemerklich gemacht; die föhrenen Tiſche waren geſcheuert, die holländiſchen Klinker, womit der Boden gepflaſtert war, ſahen ſo feucht und friſch geſpült aus; dabei war eine ſo liebliche Kühle, daß ich mich faſt gedankenlos an einen Tiſch lehnte und auf das träumeriſche Gackeln der Hühner lauſchte, das aus dem anſtoßenden Hühnerhof zu mir herein drang. Nach einer Weile hörte ich drunten im Wohnhauſe aus der im Erdgeſchoß befindlichen Küche das Kaffeegeſchirr herauftragen, das Klirren der Taſſen und Kaffeelöffel; und endlich vernahm ich auch von der Straße her das Anfahren der Kutſche und bald darauf das Aufſchlagen der Hausthür. Aber das ſüße Gefühl, die Nachmittagsfeier ſo ganz unangebrochen vor mir zu haben, ließ mich immer noch zögern, in's Haus hinab zu gehen. Da vernahm ich das Summen des Fliegenſchwarms, der in der Sonne an der offenen Thür geſeſſen. — Anne Lene war unbemerkt heran getreten. Noch ſehe ich ſie vor mir, die kleine leichte Geſtalt, wie ſie ruhig auf der Schwelle ſtand, den Strohhut am Bande in der Hand hin- und herſchwenkend, während die Sonne auf das goldklare Haar ſchien, das ihr in kleinen Locken um das Köpfchen ging. Sie nickte mir zu, ohne weiter heranzutreten, und ſagte dann: „Du ſollteſt herein kommen!“

Ich kam noch nicht; meine Augen hafteten noch an dem weißen Sommerkleidchen, an der himmelblauen Schärpe und zuletzt an einem alten Fächer, den ſie in der Hand hielt. „Willſt Du nicht kommen, Marx?“ fragte ſie endlich, „Großmutter hat geſagt, wir ſollten einmal die Menuet wieder mit einander üben.“

Ich war das wohl zufrieden. Wir hatten vor einigen Wochen in der Tanzſchule dieſe altfränkiſchen Künſte auf den gemeinſamen Wunſch der Frau Rathmann und meines Vaters mit beſonderer Sorgfalt eingeübt. Wir gingen alſo hinein; ich machte meine Reverenz vor Anne Lenes Großmutter, und trank, um mich ſchon jetzt meiner zierlichen Partnerin würdig zu zeigen, meinen Kaffee mit beſonderer Behutſamkeit. Späterhin, als mein Vater in's Zimmer getreten war und ſich mit ſeiner alten Freundin in geſchäftliche Angelegenheiten vertiefte, nahm meine Mutter uns mit in die gegenüberliegende Stube und ſetzte ſich an das aufgeſchlagene Clavier. Sie hatte den Don Juan auf's Tapet gelegt. Wir traten einander gegenüber und ich machte mein Compliment, wie der Tanzmeiſter es mich gelehrt hatte. Meine Dame nahm es huldvoll auf, ſie neigte ſich höfiſch, ſie erhob ſich wieder und als die Melodie erklang: „Du reizeſt mich vor Allen: Zerlinchen tanz mit mir,“ da glitten die kleinen Füße in den Corduanſtiefelchen über den Boden, als ginge es über eine Spiegelfläche hin. Mit der einen Hand hielt ſie den aufgeſchlagenen Fächer gegen die Bruſt gedrückt, während die Fingerſpitzen der anderen das Kleid empor heben. Sie lächelte; das feine Geſichtchen ſtrahlte ganz von Stolz und Anmuth. Meine Mutter, während wir hin- und herchaſſirten, uns näherten und verneigten, ſah ſchon lange nicht mehr auf ihre Taſten; auch ſie, wie ihr Sohn, ſchien die Augen nicht abwenden zu können von der kleinen ſchwebenden Geſtalt, die in graziöſer Gelaſſenheit die Touren des alten Tanzes vor ihr ausführte.

Wir mochten auf dieſe Weiſe bis zum Trio gelangt ſein, als die Stubenthür ſich langſam öffnete und ein dickköpfiger Nachbarsjunge hereintrat, der Sohn eines Schuhflickers, der mir an Werkeltagen bei meinem Räuber- und Soldatenſpiel die vortrefflichſten Dienſte leiſtete. „Was will der?“ fragte Anne Lene, als meine Mutter einen Augenblick inne hielt. — „Ich wollte mit Marx ſpielen,“ ſagte der Junge, und ſah verlegen auf ſeine groben Nagelſchuhe.

„Setze Dich nur, Simon,“ erwiderte meine Mutter, „bis der Tanz aus iſt; dann könnt ihr alle mit einander in den Garten gehen.“ Damit nickte ſie zu uns hinüber, und begann das Trio zu ſpielen.

Ich avancirte; aber Anne Lene kam mir nicht entgegen; ſie ließ die Arme herab hängen und muſterte mit unverkennbarer Verdroſſenheit den ſtruppigen Kopf meines Spielcameraden.

„Nun,“ fragte meine Mutter, „ſoll Simon nicht ſehen, was Ihr gelernt habt?“

Allein die kleine Patrizierin ſchien durch die Gegegenwart dieſer Werkeltags-Erſcheinung in ihrer idealen Stimmung auf eine empfindliche Weiſe geſtört zu ſein. Sie legte den Fächer auf den Tiſch und ſagte: „Laß Marx nur mit dem Jungen ſpielen.“

Ich fühle noch jetzt mit Beſchämung, daß ich dem ſchönen Kinde zu gefallen, wenn auch nicht ohne ein deutliches Vorgefühl von Reue, meinen plebejiſchen Günſtling fallen ließ. „Geh nur, Simon,“ ſagte ich mit einiger Beklemmung, „ich habe heute keine Luſt zu ſpielen!“ Und der arme Junge rutſchte von ſeinem Stuhle und ſchlich ſich ſchweigend wieder von dannen.

Meine Mutter ſah mich mit einem durchdringenden Blick an; und ſowohl ich wie Anne Lene, als dieſe ſpäterhin in ein näheres Verhältniß zu unſerem Hauſe trat, haben noch manche kleine Predigt von ihr hören müſſen, die aus dieſer Geſchichte ihren Text genommen hatte. Damals aber hatten die kleinen tanzenden Füße mein ganzes Knabenherz verwirrt. Ich dachte nichts als Anne Lene; und als ich ihr am Montage darauf ein vergeſſenes Arbeitskörbchen in's Haus brachte, hatte ich es zuvor ganz mit Zuckerplättchen angefüllt, deren Ankauf mir nur durch Aufopferung meiner ganzen kleinen Baarſchaft möglich geworden war.

* * *

Etwa ein Jahr ſpäter kam ich eines Nachmittags auf der Heimkehr von einer Ferienreiſe an Anne Lenes Wohnung vorüber. Da die Hausthür offen ſtand, ſo fiel es mir ein hinein zu gehen, um eine Kleinigkeit, die ich unterwegs für ſie eingehandelt hatte, ſchon jetzt in ihre Hand zu legen. Ich trat in den Flur und blickte durch die Glasſcheiben der Stubenthür; aber ich gewahrte Niemanden. Es war eine ſeltſame Einſamkeit im Zimmer; der weiße Sand lag ſo unberührt auf der Diele, und drüben der Spiegel war mit weißen Damaſttüchern zugeſteckt. Während ich dies betrachtete und eine unbewußte

Scheu mich hinderte hineinzutreten, hörte ich in der Tiefe des Hauſes eine Thür gehen, und bald darauf ſah ich meinen Vater mit einem ſchwarz gekleideten Kinde an der Hand auf mich zukommen. Es war Anne Lene; ihre Augen waren vom Weinen geröthet, und über der ſchwarzen Florkrauſe erſchienen das blaſſe Geſichtchen und die feinen goldklaren Haare noch um vieles zärtlicher, als ſonſt. Mein Vater begrüßte mich und ſagte dann, indem er ſeine Hand auf den Kopf des Mädchens legte: „Ihr werdet jetzt Geſchwiſter ſein; Anne Lene wird als meine Mündel von nun an in unſerem Hauſe leben, denn ihre Großmutter, Deine alte Freundin, iſt geſtorben.“

Ich hörte eigentlich nur den erſten Theil dieſer Nachricht; denn die beſtimmte Ausſicht, nun fortwährend in Geſellſchaft des anmuthigen Mädchens zu ſein, erregte in meiner Phantaſie eine Reihe von heiteren Vorſtellungen, die mich den Ort, an welchem wir uns befanden, vollſtändig vergeſſen machten. Ich merkte es kaum, als Anne Lene ihre Arme um meinen Hals legte und mich küßte, während ihre Thränen mein Geſicht benetzten.

Einige Tage darauf fand das Leichenbegängniß ſtatt, mit aller Feierlichkeit patriziſchen Herkommens, ſo wie die Verſtorbene es bei Lebzeiten in allen Punkten ſelbſt verordnet hatte. Ich befand mich mit meiner Mutter und Anne Lene im Sterbehauſe. Noch ſehr wohl erinnere ich mich, wie das Geläute der Glocken, die gedämpfte Redeweiſe, in der alle die ſchwarzen Leute mit einander verkehrten, und die koloſſalen, florbehangenen Wachskerzen, welche brennend vor dem Sarge hinaus getragen wurden, ein angenehmes Feiertagsgefühl in mir erregten, das dem unwillkürlichen Grauen vor dieſem Gepränge vollkommen die Wage hielt.

Am andern Tage begann der werktägige Gang des Lebens wieder. Anne Lene war nun zwar mit mir in einem Hauſe, aber die Zeit unſeres Beiſammenſeins beſtand nicht mehr wie ſonſt nur in ſonntäglichen Spielſtunden. Meine Hausarbeiten für das Gymnaſium wurden von meinem Vater noch ſtrenger überwacht als ſonſt, und Anne Lene war außer ihren Schulſtunden meiſt unter der Aufſicht der Mutter beſchäftigt. Während meiner Freiſtunden nahmen die eigentlichen Knabenſpiele einen immer größern Raum ein, und ich habe meine kleine Freundin nie bewegen können unſere Räuberſpiele mitzumachen oder auch nur in dem türkiſchen Zelte Platz zu nehmen, das ich von alten Teppichen in der Spitze eines Birnbaumes aufgeſchlagen hatte.

Nur eine Freude blieb uns faſt während unſerer ganzen Jugend gemeinſchaftlich. — Die Ländereien des Staatshofes waren ſeit dem Tode der alten Frau Rathmann an einen benachbarten Hofbeſitzer verpachtet, während man das Wohnhaus mit der Werfte unter der Aufſicht der alten Wieb und ihres Mannes ließ. Da der Hof nur eine halbe Stunde von der Stadt lag, ſo war uns ein für alle Mal erlaubt, Sonntags nach Tiſche dort hinaus zu gehen. Und wie oft ſind wir dieſen Weg gegangen! Auf der ebenen Marſchlandſtraße bis zum Dorfe und dann ſeitwärts über die Fennen von einem Heck zum andern, bis wir die dunkle Baumgruppe des Hofes erreicht hatten, die ſchon beim Austritt aus der Stadt auf der weiten Ebene ſichtbar war. Wie oft beim Gehen wandten wir uns um und maaßen die Strecke, die wir ſchon zurückgelegt hatten, und ſahen zurück nach den Thürmen der Stadt, die im Sonnendufte hinter uns lagen! Denn mir iſt, als habe an jenen

Sonntag-Nachmittagen immer die Sonne geſchienen und als ſei die Luft über dieſer endloſen grünen Wieſenfläche immer voll von Lerchengeſang geweſen.

Den alten Eheleuten auf dem Hofe war im untern Stock des Hauſes ein früher von der Familie bewohntes Zimmer zu Benutzung angewieſen; allein ſie bewohnten nach eigener Wahl nach wie vor das Geſindezimmer, da dieſes mit dem Stall und den übrigen Wirthſchaftsräumen in Verbindung ſtand. Gewöhnlich kam uns der alte Marten in ſonntäglich weißen Hemdärmeln ſchon vor dem Thore entgegen und reichte uns in ſeiner ſchweigſamen Art die Hand; er konnte es nicht laſſen, nach ſeinen jungen Gäſten auszuſehen. Hatten wir uns etwas verſpätet, ſo trafen wir ihn wohl ſchon auf unſerem Wege draußen auf den Fennen, ſeinen unzertrennlichen Begleiter, den Springſtock, auf der Schulter; und während Anne Lene auf dem Fußbrett um die Hecken ging, lehrte er mich nach Landesweiſe über die Gräben zu „ſetzen." Im Zimmer drinnen pflegte dann auf dem langen blank geſcheuerten Tiſche ſchon der Kaffeekeſſel ſeinen Duft zu verbreiten, und die alte Wieb, wenn ſie mir die Hand gegeben und ihrem Lieblingskinde die heißen Haare von der Stirn geſtrichen hatte, ſchenkte uns viele Taſſen ein, ſo viele, als wir immer trinken konnten, und dann noch eine „für's Nöthigen,“ wie ſie ſagte. Wenn wir uns auf dieſe Weiſe erquickt hatten und das Geſchirr wieder abgeräumt war, holte die Alte ihr Rad aus dem Winkel hinter der Tragkiſte hervor und begann zu ſpinnen. Sie ließ dann wohl den Faden durch Anne Lenes Finger gleiten und zeigte uns die Glätte und Feinheit deſſelben; denn, wie ſie mir ſpäter einmal vertraute, es ſollte aus dem Flachſe, den ſie Sonntags ſpann, das Brautlinnen für ihre junge Herrſchaft gewebt werden. — Aber es duldete uns nicht lange neben ihr; wir ruhten nicht, bis ſie uns ihr großes Schlüſſelbund eingehändigt hatte, in deſſen Beſitz wir dann die dunkle Treppe nach dem obern Stockwerk hinaufſtiegen und eine nach der andern die Thüren zu den verödeten Zimmern aufſchloſſen, in denen die feuchte Marſchluft ſchon längſt an Decken und Wänden ihren Zerſtörungsproceß begonnen hatte. Wir betraten dieſe Räume mit einer lüſternen Neugierde, obgleich wir wußten, daß nichts darin zu ſehen ſei, als die halb erloſchenen Tapeten und etwa in dem einen

Seitenzimmer das leere Bettgeſtell der verſtorbenen Beſitzer. Wenn wir zu lange blieben, rief die Alte uns wohl herunter und ſchickte uns in den Garten, der vor dem Hauſe lag. Aber die Einſamkeit, die oben in den verlaſſenen Zimmern herrſchte, war auch dort. Wohin man ſehen mochte, zwiſchen den hohen Sträuchern hing das Geſpinnſt der Jungfernrebe; über den mit Gras bewachſenen Steigen in den rothblühenden Himbeerbüſchen hatten die Wespen ihre pappenen Neſter aufgehangen. Obwohl ſeit Jahren keine pflegende Hand dort gewaltet, ſo wuchs doch Alles in der größten Ueppigkeit durcheinander, und Mittags in der ſchwülen Sommerzeit, wenn Jasmin, und Caprifolien blühten, lag die alte Hauberg wie im Duft begraben. — Anne Lene und ich drangen gern auf's Gerathewohl in dieſen Blüthenwald hinein, um uns den Reiz eines gefahrloſen Irregehens zu verſchaffen; und nicht ſelten glückte es, daß wir uns nach der feuchten Laube im Winkel des Gartens hinzuarbeiten meinten, und ſtatt deſſen unerwartet vor dem alten Pavillon ſtanden, welcher jetzt zur zeitweiſen Aufbewahrung von Sommerfrüchten diente. Dann ſahen wir durch die erblindeten Fenſterſcheiben nach dem zärtlichen Schäferpaar hinüber, das noch immer, wie vor Jahren, auf der Mitte der Wand im Graſe kniete, und rüttelten vergebens an den Thüren, welche von der alten Wieb ſorgfältig verſchloſſen gehalten wurden; denn der Fußboden drinnen war unſicher geworden und hier und dort konnte man durch die Ritzen in den Dielen auf das darunter ſtehende Waſſer ſehen.

So verging die Zeit. — Anne Lene war, ehe ich mich deſſen verſehen, ein erwachſenes Mädchen geworden, während ich noch kaum zu den jungen Menſchen zählte. Ich bemerkte dies eigentlich erſt, als ſie eines Tages mit veränderter Friſur in's Zimmer trat. Seitdem ſie ſelbſt für ihre Kleidung ſorgte, war dieſe faſt noch einfacher als zuvor; beſonders liebte ſie die weiße Farbe, ſo daß mir dieſe in der Erinnerung von der Vorſtellung ihrer Perſönlichkeit faſt unzertrennbar geworden iſt. Nur einen Luxus trieb ſie; ſie trug immer die feinſten engliſchen Handſchuhe, und da ſie deſſen ungeachtet ſich nicht ſcheute überall damit hinzufaſſen, ſo mußte das getragene Paar bald durch ein neues erſetzt werden. Meine bürgerlich ſparſame Mutter ſchüttelte vergebens darüber den Kopf. Aus dem nachgelaſſenen Schmuckkäſtchen ihrer Großmutter nahm ſie an ihrem Confirmationstage ein kleines Kreuz von Diamanten, das ſie ſeitdem an einem ſchwarzen Bande um den Hals trug. Sonſt habe ich niemals einen Schmuck an ihr geſehen.

* * *

Die Zeit rückte heran, wo ich zum Studium der Arzneiwiſſenſchaft die Univerſität beſuchen ſollte. — In Anne Lenes Geſellſchaft machte ich meinen Abſchiedsbeſuch bei unſern alten Freunden auf dem Staatshof. Wir kamen eben von einer Fenne, wo der Pächter, wie es dort gebräuchlich iſt, ſeine Rapsſaaternte auf einem großen Segel ausdreſchen ließ. Nach der Sitte des Landes, die bei der ſchweren Arbeit den Leuten in jeder Weiſe geſtattet ſich die Bruſt zu lüften, waren wir mit einem ganzen Schauer von Schimpf- und Neckworten überſchüttet worden; weder meine rothe Schülermütze, noch meine damals allerdings „in's Kraut geſchoſſene“ Figur war verſchont geblieben. Auch Anne Lene hatte ihr Theil bekommen; aber man wußte kaum, waren es Spottreden oder unbewußte Huldigungen; denn Alles bezog ſich am Ende doch nur auf den Gegenſatz ihres zarten Weſens zu der derben und etwas ſchwerfälligen Art des Landes. Und in der That, wenn man ſie betrachtete, wie der Sommerwind ihr die kleinen goldklaren Locken von den Schläfen hob, und wie ihre Füße ſo leicht über das Gras dahin ſchritten, ſo konnte man kaum glauben, daß ſie hier zu Haus gehöre. Das kleine Kreuz, welches an dem ſchwarzen Bändchen an ihrem Halſe funkelte, mochte bei den Arbeitern dieſen Eindruck noch vermehren helfen.

Als wir auf die Werfte kamen, fanden wir die alte Wieb in Zank mit einer Bettlerin vor der Hausthür ſtehen, die ſie vergeblich abzuweiſen ſuchte. Die leidenſchaftlichen Geberden dieſes noch ziemlich jungen Weibes waren mir wohl bekannt; ſie ging auch in der Stadt alle Sonnabend von Thür zu Thür, und zehrte dabei ſeit Jahren an dem Gedanken, daß ſie von dem alten Rathmann van der Roden, dem in ſeiner Amtsführung die obervormundſchaftlichen Angelegenheiten übertragen waren, um ihr mütterliches Erbtheil betrogen ſei. Sie war infolge derartiger Aeußerungen ſchon mehrfach zur Strafe gezogen: und jetzt ſchien ſie, nach dem beiderſeitigen Betragen zu urtheilen, feſt entſchloſſen, auch der alten Dienerin der van der Reden'ſchen Familie dieſe verhaßte Geſchichte vorzutragen.

Die Streitenden rührten ſich bei unſerer Ankunft in ihrem Eifer nicht von der Stelle, und da wir nach dem Flur zwiſchen beiden hindurch mußten, ſo nahm Anne Lene ihr Kleid zuſammen, um nicht an das der Bettlerin zu ſtreifen.

Aber dieſe vertrat ihr den Weg. „Ei, ſchöne Mamſell,“ ſagte ſie, indem ſie einen tiefen Knix vor ihr machte und mit einer abſcheulichen Koketterie ihre durchlöcherten Röcke ſchwenkte, „habe Sie keine Angſt, meine Lumpen ſind alle gewaſchen! Freilich die ſeidenen Bändchen ſind längſt davon, und die Strümpfe, die hat Dein Großvater ſelig mir ausgezogen; aber wenn Dir die Schuhe noch gefällig ſind?“

Und bei dieſen Worten zog ſie die Schlumpen von den nackten Füßen und ſchlug ſie an einander, daß es klatſchte. „Greif zu, Goldkind,“ rief ſie, „greif zu! Es ſind Bettelmannsſchuhe, Du kannſt ſie bald gebrauchen.“

Anne Lene ſtand ihr völlig regungslos gegenüber;

Wieb aber, deren Augen mit großer Aengſtlichkeit an ihrer jungen Herrin hingen, griff in die Taſche und drückte der Bettlerin eine Münze in die Hand. „Geh nun, Trin',“ ſagte ſie, „Du kannſt zur Nacht wiederkommen; was haſt Du nun noch hier zu ſuchen?“

Allein dieſe ließ ſich nicht abweiſen. Sie richtete ſich hoch auf, indem ſie mit einem Ausdruck überlegenen Hohnes auf die Alte herabſah. „Zu ſuchen?“ rief ſie, und verzog ihren Mund, daß das blendende Gebiß zwiſchen den Lippen hervortrat. „Mein Muttergut ſuch' ich, womit Ihr die Löcher in Eurem alten Dache zugeſtopft habt.“

Wieb machte Miene, Anne Lene in's Haus zu ziehen.

„Bleib Sie nur, Mamſell,“ ſagte das Weib und ließ die empfangene Münze in die Taſche gleiten, „ich gehe ſchon; es iſt hier doch nichts mehr zu finden. Aber,“ fuhr ſie fort, mit einer geheimnißvollen Geberde ſich gegen die Alte neigend, „auf Deinem Heuboden ſchlafe ich nicht wieder. Es geht was um in Eurem Hauſe, das pflückt des Nachts den Mörtel aus den Fugen. Wenn nur das alte hoffärtige

Weib noch mit darunter ſäße, damit Ihr alle auf einmal Euren Lohn bekämet!“

Auf Anne Lenes Antlitz drückte ſich ein Erſtaunen aus, als ſei ſie durch dieſe Worte wie von etwas völlig Unmöglichem betroffen worden. „Wieb,“ rief ſie, „was ſagt ſie? Wen meint ſie, Wieb?“

Mich übermannte bei dem Anblick meiner jungen hülfloſen Freundin der Zorn; und ehe das Weib zu einer Antwort Zeit gewann, packte ich ſie am Arm und zerrte ſie den Hof hinunter bis hinaus auf den Weg. Aber noch als ich das Gitterthor hinter ihr zugeworfen hatte und wieder auf die Werfte hinauf ging, hörte ich ſie ihre leidenſchaftlichen Verwünſchungen ausſtoßen. „Geh nach Haus, Junge,“ ſchrie ſie mir nach, „Dein Vater iſt ein ehrlicher Mann; was läufſt Du mit der Dirne in der Welt umher!“

Drinnen im Geſindezimmer fand ich Anne Lene vor ihrer alten Wärterin auf den Knien liegen, den Kopf in ihren Schooß gedrückt. „Wieb,“ ſprach ſie leiſe, „ſag mir die Wahrheit, Wieb!“

Die Alte ſchien um Worte verlegen. Sie ſchalt auf die Bettlerin, und redete dies und das von allgemeinen Dingen, indem ſie ihre rauhe Hand liebkoſend über das Haar ihres Lieblings hingleiten ließ. „Was wird es ſein," ſagte ſie, „Dein Großvater und Dein Urgroßvater waren große Leute; die Armen ſind immer den Reichen heimlich feind!"

Anne Lene, die bis dahin ruhig zugehört hatte, erhob den Kopf und ſah ſie zweifelnd an. „Es mag doch wohl anders geweſen ſein, Wieb," ſagte ſie traurig, „Du mußt mich nicht belügen!"

Was weiter zwiſchen den Beiden geſprochen worden, weiß ich nicht; denn ich verließ nach dieſen Worten das Zimmer, da ich glaubte, die Alte werde das Gemüth des Mädchens leichter zur Ruhe ſprechen, wenn ſie allein ſich gegenüber wären. — Aber nach einigen Tagen war das Diamantkreuz von Anne Lene's Hals verſchwunden, und ich habe dieſes Zeichen alten Glanzes niemals wieder von ihr tragen ſehen.

⁂

Ich mochte etwa ein Jahr lang in der Univerſitätsſtadt geweſen ſein, als ich durch einen Brief meines Vaters die Nachricht von Anne Lenes Verlobung mit einem jungen Edelmann erhielt. Er theilte mir die Sache mit, ohne ein Wort der Billigung oder Mißbilligung von ſeiner Seite hinzuzufügen. — Der Bräutigam war mir wohl bekannt; ſeine Familie ſtammte aus unſerer Stadt, und er ſelbſt hatte ſich kurz vor meiner Abreiſe wegen einer Erbſchaftsangelegenheit dort aufgehalten. Da er ſich meines Vaters als Geſchäftsbeiſtandes bediente und keine weiteren Bekanntſchaften in der Stadt hatte, ſo war er in unſerem Hauſe ein oft geſehener Gaſt geworden. — Mir waren die blanken braunen Augen dieſes Menſchen vom erſten Augenblick an zuwider geweſen; und auch jetzt noch ſchienen ſie mir nichts Gutes zu verſprechen. Doch ſagte ich mir ſelbſt, daß dieſe Meinung keine unparteiiſche ſei. Ich war von dem Herrn Kammerjunker als ein junger bürgerlicher Menſch von vorn herein mit einer mir ſehr empfindlichen Oberflächlichkeit behandelt worden; er hatte in meiner Gegenwart in der Regel gethan, als ob ich gar nicht vorhanden ſei; was aber das Schlimmſte war, ich hatte zu bemerken geglaubt, daß er meiner jungen Freundin nicht in gleichem Grade wie mir mißfallen wollte.

Obgleich die ſeit meiner Knabenzeit in mir keimende Neigung für Anne Lene, da ſie keine Erwiderung gefunden, niemals zur Entfaltung gekommen war, ſo wurde ich doch jetzt durch die Nachricht ihrer Verbindung mit einem mir ſo verhaßten Manne auf das Heftigſte erſchüttert und, ich darf wohl ſagen, beunruhigt. Meine Phantaſie ließ nicht nach, mir die kleinſten Züge ſeines Weſens wieder und wieder vor Augen zu führen; und beſonders mußte ich mich eines übrigens geringfügigen Vorfalles erinnern, der mich gegen die Natur dieſes Menſchen in völligen Widerſpruch ſetzte.

Es war im Spätſommer; unſere Familie ſaß in der Liguſterlaube beim Nachmittagskaffee, wozu außer dem alten Syndicus auch der Kammerjunker ſich eingefunden hatte. Die Herren mochten, ehe ich hinzukam, geſchäftliche Sachen erörtert haben; denn das alte Porzellanſchreibzeug meines Vaters ſtand neben dem übrigen Geſchirr auf dem Tiſche. Anne Lene ging in ſtiller Geſchäftigkeit ab und zu; bald um im Hauſe die Bunzlauer Kanne auf's Neue zu füllen, bald um die Wachskerze für die Thonpfeife des Syndicus anzuzünden, die über dem Plaudern immer wieder ausging. Das Geſpräch der beiden älteren Herren hatte ſich mittlerweile auf ſtädtiſche Angelegenheiten gewandt, welche für den Fremden wenig Intereſſe boten. Er hatte die Arme vor ſich auf den Tiſch geſtreckt und ſchien ſeinen eigenen Gedanken nachzugehen; nur wenn draußen zwiſchen den ſonnigen Beeten das Kleid des jungen Mädchens ſichtbar wurde, hob er die Augenlider und ſah nach ihr hinüber. Es war in dieſem läſſigen Anſchauen etwas, das mich in einen ohnmächtigen Zorn verſetzte; zumal als ich ſah, wie Anne Lene die Augen niederſchlug und ſich, wie um Schutz zu ſuchen, an meiner Mutter Seite auf das äußerſte Ende der Bank ſetzte. Der Kammerjunker, ohne ſie weiter zu beachten, haſchte eine Mücke, die eben an ihm vorüberflog. Ich ſah, wie er ſie an den Flügeln ſorgſam zwiſchen ſeinen Fingern hielt; wie er den Kopf herabneigte und die hülfloſen Bewegungen des Geſchöpfes mit Aufmerkſamkeit zu betrachten ſchien. Nach einer Weile nahm er die neben ihm liegende Schreibfeder, tauchte ſie in das Dintefaß und begann nun nach einander Kopf und Bruſtſchild ſeines kleinen Opfers in langſamen Zügen damit zu beſtreichen. Bald aber änderte er ſein Verfahren; er zog die Feder zurück und führte ſie wie zum Stoße wiederholt gegen die Bruſt der Creatur, welche mit den feinen Füßen die auf ſie eindringende Spitze vergebens abzuwehren ſtrebte. Seine blanken Augen waren ganz in dies Geſchäft vertieft. Endlich aber ſchien er deſſen überdrüſſig zu werden; er durchſtach das Thier und ließ es vor ſich auf den Tiſch fallen, indem er zugleich eine Frage meines Vaters beantwortete, die ſeine Aufmerkſamkeit erregt haben mochte. — Ich hatte wie gebannt dieſem Vorgange zugeſehen, und Anne Lene ſchien es ebenſo ergangen; denn ich hörte ſie aufathmen, wie Jemand, der von einem auf ihm laſtenden Druck mit einem Male befreit wird.

Einige Tage darauf vermißten wir Anne Lene bei der Mittagstafel, was ſonſt niemals zu geſchehen pflegte. — Als ich, um ſie zu ſuchen, in den Garten trat, begegnete mir der Kammerjunker, der wie gewöhnlich mit einem halben Kopfnicken an mir vorbeipaſſirte. Da ich Anne Lene nicht gewahrte, ſo ging ich in den untern Theil des Gartens, in welchem mein Vater eine kleine Baumſchule angelegt hatte. Hier ſtand ſie mit dem Rücken an einen jungen Apfelbaum gelehnt. Sie ſchien ganz einem innern Erlebniß zugewendet; denn ihre Augen ſtarrten unbeweglich vor ſich hin, und ihre kleinen Hände lagen feſt geſchloſſen auf der Bruſt. Ich fragte ſie: „Was iſt denn Dir begegnet, Anne Lene?“ Aber ſie ſah nicht auf; ſie ließ die Arme ſinken und ſagte: „Nichts, Marx; was ſollte mir begegnet ſein?“ Zufällig aber hatte ich bemerkt, daß die Krone des kleinen Baumes wie von einem Pulsſchlage in gleichmäßigen Pauſen erſchüttert wurde, und es überkam mich eine Ahnung deſſen, was hier geſchehen ſein könne; zugleich ein Reiz, Anne Lene fühlen zu laſſen, daß ſie mich nicht zu täuſchen vermöge. Ich zeigte mit dem Finger in den Baum und ſagte: „Sieh nur, wie Dir das Herz klopft!“

Dieſe Vorfälle, welche damals bei der kurz danach erfolgten Abreiſe des Kammerjunkers bald von mir vergeſſen waren, ließen nun nicht ab mich zu beunruhigen, bis ſie endlich von den Leiden und Freuden des Studentenlebens auf's Neue in den Hintergrund gedrängt wurden.

* * *

Ich habe nicht von mir zu reden.

Etwa zwei Jahre ſpäter um Oſtern kehrte ich als junger Doctor promotus in die Heimath zurück. Schon vorher hatte man mir geſchrieben, daß das fortdauernde Sinken der Landpreiſe den Verkauf des Staatshofes nöthig machen werde, und daß Anne Lene aus einer immerhin noch reichen Erbin wahrſcheinlich ein armes Mädchen geworden ſei. Nun erfuhr ich noch dazu, daß auch ihre Verlobung ſich aufzulöſen ſcheine. Die Briefe des Bräutigams waren allmälig ſeltener geworden und ſeit einiger Zeit ganz ausgeblieben. Anne Lene hatte das ohne Klage ertragen; aber ihre Geſundheit hatte gelitten und ſie befand ſich gegenwärtig ſchon ſeit einigen Wochen zu ihrer Erholung draußen auf dem Staatshof, wo man eins der kleineren Zimmer in dem oberen Stockwerk für ſie in Stand geſetzt hatte.

Obwohl ich ſeit ihrem Brautſtande nicht an ſie geſchrieben, ſo konnte ich doch nicht unterlaſſen, noch am Tage meiner Ankunft zu ihr hinaus zu gehen. — Es war ſchon ſpät Nachmittags, als ich den Staatshof erreichte. Die alte Wieb fand ich draußen auf dem Wege an einem Heck ſtehend, von wo ein Fußſteig über die Fennen nach dem Deiche zu führte. Sie hatte mich nicht kommen ſehen, da ſie den Rücken gegen den Weg kehrte, und als ich unvermerkt ihre harte Hand erfaßte, vermochte ſie mich erſt nicht zu erkennen. Bald aber trat ein Ausdruck der Freude in das alte Geſicht, und ſie ſagte: „Gott ſei Dank, daß Du da biſt, Marx! So eine treue Seele thut uns gerade noth!“

„Wo iſt Anne Lene?“ fragte ich. Die Alte zeigte mit der Hand in's Land hinaus und ſagte bekümmert: „Da geht ſie wieder in der Abendluft!“

Etwa auf dem halben Wege nach dem Hafdeiche, der hier nördlich von dem Hofe die Landſchaft gegen das Meer hin abſchließt, ſah ich eine weibliche Geſtalt über die Fennen gehen. „Setz nur den Keſſel an's Feuer, Wieb,“ ſagte ich „ich will ſie holen, wir kommen bald zurück.“ — Nach einer Weile hatte ich Anne Lene erreicht. Als ich ihren Namen rief, ſtand ſie ſtill und wandte den Kopf nach mir zurück. Ich fühlte plötzlich, wie viel von ihrem Bilde in meiner Erinnerung erloſchen ſei. So lieblich hatte ich ſie mir nicht gedacht; und doch war ſie dieſelbe noch; nur ihre Augen ſchienen dunkler geworden und die Linien des zarten Profils waren ein wenig ſchärfer gezogen als vor Jahren. Ich faßte ihre beiden

Hände. „Liebe Anne Lene," ſagte ich, „ich bin eben angekommen; ich wollte Dich noch heute ſehen!"

„Ich danke Dir, Marx," erwiderte ſie, „ich wußte, daß Du dieſer Tage kommen würdeſt." — Aber ihre Gedanken ſchienen nicht bei dieſem Willkommen zu ſein; denn ſie wandte die Augen ſogleich wieder von mir ab und begann auf dem Fußſteige weiter zu gehen. „Begleite mich noch ein wenig," fuhr ſie fort, „wir gehen dann zuſammen nach dem Hof zurück."

„Aber es wird kalt, Anne Lene?"

„O, es iſt nicht ſo kalt," ſagte ſie, indem ſie das große Shawltuch feſter um die Schultern zog. — So gingen wir denn weiter. Ich ſuchte allerlei Geſpräch; aber keines wollte gelingen. Es wurde ſchon abendlich; ein feuchter Nordweſt wehte vom Meer über die Landſchaft, und vor uns auf dem Hafdeich ſah man gegen den braunen Abendhimmel einzelne Fuhrwerke wie Schattenſpiel vorbeipaſſiren. Nach einer Weile bemerkte ich einen Mann an der Seite des Deiches herabſteigen und uns auf dem Fußwege entgegen gehen. Es war der Poſtbote, der zweimal in der Woche für die Hofbeſitzer die Briefe aus der Stadt holte. Ich fühlte, wie Anne Lene ihren Schritt beeilte, da er in unſere Nähe kam. „Haſt Du etwas für mich, Carſten?“ fragte ſie und ſuchte dabei in ihrer Stimme vergebens eine innere Unruhe zu verbergen.

Der Bote blätterte in ſeiner Ledertaſche zwiſchen den Briefen umher. „Für dieſes Mal nicht, liebe Mamſell!“ ſagte er endlich mit einer verlegenen Freundlichkeit, indem er die aufgehobene Klappe wieder über ſeine Taſche fallen ließ. Er mochte ihr dieſe Antwort ſchon oft gegeben haben. Anne Lene ſchwieg einen Augenblick. „Es iſt gut, Carſten,“ ſagte ſie dann, „Du kannſt erſt mit uns gehen und Abendbrot eſſen.“ — Sie ſchien das Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben; denn ſie kehrte bei dieſen Worten um, und wir gingen mit dem Boten nach dem Hofe zurück. Die Dämmerung war ſchon ſtark hereingebrochen. Von dem Ackerſtücke, an welchem wir vorüber kamen, vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel, die unſichtbar in den Furchen lagen; mitunter flog ein Kiebitz ſchreiend vor uns auf und auf den Weiden ſtand das Vieh in dunklen unkenntlichen Maſſen beiſammen. — Wir hatten auf dem Rückwege, als geſchehe es im Einverſtändniß, kein Wort mit einander gewechſelt; als wir ſchon faſt im Dunkeln auf der Werfte angelangt waren, ergriff Anne Lene meine Hand. „Gute Nacht, Marx," ſagte ſie, „verzeihe mir; ich bin müde, ich muß ſchlafen; nicht wahr, Du kommſt recht bald einmal wieder zu uns heraus!" Mit dieſen Worten trat ſie in die Hausthür, und bald hörte ich, wie ſie die Treppe nach ihrem Zimmer hinauf ging.

Ich begab mich zu den alten Hofleuten, die in Geſellſchaft des Boten am warmen Ofen bei ihrem Abendthee ſaßen. Wieb entfernte ſich einen Augenblick, um Anne Lene ein Licht hinauf zu bringen; dann nöthigte ſie mich an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen, und ich mußte erzählen und erzählen laſſen. Darüber war es ſpät geworden, ſo daß ich nicht mehr zur Stadt zurück gehen mochte. Ich bat meine alte Freundin, mir eine Streu in ihrer Stube aufzuſchütten, und ſchlenderte, während dies geſchah, in den Garten hinaus. Da ich in das Bosquet an der nördlichen Seite kam, bemerkte ich, daß Anne Lene noch Licht in ihrem Zimmer habe. Ich lehnte mich an einen Baum und blickte hinauf. Es ſchien Alles ſtill darinnen. Plötzlich aber entſtand hinter den Fenſtern eine ſtarke Helligkeit, die eine Zeit lang in die kahlen Büſche des Gartens hinaus leuchtete und dann allmälig wieder verſchwand. Mich überkam, während ich ſo im Dunkeln ſtand, eine unbeſtimmte Beſorgniß, und, ohne mich lange zu bedenken, ging ich durch die Hinterthür in's Haus und die Treppe nach Anne Lenes Zimmer hinauf.

Die Thür war nur angelehnt. Anne Lene ſaß an einem Tiſchchen mit den Füßen gegen den Ofen, in welchem ein helles Feuer brannte. Unter der Schnur eines Päckchens, das auf ihrem Schooße lag, zog ſie einen Brief hervor; ſie entfaltete ihn und ſchien aufmerkſam darin zu leſen. Nach einer Weile bewegte ſie die Hand ein wenig, ſo daß das Papier von der Flamme des neben ihr auf dem Tiſche ſtehenden Lichtes ergriffen wurde. Ihr Geſicht trug dabei einen ſolchen Ausdruck von Troſtloſigkeit, daß ich unwillkürlich ausrief: „Anne Lene, was treibſt Du da?“

Sie blieb ruhig ſitzen, ohne ſich nach mir umzuwenden, und ließ den Brief in ihrer Hand verbrennen.

„Sie ſind kalt,“ ſagte ſie, „ſie ſollen heiß werden!“

Ich war mittlerweile in’s Zimmer getreten und hatte mich neben ihren Stuhl geſtellt. Plötzlich, wie von einem raſchen Entſchluß getrieben, ſtand ſie auf und legte beide Hände feſt um meinen Hals; ſie wollte zu mir ſprechen, aber ihre Thränen brachen unaufhaltſam hervor, und ſo drückte ſie den Kopf gegen meine Bruſt und weinte eine lange Zeit, in welcher ich nichts thun konnte, als ſie ſtill in meinen Armen halten. „Nein, Marx,“ ſagte ſie endlich und mühte ſich, ihrer Stimme einen feſteren Klang zu geben, „ich verſpreche es Dir, ich will nicht länger auf ihn warten.“

„Haſt Du ihn denn ſo ſehr geliebt, Anne Lene?“

Sie richtete ſich auf und ſah mich an, als müſſe ſie erſt nachſinnen über dieſe Frage. Dann ſagte ſie langſam: „Ich weiß es nicht — das iſt auch einerlei.“

Ich blieb noch eine Weile bei ihr, und allmälig wurde ſie ruhiger. Sie verſprach mir, Muth zu faſſen, mir und unſerer Mutter zu Liebe; ſie wollte arbeiten, ſie wollte in der kleinen Wirthſchaft der alten Wieb die Anfänge des Landhaushaltes lernen, damit ſie einmal als Wirthſchafterin ihr Brot verdienen könne.

Sie ſah dabei faſt mitleidig auf ihre kleinen Hände, deren Schönheit ſie der Noth des Lebens opfern wollte. Nur zur Rückkehr nach der Stadt vermochte ich ſie nicht zu bewegen. „Nein, nicht unter Menſchen!“ ſagte ſie und ſah mich bittend an, „laß mich hier, Marx, ſo lange es mir noch geſtattet iſt; aber komm oft einmal heraus zu uns!“

So verließ ich ſie an dieſem Abend; aber ich ging von nun an häufig den Weg über die Fennen nach dem Staatshof. — Anne Lene ſchien ihr Verſprechen halten zu wollen; ich fand ſie mehrere Male beim Sahnen in der Milchkammer, oder am Butterfaſſe, wo ſie abwechſelnd mit der alten Wieb den Stempel führte; ja, ſie ließ es ſich nicht nehmen, die Butter zum Kneten in die Mulde zu thun, ganz wie ſie es von ihrer alten Wärterin geſehen hatte; ſie ſchien es auch nicht zu merken, daß dieſe hinterher ganz im Geheim die letzte Hand an ihre Arbeit legte. Allein man fühlte leicht, daß die Theilnahme an dieſen Dingen nur eine äußerliche war; eine Anſtrengung, von der ſie bald in der Einſamkeit ausruhen mußte.

* * *

Es war ſchon in der heißen Sommerzeit, als einige junge Leute aus unſerer Stadt mit ihren Schweſtern und Bekannten eine Landpartie nach dem Staatshofe hinaus zu machen wünſchten. Man bat mich um meine Vermittlung bei Anne Lene; und mit einiger Mühe erhielt ich ihre Einwilligung. — So waren denn eines Sonntag Nachmittags die verwilderten Gänge des Gartens wieder einmal von geputzten Leuten belebt, und man ſah zwiſchen den Büſchen die weißen Kleider und die bunten Schärpen der Mädchen. Die alte Wieb mußte den großen Kaffeekeſſel hervorſuchen; dann wurden die mitgebrachten Körbe ausgepackt und Alles vor der Hausthür dem Garten gegenüber ſervirt. Als der Kaffee vorüber war, ſtiegen die beſten Kletterer unter uns in den Gipfel der beiden alten Linden, die zu den Seiten des Hofthors ſtanden, indem Jeder das Ende eines ungeheueren Taues mit ſich hinauf nahm. Bald war zwiſchen den höchſten Aeſten eine Schaukel feſtgeknüpft und die Mädchen wurden eingeladen, ſich hinein zu ſetzen. „Komm, Anne Lene," rief ein junger robuſt ausſehender Menſch, indem er faſt mitleidig auf ihre feine Geſtalt herabſah, „ſetz Dich hinein; ich will Dir einmal eine ordentliche Motion machen!“

Anne Lene bedankte ſich, aber ein munteres ſchwarzäugiges Mädchen ließ ſich williger finden; und bald ſchwenkte Claus Peters die Schaukel, bis die kleine Juliane wie ein Vogel zwiſchen den Zweigen ſaß und endlich flehentlich um Gnade ſchrie. — Claus Peters war der Sohn eines reichen Brauers, und es hieß, ſein Vater werde ihm den Staatshof kaufen, ſobald er zum Aufſtrich komme, und ihm eine glänzende Wirthſchaft einrichten. Auch ſchien er in ſeinen Gedanken ſich ſchon als den künftigen Beſitzer zu betrachten; denn, als wir ſpäter in Begleitung des Hofmanns zwiſchen den Baulichkeiten umhergingen, fand er überall etwas zu tadeln und ſprach von den Verbeſſerungen, die hier vorgenommen werden müßten, während der alte Marten mit einem mißvergnügten Brummen nebenher ging.

Es war allmälig ſpät geworden. Als wir von unſerer Umſchau zurückkehrten, fanden wir die Mädchen vor der Hausthür verſammelt und Anne Lene unter ihnen.

Zwei derſelben hatten ihre Hände gefaßt, als könnte ſie nur mit zärtlicher Gewalt hier zurückgehalten werden. „Ja, wenn wir Muſik hätten!“ ſagte die Eine. — „Muſik!“ rief Peters, indem er an den dicken Goldberlocks ſeine Uhr aus der Taſche zog, „Ihr ſollt bald Muſik haben; in einer halben Stunde bin ich wieder da!“

Er war zu Pferde herausgekommen, und rief nun in’s Haus nach dem Hofmann. „Bring mir den Braunen, Marten; aber brauch Deine Beine!“ Der Alte knurrte etwas vor ſich hin, aber er that doch wie ihm geheißen, und bald ritt Peters im Galopp zum Thore hinaus. Wir Andern gingen in’s Haus und beſichtigten oben den Tanzſaal. Es kam uns eine dumpfe Luft entgegen, als wir die Thür des alten Prunkgemaches geöffnet hatten.

Die goldgeblümten Tapeten waren von der Feuchtigkeit gelöſt und hingen theilweiſe zerriſſen an den Wänden; überall ſtachen noch die Stellen hervor, wo vor Zeiten die Familienporträts gehangen hatten. Wir gingen wieder hinab und trugen einen Tiſch und einige Gartenbänke in das leere Zimmer; dann öffneten wir die Fenſter, durch welche es von den draußen ſtehenden Bäumen ſchon herein zu dunkeln begann, und die Mädchen umfaßten ſich und tanzten mit einander. „Wartet!“ rief ich, „wir wollen einen Kronleuchter machen!“ denn oben an der Zimmerdecke gewahrte ich noch die Krampe, an der einſt die Kryſtallkrone über der Feſttafel des Hauſes gehangen hatte. Bald waren zwei Holzleiſten aufgefunden und kreuzweis über einander genagelt.

Anne Lene ging mit den Mädchen in den Garten hinab; und aus dem Fenſter ſah ich, wie ſie die Blumen von den Jasminbüſchen und von den rothblühenden Himbeerſträuchen brachen. „Pflückt nur,“ ſagte Anne Lene, als eins der Mädchen fragend zu ihr umſchaute, „es blüht hier doch für ſich allein.“ Aber ſie ſelber ſtand dabei; ſie pflückte nichts. — Nach einer Weile kamen Alle wieder herauf und machten ſich daran, meinen Kronleuchter eins um's andere mit weißen und rothen Blüthen zu bewinden; dann, nachdem an jedem Ende eine Kerze befeſtigt und angezündet war, wurde das Kunſtwerk aufgehangen. Die wenigen Lichter konnten den weiten Raum nicht erhellen; aber draußen war ſchon der Mond aufgegangen und ſchien durch die Fenſter; und es war anmuthig, wie die Blumenleuchte mitten in dem öden Zimmer ſchwebte und wie der Duft erregt wurde, wenn die Mädchen unten durch tanzten. Plötzlich hörten wir ein Pferd auftraben und einen lauten Peitſchenknall.

„Da kommt die Muſik!“ hieß es; und Alle drängten an die Fenſter. — Draußen unter den Bäumen hielt Peters; eine kleine dürre Geſtalt klebte hinter ihm auf dem Pferde, Geige und Bogen in der Hand.

Bei näherem Hinſchauen erkannte ich wohl, daß es der alte Drees-Schneider war, ein vielgewandtes Männchen, das bald mit der Nadel, bald mit dem Fiedelbogen für ſeinen Unterhalt ſorgte, und den die harte Zeit gelehrt hatte, ſich manchen derben Spaß gefallen zu laſſen. — „Nun, Drees, ſpiel Eins auf!“ rief Peters, „mach Dein Compliment vor den Damen!“ Aber ſo wie der Alte die Hand vom Sattel ließ und ſeine Geige unter's Kinn ſtützte, rührte Peters das Pferd mit den Sporen, daß es ausſchlug; und der Alte ſchwankte und griff wieder haſtig nach dem Sattel. Anne Lene ſtand vor mir; ich ſah in der ſchwachen Beleuchtung, wie die Röthe ihr in die Schläfen hinaufſtieg.

„Drees!“ rief ſie, „komm herab, Drees!“ —

Der Alte machte Anſtalt hinabzuklimmen; aber der Reiter lachte und gab ſeinem Pferde die Sporen. „Marten,“ ſagte Anne Lene zu dem Hofmann, der mit ſeiner alten Frau vor der Thür ſtand, „halte das Pferd, Marten!“ — „Oho, Anne Lene!“ rief Peters; allein er machte doch keinen Verſuch, ſeine Späße fortzuſetzen und ließ es geſchehen, daß Marten dem alten Drees herunter half.

Gleich darauf waren Alle oben im Saal, und nachdem Peters dem alten Muſikanten ſeine Angſt durch einige Gläſer Wein vergütet hatte, ſetzte dieſer ſich auf ein kleines Faß und begann ſeine Stücke aufzuſtreichen. Die Paare traten an, und bald wurde unſere Blumenleuchte vom Wirbel der Tanzenden hin- und herbewegt. Ich ſuchte Anne Lene, aber ſie mußte unbemerkt hinausgegangen ſein; und da für mich keine Tänzerin übrig geblieben war, ſo verließ ich ebenfalls den Saal, in der Meinung, ſie unten bei den alten Hofleuten anzutreffen.

Als ich in das Geſindezimmer trat, ſah ich indeſſen nur die alte Wieb, welche eifrig an ihrem Strickſtrumpf arbeitete. Sie zog eine Nadel aus dem Bruſtlatz und ſtörte damit in der Lampe, die den ziemlich großen Raum nur ſpärlich erhellte. Dann ſah ſie zu mir auf und ſagte: „Ihr ſeid ja gewaltig luſtig, Marx! Claus Peters ſpielt wohl ſchon den Herrn im Staatshof?“

„Er wird es bald genug ſein,“ antwortete ich, „das iſt nicht mehr zu ändern!“

Die Alte ſchwieg eine Weile, und ihre Gedanken ſchienen ſich von dem alten Beſitzthum der Familie zu dem letzten Nachkommen derſelben hinzuwenden. „Marx,“ ſagte ſie, indem ſie den Strickſtrumpf auf den Tiſch legte, „warum biſt Du auch ſo lange fort geweſen?“

„Was hätte ich denn ändern können, Wieb?“

„Und die zwei langen Jahre! — Wenn nur der Unglücksmenſch nicht gekommen wäre!“ fuhr ſie fort, wie zu ſich ſelber redend. „Sie war dazumal noch die reiche Erbtochter; heißt das, ſie war ſo in der Leute Mäuler; aber ſchon als die alte Frau in die Ewigkeit ging, iſt nichts übrig geweſen, als die ſchweren Hypotheken. Gott beſſer's! Nun ſoll gar der Hof verkauft werden. — Nicht meinetwegen, Marx, nicht meinetwegen; Marten und ich helfen uns ſchon durch, die übrigen paar Jahre.“

„Es iſt wohl ſo am beſten, Wieb;“ ſagte ich, „vielleicht bleibt noch ein Reſtchen übrig für Anne Lene, ſo daß ſie nicht ganz verarmt iſt.“

Die alte Frau wiſchte ſich mit der Schürze über die Augen. „Es iſt grauſam,“ ſagte ſie kopfſchüttelnd, „ſo eine Familie!“

Von oben ſchallte das Scharren der Tanzenden; im anſtoßenden Stalle hörte ich, wie täglich um dieſe Zeit, den Hofmann den Karren und die übrigen Geräthe für die Nacht an ihren Platz bringen.

Als ich aufſah, ſtand Anne Lene in der Thür. Sie war blaß, aber ſie nickte freundlich nach uns hin und ſagte: „Willſt Du nicht tanzen, Marx? Ich bin oben geweſen; die kleine Juliane ſucht Dich mit ihren braunen Augen ſchon in allen Ecken!“

„Du ſcherzeſt, Anne Lene; was geht mich Juliane an?“

„Nein, nein, Marx! Nimm Dich in Acht; Claus Peters tanzt ſchon den zweiten Tanz mit ihr.“

„Aber Anne Lene!“ — Ich trat zu ihr. „Willſt Du mit mir tanzen?“

„Weshalb denn nicht?“

„Aber eine Menuet, Anne Lene!“

„Eine Menuet, Marx! — Und," fügte ſie lächelnd hinzu, „nicht wahr, Freund Simon darf dabei ſein?"

Als wir gehen wollten, faßte die Alte Anne Lenes Hand. „Kind," ſagte ſie beſorgt, „der Doctor hat's Dir ja verboten!"

Aber Anne Lene erwiderte: „O, gute Wieb, es ſchadet nicht; ich weiß das beſſer als der Doctor!" Und mein Verlangen mit ihr zu tanzen war ſo groß, daß ich mir dieſe Verſicherung gefallen ließ.

Als wir oben in den Saal getreten waren, ging ich in die Ecke zu dem kleinen Drees und beſtellte eine Menuet. Er blätterte in ſeinen Büchern umher; aber er hatte den alten Tanz nicht mehr darin; wir mußten uns mit einem Walzer begnügen. Claus Peters trat an den Tiſch, ſchenkte ihm das Glas voll und ſtieß mit ihm an. „Aufgeſpielt, Drees!" rief er, „aber kratze nicht ſo, es kommen feine Leute an den Tanz."

Der Alte ſetzte ſein Glas an den Mund. „Nun, Herr Peters," ſagte er, indem er den jungen Menſchen mit ſeinen kleinen ſcharfen Augen anſah, „auf daß es uns wohl gehe auf unſern alten Tagen!"

„Weshalb ſollte es uns nicht wohl gehen, Drees?"

erwiderte Peters, indem er der kleinen Juliane die Hand bot und ſich mit ihr an die Spitze der Tanzcolonne ſtellte.

Ich trat mit Anne Lene in die Reihe. Der Alte begann ſeine Geige zu ſtreichen, und nickte uns freundlich zu, als wir im Tanz an ihm vorüber kamen. — Ich glaube noch jetzt, daß er damals vortrefflich ſpielte; denn er war nicht ungeſchickt in ſeiner Kunſt, und eingedenk mancher kleinen Freundlichkeit, die er von uns empfangen, mochte er nun ſein Beſtes verſuchen.

Wir hatten lange nicht zuſammen getanzt, Anne Lene und ich. Aber es war nicht vergeſſen; ich fühlte bald, ſie tanzte noch wie ſonſt. Es ging ſo leicht zwiſchen den übrigen Paaren hin; ihre Augen glänzten; ſie lächelte und ihr Mund war geöffnet, ſo daß die weißen Zähne hinter den feinen rothen Lippen ſichtbar wurden; ich glaubte es zu fühlen, wie die Lebenswärme durch ihre jungen Glieder ſtrömte. Bald ſah ich nichts mehr von Allem, was ſich um uns her bewegte; ich war allein mit ihr; dieſe feſten klingenden Geigenſtriche hatten uns von der Welt geſchieden; ſie lag verſchollen, unerreichbar weit dahinter.

Dann pauſirten wir. An dem offenen Fenſter, wo wir ſtanden, floß das Mondenlicht mit dem dürftigen Kerzenſchein zu einer unbeſtimmten Dämmerung zuſammen. Anne Lene ſtand athmend neben mir, ſie ſchien mir ungewöhnlich blaß. „Wollen wir aufhalten?“ fragte ich ſie.

„Weshalb, Marx? Es tanzt ſich heut' ſo ſchön!“

„Aber Du verträgſt es nicht?“

„O doch! — Was liegt daran!“

Wir tanzten ſchon wieder, als ſie die letzten Worte ſprach. Wir tanzten noch lange. Als aber Anne Lene mit der Hand nach dem Herzen griff und zitternd mit dem Athem rang, da bat ich ſie, mit mir in den Garten hinab zu gehen. Sie nickte freundlich, und wir gingen aus dem Saal nach ihrem Zimmer, um ein Umſchlagetuch für ſie zu holen. — Ich fühlte wohl damals ſchon, daß die Sorge um Anne Lenes Geſundheit mich nicht allein zu jener Bitte veranlaßt hatte; denn als wir die Treppe zu dem dunkeln Flur hinabſtiegen, war mir, als wenn ich mit einem glücklich geraubten Schatz in's Freie flüchtete.

Mir iſt aus jenen Stunden noch jeder kleine

Umſtand gegenwärtig; ich glaube noch durch die Fenſterſcheiben der altmodiſchen Hausthür das Mondlicht zu ſehen, das draußen wie Schnee auf den Steinfließen vor dem Hauſe lag; im Heraustreten hörten wir drinnen in der Geſindeſtube die alte Wieb den Schrank verſchließen, in welchem ſie das Brautlinnen ihres Lieblingskindes aufgeſpeichert hatte. — Es war eine laue Nacht; über unſern Köpfen ſurrten die Nachtſchmetterlinge, die den erleuchteten Fenſtern des oberen Stockwerks zuflogen; die Luft war ganz von jenem ſüßen Duft durchwürzt, den in der warmen Sommerzeit die welligen Blüthenkapſeln der rothen Himbeere auszuſtrömen pflegen. Anne Lene knüpfte ihr Schnupftuch um den Kopf; dann gingen wir, wie wir es oft gethan, um die Ecke des Hauſes und über die Werfte nach dem Baumgarten zu. Wir ſprachen nicht, ich wollte Anne Lene bitten, ihre Augen wieder nach der Welt zurück zu wenden und nicht mehr in den Schatten der Vergangenheit zu leben; aber das beunruhigende Bewußtſein einer eigennützigeren Bitte, die ich für günſtigere Zeiten im Grunde meines Herzens zurückbehielt, raubte mir den Athem und ließ kein Wort über meine Lippen kommen. Das Herz klopfte mir ſo laut, daß ich immer fürchtete, es werde auch ohne Worte meine innerſten Gedanken kund machen. Wir gingen durch die kleine Pforte in den Baumgarten hinein, zwiſchen die ſchimmernden Stämme der ungeheuren Silberpappeln, deren Laubkronen keinen Lichtſtrahl durchließen. Die dürren Zweige, welche überall den Boden bedeckten, knickten unter unſern Füßen; und über uns, von dem Geräuſche aufgeſtört, flogen die Raben von ihren Neſtern und rauſchten mit den Flügeln in den Blättern. Anne Lene ging ſchweigend und in ſich verſchloſſen neben mir; ihre Gedanken mochten dort ſein, von wo ich ſie ſo ſehnlich zurückzurufen wünſchte. — So waren wir bis zur Graft hinabgekommen, welche auch hier die Grenze des eigentlichen Hofes bildete.

Zwiſchen den Bäumen, welche jenſeits des Waſſers ſtanden, ſah man wie durch einen dunklen Rahmen in die weite mondhelle Landſchaft hinaus, in welcher hie und da die einzelnen Gehöfte wie Nebelflecken aus der Ebene ragten. Es war ſo ſtill, daß man nichts hörte, als das Säuſeln des Schilfs, das in den Gräben ſtand. „Sieh, Anne Lene,“ ſagte ich, „die Erde ſchläft; wie ſchön ſie iſt!“

„Ja, Marx!“ erwiderte ſie leiſe, „und Du biſt noch ſo jung!“

„Biſt Du denn das nicht mehr?“

Sie ſchüttelte langſam den Kopf. „Komm,“ ſagte ſie, „es iſt hier feucht.“ — Und wir gingen weiter, durch eine verfallene Umzäunung in den ſeitwärts vom Hauſe liegenden Gemüſegarten und unten an dem Waſſer entlang nach den Bosquetpartien, die vor dem Hauſe lagen. Hier waren wir auf unſerem alten Spielplatz; es waren noch dieſelben Büſche, zwiſchen denen wir einſt als Kinder in die Irre gegangen waren; nur hingen ihre Zweige noch tiefer in den Weg als damals. Wir gingen auf dem breiten Steige neben der Graft, die ſich im Schatten der Bäume breit und ſchwarz an unſerer Seite hinzog. Man hörte das leiſe Rupfen des Viehes, welches jenſeits auf der Fenne im Mondſchein graſete, und drüben von der Rohrpflanzung her ſcholl das Zwitſchern des Rohrſperlings, des kleinen wachen Nachtgeſellen. Bald aber horchte ich nur dem Geräuſch der kleinen Füße, die in einiger Entfernung ſo leicht vor mir dahin ſchritten.

In dieſe heimlichen Laute der Nacht drang plötzlich von der Gegend des Deiches her der gellende Ruf eines Seevogels, der hoch durch die Luft dahin fuhr. Da mein Ohr einmal geweckt war, ſo vernahm ich nun auch aus der Ferne das Branden der Wellen, die in der hellen Nacht ſich draußen über der wüſten geheimnißvollen Tiefe wälzten und von der kommenden Fluth dem Strande zugeworfen wurden. Ein Gefühl der Oede und Verlorenheit überfiel mich; faſt ohne es zu wiſſen ſtieß ich Anne Lenes Namen hervor und ſtreckte beide Arme nach ihr aus.

„Marx, was iſt Dir?“ rief ſie und wandte ſich nach mir um, „hier bin ich ja!“

„Nichts, Anne Lene,“ ſagte ich, „aber gieb mir Deine Hand; ich hatte das Meer vergeſſen, da hörte ich es plötzlich!“

Wir ſtanden auf einem freien Platze vor dem alten Gartenpavillon, deſſen Thüren offen in den zerbrochenen Angeln hingen. Der Mond ſchien auf Anne Lenes kleine Hand, die ruhig in der meinen lag. Ich hatte nie das Mondlicht auf einer Mädchenhand geſehen, und mich überſchlich jener Schauer, der aus dem Verlangen nach Erdenluſt und dem ſchmerzlichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit ſo wunderbar gemiſcht iſt. Unwillkürlich ſchloß ich die Hand des Mädchens heftig in die meine; doch mit der Scheu, die der Jugend eigen, ſah ich in demſelben Augenblick zu Boden. Als aber Anne Lene ihre Hand ſchweigend in der meinen ließ, wagte ich es endlich, zu ihr empor zu ſehen. Sie hatte ihr Geſicht zu mir gewandt und ſah mich traurig an; mitleidig, ich weiß noch jetzt nicht, ob mit mir oder mit ſich ſelbſt. Dann entzog ſie ſich mir ſanft und trat auf die Schwelle des Pavillons.

Ich ſah durch die Lücken des Fußbodens das vom Mond beleuchtete Waſſer glitzern und faßte Anne Lenes Kleid, um ſie zurückzuhalten. „Sorge nicht, Marx!“ ſagte ſie, indem ſie hinein trat und ihre leichte Geſtalt auf den loſen Brettern wiegte, „Holz und Stein bricht nicht mit mir zuſammen.“ — Sie ging an das gegenüber liegende Fenſter und ſah eine Weile in die helle Nacht hinaus, dann hob ſie mit der Hand ein Stück der alten Tapete empor, das neben ihr an der Wand herab hing und betrachtete im Mondlicht die halb erloſchenen Bilder. „Es hat ausgedient,“ ſagte ſie, „die ſchönen Schäferpaare wollen ſich auch empfehlen. Es mag ihnen doch allmälig aufgefallen ſein, daß die ſaubern, weiß toupirten Herren und Damen ſo Eines nach dem Andern ausgeblieben ſind, mit denen ſie einſt zur Sommerzeit ſo muntere Geſellſchaft hielten. — Einmal," und ſie ließ die Stimme ſinken, als rede ſie im Traume, „einmal bin ich auch noch mit dabei geweſen; aber ich war noch ein kleines Kind, Wieb hat es mir oft nachher erzählt. — Nun fällt Alles zuſammen! Ich kann es nicht halten, Marx; ſie haben mich ja ganz allein gelaſſen."

Mir war, als dürfe ſie ſo nicht weiter reden. „Laß uns in's Haus gehen," ſagte ich, „die Anderen werden bald zur Stadt zurück wollen."

Sie hörte nicht auf mich; ſie ließ die Arme an ihrem Kleide herab ſinken und ſagte langſam: „Er hat ſo Unrecht nicht gehabt; — wer holt ſich die Tochter aus einem ſolchen Hauſe!"

Ich fühlte, wie mir die Thränen in die Augen ſchoſſen. „O, Anne Lene," rief ich und trat auf die Stufen, die zu dem Pavillon hinanführten, „ich — ich hole ſie! Gieb mir die Hand, ich weiß den Weg zur Welt zurück!"

Aber Anne Lene beugte den Leib vor und machte mit den Armen eine haſtige abwehrende Bewegung nach mir hin. „Nein,“ rief ſie, und es war eine Todesangſt in ihrer Stimme, „Du nicht, Marx; bleib! es trägt uns beide nicht.“

Noch auf einen Augenblick ſah ich die zarten Umriſſe ihres lieben Antlitzes von einem Strahl des milden Lichts beleuchtet; dann aber geſchah etwas und ging ſo ſchnell vorüber, daß mein Gedächtniß es nicht zu bewahren vermocht hat. Ein Brett des Fußbodens ſchlug in die Höhe; ich ſah den Schein des weißen Gewandes, dann hörte ich es unter mir im Waſſer rauſchen. Ich riß die Augen auf; der Mond ſchien durch den leeren Raum. Ich wollte Anne Lene ſehen, aber ich ſah ſie nicht. Mir war, als renne in meinem Kopfe etwas davon, das ich um jeden Preis wieder einholen müßte, wenn ich nicht wahnſinnig werden wollte. Aber während meine Gedanken dieſem Unding nachjagten, hörte ich plötzlich vom Hauſe her die Tanzmuſik. Das brachte mich zur Beſinnung; ich ſtieß einen gellenden Schrei aus und ſprang neben dem Pavillon hinab in's Waſſer. Die Graft war tief; aber ich war kein ungeübter Schwimmer; ich tauchte unter und meine Hände griffen zwiſchen dem ſchlüpfrigen Kraut umher, das auf dem Grunde wucherte. Ich öffnete die Augen und verſuchte zu ſehen; aber ich fühlte nur wie über mir ein trübes Leuchten. Meine Kleider, deren ich keines abgeworfen, zwangen mich auf die Oberfläche zurückzukehren. Hier ſuchte ich wieder Athem zu gewinnen, und wiederholte dann noch einmal meinen Verſuch. — Es war vergebens. Bald ſtand ich wieder auf dem abſchüſſigen Uferrande und blickte rathlos über die Graft entlang. Da fühlte ich eine Hand ſich ſchwer auf meine Schulter legen, und eine Stimme rief: „Marx, Marx, was macht Ihr da? Wo iſt das Kind?“ Ich erkannte, daß es Wieb war. „Dort, dort!“ ſchrie ich und ſtreckte die Hände nach dem Graben zu. Die Alte faßte mich unter den Arm und zog mich gewaltſam an den Rand der Graft hinunter. Endlich brachte ich es heraus; und wir liefen an dem Waſſer entlang, bis an die Laube in der Gartenecke, wo die großen alten Erlen ihre Zweige in die Fluth hinab hängen laſſen. Wir haben ſie dann endlich auch gefunden; die Augen waren zu und die kleine Hand war feſt geſchloſſen.

Ich gab der alten Wieb einige Anordnungen zu dem, was jetzt geſchehen mußte, dann zog ich den Braunen aus dem Stall und jagte nach der Stadt, um einen Arzt zu holen; denn ich traute meiner jungen Kunſt in dieſem Falle nicht. Wir waren bald zurück; aber die Schatten der Vergänglichkeit, die ſchon ſo früh in dieſes junge Leben gefallen waren, ließen ſie nun nicht mehr los.

Als wir einige Stunden ſpäter zur Stadt zurückkehrten, war die Marſch ſo feierlich und ſchweigend und die Rufe der Vögel, die des Nachts am Meere fliegen, klangen aus ſo unermeßlicher Ferne, daß mein unerfahrenes Herz verzweifelte, jemals die Spur derjenigen wieder zu finden, die ſich nun auch in dieſen ungeheuren Raum verloren hatte.

* * *

Der jetzige Beſitzer des Staatshofes iſt Claus Peters. Er hat die alte Hauberg niederreißen laſſen und ein modernes Wohnhaus an die Stelle geſetzt. Die Wirthſchaftsgebäude liegen getrennt daneben. — Er hat Recht gehabt, es geht ihm wohl; er liefert die größten Maſtochſen zum Transport nach England, in ſeinen Zimmern ſtehen die koſtbarſten Möbel und er und ſeine Juliane glänzen von Geſundheit und Wohlbehagen. Ich aber bin niemals wieder dort geweſen.

Im Sonnenſchein.

1.

In den höchſten Zweigen des Ahornbaums, der an der Gartenſeite des Hauſes ſtand, trieben die Staare ihr Weſen. Sonſt war es ſtill; denn es war Sommernachmittag zwiſchen Eins und Zwei.

Aus der Gartenthür trat ein junger Reiterofficier in weißer feſttäglicher Uniform, den kleinen dreieckigen Federhut ſchief auf den Kopf gedrückt, und ſah nach allen Seiten in die Gänge des Gartens hinab; dann, ſeinen Rohrſtock zierlich zwiſchen den Fingern ſchwingend, horchte er nach einem offenſtehenden Fenſter im oberen Stockwerke hinauf, aus welchem ſich in kleinen Pauſen das Klirren holländiſcher Kaffeeſchälchen und die Stimmen zweier alter Herren deutlich vernehmen ließen. Der junge Mann lächelte, wie Jemand, dem was Liebes widerfahren ſoll, indem er langſam die kleine Gartentreppe hinunterſtieg. Die Muſcheln, mit denen der breite Steig beſtreut war, knirſchten an ſeinen breiten Sporen; bald aber trat er behutſam auf, als wolle er nicht bemerkt ſein. — Gleichwohl ſchien es ihn nicht zu ſtören, als ihm aus einem Seitengange ein junger Mann in bürgerlicher Kleidung mit ſauber gepuderter Friſur entgegen kam. Ein Ausdruck brüderlichen, faſt zärtlichen Vertrauens zeigte ſich in Beider Antlitz, als ſie ſich ſchweigend die Hände reichten. „Der Syndicus iſt droben; die alten Herren ſitzen am Tokadilletiſch,“ ſagte der junge Bürger, indem er eine ſtarke goldene Uhr hervorzog, „Ihr habt zwei volle Stunden! Geh nur, Du kannſt rechnen helfen.“ Er zeigte bei dieſen Worten den Steig entlang nach einem hölzernen Luſthäuschen, das auf Pfählen über den unterhalb des Gartens vorüberſtrömenden Fluß hinausgebaut war.

„Ich danke Dir, Fritz. Du kommſt doch zu uns?“

Der Angeredete ſchüttelte den Kopf. „Wir haben Poſttag!“ ſagte er, und ging dem Hauſe zu. Der junge Officier hatte den Hut in die Hand genommen, und ließ, während er den Steig hinabging, die Sonne frei auf ſeine hohe Stirn und ſeine ſchwarzen ungepuderten Haare ſcheinen. So hatte er bald den Schatten des kleinen Pavillons, der gegen Morgen lag, erreicht.

Die eine Flügelthür ſtand offen; er trat vorſichtig auf die Schwelle. Aber die Jalouſien ſchienen von allen Seiten geſchloſſen; es war ſo dämmerig drinnen, daß ſeine noch eben des vollen Sonnenlichts gewöhnten Augen erſt nach einer ganzen Weile die jugendliche Geſtalt eines Mädchens aufzufaſſen vermochten, welche inmitten des Zimmers an einem Marmortiſchchen ſitzend, Zahl um Zahlen mit ſicherer Hand in einen vor ihr liegenden Folianten eintrug. Der junge Officier blickte verhaltenen Athems auf das gepuderte Köpfchen, das über den Blättern ſchwebend, wie von dem Zuge der Feder, harmoniſch hin und wieder bewegt wurde. Dann, als einige Zeit vorüber gegangen, zog er ſeinen Degen eine Hand breit aus der Scheide und ließ ihn mit einem Stoß zurückfallen, daß es einen leichten Klang gab. Ein Lächeln trat um den Mund des Mädchens, und die dunklen Augenwimpern hoben ſich ein Weniges von den Wangen empor; dann aber, als hätte ſie ſich beſonnen, ſtreifte ſie nur den Aermel der amaranthfarbenen Kontuſche zurück, und tauchte auf's Neue die Feder ein.

Der Officier, da ſie immer nicht aufblickte, that einen Schritt in's Zimmer und zog ihr ſchweigend die Feder durch die Finger, daß die Dinte auf den Nägeln blieb.

„Herr Kapitän!“ rief ſie, und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Sie hatte den Kopf zurückgeworfen; ein paar tiefgraue Augen waren mit dem Ausdruck nicht allzu ernſthaften Zürnens auf ihn gerichtet.

Er pflückte ein Rebenblatt draußen vom Spalier, und wiſchte ihr ſorgfältig die Dinte von den Fingern. Sie ließ das ruhig an ſich geſchehen; dann aber nahm ſie die Feder und fing wieder an zu arbeiten.

„Rechne ein andermal, Fränzchen!“ ſagte der junge Mann.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Morgen iſt Kloſterrechnungstag; ich muß das fertig machen.“ Und ſie ſetzte ihre Arbeit fort.

„Du biſt ein Federheld!“

„Ich bin eine Kaufmannstochter!“

Er lachte.

„Lache nicht! Du weißt, wir können die Soldaten eigentlich nicht leiden.“

„Wir? Welche wir ſind das?“

„Nun, Conſtantin,“ — und dabei rückte ihre Feder addirend die Zahlenreihen hinunter — „wir, die ganze Firma!“

„Du auch, Fränzchen?“

„Ach! ich“ — — Und ſie ließ die Feder fallen, und warf ſich an ſeine Bruſt, daß ſich ein leichtes Puderwölkchen über ihren Köpfen erhob. Sie ſtrich mit der Hand über ſeine glänzend ſchwarzen Haare. „Wie eitel Du biſt!“ ſagte ſie, indem ſie den ſchönen Mann mit dem Ausdruck wohlgefälligen Stolzes betrachtete.

Von der Stadt herüber kam der Schall einer Militärmuſik. Die Augen des jungen Kapitäns leuchteten. „Das iſt mein Regiment!“ ſagte er, und hielt das Mädchen mit beiden Armen feſt.

Sie bog ſich lächelnd mit dem Oberkörper von ihm ab. „Es hilft Dir aber Alles nicht!“

„Was ſoll denn daraus werden?“

Sie hob ſich auf den Fußſpitzen zu ihm heran, und ſagte: „Eine Hochzeit!“

„Aber die Firma, Fränzchen!“

„Ich bin meines Vaters Tochter.“ Und ſie ſah ihn mit ihren klugen Augen an.

In dieſem Augenblick drang, in ſcheinbar unmittelbarer Nähe, vom obern Stockwerke des Hauſes der Laut einer harten Stimme zu ihnen herüber. Die Staare flogen ſchreiend durch den Garten; der junge Officier, wie in unwillkürlicher Bewegung, ſchloß das Mädchen feſter in ſeine Arme. „Was haſt Du?“ ſagte ſie. „Die alten Herren haben die erſte Partie geſpielt; nun ſtehen ſie am Fenſter, und Papa macht das Wetter für die nächſte Woche.“

Er ſah durch die Thür in den ſonnbeſchienenen Garten hinaus. „Ich habe Dich,“ ſagte er. „Es darf nicht anders werden.“

Sie wiegte ſchweigend einige Mal den Kopf; dann machte ſie ſich los und drängte ihn gegen die Thür. „Geh nun!“ ſagte ſie. „Ich komme bald; ich laß Dich nicht allein.“

Er faßte ihr zartes Geſichtchen in ſeine Hände und küßte ſie. Dann ging er zur Thür hinaus und ſeitwärts den Steig hinauf; an dem Liguſterzaun entlang, der das tiefere Flußufer von dem Garten trennte. So, während ſeine Augen dem unaufhaltſamen Vorüberſtrömen des Waſſers folgten, gelangte er an einen Platz, wo das marmorne Bild einer Flora inmitten ſauber geſchorener Buxbaumarabesken ſtand. Die zwiſchen den Schnörkeln eingelegten Porzellanſcherben und Glaskorallenſchnüre leuchteten zierlich aus dem Grün hervor; ein ſcharfes Arom erfüllte die Luft, untermiſcht zuweilen mit dem Duft der Provinzroſen, die hier zu Ende des Steiges an der Gartenmauer ſtanden. In der Ecke zwiſchen dieſem und dem Liguſterzaun war eine Laube, tief verſchattet von wucherndem Geißblatt. Der Kapitän ſchnallte ſeinen Degen ab und ſetzte ſich auf die kleine Bank. Dann begann er mit der Spitze ſeines Rohrſtocks einen Buchſtaben um den andern in den Boden zu zeichnen, die er immer wieder, als könne ein Geheimniß durch ſie verrathen werden, bis auf den letzten Zug zerſtörte. So trieb er es eine Zeitlang, bis ſeine Augen an dem Schatten einer Geißblattranke haften blieben, an deren Ende er die feinen Röhren der Blüthe deutlich zu erkennen vermochte.

Bald im längeren Betrachten bemerkte er daran den Schatten eines Lebendigen, der langſam an dem Stengel hinaufkroch. Er ſah dem eine Weile zu; dann aber ſtand er auf und blickte über ſich in das Gewirr der Ranken, um die gefährdete Blüthe zu entdecken und das Ungeziefer herunter zu ſchlagen. Aber die Sonnenſtrahlen brachen ſich zwiſchen den Blättern und blendeten ihn; er mußte die Augen abwenden. — Als er ſich wieder auf die Bank geſetzt hatte, ſah er wie zuvor die Ranke ſcharf und deutlich auf dem ſonnigen Boden liegen; nur zwiſchen den ſchlanken Kelchen der Schattenblüthe haftete jetzt eine dunkle Maſſe, die von Zeit zu Zeit durch zuckende Bewegungen eine emſige thieriſche Thätigkeit verrieth. Er wußte nicht, wie es ihn überkam, er ſtieß nach dem arbeitenden Klumpen mit ſeinem Rohrſtock; aber über ihm ging der Sommerwind durch das Gezweige, und die Schatten huſchten ineinander und entwiſchten ihm. Er wurde eifrig; er ſpreizte die Kniee auseinander, und wollte eben zu einem neuen Stoße ausholen; da trat die Spitze eines ſeidenen Mädchenſchuhs ihm in die Sonne.

Er blickte auf, Franziska ſtand vor ihm; die

Feder hinterm Ohr, deren weiße Fahne wie ein Taubenfittig von dem gepuderten Köpfchen abſtand. Sie lachte, eine ganze Weile; unhörbar erſt, man ſah es nur. Er lehnte ſich zurück, und blickte ſie voll Entzücken an; ſie lachte ſo leicht, ſo mühelos, es lief über ſie hin wie ein Windhauch über den See; ſo lachte Niemand anders.

„Was treibſt Du da!“ rief ſie endlich.

„Dummes Zeug, Fränzchen; ich ſcharmuzzire mit den Schatten.“

„Das kannſt Du bleiben laſſen.“

Er wollte ihre beiden Hände faſſen; ſie aber, die in dieſem Augenblick ſich nach der Gartenmauer umgeſehen, zog ein Meſſerchen aus ihrer Taſche und ſchnitt damit die aufgeblühten Roſen aus den Büſchen. „Ich werde Potpourri machen auf den Abend,“ ſagte ſie, während ſie die Roſen an der Erde ſorgfältig zu einem Häuflein zuſammenlegte.

Er ſah geduldig zu; er wußte ſchon, man mußte ſie gewähren laſſen.

„Und nun?“ fragte er, nachdem ſie das Meſſer wieder eingeſchlagen und in den Schlitz ihrer Robe hatte gleiten laſſen.

„Nun, Conſtantin? — — Beiſammen ſein und die Stunden ſchlagen hören.“ — Und ſo geſchah es. — Vor ihnen drüben in dem Citronenbirnbaum flog der Buchfink ab und zu, und ſie hörten tief im Laube das Kreiſchen der Neſtlinge; dann wieder, ihnen ſelber kaum bewußt, drang das Schluchzen des unterhalb fließenden Waſſers an ihr Ohr; mitunter ſank eine Caprifolienblüthe zu ihren Füßen; von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſchlug drüben im Hauſe die Amſterdamer Spieluhr. Es wurde ganz ſtille zwiſchen ihnen. Aber der Drang, den geliebten Namen leibhaftig vor ſich ausgeſprochen zu hören, überkam den jungen Mann. — „Fränzchen!“ ſagte er halblaut.

„Conſtantin!“

Und als würde er nach der langen Stille durch ihre Stimme überraſcht und ihm erſt jetzt das Geheimniß ihres Klanges offenbar, ſagte er: „Du ſollteſt ſingen, Fränzchen!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Du weißt, das taugt für Bürgermädchen nicht!“

Er ſchwieg einen Augenblick; dann faßte er ihre Hand und ſagte: „Sprich nicht ſo! auch nicht im

Scherz. Du hatteſt ja ſchon Lectionen beim Cantor. Was iſt es denn?“

Sie ſah ihn ernſthaft an; bald aber brach ein luſtiger Glanz aus ihren Augen. „Nein,“ rief ſie, „ſchau nicht ſo finſter! Ich will's Dir ſagen — ich rechne zu gut!“

Er lachte und ſie lachte mit. „Biſt Du mir aber auch zu klug, Franziska?“

„Vielleicht!“ ſagte ſie, — und ihre Stimme erhielt plötzlich einen tiefen, herzlichen Klang, als ſie es ſagte. — „Du weißt noch gar nicht, wie! Als Du erſt hier in die Stadt verſetzt warſt, und dann zu meinem Bruder Fritz in's Haus kamſt, war ich ein kleines Mädchen, das noch zwei volle Schuljahre vor ſich hatte. Nachmittags, wenn ich nach Haus gekommen, ſchlich ich mich öfters in den Saal, und ſtellte mich daneben, wenn Ihr Euch im Rappiren übtet. Aber Du wollteſt keine Notiz von mir nehmen. Einmal ſogar, als Deine Klinge mir in die Schürze fuhr, ſagteſt Du: „Setz Dich in's Fenſter, Kind.“ Du weißt wohl nicht, was das für böſe Worte waren! — Nun aber begann ich auf allerlei Liſten zu ſinnen. Wenn Nachbarskinder bei mir waren, ſuchte ich Dich durch eins der anderen Mädchen — ich ſelber hätt' es nicht gethan — zur Theilnahme an unſern Spielen zu veranlaſſen; und wenn Du dann in unſeren Reihen ſtandeſt, —"

„Nun, Fränzchen!"

„Dann lief ich ſo oft an Dir vorüber, bis Du mich endlich doch an meinem weißen Kleidchen haſchen mußteſt."

Sie war dunkelroth geworden. Er legte ſeine Finger zwiſchen ihre, und hielt ſie feſt umſchloſſen. Nach einer Weile ſah ſie ſchüchtern zu ihm auf, und fragte: „Haſt Du denn nichts gemerkt?"

„Doch; endlich!" ſagte er, „Du biſt ja endlich groß geworden."

„Und dann? — Wie kam es denn mit Dir?"

Er ſah ſie an, als müſſe er ihr Antlitz befragen, ob er reden dürfe. „Wer weiß," ſagte er, „ob es je gekommen wäre! Aber die Frau Syndica ſagte einmal — —"

„So ſprich doch, Conſtantin!"

„Nein; mir zu Lieb'! geh erſt einmal den Steig hinauf!"

Sie that es. Nachdem ſie die abgeſchnittenen

Roſen in ihre Schürze geſammelt, ging ſie, ohne ein Wort zu ſagen, nach dem Gartenhauſe, und trat bald darauf mit leeren Händen wieder aus der Thür. — Sie hatte zierliche Füße und einen behenden Tritt; aber ſie ſtieß im Gehen, unmerklich faſt, mit den Knieen gegen das Gewand. Der junge Mann folgte dieſer Bewegung, ſo wenig ſchön ſie ſein mochte, mit den glücklichſten Augen; er merkte es kaum, als die Geliebte jetzt wieder vor ihm ſtand. „Nun," fragte ſie, „was ſagte die Frau Syndica? oder war es eine von ihren ſieben Töchtern?"

„Sie ſagte" — und er ließ ſeine Augen langſam an ihrer feinen Geſtalt hinaufgleiten — „ſie ſagte: „Die Mamſell Fränzchen iſt eine angenehme Perſon; aber gehen thut ſie wie eine Bachſtelze!"

„O Du!" — — und Fränzchen legte die Hände auf den Rücken ineinander, und ſah freudeſtrahlend auf ihn nieder.

„Seitdem," fuhr er fort, „konnte ich's nicht wieder von mir bringen; überall habe ich müſſen Dich vor mir gehen und hantiren ſehen."

Sie ſtand noch immer vor ihm, ſchweigend und unbeweglich.

„Was haſt Du?“ fragte er. „Du ſiehſt ſo ſtolz und vornehm aus!“

Sie ſagte: „Es iſt das Glück!“

„O, eine Welt voll!“ und er zog ſie mit beiden Armen zu ſich nieder.

2.

Es war eine andere Zeit; wohl über ſechzig Jahre ſpäter. Aber es war wieder an einem Sommernachmittage, und die Roſen blühten auch wie dazumal. — In dem oberen Zimmer nach dem Garten hinaus ſaß eine alte Frau. Auf ihrem Schooße, den ſie mit einem weißen Schnupftuch überbreitet hatte, hielt ſie eine dampfende Kaffeetaſſe; doch ſchien ſie heute des gewohnten Trankes zu vergeſſen, denn nur ſelten und wie in Gedanken führte ſie die Taſſe an den Mund.

Nicht weit davon, dem Sopha gegenüber, ſaß ihr Enkel, ein Mann über die Zeit der vollſten Jugend noch kaum hinaus. Er ſtützte ſeinen Kopf in die Hand, und blickte nach den kleinen Familienbildern, die in ſilberner Faſſung über dem Sopha hingen.

Der Großvater, die Urgroßeltern, Tante Fränzchen des Großvaters Schweſter — ſie waren lange todt, er hatte ſie nicht gekannt. Nun ließ er ſeine Augen von Einem zum Andern gehen, wie er ſchon oft gethan, wenn er mit der Großmutter in der ſtillen Nachmittagsſtunde beiſammen ſaß. Auf Tante Fränzchens Bilde ſchienen die Farben am wenigſten verblichen, obwohl ſie vor den Eltern und lange vor dem Bruder geſtorben war. Die rothe Roſe in der weißen Puderfriſur war noch wie friſch gepflückt; auf der amaranthfarbenen Kontuſche zeichnete ſich deutlich ein blaues Medaillon, das an einem dunklen Bande vom Halſe auf die Bruſt herabhing. Der Enkel konnte nicht die Augen wenden von dieſen kargen Spuren eines früh dahin gegangenen Lebens; er blickte faſt mit Inbrunſt in das feine blaße Geſichtchen. Der Garten, wie er ihn als Knabe noch geſehen, trat vor ſeine Phantaſie; er ſah ſie darin wandeln zwiſchen den ſeltſamen Buxbaumzügen; er hörte das Kniſtern ihres Schuhes auf den Muſchelſteigen, das Rauſchen ihres Kleides. Aber die Geſtalt, die er ſo heraufbeſchworen, blieb allein; gebannt in dem grünen Fleckchen, das vor ſeinem inneren

Auge ſtand. Was ſich um die Lebende einſt mochte bewegt haben, ihre Geſpielinnen, die Töchter aus den alten finſteren Patrizierhäuſern, den Freund, der nach ihr ſpähte zwiſchen den Büſchen des Gartens, hatte er keine Macht ihr zu geſellen. „Wer weiß von ihnen!“ ſprach er vor ſich hin; das kleine Medaillon war ihm wie ein Siegel auf der Bruſt des vor ſo langer Zeit verſtorbenen Mädchens.

Die Großmutter ſetzte die Taſſe auf die Fenſterbank; ſie hatte ihn ſprechen hören. „Biſt Du in unſerer Gruft geweſen, Martin?“ fragte ſie; „ſind die Reparaturen bald zu Stande?“

„Ja, Großmutter.“

„Es muß Alles in Ordnung ſein; wir haben in unſerer Familie immer auf Reputation gehalten.“

„Es wird Alles in Ordnung kommen,“ ſagte der Enkel, „aber es iſt ein Sarg eingeſtürzt; das hat einen Aufſchub gegeben.“

„Sind denn die Eiſenſtangen abgeroſtet?“

„Das nicht. Er ſtand zu hinterſt neben dem Gitter; das Waſſer iſt darauf getropft.“

„Das muß Tante Fränzchen ſein,“ ſagte die

Großmutter nach einigem Beſinnen. — „Lag denn ein Kranz darauf?“

Martin ſah die Großmutter an. „Ein Kranz? — — Ich weiß es nicht; er mag auch wohl vergangen ſein.“

Die Greiſin nickte langſam mit dem Kopf, und ſah eine Weile ſchweigend vor ſich hin. „Ja, ja!“ ſagte ſie dann, faſt wie beſchämt, „es iſt nun freilich ſchon über fünfzig Jahre her, daß ſie begraben wurde. Ihr Fächer, der mit Schmelz und Flittern, liegt noch drüben im Saal in der Spiegelkommode; ich habe ihn aber geſtern nicht finden können.“

Der Enkel vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Die Großmutter bemerkte es und ſagte: „Deine Braut, der Wildfang, iſt mir wohl wieder über meinem Kram geweſen. Ihr ſollt mir das nicht zu Euren Poſſen gebrauchen!“

„Aber Großmutter, wie ſie neulich Abends in Deinem Reifrock durch den Garten promenirte — Ihr wäret Alle eiferſüchtig geworden, wenn ſie anno Neunzig ſo in Eure Laube getreten wäre.“

„Du biſt ein eitler Junge, Martin!“

„Freilich,“ fuhr er fort, „die fremden braunen

Augen hat ſie nun einmal; die kommen jetzt ohne Gnade in die Familie!“

„Nun, nun!“ ſagte die Großmutter, „die braunen Augen ſind ſchon gut, wenn nur ein gutes Herz herausſchaut. — Aber den Fächer ſoll ſie mir in Ehren halten! Tante Fränzchen trug ihn auf Deines Großvaters Hochzeit, und mich dünkt, ich ſehe ſie noch mit der dunkelrothen Roſe in den Haaren. Nachher hat ſie dann nicht gar lange mehr gelebt. — Es war eine große Liebe zwiſchen den Geſchwiſtern; ſie hat ihrem Bruder dazumalen auch ihr Portrait geſchenkt, und Dein Großvater hat es, ſo lange er lebte, bei ſich in ſeiner Schreibſchatulle gehabt. — Später hingen wir es denn hierher, zu ihm und zu den Eltern.“

„Sie iſt wohl ſchön geweſen, Großmutter?“ fragte der Enkel, indem er nach dem Bilde hinüber blickte.

Die Großmutter ſchien ihn nur halb zu hören. „Sie war ein kluges Frauenzimmer,“ ſagte ſie, „und ſehr geſchickt in der Feder. Während Dein Großvater in Marſeille war, und auch wohl ſpäter noch, hat ſie dem alten Vater alle Jahr die Kloſterrechnungen ausgeſchrieben; denn er war Kloſtervorſteher und dann Rathsverwandter, ehe er zweiter Bürgermeiſter wurde. — Sie hatte auch eine ſchlanke, wohlproportionirte Figur, und Dein Großvater pflegte ſie wohl mit ihren feinen Händen zu necken. Aber heirathen hat ſie niemalen wollen."

„Gab es denn derzeit keine jungen Männer in der Stadt, oder haben ihr die Freier nicht gefallen?"

„Das," ſagte die Großmutter, indem ſie mit den Händen über ihren Schooß ſtrich, „das, mein liebes Kind, hat ſie mit ſich in ihr Grab genommen. — Man ſagt wohl, ſie hab' einmal Einen leiden können; — Gott mag es wiſſen! Es war ein Freund Deines Großvaters und ein reputirlicher Menſch. Aber er war Officier und Edelmann; und Dein Urgroßvater war immer ſehr gegen das Militär. — Auf Deines Großvaters Hochzeit tanzten ſie miteinander, und ich entſinne mich wohl, ſie machten ein ſchönes Paar zuſammen. Unter den Leuten nannten ſie ihn nur den Franzoſen; denn er hatte rabenſchwarzes Haar, das er nur ſelten pudern ließ, wenn er nicht juſt im Dienſt war. Es iſt aber das letzte Mal geweſen; er nahm bald darauf ſeinen

Abſchied, und kaufte ſich weit von hier einen kleinen Landſitz, wo er noch einige Zeit nach Deines Großvaters Tode mit einer unverheiratheten Schweſter gelebt hat.“

Der Enkel unterbrach ſie. „Es muß damals ein anderes Ding geweſen ſein um die Herzensgeſchichten,“ ſagte er nachdenklich.

„Ein anderes Ding?“ wiederholte die Großmutter, indem ſie ihrem Körper für einen Augenblick die Haltung der Jugend wiederzugeben ſuchte. „Wir hatten ſo gut ein Herz wie Ihr, und haben unſer Theil dafür leiden müſſen. — Aber,“ fuhr ſie beruhigter fort, „was wißt Ihr junges Volk auch, wie es dazumalen war. Ihr habt die harte Hand nicht über Euch gefühlt; Ihr wißt es nicht, wie mäuschenſtille wir bei unſern Spielen wurden, wenn wir den Rohrſtock unſeres Vaters nur von ferne auf den Steinen hörten.“

Martin ſprang auf und faßte die Hände der Großmutter.

„Nun,“ ſagte ſie, „es mag vielleicht beſſer ſein, ſo wie es jetzo iſt. Ihr ſeid glückliche Kinder; aber Deines Großvaters Schweſter lebte in den alten

Tagen. — Seit wir nach unſerer Hochzeit das untere Stockwerk hier im Hauſe bewohnten, kam ſie gern zu uns herunter: manchmal auch ſaß ſie ſtundenlang bei Deinem Großvater im Comptoir, und half ihm bei ſeinen Schreibereien. Im letzten Jahre, ſeit ihre Kräfte abzunehmen anfingen, fand ich ſie wohl zuweilen über ihren Rechnungsbüchern eingeſchlafen. Dein Großvater ſaß dann ſtille fortarbeitend ihr gegenüber an der anderen Seite des Pultes, und ich erinnere mich noch gar wohl an das trauervolle Lächeln, womit er, wenn ich zu ihnen eintrat, mich auf die ſchlafende Schweſter aufmerkſam zu machen pflegte.“

Die Erzählerin ſchwieg eine Weile und blickte mit weit geöffneten Augen vor ſich hin, während ſie mechaniſch ihre Taſſe ſchwenkte und mit Behutſamkeit die Neige ausſchlürfte. Dann, nachdem ſie die Taſſe neben ſich auf die Fenſterbank geſtellt hatte, ſprach ſie langſam weiter. „Unſere alte Anne konnte nicht genug davon erzählen, wie luſtig und umgänglich ihre Mamſell in jüngeren Jahren geweſen ſei; auch war ſie die Einzige von den Kindern, die bei Gelegenheit mit dem Vater ein Wort zu reden wagte. — So lange ich ſie gekannt, iſt ſie immer ſtill und für ſich geweſen; zumal wenn der Vater im Zimmer war, ſprach ſie nur das Nothwendige, und wenn ſie juſt gefragt wurde. Was da paſſirt ſein mag; — Dein Großvater hat nie davon geſprochen; — nun ſind ſie Alle längſt begraben."

Der Enkel betrachtete das Bild des Urgroßvaters, und ſeine Augen blieben an den ſtrengen Linien haften, die den ſtarken Mund von den Wangen ſchieden. „Es muß ein harter Mann geweſen ſein," ſagte er.

Die Großmutter nickte. „Er hat ſeine Söhne bis in ihr dreißigſtes Jahr erzogen," ſagte ſie. „Sie haben darum bis in ihr ſpätes Alter auch niemals ſo recht einen eigenen Willen gehabt. Dein Großvater hat es oft genug beklagt. Er wäre am liebſten ein Gelehrter geworden, wie Du es biſt; aber die Firma verlangte einen Nachfolger. Es waren damals eben andere Zeiten.

Martin nahm das Bild des Großvaters von der Wand. „Das ſind milde Augen," ſagte er.

Die Großmutter ſtreckte die Hände aus, als wolle ſie aus ihrem Lehnſtuhl aufſtehen; dann ließ ſie ſie langſam ineinander ſinken. „Ja wohl, mein Kind!“ ſagte ſie, „das waren milde Augen! Er hatte keine Feinde — nur Einen mitunter — und das war er ſelber.“

Die alte Haushälterin trat herein. „Es iſt Einer von den Maurerleuten draußen; er wünſcht den Herrn zu ſprechen.“

„Geh hinaus, Martin!“ ſagte die Großmutter. „Was iſt es denn, Anne?“

„Sie haben etwas in der Gruft gefunden;“ erwiderte die Alte, „ein Schauſtück oder ſo etwas. Die Särge der alten Herrſchaften wollen ſchon nicht mehr halten.“

Die Großmutter neigte ein wenig das Haupt; dann blickte ſie in der Stube umher und ſagte: „Mach das Fenſter zu, Anne! Es duftet mir ſo ſtark; die Sonne ſcheint draußen auf die Buxbaumrabatten.“

„Die Frau hat wieder ihre Gedanken!“ murmelte die alte Dienerin; denn der Buxbaum war vor über zwanzig Jahren fortgenommen, und mit den Glaskorallenſchnüren hatten derzeit die Knaben Pferd geſpielt. Aber ſie ſagte nichts dergleichen, ſondern ſchloß, wie ihr geheißen war, das Fenſter. Danach ſtand ſie noch eine Weile und ſah durch die Zweige des hohen Ahornbaums nach dem alten Luſthäuschen hinüber, wohinaus ſie vor Zeiten ihren jungen Herrſchaften ſo oft das Kaffeegeſchirr hatte bringen müſſen, und wo die kranke Mamſell ſo manchen Nachmittag geſeſſen hatte.

Nun öffnete ſich die Thür und Martin trat haſtigen Schrittes herein. „Du hatteſt Recht!“ ſagte er, indem er Tante Fränzchens Bild von der Wand nahm und es an dem ſilbernen Schleifchen der Großmutter vor die Augen hielt. „Der Maler durfte nur die Kapſel des Medaillons malen; der offene Kryſtall hat auf ihrem Herzen gelegen. Ich habe oft genug gefragt, was er verberge. Nun weiß ich es; denn ich habe Macht es umzuwenden.“ Und er legte ein verſtäubtes Kleinod auf die Fenſterbank, das, des grünen Roſtes ungeachtet, der es überzogen hatte, als das Original zu der Zeichnung auf Tante Fränzchens Bilde nicht zu verkennen war. Das Sonnenlicht brach durch den trüben Kryſtall und beleuchtete im Innern eine ſchwarze Haarlocke.

Die Großmutter ſetzte ſchweigend ihre Brille auf; dann ergriff ſie mit zitternden Händen das kleine Medaillon, und neigte tief das Haupt darüber. Endlich nach einer ganzen Weile, wo in dem ſtillen Zimmer nur das unruhigere Athmen der alten Frau vernehmlich war, legte ſie es behutſam von ſich und ſagte: „Laß es wieder an ſeinen Ort bringen, Martin; es taugt nicht in die Sonne. — Und,“ fügte ſie hinzu, indem ſie das Tuch auf ihrem Schooße ſorgſam zuſammenlegte, „auf den Abend bring' mir Deine Braut! Es muß in den alten Schubladen noch irgendwo ein Hochzeitskettlein ſtecken; — wir wollen proben, wie es zu den braunen Augen läßt.“

Ein grünes Blatt.

Es war ein altes Buch, eine Art Album; aber lang und ſchmal wie ein Gebetbuch, mit groben gelben Blättern. Er hatte es während ſeiner Schülerzeit in einer kleinen Stadt vom Buchbinder anfertigen laſſen, und ſpäter überall mit ſich umhergeſchleppt. Verſe und Lebensannalen wechſelten mit einander, wie ſie durch äußere oder innere Veranlaſſung entſtanden waren. In den letzteren pflegte er ſich ſelbſt als dritte Perſon aufzuführen; vielleicht um bei gewiſſenhafter Schilderung das Ich nicht zu verletzen; vielleicht — ſo ſchien es mir — weil er das Bedürfniß hatte, durch ſeine Phantaſie die Lücken des Erlebniſſes auszufüllen. Es waren meiſtens unbedeutende Geſchichtchen oder eigentlich gar keine; ein Gang durch die Mondnacht, eine Mittagsſtunde in dem Garten ſeiner Eltern waren oftmals der ganze Inhalt; in den Verſen mußte man über manche Härte und über manchen falſchen Reim hinweg. Dennoch, weil ich ihn liebte und da er es mir erlaubt hatte, las ich gern in dieſen Blättern.

Auch hieher in's Feldlager hatte er das Buch im Ranzen mitgeführt; im nächtlichen Gefechte hatte es ihn begleitet, es hatte den Krieg mitgemacht; die letzten Seiten waren mit Zeichnungen von Schanzen und Fortificationen angefüllt.

Unſere Compagnie war auf Vorpoſten geweſen; jetzt lagen wir wieder in unſerer Hütte. Sie war dicht und trocken; der draußen fallende Regen drang nicht herein.

Er hatte ſein Putzzeug hervorgenommen und ſäuberte den Roſt von unſeren Büchſen; ich ſaß auf meinem Ranzen und ſtudirte ſeine ſämmtlichen Werke, jenes ſeltſam geformte Tagebuch, das zugleich unſere ganze Feldbibliothek ausmachte. Und wie ich, ſo oft ich auch darin geblättert, doch jedesmal etwas gefunden, was ich zuvor überſehen hatte, ſo wurden jetzt zum erſtenmal meine Augen durch ein eingelegtes Buchenblatt gefeſſelt. Daneben ſtand geſchrieben:

Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen,
Ich nahm es ſo beim Wandern mit,
Auf daß es einſt mir könne ſagen,
Wie laut die Nachtigall geſchlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchſchritt.

„Das Blatt iſt braun geworden,“ ſagte ich.

Er ſchüttelte den Kopf. „Lies nur die andere Seite.“

Ich wandte um und las:

* * *

Es mochte ein Student ſein; vielleicht ein junger Doctor, der auf dem ſchmalen Fußſteige über die Haide ging. Die Kugelbüchſe, welche er am ledernen Riemen über der Schulter trug, ſchien ihm ſchwer zu werden; denn jezuweilen im Weiterſchreiten nahm er ſie in die Hand, oder hängte ſie von einer Schulter auf die andere. Seine Mütze hatte er abgenommen; die Nachmittagsſonne glühte in ſeinen Haaren. Um ihn her war alles Gethier lebendig, was auf der Haide die Juniſchwüle auszubrüten pflegt; das rannte zu ſeinen Füßen und arbeitete ſich durch's Geſtäude, das blendete und ſchwärmte ihm vor den Augen und begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Die Haide blühte, die Luft war durchwürzt von Wohlgerüchen.

Nun ſtand der Wanderer ſtill, und blickte über die Steppe, wie ſie ſich endlos nach allen Richtungen hinauszog; ſtarr, einförmig, mit rothem Schimmer ganz bedeckt. Nur vor ſich in nicht gar weiter Ferne ſah er einen Waldzug, an deſſen Ende ein Faden weißen Rauches in die klare Luft hinaufſtieg. Das war Alles.

In ſeiner Nähe, zur Seite des Steiges, lag ein niedriger Hügel, voll Brombeerranken und wilder Roſenbüſche, ein Grabmal unbekannten Volkes, wie hier viele ſind. Er ſtieg hinauf und überſah auch von dieſem höheren Standpunkte noch einmal die unermeßliche Fläche; aber er gewahrte nichts, als nur am Saume des Waldes eine einſame Kathe, aus deren Dach der Rauch emporquoll, den er zuvor geſehen hatte. Er riß einen Büſchel Haide aus dem harten Boden und ſenkte ſein Auge in den feinen Stern der Blüthe; dann nahm er ſeine Büchſe herunter und ſtreckte ſich in die warmen Kräuter, den Kopf in die Hand geſtützt, die Blicke vor ſich hinſendend, bis ſeine Gedanken in der heißen zitternden Luft zergingen.

Und wie nun ſo auch der Hall des eigenen

Schrittes, der bisher mit ihm gewandelt, aufgehört hatte, und er nichts vernahm, als die Haide entlang das Zirpen der Heuſchrecken und das Summen der Bienen, welche an den Kelchen hingen, mitunter in unſichtbarer Höhe über ſich den Geſang der Haidelerche, da überkam ihn unbezwingliche Sommermüdigkeit. Die Schmetterlinge, die blauen Argusfalter, gaukelten auf und ab, dazwiſchen ſchoſſen roſenrothe Streifen vom Himmel zu ihm hernieder; der Duft der Eriken legte ſich wie eine zarte Wolke über ſeine Augen.

Der Sommerwind kam über die Haide und weckte eine Kreuzotter, die ſich nicht weit davon im Staube ſonnte. Sie löſte ihre Spirale und glitt über den harten Boden; das Kraut rauſchte, als ſie den ſchuppigen Leib hindurchzog. Der Schlafende wandte den Kopf, und halb erwachend ſah er in das kleine Auge der Schlange, die neben ſeinem Kopfe hinkroch. Er wollte die Hand erheben, aber er vermochte es nicht: das Auge des Gewürmes ließ nicht von ihm. So lag er zwiſchen Traum und Wachen. Nur wie durch einen Schleier ſah er endlich die Geſtalt eines Mädchens auf ſich zukommen, kindlich faſt, doch kräftigen Baues, das Haar in dicken blonden Zöpfen. Sie bog die Ranken zur Seite und ſetzte ſich neben ihm auf den Boden. Das Auge der Schlange ließ ihn los und verſchwand; er ſah nichts mehr. Dann kam der Traum. Da war er wieder der Hans im Märchen, wie er es oft als Knabe geweſen war, und lag im Graſe vor der Schlangenhöhle, um die verzauberte Prinzeſſin zu erlöſen. Die Schlange kam heraus und rief:

„Aſchegraue Wängelein,
Weh dem armen Schlängelein!“

Da küßte er die Schlange, und da war's geſchehen. Die ſchöne Prinzeſſin hielt ihn in ihren Armen, und — wunderlich war es — ſie trug ihr Haar in zwei aſchblonden Zöpfen und ein Mieder wie eine Bauerndirne.

Das Mädchen hatte ihre Hände um die Kniee gefaltet, und ſah unbeweglich über die Haide hinaus. Nur das heimliche Rauſchen und Wimmeln in der unendlichen Pflanzendecke, hie und da ein Vogelruf aus der Luft oder unten vom Moor herauf, dazwiſchen das Athmen des Schlafenden, ſonſt kein Laut. So verging eine Spanne Zeit. Endlich neigte ſie ſich über ihn; die langen Flechten fielen auf ſeine Wangen. Er ſchlug die Augen auf; und wie er ſo das junge Antlitz über dem ſeinen ſchweben ſah, da ſagte er noch halb im Traume: „Prinzeſſin, was haſt Du für blaue Augen!“

„Ganz blaue!“ ſagte ſie, „die ſind von meiner Mutter!“

„Von Deiner Mutter? — Haſt Du denn eine Mutter!“

„Du biſt nicht klug!“ ſagte das Mädchen, indem ſie aufſprang; „ſie hat vor vier Wochen den Vogt geheirathet. Seitdem bin ich beim Großvater.“

Nun wurde er völlig wach. „Ich bin irre gegangen,“ ſagte er, „in der eigenen Heimath. Du mußt mir auf den Weg helfen, Du — wie heißt Du denn?“

„Regine!“ ſagte ſie.

„Regine . . . und ich heiße Gabriel!“

Sie ſah ihn groß an.

„Nein, nicht der Engel Gabriel!“

„Lache nur nicht!“ ſagte ſie, „den kenne ich beſſer als Dich!“

„Der Tauſend! So biſt Du wohl des Schulmeiſters Enkelkind?“

Sie ſagte: „Mein Vater war Schulmeiſter, er iſt im vorigen Frühjahr geſtorben.“

Beide ſchwiegen einen Augenblick; dann ſtand Gabriel auf und bedeutete ihr, wie er noch bis zum nächſten Morgen jenſeit der Fähre in der Stadt ſein müſſe. Sie zeigte mit der Hand nach dem Walde. „Dort wohnt mein Großvater,“ ſagte ſie, „Du kannſt erſt Veſper mit uns eſſen; nachher weiſe ich Dir den Weg.“ Als Gabriel das zufrieden war, trat ſie von dem ſchmalen Fußpfade auf die Haide hinüber und ſchlug die Richtung nach dem Walde ein. Die Blicke des jungen Mannes folgten unwillkürlich ihren Füßen, wie ſie behend und ſicher über die harten Stauden dahinſchritten, während bei jedem Tritt die Grillen vor ihr aufflogen. So gingen ſie mitten durch den Sonnenſchein, der wie ein Goldnetz über den Spitzen der Kräuter hing; mitunter rieſelte ein warmer Hauch über die Steppe und erregte den Duft der Blüthen um ſie her. Schon hörten ſie dann und wann im Walde das Rufen der Buchfinken und in den Wipfeln der hohen Buchen das ſcheue Flattern der Waldtauben. Gabriel aber, des Reiſezieles gedenkend, hub an zu ſingen:

„Es liegen Wald und Haide
Im ſtillen Sonnenſchein.
Wir hätten gerne Frieden;
Doch iſt es nicht beſchieden,
Geſtritten ſoll es ſein.

Nun gilt es zu marſchiren
In feſtem Schritt und Tritt;
Der Krieg iſt losgelaſſen,
Er ſchreitet durch die Gaſſen,
Er nimmt uns alle mit!

So leb denn wohl, lieb Mutter!
Die Trommel ruft in's Glied.
Mir aber im Herzensgrunde
Erklingt zu dieſer Stunde
Ein deutſches Wiegenlied."

„Krieg?" ſagte Regine, indem ſie ſtehen blieb und ſich nach dem Sänger umwandte.

Gabriel nickte.

„Sprich nicht davon zum Großvater," ſagte ſie, „er glaubt doch nicht daran."

„Und Du?" fragte Gabriel. „Was glaubſt Du ſelber denn?"

„Ich? — — Was geht uns Dirnen der Krieg an!"

Der junge Mann ſagte nichts darauf, und beide ſetzten ſchweigend ihre Wanderung fort. Aus der formloſen Maſſe des Waldes trat nun das Laub der Buchen und Eichbäume in ſcharfen Umriſſen hervor, und bald gingen ſie im Schatten des Geheges entlang, bis ſie das Ende deſſelben erreicht hatten. Hier, wo auch die Haide aufhörte, ſtand im Schein der Nachmittagsſonne eine kleine Käthnerwohnung. Eine Katze, die ſich auf dem niedrigen Strohdache geſonnt hatte, ſprang bei ihrer Ankunft auf den Boden und ſtrich ſpinnend um die halb geöffnete Hausthür. Sie traten in eine ſchmale Vordiele, welche an den Wänden hin mit leeren Bienenkörben und mancherlei Gartengeräthe ganz beſetzt war. Zu Ende derſelben klinkte Regine eine Thür auf, und Gabriel ſah über ihre Schulter in ein kleines Zimmer; aber es war nichts darinnen, als einſamer Sonnenſchein, der an den Meſſingknöpfen des Ofens ſpielte, und der Pendelſchlag einer alten ſchwarzwälder Wanduhr.

„Wir müſſen nach dem Immenhof,“ ſagte das Mädchen. Gabriel lehnte ſeine Büchſe in eine Ecke des Zimmers; dann gingen ſie in den Garten, der unmittelbar unter den Fenſtern lag. — Aus der Hausthür waren ſie unter das Laubdach eines mächtigen Kirſchbaumes getreten, der ſeine Zweige über das Haus breitete; ein gerader Steig zwiſchen ſchmalen Gemüſebeeten führte ſie durch den Garten, und aus dieſem heraus auf eine kleine Wieſe, von welcher ein viereckiges Plätzchen durch dichte Buchenhecken abgezäunt war. Die kleine Pforte, welche den Eingang zu demſelben verſchloß, war niedrig genug, daß Gabriel über ſie hinweg das Innere überſehen konnte. Als ſie herangetreten waren, gewahrte er gegenüber an der Laubwand, ſchon in halbem Schatten, ein hölzernes Bienenhäuschen, worauf die Strohkörbe neben und in doppelter Reihe über einander ſtanden. Seitwärts auf einem Bänkchen ſaß ein Greis in der Bauerntracht dieſer Gegend; die Sonne ſchien auf ſeine gänzlich weißen Haare. Eine Drahtmaske, ein leerer Korb und anderes Geräthe lag neben ihm auf der Erde; in der Hand hielt er einen Meliſſenſtengel, den er aufmerkſam zu betrachten ſchien. Im ſchärfern Hinſehen bemerkte Gabriel, wie das Kraut von einzelnen Bienen umſchwärmt wurde, während andere von den Blättern auf die Hände des alten Mannes hinüberkrochen.

„Iſt das Dein Großvater?“ fragte er das Mädchen.

„Es iſt eigentlich mein Urgroßvater;“ ſagte ſie, „er iſt ſchon undenkbar alt.“

Sie zog das Pförtchen zurück.

„Biſt Du es, Regine?“ fragte der Greis.

„Ja, Großvater.“

„Die Königin hat geſtern Abend umſonſt geſungen,“ ſagte er. „Nun muß ich morgen wieder auf den Poſten.“ Indem wandte er den Kopf und ſah nach den Ankommenden hinüber. „Treten Sie nur herein, junger Herr,“ ſagte er. „Mit dem Schwärmen hat es heut' ein Ende.“

Sie traten hierauf in den innern Raum. Regine nahm den leeren Korb und die übrigen Geräthe, deren es nun für heute nicht mehr bedurfte, und ging damit in's Haus zurück. Der Alte ſtrich behutſam die Bienen von ſeiner Hand. „Sie haben Menſchenverſtand,“ ſagte er, „man ſoll nur die Geduld haben.“ Dann legte er das Kraut vor dem nächſten Stock in's Gras und reichte Gabrieln die Hand.

Dieſer mußte ſich neben ihm auf die Bank ſetzen und der Greis erzählte ihm von ſeinen Bienen, wie er ſie ſchon als Knabe gehegt, wie er ſpäter, nun ſchon vor über ſiebzig Jahren, dieſen Zaun gepflanzt habe, und wie ſie darauf ihm ſo reichen Gottesſegen zugetragen, daß er ſeinen Hausſtand damit habe einrichten können; und weiter dann von ſeiner Hochzeit, von Taufen und Todestagen, von ſeinen Kindern, von Enkeln und Enkelkindern, und die Bienen gehörten allenthalben mit dazu. — Die Worte des alten Mannes hörten ſich wie ein rieſelndes Waſſer; ein Stillleben nach dem andern entfaltete ſich aus dieſen milden Reden; Gabriel hatte den Kopf in die Hand geſtützt und blickte nach den Bienen, die nur noch einzeln über die grünen Wände herüber kamen. Mitunter auch hörte er jenſeit des Gartens im Hauſe die Thüren gehen, mitunter ſchlüpfte eine Grasmücke durch die Blätter und ſah ihn mit neugierigen Augen an. So dauerte es eine Weile. Regine war wieder von außen herangetreten, ſie lehnte mit dem Ellbogen über die Pforte und hörte ſchweigend zu; wie aus einem Rahmen ſchaute das friſche Mädchenantlitz zwiſchen den Blättern hervor.

Das Gewimmel in den Lüften hatte ſich allgemach beruhigt, der grüne Raum war nun faſt ganz verſchattet. Gabriel ſchaute nach dem Mädchen hinüber; der Alte erzählte langſam weiter. Manchesmal freilich ſchien er die Zeiten zu verwechſeln, die Söhne mit den Enkeln, die Enkel mit den Enkelkindern. Dann ſagte das Mädchen wohl: „Ihr irrt Euch, Großvater; es war mein Ohm, es war meine Mutter, von der Ihr ſprecht.“ Der Alte aber ſagte dann ſtrenge: „Ich kenne ſie alle; ich bin nicht ſo vergeſſen.“ — Endlich, als es kühler zu werden begann, ſtand er auf. „Wir wollen in's Haus gehen,“ ſagte er, „es wird Abend; die Thiere ſind auch ſchon zu Quartier.“ Dann, nachdem ſie mit einander hinausgegangen waren, ſchob er ſorgfältig den Riegel vor die kleine Pforte.

Als ſie in's Zimmer traten, ſpielte nur noch oben an den Balken ein ſchwaches Sonnenſchillern; die Levkojen auf dem Fenſterbrette verbreiteten ſchon den ſtärkern Duft des Abends. Ein Tiſch mit grobem Leintuch bedeckt, war zwiſchen die beiden Fenſter gerückt; die glatten Schnitte Schwarzbrodes, die gelbe Butter, die Gläſer mit friſcher Milch nahmen ſich ſauber darauf aus. Der Alte ſetzte ſich in den Lehnſtuhl an das eine Fenſter und Gabriel mußte ihm gegenüber an dem andern Platz nehmen, während Regine, die kleine Wirthſchaft beſorgend, aus- und einging.

Dann aßen ſie von den einfachen Speiſen, und Gabriel ſah von Zeit zu Zeit durch die kleinen Scheiben in den Garten hinaus. Der Alte hatte ſeine Brille aufgeſetzt; er nahm mit der Meſſerſpitze ein kleines Nachtgeziefer aus ſeiner Milch und legte es ſorgfältig auf den Tiſch. „Es wird noch wieder fliegen,“ ſagte er, „man muß der Creatur in ihren Nöthen beiſtehen.“

Schon mehrmals hatte Gabriel es vor dem Fenſter in dem alten Kirſchbaum krachen hören. Als er nun hinausblickte, ſah er noch eben zwei flinke Füßchen zwiſchen den Zweigen verſchwinden, und gleich darauf flogen einzelne Vögel krächzend über den Garten hin. Aus der Ferne, es mochte im Walde ſein, tönten die einförmigen Schläge der Holzaxt.

„Es iſt wohl weit bis zu den nächſten Dörfern?“ ſagte er.

„Wohl faſt eine Stunde,“ erwiderte der Alte, „das Haus ſteht recht in Gottes Hand! — Seit die Schulmeiſterin wieder gefreit hat, iſt nun das Mädchen bei mir.“ — Er wies mit der Hand nach einem Brettchen über der Thür, auf welchem Gabriel neben andern Kleinigkeiten eine Anzahl wohlerhaltener Bücher gewahrte. „Die hat ſie alle noch vom Vater,“ ſagte der Alte, „aber ſie iſt nicht für das Leſen; ſie hat keine Ruhe im Hauſe. Nur wenn am Sonnabend der Bettelfritz mit ſeinen Hexengeſchichten herüberkommt; — das hat kein Ende, wenn die Beiden hinterm Ofen beiſammenſitzen.“

Indem trat das Mädchen in die Stube und ſchüttete einen Haufen rother Glaskirſchen aus ihrer Schürze auf den Tiſch. „Die Droſſeln ſind wieder vom Walde herüber geweſen!“ ſagte ſie.

„Du mußt die Diebe einſperren,“ erwiderte Gabriel, der einen leeren Käfig am Fenſterkreuz gewahrte. Das Mädchen winkte ihm heimlich mit den Augen; der Alte aber drohte mit dem Meſſer nach ihr hin. „Das iſt ein Schelm!“ ſagte er, „ſie läßt ſie immer wieder fliegen.“ — Gabriel ſah ſie an. Sie lachte; das Blut war ihr in die Wangen geſtiegen. Als er aber die Augen nicht wieder von ihr wandte, nahm ſie den einen ihrer blonden Zöpfe zwiſchen die Zähne und lief zur Stube hinaus. Gabriel hörte, wie ſie draußen die Hausthür hinter ſich zuſchlug.

„Sie iſt eben wie ihr Vater ſelig,“ ſagte der alte Mann und lehnte ſich ſtill in den Stuhl zurück. — Es war ſchon abendlich geworden, vom Garten dunkelten die Bäume ſtark herein. Gabriel erzählte nun, wie er ſchon morgen mit dem Früheſten in der Stadt ſein müſſe, und fragte nach den Steigen und Richtwegen, die er etwa einzuſchlagen habe.

„Der Mond wird bald aufgehen,“ ſagte der Alte, „bei Nachtzeit iſt jetzt das beſte Wandern.“

Sie ſprachen noch eine Weile fort. Als es aber dunkler wurde, verſtummte der Alte allgemach und ſah mit geſpannten Augen durch die trüben Scheiben in den Garten hinaus. Und wie Gabriel die friedliche Geſtalt des Greiſes ſo ſich gegenüberſah — aus der tiefen Dämmerung, die nach und nach die Kammer erfüllt hatte, noch kaum hervorſehend — da ſchwieg auch er. So wurde es immer ſtiller; die alte Wanduhr hatte allein das Wort behalten.

Endlich, da Regine noch immer nicht zurückkehrte, und ſchon die Mondhelle von jenſeit des Gartens heraufkam, ſtand er auf, um von dem Mädchen Abſchied zu nehmen. Er ging in den Garten; aber er ſah dort nichts von ihr. Da hörte er es zwiſchen den Erbſenbeeten rauſchen; und hier fand er ſie, ein

Körbchen neben ſich, das ſchon zur Hälfte mit den gepflückten Schoten angefüllt war.

„Es iſt ſpät, Regine,“ ſagte er, indem er zwiſchen die Ranken zu ihr hineintrat, „ich werde gehen müſſen; ich möchte mit Sonnenaufgang in der Stadt ſein.“

Regine pflückte weiter, ohne aufzuſehen. „Es iſt nicht gar ſo weit,“ ſagte ſie, und bückte ſich, und langte zwiſchen den Stangen durch nach den tiefſt hängenden Schoten.

„Kommſt Du denn auch nach drüben?“ fragte Gabriel.

„Ich? — — Ich nicht; ich komme nicht ſo weit. Nur einmal war ich fort; mein Vater hatte eine Schweſter im Norden, wir fuhren faſt den ganzen Tag. Aber mir gefiel's nicht dort; ich verſtand die Ausrede der Leute nicht, und wenn ich mit ihnen ſprach, fragten ſie mich allezeit, wo ich zu Haus ſei.“

„Aber Du haſt es einſam hier; ſo alle Tage mit dem alten Mann!“

Sie nickte. „Im Dorfe drunten iſt's luſtiger! Sie haben dem Alten auch öfters zugeredet, der Vogt und meine Mutter; aber er zieht nicht fort von hier;

er ſagt, er könne die Luft nicht vertragen zwiſchen den Häuſern in der Dorfſtraße.“

Gabriel hatte ſich zu ihr geſetzt und half ihr pflücken. Regine ſchüttelte mitunter das Körbchen, das ſchon den Vorrath nicht mehr faſſen wollte. Die Dämmerung nahm immer zu; ſie ſuchten mit den Händen nach den Schoten, die ſie kaum noch ſehen konnten und die endlich immer wieder über den Rand des voll gehäuften Korbes hinabglitten. Aber ſie ließen nicht ab; ſie pflückten langſam weiter, als ſei es ihnen damit angethan. — Da hörte Gabriel einen Ton, dumpf, als käme er aus der Erde; und der Boden unter ihm ſchütterte kaum merklich. — Er neigte das Ohr gegen die Erde und horchte. Da war es wieder; und bald noch einmal. Was geſchah drüben, daß jetzt zur Nachtzeit die Kanonen gingen? — — Regine ſchien nichts davon gehört zu haben; denn ſie hob den Kopf ein wenig und ſagte: „Es ſchlägt zehn Uhr im Dorf.“ Gabriel ſprang auf; eine ſehnſüchtige Ungeduld befiel ihn, es litt ihn nicht länger in der ahnungsloſen Stille dieſes Ortes. „Regine,“ ſagte er laut, „wenn ich nun wiederkäme!“

Sie wandte raſch den Kopf zu ihm empor, und er ſah bei der Dämmerung in ihre großen glänzenden Augen.

Dann hörten ſie die Schritte des alten Mannes auf dem Gartenſteige, und Gabriel trat ihm entgegen, um ihm zu danken und zu ſagen, daß er gehen wolle. Als aber dieſer ihm noch einmal den nun einzuſchlagenden Richtweg bedeuten wollte, ſtand Regine auf und ſagte ruhig: „Laßt nur, Großvater; ich gehe mit zur Fähre.“

Der Großvater nickte und reichte Gabriel die Hand; dann aber, ihn noch einmal an der Kugelbüchſe zurückhaltend, auf die er ſchon in der Kammer unterweilen einen ſcharfen Blick geworfen hatte, ſagte er mit ſchlauem Lächeln: „Wir ſehen uns noch wieder, junger Herr; Sie kommen ſchon zurück — — — morgen oder übermorgen.“ — Darauf trat er unter die Hausthür, und Gabriel folgte Reginen durch den Garten. Als ſie auf die Wieſe hinausgekommen waren, ſchien ihnen der Mond in's Angeſicht. Am Immenhofe führte der Pfad vorüber; aber es war ſtill geworden darinnen; nur ein Nachtſchmetterling flog ſurrend über das ſchlafende Königreich der Bienen. Kaum einige tauſend Schritte vor ihnen lag der

Wald mit ſeiner ſchwarzen geheimnißvollen Maſſe. Als ſie die feuchten Schatten erreicht hatten, welche weithin über die Wieſen fielen, konnte Gabriel eine kurze Leiter aus Fichtenſtämmen erkennen, welche zwiſchen dichten Gebüſchen in das höher gelegene Gehege hinaufführte. Sie bogen das Gezweig bei Seite und traten von der Leiter in das Innere des Waldes. Ein Fußpfad, jetzt kaum erkennbar in der Dämmerung, führte ſie ſeitwärts hart am Waldesſaum entlang, ſo daß ſie zwiſchen den einzelnen Bäumen und Gebüſchen auf die draußen im Mondſchein liegenden Wieſen hinausſehen konnten. Regine ging voran. Das Mondlicht ſpielte zwiſchen den Zweigen herein und hing ſich wie Tropfen an den dunkeln Blättern; mitunter ſtreifte ein voller Strahl den blonden Mädchenkopf, der dann auf einen Augenblick klar aus dem Dunkel hervortrat, um ſogleich wieder darin zu verſchwinden. Gabriel ging ſchweigend hinter ihr her; er hörte nichts, als das Rauſchen ihrer Füße in dem überjährigen Laube und das Arbeiten der Käfer in den Baumrinden; kein Luftzug; nur das feine elektriſche Kniſtern in den Blättern rührte ſich kaum hörbar. Nach einer Weile kam aus dem Dunkel des Waldes etwas angerannt und trabte ihnen zur Seite. Gabriel ſah zwei Augen in ſeiner Nähe blitzen. „Was iſt das?“ fragte er.

Ein Rehkalb ſprang in den Weg. „Das iſt mein Kamerad!“ rief das Mädchen; dann lief ſie pfeilſchnell auf dem Steige fort; das Thier hinter ihr drein.

Gabriel blieb zurück und lehnte ſich an einen Baum; er hörte es zwiſchen den Büſchen rauſchen, er hörte das Mädchen in die Hände klatſchen, dann Alles in der Ferne verſchwinden. Es wurde ſtill um ihn her; nur die geheimnißvolle Muſik der Sommernacht wurde wieder ſeinem Ohre vernehmbarer. Er hielt den Athem an, er lauſchte, er horchte den tauſend feinen Stimmen, wie ſie auftauchten und wieder hinſchwanden; bald in unbegreiflicher Ferne, dann zum Erſchrecken nahe; unbegreifbar leiſe, verhallend und immer wieder erwachend; er wußte nicht, waren es die Quellen, die durch den Wald zu den Wieſen hinabliefen, oder war es die Nacht ſelbſt, die ſo melodiſch rann. Der Morgen, an dem er das Haus verlaſſen hatte, der Abſchied von ſeiner Mutter lag hinter ihm wie eine längſt vergangene Zeit.

Endlich kam das Mädchen zurück. Sie legte die Hand auf ſeine Büchſe. „Es iſt ſo zahm,“ ſagte ſie, „wir rennen oft zuſammen!“

Das Klirren des Gehenkes weckte ihn. „Komm nur,“ ſagte er, „und weiſe mir den Weg!“ Sie ſchwieg einen Augenblick; dann, dem Gaſte gehorſam, bog ſie von dem Steige, auf dem ſie bisher gewandert waren, quer in den Wald hinein. Jeder betretene Pfad hörte hier auf; Baumwurzeln krochen am Boden hin und fingen den Fuß des Wanderers; niederhängende Zweige ſchlugen ihm in's Geſicht oder zupften ihn an der Büchſe; es wurde ſo finſter, daß er die Geſtalt des Mädchens, welche waldkundig und unverſehrt durch die Zweige ſchlüpfte, nicht mehr erkennen konnte. Nur manchmal, wenn er plötzlich von unſichtbaren Dornen geritzt, einen ungeduldigen Aufruf nicht zu unterdrücken vermochte, hörte er vor ſich ihr ſchadenfrohes Gelächter. Endlich aber harrte ſie ſeiner und reichte ihm ſchweigend die Hand zurück. So gingen ſie weiter. Ein Plätſchern ſcholl aus der Ferne; Gabriel lauſchte. „Es iſt das Fährboot,“ ſagte ſie, „dort unten liegt die Bucht.“ Bald konnte er deutlich das Geräuſch von Ruderſchlägen unterſcheiden; dann traten die Bäume plötzlich auseinander und ſie ſahen frei in's Land hinaus, das in den ſanften Umriſſen der Mondbeleuchtung zu ihren Füßen lag. Die Wieſen waren ganz von ſilbergrauem Thau bedeckt; darüber lief der Fußpfad wie ein dunkler Strich zur Bucht hinab. Die Brücke des Mondſpiegels ſtreckte ſich zitternd über das Waſſer; das Fährboot, von der andern Seite kommend, trat eben wie ein Schatten in den hellen Schein. Gabriel blickte nach dem jenſeitigen Ufer hinab; aber er ſah nur Duft und Dämmerung.

„Nicht weiter,“ ſagte das Mädchen, und zog ihre Hand aus der ſeinen; „hier über die Wieſen geht der Weg zur Fähre; Du kannſt nicht fehlen.“

Sie ſelber ſtanden noch im Schatten; aber bei der Fülle des Lichtes, die draußen webte, konnte er ihre ganze Geſtalt erkennen und jedes Regen ihrer Gliedmaßen. Sie hatte im Laufen ihre Flechten aufgebunden, die nun wie ein Kranz auf ihrem Scheitel lagen. Sie erſchien ihm auf einmal ſo ſtolz und jungfräulich; er konnte die Augen nicht von ihr laſſen, als ſie in den Mondſchein hinauswies und ihm die Wege zeigte, die er gehen ſolle.

„So leb denn wohl, Regine!“ ſagte er, und reichte ihr die Hand.

Aber ſie trat vor ihm zurück und ſagte zögernd: „Sag mir noch Eines; . . . weshalb mußt Du in den Krieg?“

„Weißt Du es nicht, Regine?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Großvater ſpricht nicht davon,“ ſagte ſie, und ſah wie ein Kind an ihm herauf.

Er verlor ſich ſtumm in ihren Augen; eine Nachtigall ſchlug plötzlich neben ihnen aus den Büſchen, die Blätter ſäuſelten. Sie ſtand ihm gegenüber, ohne Regung, kaum belebt von lindem Athmen; nur in ihren Augen, im tiefſten Grunde, rührte ſich die Seele; er wußte nicht, was ſo ihn anſchaute.

„Sprich nur!“ ſagte ſie endlich.

Er ergriff einen Zweig, der ihr zu Häupten hing, und brach ein Blatt herab. „Es iſt für dieſe Erde,“ ſagte er, „für Dich, für dieſen Wald — — — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut Dir hier begegne, den Du nicht verſtehſt, damit es hier ſo bleibe wie es iſt, wie es ſein muß, wenn wir leben ſollen, — unverfälſchte, ſüße, wunderbare Luft der Heimath!“

Sie ſtrich mit der Hand über ihre Haare, als wenn ein Schauer ſie berühre. „Geh!“ ſagte ſie leiſe, „gute Nacht!“

„Gute Nacht; — — — wo find' ich Dich denn wieder?“

Sie legte ihre Hände um ſeinen Nacken und ſagte: „Ich bleibe hier zu Haus!“

Er küßte ſie. „Gute Nacht, Regine!“

Sie löſte ihre Hände von ſeinem Halſe. Dann ſchritt er in die Mondnacht hinaus; und als er nach einer Weile am Ende der Wieſe zurückblickte, da war es ihm, als ſtehe die ſchöne kindliche Geſtalt noch immer an der Stelle, wo er von ihr gegangen, unbeweglich im ſchwärzeſten Thore des Waldes.

* * *

Ich hatte das Buch zuſammengelegt und ſah durch die Hüttenreihen in den grauen Tag hinaus. Gabriel trat zu mir und lehnte die blank geputzte Büchſe an meine Schulter. Sie blitzte mich an. Ich aber, des Geleſenen gedenkend, fragte ihn: „Und was bedeutet nun das welke Blatt?“

„Noch einmal!“ rief er, „es iſt grün, ſo grün wie Juniblätter!“

„Und Du biſt niemals wieder dort geweſen?“

„Pagina hundertunddreizehn!“ ſagte er lächelnd.

Ich ſchlug noch einmal nach. Schon wieder Verſe!

* * *

Pagina 113.

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und ſtänd' ſie noch im Blätterſchatten
Inmitten jener Sommernacht,
Und fänd' ich ſelber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld —
Sie ſchritte doch vom Waldesſaume
Niemals hinunter in die Welt.

* * *

„Und wenn ſie doch hinunterſchritte!“ ſagte ich.

„Dann wollen wir die Büchſe laden! Der Wald und ſeine Schöne ſind in Feindeshänden.“

Unter dem Tannenbaum.

Eine Dämmerſtunde.

Es war das Arbeitszimmer eines Beamten. Der Eigenthümer, ein Mann in den Vierzigern, mit ſcharf ausgeprägten Geſichtszügen, aber milden, lichtblauen Augen unter dem ſchlichten, hellblonden Haar, ſaß an einem mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtiſch; damit beſchäftigt, einzelne Schriftſtücke zu unterzeichnen, welche der daneben ſtehende alte Amtsbote ihm überreichte. Die Nachmittagsſonne des Decembers beleuchtete eben mit ihrem letzten Strahl das große, ſchwarze Dintenfaß, in das er dann und wann die Feder tauchte. Endlich war Alles unterſchrieben.

„Haben Herr Amtsrichter ſonſt noch Etwas?“ fragte der Bote, indem er die Papiere zuſammenlegte.

„Nein, ich danke Ihnen."

„So habe ich die Ehre, vergnügte Weihnachten zu wünſchen."

„Auch Ihnen, lieber Erdmann."

Der Bote ſprach einen der mitteldeutſchen Dialecte; in dem Tone des Amtsrichters war etwas von der Härte jenes nördlichſten deutſchen Volksſtammes, der vor wenigen Jahren, und diesmal vergeblich, in einem ſeiner alten Kämpfe mit dem fremden Nachbarvolke geblutet hatte. — Als ſein Untergebener ſich entfernte, nahm er unter den Papieren einen angefangenen Brief hervor und ſchrieb langſam daran weiter.

Die Schatten im Zimmer fielen immer tiefer. Er ſah nicht die ſchlanke Frauengeſtalt, die hinter ihm mit leiſen Schritten durch die Thür getreten war; er bemerkte es erſt, als ſie den Arm um ſeine Schulter legte. — Auch ihr Antlitz war nicht mehr jung; aber in ihren Augen war noch jener Ausdruck von Mädchenhaftigkeit, den man bei Frauen, die ſich geliebt wiſſen, auch noch nach der erſten Jugend findet. „Schreibſt Du an meinen Bruder?" fragte ſie, und in ihrer Stimme, nur etwas mehr gemildert, war dieſelbe Klangfarbe wie in der ihres Mannes.

Er nickte. „Lies nur ſelbſt!“ ſagte er, indem er die Feder fortlegte und zu ihr empor ſah.

Sie beugte ſich über ihn herab; denn es war ſchon dämmerig geworden. So las ſie, langſam wie er geſchrieben hatte:

„Ich bin wieder geſund und arbeitsfähig, — glücklicherweiſe; denn das iſt die Noth der Fremde, daß man den Boden, worauf man ſteht, ſich in jeder Stunde neu erſchaffen muß. So ſchlecht es immer ſein mag, darin habt Ihr es doch gut daheim; und wer wäre nicht gern geblieben, wenn er nur ein Stück Brot und jenes unentbehrliche „ſanfte Ruhekiſſen“ des alten Sprichworts ſich hätte erhalten können.“

Sie legte ſchweigend die Hand auf ſeine Stirn, während er, der ihren Augen gefolgt war, das Blatt umwandte. Dann las ſie weiter:

„Der guten und klugen Frau, die Du vorige Weihnachten bei uns haſt kennen lernen, bin ich ſo glücklich geweſen, durch die Vermittlung eines Vergleichs mit ihrem Gutsnachbarn einen wirklichen Dienſt zu leiſten; der ſchöne, ſo ſehr von ihr begehrte Wald iſt ſeit Kurzem endlich in ihren Beſitz gelangt. Hätten wir morgen für Deinen Freund Harro nur eine Tanne aus dieſem Walde! Denn hier iſt viele Meilen in die Runde kein Nadelholz zu finden. Was aber iſt ein Weihnachtsabend ohne jenen Baum mit ſeinem Duft voll Wunder und Geheimniß?“

„Aber Du,“ ſagte der Amtsrichter, als ſeine Frau geleſen hatte, „Du bringſt in Deinen Kleidern den Duft des echten Weihnachtsabends!“

Sie langte lächelnd in den Schlitz ihres Kleides und legte ein großes Stück braunen Weihnachtskuchen vor ihm auf den Tiſch. „Sie ſind eben vom Bäcker gekommen,“ ſagte ſie, „prob nur; Deine Mutter backt ſie Dir nicht beſſer!“

Er brach einen Brocken ab und prüfte ihn genau; aber er fand Alles, was ihn als Knaben daran entzückt hatte; die Maſſe war glashart, die eingerollten Stückchen Zucker wohl zergangen und candirt. „Was für gute Geiſter aus dieſem Kuchen ſteigen,“ ſagte er, ſich in ſeinen Arbeitsſtuhl zurücklehnend; „ich ſehe plötzlich, wie es daheim in dem alten, ſteinernen Hauſe Weihnacht wird. — Die Meſſingthürklinken ſind womöglich noch blanker, als ſonſt; die große gläſerne

Flurlampe leuchtet heute noch heller auf die Stuckſchnörkel an den ſauber geweißten Wänden; ein Kinderſtrom um den andern, ſingend und bettelnd, drängt durch die Hausthür; vom Keller herauf aus der geräumigen Küche zieht der Duft des Gebäckes in ihre Naſen, das dort in dem großen kupfernen Keſſel über dem Feuer praſſelt. — Ich ſehe Alles; ich ſehe Vater und Mutter — Gott ſei gedankt, ſie leben beide! — aber die Zeit, in die ich hinabblicke, liegt in ſo tiefer Ferne der Vergangenheit! — — Ich bin ein Knabe noch! — Die Zimmer zu beiden Seiten des Flurs ſind erleuchtet; rechts iſt die Weihnachtsſtube. Während ich vor der Thür ſtehe, horchend, wie es drinnen in dem Knittergold und in den Tannenzweigen rauſcht, kommt von der Hoftreppe herauf der Kutſcher, eine Stange mit einem Wachslichtendchen in der Hand. — „Schon anzünden, Thems?“ Er ſchüttelt ſchmunzelnd den Kopf und verſchwindet in die Weihnachtsſtube. — Aber wo bleibt denn Onkel Erich? — — Da kommt es draußen die Treppe hinauf; die Hausthür wird aufgeriſſen. Nein, es iſt nur ſein Lehrling, der die lange Pfeiſe des „Herrn Rathsverwandters“ bringt;

Ihm nach quillt ein neuer Strom von Kindern; zehn kleine Kehlen auf einmal ſtimmen an: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!“ Und ſchon iſt meine Großmutter mitten zwiſchen ihnen, die alte, geſchäftige Frau, den Speiſekammerſchlüſſel am kleinen Finger, einen Teller voll Gebäckes in der Hand. Wie blitzſchnell das verſchwindet! Auch ich erwiſche mein Theil davon, und eben kommt auch meine Schweſter mit dem Kindermädchen, feſtlich gekleidet, die langen Zöpfe friſch geflochten. Ich aber halte mich nicht auf; ich ſpringe drei Stufen auf einmal die Treppe nach dem Hofe hinab.“

Es war allmälig dunkel geworden; die Frau des Amtsrichters hatte leiſe einen Actenſtoß von einem Stuhl entfernt und ſich an die Seite ihres Mannes geſetzt.

„Drüben in dem Seitengebäude iſt das Arbeitszimmer meines Vaters. Auf die Vordiele dort fällt heute kein Lichtſchein aus dem Thürfenſter der Schreiberſtube; der alte Tauſendkünſtler iſt von meiner Mutter drinnen bei den Weihnachtsgeheimniſſen angeſtellt. Aber ich tappe mich im Dunkeln vorwärts; denn gegenüber in ſeinem Zimmer höre ich die Schritte meines Vaters. Er arbeitet ſchon nicht mehr. Ich öffne leiſe die Thür; wie deutlich ſehe ich ihn vor mir, ihn ſelbſt und das große, verräucherte Gemach, in dem der harte Schlag der alten Wanduhr pickt! Mit einer feierlichen Unruhe geht er zwiſchen den mit Papieren bedeckten Tiſchen umher, in der einen Hand den Meſſingleuchter mit der brennenden Kerze, die andere vorgeſteckt, als ſolle jetzt alles Störende fern gehalten werden. Er öffnet die Schublade ſeines kleinen Stehpults und nimmt die große goldene Tabatière aus der Fiſchhautkapſel, einſt ein Geſchenk der Urgroßmutter an ihren Bräutigam, dann nach des Urgroßvaters Tode eine Ehren- und Vertrauensgabe an ihn. Aber er iſt noch nicht fertig; aus dem Geldkörbchen werden blanke Silbermünzen für die Dienſtboten hervorgeſucht, eine Goldmünze für den Schreiber. „Iſt Onkel Erich ſchon da?“ fragt er, ohne ſich nach mir umzuſehen. — „Noch nicht, Vater! Darf ich ihn holen?“ — „Das könnteſt Du ja thun.“ Und fort renne ich durch das Wohnhaus auf die Straße, um die Ecke am Hafen entlang, und während ich drunten aus der Dämmerung das Pfeifen des Windes in den Tauen der Schiffe höre, habe ich das alte Giebelhaus mit dem Vorbau erreicht. Die Thür wird aufgeriſſen, daß die Klingel weithin durch Flur und Peſel ſchallt. — Vor dem Ladentiſch ſteht der alte Commis, der das Detailgeſchäft leitet. Er ſieht mich etwas grämlich an. „Der Herr iſt in ſeinem Comptoir,“ ſagt er trocken; er liebt die wilde naſeweiſe Range nicht. Aber, was geht's mich an. — Fort mach' ich hinten zur Hofthür hinaus, über zwei kleine finſtere Höfe, dann in ein uraltes ſeltſames Nebengebäude, in welchem ſich das Allerheiligſte des Onkels befindet. Ohne Unfall komme ich durch den engen dunkeln Gang und klopfe an eine Thür. — „Herein!“ Da ſitzt der kleine Herr in dem feinen braunen Tuchrock an ſeinem mächtigen Arbeitspult: der Schein der Comptoirlampe fällt auf ſeine freundlichen kleinen Augen und auf die mächtige Familiennaſe, die über den friſchgeſtärkten Vatermördern hinausragt. — „Onkel, ob Du nicht kommen wollteſt!“ ſage ich, nachdem ich Athem geſchöpft habe. — „Wollen wir uns noch einen Augenblick ſetzen!“ erwidert er, indem ſeine Feder ſummirend über das Folium des aufgeſchlagenen Hauptbuches hinabgleitet. — Mir wird ganz behaglich zu Sinne, ich werde nicht ein bischen ungeduldig; aber ich ſetze mich auch nicht: ich bleibe ſtehen und beſehe mir die Englands- und Weſtindienfahrer des Onkels, deren Bilder an der Wand hängen. Es dauert auch nicht lange, ſo wird das Hauptbuch herzhaft zugeklappt, das Schlüſſelbund raſſelt und: „Sieh ſo,“ ſagt der Onkel, „fertig wären wir!“ Während er ſein ſpaniſches Rohr aus der Ecke langt, will ich ſchon wieder aus der Thür; aber er hält mich zurück. „Ah, wart' doch mal ein wenig! Wir hätten hier wohl noch ſo etwas mitzunehmen.“ Und aus einer dunkeln Ecke des Zimmers holt er zwei wohlverſiegelte, geheimnißvolle Päckchen. — Ich wußte es wohl, in ſolchen Päckchen ſteckte ein Stück leibhaftigen Weihnachtens; denn der Onkel hatte einen Bruder in Hamburg, und er trat nicht mit leeren Händen an den Tannenbaum. So nie geſehenes, märchenhaftes Zuckerzeug, wie er mitten in der Beſcheerung noch mir und meiner Schweſter auf unſere Weihnachtsteller zu legen pflegte, iſt mir ſpäter niemals wieder vorgekommen.

„Bald darauf ſteige ich an der Hand des Onkels die breite Steintreppe zu unſerm Hauſe hinauf. Ein paar Augenblicke verſchwindet er mit ſeinen Päckchen

, in die Weihnachtsſtube; es iſt noch nicht angezündet, aber durch die halbgeöffnete und raſch wieder geſchloſſene Thür glitzert es mir entgegen aus der noch drinnen herrſchenden ahnungsvollen Dämmerung. Ich ſchließe die Augen, denn ich will nichts ſehen, und trete in das gegenüberliegende, feſtlich erleuchtete Zimmer, das ganz von dem Duft der braunen Kuchen und des heute beſonders fein gemiſchten Thees erfüllt iſt. Die Hände auf dem Rücken mit langſamen Schritten geht mein Vater auf und nieder. „Nun, ſeid Ihr da?“ fragt er ſtehen bleibend. — Und ſchon iſt auch Onkel Erich bei uns; mir ſcheint, die Stube wird noch einmal ſo hell, da er eintritt. Er grüßt die Großmutter, den Vater; er nimmt meiner Schweſter die Taſſe ab, die ſie ihm auf dem gelblackirten Brettchen präſentirt. „Was meinſt Du,“ ſagt er, indem er ſeinen Augen einen bedenklichen Ausdruck zu geben ſucht, „es wird wohl heute nicht viel für uns abfallen!“ Aber er lacht dabei ſo tröſtlich, daß dieſe Worte wie eine goldene Verheißung klingen. Dann, während in dem blanken Meſſingcomfort der Theekeſſel ſauſt, beginnt er eine ſeiner kleinen Erzählungen von den Begebenheiten der letzten Tage, ſeit man ſich nicht geſehen. War es nun der Ankauf eines neuen Spazierſtocks oder das unglückliche Zerbrechen einer Mundtaſſe; es floß Alles ſo ſanft dahin, daß man ganz davon erquickt wurde. Und wenn er gar eine Pauſe machte, um das bisher Erzählte im behaglichſten Gelächter nach zu genießen, wer hätte da nicht mitgelacht! Mein Vater nimmt vergeblich ſeine kritiſche Priſe; er muß endlich doch mit einſtimmen. Dies harmloſe Geplauder — es iſt mir das erſt ſpäter klar geworden — war die Art, wie der thätige Geſchäftsmann von der Tagesarbeit ausruhte. Es klingt mir noch lieb in der Erinnerung und mir iſt, als verſtände das jetzt Niemand mehr. — Aber während der Onkel ſo erzählt, ſteckt plötzlich meine Mutter, die ſeit Mittag unſichtbar geweſen iſt, den Kopf in's Zimmer. Der Onkel macht ein Compliment und bricht ſeine Geſchichte ab; die Thür und die gegenüberliegende Thür werden weit geöffnet. Wir treten zögernd ein; und vor uns, zurückgeſtrahlt von dem großen Wandſpiegel, ſteht der brennende Baum mit ſeinen Flittergoldfähnchen, ſeinen weißen Netzen und goldenen Eiern, die wie Kinderträume in den dunkeln Zweigen hängen.“ — —

„Paul," ſagte die Frau, „und wenn wir ihn noch ſo weit herbeiſchaffen ſollten, wir müſſen wieder einen Tannenbaum haben. Der arme Junge hat ſich ſelbſt einen Weihnachtsgarten gebaut; er iſt nur eben wieder fort, um Moos aus dem Eichenwäldchen zu holen."

Der Amtsrichter ſchwieg einen Augenblick. — „Es thut nicht gut, in die Fremde zu gehen," ſagte er dann, „wenn man daheim ſchon am eigenen Heerd geſeſſen hat. — Mir iſt noch immer, als ſei ich hier nur zu Gaſte, und morgen oder übermorgen ſei die Zeit herum, daß wir alle wieder nach Hauſe müßten!"

Sie faßte die Hand ihres Mannes und hielt ſie feſt in der ihrigen, aber ſie antwortete nichts darauf.

„Gedenkſt Du noch an einen Weihnachten?" hub er wieder an, „ich hatte die Studentenjahre hinter mir und lebte nun noch einmal, zum letzten Mal, eine kurze Zeit als Kind im elterlichen Hauſe. Freilich war es dort nicht mehr ſo heiter, wie es einſt geweſen; es war Unvergeßliches geſchehen, die alte Familiengruft unter der großen Linde war ein paar Mal offen geweſen; meine Mutter, die unermüdlich thätige Frau, ließ oft mitten in der Arbeit die Hände ſinken und ſtand regungslos, als habe ſie ſich ſelbſt vergeſſen. Wie unſere alte Margreth' ſagte, ſie trug ein Kämmerchen in ihrem Kopf, drin ſpielte ein todtes Kind. — Nur Onkel Erich, freilich ein wenig grauer als ſonſt, erzählte noch ſeine kleinen freundlichen Geſchichten, und auch die Schweſter und die Großmutter lebten noch. Damals war jener Weihnachtsabend; ein junges ſchönes Mädchen, war zu der Schweſter auf Beſuch gekommen. Weißt Du, wie ſie hieß?"

„Ellen," ſagte ſie leiſe und lehnte den Kopf an die Bruſt ihres Mannes.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete ein paar Silberfäden in dem braunen ſeidigen Haar, das ſie ſchlicht geſcheitelt trug, ſchmucklos in einer Flechte um den Schildpattkamm gelegt.

Er ſtrich mit der Hand über dies noch immer ſelten ſchöne Haar. „Ellen hatte auch beſcheert bekommen," ſprach er weiter; „auf dem kleinen Mahagonitiſche lagen Geſchenke von meiner Mutter und was von ihren Eltern von drüben aus dem Schweſterlande herübergeſchickt war. Sie ſtand mit dem Rücken gegen den brennenden Baum, die Hand auf die Tiſchplatte geſtützt; ſie ſtand ſchon lange ſo; ich ſehe ſie noch;“ — und er ließ ſeine Augen eine Weile ſchweigend auf dem ſchönen Antlitz ſeiner Frau ruhen; — „da war meine Mutter unbemerkt zu ihr getreten; ſie faßte ſanft ihre Hand und ſah ihr fragend in die Augen. — Ellen blickte nicht um, ſie neigte nur den Kopf; plötzlich aber richtete ſie ſich raſch auf und entfloh in's Nebenzimmer. Weißt Du es noch? Während meine Mutter leiſe den Kopf ſchüttelte, ging ich ihr nach; denn ſeit einem kleinen Zank am letzten Abend waren wir vertraute Freunde. Ellen hatte ſich in der Ofenecke auf einen Stuhl geſetzt; es war faſt dunkel dort; nur eine vergeſſene Kerze mit langer Schnuppe brannte in dem Zimmer. „Haſt Du Heimweh, Ellen?“ fragte ich. — „Ich weiß es nicht!“ — Eine Weile ſtand ich ſchweigend vor ihr. „Was haſt Du denn da in der Hand?“ — „Willſt Du es haben?“ — Es war eine Börſe von dunkelrother Seide. „Wenn Du ſie für mich gemacht haſt,“ ſagte ich; denn ich hatte die Arbeit in den Tagen zuvor in ihren Händen geſehen und wohl bemerkt, wie Ellen ſie, ſobald ich näher kam, in ihrem Nähkäſtchen verſchwinden ließ. — Aber Ellen antwortete nicht und gab mir auch nicht ihr Angebinde. Sie ſtand auf und putzte das Licht, daß es plötzlich ganz hell im Zimmer wurde. „Komm," ſagte ſie, „der Baum brennt ab, und Onkel Erich will noch Zuckerzeug beſcheeren!" Damit wehte ſie ſich mit ihrem Schnupftuch ein paar Mal um die Augen und ging in die Weihnachtsſtube zurück, und als wir dann ſpäter am Pochbrett ſaßen, war ſie die Ausgelaſſenſte von allen. Von meinem Weihnachtsgeſchenk war weiter nicht die Rede. —— Aber weißt Du, Frau?" — und er ließ ihre Hand los, die er bis dahin feſtgehalten — „die Mädchen ſollten nicht ſo eigenſinnig ſein; das hat mir damals keine Ruh gelaſſen; ich mußte doch die Börſe haben, und darüber" —

„Darüber, Paul? — Sprich nur dreiſt heraus!"

„Nun, haſt Du denn von der Geſchichte nichts gehört? darüber bekam ich nun auch noch das Mädchen in den Kauf."

„Freilich," ſagte ſie, und er ſah bei dem hellen Mondſchein in ihren Augen etwas blitzen, das ihn an das übermüthige Mädchen erinnerte, das ſie einſt geweſen, „freilich weiß ich von der Geſchichte, und ich kann ſie Dir auch erzählen; aber es war ein

Jahr ſpäter, nicht am Weihnachts-, ſondern am Neujahrsabend, und auch nicht hüben, ſondern drüben.“

Sie räumte das Dintenfaß und einige Papiere beiſeite und ſetzte ſich ihrem Manne gegenüber auf den Schreibtiſch. „Der Vetter war bei Ellens Eltern zum Beſuch, bei dem alten prächtigen Kirchſpielvogt, der damals noch ein ſtarker Nimrod war. — Ellen hatte noch niemals einen ſo ſchönen und langen Brief bekommen als den, worin der Vetter ſich bei ihnen angemeldet; aber ſo gut wie mit der Feder wußte er mit der Flinte nicht umzugehen. Und dennoch, that es die Landluft oder der ſchöne Gewehrſchrank im Zimmer des Kirchſpielvogts, es war nicht anders, er mußte alle Tage auf die Jagd. Und wenn er dann Abends durchnäßt mit leerer Taſche nach Hauſe kam und die Flinte ſchweigend in die Ecke ſetzte — wie behaglich ergingen ſich da die Stichelreden des alten Herrn. — „Das heißt Malheur, Vetter; aber die Haſen ſind heuer alle wild gerathen!“ — oder: „Mein Herzensjunge, was ſoll die Diana einmal von Dir denken!“ Am meiſten aber — — Du hörſt doch, Paul?“

„Ich höre, Frau.“

„Am meiſten plagte ihn die Ellen: ſie ſetzte ihm heimlich einen Strohkranz auf, ſie band ihm einen Gänſeflügel vor den Flintenlauf; eines Vormittags — weißt Du, es war Schnee gefallen — hatte ſie einen Haſen, den der Knecht geſchoſſen, aus der Speiſekammer geholt, und eine Weile darauf ſaß er noch einmal auf ſeinem alten Futterplatz im Garten, als wenn er lebte, ein Kohlblatt zwiſchen den Vorderläufen. Dann hatte ſie den Vetter geſucht und an die Hofthür gezogen. „Siehſt Du ihn, Paul? da hinten im Kohl; die Löffel gucken aus dem Schnee!“ — Er ſah ihn auch; ſeine Hand zitterte. „Still, Ellen! Sprich nicht ſo laut! Ich will die Flinte holen!“ Aber als kaum die Thür nach des Vaters Stube hinter ihm zuklappte, war Ellen ſchon wieder in den Schnee hinausgelaufen, und als er endlich mit der geladenen Flinte heranſchlich, hing auch der Haſe ſchon wieder an ſeinem ſichern Haken in der Speiſekammer. — Aber der Vetter ließ ſich geduldig von ihr plagen.“

„Freilich,“ ſagte der Amtsrichter, und legte ſeine Arme behaglich auf die Lehne ſeines Seſſels, „er hatte ja die Börſe noch immer nicht!“

„Drum auch! die lag noch unangerührt droben in der Kommode, in Ellens Giebelſtübchen. Aber — wo die Ellen war, da war der Vetter auch; heißt das, wenn er nicht auf der Jagd war. Saß ſie drinnen an ihrem Nähtiſch, ſo hatte er gewiß irgend ein Buch aus der Polterkammer geholt und las ihr daraus vor; war ſie in der Küche und backte Waffeln, ſo ſtand er neben ihr, die Uhr in der Hand, damit das Eiſen zur rechten Zeit gewendet würde. — So kam die Neujahrsnacht. Am Nachmittage hatten beide auf dem Hofe mit des Vaters Piſtolen nach goldenen Eiern geſchoſſen, die Ellen vom Weihnachtsbaum ihrer Geſchwiſter abgeſchnitten; und der Vetter hatte unter dem Händeklatſchen der Kleinen zweimal das goldene Ei getroffen. Aber war's nun, weil er am andern Tage reiſen mußte oder war's, weil Ellen fortlief, als er ſie vorhin allein in ihrem Zimmer aufgeſucht hatte — es war gar nicht mehr der geduldige Vetter — er that kurz und unwirſch und ſah kaum noch nach ihr hin. — Das blieb den ganzen Abend ſo; auch als man ſpäter ſich zu Tiſche ſetzte. Ellens Mutter warf wohl einmal einen fragenden Blick auf die beiden, aber ſie ſagte nichts darüber.

Der Kirchſpielvogt hatte auf andere Dinge zu achten, er ſchenkte den Punſch, den er eigenhändig gebraut hatte; und als es drunten im Dorfe zwölf ſchlug, ſtimmte er das alte Neujahrslied von Johann Heinrich Voß an, das nun getreulich durch alle Verſe abgeſungen wurde. Dann rief man „Proſt Neujahr!“ und ſchüttelte ſich die Hände, und auch Ellen reichte dem Vetter ihre Hand; aber er berührte kaum ihre Fingerſpitzen. — So war's auch, da man ſich bald darauf gute Nacht ſagte. — Als das Mädchen droben allein in ihrem Giebelſtübchen war — und nun merk auf, Paul, wie ehrlich ich erzähle! — da hatte ſie keine Ruh' zum Schlafen; ſie ſetzte ſich ſtill auf die Kante ihres Bettes, ohne ſich auszukleiden und ohne der klingenden Kälte in der ungeheizten Kammer zu achten. Denn es kränkte ſie doch; ſie hatte dem Menſchen ja nichts zu Leid' gethan. Freilich, er hatte ſie geſtern noch gefragt, ob ſie den Haſen nicht wieder im Kohl geſehen; und ſie hatte dazu den Kopf geſchüttelt. — War es etwa das, und wußte er denn, daß er den Haſen ſchon vor drei Tagen ſelbſt hatte mit verzehren helfen? — — Sie wollte den ſchönen Brief des Vetters einmal wieder leſen. Aber als ſie in die Taſche langte, vermißte ſie den Kommodenſchlüſſel. Sie ging mit dem Lichte hinab in die Wohnſtube, und von dort, als ſie ihn nicht gefunden, in die Küche, wo ſie vorhin gewirthſchaftet hatte.

„Von all dem Sieden und Backen des Abends war es noch warm in dem großen dunkeln Raume. Und richtig, dort lag der Schlüſſel auf dem Fenſterbrett. Aber ſie ſtand noch einen Augenblick, und blickte durch die Scheiben in die Nacht hinaus. — So hell und weit dehnte ſich das Schneefeld; dort unten zerſtreut lagen die ſchwarzen Strohdächer des Dorfes; unweit des Hauſes zwiſchen den kahlen Zweigen der Silberpappeln erkannte ſie deutlich die großen Krähenneſter; die Sterne funkelten. Ihr fiel ein alter Reim ein, ein Zauberſpruch, den ſie vor Jahr und Tag von der Tochter des Schulmeiſters gelernt hatte. Hinter ihr im Hauſe war es ſo ſtill und leer; ſie ſchauerte; aber trotz deſſen wuchs in ihr das Gelüſte, es mit den unheimlichen Dingen zu verſuchen. So trat ſie zögernd ein paar Schritte zurück. Leiſe zog ſie den einen Schuh vom Fuße, und die Augen nach den Sternen und tief aufathmend ſprach ſie: „Gott grüß dich, Abendſtern!“

— — Aber was war das? Ging hinten nicht die Hofthür? Sie trat an's Fenſter und horchte. — Nein, es knarrte wohl nur die große Pappel an der Giebelſeite des Hauſes. — Und noch einmal hub ſie leiſe an und ſprach:

„Gott grüß dich, Abendſtern!
Du ſcheinſt ſo hell von fern,
Ueber Oſten, über Weſten,
Ueber alle Krähenneſten.
Iſt einer zu mein' Liebchen geboren,
Iſt einer zu mein' Liebchen erkoren,
Der komm, als er geht,
Als er ſteht,
In ſein täglich Kleid!"

Dann ſchwenkte ſie den Schuh und warf ihn hinter ſich. Aber ſie wartete vergebens; ſie hörte ihn nicht fallen. Ihr wurde ſeltſam zu Muthe, das kam von ihrem Vorwitz! Welch unheimlich Ding hatte ihren Schuh gefangen, eh' er den Boden erreicht hatte? — Einen Augenblick noch ſtand ſie ſo; dann mit dem letzten Reſtchen ihres Muthes wandte ſie langſam den Kopf zurück. — Da ſtand ein Mann in der dunklen Thür, und es war Paul; er war richtig noch einmal auf den unglücklichen Haſen ausgeweſen!"

„Nein, Ellen," ſagte der Amtsrichter, „Du weißt es wohl; das war es denn doch diesmal nicht; er hatte nur, wie Du, auch keine Ruh gefunden; — aber nun hielt er den kleinen Schuh des Mädchens in der Hand; und Ellen hatte ſich am Heerd auf einen Stuhl geſetzt, mit geſchloſſenen Augen, die Hände gefaltet vor ſich in den Schooß geſtreckt. Es war kein Zweifel mehr, daß ſie ſich ganz verloren gab; denn ſie wußte wohl, daß der Vetter Alles gehört und geſehen hatte. — Und weißt Du auch noch die Worte, die er zu ihr ſprach?"

„Ja, Paul, ich weiß ſie noch; und es war ſehr grauſam und wenig edel von ihm. „Ellen," ſagte er, „iſt noch immer die Börſe nicht für mich gemacht?" — Doch Ellen that ihm auch diesmal den Gefallen nicht; ſie ſtand auf und öffnete das Fenſter, daß von draußen die Nachtluft und das ganze Sterngefunkel zu ihnen in die Küche drang."

„Aber," unterbrach er ſie, „Paul war zu ihr getreten und ſie legte ſtill den Kopf an ſeine Bruſt; und noch höre ich den ſüßen Ton ihrer Stimme, als ſie ſo, in die Nacht hinaus nickend, ſagte: „Gott grüß dich, Abendſtern!"

— — — — — — — — —

Die Thür wurde raſch geöffnet; ein kräftiger, etwa zehnjähriger Knabe trat mit einem brennenden Licht in's Zimmer. „Vater! Mutter!“ rief er, indem er die Augen mit der Hand beſchattete. „Hier iſt Moos und Epheu und auch noch ein Wachholderzweig!“

Der Amtsrichter war aufgeſtanden. „Biſt Du da, mein Junge!“ ſagte er und nahm ihm die Botaniſirtrommel mit den heimgebrachten Schätzen ab. Frau Ellen aber ließ ſich ſchweigend von dem Schreibtiſch herabgleiten und ſchüttelte ſich ein wenig wie aus Träumen. Sie legte beide Hände auf ihres Mannes Schultern und blickte ihn eine Weile voll und herzlich an. Dann nahm ſie die Hand des Knaben. „Komm, Harro,“ ſagte ſie, „wir wollen Weihnachtsgärten bauen!“

Unter dem Tannenbaum.

Der Weihnachtsabend begann zu dämmern. — Der Amtsrichter war mit ſeinem Sohne auf der Rückkehr von einem Spaziergange; Frau Ellen hatte ſie auf ein Stündchen fortgeſchickt. Vor ihnen im

Grunde lag die kleine Stadt; ſie ſahen deutlich, wie aus allen Schornſteinen der Rauch emporſtieg; denn dahinter am Horizont ſtand feuerfarben das Abendroth. — Sie ſprachen von den Großeltern drüben in der alten Heimath; dann von den letzten Weihnachten, die ſie dort erlebt hatten.

„Und am Vorabend,“ ſagte der Vater, „als Knecht Ruprecht zu uns kam mit dem großen Bart und dem Querſack und der Ruthe in der Hand!“

„Ich wußte wohl, daß es Onkel Johannes war,“ erwiderte der Knabe, „der hatte immer ſo etwas vor!“

„Weißt Du denn auch noch die Worte, die er ſprach?“

Harro ſah den Vater an und ſchüttelte den Kopf.

„Wart nur,“ ſagte der Amtsrichter, „die Verſe liegen zu Haus in meinem Pult; vielleicht bekomm ich's noch beiſammen!“ Und nach einer Weile fuhr er fort: „Entſinne Dich nur, wie erſt die drei Ruthenhiebe von draußen auf die Thür fielen und wie dann die rauhe borſtige Geſtalt mit der großen Hakennaſe in die Stube trat!“ Dann hub er langſam und mit tiefer Stimme an:

„Von drauß' vom Walde komm ich her,
Ich muß Euch ſagen, es weihnachtet ſehr!
Allüberall auf den Tannenſpitzen
Sah ich goldene Lichtlein ſitzen.
Und droben aus dem Himmelsthor
Sah mit großen Augen das Chriſtkind hervor.
Und wie ich ſo ſtreicht' durch den dichten Tann,
Da rief's mich mit heller Stimme an:
„Knecht Ruprecht," rief es, „alter Geſell,
Hebe die Beine und ſpute Dich ſchnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelsthor iſt aufgethan,
Alt' und Junge ſollen nun
Von der Jagd des Lebens einmal ruhn;
Und morgen flieg' ich hinab zur Erden,
Denn es ſoll wieder Weihnachten werden!"
Ich ſprach: „O, lieber Herre Chriſt,
Meine Reiſe faſt zu Ende iſt;
Ich ſoll nur noch in dieſe Stadt,
Wo's eitel brave Kinder hat."
„Haſt denn das Säcklein auch bei Dir?"
Ich ſprach: „Das Säcklein, das iſt hier;
Denn Apfel, Nuß und Mandelkern
Freſſen fromme Kinder gern!"
„Haſt denn die Ruthe auch bei Dir?"
Ich ſprach: „Die Ruthe, die iſt hier!
Doch für die Kinder nur, die ſchlechten,
Die trifft ſie auf den Theil, den rechten!"
Chriſtkindlein ſprach: „So iſt es recht,
So geh mit Gott mein treuer Knecht!"
Von drauß' vom Walde komm ich her;
Ich muß Euch ſagen, es weihnachtet ſehr!

Nun ſprecht, wie ich's hierinnen find'?
Sind's gute Kind', ſind's böſe Kind'?"

Aber," fuhr der Amtsrichter mit veränderter Stimme fort, „ich ſagte dem Knecht Ruprecht:

„Der Junge iſt von Herzen gut,
Hat nur mitunter was trotzigen Muth!"

„Ich weiß, ich weiß!" rief Harro triumphirend; und den Finger emporhebend, und mit liſtigem Ausdruck ſetzte er hinzu: „Dann kam ſo etwas!"

„Was Dich in großes Geſchrei brachte; denn Knecht Ruprecht ſchwang ſeine Ruthe und ſprach:

„Heißt es bei Euch denn nicht mitunter:
Nieder den Kopf und die Hoſen herunter?"

„O," ſagte Harro, „ich fürchtete mich nicht; ich war nur zornig auf den Onkel!"

Ueber der Stadt, die ſie jetzt faſt erreicht hatten, ſtand nur noch ein fahler Schein am Himmel. Es dunkelte ſchon; aber es begann zu ſchneien; leiſe und emſig fielen die Flocken und der Weg ſchimmerte ſchon weiß zu ihren Füßen.

Vater und Sohn waren eine Weile ſchweigend nebeneinander hergegangen. — „Am Abend darauf," hub der Amtsrichter wieder an, „brannte der letzte

Weihnachtsbaum, den Du gehabt haſt. Es war damals eine bewegte Zeit; ſogar das Zuckerwerk zwiſchen den Tannenzweigen war kriegeriſch geworden; unſere ganze Armee, Soldaten zu Pferde und zu Fuß! — Von alledem iſt nun nichts mehr übrig!“ ſetzte er leiſer und wie mit ſich ſelber redend hinzu.

Der Knabe ſchien etwas darauf erwidern zu wollen, aber ein Anderes hatte plötzlich ſeine Gedanken in Anſpruch genommen. — Es war ein großer bärtiger Mann, der vor ihnen aus einem Seitenwege auf die Landſtraße herauskam. Auf der Schulter balancirte er ein langes ſtangenartiges Gepäck, während er mit einem Tannenzweig, den er in der Hand hielt, bei jedem Schritt in die Luft peitſchte. Wie er vorüberging, hatte Harro in der Dämmerung noch die große rothe Hakennaſe erkannt, die unter der Pelzmütze hinausragte. Auch einen Querſack trug der Mann, der anſcheinend mit allerhand eckigen Dingen angefüllt war. Er ging raſch vor ihnen auf.

„Knecht Ruprecht!“ flüſterte der Knabe, „hebe die Beine und ſpute Dich ſchnell!“

Das Gewimmel der Schneeflocken wurde dichter, ſie ſahen ihn noch in die Stadt hinabgehen; dann entſchwand er ihren Augen; denn ihre Wohnung lag eine Strecke weiter außerhalb des Thores.

„Freilich,“ ſagte der Amtsrichter, indem ſie rüſtig zuſchritten, „der Alte kommt zu ſpät; dort unten in der Gaſſe leuchteten ſchon alle Fenſter in den Schnee hinaus.“

Endlich war das Haus erreicht. Nachdem ſie auf dem Flur die beſchneiten Ueberkleider abgethan, traten ſie in das Arbeitszimmer des Amtsrichters. Hier war heute der Thee ſervirt; die große Kugellampe brannte, Alles war hell und aufgeräumt. Auf der ſaubern Damaſtſerviette ſtand das feinlackirte Theebrett mit den Geburtstagstaſſen und dem rubinrothen Zuckerglaſe; daneben auf dem Fußboden in dem Comfort von Mahagoniſtäbchen mit blankem Meſſingeinſatz kochte der Keſſel, wie es ſein muß, auf gehörig durchglühten Torfkohlen; wie daheim einſt in der großen Stube des alten Familienhauſes, ſo dufteten auch hier in dem kleinen Stübchen die braunen Weihnachtskuchen nach dem Recept der Urgroßmutter. — Aber während die Mutter nebenan im Wohnzimmer noch das Feſt bereitete, blieben Vater und Sohn allein; kein Onkel Erich kam, ihnen feiern zu helfen. Es war doch anders als daheim.

Ein paar Mal hatte Harro mit beſcheidenem Finger an die Thür gepocht, und ein leiſes „Geduld!“ der Mutter war die Antwort geweſen. Endlich trat Frau Ellen ſelbſt herein. Lächelnd — aber ein leiſer Zug von Weh war doch dabei — ſtreckte ſie ihre Hände aus und zog ihren Mann und ihren Knaben, jeden bei einer Hand, in die helle Weihnachtsſtube.

Es ſah freundlich genug aus. Auf dem Tiſche in der Mitte, zwiſchen zwei Reihen brennender Wachskerzen, ſtand das kleine Kunſtwerk, das Mutter und Sohn in den Tagen vorher ſich ſelbſt geſchaffen hatten, ein Garten im Geſchmack des vorigen Jahrhunderts mit glatt geſchorenen Hecken und dunklen Lauben; Alles von Moos und verſchiedenem Wintergrün zierlich zuſammengeſtellt. Auf dem Teiche von Spiegelglas ſchwammen zwei weiße Schwäne; daneben vor dem chineſiſchen Pavillon ſtanden kleine Herren und Damen von Papiermaché in Puder und Contuſchen. — Zu beiden Seiten lagen die Geſchenke für den Knaben; eine ſcharfe Lupe für die Käferſammlung, ein paar bunte Münchener Bilderbogen, die nicht fehlen durften, von Schwind und Otto Speckter; ein Buch in rothem Halbfranzband; dazwiſchen ein kleiner Globus in ſchwarzer Kapſel, augenſcheinlich ſchon ein altes Stück. „Es war Onkel Erichs letzte Weihnachtsgabe an mich;“ ſagte der Amtsrichter, „nimm Du es nun von mir! Es iſt mir in dieſen Tagen auf's Herz gefallen, daß ich ihm die Freude, die er mir als Kind gemacht, in ſpäterer Zeit nicht einmal wieder gedankt —; nun haben ſie mir den alten Herrn im letzten Herbſt begraben!“

Frau Ellen legte den Arm um ihren Mann und führte ihn an den Spiegeltiſch, auf dem heute die beiden ſilbernen Armleuchter brannten. Auch ihm hatte ſie beſcheert; das Erſte aber, wonach ſeine Hand langte, war ein kleines Lichtbild. Seine Augen ruhten lange darauf, während Frau Ellen ſtill zu ihm emporſah. Es war ſein elterlicher Garten; dort unter dem Ahorn vor dem Luſthauſe ſtanden die beiden Alten ſelbſt, das noch dunkle volle Haar ſeines Vaters war deutlich zu erkennen.

Der Amtsrichter hatte ſich umgewandt; es war, als ſuchten ſeine Augen etwas. Die Lichter an dem Moosgärtchen brannten kniſternd fort; in ihrem

Schein ſtand der Knabe vor dem aufgeſchlagenen Weihnachtsbuch. Aber droben unter der Decke des hohen Zimmers war es dunkel; der Tannenbaum fehlte, der das Licht des Feſtes auch dort hinauf getragen hätte.

Da klingelte draußen im Flur die Glocke und die Hausthür wurde polternd aufgeriſſen. „Wer iſt denn das?“ ſagte Frau Ellen; und Harro lief zur Thür und ſah hinaus.

Draußen hörten ſie eine rauhe Stimme fragen: „Bin ich denn hier recht beim Herrn Amtsrichter?“ Und in demſelben Augenblicke wandte auch der Knabe den Kopf zurück und rief: „Knecht Ruprecht; Knecht Ruprecht!“ Dann zog er Vater und Mutter mit ſich aus der Thür.

Es war der große bärtige Mann, der den beiden Spaziergängern vorhin oberhalb der Stadt begegnet war; bei dem Schein des Flurlämpchens ſahen ſie deutlich die rothe Hakennaſe unter der beſchneiten Pelzmütze leuchten. Sein langes Gepäck hatte er gegen die Wand gelehnt. „Ich habe das hier abzugeben!“ ſagte er, indem er auch den ſchweren Querſack von der Schulter nahm.

„Von wem denn?“ fragte der Amtsrichter.

„Iſt mir nichts von aufgetragen worden.“

„Wollt Ihr denn nicht näher treten?“

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Iſt Alles ſchon beſorgt! Habt gute Weihnacht bei einander!“ Und indem er noch einmal mit der großen Naſe nickte, war er ſchon zur Thür hinaus.

„Das iſt eine Beſcherung!“ ſagte Frau Ellen faſt ein wenig ſchüchtern.

Harro hatte die Hausthür aufgeriſſen. Da ſah er die große dunkele Geſtalt ſchon weithin auf dem beſchneiten Wege hinausſchreiten.

Nun wurde die Magd herbeigerufen, deren Beſcherung durch dieſes Zwiſchenſpiel bis jetzt verzögert war; und als mit ihrer Hülfe die verhüllten Dinge in das helle Weihnachtszimmer gebracht waren, kniete Frau Ellen auf dem Fußboden und begann mit ihrem Trennmeſſer die Nähte des großen Packens aufzulöſen. Und bald fühlte ſie, wie es von innen heraus ſich dehnte und die immer ſchwächer werdenden Bande zu ſprengen ſtrebte; und als der Amtsrichter, der bisher ſchweigend dabei geſtanden, jetzt die letzten Hüllen abgeſtreift hatte und es aufrecht vor ſich hingeſtellt hielt, da war's ein ganzer mächtiger Tannenbaum, der nun nach allen Seiten ſeine entfeſſelten Zweige ausbreitete. Lange ſchmale Bänder von Knittergold rieſelten und blitzten überall von den Spitzen durch das dunkele Grün herab; auch die Tannäpfel waren golden, die unter allen Zweigen hingen.

Harro war indeß nicht müſſig geweſen, er hatte den Querſack aufgebunden; mit leuchtenden Augen brachte er einen flachen, grün lackirten Kaſten geſchleppt. „Horch, es rappelt!" ſagte er; „es iſt ein Schubfach darin!" Und als ſie es aufgezogen, fanden ſie wohl ein Schock der feinſten weißen Wachskerzchen.

„Das kommt von einem echten Weihnachtsmann," ſagte der Amtsrichter, indem er einen Zweig des Baumes herunterzog, da ſitzen ſchon überall die kleinen Blechlampetten!"

Aber es war nicht nur ein Schubfach in dem Kaſten; es war auch obenauf ein Klötzchen mit einem Schraubengang. Der Amtsrichter wußte Beſcheid in dieſen Dingen; nach einigen Minuten war der Baum eingeſchroben und ſtand feſt und aufrecht, ſeine grüne Spitze faſt bis zur Decke ſtreckend. — Die alte Magd hatte ihre Schüſſel mit Aepfel und Pfeffernüſſen ſtehen laſſen; während die anderen drei beſchäftigt waren, die Wachskerzen aufzuſtecken, ſtand ſie neben ihnen, ein lebendiger Candelaber, in jeder Hand einen brennenden Armleuchter emporhaltend. — Sie war aus der Heimath mit herübergekommen und hatte ſich von allen am ſchwerſten in den Brauch der Fremde gefunden. Auch jetzt betrachtete ſie den ſtolzen Baum mit mißtrauiſchen Augen. „Die goldenen Eier ſind denn doch vergeſſen!“ ſagte ſie.

Der Amtsrichter ſah ſie lächelnd an: „Aber, Margreth, die goldenen Tannäpfel ſind doch ſchöner!“

„So, meint der Herr? Zu Hauſe haben wir immer die goldenen Eier gehabt.“

Darüber war nicht zu ſtreiten; es war auch keine Zeit dazu. Harro hatte ſich indeſſen ſchon wieder über den Querſack hergemacht. „Noch nicht anzünden!“ rief er, „das Schwerſte iſt noch darin!“

Es war ein feſt vernageltes hölzernes Kiſtchen. Aber der Amtsrichter holte Hammer und Meißel aus ſeinem Geräthkäſtchen: nach ein paar Schlägen ſprang der Deckel auf und eine Fülle weißer Papierſpähne quoll ihnen entgegen. — „Zuckerzeug!“ rief Frau

Ellen, und ſtreckte ſchützend ihre Hände darüber aus. „Ich wittere Marzipan! Setzt Euch; ich werde auspacken!“

Und mit vorſichtiger Hand langte ſie ein Stück nach dem andern heraus und legte es auf den Tiſch, das nun von Vater und Sohn aus dem umhüllenden Seidenpapier herausgewickelt wurde.

„Himbeeren!“ rief Harro, „und Erdbeeren, ein ganzer Strauß!“

„Aber ſiehſt Du es wohl?“ ſagte der Amtsrichter, „es ſind Walderdbeeren; ſo welche wachſen in den Gärten nicht.“

Dann kam, wie lebend, allerlei Gezieſer; Horniſſe und Hummeln und was ſonſt im Sonnenſchein an ſtillen Waldplätzchen umherzuſummen pflegt, zierlich aus Dragant gebildet, mit goldbeſtäubten Flügeln; nun eine Honigwabe — die Zellen mochten mit Liquer gefüllt ſein — wie ſie die wilde Biene in den Stamm der hohlen Eiche baut; und jetzt ein großer Hirſchkäfer, von Chocolade, mit geſperrten Zangen und ausgebreiteten Flügeldecken. „Cervus lucanus!“ rief Harro und klatſchte in die Hände.

An jedem Stück war, je nach der Größe, ein lichtgrünes Seidenbändchen. Sie konnten der Lockung nicht widerſtehen; ſie begannen ſchon jetzt den Baum damit zu ſchmücken, während Frau Ellens Hände noch immer neue Schätze an's Licht förderten.

Bald ſchwebte zwiſchen den Immen auch eine Schaar von Schmetterlingen an den Tannenſpitzen; da war der Himbeerfalter, die ſilberblaue Daphnis und der olivenfarbige Waldargus, und wie ſie alle heißen mochten, die Harro hier vergebens aufzujagen geſucht hatte. — Und immer ſchwerer wurden die Päckchen, die eins nach dem andern von den eifrigen Händen geöffnet wurden. Denn jetzt kam das Geſchlecht des größern Geflügels; da kam der Dompfaff und der Buntſpecht, ein paar Kreuzſchnäbel, die im Tannenwald daheim ſind; und jetzt — Frau Ellen ſtieß einen leichten Schrei aus — ein ganzes Neſt voll kleiner ſchnäbelaufſperrender Vögel; und Vater und Sohn geriethen mit einander in Streit, ob es Goldhähnchen oder junge Zeiſige ſeien, während Harro ſchon das kleine Heimweſen im dichteſten Tannengrün verbarg.

Noch ein Waldbewohner erſchien; er mußte vom Buchenrevier herübergekommen ſein: ein Eichhörnchen von Marzipan, in halber Lebensgröße, mit erhobenem Schweif und klugen Augen. „Und nun iſt's alle!“ rief Frau Ellen. Aber nein, ein ſchweres Päckchen noch! Sie öffnete es und verbarg es dann ebenſo raſch wieder in beiden Händen. „Ein Prachtſtück!“ rief ſie; „aber nein, Paul; ich bin edelmüthiger als Du; ich zeig's Dir nicht!“

Der Amtsrichter ließ ſich das nicht anfechten; er brach ihr die nicht gar zu ernſtlich geſchloſſenen Hände auseinander; während ſie lachend über ihn wegſchaute.

„Ein Haſe!“ jubelte Harro; er hat ein Kohlblatt zwiſchen den Vorderpfötchen!“

Frau Ellen nickte: „Freilich, er kommt auch eben aus des alten Kirchſpielvogts Garten!“

„Harro, mein Junge,“ ſagte der Amtsrichter, indem er drohend den Finger gegen ſeine Frau erhob; „verſprich mir, dieſen Haſen zu verſpeiſen, damit er gründlich aus der Welt komme!“

Das verſprach Harro.

Der Baum war voll, die Zweige bogen ſich; die alte Margreth ſtöhnte, ſie könne die Leuchter nicht mehr halten, ſie habe gar keine Arme mehr am Leibe.

Aber es gab wieder neue Arbeit. „Anzünden!“ commandirte der Amtsrichter; und die klein' und großen Weihnachtskinder ſtanden mit heißen Geſichtern, kletterten auf Schemel und Stühle und ließen nicht ab, bis alle Kerzen angezündet waren.

Der Baum brannte, das Zimmer war von Duft und Glanz erfüllt; es war nun wirklich Weihnachten geworden.

Ein wenig müde von der ungewohnten Anſtrengung ſaß der Amtsrichter auf dem Sopha, nachſinnend in den gegenüberhängenden großen Wandſpiegel blickend, der das Bild des brennenden Baumes zurückſtrahlte.

Frau Ellen, die ganz heimlich ein wenig aufzuräumen begann, wollte eben die geleerte Kiſte an die Seite ſetzen, als ſie wie in Gedanken noch einmal mit der Hand durch die Papierſpähne ſtreifte. Sie ſtutzte. „Unerſchöpflich!“ ſagte ſie lächelnd. — Es war ein Staar von Chocolade, den ſie hervorgeholt hatte. „Und, Paul,“ fuhr ſie fort, „er ſpricht!“

Sie hatte ſich zu ihm auf die Sophalehne geſetzt, und beide laſen nun gemeinſchaftlich den beſchriebenen Zettel, den der Vogel in ſeinem Schnabel trug:

„Einen Wald- und Weihnachtsgruß von einer dankbaren Freundin!"

„Alſo von ihr!" ſagte der Amtsrichter, „ihr Herz hat ein gut Gedächtniß. Knecht Ruprecht mußte einen tüchtigen Weg zurücklegen; denn das Gut liegt fünf ganze Meilen von hier."

Frau Ellen legte den Arm um ihres Mannes Nacken. „Nicht wahr, Paul, wir wollen auch nicht undankbar gegen die Fremde ſein?"

„O, ich bin nicht undankbar; — aber — —"

„Was denn aber, Paul?"

„Was mögen drüben jetzt die Alten machen!"

Sie antwortete nicht darauf; ſie gab ihm ſchweigend ihre Hand.

„Wo iſt Harro?" fragte er nach einer Weile.

Harro war eben wieder in's Zimmer getreten; aus einer Schachtel, die er mit ſich brachte, nahm er eine kleine verblichene Figur und befeſtigte ſie ſorgfältig an einen Zweig des Tannenbaums. Die Eltern hatten es wohl erkannt; es war ein Stück von dem Zuckerzeug des letzten heimathlichen Weihnachtsbaums; ein Dragoner auf ſchwarzem Pferde in langem graublauem Mantel. Der Knabe ſtand davor und betrachtete es unbeweglich; ſeine großen blauen Augen unter der breiten Stirn wurden immer finſterer. „Vater,“ ſagte er endlich, und ſeine Stimme zitterte, „es war doch ſchade um unſer ſchönes Heer! — Wenn ſie es nur nicht aufgelöſt hätten — ich glaube, dann wären wir wohl noch zu Hauſe!“

Eine lautloſe Stille folgte, als der Knabe das geſprochen. Dann rief der Vater ſeinen Sohn und zog ihn dicht an ſich heran. „Du kennſt noch das alte Haus Deiner Großeltern,“ ſagte er, „Du biſt vielleicht das letzte Kind von den Unſeren, das noch auf den großen übereinander gethürmten Bodenräumen geſpielt hat; denn die Stunde iſt nicht mehr fern, daß es in fremde Hand kommen wird. — Einer Deiner Urahnen hat es einſt für ſeinen Sohn gebaut. Der junge Mann fand es fertig und ausgeſtattet vor, als er nach mehrjähriger Abweſenheit in den Handelsſtädten Frankreichs nach ſeiner Heimath zurückkehrte. Bei ſeinem Tode hat er es ſeinen Nachkommen hinterlaſſen, und ſie haben darin gewohnt als Kaufherren und Senatoren, oder, nachdem ſie ſich dem Studium der Rechte zugewandt hatten, als

Bürgermeiſter oder Syndici ihrer Vaterſtadt. Es waren angeſehene und wohldenkende Männer, die im Lauf der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weiſe ihren Mitbürgern zugute kommen ließen. So waren ſie wurzelfeſt geworden in der Heimath. Noch in meiner Knabenzeit gab es unter den tüchtigeren Handwerkern faſt keine Familie, wo nicht von den Voreltern oder Eltern eines in den Dienſten der Unſerigen geſtanden hätte; ſei es auf den Schiffen oder in den Fabriken oder auch im Hauſe ſelbſt. — Es waren das Verhältniſſe des gegenſeitigen Vertrauens; Jeder rühmte ſich des Andern und ſuchte ſich des andern werth zu zeigen; wie ein Erbe ließen es die Eltern ihren Kindern; ſie kannten ſich alle, über Geburt und Tod hinaus, denn ſie kannten Art und Geſchlecht der Jungen, die geboren wurden, und der Alten, die vor ihnen dageweſen waren.“ — — Der Amtsrichter ſchwieg einen Augenblick, während der Knabe unbeweglich zu ihm emporſah. „Aber nicht allein in die Höhe,“ fuhr er fort, „auch in die Tiefe haben Deine Voreltern gebaut; zu dem ſteinernen Hauſe in der Stadt gehörte die Gruft draußen auf dem Kirchhof; denn auch die

Todten ſollten noch beiſammen ſein. — Und ſeltſam, da ich deß inne ward, daß ich fort mußte, mein erſter Gedanke war, ich könnte dort den Platz verfehlen. — — Ich habe ſie mehr als einmal offen geſehen; das letzte Mal, als Deine Urgroßmutter ſtarb, eine Frau in hohen Jahren, wie ſie den Unſerigen vergönnt zu ſein pflegen. — Ich vergeſſe den Tag nicht. Ich war hinabgeſtiegen und ſtand unten in der Dunkelheit zwiſchen den Särgen, die neben und über mir auf den eiſernen Stangen ruhten; die ganze alte Zeit, eine ernſte ſchweigſame Geſellſchaft. Neben mir war der Todtengräber, ein eisgrauer Mann. Aber einſt war er jung geweſen und hatte als Kutſcher, den ſchwarzen Pudel zwiſchen den Knieen, die Rappen meines Großvaters gefahren. — Er ſtand an einen hohen Sarg gelehnt und ließ wie liebkoſend ſeine Hand über das ſchwarze Tuch des Deckels gleiten. „Dat is min ole Herr!“ ſagte er in ſeinem Plattdeutſch, „dat weer en gude Mann!“ — — Mein Kind, nur dort zu Hauſe konnte ich ſolche Worte hören. Ich neigte unwillkürlich das Haupt; denn mir war, als fühlte ich den Segen der Heimath ſich leibhaftig auf mich niederſenken. Ich war der Erbe dieſer Todten: ſie ſelbſt waren zwar dahin gegangen: aber ihre Güte und Tüchtigkeit lebte noch, und war für mich da und half mir, wo ich ſelber irrte, wo meine Kräfte mich verließen. — — Und auch jetzt noch, wenn ich — mir und den Meinen nicht zur Freude, aber getrieben von jenem geheimnißvollen Weh, auf kurze Zeit zurückkehrte, ich weiß es wohl, dem ſich dann alle Hände dort entgegenſtreckten, das war nicht ich allein.“

Er war aufgeſtanden und hatte einen Fenſterflügel aufgeſtoßen. Weithin dehnte ſich das Schneefeld; der Wind ſauſte; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken; dorthin, wo in unſichtbarer Ferne ihre Heimath lag. — Er legte feſt den Arm um ſeine Frau, die ihm ſchweigend gefolgt war; ſeine lichtblauen Augen lugten ſcharf in die Nacht hinaus. „Dort!“ ſprach er leiſe; „ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutſchen Landen; wir wollen ihn ſtill in unſerm Herzen ſprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligſten.“ Und er ergriff die Hand ſeines Kindes und preßte ſie ſo feſt, daß der Junge die Zähne zuſammenbiß.

Noch lange ſtanden ſie und blickten dem dunkeln Zuge der Wolken nach. — Hinter ihnen im Zimmer ging lautlos die alte Magd umher und hütete ſorgſamen Auges die allmälig niederbrennenden Weihnachtskerzen.

Abſeits.

Die Winterſonne lag über der Haide; ſie ſpiegelte ſich in den Fenſterſcheiben eines neuen ſtrohgedeckten Hauſes, das in dieſer Einſamkeit wie hingeſtellt war auf die braune, unabſehliche Decke des Haidekrautes. Nur ſeitwärts dahinter lag noch eine mäßig große Scheuer und neben derſelben, dem Thore des Hauſes gegenüber, ragte die lange Stange eines Brunnens in die Luft. Ein paar Schritte weiter ein niedriger Wall aus Sand und Steinen, der ſich auch nach vorn um das Haus herumzog; und dann wieder nichts als der leere Himmel und die braune, gleichmäßige Ebene.

Das Gehöft lag in dem nördlichſten deutſchen Lande, das nach blutigem Kampfe jetzt mehr als jemals in der Gewalt des fremden Nachbarvolkes war. Erbaut war es vor wenigen Jahren von einem wohlhabenden Kaufmann der kleinen Seeſtadt, deren Thurmſpitze man aus den Fenſtern der Vorderſtube am Horizonte erblickte. — Bald nach Beendigung des unglücklichen Krieges hatte er von mehreren Gemeinden, deren Feldmark hier zuſammenſtieß, die nicht unbeträchtlichen Bodenſtrecken käuflich erworben.

Die Lage war für die Entſtehung eines ländlichen Heimweſens günſtig; denn einen Büchſenſchuß nördlich von dem jetzt dort mit der Fronte gegen Abend ſchauenden Hauſe drängt ſich ein mäßig breiter, fiſchreicher Strom durch die Haide, abwärts einem Landſee zu, der ſein ovales Becken bis faſt an die Stadt erſtreckt.

Aber noch ein Anderes mochte der einſichtige Mann bei Abſchluß ſeines Kaufes in Rechnung genommen haben. Die drunten vor der Stadt am Ufer des Sees gelegene herrſchaftliche Waſſermühle erforderte, nachdem das Getriebe bei einer Pachtveränderung erweitert war, eine größere Waſſermaſſe, als der an Untiefen leidende See herzugeben vermochte. Die Anlegung eines Kanals durch denſelben konnte nicht ausbleiben. Und, als bald darauf unten im See die Arbeiter den erſten Spatenſtich thaten, ließ auch der Herr Senator jenſeit deſſelben die Gebäude auf ſeiner Haide bauen; denn nun hatte er die Gewißheit, das ſumpfige Stromufer in grasreiche Wieſen verwandeln zu können. Noch im Herbſte deſſelben Jahres ſtanden das Wohnhaus mit der kleinen Tenne und dem Milchkeller, und hinter demſelben die Scheuer mit den Stallräumen fertig da. Im Frühjahr darauf zogen die Coloniſten ein; in das Haus ein alter Knecht, eine kleine Magd und eine ältliche „Mamſell,“ ein altes Inventarienſtück der Familie; der Stallraum in der Scheuer wurde von zwei Ponies und einer Kuh bezogen; den Waſſertümpel, der zwiſchen dieſem und dem Wohnhaus lag, wußte Mamſell in kurzem mit einer ſchnatternden Entenſchaar zu bevölkern und auf dem Dunghaufen, der ſich allmälig daneben erhob, ſcharrte ein goldfarbiger Hahn mit einem halben Dutzend eierlegender Hennen. Zur Vervollſtändigung der Wirthſchaft und ſich zur Geſellſchaft hatte außerdem der alte Marten noch einen kleinen Dachshund aufgezogen. — Mit dieſen Kräften begann die allmälige Urbarmachung des neuen Beſitzes; und ſchon glänzten drunten gegen den Strom hin überall die ſorgfältig gezogenen Abzugsgräben;

und das zum erſten Mal in dieſer Jahreszeit nicht überſchwemmte Wieſenland verſprach auf den Sommer eine reiche Heuernte.

Im Wohnhauſe ſelbſt war hinter dem nach vorn hinaus liegenden Stübchen der Haushälterin ein großes Zimmer für die Herrſchaft eingerichtet und nicht allein mit Tiſch und Stühlen, ſondern ſogar mit einem ſtattlichen Sopha verſehen, das freilich für gewöhnlich von Mamſell ſorgſam mit einem weißen Ueberzuge verhüllt gehalten wurde.

So konnte der Senator mit den Seinen in der Sommerzeit aus der unheimlich gewordenen Heimathſtadt mitunter doch in eine Stille entfliehen, wo er ſicher war, weder die ihm verhaßte Sprache zu hören, noch die übermüthigen Fremden als Herren in die alten Häuſer ſeiner vertriebenen Freunde aus- und eingehen zu ſehen; aber wo im Glanz der Juniſonne die blühende Haide lag, wo ſingend aus dem träumeriſchen Duft die Lerche emporſtieg und drunten über dem Strom die weißen Möven ſchwebten.

* * *

Jetzt war es Winter, ein weicher, naſſer Tag ohne Froſt und Schnee; obgleich es der Nachmittag des Weihnachtsabends war.

Droben das Haus ſtand leer, bis auf die Hühner, die in der matten Winterſonne ſich vor der Thür im Sande ſtreckten; die ganze kleine Menſchenbeſatzung ſchwamm drunten auf dem Strome in einem Flachboot, das eben in eine kleine ſchilfreiche Bucht hinabglitt. Auf dem Boden eines Fahrzeugs kauerte die Magd neben einem Kübel, der ſchon mit Hecht und Karpfen faſt gefüllt war; dahinter ſtand ein ältliches Frauenzimmer in einem dunkeln Wollenkleide. Sie ſchirmte die Augen mit der Hand, denn vor ihnen lag die Sonne blendend auf dem Waſſerſpiegel. „Sind Seine Reuſen noch nicht alle, Marten?“ fragte ſie.

„Kann bald werden, Mamſell,“ ſagte der alte Knecht, indem er die Ruderſtange gemächlich auf den Grund ſtieß.

Seitwärts im Schilf wurde das Gekläff eines kleinen arbeitenden Hundes hörbar. Marten, indem er ſelbſtzufrieden nickte, zog die Stange ein und faßte raſch nach einer Flinte, die neben ihm im Boote lehnte. In demſelben Augenblicke brauſte dicht vor ihnen eine ſchwere Ente aus dem Schilf; der Knecht wandte ſich und während die beiden Frauen einen Schrei ausſtießen, knallte auch ſchon der Schuß über ihre Köpfe hin. Als ſie ſich umblickten, ſahen ſie den großen gelbbraunen Vogel unweit des Bootes ſcheinbar unverletzt auf dem Waſſer ſchwimmen, das blanke, ſchwarze Auge unverwandt auf ſie gerichtet. Als aber Marten Miene machte, mit dem Boot in ſeine Nähe zu kommen, tauchte er dicht am Schilfe unter und verſchwand. „Das beißt ſich in den Grund,“ ſagte der Alte verdrießlich und ließ die Arme hängen, „das ſind boshafte Creaturen, Mamſell.“

Die Haushälterin ſah mit einem Blicke des Mitleids auf den Punkt, wo das Thier verſchwunden war. „Wenn Er nur ſeine alte Donnerbüchſe zu Hauſe laſſen wollte,“ ſagte ſie.

„Ei ja, Mamſell, der gebratene Entvogel hätte morgen doch geſchmeckt!“ Dann wies er mit der Hand nach dem jenſeitigen Ufer auf einen Strich verkrüppelten Buſchwerks, das ſich weit hinaus in die Haide dehnte, nur mitunter durch kleine Waſſertümpel unterbrochen. „Dort liegen auch Beckaſinen,“ fuhr er fort, „das gäb' einmal ein Herrengut, wenn wir den Eichenbuſch noch dazu hätten!"

„Wem gehört's denn, Marten?"

„Dem Bauernvogt unten im Dorf; er will doch damit hinaus; aber der Herr ſoll' es nicht fahren laſſen; denn da ſteckt auch der Mergel und — den müſſen wir haben." Mit dieſen Worten hatte er die letzte Reuſe aus dem Waſſer gezogen und, da nur allerlei kleines Zeug darin zappelte, nach Befreiung der Gefangenen wieder hinabgelaſſen. Zugleich war auch der Hund aus dem Schilf in's Boot geſprungen und ſah, ſich ſchüttelnd und pruſtend, zu ſeinem Herrn empor. „Auf ein ander Mal, Täckel," ſagte Marten, ſeinen Liebling auf das naſſe Fell klopfend, „unſere Beine waren für dieſes Mal zu kurz." Er hatte das Boot gewandt und ſchob es wieder ſtromaufwärts. Unterhalb des Hauſes ſtiegen ſie an's Land, zuerſt auf einzelnen Feldſteinen über die Wieſen gehend, dann eine Strecke noch durch hohes Haidekraut bis zu dem niedern Wall, der das Gehöft von der umgebenden Ebene trennte.

Bald darauf hantirte die Magd mit dem Kaffeekeſſel in der Küche, während Marten die gefangenen

Fiſche zwiſchen Graslagen in einen Korb verpackte, um ſie der Herrſchaft zur Abendtafel in die Stadt zu bringen.

Die Haushälterin trat in ihre Stube; gegenüber auf der alten Standuhr ſchlug es eben zwei. — Nachdem ſie ſich einen Augenblick die verklommenen Finger an dem Kachelofen gewärmt hatte, trat ſie an eine meſſingbeſchlagene Kommode und nahm aus verſchiedenen Schubladen derſelben ein neues ſchwarzes Wollenkleid, eine ſchneeweiße Haube und ein ſeidenes Tuch. „Es iſt doch heilig Abend!“ ſagte ſie für ſich. — Auch erwartete ſie ja noch Beſuch; nicht nur die Weihnachtsbriefe von ihrem Bruder, einem wohlſtehenden Kaufmann in einem deutſchen Nachbarlande, und deſſen einzigem Sohne, der ſeit einigen Jahren auf einem größeren Gute die Landwirthſchaft erlernte, ſondern auch den alten Lehrer drunten aus dem Dorfe, wohin der Fußſteig hier vorbei über die Haide führte. Sie hatte ihn, da er am Vormittag in die Stadt ging, gebeten, die Briefe für ſie von der Poſt mitzubringen.

Nun mußte er bald zurück ſein; und er hatte ja auch im vorigen Jahre ſich zu einem Schälchen Kaffee

Zeit gelaſſen. — Nachdem ſie dann noch eine friſche Serviette über das unter dem Fenſter ſtehende Tiſchchen gebreitet, ging ſie mit ihren Feſtkleidern in das nebenan liegende Schlafkämmerchen, um ſich anzukleiden.

* * *

Es war eine halbe Stunde ſpäter. Marten und Täckel waren mit den Fiſchen in die Stadt gegangen, nachdem Erſterer noch das Fell einer kürzlich erlegten Fiſchotter über den Rücken gehangen hatte, das er bei dieſer Gelegenheit zu verwerthen dachte. In dem Stübchen drinnen ſtand auf der weißen Serviette ein ſauberes Kaffeegeſchirr; die vergoldeten Taſſen und die bunzlauer Kaffeekanne blinkten in den ſchrägfallenden Sonnenſtrahlen.

Vor dem Tiſche in dem großen Ohrenlehnſtuhl ſaß der Schullehrer, ein ältlicher Mann, mit ernſtem Antlitz und trotz der ausgeprägten Geſichtsformen mit jenem weichen Leidenszuge um die grauen Augen, der ſich nicht ſelten unter den Frieſen findet. Die Eigenthümerin des Stübchens, in ihrem Feſtanzuge, der weißen Haube und dem lila Seidentüchlein, präſentirte eben ihrem Gaſte die braunen Pfeffernüſſe, die ſie zuvor unter dem Ofen aus dem grünen Blechkäſtchen genommen hatte. „Die Frau Senatorin hat ſie mir herausgeſchickt,“ ſagte ſie lächelnd, „ſie bäckt ſie alle Jahr zu Weihnachtabend.“

Der alte Mann nahm etwas von dem Backwerk; aber ſeine Augen hafteten mit einem Ausdruck von Verlegenheit an der andern Hand ſeiner Gaſtfreundin, die ſchon längere Zeit auf einem noch immer verſiegelten Briefe geruht hatte: „Wollten Sie nicht leſen, liebe Mamſell?“ fragte er endlich.

„Hernach, Herr Lehrer; das iſt meine Geſellſchaft auf den Abend.“ Und ſie ſtrich mit leiſem Finger über das Couvert.

„Aber der Herr Senator hat Sie doch gewiß zum Chriſtbaum eingeladen?“

Der Ausdruck ruhiger Güte verſchwand für einen Augenblick aus dem etwas blaſſen Antlitz des alten Mädchens. „Es iſt heute ein Tag des Friedens,“ ſagte ſie, und ihre ſonſt ſo milde Stimme klang ſcharf; „ich mag nicht in die Stadt.“ Der alte Mann ſah mit großen theilnehmenden Augen zu ihr hinüber.

„Ich bin zuletzt im Juni dort geweſen, ſeitdem nicht wieder,“ fuhr ſie fort; „wir hatten hier keine Blumen; aber in den Gärten der Stadt und auch am Hauſe unſers alten Bürgermeiſters blühten ſie. Der gute Mann hat in die Fremde gehen müſſen; aber die Roſen, die er ſelber pflanzte, hatten ſchon die ganze Fronte ſeines großen Hauſes überzogen. Jetzt wohnt der neue Bürgermeiſter darin. Als ich im Vorübergehen die geputzten Kinder mit ihrem lauten fremden Geplapper die ſchönen dunkelrothen Roſen vom Spalier herabreißen ſah — mir war's, als müßte Blut herausfließen.“

Ihr Gaſt ſchwieg noch immer; aber um ſeine Lippen zuckte es, als ſtiege ein Schmerz auf, den er vergebens zu bekämpfen ſuche.

„Wir ſind mit dem Senator aufgewachſen,“ begann ſie wieder, „mein Bruder und ich; wir waren Nachbarskinder.“ — Und mit dieſen Worten trat ein Lächeln in ihr Antlitz, als blickte ſie unter ſich in eine ſonnige Landſchaft. „Es waren arge Buben damals, die Beiden,“ ſagte ſie, „ſie haben mich was Ehrliches geplagt.“

Mamſell hatte die Hände in ihrem Schooß gefaltet und blickte durch's Fenſter auf die Haide hinaus. Das feuchte Kraut der Eriken glitzerte in dem Scheine der untergehenden Sonne; und wie ſchwimmend in Duft gehüllt ſtand fern am Horizont der ſpitze Thurm der Stadt. Auch das alte Mädchen ſaß da, vom blaſſen Abendſchein umfloſſen. Es war ein Antlitz voll ſtillen Friedens, in dem freilich der Zug des Entſagens auch nicht fehlte; aber er war nicht herbe, es mochte wohl nur ein beſcheidenes Glück ſein, das hier vergeblich erhofft worden war. „Nach unſeres Vaters Tode,“ ſagte ſie leiſe, „war der Senator mir ein hülfreicher Freund, ich habe lange in ſeinem Hauſe gelebt, und ſpäter hat er mir dann auf meine Bitten dieſen Poſten hier gegeben. Es iſt jetzt der rechte Platz für einen einſamen, alten Menſchen.“

„Aber,“ ſagte der Lehrer und legte den Theelöffel ſorgfältig über die geleerte Taſſe, „hieß es nicht vor Jahren einmal, liebe Mamſell, daß Sie den ledigen Stand hätten verrücken wollen?“

Sie ſchlug die Augen nieder und ſtrich mit der flachen Hand ein paar Mal über das Damaſttuch. „Ja,“ ſagte ſie dann, indem ſie auf ein getuſchtes

Profilbildchen blickte, das in einem Strohblumenkranze über der Kommode hing. „Vor Jahren, Herr Lehrer; aber es kam anders, als wir gedacht hatten."

Der Lehrer war aufgeſtanden und beſichtigte das Bild. „Ja, ja," ſagte er, „der alte Ehrenfried, wie er leibte und lebte, der Herr Senator haben bis zu ſeinem Tode große Stücke auf ihn gehalten; ich habe manches Päckchen Schnupftaback von ihm zugewogen bekommen."

Die Haushälterin nickte. „Ich mag es Ihnen wohl erzählen," fuhr ſie fort, „Sie haben auch Ihre Lebensfreude, Ihren einzigen Sohn, in unſerm Kriege dahin gegeben, und haben ihm den ſchönen Spruch auf's Grab ſetzen laſſen."

Der Alte beugte ſich vornüber und legte ſeine Hand wie beſchwichtigend auf den Arm ſeiner Freundin. „Das iſt nun vorbei," ſagte er, und ſeine Stimme zitterte. „Er ſtarb für ſeine Heimath, für welche wir bald nicht mehr leben dürfen; denn auch in meiner Schule ſoll nächſtens, wie es heißt, die deutſche Sprache abgeſchafft werden. „Mein Wirken iſt dann zu Ende." — Der alte Mann ſeufzte. „Doch," fuhr er fort, „Sie wollten ja erzählen!"

Sie ſtand auf und füllte erſt noch einmal die Taſſe des Gaſtes und präſentirte ihm die Schüſſel mit den Weihnachtskuchen. — „Mein Vater,“ begann ſie nach einer Weile, „hatte einen kleinen Poſten bei der Stadt und nur ein nothdürftiges Einkommen, aber er ſaß Nachts an ſeinem Pulte und ſchrieb Noten für die Clavierſchüler des Organiſten oder er fertigte die Rechnungen für die Armen- oder Kloſtervorſteher, die mit der Feder ſelbſt nicht umzugehen wußten. Er war ein ſchwächlicher Mann und hat mit den vielen Nachtwachen ſein Leben wohl verkürzt. Doch als er ſtarb, fand ſich für meinen Bruder und mich, die wir beide noch kaum erwachſen waren, ein kleines ſauer verdientes Kapital. Es mochte für jeden wohl ein paar tauſend Mark betragen.“ Sie ſchwieg einen Augenblick. „Ueber dieſes Kapital,“ ſagte ſie dann, „das ich beſaß, da Ehrenfried und ich unſern Verſpruch thaten, konnte ich ſpäterhin nicht mehr verfügen.“

„Nein, nein,“ ſetzte ſie hinzu, da ſie bemerkte, daß ihr Gaſt einen Blick des Vorwurfs auf das Bildchen an der Wand warf, „denken Sie nichts Unrechtes von dem Seligen, er hat nichts gegen mich verſchuldet.“

Der Schullehrer ließ ſich dieſe Verſicherung gefallen: denn auch das treuherzige Männergeſicht, das dort ſo ruhig aus dem hohen Rockkragen herausſchaute, ſchien gegen jeden derartigen Verdacht einen ſtummen Proteſt einzulegen.

„Wir beide,“ fuhr die Erzählerin fort, „waren bald nach dem Tode des alten ſeligen Herrn in das Haus des Senators gekommen. Die Mutter lebte noch und der junge Herr freite damals um ſeine jetzige Frau; die Haushaltung ging wie zu den Zeiten des Vaters ihren ruhigen Gang; und es war eine regelrechte Haushaltung, Herr Lehrer, Alles wie nach dem Glockenſchlag der Amſterdamer Wanduhr, die unten auf der großen Hausdiele ſteht; das blieb auch ſo, als die junge Frau in's Haus kam. Der Ehrenfried ſchien ganz hineinzupaſſen; des Tages bediente er ſeine Kunden, des Abends ſaß er in dem kleinen Laden und klebte ſeine Düten oder brachte ſeine Bücher in Ordnung. Ich war meiſtens für die alte Frau da oder half auch wohl mit in der Haushaltung. So lebten wir neben einander hin, und die Jahre vergingen. Ehrenfried hatte wohl einmal den Wunſch geäußert, einen eigenen Kram zu beginnen;

aber er ſprach das nur ſo hin, als ſei es für Leute ſeines Schlages doch nicht zu erſchwingen; denn er war faſt ohne Mittel. Die Zinſen ſeines kleinen Vermögens und ein gut Theil ſeines Verdienſtes gab er einer älteren kränklichen Schweſter. Das habe ich aber erſt ſpäterhin von ihm erfahren. — Ich hatte ſchon einige dreißig Jahre hinter mir und Ehrenfried mochte nah an die vierzig ſein, da ſtarb die Schweſter, und er begann nun wohl mit Ernſt auch an ſich ſelbſt zu denken.“

Die Alte warf einen liebevollen Blick auf das Bildchen in dem Immortellenkranz. „Sie wiſſen, Herr Lehrer,“ ſagte ſie dann, „der Herr Senator hat einen Speicher in der kleinen Straße, die nach der Marſch hinuntergeht; dahinter iſt ein großer Gemüſegarten, woraus für Winter und Sommer das ganze Haus verſorgt wird. Eines Vormittags hatte die Frau Senatorin mich hingeſchickt, um etwas Kraut zur Suppe zu ſchneiden. Es war juſt am heiligen Pfingſttage — ſo etwas vergißt ſich nicht, Herr Lehrer — man konnte über die niedrigen Stachelbeerzäune weithin auf die Nachbargärten ſehen, wo die Leute in ihrem Sonntagszeug zwiſchen den

Beeten umhergingen, denn es lag Alles im klarſten Sonnenſchein. Der blaue Flieder duftete, der überall an den Steigen wuchs und drunten von der Marſch herauf hörte man die Lerchen ſingen. Ich hatte am Morgen einen liebreichen Brief von meinem Bruder erhalten, der ſeit Jahren mit Hülfe des Herrn Senators im Hannöveriſchen ein Commiſſionsgeſchäft errichtet hatte; es ging ihm wohl; er hatte Frau und Kind; aber er vergaß auch ſeine Schweſter nicht. Die blaue Frühlingsluft war nicht heiterer, als mein Gemüth dazumalen. So in Gedanken ging ich den breiten Steig hinab; als ich aber bei dem großen Hollunderbuſch um die Ecke biege — denn der Garten liegt hier im Winkel — ſehe ich Ehrenfried im braunen Sonntagsrock und mit der langen Pfeife zwiſchen den Spargelbeeten ſtehen. Er pflegte an Sonn- und Feſttagen wohl ein wenig in der Gärtnerei zu hantiren. „Es giebt nicht viel, Mamſell Meta,“ rief er mir zu, „die Beete ſind zu alt. — Ja, ja, das Alter!“ ſetzte er wie mit ſich ſelber redend hinzu; dann legte er die Hand mit der Pfeife auf den Rücken und begann wieder mit ſeinem Meſſer die Oberfläche des Beetes zu unterſuchen. Da ich ebenfalls ein Meſſer in der Hand hatte, ſo trat ich an die andere Seite des Beetes. „Ich will Ihnen helfen, Herr Ehrenfried,“ ſagte ich, „vier Augen ſehen mehr als zwei,“ und zugleich hatte ich ſchon einen ſchönen weißen Spargel auf einer Seite bloßgelegt. Ehrenfried ſah eine Weile zu mir hinüber. „Das iſt richtig, Mamſell Meta!“ ſagte er dann, indem er ſorgfältig den Spargel aus der Erde hob. Wir gingen ſuchend an dieſem und noch zwei anderen Beeten auf und ab, aber die Ernte war nur ſpärlich.

„Als ich ihm mein Theil hinüberreichte, ſagte er: „Für eine Perſon ſind das zu viele und für zwei zu wenig.“ Und er hatte dabei ſo einen eigenen Ton, Herr Lehrer, daß mir ſchon war, als ſpreche er das nur ſo ſinnbildlich. „Freilich,“ erwiderte ich, „Herr Ehrenfried; aber wir haben ſchon die von geſtern, und morgen giebt es wieder welche, und wenn wir dann übermorgen noch etliche bekommen, ſo reicht es für die ganze Familie.“ Er that einen Zug aus ſeiner Pfeife und ſtieß ein paar blaue Ringe in die Luft. „Ja,“ ſagte er dann, „mit den Dingen, die unſer Herrgott wachſen läßt, da macht ſich das von ſelbſt, aber . . .“ — „Wie meinen Sie denn: aber, Herr Ehrenfried?“ — „Ich meine mit den Kapitalien,“ ſagte er, „die der Menſch ſich ſauer verdienen muß; da könnte das bischen Leben leicht zu kurz werden.“ Und ich verſtand noch immer nicht, Herr Lehrer, wo das hinaus ſollte. „Kann ich Ihnen in etwas dienlich ſein, Herr Ehrenfried?“ fragte ich. — „Sie wiſſen vielleicht, Mamſell Meta,“ fuhr er fort, ohne meine Frage zu beachten, „ich habe ein kleines Vermögen, ein ſehr kleines, wovon meine Schweſter bislang die Zinſen genoſſen hat. — Sie bedarf deren nun nicht mehr.“ Und er ſchwieg einige Augenblicke und dampfte heftig aus ſeiner Pfeife. „Dieſes kleine Vermögen,“ begann er dann wieder, „iſt für mich allein zu viel, denn was ich bedarf, erhalte ich von unſerm Herrn Principal; aber es iſt wiederum zu wenig, um ein eigenes Geſchäft zu beginnen.“ Und zögernd ſetzte er hinzu: „Sie beſitzen auch von Vaters wegen eine Kleinigkeit, Mamſell Meta; was meinen Sie, wenn wir zuſammenlegten? Ich denke faſt — es würde reichen.“ — — Und ſehen Sie, Herr Lehrer, ſo legte ich denn meine Hand in die ſeine, die er mir über das Gartenbeet hinüberreichte. Es war kein Uebermuth dabei, aber es war beiderſeits doch treu gemeint. — — Wir gingen noch eine Weile in dem großen Steige auf und ab und beſprachen uns, daß wir die Sache noch geheim halten und beide noch ein paar Jahre in unſerer Condition bleiben wollten, damit wir die Ausſtattung davon zurücklegen könnten. Mitunter ſtanden wir ſtill und hörten, wie noch immer drunten aus der Marſch die Lerchen ſangen.

„So gingen ein paar Jahre hin, und wir gewannen ein rechtes Vertrauen zu einander. Oft in der Morgenfrühe, wenn noch die Häuſerſchatten über der Gaſſe lagen, trafen wir uns draußen vor der Hausthür. Wenn Ehrenfried hinausging, um die Eiſenwaaren auf dem Beiſchlag auszuſtellen, war ich ſchon draußen vor der Hausthür und putzte an der Thür den großen Meſſingklopfer. „Nun, Meta,“ ſagte er dann wohl, „ich denke, wir werden unſer Glück doch nicht verſchlafen!“ — Er ſtand ſchon in Handel um ein kleines Haus und wir begannen es in Gedanken miteinander einzurichten; wir kannten ſchon jedes Stück Geräth in unſeren Stuben und jeden Topf, der auf unſerm Heerde kochen ſollte. Oft ſprachen wir ſo in der Morgenſtille miteinander, bis dann die erſten Bauerwagen die lange Straße herabklapperten und ſich auf dem Markte aufſtellten.

„Es kam anders, Herr Lehrer. Der Krieg brach aus und Niemand hatte Zeit, noch an ſich ſelbſt zu denken. Eines Mittags, da zuerſt die Freiſchaaren mit ihren Schlapphüten und Piſtolen in die Stadt kamen, ſteht ein großer bärtiger Mann vor mir und reicht mir ſeinen Quartierzettel. Es ſchoß mir in die Kniee, da ich ihm in's Geſicht blickte. Es war mein Bruder. „Chriſtian!“ rief ich, „was in Gottes Namen willſt Du jetzt hier?“ — „Meta,“ ſagte er, „das Herz iſt immer noch zu Haus; es hat mir keine Ruh' gelaſſen!“ — Und ſo hatte er das Geſchäft einem Compagnon anvertraut und Frau und Kind bei ſeinen Schwiegereltern untergebracht. Ehrenfried ſchüttelte den Kopf. „Was ſoll das nützen,“ ſagte er, „wir haben junges Volk genug, die älteren werden ſchon ſpäter daran kommen, ſobald es nöthig iſt.“ Und als Chriſtian ihn an den Schultern faßte: „Sei nicht ſo griesgrämig, Ehrenfried, und mach mir das Herz nicht ſchwer; es hilft doch nichts, ich muß ſchon jetzt mit dreinſchlagen,“ da blieb er doch bei ſeinem Stück: „Es muß Alles in der Ordnung ſein.“ Er hatte nun einmal ſo das Temperament nicht, Herr Lehrer. Aber auch der Herr Senator ſah oft nachdenklich darein, wenn ſpäterhin der Chriſtian uns ſeine Kriegsberichte ſchickte. Endlich, wir müſſen wohl ſagen, leider Gottes, wurde es Frieden.“

Der Lehrer nickte, aber er unterbrach ſeine Freundin nicht.

„Unſere guten Leute wurden in die Fremde getrieben, und die Fremden kamen und ſetzten ſich im Lande feſt. Mein Bruder ſaß wieder drüben in ſeinem Geſchäft und bei ſeinen Büchern. Ich will Keinem Unrecht thun; aber er mochte es doch wohl nicht in den rechten Händen gelaſſen haben; denn es war mir nicht entgangen, daß zwiſchen ihm und unſerm Herrn plötzlich ein eiliges Schreiben hin- und widerlief; und als ich gelegentlich anfragte, drückte der Herr mir die Hand und ſagte: „Sorge nur nicht zu ſehr, Meta; in dem Kampfe um die alte Heimath iſt er mit einer Schmarre davongekommen; er muß nun hinterher noch um die neue kämpfen; aber Du weißt, Dein Bruder iſt ein tüchtiger Mann; und nun laß uns ſorgen und geh Du in Deine

Küche!“ Ich ſorgte aber doch; denn von Ehrenfried hatte ich gehört, daß auch unſern Herrn Senator ſchwere Verluſte getroffen hatten.

„Mittlerweile wurde es wieder einmal Frühling und es war mir faſt, als wenn es von der Sonne käme, die nun ſo hell in den dunklen Laden ſchien, daß Ehrenfried eines Morgens wieder von einem Hauskauf zu reden anfing, und daß wir uns dann endlich das Wort gaben, auf den Herbſt unſere Sache in Ordnung zu bringen. Wir hatten es ſchon auf den nächſten Sonntag feſtgeſetzt, daß wir der Herrſchaft unſere Heimlichkeit offenbaren wollten; da, am Freitag Nachmittag — wir ſollten auf den Abend eine kleine Geſellſchaft haben und ich war eben auf meine Kammer gegangen, um mich ein wenig anzukleiden — bringt mir der Ladenburſche einen Brief von meinem Bruder. Und da ſtand es denn geſchrieben: er war am Bankerott. Aber mein Kapital, was ich von unſerm Vater hatte, das — ſo ſchrieb er — konnte ihn noch retten. Ich verſchloß den Unglücksbrief in meine Schatulle; dann entſann ich mich, daß noch Radieschen zum Nachtiſch aus dem Garten geholt werden ſollten. Ich nahm ein Körbchen und ſchlich die Treppe hinab, um unbemerkt aus dem Hauſe zu kommen; denn ich hätte um Alles jetzt dem Ehrenfried nich[illegible]gegnen mögen. Ich weiß nicht, wie ich hinten aus dem Hauſe und die kleine Straße hinab nach dem Garten gekommen bin. Vorn an der Pforte hätte ich faſt den Herrn Senator umgerannt. „Ei, Meta,“ rief er, und hob lachend den Finger gegen mich, „mit der Küchenſchürze über die Straße!“ Aber ſo alterirt war ich, Herr Lehrer; das war mir all' mein Lebtage noch nicht paſſirt.

„Es wurde ſchon Abend, und es gemahnte mich recht wie damals; denn der Flieder duftete und von unten aus der Marſch kam auch wieder wie dazumal ein ſanfter Vogelgeſang.

„Aber ich ging mit dem leeren Körbchen in dem großen Steige auf und ab und zerriß mir unachtlich die Kleider an den Stachelbeerzäunen. Meine Gedanken verloren ſich in die alte Zeit, in das Kämmerchen, wo mein armer Bruder und ich als Kinder in unſeren ſchmalen Bettchen ſchliefen. Mir war wieder, als höre ich nebenan im Wohnzimmer die Schwarzwälder Uhr Zehn ſchlagen; und nach dem letzten Schlage wird drinnen das Schreibpult abgeſchloſſen und mein Vater öffnet leiſe die Kammerthür. Wie oft, wenn ich noch wachend lag, hatte ich heimlich durch die Augenlider geblinzelt, wenn er ſich über ſeinen Liebling beugte und ſorgſam das Deckbett über ihm zurecht legte, damit nur keine Zugluft die nackten Gliederchen berühre; bis dann des Vaters Hand ſich auch auf mein Haupt legte und ich von ſeinen Lippen einen Laut vernahm, den ich nicht verſtehen konnte, aber den ich doch in meinem Leben nicht vergeſſen habe.. — Die hülfreiche Hand unſeres Vaters lag längſt im Grabe; aber was ſie mit ſaurem ehrlichen Fleiß erworben, das war noch da; ich hatte es und es reichte noch, um die Blöße ſeines Lieblings zuzudecken. — Und doch, was ſollte aus Ehrenfried und mir nun werden? — Aber wir lebten ja geborgen, wir gaben nur einen Herzenswunſch daran; der arme Chriſtian hatte ſich nicht bedacht, da er Alles hinter ſich ließ, um ſeiner Heimath in ihrer Bedrängniß beizuſtehen.

„So hatte ich in ſchweren Gedanken meinen Korb mit Radieschen gefüllt und trat nun aus dem Garten, dem kleinen Hauſe gegenüber, was dazumal dem

Steinmetzen gehörte. Die Sonne ſpiegelte ſich in den Fenſterſcheiben, und ich ſtand eine Weile und betrachtete es mir; denn es war daſſelbe, um welches Ehrenfried in Handel ſtand. Da fielen meine Augen auf die goldene Inſchrift eines neuen Grabſteins, der neben der Hausthür an der Mauer lehnte; und, Herr Lehrer, ich las die Worte: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er ſein Leben läſſet für ſeine Freunde.“

„Evangelium Johannes, Vers dreizehn im fünfzehnten Kapitel,“ ſagte leiſe der alte Mann im Lehnſtuhl.

„Es war der Denkſtein, den Sie für ihren gefallenen Sohn beſtellt hatten,“ — und die Erzählerin reichte ihrem Gaſte die Hand, der ſie ſchweigend drückte; „ich habe den Spruch ſeitdem nicht mehr vergeſſen. Es ſtand nun feſt in mir, daß ich das Geld geben mußte. — Aber als ich dann aus dem hellen Sonnenſchein in unſer großes dunkles Haus trat, fiel es mir doch wieder ſchwer auf's Herz, ſo daß ich's nicht von mir bringen konnte, bis auf den Abend. Als die Herren in der Oberſtube an ihrem L'Hombre ſaßen, ging ich hinab in den Laden.

Ehrenfried ſtand an der Bank und zählte Nägel in Packete, was ſonſt der Lehrling zu thun hatte, aber der war zu ſeinen Eltern über Land. Ich erſchrak faſt, da ich ſeine Stimme hörte. „Nun, Meta," ſagte er, „wo haſt Du denn geſteckt! Der Steinmetz iſt bei mir geweſen von wegen dem Hauſe, und morgen — wird Alles in Richtigkeit kommen." — Es ſchoß mir in die Kniee, und ich zitterte; denn er ſah ſo ſeelenvergnügt dabei aus. Ich vermochte nur ſtumm den Kopf zu ſchütteln. „Was fehlt Dir, Meta?" fragte er. „Nichts fehlt mir, Ehrenfried; aber wir dürfen das Haus nicht kaufen." Und als er mich erſtaunt anſah, erzählte ich ihm Alles und was ich zu thun entſchloſſen war. Aber währenddeſſen wurde ſein Geſicht immer ernſter und ſtrenger; und als ich zufällig niederblickte, ſah ich, daß er ſich mit dem Eiſenſtifte, den er in der Hand hielt, den Daumen blutig geriſſen hatte. „Und Du willſt das Geld geben?" fragte er und ſeine Stimme klang ſo gleichgültig, als gehe das ihn ſelber gar nicht an. „Ja, Ehrenfried, ich kann nicht anders." — „Nun freilich, Meta; dann reicht's nicht mehr." — Er ſchwieg und begann wieder ſeine Nägel einzuzählen. „Ehrenfried,“ ſagte ich, „ſprich doch zu mir; wir hatten's für uns beide beſtimmt; Du mußt Dein Wort mit dazu geben!“ Aber ich bat umſonſt; er ſah nicht auf. „Wenn Dir Dein Bruder näher iſt,“ ſagte er, und begann ſeine Packete einzuſchlagen und wegzupacken. Indem wurde ich nach oben gerufen, und als ich nach einer Stunde wieder in den Laden hinabging, war Ehrenfried in ſeine Kammer gegangen. — Nur der Allmächtige weiß, was ich die Nacht mit mir gerungen habe; eine Stunde um die andere hörte ich unten vom Flur herauf die Wanduhr ſchlagen.

„Ich konnte mein Leben nicht für meine Freunde hingeben, aber das bischen Silber, Herr Lehrer, das konnte ich doch. Es war ja auch nicht um mich; ich ſah wie eine Waage vor mir; auf der einen Schale war der Name „Ehrenfried“ und auf der andern der meines Bruders; ich ſann und ſann, bis mir das Hirn brannte, aber es wurde nicht anders, wenn die eine Schale ſank, ſo ſtieg die andere. — Ich mag wohl endlich eingeſchlafen ſein: denn als ich die Augen aufſchlug, kam ſchon die Morgendämmerung durch die kleinen Scheiben, und als ich mich ermunterte, hörte ich draußen vor der Kammer auf dem Gange einen Schritt. Mitunter blieb es eine Weile an der Thür; dann ging es wieder vorſichtig auf und ab. Ich ſtieg aus dem Bett und kleidete mich an, und indem glaubte ich auch den Schritt zu kennen. Als ich bald darauf aus der Thür trat, ſtand Ehrenfried vor mir. Sein Geſicht war blaß, aber freundlich. Er ſtreckte mir ſchweigend ſeine Hand entgegen und huſtete ein paar Mal, als ob er ſprechen wollte. „Es hat nicht ſein ſollen, Meta,“ ſagte er endlich; „wir wollen's dem lieben Gott anheimſtellen.“ Dann drückte er mir noch einmal die Hand, nickte mir zu und ging die Treppe hinab an ſein Geſchäft. — Noch an demſelben Tage ſchrieb ich meinem Bruder. — — Zwiſchen mir und Ehrenfried iſt dann von dieſen Dingen nicht mehr die Rede geweſen; wir lebten wieder ſtill neben einander fort, und allmälig war es zwiſchen uns faſt wie es ſonſt geweſen; auch das „Du“ gebrauchten wir nicht mehr, wenn wir, was ſelten geſchah, einmal zuſammen ſprachen. Aber in den Garten hinter dem Speicher bin ich ſeitdem nicht gern gegangen, und wir haben uns auch niemals wieder dort getroffen.

— Die Jahre vergingen, wir wurden alt, und die Stadt um uns wurde immer fremder.“

Die Erzählerin ſchwieg. „Ich dächte,“ hob der Lehrer an, indem er faſt mit einer ehrfürchtigen Scheu auf ſeine Freundin blickte, „Ihr Herr Bruder ſei ein Mann in auskömmlichen Verhältniſſen; ſo iſt er wenigſtens in der Leute Mund.“

„Er iſt es geworden, Herr Lehrer — ſpäter, und er hat mir das Darlehn auch bei Heller und Pfennig und mit allen Zinſen zurückbezahlt; aber es war kurz vor Ehrenfrieds Tode und ſchon in ſeiner letzten Krankheit. — — Ja, was ich ſagen wollte, ein paar Tage vor ſeinem Ende, des Ehrenfried meine ich, war viel Beſuch in ſeiner Kammer; die Gerichtsperſonen waren dort geweſen, und auch unſern Nachbarn, den Goldſchmied hatte ich am Morgen herauskommen ſehen. Als ich Nachmittags die Mixtur hineinbrachte, bat Ehrenfried, mich neben ſeinem Bette niederzuſetzen. „Meta,“ ſagte er, denn ich hatte ihm das vorhin erzählt, „das Geld wäre nun wohl wieder beiſammen, aber das Leben iſt indeſſen alle geworden. — Da hab' ich nun, als ich ſo dagelegen, bei mir gedacht, es müßte doch ſchön ſein, wenn Einer, wo es juſt die rechte Zeit wäre, ſo einmal aus dem Vollen leben könnte und ohne Kümmerniß. Uns iſt es ſo gut nicht geworden und unſeren Eltern auch nicht; mir iſt, als hätten wir Alle nur ein Stückwerk vom Leben gehabt. Und weiter hab' ich mir gedacht, wenn unſer Kapital zuſammen käme!“ — — Und als ich das abwehren wollte, richtete er ſich ungeduldig in ſeinen Kiſſen auf. „Nein, nein, Mamſell Meta,“ ſagte er, „reden Sie mir nicht dazwiſchen!“ — Und dann dutzte er mich wieder und legte ſeine magere Hand auf meinen Arm. „Es iſt ja nicht um Dich, Meta, aber Dein Bruder Chriſtian hat einen Sohn; ich weiß, er hat ihn tüchtig angehalten und er wird einmal Dein Erbe ſein. Vielleicht, um was ſich Viele gemüht haben, daß es nun einmal Einem zu einem ganzen Menſchenleben helfen mag. Darum habe ich in meinem Teſtament meine verlobte Braut, die Jungfrau Hanſen, zu meiner Univerſalerbin eingeſetzt. Du wirſt mir das nicht übel nehmen, Meta; wir haben es doch 'mal ſo im Sinn gehabt.“ Und als meine Thränen auf ſeine Hand fielen, nahm er einen goldenen Ring aus einem Käſtchen und ſteckte mir ihn an. „Der iſt für

Dich allein,“ ſagte er, „es ſchickt ſich beſſer vor den Leuten, und,“ ſetzte er leiſe hinzu, „trag ihn auch zu meinem Gedächtniß!“

Die alte Jungfrau ſchwieg und faßte wie liebkoſend den ſchmalen Reif, den ſie am Goldfinger trug. — — Es war jetzt faſt dunkel in dem kleinen Zimmer; nur ein ſchwacher Abendſchein drang durch die beſchlagenen Fenſterſcheiben.

Der alte Lehrer war aufgeſtanden. „Wenn ich den Spruch auf meines armen Knaben Stein geleſen,“ ſagte er, „ſo habe ich bisher nur ſeiner dabei gedacht; aber,“ ſetzte er hinzu und ſeine Stimme zitterte, „Gottes Wort iſt überall lebendig.“

Er bückte ſich, um ſeinen Korb mit den Feſttagseinkäufen aufzunehmen, der hinter ihm in der Ecke ſtand. Mamſell Meta nöthigte ihn, noch ein Weilchen zu verziehen, der Mond werde ja aufgehen. Er dankte; „die Meinen warten,“ ſagte er, „es iſt noch eine Stunde Weges bis nach Haus.“ Da ſie den Gaſt nicht halten konnte, zündete ſie ein Licht an den glimmenden Kohlen im Ofen an und packte noch eine große Düte mit den Weihnachtspfeffernüſſen der Frau Senatorin, die ſie alles Widerſtrebens ungeachtet zu den anderen Dingen in den Korb legte: ſie erkundigte ſich auch — wie hatte ſie es nur vergeſſen können! — nach dem zehnjährigen Töchterchen, dem Neſthäkchen ihres alten Gaſtes, und er ſchüttelte ihr die Hand und ſagte nicht ohne eine kleine Feierlichkeit: „Ich danke für die Nachfrage, wertheſte Mamſell, ſie wächſt zu unſerer Freude heran."

Dann ging die Thür auf und die Magd trat herein; in vollem Anzug, den Hut auf dem Kopfe. „Ich bin fertig, Mamſell," ſagte ſie; „wenn ſonſt nichts zu beſorgen iſt, ſo möchte ich nun zu meiner Mutter gehen."

„Du kannſt gehen, Wieb; ſei aber morgen zeitig wieder da," beſchied Mamſell Meta. „Nimm auch dem Herrn Lehrer ſeinen Korb, Du haſt ja denſelben Weg."

Der alte Mann ließ ſich das gefallen. „Sie iſt ja mein Schulkind geweſen," ſagte er freundlich nickend.

„Und zeig dem Herrn Lehrer den Weg oberhalb über den neuen Steg," fuhr Mamſell fort, „das ſpart ein Viertelſtündchen."

Wieb ſchüttelte den Kopf. „Das geht nicht," ſagte ſie, indem ſie den Korb des Lehrers nahm; „der neue Weg iſt unter Waſſer; wir müſſen unterhalb über den alten Steg, und dann den Fußweg durch den Eichenbuſch.“

Der Lehrer nickte. „Der Eichenbuſch ſoll verkauft ſein,“ bemerkte er beiläufig; „ſo hörte ich heute in der Stadt.“

„Verkauft?“ fragte Mamſell Meta; denn es fiel ihr ein, daß bei ihrer Kahnfart Marten gerade mit dieſem Grundſtück den Haidehof hatte vervollſtändigen wollen. „An wen denn verkauft, Herr Lehrer?“

„An einen Fremden; den Namen habe ich nicht gehört.“

„Hm,“ dachte Mamſell Meta, „da iſt alſo der Herr Senator diesmal doch zu ſpät gekommen.“

Dann geleitete ſie ihren Gaſt vor die Hausthür. — Es war kalt, die Sterne ſtanden ſchon am Himmel, nur ein ſchwacher Schein am Horizont zeigte, wo die Sonne verſchwunden war. „Wie unruhig die Sterne ſind,“ ſagte der Alte noch, „wir haben Froſtwetter, Mamſell Meta.“

Meta ſtand in der Hausthür und ſah den Beiden nach, wie ſie gegen Weſten den Fußſteig nach dem

Bach hinabgingen. Das Dunkel der Haide hatte ſie bald ihren Blicken entzogen; nach einer Weile aber wurden ſie noch einmal in der Ferne ſichtbar, auf dem Hügel drüben; faſt übernatürlich groß erſchienen ihr die Geſtalten, wie ſie ſich ſchattenhaft gegen den ſchwachen Schein des Abendhimmels abhoben. Endlich waren ſie ganz verſchwunden. Dann hörte ſie noch unten vom Bach her das Geräuſch der Fußtritte auf dem Stege, und dann war Alles ſtill; ſie war allein. Nur im Stall in der Scheune waren die kleinen Ponies und die Kuh, und daneben in dem Verſchlag ſaß ſchlafend das Federvieh auf ſeinen Leitern; hinter ihr im Hauſe ſtrichen ein paar ſcheue Katzen durch die dunkeln Räume.

Leiſe drückte ſie die Hausthür zu und ging in ihre Stube.

Mit trockenem Haidereis und Torf brachte ſie das Ofenfeuer wieder zum Brennen, daß es geſellig zu praſſeln begann; dann, nachdem ſie den Tiſch abgeräumt und das Licht geputzt hatte, ſetzte ſie ſich in den Lehnſtuhl und brach das Siegel ihres Weihnachtsbriefes. Sie las langſam und mit ganzer Andacht, und als ſie an das Ende des Briefes kam, flog ein glückliches Lächeln über ihr Geſicht, und die Hand, welche ihn hielt, ſank auf den Tiſch. „Er kommt, endlich! nach zehn langen Jahren!“ rief ſie vor ſich hin. Sie las die Stelle noch einmal, ſie hätte nun auch Tag und Stunde wiſſen mögen; doch es hieß nur: „In nächſter Zeit.“ Sie mußte ſich begnügen. — „Aber warum hat denn der Junge, der Friedrich, nicht geſchrieben? — Und auch das Bild, das mir verſprochen wurde, iſt nicht dabei!“ Die gute Tante wäre faſt verdrießlich geworden. Aber ſie beſann ſich; ſie ſtand auf und ging mit dem Licht nebenan in die herrſchaftliche Stube. Raſch öffnete ſie das Schubfach einer Kommode, denn es war kalt hier, und die Möbeln mit ihren Ueberzügen ſtanden unwirthlich in dem großen leeren Raume; dann, nachdem ſie ein Päckchen alter Briefe herausgenommen, ging ſie eilig damit in ihr heimliches Stübchen zurück. Bald ſaß ſie wieder in ihrem Lehnſtuhl und begann die Briefe ſorgfältig durchzuſehen. Endlich kam ſie an den rechten Jahrgang; ein kleines Lichtbild lag dazwiſchen, das ſie mit zärtlichem Wohlgefallen betrachtete. Es war das Porträt eines kräftigen, etwa vierzehnjährigen Knaben, deſſen treuherzige Augen nicht ohne einigen Trotz unter dem buſchigen Haar herausſchauten. „Aber das war vor ſechs Jahren,“ ſagte ſie, „er muß ja jetzt ein ganzer Kerl ſein.“ Und dann entfaltete ſie den Brief ihres Bruders, der das Bild begleitet hatte. „Du wirſt den Jungen nicht verkennen,“ ſchrieb er, „auch über ſeiner Stirn erhebt ſich jener widerſpenſtige Haarwirbel, den der ſelige Subrector ſeinem Vater als eine Oppoſition gegen die Autorität der Schule auslegte und den er in der Numa-Pompilius-Stunde mir ebenſo unermüdet als vergeblich niederzuſtreichen bemüht war.“ Sie lächelte; die kräftige Knabengeſtalt ihres Bruders ſtand vor ihren Augen. Sie ſah ihn im Streit mit dem rothnaſigen Stadtdiener, der keine Rutſchſchlitten auf dem abſchüſſigen Markte dulden wollte, und dann wieder zuſammen mit ſeinem Freunde, dem jetzigen Senator, wie ſie draußen im Sonnenſchein am Deich lagen und ihre Drachen ſteigen ließen. „Und wenn ich ſie zu Mittag rufen mußte,“ dachte ſie weiter, „und ſie mit ihrem Drachen dann wieder ein Stück weiter auf den Deich hinausrückten, und immer weiter, je mehr ich hinter ihnen herlief, bis ſie mich denn am

Ende richtig zum Weinen gebracht hatten.“ Und kopfſchüttelnd ſetzte ſie hinzu: „Das waren ein paar Gäſte, ſie kamen nie zu rechter Zeit nach Haus!“ — — Immer hingebender blickte ſie in die Perſpective der Vergangenheit, wo eine Ausſicht immer tiefer als die andere ſich eröffnete. Die damals ſo traulichen Straßen ihrer Vaterſtadt ſah ſie belebt von friſchen rothwangigen Kindergeſtalten; ſie gingen paarweiſe mit dem Schulſack über'm Arm in eifrigem Geplauder durch die Straßen; oder der Sommerabend war herabgekommen, und ſie rannten, Knaben und Mädchen, auf ihren Spielplatz unter den Linden vor der Kirche; ſie ſelbſt überall dabei und derzeit, ſo dachte die alte Jungfrau, keineswegs die Stillſte. „Nein, nein! eine wahre Hummel, ein Dreiviertelsjunge, wie der alte Senator immer geſagt hatte.“

Sie ſchüttelte lächelnd den Kopf; dann, wie müde von all' der muntern Geſellſchaft der Vergangenheit, lehnte ſie ſich zurück und faltete die Hände.

Aber die Ruhe war ihre Sache nicht. Bald ſaß ſie wieder aufrecht und nachdem ſie durch's Fenſter einen Blick in die Nacht hinaus gethan hatte, ſtand ſie auf und verließ die Stube. Sie mußte einmal horchen, ob in den Ställen Alles ruhig ſei.

Sie ging über die Tenne auf den Hof hinaus. Draußen, an den ſchweren Thorflügel gelehnt, blieb ſie ſtehen. Die Sterne blitzten über ihr; aber auf der Erde, hier gegen Oſten, war es gänzlich finſter; die Morgenſtunde, wo dort am Horizont die Sonne aufgeſtiegen, war längſt vorüber; nicht der leiſeſte Tagesſchimmer war hier auf der Erde zurückgeblieben. Sie beugte ſich vor und lauſchte. Links vom Hauſe, ein wenig tiefer hinter dem kleinen Waſſertümpel, lag die Scheuer mit den Ställen; aber es war Alles ruhig, nur das Rupfen der Kuh an der Krippe war zu hören und mitunter ein Stampfen der kleinen Ponies. Faſt unwillkürlich warf ſie einen Blick in die Ferne, ob ſie drunten im Moor die alte Eiche erkennen möchte, den einzigen Baum, der über Tag von hier aus zu entdecken war. Aber ſie ſah nur die Brunnenſtange vor ſich in die Nachtluft ragen; wenige Schritte dahinter begann der dunkele Zug der Haide und ſtreckte ſich von allen Seiten ſchwarz und undurchdringlich in die Nacht hinaus. Ein Luftzug regte ſich; leiſe, langſam durch das rauſchende

Haidekraut hörte ſie es auf ſich zukommen. So war es da und zog vorüber, bis ſich das Rauſchen wieder in die Ferne hinter ihr verlor.

Da plötzlich unten vom Moor herauf ſchlug ein Thierſchrei an ihr Ohr, heiſer und gewaltſam. Die Alte ſchauerte, ſie legte die Hand auf den Griff des offen ſtehenden Thores; ihr war, als habe aus der ungeheuern lebloſen Natur ſelbſt dieſer Laut ſich losgerungen, als habe ihn die Haide ausgeſtoßen, die ſo ſchwarz und wild zu ihren Füßen lag. Und dann! Einige tauſend Schritt in das Dunkel hinaus, ſie wußte das wohl, ſtand noch der Pfahl und wurde von der Gemeinde des nächſten Dorfes noch unterhalten zum Gedenken, daß hier ein Bauernkind von Wölfen zerriſſen worden war. Freilich, das ſollte über hundert Jahre her ſein; es gab längſt keine Wölfe mehr im Lande, die mit heiſerm Geheul durch die Finſterniß trabten. — Aber konnten die Nebel der Haide ſich nicht wieder zu dieſen unheimlichen Thiergeſtalten zuſammenballen, damit auch das Entſetzen, das Nachts auf dieſen Mooren lagerte, ſeine Stimme wieder bekäme?

Die Alte ſchüttelte ſich ein wenig; denn die dunkeln Vorſtellungen des Volksglaubens, welche die Einſamkeit dieſer Küſtengegend ausgebrütet, lagen auch in ihrer Seele. Aber ſie wußte ſich zu faſſen. Sie räuſperte ſich ein paar Mal herzhaft und laut, damit ſie nur wieder einen Ton der Menſchenſtimme vernehme; und gleich darauf bedachte ſie es, daß ja dort unten, von wo der Schrei gekommen, der Bach durch das Bruchland gehe; es mochten zwei Ottern geweſen ſein, die ſich um einen Fiſch oder um einen erhaſchten Vogel gerauft. Ja, das war es geweſen; weiter nichts.

Wenn nur die Magd die Enten alle in den Stall getrieben hatte! Die eine mit der grünen Tolle pflegte dahinab an den Strom zu gehen und auch wohl einmal draußen zu bleiben. — Das Wäſſerchen, worauf ſie am Tage ihr Weſen zu treiben pflegten, lag ſchwarz und glitzernd zu ihren Füßen. Sie ging vorſichtig an dem Rand der Pfütze zur Scheuer hinab und öffnete die Thür des Hühnerſtalles, aber die Dunkelheit ließ nichts erkennen; nur hinten von der Leiter herab kam ein kurzes unwilliges Gekräh des großen Hahnes.

Mamſell Meta kehrte in's Haus zurück. Noch einmal, als ſie den Thorflügel hinter ſich anzog, ſchlug aus der Ferne der Thierſchrei an ihr Ohr. Haſtig legte ſie den großen Holzriegel vor; dann aber ging ſie über die Tenne, an ihrer Stube vorbei, und trat dann aus dem vordern Thor wiederum in's Freie. Das Licht in ihrem Stübchen warf durch die Fenſter einen geſelligen Schein hinaus, auch war hier gegen Weſten der Himmel lichter, und drüben, wohin ihre Augen blickten, lag die Stadt und das Haus ihrer Freunde. Ein heimliches Gefühl als wie von Menſchennähe überkam ſie. Aber die Stadt war nicht zu ſehen, nicht einmal die Kirchthurmſpitze, die ſie am Tage aus ihrem Stubenfenſter ſah, und ihre Augen hoben ſich unwillkürlich zu der großen blitzenden Himmelsglocke, die in feierlicher Ruhe auf dem dunkeln Erdenrunde ſtand. Es war ſo ſtill, daß ſie droben das leiſe Brennen der Sterne zu vernehmen meinte. Und immer neue, immer fernere drangen, je länger je mehr, einer hinter dem andern aus dem blauen Abgrund über ihr. Und immer weiter folgte ihr Blick; ihr war, als flöge ihre Seele mit von Stern zu Stern, als ſei ſie droben mit in der Unendlichkeit. „Du großer, liebreicher Gott,“

flüſterte ſie, „wie ſtill regierſt Du Deine Welt!“ Ein rother Schein flog über den Himmel, es mochte der Strahl eines beginnenden Nordlichts ſein; da gedachte ſie des Weihnachtsabends und ſagte: „Chriſtkindlein fliegt!“ Die Strahlen breiteten ſich aus und ſchoſſen bis zum Horizont hinab, und als ihre Augen folgten, gewahrte ſie unten auf der Erde, dort, wo die Stadt lag, den Schimmer eines Lichtes. Sie nickte und dachte: „Nun zünden ſie die Weihnachtsbäume an.“ — Aber es fiel ihr ein, ſie hatte Abends nie die Lichter der Stadt gewahren können, denn eine Erhöhung des Bodens lag dazwiſchen, auch wenn es doch nicht gar zu fern geweſen wäre. Und jenes Licht vor ihr, es blieb auch nicht an einer Stelle, es wanderte und ſtrahlte ſeitdem ſchon weiter rechts, eben wo die große Straße entlang führte. Auch war es offenbar viel näher, als es ihr zuerſt geſchienen, und jetzt hörte ſie drüben auf dem Steindamm der Chauſſee einen Wagen raſſeln, und der Schall und das Licht kamen immer näher und waren endlich faſt in gleicher Richtung mit dem Hauſe. Plötzlich hörte das Getöſe der Räder auf, aber der Schein brannte fort; es war kein Zweifel, der

Wagen mußte von der Chauſſee auf den Feldweg gefahren ſein, der von dort faſt in gerader Richtung auf das kleine Gehöft führte. Und nun hörte ſie auch das Schnauben der Pferde und das dumpfe Rumpeln der Räder auf dem unebenen Haideboden. Dann noch ein Peitſchenknall, und eine kleine Halbchaiſe, an welcher vorn zwei Laternen brannten, rollte durch die Lücke des Walles und hielt in dem hellen Schein, der aus den Fenſtern brach. In demſelben Augenblick vernahm ſie auch das Gekläff ihres kleinen Täckels, und ſchon arbeitete er freudewinſelnd mit beiden Vorderpfoten an ihr empor.

„Da wären wir, junger Herr!“ rief Martens bekannte Stimme, der nun vom Kutſcherſtuhl über das Rad hinabkletterte und dann das Deckleder vor der Chaiſe zurückſchlug. „Guten Abend, Mamſell!“

Mamſell nickte nur ſchweigend; ſie wußte nicht, was das bedeuten ſolle. Aber ſchon wurde ſie von einem ſtattlichen jungen Mann begrüßt, den ſie erſtaunt und knixend in die Stube nöthigte. Ein paar Mal, während ſie eilig die Briefe auf dem Tiſche zuſammenräumte, wanderte ihr Blick ſtutzig und forſchend zwiſchen ſeinem Antlitz und dem noch vor ihr liegenden Lichtbildchen hin und wieder. Als er aber nach Ablegung ſeiner ſchweren Wildſchur mit der Hand über das buſchige braune Haar ſtrich, und der eigenſinnige Wirbel ſofort wieder emporſchnellte, da flog ein Lächeln glücklicher Gewißheit über ihr Geſicht. Sie ſtreckte beide Arme nach ihm aus; und: „Meine liebe Tante Meta!“ rief der junge Mann. Und das alte Mädchen, das noch eben ſo allein geweſen, hielt plötzlich einen ihres Blutes in den Armen; und ein ſtattlicher Junge war's.

„Aber wo iſt Dein Vater?“ begann ſie nach einer Weile, während der Neffe faſt verlegen geworden wäre unter dem langen, zärtlichen Blick der Tante. „Er wollte ja doch ſelber kommen?“

„In der Stadt, Tante Meta; und ich bin hergeſchickt, um Dich zu holen.“

Sie wurde unruhig, zitternd in großer Erregung ging ſie in der Stube umher; planlos griffen ihre Hände nach dem und jenem und legten es wieder fort. „Aber ich habe die Magd ja fortgeſchickt!“ ſagte ſie.

„Aber, Tante, Dein alter Marten iſt ja wieder da.“

Und ſie ging an den Ofen und nahm die Kaffeekanne aus der Röhre. „Ich will mich fertig machen, Friedrich. Trink indeß ein Täßchen und ſetze Dich in den Lehnſtuhl!"

So, während ſie dazwiſchen bald eine Pfeffernuß auf ſeine Taſſe legte, bald auf's neue wieder einſchenkte, hatte ſie endlich ihre Pelzkappe aufgeſetzt und ſämmtliche Mäntel und Tücher umgethan. Faſt hätte ihr jetzt der Muth gefehlt, ihren jungen Gaſt zu ſtören; er ſaß ſo lächelnd da, und wie ihm Alles ſchmeckte! Aber die Sehnſucht nach ihrem Bruder gönnte ihr nun ſelbſt keine Ruhe. Nachdem Marten hereingerufen und gehörig inſtruirt war, traten ſie reiſefertig vor die Hausthür. Der Mond war indeſſen aufgegangen; unten von den Wieſen blinkte der Strom herauf. Friedrich, während er die Tante in den Wagen hob, ſtand noch einen Augenblick und ſandte wie prüfend ſeine Augen über die ungeheure dunkle Fläche. „Und das iſt das Waſſer. Tante, wo Ihr heute die großen Karpfen gefangen habt?"

„Freilich. Friedrich, und den ſchönen Hecht nicht zu vergeſſen."

„Und dort über dem Waſſer liegt der Eichenbuſch?“

„Woher weißt Du denn das Alles, Junge?“ rief Tante Meta aus dem Fond der Chaiſe.

„Nun, was hätte Dein alter Marten mir denn unterwegs erzählen ſollen? — Aber mehr Leute müßteſt Du haben, und jüngere,“ rief er, indem er zu ihr in den Wagen ſtieg, und es klang der Tante faſt ein wenig übermüthig, als er lachend und ihre Hand ergreifend hinzuſetzte: „Ihr ſeid hier eine gar zu ehrenfeſte Geſellſchaft!“

Ihre Antwort verhallte in dem Geräuſch des abfahrenden Wagens. Bald hatten ſie die Chauſſee erreicht, und nach Verlauf einer kleinen Stunde rollten ſie über das Straßenpflaſter der Stadt. Hier und da ſahen ſie im Vorüberfahren noch einen verſpäteten Weihnachtsbaum brennen; im Allgemeinen ſchien die eigentliche Feierſtunde ſchon vorüber, nur die bettelnden Haufen der kleinen Weihnachtsſänger zogen noch unermüdlich von einer Thür zur andern. Ein paar große Gebäude waren beſonders hell erleuchtet; aber Tante Meta ſchloß die Augen, als ſie daran vorüberkamen; denn hier wohnten die „neuen

Beamten," wie ſie noch immer von ihr genannt wurden, obgleich ſchon ein ganzer Nachwuchs für ſich und die verhaßte Sprache Geburts- und Heimathsrechte der deutſchen Stadt in Anſpruch nahm.

Auf dem Markte vor dem ſtattlichen Hauſe des Senators hielt der Wagen. Die Frau Senatorin empfing ihre alte Freundin an der Thür. „Nicht wahr, Meta," ſagte ſie, indem ſie auf die große Außendiele traten, „weniger that es nicht, um Dich zu Deinen Freunden in die Stadt zu bringen?"

Meta war zu bewegt, um zu antworten. Während die Magd ihr die Reiſekleider abnahm, blickte ſie zur Linken in den geräumigen Kaufladen, wo ſie einſt mit Ehrenfried in mancher Morgenfrühe vergebliche Pläne für ein beſcheidenes Lebensglück entworfen hatte. Aus der Wohnſtube an der andern Seite des Flurs hörte ſie zwei Männerſtimmen in lautem Geſpräch; die eine kannte ſie, die andere war ihr fremd geworden. Die Sprechenden mochten beide die Ankunft des Wagens überhört haben.

Als Meta mit ihrem Neffen hereintrat, ſah ſie neben dem Senator einen kräftigen älteren Mann mit lebhaft geröthetem Antlitz am Ofen ſtehen; das volle buſchige Haupthaar war ſchneeweiß. Mitten in ſeiner lauten Rede brach er ab und ſah ſie wie zweifelnd mit ſeinen dunklen Augen an, aber in demſelben Augenblicke hielt er die alte Schweſter in den Armen.

„Da haſt Du ihn, Meta,“ rief der Senator, „es iſt noch immer der alte Hoffegut. Wo der keine Roſen ſieht, da werden niemals welche wachſen!“

Dann kam die Freude des Wiederſehens; ein langes, inniges Geſpräch; ein ſtilles, gegenſeitiges Betrachten. Aber der Erzähler war meiſt der Bruder; während er vor ihr ſtehen blieb, hatte ſie ſich, wie von dem Uebermaße der Freude niedergedrückt, auf einen Stuhl geſetzt. Ihre Hände auf die Kniee gelegt, ſah ſie zu ihm empor und lauſchte ſeinen Worten. Faſt blieb die Taſſe dampfenden Thees unberührt in ihrer Hand, welche die Senatorin ihr gereicht hatte. „Ja, ja, Chriſtian,“ ſagte ſie, „Dein Geſicht iſt noch das alte; es läßt nur anders bei den weißen Haaren.“

„Meinſt Du,“ rief er lachend, „aber ſie laſſen ſich auch noch jetzt von keinem Schulmeiſter niederſtreichen. Verſuch es nur!“ Und er legte die Hand der Schweſter auf ſein Haupt. „Und nun genug von der Vergangenheit, wir wollen den Weihnachtsabend nicht vergeſſen!“ Dann ſeinem Sohne und dem Senator einen Wink gebend, führte er ſie in das gleichfalls erhellte, hinter der Wohnſtube gelegene Zimmer; die Andern folgten nach. — Es brannte hier kein Weihnachtsbaum; in dieſem Hauſe hatte ſeit vielen Jahren keiner mehr gebrannt; denn der Senator war kinderlos. Aber auf dem mit einem grünen Teppich bedeckten Tiſche ſtanden, jeder mit drei brennenden Kerzen, die ſonſt nur für die Feſttafel beſtimmten ſilbernen Armleuchter; zwiſchen den Leuchtern vor des Senators emaillirtem Schreibgeſchirr lag ein beſchriebenes Blatt Papier, daneben eine friſch geſchnittene Feder.

Meta ſah ihren Bruder fragend an.

„Schweſter,“ ſagte er, „Du biſt es, die beſcheeren ſoll; noch einmal ſollſt Du Deine geſegnete Hand aufthun und diesmal, denke ich, Dir zur Freude.“

Und ſeine Hand auf den beſchriebenen Bogen legend, fuhr er fort: „Wir haben die Punktationen eines Kaufcontracts über den Haidehof aufgeſetzt:

Verkäufer iſt unſer Freund Albrecht hier, als Käufer ſind aufgeführt die Geſchwiſter Meta und Chriſtian Hanſen. Die Vollziehung einer andern Punktation über den Eichenbuſch — denn der, wie die Sachverſtändigen und Dein alter Marten ſagen, gehört nothwendig mit dazu — wartet nur auf den Abſchluß dieſes Handels.“

„Alſo Du,“ ſagte Meta, „warſt der Käufer?“

„Ich nicht allein, Schweſter; Du mußt allerwegen mit dabei ſein; denn meine Kräfte reichen hier nicht zu. — Ich ſelber kann nicht bleiben,“ fuhr er fort, indem er mit begeiſterter Zärtlichkeit auf ſeinen Sohn blickte, „ich muß zurück an meinen Heerd, aber ich ſchicke einen Jüngeren, der die Sache aus dem Fundament gelernt hat. Schon im Februar mag der Friedrich ſeinen Einzug bei Dir halten und dann könnt Ihr bauen und Mergel graben und Haide brennen nach Herzensluſt, damit, wenn ich nach ein paar Jahren wiederkehre, aus der braunen Steppe ein grünes Heimweſen mir entgegenleuchte. — Wir wollen einen jungen feſten Fuß auf unſere heimathliche Erde ſetzen; denn trotz alledem,“ und ſeine Stimme ſank bei dieſem Worte, „ich laſſe es mir nicht nehmen, die Herrlichkeit der deutſchen Nation iſt im Beginnen; und wir von den äußerſten deutſchen Marken, wir Markomannen, zu Leid und Kampf geboren, wie einſt ein alter Herzog uns geheißen — wir gehören auch dazu!"

Der Senator hatte ſtill daneben geſtanden. „Du irrſt Dich, Chriſtian," ſagte er jetzt; „es rührt ſich keine Hand um uns; oder" — und er nahm ein Zeitungsblatt neben ſich von der Kommode, „wie es hier geſchrieben ſteht:

Die fremde Sprache ſchleicht von Haus zu Haus
Und deutſches Wort und deutſches Lied löſcht aus;
Trotz alledem — es muß beim Alten bleiben:
Die Feinde handeln, und die Freunde ſchreiben."

Aber der alte Freiſchärler legte die Fauſt vor ſich auf den Tiſch, und die tiefe Narbe über der Stirn begann zu leuchten. „Mögen ſie ſchreiben!" rief er, „das rechte Wort wandert landaus und ein, raſtlos und unantaſtbar, bis es ſein Fleiſch und Bein gefunden hat. Langſam geht es, langſamer als anderswo; aber — und die breite germaniſche Männergeſtalt richtete ſich in ihrer ganzen Höhe auf — „das Wachsthum der Eiche zählt nur nach Jahrhunderten. Laß Dich nicht irren von dem, Schweſter! — Lies nur die Bedingungen; der Verkäufer hat uns nirgends übervortheilt.“

Sie hatte theilnehmend dieſen Reden zugehört. Nun, während der Senator ſchweigend ſeine Zeitung zuſammenfaltete, nahm ſie das Schriftſtück und begann es aufmerkſam zu leſen. Die Hand, welche das Blatt hielt, zitterte; aber ihr Antlitz verklärte ſich wie von junger aufſtrebender Hoffnung, da doch das Leben ſich ſchon abwärts neigte.

Der Bruder ſtand ihr gegenüber; die Arme untergeſchlagen, geſpannt zu ihr hinüber blickend. — Sie hatte ihn wohl verſtanden; er wollte ihr nach Kräften einen Erſatz der Lebensgüter bieten, auf die ſie einſt durch jenes ſchweſterliche Opfer hatte verzichten müſſen. Sie blickte empor und die Augen der Geſchwiſter begegneten ſich. „Du willſt mir gar nichts ſchuldig bleiben!“ ſagte ſie ſchüchtern; „aber Chriſtian, Du zahlſt Dich arm dabei.“

Der lebhafte Mann ſchüttelte ſein buſchiges Haupthaar, als wolle er das Gefühl abſchütteln, das ihn überkam. „Nein, nein!“ rief er, die Hand wie abwehrend vor ſich hinſtreckend; „aber ich dächte, Schweſter, Du hülfeſt gern Deinem Brudersſohn zu Haus und Hof!“

Sie ſah ihn an und lächelte; aber noch einmal verſchwand das Lächeln für kurze Zeit von ihrem Antlitz, und ſie blickte mit faſt ſchmerzlichem Ausdruck auf das vor ihr liegende Schriftſtück. Sie mochte des Todten gedenken, über deſſen kleinen Schatz ſie jetzt auch verfügen ſollte. — Dann nach einer Weile tauchte ſie die Feder ein und ſchrieb. „Für mich — und Ehrenfried!“ ſagte ſie.

Der Senator ergriff die Hände des jungen Mannes, der ſchweigend das Ende der Verhandlungen abgewartet hatte. Sein etwas finſteres Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der feſten, ausgeprägten Stirn des Jünglings. „Weil Du es denn gewollt,“ ſagte er, zu ſeinem Freunde hingewandt, „Dein Sohn ſoll uns willkommen ſein. — Und morgen Weinkauf auf dem Haidehof! Nein, Meta, ſorge nur nicht; wir kannten Dich ja — die Braten ſind ſchon alle hier gemacht.“

Storm's Sämmtliche Schriften.

Theodor Storm's

Sämmtliche Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Sechs Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1868.

Theodor Storm's

ſämmtliche Schriften

Band 4.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1868

Inhalt

des vierten Bandes.

Von Jenſeit des Meeres (Heiligenſtadt und Huſum 1863 und 1864) 1
Im Saal (Huſum 1848) 85
In St. Jürgen (Huſum 1867) 101
Eine Malerarbeit (Huſum 1867) 179

Von Jenſeit des Meeres.

Das Zimmer im Hôtel war durch die gepackten Koffer nicht behaglicher geworden. Mein Vetter, ein junger Architekt, der es ſeit zwei Tagen bewohnt hatte, ging ſchweigend und ſeine Cigarre rauchend auf und ab, wie Jemand der ungeduldig iſt, eine leere Zeit hinzubringen. — Es war eine milde Septembernacht, die Sterne ſchienen durch das offene Fenſter; drunten auf der Gaſſe war der Lärm und das Wagengeraſſel der großen Stadt ſchon verſtummt, ſo daß man drüben vom Hafen her das Pluſtern der Nachtluft in den Wimpeln und Tauen der Schiffe vernehmen konnte.

„Wann mußt Du fort, Alfred?“ fragte ich.

„Um drei Uhr geht das Boot ab, das mich an Bord bringen ſoll.“

„Willſt Du nicht noch ein paar Stunden ruhen?“

Er ſchüttelte den Kopf.

„So laß mich bei Dir bleiben. Meinen Schlaf hole ich morgen im Wagen auf der Heimfahrt nach. Und wenn Du willſt, erzähle mir — von ihr! Ich kenne ſie ja nicht; und laß mich wiſſen, wie Alles ſo gekommen iſt.“

Alfred ſchloß das Fenſter und ſchraubte die Lampe höher, ſo daß es völlig hell im Zimmer wurde. „Setz Dich und habe Geduld,“ ſagte er, „ſo ſollſt Du Alles wiſſen.“

„Schon als zwölfjähriger Knabe,“ begann er dann, als wir uns jetzt gegenüberſaßen, „habe ich mit ihr in meinem elterlichen Hauſe zuſammengelebt; ſie mochte einige Jahre weniger zählen als ich. Ihr Vater lebte derzeit noch auf einer der kleinen Inſeln Weſtindiens, wo er durch Glück und Geſchick in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus einem mittelloſen Kaufmann zu einem reichen Plantagenbeſitzer geworden war. Seine Tochter hatte er ſchon vor einigen Jahren nach Deutſchland geſchickt, um ſie in der Sitte ſeiner Heimath erziehen zu laſſen; aber die Anſtalt, in der ſie ſich bisher befunden, war durch den Tod der Vorſteherin aufgelöſt, und bis eine neue gefunden wurde, ſollte ſie unter Obhut meiner Eltern bleiben. Lange ſchon, ehe ich ſie ſelber ſah, war meine Phantaſie von ihr beſchäftigt worden, beſonders aber als meine Mutter nun wirklich ein Kämmerchen neben dem Schlafzimmer der Eltern für ſie in Bereitſchaft ſetzte. Denn es war ein Geheimniß um das Mädchen. Nicht nur, daß ſie aus einem andern Welttheil kam und daß ſie die Tochter eines Pflanzers war, die ich aus meinen Bilderbüchern nur als fabelhaft reiche und höchſt grauſame Herren hatte kennen lernen; — ich wußte auch, daß ihre Mutter nicht die Frau ihres Vaters ſei. Näheres von dieſer hatte ich nicht erfahren können; und ich dachte ſie mir daher am liebſten als eine ſchöne ebenholzſchwarze Negerin mit Perlenſchnüren in den Haaren und blanken Metallringen um die Arme.

Endlich, an einem Februarabend, hielt der Wagen vor unſerer Haustreppe. Ein kleiner alter Herr mit weißen Haaren ſtieg zuerſt herab; es war der Commis eines ihrem Vater befreundeten Handlungshauſes, der ſie ihren neuen Beſchützern überliefern ſollte. Bald darauf hob er ein kleines, in viele Tücher und Mäntel gehülltes Mädchen vom Wagen, das er dann mit einer gewiſſen Feierlichkeit in unſere Wohnung führte und mit einer kleinen wohlgeſetzten Rede der Fürſorge des Herrn Senators und Frau Gemahlin empfahl. — Aber wie verwunderte ich mich, als ſie den Schleier zurückſchlug; ſie war nicht ſchwarz, nicht einmal braun; ſie ſchien mir weißer als irgend ein anderes Mädchen aus meiner Bekanntſchaft. Ich ſehe ſie noch, wie ſie mit den großen Augen um ſich blickte, während ſie ſich von meiner Mutter das pelzverbrämte Reiſemäntelchen von den Schultern ziehen ließ. Als auch Hut und Handſchuhe abgenommen waren, und das ganze zierliche Figürchen nun endlich aus allem Reiſeplunder herausgeſchält daſtand, ſtreckte ſie meiner Mutter die Hand entgegen und ſagte etwas zaghaft: „Biſt Du denn meine Tante?“ Als dieſe ihr aber die kohlſchwarzen Löckchen von der Stirn ſtrich, ſie in die Arme ſchloß und küßte, da ſah ich mit Erſtaunen, wie leidenſchaftlich das Kind dieſe Liebkoſungen erwiderte. Bald zog meine Mutter auch mich zu ſich heran. „Und das iſt mein Junge!“ ſagte ſie. „Sieh ihn Dir an, Jenni; er hat ein gut' Geſicht; nur zu wild iſt er; und da paßt es ſich, daß er jetzt ein Mädchen zur Geſpielin bekommt.“

Jenni ſah ſich um und gab mir die Hand; aber dabei ſchoß ein Blick von ſolcher Schelmerei zu mir herüber, als wollte ſie ſagen: „Wir verſtehen uns; guten Tag, Kamerad!“

Und ſo zeigte es ſich ſchon in den nächſten Tagen; dieſem leichten, feingliederigen Kinde war kein Baum zu hoch, kein Sprung zu verwegen. Sie war faſt immer mit bei unſern Knabenſpielen, und, ohne daß wir es wußten, regierte ſie uns alle; durch ihre Kühnheit wohl weniger als durch ihre Schönheit. Mitunter konnte ſie uns zu einem wahrhaft wilden Taumel hinreißen, ſo daß mein Vater von dem Lärm aus ſeiner Schreibſtube aufgeſchreckt wurde und dann durch ein unerbittliches Machtwort aller Luſt ein Ende machte. Mit dieſem, während der Verkehr mit meiner Mutter immer inniger wurde, kam ſie nie in ein zutrauliches Verhältniß; er verſtand es nicht, mit Kindern umzugehen; dieſes eigenartige Weſen ſchien er mit bedenklichen Blicken zu betrachten. Ebenſowenig gelang es ihr mit Tante Joſephine, dieſer ehrenwerthen, aber etwas ſtrengen alten Jungfrau, die ſich auf eine recht fatale Weiſe um das Fertigwerden unſerer Schulaufgaben bekümmerte. Und hier, wo Jenni nicht von all zu großem Reſpect in Bann gehalten wurde, gab es bald einen kleinen fortgeſetzten Guerillakrieg; und die würdige Tante konnte mitunter keine zehn Schritte gehen, ohne zu ihrem Schreck auf irgend einen luſtigen Schabernack zu treten.

Aber es waren nicht blos Tollheiten, die ſie trieb; wir Beide konnten auch zuſammen plaudern. Sie wußte allerlei Märchen und Geſchichten, die ſie mit glänzenden Augen und lebhaftem Fingerſpiel erzählte; meiſt wohl aus der Penſion, die eine oder andere, wie ich jetzt glaube, auch noch aus ihrer alten Heimath. Und ſo konnte man uns denn oft Abends in der Dämmerung auf der Bodentreppe oder in dem großem Reiſeſchranke zuſammenſitzen finden; je heimlicher wir unſern Märchenſaal aufgeſchlagen hatten, deſto lebendiger traten alle die wunderlichen und ſüßen Geſtalten, die verzauberten Ungeheuer, Schneewittchen und die Frau Holle vor unſere Phantaſie. Unſere Vorliebe für verborgene Erzählungsplätzchen trieb uns zur Entdeckung immer neuer

Schlupfwinkel; ja, ich entſinne mich, daß wir zuletzt eine große leere Tonne dazu auserſehen hatten, die in dem Packhauſe unweit von meines Vaters Stube ſtand. In dieſem Allerheiligſten kauerten wir Abends, wenn ich aus den Privatſtunden gekommen war, ſo gut es ging, zuſammen; meine kleine Laterne, die zuvor mit einigen Lichtendchen verſehen war, nahmen wir auf den Schooß und ſchoben dann ein großes auf der Tonne liegendes Brett von innen wieder über die Oeffnung, ſo daß wir wie in einem verſchloſſenen Stübchen beiſammenſaßen. Wenn nun die Leute, die Abends zu meinem Vater gingen, das Gemurmel aus der Tonne aufſteigen hörten, auch wohl einige Lichtſtrahlen daraus hervorſchimmern ſahen, ſo konnte unſer alter Schreiber, der ſein Zimmer gegenüber hatte, kaum den immer neuen Fragen nach dieſer verwunderlichen Erſcheinung gerecht werden. Waren dann unſere Lichtendchen ausgebrannt oder hörten wir von der Hofthür aus die Magd nach uns rufen, ſo kletterten wir heimlich wie die Marder aus unſerer Tonne, um noch, bevor mein Vater ſein Zimmer verließ, in unſere Schlafkammern zu ſchlüpfen.

Nur von ihren Eltern, beſonders über ihre Mutter, ſprachen wir niemals mit einander, außer einmal an einem Sonntagmorgen. — Ich ſpielte mit meinen Kameraden „Räuber und Soldat.“ Seitwärts von unſerm Hofe und hinter dem Garten lag, noch vom Großvater her, eine ganze Reihe jetzt leer ſtehender Fabrikgebäude, voll dunkler Keller und Kämmerchen und übereinander gethürmter Dachböden. Die übrigen Räuber waren ſchon alle in dieſen Labyrinthen verſchlüpft; nur ich, der ich ſelbſtverſtändlich auch zu ihnen gehörte, ſtand noch unſchlüſſig im Garten. Ich dachte an Jenni, die ſonſt ſtets dabei war und im Klettern über Dächer und im Herabſpringen durch Fallthüren hinter dem wildeſten Räuber nicht zurückſtand. Heute aber hatte Tante Joſephine ſie an einen Schulaufſatz gepreßt; ich wußte, ſie ſaß dort in der Hinterſtube, deren Fenſter auf den Garten ging. Und während ich vom Hofe her unter der Fahrpforte den Anführer der Soldaten ſeine Truppen haranguiren hörte, ſchlich ich mich vorſichtig längs der Gartenmauer an das Haus heran und blickte, von einem Jasminbuſch verborgen, in das Zimmer.

Jenni ſaß mit aufgeſtütztem Arm am Tiſch vor ihrem Schreibbuch; aber ihre Gedanken ſchienen nicht bei der Arbeit zu ſein; denn, während ihre eine Hand in dem ſchwarzen krauſen Haar begraben lag, zerſtampfte ſie mit der andern die arme Gänſefeder auf der Tiſchplatte. — Dicht neben ihrem Schreibzeug lag die wohlbekannte ſilberne Nadelbüchſe der Tante Joſephine und nicht weit davon ein mir gehöriger ziemlich ſtarker Magnetſtein. Plötzlich, während ſie wie in langer Weile darüber hinblickte, ſchoß ein übermüthiger Strahl aus ihren dunklen Augen; die nützliche Verwendung dieſer beiden Dinge ſchien ſich in ihrem Köpfchen zu combiniren. Aus dem trägen Selbſtvergeſſen wurde jetzt die befliſſenſte Geſchäftigkeit. Sie ſchüttete den ganzen Inhalt von Tante Joſephinens Heiligthum auf den Tiſch; dann nahm ſie den Magnet und begann emſig jede einzelne Nadel damit zu beſtreichen. Wie ein kleiner ſchöner Teufel ſaß ſie da mit ihren ſchwarzen Augen; ſie ſchien im Voraus ſchon die ſtaunende Entrüſtung der alten Jungfrau zu genießen, wenn dieſe demnächſt ihre echt engliſchen Nähnadeln als ein räthſelhaft vereinigtes Bündelchen aus der Büchſe ziehen würde. Und während ſie immer eifriger an ihrem ſchadenfrohen Werke arbeitete, zuckte unabläſſig ein kaum verhaltenes Lachen über ihr Geſichtchen, ſo daß die weißen Zähnchen hinter den rothen Lippen hervorblitzten.

Ich klopfte leiſe an's Fenſter; denn auf dem Hofe erſcholl das Signalhorn der ausrückenden Soldaten. Sie fuhr zuſammen; als ſie aber ihren Kameraden erkannte, nickte ſie mir zu und that raſch ihren ganzen Unfug in Tante Joſephinens Nadelbüchſe. Dann ſtrich ſie das ſchwarze Haar hinter die Ohren und kam auf den Fußſpitzen zu mir heran. „Jenni," flüſterte ich, „wir ſpielen Räuber!"

Sie ſtieß behutſam den Fenſterflügel auf. „Wer iſt Räuber, Alfred?"

„Du und ich; die Anderen ſind ſchon im Verſteck."

„Wart' einen Augenblick!" Und ſie ſchlich leiſe zurück und ſchob den Riegel vor die Thür, die das Zimmer von der Wohnſtube trennte. „Adieu, Tante Joſephine!" — Raſch war ſie wieder da, und mit einem leichten Sprung ſtand ſie draußen.

Es war ein prächtiger Frühlingstag; Garten und Hof voll von Sonnenſchein. Die alten Birn bäume, die ihre Aeſte hoch an den Dächern der Gebäude ausbreiteten, waren mit weißen Blüthen überſäet, zwiſchen denen ſich überall die jungen lichtgrünen Blätter hervordrängten; aber hier unten im Bosquet war das Laub nur noch ſpärlich am Geſträuch hervorgepreßt. Jennis weißes Kleid konnte uns verrathen. Ich faßte ihre Hand und zog ſie durch die Büſche, hart an der Gartenmauer entlang, und während wir das Trappen der Soldaten in einem Gange des vorderſten Fabrikgebäudes verhallen hörten, ſchlüpften wir durch eine vom Garten aus hineinführende Thür in den entlegenſten Anbau, auf deſſen oberſtem Boden ich auch meinen Taubenſchlag eingerichtet hatte. Als wir auf der dämmerigen Treppe ſtanden, athmeten wir einen Augenblick auf; wir waren glücklich entronnen. Aber wir ſtiegen höher; auf den erſten und dann auf den zweiten Dachboden; Jenni voran, ich vermochte kaum zu folgen; aber es entzückte mich — das weiß ich noch ſehr wohl — wie die geſchmeidigen Füßchen mit ſichern, faſt lautloſen Tritten vor mir die Stufen hinaufflogen. Als wir den letzten Boden erreicht hatten, ließen wir behutſam die Fallthür herab und wälzten einen großen länglichen Holzblock darauf, der, Gott weiß bei welcher Gelegenheit, auf dem abgelegenen Boden liegen geblieben war. Einen Augenblick hörten wir auf das Flattern der Tauben, die nebenan in dem Schlage aus- und einflogen; dann ſetzten wir uns zuſammen auf unſern Block und Jenni ſtützte das Köpfchen ſchweigend in ihre Hand, daß die krauſen Haare ihr über das Geſicht herabhingen.

„Du biſt wohl müde, Jenni?“ fragte ich.

Sie nahm meine Hand und legte ſie an ihre Bruſt. „Fühl nur, wie es klopft!“ ſagte ſie.

Als ich dabei unwillkürlich auf die ſchlanken weißen Fingerchen blickte, welche die meinen gefangen hielten, erſchien mir daran, ich wußte nicht was, anders, als ich es ſonſt geſehen hatte. Und plötzlich, während ich darüber nachſann, ſah ich es auch. Die kleinen Halbmonde an den Wurzeln der Nägel waren nicht wie bei uns Andern heller, ſondern bläulich und dunkler als der übrige Theil derſelben. Ich hatte damals noch nicht geleſen, daß dies als Kennzeichen jener oft ſo ſchönen Parias der amerikaniſchen Staaten gilt, in deren Adern auch nur ein Tropfen ſchwarzen Sklavenblutes läuft; aber es befremdete mich und ich konnte die Augen nicht davon wenden.

Es mochte ihr endlich auffallen; denn ſie fragte mich: „Was guckſt Du denn ſo auf meine Hände?“

Ich entſinne mich, daß ich verlegen wurde über dieſe Frage. „Sieh nur!“ ſagte ich, indem ich ihre Finger neben einander legte, daß die übrigens ganz roſenrothen Nägel wie eine Perlenſchnur beiſammen ſtanden.

Sie wußte nicht, was ich meinte.

„Was haſt Du denn da für kleine dunkle Monde?“ fuhr ich fort.

Sie betrachtete aufmerkſam ihre Hand und verglich ſie mit der meinen, die ich dagegen hielt. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie dann; „auf St. Croix haben ſie das Alle. Meine Mutter, glaub' ich, hatte noch viel dunklere.“ —

Ganz aus der Ferne, aus der Tiefe irgend eines verborgenen Kellers herauf, hörten wir das Getöſe der Räuber und Soldaten, die indeſſen handgemein geworden ſein mochten, aber es war noch weit von unſerem Zufluchtsort. Meine Gedanken geriethen wieder auf einen andern Weg. „Weshalb biſt Du nicht bei Deiner Mutter geblieben?“ fragte ich.

Sie hatte wieder den Kopf geſtützt. „Ich glaube, ich ſollte was lernen,“ ſagte ſie gleichgültig.

„Konnteſt Du dort nichts lernen?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Papa ſagt, ſie ſprechen dort ſo ſchlecht.“

Es war ganz ſtill auf unſerm Dachboden und faſt dämmerig, denn die kleinen Fenſter waren mit Spinngeweben überzogen; nur vor uns durch eine ausgehobene Dachpfanne kam ein wenig Sonnenſchein, ſo viel ſich vor einem blühenden Zweig des großen Birnbaums hereinſtehlen konnte. Jenni ſaß ſchweigend neben mir; ich betrachtete ihr Geſichtchen; es war ſehr blaß, nur unter den Augen lagen ſeltſam tiefe Schatten.

Auf einmal bewegte ſie die Lippen und lachte ganz laut vor ſich hin. Ich lachte mit; dann aber fragte ich: „Worüber lachſt Du denn?“

„Sie konnte Papa nicht leiden!“ ſagte ſie.

„Wer denn?“

„Mamas Meerkatze!“

„War Dein Papa nicht gut gegen ſie?“

„Doch! — Ich weiß nicht. — Sie ſtahl ihm immer ſeine Brillantnadel aus dem Jabot, wenn er zu uns kam.“

„Wohnte Dein Papa denn nicht bei Euch?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Er kam nur oft des Abends zu uns; er wohnte in einem großen Hauſe in der Stadt. Mama hat es mir geſagt, ich bin nicht drin geweſen.“

„So! — Wo wohntet Ihr denn, Du und Deine Mutter?“

„Wir wohnten auch ſehr ſchön! Draußen vor der Stadt. Das Haus lag im Garten, hoch über der großen Bai; eine Galerie mit Säulen war davor; da ſaß ich immer mit Mama, wir konnten alle Schiffe kommen ſehen.“ — Sie ſchwieg einen Augenblick. „O, ſie iſt ſehr ſchön, meine Mama!“ ſagte ſie ſtolz. Dann ließ ſie die Stimme ſinken und ſetzte faſt traurig hinzu: „Sie hatte ſo allerliebſte ſchwarze Löckchen vor der Stirn!“ Und als ſie das geſagt hatte, brach ſie in bitterliche Thränen aus.

Nach einer Weile hörten wir unter uns das Getümmel und die Blechhörner der Soldaten; ſie ſchienen an der Treppe des erſten Bodens Halt zu machen und ſich zu berathen. Ich ſprang auf und blickte umher. Das hatten wir nicht bedacht, es war nirgend ein Ausgang. „Wir müſſen uns vertheidigen,“ ſagte ich leiſe; „denn wir ſind gefangen.“

Jenni hatte raſch ihre Augen getrocknet. „Noch nicht, Alfred!“ Und ſie zeigte auf die Dachöffnung uns gegenüber. „Dort mußt Du hinaus, und dann über den Birnbaum in den Garten hinab.“

„Das geht nicht; ich darf Dich nicht verlaſſen.“

„O,“ rief ſie, „mich ſollen ſie nicht fangen!“ Dabei blickte ſie nach dem dunkelſten Winkel des Daches hinauf. „Geſchwind, hilf mir! Ich ſetze mich dort oben auf den Hahnebalken; dann ſeh’ ich’s, wie ſie unter mir umherraſen!“

Der Rath war gut; und nach ein paar Augenblicken war ſie mit meiner Hülfe an den Sparren und Latten emporgeklettert und ſaß im Dunkeln auf dem kleinen Querbalken unter der höchſten Spitze des Daches. „Siehſt Du mich?“ rief ſie, als ich wieder unten ſtand.

„Ja, ich ſehe Deine weiße Hand.“

„Noch immer?“

„Nein, ich ſehe nun nichts mehr.“

„Dann mach', daß Du fortkommſt!“ —

Aber die Oeffnung war zu eng. Ich riß noch eine Pfanne aus und zwängte mich hindurch; denn ſchon drängten die Verfolger mit lautem Geſchrei unter der Fallthür unſeres Bodens, und ich hörte ſchon den ſchweren Holzblock ſich bewegen.

Wie es geſchah, weiß ich nicht mehr; aber kaum war ich draußen, ſo fühlte ich die Dachpfannen unter mir fortgleiten; ich kam in's Rutſchen, die Zweige des Baumes ſchlugen mir in's Geſicht, es praſſelte rings um mich herum; auf gut Glück, während es immer unhaltbarer abwärts ging, erwiſchte ich einen Aſt, fuhr wie raſend daran hinunter, während ein paar Dachpfannen an mir vorbei in den Garten hinabflogen, und kam endlich mit einem ſo derben Stoß zu Boden, daß ich faſt wie betäubt liegen blieb.

Als ich hinaufblickte, ſah ich über mir in der Höhe zwiſchen den blühenden Zweigen die großen erſchreckten Augen und die hängenden ſchwarzen Locken des ſchönen Kindes, das ſich mit halbem Leibe aus dem zertrümmerten Dache zu mir herabbog. Um ihr ein Zeichen meines Lebens, vielleicht noch mehr meiner Bravour, zu geben, ſtieß ich, nicht ohne

Anſtrengung, ein lautes Lachen aus; als ich dann aber den Kopf wandte, ſah ich in das ſtrenge Geſicht meines Vaters, der mich mit mehr Verdruß als Sorge zu betrachten ſchien; auch Tante Joſephine zeigte ſich in der Ferne, den unvermeidlichen Strickſtrumpf in den vor Schreck erſtarrten Händen. Ich begreife noch nicht, wie Jenni ſo ſchnell zu uns herabgekommen. Sie hatte ſich über mich geworfen und begann emſig mir die Haare aus Geſicht und Schläfen wegzuſtreichen; in demſelben Augenblick aber, als jetzt mein Vater mit einer heftigen Geberde die Hand ausſtreckte, um mir vielleicht etwas unſanft vom Boden aufzuhelfen, ſprang ſie wie emporgeſchnellt wieder auf. „Du,“ ſchrie ſie, und die ganze kleine Geſtalt ſtreckte ſich, „rühr’ ihn nicht an!“ Sie hielt ihm das geballte Fäuſtchen vor’s Geſicht; im Grund ihrer Augen funkelte etwas, das herausſchießen wollte.

Mein Vater, einen Schritt zurücktretend, kniff nach ſeiner Art die Lippen zuſammen und legte die Hände auf den Rücken; dann wandte er ſich ab und ging bei ſich ſelber murmelnd in ſein Comptoir zurück. Mir war, als habe er geſagt: „Das muß ein Ende haben.“ Als meine Mutter jetzt in den

Garten trat, flog Jenni auf ſie zu, und ich ſah, wie die milde Frau das zuckende Körperchen des heftig bewegten Kindes unter leiſem, mir unhörbarem Zuſpruch mit beiden Armen an ſich drückte.

Seit dieſem Tage war — ſo glaube ich — in uns Beiden ein unbewußtes Gefühl der Zuſammengehörigkeit und gegenſeitigen Verantwortlichkeit entſtanden; es war ein Keim gelegt, der viele Jahre geſchlummert hat, aus dem aber dann im Strahl der Mondnacht die blaue Märchenblume emporgeſchoſſen iſt, deren Duft mich jetzt berauſcht.

Wie ſoll ich Dir dieſe kleinen ungreifbaren Dinge ſchildern! Gleich in den erſten Tagen darauf, wenn unter dem Mittagseſſen mein Vater mir nach der Magd zu klingeln befahl, ſo hatte gewiß ſchon Jenni jedesmal die Schnur gezogen, noch ehe er das Wort ganz ausgeſprochen; nur damit mein humpelnder Gang die verhängnißvolle Geſchichte nicht in Erinnerung bringe.

Aber die ſchönen Tage waren vorüber; die Schreckensnachricht kam, daß eine neue Penſion für Jenni gefunden ſei, und bald war auch der Tag des Abſchieds da. — Ich weiß noch wohl, wie ich, in unſerm großen Birnbaum ſitzend, in einem unklaren Zuſtand von Trauer und Ingrimm, eine unreife Birne nach der andern abriß und damit nach dem unſchuldigen Bodenfenſter unſeres Nachbarn zielte, bis ich durch ein Geräuſch unter mir aufmerkſam gemacht wurde und beim Hinabblicken Jenni im Nankingreiſemäntelchen einen Zweig um den andern bis zu mir hinauf erklimmen ſah. Als ſie oben war, ſchlang ſie den Arm um einen Aſt; dann zog ſie einen kleinen Ring aus der Taſche und ſteckte ihn an meine Hand. Sie ſprach kein Wort, ſondern ſah mich dabei nur höchſt traurig mit ihren großen Augen an. Ich hatte mir das mit der Unbeholfenheit eines aufwachſenden Jungen gefallen laſſen, und während ich halbverlegen auf meinen ſo geſchmückten Finger blickte, war Jenni ebenſo ſtill wieder verſchwunden, wie ſie gekommen war. Jetzt erſt fuhr ich ſo raſch von meinem Baum herunter, daß ich faſt wieder hinabgeſtürzt wäre. Da ich aber durch das Haus auf die Gaſſe hinauskam, fuhr eben der Wagen fort, und ich ſah nur noch ein weißes Tüchelchen, das nach uns zurückwehte.

Da ſtand ich denn plötzlich von Kummer und

Sehnſucht überwältigt und betrachtete mein kleines Angedenken. Es war ein Ring von Schildpat mit goldner Einfaſſung. — Ich wußte nicht, daß Jenni mir das Liebſte gegeben hatte, was ſie zu jener Zeit beſaß.“

⁂

Alfred hatte während des Erzählens ſeine Cigarre weggelegt. „Du rauchſt nicht!“ ſagte er; „aber ich kann Dich nicht ſo müßig ſitzen ſehen, Du mußt einen Ableiter für die Langeweile haben.“ Er hatte mit dieſen Worten einen kleinen Flaſchenkeller aufgeſchloſſen, der neben ſeinem Reiſekoffer ſtand; und bald hielt ich ein geſchliffenes Glas mit duftendem Trank in meiner Hand. „Wein von Alicante!“ ſagte Alfred; „und hier ſind auch Feigen in wilden Tymian verpackt! Ich weiß, Du liebſt mit dem Erfinder der Urhygiene, was ſüß und lieblich iſt. Es ſind Geſchenke von Jennis Vater; er hat ſie mir ſelber eingepackt, als ich ihn vor einigen Tagen verließ.“

„Du haſt Deines älteren Bruders nicht erwähnt,“ bemerkte ich, als Alfred ſich wieder zu mir geſetzt hatte.

„Mein Bruder Hans,“ erwiderte Alfred, „war damals weit vom Hauſe auf einer landwirthſchaftlichen Schule; aber er hat Jenni ſpäter kennen gelernt; denn ſeine Frau war mit ihr in einer Penſion zuſammen, wo Jenni auch noch nach Beendigung der eigentlichen Schuljahre blieb. — Ich ſelbſt habe ſie erſt nach zehn Jahren wiedergeſehen.

Es war im letzten Juni. Ich hatte, wie Du weißt, der reichen Gräfin die kleine Baſilika in ihrem Dorfe gebaut und wurde zu guter Letzt noch von dem dort auftretenden Typhus ergriffen. Ich wurde gut gepflegt; aber ich war weit von der Heimath und der Mann mit den langen Knochenarmen hatte ſcharf nach mir ausgelangt. — Meine Mutter war damals, während mein Vater unter Tante Joſephinens Fürſorge zurückblieb, zum Beſuch auf dem Gute meines Bruders; dort war ſie ſelbſt erkrankt und hatte zu ihrem Schmerz die Pflege ihres Sohnes fremden Händen überlaſſen müſſen. Jetzt aber waren wir Beide wieder faſt geneſen und ſchon in den nächſten Tagen wollte ich die Heimreiſe wieder antreten. Das Gut meines Bruders kannte ich noch nicht. Er hatte es kurz vor ſeiner

Hochzeit aus dem Nachlaß eines Mannes gekauft, von deſſen Vorfahr, einem reichen franzöſiſchen Emigranten, das Herrenhaus gebaut und namentlich der daſſelbe umgebende Park in großartiger Weiſe nach der Gartenkunſt Lenotres angelegt ſein ſollte. Wie meine Mutter ſchrieb, war ein großer Theil deſſelben, der ſogenannte Luſthain, noch wohl erhalten; ſogar von jenen graziöſen Statuen, zu denen die ſchönen Damen vom Hofe Ludwigs des Fünfzehnten das Modell gegeben, ſollte noch hie und da an Teichen und ſtillen Plätzen eine zwiſchen den hohen Laubwänden wie in verzauberter Einſamkeit ſtehen.

Kurz vor meiner Abreiſe kam noch ein Brief von meiner heitern Schwägerin: „Wenn Du bald kommſt," ſchrieb ſie, „ſo können wir Kindergeſchichten zuſammen leſen. Ich habe lebendige Bilder dazu; auf dem einen iſt eine Räuberbraut; ſie hat ein ſchönes blaſſes Geſicht und rabenſchwarzes Haar. Den Kopf hat ſie geſenkt und blickt auf ihren Goldfinger; denn dort hat der Ring geſeſſen, den ſie einſt dem treuloſen Räuber geſchenkt hat." Den Brief in der Hand, ſprang ich auf und kramte zwiſchen meinen Sachen ein Elfenbeinkäſtchen hervor, in dem ich allerlei kleine Schätze zu bewahren pflegte. Dort lag auch Jennis Ring. Ein ſchwarzes Band war daran; denn ich hatte ihn, wie ſich von ſelbſt verſteht, in der erſten Zeit nach jenem Abſchiede ganz heimlich auf dem Herzen getragen. Dann war er zu andern Raritäten in das Käſtchen gewandert, das ich auch ſchon ſeit lange beſeſſen. Jetzt, als könne es nicht anders ſein, that ich, wie ich als Knabe gethan hatte; mit einem Lächeln mich zugleich verſpottend und entſchuldigend, hing ich mir auf's Neue den Ring um den Hals.

Du ſollteſt — unterbrach ſich Alfred — auf Deiner Rückfahrt den kleinen Umweg nicht ſcheuen! Das Gut liegt ja nur eine Meile von hier; und, wie Hans mir ſagt, haſt Du ihnen ſchon ſeit lange Deinen Beſuch verſprochen. Du würdeſt es in der That ſo finden, wie meine Mutter mir geſchrieben. —

Es war Nachmittags am letzten Juni, als ich aus der Sonnenhitze des offenen Weges in den Schatten der Kaſtanienallee hineinfuhr, die zum Hofe hinaufführt; und bald hielt auch der Wagen vor einem ſchloßartigen Gebäude, das in dem ſogenannten Commodenſtyl erbaut und mit einem Schwulſt von Ornamenten überladen war, aber dennoch in ſeinen hervorſpringenden Profilen und in den tiefe Schatten werfenden Reliefs einen Eindruck großartiger verſchollener Pracht auf mich hervorrief. Auf der Treppe empfingen mich Hans und ſeine Grethe. Als wir durch den geräumigen Flur gingen, erhielt ich die Weiſung, leiſe zu ſprechen; denn unſere Mutter hielt noch ihre Mittagsruhe.

Wir waren der Hausthür gegenüber in einen großen hellen Saal getreten. Zwei offene Flügelthüren führten auf eine Terraſſe; unterhalb dieſer breitete ſich ein Raſen aus von ſolchem Umfange, daß von allen Seiten wohl nur ein lauter Ruf herüberreichen mochte. Ueberall in der grünen Fläche zeigten ſich üppige Gruppen hochſtämmiger und niedriger Roſen, die eben jetzt in voller Blüthe ſtanden und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Dahinter war eine Gebüſchpartie, die wie die Raſenanlage offenbar aus neuer Zeit ſtammte; jenſeit derſelben, aber ſchon in ziemlich weiter Ferne, erhob ſich in der ganzen Breite des Gartens der „Luſthain" des urſprünglichen Begründers mit ſeinen ſteilen

Laubwänden und regelrechten Einſchnitten. Alles dies lag im Glanz der Nachmittagsſonne vor mir.

„Was ſagſt Du zu unſerm Paradieſe?“ fragte die junge Frau.

„Was ich ſage, Grethe? — Wie lange hat denn Dein Mann das Gut?“

„Ich denke, ſeit letztem Mai zwei Jahre.“

„Und dieſer praktiſche Landwirth duldet eine ſolche Raumverſchwendung?“

„Ei was, thu nur nicht, als wenn Du die Poeſie allein gepachtet hätteſt!“

Mein Bruder lachte. „Aber Recht hat er, Grethe! — Die Sache iſt die, Alfred; ich darf mich nicht an dieſen Herrlichkeiten vergreifen; das iſt contractlich feſtgemacht.“

„Gott ſei gedankt!“

„Von mir nicht. — Inmitten eines kleinen Waſſerſpiegels ſteht dort noch eine Venus im reinſten Style Louis quinze; ich hätte ſie ſchon für ſchweres Geld verkaufen können; aber — wie geſagt!“

In dieſem Augenblick hatte Grethe meine Hand erfaßt. „Sieh Dich um!“ rief ſie.

Und auf der Thürſchwelle mir gegenüber ſtand im weißen Sommerkleide eine Mädchengeſtalt, die ich nicht verkennen konnte. Das waren noch die fremdartigen Augen der weſtindiſchen Pflanzertochter; aber das ſchwarze, einſt ſo widerſpenſtige Haar lag jetzt in einen glänzenden Knoten gefeſſelt, der faſt zu ſchwer ſchien für den zarten Nacken.

Ich ging ihr entgegen; aber ehe ich den Mund noch aufgethan, war meine heitere Schwägerin ſchon zwiſchen uns getreten. „Haltet einen Augenblick!“ rief ſie. „Ich ſehe ſchon das „Sie“ und „Fräulein Jenni“ und alle unmöglichen Titel auf Euern Lippen ſitzen; und das ſtört mich in meinen Familiengefühlen. Darum beſinnt Euch erſt einmal auf den alten Birnbaum!“

Die eine Hand legte Jenni der Freundin auf den Mund, die andere ſtreckte ſie mir entgegen. „Willkommen, Alfred!“ ſagte ſie.

Ich hatte ihre Stimme ſeit vielen Jahren nicht gehört; um ſo tiefer traf mich der eigenthümliche Accent, mit dem ſie ganz wie damals meinen Namen ſprach. „Ich danke Dir, Jenni,“ ſagte ich, „das klingt noch ganz wie in der Kinderzeit; aber Du mußt dieſen Namen lange nicht geſprochen haben.“

„Ich bin keinem Alfred ſonſt begegnet,“ erwiderte ſie, „und Du biſt mir ja immer aus dem Wege gegangen.“

Ehe ich noch dieſem Vorwurf begegnen konnte, hatte Grethe uns ſchon auseinander gedrängt.

„Das wäre in Ordnung,“ rief ſie. „Und nun, Jenni, hilf mir den Kaffee beſorgen; denn er hat einen langen Weg gemacht, und unſere Mutter wird auch gleich hier ſein.“

Das Wiederſehen mit dieſer, als ſie bald darauf eintrat, war ein erſchütterndes. Sie hatte den Sohn ſchon verloren gegeben; nun hielt ſie ihn leibhaftig in ihren Armen und liebkoſte ihn und ſtreichelte ihm die Wangen, wie einem kleinen Kinde. In dem Augenblick, da ich mich aufrichtete, um meine Mutter zu einem Lehnſtuhl zu führen, ſah ich Jenni bleich und mit überquellenden Augen an einen Schrank gelehnt. Als wir an ihr vorüber gingen, fuhr ſie zuſammen; eine Porzellanſchale, die ſie in der Hand hielt, fiel zu Boden und zerbrach. „Verzeih, verzeih mir, ſüße Grethe!“ rief ſie und ſchlang den Arm um ihre Freundin.

Dieſe führte ſie ſanft aus dem Zimmer.

Mein Bruder lächelte. „Wie das gleich über kocht!“ ſagte er.

„Sie hat ein theilnehmendes Herz, Hans!“ bemerkte unſere Mutter, die ihr zärtlich nachgeblickt hatte.

Grethe war wieder hereingetreten. „Laſſen wir ſie einen Augenblick,“ ſagte ſie; „das arme Kind war ſchon vorhin in Unruhe; ihr Vater hat geſchrieben; er wird in den nächſten Tagen kommen, dann ſoll ſie mit ihm nach Pyrmont.“

Ich erfuhr nun, daß der reiche Kaufherr, der bis jetzt ohne eigene Wirthſchaft gelebt, nach beendeter Badereiſe eine neu erbaute Wohnung zu beziehen und in dieſe ſeine Tochter als Dame des Hauſes einzuführen beabſichtige. — Grethe ſchien eben nicht ſeine Freundin. „Es iſt Jennis Vater,“ ſagte ſie; „aber — o, ich könnte ihn haſſen, dieſen Mann, der mit gleichgültiger Hand Tauſende für ſeine Tochter hingäbe, bei dem ſie aber vergebens um das kleinſte Tauſendtheilchen ſeiner eigenen werthen Perſönlichkeit betteln würde. — Ja, Hans,“ fuhr ſie fort, als ihr Mann ihr neckend und wie zur Beſchwichtigung über das blonde Haar ſtrich, „Du ſollteſt nur eine von den Antworten ſehen, die Jenni auf ihre Briefe zu bekommen pflegt; ich wenigſtens kann ſie von Quittungen nicht unterſcheiden."

Meine Mutter nahm die junge Frau bei beiden Händen. „Nun kocht auch unſere Grethe über," ſagte ſie. „Ich habe den Mann gekannt; in früheren Jahren, heißt das. Aber er hat mit der Noth des Lebens kämpfen müſſen; und da wird Manches hart, was bei uns Andern weich geblieben iſt. — Mitunter ſcheint's auch wohl nur ſo."

Als wir dann ſpäter zuſammenſaßen und ich auf die Fragen der Meinigen Alles noch einmal erzählen mußte, was ich in meinen Briefen ihnen ſchon geſchrieben hatte, kam auch Jenni wieder zu uns und ſetzte ſich ſtill an Grethes Seite.

Abends nach herzlichem Zwiegeſpräch führte Hans mich in das Schlafzimmer im oberen Stockwerk. — Noch lange, nachdem er mich verlaſſen, lag ich wachend aber in behaglichſter Ruhe in meinen Kiſſen; denn die Nachtigallen ſchlugen überlaut in den Büſchen des Gartens, auf den die Fenſter hinausführten.

* * *

Als ich erwachte, war mein Zimmer erhellt von dem Licht des Sommermorgens. Ein Gefühl von wachſender Geſundheit und Lebensfülle durchſtrömte mich, wie ich es kaum je empfunden. Ich kleidete mich an und öffnete die Fenſter; der weiche Raſen unten lag noch feucht von Thau, und der Duft der Roſen wehte mir friſch und morgenkühl entgegen. Meine Uhr zeigte auf Sechs; es war noch eine Stunde bis zum gemeinſamen Frühſtück. So ſah ich mich denn noch einmal in dem Zimmer um, das, wie Grethe mir neckend vertraut hatte, bis zu meiner Ankunft die Reſidenz meiner Räuberbraut geweſen ſei. Und wirklich, in einem Schubfach des Toilettenſpiegels, das ich aufzog, lag noch ein Flöckchen roſafarbener Seide, in das ſich ein langes glänzend-ſchwarzes Haar ſo eigenſinnig verfangen hatte, daß ich es kaum ohne Verletzung herauszulöſen vermochte. Dann, als mir das gelungen, fand ich auf einem Hängebrettchen über dem Bette ein paar Bücher mit Jennis Namen, die ich zu durchblättern begann. Das erſte war ein Album, wie man es bei jungen Mädchen findet, vollgeſchrieben von allerlei Verſen wenig ausgeprägten Inhalts. Dazwiſchen aber ſtanden andere, wie Diſteln zwiſchen unſchuldigem Klee. Gleich das erſte, das mir in die Augen fiel:

Ich bin eine Roſe, pflück mich geſchwind;
Bloß liegen die Würzlein vor Regen und Wind.
Nein, geh nur vorüber und laß Du mich los;
Ich bin keine Blume, ich bin keine Roſ'.
Wohl wehet mein Röcklein, wohl faßt mich der Wind;
Ich bin nur ein heimath- und mutterlos Kind.

Die letzte Zeile war zwiefach unterſtrichen; und deſſelben Sinnes fanden ſich mehrere.

Ich legte das Album fort und nahm das andere Buch. Ich erſchrak faſt. Es war Sealsfields Pflanzerleben; der Theil, welcher die lebensvolle Erzählung von den Farbigen enthält, jenen anmuthigen Creaturen, denen der Verfaſſer kaum ein ganzes Menſchenthum zugeſteht, die aber, nach ſeiner Schilderung, in ihrer verlockenden Schönheit die böſen Genien der eingewanderten Europäer ſind. Auch in dieſem Buche waren einzelne Stellen mit Bleiſtift angeſtrichen, ſo ſcharf mitunter, daß das Papier davon zerriſſen war. Mir fiel das Geſpräch ein, das ich vor vielen Jahren mit der kleinen Jenni über dieſen Gegenſtand gehabt hatte; auf alle die Dinge, welche damals ihre Phantaſie ſo harmlos bewahrte, mußte jetzt ein ſcharfes ſchmerzendes Licht gefallen ſein.

Als ich aufſtand und aus dem Fenſter ſah, ging ſie unten auf dem breiten Kieswege des Gartens. Sie trug wie geſtern ein weißes Kleid; ich habe ſie in jenen Tagen nie anders als in weißen Kleidern geſehen.

Einen Augenblick ſpäter war auch ich im Garten. Sie ging vor mir auf dem breiten Steig, der von der Terraſſe aus um den Raſen führt; ſie ging raſch wie in innerer Erregung und ſchwenkte ihren Strohhut an den ſeidenen Bändern. Ich blieb ſtehen und ſah ihr nach. Als ſie bald darauf zurückkam, ging ich ihr entgegen. „Verzeih, wenn ich Dich ſtöre,“ ſagte ich; „ich habe die kleine Jenni nicht vergeſſen, aber ich bin ungeduldig, die große kennen zu lernen.“

Sie ſah mich raſch mit ihren ſchwarzen Augen an. „Das wird ein ſchlechter Tauſch, Alfred!“ erwiderte ſie.

„Ich hoffe, gar keiner. Du haſt Dich geſtern ſchon verrathen; Du biſt noch ganz die alte herzlich heftige Jenni von vordem; mir war, als müßten ſogar Deine ſchwarzen Haare aus dem Knoten ſpringen und ſich wieder in kleinen wilden Kinderlöckchen um Deine Stirn kräuſeln. Und“ — fuhr ich fort — „laß mich es Dir auch ſagen, wie jene unwillkürliche Aeußerung Deiner Theilnahme mich bewegt hat.“

„Ich verſtehe Dich nicht,“ ſagte ſie.

„Nun, Jenni, was war es denn anders, das Dir die Schale aus der Hand [illegible], als meine Mutter ihren Sohn empfing?“

„Das war keine Theilnahme, Alfred. Du hältſt mich für beſſer, als ich bin.“

„Was war es denn?“ fragte ich.

„Neid war es,“ ſagte ſie hart.

„Was ſprichſt Du da, Jenni?“

Sie antwortete nicht; aber während wir neben einander hergingen, ſah ich, wie ihre blitzenden Zähne ſich in die rothe Lippe gruben. Dann brach es hervor. „Ach!“ rief ſie: „Du verſtehſt das nicht; Du haſt noch keine Mutter verloren, und — o, eine Mutter, die noch immer lebt! — Daß ich einmal ihr Kind geweſen, mir ſchwindelt, wenn ich daran denke; denn es liegt tief im Abgrund unter mir. Immer vergebens und immer wieder ringe ich, ihr ſchönes Antlitz aus der trüben Vergeſſenheit heraufzubeſchwören. Nur ihre zärtliche Geſtalt ſehe ich noch an meinem Kinderbettchen knieen; ein ſeltſames Lied ſummt ſie und blickt mich mit weichen ſammetſchwarzen Augen an, bis unwiderſtehlich mich der Schlaf befällt.“

Sie ſchwieg. Als wir uns wieder dem Hauſe zugewandt hatten, ſah ich meine Schwägerin auf der Terraſſe, die mit dem Schnupftuch nach uns winkte. Ich faßte die Hand des Mädchens. „Glaubſt Du mich noch zu kennen, Jenni?“ fragte ich.

„Ja, Alfred; und mir iſt das wie ein Glück.“

Als wir die Terraſſe betraten, drohte Grethe uns lächelnd mit dem Finger. „Wenn ihr noch Bedürfniß nach irdiſcher Speiſe habt,“ ſagte ſie, „ſo kommt jetzt an den Theetiſch!“ — Damit trieb ſie uns in den Saal, wo wir ſchon unſere Mutter mit ihrem älteſten Sohne im Geſpräch fanden. Und in dieſer freundlichen Umgebung ſchwanden bald die Schatten, die noch eben tief genug auf dieſem jungen Antlitz lagen; oder ſie traten wenigſtens von der Oberfläche unſichtbar in ihr Inneres zurück.

Am Nachmittag fand ich Gelegenheit, mit Jenni unſerer gemeinſamen Kindergeſchichten zu gedenken, und ſie lachte wieder hell und herzlich. Ein paar Mal ſuchte ich das Geſpräch von meiner Mutter auf die ihrige zu bringen, aber ſie ſchwieg entweder plötzlich oder redete von anderen Dingen.

Später, als die Sonnenhitze abgenommen, rief mein Bruder uns und ſeine Frau zum Federballſpiel auf den großen Raſen. Es gehörte zu ſeiner Sonntagsunterhaltung und er hielt ſtreng darauf, daß es nicht verſäumt wurde. Für unſere Mutter ließ er einen Polſterſtuhl auf die Terraſſe tragen, von wo aus ſie dem Spiele zuſah.

Hier war Jenni in ihrem Elemente. Mit den großen raſch blickenden Augen verfolgte ſie den Ball, und ebenſo leicht, bald rückwärts, bald zur Seite weichend, flogen ihre Füße über den Raſen. Dann im rechten Augenblick ſchwang ſie mit ihrer kleinen Hand den Ketſcher und ſchlug das herabſchießende Federſpiel, daß es geflügelt in die Luft zurückſtieg. Einmal auch, wie hingeriſſen in der Aufregung des Spiels, warf ſie den Ketſcher von ſich und unter dem lauten Ruf: „Wie er fliegt! Ihm nach, ihm nach!“ flog ſie ſelbſt, mit den Fingern wie zum

Gruß in die Luft ſchnalzend, über den Boden dahin. — Oder wenn ſie ſich bückte und den Ball aufnahm, oder wenn er von der kräftigen Hand meines Bruders getroffen, einmal über ſie hinflog, — man mußte es ſehen, wie ſie dann den Kopf mit dem ſchweren glänzenden Haar zurückwarf und wie leicht und raſch dieſe biegſamen Hüften der Wendung des ſchönen Kopfes folgten. Ich konnte die Augen nicht von ihr wenden; in dieſen kräftigen und doch ſo anmuthigen Bewegungen war etwas, das unwillkürlich an die Urſprünglichkeit der Wildniß erinnerte. Auch meine gute Schwägerin ſchien ganz davon hingeriſſen. Während Jenni den fliegenden Ball verfolgte, kam ſie auf mich zugelaufen und flüſterte: „Du ſiehſt ſie doch, Alfred? Du haſt doch die Augen offen?“ Und als ich erwiderte: „Ach, nur zu ſehr, Grethe!“ ſah ſie mich mit ihrem ſchweſterlichſten Lächeln an und ſagte heimlich: „Ich gönne ſie nur Einem; hörſt Du, nur einem Einzigen auf der Welt!“

Dann aber rief uns meine Mutter und ſagte: „Es iſt genug, Kinder!“ Und Jenni kniete vor ihr, und die alte Frau ſtreichelte ihr die heißen Wangen und nannte ſie ihr „goldnes Herz.“

Später, nach dem Abendeſſen, da ſchon die große Lampe brannte und nachdem meine Mutter ſich zur Ruhe begeben, ſaß ich mit den beiden jungen Frauen in einem dämmerigen Winkel des Saales auf dem Eckdivan. Mein Bruder war in ſein Zimmer gegangen, um noch einige Geſchäfte zu beſorgen. Die Thürflügel nach der Terraſſe ſtanden offen und ließen der Abendkühle freien Zugang; wir konnten von unſerm Sitze aus über den dunkeln Baumgruppen die Sterne in dem tiefblauen Nachthimmel ſehen.

Grethe und Jenni verſenkten ſich in ihre Penſionserinnerungen; ſie plauderten lebhaft, ich brauchte nur zuzuhören. So ſaßen wir lange Zeit. Als aber Grethe ausrief: „Das war doch eine glückliche Zeit!“ ſenkte Jenni ſchweigend den Kopf; ſo tief, daß ich auf den Scheitel ihres glänzenden Haares ſah.

Dann ſtand ſie auf und ging nach der offenen Gartenthür, wo ſie auf der Schwelle ſtehen blieb; und da in dieſem Augenblick mein Bruder ſeine Frau zu ſich in's Nebenzimmer rief, ſo trat ich zu ihr. Draußen hatte indeß die Mondnacht den Garten in ihren weichen Duft gehüllt; hie und da auf dem

Raſen leuchtete eine Roſe aus der Dämmerung hervor, deren Kelch dem Strahle des eben aufgehenden Lichtes zugewendet war. Jenſeits des Bosquets ſah man einen Theil der hohen Laubwände des Luſthains in bläulicher Beleuchtung, während die hineinführenden Gänge ſchwarz und geheimnißvoll dazwiſchen ſtanden. Weder Jenni noch ich verſuchten ein Geſpräch, aber es war mir ſüß, ſo ſchweigend neben ihr zu ſtehen und in die ahnungsreiche Nacht hinauszublicken.

Nur einmal ſagte ich: „Eines vermiſſe ich noch an Dir; wo ſind denn Deine ſchönen Teufeleien geblieben?“

Und ſie erwiderte: „Ja, Alfred“ — und an ihrer Stimme hörte ich, daß ſie lächelte — „wenn wir die Tante Joſephine hier hätten! Vielleicht“ — ſetzte ſie plötzlich ernſt hinzu — „gebrauche ich meine Gedanken anderswie.“

Ich antwortete nicht darauf. Wie geſtern ſchlugen fern und nah die Nachtigallen; wenn ſie ſchwiegen, war es ſo ſtill, daß ich meinte, von den Sternen herab den Thau auf die Roſen fallen zu hören. Wie lange das gedauert, weiß ich nicht. Plötzlich aber richtete Jenni ſich auf und ſagte: „Gute Nacht, Alfred!“ und reichte mir die Hand.

Ich hätte ſie gern zurückgehalten; aber ich ſagte nur: „Gieb mir noch einmal die Hand! — Nein, hier in meine linke!“

„Da haſt Du ſie. Weshalb aber denn in die linke?“

„Weshalb, Jenni? — Die brauche ich den Andern nicht zu geben.“

Und fort war ſie; und in den Büſchen ſchlugen noch immerzu die Nachtigallen

* * *

Die Perlenſchnur dieſer Tage wurde unterbrochen; der nächſte wenigſtens war ohne Glanz für mich; denn — und ſo ſtand es ſchon mit mir — Jenni war fort; wie ſie geſagt hatte, um einen längſt beſtimmten Beſuch auf einem Nachbargute zu machen. Sie war früh Morgens mit der Poſt gefahren, die auf dem Wege nach hier dort, wie auch an dem Gute meines Bruders, vorbeifährt: ihre Rückkunft war erſt ſpät Abends zu erwarten.

Den Vormittag hatte ich auf dem Zimmer meiner

Mutter in ſtillem Austauſch von Gedanken und Zukunftsplänen zugebracht; am Nachmittag war ich mit meinem Bruder auf die Felder, nach ſeinen Wieſen, Haiden und Mergelgruben gegangen; dann hatte Grethe mir ihre luſtige Verlobungsgeſchichte erzählt; aber je mehr der Abend dunkelte, deſto mehr verlor ich die Ruhe, den Worten meiner Freunde zuzuhören. — Als meine Mutter in ihr Schlafzimmer gegangen war, lehnte ich in der offenen Gartenthür, wo ich geſtern neben Jenni geſtanden hatte; und wieder ſah ich über den Raſen weg jenſeit des Bosquets die ferne Buchenwand des Luſthains in dem bläulichen Duft der Mondſcheinbeleuchtung. Durch Zufall war ich immer noch nicht hineingekommen; jetzt aber lockten mich noch mehr als geſtern die tiefen Schatten, durch welche ſich die Eingänge kenntlich machten. Mir war, als müſſe in jenem Labyrinth von Laub und Schatten das ſüßeſte Geheimniß der Sommernacht verborgen ſein. Ich ſah in den Saal zurück, ob mich Jemand bemerkte; dann ſtieg ich leiſe von der Terraſſe in den Garten hinab. Der Mond war eben hinter den Kronen der Eichen und Kaſtanien heraufgeſtiegen, welche denſelben nach Oſten hin begrenzen. Ich ging an dieſer Seite, die noch ganz im Schatten lag, um den Raſen; eine Roſe, die ich im Vorübergehen brach, war ſchon feucht von Thau. Dem Hauſe gegenüber gelangte ich in das Bosquet. Breite Steige ſchlangen ſich ſcheinbar regellos zwiſchen Gebüſchen und kleineren Raſenpartien; hier und dort leuchtete noch ein Jasmin mit ſeinen weißen Blüthen aus dem Dunkel. Nach einer Weile trat ich auf einen ſehr breiten, quer vor mir liegenden Weg hinaus, jenſeit deſſen ſich majeſtätiſch und hell vom Mond beleuchtet die Laubwände der alten Gartenkunſt erhoben. Ich ſtand einen Augenblick und ſah daran empor; ich konnte jedes Blatt erkennen; mitunter ſchwirrte über mir ein großer Käfer oder ein Schmetterling aus dem Laubgewirr in die lichte Nacht hinaus. Mir gegenüber führte ein Gang in das Innere; ob es derſelbe war, deſſen Dunkel mich zuvor von der Terraſſe aus gelockt, konnte ich nicht entſcheiden; denn das Gebüſch verwehrte mir den Rückblick nach dem Herrenhauſe.

Auf dieſen Steigen, die ich nun betrat, war eine Einſamkeit, die mich auf Augenblicke mit einer traumhaften Angſt erfüllte, als würde ich den Rückweg nicht zu finden wiſſen. Die Laubwände an beiden Seiten ſtanden ſo dicht und waren ſo hoch, daß ich nur wie abgeſchnitten ein Stückchen Himmel über mir erblickte. Wenn ich, wo ſich zwei Gänge kreuzten, auf einen etwas freien Platz gelangte, ſo war mir immer, als müſſe aus dem Schatten des gegenüberliegenden Ganges eine gepuderte Schöne in Reifrock und Contuſche am Arm eines Stutzers von anno 1750 in den Mondſchein heraustreten. Aber es blieb Alles ſtill; nur mitunter hauchte die Nachtluft wie ein Athemzug durch die Blätter.

Nach einigen Kreuz- und Quergängen befand ich mich an dem Rande eines Waſſers, das von meinem Standort aus etwa hundert Schritte lang und vielleicht halb ſo breit ſein mochte, und von den es an allen Seiten umgebenden Laubwänden nur durch einen breiten Steig und einzelne am Ufer ſtehende Bäume getrennt war. Weiße Teichroſen ſchimmerten überall auf der ſchwarzen Tiefe; zwiſchen ihnen aber in der Mitte des Baſſins auf einem Poſtamente, das ſich nur eben über dem Waſſer erhob, ſtand einſam und ſchweigend das Marmorbild der Venus. Eine lautloſe Stille war an dieſem Platze. Ich ging an den Ufern entlang, bis ich dem Kunſtwerke ſo nahe als möglich gegenüberſtand. Es war offenbar eine der ſchönſten Statuen aus der Zeit Louis quinze. Den einen der nackten Füße hatte ſie ausgeſtreckt, ſodaß er wie zum Hinabtauchen in die Fluth nur eben über dem Waſſer ſchwebte; die eine Hand ſtützte ſich auf ein Felsſtück, während die andere das ſchon gelöſte Gewand über der Bruſt zuſammenhielt. Das Antlitz vermochte ich von hier aus nicht zu ſehen; denn ſie hatte den Kopf zurückgewandt, als wolle ſie ſich vor unberufenen Lauſchern ſichern, ehe ſie den enthüllten Leib den Wellen anvertraue.

Der Ausdruck der Bewegung war von ſo täuſchendem Leben und dabei, während ſich der untere Theil der Geſtalt im Schatten befand, ſpielte das Mondlicht ſo weich und leuchtend um die marmorne Schulter, daß mir in der That war, als hätte ich mich in das Innerſte eines verbotenen Heiligthums eingeſchlichen. — Hinter mir an der Laubwand ſtand eine Holzbank. Von hier aus betrachtete ich noch lange das ſchöne Bild; und — ich weiß nicht, war es nur die Stimmung, in die ich durch den Anblick der Schönheit verſetzt wurde, ich mußte im Hinſchauen immer an Jenni denken.

Endlich ſtand ich auf und irrte wiederum auf's Gerathewohl eine Zeitlang in den dunkeln Gängen umher. Unweit des Teiches, den ich eben verlaſſen, fand ich an einem mit niedrigem Gebüſch bewachſenen Platze auf marmornem Sockel noch den Ueberreſt einer zweiten Statue. Es war ein muskulöſer Männerfuß, der ſehr wohl einem Polyphem gehört haben konnte; und ſo hatte der Vetter Philologe vielleicht nicht Unrecht, der jenes Marmorbild für eine Galathea erklärt haben ſollte, die vor der Eiferſucht des ungeſchlachten Götterſohns ins Meer entflieht.

Der Kunſtmenſch wurde in mir lebendig. Ob Galathea oder Venus — es reizte mich, ſelbſt dieſe Frage zu entſcheiden; und ſo wollte ich noch einmal zurück, um weniger träumeriſch als vorhin zu betrachten. Aber ſo manchen Weg ich einſchlug, es wollte mir nicht gelingen, den Teich wieder zu erreichen; endlich, da ich aus einem Seitenweg in einen breiten Laubgang einbog, ſah ich am Ende deſſelben das Waſſer glitzern, und bald meinte ich auch an derſelben Stelle zu ſtehen, wo ich das erſte Mal an das Ufer getreten war. Es war ſeltſam, daß ich den Ort ſo hatte verfehlen können. Aber ich traute meinen Augen kaum; dort in der Mitte erhob ſich zwar noch das Poſtament über dem Waſſer; auch die Teichroſen ſchimmerten nach wie vor auf der ſchwarzen Tiefe; aber das Marmorbild, das dort geſtanden, war verſchwunden. Ich begriff das nicht, und ſtarrte eine ganze Weile nach dem leeren Fleck. Als ich der Länge nach über den Teich hinblickte, ſah ich drüben am jenſeitigen Ufer im Schatten der hohen Baumwand eine weiße Frauengeſtalt. Sie lehnte an einem Baume, der neben dem Waſſer ſtand, und ſchien in die Tiefe hinabzublicken. Und jetzt mußte ſie ſich bewegt haben; denn, während ſie noch eben ganz im Schatten geweſen, ſpielte nun das Mondlicht auf ihrem weißen Gewande. — Was war das? Machten die alten Götter die Runde? Es war wohl eine Nacht dazu. Im Waſſer zwiſchen den weißen Blumen ſpiegelten ſich die Sterne; im Laube rieſelte der Thau von Blatt zu Blatt; mitunter von den am Ufer ſtehenden Bäumen fiel ein

Tropfen in den Teich, daß es einen leiſen Klang gab; vom Garten her, wie aus weiter Ferne, ſchlug die Nachtigall. Ich ging an der Schattenſeite um den Teich herum. Als ich mich näherte, erhob die Geſtalt den Kopf, und Jennis ſchönes blaſſes Antlitz wandte ſich mir entgegen: es war ſo hell vom Mond beleuchtet, daß ich den bläulichen Schmelz der Zähne zwiſchen den rothen Lippen ſchimmern ſah.

„Du biſt es, Jenni!“ rief ich.

„Ich, Alfred!“ erwiderte ſie und trat mir entgegen.

„Wie biſt Du hierher gekommen?“

„Hinten am Eingange des Parks bin ich abgeſtiegen.“

„Ich dachte,“ ſagte ich leiſe, „es ſei die Göttin, die dort vom Poſtament herabgeſtiegen iſt.“

„Die iſt wohl ſeit lange herabgeſtiegen, oder vielleicht herabgeſtürzt; ich habe ſie niemals dort geſehen.“

„Aber ich ſah ſie noch vor einer Viertelſtunde!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Du biſt drüben an dem andern Teiche geweſen; dort wird das Marmorbild auch jetzt noch ſtehen. Hier ſind keine Götter, Alfred; hier iſt nur ein armes hülfsbedürftiges Menſchenkind.“

„Du, Jenni, hülfsbedürftig?“

Sie nickte heftig.

„Wenn Du, wie Du mir geſtern ſagteſt, mich wirklich noch zu kennen glaubſt, ſo ſprich es aus; was iſt es, deſſen Du bedarfſt?“

„Geld,“ ſagte ſie.

„Du Geld, Jenni!“ Und ich betrachtete erſtaunt dieſes Kind des Reichthums.

„Frage mich nicht, wozu,“ erwiderte ſie; „Du wirſt es bald erfahren.“ Dann zog ſie ihr Schnupftuch aus der Taſche und nahm daraus einen Schmuck, an dem ich grüne Steine in künſtlicher Faſſung funkeln ſah, als ſie ihn jetzt in den Mondſchein hinaushielt. „Ich habe keine Gelegenheit, ihn zu verkaufen,“ ſagte ſie; „willſt Du es morgen für mich verſuchen?“ und als ich einen Augenblick zögerte, ſetzte ſie raſch hinzu: „Es iſt nichts Geſchenktes oder gar Ererbtes; ich habe ihn einſt für mein Taſchengeld gekauft.“

„Aber, Jenni,“ konnte ich nicht unterlaſſen ihr zu ſagen, „weshalb wendeſt Du Dich nicht an Deinen Vater?“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Ich dächte,“ fuhr ich fort, „er ſorgte reichlich für Dich.“

„Ja, Alfred; er zahlt für mich — reichlich!“ Und während die bitterſte Erregung aus ihrer Stimme klang, ſetzte ſie hinzu: „Ich kann den Mann nicht bitten.“

Sie trat einen Schritt zurück und ſetzte ſich auf die Bank, die hinter uns an der Laubwand ſtand. Dann ließ ſie den Kopf in beide Hände ſinken.

„Iſt es denn ganz nothwendig?“ fragte ich.

Sie ſah zu mir empor und ſagte faſt andächtig: „Ich muß eine heilige Pflicht damit erfüllen.“

„Und es gibt keinen andern Ausweg?“

„Ich weiß keinen.“

„So gib mir den Schmuck.“

Sie that es, und ich nahm ihn mit innerem Widerſtreben. — Jenni hatte ſich ſchweigend zurückgelehnt; ein Streif des Mondlichts beleuchtete die ſchmale Hand, die in ihrem Schooße lag, und ich ſah wieder, wie vor Jahren, die kleinen dunkeln Monde an ihren Nägeln. Ich weiß nicht, weshalb ich darüber faſt erſchrak, ſo daß meine Augen wie gebannt waren. Als Jenni es bemerkte, zog ſie die Hand leiſe in den Schatten zurück. „Ich habe noch eine Bitte, Alfred!“ ſagte ſie.

„Sprich nur, Jenni!“

Sie neigte den Kopf ein wenig. „Ich habe Dir vor Jahren,“ begann ſie, „da wir als Kinder von einander Abſchied nahmen, einen kleinen Ring gegeben. Erinnerſt Du Dich deſſen noch?“

„Wie kannſt Du daran zweifeln?“

„Wenn Du dieſes werthloſe Kleinod,“ fuhr ſie fort, „wenn Du es ſo viel geachtet hätteſt, daß Du es noch beſitzeſt, dann bitte ich Dich, gieb es mir zurück!“

„Wenn Du es zurückverlangſt,“ erwiderte ich, nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit, „ſo habe ich kein Recht, es ferner zu beſitzen.“

„Du mißverſtehſt mich, Alfred!“ rief ſie; „ach, es iſt das einzige Angedenken von meiner Mutter!“

Ich hatte ſchon das Bändchen mit dem Ringe unter meinem Halstuche hervorgezogen. „Hier iſt er, Jenni; aber — verzeih mir, es thut mir dennoch weh!“

Sie war aufgeſtanden. Ich ſah, wie eine leichte

Röthe über ihr ſchönes Geſicht flog; dann aber, wie aus unwillkürlichem Antrieb, ſtreckte ſie die Hand nach dem Ringe und erfaßte ihn.

Ich konnte mich nicht überwinden, ihn hinzugeben; ich hielt ihn feſt. „Vor Kurzem,“ ſagte ich, „war er mir nichts als eine Erinnerung an die anmuthige Geſpielin aus der Kinderzeit. — Nun iſt es anders geworden; mit jedem Tage mehr, den ich hier gelebt.“

Aber ich ſchwieg; denn ſie ſah mich an, als hätte ich ihr ein tiefes Leid gethan. „Sprich nicht ſo zu mir, Alfred,“ ſagte ſie.

Ich achtete dieſer Worte nicht; ich ergriff ihre Hand, die ſie ruhig in der meinen ließ. „Nimm den Ring, Jenni,“ ſagte ich, „aber gieb mir Deine Hand dafür!“

Sie ſchüttelte langſam den Kopf. „Die Hand einer Farbigen,“ ſagte ſie tonlos.

„Deine Hand, Jenni. Was kümmert uns das Uebrige!“

Sie ſtand, ohne ſich zu regen; nur an dem Zittern der Hand, die noch immer in der meinen lag, fühlte ich, daß ſie lebe. „Ich weiß wohl, daß wir ſchön ſind,“ ſagte ſie dann, „verlockend ſchön, wie die Sünde, die unſer Urſprung iſt. Aber, Alfred — ich will Dich nicht verlocken.“

Und dennoch, als ich ſchweigend die Arme nach ihr ausbreitete, da lag ſie plötzlich an meiner Bruſt und hatte ihre Hände feſt um meinen Nacken geſchloſſen. Sie ſah zu mir empor: ihre großen glänzenden Augen waren wie ein Abgrund unter mir. „Ja, Jenni,“ und mir war, als wehe ein Schauer von den Bäumen durch mich hin, „Du biſt bethörend ſchön; ſie war nicht ſchöner, die dämoniſche Göttin, die einſt der Menſchen Herz verwirrte, daß ſie Alles vergaßen, was ſie einſt geliebt! Vielleicht biſt Du es dennoch ſelbſt, und gehſt nur um in dieſer ſeligen Nacht, um die zu beglücken, die noch an Dich glauben. — — Nein, reiße Dich nicht los; ich weiß es ja, Du biſt ein Erdenkind wie ich, machtlos gefangen in Deinem eignen Zauber; und wie der Nachthauch durch die Blätter weht — ſpurlos, ſo wirſt auch Du vergehen. — Aber ſchilt nicht die geheimnißvolle Macht, die uns einander in die Arme warf. Wenn wir auch willenlos das Fundament unſerer Zukunft hier empfangen mußten — der Bau, den es einſtens tragen ſoll, liegt doch in unſerer Hand.“

Ich löſte ihre Hände ſanft von meinem Nacken und legte den Arm um ihren Leib. Dann riß ich das Bändchen von dem Ringe und ſteckte ihn an ihren Finger. Sie lehnte ſich an mich wie ein beruhigtes Kind und ließ ſich ſtill von mir hinwegführen. — Als wir nach einiger Zeit an den andern Teich gelangten, ſtand wirklich noch das Bild der Venus zwiſchen den weißen Waſſerroſen, und ich wußte es nun gewiß, daß ich ein irdiſches Weib in meinen Armen hatte.

Zögernd, aber endlich dennoch traten wir aus den entlegenen Schattengängen in das Bosquet, und aus dem Bosquet dem Hauſe gegenüber ins Freie. Ueber den Raſen weg durch die offenen Flügelthüren ſahen wir drinnen in dem erhellten Saal meinen Bruder mit ſeiner Frau wie im traulichen Geſpräche auf und ab gehen.

Jenni bückte ſich und war, ehe ich mich deſſen verſah, aus meinem Arm entſchlüpft; aber ebenſo ſchnell hatte ſie auch meine Hand wieder erfaßt. „Thue, was Du mir verſprochen, Alfred,“ ſagte ſie; „und alles Andere,“ ſetzte ſie kaum hörbar hinzu, — „vergiß!“

Und als hierauf Grethe in die offene Thür trat und in die Nacht hinausrief: „Jenni, Alfred, ſeid Ihr's denn?“ da bat ſie dringend: „Sprich nicht davon; auch nicht zu Deiner Mutter; wir dürfen ſie nicht betrüben.“

„Aber ich verſtehe Dich nicht, Jenni.“

Sie drückte nur heftig meine Hand. Dann verließ ſie mich und ſtand gleich darauf bei Grethe auf der Terraſſe, die uns, als wir in den hellen Saal getreten waren, Eines um das Andere mit ſchweigendem Kopfſchütteln betrachtete.

* * *

Am andern Morgen früh ritt ich in die Stadt, um mein Verſprechen zu erfüllen. Dort ließ ich von zwei verſchiedenen Juwelieren den Werth des Schmuckes ſchätzen. Er war hoch; aber meine Caſſe war damals gerade gefüllt. So konnte ich ſelbſt den Schmuck für Jenni aufheben, und wechſelte von meiner mitgenommenen Baarſchaft eine Rolle Goldes ein, die dem angegebenen Werthe entſprach. — Als das beſorgt war, ging ich noch eine Weile an dem ſchönen Hafen auf und ab. Draußen auf der Rhede, ganz fern im Sonnenduft, ſah ich ein großes Schiff liegen; eine Brigg, wie mir ein Matroſe ſagte, ſegelfertig nach Weſtindien. —

„Nach ihrer Heimath!“ dachte ich; und dann übernahm mich das Denken an ſie ſo ſehr und ließ mir keine Ruhe, als bis ich wieder auf dem Heimwege war.

Kurz vor Mittag trat ich in den Gartenſaal. Es war Niemand dort; aber von der Thür aus ſah ich in einiger Entfernung Jenni mit einem hageren ältlichen Herrn im Garten ſtehen. Gleich darauf bot er ihr mit einer gewiſſen Förmlichkeit den Arm und führte ſie dem Hauſe zu. Als ſie näher kamen, ſah ich, daß der Mann faſt weißes Haar hatte; aber aus dem ſehr dunkeln Antlitz blickten zwei ſcharfe herriſche Augen, und die kurzen Bewegungen ſeines Kopfes zeugten davon, daß er gewohnt ſei zu befehlen. Das weiße Halstuch und die große Brillantnadel in dem gekrauſten Jabot gehörten wie ſelbſtverſtändlich zu dieſer Geſtalt. Ich wußte auch ſofort, daß es Jennis Vater ſei, der reiche Pflanzer, mein Onkel von Vetters wegen, den ich bis jetzt noch nie geſehen hatte; aber, ſo wie er war, entſprach er wohl noch meiner Knabenphantaſie. Und jetzt hörte ich auch ſeine fremdklingende Stimme; er ſprach in abgeſtoßenen Worten, die ich nicht verſtand, zu ſeiner Tochter; ſie ſchien nur zuzuhören.

Da ich mich nicht vorbereitet fühlte ihm jetzt entgegenzutreten, ſo verließ ich, ehe die Beiden die Terraſſe erreicht hatten, den Saal, und ging in das Oberhaus hinauf. Die Thür zu Jennis Zimmer ſtand offen. Ich ging hinein und legte unſerer Verabredung gemäß den Erlös des Schmuckes in einen Wandſchrank, der ſich oberhalb der Thür befand. Dann ging ich in mein eigenes Zimmer und warf mich dort aufgeregt und doch ermüdet auf das Sopha.

Es mochten kaum einige Minuten vergangen ſein, als ich von der Treppe her Schritte vernahm und bald darauf zwei Perſonen in das große neben dem meinigen liegende Zimmer treten hörte. Eine von meinem Zimmer da hineinführende Thür befand ſich meinem Sitze gegenüber. Sie war zwar jetzt verſchloſſen; aber ſie hatte ein Fenſter, das von der andern Seite mit einer weißen Gardine dicht verhangen war.

An der Stimme erkannte ich, daß Jenni und ihr Vater die Eingetretenen ſeien, obwohl ich, da ſie ſich am andern Ende des Zimmers befinden mochten, von ihrer Unterhaltung nichts verſtand. Als ſie ſich dann näherten, wollte ich mich leiſe entfernen; aber die erſten Worte, die mit Deutlichkeit mein Ohr trafen, bewirkten, daß ich regungslos und alles Andere vergeſſend auf meinem Sitze blieb.

„Du konnteſt dort nicht bleiben!“ hörte ich den Vater in der ſchon vorhin bemerkten abgeſtoßenen Redeweiſe ſagen.

„Weshalb nicht?“ fragte Jenni.

Ich hörte ihn jetzt ein paar Mal langſam auf und ab gehen. Dann ſtand er ſtill. „Du magſt es hören,“ ſagte er, „weil Du mich zwingſt, es zu ſagen. Du hätteſt bei der Abſtammung Deiner Mutter niemals die Geſellſchaft Deines Vaters theilen können.“

„Und bei meiner eignen,“ ſetzte Jenni hinzu. „Ich weiß das.“

„Du weißt das? Wer hat Dir dieſe Dinge geſagt?“

„Niemand; ich habe ſie geleſen.“

„Nun, dann weißt Du auch, weshalb ich Dich nach Europa ſchicken mußte. Ich meine, Du hätteſt mir das danken ſollen.“

„Ja,“ ſagte ſie, „ſo wie ich Dir mein Leben danke.“

Der Vater erwiderte hierauf nichts; aber es wurde ein Fenſterflügel aufgeſtoßen, und an dem Geräuſch bemerkte ich, wie er den Kopf in die freie Luſt ſteckte und mit großer Erregung ſich räuſperte. — Jenni hatte ſich mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, welche die beiden Zimmer trennte. Ich ſah durch das verhängte Fenſter den Schatten ihres Kopfes und hörte das Rauſchen ihres Kleides.

Nach einiger Zeit ſchien ihr Vater in die Stube zurückgetreten zu ſein. „Ich habe,“ begann er wieder „für Dich gethan, was ich vermochte. Du haſt freilich niemals einen Wunſch gegen mich ausgeſprochen; aber ich wüßte auch nicht, was Du noch zu wünſchen gehabt hätteſt.“

Sie erhob ſich und trat ihm langſam einen Schritt entgegen. „Wo iſt meine Mutter?“ fragte ſie.

„Deine Mutter, Jenni!“ rief der Mann, als habe er eher alles Andere, als eine Frage nach dieſer

Frau erwartet. „Du weißt es ja, ſie lebt; es wird für ſie geſorgt.“

„Und,“ fuhr das Mädchen unerbittlich fort, „da nun Dein großes neues Haus fertig und eingerichtet iſt, haſt Du ſchon Anſtalten getroffen, daß ſie herüber komme, um wieder mit uns zu leben?“

Ich hörte, wie er ein paar Mal mit ſtarken Schritten in dem großen Zimmer auf und ab ging. Dann trat er wieder zu ſeiner Tochter. „Du biſt ein Kind, Jenni,“ ſagte er mit gedämpfter Stimme; aber die Worte klangen dennoch ſcharf accentuirt. „Du kennſt die Verhältniſſe drüben in Deinem Geburtslande nicht; Du ſollſt ſie auch nicht kennen lernen.“ Und als überkomme ihn, den alten Kaufherrn, plötzlich der Zauber der Erinnerung, fuhr er fort: „Sie war unglaublich ſchön, jene Frau; unglaublich! — wenn ſie ſich in ihrer Hängematte ſchaukelte, in ihren weißen Gewändern zwiſchen den grünen breiten Blättern der Mangrove, unten die Bai im Sonnenglanz, darüber der ſtahlblaue Tropenhimmel; wenn ſie mit ihren Vögeln ſpielte oder die goldnen Bälle in die Luft warf! — Aber man durfte ſie nicht reden hören; der ſchöne Mund ſtümperte in der gebrochenen Sprache der Neger; es war das Geplapper eines Kindes. — Jene Frau, Jenni, war keine Geſellſchafterin für Dich, wenn Du das werden ſollteſt, was Du geworden biſt.“

Sie hatte ſich wieder an die Thür gelehnt. „Und dafür,“ ſagte ſie, „haſt Du der Mutter das Kind genommen. — Sie ſchrie; o, ſie ſchrie, als Du mich aus ihren Armen nahmſt und über das Brett in's Schiff hinübertrugſt. Und das war der letzte Laut, den ich von meiner Mutter hörte. — Ich hatte es lange vergeſſen; denn ich war ein gedankenloſes Kind. Gott verzeihe mir das! — Aber jetzt höre ich es alle Nächte vor meinen Ohren. Wer gab Dir das Recht, meine Zukunft mit dem Elend meiner Mutter zu bezahlen!“ Und ich ſah durch die Gardine, wie ſie ſich hoch aufrichtete bei dieſen Worten.

Der Vater ſchien ihre Hand zu faſſen. „Beſinne Dich, Jenni,“ ſagte er; „ich hatte nur die Wahl zwiſchen Dir und ihr; — aber Du warſt mein Kind.“

Der weiche, faſt zärtliche Ton, worin er die letzten Worte ſprach, ſchienen ohne Eindruck auf die

Tochter zu bleiben. „Du haſt mir meine Frage nicht beantwortet,“ ſagte ſie; „der Preis, den Du gezahlt haſt, war nicht Dein und auch nicht mein; er muß zurückerſtattet werden, ſo weit es jetzt noch möglich iſt. Antworte mir, ja oder nein, wird meine Mutter in dem neuen Hauſe mit uns wohnen?“

„Nein, Jenni; das iſt unmöglich.“

Auf dieſe Worte folgte eine lautloſe Stille. Was in dieſen Augenblicken in dem Innern des Mädchens vorging, was davon etwa in dem Ausdruck ihrer Geberde oder ſonſtwie zu Tage trat, konnte ich nicht bemerken.

„Ich habe noch eine Bitte,“ ſagte ſie endlich.

„Sprich nur, Jenni,“ erwiderte der Vater haſtig; „ſprich nur; Alles, was ſonſt in meinen Kräften ſteht!“

„So bitte ich,“ fuhr ſie fort, „um die Erlaubniß, während Deines Aufenthaltes in Pyrmont bei unſern Freunden hier zurückzubleiben.“

Er ſchwieg einen Augenblick. „Wenn Du,“ ſagte er dann, „es nicht für paſſender findeſt, Deinen Vater zu begleiten, ſo wüßte ich nichts dagegen einzuwenden.“

Sie antwortete nicht darauf; ſie fragte nur: „Darf ich mich jetzt entfernen?“

„Wenn Du mir nichts mehr zu ſagen haſt; ich werde mit hinabgehen.“

Darauf wurde die Thür geöffnet, und ich hörte, wie ihre Schritte ſich draußen auf dem Corridor nach der Treppe zu entfernten.

Ich blieb auf meinem Zimmer, bis ich zum Mittagseſſen herabgerufen wurde.

Jennis Vater, als mein Bruder mich ihm vorſtellte, maaß mich mit ſeinen raſchen Augen, ſo daß ich fühlte, es werde meine Perſon im Ueberſchlage abgeſchätzt. Dann fragte er nach meinen Studien und Reiſen, und ob ich Gelegenheit fände, meine Kenntniſſe in der Heimath zu verwerthen. Das Alles geſchah in einer Art, die einem Examen nicht unähnlich war. Zuletzt wurde ich höflich eingeladen, über das neuerbaute Haus mein ſachverſtändiges Urtheil abzugeben, ſobald er von ſeiner Badereiſe zurück ſein werde. — Von dem, was kurz vorher zwiſchen ihm und ſeiner Tochter geſchehen, war bei dem förmlichen Weſen des Mannes nichts zu ſpüren.

Bei Tiſche ſaß er neben meiner Mutter und unterhielt ſie in aufmerkſamſter Weiſe; als dieſe das Geſpräch auf eine gemeinſam verlebte Jugendzeit brachte, verſtand er es ſogar, zu ſcherzen. Er erinnerte ſeine Nachbarin an verſchiedene Bälle, auf denen ſie in dem Harmonieſaale ihrer Vaterſtadt getanzt, und an das lebensgroße Bild eines kleinen wohlbeleibten Amors, das dort an der Tapete geweſen. „Die jungen Damen," ſagte er, „hatten ſolche Scheu davor, daß es dort immer eine Lücke in der Tanzreihe gab."

„Und Sie, Herr Vetter," erwiderte meine Mutter, „waren recht darauf verſeſſen, Ihre Dame immer wieder vor das verfehmte Götterbild zu führen."

Er verneigte ſich galant gegen ſie. „Ich wußte ja, Frau Couſine," ſagte er, „daß Sie mir gegenüber den Amor nicht zu ſcheuen hatten."

Ich ſah, wie bei dieſen Worten ein zartes Roth das noch immer anmuthige Geſicht meiner Mutter überflog; und unwillkürlich dachte ich, ob, wie jetzt ihre Kinder, ſo vielleicht auch ſie in vergangenen Tagen einmal durch gegenſeitige Neigung zu einander gezogen geweſen. Auch Jenni, die bisher ohne

Zeichen der Theilnahme und kaum die Speiſen berührend dageſeſſen, blickte bei dieſen Worten auf; vielleicht hatte ſie ihren Vater noch nie über ſo heitere Dinge reden hören. Dieſer ſelbſt richtete über Tiſch kein Wort an ſeine Tochter, ſondern ſprach wieder über allerlei Verkehrsverhältniſſe mit meinem Bruder. Später aber, beim Kaffee, hörte ich ihn zu meiner Mutter ſagen: „Jenni wird durch die Güte ihrer Kinder nun noch eine Zeit lang hier verweilen; ich reiſe morgen allein weiter. Wir kennen uns ſeit langen Jahren, Frau Couſine; wenn es die Gelegenheit giebt — erzählen ſie ihr von jenen Tagen. — Sie ſoll in nächſter Zeit mit dem alten Manne leben; es wäre vielleicht gut, wenn ſie vorher den jungen etwas kennen lernte.“ Und indem er ſeiner Jugendgenoſſin die Hand drückte, fügte er aufſtehend hinzu: „Sie thun mir damit einen Dienſt, Couſine.“

Der Tag ging hin, ohne daß es mir gelang, Jenni allein zu treffen; ſie vermied es ſichtlich.

Auch Grethe war meiſt draußen in ihrer Wirthſchaft. — Am andern Morgen, als ſie nach der Abreiſe unſeres Gaſtes zu mir in den Garten kam, kreuzte ſie die Hände auf der Bruſt und ſagte lächelnd und mit einem tiefen Seufzer: „Da wären wir denn nun wieder unter uns!“

Bald aber erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß Jenni noch am Vormittag auf mehrere Tage in die Stadt reiſe, um in dem neuen Hauſe ihres Vaters mit deſſen Wirthſchafterin, ich weiß nicht welche Einrichtungen zu beſchaffen.

Ich ſtand allein auf der Terraſſe, als ſie im Reiſeanzug zu mir heraustrat. Sie reichte mir die Hand; aber ich grollte ihr, daß ſie mich jetzt verlaſſen könne. „Warum thuſt Du mir das, Jenni?“ fragte ich. „Hatten denn dieſe Einrichtungen ſolche Eile?“

Sie ſchüttelte den Kopf, indem ſie mich groß und ruhig anblickte; in ihren Augen war, ich kann nicht anders ſagen, ein Ausdruck von erhabener Schwärmerei.

„Und doch gehſt Du?“ fragte ich wieder, „und gerade jetzt?“

„Ich will Dich nicht belügen, Alfred,“ ſagte ſie; „das iſt es nicht; aber ich muß, ich kann nicht anders.“

„So komme ich täglich in die Stadt, um Dir zu helfen.“

Sie erſchrak ſichtlich. „Nein, nein,“ rief ſie, „das darfſt Du nicht!“

„Weshalb denn nicht?“

„Ich weiß nicht; frage mich nicht! — O glaub es doch!“

„Kannſt Du mir nicht vertrauen, Jenni?“

Sie ſtieß einen Laut der Klage aus, ſo ſchmerzlich, wie ich jemals etwas hörte. Dann ſtreckte ſie die Arme nach mir aus, unbekümmert, wer es ſehen möchte; und wie einmal zuvor im Geheimniß der Nacht, ſo hielt ich ſie jetzt im hellſten Sonnenlicht an meinem Herzen. „So bleib denn nicht zu lange!“ bat ich; „mein Vater erwartet mich, meine Zeit hier geht zu Ende.“

Ich ſah auf ihr ſchönes blaſſes Antlitz, da ſie ſchwieg. Sie hatte die Augen geſchloſſen und, als wolle ſie hier ruhen, den Kopf auf meine Schulter gelegt.

Es war nur ein Augenblick. Sie riß ſich los, und wir gingen nach der Vorderſeite des Hauſes, wo ſchon der Wagen bereit ſtand. — Als ſie ein geſtiegen war, hörte ich noch meine Mutter, die ihre Hand gefaßt hatte, ſagen: „So weine doch nicht, Kind! Du weinſt ja, als ob es Dir das Herz abſtieße.“

* * *

Es folgte jetzt trotz alles Sonnenglanzes für mich eine Reihe von grauen Tagen. Es war noch ein Glück, daß mein Bruder mich mit den Entwürfen zu einem neuen Wirthſchaftsgebäude vollſtändig außer Athem hielt. Es war keine Kleinigkeit, ſeine praktiſchen Anforderungen mit den künſtleriſchen, die ich meinerſeits nicht außer Acht laſſen wollte, zu verbinden. Oft fuhr er mir unbarmherzig mit dem Bleiſtift in meinen ſchön gezeichneten Plan hinein; und wir ſtritten hin und her, bis endlich ſogar die beiden Frauen zur Entſcheidung aufgerufen wurden.

Es war am vierten Tage nach Jennis Abreiſe, als ich mit dieſer Arbeit beſchäftigt auf meinem Zimmer ſaß. Es wollte indeß heute nicht von der Hand gehen, und da ich der armen Reißfeder die Schuld gab, ſo ſtand ich auf, um eine andere aus meinem Koffer zu nehmen. Als ich dabei die darin befindliche Wäſche auspackte, fiel mir ein zuſammengefaltetes Papier in die Hand. „Von Jenni," ſtand darauf: darin lag der kleine Schildpattring, den ich kurz zuvor ihr an den Finger geſteckt hatte, und, dadurch geſchlungen, ein langer Streifen ſeidenſchwarzen Haares.

Mein erſtes Gefühl war ein Schauer des Entzückens, ein Gefühl unmittelbarer Nähe der Geliebten; dann aber überkam mich eine unbeſtimmte Beſorgniß. Ich betrachtete das Papier von allen Seiten; aber es war kein Buchſtabe oder Zeichen ſonſt daran. — Nachdem ich vergeblich wieder zu arbeiten verſucht hatte, ging ich in den Saal hinab, wo ich meinen Bruder mit ſeiner Frau in einem Geſpräche über Jenni traf.

„Aber ſo etwas von Augen!" hörte ich Grethe bei meinem Eintritt ſagen.

Ihr Mann ſchien ihr im Scherz das Widerſpiel zu halten; denn er erwiderte: „Du findeſt dieſe wilden Augen doch nicht ſchön?"

„Wild, Hans? Und nicht ſchön? — Aber freilich, Du haſt Recht, ſie ſind ſo ſchön, daß ſie den

Widerſpruch hervorrufen. Und dies — —!“ Sie hielt inne und blickte mit einem mitleidigen Lächeln zu ihrem ſtattlichen Manne empor.

„Was denn, Grethe?“

„Iſt nichts als der Anfang einer Vertheidigung. Aufrichtig, Hans, Du fühlſt ſchon, wie ſie Dir gefährlich wird!“

„Ja, wenn ich Dich nicht hätte!“

„O, auch wenn Du mich haſt.“

Er gab ihr lachend beide Hände. „Halt ſie feſt,“ ſagte er, „ſo ſoll kein hübſcher Teufel mich verführen.“

Aber das ließ ſeine Frau nicht gelten. „Der Teufel iſt in Euch Männern!“ rief ſie. „Ueberhaupt, was haſt Du jetzt immer an dem harmloſen Kind zu nergeln, der Du doch ſonſt allezeit ihr Ritter warſt?“

„Sonſt, Grethe, ja. Aber ſie iſt anders geworden!“ Er beſann ſich einen Augenblick. „Ich ſchäme mich faſt, es zu ſagen. Aber es iſt nur zu gewiß; die Kaufmannstochter iſt in ihr zum Vorſchein gekommen — ſie iſt geizig geworden.“

„Geizig!“ rief Grethe. „Nun wird es zu arg! Jenni, die in der Penſion nur durch die ſtrengſten

Verbote zurückzuhalten war, ſich nicht das Kleid vom Leibe fortzugeben!“

„Sie giebt jetzt keine Kleider mehr fort,“ erwiderte mein Bruder; „ſie verkauft ſie an den Trödler; und zwar kann ich Dir ſagen, daß ſie die Preiſe ſehr genau behandelt.“

Ich hatte, ohne mich in's Geſpräch zu miſchen, aufmerkſam zugehört. Bei dieſen letzten Worten überfiel mich plötzlich eine erſchreckende Klarheit. — Mein Entſchluß war raſch gefaßt. „Kann ich Dein Pferd bekommen, Hans?“ fragte ich.

„Freilich; wohin willſt Du denn?“

„Ich möchte in die Stadt reiten.“

Seine Frau war mir dicht unter die Augen getreten. „Kannſt Du es denn gar nicht länger aushalten, Alfred?“

„Nein, Grethe!“

„Nun, ſo grüß mir Jenni; oder noch beſſer, bring ſie uns ſelber wieder mit zurück!“

Ich ſagte nichts; aber gleich darauf ſaß ich im Sattel; eine Stunde ſpäter war ich in der Stadt und bald auch in der mir wohlbekannten Straße, wo das Haus von Jennis Vater liegen ſollte. Es war unſchwer aufgefunden, und nach mehrmaligem Klingeln wurde die Thür des ſtattlichen Gebäudes von einer ältlichen Frau geöffnet. Als ich nach Fräulein Jenni fragte, erwiderte ſie trocken: „Das Fräulein iſt nicht hier.“

„Nicht hier?“ wiederholte ich; und mein Geſicht mochte die Beſtürzung ausdrücken, die ich bei dieſer Antwort empfand; denn die Alte fragte mich nach meinem Namen. Als ich ihr aber geſagt hatte, wer und woher ich ſei, ſetzte ſie verdrießlich hinzu: „Was fragen Sie denn? Das Fräulein iſt ja den andern Tag ſchon wieder zurückgereiſt.“

Ich ließ die Alte ſtehen und lief aus einer Straße in die andere, bis ich den Hafen erreicht hatte. Die Sonne war ſchon unter und die Rhede weit hinaus mit dem Purpur eines ſtarken Abendroths überglänzt. Dort hatte die Brigg gelegen; jetzt war ſie fort, kein Schiff mehr zu ſehen. Ich ſuchte mit den Arbeitern, die umherſtanden, ein Geſpräch anzuknüpfen, und erfuhr den Namen des Rheders und Schiffes, und daß es vor drei Tagen in See gegangen ſei. Weiteres wußten ſie nicht; außer noch die Schlafſtelle des Capitäns. Ich machte mich ſogleich auf den Weg, und dort brachte ich heraus, daß eine junge ſchöne Dame mit ſchwarzen Haaren ſich am Bord befinden ſolle. Dann ging ich auf das Comptoir des Rheders, wo ich durch Zufall noch den alten Buchhalter an ſeinem Pulte traf; aber er wußte mir keine weitere Auskunft zu geben; denn die Paſſagiere ſeien lediglich Sache des Capitäns.

Ich kehrte ins Hôtel zurück und ließ mein Pferd ſatteln. Schneller, als mein Bruder es erlaubt haben würde, trabte der Rappe heimwärts. Es war ſchon ſpät und der Himmel hing voller Wolken. Wenn der Nachtwind durch die Finſterniß an mir vorüberwehte, ſo flogen meine Gedanken mit, und wie ein Spuk vor meinen Augen ſah ich das Schiff, das ſie hinwegtrug; ein winziger Punkt, ſchwebend in dem flüſſigen Element über den gähnenden Abgründen der Tiefe, umlagert von Nacht in der ungeheuern Oede des Meeres. — Endlich blinkten die Lichter des Gutes vor mir aus den Bäumen.

Hier fand ich Alles in Trauer und Beſtürzung. Es war ein Brief von Jenni da, datirt vom Bord der Brigg „Eliſabeth.“ Sie war fort, übers Meer, zu ihrer Mutter; wie ſie es mir geſagt hatte, wie ſie es hier wiederholte, um eine heilige Pflicht zu erfüllen. In den innigſten, ſüßeſten Worten bat ſie Alle, ihr zu verzeihen. Mein Name war in dem Briefe nicht genannt; aber ich hatte ja meinen Gruß im Stillen ſchon empfangen. Auch ihres Vaters hatte ſie nicht erwähnt.

Am andern Tage waren mein Bruder und ich wieder in der Stadt; aber nur, um dort die Ueberzeugung zu erlangen, daß die Brigg „Eliſabeth“ nicht mehr zu erreichen ſei.

Dann, ohne erſt mit Hans zurückzukehren, reiſte ich geradeswegs nach Pyrmont. Einige Augenblicke nach meiner Ankunft ſtand ich Jennis Vater gegenüber und berichtete ihm die Flucht ſeiner Tochter. — Ich hatte mir gedacht, den ſchon ältlichen Mann unter dieſer Nachricht zuſammenbrechen zu ſehen; aber es war kein Schmerz, es war ein Blitz des Jähzornes, der aus ſeinen Augen fuhr. Die Fauſt auf dem Tiſch ballend, daß die mageren Knöchel ſcharf hervorſtanden, ſtieß er Verwünſchungen gegen ſeine Tochter aus. „Möge ſie gehen, wohin ſie gehört!“ rief er, „dieſe Raſſe iſt nicht zu beſſern; verflucht der Tag, wo ich das geglaubt habe!“ Dann aber wurde er plötzlich ſtill; er ſetzte ſich und ſtützte den Kopf in ſeine Hand. Und wie zu ſich ſelber ſprach er: „Was red' ich denn! Es iſt mein eigen Blut; das Andre — iſt meine Schuld. Was kann das Kind dafür! Es hat zu ſeiner Mutter gewollt.“ Und die Arme ausſtreckend und vor ſich hinſtarrend rief er laut: „O Jenni, meine Tochter, mein Kind, was hab' ich Dir gethan!“ — Er ſchien meine Gegenwart vergeſſen zu haben, und ich ließ ihn ungeſtört gewähren. „Wir ſind ja Menſchen,“ fuhr er fort; „Du hätteſt mir das verzeihen ſollen; aber ich verſtand es nicht, zu Dir zu ſprechen; das war es, wir konnten nicht zu einander kommen.“

Da, in dieſem Augenblicke wagte ich es, ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen und ihm zu ſagen, daß wir uns liebten. Und der gebrochene Mann griff danach wie nach einem Strohhalm und bat mich, ihm ſein Kind zurückzubringen.

Was ſoll ich viel erzählen! Tags darauf reiſte ich wieder ab; aber zuvor gab er mir einen Brief an ſeine Tochter, den er in der Nacht geſchrieben hatte. Und glaub mir, diesmal iſt es keine Quittung; Zorn und Liebe, Anklage und Entſchuldigung, wie ſie während des langen Abends, den wir noch zuſammenſaßen, in ſeinen Worten wechſelten, werden auch in dieſem Briefe ſein.

Das Uebrige — ſo ſchloß Alfred ſeine Erzählung — iſt Dir bekannt. Hier ſtehe ich, ausgerüſtet mit allen Vollmachten und väterlichen Conſenſen, und harre des Glockenſchlags, um meine Brautfahrt anzutreten.“ —

Noch eine Stunde etwa waren wir beiſammen; dann ſchlug es drei vom Kirchthurm und ein Packträger kam, um Alfreds Koffer an den Hafen hinabzutragen.

Ich geleitete meinen jungen Freund. Es war eine kühle Nacht; ein ſcharfer Oſtwind regte das Waſſer auf und warf das Boot polternd gegen die Hafentreppe. Alfred ſtieg ein und reichte mir die Hand herüber. „Nicht wahr, Alfred,“ ſagte ich, die Bewegung des Abſchieds in einen Scherz verhüllend; „mit Jenni oder niemals?“

„Nein, nein!“ rief er zurück, während ſchon das Boot in die Nacht hinausſteuerte: „Mit Jenni, aber jedenfalls!“

* * *

Ueber ein halbes Jahr iſt ſeit jener Nacht vergangen. Auf das Gut bin ich noch nicht hinausgekommen; aber eben jetzt, wo die erſten Mailüfte mir in's offene Fenſter ſpielen, iſt eine erneuete Einladung an mich eingelaufen, und ich werde mich diesmal nicht vergebens bitten laſſen. Vor mir liegen zwei Briefe; beide datirt aus Chriſtiansſtadt auf St. Croix; der eine, von Jenni an Alfred, iſt in deſſen Abweſenheit von ſeiner Schwägerin erbrochen worden. Er lautet:

„Ich habe meine Mutter gefunden; ohne Mühe, denn ſie hält ein großes Logirhaus in der Nähe des Hafens. Sie iſt noch ſchön und von blühender Geſundheit; aber in ihren Zügen, deren Umriß ich zwar noch erkenne, ſuche ich vergebens, wonach ich die langen Jahre mich geſehnt habe. — Ich muß Dir Alles ſagen, Alfred; es iſt anders, als ich mir gedacht. Ich habe eine Scheu vor dieſer Frau; mich ſchaudert, wenn ich daran denke, wie ſie bei der erſten Mittagstafel mich einer Anzahl Herren als ihre Tochter vorſtellte. Gleich darauf, in einem Gemiſch aller lebenden Sprachen, gab ſie laut und prunkend die Geſchichte ihrer Jugend preis; — Alles, was im Geheim an mir genagt, und was ich in die ſchwärzeſte Nacht hätte verbergen mögen.

Die meiſten Gäſte und Koſtgänger ſind Farbige; einer von ihnen aber, ein reicher Mulatte, ſcheint das ganze Hausweſen zu regieren; meiner Mutter begegnet er mit einer Vertraulichkeit, die mir das Blut heiß in's Geſicht jagt. Und dieſer Menſch, Alfred — er hat das Zähnefletſchen eines Hundes, — verlangt mich zum Weibe; und meine Mutter ſelbſt drängt mich dazu, bald durch ihre ungezähmten Liebkoſungen, womit ſie mich faſt erſtickt, bald in aller Fremden Gegenwart mit kreiſchenden Drohungen und Vorwürfen. — Ich muß mitunter wie ſinnverwirrt in das Geſicht dieſer Frau ſtarren; mir iſt, als ſähe ich auf eine Maske, die ich herabreißen müßte, um darunter das ſchöne Antlitz wiederzufinden, das noch aus meiner Kindheit zu mir herüberblickt; als würde ich dann auch die Stimme wieder hören, die mich einſt in den Schlaf geſummt, ſüß wie Bienengetön. — — O es iſt Alles furchtbar, was mich hier umgiebt! Früh Morgens ſchon, denn meine Schlafkammer liegt nach der Hafenſeite, wecken mich die Stimmen der ſchwarzen Arbeiter und Laſtträger. Solche Laute kennt ihr drüben nicht; das iſt wie Geheul, wie Thierſchrei; ich zittre vor Entſetzen, wenn ich es höre, und begrabe den Kopf in meine Kiſſen; denn hier in dieſem Lande gehöre ich ſelbſt zu Jenen; ich bin ihres Blutes, Glied an Glied reicht die Kette von ihnen bis zu mir hinan. Mein Vater hatte Recht; und doch — — mir ſchwindelt, wenn ich in dieſen Abgrund blicke. Ich werfe mich an deine Bruſt; Alfred, hilf mir, ach, hilf mir!“

Und die Hülfe war nicht fern geweſen; der andere Brief iſt von Alfred an ſeine Schweſter, und das Datum nur um wenige Tage ſpäter. Die frohe Zuverſicht, mit der er ſeine Reiſe antrat, hat ihm auch dort den Preis gewinnen helfen.

„Schon von Bord aus“ — ſo ſchreibt er — „wurde ich zu Jennis Mutter in's Quartier gewieſen. Jenni ſelbſt war die Erſte, die mir bei meinem Eintritt auf dem Flur begegnete; ſie flog mit einem Schrei der Freude in meine Arme. — Seither habe ich denn auch die Mutter genügend kennen gelernt: ſie iſt eine wohlbeleibte, noch immer hübſche Frau die in bunten ſeidnen Kleidern daherrauſcht und in einer ganz unmöglichen Sprache redet; je nachdem, ob mit den Gäſten oder mit dem Geſinde, in ſanften oder auch wohl in etwas kreiſchenden Tönen. Von Jennis Vater ſpricht ſie mit dankbarem Reſpect und nennt ihn den „guten nobelen Herrn,“ durch deſſen Freigebigkeit ſie in dieſe behaglichen Verhältniſſe gekommen ſei. Nichts liegt ihr ferner, als ein Verlaſſen ihrer Heimathinſel oder gar eine Heirath mit dem vornehmen Vater ihrer Tochter. Sie iſt hier an ihrem Platze und befindet ſich ſo wohl, daß es für Jenni eine faſt herbe Enttäuſchung geweſen ſein muß, ſtatt des geträumten Elendes, zu deſſen Heilung ſie alle Bande in der alten Welt zerriſſen hatte, eine ſo niedrige Region vorzufinden, in der ſolch edles Leid gar nicht gedeihen kann. — Nichts deſtoweniger hat die Ankunft der Tochter dieſer lebhaften Frau eine große Freude bereitet; und ſie hat ſie oft genug vor meinen Augen mit einer ungeſtümen, ich möchte ſagen, elementariſchen Zärtlichkeit überſchüttet. Da ſie mit dem ſchönen Mädchen vor den Gäſten prunken will, ſo iſt ſie unaufhörlich bemüht, ſie herauszuputzen, und Jenni hat alle Noth, ſich der brennenden Farben zu erwehren, welche die Mutter für ſie ausſucht. Aber nicht genug;

ſie hatte ihr unter den Gäſten des Hauſes einen reichen Herrn zum Gemahl auserſehen, in dem mir noch ein erhebliches Maaß des hier ſo verfehmten Blutes zu circuliren ſcheint, und zu dem Ende ſchon die ernſtlichſten Anſtalten in's Werk geſetzt. Da bin ich denn dazwiſchen getreten; und der Wille und die Vollmacht des „guten nobelen Herrn" haben Alles auf's Leichteſte geſchlichtet.

Ich fühle wohl, es war nicht nur ein Schrei der Freude, ſondern auch der Erlöſung, womit Jenni mich begrüßte. Aber es iſt gut ſo; ſie mußte auch das erſt erfahren; denn nur, wie es jetzt geſchehen, konnte ſie wirklich mein werden; und fehlt ihr der Blick nach rückwärts in eine Familie, ſo wird ſie einen Mann haben, der ſtolz und glücklich iſt, ein neues Haus mit ihr zu gründen und ſein künftiges Geſchlecht aus ihrem Schooße emporblühen zu ſehn. Denn ich ſchreibe dies an unſerem Hochzeitstage. — Ihr hättet nur ſehen ſollen, in welch' leuchtend grüner Seide die wackre bewegliche Dame zwiſchen den Stammgäſten des Hauſes der Hochzeitstafel präſidirte, wie ſtolz ſie auf ihre wunderſchöne Tochter und — ich kann es nicht leugnen — auch auf ihren

Schwiegerſohn war, und welche unglaublichen Toaſte ſie in drei Sprachen zugleich auf das Wohl der Neuvermählten ausbrachte. In den erſten Frühlingstagen hoffen wir bei Euch einzutreffen. Und Du, Grethe, wirſt nicht eiferſüchtig in Deiner Freundſchaft werden, wenn ich Dir vertraue, was Jenni mir eben zugeflüſtert: „Nun, Alfred, hilf mir, daß ich zu meinem Vater komme!“

Dieſe Briefe waren dem Einladungsſchreiben der beiden Eheleute angeſchloſſen. „Alſo kommen Sie,“ — hieß es in dem letzteren von Frau Grethe's Hand — „Jennis Vater iſt ſchon hier; Alfreds Eltern treffen noch heute ein; ſogar Tante Joſephine kommt, obgleich ſie mitunter noch einige Bedenken äußern ſoll hinſichtlich einer Perſon, die ſchon in ihren Kinderjahren ſo ruchlos mit engliſchen Nähnadeln umgegangen iſt. — Wir ſind aus unſern Winterquartieren ſchon wieder in den hellen Gartenſaal eingezogen. Vom Raſen her weht der Duft der Maililien durch die offenen Flügelthüren und drüben im Luſthain am Teiche, wo die Venus ſteht, ſind die Uferränder blau von Veilchen.“

Und in der kräftigen Handſchrift meines Freundes Hans ſtand dahinter:

„Die Brigg „Eliſabeth“ hat am letzten Sonntage Liſſabon paſſirt; Jenni und Alfred ſind an Bord; in einigen Tagen können ſie bei uns ſein; denn ſchon wehen günſtige Winde und bringen die Beiden und ihr Glück.“

Im Saal.

Am Nachmittag war Kindtaufe geweſen; nun war es gegen Abend. Die Eltern des Täuflings ſaßen mit den Gäſten im geräumigen Saal, unter ihnen die Großmutter des Mannes; die Andern waren ebenfalls nahe Verwandte, junge und alte, die Großmutter aber war ein ganzes Geſchlecht älter, als die älteſten von dieſen. Das Kind war nach ihr „Barbara" getauft werden; doch hatte es auch noch einen ſchöneren Namen erhalten, denn Barbara allein klang doch gar zu altfränkiſch für das hübſche kleine Kind. Dennoch ſollte es mit dieſem Namen gerufen werden; ſo wollten es beide Eltern, wie viel auch die Freunde dagegen einzuwenden hatten. Die alte Großmutter aber erfuhr nichts davon, daß die Brauchbarkeit ihres langbewährten Namens in Zweifel gezogen war.

Der Prediger hatte nicht lange nach Verrichtung ſeines Amtes den Familienkreis ſich ſelbſt überlaſſen; nun wurden alte, liebe, oft erzählte Geſchichten hervorgeholt und nicht zum letzten Male wieder erzählt. Sie kannten ſich Alle; die Alten hatten die Jungen aufwachſen, die Aelteſten die Alten grau werden ſehen; von Allen wurden die anmuthigſten und ſpaßhafteſten Kindergeſchichten erzählt; wo kein Anderer ſie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte Niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller Andern; die außer ihr ſelbſt etwas davon wiſſen konnten, hätten weit über jedes Menſchenalter hinaus ſein müſſen. — Unter ſolchen Geſprächen war es abendlich geworden. Der Saal lag gegen Weſten, ein rother Schimmer fiel durch die Fenſter noch auf die Gypsroſen an den weißen, mit Stuckaturarbeit gezierten Wänden; dann verſchwand auch der. Aus der Ferne konnte man ein dumpfes eintöniges Rauſchen in der jetzt eingetretenen Stille vernehmen. Einige der Gäſte horchten auf.

„Das iſt das Meer,„ ſagte die junge Frau.

„Ja,“ ſagte die Großmutter, „ich habe es oft gehört; es iſt ſchon lange ſo geweſen.“

Dann ſprach wieder Niemand; draußen vor den Fenſtern in dem ſchmalen Steinhof ſtand eine große Linde, und man hörte, wie die Sperlinge unter den Blättern zur Ruhe gingen. Der Hauswirth hatte die Hand ſeiner Frau gefaßt, die ſtill an ſeiner Seite ſaß, und heftete die Augen an die krauſe alterthümliche Gypsdecke.

„Was haſt Du?“ fragte ihn die Großmutter.

„Die Decke iſt geriſſen,“ ſagte er, „die Simſe ſind auch geſunken. Der Saal wird alt, Großmutter, wir müſſen ihn umbauen.“

„Der Saal iſt noch nicht ſo alt,“ erwiderte ſie, „ich weiß noch wohl, als er gebaut wurde.“

„Gebaut? Was war denn früher hier?“

„Früher?“ wiederholte die Großmutter; dann verſtummte ſie eine Weile, und ſaß da, wie ein lebloſes Bild; ihre Augen ſahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Weſen lange dahin war. Dann ſagte ſie: „Es iſt achtzig Jahre her; Dein Großvater und ich, wir haben es uns oft nachher erzählt — die Saalthür führte dazumal nicht in einen Hausraum, ſondern aus dem Hauſe hinaus in einen kleinen Ziergarten; es iſt aber nicht mehr dieſelbe Thür, die alte hatte Glasſcheiben, und man ſah dadurch gerade in den Garten hinunter, wenn man zur Hausthür hereintrat. Der Garten lag drei Stufen tiefer, die Treppe war an beiden Seiten mit buntem chineſiſchen Geländer verſehen. Zwiſchen zwei von niedrigem Bux eingefaßten Rabatten führte ein breiter, mit weißen Muſcheln ausgeſtreuter Steig nach einer Lindenlaube, davor zwiſchen zweien Kirſchbäumen hing eine Schaukel; zu beiden Seiten der Laube an der hohen Gartenmauer ſtanden ſorgfältig aufgebundene Aprikoſenbäume. — Hier konnte man Sommers in der Mittagsſtunde Deinen Urgroßvater regelmäßig auf- und abgehen ſehen, die Aurikel und holländiſchen Tulpen auf den Rabatten ausputzend oder mit Baſt an weiße Stäbchen bindend. Er war ein ſtrenger, accurater Mann mit militäriſcher Haltung, und ſeine ſchwarzen Augbrauen gaben ihm bei den weißgepuderten Haaren ein vornehmes Anſehen.

So war es einmal an einem Auguſtnachmittage, als Dein Großvater die kleine Gartentreppe herab kam; aber dazumalen war er noch weit vom Großvater entfernt. — Ich ſehe es noch vor meinen alten Augen, wie er mit ſchlankem Tritt auf Deinen Urgroßvater zuging. Dann nahm er ein Schreiben aus einer ſauber geſtickten Brieftaſche und überreichte es mit einer anmuthigen Verbeugung. Er war ein feiner junger Menſch mit ſanften freundlichen Augen und der ſchwarze Haarbeutel ſtach angenehm bei den lebhaften Wangen und dem perlgrauen Tuchrocke ab. — Als Dein Urgroßvater das Schreiben geleſen hatte, nickte er und ſchüttelte Deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm ſchon gut ſein; denn er that ſelten dergleichen. Dann wurde er in's Haus gerufen und Dein Großvater ging in den Garten hinab.

In der Schaukel vor der Laube ſaß ein achtjähriges Mädchen; ſie hatte ein Bilderbuch auf dem Schooß, worin ſie eifrig las; die klaren goldnen Locken hingen ihr über das heiße Geſichtchen herab, der Sonnenſchein lag brennend darauf.

„Wie heißt Du?“ fragte der junge Mann.

Sie ſchüttelte das Haar zurück, und ſagte: „Barbara.“

„Nimm Dich in Acht, Barbara; Deine Locken ſchmelzen ja in der Sonne.“

Die Kleine fuhr mit der Hand über das heiße Haar, der junge Mann lächelte, — und es war ein ſehr ſanftes Lächeln. — — „Es hat nicht Noth,“ ſagte er; „komm wir wollen ſchaukeln.“

Sie ſprang heraus: „Wart, ich muß erſt mein Buch verwahren.“ Dann brachte ſie es in die Laube. Als ſie wiederkam, wollte er ſie hineinheben. „Nein,“ ſagte ſie, „ich kann ganz allein.“ Dann ſtellte ſie ſich auf das Schaukelbrett und rief: „Nur zu!“ — Und nun zog Dein Großvater, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links um die Schultern tanzte; die Schaukel mit dem kleinen Mädchen ging im Sonnenſchein auf und nieder, die klaren Locken wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr nicht hoch genug! Als aber die Schaukel rauſchend in die Lindenzweige flog, fuhren die Vögel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikoſen auf die Erde herabrollten.

„Was war das?“ ſagte er und hielt die Schaukel an.

Sie lachte, wie er ſo fragen könne. „Das war der Zritſch,“ ſagte ſie, „er iſt ſonſt gar nicht ſo bange.“

Er hob ſie aus der Schaukel, und ſie gingen zu den Spalieren: da lagen die dunkelgelben Früchte zwiſchen dem Geſträuch. „Dein Iritſch hat dich tractirt!“ ſagte er. Sie ſchüttelte mit dem Kopf und legte eine ſchöne Aprikoſe in ſeine Hand. „Dich!“ ſagte ſie leiſe.

Nun kam Dein Urgroßvater wieder in den Garten zurück. „Nimm Er ſich in Acht,“ ſagte er lächelnd, „Er wird ſie ſonſt nicht wieder los.“ Dann ſprach er von Geſchäftsſachen, und beide gingen in's Haus.

Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tiſch ſitzen; der junge freundliche Mann hatte für ſie gebeten. — So ganz, wie ſie es gewünſcht hatte, kam es freilich nicht; denn der Gaſt ſaß oben an ihres Vaters Seite; ſie aber war nur noch ein kleines Mädchen, und mußte ganz unten bei dem allerjüngſten Schreiber ſitzen. Darum war ſie auch ſo bald mit dem Eſſen fertig; dann ſtand ſie auf und ſchlich ſich an den Stuhl ihres Vaters. Der aber ſprach mit dem jungen Mann ſo eifrig über Conto und Disconto, daß dieſer für die kleine Barbara gar keine Augen hatte. — Ja, ja, es iſt achtzig Jahre her; aber die alte Großmutter denkt es noch wohl, wie die kleine Barbara damals recht ſehr ungeduldig wurde und auf ihren guten Vater gar nicht zum Beſten zu ſprechen war. Die Uhr ſchlug zehn, und nun mußte ſie gute Nacht ſagen. Als ſie zu Deinem Großvater kam, fragte er ſie: „Schaukeln wir morgen?“ und die kleine Barbara wurde wieder ganz vergnügt. — „Er iſt ja ein alter Kindernarr, Er!“ ſagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er ſelbſt recht unvernünftig in ſein kleines Mädchen verliebt.

Am andern Tage gegen Abend reiſte Dein Großvater fort.

Dann gingen acht Jahre hin. Die kleine Barbara ſtand oft zur Winterzeit an der Glasthür und hauchte die gefrornen Scheiben an; dann ſah ſie durch das Guckloch in den beſchneiten Garten hinab und dachte an den ſchönen Sommer, an die glänzenden Blätter und an den warmen Sonnenſchein, an den Zeiſig, der immer in den Spalieren niſtete, und wie einmal die reifen Aprikoſen zur Erde gerollt waren, und dann dachte ſie an einen Sommertag und zuletzt immer nur an dieſen einen Sommertag, wenn ſie an den Sommer dachte. — So gingen die Jahre hin; die kleine Barbara war nun doppelt ſo alt und eigentlich gar nicht mehr die kleine Barbara; aber der eine Sommertag ſtand noch immer als ein heller Punkt in ihrer Erinnerung. — Dann war er endlich eines Tages wirklich wieder da.

„Wer?“ fragte lächelnd der Enkel, „der Sommertag?“

„Ja,“ ſagte die Großmutter, „ja, Dein Großvater. Es war ein rechter Sommertag.“

„Und dann?“ fragte er wieder.

„Dann,“ ſagte die Großmutter, „gab es ein Brautpaar, und die kleine Barbara wurde Deine Großmutter, wie ſie hier unter Euch ſitzt und die alten Geſchichten erzählt. — So weit war's aber noch nicht. Erſt gab es eine Hochzeit, und dazu ließ Dein Urgroßvater den Saal bauen. Mit dem Garten und den Blumen war's nun wohl vorbei; es hatte aber nicht Noth, er bekam bald lebendige Blumen zur Unterhaltung in ſeinen Mittagsſtunden. Als der Saal fertig war, wurde die Hochzeit gehalten. Es war eine luſtige Hochzeit, und die Gäſte ſprachen noch lange nachher davon. — Ihr, die Ihr hier ſitzt, und die Ihr jetzt allenthalben dabei ſein müßt, Ihr waret freilich nicht dabei; aber Eure Väter und Großväter, Eure Mütter und Großmütter, und das waren auch Leute, die ein Wort mitzuſprechen wußten. Es war damals freilich noch eine ſtille, beſcheidene Zeit; wir wollten noch nicht Alles beſſer wiſſen, als die Majeſtäten und ihre Miniſter; und wer ſeine Naſe in die Politik ſteckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuſter, ſo ließ man die Stiefeln bei ſeinem Nachbar machen. Die Dienſtmädchen hießen noch alle Trine und Stine, und jeder trug den Rock nach ſeinem Stande. Jetzt tragt Ihr ſogar Schnurrbärte wie Junker und Kavaliere. Was wollt Ihr denn? Wollt Ihr alle mit regieren?"

„Ja, Großmutter," ſagte der Enkel.

„Und der Adel, und die hohen Herrſchaften, die doch dazu geboren ſind? was ſoll aus denen werden?"

„O — — Adel — —" ſagte die junge Mutter, und ſah mit ſtolzen liebevollen Augen zu ihrem Mann hinauf.

Der lächelte und ſagte: „Streichen, Großmutter; oder wir werden alle Freiherrn, ganz

Deutſchland mit Mann und Maus. Sonſt ſeh ich keinen Rath.“

Die Großmutter erwiderte nichts darauf; ſie ſagte nur: „Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeſchichten geredet: die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren eben ſo vergnügt dabei, als Ihr in Euren neumodiſchen Geſellſchaften. Bei Tiſche wurden ſpaßhafte Räthſel aufgegeben und Leberreime gemacht, beim Deſſert wurde geſungen „Geſundheit, Herr Nachbar, das Gläschen iſt leer“ und alle die andern hübſchen Lieder, die nun vergeſſen ſind; Dein Großvater mit ſeiner hellen Tenorſtimme war immer herauszuhören. — Die Menſchen waren damals noch höflicher gegen einander; das Disputiren und Schreien galt in einer feinen Geſellſchaft für ſehr unziemlich. — Nun, das iſt Alles anders geworden; — aber Dein Großvater war ein ſanfter friedlicher Mann. Er iſt ſchon lange nicht mehr auf dieſer Welt; er iſt mir weit vorausgegangen; es wird wohl Zeit, daß ich nachkomme.“

Die Großmutter ſchwieg einen Augenblick, und es ſprach Niemand. Nur ihre Hände fühlte ſie ergriffen; ſie wollten ſie Alle noch behalten. Ein friedliches Lächeln glitt über das alte liebe Geſicht; dann ſah ſie auf ihren Enkel und ſagte: „Hier im Saal ſtand auch ſeine Leiche; Du warſt damals erſt ſechs Jahre alt, und ſtandeſt am Sarg zu weinen. Dein Vater war ein ſtrenger rückſichtsloſer Mann. „Heule nicht Junge,“ ſagte er, und hob Dich auf den Arm. „Sieh her, ſo ſieht ein braver Mann aus, wenn er geſtorben iſt.“ Dann wiſchte er ſich heimlich ſelbſt eine Thräne vom Geſicht. Er hatte immer eine große Verehrung für Deinen Großvater gehabt. Jetzt ſind ſie Alle hinüber; — und heute hab’ ich hier im Saal meine Urenkelin aus der Taufe gehoben, und Ihr habt ihr den Namen Eurer alten Großmutter gegeben. Möge der liebe Gott ſie eben ſo glücklich und zufrieden zu meinen Tagen kommen laſſen!“

Die junge Mutter fiel vor der Großmutter auf die Kniee und küßte ihre feinen Hände.

Der Enkel ſagte: „Großmutter, wir wollen den alten Saal ganz umreißen und wieder einen Ziergarten pflanzen; die kleine Barbara iſt auch wieder da. Die Frauen ſagen ja, ſie iſt Dein Ebenbild; ſie ſoll wieder in der Schaukel ſitzen und die Sonne ſoll wieder auf goldene Kinderlocken ſcheinen; vielleicht kommt dann auch eines Sommernachmittags der Großvater wieder die kleine chineſiſche Treppe herab, vielleicht — —"

Die Großmutter lächelte: „Du biſt ein Phantaſt," ſagte ſie; „Dein Großvater war es auch."

In St. Jürgen.

Es iſt nur ein ſchmuckloſes Städtchen, meine Vaterſtadt; ſie liegt in einer baumloſen Küſtenebene und ihre Häuſer ſind alt und finſter. Dennoch habe ich ſie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menſchen heilige Vögel ſcheinen dieſe Meinung zu theilen. Bei hoher Sommerluft ſchweben fortwährend Störche über der Stadt, die ihre Neſter unten auf den Dächern haben; und wenn im April die erſten Lüfte aus dem Süden wehen, ſo bringen ſie gewiß die Schwalben mit, und ein Nachbar ſagt's dem andern, daß ſie gekommen ſind. — So iſt es eben jetzt. Unter meinem Fenſter im Garten blühen die erſten Veilchen, und drüben auf der Planke ſitzt auch ſchon die Schwalbe und zwitſchert ihr altes Lied:

„Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm;“

und je länger ſie ſingt, je mehr gedenke ich einer längſt Verſtorbenen, der ich für manche gute Stunde meiner Jugend zu danken habe.

Meine Gedanken gehen die lange Straße hinauf bis zum äußerſten Ende, wo das St. Jürgensſtift liegt; denn auch unſere Stadt hat ein ſolches, wie im Norden die meiſten Städte von einiger Bedeutung. Das jetzige Haus iſt im ſechzehnten Jahrhundert von einem unſerer Herzöge erbaut und durch den Wohlthätigkeitsſinn der Bürger allmälig zu einem gewiſſen Reichthume gediehen, ſo daß es nun für alte Menſchen, die nach der Noth des Lebens noch vor der ewigen Ruhe den Frieden ſuchen, einen gar behaglichen Aufenthaltsort bildet. — Mit der einen Seite ſtreckt es ſich an dem St. Jürgenskirchhof entlang, unter deſſen mächtigen Linden ſchon die erſten Reformatoren gepredigt haben: die andere liegt nach dem innern Hofe und einem angrenzenden ſchmalen Gärtchen, aus dem in meiner Jugendzeit die Pfründnerinnen ſich ihr Sträußchen zum ſonntäglichen Gottesdienſte pflückten. Unter zwei ſchweren gothiſchen Giebeln führt ein dunkler Thorweg von der Straße her in dieſen Hof, von welchem aus man durch eine Reihe von Thüren in das Innere des Hauſes, zu der geräumigen Kapelle und zu den Zellen der Stiftsleute gelangt.

Durch jenes Thor bin ich als Knabe oft gegangen; denn ſeitdem, lange vor meiner Erinnerung, die große St. Marienkirche wegen Baufälligkeit abgebrochen war, wurde der allgemeine Gottesdienſt viele Jahre hindurch in der Kapelle des St. Jürgenſtiftes gehalten.

Wie oft zur Sommerzeit, ehe ich in die Kapellenthür trat, bin ich in der Stille des Sonntagmorgens zögernd auf dem ſonnigen Hofe ſtehen geblieben, den von dem nebenliegenden Gärtchen her, je nach der Jahreszeit, Goldlack-, Nelken- oder Reſedaduft erfüllte. — Aber dies war nicht das Einzige, weshalb mir derzeit der Kirchgang ſo lieblich ſchien; denn oftmals, beſonders wenn ich ein Stündchen früher auf den Beinen war, ging ich weiter in den Hof hinab und lugte nach einem von der Morgenſonne beleuchteten Fenſterchen im obern Stock, an deſſen einer Seite zwei Schwalben ſich ihr Neſt gebaut hatten. Der eine Fenſterflügel ſtand meiſtens offen; und wenn meine Schritte auf dem Steinpflaſter laut wurden, ſo bog ſich wohl ein Frauenkopf mit grauem glattgeſcheitelten Haar unter einem ſchneeweißen Häubchen daraus hervor und nickte freundlich zu mir herab. „Guten Morgen, Hanſen,“ rief ich dann; denn nur bei dieſem, ihrem Familiennamen, nannten wir Kinder unſere alte Freundin; wir wußten kaum, daß ſie auch noch den wohlklingenden Namen „Agnes“ führte, der einſt, da ihre blauen Augen noch jung und das jetzt graue Haar noch blond geweſen, gar wohl zu ihr gepaßt haben mochte. Sie hatte viele Jahre bei der Großmutter gedient, und dann, ich mochte damals in meinem zwölften Jahre ſein, als die Tochter eines Bürgers, der der Stadt Laſten getragen, im Stifte Aufnahme gefunden. Seitdem war eigentlich für uns aus dem großmütterlichen Hauſe die Hauptperſon verſchwunden; denn Hanſen wußte uns alle Zeit, und ohne daß wir es merkten, in behagliche Thätigkeit zu ſetzen; meiner Schweſter ſchnitt ſie die Muſter zu neuen Puppenkleidern, während ich mit dem Bleiſtift in der Hand nach ihrer Angabe allerlei künſtliche Prendelſchrift anfertigen oder auch wohl ein jetzt ſelten gewordenes Bild der alten Kirche nachzeichnen mußte, das in ihrem Beſitze war. Nur Eines iſt mir ſpäter in dieſem Verkehr aufgefallen: niemals hat ſie uns ein Märchen oder eine Sage erzählt, an welchen beiden doch unſere Gegend ſo reich iſt; ſie ſchien es vielmehr als etwas Unnützes oder gar Schädliches zu unterdrücken, wenn ein Anderer von ſolchen Dingen anheben wollte. Und doch war ſie nichts weniger als eine kalte oder phantaſieloſe Natur. — Dagegen hatte ſie an allem Thierleben ihre Freude; beſonders liebte ſie die Schwalben und wußte ihren Neſterbau erfolgreich gegen den Kehrbeſen der Großmutter zu vertheidigen, deren faſt holländiſche Sauberkeit ſich nicht wohl mit den kleinen Eindringlingen vertragen konnte. Auch ſchien ſie das Weſen dieſer Vögel genauer beobachtet zu haben. So entſinne ich mich, daß ich ihr einſt eine Thurmſchwalbe brachte, die ich wie leblos auf dem Steinpflaſter des Hofes gefunden hatte. „Das ſchöne Thier wird ſterben,“ ſagte ich, indem ich traurig das glänzende braunſchwarze Gefieder ſtreichelte; aber Hanſen ſchüttelte den Kopf. „Die?“ ſagte ſie, „das iſt die Königin der Luft; ihr fehlt nichts als der freie Himmel! Die Angſt vor einem

Habicht wird ſie zu Boden geworfen haben; da hat ſie mit den langen Schwingen ſich nicht helfen können." Dann gingen wir in den Garten; ich mit der Schwalbe, die ruhig in meiner Hand lag, mich mit den großen braunen Augen anſehend. „Nun wirf ſie in die Luft!" rief Hanſen. Und ſtaunend ſah ich, wie, von meiner Hand geworfen, der ſcheinbar lebloſe Vogel gedankenſchnell ſeine Schwingen ausbreitete und mit hellem Zwitſcherlaut wie ein befiederter Pfeil in dem ſonnigen Himmelsraum dahinſchoß. „Vom Thurm aus," ſagte Hanſen, „ſollteſt Du ſie fliegen ſehen; das heißt von dem Thurm der alten Kirche, der noch ein Thurm zu nennen war."

Dann, mit einem Seufzer meine Wangen ſtreichelnd, ging ſie in's Haus zurück an die gewohnte Arbeit. „Weßhalb ſeufzt denn Hanſen ſo?" dachte ich. — Die Antwort auf dieſe Frage erhielt ich erſt viele Jahre ſpäter, aus einem mir damals gänzlich fremden Munde.

Nun war ſie in den Ruheſtand verſetzt, aber ihre Schwalben hatten ſie zu finden gewußt, und auch wir Kinder wußten ſie zu finden. Wenn ich am

Sonntagmorgen vor der Kirchzeit in das ſaubere Stübchen der alten Jungfrau trat, pflegte ſie ſchon im feiertäglichen Anzuge vor ihrem Geſangbuche zu ſitzen. Wollte ich dann neben ihr auf dem kleinen Kanapee Platz nehmen, ſo ſagte ſie wohl: „Ei was, da ſiehſt Du ja die Schwalben nicht!“ Dann räumte ſie einen Geranien- oder einen Nelkenſtock von der Fenſterbank und ließ mich in der tiefen Fenſterniſche auf ihrem Lehnſtuhl niederſitzen. „Aber ſo fechten mit den Armen darfſt Du nicht,“ fügte ſie dann lächelnd hinzu: „ſo junge muntere Geſellen ſehen ſie nicht alle Tage!“ Und dann ſaß ich ruhig und ſah, wie die ſchlanken Vögel im Sonnenſcheine ab und zu flogen, ihr Neſt bauten oder ihre Jungen fütterten, während Hanſen mir gegenüber von der Herrlichkeit der alten Zeit erzählte: von den Feſten im Hauſe meines Urgroßvaters, von den Aufzügen der alten Schützengilde oder — und das war ihr Lieblingsthema — von der Bilder- und Altarpracht der alten Kirche, in der ſie ſelbſt noch zur Enkelin des letzten Thürmers Gevatter geſtanden hatte; bis dann endlich von der Kapelle her der erſte Orgelton zu uns herüber brauſte. Dann ſtand ſie auf und wir gingen mit einander durch einen ſchmalen endloſen Corridor, welcher nur durch die verhangenen Thürfenſterchen der zu beiden Seiten liegenden Zellen ein karges Dämmerlicht empfing. Hier und dort öffnete ſich eine dieſer Thüren; und in dem Schein, der einige Augenblicke die Dunkelheit unterbrach, ſah ich alte, ſeltſam gekleidete Männer und Frauen auf den Gang hinaus ſchlurfen, von denen die meiſten wohl ſchon vor meiner Geburt aus dem Leben der Stadt entſchwunden waren. Gern hätte ich dann dies oder jenes gefragt; aber auf dem Wege zur Kirche hatte ich von Hanſen keine Antwort zu erwarten; und ſo gingen wir denn ſchweigend weiter, am Ende des Ganges Hanſen mit der alten Geſellſchaft auf einer Hintertreppe nach unten zu den Plätzen der Stiftsleute, ich oben auf das Chor, wo ich träumend dem ſich drehenden Glockenſpiel der Orgel zuſah und, wenn unſer Probſt die Kanzel beſtiegen hatte, — ich will es geſtehen — ſeine gewiß wohlgeſetzte Predigt meiſt nur wie ein eintöniges Wellengeräuſch und wie aus weiter Ferne an mein Ohr dringen fühlte; denn unten mir gegenüber, hing das lebensgroße Portrait eines alten

Predigers mit langen ſchwarzkrauſen Haaren und ſeltſam geſchorenem Schnurrbart, das bald meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen pflegte. Mit den melancholiſchen ſchwarzen Augen blickte es ſo recht wie aus der dumpfen Welt des Wunder- und Hexenglaubens in die neue Zeit hinauf, und erzählte mir weiter von der Stadt Vergangenheit, wie es in den Chroniken zu leſen ſtand, bis hinab zu dem böſen Stegreifjunker, deſſen letzte Unthat einſt das Epitaphium des Ermordeten in der alten Kirche berichtet hatte. — Freilich, wenn dann plötzlich die Orgel das „Unſern Ausgang ſegne Gott“ einſetzte, ſo ſchlich ich mich meiſt verſtohlen wieder in's Freie; denn es war kein Spaß, dem Examen meiner alten Freundin über die gehörte Predigt Stand halten zu müſſen.

* * *

Von ihrer eigenen Vergangenheit pflegte Hanſen nicht zu erzählen; ich war ſchon ein paar Jahre lang Student geweſen, als ich bei einem Ferienbeſuch in der Heimath darüber zum erſten Mal etwas von ihr erfuhr.

Es war im April, an ihrem fünfundſechzigſten Geburtstage. Wie in früheren Jahren, ſo hatte ich ihr auch heute die beiden hergebrachten Dukaten von der Großmutter und einige kleine Geſchenke von uns Geſchwiſtern überbracht, und war von ihr mit einem Gläschen Malaga bewirthet worden, den ſie für ſolche Tage in ihrem Wandſchränkchen aufbewahrte. Nachdem wir ein Weilchen geplaudert hatten, bat ich ſie, mir heute, wie ich ſchon lange gewünſcht, den Feſtſaal zu zeigen, in dem ſeit Jahrhunderten die Vorſteher der Stiftung nach der jährlichen Rechnungsablage ihre Schmäuſe zu feiern pflegten. Hanſen willigte ein, und wir gingen mit einander den dunklen Corridor entlang; denn der Saal lag jenſeits der Kapelle am andern Ende des Hauſes. Als ich beim Hinabſteigen der Hintertreppe ausglitt und die letzten Stufen hinabſtolperte, wurde unten auf dem Flur eine Thür aufgeriſſen, und der unheimliche nackte Kopf eines neunzigjährigen Mannes reckte ſich daraus hervor. Er murmelte ein paar halbverſtändliche Scheltworte und ſtierte uns dann, bis wir durch die Thür der Kapelle traten, mit den verglaſten Augen nach.

Ich kannte ihn wohl; die Stiftsleute hießen ihn den „Spökenkieker;" denn ſie behaupteten, er könne „was ſehen."

„Die Augen könnten einen fürchten machen," ſagte ich zu Hanſen, als wir durch die Kapelle gingen.

Sie meinte: „Er ſieht Dich gar nicht; er ſieht nur noch rückwärts in ſein eignes thörichtes und ſündhaftes Leben."

„Aber," erwiderte ich ſcherzend, „er ſieht doch dort in der Ecke die offenen Särge ſtehen, während, die darin liegen, noch lebend unter Euch umher wandern."

„Das ſind auch nur Schatten, mein Kind; er thut nichts Arges mehr. Freilich," ſetzte ſie hinzu, „in's Stift gehörte er nicht, und hat auch nur auf eine der Freiſtellen des Amtmanns hineinſchlüpfen können; denn wir Andern müſſen unſere bürgerliche Reputation nachweiſen, ehe wir hier angenommen werden."

Wir hatten inzwiſchen den Schlüſſel bei der Wirthſchafterin abgelangt und ſtiegen nun die Treppe zu dem Feſtſaal hinauf. — Es war nur ein mäßig großes, niedriges Gemach, das wir betraten. An der einen Wand ſah man eine alterthümliche Stutzuhr aus dem Nachlaß einer hier Verſtorbenen, an der gegenüber ſtehenden hing das lebensgroße Bild eines Mannes in einfachem rothen Wamms; ſonſt war das Zimmer ohne Schmuck. „Das iſt der gute Herzog, der das Stift gebaut hat,“ ſagte Hanſen; „aber die Menſchen genießen ſeine Gaben und denken nicht mehr an ihn, wie er es doch bei ſeiner Lebzeit wohl gewünſcht hat.“

„Aber Du gedenkſt ja ſeiner, Hanſen.“

Sie ſah mich mit ihren ſanften Augen an. „Ja, mein Kind,“ ſagte ſie, „das liegt ſo in meiner Natur; ich kann nur ſchwer vergeſſen.“

Die Wände nach der Straße und nach dem Kirchhofe hatten eine Reihe Fenſter, mit kleinen in Blei gefaßten Scheiben; und in jeder faſt war ein Name, meiſt aus mir bekannten angeſehenen Bürgerfamilien, mit ſchwarzer Farbe eingebrannt; darunter: „Speiſemeiſter dahier anno —“ und dann folgte die betreffende Jahreszahl.

„Siehſt Du, das iſt Dein Urgroßvater,“ ſagte Hanſen, indem ſie auf eine dieſer Scheiben wies; „den vergeſſe ich auch nicht; mein Vater hat bei ihm die Handlung gelernt und ſpäter oft Rath und That bei ihm geholt; leider, in der ſchwerſten Zeit, da hatte er ſchon ſeine Augen zugethan."

Ich las einen andern Namen: „Liborius Michael Hanſen, Speiſemeiſter anno 1799."

„Das war mein Vater!" ſagte Hanſen.

„Dein Vater? Wie kam es denn eigentlich — —?"

„Daß ich mein halbes Leben gedient habe, meinſt Du, während ich doch zu den Honoratiorentöchtern gehörte?"

„Ich meine, was war es eigentlich, wodurch das Unglück über Deine Familie kam?"

Hanſen hatte ſich auf einen der alten Lederſtühle geſetzt. „Das war nichts Beſonderes, mein Kind," ſagte ſie; „es war anno ſieben, zur Zeit der Continentalſperre; damals florirten die Spitzbuben und die ehrlichen Leute gingen zu Grunde. Und ein ehrlicher Mann war mein Vater! — Er hat den Namen auch mit in's Grab genommen," fuhr ſie nach einem kurzen Schweigen fort. „Ich ſehe es noch, wie er mir einſt, da wir mit einander durch die Krämerſtraße gingen, ein altes, nun längſt verſchwundenes

Haus zeigte. „Merke Dir das,“ ſagte er zu mir, „hier wohnte anno 1549, da am Sonntage Jubilate die große Feuersbrunſt ausbrach, der fromme Kaufmann Meinke Graveley. Da die Flammen heranbrauſten, ſprang er mit Elle und Waage auf die Gaſſe und flehte zu Gott, wenn er je mit Wiſſen und Willen ſeinen Nächſten um eines Körnleins Werth geſchädiget, ſo möge ſein Haus nicht verſchont bleiben. Aber die Flamme ſprang darüber hin, während Alles rings in Aſche fiel.“

„Siehſt Du, mein Kind,“ ſetzte mein Vater hinzu, indem er ſeine Hände in die Höhe hob, „das könnte auch ich thun; und auch über unſer Haus würde die Strafe des Herrn hinweggehen.“ — Hanſen ſah mich an. „Der Menſch ſoll ſich nicht rühmen,“ ſagte ſie dann. „Du biſt nun alt genug, daß ich Dir es wohl erzählen mag; Du mußt doch von mir wiſſen, wenn ich nicht mehr bin. — Mein guter Vater hatte eine Schwäche; er war abergläubig. Dieſe Schwäche brachte ihn dahin, daß er in den Tagen der äußerſten Noth etwas beging, das ihm bald das Herz brach; denn er konnte ſeitdem die Geſchichte von dem frommen Kaufmann nicht mehr erzählen.

In dem Hauſe neben uns wohnte ein Tiſchlermeiſter. Als er mit ſeiner Frau frühzeitig verſtarb, wurde mein Vater der Vormund ſeines nachgelaſſenen Sohnes. Harre — dieſen frieſiſchen Namen führte der Knabe — las gern in den Büchern und war auch ſchon in der Tertia unſerer lateiniſchen Schule; aber die Mittel reichten doch nicht zum Studiren; und ſo blieb er denn bei dem Handwerk ſeines Vaters. Als er ſpäter Geſelle wurde und nach zweijähriger Wanderung wieder eine Zeit lang bei einem Meiſter gearbeitet hatte, wurde es auch bald bekannt, daß er zu den feineren Arbeiten in ſeinem Fach ein beſonderes Geſchick habe. Wir beide waren mit einander aufgewachſen; als er noch in der Lehre war, las er mir oft aus den Büchern vor, die er ſich von ſeinen früheren Schulkameraden geliehen hatte. Du weißt, wir wohnten am Markt, in dem Erkerhauſe dem Rathhauſe gegenüber; da ſteht noch jetzt ein mächtiger Buxbaum im Garten. Wie oft haben wir mit unſerem Buche unter dieſem Baum geſeſſen, während über uns die Bienen in den kleinen grünen Blüthen ſummten! — Nach ſeiner Rückkehr war das nicht anders geworden, er kam oft in unſer

Haus; mit einem Wort, mein lieber Junge, wir beide hatten uns gern und ſuchten das auch nicht zu verbergen.

Meine Mutter lebte nicht mehr; was mein Vater dazu dachte, und ob er überhaupt etwas darüber gedacht, das hab ich nie erfahren. Auch kam es nicht ſo weit, daß es ein rechtes Verlöbniß wurde.

Eines Morgens in den erſten Frühlingstagen war ich in unſern Garten gegangen; die Crokus und die rothen Leberblumen ſchickten ſich ſchon an zu blühen, es war Alles rings umher ſo jung und friſch; aber mir ſelbſt war ſchwer zu Sinne; die Sorgen meines Vaters drückten auch mich. Obwohl er niemals über ſeine Angelegenheiten zu mir geredet, ſo fühlte ich doch, daß es immer ſchneller abwärts ging. In den letzten Monaten hatte ich den Stadtdiener oft und öfter in die Schreibſtube gehen ſehen; war er fort, ſo verſchloß mein Vater ſich ſtundenlang; und von manchem Mittagseſſen ſtand er auf, ohne die Speiſen berührt zu haben. In der letzten Woche hatte er einen ganzen Abend damit zugebracht, ſich die Karten zu legen; auf meine wie im Scherz hingeworfene Frage, worüber er denn Auskunft von ſeinem Orakel erwarte, hatte er mich ſtumm mit der Hand zurückgewieſen, und war dann ſpäter mit einem kurzen „Gute Nacht“ in ſeine Kammer gegangen.

Das Alles lag mir auf dem Herzen; und meine Augen, die nach innen ſahen, wußten nichts von dem klaren Sonnenſchein, der draußen die ganze Welt verklärte. Da hörte ich unten von der Marſch herauf die Lerchen ſingen; und Du weißt es ja wohl, mein Kind, in der Jugend iſt das Herz noch ſo leicht, der kleinſte Vogel trägt es mit empor. Mir war plötzlich als ſähe ich über allen Dunſt der Sorge hinweg in eine ſonnige Zukunft; als brauchte ich nur den Fuß hineinzuſetzen. Ich weiß noch, wie ich an den Beeten hinkniete und mit welcher Freude ich nun die Knoſpen und das junge Grün betrachtete, das überall aus dem Schooß der Erde hervortrieb. Ich dachte auch an Harre und zuletzt, glaub' ich, nur an ihn. Indem hörte ich die Gartenthür aufklinken, und wie ich aufſah, kam er ſelber mir entgegen.

Ob auch ihn die Lerche froh gemacht hatte — er ſah aus, wie die Hoffnung ſelbſt. „Guten Morgen, Agnes,“ rief er, „weißt Du was Neues —?“

„Iſt's denn was Gutes, Harre?“

„Verſteht ſich, was ſollt' es ſonſt wohl ſein! Ich will Meiſter werden und das in allernächſter Zeit."

Kannſt Du wohl denken, daß ich ordentlich erſchrak! Denn ich dachte doch gleich: „Mein Gott, nun braucht er auch die Frau Meiſterin!"

Ich mag wohl ganz verdutzt ausgeſehen haben; denn Harre fragte mich: „Fehlt Dir etwas, Agnes?"

„Mir, Harre? Ich glaube nicht," ſagte ich. „Der Wind wehte ſo kühl über mich hin. — Das war nun wohl gelogen; allein der liebe Gott hat es nun einmal ſo eingerichtet, daß wir in ſolchem Fall nicht ſagen können, was der Andere eben hören will.

„Aber mir fehlt nun etwas," ſagte Harre; „das Allerbeſte fehlt mir!"

Ich antwortete nichts hierauf, kein Wörtlein. Auch Harre ging eine Weile ſchweigend neben mir; dann fragte er auf einmal: „Was meinſt Du, Agnes, ob es wohl ſchon geſchehen iſt, daß eine Krämerstochter einen Tiſchlermeiſter geheirathet hat?"

Als ich aufſah und er mich mit ſeinen guten braunen Augen ſo bittend anblickte, da gab ich ihm die Hand und ſagte ebenſo: „Das wird wohl nun zum erſten Mal geſchehen.“

„Agnes,“ rief Harre, „was werden die Leute ſagen!“

„Ich weiß nicht, Harre. — Aber wenn nun die Krämerstochter arm wäre?“

„Arm, Agnes?“ und er faßte mich ſo recht luſtig bei beiden Händen; „iſt denn jung und hübſch noch nicht genug?“ —

Es war ein glücklicher Tag damals; die Frühlingsſonne ſchien, wir gingen Hand in Hand; und während wir ſchwiegen, ſangen über uns die Lerchen aus tauſend hellen Kehlen. So waren wir unmerklich an den Brunnen gekommen, der an der Hollunderwand des Gartens dem Hauſe gegenüber lag. Ich blickte über die Brettereinfaſſung in die Tiefe hinab. „Wie drunten das Waſſer glitzert!“ ſagte ich.

Das Glück macht muthwillig; Harre wollte mich necken. „Das Waſſer?“ ſagte er. „Das iſt das Gold, das aus der Tiefe funkelt.“

Ich wußte nicht, was er damit meinte.

„Weißt Du denn nicht, daß ein Schatz in Eurem Brunnen liegt?“ fuhr er fort. „Guck nur genau zu; es ſitzt ein graues Männlein mit dreieckigem Hut auf dem Grunde. Vielleicht iſt's auch nur das brennende Licht in ſeiner Hand, das drunten ſo ſeltſam glitzert; denn er iſt der Hüter des Schatzes."

Mir flog die Noth meines Vaters durch den Sinn. Harre hob einen Stein auf und warf ihn hinab, und es dauerte eine Weile, ehe ein dumpfer Schall zu uns zurückkam. „Hörſt Du, Agnes?" ſagte er, „das traf auf die Kiſte."

„Harre', red vernünftig!" rief ich, „was treibſt Du für Narrenspoſſen!"

„Ich ſpreche nur nach, was die Leute vorſprechen!" erwiderte er.

Aber meine Neugierde war geweckt, vielleicht auch die Begierde nach den unterirdiſchen Reichthümern, die aller Noth ein Ende machen konnten.

Woher haſt Du das Gerede?" fragte ich nochmals, „ich habe doch nie davon gehört."

Harre ſah mich lachend an: „Was weiß ich! von Hans oder Kunz; ich glaub', am letzten Ende kommt es von dem Hallunken, dem Goldmacher."

„Von dem Goldmacher?" — Mir kamen allerlei Gedanken. Der Goldmacher war ein herabgekommener Trödler; er konnte ſegnen und rathen, Menſchen und Vieh beſprechen, und alle die andern Geheimniſſe, womit derzeit noch bei den Leichtgläubigen ein einträgliches Geſchäft zu machen war. Es iſt derſelbe, den ſie jetzt den Spökenkieker nennen, welchen Namen er gerade ſo gut wie ſeinen damaligen verdient hat. Er war in den letzten Tagen, da ich eben auf der Außendiele zu thun hatte, ein paar Mal in meines Vaters Schreibſtube gegangen und hatte ſich dann, ohne auf ſein demüthig geſprochenes „Herr Hanſen bei der Hand?“ meine Antwort abzuwarten, mit ſcheuem Blick an mir vorbeigeſchoben. Einmal war er faſt eine Stunde drinnen geweſen; kurz vor ſeinem Fortgehen hatte ich das mir wohlbekannte Pult meines Vaters aufſchließen hören; dann war mir geweſen, als vernehme ich das Klirren von Geldſtücken. Das Alles kam mir jetzt in den Sinn.

Aber Harre rüttelte mich auf. „Agnes, träumſt Du?“ rief er; „oder willſt Du Schätze graben?“ Ach, er kannte nicht die Noth meines Vaters; ihm lag nur die eigene Zukunft in Gedanken, in die auch ich hineingehörte. Er ergriff meine beiden Hände und rief fröhlich: „Wir brauchen keine Schätze, Agnes; mein kleines Erbtheil hat dein Vater ſchon für mich erhoben; das reicht hin, um Haus und Werkſtatt einzurichten. Und für das Weitere,“ fügte er lächelnd hinzu, „laß dieſe nicht ganz ungeſchickten Hände ſorgen!“

Ich vermochte ſeine hoffnungsreichen Worte nicht zu erwidern; der Schatz und der Goldmacher lagen mir im Sinn; ich weiß nicht, war es eine tollkühne Hoffnung oder der Schatten eines drohenden Unheils, was mir die Bruſt beklemmte. Vielleicht ahnte es mir, daß kurz darauf der Schatz meines ganzen Lebens in dieſen Brunnen fallen würde.

Am andern Tage war ich nach einem benachbarten Dorfe hinausgefahren, wo die uns verwandte Predigerfrau ſich wegen Erkrankung eines Kindes meine Hülfe erbeten hatte. Aber ich hatte keine Ruhe dort; mein Vater war in den letzten Tagen ſo ſtill und doch wieder ſo unruhig geweſen; ich hatte ihn im Garten auf- und abrennen, dann wieder am Brunnen ſtehen und in die Tiefe hinabſtarren ſehen; mir wurde angſt, er könne ſich ein Leides anthun. Am dritten Tage glaubte ich mich zu entſinnen, daß er mich auf eine ſeltſam haſtige Weiſe zu der Reiſe hingedrängt hatte; je mehr es gegen die Nacht ging, je beklommener wurde mir. Da gegen zehn Uhr der Mond aufging, ſo bat ich meinen Vetter, mich noch heute zur Stadt fahren zu laſſen. Und ſo geſchah es; nachdem er mir vergebens meine Unruhe auszureden geſucht hatte, wurde angeſpannt; und als es Mitternacht vom Thurme ſchlug, hielt der Wagen vor unſerm Hauſe. Es ſchien Alles zu ſchlafen; erſt als ich eine Zeit lang geklopft hatte, wurde drinnen die Kette abgehakt, und der Lehrling, der ſeine Kammer unten auf dem Flur hatte, öffnete die Hausthür. Es war Alles, wie es immer geweſen. „Iſt der Herr zu Haus?“ fragte ich.

„Der Herr iſt ſchon um zehn Uhr ſchlafen gegangen,“ war die Antwort.

Ich ſtieg leichteren Herzens nach meiner Kammer hinauf, deren Fenſter nach dem Garten lagen. — Die Nacht draußen war ſo hell, daß ich, ohne Licht zu machen, noch einmal ans Fenſter trat. Der Mond ſtand über der Hollunderwand, deren noch unbelaubte Zweige ſich ſcharf gegen den Nachthimmel abzeichneten; und meine Gedanken gingen mit meinen

Augen über dieſe Erde hinaus zu dem großen liebreichen Gott, dem ich all' meine Sorgen anvertraute. — Da, wie ich eben in das Zimmer zurücktreten wollte, ſah ich plötzlich aus der Röhre des Brunnens, welcher dort im Schatten lag, eine rothe Gluth empor lodern; ich ſah die am Rande wuchernden Grasbüſchel, und dann darüber her die Zweige des Gebüſches wie in goldenem Feuer ſchimmern. Mich überfiel eine abergläubige Furcht, denn ich dachte an die Kerze des grauen Männleins, das drunten auf dem Grunde hocken ſollte. Als ich aber ſchärfer hinblickte, bemerkte ich eine Leiter an der Brunnenwand, von der jedoch nur das oberſte Ende von hier aus ſichtbar war. Im ſelben Augenblicke hörte ich einen Schrei aus der Tiefe; dann ein Gepolter; und ein dumpfes Getöſe von Menſchenſtimmen ſcholl herauf. Mit einem Male erloſch die Helligkeit; und ich hörte deutlich, wie es ſproſſenweiſe an der Leiter emporklomm.

Die Geſpenſterfurcht verließ mich; aber ſtatt deſſen beſchlich mich eine unklare Angſt um meinen Vater. Mit zitternden Knieen ging ich nach ſeiner Schlafkammer, die neben der meinen lag. Als ich behutſam die Gardine von ſeinem Bette zurückzog, da beſchien der Mond die leeren Kiſſen; ſein armer Kopf hatte wohl ſchon längſt nicht mehr die Ruhe darauf gefunden; jetzt waren ſie gänzlich unberührt. In Todesangſt lief ich die Treppe hinab nach der Hofthür; aber ſie war verſchloſſen und der Schlüſſel abgezogen. Ich ging in die Küche und zündete Licht an; dann nach der Schreibſtube, die ebenfalls ihre Fenſter nach dem Garten hatte. Eine Zeit lang ſtand ich rathlos am Fenſter und ſtarrte hinaus; ich hörte Tritte zwiſchen den Hollunderbüſchen, aber ich konnte nichts unterſcheiden, denn die dahinter ſtehende Planke verbreitete trotz des Mondſcheins tiefen Schatten. Da hörte ich draußen die Hofthür aufſchließen, und bald darauf wurde auch die Stubenthür geöffnet. Mein Vater trat herein. — Ich bin ſo alt geworden, aber ich habe es nicht vergeſſen; ſein langes graues Haar triefte von Waſſer oder Schweiß; ſeine Kleider, die er ſonſt ſo peinlich ſauber hielt, waren überall mit grünem Schlamm beſudelt.

Er fuhr ſichtbar zuſammen, als er mich erblickte. „Was iſt das! Wie kommſt Du hierher?“ ſagte er hart.

„Der Vetter ließ mich herfahren, Vater!"

„Um Mitternacht? — Das hätte er können bleiben laſſen."

Ich ſah meinen Vater an; er hatte die Augen niedergeſchlagen und ſtand unbeweglich. „Es ließ mir keine Ruhe," ſagte ich; „mir war, ich ſei hier nöthig, als müſſe ich zu Dir."

Der alte Mann ließ ſich auf einen Stuhl ſinken und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. „Geh auf Deine Kammer," murmelte er; „ich will allein ſein."

Aber ich ging nicht. „Laß mich bei Dir bleiben," ſagte ich leiſe. Mein Vater hörte nicht auf mich; er erhob den Kopf und ſchien nach draußen hinzuhorchen. Plötzlich ſprang er auf. „Still!" rief er, „hörſt Du's?" und ſah mich mit weit offenen Augen an.

Ich war an's Fenſter getreten und ſah hinaus. Es war Alles todt und ſtille; nur die Hollunderzweige ſchlugen vom Nachtwinde bewegt gegen einander. „Ich höre nichts!" ſagte ich.

Mein Vater ſtand noch immer, als höre er auf etwas, das ihn mit Entſetzen erfüllte. „Ich meinte, es ſei keine Sünde," ſprach er vor ſich hin; „es iſt kein gottloſes Weſen dabei, und der Brunnen ſteht, bis jetzt wenigſtens, auf meinem Grund." Dann wandte er ſich zu mir. „Ich weiß, Du glaubſt nicht daran, mein Kind," ſagte er, „aber es iſt dennoch gewiß: die Ruthe hat dreimal geſchlagen, und die Nachrichten, die ich nur zu theuer habe bezahlen müſſen, ſtimmen alle überein; es liegt ein Schatz in unſerm Brunnen, der zur Schwedenzeit darin vergraben iſt. Warum ſollte ich ihn nicht heben! — Wir haben die Quelle abgedämmt und das Waſſer ausgeſchöpft, und heute Nacht haben wir gegraben."

„Wir?" fragte ich. „Von welchem Andern ſprichſt Du?"

„Es iſt nur Einer in der Stadt, der das verſteht."

„Du meinſt doch nicht den Goldmacher? Das iſt kein guter Helfer!"

„Es iſt nichts Gottloſes mit dem Ruthenſchlagen, mein Kind."

„Aber die es treiben, ſind Betrüger." — —

Mein Vater hatte ſich wieder auf den Stuhl geſetzt, und ſah wie zweifelnd vor ſich hin. Dann ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Der Spaten klang ſchon darauf; aber da geſchah etwas;“ — und ſich unterbrechend fuhr er fort: „Vor achtzehn Jahren ſtarb Deine Mutter; als ſie es inne wurde, daß ſie uns verlaſſen müſſe, brach ſie in ein bitteres Weinen aus, das kein Ende nehmen wollte, bis ſie in ihren Todesſchlaf verfiel. Das waren die letzten Laute, die ich aus Deiner Mutter Mund vernahm.“ Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er zögernd, als ſcheue er ſich vor dem Laut ſeiner eignen Stimme: „Heute Nacht, nach achtzehn Jahren, da der Spaten auf die Kiſte ſtieß, habe ich es wieder gehört. Es war nicht blos in meinem Ohr, wie es all’ die Jahre hindurch ſo oft geweſen iſt; unter mir, aus dem Grund der Erde kam es herauf. — Man darf nicht ſprechen bei ſolchem Werk; aber mir war, als ſchnitte das Eiſen in Deiner todten Mutter Herz. — Ich ſchrie laut auf, da erloſch die Lampe, und — ſiehſt Du,“ ſetzte er dumpf hinzu, „deshalb iſt Alles wieder verſchwunden.“

Ich warf mich vor meinem Vater auf die Kniee und legte meine Hände um ſeinen Nacken. „Ich bin kein Kind mehr,“ ſagte ich, „laß uns zuſammenhalten, Vater; ich weiß, das Unglück iſt in unſer Haus gekommen."

Er ſagte nichts; aber er lehnte ſeine feuchte Stirn an meine Schulter; es war das erſte Mal, daß er an ſeinem Kinde eine Stütze ſuchte. Wie lange wir ſo geſeſſen haben, weiß ich nicht. Da fühlte ich, daß meine Wangen von heißen Thränen naß wurden, die aus ſeinen alten Augen floſſen. Ich klammerte mich an ihn. „Weine nicht, Vater," bat ich, „wir werden auch die Armuth ertragen können."

Er ſtrich mit ſeiner zitternden Hand über mein Haar und ſagte leiſe, ſo leiſe, daß ich es kaum verſtehen konnte: „Die Armuth wohl, mein Kind; aber nicht die Schuld."

Und nun, mein Junge, kam eine bittere Stunde; aber eine, die noch jetzt in meinem Alter mir als die troſtvollſte meines Lebens erſcheint. Denn zum erſten Male konnte ich meinem Vater die Liebe ſeines Kindes geben; und von jenem Augenblicke an blieb ſie ihm das Theuerſte und bald auch das Letzte, was er auf Erden noch ſein nannte. Während ich neben ihm ſaß und heimlich meine Thränen niederſchluckte, ſchüttete mein Vater mir ſein Herz aus.

Ich wußte nun, daß er vor dem Bankerott ſtand; aber das war das Schlimmſte nicht. In einer ſchlafloſen Nacht, da er vergebens auf ſeinem heißen Kiſſen nach einem Ausweg aus dem Elend geſucht, war ihm die halbvergeſſene Sage von dem Schatz in unſerem Brunnen wieder in den Sinn gekommen. Der Gedanke hatte ihn ſeitdem verfolgt; Tags, wenn er über ſeinen Büchern ſaß, des Nachts, wenn endlich ein ſchwerer Schlummer auf ſeiner Bruſt lag. In ſeinen Träumen hatte er das Gold im dunkeln Waſſer brennen ſehen; und wenn er Morgens aufgeſtanden, immer wieder hatte es ihn hinaus an den Brunnen getrieben, um wie gebannt in die geheimnißvolle Tiefe hinab zu ſtarren. Da hatte er ſich dem argen Gehülfen anvertraut. Aber der war keineswegs ſogleich bereit geweſen, ſondern hatte vor Allem eine bedeutende Summe zu den nothwendigen Vorbereitungen des Werkes verlangt. Mein armer Vater hatte ſchon keinen Willen mehr; er gab ſie hin, und bald eine zweite und dritte. Das Traumgeld verſchlang das wirkliche, das noch in ſeinen Händen war; aber dieſes Geld war nicht ſein eigen; es war das anvertraute Erbe ſeines Mündels. An

Erſatz war nicht zu denken; wir riethen hin und wieder; Verwandte, die uns zu helfen vermocht, hatten wir nicht; Dein Großvater war nicht mehr; endlich geſtanden wir uns, daß von Außen keine Hülfe zu hoffen ſei. —

Das Licht war ausgebrannt, ich hatte meinen Kopf an meines Vaters Bruſt gelegt, meine Hand ruhte in der ſeinen; ſo blieben wir im Dunkeln ſitzen. Was dann weiter im geheimen Zwieſprach dieſer Nacht zwiſchen uns geſprochen wurde, ich weiß es nicht mehr. Aber niemals zuvor, da noch mein Vater unfehlbar vor mir ſtand, wie faſt nur unſer Herrgott ſelber, habe ich ſolch' heilige Zärtlichkeit für ihn gefühlt, wie in jener Stunde, da er mir eine That vertraut hatte, die wohl nicht blos vor den Augen der Menſchen ein Verbrechen war. — Allgemach erblichen am Himmel draußen die Sterne, ein kleiner Vogel ſang aus den Hollunderbüſchen und der erſte Schein des Morgenroths fiel in das dämmerige Zimmer. Mein Vater ſtand auf und trat an das Pult, auf dem ſeine großen Contobücher lagen. Das lebensgroße Oelbild des Großvaters, mit dem Haarbeutel und dem leberfarbenen Camiſol, ſchien ſtrenge auf den Sohn herabzuſehen. „Ich werde noch einmal rechnen,“ ſagte mein Vater; „bleibt das Facit daſſelbe,“ ſetzte er zögernd hinzu, indem er wie um Vergebung flehend zu dem Bilde ſeines Vaters aufblickte, „dann werde ich einen ſchweren Gang thun; denn ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes und der Menſchen.“

Auf ſeinen Wunſch verließ ich jetzt das Zimmer, und bald wurde es laut im Hauſe; der Tag war angebrochen. Als ich die nöthigen Geſchäfte beſorgt hatte, ging ich in den Garten und durch das Hinterpförtchen auf den Weg hinaus; Harre pflegte hier vorbei zu kommen, wenn er Morgens nach der Werkſtatt ging, in der er bis jetzt noch arbeitete.

Ich brauchte nicht lange zu warten; als die Uhr ſechs geſchlagen, ſah ich ihn kommen. „Harre, einen Augenblick!“ ſagte ich, und winkte ihm, mit mir in den Garten zu treten.

Er ſah mich befremdet an; denn meine böſe Botſchaft war wohl auf meinem Geſicht geſchrieben; auch ſtand ich, als ich ihn in eine Ecke des Gartens gezogen hatte, eine ganze Zeit und hatte ſeine Hand gefaßt, ohne daß ich ein Wort hervorbringen konnte.

Endlich aber ſagte ich ihm Alles, und dann bat ich ihn: „Mein Vater will zu Dir gehen; ſei nicht zu hart mit ihm.“

Er war todtenblaß geworden und in ſeine Augen trat ein Ausdruck, vielleicht nur der Verzweiflung, der mich erſchreckte.

„Harre, Harre, was willſt Du mit dem alten Mann beginnen?“ rief ich.

Er drückte die Hand gegen ſeine Bruſt. „Nichts Agnes,“ ſagte er, indem er mich traurig lächelnd anſah; „aber ich muß nun fort von hier.“

Ich erſchrak. — „Weshalb?“ fragte ich ſtammelnd.

„Ich darf Deinen Vater nicht wieder ſehen.“

„Du wirſt ihm ja doch vergeben, Harre!“

„Das wohl, Agnes; ich ſchulde ihm mehr als das; aber — er ſoll ſein graues Haupt vor mir nicht demüthigen. Und dann“ — das ſetzte er wie beiläufig noch hinzu — „ich glaube auch, es geht jetzt mit dem Meiſterwerden nicht.“

Ich ſagte nichts hierauf; ich ſah nur, wie das Glück, nach dem ich geſtern ſchon die Hand geſtreckt, in unſichtbare Ferne ſchwand; aber es war nichts mehr zu ändern; es war jetzt am beſten ſo, wie es Harre wollte. Nur das ſagte ich noch: „Wann wirſt Du gehen, Harre?“ Ich wußte ſelbſt kaum, was ich ſprach.

„Sorge nur, daß Dein Vater mich heute nicht aufſucht,“ erwiderte er; „bis morgen früh bin ich mit Allem fertig, was ich noch hier zu thun habe. Kränke Dich auch nicht um mich, ich finde leicht ein Unterkommen.“

Nach dieſen Worten trennten wir uns; das Herz war wohl zu voll, als daß wir Weiteres hätten ſprechen können.“ —

Die Erzählerin ſchwieg eine Weile. Dann ſagte ſie: „Am andern Morgen ſah ich ihn noch einmal, und dann nicht mehr; das ganze lange Leben niemals mehr.“

Sie ließ den Kopf auf ihre Bruſt ſinken; die Hände, die auf ihrem Schooß geruht hatten, wand ſie leiſe um einander, als müſſe ſie damit das Weh beſchwichtigen, das, wie einſt das Herz des jungen blonden Mädchens, ſo noch jetzt den gebrechlichen Leib der Greiſin zittern machte.

Doch ſie blieb nicht lange in dieſer gebrochenen

Stellung; ſich gewaltſam aufraffend, erhob ſie ſich vom Stuhl und trat an's Fenſter. „Was will ich klagen!" ſagte ſie und zeigte mit dem Finger auf die Scheibe, die ihres Vaters Namen trug. „Der Mann hat mehr gelitten als ich. Laß mich auch das Dir noch erzählen. —

Harre war fort; er hatte von meinem Vater in einem herzlich guten Briefe Abſchied genommen; geſehen haben ſie ſich nicht mehr. Bald darauf waren die letzten gerichtlichen Schritte gegen uns gethan und die Eröffnung des Concurſes ſollte in nächſter Zeit erfolgen.

Es war damals Sitte in unſerer Stadt, daß alle öffentlichen Bekanntmachungen, nicht wie jetzt durch den Prediger in der Kirche, ſondern aus dem offenen Fenſter des Rathsſitzungsſaales durch den Stadtſecretair verleſen wurden; bevor aber dies geſchah, wurde eine halbe Stunde lang mit der kleinen Glocke vom Thurm geläutet. Da unſer Haus dem Rathhauſe gegenüberlag, ſo hatte ich dies oft beobachtet, und auch, wie ſich unter dem Glockenſchall Kinder und müßige Leute vor den Rathhausfenſtern und auf der Treppe über dem Rathskeller verſammelten. Das Nämliche geſchah bei der Publicirung eines Concursurthels; aber die Leute legten dann der Sache eine üble Bedeutung unter, und das Wort „Die Glocke hat über ihn geläutet“ galt für einen Schimpf. — Ich hatte auch in ſolchen Fällen ohne viel Gedanken hingehört; jetzt zitterte ich vor dem Eindruck, den dieſer Vorgang auf das Gemüth meines ohnehin tief gebeugten Vaters machen würde.

Er hatte mir vertraut, daß er ſich deshalb durch einen befreundeten Rathsherrn an den Bürgermeiſter gewandt habe; und der Rathsherr, ein gutmüthiger Schwätzer, hatte ihm die Zuſicherung gegeben, daß die Publication diesmal ohne die Glocke geſchehen würde. Ich ſelbſt aber wußte aus ſicherer Quelle, daß dieſe Zuſicherung eine grundloſe war. Dennoch ließ ich meinen Vater in ſeinem argloſen Glauben und bemühte mich nur, ihn für dieſen Tag zu einer kleinen Reiſe auf's Land zu unſern Verwandten zu bereden. Aber er wollte, wie er mit ſchmerzlichem Lächeln ſagte, ſein ſinkendes Schiff nicht vor dem völligen Untergang verlaſſen. Da, in meiner Angſt, fiel mir ein, daß ich in dem hinterſten Verſchlage unſeres ſehr tiefen und gewölbten Kellers die Glocke niemals hatte ſchlagen hören. Darauf baute ich meinen Plan. Es gelang mir auch, meinen Vater zu bereden, mit mir gemeinſchaftlich ein Verzeichniß über die dort lagernden Waaren aufzunehmen, wodurch, wenn ſpäter die Gerichtsperſonen zur Aufnahme des Inventars kämen, eine Abkürzung dieſes traurigen Geſchäfts herbeigeführt würde.

Als die verhängnißvolle Stunde kam, waren wir ſchon längſt unter der Erde bei unſerer Arbeit. Mein Vater ſortirte die Waaren, ich beim Schein einer Laterne ſchrieb auf ein Blatt Papier, was er mir dictirte. Ein paar Mal war mir wohl geweſen, als hörte ich von fern das Summen einer Glocke; dann ſprach ich ein paar laute Worte, bis das Schieben und Rücken mit den Fäſſern und Kiſten allen von außen eindringenden Schall wieder verſchlang. Alles ſchien gut zu gehen, mein Vater war ganz in ſeine Arbeit vertieft. Da hörte ich plötzlich droben die Kellerthür aufreißen; die alte Magd rief, ich weiß nicht mehr weßhalb, nach mir, und zugleich drangen auch die klaren Schallwellen der Glocke zu uns herab. Mein Vater horchte auf und ſetzte die Kiſte, die er in den Händen hatte, auf den Boden. „Die Schandglocke!“ ſtöhnte er und fiel wie kraftlos gegen die Wand. „Es wird mir nichts geſpart.“ — Aber nur einen Augenblick; dann richtete er ſich auf, und ehe ich noch Zeit bekam, ein Wort zu reden, hatte er ſchon den Raum verlaſſen, und gleich darauf hörte ich ihn die Kellertreppe hinaufſteigen. Auch ich ging jetzt in das Haus hinauf und fand meinen Vater, nachdem ich ihn vergebens in der Schreibſtube geſucht, im Wohnzimmer mit gefalteten Händen am offnen Fenſter ſtehen. In dieſem Augenblick hörte das Glockenläuten auf; im Rathhaus drüben, das von der hellen Morgenſonne beleuchtet war, wurden die drei Fenſterflügel aufgeſtoßen, und ich ſah den Stadtdiener die rothen Polſter auf die Fenſterbänke legen; an dem Eiſengeländer der Rathstreppe hing ſchon ein ganzer Schwarm von halberwachſenen Buben. Mein Vater ſtand unbeweglich und ſah mit geſpannten Augen zu. Ich wollte ihn mit ſanften Worten fortziehen. Aber er wehrte mir. „Laß nur, mein Kind,“ ſagte er, „das geht mich an, ich muß das hören.“

So blieb er denn. Der alte Stadtſecretair mit ſeinem weißgepuderten Kopf erſchien drüben in dem

Mittelfenſter, und während ihm zur Seite zwei Rathsherren auf den rothen Kiſſen lehnten, verlas er mit ſeiner ſcharfen Stimme aus einem Blatt Papier, das er in beiden Händen vor ſich hielt, das Concursurthel. Bei der klaren Frühlingsluft drang jedes Wort verſtändlich zu uns herüber. Als mein Vater ſeinen vollen Namen über den Markt hinaus ſprechen hörte, ſah ich ihn zuſammenzucken; aber er hielt dennoch Stand, bis Alles vorüber war. Dann zog er ſeine goldene Uhr, die er von ſeinem Vater ererbt hatte, aus der Taſche und legte ſie auf den Tiſch. „Sie gehört zur Concursmaſſe,“ ſagte er, „ſchließe ſie in die Schatulle, damit ſie morgen mit verſiegelt werde.“

Am andern Tage kamen die Herren zur Verſiegelung; aber mein Vater konnte das Bett nicht verlaſſen; er war in der Nacht vom Schlage getroffen worden. — Als einige Monate ſpäter unſer Haus verkauft war, wurde er in einem Tragkorb, den wir aus dem Krankenhauſe geliehen, nach der kleinen Wohnung gebracht, die wir am Ende der Stadt für uns gemiethet hatten. Dort hat er noch neun Jahre gelebt; ein gelähmter und gebrochener Mann. In ſeinen guten Stunden beſorgte er kleine Rechnungen und Schreibereien für Andere; das Meiſte habe ich mit meiner Hände Arbeit verdienen müſſen. Dann aber iſt er in feſter Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes in meinen Armen ſanft verſchieden. — Nach ſeinem Tode kam ich zu guten Leuten; es war das Haus Deiner Großeltern."

Meine alte Freundin ſchwieg. Ich aber dachte an Harre. — „Und haſt Du denn," fragte ich, „während der ganzen Zeit auch niemals eine Nachricht von Deinem Jugendfreunde erhalten?"

„Niemals, mein Kind," erwiderte ſie.

„Weißt Du, Hanſen," ſagte ich, „Dein Harre gefällt mir nicht, er war kein Mann von Wort!"

Sie legte die Hand auf meinen Arm. „So darfſt Du nicht ſprechen, Kind. Ich habe ihn gekannt; es giebt noch andere Dinge, als den Tod, die des Menſchen Willen zwingen. — Aber wir wollen nach meinem Zimmer gehen; Du haſt Deinen Hut noch dort, und es mag bald Mittag werden."

So ſchloſſen wir denn den einſamen Feſtſaal wieder ab, und gingen denſelben Weg zurück, den wir gekommen waren. Diesmal öffnete ſich die

Thür des Spökenkiekers nicht; nur hinter derſelben, auf den ſandigen Dielen, hörten wir ſeinen ſchlurfenden Schritt.

Als wir in Hanſens Zimmer waren, wo noch der letzte Strahl der Vormittagsſonne in die Fenſter ſchien, zog ſie eine Schublade ihrer Schatulle auf und nahm daraus ein Mahagonikäſtchen, ſauber polirt, aber im Geſchmack einer vergangenen Zeit. Es mochte einſt ein Geſchenk des jungen Tiſchlers an einem Geburtstage ihrer Jugend geweſen ſein.

„Das mußt Du auch noch ſehen," ſagte Hanſen indem ſie das Käſtchen aufſchloß. Es lagen Werthpapiere darin, welche ſämmtlich auf Harre Jenſen, „Sohn des verſtorbenen Tiſchlermeiſters Harre Chriſtian Jenſen dahier" lauteten, deren Datum aber nicht über die letzten zehn Jahre hinabreichte.

„Wie kommſt Du zu dieſen Papieren?" fragte ich.

Sie lächelte. „Ich habe nicht umſonſt gedient."

„Aber die Papiere lauten nicht auf Deinen Namen!"

„Es iſt die Schuld meines Vaters, die ich zurückerſtattete. Deshalb und weil mein Nachlaß, wie Aller, die hier verſterben, an das Stift fällt, habe ich das Geld ſofort auf Harre Jenſens Namen ſchreiben laſſen.“ — Einen Augenblick noch, ehe ſie es wieder einſchloß, wog ſie das Käſtchen auf der Hand. „Der Schatz iſt wieder beiſammen,“ ſagte ſie; „aber das Glück, mein Kind, das Glück, das einſt darin geweſen iſt, das iſt nicht mehr darin.“

Als ſie dieſe Worte ſprach, ſchoß draußen ein Schwalbenzug mit lautem Geſchrei vorüber, und gleich darauf flatterten zwei dieſer Vögel bis nahe an die Scheiben und ſetzten ſich dann zwitſchernd auf den offnen Fenſterflügel. Es waren die erſten Schwalben, die ich in dieſem Frühjahr ſah.

„Hörſt Du die kleinen Gratulanten, Hanſen?“ rief ich; „juſt zu Deinem Geburtstag ſind ſie heimgekommen!“

Hanſen nickte nur. Ihre noch immer ſchönen blauen Augen blickten traurig auf die kleinen ſingenden Freunde. Dann legte ſie die Hände auf meinen Arm und ſagte freundlich: „Geh nun, mein Kind: ich danke Allen, daß ſie an mich gedacht. Ich möchte nun allein ſein.“

* * *

Es war mehrere Jahre ſpäter, als ich mich von einer Reiſe nach dem mittleren Deutſchland auf dem Heimwege nach meiner Vaterſtadt befand. Auf einer Hauptſtation der Eiſenbahn — denn die Zeit des Dampfes war damals ſchon hereingebrochen — ſtieg ein alter Mann mit weißem Haar zu mir in das Coupé, worin ich mich bisher allein befunden hatte. Er ließ ſich einen kleinen Reiſekoffer nachreichen, den ich ihm unter den Sitz ſchieben half, und ſetzte ſich dann mit den freundlichen Worten: „Wir haben auch noch nie beiſammen geſeſſen,“ mir gegenüber. Als er dies ſagte, erſchien um den Mund und um die braunen Augen ein Ausdruck der Güte, ich möchte ſagen der Theilnahme, der unwillkürlich zu traulichem Geſpräche einlud. Die Sauberkeit ſeiner äußern Erſcheinung, die ſich nicht blos in dem braunen Tuchrock und dem weißen Halstuch ausprägte, das feinbürgerliche Weſen des Mannes, Alles heimelte mich an, und es dauerte nicht lange, ſo hatten wir uns in gegenſeitige Mittheilungen über unſere Familienverhältniſſe vertieft. Ich erfuhr, daß er ein Claviermacher und in einer mittelgroßen Stadt Schwabens anſäſſig ſei. Dabei fiel mir Eines auf;

mein Reiſegefährte ſprach den ſüddeutſchen Dialekt, und doch hatte ich auf ſeinem Koffer den Namen „Jenſen“ geleſen, der meines Wiſſens nur dem nördlichſten Deutſchland angehörte.

Als ich ihm das bemerkte, lächelte er. „Ich mag ſchon ziemlich eingeſchwäbelt ſein,“ ſagte er, „denn ich wohne nun ſeit über vierzig Jahren in dieſem guten Lande und habe es in dieſer Zeit niemals verlaſſen; meine Heimath aber liegt im Norden und daher ſtammt denn auch mein Name.“ Und nun nannte er meine eigene Vaterſtadt als ſeinen Geburtsort.

„So ſind wir Landsleute ſo ſehr als möglich,“ rief ich, „dort bin auch ich geboren und eben im Begriff, dahin zurückzukehren.“

Der alte Herr ergriff meine beiden Hände und ſah mich liebevoll an. „Das hat der liebe Gott gut gemacht,“ ſagte er, „ſo reiſen wir, wenn es Ihnen recht iſt, zuſammen. Auch mein Ziel iſt unſere Vaterſtadt; ich hoffe auf ein Wiederſehen dort — wenn Gott es zuläßt.“

Ich nahm mit Freuden dieſen Vorſchlag an.

Nachdem wir den derzeitigen Endpunkt der Eiſenbahn erreicht hatten, lagen noch fünf Meilen Weges vor uns, und bald ſaßen wir zuſammen in den bequemen Kiſſen eines Federwagens, deſſen Bedachung wir bei dem ſchönen Herbſtwetter zurückgeſchlagen hatten. Die Gegend wurde allmälig heimathlicher; die Wälder verſchwanden, bald auch die lebendigen Zäune zur Seite des Weges, ja ſogar die Wälle, auf denen ſie ſtanden, und die weite baumloſe Ebene that ſich vor uns auf. Mein Gefährte blickte ſtill vor ſich hinaus. „Ich bin dieſer Unendlichkeit des Raumes ſo entwöhnt,“ ſagte er einmal; „mir iſt jetzt hier, als ſähe ich nach allen Seiten in die Ewigkeit.“ Dann ſchwieg er wieder, und ich ſtörte ihn nicht.

Als wir etwa auf der Mitte des Weges, aus einem Dorfe, durch das die Landſtraße führte, wieder in's Freie kamen, bemerkte ich, daß er den Kopf vorbeugte und eifrig auszulugen ſchien. Dann beſchattete er die Augen mit ſeiner Hand und wurde ſichtbar unruhig. „Ich ſehe doch ſonſt noch gut in die Ferne,“ ſagte er endlich, „aber ich bemühe mich umſonſt, unſern Thurm von hier in Sicht zu bekommen, und doch hab ich ihn in meiner Jugend von hier aus immer zuerſt begrüßt, wenn ich von einer Wanderung heimkehrte."

„Sie müſſen ſich irren," erwiderte ich, „der niedrige Thurm kann in ſolcher Entfernung noch nicht ſichtbar ſein."

„Niedrig!" rief der Alte faſt unwillig, „der Thurm hat ſeit Jahrhunderten auf viele Meilen in die See hinaus den Schiffern zum Wahrzeichen gedient!"

Da fiel es mir bei. „Sie denken am Ende," ſagte ich zögernd, „noch an den Thurm der alten Kirche, die vor reichlich vierzig Jahren abgebrochen wurde."

Der Alte ſah mich mit ſeinen großen Augen an, als ob ich faſelte. „Die Kirche abgebrochen — und vor über vierzig Jahren! Mein Gott, wie lange bin ich fort geweſen; ich habe niemals etwas davon erfahren!"

Er faltete ſeine Hände und ſaß eine ganze Weile wie muthlos in ſich zuſammengeſunken. Dann ſagte er: „Auf jenem ſchönen Thurm, der alſo nur in meinen Gedanken noch vorhanden war, habe ich vor nun bald fünfzig Jahren der das Wiederkommen verſprochen, um deren willen ich jetzt dieſe weite Reiſe mache. Ich will Ihnen, wenn Sie hören mögen, dies Stück meines Lebens mittheilen; vielleicht, daß Sie mir dann über die Hoffnung, die ich hege, eine Auskunft zu geben vermögen.“

Ich verſicherte den alten Herrn meiner Theilnahme; und während unſer Poſtillon in der warmen Mittagsſonne auf ſeinem Sitze einnickte und die Räder langſam durch den Sand mahlten, begann er ſeine Erzählung.

„In meiner Jugend hätte ich gern den Weg einer gelehrten Bildung eingeſchlagen; da aber nach dem frühzeitigen Tode meiner Eltern die Mittel dazu nicht vorhanden waren, ſo blieb ich bei dem Handwerk meines Vaters, das heißt, ich wurde Tiſchler. Schon während ich als Geſelle auf der Wanderſchaft war, hatte ich nicht übel Luſt, mich draußen anzuſiedeln, denn es fehlte mir nicht ganz an Mitteln; aus dem Verkauf des väterlichen Hauſes war mir ein rundes Sümmchen übrig geblieben, das für den Anfang ſchon genügte. Aber ich kehrte doch wieder heim, und das geſchah um eines jungen blonden Mädchens willen. — Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder ſo blaue Augen geſehen habe. Eine Freundin ſagte einmal im Scherz zu ihr: „Agnes, ich pflück' Dir die Veilchen aus den Augen!“ Die Worte hab' ich nimmer vergeſſen können.“ — Der Alte ſchwieg eine Weile, und blickte verklärt vor ſich hin, als ſähe er noch einmal in dieſe Veilchenaugen ſeiner Jugend. Darauf, während ich faſt unwillkürlich den Namen meiner alten Freundin in St. Jürgen bei mir ſelber ſprach, begann er wieder: „Sie war die Tochter eines Krämers, meines Vormundes. Wir wuchſen als Nachbarkinder mit einander auf, während das Mädchen von dem früh verwittweten Vater ziemlich ſtreng und einſam erzogen wurde. Daher mag es gekommen ſein, daß ſie ſich immer mehr dem einzigen Jugendgeſpielen anſchloß. Bald nach meiner Rückkehr waren wir unter uns Beiden ſo gut als verlobt, und es war ſchon ausgemacht, daß ich in unſerer Vaterſtadt ein Geſchäft begründen ſollte, als ich durch einen unerwarteten Zufall mein ganzes kleines Vermögen verlor. — Es kam ſo, daß ich wieder fort mußte.

Am letzten Tage hatte Agnes mir verſprochen, Abends noch einmal auf den Weg hinter ihrem

Garten hinaus zu kommen und dort ein letztes Wort mit mir zu reden. Als ich mich aber mit dem beſtimmten Glockenſchlage einfand, war ſie nicht dort. Ich ſtand lauſchend an der Planke unter dem überhängenden Lindengezweig, aber ich wartete vergebens. Das Haus ihres Vaters konnte ich damals nicht betreten; nicht daß ein Zwieſpalt zwiſchen uns geweſen wäre, ich glaube im Gegentheil, daß er mir die Hand ſeiner Tochter ohne großes Bedenken würde gegeben haben, denn er hielt etwas auf mich und war kein hochmüthiger Mann. Es hatte einen andern Grund, den ich nicht gern der Vergeſſenheit entreißen möchte. — Ich weiß es noch gar wohl. Es war ein dunkler, ſtürmiſcher Aprilabend, mehrmals täuſchte mich die Wetterfahne auf dem Dache, daß ich glaubte, die mir wohlbekannte Hofthür öffnen zu hören, aber es kam kein Schritt den Gartenſteig herab. Noch lange lehnte ich an der Planke und ſah die ſchwarzen Wolken am Himmel vorüberfliegen; endlich ging ich ſchweren Herzens fort. — —

Am andern Morgen hatte es eben fünf vom Thurme geſchlagen, als ich nach einer ſchlafloſen Nacht die Treppe von meiner Kammer hinabſtieg und von meinen Hauswirthen Abſchied nahm. In den engen, ſchlecht gepflaſterten Straßen war noch die Dunkelheit und der Schmutz des Winters. Die Stadt ſchien noch im Schlaf zu liegen; von allen bekannten Geſichtern wollte mir keins begegnen, und ſo ging ich einſam und trübſelig meinen Weg. Da, als ich eben nach dem Kirchhof einbiegen wollte, brach ein ſcharfer Sonnenſtrahl hervor und das alte Haus der Rathsapotheke, das unten mit ſeinem Löwenſchnitzbild noch in dem Dunſt der Gaſſe ſtand, war oben mit der Spitze des Treppengiebels auf einmal wie in Frühlingsſchein gebadet. Zugleich, als ich eben aufſchaue, ſchallt über mir hoch in der Luft ein lang gezogener Ton; dann noch einmal und noch einmal, als rieſe es weit in die Welt hinaus.

Ich war auf den Kirchhof hinausgetreten und blickte an dem Thurm hinauf; da ſah ich eben auf der Gallerie den Thürmer ſtehen, und ſah, wie er ſein langes Horn noch in der Hand hielt. Ich wußte es nun wohl; die erſten Schwalben waren gekommen, und der alte Jakob hatte ihnen den Willkommen geblaſen und es laut über die Stadt gerufen, daß der Frühling in's Land gekommen ſei. Dafür bekam er ſeinen Ehrentrunk im Rathsweinkeller und einen blanken Reichsthaler vom Herrn Bürgermeiſter. — Ich kannte den Mann und war oft droben bei ihm geweſen; als Knabe, um von dort aus meine Tauben fliegen zu ſehen, ſpäter auch wohl mit Agnes; denn der Alte hatte ein Enkeltöchterchen bei ſich, zu dem ſie Pathe geſtanden und deren ſie ſich auf allerlei Art anzunehmen pflegte. Einmal, am Chriſtabend, hatte ich ihr ſogar ein vollſtändiges Weihnachtsbäumchen den hohen Thurm hinaufſchleppen helfen. — Nun ſtand die wohlbekannte Eichenthür offen; unwillkürlich trat ich hinein und in der Finſterniß, die mich plötzlich umgab, ſtieg ich langſam die Treppen und, wo dieſe aufhörten, die ſchmalen leiterartigen Stiege hinan. Nichts hörte ich, als das Raſſeln der großen Thurmuhr, die hier in der Einſamkeit ihr Weſen trieb. Ich weiß es noch gar wohl, mir grauete dermalen vor dieſem todten Dinge, und ich hätte, als ich daran vorbeikam, in die eiſernen Räder greifen mögen, nur um es ſtill zu machen. Da hörte ich den alten Jakob von oben herabklettern. Er ſchien mit einem Kinde zu ſprechen, das er zur Vorſicht ermahnte. Ich rief ihm einen „Guten

Morgen“ in die Dunkelheit hinauf und fragte, ob er die kleine Meta bei ſich habe.

„Biſt Du's denn, Harre?“ rief der Alte zurück; „freilich, die muß ja mit zum Herrn Bürgermeiſter.“

Endlich kamen die beiden zu mir herab, während ich ſeitwärts in eine Schall-Luke getreten war. Als Jakob mich ſo reiſefertig neben ſich ſah, rief er verwundert: „Was ſoll das bedeuten, Harre? Was ſteigſt denn da mit Knittel und Wachstuchhut in meinen Thurm hinauf? Biſt doch nicht wieder fremd geworden bei uns daheim?“

„Es iſt nicht anderes, Jakob,“ erwiderte ich, „'s wird hoffentlich nicht auf lange ſein.“

„Hatt's mir ganz anders mit Dir ausgedacht!“ brummte der Alte. „Nun, wenn's denn einmal ſein muß, die Schwalben ſind wieder da; es iſt jetzt ſchon die beſte Zeit zum Wandern. Und hab' auch Dank, daß Du noch 'mal gekommen biſt!“

„So lebt wohl, Jakob!“ ſagte ich, „und wenn Ihr mich von Eurem Thurm herab einmal im hellen Sonnenſchein wieder in's Thor hineinwandern ſeht, ſo blaſt auch mir einen Willkommen, wie heute Euren Schwalben!“

Der Alte ſchüttelte mir die Hand, indem er ſein Enkelchen auf den Arm nahm. „Soll gelten, Meiſter Harre!“ rief er lächelnd; er pflegte mich im Scherze ſo zu nennen. Als ich mich aber anſchickte, wieder mit ihm hinabzuſteigen, fügte er noch hinzu: „Wenn Du einen „guten Weg“ von der Agnes haben willſt, ſie iſt oben, ſchon ſeit früh; ſie hat noch ihr Gefallen an den Vögelchen.“

Wohl niemals bin ich ſo ſchnell die letzten halsbrechenden Stiegen hinaufgekommen, obgleich mir der Herzſchlag faſt den Athem verſetzte. Als ich aber oben auf die Plattform und in den blendenden Himmelsſchein hinaustrat, blieb ich unwillkürlich ſtehen und that einen Blick über das Eiſengeländer. Da ſah ich unter mir in der Tiefe meine Vaterſtadt im erſten Schmuck des Frühlings liegen; überall zwiſchen den Dächern ſtanden die Kirſchbäume in Blüthe, welche das warme Frühjahr ſo zeitig hervorgetrieben hatte. Dort der Giebel, dem kleinen Thurme des Rathhauſes gegenüber, gehörte dem Hauſe meines Vormundes. Ich ſah den Garten, den Weg dahinter; mir quoll das Herz, und von Heimweh überwältigt mag ich unwillkürlich einen Laut ausgeſtoßen haben;

denn ich fühlte plötzlich meine Hand ergriffen, und, als ich aufblickte, ſtand Agnes neben mir. „Harre," ſagte ſie, „kommſt Du noch einmal!" Und dabei flog ein glückliches Lächeln über ihr Geſicht.

„Ich dachte nicht Dich hier zu finden," erwiderte ich; „nun muß ich fort; weshalb haſt Du mich geſtern ſo vergebens warten laſſen?"

Da war alles Glück aus ihrem Angeſicht verſchwunden. „Ich konnte nicht, Harre; mein Vater wollte mich nicht von ſich laſſen. Später bin ich in den Garten hinabgelaufen; aber Du warſt ſchon fort, Du kamſt nicht; da bin ich heute früh auf den Thurm geſtiegen, — ich dachte, ich könnte Dich doch zum Thor hinauswandern ſehen."

Die Zukunft lag verworren vor mir, aber doch hatte ich einen Plan gefaßt. Schon früher war ich in einer Clavierfabrik beſchäftigt geweſen; nun wollte ich wieder dieſe Arbeit ſuchen, um dann mit Hülfe des zu erwartenden Verdienſtes vielleicht ſpäter ſelbſt ein ſolches Geſchäft zu begründen; denn dieſe Inſtrumente begannen ſchon damals eine große Verbreitung zu finden. — Das Alles ſagte ich jetzt dem

Mädchen und auch, wohin ich mich zunächſt zu wenden beabſichtigte.

Sie hatte ſich auf das Geländer gelehnt und wie abweſend in den leeren Himmelsraum hinausgeblickt. Jetzt wandte ſie langſam den Kopf zurück. „Harre,“ ſagte ſie leiſe, „geh' nicht fort, Harre!“

Als ich ſie aber ohne Antwort anblickte, rief ſie wieder: „Nein, hör nicht auf mich; ich bin ein Kind, ich weiß nicht, was ich rede.“ Der Morgenwind hatte ein Paar der blonden Haare gelöſt und wehte ſie über ihr blaſſes Geſicht, das jetzt geduldig zu mir aufblickte.

„Wir müſſen warten, Agnes,“ ſagte ich, „das Glück liegt nun in weiter Ferne; ich will verſuchen, ob ich es wieder heimbringen kann. Schreiben werd' ich nicht; ich komme ſelber, wenn es Zeit iſt.“

Sie ſah mich eine Weile mit großen Augen an; dann drückte ſie mir die Hand. „Ich warte,“ ſagte ſie mit feſter Stimme; „geh denn mit Gott, Harre!“

Ich ging noch nicht. Der Thurm, der uns Beide trug, ragte ſo einſam in den blauen Aetherraum; nur die Schwalben, auf deren ſtahlblauen Schwingen der Sonnenſchein wie Funken blitzte, ſchwebten um uns her und badeten in dem Meer von Luft und Licht. — Ich hielt noch immer ihre Hand; mir war, als könne ich nicht fort von hier, als wären wir Beide, ſie und ich, ſchon jetzt hinausgehoben über alle Noth der Welt. — Aber die Zeit drängte; unter uns ſchlug dröhnend die Viertelglocke. Da, als noch die Schallwellen den Thurm umflutheten, kam eine Schwalbe geflogen, daß ſie uns faſt mit ihren Flügeln ſtreifte; furchtlos, nur auf Armeslänge von uns, ſetzte ſie ſich auf den Rand des Geländers, und während wir wie gebannt in das kleine glänzende Auge blickten, ſchmetterte ſie plötzlich mit geſchwellter Kehle ihre Frühlingslaute in die Luft. Agnes warf ſich an meine Bruſt. „Vergiß das Wiederkommen nicht!“ rief ſie. Da breitete der Vogel ſeine Schwingen aus und flog davon. — —

Wie ich durch den dunkeln Thurm zur Erde gekommen bin, das weiß ich nicht. Als ich draußen vor dem Stadtthor auf der Landſtraße war, blieb ich ſtehen und blickte zurück. Da erkannte ich noch deutlich auf dem von Sonnenglanz umfloſſenen Thurm ihre liebe Geſtalt; mir ſchien, als lehne ſie ſich weit über den Rand des Geländers hinaus, ſo daß ich unwillkürlich einen Schreckensruf ausſtieß. Aber die Geſtalt blieb unbeweglich.

Und endlich wandte ich mich und ging; ohne noch einmal wieder umzuſehen, mit raſchen Schritten auf der Landſtraße fort.“

Der Alte ſchwieg eine Weile. Dann ſagte er: „Sie hat vergebens auf mich gewartet; ich bin niemals wieder heimgekommen. — Ich will Ihnen nun erzählen, wie das geſchehen konnte.

Meine erſte Arbeit fand ich in Wien, wo damals die beſten Clavierfabriken waren; von da kam ich nach anderthalb Jahren in's Württembergiſche, nach meinem jetzigen Wohnort. Ein Nebengeſelle von mir hatte dort einen Bruder, von dem er um die Beſorgung eines zuverläſſigen Gehülfen gebeten war. — Es war ein noch junges Ehepaar, zu dem ich in's Haus kam. Das Geſchäft war klein, aber der Inhaber ein freundlicher und geſchickter Mann, bei dem ich bald mehr in dieſen Dingen lernte, als in der großen Fabrik, wo ich immer nur zu einzelnen Arbeiten gelaſſen wurde. Da ich mich der Sache nach Kräften annahm und doch auch aus meinen

Wiener Erſahrungen Manches hinzubrachte, ſo gewann ich bald das Vertrauen dieſer guten Leute. Beſondere Freude machte es ihnen, daß ich in meinen Freiſtunden den älteſten ihrer beiden Knaben in der deutſchen Sprache unterrichtete; denn ihnen gefiel meine damals noch norddeutſche Ausſprache, und ſie wünſchten, daß die Kinder auch einmal, wie ſie meinten, ſo reines Deutſch ſprechen möchten. Bald wurde auch der jüngere Bruder in den Unterricht hineingezogen, und nun blieb es nicht bei der trockenen Grammatik; ich wußte mir Bücher zu verſchaffen, aus denen ich ihnen allerlei Unterhaltendes und Wiſſenswerthes vorzuleſen pflegte. So kam es, daß auch die Kinder mit großer Liebe an mir hingen. Als ich nach Jahresfriſt zum erſten Mal ohne Beihülfe ein Clavier von beſonders ſchönem Klang zu Stande gebracht hatte, gab es eine Freude im ganzen Hauſe, als habe der liebſte Angehörige ſein Meiſterſtück gemacht. — Ich aber dachte nun an die Heimkehr.

Da erkrankte mein junger Meiſter. Aus einer Erkältung entwickelte ſich endlich ein ernſtliches Bruſtübel, deſſen Keim ſchon lange in ihm gelegen haben mochte. Die Leitung der Geſchäfte kam wie ſelbſtverſtändlich faſt ganz in meine Hände. Ich konnte jetzt nicht fort. Dabei ſah ich tiefer in die Verhältniſſe der Familie, mit der mich eine immer innigere Freundſchaft verband. Eintracht und Fleiß wohnten unter ihrem Dache. Aber es war dennoch ein böſes Ding der dritte Hausgenoſſe, das dieſe guten Geiſter nicht zu vertreiben vermocht hatten. In jedem Winkel, wohin nicht gerade die Sonne ſchien, ſah der kranke Mann es ſitzen. — Dieſes Ding war die Sorge. — „Nimm den Kehrbeſen und feg' es weg," ſagte ich oft zu meinem Freunde; „ich will Dir helfen, Martin!" Dann drückte er mir wohl die Hand und eine wehmüthige Heiterkeit flog für einen Augenblick über ſein blaſſes Geſicht, bald aber ſah er wieder die ſchwarzen Spinngewebe auf allen Dingen.

Leider waren es keine bloßen Hirngeſpinnſte. Das Kapital, womit er ſein Geſchäft begonnen, war von vorn herein zu gering geweſen. In den erſten Jahren hatte er durch ſchlechte Arbeiter Verluſte erlitten, die nicht in Rechnung genommen waren, und auch der Abſatz der fertigen Waare wollte nicht ſo raſch erfolgen, wie es ſolche Umſtände erforderten;

nun kam ein ausſichtsloſer Krankheitszuſtand noch dazu. Auf mir lag endlich nicht nur die ganze Sorge für den Unterhalt der Familie, ich mußte auch noch der Tröſter der Geſunden ſein. Die Knaben ließen meine Hand nicht los, wenn wir am Bette des Vaters ſaßen, das er bald nicht mehr verlaſſen konnte. Bei dieſem aber ſchien das Erlöſchen der Körperkraft die Unruhe des Geiſtes nur zu ſteigern; grübelnd lag er auf ſeinem Kiſſen und baute Pläne für die Zukunft. Mitunter, wenn die Schauer des nahenden Todes ihn anwehten, richtete er ſich plötzlich auf und rief: „Ich kann nicht ſterben, ich will nicht ſterben!“ und dann wieder leiſe mit gefalteten Händen: „Mein Gott, mein Gott, ich will auch, wenn Du willſt!“

Und endlich kam die Stunde der Erlöſung. Wir waren Alle an ſeinem Bette; er dankte mir, er nahm von uns Allen Abſchied. Dann aber, als ſähe er vor ſich etwas, vor dem er ſie beſchützen müſſe, riß er ſeine Frau und die beiden Knaben haſtig an ſich, blickte ſie mit troſtloſen Augen an und ſtöhnte laut. Und als ich ihm zuredete: „Wirf Deine Sorgen auf den Herrn, Martin!“ da rief er verzweifelnd: „Harre, Harre, das ſind nicht mehr die Sorgen, das iſt die

Armuth ſelbſt! Bald wird ſie über meine Leiche wegkriechen; mein Weib, o meine lieben Kinder, ſie werden ihr nicht entrinnen!“

Es iſt ein eigen Ding um ein Sterbebett; ich weiß nicht, ob Sie es kennen, mein junger Freund. Aber in dieſem Augenblicke verſprach ich meinem ſterbenden Meiſter, bei den Seinen auszuhalten, bis das Geſpenſt, das ſeine letzte Stunde ſtörte, ſie nicht mehr würde erreichen können. Und als ich das verſprochen, ließ auch der Tod nicht mehr auf ſich warten. Leiſe ſchritt er zur Thür herein. Martin ſtreckte die Hand aus; ich meinte, er wolle ſie mir noch reichen, aber es war der unſichtbare Bote des Herrn, der ſie ergriff; denn ehe ich ſie berührte, hatte das Leben meines jungen Meiſters aufgehört.“

Mein Reiſegefährte nahm ſeinen Hut ab und legte ihn vor ſich auf den Schooß; ſein weißes Haar wehte in der lauen Mittagsluft. So ſaß er ſchweigend, als weihe er dieſe Augenblicke dem Andenken des längſt verſtorbenen Freundes. — Ich aber mußte der Worte gedenken, die meine alte Hanſen einſt zu mir geſprochen: „Es giebt noch andere Dinge als den Tod, die des Menſchen Willen zwingen.“ Es war dennoch der Tod geweſen, der die Lebenden getrennt hatte. Denn es verſteht ſich, daß ich über die Perſon deſſen, der an meiner Seite ſaß, nicht mehr in Zweifel ſein konnte. Nach einiger Zeit begann der Alte ſeine Erzählung wieder, indem er langſam ſein Haupt bedeckte.

„Ich habe mein gegebenes Wort gehalten,“ ſagte er; „aber da ich es gab, brach ich ein anderes; denn ich habe nun nicht wieder fort gekonnt. Es zeigte ſich bald, daß die Verhältniſſe noch zerrütteter waren, als ich bisher gewußt. Einige Monate nach dem Tode des Mannes wurde noch ein drittes Kind, ein Mädchen geboren; unter dieſen Umſtänden eine neue Sorge zu den alten. Ich that das Meinige; aber Jahr auf Jahr verging, und das Glück wollte immer noch nicht einkehren. Unerachtet ich nicht nur meine ganze Kraft, ſondern auch die Erſparniſſe der letzten Jahre hingab, gelang es mir noch immer nicht, den Kampf mit jenem Geſpenſte der Armuth ſiegreich zu beendigen; ich ſah es klar, wenn eine auch nur etwas weniger treue und ſorgſame Hand an meine Stelle trat, ſo waren meine Schutzbefohlenen ihm verfallen.

Oft freilich mitten in der Arbeit überfiel mich das Heimweh und nagte und zehrte an mir; mehr als einmal, wenn der Meißel, ohne daß ich darum gewahr wurde, müßig in meiner Hand lag, bin ich erſchreckt vor der Stimme der guten Frau zuſammengefahren; denn meine Gedanken waren fort in die Heimath und eine ganz andere Stimme war in meinen Ohren. In meinen Träumen ſah ich den Thurm unſerer Vaterſtadt; anfänglich im hellen Sonnenſchein, umkreiſt von einem Heer von Schwalben; ſpäter, wenn der Traum mir wiederkam, ſah ich ihn ſchwarz und drohend in den leeren Himmel ragen, der Herbſtſturm tobte und ich hörte die großen Glocken anſchlagen; aber immer, auch dann, lehnte Agnes oben auf dem Geländer der Plattform; ſie trug noch das blaue Kleid, worin ſie dort von mir Abſchied genommen hatte; nur war es ganz zerriſſen, die leichten Fetzen flatterten in der Luft. „Wann kommen die Schwalben wieder?“ hörte ich es rufen. Ich erkannte ihre Stimme, aber ſie klang troſtlos in dem Wehen des Sturmes. — Wenn ich nach ſolchen Träumen erwachte, ſo hörte ich wohl im Zwielicht die Schwalben auf der Dachrinne über meinem Fenſter zwitſchern. In den erſten Jahren hatte ich den Kopf aufgeſtützt und mir das Herz vollſingen laſſen von Sehnſucht und Heimweh; ſpäter konnt' ich's nimmer ertragen. Mehr als einmal, wenn das Gezwitſcher kein Ende nehmen wollte, habe ich das Fenſter aufgeriſſen und die lieben Vögel fortgejagt.

An einem ſolchen Morgen erklärte ich einmal, daß ich nun fort müſſe, daß es jetzt endlich Zeit ſei, auch an mein eignes Leben zu denken. Aber die beiden Knaben brachen in laute Wehklagen aus, und die Mutter ſetzte, ohne ein Wort zu ſagen, ihr Töchterchen auf meinen Schooß, das ſogleich die kleinen Arme feſt um meinen Hals ſchlang. — Mein Herz hing an den Kindern, lieber Herr; ich konnte die Kinder nicht verlaſſen. Ich dachte: „Bleib denn noch ein Jahr. Der Abgrund zwiſchen mir und meiner Jugend wurde immer tiefer; zuletzt lag Alles wie unerreichbar hinter mir, wie Träume, an die ich nicht mehr denken dürfe. — Ich war ſchon über die Vierzig hinaus, da ſchloß ich auf den Wunſch der ſchon herangewachſenen Kinder das Ehebündniß mit der Frau, deren einzige Stütze ich ſo lange geweſen war.

Und nun geſchah mir etwas Seltſames. Ich war der Frau, wie ſie es auch gar wohl verdiente, ſtets von Herzen gut geweſen; nun aber, ſeit ſie mir unauflöslich angehörte, begann in mir ein Widerwille ja faſt ein Haß gegen ſie zu wachſen, den ich oft nur mit Mühe zu verbergen wußte. So ſind wir Menſchen: ich warf in meinem Herzen auf ſie die Schuld von Allem, was doch nur die Folge meiner eignen Schwäche war. Da führte Gott zu meinem Heil mich in Verſuchung.

Es war eines Sonntags in der Hochſommerzeit. Wir machten eine Landpartie nach dem benachbarten Gebirgsdorfe, wo ein Verwandter der Familie wohnte. Die beiden Söhne mit ihrem Schweſterchen waren uns beiden Alten weit voraus; ihr Plaudern und Lachen war in dem Walde, durch den der Weg führte, ſchon ganz verſchollen. Da machte meine Frau mir den Vorſchlag, einen ihr bekannten Richtſteig entlang eines Steinbruches einzuſchlagen, um ſo wo möglich den Jungen auf dem Hauptwege noch zuvorzukommen. „Ich bin als Braut mit Martin hier gegangen;“ ſagte ſie, als wir ſeitwärts in die Tannen bogen, „etwas weiterhin pflückten wir damals eine dunkelblaue Blume; ich möchte wiſſen, ob ſie noch dort zu finden iſt.“

Nach kurzer Zeit hörte an unſerer einen Seite der Wald auf, und der Fußweg lief nun dicht an dem Rande des abſchüſſigen Geſteins hin, während von der andern Seite ſich Brombeerranken und anderes Gebüſch dicht heran drängte. — Meine Frau ſchritt rüſtig vor mir auf. Ich folgte langſam und war bald in meine alten Träumereien verſunken. Wie die verlorne Seligkeit lag die Heimath vor meinen Sinnen und grübelnd aber vergebens ſuchte ich nach einem Weg dahin. Nur wie durch einen Schleier ſah ich, daß es nach dem Bruche zu ganz blau von Genzianen wurde, und daß meine Frau ſich ein Mal um das andere nach dieſen Blumen bückte. Was kümmerte mich das Alles! — Da hör' ich plötzlich einen Schrei und ſehe, wie ſie mit den Händen in die Luft greift; ich ſehe auch ſchon, wie unter ihren Füßen das Geröll ſich löſt und zwiſchen den Klippen fortpoltert, und zehn Schritte weiter abwärts ſteht der Fels lothrecht über dem Abgrund.

Ich ſtand wie gelähmt. Es brauſte mir in den Ohren: „Bleib; laß ſie ſtürzen; Du biſt frei!“ Aber

Gott half mir. Nur einen Secundenſchlag, da war ich bei ihr; und, mich über den Rand des Felſens werfend, ergriff ich ihre Hand und hatte ſie glücklich zu mir heraufgezogen. „Harre, mein guter Harre,“ rief ſie weinend, „ſchon wieder hat Deine Hand mich vom Abgrund gerettet!“

Wie glühende Tropfen fielen dieſe Worte in meine Seele. In all' den Jahren war kein Wort der Vergangenheit über meine Lippen gekommen; zuerſt aus jugendlicher Scheu, das Heiligſte hinauszugeben, ſpäter wohl in dem unbewußten Bedürfniß, den innern Zwieſpalt zu verhehlen. Jetzt plötzlich drängte es mich, Alles ohne Rückhalt zu offenbaren. Und am Rande des Abgrundes ſitzend, ſchüttete ich mein Herz aus vor der Frau, die ich kurz zuvor darin begraben gewünſcht hatte. Auch das verſchwieg ich ihr nicht. Sie brach in heftige Thränen aus; ſie weinte über mich, über ſich ſelbſt, am lauteſten klagte ſie über Agnes. „Harre, Harre,“ rief ſie, aber ſie legte ihren Kopf an meine Bruſt; „das habe ich nicht gewußt, aber es iſt nun zu ſpät und Niemand kann dieſe Sünde von uns nehmen!“

Es war nun an mir, ſie zu beruhigen; und erſt mehrere Stunden ſpäter trafen wir in dem Dorfe ein, wo unſere Kinder uns ſchon längſt erwartet hatten. Aber ſeit jener Zeit war meine Frau mit ihrem milden und gerechten Herzen meine beſte Freundin und kein Geheimniß mehr zwiſchen uns. — So gingen die Jahre hin. Allmälig ſchien ſie es vergeſſen zu haben, daß ich ihre und der Kinder Wohlfahrt mit einem fremden Glück bezahlt hatte, und auch in mir wurde es ſtiller. Nur wenn im Frühling die Schwalben wiederkamen, oder auch ſpäter im Jahr, wenn ſie in der Dämmerung noch ſo allein von allen Vögeln in's Abendroth hineinſangen, dann überfiel's mich mit der alten Pein, und ich hörte noch immer die liebe junge Stimme, noch immer klang es mir in den Ohren: „Vergiß das Wiederkommen nicht!"

So war's auch heuer eines Abends. Ich ſaß vor unſerer Hausthür auf der Bank und blickte in den vergehenden Tagesſchein, der durch eine Lücke der Straße über den jenſeitigen Rebhügeln ſichtbar war. Ein Töchterchen unſeres jüngſten Sohnes war mir auf den Schooß geklettert und hatte es ſich ſpielmüde in Großvaters Arm bequem gemacht. Bald fielen die kleinen Augen zu und auch das Abendroth verſchwand, aber drüben auf des Nachbars Dach ſaß noch im Dunkeln eine Schwalbe und zwitſcherte leiſe wie von vergangener Zeit.

Da trat meine Frau aus dem Hauſe. Sie ſtand eine Weile ſchweigend neben mir, und als ich nicht aufblickte, fragte ſie mich ſanft: „Alter, was iſt Dir?“ und da ich nicht antwortete und nur der Vogelgeſang aus der Dämmerung herübertönte: „Iſt's denn wieder einmal die Schwalbe?“

„Du weißt's ja, Mutter,“ ſagte ich, „Du haſt ja allezeit mit mir Geduld gehabt.“

Aber ich kannte ſie noch nicht ganz; ſie hatte mehr als das für mich. Sie legte beide Hände auf meine Schultern. „Was meinſt?“ rief ſie, indem ſie mich mit ihren alten guten Augen anblickte, „wir können's jetzt ja leiſten, Du mußt die Agnes wiederſehen, Du hätteſt ja ſonſt keine Ruh' im Grab' bei mir!“

Ich war faſt erſchreckt durch dieſen Vorſchlag und wollte Einwendungen machen, ſie aber ſagte: „Stell's Gott anheim!“ — — Das hab' ich denn gethan; und ſo iſt es gekommen, daß ich noch einmal heimkehre; aber, wenn wir durch's Thor fahren, der alte Jacob wird wohl nicht mehr blaſen.“

Mein Reiſegefährte ſchwieg. Ich aber hielt nun nicht länger zurück, denn ich war im Innerſten bewegt. „Ich kenne Sie,“ ſagte ich, „ich kenne Sie ſehr wohl, Harre Jenſen; auch Agnes kenne ich; ſie hat viele Jahre im Hauſe meiner Großmutter gelebt, ſie iſt mir ſelbſt wie meiner Mutter Mutter. Aus ihrem eignen Munde habe ich Alles erfahren, auch das, was Sie verſchwiegen haben.“

Der Alte faltete die Hände. „Großer, gnädiger Gott!“ ſagte er, „ſo lebt ſie noch und kann mir noch vergeben!“

Mir ahnte wenig, daß ich eine Hoffnung angeregt hatte, deren Erfüllung ſchon im Reiche der Schatten lag. Ich erwiderte nur: „Sie kannte ihren Jugendfreund; ſie hat ihn niemals angeklagt.“ — Und nun erzählte ich. Er hörte in athemloſem Schweigen und nahm begierig jedes Wort von meinen Lippen.

Da klatſchte der Poſtillon mit ſeiner Peitſche. Der ſtumpfe Thurm unſerer Vaterſtadt war am Horizonte aufgetaucht. Als ich mit dem Finger dahin wies, faßte der Alte meine Hand. „Mein junger Freund," ſagte er, „ich zittre vor der nächſten Stunde."

* * *

Nicht lange, ſo raſſelte unſer Wagen über das Steinpflaſter der Stadt. Bei dem ſchönen Herbſtwetter waren viele Leute auf den Straßen, und da ich lange fort geweſen, ſo erhielt ich als allbekanntes Stadtkind fortwährend lebhafte Grüße von den Vorübergehenden. Den fremden Greis an meiner Seite ſtreifte höchſtens ein Blick der Verwunderung oder wohl auch der Neugierde. Endlich hielten wir am Gaſthofe und hier dachte ich für heute von meinem Freunde Abſchied zu nehmen, denn er wünſchte ſeinen erſten Gang nach St. Jürgen allein zu machen.

Ein paar Minuten ſpäter war ich zu Hauſe, umringt von Eltern und Geſchwiſtern. „Alles wohl?" war meine erſte Frage.

„Du ſiehſt es, hier iſt Alles geſund," erwiderte meine Mutter, „ſonſt aber — Eine findeſt Du nicht mehr."

„Hanſen!" rief ich; denn an wen anders hätte ich denken ſollen.

Meine Mutter nickte. „Aber was erſchreckt Dich ſo, mein Kind; Ihre Jahre waren daher; heut' in der Frühe iſt ſie in meinen Armen ſanft entſchlafen.“

Ich erzählte, wen ich mitgebracht, in fliegenden Worten; und während Alle noch tief erſchüttert ſtanden, verließ ich, ohne meine Kleider zu wechſeln, das Haus; jetzt durfte ich den alten Mann nicht allein laſſen. Ich ging zuerſt nach dem Gaſthofe, und, nachdem ich dort erfahren, daß er fort ſei, geradeswegs die Straße hinauf nach St. Jürgen.

Als ich dort anlangte, ſah ich den Spökenkieker, den der Tod zu verſchmähen ſchien, mitten auf der Straße vor dem Stiftshauſe ſtehen. Die Hände auf dem Rücken, wiegte er ſich behaglich in den Knieen, während er unter dem breiten Schirme ſeiner Mütze nach dem einen Giebel hinaufſtierte. Als ich mit den Augen der Richtung folgte, ſah ich dort auf den oberſten Treppen, ja ſogar auf der Glocke, die oben in der durchbrochenen Mauer hing, eine große Menge Schwalben eine neben der andern ſitzen, während einzelne um ſie her ſchwärmten, ſich hoch in die Luft erhoben und dann wieder ſchreiend und zwitſchernd zu ihnen zurückkehrten. Einige von dieſen ſchienen neue Gefährten mitzubringen, die dann neben den andern auf den Mauerzinnen Platz zu finden ſuchten.

Es hielt mich unwillkürlich feſt. Ich ſah es wohl, ſie rüſteten ſich zur Reiſe; die Sonne der Heimath war ihnen nicht mehr warm genug. — Der alte Menſch neben mir riß die Mütze vom Kopf und ſchwenkte ſie hin und her. „Huſch!“ lallte er, „fort mit Euch, ihr Sakermenters!“ — Aber noch eine Weile dauerte das Schauſpiel dort oben auf dem Giebel. Da plötzlich, wie emporgeweht, erhoben ſich ſämmtliche Schwalben faſt ſenkrecht in die Luft, und in demſelben Augenblick waren ſie auch ſchon ſpurlos in dem blauen Himmelsraum verſchwunden.

Der Spökenkieker ſtand noch und murmelte unverſtändliche Worte, während ich durch den dunkeln Thorweg in den Hof des Stiftes ging. — Der eine Fenſterflügel von Hanſens Stube ſtand wie einſtens offen; auch das Schwalbenneſt war noch da. Zögernd ſtieg ich die Treppe hinan und öffnete die Stubenthür. Da lag meine alte Hanſen friedlich und ſtill; das Leintuch, womit man ſie bedeckt hatte, war zur Hälfte zurückgeſchlagen. Auf der Kante des Bettes ſaß mein Reiſegefährte, aber ſeine Augen waren über den Leichnam weg auf die nackte Wand gerichtet. Ich ſah es wohl, dieſer ſtarre Blick ging über eine leere ungeheure Kluft, denn am jenſeitigen Ufer ſtand das unerreichbare Luftbild ſeiner Jugend, das jetzt mit reißender Schnelle in Dunſt zerfloß.

Ich hatte mich, anſcheinend ohne von ihm bemerkt zu werden, in den Lehnſtuhl an das offene Fenſter geſetzt und betrachtete das leere Schwalbenneſt, aus dem noch die Halme und Federn hervorſahen, die einſt der nun flügge gewordenen Brut zum Schutze gedient hatten. Als ich wieder in's Zimmer blickte, war der Kopf des alten Mannes dicht über dem der Leiche. Er ſchien wie ſinnverwirrt dies eingefallene Greiſenantlitz zu betrachten, das mit dem drohenden Ernſt des Todes vor ihm lag. „Könnte ich nur einmal noch die Augen ſehen!“ murmelte er. „Aber Gott hat ſie zugedeckt.“ Dann, als müſſe er es ſich beweiſen, daß ſie es dennoch ſelber ſei, nahm er eine Strähne des grauen glänzenden Haares, das zu beiden Seiten vom Haupte auf das Leintuch herabfloß, und ließ es liebkoſend durch ſeine Hände gleiten.

„Wir ſind zu ſpät gekommen, Harre Jenſen,“ rief ich ſchmerzlich.

Er blickte auf und nickte. „Um funfzig Jahre,“ ſagte er, „das Leben iſt auch ſo vergangen.“ Dann, während er langſam aufſtand, ſchlug er das Laken zurück und deckte es über das ſtille Antlitz der Todten.

Ein Windſtoß fuhr gegen das Fenſter. Mir war, als höre ich von draußen, fern aus der höchſten Luftſtrömung, darin die Schwalben ziehen, die letzten Worte ihres alten Liedes:

„Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer.“

Eine Malerarbeit.

Wir ſaßen am Kamin, Männer und Frauen, eine behagliche Plaudergeſellſchaft. Der Menſch gab wie immer den beſten Unterhaltungsſtoff, und endlich waren wir bei einem abweſenden Bekannten angelangt, der aus Mißfallen an ſeiner übrigens frei gewählten Gattin ſein Familienleben faſt eigenſinnig zu zerſtören ſchien. Es wurde hin und wieder geſprochen und Partei genommen: „Mit der iſt nicht zu leben,“ riefen Einige, „man kann's ihm nicht verdenken!“

Der bisher ſchweigſame Hausarzt, der ſich erſt ſeit einigen Jahren in unſerem Städtchen niedergelaſſen, räuſperte ſich und nahm eine Priſe. „Man muß ſein Leben aus dem Holze ſchnitzen, das man hat,“ ſagte er, „und damit baſta!“

„Wenn's aber nichts taugt?“ wurde dagegen geſprochen.

„Und wenn es krumm und knorrig wäre,“ erwiderte er.

„Doctor,“ rief die jugendliche Hausfrau, „ich merke ſchon, dahinter ſteckt wieder eine Geſchichte, aber die Contes moraux ſind aus der Mode gekommen.“

„Nun,“ verſetzte er, „Sie wiſſen, wir Aerzte liegen oft im Streite mit dieſer Göttin.“

„Laßt unſeren Doctor erzählen,“ entſchied eine junge Dame. „Wenn's nur eine Geſchichte iſt; es kommt auf die Moral nicht an!“

„Erſt ein paar Scheite noch in den Kamin!“ ſagte der Doctor. „So! — Und nun — ich weiß nicht, ob Einer der verehrten Anweſenden den kleinen Maler Edde Brunken kennt?“

Die Meiſten aus der Geſellſchaft hatten wohl von ihm gehört, auch einzelne ſeiner Bilder geſehen, perſönlich kannten ſie ihn nicht. Nur Einer ſagte:

„Ich habe ihn lange nicht geſehen, aber wir ſind aus derſelben Stadt gebürtig. Obgleich gänzlich verkrüppelt, hatte ich keinen tolleren Cameraden als ihn. Er war der Sohn eines Seecapitäns, und manches Mal bin ich mit dem kleinen Teufel auf ſeines Vaters Brigg umhergeklettert; ich ſehe ihn noch, wie er gleich einem Klümpchen Unglück oben in dem Takelwerke hing."

„Den alſo meine ich," fuhr der Doctor fort, „auch als ich ihn kennen lernte, obgleich ein Mann an die Dreißig, galt er noch immer für einen ziemlich wilden Burſchen; es war ſo recht ein Stückchen der erbarmungsloſen Mutter Natur, ein ſolches Temperament auf dieſes Körperchen zu pfropfen. Aber er beſaß jenen hülfreichen Freund, den Humor, mit dem er ſchließlich Alles überwand. Dagegen war ihm, vielleicht weil er die körperlichen Hemmniſſe ſtets nur jenſeits der äußerſten Grenze reſpectirt hatte, weniger jener ſchlagfertige Spott eigen, der ſich ſonſt faſt bei allen auszubilden pflegt, welche mit der Natur in Zwieſpalt leben. Zuweilen, wenn ſein Herz in's Spiel kam — und dieſer Muskel war bei ihm ſehr ſtark vertreten — ließ er ſich zu einem für ſeine äußere Erſcheinung bedenklichen Pathos hinreißen, und konnte dadurch einem wohlgewachſenen Gegner die gefährlichſten Blößen geben.

Bei einer ſolchen Gelegenheit lernte ich ihn kennen.

Wir ſaßen eines Abends, eine bunte Geſellſchaft von Künſtlern, jungen Juriſten und Regierungsbeamten in einem Kaffeehauſe, und wie gewöhnlich bildeten Politik und ſociale Fragen das Thema des Geſpräches. An meiner Seite ſaß der mir damals noch wenig bekannte kleine Maler, ihm gegenüber ein Regierungsaſſeſſor, ein junger Mann mit einer Brille und einem blonden Fuchskopf, den ich mitunter in dem gaſtfreien Hauſe meines Onkels geſehen hatte. Dieſer — er iſt ſeitdem übrigens mein Vetter geworden — ſchien auf die eifrigen Verhandlungen der Andern nur wie auf eine Art Komödie herabzuſehen, die ihn in einem müßigen Augenblicke unterhalten durfte. Im Laufe des Geſpräches kam man auf den Paß- und Reiſezwang, vermöge deſſen die jungen Handwerker noch immer als präſumtiv verdächtige Subjecte von einem Polizeiamt an das andere geſchickt würden; und es erhob ſich ein lebhafter Sturm dagegen. Als auch mein kleiner Nachbar ſeine ſittliche Entrüſtung in gleichem Sinne kundgegeben, bemerkte der Aſſeſſor, nachdem er ihn ein eine Weile durch ſeine Brillengläſer fixirt hatte: „Aber, ſo viel ich weiß, Herr Brunken“ — und er ſprach den Namen, als faſſe er ihn mit einer Zange an — „ſind die Kunſtmaler dieſem Zwange nicht unterworfen.“

Der Kleine ſah mit einem raſchen Blicke zu ihm auf. „Wenn Sie damit mein Intereſſe zur Sache bezeichnen wollen,“ erwiderte er und ſeine Stimme wurde ſcharf, „ſo bin ich in der Lage, Ihnen mitzutheilen, daß ich ein ganzes Jahr als Stubenmalergeſelle gewandert bin.“

„Das wäre,“ meinte der Andere. „Da ſprechen Sie denn freilich aus Erfahrung.“

Aber der Kleine war noch nicht zur Ruhe. Indem er ſich in ſeiner ganzen nicht eben beträchtlichen Höhe aufrichtete, fiel er in ein ſchwunghaftes Pathos, wobei ihm die Stimme in’s Falſet überſchlug. So ſprach er von verletzter Menſchenwürde und dergleichen erhabenen Dingen.

Was half es ihm, daß er die Wahrheit ſprach! Der Aſſeſſor behielt ruhig ſeine Hände in den Hoſentaſchen und betrachtete den kleinen aufgeregten Mann ihm gegenüber, als ob er etwas höchſt Amüſantes vor ſich habe. — „So,“ ſagte er endlich, nachdem jener ſich erſchöpft auf ſeinen Platz geſetzt hatte, „Herr Brunken, halten Sie ſo viel auf Menſchenwürde?“

Die Sache war weit genug gediehen; der kleine Maler, indem ihm der Athem mühſam aus der Bruſt hervorkeuchte, erwiderte mit einem Worte, das ſelbſt der Aſſeſſor nicht kaltblütig zu hören vermochte, und am anderen Morgen gab es ein Piſtolenduell, bei dem ich ſelbſtverſtändlich als Arzt zugegen war. Trotz der geringeren Schußfläche, die er zu bieten hatte, wurde der Maler in der linken Schulter verwundet, und da die übrigens ungefährliche Verletzung eine ſorgfältige ärztliche Behandlung nöthig machte, ſo wurden wir dadurch näher mit einander bekannt und bald befreundet. Noch während ſeiner Geneſung, wo ich darauf denken mußte, ſeinen ungeduldigen Arbeitstrieb zu zügeln, hatte ich ihn in das Haus meines Onkels eingeführt, mit deſſen einziger Tochter Gertrud ich vetterlich und cameradſchaftlich aufgewachſen war.

Der Onkel, der es liebte, ſich mit jungen Leuten zu umgeben, lernte bald den Menſchen wie den Künſtler in meinem Freunde ſchätzen und es dauerte nicht lange, ſo ſaß Gertrud vor ſeiner Staffelei und ließ ihr blondes Köpſchen von ihm auf die Leinewand bringen. Sie war eine heitere Natur, dazu nur eben über die Kinderſchuhe hinaus, und ſo kamen die Beiden in den wiederholten Sitzungen bald auf einen Neckfuß, der für das Mädchen zwar nur eine harmloſe Unterhaltung, für das reizbare Temperament meines Freundes aber, wie ich bald bemerkte, nicht ohne tiefere Folgen war. Ich ſagte ihr wohl einmal: „Laß unſeren Künſtler nur nicht zu tief in Deine leichtfertigen Augen gucken!“ Dann lachte ſie mich aus, oder ſie ſagte: „Aber Du biſt äußerſt komiſch!“ und begann eins ihrer Schelmenlieder zu trillern, mit denen ſie im Hauſe treppab und auf zu fliegen liebte.

So ſtand die Sache, als mein Onkel eines Tages in der ſchönen Junizeit auf Gertruds Antrieb eine Wald- und Bergpartie veranſtaltete, zu der ich außer Anderen auch unſeren Maler einzuladen hatte. — Als ich am Tage vorher in ſein Zimmer trat, fand ich ihn arbeitend vor ſeiner Staffelei; aber ſie war vor den Spiegel gerückt, wo des einfallenden Lichtes wegen augenſcheinlich ein ſchlechter Platz zum Malen war und wo ich ſie nie zuvor geſehen hatte. „Laß Dich nicht ſtören!“ rief ich ihm zu.

„Nur — ein paar Striche noch!“ erwiderte er, und ſein Athem ging keuchend aus der Bruſt hervor, wie es in Aufregung oder Anſtrengung bei ihm zu geſchehen pflegte. Unter dem Malen bog er den Kopf zur Seite und blickte eine Weile gegenüber in den Spiegel und gleich danach auf eine Statuette der Venus von Milo, die ſeitwärts auf einem Tiſchchen ſtand. Dann, mit einem kurzen ſcharfen Lachen, das wie ein Hohn aus der Tiefe des gebrechlichen Leibes hervorbrach, ließ er wiederum den Pinſel eifrig auf der Leinwand arbeiten. Ich ſah eine Weile zu, dann aber fragte ich: „Was zum Henker treibſt denn Du da?“

„Ich, Verehrteſter? — Ich arbeite in Contraſten.“

„Das iſt eine ſchlechte Kunſt.“

„Es iſt gar keine Kunſt,“ erwiderte er, indem er den Malſtock auf den Boden ſtützte und den Körper wie erſchlafft in ſich zuſammenſinken ließ. „Keine Spur von Kunſt, Arnold, eitel nichtswürdige Abſchrift der Natur. Das kleine borſtige Ungeheuer dort im Spiegel iſt in ſeiner Art eben ſo vollkommen, wie die Göttliche ohne Arme neben ihm. Mein Gehirn vermag weder hier noch dort etwas hinzuzuthun.“

Ich war aufgeſtanden und hinter ſeinen Stuhl getreten. Ein kleines aber faſt vollendetes Bild in kräftigen Farben ſtand auf der Staffelei. Es war eine ſonnige Parkpartie in altfranzöſiſchem Gartenſtil; auf dem freien Platze im Vordergrunde erhob ſich aus einem blühenden Roſengebüſch die Statue der Venus; ihr zu Füßen, zu ihr emporſchauend, ſtand in zierlicher Roccocokleidung die Geſtalt eines verkrüppelten Mannes, in der ich, unerachtet der ſtruppige Vollbart hier raſirt und das Haar des unbedeckten Hauptes mit Puder beſtreut war, ſogleich den Maler ſelbſt erkannte. Die langen Finger der beiden Hände, welche aus breiten Spitzenmanſchetten hervorſahen, hatten ſich um die goldene Krücke eines Bambusrohrs gelegt, auf welche der kleine Mann im veilchenfarbenen Wamms ſich mühſelig zu ſtützen ſchien. Er hatte augenſcheinlich zuvor auf der Bank geruht, welche im Schatten der hohen Buchenhecke der Statue gegenüber ſtand; denn das dreieckige Hütchen lag noch dort. Weshalb er aber jetzt in die heiße Sonne hinausgetreten war und ſo finſter zu dem Antlitz der Liebesgöttin emporblickte, wurde erſt verſtändlich, wenn man im Mittelgrunde des Bildes den ſonnigen Laubgang hinabſah, durch den ſich im traulichſten Behagen ein Liebespaar entfernte. Der Cavalier zeigte nur den Rücken und die eine lebhaft geſticulirende Hand, das zierliche Puderköpfchen des Dämchens aber, das an ſeinem Arme hing, war zurückgewandt, und ſchaute übermüthig lachend nach dem Krüppel, an dem ſie ſo eben vorübergegangen ſein mochten. Ich hätte faſt den Namen meines Mühmchens ausgerufen, aber die Aehnlichkeit, ob abſichtlich oder zufällig, war doch nur eine flüchtige.

Mein kleiner Freund hatte mich geſpannten Blickes angeſehen, während ich dies ſeltſame Bild betrachtete. „Du haſt ihr Arme gegeben,“ bemerkte ich endlich, um nur etwas zu ſagen, indem ich auf die Geſtalt der Venus zeigte.

„Freilich,“ verſetzte er haſtig, „ſchöne, hülfreiche Arme, und ſie hilft auch Jedem, nur nicht ſolchen Creaturen, deren eine dort zu ihren Füßen kriecht.“

„Für wen,“ unterbrach ich ihn, „haſt Du denn eigentlich dies Bild gemalt?“

„Nur eine Studie zur Selbſterkenntniß, Verehrteſter.“

„Freilich,“ ſagte ich, „einige Selbſtkenntniß iſt darin. Du haſt ſehr wohl gewußt, daß Du etwas beſitzeſt, das ſelbſt der Königin der Schönheit fehlt, zu der Du dort ſo mißvergnügt hinaufſchauſt.“

Er ſah mich fragend an.

„Du haſt in der That,“ fuhr ich fort, „unerachtet Du Dir ſonſt eben nicht geſchmeichelt, Deine ohnehin nicht übeln Augen in das beſte Licht zu ſetzen gewußt.“

Mein kleiner Freund lächelte. „Meinſt Du?“ ſagte er. „Aber was nützen mir die Augen?“

„Nun, ich weiß nicht; aber ſie haben ſchon Manchem genützt.“ — Wir ſprachen weiter in dieſes Thema hinein, und es gelang mir nach und nach das Antlitz meines Freundes aufzuhellen. Als ich dann mit meinem Auftrage zum Vorſchein kam, war er ſogleich bereit, die Partie mitzumachen. Nur wie beiläufig fragte er noch: „Iſt auch der Aſſeſſor eingeladen?“ Und ich antwortete: „Ohne Zweifel; aber Brunken, der hat ja keine Augen, wenigſtens nur ſo etwas wie eine Andeutung davon; und im Uebrigen, Ihr verſteht es ja vortrefflich, ohne alle Berührung um einander herumzugehen.“

Mein Freund lächelte wieder; ich glaube ſogar, er zupfte ſich die Cravatte zurecht und warf dabei verſtohlen einen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel.

* * *

Am andern Tage leuchtete der hellſte Sonnenſchein. Zu Leiterwagen, in denen man ſich auf langen Brettern gegenüber ſaß, ging es die erſte Meile durch den Wald; alle Altersclaſſen waren vertreten, Gertrud hatte ſogar ein ganzes Rudel Kinder mit zu verpacken gewußt. Unter der Direction des lebensluſtigen Onkels ging dergleichen immer vortrefflich, und ſo war denn auch heute Alles guter Dinge, und die Droſſeln im Tannicht ſangen nicht heller, als das junge Volk auf den Leiterwagen. Zumal mein kleiner Brunken war heiterer, als ich ihn lange geſehen; wenn die Anderen ſchwiegen, ſang er mit ſeiner ſtarken, aber freilich etwas ſcharfen Tenorſtimme holländiſche Volkslieder, die er von der Antwerpener Akademie mitgebracht hatte. Er war in ſolchen Dingen unerſchöpflich. Endlich langte man in einem Dorfe unterhalb des Gebirges an, von wo aus es zu Fuße nach der Teufelskanzel hinaufgeben ſollte, einem breiten Felſenvorſprunge, zu dem ein ziemlich ſteiler Weg etwa eine Stunde lang durch niedriges Gebüſch hinaufführte. Die Sonne brannte, und da ich das Bergſteigen unter ſolchen Umſtänden für meinen Freund nicht räthlich hielt, ſo beſtieg er eines unſerer Wagenpferde, einen alten mageren Urhengſt, und, dieſen Reiter in der Mitte, zog nun die luſtige Schaar in der Bergſchlucht aufwärts; zwei Bauerburſchen folgten mit wohlgepackten Körben, die ein gutes Frühſtück am Ziele alles Mühſales verhießen.

Aber wer konnte ſo lange durſten! Auf der Mitte des Weges wurde Halt commandirt: die Mädchen ſchenkten Wein, Alles trank, und auch dem Maler wurde von Gertrud ein großer Humpen hinaufgereicht. — Man mußte es ſehen, wie die kleine Geſtalt mit dem rauhen, mächtigen Kopf auf der hochbeinigen Mähre hockte, wie er das Glas emporhob, daß die Sonne durch den rothen Wein funkelte und mit den ſcharfen ſchwarzen Augen darnach hinblinzte. „Flüſſiger Rubin!“ rief er. „Auf das Wohl aller ſchönen Erdenkinder!“ Und dabei goß er den rothen Wein hinab.

„Sehet da, der Herr des Gebirges!“ rief Gertrud.

„Nur der Kobold, ſchöne Dame!“ entgegnete der Maler und ſetzte ſeinem Hengſt die Ferſen in die Weichen.

„Rübezahl, Rübezahl!“ ſchrieen die Kinder, und lachend ſetzte ſich der Zug auf's Neue in Bewegung. Endlich war die Teufelskanzel erreicht. Sie war nicht unbefugt, dieſen Namen zu führen; lothrecht ſchoß der Fels über hundert Klafter in die Tiefe, wo ſich unten im Sonnenglanz die lachendſte Landſchaft ausbreitete. Durch grüne Wieſen, an Dörfern und Wäldern vorbei, floß in vielen Krümmungen ein glänzender Strom, deſſen Rauſchen in der Mittagsſtille zu uns heraufklang, und drüber her, in gleicher Höhe mit uns, ſtanden die Lerchen flügelſchlagend in der Luft und miſchten ihren Geſang in die Muſik der Wellen. Wer deſſen noch fähig war, der mußte hier von Lebens- und Liebesluſt beſtürmt werden. Brunken, deſſen Mähre einem der Bauerburſchen zur Obhut übergeben war, ſtand neben mir und ſtarrte wie verzaubert in die Tiefe.

„Arnold,“ ſagte er und drückte mir die Hand, „das Leben iſt doch ſchön!“

Nach dem Frühſtück ſtieg der Aſſeſſor mit einigen anderen Herren auf einem Umwege den Berg hinab, um eine von unten heraufſchimmernde Marmorader zu unterſuchen, die Uebrigen blieben noch auf der Lagerſtelle; Brunken und ich ſchlenderten in den Wald hinein. Während ich mich hier an einer freien Stelle in's Moos warf, befiel ihn die Kletterluſt ſeiner Jugend; ich ſah ihn über mir an einer jungen Buche, wie eine große Spinne von Aſt zu Aſt hinaufrücken, und nicht lange, ſo ſchaukelte er ſich im höchſten Wipfel und ſang laut über den Wald hinaus. Er war ſchon mitten in ſeinem holländiſchen Lieblingsliede: „Ick ſee din Bild in de Fonteyn,“ oder wie es in der ſeltſamen Sprache heißen mag, als er plötzlich verſtummte. Statt deſſen hörte ich Kindergeplauder durch die Bäume und bald ſah ich auch Gertrud mit der ganzen Schaar heranziehen. Auf meine Einladung lagerte ſich Alles neben mir auf die weichen Moospolſter und die Kinder riefen: „Geſchichten erzählen!“

„Was denn erzählen?“ fragte Gertrud.

Und die Einen wollten von Schneewittchen hören, die Andern vom dummen Hanſel, bis ſich endlich

Alles in der Geſchichte von dem Ungeheuer und der weißen Roſe vereinigte. Aber Gertrud kannte die Geſchichte nicht. Da, während ſie auf's Neue die Titel ihres Märchenſchatzes auskramte, ſchwang ſich plötzlich Freund Brunken von einem Baumaſt zur Erde. „Die Geſchichte," ſagte er, noch ſtoßweiſe mit dem Athem kämpfend, „iſt meine Domäne, ſchöne Dame, ich bitte um die Erlaubniß, ſie zu erzählen." Dann, unter dem Händeklatſchen der Kinder, verbeugte er ſich tief vor dem jungen Mädchen.

„Und wie, Meiſter Brunkenius," ſagte dieſe, „der Sie ſo unverhofft wie eine reife Frucht vom Baume fallen, wie kommen Sie zu einer ſolchen Domäne?"

„Ich," verſetzte der Maler, „bin mit dieſer Geſchichte aufgewachſen, und da ich bekanntlich das normale Maß nicht zu erreichen vermochte, ſo bin ich niemals über ſie hinausgekommen; derohalben glaube ich, ſie gründlicher verſtehen gelernt zu haben, als Ihr anderen großen Menſchenkinder." Er ſprach dieſe Worte mit aufgeregter, unſicherer Stimme; die Wendung, welche die Gedanken unſeres Freundes zu nehmen ſchienen, wollte mir keineswegs gefallen.

Gertrud ſagte: „Dieſe tiefſinnigen Reden gehen freilich über meinen Horizont, aber ſie flößen mir hinlänglich Reſpect ein; erzählen Sie, ich trete meine Rechte ab.“

Nachdem der Maler hierauf zwiſchen uns im Mooſe Platz genommen hatte, begann er zu erzählen. Anfänglich war es die bekannte Geſchichte: Das ſchöne Königstöchterlein, in der richtigen Erkenntniß, daß die Welt ſich ihr zu fügen habe, verlangt beim erſten Schneefall eine weiße Roſe; und als der gute König ſelbſt ſie endlich in einem verzauberten Garten gefunden und ſelbſtverſtändlich auch gepflückt hat, tritt ihm — wie das ſchon eher in ſolchem Fall geſchehen — wider alles Erwarten ein Ungeheuer entgegen, dem er als Entgelt das geloben muß, was bei ſeiner Heimkehr ihm zuerſt entgegenkommen werde. Leider geht es ihm, wie dem alten Richter von Iſrael; das Erſte, was ihn vor ſeinem Schloſſe begrüßt, iſt ſeine Tochter, und am dritten Tage kommt das Ungeheuer, und holt ſich die Prinzeſſin.

Gertrud unterbrach den Erzähler. „War es denn wirklich ſo ſchlimm, Meiſter Brunkenius?“ ſagte ſie. „Wie ſah denn das Ungeheuer aus?“

„Entſetzlich ſah es aus!“

„Aber wie denn entſetzlich?“

„Ich weiß nicht; meine Mutter, die mir die Geſchichte erzählte, hat es mir nie beſchreiben wollen. Aber ſahen Sie denn nie ein Ungeheuer, Fräulein Gertrud?“

Sie lächelte. „Was reden Sie doch!“

„Ich weiß wohl, was ich rede, beſinnen Sie ſich nur!“ Und dabei ſtützte er den borſtigen Kopf in ſeine ausgeſpreizten Finger, als wolle er ſich von ihr betrachten laſſen.

Das Mädchen erröthete. „Erzählen Sie doch weiter!“ ſagte ſie, und: „Weiter, weiter!“ riefen die Kinder, indem ſie näher zu ihm herankrochen.

Er warf einen Blick auf die kleine Geſellſchaft.

„Ja ſo,“ ſagte er, „Ihr ſeid auch noch da. So hört denn!“ — Und nun begann er ſeine Scenen auszupinſeln: „Es war eine unabſehbare Wildniß, die ſie durchwanderten. Immer höher wucherten Ginſter und Haidekraut, aber kein Vogel ſang und keine Biene ſummte; die ſeidenen Schuhe der Prinzeſſin zerriſſen an den harten Wurzeln, mit denen der Boden überſponnen war. Todtenſtill lag es über der Steppe, nur dort aus der Ferne, wo eben die Sonne glutbroth hinter der ſchwarzen Haide hinabgeſunken war, kam es jetzt herangefahren; das war aber der Nachtwind, der ſich aufgemacht hatte, er riß der Prinzeſſin die weiße Roſe aus ihrem blonden Haar und webte ſie fort in die Nacht, die hinter ihnen heraufſtieg. Einen Augenblick ſtand ſie ſtill und ſchloß ihre ſchönen blauen Augen, und als das Ungeheuer ſeinen ungeſtalteten Kopf nach ihr umwandte, ſah es nur die langen ſchwarzen Wimpern auf ihren zarten Wangen liegen. Da streckte es ſeine Tatze aus und zupfte damit an ihrem weißen Kleide. — Machen Sie nicht ſo entſetzte Augen, Fräulein Gertrud! Das arme Ungeheuer hatte ja nichts als ſeine Tatzen. — Aber freilich, als die Prinzeſſin aufſah, da ſchauderte ſie und grub, wie ſie zu thun pflegte, mit ihren weißen Zähnchen in die Lippe, daß ſie blutete."

Die Kinder ſahen alle auf Gertrud; denn, wie ſie mir ſpäter verplauderten, hatten ſie gemeint, daß die Prinzeſſin mit jedem Zuge ihrer jungen Freundin ähnlicher würde. Auch ſchien der Erzähler, obgleich er vor ſich in das Moos blickte, ſeine Worte nur an ſie zu richten. — „Das," fuhr er fort, „erbarmte das Ungeheuer, und es wollte ihr ein tröſtliches Wort zuſprechen; denn Ihr wißt wohl, es war ſelbſt nur ein armer verwünſchter Prinz. Aber der Laut, der aus ſeiner Kehle fuhr, war ſo heiſer, als hätte die ſchwarze Wildniß ſelbſt das Geheul ausgeſtoßen. Da fiel die Prinzeſſin vor ihm in die Kniee und ſah ihn mit entſetzten Augen an, und das Ungeheuer ſtieß abermals ein Geheul aus, weit grauſenhafter als vorhin; denn es war der Schrei einer armen Seele, die nach Erlöſung ringt. Es fühlte die innere Wohlgeſtalt und den edlen Klang der Stimme, die eigentlich ſein eigen waren, aber es ſuchte vergebens die abſchreckende Hülle zu ſprengen, die alles in böſem Zauberbann verſchloß."

Der Erzähler hielt erſchöpft inne, eine unheimliche Erregung brannte in ſeinen Augen.

„Brunken," ſagte ich, „beſinne Dich! Iſt das ein Kindermärchen, was Du da erzählſt?"

„Es gilt wenigſtens dafür!" erwiderte er.

Aber ehe wir Zeit fanden, unſer Geſpräch fortzuſetzen, bemerkte ich, daß Gertrud aufgeſtanden war und zwiſchen den Bäumen fortging. Ich ſprang auf. „Erzähle den Kindern Deine Geſchichte zu Ende!“ ſagte ich und folgte dem Mädchen, die ſchon hinter dem niederhängenden Gezweig verſchwunden war. Auch fand ich ſie bald; in einer kleiner Lichtung ſah ich ſie am Boden liegen, ihr Geſichtchen in das Moos gedrückt; ich hörte, wie ſie wimmernd vor ſich hin ſprach: „Was fang' ich an, was fang' ich an!“ — Als ich hinzutrat und ihren Arm berührte, ſprang ſie auf und ſchüttelte die erhobenen Hände, ganz wie ein verzweifeltes Kind.

„Gerte, was iſt?“ fragte ich.

„O Gott,“ rief ſie, ohne von ihrem kindlichen Gebahren abzulaſſen, „er liebt mich; o, es iſt ganz gewiß, daß er mich liebt!“

„Wer denn? Iſt denn das ſo fürchterlich?“

Sie antwortete nicht, ſondern ſah mich nur mit großen hülfloſen Augen an. Da ich aber Miene machte, fortzugehen, ergriff ſie meine Hand. „Bleib, Arnold! Ich will's Dir ja ſagen, hab doch nur Geduld!“

„Nun ſo ſprich, Gertrud.“

Aber ſie ſchlug die Hände vor's Geſicht: „Nein, ich kann's nicht!“ rief ſie.

„Weshalb nicht? Bin ich nicht Dein alter Camerad?

„Arnold — ich ſchäme mich. — Nein, bleib, geh nicht, ich erſticke ſonſt daran.“

„Nun, Gertrud, wer iſt es denn, der Dich ſo erſchrecken kann?“

Sie ſah mich eine Weile unentſchloſſen an, dann mit einer raſchen Bewegung zu mir tretend, brachte ſie den Mund dicht an mein Ohr und rief mit einem Ton des Abſcheues: „Der Bucklige!“

„Mein armer Freund!“ Ich wußte weiter nichts zu ſagen, obgleich es mir ſeit der letzten halben Stunde nichts Neues war, was ich erfuhr.

Gertrud nickte: „Er hat ſo gute Augen!“ ſagte ſie. „O, ich weiß es ja, es iſt ſo ſchlecht von mir!“ und dabei fing ſie bitterlich zu weinen an.

Nachdem ich ſie etwas beruhigt hatte, bat ich ſie noch ein paar Augenblicke hier zu verweilen; ich wollte, ehe ſie dorthin zurückkehrte, den kleinen Maler aus dem Kinderkreiſe zu entfernen ſuchen. Gertrud war damit einverſtanden. Als ich aber kaum ein paar Schritte in die Bäume hinein gethan hatte, ſah ich nicht weit von mir eine arme gebrechliche Geſtalt an einen Baum gelehnt.

„Brunken,“ rief ich, „was machſt Du hier?“

„Nicht eben viel,“ erwiderte er, „die Kleine da hat mir das Ende meiner Ungeheuergeſchichte erzählt; eigentlich freilich hat ſie es wohl nur Dir erzählen wollen, aber ich habe ſcharfe Ohren.“ Dann ergriff er meine Hand. „Arnold,“ ſagte er und ſeine Stimme klang auf einen Augenblick faſt weich, „es iſt ein ſchwer' Exempel; meine Seele und meine Kunſt verlangen nach der Schönheit, aber die langfingerige Affenhand des Buckligen darf ſie nicht berühren.“

In ſolchem Augenblick vermag ein Anderer nicht viel; was wir noch geſprochen, deſſen erinnere ich mich nicht mehr; ebenſowenig, wie der Reſt des Tages verlief. Nur das weiß ich noch, daß bei der Rückfahrt der unglückſelige Aſſeſſor neben Gertrud auf der Leiterbank und Brunken den Beiden gegenüber zu ſitzen kam. Er hatte während einer ganzen Stunde hinlänglich Gelegenheit, ſich das Herz voll Gift und Leidenſchaft zu trinken; denn auch mir entging es nicht, daß jene Beiden nicht ungern neben einander ſaßen, wie ich es denn auch geſtehen muß, daß ſie ſpäter durch den Segen der Kirche ſo feſt als möglich mit einander verbunden worden ſind.

Als wir in der Stadt und vor meines Onkels Hauſe angekommen waren, ſprang Brunken vom Wagen und rannte, ohne Einem von uns „Gute Nacht" geboten zu haben, die Straße hinab; ſein kleiner Radmantel, den er umgebunden hatte, ſchwebte wie ein Dach über den dünnen Beinen.

„Heiſa! Freue Dich, Chriſtel!" hörte ich einen Jungen einem alten Weibe zurufen, das ſich mit einem Korb voll Wäſche über die Straße ſchleppte. „Die Schildkröten laufen herum, heute Nacht giebt's Regen!" Und beide ſchlugen ein ſchallendes Gelächter auf.

Nachdem ich die ſämmtlichen Damen und Kinder hatte vom Wagen herab heben helfen, nahm ich von meinen Verwandten Abſchied und ging in Brunkens Wohnung. Aber ich erfuhr nur, daß er dort geweſen und ſogleich, ohne Beſcheid zurückzulaſſen, wieder fortgegangen ſei. Nicht beſſer ging es mir ein paar Tage darauf: es hieß, Brunken habe ſagen laſſen, er ſei auf den Dörfern in der Umgegend, um dort Studien zu machen; einiges Geräth und Farben zum Aquarellmalen hatte er ſich nachkommen laſſen. Nach etwa vier Wochen erhielt ich aber einen Brief von ihm aus einer größeren Stadt des mittleren Deutſchlands, worin er mir erzählte, daß er dort ſeinen bleibenden Aufenthalt nehmen werde; der Brief enthielt zugleich die Bitte, ihm ſeine Habſeligkeiten dorthin nachzuſchicken. Ich beſorgte das Alles und ſeitdem verging eine lange Zeit, während welcher jede Beziehung zwiſchen uns aufgehört hatte.

* * *

Es mochte vier Jahre ſpäter ſein, als ich auf einer größern Reiſe eines Vormittags auch in jene Stadt gelangte. Von dem Wirth des Gaſthofes, in dem ich abgetreten war, erfuhr ich, daß mein Freund in einem kleinen Landhauſe vor der Stadt wohne. Als ich mich dann nach dem Wege dahin erkundigte, meinte er, der Pflegeſohn des Herrn Profeſſor ſei vor einer halben Stunde hier vorbeigegangen und werde bald zurückkommen. „Wenn's gefällig,“ ſetzte er hinzu, „könnten Sie ja mit dem jungen Herrn hinausgehen.“

Ich machte große Augen. „Pflegeſohn, Herr Wirth? — Ich ſpreche von dem Maler Brunken!“

„Ohne Zweifel, mein Herr;“ erwiderte dieſer, „der Herr Profeſſor ſind mir wohl bekannt; ſie haben zu Anfang ihres hieſigen Aufenthalts ein Vierteljahr in meinem Hotel zu Mittag geſpeiſt.“

Ich gab mich zufrieden und ging auf mein Zimmer, um mich umzukleiden. Es dauerte auch nicht lange, ſo wurde angeklopft und auf mein „Herein,“ trat ein kräftiger, faſt unterſetzter junger Mann von etwa neunzehn Jahren in das Zimmer. „Herr Doctor Arnold?“ ſagte er, indem er mich begrüßte.

Ich betrachtete ihn näher. Auf ſeinen breiten Schultern erhob ſich ein kleiner blaſſer Kopf, in deſſen tiefliegenden Augen ein eigener, faſt melancholiſcher Reiz lag. „Sie wollen die Güte haben,“ entgegnete ich, „mich zu meinem Freunde zu führen?“

„Es wird meinem Lehrer eine große Freude ſein;“ erwiderte er, „er hat mir oft von Ihnen geſprochen.“

„Sie ſind auch Maler?“ fragte ich.

„Ich ſuche es zu werden,“ verſetzte er.

Wir gingen nun zuſammen fort. Unterwegs erzählte mir mein junger Begleiter, der auf meine

Fragen beſcheiden aber ohne Geſprächigkeit antwortete, daß er ſeinen erſten Unterricht von Brunken erhalten, mit dem er ſogleich das derzeit von dieſem erkaufte Haus bezogen habe. Aus ſeinen Aeußerungen mußte ich entnehmen, daß er dort ſeine eigentliche Heimath finde; denn er war auch jetzt nach einem dreijährigen Beſuch der Akademie dahin zurückgekehrt.

Unter ſolchen Geſprächen hatten wir bald die Stadt im Rücken und gingen nun im Schatten einer langen Lindenallee, an deren beiden Seiten ſich eine Reihe von zum Theil prächtigen Landhäuſern entlang zog. Nach kurzer Zeit bogen wir in eine Seitenſtraße, wo die Architektur beſcheidenere Formen anzunehmen begann; und hier, auf der Terraſſe eines einſtöckigen Hauſes, erblickte ich die groteske Geſtalt meines trefflichen Freundes. Er ſtand in der vollen Mittagsſonne und beſchattete die Augen mit der Hand; das mächtige Haupt war noch wie einſt mit dem braunen ſtruppigen Vollbart geziert; aber als wir die Thür des Gartengitters öffneten, ſah ich, daß er friſch und kräftig ausſchaute, wie ich ihn nie gekannt.

„Wen bringſt Du mir da, mein Sohn Paul?“ rief er uns entgegen, während wir um einen kleinen Raſen herum dem Hauſe zugingen.

Paul lächelte. „Keinen Fremden, denke ich!“

Und ſchon war Brunken die Stufen in den Garten hinabgekommen und hatte meine beiden Hände ergriffen. „Nein, keinen Fremden!“ rief er. „Bei allen Göttern, die den Wanderer beſchützen! Sei mir tauſend Mal geſegnet, Arnold, daß Du endlich bei mir einkehrſt!“

Ich konnte nicht zu Worte kommen; denn ſchon war er wieder die Stufen hinauf, und rief durch die offene Flügelthür in's Haus: „Martha, Marie, wo ſteckt Ihr denn?“ Und dabei ſchlug ihm die Stimme in ſeine höchſte Fiſtel über; aber dennoch klang es ſchön und herzerquickend; und herzerquickend war auch das, was auf ſeinen Ruf erſchien; zuerſt wie ein Vogel herangeflogen, ein ſchlankes, etwa vierzehnjähriges Mädchen; und dann, ihr ruhig folgend, eine ältere Frau mit den ſchönen Augen meines Freundes, aber ohne die Gebrechen ſeines Körpers.

„Dies,“ ſagte Brunken, indem er ihre Hand ergriff, „iſt meine liebe Schweſter Martha; wir hauſen hier zuſammen; den Paul haſt Du Dir ſchon ſelber aufgeſucht: aber dieſe meine Nichte muß ich Dir noch vorſtellen; es iſt ein junges, thörichtes Geſchöpf, das den hehren Namen Maria noch keineswegs verdient hat." Und dabei zupfte er die kleine Schöne ein paar Mal derb an ihren braunen Flechten. „Nicht wahr," fuhr er zu mir gewendet fort, „Du trittſt hier in ein kinderreiches Haus! Und ſind ſie auch nicht ſo ganz mein eigen, ſo hab' ich doch ein gutes Theil an ihnen."

Er mußte inne halten, der Athem fing ihm endlich an zu fehlen. Und es brauchte auch keiner weitern Auseinanderſetzung; das Mädchen hatte die Arme auf dem Rücken zuſammengeſchränkt und ſah mit den glücklichſten Augen in das geröthete Antlitz des kleinen aufgeregten Oheims.

„Aber Edde?" bemerkte jetzt die Schweſter, indem ſie fragend von ihm zu mir herüberblickte.

Er hatte ſie ſogleich verſtanden. „Ja ſo, wer das iſt?" rief er. „Den kennt Ihr alle; das iſt der Arnold, der Doctor; er kommt grade, da die Roſen blühen; und nun ſoll es auf der Villa Brunken ein paar ſeelenfrohe Tagen geben!"

Und in der That, heiter war es auf der Villa Brunken. Nach dem herzlichſten Willkommen ſaß ich bald unter dieſen lieben Menſchen an einer wohlgedeckten Mittagstafel in dem freundlichen Gartenſaal, deſſen Flügelthüren auf die Terraſſe hinaus geöffnet blieben; und während wir plauderten und genoſſen, wehten von Zeit zu Zeit die vorbeiziehenden Sommerlüfte eine ganze Wolke von Roſenduft zu uns herein. — Nachher verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich zur Mittagsruhe in ein kühles Gaſtzimmerchen verwieſen wurde, das man bei Kündigung der Freundſchaft mir auferlegte, mindeſtens für drei Tage als meine Wohnung anzuſehen.

Ich mußte ſchon nachgeben; und während ich nach der auf der Eiſenbahn verwachten Nacht einen erquicklichen Schlaf that, war Paul zur Stadt geweſen, und hatte mein Gepäck aus dem Gaſthof herüber ſchaffen laſſen.

Als ich mit Brunken wieder in den Gartenſaal trat, wo uns Frau Martha am Kaffeetiſch erwartete, klopfte er mich leiſe auf den Arm und zeigte nach der Terraſſe hinaus, zu der auch jetzt die Thüren offen ſtanden. Dort, wo jetzt ſchon der Schatten des Nachmittags vorgerückt war, wurde augenſcheinlich eine Zeichenſtunde gegeben. Das hübſche ſchlanke Mädchen ſaß eifrig mit dem Bleiſtift arbeitend an einem Tiſchchen, während Paul, an ihren Stuhl gelehnt, der kleinen regſamen Hand aufmerkſam mit den Augen folgte.

„Nun ſeh mir einer dieſe Hexe!“ rief Brunken, „mir läuft ſie immer aus der Schule; und ſeit der Paul da iſt, wird Tag für Tag gezeichnet. Verſteht er's denn wirklich ſchon beſſer, als ich?“

Der junge Mann erröthete; Marie aber ſagte ohne aufzublicken: „Paul iſt ſo hübſch geduldig, Onkel!“

Brunken drohte mit dem Finger. „Ich muß wohl eiferſüchtig werden!“ ſagte er, und dabei warf er einen Blick des innigſten Behagens auf das junge Menſchenpaar.

Nach dem Kaffee luſtwandelte ich mit Brunken in ſeinem Garten, der ſich in beträchtlicher Tiefe hinter dem Wohnhauſe erſtreckte. Nachdem wir den Duft der Rebenblüthe in einem Glashauſe eingeſogen, auch eine Weile von einem Anberge aus nach der Stadt hinüber geſehen hatten, von wo das Glockenläuten des morgenden Sonntags zu uns herüberwehte ließen wir uns ſchließlich in einer kühlen Laube nieder. Ich bot meinem Freunde eine Cigarre, die er wie immer verſchmähte, und zündete mir dann ſelbſt einen Stengel dieſen edlen Krautes an. So begannen wir von der vergangenen gemeinſam verlebten Zeit zu plaudern und kamen endlich auch an jenen Abend, wo er uns auf Nimmerwiederkehr entflohen war. Ich ſprach darüber mein Bedauern aus; aber Brunken ſchüttelte, wie er zum Zeichen der Verneinung zu thun pflegte, ſeinen langen Finger vor der Naſe. „Halt Doctor," ſagte er, „das war eine heilbringende Nacht!"

„So erzähle!" verſetzte ich. „Was haſt Du damals denn getrieben?"

„Kennſt Du die Fabel aus Campes Kinderbibliothek: Es war einmal ein dicker fetter Mops?"

„Freilich, der Mops bellte den Mond an."

„Ich habe auch den Mond angebellt, oder, um bildlich geſprochen, ich habe mit dem Herrgott geſcholten, daß er mich ſo ungeſchickt nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen. — Es war damals ein toller Lebensdrang in mir, und dazu dies Gemengſel von

Gliedmaßen, vor dem die Mädel ſich graueln, wie vor einer Kreuzſpinne; Verehrteſter, das iſt keine Bagatelle!“

„Aber,“ unterbrach ich ihn, „wo war denn der Schauplatz dieſes Dramas?“

Mein kleiner Freund legte beide Hände in die Seite und ſah mich mit dem Ausdruck einer tragikomiſchen Verzweiflung an. „Ich war über Feld gerannt,“ ſagte er, „immer grad' zu, durch Korn und Dorn, über Wälle und Gräben; endlich ſaß ich am Rande einer Trinkgrube. Wie ich ſpäter erfuhr, war einige Stunden vorher ein junger Burſche daraus aufgefiſcht, der in dem ſchwarzen Wäſſerchen dort unten die Noth des Lebens und nebenbei ſich ſelber zu ertränken verſucht hatte. Der Mond ſchien hell; ich konnte Alles um mich her betrachten. Das Gras an meiner Seite war noch mit ſchwarzem Schlamm überzogen; mitten darin ſtand ein grober Lederſchuh, naß und beſudelt. Ich glaube noch jetzt, daß dieſer Schuh mich damals über Waſſer gehalten hat; denn auch ich war ſchon dem böſen Zauber verfallen, der in ſolch einſamen Gewäſſern ſpuken geht. Es war nicht düſter dort; ein Stern nach dem andern drang aus der Tiefe, und immer mehr, je länger ich hinſtarrte. Mich überfiel jenes nichtswürdige Mitleid mit dem lieben Ich; und ſchon dachte ich: „Verſuch es einmal mit der Welt dort unten; Verluſt iſt keinenfalls dabei;“ — da traf mein Blick auf jenen groben Schuh, und, geſegnet ſei er, er fing an mir Räthſel aufzugeben, Erſtens, es gehörte doch ein zweiter noch dazu; wo mochte ſein Camerade ſein? Und dann, er konnte doch nicht allein hierher gegangen ſein; wo wanderte ſein Herr jetzt mit dem zweiten Schuh? — Unter mir in den Binſen ſaß freilich ein großer Froſch mit ſeiner ganzen Geſellſchaft und ſuchte mir die Geſchichte vorzuſingen. Ich merkte wohl, daß ſie von allem Beſcheid wußten. Aber Du weißt, ich bin immer ein ſchlechter Linguiſte geweſen; ich verſtand die Kerle nicht. Doch wie nun alles in der Welt zu Ende geht, ſo ging auch dieſe Nacht dahin; der Morgenwind fuhr über die Felder und weckte alle Creaturen; und als die erſten Lerchen aufſtiegen, erſchien auch die Sonne am Horizont und beleuchtete mich in all' meiner Unſauberkeit; ich konnte es nun deutlich an meinen Kleidern nachbuchſtabiren daß ich nicht blos durch Hecken und Dornen, ſondern auch durch Sümpfe und Gräben hierher gelangt ſein mußte. Es ſchauderte mich ein wenig, ich weiß nicht mehr, ob vor Kälte oder Scham, und ich machte mich daran, die Spuren meiner Thorheit nach Möglichkeit zu vertilgen. Dann ſtieg ich auf den Wall des Grundſtücks, um eine vernünftige Landſtraße zu erſpähen; und nachdem ich nicht nur dieſe, ſondern zu Ende derſelben auch ein Dorf unter grünen Bäumen entdeckt hatte, marſchirte ich bald zwiſchen wohl numerirten Chauſſeeſteinen, wie ein verſtändiger Mann der die Kühle der erſten Frühe zu ſeiner Wanderung benutzt.

In dem Dorfe, das ich dann erreichte, war eben das Tagesleben angebrochen; ich hörte in den Gehöften die Leute zu ihren Pferden reden, die zur Heufuhr an die Wagen geſpannt wurden. Mitten in der Dorfſtraße, in dem Gärtchen vor ſeinem Hauſe, ſtand ein ältlicher Mann und rauchte behaglich ſeine Morgenpfeife, in dem ich ſogleich den Schulmeiſter des Dorfes erkannte. Auf einen „Guten Morgen“ erhielt ich freundliche Erwiderung und auf meine Frage, wo ich hier ein Frühſtück bekommen könne, die Einladung, in's Haus zu treten und mit ihm und ſeiner Frau den Morgenkaffee einzunehmen. Das that ich denn, und da die Frau nicht weniger zutraulich war, ſo ſaßen wir drei bald im ſchönſten Plaudern neben einander.

Das erſte, was ich erfuhr, war die Geſchichte jenes Schuhes, bei der mein gütiger Wirth ſelbſt in gewiſſer Weiſe betheiligt war. — Als eines Stubenmalers Sohn hielt er die väterliche Kunſt noch ſo weit in Ehren, daß er ſeinen Schülern wöchentlich eine Stunde Zeichenunterricht ertheilte. Er verdiente damit, wie er meinte, freilich weder bei den Eltern noch Kindern beſondern Dank; nur der Sohn eines wohlhabenden Bauern, welcher dem Schulhauſe gegenüber wohnte, hatte ſo viel Geſchick und Eifer gezeigt, daß er bald nicht nur allerlei Dinge, die der Lehrer ihm vorgelegt, nach der Natur gezeichnet, ſondern auch zu Hauſe und auf eigene Hand Alles abconterfeit hatte, was ihm grade in den Weg gekommen. — So weit war alles leidlich gut gegangen, wenn auch der alte Bauer bisweilen über die „dumme Kritzelei“ geſcholten hatte. „Da mußte das Unglück,“ erzählte der Lehrer weiter, „meinen jüngſten Bruder, welcher bei dem Berufe unſeres Vaters geblieben iſt, auf ein paar Wochen zum Beſuch hierher führen. Er verſteht ein wenig mehr, als was zum bloßen Handwerk gehört, und pflegt auch in ſeinen Mußeſtunden allerlei Blättchen mit Waſſerfarben anzufertigen. Ein paar Zeichnungen des Knaben, die ich ihm zeigte, erregten ſeine Theilnahme, und ſo dauerte es nicht bis in den dritten Tag, daß die Beiden die dickſten Freunde waren. Jeden Abend haben ſie hier am Tiſch geſeſſen zu zeichnen und zu pinſeln, und da mein Bruder dem Jungen einen Theil ſeiner Farben zum Geſchenk machte, ſo ſetzte dieſer das Geſchäft nach deſſen Abreiſe fort. Seitdem war nichts mit ihm anzufangen, und endlich erklärte er rund heraus, er wolle Maler werden. Sie können ſich den Lärm denken; der Vater, der außer ihm nur eine verheirathete Tochter hat, hatte ſich immer der ſtarken Gliedmaßen ſeines Sohnes gerühmt. Nun wurde er confirmirt und ſollte mit an die Feldarbeit; aber er wollte nicht. Manches Mal hat der Alte ihn mit der Peitſche drüben aus dem Walde geholt, wo er irgend einen ſchönen Baum zu Papier brachte, und ihm ſeinen Zeichenkram vor der Naſe entzwei geriſſen. Aber es half Alles nichts; ich redete vergebens zum Frieden; der Junge mit ſeinen Knochen ſollte Bauer werden, der Alte wollte nicht für Fremde ſo viele Acker Haide urbar gemacht haben. Endlich, vorgeſtern Nachmittag beim Heufahren, wurde dem Faß der Boden ausgeſtoßen. Der arme Burſche vergaß unſers Herrgotts Gebote und ſprang in die Trinkgrube; zum Glück waren ſeines Vaters Leute in der Nähe, die ihn noch zu rechter Zeit herausholten. Mich ſelbſt und meine Zeichenſtunde,“ ſo ſchloß der Schullehrer ſeinen Bericht, „wird dieſe Geſchichte auf lange um allen Credit gebracht haben.“

Er ſtand auf und holte ſich eine neue Pfeife aus der Ecke; ich blieb nachdenklich ſitzen. — Was hatte denn mich an jenes Wäſſerchen hinausgelockt? Die ſolide Deſperation des armen Jungen verſetzte mich in die tiefſte Beſchämung. So viel ſtand feſt, ich mußte ihn kennen lernen; vielleicht daß ich ihm helfen konnte.

„Schulmeiſter,“ ſagte ich endlich, „ich bin krank geweſen, es würde mir gut thun, ein paar Wochen auf dem Lande zu leben. Könntet Ihr mir wohl Quartier geben?“

Daß ich ein Maler ſei und allerlei für meine

Mappen einzuſammeln gedachte, verſchwieg ich wohl weislich noch; und ſo war denn auch bald, „wenn ich nur fürlieb nehmen wollte,“ ein Kämmerchen bei den kinderloſen Leuten für mich bereit. Freilich ließ ich mit einigen Kleidungsſtücken auch mein Aquarellkäſtchen aus der Stadt kommen; aber das blieb vorläufig in dem Reiſeſack verborgen; auf meinen erſten Streifereien behalf ich mich mit dem Bleiſtift, womit ich denn noch am ſelben Nachmittage die Trinkgrube mit dem rettenden Lederſchuh zum dankbaren Gedächtniß in mein Taſchenbuch eintrug. Am Abend wagte ich mich unter die Dorfleute und endlich auch zu dem alten Kunſtfeinde gegenüber, der rauchend in der großen Thorfahrt ſeines Hauſes ſtand. Ich begann ein Geſpräch über den Stand der Ernte, ging dann auf die neue Steuer über, ſchimpfte etwas weniges auf die Regierung, und ſo wurden wir bald bekannt. Es iſt ein alter knorriger Kerl; Du ſollſt ihn nachher in meiner Mappe ſehen, worin er ohne Wiſſen und Willen hat Platz nehmen müſſen. Von dem Sohne ſah ich nichts und hütete mich auch wohl ſeiner zu erwähnen. — Am Abend darauf, nachdem ich den Tag im nahen Walde in Geſellſchaft gehöriger

Butterſchnitte der Frau Schulmeiſterin verbracht hatte, war ich wieder zur Stelle, und ebenſo am dritten und am vierten Abend; der Alte ſchien diesmal in einer nachdenklichen Stimmung; er ſaß ohne ſeine Pfeife auf dem Stein vor ſeinem Hauſe und antwortete kaum auf meine noch ſo wohl überlegten Geſprächseinleitungen.

„Wer weiß,“ dachte ich endlich; „vielleicht iſt's juſt der rechte Augenblick.“ So fragte ich ihn denn geradezu nach ſeinem Sohn. „Iſt er nicht zu Hauſe?“ fügte ich hinzu. „Ich habe ja noch nichts von ihm geſehen.“

Da brach's hervor; mit der geballten Fauſt drehte er nach dem Schulhauſe hinüber: „Der Haſelant mit ſeinen hergelaufenen Faxen!“ rief er. Und nun klagte er mir ſeine Noth, während zwiſchen durch immer Flüche auf den armen Schulmeiſter fielen. „Der hätte die Prügel haben ſollen, die der Junge gekriegt hat; denn bei dem hat's nicht geholfen.“

„Was macht Euer Sohn denn jetzt?“ fragte ich.

Der Alte ſchob die Pudelmütze über's Ohr. „Das iſt ein wunderlich' Spiel,“ verſetzte er, „ſeit er die Dummheit da begangen, iſt er mir wie ausgewechſelt: als ich ihn gefragt habe: „Was willſt Du denn nun eigentlich, Paul?“ hat er geantwortet: „Was Ihr wollt, Vater, mir gilt's gleich!“ Aber geſprochen hat er kein Wort, und nach dem Abendbrode geht er auf ſeine Kammer; ob er dort ſchläft oder wacht, ich weiß es nicht. Seht — dies Weſen will mir ebenſo wenig gefallen. Was meint Ihr, wenn Ihr einmal ein vernünftig Wort mit ihm zu reden ſuchtet? Ihr könntet mir einen rechten Dienſt erweiſen; ich ſelbſt verſtehe die Worte nicht ſo zu ſetzen.“

Der Mann ſah erwartungsvoll zu mir auf: die Sorge um ſein Kind ſtand leſerlich in ſeinen harten Zügen.

„Aber,“ erwiderte ich, „wenn er nun wieder von ſeiner Malerei beginnt?“

„Solch' dummes Zeug müßt Ihr ihm eben auszureden ſuchen!“

„Aber weshalb denn ſollte er nicht Maler werden?“

„Weshalb? — Er hat eine volle Hufe; er braucht ſo brodloſe Künſte nicht zu treiben.“

Ich wagte einen kühnen Schritt. Als ich meine Wohnung verließ, hatte ich in dem Gedanken, ſofort in die weite Welt zu laufen, meine paar Caſſenſcheine in mein Taſchenbuch geſteckt. Jetzt zog ich es hervor und ſchlug es vor dem Alten auf.

„Was ſoll's?“ ſagte er, „das iſt ein Päckchen Fünfzigthalerſcheine.“

„Das,“ erwiderte ich, „iſt mit der brodloſen Kunſt verdient.“

„Wie meint Ihr das?“

„Ich meine, daß dieſe dreihundert Thaler der halbe Preis meines letzten Bildes ſind; denn ich bin eben auch nur ein Maler.“

Der Alte ſah mich faſt erſchrocken an. „Ihr?“ ſagte er; „da wäre ich ja an den Rechten gekommen! Im Uebrigen,“ ſetzte er hinzu indem er mich mitleidig von oben bis unten muſterte, „iſt das ein ander Ding; mein Junge hat geſunde Gliedmaßen.“

„Nun, gute Nacht, Nachbar!“ ſagte ich und machte Miene fortzugehen.

Aber er rief mich zurück. „Auf ein Wort noch, Herr Brunken,“ begann er wieder, „dreihundert Thaler, ſagtet Ihr? Und nur die Hälfte? Wie lange macht Ihr denn an ſolch' einem Bild? — Wird wohl langſame Arbeit ſein?“

Als ich ihn über dieſes Bedenken beruhigt hatte, ſtützte er erſt den Kopf in die Hand; dann zog er ſeine Pfeiſe aus der Taſche, ſchlug Feuer und rauchte eine ganze Weile eifrig, aber ſchweigſam fort. Hierauf folgte eine lange Auseinanderſetzung zwiſchen uns; der Alte meinte, der Junge ſei für den Acker da, und ich meinte, der Acker ſei für den Jungen da; endlich, als ich ihm auch noch die pausbackige Nachkommenſchaft ſeiner im Dorf verheiratheten Tochter zu Gutserben deſignirt hatte, erhielt ich die Erlaubniß, nach meinem Gutachten mit ſeinem Sohne zu ſprechen. „Nun macht's wie Ihr könnt,“ ſchloß der Alte dieſe Verhandlung; „und damit hopp und holla! Ich führ' ſelbſt in die Grube, wenn ich dem Jungen ſein todt Geſicht noch länger anſehen ſollte.“

Eine Stunde ſpäter, während welcher die Arbeiter vom Felde zurückgekehrt waren, ſtand ich vor dem Schulhauſe und blickte nach des Nachbars Garten hinüber, wo trotz des Johannisabends noch eine Nachtigall in den Hollunderbüſchen ſchlug. Da verſtummte mit einem Mal der Vogelgeſang; ſtatt deſſen hörte ich Kinderſtimmen, und bald ſah ich auch ein paar Knaben und ein kleines Mädchen durch die

Gartenpforte auf den Weg hinaus rennen. Draußen blieben ſie ſtehen und wieſen mit den Fingern auf kleine Papierblättchen, von denen jedes mehrere in Händen hatte; dann gingen ſie wieder eine Strecke fort und ſetzten ſich unweit unter einen Zaun am Wege, wo es an ein neues Zeigen und Beſchauen ging.

Ich konnte den Zuſammenhang dieſes Vorganges leicht errathen; und richtig, als ich zu ihnen gegangen, ſah ich, daß es lauter bunte Bilderchen waren. „Wer hat Euch die geſchenkt?“ fragte ich.

Sie glotzten mich ſcheu von der Seite an; nur das kleine Mädchen antwortete endlich auf meine wiederholte Frage: „Paul Werner!“

Ich ſah mir die Sachen an. Es war ungeſchicktes Zeug aus allen vier Naturreichen; eine Kuh, die mit dem Schwanze ſich die Bremſen wegpeitſcht; ein alter Felsblock; ein Bienenſtand mit einem Hund davor und dergleichen mehr; aber aus allem blickte in kleinen Zügen, was ich ſelber nie ſo ganz beſeſſen, jenes inſtinctive Verſtändniß der Natur; es war alles, ſo unbehülflich es auch war, dennoch, ich möchte ſagen, über das Zufällige hinausgehoben.

Du weißt, der Menſch iſt nun einmal eine Canaille; — und ſo begann ſich denn auch in mir ein ganz lebenskräftiger Neid gegen dieſen Bauerburſchen zu regen. Da ich mich aber mit Naturdämonen ſchon hinlänglich behaftet fühlte, ſo entſchloß ich mich kurz dieſen neuen Cameraden ſofort in der Geburt zu erſticken.

Zum Glück hatte ich einige blanke Münzen bei mir, mit denen es mir bei den Knaben ſofort gelang ihnen einige der Blätter abzuhandeln. Nachdem mir beim Nachhauſekommen auch der Schulmeiſter beſtätigt hatte, daß die Bilder von der Hand ſeines jungen Schülers ſeien, verbarg ich für dieſen Abend die eroberten Schätze in meinem Skizzenbuch.

Am andern Morgen trat ich früh mit der Sonne meine gewöhnliche Wanderung an. Als ich an der Kirchhofsmauer entlang ging, ſah ich jenſeit derſelben einen jungen Mann auf einem Grabe ſitzen. Während ich durch das Kreuz der Kirchhofspforte trat, wandte er den Kopf zu mir, und ich ſah nun zum erſten Mal in jenes blaſſe Antlitz mit den tiefliegenden Augen, welche das Weſen der Dinge einzuſaugen ſcheinen; mit einem Wort, ich ſah den Jungen, in deſſen aufſtrebender Kunſt ich jetzt faſt mehr lebe, als in meiner eigenen. Aber während ich auf ihn zuging, ſtand er auf und entfernte ſich nach der andern Seite des Kirchhofs; er überſchritt den Fahrweg jenſeit deſſelben und entſchwand meinen Augen zwiſchen den Bäumen eines anliegenden Gehölzes. Ich ging zu dem Raſenhügel, den er ſoeben verlaſſen, und da ich hier auf dem Grabſteine den Familiennamen unſeres Nachbars las, ſo wußte ich auch, daß ich Paul Werner auf dem Grabe ſeiner Mutter geſehen hatte. Jetzt machte ich lange Beine; Du weißt, daß ich dieſe Fähigkeit beſaß, die mir auch bis jetzt noch nicht abhanden gekommen iſt. Als ich meinen Flüchtling drüben auf dem Fußſteige des Wäldchens wieder zu Geſicht bekommen hatte, rief ich ihm ſchon von weitem meinen „Guten Morgen“ nach. Er blickte um, erwiderte meinen Gruß und ging dann nur um ſo ſchneller vorwärts.

Ich ſtrengte alſo noch einmal meine Lungen an. „Paul Werner!“ rief ich. „Warte, ich habe mit Dir zu reden!“

Jetzt blieb er ſtehen. „Ich kenne Sie nicht, Herr,“ ſagte er; — übrigens, Dank ſeinem alten Schulmeiſter, in reinem Hochdeutſch.

„Aber ich möchte Dich kennen lernen,“ erwiderte ich.

„Mich?“ fragte er befremdet.

„Dich, Paul!“ verſetzte ich, „denn ich höre, Du willſt Maler werden.“

„Ich will kein Maler werden, Herr.“

„Aber der Schulmeiſter ſagt es doch.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Das iſt vorbei,“ ſagte er.

Ich nahm nun die erhandelten Bilderchen aus meinem Skizzenbuch. „Sind das Deine Malereien?“ fragte ich.

Er nickte.

„Wie haſt Du denn das zu Stande gebracht?“

„Ich habe es ſo geſehen,“ erwiderte er.

„Recht ſo!“ rief ich. „Und es iſt auch ſo; es iſt nur ſeltſam, daß nicht auch die andern — faſt hätte ich geſagt: wir andern — es ſo ſehen.“

Er blickte mich fragend an, er verſtand das nicht. Aber ich ſchrie ihm zu: „Und Du willſt kein Maler werden, Junge? Was in aller Welt denn ſonſt?“

Eine Weile zupfte er ſchweigend an ſeinen Fingern; dann ſagte er: „Ich werde ein Bauer, wie mein Vater.“

„Und doch, Paul,“ begann ich noch einmal, „haſt Du nicht leben wollen, weil Du nicht malen durfteſt.“

Eine jähe Röthe ſchoß über das blaſſe Antlitz. „Weshalb ſagen Sie mir das?“ ſagte er zitternd.

„Weil ich Dir helfen möchte, Paul,“ erwiderte ich; „denn bei den Todten iſt nun einmal keine Hülfe.“

Er ſchlug langſam die Augen zu mir auf und blickte mich faſt angſtvoll an. „Ich ſuche einen tüchtigen Schüler,“ fuhr ich fort. „Was meinſt Du, willſt Du es mit mir verſuchen? Dabei gab ich ihm das Skizzenbüchlein aufgeſchlagen in die Hand.

Es war doch, als wenn es plötzlich in den dunklen Augen blitzte; wie auf eine Offenbarung ſchaute er auf die kleine Aquarellſkizze. — Und doch, ſage ich Dir, iſt die Zeit nicht fern, daß meine Augen ebenſo an ſeinen Blättern haften werden; denn er iſt einer von jenen, nach deren Tode man noch die Papierſchnitzel aus dem Kehricht ſammelt, auf welchen ihre Hand einmal gekritzelt hat.“

Mein Freund war aufgeſtanden und ſtützte ſich mit beiden Händen auf den vor uns ſtehenden Gartentiſch; auch in ſeinen Augen blitzte es jetzt von Liebe und Begeiſterung.

„Doch," fuhr er fort, „damals war er noch ein Bauerburſche und konnte ſich nicht ſatt ſtaunen an meinem Machwerk. — Was ſoll ich Dir das lange noch erzählen! Als ich ihm Alles, was ich beabſichtigte und was ich Tags zuvor mit ſeinem Vater verhandelt, mitgetheilt hatte, da habe ich ihn wie einen Trunkenen heimgeführt; denn wir gingen gradeswegs zum alten Werner. Und nachdem ich dieſem noch einmal eine Stunde lang tüchtig Stand gehalten, war endlich Alles, ſo wie ich es wünſchte, abgemacht.

Mein alter Schulmeiſter ſtaunte nicht ſchlecht, als ich nach dem Frühſtück Farben und Palette auspackte und nun mit beiden Beinen als ein fix und fertiger Maler vor ihn hinſprang; und gar als er von der Bekehrung ſeines Widerſachers hörte. „Da käme ich ja auch wohl wieder zu Ehren!" rief er lachend. — Und wirklich, die Verſöhnung der beiden langjährigen Nachbarn war denn noch die Krone meines Werkes. Freilich, als dabei der Schulmeiſter ſo etwas wie einen Triumphton anſtimmen wollte, fuhr der Bauer auf: „Red't nicht ſo viel, Schulmeiſter! Es könnte mir leid werden!" Und ſeitdem genoſſen wir weislich unſeren Sieg im Stillen.

Schon am erſten Morgen hatte ich beſchloſſen, der Verfolgung des Dämon Amor durch raſche Flucht ein Ziel zu ſetzen. Nun ſchrieb ich meiner Schweſter, die ſeit kurzem Witwe war, und ſchlug ihr vor, mit mir hierher zu ziehen; und als ihre Zuſtimmung nach einigen Tagen erfolgte, ſo war das Fundament dieſes wackeren Hauſes damit gelegt.

Noch acht Tage blieb ich in dem Dorfe und ſtreifte mit meinem neuen Schüler, der nun plötzlich in reiner Lebensluft athmete, plaudernd und arbeitend durch Berg und Wald. Ich wurde mit jedem Tage geſunder; die freie Luft, das derbe praktiſche Leben um mich her thaten mir wohl. Hier war einmal eine Welt ohne jene bethörende Liebe; die Mädchen heiratheten, je nachdem, eine ganze, halbe oder viertel Hufe; die reſpectiven Beſitzer gingen mit in den Kauf; — ſcheußliche Kerle, ſag ich Dir, mitunter. Mein Bauer war auch mit einem ſolchen Schwiegerſohn verſehen; der Menſch war überdies ein Trunkenbold.

Am letzten Abend meiner dortigen Sommerfriſche kam die Frau, die übrigens nichts mit ihrem Bruder Paul gemein hat, zu dem Hauſe ihres Vaters, wo ich mit dieſem auf den großen Steinen vor der Thorfahrt ſaß. Sie hatte eines ihrer Kinder auf dem Arm, bei deſſen Entſtehung auch nicht die Grazien geholfen, dem ſie aber doch mit mütterlichem Behagen das Näschen mit der Schürze ſchnäuzte. — Die Frau ſtellte ſich grade vor den Alten hin. „Vater,“ ſagte ſie, „'s iſt nicht mehr zum Aushalten!“

Der Alte blieb ruhig ſitzen, that einen Zug aus ſeiner Pfeife und fragte: „Wo ſteckt's denn ſchon wieder einmal?“

„Wo es ſteckt?“ rief das Weib; „der Kerl iſt alle Tage dick und voll!“

„Sonſt Nichts?“ meinte der Alte. „Das haben wir ſchon allzeit gewußt.“

„Macht keinen Spaß, Vater; das paßt ſich nicht dazu!“

„Ei was,“ rief der Bauer, indem er aufſtand und in's Haus ging. „Du mußt ihn eben ſchleißen; ich häb's Dir vorher geſagt; 's hat alles ſein End' in der Welt!“

Ich fiel über dieſe Worte in einen Abgrund der Betrachtung. Wem denn, als mir ſelber, lag die Verpflichtung näher, meine eigene werthe Perſon zu ſchleißen? — Freilich, wenn es vollbracht war, ich konnte keine Hufe dabei gewinnen; wenigſtens keine irdiſche zu zehntauſend Thalern Steuerwerth. Aber dennoch! — Und am Ende, war denn das Körperchen wirklich ſo übel? Hatte es mir nicht ſchon einen weſentlichen Dienſt geleiſtet? Ich dachte an die Prügel des armen Paul. Hätte mein Vater mich nicht unzweifelhaft zum Schiffsmaat geprügelt, wenn ich mit ſolchen Gliedmaßen auf die Welt gekommen wäre?

Als ich aus der Tiefe dieſer Schlußfolgerungen auftauchte, ſah ich das Weib ſchon wieder ruhig plaudernd bei einer Nachbarin ſtehen; und auch der Alte ſaß wieder, ſeine Pfeife ſchmauchend, neben mir. „Was ſimuliret Ihr denn, Herr Brunken?“ ſagte er, als ich mit der Hand mir die Gedanken aus den Augen wiſchte.

„Ich ſimulire,“ erwiderte ich, „Vater Werner, man ſoll ſein Leben aus dem Holze ſchnitzen, das man hat.“

„Da habt Ihr wacker Recht,“ ſagte der Alte und nickte dazu ein paar Mal derb mit ſeinem harten Kopfe. — Und ſiehſt Du, Arnold,“ ſo ſchloß Freund Brunken ſeine Erzählung, „dieſe gute Lehre, die ich zuletzt noch auf den Weg bekam, habe ich feſtgehalten; ich würde mich jetzt ohne Gefahr ſogar den ſchönen Augen Deines Mühmchens ausſetzen können.“

„Vielleicht um ſo mehr,“ verſetzte ich, „wenn Du erfährſt, daß ſie inzwiſchen Deinen Freund, den Aſſeſſor, geheirathet hat.“

Er ſtutzte doch einen Augenblick. „Ich laſſe ihr Glück wünſchen,“ ſagte er dann, „möge ſie es nie vermiſſen! Denn, nichts für ungut, Dein Herr Vetter gehört denn doch zu jener Sorte — nun, wir kennen ſie ſattſam; verderben wir uns die gute Stunde nicht!“

Ich lachte.

„Gehen wir lieber einmal in meine Werkſtatt, die Du noch nicht geſehen haſt,“ fuhr er fort, „dort kann ich Dir auch die Illuſtration zu meiner Geſchichte zeigen.“

Und ſo ſchlenderten wir durch den blühenden Garten nach dem Hauſe zurück, und betraten bald im oberen Stockwerk ein geräumiges Zimmer mit der ganzen Ausſtattung eines rüſtigen Malerlebens. Als Brunken die grünen Fenſtervorhänge zurückgezogen hatte, entwickelte ſich eine reiche Bilderſchau;

aber er faßte meinen Arm. „Das nachher,“ ſagte er, und führte mich vor ein kleines Bild, das ſeitwärts auf einer Staffelei lehnte.

Es war faſt daſſelbe, wie jene bittere Caricatur ſeines eigenen Lebens, an der ich ihn einſt ſo eifrig hatte arbeiten ſehen; derſelbe ſonnige Park und im Vordergrunde, aus dem blühenden Roſengebüſch emporſteigend, die Statue der Venus; nur die Stellung der Figuren war eine andere. Das junge Paar, das ſich früher mit übermüthigem Lachen in dem Laubgange entfernt hatte, ſah man jetzt in harmloſer Weltvergeſſenheit zu den Füßen der huldreichen Göttin. Das Mädchen, wie ruhig athmend hingeſtreckt, lehnte ihr Köpfchen an das Poſtament, während der jugendliche Cavalier, welcher dem Beſchauer jetzt ebenfalls ſein Antlitz zeigte, damit beſchäftigt war, eine rothe Roſe in ihrem Haar zu befeſtigen, die er augenſcheinlich eben friſch vom Strauch gebrochen hatte. — Im Hintergrunde des Bildes aber, in beſcheidener Ferne, ſo daß ſie nur bei genauerer Betrachtung bemerkt wurde, ſaß auf einer Bank die Geſtalt meines Freundes. Bequem in die Ecke gelehnt, die Krücke ſeines Stöckleins unterm Kinn, ſchaute er unverkennbar in heiterer Behaglichkeit den Spielen zu, die bei dem warmen Sonnenſchein unſeres Herrgotts Gezieſer vor ihm in den Lüften aufführten.

„Nun, Arnold?“ fragte Brunken, der während meiner langen Betrachtung des Bildes neben mir geſtanden.

Ich drückte ihm die Hand. „Da iſt Friede,“ ſagte ich.

„Du ſiehſt,“ verſetzte er, „es galt nur die Kleinigkeit, das liebe Ich aus dem Vorder- in den Hintergrund zu prakticiren. — Ihr großgewachſenen Menſchen verſteht es freilich nicht, was für Arbeit dem kleinen Kerl die kurze Strecke Wegs gekoſtet hat.“

Als ich noch einmal auf das Bild blickte, ſah ich auch jetzt wieder eine Aehnlichkeit, aber eine andere als in der erſten Auflage deſſelben. „Du biſt auch hier meinem Mühmchen untreu geworden,“ ſagte ich lachend; „und wenn vor vier Jahren, da er noch den Laubgang hinabwandelte, der Cavalier ſich umgeſehen hätte, ſo würde auch er uns wohl ein anderes Geſicht gezeigt haben.“

„Haſt Du mich richtig ertappt, Doctor!“ rief mein kleiner Freund.

„Paul und Marie!“ ſagte ich leiſe.

Brunken lächelte. „Still, Arnold! Du ſiehſt, ich habe noch immer meine Träume. Möge das Leben einſt deutlicher reden als das Bild!“

Noch drei heitere Tage verweilte ich auf der Villa Brunken; dann reiſte ich ab und beſorgte meine Ueberſiedlung in dieſe wohllöbliche Stadt. — In den zwei Jahren, die ſeitdem verfloſſen, haben Brunken und ich uns nicht wieder vergeſſen; nach ſeinen letzten Briefen muß ich annehmen, daß ſeine ſelbſtloſen Hoffnungen einer frohen Ernte entgegengehen.

* * *

Der Arzt ſchwieg, und es trat eine kurze Stille ein. Dann aber rief die Hausfrau: „Doctor, Ihr Freund war ja nicht verheirathet. Wie paßt denn das auf unſern Fall?“

„Glauben Sie,“ erwiderte der Doctor, indem er wieder eine Prieſe nahm, „daß man ſich ſelber leichter ſchleißt, als ſeine Frau? — Unter Umſtänden können Sie Recht haben.“

Storm's Sämmtliche Schriften.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Theodor Storm's

Sämmtliche Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Sechs Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1868.

Theodor Storm's

ſämmtliche Schriften

Band 5.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1868

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt
des fünften Bandes.

Auf der Univerſität (Heiligenſtadt 1862) 1
Angelica (Potsdam 1855) 125
Poſthuma (Huſum 1849) 169
Wenn die Aepfel reif ſind (Potsdam 1856) 179
Drüben am Markt (Heiligenſtadt 1860) 191
Marthe und ihre Uhr (Huſum 1847) 243

Auf der Univerſität.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Lore.

Ich hatte keine Schweſter, welche mir den Verkehr mit Mädchen meines Alters hätte vermitteln können; aber ich ging in die Tanzſchule. Sie wurde zweimal wöchentlich im Saale des ſtädtiſchen Rathhauſes gehalten, welches zugleich die Wohnung des Bürgermeiſters bildete. Mit deſſen Sohn, meinem treuſten Kameraden, waren wir acht Tänzer, ſämmtlich Secundaner der lateiniſchen Schule unſerer Vaterſtadt. Nur in Betreff der Tänzerinnen hatte ſich anfänglich eine ſcheinbar unüberwindliche Schwierigkeit herausgeſtellt; die achte ſtandesmäßige Dame war nicht zu beſchaffen geweſen.

Allein Fritz Bürgermeiſter wußte Rath. Eine frühere, bei allen Feſtſchmäuſen von der Frau Bürgermeiſterin noch immer zugezogene Köchin ſeiner

Eltern war an einen Flickſchneider verheirathet, einen gelben hagern Menſchen mit franzöſiſchem Namen, der lieber im Wirthshaus das große Wort, als auf ſeinem Schneidertiſche die Nadel führte. Die Leute wohnten am Ende der Stadt, dort wo die Straße dem Schloßgarten gegenüber liegt. Das ſchmale Häuschen mit der großen Linde davor, welche das einzige neben der Thür befindliche Fenſter faſt ganz beſchattete, war uns wohl bekannt; wir waren oft daran vorüber gegangen, um einen Blick des hübſchen Mädchens zu erhaſchen, das hinter den Reſeda- und Geranientöpfen an einer Näharbeit zu ſitzen pflegte und in unſeren Knabenphantaſien eine nicht unbedeutende Rolle ſpielte. Es war das einzige Kind des franzöſiſchen Schneiders, ein dreizehnjähriges zierliches Mädchen, das auch in der Kleidung, trotz der geringen Mittel, von der Mutter in großer Sauberkeit gehalten wurde. Die bräunliche Hautfarbe und die großen dunkeln Augen bekundeten die fremdländiſche Abkunft ihres Vaters; und ich entſinne mich noch, daß ſie ihr ſchwarzes Haar ſehr tief und ſchlicht an den Schläfen herabgeſtrichen trug, was dem ohnehin kleinen Kopfe ein beſonders feines Ausſehen gab. Fritz und ich waren bald mit einander einig, daß Lenore Beauregard die achte Dame werden müſſe. Zwar hatten wir mit Hinderniſſen zu kämpfen; denn die übrigen kleinen Fräulein und „gnädigen" Fräulein wurden ſehr ſeriös und einſilbig, als wir unſern Vorſchlag mitzutheilen wagten; allein die Künſte ihres Lieblingsſohnes hatten die Bürgermeiſterin auf unſere Seite gebracht, und vor dem heitern und reſoluten Weſen dieſer wackern Frau vermochten weder die gerümpften Näschen der kleinen Damen, noch, was gefährlicher war, die beſtimmten Einwendungen ihrer Mütter Stand zu halten.

So waren wir denn eines Nachmittags unterwegs nach dem Häuschen des franzöſiſchen Schneiders. — Sonſt hatte ich oft wohl bedauert, daß meine Kameradſchaft mit dem Sohne unſers Haustiſchlers eingegangen war, deſſen Schweſter faſt täglich mit der kleinen Beauregard verkehrte; ich hatte auch wohl daran gedacht, die Bekanntſchaft wieder anzuknüpfen und mich in der Werkſtatt ſeines Vaters in der Schreinerei unterweiſen zu laſſen; denn Chriſtoph war im Uebrigen ein ehrlicher Junge und keineswegs auf den Kopf gefallen; nur daß er auf die Schüler der Gelehrtenſchule, „die Lateiner,“ wie er mit einer unangenehmen Betonung zu ſagen liebte, einen wunderlichen Haß geworfen hatte; auch pflegte er ſich unter Beihülfe gleichgeſinnter Freunde auf dem Exercirplatze von Zeit zu Zeit mit den „Lateinern“ nach Leibeskräften durchzuprügeln, ohne daß jedoch durch dieſe Schlachten ein Ende des Krieges erzielt wäre.

Nun bedurfte ich jener Vermittlung nicht; denn ſchon waren wir vor dem Hauſe und ſchritten über die gelben Blätter der Linde, die der Novemberwind herabgefegt hatte, auf die niedrige Hausthür zu. Bei dem Klingeln der Schelle kam uns Frau Beauregard aus der Küche entgegen und, nachdem ſie ſich ſorgſam ihre Hände an der weißen Schürze abgetrocknet, wurden wir in das kleine Wohnſtübchen genöthigt.

Es war ſchwer in dieſer blonden unterſetzten Frau die Mutter der zarten dunkeln Mädchengeſtalt zu erkennen, die jetzt bei unſerm Eintritt von der Näharbeit aufſprang und ſich dann mit einem Ausdruck zwiſchen Neugier und Verlegenheit an die

Schatulle lehnte. Während Fritz unſer Anliegen vorbrachte, überflog ein helles Roth ihr Geſichtchen, und ich ſah, wie ihre Augen leuchteten und größer wurden; als aber die Mutter ſchwieg und nachdenklich den Kopf ſchüttelte, ſtahl ſie ſich leiſe hinter ihrem Rücken fort und verſchwand durch eine anſcheinend in die Schlafkammer führende Thür. — Ich warf einen Blick nach dem Tiſche, vor dem ſie bei unſerm Eintritte geſeſſen hatte. Zwiſchen Bändern und anderm Mädchenkram ſtanden ein Paar ſchmale Laſtingſchühchen, fertig bis auf die Einfaſſung, womit, wie es ſchien, das Mädchen ſich ſo eben noch beſchäftigt hatte. Die Dinger waren beunruhigend klein, und meine Knabenphantaſie ließ nicht nach, ſich die Füßchen vorzuſtellen, die muthmaßlich da hinein gehörten; mir war, als säh ich ſie ſchon im Tanze um die meinen herumwechſeln, ich hätte ſie bitten mögen, nur einen Augenblick Stand zu halten; aber ſie waren da und waren wieder fort, und neckten mich unaufhörlich.

Während dieſer viſionären Träumerei hatte die Frau Beauregard mit meinem Freunde, dem ich, wie billig, das Wort überlaſſen mußte, Gründe und Gegengründe auszutauſchen begonnen, bis ſich die Sache, nachdem auch der Name der Bürgermeiſterin in die Wagſchale gelegt war, mehr und mehr zu unſern Gunſten neigte.

„Und da ſtehen ja ſchon die Tanzſchuhe!“ ſagte Fritz. „Iſt Herr Beauregard denn auch ein Schuhmacher?“

Die Frau ſchüttelte den Kopf. „Sie wiſſen ja wohl, Fritz, daß er, leider Gottes, ein Tauſendkünſtler iſt! Er mußte Ihnen doch auch Ihre Taſchenuhr im Frühjahr repariren! — Die Schühchen hat er dem Kinde auf Weihnachten ſchon im Voraus gemacht.“

„Nun, Margreth’, und meine Mutter hat einen ganzen Koffer voll ſchöner alter Kleider; da könnt Ihr neue daraus ſchneidern für die Lore; es reicht jedes wenigſtens ein viertel Dutzend Mal für ſie.“

Die Alte lächelte; aber ſie wurde wieder ernſt. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „es ſollte nicht ſein; aber wenn die Frau Bürgermeiſterin es meint!“

Das Mädchen war indeſſen wieder eingetreten und hatte ſich neben die Mutter geſtellt. Es entging mir nicht, daß ſie ein weißes Krägelchen umgethan hatte; auch meinte ich die Ohrringe mit den rothen Korallenknöpfchen vorhin nicht an ihr geſehen zu haben.

„Was meinſt Du, Lore?“ ſagte Fritz, während die Mutter noch immer nachdenklich und unſchlüſſig drein ſah, „haſt Du Luſt mit uns zu tanzen!“

Sie antwortete nicht; aber ſie faßte die Mutter mit beiden Händen um den Hals und flüſterte ihr zu, während ihr Antlitz mit immer tieferm Roth überzogen wurde.

„Fritz,“ ſagte die Alte, indem ſie ſich ſanft des ungeſtümen Mädchens erwehrte, „ich wollte, Sie hätten mir die Geſchichte erſt allein erzählt; es wäre dann nichts daraus geworden. So habt Ihr mir nun einmal das Mädel auf den Hals gehetzt; ich weiß es ſchon, ſie läßt mir keine Ruh'!“ — —

Wir hatten alſo geſiegt. „Mittwoch Abend um ſieben Uhr!“ rief Fritz noch im Fortgehen; dann traten wir, von Mutter und Tochter zur Thür begleitet, aus dem Hauſe. — Als wir uns nach einer Weile umblickten, ſtand nur noch unſere junge Freundin da; ſie nickte uns ein paar Mal zu und lief dann raſch in's Haus zurück.

In der Tanzſtunde.

Am Tage darauf war, wie mir Fritz vertraute, die Frau Beauregard bei ſeiner Mutter geweſen, hatte mit ihr eine geraume Zeit in der Kleiderkammer gekramt und dann mit einem wohlgefüllten Päckchen das Haus verlaſſen.

Am Mittwoch Abend war die Tanzſtunde. Ich hatte mir die lackirten Schuhe mit Stahlſchnallen und die neue Jacke erſt im letzten Augenblick von Schuſter und Schneider herausgepocht und fand ſchon Alles verſammelt, als ich in den Saal trat. Meine Kameraden ſtanden am Fenſter um den alten Tanzmeiſter, der mit den Fingern auf ſeiner Geige klimperte und dabei die Wünſche ſeiner jungen Scholaren entgegennahm. Unſere Tänzerinnen gingen in Gruppen, die Arme ineinander verſchränkt, im Saale auf und ab.

Lenore war nicht unter ihnen; ſie ſtand allein unweit der Thür und blickte finſter zu den lebhaft plaudernden Mädchen hinüber, die ſich ſo frei und unbehindert in dem fremden vornehmen Hauſe zu fühlen ſchienen und ſich ſo gar nicht um ſie kümmerten.

Nichts iſt ſelbſtſüchtiger und erbarmungsloſer als die Jugend. Aber gleich nach mir war die Bürgermeiſterin eingetreten. Nachdem ſie die junge Geſellſchaft begrüßt und, wie Fritz ſich ausdrückte, einen ihrer Generalsblicke im Saale umhergeworfen hatte, ſchritt ſie auf Lore zu und nahm ſie bei der Hand. „Damit die Pärchen zu einander paſſen!“ ſagte ſie zu dem Tanzmeiſter. „Rangiren Sie einmal die Cavaliere!“ — Dann, während dieſer ihrem Auftrage Folge leiſtete, wandte ſie ſich zu den Mädchen und begann mit ihnen dieſelbe Procedur. Die blonde Poſtmeiſtertochter war die Längſte, faſt um einen Kopf höher, als alle übrigen. Sie wurde uns gegenüber an der Wand aufgeſtellt; dann aber war die Sache zweifelhaft. „Ich weiß nicht, Charlott',“ ſagte die Bürgermeiſterin, „Du oder Lore! Ihr ſcheint mir ziemlich egal zu ſein!“

Die Angeredete, die Tochter des Kammerherrn und Amtmanns, retirirte einen Schritt. „Mamſell Lore wird wohl die größere ſein,“ ſagte ſie leichthin.

„Ei was, kleine Gnädige,“ rief die Mutter meines Freundes, „komm nur heraus aus Deiner Ecke, und miß Dich einmal mit der Mamſell Lore!“

Und die kleine Dame mußte hervor und ſich dos à dos mit der Schneidertochter meſſen; aber — ich hatte ein ſcharfes Auge darauf — ſie wußte es dennoch ſo zu machen, daß ſie den dunkeln Kopf der Handwerkertochter mit dem ihrigen kaum berührte.

Das junge Fräulein war in lichte Farben gekleidet; Lenore trug ein ſchwarz und roth geſtreiftes Wollenkleid, um den Hals einen weißen Florſhawl. Die Kleidung war faſt zu dunkel; ſie ſah fremdartig aus; aber es ſtand ihr gut.

Die Bürgermeiſterin muſterte die beiden Mädchen. „Charlott',“ ſagte ſie, „Du biſt ſonſt immer die Meiſterin geweſen; nimm Dich in Acht, daß die Dir nicht den Rang abläuft; ſie ſieht mir grade darnach aus.“

Mir war, als ſäh ich bei dieſen Worten die ſchwarzen Augen des Mädchens blitzen.

Nach einer Weile wurden die Paare formirt. Ich war der zweite in der Reihe der Knaben, und

Lore wurde meine Dame. Sie lächelte, als ſie ihre Hand in meine legte. „Wir wollen ſie um und um tanzen!“ ſagte ich. — Und wir hielten Wort. Es ſollte zunächſt eine Mazurka eingeübt werden, und ſchon zu Ende dieſer erſten Lehrſtunde, da eine Tour nicht gehen wollte, klopfte unſer alter Maëſtro mit dem Bogen auf den Geigendeckel: „Kleine Beauregard! Herr Philipp! Machen Sie einmal vor!“ und während er die Melodie zugleich geigte und ſang, tanzten wir. — Es war keine Kunſt mit ihr zu tanzen, ich glaube, es hätte Niemandem mißglücken können; aber der alte Herr rief ein begeiſtertes „Bravo!“ nach dem andern, und die wackere Frau Bürgermeiſterin lehnte ſich vor Behagen lächelnd weit zurück in ihren Sopha, wo ſie ſeit Beginn des Unterrichts als aufmerkſame Zuſchauerin Platz genommen hatte.

Fräulein Charlotte war meinem Freunde Fritz als Partnerin zugefallen, und ihr lebhaftes Weſen ſchien, wie ich gern bemerkte, ihn bald ſeine anfängliche Begeiſterung für die Schneidertochter vergeſſen zu machen. Da ich die Letztere aber jetzt gewiſſermaßen als mein Eigenthum betrachtete, ſo war ich eiferſüchtig auf die Schönheit und Eleganz meiner Dame; und ein verweilender Blick ihrer tadellos gekleideten Nebenbuhlerin, dem meine Augen gefolgt waren, hatte mich belehrt, daß die Beſchützerin des ſchönen Mädchens dennoch Eines nicht genügend bedacht hatte. Die Handſchuhe waren zu groß für dieſe ſchmalen Hände; ſie waren offenbar auch ſchon gewaſchen.

Am andern Morgen, ſobald ich aus der Klaſſe kam, ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich machte mich über den Schrank, worin meine blecherne Sparbüchſe aufbewahrt wurde, und grub und ſchüttelte ſo lange, bis ich aus dem Spalt einen harten Thaler neben der rothen Tuchzunge hervorgearbeitet hatte. Dann rannte ich in einen Kaufladen. — „Ich wollte kleine weiße Handſchuhe!“ ſagte ich nicht ohne Beklommenheit.

Der Ladendiener warf einen ſachverſtändigen Blick auf meine Hand. „Nummer ſechs!“ meinte er, während er die Handſchuh-Schachtel auf den Tiſch ſtellte. „Geben Sie mir Nummer Fünf!“ bemerkte ich kleinlaut.

„Nummer Fünf? — Wird wohl nicht paſſen!“

Und er machte Anſtalt die Handſchuhe über meine Hand zu ſpannen.

Es ſtieg mir ſiedendheiß in's Geſicht. „Sie ſollen nicht für mich!“ ſagte ich, und bedauerte mehr als jemals den Mangel einer Schweſter, auf die ich den Handel hätte bringen können. Aber ich war entzückt von den kleinen Handſchuhen mit den weißen ſeidenen Bändchen, die nun vor mir ausgebreitet lagen. Ich kaufte zwei Paar, und bald nachdem ich den Laden verlaſſen, hatte ich einen Jungen von der Straße aufgefiſcht. „Bring das an die Lore Beauregard,“ ſagte ich, „einen Gruß von der Frau Bürgermeiſterin, hier wären die Handſchuhe für die Tanzſtunde! Und dann bring mir Beſcheid; ich warte hier an der Ecke auf Dich.“

Nach zehn Minuten war der Junge wieder da.

„Nun?“

„Ich hab' ſie der Alten gegeben.“

„Was ſagte die Alte?“

„Es wäre zu viel; die Frau Bürgermeiſterin hätte dieſen Morgen ja ſchon ein Paar geſchickt.“

„Gut!“ dachte ich; „ſo merkt ſie nichts.“

In der nächſten Tanzſtunde trug Lore die neuen Handſchuhe; ich weiß nicht, ob die meinen oder die von der Bürgermeiſterin; aber ſie lagen wie angegoſſen um das ſchlanke Handgelenk; und nun ſah Keine vornehmer aus als Lore in ihrem dunkeln Kleide.

* * *

Die Lehrſtunden gingen nun ihren ebenen Lauf. Nachdem die Mazurka eingeübt war, kam ein Contretanz an die Reihe, in welchem Fritz und Lore zuſammen tanzten. — Ein Verhältniß dieſer zu den andern Mädchen wollte ſich indeſſen nicht herausſtellen; nur mit der langen Jenni, welche die Aelteſte und, wie ich glaube, die Klügſte von ihnen war, ſah ich ſie ein paar Mal im Geſpräch zuſammenſitzen; auch auf dem Heimwege, der beiden bis auf eine kleine Strecke gemeinſchaftlich war, legte Jenni wohl einmal ihren Arm auf den der Schneidertochter. Sonſt ſtand dieſe zwiſchen dem Tanzen meiſt allein, wenn nicht der alte Lehrer mit ſeiner Geige einmal zu ihr trat, und ihr einen oder andern Balletſprung aus den Zeiten ſeiner Jugend vormachte, um ſeinen Liebling in die äußerſten Feinheiten der Kunſt einzuweihen. Oft habe ich verſtohlen zu ihr hinübergeblickt, wie ſie ſcheinbar theilnahmlos dem alten Manne zuhörte, nur mitunter die ſchwarzen Augen zu ihm aufſchlagend oder ſtill und wie nur andeutungsweiſe eine ſeiner künſtlichen Figuren nachmachend. Aber wenn wir angetreten waren und der Maëſtro ſeine Geige zu ſtreichen begann, wurde es anders. Zwar ſchien ſie an nichts weniger zu denken, als an die Tritte und Wendungen des Tanzes, es war faſt als blickten ihre Augen in entlegene Fernen; aber, während ihre Gedanken weit entrückt ſchienen, lächelte ihr Mund, und ihre kleinen Füße ſtreiften lautlos und ſpielend über den Boden. — „Lenore, wo biſt Du?“ fragte ich dann wohl, während ich ihr in der Tour die Hand reichte. — „Ich?“ rief ſie und ſtrich wie aus Träumen auffahrend ihr ſchwarzes Haar zurück, während die Wendung des Tanzes ſie mir ſchon wieder entführt hatte. — Noch jetzt, wenn ich die ſpaniſche Tanzweiſe in Silchers ausländiſchen Volksmelodien höre, kann ich immer nur an ſie denken.

Einigermaßen hinderlich — ich will es nicht leugnen — war es mir, daß ſeit den Tanzſtunden der franzöſiſche Schneider mich mit einer auffälligen Gunſt beehrte. Wo er mir nur begegnete, auf Straßen oder Spazierwegen, ſuchte er mich zu ſtellen und ein möglichſt lautes und langes Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Schon das erſte Mal erzählte er mir, daß ſein Großvater unter Louis seize Ofenheizer in den Tuilerien geweſen war.

„Ja, Monſieur Philipp,“ ſagte er mit einem Seufzer und präſentirte mir ſeine porzellanene Schnupftabacksdoſe, „ſo kann eine Familie herunterkommen! — — Aber meine Lore — Sie verſtehen mich, Monſieur Philipp!“ — Er zog ein bunt gewürfeltes Schnupftuch aus der Taſche und trocknete ſich die kleinen ſchwarzen Augen. „Was wollen Sie! Ich bin ein armer Kerl, aber das Kind — — ſie iſt mein Bijou, der Abgott meines Herzens!“ Und dabei blinzelte er und warf mir einen ſo väterlichen Blick zu, als gedenke er auch mich in die heruntergekommene Familie aufzunehmen.

Mittlerweile kam die letzte Tanzſtunde heran, die zu einem kleinen Ball erweitert werden ſollte.

Die Eltern waren eingeladen, um uns tanzen zu ſehen; von den meinigen hatte indeſſen nur meine Mutter zugeſagt, mein Vater wurde durch ſeinen Beruf als Arzt und Bezirksphyſikus von jeder Geſelligkeit fern gehalten. Da meine Ungeduld, ſobald der Abend anbrach, mir keine Ruhe ließ, ſo trat ich ſchon vor der angeſetzten Stunde in den Saal, in welchem heute auf den Wandleuchtern und in den Glaskronen alle Kerzen brannten. Als ich mich umblickte, bemerkte ich Lore ganz allein mit dem Rücken gegen mich an einem Fenſter ſtehend. Bei dem Geräuſch der zufallenden Thür ſchrak ſie ſichtlich zuſammen, während ſie mit Haſt bemüht ſchien, einen goldenen Schmuck von ihrer Hand zu ſtreifen. Als ich zu ihr getreten, ſah ich, daß es ein Armband war, deſſen Schloß ſie vergeblich zu öffnen ſich bemühte.

„So laß doch ſitzen, Lore!“ ſagte ich.

„Es gehört nicht mein!“ antwortete ſie verlegen, „Jenni hat es hier vergeſſen.“

Die feine Blumenroſette von mattem venetianiſchem Golde lag ſo ſchimmernd auf dem braunen ſchlanken Handgelenk.

„Es ſollte bleiben, wo es iſt,“ ſagte ich leiſe.

Lore ſchüttelte traurig den Kopf; und ihre Finger begannen auf's Neue, an dem Schloß zu neſteln.

„Komm,“ ſagte ich, „es geht ja nicht; ich will Dir helfen!“ — Ich fühlte die leichte Laſt ihrer ſchmalen Hand in der meinen; ich zögerte, meine Augen waren wie verzaubert.

„O, bitte, geſchwind!“ bat ſie. Mit niedergeſchlagenen Augen, wie mit Blut übergoſſen ſtand das Mädchen vor mir.

Endlich ſprang das Schloß auf, und Lore legte den goldenen Schmuck ſchweigend zwiſchen die Blumentöpfe auf die Fenſterbank.

Gleich darauf füllte ſich der Saal. Auch Frau Beauregard hatte es ſich nicht nehmen laſſen, wenigſtens als Aufwärterin an dem Ehrenfeſte ihres Kindes Theil zu nehmen. In einer friſch geſtärkten Haube, bald mit Kuchenkörben, bald mit einem großen Präſentirteller beladen, ging ſie zwiſchen den Gäſten ab und zu. — Endlich begannen die Muſikanten aufzuſtreichen, deren heute vier an einem Tiſche ſaßen. Der alte Tanzmeiſter klopfte auf den Geigendeckel, und Lore reichte mir die

Hand zur Mazurka. — Und, o, wie tanzten wir! Wie ſicher lag ſie in meinem Arm, mit welcher Verachtung ſtampften die kleinen Füße den Boden! Auch mich riß es hin, als wenn ich von den Rythmen der Muſik getragen würde. Es war wie eine ſchmerzliche Leidenſchaft; denn wir tanzten heute, vielleicht auf immer, zum letzten Mal zuſammen.

Erſt jetzt hatte ich bemerkt, daß Lore ein Kleid von leichtem hell geblümten Wollenſtoff trug. Es war wie das vorige augenſcheinlich aus der Garderobe ihrer Gönnerin hervorgegangen; denn auf der breiten Bruſt und bei den etwas kupferigen Wangen der Frau Bürgermeiſterin hatten dieſe farbigen Roſenbouquets im letzten Winter eine Art von komiſcher Berühmtheit erlangt; nun aber kam das zarte Muſter zu ſeiner Geltung; dem friſchen braunen Mädchenantlitz ſtand es wunderhübſch.

Die Mazurka war getanzt; Lore ließ wieder ihr dunkles Köpfchen und die ſchlanken Arme ſinken, und ich führte ſie an ihren Platz. — Fritz und Charlotte, die ebenfalls abgetreten waren, ſaßen dicht daneben. In demſelben Augenblick kam auch

Frau Beauregard mit Thee und Kuchen; ſie ſprach nicht zu ihrer Tochter, ſie warf nur einen lächelnden ſtolzen Blick auf ſie, als ſie nach der vornehmen Dame auch ihr präſentiren durfte. Die kleine Gnädige hatte ſchon eine Weile Beide mit der ihr eigenthümlichen Läſſigkeit gemuſtert. „Ihre Tochter iſt ja heute ſehr ſchön, Frau Beauregard!“ ſagte ſie, während ſie den Zucker in die Taſſe fallen ließ.

Die geſchmeichelte Frau neigte ſich verbindlich. „Gnädiges Fräulein, Frau Bürgermeiſterin haben auch ausgeholfen.“

„Ach! — darum auch! — die Roſenbouquets!“ — Und ſie ließ einen langen Blick über Lenore hingleiten. Dieſe wollte ihn erwidern, aber ihre Augen verdunkelten ſich; ich ſah, wie ein Paar Thränen ihr über die Wangen herabfielen.

Charlotte ſchien dies nicht zu bemerken; ihre Aufmerkſamkeit hatte ſich nach der offen ſtehenden Thür gerichtet, wo ich zu meinem Schrecken unter den Köpfen der zuſchauenden Dienſtboten das gelbe Geſicht des franzöſiſchen Schneiders auftauchen ſah. Er ſchien ganz à son aise, drehte die Porzellandoſe in der Hand und blickte mit ſeinen ſchwarzen Augen freudeſtrahlend in den Saal hinein.

„Iſt das Ihr Vater, Mamſell Lore?“ fragte Charlotte, indem ſie mit dem Finger nach der Thür wies.

Lenore blickte hin und fuhr zuſammen. „Mutter!“ rief ſie, und faßte wie unwillkürlich den Arm der noch vor uns beſchäftigten Frau.

Frau Beauregard, als nun auch ſie ihren lebhaft geſticulirenden Eheherrn bemerkte, ſchien von deſſen Anweſenheit keineswegs erbaut; aber ſie nahm ſich zuſammen. „Er kommt aus der Herberge,“ ſagte ſie, „er will Dich einmal tanzen ſehen.“

Während Lore, der ich unwillkürlich folgte, ſich der Thür genähert hatte, war ſchon der Bürgermeiſter zu ihrem Vater getreten und lud ihn ein, ſich ein Glas Punſch im Saal gefallen zu laſſen. Aber der Schneider war nicht zu bewegen. „Submiſſeſter Serviteur, Herr Bürgermeiſter!“ ſagte er, indem er mit einem Katzenbuckel noch einen Schritt weiter retirirte. „Wenn ich mein Großvater vom Hofe Ludwig XVI. wäre! — So aber kenne ich meine Stellung.“

Als der Bürgermeiſter weggegangen, brachte Fritz ihm ein Glas an die Thür. „Wohl bekomm's, Meiſter!“ ſagte er gutmüthig. „Jetzt werde ich mit der Lore tanzen! die verſteht's.“

Aber in demſelben Augenblicke war auch der Schwarm der andern Knaben mit vollen Gläſern in der Hand herangekommen. Sie ſtießen mit ihm an, machten ihm ſeinen Katzenbuckel nach, den er ihnen jedesmal beim Anklingen zum Beſten gab, und ergingen ſich in allerlei poſſenhaften Complimenten.

Lore ſtand ohne ſich zu rühren und ließ kein Auge von ihrem Vater; aber ich hörte, wie ihre kleinen Zähne auf einander knirſchten.

Als die Muſikanten wieder zu ſtimmen begannen, liefen die übrigen Knaben in den Saal zurück. Ich ſtand noch mit Lore an der Thür.

„Ach, Monſieur Philipp,“ rief der Schneider, während er mir die Hand reichte, „lauter liebe, charmante junge Herrn! Aber im Vertrauen — Sie und die Lore, Sie und die Lore, Monſieur Philipp!“ Die kleinen ſchwarzen Augen richteten ſich dabei mit bewundernder Zärtlichkeit auf das

Antlitz ſeines Kindes; wie aus unwiderſtehlichem Antrieb ſtreckte er ſeinen langen Arm in den Saal hinein und zog ſie an ſeine Bruſt. „Mein Kind, mon bijou!“ flüſterte er. Und das Mädchen küßte ihn und warf ihre Arme mit leidenſchaftlicher, ſchmerzlicher Zärtlichkeit um ſeinen Hals, während ihr feines Köpfchen an ſeiner Schulter ruhte. Dann aber machte ſie ſich los und faßte ſeine Hände, und ſprach leiſe und eindringlich zu ihm. Ich verſtand ihre Worte nicht; aber ich ſah ihre Augen bittend auf die ſeinen gerichtet, und ihre kleine Hand, die mitunter, als wolle ſie ihm ein Leid vergüten, zitternd über ſeine hagern Wangen hinſtrich. Zuerſt ſchüttelte er lächelnd und wie ungläubig den Kopf; allmälig aber verſchwand aus ſeinen Augen die freudeſtrahlende Sicherheit, womit er bisher ſeinen Platz behauptet hatte. „Ich weiß, ich weiß,“ murmelte er, „Du liebſt Deinen armen alten Vater!“ Und als nun die Muſik zum Contretanz begann, drückte er ſeiner Tochter die Hand und ging ſtumm, und ohne auch nur einen Blick noch in den Saal hinein zu werfen, den langen Hausflur hinab.

In dieſem Augenblick kam Fritz und holte ſeine

Dame. — Sie tanzte mit der gewohnten Sicherheit; nur war es nicht die ſonſtige ſorgloſe Träumerei, als vielmehr eine graziöſe Feierlichkeit, womit ſie die Touren dieſes Tanzes ausführte. Mitunter in den Pauſen blickte ſie wie verſteinert vor ſich hin, während ſie mit beiden Händen ihr glänzend ſchwarzes Haar an den Schläfen zurückſtrich. Die Scherze ihres Tänzers ſchienen ungehört ihrem Ohr vorbeizugehn.

Mit dem Contretanz waren unſere einſtudirten Tänze zu Ende; aber nicht unſere Tanzluſt. Wir hatten noch Walzer, Schottiſch und Galoppaden auf unſerm Zettel; ſogar einen Cotillon, wozu ich in Gedanken an Lore einen ausgeſuchten Beitrag an Schleifen und friſchen Blumenſträußen geliefert hatte.

Aber Lore war nicht mehr im Saal. Die andern Mädchen ſtanden bei ihren Müttern und ließen ſich von ihnen die verſchobenen Schärpen und Haarbänder zurecht zupfen. Frau Beauregard kam eben mit neuen Erfriſchungen zur Thür herein; ſie hatte ihre Tochter nicht geſehen. Nun ſuchte ich Fritz. Er ſtand in der Ecke am Muſikantentiſch und füllte die leeren Gläſer wieder. „Wo iſt Lore?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er verdrießlich; „ſie war verdammt einſilbig, mir hat ſie's nicht verrathen.“

Ich zog ihn mit auf den Flur hinaus. Als wir an die Kammer kamen, worin die Geſellſchaft ihre Mäntel abgelegt hatte, trat ſie uns entgegen; ſie hatte ihr Mäntelchen umgethan und ihr ſchwarzes Seidenkäppchen auf dem Kopfe. „Lore!“ rief ich und ſuchte ihre Hand zu faſſen; aber ſie entzog ſie mir und ging an uns vorbei.

„Laß!“ ſagte ſie kurz, „ich will nach Haus!“

Einen Augenblick ſpäter hatte ſie die ſchwere, nach der Straße führende Thür aufgeriſſen und ſprang draußen an dem Eiſengeländer die Steintreppe hinab; und als auch Fritz neben mir draußen auf den Flieſen ſtand, war ſie ſchon weit drunten in der Straße, daß wir in der Dunkelheit ihre leichte flüchtige Geſtalt nur kaum noch zu erkennen vermochten.

„Laß ſie!“ ſagte Fritz, „oder haſt Du Luſt auf die Wilde-Gans-Jagd?“

Ich hatte zwar die Luſt; ich wußte aber nicht recht, wie ich es mit Fug beginnen ſollte. — So kehrten wir denn in den Saal zurück. Frau Beauregard ging nach ihrer Wohnung; aber ſie kehrte unverrichteter Sache wieder. Der Lore ſei unwohl geworden, ſagte ſie; ſie liege ſchon im Bett, der Vater ſitze bei ihr.

Mir war nun der Reſt des Abends verdorben; und als der Cotillon beginnen ſollte, den ich mit Lore zu tanzen gedachte, ſchlich ich mich ſtill und trübſelig nach Hauſe.

Auf dem Mühlenteich.

Neujahr war vorüber. Schon längſt hatte ich mit der glatten Stahlſohle meiner holländiſchen Schlittſchuhe geliebäugelt, nicht ohne eine kleine Verachtung gegen meine Kameraden, welche ſich noch der hergebrachten ſcharfkantigen Eiſen zu bedienen pflegten. Aber erſt jetzt war ein dauernder Froſt eingetreten.

Es war an einem Sonntag-Nachmittag; über dem Mühlenteich, einem mittelgroßen Landſee unweit der Stadt, lag ein glänzender Eisſpiegel. Die halbe Einwohnerſchaft verſammelte ſich draußen in der friſchen Winterluft; von Alt und Jung, auf zweien und auf einem Schlittſchuh, ſogar auf einem untergebundenen Kalbsknöchlein, wurde die edle Kunſt des Eislaufs geübt. — In der Nähe des Ufers waren Zelte aufgeſchlagen, daneben auf dem Lande über flackerndem Feuer dampften die Keſſel, mit deren Hülfe allerlei wärmendes Getränk verabreicht wurde. Hie und da ſah man einen Schiebſchlitten, in dem eine eingehüllte Mädchengeſtalt ſaß, aus dem Gewühl auf die freie Fläche hinausſchießen; aber alle hielten ſich am Rande des See's; die Mitte mochte noch nicht geheuer ſcheinen.

Ich ſchnallte meine Stahlſchuhe unter und machte einen einſamen Lauf an dem Ufer entlang. — Als ich zurückkehrte, fand ich faſt die ganze Geſellſchaft unſrer Tanzſtunde bei den Zelten verſammelt; prüfend mit vorgeſtreckten Händen ſchritten die kleinen Damen in ihren neuen Weihnachtsmänteln über die dort bereits ziemlich zerfahrene Eisdecke. Fritz, der ſchon Abends zuvor ſeinen gelben Schlitten mit dem geſchnitzten Hirſchkopfe in der Mühle eingeſtellt hatte, war eben von einer Fahrt mit Fräulein Charlotte zurückgekehrt; und ſchon hatte eine andere unſrer Tänzerinnen den Platz unter der prächtigen Tigerdecke eingenommen. Der Cavalier zögerte indeſſen noch und ſchien ſich nach einem Gehülfen für den anſtrengenden Damendienſt umzuſehen; aber ich ſchwenkte zeitig ab; denn weiterhin unter einer Geſellſchaft von Frauen und Mädchen aus dem Handwerkerſtande hatte ich Lenore Beauregard bemerkt, mit der ich ſeit jenem letzten Tanzabende nicht wieder zuſammengetroffen war. Die jungen Dirnen ließen ſich, eine nach der andern, von einem Lehrburſchen unſeres Haustiſchlers in einem leichten Schiebſchlitten fahren, den ich ſofort als den meines frühern Spielgenoſſen Chriſtoph erkannte. Auch ſeine Schweſter bemerkte ich; er ſelbſt war nicht dabei. Der Glanz des Eisſpiegels mochte ihn weiter auf den See hinausgelockt haben; denn er war einer der beſten Schlittſchuhläufer unter den Knaben der Stadt.

Ich ſchwärmte eine Zeit lang umher, unſchlüſſig, wie ich am manierlichſten Lenoren meine Dienſte anbieten möchte; aber jedesmal, wenn ich mich näherte, wich ſie ſichtlich aus und verbarg ſich zwiſchen den Andern. Eben kam der Burſche wieder von einer Fahrt zurück. „Lore iſt an der Reihe!“ hieß es; aber Lore wollte nicht. „Barthel muß erſt einmal trinken,“ ſagte ſie, und drückte dem Jungen etwas in die Hand.

Ich hörte dies kaum, ſo hatte ich auch ſchon meinen Plan gefaßt. Als ginge mich Alles nichts mehr an, lief ich ſo raſch wie möglich nach den Zelten zu. Dicht davor wurde ich von Fritzens Mutter angerufen. „Philipp,“ ſagte ſie neckend und mit dem Daumen nach der Seite weiſend, von wo ich hergekommen, „wenn Du die Lenore wieder fangen willſt — da iſt ſie!“

„Freilich will ich ſie fangen!“ rief ich und ſegelte vorbei.

„Ja, ja; aber ſie will nichts mehr wiſſen von Euch jungen Herren!“

Ich hörte nur noch aus der Ferne. Schon ſtand ich vor dem großen Weinzelte; und als auch Barthel ſich bald darauf einfand, hatte ich mit dem

Opfer meiner ganzen Baarſchaft ein Glas Punſch und ein mit Wurſt belegtes Butterbrod für ihn in Bereitſchaft. „Laß Dir's ſchmecken," ſagte ich, indem ich Beides vor ihn hinſchob, „die Mädchen machen Dir das Leben gar zu ſauer."

Der Junge aß und trank mit ſolchem Appetit, daß ich meinen Beſtechungsverſuch fortzuſetzen wagte. „Wie wär' es, Barthel, wenn ich Dich einmal ablöſte?"

Er wiſchte ſich mit der Hand den Schweiß von der Stirn und kaute ruhig weiter; nur mitunter, während ich ihm meine Verhaltungsregeln auseinander ſetzte, nickte er zum Zeichen, daß er mich verſtanden habe. Als ſeine Mahlzeit beendigt war, kehrte er zu ſeiner Geſellſchaft zurück; und bald darauf ſah ich Lore, ihr ſchwarzſeidenes Pelzkäppchen auf dem Kopf, die Hände in ihren kleinen Muff geſteckt, im Schlitten ſitzen, und Barthel ſteuerte langſam und ſchwerfällig am Rande des See's dahin. — Als ſie aus dem Menſchengewühl heraus waren, fuhr ich unhörbar auf meinen ebenen Schlittſchuhen hinterher. Noch ein paar Augenblicke; dann legte meine Hand ſich auf den Schlitten und der

Burſche blieb zurück. Ich hätte aufjauchzen mögen; aber ich biß die Zähne zuſammen; und fort wie auf Flügeln ſchoß das leichte Gefährt über die glänzende Eisfläche.

„Barthel, Du fliegſt ja!“ ſagte Lore.

Ich hielt ein wenig inne; ich fürchtete, mich verrathen zu haben, und ſuchte, ſo gut es gehen wollte, das Scharren von Barthels roſtigen Schlittſchuhen nachzuahmen. Aber meine Beſorgniß war unnöthig. Lore ſteckte ihre Hände tiefer in den Muff und lehnte ſich behaglich zurück, ſodaß das Pelzkläppchen faſt auf meinem Arm ruhte. „Nur immer zu, Barthel!“ ſagte ſie. Und Barthel ließ ſich das nicht zweimal ſagen.

Schon hatten wir den Bereich der gewöhnlichen Schlittſchuhläufer hinter uns gelaſſen; kein Lüftchen regte ſich, das weiß bereifte Schilf, das ſich weithin dem Ufer entlang zieht, glitzerte blendend in den ſchräg fallenden Sonnenſtrahlen. Immer weiter ging es; wenn ich niederblickte, konnte ich die ſchlangenartigen Triebe des Aalkrautes unter der durchſichtigen Glasdecke erkennen.

Aber die Mitte des See's lockte mich; unmerklich wandte ich den Schlitten, und immer größer wurde der Raum, der uns vom Ufer trennte. Schon konnte ich beim Zurückblicken nur noch kaum das Blinken des Schilfs unterſcheiden; geheimnißvoll dehnte ſich die dunkle Spiegelfläche bis zum andern weit entfernten Ufer, kaum erkennbar, ob eine feſte tragende Eisdecke oder nur ein regungsloſes trügliches Gewäſſer. Endlich war die Mitte erreicht. Jede Spur eines menſchlichen Fußes hatte aufgehört; wie verloren ſchwebte der Schlitten über der ſchwarzen Tiefe. Keine Pflanze ſtreckte ihr Blatt hinauf an die dünne kryſtallene Decke; denn der See ſoll hier in's Bodenloſe gehen. Nur mitunter war es mir, als huſche es dunkel unter uns dahin. — — War das vielleicht der Sargfiſch, der in den unterſten Gründen dieſes Waſſers hauſen ſoll, der nur heraufſteigt, wenn der See ſein Opfer haben will? — „Wenn es wäre," dachte ich, „wenn es bräche!" Und meine Augen ſuchten die dunkeln Hüllen zu durchdringen, in denen ich die liebliche Geſtalt verborgen wußte. — —

Wieder hatte ich den Schlitten gewandt und fuhr jetzt grade aus, mich immer in der Mitte haltend. Vor uns, dort wo der See ſeine Ufer zu einem ſchmalen Strom zuſammen drängt, war in der Ferne ſchon die Brücke zu erkennen; wie ein Schatten ſtand ſie in der grauen Luft.

„Mach zurück, Barthel! Es wird kalt!“ ſagte Lore.

Ich achtete nicht darauf. „Mag ſie ſich umblicken!“ dachte ich und ſchob nur um ſo raſcher vorwärts. Ich wartete jetzt faſt mit Ungeduld darauf. Aber ſie ſchien ihre Mahnung ſchon vergeſſen zu haben; denn ſie ſenkte ſchweigend den Kopf und wickelte ſich feſter in ihren Mantel. — Und weiter flog der Schlitten. Mitunter war mir, als ſpürte ich unter uns eine leiſe Wellenbewegung, als hebe und ſenke ſich die dünne Kryſtalldecke unter der über ſie hinfliegenden Laſt; aber ich hatte keine Furcht, ich wußte, was man dem jungfräulichen Eiſe bieten darf.

Der kurze Winternachmittag war indeſſen faſt zu Ende gegangen; ſchon lag der Sonnenball glühend am Rande des Horizonts. Es wurde kalt, das Eis tönte. Und jetzt, in ſtetem Wachſen, lief ein donnerndes Krachen von einem Ufer zum andern über den ungeheuern, immer dunkler werdenden Eisſpiegel.

Lore warf ſich zurück und ſtieß einen lauten Schrei aus.

„Erſchrick nicht!“ ſagte ich leiſe, „es hat nicht Noth, es kommt nur von der Abendluft.“

Sie wandte ſich um und ſtarrte mich wie verwirrt an. „Du!“ rief ſie, „was willſt Du hier?“

„So mach doch nicht ſo böſe Augen!“ ſagte ich und ſuchte ihre Hand zu faſſen.

Sie entriß ſie mir. „Wo iſt Barthel?“

„Er iſt zurückgeblieben; ich habe Dich über den See gefahren.“

Sie richtete ſich auf. „Laß mich hinaus!“ rief ſie, indem ihr die Thränen aus den Augen ſprangen.

Ich hörte nicht auf ſie; ich wandte nur den Schlitten nach der Stadt zurück. „Lore,“ ſagte ich, „was habe ich Dir gethan?“

Aber ſie ſtieß mich mit der kleinen geballten Fauſt vor die Bruſt. „Geh doch zu Deinen feinen

Damen! Ich will nichts mit Euch zu thun haben; mit Dir nicht, mit keinem von Euch!“

Es war wie Wuth, was mich überfiel. Ich faßte ſie mit beiden Armen und drückte ſie hart auf den Sitz nieder.

„Du biſt ruhig, Lore,“ ſagte ich, und die Stimme bebte mir, „oder ich wende noch einmal den Schlitten, und ich fahre Dich in die Nacht hinaus, unter der Brücke durch, ſoweit der Strom in's Land hinaus reicht; mir gleich, ob es hält oder bricht!“

Sie hatte während deſſen, faſt als beachte ſie meine Worte nicht, ſeitwärts über den See geblickt; aber ſie blieb ſitzen und ließ ſich ruhig von mir fahren. Nur fiel es mir auf, daß ſie bald darauf wiederholt und wie verſtohlen nach derſelben Seite blickte. Als auch ich den Kopf dahin wandte, ſah ich einen Schlittſchuhläufer in nicht gar weiter Ferne auf uns zu ſtreben. Er mußte bemerkt haben, was ſoeben vorgefallen; denn er ſtrengte ſich augenſcheinlich an, uns zu erreichen.

Und ſchon hatte ich ihn erkannt; es war Chriſtoph, mein alter Spielkamerad, der große Feind der Lateiner. Ich wußte auch wohl, was jetzt bevorſtand; es galt nur noch, wer von uns der Schnellſte ſei.

„Nur zu!“ ſagte Lore, indem ſie ihr Pelzkäppchen zurückſchob, daß ihr ſchwarzes Haar ſichtbar wurde. „Er kriegt Dich doch!“

Ich konnte nicht antworten; ſchneller als je zuvor trieb ich den Schlitten vorwärts; aber ich keuchte, und meine Kräfte, von der langen Fahrt geſchwächt, begannen nachzulaſſen. Immer näher hörte ich den Verfolger hinter mir; raſtlos und ſchweigend war er uns auf den Ferſen; dann plötzlich hörte ich dicht an meiner Seite ſeine Schlittſchuhe ſcharf im Eiſe hemmen, und eine ſchwere Hand fiel neben der meinen auf die Lehne des Schlittens. „Halb Part, Philipp!“ rief er, indem er mit der andern an meine Bruſt griff.

Ich riß ſeine Hand los und ſtieß den Schlitten fort, daß er weit vor uns hinflog. Aber in demſelben Augenblick erhielt ich einen Fauſtſchlag, und ſtürzte rücklings mit dem Hinterkopfe auf das Eis. Nur undeutlich hörte ich noch das Fortſchurren des Schlittens; dann verlor ich die Beſinnung.

Ich blieb indeß nicht lange in dieſer Lage. Wie ich ſpäter von ihm hörte, hatte Chriſtoph bald darauf ſich nach mir umgeſehen und war, da er mich nicht nachkommen ſah, auf den Platz unſers Kampfes zurückgekehrt. Nicht ohne große Beſtürzung hatten dann Beide, nachdem Lore ausgeſtiegen, mich in den Schlitten gehoben. — Mir ſelbſt kam nur ein dunkles Gefühl von alle dem; es war wie Traumwachen. Mitunter verſtand ich einzelne Worte ihres Geſprächs. „Behalt doch Deinen Mantel, Lore!“ hörte ich Chriſtoph ſagen. — „O nein; ich brauch' ihn nicht; ich laufe ja.“ — Und zugleich fühlte ich, daß etwas Warmes auf mich niederſank. Der Schlitten bewegte ſich langſam vorwärts. Dann kam es wieder wie Dämmerung über mich; immer aber war es mir, als ginge ein leiſes Weinen neben mir her.

Zum völligen Bewußtſein erwachte ich erſt in der Wohnſtube und auf dem Sopha des Waſſermüllers, der hart am Ufer des Mühlenteichs wohnte. Lore hatte mit ihrer Mutter, die mittlerweile auch herausgekommen war, nach Hauſe gehen müſſen; Chriſtoph aber war zurückgeblieben und hatte ſich auf den Rath der Müllersfrau damit beſchäftigt, mir naſſe Umſchläge auf den Kopf zu legen. Als ich die Augen aufſchlug, ſaß er neben mir auf dem Stuhl, eine irdene Schüſſel mit Waſſer zwiſchen den Knieen. Er wollte eben das Leintuch erneuern; aber er zog jetzt die Hand zurück und fragte ſchüchtern: „Darf ich Dir helfen, Philipp!“

Ich ſetzte mich aufrecht und ſuchte meine Gedanken zu ſammeln; der Kopf ſchmerzte mich. „Nein,“ ſagte ich dann, „ich brauche Deine Hülfe nicht.“

„Soll ich Jemanden für Dich aus der Stadt holen?“

„Geh nur; ich werde ſchon allein nach Haus kommen.“

Chriſtoph ſtand zögernd auf und ſetzte die Schüſſel auf den Tiſch.

Bald darauf knarrte die Stubenthür; er hatte die Klinke in der Hand; aber er ging nicht fort. Als ich mich umwandte, ſah ich die Augen meines alten Kameraden mit dem Ausdruck der ehrlichſten Traurigkeit auf mich gerichtet.

Nur eine Secunde noch war ich unſchlüſſig. „Chriſtoph,“ ſagte ich, indem ich aufſtand und ihm die Hand entgegenſtreckte, „wenn Du Zeit haſt, ſo bleibe noch ein wenig bei mir; Du kannſt mir Deinen Arm geben; wir gehen dann zuſammen in die Stadt.“

Wie ein Blitz der Freude fuhr es über ſein Geſicht. Er ergriff meine Hand und ſchüttelte ſie. „Es war ein ſchändlicher Stoß, Philipp!“ ſagte er.

Eine halbe Stunde ſpäter, da es ſchon völlig finſter war, wanderten wir langſam nach der Stadt zurück.

* * *

Aber die Sache ging nicht ſo leicht vorüber. Ich konnte am folgenden Morgen das Bett nicht verlaſſen und mußte meinen Eltern geſtehen, daß ich einen ſchweren Fall auf dem Eiſe gethan habe.

Am Abend des folgenden Tages, da ich ſchon faſt wieder hergeſtellt war, ſetzte meine Mutter ein Federkäſtchen von polirtem Zuckerkiſtenholz vor mir auf den Tiſch. „Der Chriſtoph Werner hat es gebracht,“ ſagte ſie; „er habe es ſelbſt für Dich gearbeitet.“

Ich nahm das Käſtchen in die Hand. Es war zierlich gemacht, ſogar auf dem Deckel mit einer kleinen Bildſchnitzerei verſehen.

„Er hat ſich auch nach Deinem Befinden erkundigt,“ fuhr meine Mutter fort; „habt Ihr denn draußen Eure alte Freundſchaft wieder neu beſiegelt?“

„Beſiegelt, Mutter? — Wie man's nehmen will,“ ſagte ich lächelnd.

Und nun ließ die gute Frau nicht nach, bis ich, von manchen Fragen und zärtlichen Vorwürfen unterbrochen, ihr mein ganzes kleines Abenteuer gebeichtet hatte. — Aber es wurde, wie ſie geſagt; der Lateiner und der Tiſchlerlehrling erneuerten ihre Kameradſchaft; und zweimal wöchentlich zur beſtimmten Stunde ging ich von nun an regelmäßig in die Werkſtatt des alten Tiſchlers Werner, um unter der Anleitung des geſchickten Mannes wenigſtens die Anfangsgründe ſeines Handwerks zu erlernen.

Im Schloßgarten.

> Das iſt die Droſſel, die da ſchlägt,
> Der Frühling, der mein Herz bewegt
> Ich fühle, die ſich hold bezeigen,
> Die Geiſter aus der Erde ſteigen:
> Das Leben fließet wie ein Traum,
> Mir iſt wie Blume, Blatt und Baum.

Es war Frühling geworden. Die Nachtigall zwar verkündigte ihn nicht; denn, wenn auch mitunter eine ſich zu uns verflog, die Nordweſtwinde unſerer Küſte hatten ſie bald wieder hinweg geweht; aber die Droſſel ſchlug in den Baumgängen des alten Schloßgartens, der im Schutze der Stadt, in dem Winkel zweier Straßen lag. Dem Haupteingange gegenüber auf einem Raſenplatz hinter den Gärten der großen Marktſtraße war ſeit geſtern ein Carrouſel aufgeſchlagen; denn es war nicht nur Frühling, es war auch Jahrmarkt, eine ganze Woche lang. Die Leierkaſtenmänner waren eingezogen und vor Allem die Harfenmädchen; die Schüler mit ihren rothen Mützen ſtreiften Arm in Arm zwiſchen den aufgeſchlagenen Marktbuden umher, um wo möglich einen Blick aus jungen aſiatiſchen Augen zu erhaſchen, die zu gewöhnlichen Zeiten bei uns nicht zu finden waren. — Daß während des Jahrmarktes die Gelehrtenſchule, wie alle andern, Ferien machte, verſtand ſich von ſelbſt. — Ich hatte das vollſte Gefühl dieſer Feiertage, zumal ich ſeit Kurzem Primaner war und in Folge deſſen neben meiner rothen Mütze einen ſchwarzen Schnürenrock nach eigener Erfindung trug. Brauchte ich nun doch auch nicht mehr wie ſonſt Abends an dem Treppeneingange des erleuchteten Rathskellers ſtehen zu bleiben, wo ſich allzeit das ſchönſte luſtigſte Geſindel bei Muſik und Tanz zuſammenfand; ich konnte, wenn ich ja wollte, nun ſelbſt einmal hinabgehen und mich mit einem jener fremdartigen Mädchen im Tanze wiegen, ohne daß irgend Jemand groß darnach gefragt hätte. — Aber grade zu ſolchen Zeiten liebte ich es mitunter, allein in's Feld hinaus zu ſtreifen und in dem ſichern Gefühl, daß ſie da ſeien und daß ich ſie zu jeder Stunde wieder erreichen könne, alle dieſe Herrlichkeiten für eine Zeit lang hinter mir zu laſſen.

So geſchah es auch heute. Unter der Beihülfe meines Vaters, der ein leidlicher Entomologe war, hatte ich vor einigen Jahren eine Schmetterlingsſammlung angelegt und bisher mit Eifer fortgeführt. Ich war nach Tiſche auf mein Zimmer gegangen und ſtand vor dem einen Glaskaſten, deren ſchon drei dort an der Wand hingen. Die Nachmittagsſonne ſchimmerte ſo verlockend auf den blauen Flügeln der Argusfalter, auf dem Sammetbraun des Trauermantels; mich überkam die Luſt, einmal wieder einen Streifzug nach dem noch immer vergebens von mir geſuchten Brombeerfalter zu unternehmen. Denn dieſes ſchöne olivenbraune Sommervögelchen, welches die ſtillen Waldwieſen liebt und gern auf ſonnigen Geſträuchen ruht, war in unſerer baumloſen Gegend eine Seltenheit. — Ich nahm meinen Ketſcher vom Nagel; dann ging ich hinab und ließ mir von meiner Mutter ein Weißbrödchen in die Taſche ſtecken und meine Feldflaſche mit Wein und Waſſer füllen. So ausgerüſtet ſchritt ich bald über den Carrouſelplatz nach dem Schloßgarten, deſſen Baumgänge ſchon von jungem Laube beſchattet waren, und von dort weiter durch die dem Haupteingange gegenüberliegende Pforte in'ſ freie Feld hinaus. Es hatte die Nacht zuvor geregnet, die Luft war lau und klar; ich ſah drüben am Rande des Horizonts auf der hohen Geeſt die Mühle ihre Flügel drehen.

Eine kurze Strecke führte noch der Weg an der Außenſeite des Schloßgartens entlang; dann wanderte ich auf's Gerathewohl auf Feldwegen oder Fußſteigen, welche quer über die Aecker führen, in die ſonnige ſchattenloſe Landſchaft hinaus. Nur ſelten, ſoweit das Auge reichte, ſtand auf den Sand- und Steinwällen, womit die Grundſtücke umgeben ſind, ein wilder Roſenſtrauch oder ein anderes dürftiges Gebüſch; aber hier, wo in der Morgenfrühe die rauhen Seewinde ungehindert überhin fahren, waren nur kaum die erſten Blätter noch entfaltet. Ich ſchlenderte behaglich weiter; mehr die Augen in die Ferne, als nach dem gerichtet, was etwa neben mir am Wege zwiſchen Gräſern und rothblühenden Neſſeln gaukeln mochte.

So war, ohne daß ich es merkte, der halbe Nachmittag dahin. Ich hörte es von der Stadt her vier ſchlagen, als ich mich an dem Ufer des Mühlenteichs in's Gras warf, und mein beſcheidenes Vesperbrod verzehrte. Eine angenehme Kühlung wehte von dem Waſſerſpiegel auf mich zu, der groß und dunkel zu meinen Füßen lag. — Dort in der Mitte, wo jetzt über der Tiefe die kleinen Wellen trieben, mußte der Schlitten geſtanden haben, als Lore ihren Mantel über mich legte. Ich blickte eine ganze Weile nach dem jetzt unerreichbaren Punkte, den meine Augen in dem Fluthen des Waſſers nur mit Mühe feſtzuhalten vermochten. — —

Aber ich wollte ja den Brombeerfalter fangen! Hier, wo es weit umher kein Gebüſch, kein ſtilles vor dem Winde geſchütztes Fleckchen gab, war er nicht zu finden. Ich entſann mich eines andern Ortes, an dem ich vor Jahren unter der Anführung eines ältern Jungen einmal Vogeleier geſucht hatte. Dort waren Koppel an Koppel die Wälle mit Hagedorn und Nußgebüſch bewachſen geweſen; an den Dornen hatten wir hie und da eine Hummel aufgeſpießt gefunden, wie dies nach der Naturgeſchichte von den Neuntödtern geſchehen ſollte; bald hatten wir auch die Vögel ſelbſt aus den Zäunen fliegen ſehen und ihre Neſter mit den braun geſprenkelten Eiern zwiſchen dem dichten Laub entdeckt. Dort in dem heimlichen Schutz dieſer Hecken war vielleicht auch das Reich des kleinen ſeltenen Sommervogels! Das „Sietland“ hatte der Junge jene Gegend genannt, was wohl ſoviel wie Niederung bedeuten mochte. Aber wo war das Sietland? — Ich wußte nur, daß wir in derſelben Richtung, wie ich heute, zur Stadt hinausgegangen waren und daß es unweit der großen Haide gelegen, welche etwa eine Meile weit von der Stadt beginnt.

Nach einigem Beſinnen nahm ich mein Fanggeräth vom Boden und machte mich wieder auf die Wanderung. Durch einen Hohlweg, in den ſich das Ufer hier zuſammendrängt, gelangte ich auf eine Höhe, von der ich die vor mir liegende Ebene weithin überſehen konnte; aber ich ſah nichts als, Feld an Feld, die kahlen ebenmäßigen Sandwälle, auf denen die herbe Frühlingsſonne flimmerte. Endlich, dort in der Richtung nach einem Häuschen, wie ſie am Rande der Haide zu ſtehen pflegen, glaubte ich etwas wie Gebüſch zu entdecken. — Es war mindeſtens noch eine halbe Stunde bis dahin, aber ich hatte heute Luſt zum Wandern, und ſchritt rüſtig darauf los. Hie und da flog ein gelber Citronenfalter oder ein Kreßweißling über meinen Weg, oder eine graue Leineule kletterte an einem Grasſtengel; von einem Brombeerfalter aber war keine Spur.

Doch ich mußte ſchon mehr in einer Niederung ſein; denn die Luft wurde immer ſtiller; auch ging ich ſchon eine Zeit lang zwiſchen dichten Hagedornhecken. Ein paar Male, wenn ſich ein Lufthauch regte, hatte ich einen ſtarken lieblichen Geruch verſpürt, ohne daß ich den Grund davon zu entdecken vermocht hätte; denn das Gebüſch an meiner Seite verwehrte mir die Ausſicht. Da plötzlich ſprang zur Rechten der Wall zurück, und vor mir lag ein Fleckchen hügeligen Haidelandes. Brombeerranken und Bickbeerengeſträuch bedeckte hie und da den Boden; in der Mitte aber an einem ſchwarzen Wäſſerchen ſtand vereinzelt im hellſten Sonnenglanz ein ſchlanker Baum. Aus den blendend grünen Blättern, durch die er ganz belaubt war, ſprang überall eine Fülle von zarten weißen Blüthentrauben hervor; unendliches Bienengeſumme klang wie Harfenton aus ſeinem Wipfel. Weder in den Gärten der Stadt, noch in den entfernteren Wäldern hatte ich jemals ſeines Gleichen geſehen. Ich ſtaunte ihn an; wie ein Wunder ſtand er da in dieſer Einſamkeit.

Eine Strecke weiter, nur durch ein paar dürftige Ackerfelder von mir getrennt, dehnte ſich unabſehbar der braune Steppenzug der Haide; die äußerſten Linien des Horizonts zitterten in der Luft. Kein Menſch, kein Thier war zu ſehen, ſoweit das Auge reichte. — Ich legte mich neben dem Wäſſerchen im Schatten des ſchönen Baumes in das Kraut. Ein Gefühl von ſüßer Heimlichkeit beſchlich mich; aus der Ferne hörte ich das ſanfte träumeriſche Singen der Haidelerche; über mir in den Blüthen ſummte das Bienengetön; zuweilen regte ſich die Luft und trieb eine Wolke von Duft um mich her; ſonſt war es ſtill bis in die tiefſte Ferne. Am Rand des Waſſers ſah ich Schmetterlinge fliegen; aber ich achtete nicht darauf, mein Ketſcher lag müſſig neben mir. — Ich gedachte eines Bildes, das ich vor Kurzem geſehen hatte. In einer Gegend, weit und unbegrenzt wie dieſe, ſtand auf ſeinen Stab gelehnt ein junger Hirte, wie wir uns die Menſchen nach den erſten Tagen der Weltſchöpfung zu denken gewohnt ſind, ein rauhes Ziegenfell als Schurz um ſeine Hüften; zu ſeinen Füßen ſaß — er ſah auf ſie herab — eine ſchöne Mädchengeſtalt; ihre großen dunkeln Augen blickten in ſeliger Gelaſſenheit in die morgenhelle Einſamkeit hinaus. — „Allein auf der Welt“ ſtand darunter. — — Ich ſchloß die Augen; mir war, als müſſe aus dem leeren Raum dies zweite Weſen zu mir treten, mit dem ſelbander jedes Bedürfniß aufhöre, alle keimende Sehnſucht geſtillt ſei. „Lore!“ flüſterte ich und ſtreckte meine Arme in die laue Luft.

Indeſſen war die Sonne hinabgeſunken, und vor mir leuchtete das Abendroth über die Haide. Der Baum war ſtumm geworden, die Bienen hatten ihn verlaſſen; es war Zeit zur Heimkehr. Meine Hand faßte nach dem Ketſcher. — Aber was kümmerte mich jetzt dies Knabenſpielzeug. Ich ſprang auf und hängte ihn hoch, ſo hoch, wie ich vermochte, zwiſchen den dichtbelaubten Zweigen des Baumes auf. Dann, das Bild der ſchönen Schneidertochter vor meinen trunknen Augen, machte ich mich langſam auf den Rückweg.

* * *

Die Dämmerung war ſtark hereingebrochen, als ich aus dem Portale des Schloßgartens trat. Drüben am Carrouſel waren ſchon die Lampen angezündet; Leierkaſtenmuſik, Lachen und Stimmengewirr ſcholl zu mir herüber; dazwiſchen das Klirren der Florets an den eiſernen Ringhaltern. Ich blieb ſtehen und blickte durch die Linden, welche den Platz umgaben, in das bewegte Bild hinein. Das Carrouſel war in vollem Gange; Sitzplätze und Pferde, Alles ſchien beſetzt, und ringsumher drängte ſich eine ſchauluſtige Menge jedes Alters und Geſchlechts. Jetzt aber wurde die Bewegung langſamer, ſo daß ich unter den grünen Zweigen durch die einzelnen Geſtalten ziemlich beſtimmt erkennen konnte.

Unwillkürlich war ich indeſſen näher getreten und hatte mich bis an den Eiſendrath gedrängt, der ringsherum gezogen war. — Das Mädchen dort auf dem braunen Pferde war die Schweſter meines

Freundes Chriſtoph. Aber es kam noch eine Reiterin, eine feinere Geſtalt; ſie ſaß ſeitwärts, ein wenig läſſig, auf ihrem hölzernen Gaule. Und jetzt, während ſie langſam näher getragen wurde, wandte ſie den Kopf und blickte lächelnd in die Runde. — Es war Lore; faſt wie ein Schrecken ſchlug es mir durch die Glieder. Auch ſie hatte mich erkannt; aber nur eine Secunde lang hafteten ihre Augen wie betroffen in den meinen; dann bückte ſie ſich zur Seite und machte ſich an ihrem Kleide zu ſchaffen. Das ſchwere eiſerne Floret, das ſie in der kleinen Fauſt hielt, ſchien nicht umſonſt von ihr geführt zu ſein; denn es war faſt bis an den Knopf mit Ringen angefüllt.

Mittlerweile war der Eigenthümer des Carrouſels herangetreten, um für die neue Runde einzuſammeln. Sie richtete ſich auf und hielt ihm ihr Floret entgegen. „Freigeritten!“ ſagte ſie, indem ſie es umſtürzte und die Ringe in die Hand des Mannes gleiten ließ.

Er nickte und ging an den nächſten Stuhl, wo eine Anzahl Kinder ſich um die beſten Plätze zankten. — Als ich von dort wieder zu Lore hinüber ſah, ſtand Chriſtophs Schweſter neben ihr; aber ſie wandte mir den Rücken und ſchien mich nicht bemerkt zu haben.

„Gehſt Du mit, Lore?“ hörte ich ſie fragen; „ich muß nach Hauſe.“

Lore antwortete nicht ſogleich; ihre Augen ſtreiften mit einem unſichern Blick zu mir hinüber. Ich wagte mich nicht zu rühren; aber meine Augen antworteten den ihren, und mir ſelber kaum vernehmlich flüſterten meine Lippen: „Bleib!“

„So ſprich doch!“ drängte die Andere; „es hat ſchon Acht geſchlagen.“ Lore ſteckte ihr Füßchen wieder in den Steigbügel, den ſie hatte fahren laſſen, und die Augen auf mich gerichtet, erwiderte ſie: „Ich bleibe noch, ich hab mich frei geritten!“ Und leiſe ſetzte ſie hinzu: „Meine Mutter wollte vielleicht noch hier vorüberkommen!“

Ich fühlte, daß das gelogen ſei. Das Blut ſchoß mir ſiedendheiß in's Geſicht, es brauſte mir vor den Ohren; die kleine Lügnerin hatte plötzlich den Schleier des Geheimniſſes über uns beide geworfen. Es war zum erſten Mal in meinem Leben, daß ich eine ſo berauſchende Zuſage erhielt; bisher hatte ich nur manchmal darüber nachgeſonnen, wie in der Welt ſo etwas möglich ſei.

Chriſtophs Schweſter hatte ſich entfernt. Der Leierkaſten begann wieder ſeine Muſik, die Peitſche klatſchte über dem alten Gaul, und unter dem Zuruf der Bauer-Burſchen und -Mädchen, die inzwiſchen die meiſten Plätze eingenommen hatten, ſetzte das Carrouſel ſich wieder in Bewegung. Lore ſah nach mir zurück, ſie hatte ihr Floret in den Sattelknopf geſtoßen und ſaß wie in ſich verſunken, die Hände vor ſich auf dem Schooß gefaltet. Das rothe Tüchelchen an ihrem Halſe wehte in der Luft und in immer raſcherem Kreiſen wurde die leichte Geſtalt an mir vorüber getragen; kaum fühlte ich den Blitz ihres Auges in den meinen, ſo war ſie ſchon fort, und nur der Schimmer ihres hellen Kleides tauchte in der trüben Lampenbeleuchtung noch ein paar Mal flüchtig aus den immer tiefer fallenden Schatten auf. — Plötzlich krachte etwas; die in den Stühlen ſitzenden Mädchen kreiſchten, und das Carrouſel ſtand.

„Bleiben Sie ſitzen, meine Herrſchaften!“ rief der Eigenthümer; indem er mit ſeinem Gehülfen über die Querbalken ſtieg, um den Schaden zu unterſuchen. Eine Laterne wurde herunter genommen, es wurde geklopft und gehämmert; aber es ſchien ſich ſobald nicht wieder fügen zu wollen. Mir wurde die Zeit lang; meine Augen ſuchten vergebens nach der kleinen Reiterin. Ich drängte mich aus der Menſchenmaſſe heraus, in die ich eingekeilt war, und ging von außen nach der gegenüberliegenden Seite des Platzes. Als ich mich hier mit Bitten und Gewalt bis an die Barriere durchgearbeitet hatte, ſtand ich dicht neben ihr. Sie war von dem Holzgaul herabgeſtiegen und blickte wie ſuchend um ſich her.

Nach einer Weile ſteckte ſie das Floret, das ſie ſpielend in der Hand gehalten, wieder in den Sattelknopf und machte Miene, herab zu ſpringen. Aber während ſie ihre Kleider zuſammen nahm, war ich in den Kreis geſchlüpft.

„Guten Abend, Lore!“

„Guten Abend!“ ſagte ſie leiſe.

Dann, während die Bauerburſchen immer lauter ihr Eintrittsgeld zurückforderten, faßte ich ihre Hand und zog ſie mit mir hinaus in's Freie. Aber hier war meine Verwegenheit zu Ende. Lore hatte mir ihre Hand entzogen, und wir gingen wortlos und befangen neben einander der Straße zu, an deren äußerſtem Ende ſich das Haus ihrer Eltern befand. — Als wir den zur Seite liegenden Eingang des Schloßgartens erreicht hatten, kam uns von der Straße her ein Trupp von Menſchen entgegen, an deren lauten Stimmen ich einzelne meiner ausgelaſſenſten Commilitonen erkannte. Unwillkürlich blieben wir ſtehen.

„Wir wollen durch den Schloßgarten!“ ſagte ich.

„Es iſt ſo weit!“

„O, es iſt nicht ſo viel weiter!“

Und wir gingen durch das Portal in den breiten Steig hinab, welcher zwiſchen niedrigen Dornhecken zu einem Laubgange von dicht verwachſenen Hagebuchen führte. Da hier vorne auch hinter den Zäunen nur bebautes baumloſes Gartenland lag, ſo verhinderte mich die einbrechende Dunkelheit nicht, die neben mir wandelnde Mädchengeſtalt zu betrachten. Mich ſchauerte, daß ſie jetzt wirklich in ſolcher Einſamkeit mir nahe war.

Kein Menſch außer uns ſchien in dem alten

Park zu ſein; es war ſo ſtill, daß wir jeden unſerer Tritte auf dem Sande hörten.

„Willſt Du mich nicht anfaſſen?“ fragte ich.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“

„Nein — wenn Jemand käme!“

Wir hatten den gewölbten Buchengang erreicht. Es war ſehr dunkel hier; denn in geringer Entfernung zu beiden Seiten waren ähnliche Laubgänge, und auf den dazwiſchen befindlichen Raſenflecken lagerten undurchdringliche Schatten. Ich wußte nur noch, daß Lore neben mir ging, denn ich hörte ihren Athem und ihren leichten Schritt; zu ſehen vermochte ich ſie nicht. Wie neckend ſchoß es mir durch den Kopf, daß ich am Nachmittag auf einen Sommervogel ausgegangen war. „Nun biſt Du doch gefangen!“ ſagte ich, und durch die Dunkelheit ermuthigt, ergriff ich ihre herabhängende Hand und hielt ſie feſt. Sie duldete es; aber ich fühlte, wie ſie zitterte, und auch mir ſchlug mein Knabenherz bis in den Hals hinauf.

So gingen wir langſam weiter. Von der Stadt her kam der gedämpfte Ton der Drehorgeln und das noch immer fortdauernde Getöſe des Jahrmarkttreibens; vor uns am Ende der Allee in unerreichbarer Ferne ſtand noch ein Stückchen goldenen Abendhimmels. Ich legte ihre Hand in meinen Arm und faßte ſie dann wieder. In dieſem Augenblick trollte vor uns etwas über den Weg; es mag ein Igel geweſen ſein, der auf die Mäuſejagd ging. — Sie ſchrak ein wenig zuſammen und drängte ſich zu mir hin; und als ich, unabſichtlich faſt, den Arm um ſie legte, fühlte ich, wie ihr Köpfchen auf meine Schulter glitt.

Als aber dann, nur eine flüchtige Secunde lang, ein junger Mund den andern berührt hatte, da trieb es uns wie thöricht aus den ſchützenden Baumſchatten in's Freie. So hatten wir bald, während ich nur noch ihre Hand gefaßt hielt, das Ende der Allee erreicht und traten durch eine Pforte auf einen Feldweg hinaus, der ſeitwärts auf die letzten Häuſer der Stadt zuführte. Wir gingen eilig neben einander her, als könnten wir das Ende unſeres Beiſammenſeins nicht raſch genug herbeiführen.

„Mein Vater wird mich ſuchen; es iſt gewiß ſchon ſpät!“ ſagte Lore ohne aufzuſehen.

„Ich glaube wohl!“ erwiderte ich. Und wir gingen noch eiliger, als zuvor.

Schon ſtanden wir am Ausgang des Weges, den letzten Häuſern der Straße gegenüber. In dem Lichtſchein, der unter der Linde aus dem Fenſter des Schneiderhäuschens fiel, ſah ich unweit davon ein Mädchen an einem Brunnen ſtehen. Ich durfte nicht weiter mit. Als aber Lore den Fuß auf das Straßenpflaſter hinausſetzte, war mir, als dürfe ich ſie ſo nicht von mir gehen laſſen.

„Lore,“ ſagte ich beklommen, „ich wollte Dir noch etwas ſagen.“

Sie trat einen Schritt zurück. „Was denn?“ fragte ſie.

„Warte noch eine Weile!“

Sie wandte ſich um und blieb ruhig vor mir ſtehen. Ich hörte, wie ſie mit den Händen über ihr Haar ſtrich, wie ſie ihr Tüchelchen feſter um den Hals knüpfte; aber ich ſuchte lange vergebens des Gedankens habhaft zu werden, der wie ein dunkler Nebel vor meinen Augen ſchwamm. „Lore,“ ſagte ich endlich, „biſt Du noch böſ’ mit mir?“

Sie blickte zu Boden und ſchüttelte den Kopf.

„Willſt Du morgen wieder hier ſein?“

Sie zögerte einen Augenblick. „Ich darf des Abends ſonſt nicht ausgehen,“ ſagte ſie dann.

„Lore, Du lügſt; das iſt es nicht, ſag' mir die Wahrheit!“

Ich hatte ihre Hand gefaßt; aber ſie entzog ſie mir wieder.

„So ſprich doch, Lore! — Willſt Du nicht ſprechen?“

Noch eine Weile ſtand ſie ſchweigend vor mir; dann ſchlug ſie die Augen auf und ſah mich an. „Ich weiß es wohl,“ ſagte ſie leiſe, „Du heiratheſt doch einmal nur eine von den feinen Damen.“

Ich verſtummte. Auf dieſen Einwurf war ich nicht gefaßt; an ſo ungeheure Dinge hatte ich nie gedacht und wußte nichts darauf zu antworten.

Und ehe ich mich deſſen verſah, hörte ich ein leiſes „Gute Nacht“ des Mädchens; und bald ſah ich ſie drüben in dem Schatten der Häuſer verſchwinden. Ich vernahm noch das vorſichtige Aufdrücken einer Hausthür, das leiſe Anſchlagen der Thürſchelle; dann wandte ich mich und ging langſam durch den Schloßgarten zurück.

Ohne erſt zum Abendeſſen in die Wohnſtube meiner Eltern zu gehen, ſchlich ich die Treppe hinauf in meine Kammer. Wie trunken warf ich mich in die Kiſſen. Nach einer Viertelſtunde hörte ich die Stubenthür gehen, und durch die halbgeöffneten Augenlider ſah ich meine Mutter mit einer Lampe an mein Bett treten. Sie beugte ſich über mich; aber ich ſchloß die Augen und träumte weiter. Trotz des wenig verheißenden Abſchiedes war mir doch, als hätte meine Hand eine volle Roſenguirlande gefaßt, an welcher nun in alle Zukunft hinein der Lebensweg entlang gehen müſſe.

So ſehr ich aber an dieſem Abend den Drang allein zu ſein empfunden, ebenſo ſehr trieb es mich am andern Morgen unter Menſchen. Ich hatte ein neues Gefühl der Freiheit und Ueberlegenheit in mir, das ich nun auch andern gegenüber empfinden wollte. Sobald ich gefrühſtückt, und den etwas unbequemen Fragen meiner Mutter nothdürftig genuggethan hatte, ging ich in die Werkſtatt meines Freundes Chriſtoph. Er war eifrig beſchäftigt, kleine Mahagonifourniere auszuwählen und zu ſchneiden. „Was machſt denn Du da für Schönes?“ fragte ich.

„Ein Nähkäſtchen,“ ſagte er ohne aufzublicken.

„Ein Nähkäſtchen? Für wen denn?“

„Für Lenore Beauregard; meine Schweſter will's ihr zum Geburtstag ſchenken.“

Ich ſah ihn von der Seite an; ein übermüthiges Lächeln ſtieg in mir auf. „Die Lore iſt wohl Dein Schatz, Chriſtoph?“

Der eckige Kopf des guten Jungen wurde bis unter die Stirnhaare wie mit Blut übergoſſen bei dieſer treuloſen Frage. Er ſchien ſelbſt über ſeine Verlegenheit in Zorn zu gerathen. „Ihr hättet ſie nur aus Eurer lateiniſchen Tanzſchule fortlaſſen ſollen!“ ſagte er, indem er mit ſeinem Meſſer grimmig in die Fournierblättchen hineinfuhr.

„Du biſt wohl eiferſüchtig, Chriſtoph?“ fragte ich. Aber er antwortete nicht; er brummte nur halb für ſich: „Das hätte meine Schweſter ſein ſollen!“ —

Dieſer Triumph ſollte indeſſen mein einzigſter bleiben; denn ich mühte mich vergebens, wieder allein mit Lore zuſammen zu treffen. Ein paar Mal zwar im Laufe des Sommers begegnete ſie mir an Sonntagnachmittagen hinter den Gärten auf dem Bürgerſteige; aber Chriſtoph und ſeine Schweſter begleiteten ſie, und der gute Junge ging ſo trotzig neben ihr, als wenn er ſie einer ganzen Welt von Lateinern hätte ſtreitig machen wollen; auch ſuchte ſie ſelbſt, wenn ich ein Geſpräch mit ihnen begann, augenſcheinlich die Andern zum Weitergehen zu veranlaſſen.

Als ſpäterhin bei Beginn des Michaelismarktes das Carrouſel wieder aufgeſchlagen wurde, wagte ich noch einmal zu hoffen. Einen Abend nach dem andern, ſobald die Dämmerung anbrach, fand ich mich auf dem Platze ein; zum großen Verdruſſe meines Freundes Fritz, von dem ich mich unter immer neuen Vorwänden los zu machen ſuchte. Aber ebenſo oft ſpähte ich vergebens unter den jungen Reiterinnen, die ſich zuweilen einfanden, die ſchlanke Braune zu entdecken, um deren willen ich allein gekommen war. Einſam wanderte ich durch die dunkeln Gänge des Schloßgartens und zehrte trübſelig von der Erinnerung eines entflohenen Glückes.

Dies Alles nahm ein plötzliches Ende, als ich zu Anfang des Winters nach dem Willen meines Vaters die Gelehrtenſchule unſerer Heimath verließ und zu meiner weitern Ausbildung auf ein Gymnaſium des mittleren Deutſchlands geſchickt wurde. — Ob mein Schmetterlingsketſcher noch in dem blühenden Baum am Rande der Haide hängt? — Ich weiß es nicht; ich bin nicht wieder dort geweſen; auch den Brombeerfalter habe ich bis auf heute noch nicht gefangen.

Auf der Univerſität.

Jahre waren ſeitdem vergangen.

Als ich den Zwang der klöſterlichen Schulanſtalt hinter mir hatte, brachte ich zum erſten Male wieder einige Herbſtwochen im elterlichen Hauſe zu. Von allen meinen Kameraden fand ich nur noch Chriſtoph im heimathlichen Neſte; die übrigen, auch Fritz, waren alle ſchon ausgeflogen; in's luſtige Studentenleben, auf's weite Meer hinaus, in die dunkle Schreibſtube eines Kaufmanns oder wohin ſonſt Wahl und Verhältniſſe ſie geführt hatten. Auch Chriſtoph, der zum ſtattlichen, etwas unterſetzten, jungen Mann herangewachſen war, rüſtete ſich zum Abzug; er war

Geſell geworden und wollte wandern. Aber zuvor arbeiteten wir noch einmal gemeinſchaftlich in der Werkſtatt ſeines Vaters; und ein ungeheurer Tabakskaſten, der mit mir die Univerſität beziehen ſollte, war das Reſultat unſerer Bemühungen. — Von meiner Mutter erfuhr ich, daß die rüſtige Frau Beauregard vor Jahresfriſt eines plötzlichen Todes verblichen, und ihre Tochter bald darauf nach der kleinen Landesuniverſitätsſtadt zu einer alten unverheiratheten Tante gezogen ſei, die ſie teſtamentariſch zur Univerſalerbin ihres kleinen Vermögens eingeſetzt hatte. Das ſchmale Häuschen mit der Linde war nach dem Tode der Mutter Schulden halber verkauft worden, und der franzöſiſche Schneider hatte froh ſein müſſen, bei einem der andern Meiſter als Geſell ein Unterkommen gefunden zu haben. Ich traf ihn am Sonntagnachmittag in einer Ecke des Kirchhofs auf der Bank ſitzend. Seine Haut über den ſcharfen Backenknochen war noch gelber geworden und ſein ſchwarzes Haar war ſtark ergraut; er huſtete, aber die Sonne ſchien ihm wohl zu thun. „Ach, Monſieur Philipp!“ rief er, da er mich erkannte, und ſtreckte mir zwei Finger ſeiner langen knöchernen

Hand entgegen, während die andern die alte wohlbekannte Porzellandoſe umklammert hielten. „Damals — das waren andere Zeiten, Monſieur Philipp!“ fuhr er ſeufzend fort. „Meine Alte, ſie hat ſich mit ihrer Menage unter die ſchwarzen Kreuze dort begeben; und das Kind, die Lore,“ — er ſchluckte ein paar Mal und nahm eine ſtarke Priſe — „Sie werden es ja gehört haben! — Sie wollte nicht, ſie wollte ihren armen Vater nicht allein laſſen, ich mußte mit Gewalt ihre kleinen Hände von mir losreißen; aber was hilft es denn! Das Kind mußte doch ſein Glück machen!“ Er ließ den Kopf ſinken und legte ſchlaff ſeine Hände auf die Kniee. „Ich werde Ihnen ihre Briefe zeigen!“ begann er dann wieder. „Sie werden ſehen, Monſieur Philipp, Sie ſind ja ein Gelehrter! Die allerliebſten Buchſtaben, und all' die lieben guten Worte; eine Marquiſe könnte es nicht beſſer.“ —

— — So ſprach er noch eine Weile fort, bis ich ihn verließ.

Ich habe den franzöſiſchen Schneider nicht wieder geſehen; denn einige Tage darauf reiſte ich ab, um zunächſt auf einer ausländiſchen Univerſität meine juriſtiſchen Studien zu beginnen; und ſchon nach einem halben Jahre ſchrieb mir meine Mutter, der ich dieſe Begegnung erzählt hatte, daß auch Monſieur Beauregard, der Enkel des Ofenheizers vom Hofe Ludwig's XVI., unter den ſchwarzen Kreuzen eine Stelle gefunden habe.

* * *

Drei Jahre ſpäter befand ich mich auf der Landesuniverſität, um vor dem Examen noch das geſetzlich vorgeſchriebene Jahr hier zu abſolviren. Fritz, mit dem ich das letzte Semeſter in Heidelberg zuſammen gewohnt, wollte erſt im nächſten Herbſt zurückkehren. Aber mein Freund Chriſtoph hatte die Univerſität bezogen; er war erſter Arbeiter in einem großen Möbelmagazin. Ich traf ihn eines Nachmittags in einem öffentlichen Garten, wo er allein vor einem Seidel Lagerbier ſaß, und ſcheinbar in Sinnen verloren, den Rauch ſeiner Cigarre vor ſich hinblies. Sein ſtarker blonder Backenbart und ſeine feine bürgerliche Kleidung ließen mich ihn erſt in nächſter Nähe erkennen. Als ich ſchweigend meine

Hand auf ſeine Schulter legte, warf er den Kopf raſch und trotzig nach mir herum; denn, wenn ich jetzt auch keine farbige Mütze trug, ſo gehörte ich doch unverkennbar genug zu den muthmaßlich noch immer nicht von ihm geliebten „Lateinern.“ Allein kaum hatte er mich angeſehen, als auch ſogleich die freudigſte Ueberraſchung aus ſeinen Augen leuchtete. „Philipp! Du biſt es?“ ſagte er, indem er mit einer faſt mädchenhaften Beſcheidenheit meine dargebotene Hand nahm und ſie dann deſto kräftiger drückte. — Wir ſprachen lange zuſammen; über unſere Heimath, über Eltern und Altersgenoſſen; als ich mich dann der verhängnißvollen Eisfahrt erinnerte, fragte ich auch nach unſerer gemeinſchaftlichen Knabenliebe.

Lenore lebte noch im Hauſe ihrer Verwandten, einer alten Schneiderin, mit der ſie zum Nähen in die Häuſer der vornehmen Einwohner ging. Aber Chriſtoph wurde bei den Antworten auf dieſe Fragen immer wortkarger und ſuchte endlich mit einer gewiſſen Haſt das Geſpräch auf andere Dinge zu bringen. Er ſchien in ſeinem treuen Gemüthe noch immer die Feſſeln des ſchönen Mädchens zu tragen, die ich mit dem Staub der Heimath ſchon längſt von mir abgeſchüttelt zu haben glaubte.

Ich mochte mich darin indeſſen irren. — Einige Zeit darauf hatte ich mit befreundeten Damen jenſeits der Meeresbucht, an welcher die Stadt liegt, einen damals beliebten Vergnügungsort beſucht. Der Nachmittag war zu Ende, und wir gingen an den Strand hinab, um nach einem Fahrzeug für die Heimkehr auszuſchauen. — Zwei Boote, beide ſchon faſt beſetzt, lagen zur Abfahrt bereit. Neben dem einen, das etwa dreißig Schritte von uns entfernt ſein mochte, ſtand an der Seite einer ältlichen lahmen Nätherin, die ich mitunter im Wohnzimmer meines Hauswirths geſehen hatte, eine auffallend ſchöne Mädchengeſtalt. Sie hatte ſchon den Fuß auf den Rand des Bootes geſetzt und ſchien in Begriff hineinzuſteigen; aber ſie zögerte plötzlich, da ſie den Kopf nach uns zurückwandte. Zwei ſchwarze fremdartige Augen, wie ich ſie lange nicht, aber wie ich ſie einſt geſehen, trafen in die meinen; ich wußte jetzt, daß es Lenore Beauregard ſei. Sie war größer geworden, und unter den braunen Wangen ſchimmerte das Roth der vollſten Jungfräulichkeit; aber noch immer war ihr in der Haltung jene graciöſe Läſſigkeit eigen, die mir unbewußt ſchon einſt mein Knabenherz entführt hatte. Es wallte heiß in mir auf, und ich hatte der Damen neben mir faſt ganz vergeſſen. Denn jene dunkeln Augen ſchienen mich bittend anzublicken; ich hörte, wie die alte Nätherin ihr zuſprach, wie der Schiffer ſie nicht eben in den höflichſten Worten zum Einſteigen drängte; aber noch immer ſtand die ſchlanke Mädchengeſtalt unbeweglich, wie im Traum, die Augen nach mir hingewandt.

Schon hatte ich, wie von dunkler Naturgewalt getrieben, ein paar Schritte nach dem Boote zu gethan; aber ich bezwang mich; ich dachte an Chriſtoph; ſeine ehrlichen blauen Augen ſchienen mich plötzlich anzuſehen. „Es wird nicht Platz dort für uns alle ſein,“ ſagte ich zu den Damen. Dann gingen wir ſeitwärts nach dem andern Fahrzeug am Waſſer entlang. — Doch noch einmal mußte ich nach Lore zurückblicken. Sie hatte den Kopf auf die Bruſt ſinken laſſen, und ſtieg eben langſam über den Bord in das Innere des Bootes, das im Gold der Abendſonne auf dem regungsloſen Waſſer lag.

Bei der Heimfahrt ſaß ich am Steuer, wortkarg und innerlich erregt; meine Augen mochten wohl mitunter auf dem andern in ziemlicher Entfernung vor uns rudernden Boote ruhen, während die jungen Damen mich vergebens in ihre Plaudereien zu ziehen ſuchten.

„Aber Sie ſind heut nicht zu gebrauchen!“ ſagte die Eine; „unſere ſchöne Nätherin ſcheint Sie ſtumm gemacht zu haben!“

„Iſt Lore Ihre Nätherin?“ fragte ich noch halb in Gedanken.

„Lore! Woher wiſſen Sie denn, daß ſie Lore heißt?“

„Wir ſind aus einer Stadt; ich habe in der Tanzſchule meine erſte Mazurka mit ihr getanzt.“

„So! — Sie ſoll auch jetzt noch gern mit Studenten tanzen.“

Unſer Geſpräch über Lore war zu Ende; aber ich wußte jetzt, weshalb Chriſtoph nicht hatte reden mögen.

Dennoch ſah ich ihn ſpäter im Laufe des Winters mehrmals an öffentlichen Orten mit Lore zuſammen, meiſtens in Geſellſchaft der lahmen Marie oder einer ältern Perſon, welche niemand anders als die Erbtante ſein konnte, die dem armen Schneider noch ſo kurz vor ſeinem Ende das Kleinod ſeines Herzens entführt hatte.

* * *

Eines Abends, es mochte einige Wochen nach Neujahr ſein, hörte ich von meinem Zimmer aus einen Tumult auf der Straße. Als ich das Fenſter öffnete, bemerkte ich unter dem vorbeiziehenden Haufen hie und da rothe Studentenmützen; endlich erkannte ich beim Schein der Straßenlaterne auch einen unſerer Pedelle.

„Was giebt's, Doſe?“ rief ich hinunter.

„Holz hat's gegeben, Herr Doctor.“ — Doſe nannte mich aus einem nur uns beiden bekannten Grunde allezeit Herr Doctor.

„So? Und wohl wieder auf dem Ballhaus?“ fragte ich.

„Nun, wo denn anders?“

Das Ballhaus war ein öffentliches Tanzlokal, wo die altherkömmliche Feindſchaft zwiſchen Studenten und Handwerksgeſellen ſich zu Zeiten Luft zu machen pflegte. Es ſchien diesmal indeſſen arg geworden zu ſein; denn Doſe machte andeutungsweiſe eine höchſt kräftige Bewegung mit der Fauſt.

„Wer hat's denn gekriegt?“ fragte ich noch.

Der Alte hielt die Hand vor den Mund und flüſterte mir zu: „Es iſt auf die rechte Stelle gekommen, Herr Doctor.“ Ein Bekannter, der unſer Geſpräch hörte, rief im Vorübergehen. „Es iſt der Raugraf; die Knoten haben ihm auf Abſchlag gezahlt.“

Der ſogenannte „Raugraf“ war ein ebenſo ſchöner, als wüſter junger Mann, der in den Hörſälen der Profeſſoren ſelten, dagegen häufig auf der Menſur und regelmäßig auf der Kneipe zu finden war; einer von denen, die auf Univerſitäten eine Rolle ſpielen, um dann im ſpätern Leben ſpurlos zu verſchwinden. Von den jungen Handwerkern, denen er ihre Mädchen abſpenſtig machte, wurde er ebenſo ſehr gehaßt, als er für die größere Anzahl der jüngern Studenten der Gegenſtand einer ſcheuen Bewunderung war. Nachdem er eine Reihe anderer Univerſitäten beſucht und, theilweiſe durch Relegation gezwungen, wieder verlaſſen hatte, fand er für gut, auch die unſrige zu verſuchen; und bald gingen von ſeinem großen Wechſel und dann von ſeinen noch größern Schulden die mannigfaltigſten Gerüchte im Schwange. Der Titel „Raugraf," den er mitbrachte, paßte inſofern für ihn, als er an die Zeiten des Fauſtrechts erinnert, und allerdings die Weiſe der alten Junker, die Schwächeren rückſichtslos für ihre Leidenſchaften zu verbrauchen, ſich vollſtändig auf ihn vererbt zu haben ſchien.

Da ich den „Raugrafen" weder genauer kannte, noch ein Intereſſe an ſeiner Perſon nahm, ſo ſchloß ich das Fenſter und begab mich zur Ruhe, ohne des Vorfalles weiter zu gedenken.

Am Nachmittage darauf ſollte ich indeſſen auf's Neue daran erinnert werden. — Ich hatte eben meinen Kaffee getrunken und ſaß im Sopha über einer Pandectencontroverſe, als an die Stubenthür gepocht wurde.

Auf mein „Herein!" trat die ſtattliche Geſtalt meines Freundes Chriſtoph vorſichtig und etwas zögernd in das Zimmer.

„Biſt Du allein?" fragte er.

„Wie Du ſiehſt, Chriſtoph."

Er ſchwieg einen Augenblick. „Ich muß fort von hier, Philipp,“ ſagte er dann, „noch heute Abend; weit fort, an den Rhein zu meinem Mutterbruder; er iſt ſchwächlich und braucht einen Geſellen, der nach dem Rechten ſehen kann. Aber ich fürchte, meine Baarſchaft reicht nicht für die Reiſe; und Fechten, das iſt nicht meine Sache.“

Ich war ſchon an mein Pult gegangen und hatte eine kleine Geldſumme auf den Tiſch gezählt. „Reicht es, Chriſtoph?“

„Ich danke Dir, Philipp.“ Und er ſteckte das Geld ſorgſam in ſeine Börſe, die ſchon einen kleinen Schatz an Gold- und Silbermünzen enthielt. Erſt jetzt ſah ich, daß er in ſeiner ſchwarzen Sonntagskleidung vor mir ſtand.

„Aber Du biſt ja in vollem Wichs,“ fragte ich; „wo biſt Du denn geweſen?“

„Nun,“ ſagte er und rieb ſich nachdenklich mit der Hand ſeine breite Stirn, „ich komme eben von der Polizei!“

„Du haſt ſchon Deinen Paß geholt?“

„Jawohl; meinen Laufpaß.“

Ich ſah ihn fragend an.

„Es iſt wegen der dummen Geſchichte auf dem Ballhauſe.“

Mir ging ein Licht auf. „So! alſo Du biſt es geweſen,“ ſagte ich; „daß mir das nicht ſogleich eingefallen iſt!“

„Freilich bin ich dort geweſen, Philipp.“

„Lenore war wohl mit Dir?“

Er nickte.

„Und da haſt Du den Raugrafen durchgeprügelt?“

Ein Lächeln befriedigten Haſſes legte ſich um ſeinen Mund. „Sie ſagen ja, daß ich's geweſen ſei,“ erwiderte er.

Der alte Feind der Gymnaſiaſten ſprach dies in ſolchem Tone der Genugthuung, daß ich über den Sachverhalt nicht mehr zweifelhaft ſein konnte.

Ich mußte laut auflachen. „So erzähl mir doch! Wie kam denn die Geſchichte?“

„Nun Philipp — Du weißt doch, daß ich mit der Lore gehe?“

„Seid Ihr denn einig mit einander?“

„Es iſt wohl ſo was,“ erwiderte er. — „Sie iſt eine anſtellige Perſon; und nach dem Tode der alten Tante bekommt ſie auch noch eine Kleinigkeit.“

Ich ſah ihn lächelnd an. „Nun Chriſtoph, ſie iſt auch ſonſt ſo übel nicht; Du hätteſt ſo überzeugend ſonſt auch ſchwerlich zugeſchlagen!“

Er blickte einen Augenblick vor ſich hin. „Ich weiß es kaum,“ ſagte er, „wir ſtanden in der Reihe, Lore und ich — es geſchah nur ihr zu Gefallen, daß ich hingegangen war — da kam der lange blaſſe Kerl, der ſchon immer auf ſie gemuſtert und dabei mit einem Andern getuſchelt hatte, und wollte extra mit ihr tanzen.“

„War er denn unverſchämt gegen Deine Dame?“

„Unverſchämt? — Sein Geſicht iſt unverſchämt genug!“

„Und Lore?“ ſagte ich, meinen Freund ſcharf fixirend, „ſie hätte wohl gern mit dem ſchmucken Kavalier getanzt?“

Er zog die Stirnfalten zuſammen, und ich ſah, wie ſich eine trübe Wolke über ſeinen Augen lagerte.

„Ich weiß es nicht,“ ſagte er leiſe. — — „Es war nicht gut, daß ihr das Mädchen damals in Eurer lateiniſchen Tanzſchule den Nothknecht ſpielen ließet.“

Er reichte mir die Hand. „Leb' wohl, Philipp,“

ſagte er, „das Geld ſchicke ich Dir; ſonſt wirſt Du wohl nicht viel von mir zu hören bekommen; aber um Jahresfriſt, ſo Gott will, bin ich wieder hier, oder bei uns daheim.“

Er ging. — Ich ſuchte vergebens mich wieder in meine unterbrochenen Arbeiten zu vertiefen; eine unbeſtimmte Sorge um die Zukunft meines Jugendgeſpielen hatte mein Herz beſchlichen. Ich wußte nur zu wohl, was ſeine Worte nicht verrathen ſollten, daß ſeine Phantaſie von jenem Mädchen ganz erfüllt war, und daß alle Kräfte dieſes tüchtigen Kopfes darauf hinarbeiteten, ſein Leben mit dem ihrem zu vereinigen.

Bald darauf ging ich in die Wohnung meiner Hauswirthe hinab, bei denen ich damals meinen Mittagstiſch hatte. Es mochte etwas frühzeitig ſein; denn von den Hausgenoſſen hatte ſich noch Niemand eingeſtellt; aber in der Nebenſtube traf ich die kleine Nätherin, die „lahme Marie,“ welche ſtumm und einſam inmitten einer Wolke weißer Stoffe mit der Nadel hantirte. — Da ich ſie oft in Geſellſchaft der beiden Menſchen geſehen hatte, deren Geſchick mich jetzt beſchäftigte, ſo erzählte ich ihr den geſtrigen

Vorfall, in der Hoffnung, über die Urſache deſſelben Näheres zu erfahren.

„Ich hab' das kommen ſehen!“ ſagte ſie, die dünnen Lippen zuſammenkneifend; „der Tiſchler iſt wohl ſonſt ein ganzer Kerl; aber gegen das Mädchen iſt er zu gutwillig; — was wollt' er mit ihr auf dem Ballhaus!“

Ich fragte näher nach.

Sie räumte eine Partie Zeuge von einem Stuhl, damit ich mich ſetzen könne. — „Sie kennen vielleicht das kleine Haus in der Pfaffengaſſe,“ begann ſie dann, als ich ihrem Wink gefolgt war; „die alte Schmieden, die Tante von der Lore, hat es vor Jahren von dem Pferdeverleiher nebenan gekauft; aber den Hof dahinter, weil er zu ſeinem Geſchäft doch großen Raum gebraucht, hat der Verkäufer ſich vorbehalten, ſo daß er mit ſeinem nun in Eins zuſammengeht; nur in der Mitte auf einem Stückchen Raſen darf die Alte ihre Waſchſachen trocknen und bleichen, ſoweit es damit reichen will. Sie iſt Geſchwiſterkind mit meiner ſeligen Mutter, und ſeit ich confirmirt war, bin ich oft mit ihr zum Nähen ausgegangen.

„Ich denk', es war kurz vor Martini vorigen

Jahres; ich machte mich gleich nach Mittag zu der Schmieden; denn wir hatten eine große Seidenwäſche zuſammen. Unterwegs begegn' ich dem Tiſchler, der damals ſchon mit der Lore ging. Wir ſprechen ein Wort zuſammen, und im Weggehen ruft er mir noch lachend zu: „Bei Feierabend komm' ich und helf' Euch die Klammern aufſetzen!" Ich ſagt's auch der Lore; aber ſie ſchien nicht groß darauf zu achten.

„Spät Nachmittags, da wir drinnen fertig waren, gingen wir hinaus, um die Leine zwiſchen den Pfählen aufzuſcheeren, die draußen auf dem Grasrondeel ſtehen. Lore, das Kleid über ihren Halbſtiefelchen aufgeſchürzt, die ſchwarzen Haare hinter die Ohren geſtrichen, ging mit dem kleinen hölzernen Tritt von einem zum andern. Die Alte hatte ſich drinnen in ihren Lehnſtuhl ſchlafen geſetzt; ich — ich bin die Größte nicht und konnte ihr eben nicht viel dabei helfen."

Und die Erzählerin ſuchte ihren dürftigen Körper möglichſt grade zu richten.

„Ich hatte mich neben dem Waſchkorb auf einen Prellſtein geſetzt und ſah mir's an, wie vor dem

Stall der Knecht des Nachbars einen Goldfuchs ſtriegelte. — Ich hab' die Pferde gern, wiſſen Sie, denn mein Vater iſt auch ein Fuhrmann geweſen. — Es war gar ein ſchönes Thier; und wenn es ſo den Kopf aus dem Schatten in die Sonne hinauswarf, glänzten die Haare wie Metall; aber an dem feinen Beinwerk merkte ich wohl, daß es keines von des Nachbars Miethgäulen ſei. — „Wem gehört das Pferd?“ fragte ich Lore, die eben ihr Holztreppchen hart neben mir an den letzten Pfahl gerückt hatte. — „Das Pferd?“ ſagt ſie, indem ſie ſich auf den Fußſpitzen hebt und die Leine um das Querholz ſchlingt; „das gehört dem fremden Studenten; ich weiß nicht, wie er heißt.“ — Ich ſah zu ihr hinauf; aber ſie wandte nicht den Kopf und wickelte noch immer fort mit der Leine. Als ich eben ungeduldig werden wollte, ſagte hinter mir eine Stimme: „Es iſt genug, Fräulein Lorchen!“

„Ich ſeh noch, wie ſie die Arme ſinken läßt und haſtig das aufgeſchürzte Kleid herunterzupft; und da ich den Kopf wende, ſteht der blaſſe vornehme Student vor mir; und Lore, ohne ein Wort zu ſagen, ſpringt von ihrem Tritt herunter und ſtellt ſich neben mich. — Der junge Herr ſteht auch nur und macht ſcharfe Augen auf die Lore, als wenn er das Anſchauen ganz umſonſt hätte. „Daß dich!“ dacht' ich, und fing auf's Gerathewohl einen lauten Diskurs über den Goldfuchs an; und red'te ſo lang, bis ich Antwort hatte; und ehe ich mich's verſehen, waren wir alle drei auf den Hof hinübergetreten. Das Pferd ſcharrte mit den Hufen und ſah ſeinen Herrn mit den klugen Augen an; Lore ſtand daneben, und recht als trüge ſie Verlangen nach dem Thier, ließ ſie ihre flache Hand an dem ſpiegelblanken Hals herabgleiten. „Es iſt lammfromm,“ ſagte der junge Herr; „was meinen Sie, Fräulein Lore, drinnen im Stall hängt noch ein Damenſattel!“ — Sie ſchüttelte den Kopf; aber ich hörte, wie ihr der Athem verſetzte, und ihre Augen blitzten ordentlich vor Luſt. Der Herr Graf hatte das auch wohl verſtanden; denn auf ſeinen Wink wurde der Sattel aufgeſchnallt und ein leichter Zaum angelegt. Lore ſah darauf hin, als wenn ihr die Augen verhext wären. Als aber der Knecht ihr das Holztreppchen zum Aufſteigen hinſtellte, warf es der junge Herr bei Seite. „Pfui doch, Johann!“ rief er; und als wenn ſich's nur von ſelbſt verſtände, faßte er das Mädchen unter'm Arm. „Treten Sie feſt!" ſagte er und hielt die andere Hand vor ſie hin, indem er mit ſeinen durchdringenden Augen zu ihr aufſah. Und Lore, als müſſe ſie nur immer thun, wie der es wollte, ſetzte ihr Füßchen in ſeine Hand. Ich merkte wohl, er zögerte; aber es war nur ein Augenblick; dann hob er ſie mit einem raſchen Schwung hinauf.

„Sie ſah ganz verwirrt aus und ſchlug die Augen nieder, als ſie droben ſaß, und ließ ſich geduldig den Zaum zwiſchen den Fingern von ihm zurecht legen. Der Fuchs ſchüttelte den Kopf und ſtieß ein lautes Wiehern aus. Sein Herr ſtrich ihm ein paar Mal liebkoſend über das ſeidene Fell; dann legte er die Hand hinter Lore auf den Sattel; mit der andern faßte er den Zaum und führte das Pferd langſam um das Rondeel herum.

„Ich muß es ſelbſt ſagen, ſie machten ein ſtolzes Paar zuſammen; und es hätte wohl keiner gedacht, der ſie ſo geſehen, daß die feine Perſon nur eine arme Nätherin und eines Schneiders Tochter ſei.

„Bald ging es ihr ſchon nicht raſch genug. Sie warf die Hand empor, das Pferd fing an zu traben, und der junge Herr trat auf das Rondeel zurück. Aber er ließ kein Auge von ihr; wie das Pferd lief, ſo ging er, die Reitpeitſche in der Hand, im Kreiſe mit umher; als ſei es ihm angethan, ſo flogen ſeine Blicke an dem Mädchen hin und wieder, von ihren ſchwarzen wehenden Haaren bis zu dem Füßchen, das oben an dem Sattel unter dem Kleide hervorſah. Bald rief er ihr, bald ſeinem Fuchs ein kurzes Wort hinüber. Das Thier lief immer ſchneller; es ſchnob und peitſchte mit dem Schweife in die Luft. Lenore ſah gar nicht darauf hin. Sie ſaß nur wie angeflogen und lächelte und ſah auf den jungen Herrn, grad' als wären's ſeine Augen, die ſie auf dem Sattel feſthielten.

„So ging es eine Weile. „Wenn die Alte herauskäme!“ dachte ich, „es gäb' ein böſes Wetter!“ Aber ſie kam nicht. Da plötzlich ſchwenkt eine Flucht Tauben mit großem Geklapper über den Hof; und der Fuchs ſtutzt und macht einen Satz. Ich denk', die Lore ſtürzt herunter; aber nein, ſie hing noch an dem Hals des Pferdes; nur blaß war ſie geworden wie der Tod. „Oho, Virginie!“ ruft der Herr, und gleich iſt er auch drüben, hat die Lore auf ſeinen

Armen, ſieht ſie einen Augenblick mit den ſcharfen Augen an und läßt ſie dann ſanft zu Boden gleiten. — Eh' ich mich noch beſinne, höre ich die Hofthür gehen. „Da iſt die Alte!“ denk' ich; aber als ich mich umkehre, ſteht der Tiſchler vor mir. — Wär's nur die Alte geweſen, ich hätte mich nicht ſo alterirt; denn ganz wie verſteinert ſah der Menſch aus. „Iſt denn ſchon Feierabend, Herr Werner?“ ruf' ich; aber er achtet gar nicht darauf. „Guten Abend, Marie!“ ſagt' er mit ganz heiſerer Stimme, und er würgte ordentlich daran, als wenn ihm das Wort im Halſe ſtecken bleiben müßte. — „Wollen wir nicht in's Haus gehen?“ ſag' ich wieder. „Ich danke,“ antwortete er; „Ihr habt da ſchon Geſellſchaft.“ — Und ohne das Mädchen anzuſehen oder eine Silbe an ſie zu verlieren, kehrt er ſich um und geht durch den großen Thorweg der Straße zu.

„Lore ſtand, ohne ſich zu rühren, neben dem ſchnaubenden Pferde. „Was wollte der Menſch?“ fragte der Graf. „Es iſt ein Landsmann von mir,“ erwiderte ſie leiſe. „Es iſt Herr Werner,“ ſagte ich, „der erſte Arbeiter in dem großen Möbelmagazin;“

denn mich ärgerte das ſpöttiſche Geſicht, womit der Herr dem Tiſchler nachgeſehen hatte.“

Die Erzählerin hatte eine Arbeit vollendet; ſie ſtand auf und legte die Stoffe zuſammen. Nebenan im Wohnzimmer fanden ſich die Hausgenoſſen zum Mittagstiſch zuſammen.

„Was iſt denn daraus geworden?“ fragte ich noch. „Was iſt daraus geworden?“ wiederholte ſie; „ich habe eine Zeitlang hin und wieder geredet; am Ende — der Tiſchler kann ja doch nicht von ihr laſſen; und ſie, wenn ihr nicht juſt der Kopf verrückt iſt, weiß auch wohl, was ſie an ihm hat. Die ſchönen vornehmen jungen Herrn ſind ja nun doch einmal nicht für ſie gewachſen.“

Wir gingen zu Tiſche. Aber die Geſchichte der lahmen Marie lag mir ſchwer auf dem Herzen. — Lore und Chriſtoph! Ich konnte mir die beiden Menſchen nicht zuſammendenken.

Ein Spaziergang.

Bald nach Oſtern hatte eine plötzliche Erkrankung meiner Mutter mich nach Hauſe gerufen. Erſt im Auguſt, da ich die völlig Geneſene mit Ruhe der Sorge meines Vaters und der Heilkraft der milden Lüfte überlaſſen konnte, kehrte ich auf die Univerſität zurück. Als ich fortreiſte, war auf der weiten Seebucht neben der Stadt noch kaum das Eis verſchwunden; nun rauſchte über allen Wegen das volle Laub des Sommers.

Es war am Vormittage nach meiner Ankunft; von meinen Bekannten hatte ich noch keinen geſprochen. Ich ſtand nachdenklich in der Mitte meines einſamen Studentenſtübchens; das ausgetrocknete Dintenfaß auf dem Schreibtiſch und die beſtaubten Bücher ſahen mich unbehaglich an; der halb ausgepackte Koffer auf dem Fußboden machte es nicht beſſer. Aber die Sonne ſchien durch die Fenſterſcheiben und lockte mich hinaus; und bald ging ich, wie ich es ſchon als Knabe liebte, nur mit mir allein, im Schatten der breiten Ulmenallee, welche eine Strecke oberhalb des Waſſers am Seeſtrande entlang führt.

Wie ein düſteres Gewölbe ſtanden die ungeheuern Bäume über mir, während zu beiden Seiten auf Laub und Gräſern und in den Fenſtern der hier überall im Grün verſteckten Gartenhäuſer die helle Morgenſonne funkelte; mitunter, wo er durch die Büſche ſichtbar wurde, traf auch ein Blitz des Meeresſpiegels meine Augen. — Ich ging langſam weiter, die friſche Luft mit vollen Zügen athmend; nur einzelne unbekannte Menſchen begegneten mir; denn die Stunde des Spazierengehens hatte noch nicht geſchlagen.

Allmälig aber hörten die Gärten auf; ſtatt der Ulmen waren es hier ſchlanke aufſtrebende Buchen, die zur Seite ſtanden. Noch eine kurze Strecke, und ich ging in einem kühlen Walde, der zur Linken eine Anhöhe hinanſteigt, während ich nach der andern Seite durch die Bäume auf die See hinabblicken konnte. Vor mir aus dem Dickicht klang der Silberſchlag des Buchfinken und der Lockruf der Schwarzamſel; dazwiſchen wie Muſik hörte ich fortwährend das Lispeln der Blätter und drunten zu meinen Füßen das Anrauſchen des Waſſers. Mir kam plötzlich die Erinnerung an ein halb verfallenes Haus, das hier im Walde liegen mußte. Vor Jahren als Secundaner war ich einmal mit einem mir verwandten Studenten dort geweſen, den ich von der

Schule aus beſucht hatte. Es war, ſo erfuhr ich damals, von einem ſpeculirenden Schenkwirth gebaut worden; aber die Speculation mißglückte; es war ihm nicht gelungen, den großen Zug der Gäſte in ſeine Einſamkeit hinauszulocken. Er hatte verkaufen müſſen, und der neue Eigenthümer ließ derzeit die ſpärliche Wirthſchaft durch einen Kellner verwalten.

Ich entſann mich des langen blaſſen Menſchen ſehr wohl, und auch das einſtöckige Gebäude, welches zwiſchen den hohen Buchen etwa auf der Hälfte der Anhöhe lag, ſtand jetzt mit Deutlichkeit vor meinen Augen. Unter der kleinen Säulenhalle, welche die Mitte der Front einnahm, hatte ich damals mein erſtes Glas Grog getrunken; von hier aus waren wir durch eine große Flügelthür in einen hohen düſtern Saal getreten, deſſen Fenſter nach hinten in den Wald hinausſahen. Mich überkam ein Verlangen, den einſamen Ort wieder aufzuſuchen; zugleich eine Beſorgniß, er möge jetzt verſchwunden oder für mich nicht mehr zu finden ſein.

Während ich ſo meinen Gedanken nachhing, bemerkte ich aufblickend einen ſchmalen Fußweg, der ſich links vom Wege zwiſchen den Bäumen hinau ſchlang. Ich ſtand einen Augenblick; ſo war es damals auch geweſen; dann ſtieg ich langſam den Berg hinauf. Nach einiger Zeit ſah ich vor mir zwiſchen den Stämmen ein graues Schieferdach auftauchen, allmälig wurden auch die Kapitäle einer kleinen Säulenhalle und zu jeder Seite derſelben der obere Theil eines Fenſters ſichtbar. Noch ein paar Schritte und eine breite Steintreppe führte aus dem Baumſchatten auf einen kleinen ebenen Platz hinaus.

Da lag es vor mir; mitten im Walde, im ſtillſten Sonnenſchein. Die Zeit ſchien hier kaum etwas verändert zu haben; wie damals war der urſprünglich röthliche Anwurf der Mauern, wo er nicht abgeblättert an der Erde lag, überall mit grünem Moos bezogen, und aus den Spalten der hölzernen Säulen drängte ſich braunes wucherndes Schwammgewächs; auch jetzt noch ſtand unter der kleinen Halle eine dunkelgrüne Bank zu jeder Seite der halbgeöffneten Flügelthür. — Ich ſetzte mich auf eine derſelben und blickte durch die Lücken des Gehölzes auf die See hinab, wo eben ein Fiſcherboot im Sonnenſchein vorüberglitt. — Menſchen ſchienen hier oben nicht zu hauſen, es rührte ſich nichts; auch hinter mir aus dem Hauſe vernahm ich keinen Laut; nur eine Waldbiene ſummte in raſchem Fluge vorüber und an den Grasrändern der Steintreppe gaukelten zwei dunkle Schmetterlinge.

Nach einer Weile ſtand ich auf und ging in den Saal. Er ſchien mir noch düſterer faſt, als ich ihn mir gedacht hatte; die dicht vor dem Fenſter ſtehenden Bäume ſchienen ihre Zweige bis über das Dach zu breiten. Ich ſchlug mit meinem Stock auf einen Tiſch, daß es an der hohen Decke wiederhallte; aber es kam Niemand. — Zur Linken in einem Nebenzimmer, in das ich hineinblickte, ſtand ein einſames Billard. Aber gegenüber an der andern Seite des Saals war noch eine Thür; ich öffnete ſie und gelangte in einen ſchmalen Gang und durch dieſen wiederum in's Freie. — Neben einer Kegelbahn, die dicht am Hauſe lag, fand ich einen ſchon ältlichen Menſchen, mit einer grünen Schürze angethan, auf dem Raſen eingeſchlafen. In der That, es ſchien auch derſelbe Kellner noch von damals! — Als ich ihn mit meinem Stock berührte, riß er die Augen auf und ſprang empor. „Ich bitte, mein Herr," ſagte er, „ich habe wenig Ruhe gehabt die Nacht."

Ich ſah ihn verwundert an.

„Sie wiſſen das nicht?“ fuhr er fort, indem er mich von Kopf zu Füßen muſterte; „die Herren Corpsburſchen haben ja ſeit Oſtern ihren Kneipabend hieher verlegt.“

Ich wußte das in der That nicht, obgleich die Meiſten meiner Bekannten zu dieſer Verbindung gehörten.

Während ich einen Krug Bier und eine Schnitte Brod beſtellte, waren wir in den Saal zurückgegangen. — Als der Tagesſchein durch die geöffnete Thür fiel, wurden auf der Mitte des Fußbodens ein paar dunkle Flecke ſichtbar, die mir keinen Zweifel ließen, daß nicht nur die Kneipabende, ſondern auch die dazu gehörigen „Paukereien“ in dieſe Einſamkeit verlegt waren. — „Weshalb ſchafft Ihr denn das Blut nicht fort?“ fragte ich.

„Um Entſchuldigung, mein Herr,“ erwiderte der blaſſe Kellner, „aber der Fleck kommt immer wieder; er iſt von damals, als das Unglück hier paſſirte. — Es ſah ſich übel an, als der hitzige junge Herr auf einmal ſo ſtill und weiß wurde.“

Ich entſann mich ſogleich jenes Vorfalls, der einer dürftigen Offizierswittwe ihren einzigen Sohn gekoſtet hatte. Es war bald nach meiner Abreiſe geſchehen und hatte auf kurze Zeit die Theilnahme des ganzen kleinen Landes in Anſpruch genommen.

Ich ging in die Halle hinaus und ſetzte mich auf eine der grünen Bänke, des armen heißblütigen Jungen gedenkend, deſſen Leben hier die letzte unliebſame Spur zurückgelaſſen hatte.

Nach einer Weile brachte der Kellner das beſtellte Frühſtück. „Heut Abend könnten Sie was Beſſeres haben,“ ſagte er, indem er Krug und Teller vor mir auf den Tiſch ſtellte. „Wir haben Ball; da ſchickt der Prinzipal allemal ſeine Köchin heraus.“

„Ball?“ fragte ich erſtaunt. „Wer tanzt denn hier mitten im Walde?“

„Nun,“ erwiderte er, und blickte faſt ein wenig deſpectirlich auf meine nicht allzu moderne Kleidung, „die vornehmſten Herrn Studenten haben das ſo eingerichtet.“

Mir fiel plötzlich eine Stelle aus dem Briefe eines Freundes ein, den ich während meines Aufenthaltes in der Heimath erhalten hatte. „Zum

Hexenſabbath nennen wir es; und es geht toll genug her!“ So lauteten die Worte. Ich wußte jetzt, wovon die Rede war; ich hatte nur den Ort vergeſſen.

Der Kellner ſchien übrigens jenen Namen nicht eben gern zu hören. Während ich ihn aber noch damit zu ſchrauben ſuchte, waren zwei junge mir wenig bekannte Studenten den Berg herauf gekommen. Sie warfen ſich, ohne von mir Notiz zu nehmen, an der andern Seite der Thür auf die Bank, während ſie in ſcharf accentuirten Worten und mit einem grimmigen Geſichtsausdruck jeder einen Seidel Bier beſtellten. Dann, während der Kellner ſich entfernte, kam in abgebrochenen Sätzen, mitunter durch Pfeifen oder lautes Gähnen unterbrochen, eine Unterhaltung über die bevorſtehende Tanzfeſtlichkeit in Gang, die der Eine, offenbar ein „Fuchs“ von neueſtem Datum, erſt durch ſeinen etwas ältern Genoſſen kennen lernen ſollte. Eine nach der andern, wurden ihm die Tänzerinnen in knapper, nicht eben zarteſter Portraitirung vorgeführt; voran die Töchter eines Winkeltanzmeiſters und eines trunkfälligen Poliziſten, mit deren Hülfe das Inſtitut begründet war; in ihrem Gefolge eine ganze Reihe freund- und elternloſer Mädchen, die während des Tages mit ihrer Hände Arbeit ſich ein kärgliches Brod verdienten.

Ich verzehrte indeſſen ſchweigend mein Frühſtück und fütterte mitunter einen Buchfinken, der furchtlos neben mir auf den Flieſen umherlief und die ihm hingeworfenen Brodkrumen aufpickte.

„Die Gräfin ſollſt Du erſt ſehen!“ begann der Aeltere meiner beiden Nachbarn wieder, indem er ſeinen kleinen Schnurrbart drehte.

Der Andere that eine verwunderte Frage.

Sein Freund lachte: „Es iſt nur eine Nätherin, Ludwig; aber wenn ſie Dich ſo kalt mit ihren ſchwarzen Augen anſieht! — Sie iſt verdammt von oben herab.“

„Aber warum nennt Ihr ſie denn die Gräfin?“

„Nun, ſiehſt Du — der Raugraf hat ſie.“

Ich weiß nicht, weßhalb ich bei dieſen Worten erſchrak. Schon wollte ich nähere Erkundigungen bei dem jungen Renommiſten einziehen, als mir einfiel, daß ich bei meinem Fortgehen die „lahme Marie“ in der Hinterſtube meiner Hauswirthin geſehen hatte.

Ich machte mich ſofort auf den Rückweg; und eine halbe Stunde ſpäter ſtand ich neben ihr und hatte ein Geſpräch mit ihr angeknüpft.

„Und Sie haben Lenore ſeit lange nicht geſehen?“ fragte ich.

Sie ſchwieg einen Augenblick. „Ich gehe nicht mehr mit ihr,“ ſagte ſie, indem ſie auf ihre Arbeit blickte.

„Sie ſchienen doch ſonſt ſo gute Freunde!“

„Sonſt, ja!“ — Sie ſtrich ein paar Mal mit dem Nagel über die eben angefertigte Naht. „Aber ſeitdem ſie draußen bei den Studenten tanzt; — — ſie wird die längſte Zeit bei der alten Tante geweſen ſein; und mit dem Teſtament mag es nun auch wohl anders werden.“

„Alſo doch!“ dachte ich. — Chriſtoph hatte mir das entlehnte Geld ſchon einige Zeit nach ſeiner Abreiſe mit der kurzen Bemerkung zurückgeſandt, daß er im Hauſe ſeines Oheims eine freundliche Aufnahme, bei den beiden Alten nicht weniger, als bei deren ſchon etwas ältlicher Tochter, und außerdem Arbeit vollauf gefunden habe. Seitdem hatte ich Näheres weder von ihm, noch von Lenore gehört.

„Aber, wie iſt denn das gekommen?“ fragte ich nach einer Weile, während die Nätherin emſig fortgearbeitet hatte.

„Nun!“ ſagte ſie und ſteckte für einen Augenblick die Nähnadel in das Zeug. „Es war vierzehn Tage vor Pfingſten; die Lore war ſchon lange unwirrſch geweſen; ich dachte erſt, weil der Tiſchler ihr noch immer nicht geſchrieben hatte, mitunter aber kam's mir vor, als ſei das ganze Verlöbniß ihr leid geworden, und als könne ſie in ſich ſelber darüber nicht zurechte kommen. Sie ſcheerte ſich auch keinen Deut darum, ob ſie mich oder eine von ihren vornehmen Herrſchaften mit den kurzen Worten vor den Kopf ſtieß; am ſchlimmſten war es aber, wenn ſie gegenüber die Muſik vom Ballhaus hörte; denn ſie hatte dem Tiſchler doch verſprechen müſſen, nicht zu Tanze zu gehen. — Eines Abends nun, da wir vor meiner Thür auf der Bank ſitzen, kommt mein Schweſterſohn, der Schneider, der erſt geſtern aus der Fremde heim war, mit ein paar andern Geſellen zu uns. Er war den Rhein herabgekommen, hatte auch dort in zwei oder drei Städten, die er namhaft machte, gearbeitet. Die Andern fragen;

er erzählt. — „So haſt Du den Chriſtoph Werner auch geſehen?“ ſagt der Eine. — „Den Tiſchler, freilich habe ich ihn geſehen; der hat ſein Glück gemacht.“ — „Wie denn?“ fragt der Andere. — „Wie denn? Er beirathet die Meiſterstochter; und ſie hat — — — Du verſtehſt mich!“ Er machte wie Geldzählen mit den Fingern. Mir wurde himmelangſt bei dieſen Reden. „Du biſt nicht geſcheut, Junge,“ ſag' ich, „was ſchwatzeſt Du da in's Gelag hinein!“ — „Oho, Tante, geſcheut genug!“ ruft er, „bin ich doch dabei geſtanden, daß er die Bretter zu ſeinem Hochzeitsbett gehobelt hat!“ — — Lore, auf dieſes Wort, ohne einen Laut zu geben, ſteht ſie von der Bank auf, nimmt ihren Hut und geht, ohne ſich umzuſehen, die Straße hinab. „Was fehlt der?“ ſagt mein Schweſterſohn noch. — „Ich weiß nicht, Dietrich.“ — Und ich wußte es auch wirklich nicht. Es war nicht gar ſo heiß geweſen zwiſchen ihr und dem Tiſchler; denn er war ihr lange nachgegangen, und ſie hatte ſich zweimal bedacht, bevor ſie Ja geſagt; und wenn ich's auch ſchon wußte mit dem vornehmen jungen Herrn, dem Studenten, ſo dachte ich doch nicht, daß er ihr ſo ganz ihren eigenſinnigen Kopf verrückt hätte.

„Noch eine Weile ſaß ich bei den Andern und hörte, was der Junge, der Schneider, zu erzählen wußte; aber ich hörte nur halbwege und bald litt es mich nicht länger; denn ich ſorgte doch um ſie.

„So ging ich denn hinterher und traf ſie, wie ich es mir auch gedacht hatte, drunten im Haus der Tante, wo ſie in einem Hinterkämmerchen ihre Menage hatte. Da ſtand ſie mitten im Zimmer kreideweiß und nagte ſich auf den Lippen, daß ihr das Blut über's Kinn lief; alle ihre Schubfächer und Schachteln hatte ſie aufgeriſſen, und Tüll und Bänder lagen um ſie her geſtreut auf dem Fußboden. „Lore!“ rief ich, „was machſt Du, Lore?“ Aber ſie ſchien nicht auf mich zu hören. — „Iſt Sonntag Tanz im Ballhaus?“ fragte ſie. — „Im Ballhaus? Was geht das Dich an!“ — „Ich will mittanzen!“ — „Du? Was würde Dein Schatz wohl dazu ſagen?“ — „Was geht mich mein Schatz an!“ — Sie hatte während deß ihren Hut aufgeſetzt und ihr Umſchlagetuch von der Kommode genommen; dann ſchloß ſie ein Käſtchen auf, worin ſie ihr Erſpartes hinein zu legen pflegte; — denn wenn ſie auch manchen Schilling für Putz verthat, ſo war ſie doch ſtolz und hatte immer nicht ſo nackt und bloß zu ihrem Bräutigam kommen wollen. Nun riß ſie das Papier, worin es eingewickelt war, herunter und ließ das loſe Geld in ihre Taſche fallen. „Willſt Du mit?“ fragte ſie; „ich muß Einkäufe machen.“ — Ich wußte nicht, was ſie wollte; aber ſie dauerte mich, und ſo ging ich mit ihr; denn ich hoffte noch, das mit dem Tanzen ihr wieder auszureden. Aber es waren leere Worte; denn ſie ging haſtig neben mir die Straße hinab und antwortete nicht und ſah nicht nach mir hin.

„Als wir bei dem Schnittwaarenhändler am Markte vor dem Ladentiſch ſtanden, ließ ſie ſich die dickſten ſeidenen Bänder und die modernſten Jaconets vorlegen, wie ſie deren ſonſt wohl nur zu Zeiten für die Vornehmſten in der Stadt verarbeitet hatte. Sie ſuchte dazwiſchen umher und warf es durch einander. Der Ladendiener legte noch eine Waare vor. „Wenn es der Dame, die das Kleid beſtellt hat, auf den Preis nicht ankommt!“ ſagte er und ſtreckte die Hand unter den klaren durchſichtigen

Stoff. „Nein,“ ſagte Lore, „es kommt ihr auf den Preis nicht an.“ — Ich ſtieß ſie heimlich an; denn ich verſtand es nun wohl, daß ſie die koſtbaren Zeuge für ſich ſelber wollte. „Lore,“ ſagte ich leiſe, „ich bitte Dich, beſinne Dich doch, was willſt Du mit den feinen Sachen?“ — „Aber ſie kehrte ſich nicht daran, ſie ließ den Ladendiener abſchneiden und zählte das ſchöne harte Geld auf den Tiſch, als wenn ſie nicht mehr wüßte, wie viele Tage ſie ſich ſauer darum hatte thun müſſen. „So laß doch,“ ſagte ſie, als ich ihren Arm zurückhielt; „ich will auch einmal fein ſein; ich bin nicht häßlicher, als die Schönſte hier!“ — — —

„Dann iſt ſie nach Haus gegangen, und hat die ganze Nacht und den folgenden Tag geſeſſen und mit der heißen Nadel genäht, bis das theuere Kleid fertig geweſen iſt.“

„Am Sonntag darauf,“ fuhr die Erzählerin fort, nachdem ſie zuvor einen neuen Faden durch ihre Nadel gezogen hatte, „Abends, da es ſchon ſpät geweſen iſt, hat ſie ſich von den weißen Maililien in ihr ſchwarzes Haar geſteckt und iſt dann auf's Ballhaus gegangen.“

„Ich hab' das Alles nur von meinem Schweſterſohne," ſetzte ſie hinzu, „das iſt auch Einer, der keinen Tanz verpaſſen kann. — — Sie hat erſt lange geſeſſen; denn die jungen Handwerksleute haben ſich gar nicht an ſie getraut; und die Studenten hat ſie ſelber einen nach dem andern abgewieſen; es hätte nahezu wieder einen Aufruhr um ſie gegeben. Der blaſſe vornehme Student, wie heißen ſie ihn gleich?" — —

„Der Raugraf!" ſagte ich.

„Freilich, der iſt auch da geweſen; aber er hat ſich wie gar nicht um ſie gekümmert. Zuletzt hat er doch kommen müſſen; denn zu ſchön hat ſie ausgeſehen; als wenn ſie aus dem Morgenland gekommen wäre, haben ſie geſagt. Sie iſt blutroth geworden, als er zu ihrem Platz getreten iſt, und hat am ganzen Leibe gezittert. Aber nun iſt ſie aufgeſtanden und hat ihm die Hand gegeben, und er hat ſie angeſehen, ſagt mein Schweſterſohn, als wenn er ſie hat verzehren ſollen. Sie hat auch mit Keinem ſonſt getanzt; denn bis die Muſikanten ihre Geigen eingepackt haben, ſind die Beiden mit einander nicht wieder von der Diele gekommen."

Die lahme Marie ſchwieg; nur „Ja, ja!“ ſagte ſie noch einmal, wie in Gedanken die Moral aus ihrer Erzählung ziehend; dann ſetzte ſie eifriger als zuvor ihre Arbeit fort.

Ich wußte genug; und beſchloß, um nun auch mit eignen Augen zu ſehen, mich heute Abend ſelbſt auf den „Hexenſabbath“ zu begeben.

Draußen im Walde.

Es war ſchon dunkel; eine ſchwüle Luft lag über dem Walde, während ich die Anhöhe hinauf den Weg durch die Baumſtämme zu finden ſuchte.

Als ich die Steintreppe erſtiegen hatte, blieb ich unwillkürlich ſtehen. Neben mir ſah ich ein paar weiße Mädchengeſtalten durch die Bäume ſchlüpfen und dann ſeitwärts im Hauſe verſchwinden. Es ſchien eben eine Tanzpauſe zu ſein; ich hörte drinnen in dem hell erleuchteten Saal die Muſikanten ihre Geigen ſtimmen: an den offenen Flügelthüren vorbei trieben Studenten und Mädchen in lebhaftem

Verkehr vorüber. Ich konnte mich nicht überwinden, ſogleich hinein zu gehen; vor meinem innern Auge ſtand die liebliche Kindesgeſtalt des Mädchens; ich ſah ſie wieder an dem Halſe ihres armen Vaters hangen; ich dachte daran, wie ſie ſo hartnäckig meiner knabenhaften Leidenſchaft ausgewichen war. Ein plötzlicher Schmerz kämpfte in meiner Bruſt; ich weiß kaum, war es Mitleid oder Eiferſucht.

Endlich ſtieg ich die beiden Stufen der kleinen Halle hinan und ſtellte mich unbemerkt an den Pfoſten der offenen Thür. Die Pauſe dauerte noch fort; aber es ſchien darum nicht weniger lebendig; die Studenten, die an den Seitentiſchen oder im Nebenzimmer ſaßen, redeten und klappten mit ihren Seideln, die Mädchen trieben ſich lachend auf und ab; mitunter fuhr ein übermüthiger Schrei durch den Saal.

Es waren anmuthige Geſichter unter dieſen Mädchen; jugendliche Geſtalten mit großen leidenſchaftlichen Augen, die durch den Ausdruck ſorgloſen Lebensgenuſſes oder einen vorüberwandelnden Zug von Leide nicht weniger anziehend wurden. Trotz ihrer Armuth waren ſie alle ſauber gekleidet, in hellen durchſichtigen Stoffen, eine Blume oder einen friſchen Kranz in dem ſorgfältig geflochtenen Haar.

Dies hatte indeſſen bei ihren Tänzern nicht eine gleiche Rückſicht zu bewirken vermocht; denn namentlich die Jüngern und einige der ſogenannten „Haupthähne“ der Verbindung ſcheuten ſich nicht, in Gegenwart ihrer Damen die Beine behaglich über Tiſch und Bänke auszuſtrecken.

Meine Augen ſuchten Lore; und ſie brauchten nicht lange zu ſuchen. Sie ſaß dem Billardzimmer gegenüber zwiſchen einem Paar jüngerer Mädchen, die lebhaft zu ihr ſprachen, während ſie theilnahmlos vor ſich hinblickte.

Im Haar trug ſie eine weiße Roſe, eine Seltenheit in dieſer Jahreszeit; aber auf ihrem Antlitz war die Roſenzeit vorüber; kein Roth ſchimmerte mehr durch dieſe zarten blaſſen Wangen.

Auch den Raugrafen ſah ich: er ſaß mit übergeſchlagenen Beinen, wie ermüdet, an der andern Seite des Saales. — Ich ſtand in ſeiner Nähe. Als die Muſikanten ihre Inſtrumente zur Hand nahmen, trat einer der jüngern Studenten zu ihm. „Laß mir die Lore für dieſen Tanz!“ ſagte er ſchüchtern.

„Ein ander Mal, Fuchs!“ erwiderte der Raugraf und lehnte ſeinen ſchönen, aber bleichen Kopf zurück gegen die Wand. Die Muſik ſetzte ein; allein er ſtand nicht auf, um ſeine Tänzerin zu holen; er hob läſſig die Hand und machte gegen ſie hin ein Zeichen mit den Fingern. Ich ſah, wie ſie einen zornigen Blick zu ihm hinüberwarf und dann, ohne aufzuſtehen, ihre Augen in die aufgeſtützte Hand begrub. Der Raugraf faltete die Stirn; und nach einer Weile ſprang er auf und ſchritt durch den Saal, bis er vor ihr ſtand. — Als ſie auch jetzt nicht aufblickte, legte er den Arm um ſie und zog ſie mit einer raſchen Bewegung zu ſich empor. Er ſchien einige Worte mit Heftigkeit hervor zu ſtoßen; ich war indeß zu weit entfernt, um etwas davon verſtehen zu können. Dann trat er mit ihr an die Spitze der übrigen Paare und eröffnete den Tanz.

Sie war eine voll ausgewachſene Mädchengeſtalt, aber gleichwohl reichte ſie ihm nur bis an die Bruſt. Ich ſah ihnen lange nach; ſie hatte den

Kopf in den Nacken fallen laſſen, während ſie faſt von ſeinem Arm getragen wurde und nur mit den Fußſpitzen den Boden berührte; er neigte ſich über ſie, und ſeine Augen lagen unbeweglich wie die eines jungen Raubvogels auf ihrem Antlitz, das ſie mit geſchloſſenen Lidern ihm entgegenhielt. Als der Tanz zu Ende war, führte er ſie an ihren Platz und ließ ſie leicht aus ſeinen Armen auf den Stuhl gleiten.

Die Pauſe dauerte indeß nicht lange. Bald entſtand eine Unruhe im ganzen Saal; die Muſik ſetzte in raſendem Tempo ein, und die Paare reihten ſich ſtürmiſch an einander.

Der Tanz begann auf's Neue, Gelächter und ausgelaſſene Rufe flogen durch die Runde; immer wilder ſah ich die kleinen leichtfertigen Füßchen über die dunkeln Flecke des Fußbodens gleiten. Endlich kam es zu einer Tour, durch deren ungeſtüme Ausführung die ganze Reihe der armen Kinder unausbleiblich zu Fall gebracht wurde.

Dann wie auf einen Wink ſchwieg die Muſik; und während ihre Tänzer lachend über ſie hinwegſprangen, ſtanden ſie mit heißen Geſichtern auf und ſtrichen ſich das Haar aus der Stirn oder ſuchten den Staub von ihrem mühſam erarbeiteten Ballſtaat abzuſchlagen. — Ich weiß nicht, war es noch ein Reſt von dem Zerſtörungstriebe des Kindes oder war es der allen Menſchen innewohnende Drang, ſich gegen das aufzulehnen, deſſen Einfluß man ſich nicht entziehen kann; — es ſchien, als wenn die akademiſche Jugend ſich in übermüthiger Herabwürdigung des Weibes gar nicht genug thun konnte.

Lore, die ich nicht außer Acht gelaſſen, ſaß einſam auf demſelben Platze, wohin ſie von dem Raugrafen geführt worden war. Sie ſchien es ſich erzwungen zu haben, daß zu jenem Tanze Niemand ſie auch nur aufgefordert hatte.

Während bald darauf, vielleicht des Contraſtes halber, ein Contretanz mit aller Feierlichkeit ausgeführt wurde, ging ich mit einem Bekannten in das Seitenzimmer. Wir trafen mehrere ältere Studenten, und bald waren wir, unſere Bierſeidel vor uns, in ein alle gleicherweiſe intereſſirendes Geſpräch über die Eventualitäten des bevorſtehenden Examens vertieft.

Als nebenan die Muſik abſetzte, kamen noch einige der Tanzpaare zu uns an den Tiſch; der Raugraf mit Lore war auch darunter. — Sie ſetzte ſich neben ihn, während er die Speiſekarte muſterte, und bald hatte der Kellner einige Schüſſeln und eine Flaſche Champagner vor den beiden hingeſtellt. Der Kork wurde behutſam abgenommen — der Raugraf ließ niemals einen Champagnerpfropfen knallen — und der ſchäumende Wein floß in die Gläſer. Die andern Mädchen, denen ein einfacheres Mahl ſervirt war, ſtießen ihre Tänzer heimlich mit den Ellenbogen; und auch meine Aufmerkſamkeit war bald ausſchließlich auf dieſes Paar gerichtet. — Lore hatte ihr blaſſes Geſicht in die eine Hand geſtützt, während die andere wie vergeſſen an dem Fuß des vollen Glaſes ruhte; der Raugraf beſchäftigte ſich behaglich mit ſeinem Lerchenſalmi und ſchlürfte ſchweigend ſeinen Wein dazu. „Willſt Du nicht eſſen, Lore?“ fragte er endlich.

Sie ſchüttelte den Kopf.

Er ſah ſie einen Augenblick an. „Du willſt nicht? — — Nun,“ ſetzte er ruhig hinzu, „Deine Sache!“ dann ſchenkte er ſich ein und ſetzte ſeine Mahlzeit fort.

Das Mädchen hatte indeſſen ihr Glas an die Lippen geführt und es mit einem durſtigen Zug hinabgetrunken. Ohne den Kopf zu erheben, der noch immer müde in ihrer Hand ruhte, nahm ſie die Flaſche und hielt ſie ſchwebend über dem leeren Glaſe, ſo daß der Wein langſam hineinfloß und nur allmälig ſchäumend in dem Kelche aufſtieg. Ihre Augen blickten mit einem Ausdruck von Troſtloſigkeit darauf, als ſehe ſie ihr Leben aus der Flaſche rinnen. Sie achtete auch nicht darauf, als der Schaum aus dem Glaſe auf den Tiſch, und von dieſem auf den Boden floß; nur ihre andere Hand ſchien ſich immer feſter in das ſchwarze ſeidige Haar hinein zu wühlen.

„Schöne Dame!“ flüſterte ein hübſcher milchbärtiger Junge, während er wie bettelnd ihr ſein leeres Glas entgegenhielt; „einen Tropfen von Eurem Ueberfluß!“

Lore blickte nicht auf; aber ich ſah, wie es flüchtig um ihre Lippen zuckte.

„Was denn, Fuchs, was haſt Du?“ fragte einer von den Alten, der ſich bisher nur mit ſeinem Glaſe beſchäftigt hatte. „Oho, Stoffvergeudung!“

rief er plötzlich und legte ſeine Hand auf den Arm des Mädchens.

Der Raugraf war nur ein wenig zur Seite gerückt, als der Wein neben ihm zu Boden tropfte. „Laß ſie,“ ſagte er, „es iſt ihre Natur ſo. — Nicht wahr, Lore,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich lächelnd zu ihr wandte, „wir beide, wir verſtehen uns auf's Vergeuden!“

Sie ſetzte die Flaſche auf den Tiſch und warf ihm einen Blick voll unergründlichen Haſſes zu. Dann ſtand ſie auf und ging nach der Thür, die in den Saal führte. Aber er war zugleich mit ihr aufgeſprungen. Ein Ausdruck verbiſſenen Jähzorns entſtellte die ſchönen regelmäßigen Geſichtszüge. „Was fällt Dir ein!“ flüſterte er und packte mit Heftigkeit ihren Arm. Sie blieb ſtehen, ohne daß ſie Miene machte, ſich von ſeiner Hand zu löſen; nur ihre dunkeln glänzenden Augen blickten ihn fragend und verachtend an. Eine Weile ertrug er es; dann zog er die Hand zurück und indem er ein kurzes Lachen ausſtieß, trat er wieder an den Tiſch und ſchenkte langſam die Neige aus der Flaſche. — Lore ſah ich durch die Saalthür zwiſchen den Tanzenden verſchwinden.

Mir quoll das Herz; ich hatte aus der Ecke, wo ich ſaß, Alles genau beobachtet. Nach einer Weile machte ich mich los und trat in den Saal, um ſie zu ſuchen.

Sie war nicht unter den Tanzenden; als ich mich aber zwiſchen den walzenden Paaren durchgedrängt hatte, ſah ich ſie in einer Fenſterniſche ſtehen und ſcheinbar regungslos in das Gewühl hineinſtarren; ſie war faſt ſo blaß wie die weiße Roſe in ihrem Haar.

„Sie erinnern ſich meiner wohl nicht mehr?“ fragte ich, indem ich auf ſie zutrat. Eine tiefe Röthe überzog auf einen Augenblick ihr Antlitz. „O, doch!“ ſagte ſie leiſe.

„Wollen wir tanzen, Lore?“

Sie ſenkte, während ſie mir die Hand reichte, den Kopf ſo tief, daß ich ihre Augen nicht zu ſehen vermochte; aber ich ſah, wie ihre kleinen weißen Zähne ſich tief in ihre Lippe gruben.

So tanzten wir denn zuſammen; nur ein paar Runden; denn auch ſie mochte fühlen, daß es mir nicht um's Tanzen war. Bald ſtanden wir neben einander vor der großen Ausgangsthür, deren beide

Flügel weit geöffnet waren. Ich blickte unwillkürlich hinaus; es war ſehr finſter, nur die Stämme der nächſten Buchen waren von dem herausfallenden Schein beleuchtet. Aber ein Strom bewegter Nachtluft trieb erfriſchend gegen uns heran; und während von der einen Seite das Kreiſchen der Geigen und das Scharren der Tanzenden an mein Ohr ſchlug, vernahm ich zugleich von draußen das traumhafte Rieſeln in den Laubkronen des Waldes.

Das Mädchen ſtand neben mir, ohne zu ſprechen, die Augen zu Boden geſchlagen. — Ich faßte mir ein Herz. „Wie mag es Chriſtoph gehen?“ fragte ich.

Sie fuhr zuſammen und murmelte etwas, das ich nicht verſtand; aber auf ihren blaſſen Wangen wurden zwei dunkelrothe Flecke ſichtbar.

„Was würde er ſagen,“ fuhr ich fort, „wenn er hier wäre!“

Ich ſah, wie ſie nach Athem rang, und wie ihre herabhangende Hand krampfhaft an dem Kleide fingerte. „O bitte,“ ſtieß ſie leiſe hervor, „nicht hier, nur nicht hier!“

„Wo denn? Wollen Sie mich hören, Lore?“

Sie blickte zu mir auf. „Draußen,“ ſagte ſie leiſe, „ich werde gleich herauskommen; laſſen Sie uns abtreten nach dieſer Runde! — Ich habe Sie ſchon bitten wollen, als ich Sie vorhin im Nebenzimmer ſitzen ſah.“

Wir tanzten noch einmal; dann führte ich ſie zu Platz und trat durch die Thür in den kleinen Säulengang hinaus. — Es donnerte in der Ferne; und als ich die beiden Stufen in's Freie hinabſtieg, wetterleuchtete es, daß ich auf einen Augenblick die einzelnen Baumſtämme bis an die See hinab und drunten das Blinken des Waſſerſpiegels unterſcheiden konnte.

Ich ging um das Haus herum bis an die Kegelbahn und wartete dort. Nicht lange, ſo ſah ich auch den Schimmer eines weißen Kleides, ich hörte den leichten Schritt des Mädchens, und gleich darauf ſtand ſie ſelbſt tief aufathmend vor mir. — So war ich denn endlich wieder mit ihr allein, im Dunkel, in der Sommernacht; aber es waren andere Zeiten. Ehe ich ſie anzureden vermochte, hatte ſie ein Papier aus der Taſche gezogen, der Schein eines Blitzes fuhr darüber, und ich erkannte Poſtſtempel und Siegel eines Brieſes. „Er iſt von Chriſtoph,“ ſagte Lore, indem ſie das Papier in meine Hand legte, die ich unwillkürlich darnach ausgeſtreckt hatte.

„Von Chriſtoph!“ rief ich; „wann haben ſie den Brief erhalten?“

„Heute!“ erwiderte ſie leiſe.

„Und Sie ſind doch hierher gekommen?“

Sie ſchwieg.

„Darf ich den Brief leſen, Lenore?“

„Ich habe Sie darum bitten wollen.“

Ich ging an eines der erleuchteten Saalfenſter in der hintern Front des Hauſes. — Lenore war mir langſam gefolgt, und ich fühlte, wie während des Leſens ihre Augen unabläſſig auf mich gerichtet waren.

Es war ein langer Brief; Chriſtoph gab von ſeinem Schweigen Rechenſchaft. Er hatte das Geſchäft ſeines Oheims übernommen: aber die Verhältniſſe waren lange in der Schwebe geweſen, da Alles von einer Verheirathung der Tochter mit einem wohlhabenden Schornſteinfegermeiſter abgehangen; ſchon ſei er, da eben ein neugieriger Schneider aus der Heimath ihn beſucht habe, mit dem Geräthe zu ihrer Hochzeitskammer beſchäftigt geweſen, als die ganze Sache noch einmal in Frage geſtellt worden ſei. Jetzt aber war endlich Alles geordnet, die Tochter hatte Hochzeit gemacht, und er ſelbſt ſollte in den nächſten Tagen das Meiſterrecht in der fremden Stadt erwerben. Dann lud er ſie ein zu kommen, da er nicht fort könne, um ſie zu holen. „Sobald ich Deine Antwort habe,“ das waren die letzten Worte des Briefes, „ſchicke ich Dir das Reiſegeld; es liegt ſchon abgezählt und eingeſiegelt. Das Haus wirſt Du leicht erkennen; neben der grünen Bank, die vor der Thür iſt, ſteht eine Linde, wie daheim vor Deinem Elternhaus; eine Kammer, die ich ſelber für die jungen Meiſterleute hergerichtet habe, iſt ganz davon beſchattet.“ — — —

Ich hatte den Brief zuſammen gefaltet und reichte ihn zurück. Aber Lore ſchüttelte den Kopf. „Schreiben Sie ihm, Herr Philipp!“ ſagte ſie, während eine Thräne nach der andern über ihre Wangen tropfte; und leiſe und mühſam ſetzte ſie hinzu: „Er hat es gut gemeint.“

„Und Sie wollen nicht ſelber kommen?“ fragte ich.

Sie ſah mich an, mit einem Blick ſo voll von flehender Verzweiflung, daß ich bereute, dieſe Frage an ſie gethan zu haben. „Lore,“ ſagte ich „kann denn Niemand helfen?“

Sie ſenkte den Kopf, indem ſie mit der Stirn an eine Fenſterſcheibe lehnte; die weiße Roſe lag noch immer duftend auf dem glänzend ſchwarzen Haar. „Er war, da er noch lebte, nur ein armer thörichter Mann,“ ſagte ſie und ihre Stimme brach faſt in verhaltenem Schluchzen, „aber er war doch mein Vater, und es hat mich ſonſt doch Keiner ſo geliebt — er würde mich auch jetzt noch nicht verſtoßen.“

Als ſie das geſagt hatte, ſchwiegen wir beide; nur hatte ich, ohne daß ich es wußte, ihre beiden Hände ergriffen, und ſie ließ ſie mir. — Da hörte ich von der andern Seite des Hauſes, von der Halle her, die Stimme des Raugrafen ihren Namen rufen.

Sie fuhr zuſammen. „Lore,“ ſagte ich, „können Sie denn nicht los von jenem Menſchen?“

Ihre Augen blickten mich groß und traurig an. „O, doch!“ ſagte ſie leiſe; und mir war, als ſähe ich ein Lächeln um ihren Mund; aber ein Lächeln wie in verhüllter Argliſt. — Indem wurde noch einmal und mehr in unſerer Nähe gerufen.

Sie trocknete haſtig ihre Augen. „Leb' wohl, Philipp, leb' wohl!" flüſterte ſie. Ich empfand den Druck der beiden kleinen Hände; dann war ſie fort.

Wie lange ich noch unter den Bäumen auf und abgegangen, weiß ich nicht. Ich kam erſt wieder zum Bewußtſein der Dinge um mich her, als drinnen im Saale plötzlich die Tanzmuſik aufhörte, und ich ſtatt deſſen das Schreien der großen Eulen vernahm, die tiefer im Walde ihr Weſen trieben.

Als ich dann, um über die Steintreppe zu dem Fußweg zu gelangen, an der vordern Fronte des Hauſes vorüber ging, ſah ich Lore noch einmal. Sie ſtand unter der Halle, den Arm um eine der Säulen geſchlungen, und blickte durch die Bäume auf die See hinab, wo eben ein Wetterſchein blendend über das Waſſer leuchtete.

Am Strande.

Ich hatte lange ſchlaflos auf meinem Kiſſen gelegen, an einem Plane ſinnend, wie ich Lore mit Hülfe meiner Mutter einen andern Zufluchsort eröffnen möchte, und, was vielleicht das Schwierigſte ſei, wie ich ſie überreden könne, einen ſolchen anzunehmen.

Als ich am andern Morgen ſpät erwachte, ſtand Fritz Bürgermeiſter, wie wir ihn als Knaben zu nennen pflegten, vor meinem Bett und lachte mich mit ſeinen treuen Augen an. — Bald ſaßen wir neben einander im Sopha, und Fritz hatte vollauf von gemeinſchaftlichen Freunden zu erzählen, die er in Heidelberg zurückgelaſſen. Aber ich hörte nur mit halbem Ohr; meine Gedanken waren bei dem Erlebniß der vergangenen Nacht.

Einige Zeit nachher, als wir auf meinen Vorſchlag das Haus verlaſſen und am Strande entlang in der ſchattigen Ulmenallee neben einander gingen, entlaſtete ich mein Herz und berichtete ihm Alles.

was ich über Lore und mit ihr ſelbſt erfahren hatte. Fritz hörte ſchweigend zu, nur mitunter murmelte er halblaut einen derben Fluch, indem er die im Wege liegenden Steine mit dem Fuße fortſtieß, oder er führte einen Hieb in die Luft, als hätte er einen Schläger in der Fauſt.

Es blieb auch nicht bei dieſen Zeichen; acht Tage ſpäter ſtand er dem Raugrafen auf der Menſur gegenüber. Aber der Raugraf ſchlug eine gefährliche Terz, und Fritz erhielt einen „Schmiß,“ deſſen Narbe noch jetzt, wenn der Zorn ihm aufſteigt, wie ein rother Blitz über ſeine Stirn flammt. — —

Als wir aus der Allee in den Wald gekommen waren und faſt die Stelle erreicht hatten, wo der Fußweg die Anhöhe nach dem Tanzhauſe hinauf geht, ſahen wir auf der andern Seite jenſeits der Bäume mehrere Menſchen auf dem Strande. Sie ſtanden dicht am Waſſer und ſchienen damit beſchäftigt, etwas, das man nicht unterſcheiden konnte, auf den Boden niederzulegen. In demſelben Augenblick kam auch ein Mann in Fiſcherkleidung in den Weg hinauf. „Was giebts da unten?“ fragte ich im Vorübergehen.

„Nichts Gutes, Herr!“ war die Antwort; „ein junges Frauenzimmer iſt verunglückt.“

„Lore!“ rief ich und ergriff unwillkürlich die Hand meines Freundes.

Er ſtieß einen Laut des Schreckens aus. „Was red'ſt Du nur!“ ſagte er abwehrend.

Gleichwohl ſtiegen wir in ſtummem Einverſtändniß durch die Bäume an den Strand hinab. Ich hörte währenddeß die Leute drunten mit einander reden. „Was der gefehlt haben mag?“ ſagte eine rauhe Stimme. „Es muß doch eine von den vornehmen Fräuleins ſein! — Und in vollem Staat iſt ſie in's Waſſer gegangen.“ Dann wurde es wieder ſtill; nur die Wellen rauſchten in der Morgenluft.

Als wir zwiſchen den Bäumen heraus traten, wurde ich faſt vom Sonnenſchein geblendet, der in vollſtem Glanze vor uns über die weite Meeresbucht gebreitet war. — Und in dieſem Sonnenglanze lag auch ſie; die Fiſcher traten bei unſerer Annäherung zur Seite, und wir konnten ſie ungeſtört betrachten. Es war kein Zweifel mehr. Das bleiche Geſichtchen ruhte auf dem Uferſande; die kleinen tanzenden Füße ragten jetzt regungslos unter dem Kleide hervor; Seetang und Muſcheln hingen in den ſchwarzen triefenden Haaren. Die weiße Roſe war fort; ſie mochte in's Meer hinaus geſchwommen ſein.

* * *

Viele Jahre ſind ſeit jenem Morgen vergangen. — Auf dem Kirchhofe der Univerſitätsſtadt, abſeits im hohen Graſe, liegt eine weiße Marmortafel; „Lenore Beauregard“ ſteht darauf. — Drei Heimathsgenoſſen, in verſchiedenen Theilen des deutſchen Landes lebend, haben ſie geſtiftet.

Angelica.

I.

Seit Jahren hatten im Stillen ſeine Augen an ihren feinen Zügen gehangen; denn ſie war aufgewachſen, während er, wie auch noch jetzt, faſt täglich in ihrem mütterlichen Hauſe verkehrte. Aber er war in einer erſt in ſpäteſter Jugend eingeſchlagenen Laufbahn, welche ihm die Ausſicht auf Begründung einer Familie für immer oder wenigſtens innerhalb der Jahre zu verwehren ſchien, in welchen Sitte und Gefühl dies geſtatten. Noch jetzt nach faſt geſchloſſener Jugend ein Anderes zu verſuchen, vergönnte ihm der Umfang ſeiner Bildung und ſeiner äußern Mittel nicht. — Alles deſſen war er ſich bewußt; oft und vergeblich hatte er auf Mittel gedacht, wie er die Geliebte, wenn ſie ja ſonſt die ſeine würde, vor der geiſtigen und körperlichen Verkümmerung zu bewahren vermöchte, welche in dem Staate, dem ſeine Heimath angehörte, das gewöhnliche Loos der Frauen ſeines Standes war. So gelangte er endlich dahin, in allen Gedanken an die Zukunft ſein Leben von dem ihrigen zu trennen. Schon als ſie noch kaum erwachſen war und während ihre Jungfräulichkeit noch in feſter Knoſpe lag, hatte er oftmals ihrer dargereichten Hand die ſeinige mit einer Aengſtlichkeit entzogen, über deren Urſache ſie vergeblich nachgeſonnen. Als aber allmälig Angelica groß und ſelbſtändig geworden war, als auch ihre Augen die ſeinen zu ſuchen begannen, und erſchrocken zurückfuhren, wenn ſie ertappt wurden; als anderſeits ihm die Möglichkeit des Verluſtes immer näher rückte und er mitunter ſchon die Geſtalt deſſen zu erkennen glaubte, an den er ſie verlieren würde, da war endlich aller Erkenntniß und allen Willens unerachtet der Augenblick gekommen, in dem die Liebe ihr leidvolles Wunder zwiſchen ihnen vollbracht hatte. — —

Der Mond ſtand über dem Garten; aber er drang nicht durch die Blätterfülle des Bosquets, welches die Beiden und ihr athemloſes Geheimniß vor aller Welt verbarg. Sie hatten endlich auch zu einander geredet, einzelne ſcheue Worte, kaum halb geſprochen und dennoch ganz verſtanden. Sie lag ſo leicht, ſo feſt in ſeinen Armen: er ſah plötzlich über alle Gegenwart hinweg bis an das Ziel ſeines Lebens, und glaubte auch dort ſie ebenſo zu halten. Aber er war von jenen Menſchen, deren Weſen auf die nächſten Dinge zwar mit Sorgfalt und Ausdauer gerichtet, denen aber der Glaube an die Erreichung eines Außerordentlichen verſagt iſt, weil ihre Phantaſie ihnen die vielfachen Möglichkeiten nicht vorzuhalten vermag, durch deren Verwirklichung ſie allein dazu gelangen könnten. — Er ließ das Mädchen ſanft aus ſeinen Armen und ſetzte ſich auf die nebenſtehende Gartenbank. Seine Augen ruhten auf ihrem jungen Antlitz; aber ſeine Gedanken forſchten ſchon wieder grübelnd an der herben, unüberwindlichen Gegenwart.

Angelica mochte allmälig, während ſie an ſeine Kniee gelehnt vor ihm ſtand, ſich ſelber unbewußt ſein Schweigen als einen Ausdruck der Sorge und des Kampfes empfinden; denn ſie legte wie zur Kühlung die Fläche ihrer Hand auf ſeine Augen.

Er zog die Hand hinweg und ſagte: „Du darfſt mich nicht blind machen, Angelica; um Deinetwillen nicht! — Du weißt es, oder vielleicht Du weißt es nicht: es ſind in unſern Tagen der Menſchen auf Erden ſo viele geworden, daß einem jeden unter ihnen ein volles Lebensloos nicht mehr zu Theil werden kann. Aber das weißt Du, unter welche Zahl ich gehöre, wenn Du Dir zurückrufſt, was in Deiner Gegenwart oft genug unter uns geredet worden.“

Sie neigte ihre Stirn auf die ſeine und ſchüttelte den Kopf.

„Du weißt es nicht, Angelica?“

„Nein,“ ſagte ſie ſchüchtern, „was meinſt Du, Ehrhardt?“

Er ſchwieg einen Augenblick, um ſich zu ſammeln; dann aber ſagte er ihr Alles mit klaren Worten, die Ungunſt ſeiner vergangenen Jahre, ſo wie die Oede und Kargheit ſeiner Zukunft, die er ſicher und, als wäre ſie bereits Vergangenheit, vor ihr beſchrieb.

Er fühlte das Zittern ihrer Hände; aber er ließ ſich dadurch nicht irren, ſondern ſetzte noch hinzu:

„Was zwiſchen uns geſchehen, das hätte nicht geſchehen ſollen; denn es iſt ohne Frucht für die Bildung Deines ferneren Lebens. Wir werden nie bekennen können, daß wir uns gehören; jetzt nicht und auch in Zukunft nicht, ſo lange es ſonſt geſchehen darf. Und nun — Angelica, vergieb mir, daß ich einen Augenblick dies Alles habe vergeſſen können!“

Er hatte ihre Hand losgelaſſen, und es war ein kleiner Raum zwiſchen ihnen, ſo daß ſie ſich nicht berührten.

„Haſt Du mir nichts zu ſagen?“

„Nichts!“ ſagte ſie, während er ihre Thränen auf ſeiner Hand fühlte. „Es iſt nun einmal ſo — wir müſſen doch auch hoffen.“

Ehe er hierauf zu erwidern vermochte, hörten ſie von der Hofthür her die Mutter rufen, und ſtanden auf, um in's Haus zurückzukehren. Als ſie aber an den Ausgang des Gebüſches kamen und nun das volle Mondlicht ſeine Stirn beſchien, da legte Angelica plötzlich die Arme um ſeinen Nacken, und indem ſie ihn mit klaren Augen anſah, preßte ſie ihre Lippen auf die ſeinen. „Dein!“ ſagte ſie; und mit der Hand die Thränen von den Wangen trocknend, entriß ſie ſich ihm und lief in den Garten hinab, daß ihre feine Geſtalt ſeinen Augen in der Mondesdämmerung verſchwand.

* * *

Und dieſer Augenblick wurde das erſte Glied einer Kette, von der ſie nicht bedachten, ob die Kraft ihres Weſens ſie zu tragen ausreichen würde. Zwar verlieh das Gefühl, ſich ganz in deſſen Hand gegeben zu haben, in deſſen Liebe und Verehrung ſie ſich für immer geſichert fühlte, ihr Dritten gegenüber ein erhöhtes Bewußtſein der Perſönlichkeit; ihr Gang wurde feſter und ſie trug, wenn ſie mit andern Männern ſprach, den Kopf ein wenig höher als zuvor. Allein die Noth des Lebens, die ihnen verwehrte, auch vor den Menſchen Hand in Hand zu ſein und Eines für das Andere einzuſtehen, wurde unmerklich zu einem Abgrund zwiſchen ihnen, über deſſen Rand ſie in dem einen Augenblick ſehnſüchtig und vergebens die Arme nach einander ausſtreckten, um gleich darauf wie Kinder rathlos und grollend ſich gegenüber zu ſtehen. Dazwiſchen kamen Augenblicke, glimmten Funken auf, flüchtig und unerkennbar faſt, die aber dennoch ſie immer wieder dahin verlockten, wo nichts iſt, als das dunkle unwiderſtehliche Walten der Naturkräfte.

Es war Spätnachmittags auf dem Waſſer: das Boot fuhr weich und lautlos darüber hin, nur in langen Pauſen und wie zum Zeitvertreib tauchte der Schiffer die Ruder ein. Die junge Geſellſchaft, die im Boote war, blickte ſeitwärts auf den See hinaus und rief und lockte nach den Schwänen, welche feierlich und immer ferner in das aufſteigende Abendroth hineinſchwammen. Angelica und Ehrhardt ſaßen nebeneinander an der Bordſeite; aber ſie waren nur für ſich. Um ſie her war es ſo ſtill, das Waſſer ohne Wind und ohne Welle; nur bisweilen von unten herauf ſtieg ein Bläschen an die Oberfläche und blinkte und verſchwand. Angelica zeigte mit der Hand danach, als frage ſie, was das bedeute.

„Geheimniß!“ ſagte Ehrhardt.

„Geheimniß?“

„Es blüht etwas im Grunde!“ — Und ihre Augen hielten ihm Stand, daß er bis in die allerdunkelſten Tiefen ſehen konnte. Sie lächelte, ihre Lippen waren roth, ihr Athem ging ſchwer wie

Sommerluft. Er ließ ſeine Hand über Bord in's Waſſer gleiten, die ihre folgte ihm, und während die Fluth durch ihre Finger quoll, hielten ſie ſich gefaßt, und fühlten das geheimſte Klopfen ihres Lebens.

Am Himmel drangen einzelne Sterne hervor, der See wurde dunkel vom Abendroth; die Mädchen hatten die Hände in den Schooß gelegt und begannen mehrſtimmige Lieder zu ſingen. Einzelne andere Böte, die noch auf dem See waren, nahten ſich und folgten ihnen mit leiſem Ruderſchlag.

Allmälig wurde es kühler; der Abendwind erhob ſich und Ehrhardt nahm ein Tuch von der Bank, um es über Angelicas Schooß zu legen. Aber ſie ſetzte ſich plötzlich auf die andere Seite, daß das Tuch wie zufällig zwiſchen ihnen niederfiel. Als er aufſah, bemerkte er, wie der Blick eines ſchon älteren Frauenzimmers auf ihm verweilte und dann ebenſo zu Angelica hinüberglitt. Ein Gefühl von Unbehaglichkeit überkam ihn: er wußte ſelbſt nicht, war es das ſpürende Auge jener Fremden, war es die Leichtigkeit, womit Angelica jetzt zu dieſer ein Geſpräch begann.

Nach einer Weile ſtieß das Boot an's Ufer und die Geſellſchaft ſtieg aus, um zu Lande nach der noch eine halbe Stunde weit entlegenen Stadt zurückzukehren. Auf halbem Wege wurde Raſt gemacht: man ſetzte ſich in bunter Reihe auf einen kleinen Raſenabhang, der im Rücken durch eine Tannenwand geſchützt war. In der Tiefe zu ihren Füßen jenſeits eines abſchüſſigen Wieſengrundes lag die finſtere Maſſe eines Buchenwaldes; von dort aus wetterleuchtete es manchmal; dazwiſchen flogen die Fledermäuſe. Ehrhardt ſaß an dem einen, Angelica wie auf Verabredung an dem andern Ende der ziemlich langen Reihe. Als er ſich mit dem Arm auf den Raſen zurücklehnte, ſah er wie durch einen Schleier die Umriſſe ihres Nackens und ihres hellen Kleides; nur die weiße Roſe, die ſie im Haar trug, ſchimmerte ein wenig deutlicher. So eben legte ſie die Hand daran, die Finger neſtelten in ihrem Haar. — Es wetterleuchtete wieder. „Sieh, ſieh!“ riefen die Mädchen; und in demſelben Augenblick flog hinter ihrem Rücken die Roſe zu Ehrhardt hinüber. Angelica hatte ſich zurückgeneigt; in dem plötzlichen Wetterſchein ſah er ihr lächelndes Angeſicht, ihre Hand, die ihm die Blume zuwarf. Dann war Alles wieder dunkel; einzelne Tropfen fielen; ein dumpfes Donnern rollte in der Ferne.

Man ſtand auf, um noch bei Zeiten die Stadt zu erreichen. Ein ſüßer, ſchwerer Sommerduft ſtieg aus den Wieſen, an denen der Weg entlang führte. Ehrhardt ging langſam hinten nach, in dem träumeriſchen Bewußtſein, daß eine jener jugendlichen Geſtalten, deren Geplauder dort aus dem Dunkel zu ihm herüber klang, ſo ganz und aller Welt geheim die ſeine ſei.

Zu Hauſe angelangt, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und begann eine Arbeit, die in den nächſten Tagen abzuliefern war. Die Fenſter ſtanden offen, das Gewitter hatte ſich verzogen; nur manchmal blätterte der Nachtwind in den vor ihm liegenden Papieren. Plötzlich war es ihm, als ſpüre er Angelicas Nähe. Er ſah ſich unwillkürlich um; aber das Zimmer war leer und ſtill wie immer. Die Uhr wies ſchon auf Mitternacht. — Es war nicht Angelica; es war nur der Duft der Roſe, die vor ihm auf dem Tiſche lag.

* * *

Angelicas Mutter hatte für die Zukunft ihrer Tochter nur den einfachen Wunſch, ſie Gattin und Mutter werden zu ſehen, wie ſie es ſelbſt geworden war, ohne ſich noch des der Jugend eingeborenen Gefühles bewußt zu ſein, daß auch dieſe ſittlichen Verhältniſſe zu ihrer keuſchen und vollen Verwirklichung der Leidenſchaft als ihres natürlichen Einganges bedürfen. Sie ſah es daher gern, und gab auch wohl Gelegenheit dazu, daß Angelica in geſelligen Verkehr trat, welcher eine Verwirklichung jenes Wunſches herbeiführen konnte. Dieſe ſelbſt, wie es der ſinnlichen Empfänglichkeit der Jugend und dem Gefühl der Schönheit entſprechend iſt, ſah ſich gern in Gewändern, die gleich ihren Gliedern zart und ſchmiegſam waren, und konnte ſich ein Gefühl glückſeligen Uebermuthes nicht verſagen, wenn dann auch andere Augen an ihr hingen, als die des reſignirten Mannes, in welchem gleichwohl ihr Herz allein beſtehen wollte. Ehrhardt dagegen ſuchte umſonſt einen eiferſüchtigen Unmuth zu bekämpfen, wenn ihr ſelbſt auch von Frauen Vertraulichkeiten erwieſen wurden, mit denen er vor Anderen ihr nicht begegnen durfte. Es that ihm weh, wenn in ſeiner Gegenwart von ihr geſprochen wurde als von einer Dritten, an der er keinen nähern Antheil habe, ſo daß er oft wie durch einen körperlichen Schmerz zuſammenſchrak, wenn nur der Name Angelica genannt wurde.

Sie tanzte gern, und wenn nun er, den die Beſchränktheit ſeines Lebens von ſolchen Dingen ausgeſchloſſen hatte, auch ſie davon zurückzuhalten ſuchte, ſo konnte ſie nicht umhin, dies als eine Laune zu empfinden, wodurch ſie ohne Grund in dem Gefühle ihrer Jugend verkümmert werde: um ſo mehr, als er durch ſein Verhältniß zu ihr ſie für derartige Entſagungen nicht zu entſchädigen vermochte.

Während das heimliche Wachſen und Drängen ſolcher Gegenſätze die Sicherheit ihres Herzens ſtörte und ſie wenig geneigt machte, für den Freund in den ſeltenen Minuten des Alleinſeins ein offenes Ohr zu haben, war der Tag einer Herbſtfeier herangekommen, bei welcher die jungen Leute ſich Abends im Saale des Stadthauſes zum Tanze zu verſammeln pflegten. Unaufgefordert hatte Angelica: „Ich gehe nicht!" geſagt: als jedoch ſpäterhin einige der Tänzer ihre Theilnahme von der Mutter erbeten und von dieſer ohne der Tochter Zuziehung und

Mitwiſſen eine bereitwillige Zuſage erhalten hatten, wußte ſie, da ſie den eigentlichen Grund ihrer Weigerung nicht offenbaren durfte, der alſo entſchiedenen Frau nichts entgegen zu ſetzen, weshalb dieſe einer nach ihrer Anſicht ſo unjugendlichen Grille hätte nachgeben ſollen. So mußte denn die Tochter nachgeben; nicht ohne dieſes und die Freudigkeit, womit ſie ſich gezwungen ſah, wie eine geheime Schuld gegen den Geliebten und wiederum zugleich eine Gereiztheit gegen ihn zu empfinden, daß er ſie in dieſe Gemüthslage gebracht und ſie daher das ihr nur gleichſam aufgedrungene Vergnügen dennoch nicht ungetrübt werde genießen können.

* * *

Es war einige Tage vor dem Feſtabende, als Ehrhardt das Reſultat dieſer Vorgänge im Geſpräch mit Dritten erfuhr. Mit dem Scharfſinn der Leidenſchaft erkannte er ſogleich, was hier geſchehen war; dennoch aber, oder vielleicht deshalb und weil er Alles bis in die dunkelſten Motive nachempfand, ſuchte er umſonſt ſich ſelbſt zu überzeugen, daß in einer ſolchen Sache Angelica den Willen der Mutter, der in letzter Verwirklichung doch nur ihre Trennung beabſichtige, als eine Nothwendigkeit habe anerkennen müſſen. — Er hatte eben zu ihr gehen wollen; nun ging er nicht. Denn er ſah ſehr wohl, daß hier nichts mehr zu ändern ſei, und ſo wollte er, wie jede Aeußerung darüber, ſo auch jede Beſtätigung aus ihrem Munde vermeiden, und lieber, was geſchehen würde, wie ein Ganzes und Unabwendliches über ſich kommen laſſen.

Als der Abend des Feſtes da war, ſaß Ehrhardt zwiſchen weitſchichtigen Arbeiten an ſeinem Schreibtiſch, in die er ſich gewaltſam zu vertiefen ſuchte. Bald aber ſtörte ihn das Rollen der Wagen, die durch die ſonſt ſo ſtille Straße nach dem Stadthauſe fuhren. Er ſtand auf und trat an's Fenſter. Es war dunkel draußen; nur wenn eine Kutſche im raſchen Trabe vorüberfuhr, warfen die Laternen einen flüchtigen Schein an die Mauer der gegenüberſtehenden Häuſer. Ehrhardt räthſelte vergebens, ob auch Angelica dort unten in der Dunkelheit an ihm vorüberfliege. Er hielt den Athem an, er horchte auf jedes Rollen, das von unten aus der Stadt heraufdrang; und wenn es näher kam, wenn ſchon der

Hufſchlag auf dem Pflaſter hallte, paßte er geſpannt auf die Kutſchenfenſter und ſuchte im Fluge den mattbeleuchteten Fond des Wagens zu durchdringen: aber ein Häufchen Flor, der Schimmer eines weißen Gewandes oder eines Blumenſtraußes war Alles, was ſeine Augen erhaſchten. Als auch der letzte Wagen vorüber war, und nachdem er das Fenſter geöffnet und lange Zeit vergebens in die Stadt hinabgelauſcht hatte, ſetzte er ſich auf's Neue an ſeinen Schreibtiſch und hörte zwiſchen der Arbeit, die er mit Mühe wieder aufgenommen, nur noch die Menſchen auf der Straße hin und wieder gehen, und endlich, als es ſpäter geworden war, das Klappen der Läden und das Schließen der Hausthüren in der Nachbarſchaft. Dann drang unmerklich ein anderer Laut zu ihm herüber — von dorther, wohin vor Stunden er die Wagen hatte fahren ſehen — und drängte ſich dunkel in ſeine Vorſtellungen. Er legte die Feder nieder; er beſann ſich, daß das Muſik ſei, und bald hörte er es deutlicher; denn der Wind erhob ſich, oder vielleicht eine Thür im Feſthauſe drunten war geöffnet worden. Er arbeitete nicht mehr; er vermochte es nicht. Ihm war, als ſtehe ſeine Jugend in unendlicher Ferne hinter ihm, und ſtrecke mit ſchmerzlicher Geberde die Arme nach ihm aus.

Die Stunden vergingen. Als er aber endlich von ſeinem Tiſche aufſtand, da war es doch nur die feine, zärtliche Geſtalt Angelicas geweſen, auf der ſein inneres Auge ſo lang und voll Sehnſucht geruht hatte. Ein Gefühl unnennbaren, unverhofften Glückes überkam ihn, als er ſich deſſen bewußt wurde; was auch geſchehen ſei, ſie war ihm nicht verloren. Die Uhr wies weit nach Mitternacht; es wurde wieder lauter in der Stadt, die erſten Wagen begannen zu rollen. In einem plötzlichen Entſchluß, voll Ungeduld, kleidete er ſich an und ging auf die Straße hinab. Er gedachte nicht mehr deſſen, was kurz zuvor geſchehen war; er hatte keinen Wunſch und keinen Gedanken, als ſie zu ſehen.

Die Fenſter des Stadthauſes leuchteten weit durch das Dunkel hinaus. Ehrhardt hörte die Muſik und ſah in den Verhängen die Schatten der Tanzenden. Er hielt ſich nicht auf, er trat unter das Portal, als eben ein Wagen vor der breiten hell erleuchteten Treppe anfuhr. Oben im Hauſe wurden Thüren auf- und zugeſchlagen, dann rauſchte es am Treppen geländer und eine jugendliche Geſtalt ſtieg herab, mit leichtem Tritt Stufe um Stufe meſſend; den Kopf in einem weißen Tüchlein ein wenig zurückgeneigt, daß die blonden Locken von den Schläfen auf den Nacken fielen. Er hatte ſich nicht getäuſcht, das war Angelica; nur eine Magd ging hinter ihr, ſonſt Niemand. Als ſie die Schwelle überſchritt, trat er aus dem Dunkel ihr entgegen und reichte ihr die Hand, um ſie in den Wagen zu heben. Sie ſah ihn mit großen erſchrockenen Augen an: „Ehrhardt!“ rief ſie, und ihre Hand zuckte wie unwillkürlich nach der ſeinen; aber ſie ſchien ſich plötzlich zu beſinnen und zog die Hand zurück; die Züge des jungen Antlitzes verwandelten ſich. Er erſchrak und langte nach ihr hin mit beiden Armen. Aber ſie zog die ſeidene Mantille feſter um die Schulter. „Nein, nein!“ rief ſie. „Was willſt Du hier?“

Er verſtummte. — „Dich, Dich Angelica!“ rief er endlich. Es war zu ſpät; nur der Wind wehte durch’s Portal; der Wagen mit Angelica war nicht mehr da.

* * *

Am Nachmittage darauf wanderte Ehrhardt, nachdem er ſeine amtlichen Geſchäfte abgethan, einem unwillkürlichen Antriebe folgend, nach einem unweit der Stadt an einem Landſee belegenen Dörfchen. Hier hinaus hatte er oft Angelica und ihre Mutter begleitet, wo ſie dann hart am Waſſer in einer kleinen Schenkwirthſchaft eingekehrt waren, um ſich von dort aus in der anmuthigen Gegend umzuthun. — Es war ſpät am Nachmittage, aber die Sonne ſchien noch warm und golden; der herbſtkräftige Duft des fallenden Laubes erfüllte die Luft; vom See herüber, an dem der Weg durch Laubgehölz entlang führte, kam ein ſanfter friſcher Hauch. Als er nach halbſtündiger Wanderung zwiſchen den Buchen heraustrat, ſah er in einiger Entfernung das bekannte Häuschen mit dem bunten Fachwerk und den weißen Fenſterladen: davor, dem Waſſer zugekehrt, ſaßen zwei Frauen, in denen er bald Angelica und ihre Mutter erkannte.

Er zweifelte einen Augenblick, ob er zu ihnen gehen oder unter die Bäume zurücktreten und einen andern Weg einſchlagen ſolle. Aber in dem Bedenken, er könne von ihnen ſchon bemerkt worden ſein, that er das Erſtere.

Nachdem zwiſchen ihm und der Mutter die alltäglichen Geſpräche hin und wieder gegangen waren trat dieſe in's Haus, um die kleine Zeche zu berichtigen, und dann die gemeinſchaftliche Rückkehr anzutreten.

Ehrhardt ſaß Angelica gegenüber. Als die Thür hinter der Mutter zugefallen war, ſah er ihr voll und bittend in's Geſicht. Sie war ſo blaß geworden, daß die Züge des feinen Geſichtchens in markirter Schärfe hervortraten.

Der Abendwind erhob ſich; und Muſik, von der Luft getragen, vom Waſſer her, ganz aus der Ferne kam herangeweht. Er legte die Arme weit vor ſich auf den Tiſch; ſeine Augen glänzten. „Muſik!“ ſagte er; „thörichtes Entzücken befällt mich; — mir iſt, als müſſe nun noch einmal Alles wiederkommen.“

Sie ſah in ſeine Augen, ſie konnte nicht anders; aber während er die Hand nach der ihrigen ausſtreckte, die ohne Handſchuh auf dem Tiſche lag, ſtand ſie auf und ging über den kurzen Raſen nach dem See hinab. Er geſellte ſich zu ihr. Sie ſprachen nicht, ſie ſahen vor ſich hinaus auf das Waſſer; es war ſo ſtill, daß ſie die Ruderſchläge der fernſten

Kähne hörten. Er pflückte einen Immortellenſtengel, wie deren viele auf dem Raſen waren, und gab ihr den. Sie nahm ihn, ohne hinzuſehen und drehte ihn langſam zwiſchen den Fingern. So gingen ſie neben einander her; vom Raſen auf die Kieſel und auf den Sand hinunter, und ſtanden erſt ſtill, als ſchon das Waſſer ihre Schuh' benetzte.

Da ſie ſo weit gekommen waren ſagte Ehrhardt, und ſie mußte es fühlen, wie mühſam er es ſagte: „Angelica, war das ein Abſchied geſtern?“

Sie antwortete nicht; ſie ſah in's Waſſer zu ihren Füßen, und bohrte mit der Spitze ihres Sonnenſchirmes in dem feuchten Sande.

„Antworte mir, Angelica!“

Sie öffnete, ohne aufzuſehen, ihre Hand und ließ die Blume, die er ihr gegeben, in den See fallen.

Er fühlte einen Schrei in ſeiner Bruſt aufſteigen: aber er biß die Zähne zuſammen und erſtickte ihn. Dann wandte er ſich von ihr ab, und nachdem er einige hundert Schritte am Ufer entlang gegangen war, ſtieg er in einen am Landungsplatze angeketteten Kahn, um hier den Fährknecht zu erwarten, der eben von jenſeits zurückruderte.

Es wurde bereits abendlich; die Wälder rauchten, das gegenüberliegende Ufer war ſchon im tiefen Schatten. Nachdem ſeine Augen eine Weile in dieſer blauen Dämmerung geruht hatten, konnte er ſich nicht enthalten, noch einmal nach der Stelle zurückzublicken, die er ſoeben verlaſſen hatte. Angelica war nicht mehr dort; aber als er langſam an dem Strand entlang zurückblickte, ſah er ſie in nächſter Nähe auf ſich zukommen. Sie lief wie gejagt über den ebenen Sand, und während er in unwillkürlichem Antrieb den Kahn dichter an das Land zog, ſprang ſie, ohne darauf zu achten, daß ihr Kleid an den Ruderpflöcken zerriſſen wurde, zu ihm herein und faßte mit Heftigkeit ſeine Arme. Sie wollte ſprechen; aber Anſtrengung und Schmerz hatten ihr den Athem geraubt; ſie ſtammelte, ihre Pulſe flogen. Wie ein verzweifelndes Kind wand ſie ihr Schnupftuch um ſeine Hände, während ihr erhitztes Geſichtchen voll Angſt zu ihm emporſchaute.

„Sei ruhig," ſagte er, „ſei ruhig!" und ſtrich ihr mit zitternder Hand über das heiße Haar. Aber derſelbe Augenblick, in welchem ſie ſo die Kränkung der letzten Tage von ihm nahm, legte mit einem

Male all' ihren Zwieſpalt und ihre Unruhe wie eine Laſt auf ſeine Seele, ſo daß er nur mit Zagen die in ſeinen Armen hielt, die jetzt mit vollem ungeſtümem Herzen zu ihm drängte.

2.

In der Zeit, die hierauf folgte, vermied Ehrhardt, ſo viel dies möglich war, das Zuſammentreffen mit Angelica; dagegen ſuchte er mit Anſtrengung ſeine äußeren Verhältniſſe zu fördern; ſelbſt die Verpflichtungen der Dankbarkeit, ſo ſchwer er ſie ſeinem Weſen nach empfinden mußte, hatte er nicht geſcheut; denn er war keine geringe Natur. Allein es war nichts dadurch gewonnen worden. — Dann endlich verſuchte er ein Anderes, was ihm gelang. Auf ſein Anſuchen erhielt er die Verſicherung, daß er ſeiner hieſigen Verhältniſſe in nächſter Zeit entheben und daß er dieſelben an einem ſehr entfernten Orte wieder finden werde.

Für Angelica nahm indeſſen das Drängen der Verhältniſſe zu; ein junger Arzt hatte ſeit einiger

Zeit unter unverkennbarer Begünſtigung der Mutter ſo deutlich um den Beſitz des Mädchens geworben, daß eine Erklärung nach irgend einer Seite hin in nächſter Zukunft unvermeidlich ſchien.

Es war eines Nachmittags in dieſer Zeit. Ehrhardt war auf dem Wege zu Angelica; er wollte ſie auf ſeine Abreiſe vorbereiten, er wollte, wenn der rechte Augenblick ſich böte, ihr ſagen, daß ſie ſcheiden müßten. Als er in den Flur des befreundeten Hauſes trat, begegnete ihm der junge Arzt, der ſoeben die Treppe herabgekommen war. Ehrhardt redete ihn an, wie es in ſolchem Falle zu geſchehen pflegt. Er erhielt jedoch keine Antwort; der Andere ging mit ſtummem Gruß und unverkennbar eilig an ihm vorüber.

Nachdenklich ſtieg er die Treppe hinauf. — Drinnen im Wohnzimmer fand er Angelica vor dem offenen Klavier ſitzend; aber ſie ſpielte nicht. Ihre Geſichtszüge trugen wieder den Ausdruck der Schärfe, der ihn ſchon einmal erſchreckt hatte. Als er ſie grüßte, neigte ſie ohne aufzuſehen den Kopf, und ließ die eine Hand, die auf den Taſten lag, in ihren Schooß fallen. Es war ſehr ſtill im Zimmer; man hörte nur das Kniſtern einer Bernſteinperlenſchnur, mit der ein kleines Mädchen, Ehrhardts Schweſterkind, in dem Schooße der Mutter ſpielte, die ſcheinbar unbeſchäftigt auf dem Sopha ſaß.

Die alte Frau blickte über die vor ihr ſtehende Kleine nach ihrer Tochter, deren Antlitz ſie nicht zu ſehen vermochte. Sie rührte ſich nicht aus ihrer Stellung, als Ehrhardt ihr über den Tiſch hinweg die Hand entgegen reichte.

„Ich bin eine alte, einſame Frau, Ehrhardt!“ ſagte ſie, während ſie ſeine Hand ein Weilchen in der ihren hielt.

Er wußte hierauf nicht zu erwidern; aber unwillkürlich ſprach er den Namen „Angelica“ aus.

„Angelica!“ wiederholte die Mutter. „Sie wird es auch ſein. — Sie will es ſein!“ fügte ſie leiſer hinzu, indem ſie mit einem Ausdruck von Kummer und Zärtlichkeit das Haar des ruhig fortſpielenden Kindes ſtreichelte.

Angelica, die bei dieſen Worten aufgeſtanden war, hob die Kleine mit Heftigkeit auf den Arm und ging ſchweigend in das Nebenzimmer, ihr blondes Haar in das noch blondere des Kindes drückend.

Es trat eine Pauſe zwiſchen den Zurückbleibenden ein.

Als Angelicas Mutter reden wollte, unterbrach Ehrhardt ſie. „Es bedarf deſſen nicht," ſagte er, und blickte dabei zu Boden, als würden ihm die Worte ſchwer, „ich werde gehen; nicht heute oder morgen ſchon, aber um einige Wochen und für immer; es iſt Alles vorbereitet. Sie können Recht haben, daß ich es muß."

„Aber," fuhr er fort und legte ſeine Hand auf den Arm der alten Frau, die ihm, wie er nicht verkennen konnte, ihre Zufriedenheit und ihren Dank für dieſe Worte ausſprechen wollte, „aber für den Mann, der vor einer Stunde Ihr Haus verlaſſen hat, wird es daſſelbe bleiben."

„Gehen Sie nur, gehen Sie nur, Ehrhardt," ſagte ſie ſchüchtern, „es kann mit Gottes Hülfe noch Alles wieder gut werden."

Er blickte rathlos um ſich her, als ſuchte er nach Worten der Verſtändigung, die von ihm zu dieſer Frau doch nirgends in der Welt zu finden waren.

Es war um die fünfte Stunde; die Magd brachte das Theegeſchirr und auch Angelica trat wieder herein und ließ das Kind aus ihren Armen an die Erde gleiten. Ehrhardt konnte ſich nicht entſchließen, jetzt zu gehen: er hoffte noch aus ihrem Weſen heraus eine Beſtätigung ſeiner letzten Worte zu gewinnen. So blieb er denn und begann, ſo gut es gehen wollte, über andere Dinge zu ſprechen, während Angelica den Thee bereitete und die Kleine zwiſchen ihnen hin und wieder ging.

Als aber jene, nachdem ſie ihr häusliches Geſchäft beendet, das kleine Mädchen auf den Schooß nahm und ſich bald darauf mit ihr abſeits unter den Akazienbaum an's Fenſter ſetzte, flüſternd und erzählend, das Kind mit beiden Armen an ſich drückend, da fühlte er wohl, ſie wolle ſich vor allen Anſprüchen verſchließen, die er oder Andere an ſie machen könnten.

* * *

Seitdem hatte Angelica die Kleine noch öfterer um ſich. — Eines Abends kam Ehrhardt, um ſie abzuholen und dann mit ihr zu ſeiner Schweſter zu gehen. Sie war aber ſchon mit dem Mädchen fort geſchickt. Angelica, die auf ſein Schellen die Flurthür öffnete, ſagte ihm das. Er zögerte einen Augenblick. „Willſt Du nicht eintreten?“ fragte ſie, indem ſie den Thürgriff in der Hand behielt.

Er dankte. „Die Schweſter wartet; ich kam nur des Kindes wegen.“

„Du wirſt ſie noch einholen,“ erwiderte Angelica, „ſie ſind erſt eben fort.“

Er ſagte gute Nacht, ſtieg die Treppe hinab und ging eilig die Straßen entlang, bis er vor der Wohnung ſeiner Schweſter ſtand. — Aber wie ſo oft das innere Erlebniß erſt eine ganze Weile nach dem äußern eintritt, ſo fühlte er auch erſt jetzt, daß Angelica vorhin eine Andere, als ſonſt ihm gegenüber, geweſen ſei. Nun in der Erinnerung erſt hörte er deutlich den Ton ihrer Stimme und ſah ihre Geſtalt im trüben Schimmer des Flurlämpchens vor ſich ſtehen. Er erſchrak; denn er wußte plötzlich, daß er heute nicht willkommen geweſen wäre, wenn er Angelicas Einladung angenommen hätte.

Als er in die Wohnung ſeiner Schweſter kam, war die Kleine ſchon eine geraume Zeit zu Hauſe geweſen, und ſaß plaudernd auf dem Schooße der

Mutter. Ehrhardt trat zu ihnen und ließ ſich erzählen.

„Waren denn Fremde bei der Tante?“ fragte er.

Die Kleine nickte. „Ein Doctor!“ ſagte ſie wichtig. „Der iſt ſchön! Er hat mir Bonbons gegeben.“

* * *

Wieder kam ein Augenblick des Alleinſeins für die Liebenden. Das Gebüſch des Gartens ſchützte ſie wieder einmal vor der Mittagsſonne und vor den Augen der Welt; ſie waren aber nicht wie früher Hand in Hand; es ſchien kein Geheimniß, das ſich mit ihnen hier verbarg.

„Und wenn er noch einmal um Dich werben ſollte?“ fragte Ehrhardt, während ſie ſich an dem ſteinernen Gartentiſchchen gegenüber ſtanden.

„Er wird nicht wieder um mich werben.“

„Aber wenn er es dennoch thäte?“

„Du quälſt mich!“ ſagte ſie, indem ſie einen Zweig mit ihren Fingern knickte und einige Schritte von ihm abwärts in’s Gebüſch ging.

„O Angelica!“ rief er, „ſage, daß es nie geſchehen könne! Denn wenn Du es begangen, davon iſt keine Rückkehr.“

Sie ſagte: „Wie ich jetzt lebe, ſo kann ich nicht fortleben. Was ſoll ich thun?“

„Antworte mir Eines: Iſt jener Mann Dir mehr, als Einer von den Andern?“

Sie antwortete ihm nicht; aber ein Tropfen Blutes ſprang zwiſchen den Zähnen hindurch auf ihre Lippen. — Es war wie Zorn, das ihn bei dieſem Anblick überkam, und er ſchüttelte ihren Arm, daß ſie ihm Rede ſtehe. Aber ſie ſagte nur: „Du kannſt nichts für mich thun; — Du darfſt das nicht von mir verlangen.“

„Angelica!“ ſchrie er; aber ſie ſah ihn mit müden, ausdruckſloſen Augen an; er begrub ſein Geſicht in ihre Hände und ſagte leiſe: „Du liebſt mich ja, Angelica!“ Aber ſie hatte ſich ſchon losgeriſſen; ſie hörte es nicht mehr.

* * *

Während deſſen näherten ſich ihr Manche, die ſie ſonſt fern gehalten, die ſich inſtinktmäßig nicht in ihre Nähe gewagt hatten. Sie neigte ſich dem und jenem; nicht weil ihr Herz ſeiner Liebe oder ihre Sinne ihrem Herzen treulos geworden wären; ſondern weil ſie es ſo wollte, weil ſie glaubte, das Leben weiſe ſie auf dieſen Weg.

So zerſplitterte ſie allmälig ihr ſchönes feſtes Herz, ſo verlor ſich bei ihr das Gefühl, daß Liebe nichts wollen dürfe, als nur dem Geliebten angehören, daß in ihm das kleinſte Regen der Neigung Anfang und Ende haben müſſe.

Auch in ihrem Aeußern wurde es anders; ſie hatte ſich früher in Farben und Stoffe gekleidet, hatte ſolche Kleinigkeiten zu ihrem Putze genommen, von denen ſie wußte, daß ſie ihm an ihr gefielen, und dann die Freude über dieſes ihr Verſtändniß in ſeinen Augen nachgeſucht. Nun ſah er Bänder und Farben, von denen er ihr geſagt hatte, ſie ſeien ihm leid an ihrem Körper; ihre Hände, die ſie ihm zu Liebe ſonſt gepflegt hatte, wurden jetzt vernachläſſigt.

Sie ſah ihn dabei leiden; das ſchlimmſte Leiden, das eines Menſchen Bruſt zerreißen kann; ſie ſah es, aber ſie änderte nichts, denn ſie hatte ſchon nicht mehr das Bedürfniß, für ſein Herz zu ſorgen.

Der Reiz der Neuheit, der ſtets mit dem Alltäglichen ſich einſtellt, kam an ſie heran; ein Ausdruck von Mißbehagen oder Trauer, den ſie auf dem Geſichte eines fremden Menſchen wahrnahm, wenn ſeine Huldigungen nicht von ihr erwidert wurden, konnte ihr Herz zu einer Art mitleidiger Liebe bewegen, während ſie in demſelben Augenblicke überſah, wie auf dem Antlitz des geliebten, ihr ganz gehörenden Mannes die tödtlichſten Qualen zu kämpfen begannen.

War dann ein Abend in ſeiner ſtummen verzweifelnden Gegenwart dahingegangen, ſo ſprach er ſpäter wohl zu ihr; ſchmerzlich oder heftig, wie eines Menſchen Bruſt in ſolchem Weh bewegt wird. Sie ſchwieg meiſtens ganz darauf, oder antwortete ebenfalls heftig; aber das Verſtändniß der Liebe war von ihnen gewichen. Sie konnten ſich anſchauen mit unendlichem Groll, aber mit noch unendlicherem Schmerz; ſie vergingen in Qual, daß ſie nicht Eins im Andern ſelig ſein konnten, wie ſie es einſt gekonnt; das erlöſende Wort ſchwebte auf ihren Lippen, in ihren Augen; aber ſie fanden es nicht mehr. So entſtand allmälig eine doppelte Angelica; beide hatten ſie die zarte ſchmächtige Geſtalt, das ſonnenblonde Haar, das er vor Allem liebte; aber die eine hing an ſeinen Augen, ſeinen Lippen und hatte nichts, was nicht auch ihm gehörte; die andere wußte nichts von ſeinem Herzen, ſie wandte, wenn er ihren Arm, ihren Nacken berührte, ſich unwillig von ihm ab, wie von einem Frechen, und er, mit erſticktem Wehſchrei in der Bruſt, erkannte das fremde Weſen in der geliebteſten Geſtalt.

Spät Abends vor der Abreiſe nach ſeinem neuen Beſtimmungsorte ſah er Angelica noch einmal in ihrer Wohnung. Als ſie ihn beim Abſchiede, wie ſie es ſeit ihren Kinderjahren gewöhnt war, die Treppe hinunter und bis vor die Hausthür begleitet hatte, — noch dieſes Mal, zum letzten Male Hand in Hand — und als er ſchon, ehe ſie ſich deſſen recht bewußt geworden, „leb wohl, Angelica!“ geſagt hatte, und während ſie ihm nachſchaute, vor ihr im Dunkel verſchwunden war, kam er plötzlich noch einmal zurück, als wolle er etwas ſagen, das er vergeſſen habe und das ſie dennoch wiſſen müſſe. Aber er bat ſie nur: „Bleib noch ein Weilchen ſtehen, Angelica! — und,“ fügte er leiſe hinzu, „wenn Du hineingehſt, zieh nicht zu hart die Thür hinter Dir zu!“ Sie nickte, und nun ging er wirklich fort.

In den meiſten Häuſern waren ſchon die Lichter ausgethan; nur ſeine Schritte hallten noch auf den Steinen. — Da er tief unten in der Straße war, hörte er die Hausglocke. Er ſchrak zuſammen, als ſei hinter ihm die Thür ſeines Glückes zugefallen.

3.

In dem Jahre, welches dieſen Vorgängen folgte, war in den öffentlichen Dingen eine Sturm- und Drangperiode eingetreten, welche jede bisherige Berechnung in den Verhältniſſen der Einzelnen über den Haufen warf. Ehrhardt, der in ſeiner neuen Heimath nur ſeltene und allgemeine Kunde über Angelica erhalten hatte, mühte ſich einer Zukunft zu gedenken, an der ſie keinen Antheil habe; gleichwohl aber hatte er nicht verhindern können, daß er fortwährend und ſich ſelber kaum bewußt auf irgend einen unerhörten Zufall hoffte, der ſie ihm dennoch zu eigen geben würde. Und dieſer Zufall war nun wirklich da; er ſah ſich plötzlich in einer äußern Lage, welche ſeine früheren Wünſche in dieſer Beziehung bei Weitem übertraf.

Sobald er die Gewißheit dieſes Umſtandes in der Hand hielt, machte er ſich reiſefertig, und fuhr Tag und Nacht, bis er ſeinen früheren Wohnort erreicht hatte. Es begann ſchon wieder Abend zu werden, als er an den Gärten der Stadt vorbeifuhr, welche gegen die Landſtraße hinaus liegen. Hier kannte er jeden Baum, jedes hölzerne Pförtchen, das an ihm vorüberflog; und eines, ihm das vertrauteſte, ſtand offen; er konnte in das Bosquet hinein bis auf die Gartenbank ſehen; aber es war Niemand da. Der Wagen rollte vorüber.

Bald darauf ſtieg er in einem Gaſthofe ab; denn er wollte ſeine Schweſter nicht ſehen, ehe Alles entſchieden wäre.

Nachdem er ſeine Reiſekleider gewechſelt, ging er in die dunkle Stadt hinaus; in athemloſer Haſt aus einer Gaſſe in die andere, während er mit Gewalt die eindringende Fülle der Gedanken und Vorſtellungen von ſich abzuwehren ſuchte; denn ihm war, als dürfe er ſeine Phantaſie der überſchwenglichen

Wirklichkeit nicht vorgreifen laſſen, in welche ihm nun nach wenigen Augenblicken leibhaftig einzutreten beſtimmt ſei. Endlich ſtand er vor dem wohlbekannten Hauſe, deſſen zwei obere Fenſter auch jetzt, wie zur Zeit, da er hier zuletzt geweſen, erleuchtet waren; wo ihm auch jetzt, wie ſo manches Mal zuvor, der Schatten des Akazienbaumes in den vorgezogenen Gardinen anzudeuten ſchien, daß hier noch Alles auf dem alten Platze ſtehe.

Er läutete an der Hausglocke; und als er es bald darauf im Hauſe die Treppe herunterkommen hörte, dachte er: „Es iſt Angelica.“

Aber ſie war es nicht; ein Dienſtmädchen, das er zuvor im Hauſe nicht geſehen, öffnete die Thür und erkundigte ſich nach ſeinem Begehren. Er fragte nach Angelica.

„Fräulein ſind mit dem Herrn Doctor im Theater,“ ſagte das Mädchen.

„Wer iſt der Herr Doctor?“

„Herr Doctor ſind Fräuleins Bräutigam.“

„So!“ — Als er aber die Augen des Mädchens in ſeinem Antlitz forſchen fühlte, ſetzte er hinzu: „Wie heißt denn der Bräutigam Deines Fräuleins?“

Ihm wurde der Name des Mannes genannt, der in jener letzten Zeit zu ſo ſchmerzlichen Erörterungen zwiſchen ihnen Veranlaſſung gegeben hatte; und während dieſe Erinnerung ihn mit allem Grimm der Leidenſchaft anfiel, nahm er beim Schein der Gaslaterne eine Karte aus ſeinem Portefeuille und ſchrieb darauf unter ſeinen Namen: „Um Glück zu wünſchen.“

Aber ſchon im Begriff, ſie abzugeben, zog er plötzlich die Hand zurück, zerriß die Karte vor den Augen des erſtaunten Mädchens und ging, ohne einen Auftrag zu hinterlaſſen und ohne ſeinen Namen zu nennen, in den Gaſthof zurück.

Bald ſaß er wieder im Wagen und fuhr, wie am Nachmittag, hinter den Gärten der Stadt vorüber. Das hölzerne Pförtchen warf jetzt im Mondſchein ſeinen Schatten auf den Weg hinaus; ein Streifen Lichtes fiel auf die kleine Bank, die einſam zwiſchen den dunklen Büſchen des Gartens ſtand. — Wo war Angelica? — Einſt war ſie da geweſen; ihre zarten Gliedmaßen, ihr weißes Gewand waren da geweſen, wo jetzt das weſenloſe Mondlicht war; ſie hatte um ſeinen Nacken die Hände ineinander gefaltet und die Berührung ihrer Lippen hatte ihm die Kraft geraubt zu gehen, wie er doch ſo feſt gewollt. — Unerbittliche, vergebliche Gedanken ſuchten ihn heim: Wie, wenn er gegangen wäre, was würde jetzt geweſen ſein? Oder da er zu gehen damals nicht vermochte, wenn er nie gegangen wäre? Wenn er den rückſichtsloſen Muth gewonnen, ſie aller Welt zu Trotz in ſeinen Armen feſtzuhalten? — Wie dann Angelica, wie Alles dann geworden wäre?

Längſt lag die Stadt im Rücken und immer weiter fuhr der Wagen in das ſtille Land hinaus. Er hatte ſich in die eine Ecke zuſammengedrückt; und während der Mond durch die Fenſter hereinſpielte und die Dinge draußen wie Schatten an ihm vorüber flogen, maß er mit grauſamem Scharfſinn die Schwäche ſeiner Natur und die Schwere ſeiner Schuld.

* * *

Die Zeit verſtrich. Er ging ſeinem Berufe nach, einen Tag wie den andern, und alle Tage waren ſich gleich; denn in der Bruſt dieſes Menſchen war ein todter Fleck, welcher Alles, was ihm auch geſchehen mochte und was die Anderen Freude nannten, in ein graues Einerlei verwandelte.

So ſaß er eines Spätherbſtabends allein in ſeinem weiten Zimmer, den Kopf geſtützt, an einem Tiſch, der mit Büchern und Schriften bedeckt war. Die Lampe brannte, es war tiefe Stille, nur zuweilen unterbrochen durch den draußen gehenden Wind und durch das Fallen einer ſpäten Frucht im Garten; dann hob er den Kopf von ſeiner Hand und ſah durch die unverhangenen Fenſter in die Dunkelheit hinaus; lange, ſehr lange. Als er die Augen abwandte, blieben ſie auf dem Flügel haften, der verſchloſſen in der Ecke des Zimmers ſtand. Es lagen Briefe darauf; er hatte ſie bei ſeiner Heimkunft in der Dämmerung überſehen. Nun legte er ſie vor ſich hin und brach ſie; es waren fremde, gleichgültige Namen darunter, nur einer von bekannter Hand; er hatte ſie lange nicht geſehen, von Freundeshand. Er zögerte ihn zu brechen, er beſah die Aufſchrift, den Stempel; ſein Herz klopfte hörbar, der Brief wurde ſchwer in ſeiner Hand. Endlich brach er ihn doch und las; und als er die erſte Seite umgewandt hatte, las er auf der zweiten:

„Angelicas Verbindung iſt vor der Hochzeit durch den Tod des Bräutigams gelöſt; komm nun und hole Dir Dein Glück! — —“

Die Schrift verſchwamm ihm vor den Augen, das Papier flog in ſeiner Hand; dann überfiel ihn unerbittliche Wehmuth. Heimweh, flehend mit Kinderſtimme, kam an ihn heran und führte ihn ſeine träumeriſchen Irrgänge; weit, weit aus ſeiner Einſamkeit — in einen ſtillen Garten — über einen See im klaren Mittagsſonnenſchein — dann hinein in den Abend auf dunklem Waldpfad, wo ſich das Mondlicht durch die Blätter ſtahl, wo er ihre Geſtalt kaum ſah, nur die ſchmale Hand in der ſeinen fühlend, die ſie heimlich ihm zurückgereicht — dann zurück in frühe, früheſte Zeit — ſie hatte ihn einſt daran erinnert, das Haar an ſeine Wange lehnend — in ein Zimmer ihres elterlichen Hauſes; das kleine blaſſe Mädchen in den blonden Flechten beim Vorleſen ihr Schemelchen an ſeine Kniee rückend, andächtig aufhorchend, zu ihm emporſchauend, bis er die Hand auf ihr Köpfchen legte und ſie endlich, wie ſie es wollte, im Stillen zu ſich auf den Schooß nahm — dann wieder, wie er ſie nie geſehen — aber es war ein Geſtändniß der innigſten Stunde — das leidenſchaftliche Kind, ſchlaflos die Nacht durchweinend, der zufälligen Nähe des heimlich Geliebten ſich bewußt, die Händchen an die kleine Bruſt gepreßt, die ſchon ſo früh den Gott in ſich empfangen — und ſpäter dann, ihm ganz gehörend, über ihn gebeugt, das Haar über ihn herabfallend, er ſelbſt an ihrem Leibe hängend, nur Eins im Andern, Aug' in Auge untergehend.

Er ſank auf ſeine Kniee, er ſtreckte die Arme nach ihr aus und rief ſtammelnd vor Schmerz und Leidenſchaft ihren Namen. — Aber ſie kam nicht, die er rief, ſie konnte nicht mehr kommen; der Zauber ihres Weſens, wie er noch einmal vom Abendſchein erinnernder Liebe angeſtrahlt erſchien, war in der ganzen Welt nur noch in ſeiner Bruſt zu finden.

Die Lampe brannte ſchon nicht mehr, ein trüber Mond war draußen aufgegangen und ſah herein. Da ſtand er auf und, ſeine Schreibſchatulle aufſchließend, nahm er ein Päckchen Briefe aus einer Schublade und löſte die Schnur, womit ſie zuſammengebunden waren; dann nahm er den eben geleſenen Brief, legte ihn zu den anderen und verſchloß das Päckchen wieder an ſeinen alten Ort.

Nachdem er das gethan, öffnete er das Fenſter und lehnte ſich weit hinaus. Es regnete, die ſchweren

Tropfen fielen in ſein Haar, auf ſeine heißen Schläfen. So lag er lange regungslos, gedankenlos; nur im Innern das heimliche Toben ſeines Blutes fühlend und mechaniſch unter ſich auf das Rauſchen der Blätter horchend. Aber die Natur, in der er ſchon ſo oft ſich ſelber wiedergefunden, kam ihm auch hier zu Hülfe; ſie zwang ihn nicht, ſie wollte nichts von ihm; aber ſie machte ihn allmälig kühl und ſtill. Und als er endlich ſeiner Sinne und ſeiner Seele wieder Herr geworden war, da wußte er auch, daß er erſt jetzt Angelica verloren und daß ſein Verhältniß zu ihr erſt jetzt für immer abgeſchloſſen und zu Ende ſei.

Poſthuma.

Ein Grabgeleite betrat den Kirchhof; ein ſchmaler Sarg, ein Blumenkranz darauf, ſechs Träger und zwei Folger. Es war ſtille Sommerfrühe, der größte Theil des Kirchhofes lag noch in feuchtem Schatten; nur an dem Rande einer friſchen Grube war die aufgeworfene Erde ſchon von der Sonne angeſchienen. Hier ſank der Sarg hinab; die Männer nahmen die Hüte herunter, neigten einige Augenblicke den Kopf hinein und gingen dann plaudernd ihren Weg zurück, dem Todtengräber den Reſt überlaſſend. — Bald war die Erde aufgeſchüttet, und es wurde wieder Stille, einſamer Sonnenſchein; nur die Schatten der Kreuze und Gedenktafeln, der Urnen und Obelisken rückten unmerklich über den Raſen.

Das Grab war in dem Viertel der Armen, wo keine Steine auf den Gräbern liegen; erſt ein niedriger

Erdhügel, dann kam der Wind und wehte den loſen Staub in den Weg; dann fiel der Regen vom Himmel und verwuſch die Ecken; an Sommerabenden lieſen die Kinder darüber weg. Endlich wurde es Winter; und nun fiel der Schnee darauf, dichter und dichter, bis es ganz verſchwunden war. — Aber der Winter blieb nicht; es wurde wieder Frühling, es wurde Sommer. Auf den andern Gräbern brachen die Schneeglöckchen aus der Erde, das Immergrün blühte, die Roſen trieben große Knospen. Nun hatte auch hier das Grab ſich überwachſen; erſt ein feines Grün, Gras und Marienblatt, dann ſchoſſen rothe Neſſeln auf, Diſteln und anderes Gewächs, was die Menſchen Unkraut nennen; und an warmen Sommermittagen war es voll von Grillengeſang. — Dann wieder eines Morgens waren alle Diſteln und alles Unkraut verſchwunden und nur das ſchöne Gras war noch da. Wieder einige Tage ſpäter ſtand an dem einen Ende ein ſchlichtes ſchwarzes Kreuz; endlich war auf der Rückſeite des Kreuzes, vom Wege abgekehrt, ein Mädchenname eingeſchnitten, mit kleinen Buchſtaben, ohne Färbung, nur in der Nähe erkennbar.

* * *

Es war Nacht geworden. In der Stadt waren die Fenſter dunkel, es ſchlief ſchon Alles; nur oben in den hohen Zimmern eines großen Hauſes wachte noch ein junger Mann. Er hatte die Kerzen ausgethan und ſaß mit geſchloſſenen Augen in einem Lehnſeſſel, horchend, ob unten Alles zur Ruhe gegangen ſei; in der Hand hielt er einen Kranz von weißen Moosroſen. So ſaß er lange.

Draußen ward eine andere Welt lebendig: das Gethier der Nacht ſtrich umher, es wimmerte etwas in der Ferne. Als er die Augen aufſchlug, war das Zimmer hell; er konnte die Bilder an den Wänden erkennen; durch's Fenſter ſah er die gegenüberſtehende Wand des Seitenflügels in heller Mondſcheinbeleuchtung. Seine Gedanken gingen den Weg zum Kirchhof. „Das Grab liegt im Schatten,“ ſagte er — — „der Mond ſcheint nicht darauf.“ Dann ſtand er auf, öffnete vorſichtig und ſtieg mit ſeinem Kranz die Treppen hinab. Auf dem Hausflur horchte er noch einmal, und nachdem er geräuſchlos die Thür aufgeſchloſſen, ging er auf die Straße und im Schatten der Häuſer zur Stadt hinaus; eine Strecke fort im Mondſchein, bis er den Kirchhof erreicht hatte.

Es war, wie er geſagt hatte; das Grab lag im tiefen Schatten der Kirchhofsmauer. Er hing den Roſenkranz über das ſchwarze Kreuz; dann lehnte er den Kopf daran. — Der Wächter ging draußen vorüber; aber er bemerkte ihn nicht; die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuſeln der Gräſer, das Springen der Nachtblüthen, das feine Singen in den Lüften; er hörte es nicht, er lebte in einer Stunde, die nicht mehr war, umfangen von zwei Mädchenarmen, die ſich längſt über einem ſtillen Herzen geſchloſſen hatten. Ein blaſſes Geſichtchen drängte ſich an ſeins; zwei kinderblaue Augen ſahen in die ſeinen.

Sie trug den Tod ſchon in ſich; noch aber war ſie jung und ſchön; noch reizte ſie und wurde noch begehrt. Sie liebte ihn, ſie that ihm Alles. Oft war ſie ſeinetwegen geſcholten worden; dann hatte ſie mit ihren ſtillen Augen drein geſehen, es war aber deshalb nicht anders geworden. Nachts im kalten Vorfrühling, in ihrem vertragenen Kleidchen kam ſie zu ihm in den Garten; er konnte ſie nicht anders ſehen.

Er liebte ſie nicht, er begehrte ſie nur und nahm achtlos das ängſtliche Feuer von ihren Lippen. „Wenn ich geſchwätzig wäre,“ ſagte er, „ſo könnte ich morgen erzählen, daß mich das ſchönſte Mädchen in der Stadt geküßt hat.“

Sie glaubte nicht, daß er ſie für die Schönſte halte, ſie glaubte auch nicht, daß er ſchweigen werde.

Ein niedriger Zaun trennte den Fleck, worauf ſie ſtanden, von der Straße. Nun hörten ſie Schritte in ihre Nähe kommen. Er wollte ſie mit ſich fortziehen; aber ſie hielt ihn zurück. „Es iſt einerlei,“ ſagte ſie.

Er machte ſich von ihren Armen los, und trat allein zurück.

Sie blieb ſtehen, regungslos; nur daß ſie ihre beiden Hände an die Augen drückte. — So ſtand ſie noch, als draußen die Menſchen vorüber gegangen waren und als ſich das Geräuſch der Schritte unten zwiſchen den Häuſern verloren hatte. Sie ſah es nicht, daß er wieder zu ihr getreten war und ſeinen Arm um ihren Nacken legte; aber als ſie es fühlte, neigte ſie den Kopf noch tiefer. „Du ſchämſt Dich!“ ſagte ſie leiſe, „ich weiß es wohl.“

Er antwortete nicht; er hatte ſich auf die Bank geſetzt und zog ſie ſchweigend zu ſich nieder. Sie ließ es geſchehen, ſie legte ihre Lippen auf ſeine ſchönen vornehmen Hände; ſie fürchtete ihn betrübt zu haben.

Er hob ſie lächelnd auf ſeinen Schooß und wunderte ſich, daß er keine Laſt fühle, nur die Form ihres zarten, elfenhaften Körpers; er ſagte ihr neckend, ſie ſei eine Hexe, ſie wiege keine dreißig Loth. — Der Wind kam durch die nackten Zweige; er ſchlug ſeinen Mantel um ihre Füße. Sie ſah mit glücklichen Augen zu ihm auf. „Mich friert nicht!“ ſagte ſie und preßte ihre Stirn feſt an ſeine Bruſt.

Sie war in ſeiner Gewalt; ſie wollte nichts mehr für ſich allein. — Er ſchonte ihrer; nicht weil es ihn ihrer erbarmte oder weil er es als Sünde empfunden hätte, ſie ohne Liebe ſein zu nennen; aber es war, als wehre ihm Jemand, ſie ganz zu beſitzen. Er wußte nicht, daß das der Tod ſei. — —

Er war aufgeſtanden, er wollte gehen. „Du wirſt zu kalt.“ ſagte er. Aber ſie drückte ſeine Hand an ihre Wange, ſie legte ihre Stirn an ſeine. „Ich bin heiß! fühl nur, brennend heiß!“ ſagte ſie. Sie ſchlug ihre Arme um ſeinen Nacken, ſie ließ ſich wie ein Kind an ſeinem Halſe hängen, und ſah ihn ſtumm und ſelbſtvergeſſen an.

* * *

Acht Tage nach dieſer kalten Nacht vermochte ſie das Bett nicht zu verlaſſen; zwei Monate ſpäter war ſie geſtorben. Er hatte ſie nicht wieder geſehen; aber ſeit ihrem Tode iſt ſeine Begierde erloſchen; er trägt jetzt ſchon jahrelang ihr friſches Bild mit ſich herum und iſt gezwungen, eine Todte zu lieben.

Wenn die Aepfel reif ſind.

Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Plankenzaun des Gartens ſtanden, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spitzen der Obſtbäume und drüben auf die Hinterwand des Hauſes, bis hinunter auf den ſchmalen Steinhof, der durch ein Stacket von dem Garten getrennt war; die weißen Vorhänge hinter dem niedrigen Fenſterchen waren ganz von ſeinem Licht beſchienen. Mitunter war's, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge ſie heimlich auseinander; einmal ſogar lehnte die Geſtalt eines Mädchens an die Fenſterbank. Sie hatte ein weißes Tüchlein unter's Kinn geknotet und hielt eine kleine Damenuhr gegen das Mondlicht, auf der ſie das Rücken des Weiſers aufmerkſam zu betrachten ſchien. Draußen vom Kirchthurm ſchlug es eben drei Viertel.

Unten zwiſchen den Büſchen des Gartens auf den Steigen und Raſenplätzen war es dunkel und ſtill; nur der Marder, der in den Zwetſchen ſaß, ſchmatzte bei ſeiner Mahlzeit und kratzte mit den Klauen in die Baumrinde. Plötzlich hob er die Schnautze. Es rutſchte etwas draußen an der Planke; ein dicker Kopf gukte herüber. Der Marder ſprang mit einem Satz zu Boden und verſchwand zwiſchen den Häuſern; von drüben aber kletterte ein unterſetzter Junge langſam in den Garten hinab.

Dem Zwetſchenbaum gegenüber, unweit der Planke, ſtand ein nicht gar hoher Auguſtapfelbaum; die Aepfel waren gerade reif, die Zweige brechend voll. Der Junge mußte ihn ſchon kennen; denn er grinſte und nickte ihm zu, während er auf den Fußſpitzen an allen Seiten um ihn herumging; dann, nachdem er einige Augenblicke ſtill geſtanden und gelauſcht hatte, band er ſich einen großen Sack vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwiſchen den Zweigen und die Aepfel fielen in den Sack, einer um den andern in kurzen regelrechten Pauſen.

Da zwiſchendrein geſchah es, daß ein Apfel neben bei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter in's Gebüſch rollte, wo ganz verſteckt eine Bank vor einem ſteinernen Gartentiſchchen ſtand. An dieſem Tiſche aber — und das hatte der Junge nicht bedacht — ſaß ein junger Mann mit aufgeſtütztem Arm und gänzlich regungslos. Als der Apfel ſeine Füße berührte, ſprang er erſchrocken auf; einen Augenblick ſpäter trat er vorſichtig auf den Steig hinaus. Da ſah er droben, wohin der Mond ſchien, einen Zweig mit rothen Aepfeln unmerklich erſt und bald immer heftiger hin und her ſchaukeln; eine Hand fuhr in den Mondſchein hinauf und verſchwand gleich darauf wieder ſammt einem Apfel in den tiefen Schatten der Blätter.

Der unten Stehende ſchlich ſich leiſe unter den Baum, und gewahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große ſchwarze Raupe um den Stamm herumhängen. Ob er ein Jäger war, iſt ſeines kleinen Schnurrbartes und ſeines ausgeſchweiften Jagdrocks unerachtet ſchwer zu ſagen; in dieſem Augenblicke aber mußte ihn ſo etwas wie ein Jagdfieber überkommen; denn athemlos, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um die Jungen in den

Apfelbäumen zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leiſe, aber feſt, ſeine Hand um den Stiefel, welcher wehrlos an dem Stamme herunterhing. Der Stiefel zuckte, das Apfelpflücken droben hörte auf; aber kein Wort wurde gewechſelt. Der Junge zog, der Jäger faßte nach; ſo ging es eine ganze Weile; endlich legte der Junge ſich auf's Bitten.

„Lieber Herr!“

„Spitzbube!“

„Den ganzen Sommer haben ſie über den Zaun geguckt!“

„Wart nur, ich werde Dir einen Denkzettel machen!“ und dabei griff er in die Höhe und packte den Jungen in den Hoſenſpiegel. „Was das für derbes Zeug iſt!“ ſagte er.

„Mancheſter, lieber Herr!“

Der Jäger zog ein Meſſer aus der Taſche und ſuchte mit der freien Hand die Klinge aufzumachen. Als der Junge das Einſchnappen der Feder hörte, machte er Anſtalten hinabzuklettern. Allein der Andere wehrte ihm. „Bleib nur!“ ſagte er, „Du hängſt mir eben recht!“

Der Junge ſchien gänzlich wie verleſen. „Herr

Jemine!“ ſagte er, „es ſind des Meiſters ſeine! — Haben Sie denn gar kein Stöckchen, lieber Herr? Sie könnten es mit mir alleine abmachen! Es iſt mehr Plaiſir dabei; es iſt eine Motion; der Meiſter ſagt, es iſt ſo gut wie Spazierenreiten!“

Allein — der Jäger ſchnitt. Der Junge, als er das kalte Meſſer ſo dicht an ſeinem Fleiſch heruntergleiten fühlte, ließ den vollen Sack zur Erde fallen; der Andere aber ſteckte den ausgeſchnittenen Flecken ſorgfältig in die Weſtentaſche. „Nun kannſt Du allenfalls herunterkommen!“ ſagte er.

Er erhielt keine Antwort. Ein Augenblick nach dem andern verging; aber der Junge kam nicht. Von ſeiner Höhe aus hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geſchah, im Hauſe drüben das ſchmale Fenſterchen ſich öffnen ſehen. Ein kleiner Fuß ſtreckte ſich heraus — der Junge ſah den weißen Strumpf im Mondſchein leuchten — und bald ſtand ein vollſtändiges Mädchen draußen auf dem Steinhof. Ein Weilchen hielt ſie mit der Hand den offenen Fenſterflügel; dann ging ſie langſam an das Pförtchen des Stacketenzaunes und lehnte ſich mit halbem Leibe in den dunkeln Garten hinaus.

Der Junge renkte ſich faſt den Hals aus, um das Alles zu betrachten. Dabei ſchienen ihm allerlei Gedanken zu kommen; denn er verzog den Mund bis an die Ohren und ſtellte ſich breitſpurig auf zwei gegenüber ſtehende Aeſte, während er mit der einen Hand das geſchädigte Kleidungsſtück zuſammenhielt.

„Nun, wird's bald?“ fragte der Andere.

„Es wird ſchon,“ ſagte der Junge.

„So komm herunter!“

„Es iſt nur,“ erwiderte der Junge, und biß in einen Apfel, daß der Jäger es unten knirſchen hörte, „es iſt nur, daß ich juſt ein Schuſter bin!“

„Was denn, wenn Du kein Schuſter wärſt?“

„Wenn ich ein Schneider wäre, würde ich mir das Loch von ſelber flicken.“ Und er fuhr fort ſeinen Apfel zu verſpeiſen.

Der junge Mann ſuchte in ſeiner Taſche nach kleiner Münze, aber er fand nur einen harten Doppelthaler. Schon wollte er die Hand zurückziehen, als er von unten her ganz deutlich ein Klinken an der Gartenthür vernahm. Auf dem Kirchthurm drüben ſchlug es eben zwölf. — Er fuhr zuſammen. „Dummkopf!“ murmelte er, und ſchlug ſich vor die Stirn.

Dann griff er wieder in die Taſche und ſagte ſanft: „Du biſt wohl armer Leute Kind?“

„Sie wiſſen ſchon,“ ſagte der Junge, „'s wird Alles ſauer verdient.“

„So fang und laß Dir' flicken!“ Damit warf er das Geldſtück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondſchein hin und wieder und ſchob es ſchmunzelnd in die Taſche.

Draußen auf dem langen Steige, an dem der Apfelbaum in den Rabatten ſtand, wurden kleine Schritte vernehmlich und das Rauſchen eines Kleides auf dem Sande.- Der Jäger biß ſich in die Lippen; er wollte den Jungen mit Gewalt herunter reißen; der aber zog ſorgſam die Beine in die Höhe, eins um's andere; es war vergebene Mühe. „Hörſt Du nicht?“ ſagte er keuchend, „Du kannſt nun gehen!“

„Freilich!“ ſagte der Junge, „wenn ich den Sack nur hätte!“

„Den Sack?“

„Er iſt mir da vorher hinabgefallen.“

„Was geht das mich an?“

„Nun, lieber Herr, Sie ſtehen juſt da unten!“

Der Andere bückte ſich nach dem Sack, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werfen Sie dreiſt zu!“ ſagte der Junge, „ich werde ſchon fangen.“

Der Jäger that einen verzweifelnden Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle, unterſetzte Geſtalt zwiſchen den Zweigen ſtand, ſperrbeinig und bewegungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte in kurzen Pauſen immer näher kamen, trat er haſtig auf den Steig hinaus.

Ehe er ſich's verſah, hing ein Mädchen an ſeinem Halſe.

„Heinrich!“

„Um Gottes Willen!“ Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie ſah ihn mit verdutzten Augen an; aber er achtete nicht darauf, ſondern ſchob ſie mit beiden Händen in's Gebüſch.

„Junge, vermaledeiter! — Aber daß Du mir nicht wieder kommſt!“ und er erwiſchte den ſchweren Sack am Boden und hob ihn ächzend in den Baum hinauf.

„Ja, ja,“ ſagte der Junge, indem er dem Andern behutſam ſeine Bürde aus den Händen nahm, „das ſind von den rothen, die fallen in's Gewicht!“ Hierauf zog er ein Endchen Bindfaden aus der Taſche und ſchnürte es eine Spanne oberhalb der Aepfel um den Sack, während er mit den Zähnen die Zipfel deſſelben angezogen hielt: dann lud er ihn auf ſeine Schulter, ſorgſam und regelrecht, ſo daß die Laſt gleichmäßig auf Bruſt und Rücken vertheilt wurde. Nachdem dieſes Geſchäft zu ſeiner Zufriedenheit beendet war, faßte er einen ihm zu Häupten ragenden Aſt und ſchüttelte ihn mit beiden Fäuſten. „Diebe in den Aepfeln!“ ſchrie er; und nach allen Seiten hin praſſelten die reifen Früchte durch die Zweige.

Unter ihm rauſchte es in den Büſchen, eine Mädchenſtimme kreiſchte, die Gartenpforte klirrte, und als der Junge noch einmal den Hals ausreckte, ſah er ſoeben das kleine Fenſter wieder zuklappen und den weißen Strumpf darin verſchwinden.

Einen Augenblick ſpäter ſaß er rittlings auf der Gartenplanke und lugte den Weg entlang, wo ſein neuer Bekannter mit langen Beinen in den Mondſchein hinauslief. Dabei griff er in die Taſche, befingerte ſeine Silbermünze und lachte ſo ingrimmig in ſich hinein, daß ihm die Aepfel auf dem Buckel tanzten. Endlich, als ſchon die ganze Hausgenoſſenſchaft mit Stöcken und Laternen im Garten umherrannte, ließ er ſich lautlos an der andern Seite hinuntergleiten und ſchlenderte über den Weg in den Nachbarsgarten, allwo er zu Haus war.

Drüben am Markt.

Schon wieder ſtand der kleine Herr im blauen Frack an der Wehle unterhalb des Deiches zu fiſchen. Vier Angelruthen hatte er ausgelegt; die Korke mit den Federpoſen ſchwammen auf der blanken Waſſerfläche, während die Stöcke in dem üppigen Marſchgraſe ruhten. Auch der kleine ſchwarze Hund ſaß wieder daneben, wie es ſchien in die Betrachtung des vor ihm liegenden Netzes verſunken, das ſchon zur Hälfte mit Weißfiſchen und Aalen gefüllt war; nur zuweilen warf er den Kopf herum und ſchnappte nach den Schmeißfliegen, die um ſeine Naſe ſchwärmten. Sein Herr hatte die ausgerauchte Meerſchaumpfeife neben ſich gelegt und blickte, die Hände auf den Rücken gefaltet, aus ſeinen kleinen runden Augen gleichgültig vor ſich hin; bald auf die ſchwimmenden Korke, bald über die Wehle nach dem ſpitzen Thurm der nicht gar fernen Stadt. Die Sonne blitzte in den blanken Knöpfen ſeines Fracks und vor ihm auf dem ſtillen Waſſer; mitunter zog er ein blaugedrucktes Schnupftuch aus der Taſche und trocknete ſich damit den Schweiß aus ſeinen ſchon ergrauten Haaren. Das Schilf duftete, es war ein heißer Septembernachmittag.

Aus dem Häuschen, das droben auf dem Deiche lag, trat ein bejahrtes Frauenzimmer und ſtieg eilig an dem abwärts führenden Fußwege hinunter. Der alte Herr hatte ſie nicht bemerkt; denn an der einen Angel begann eben die Federpoſe zu zucken. Als aber jetzt die Frau laut redend und jammernd auf ihn zukam, wandte er ſich um und winkte ihr heftig mit der Hand. „Schrei ſie nicht ſo, alte Perſon!“ ſagte er und bückte ſich nach ſeiner Angel. „Hat denn die Mixtur von geſtern noch nicht angeſchlagen?“

Das Weib ſchwieg plötzlich und ſtrich ſich verlegen mit der Hand über ihre Schürze.

„Ja ſo,“ ſagte er, „ich kann's mir denken; Ihr habt wieder einmal ſelbſt gedoctert! — Da habt Ihr mir nun auch den Fiſch verjagt!“ — Indem hatte er ſich aufgerichtet; und in ſeine kleinen Augen trat ein Ausdruck von Schelmerei, der vor Zeiten dieſem unſchönen Antlitz eine vorübergehende Anmuth mochte verliehen haben. „Kleine Frau,“ ſagte er, „kennt Ihr das Gebet der Aerzte?“

Die Frau ſah ihn verdutzt an. „Nur das Vaterunſer, Herr Doctor, und die hinter'm Geſangbuch.“

„Nun, ſo will ich es Euch ſagen: Gott behüte uns vor den alten Weibern!“

Die Alte lächelte. „Herr Doctor ſind allzeit ſo ſpaßig.“

„Und nun,“ fuhr der Doctor fort, indem er ſeinen alten Hut aus dem Graſe aufſammelte, „nun bleib' Sie hier und paß' Sie mir auf meine Fiſcherei!“ — Der kleine Hund ſprang gegen ihn empor. „Leg dich, Pancraz!“ ſagte er und bückte ſich, um ihn zu ſtreicheln, mit jener haſtigen Innigkeit, womit in Gegenwart Anderer einſame Menſchen den an ſie gewöhnten Thieren zu begegnen pflegen. Dann, während der Hund ſich legte und das Weib, ſeinem Befehl gehorchend, ſich vor den Angelruthen an das Waſſer ſtellte, ſtieg er langſam den Deich hinauf und verſchwand in der Thür des kleinen Hauſes.

* * *

Es war tiefe Dämmerung, als der Doctor, aus ſeinem Meerſchaumkopfe rauchend, auf dem Fahrweg des Deiches nach der Stadt zurückkehrte. Neben ihm ging die alte Frau, in der einen Hand ein Recept, in der andern das ſchwergefüllte Fiſchnetz; der kleine Hund ſprang kläffend hin und wieder. — So erreichten ſie die Stadt. Im Schifferhauſe am Hafen brannten ſchon die Lichter und warfen ihren Schein auf die Gaſſe. Der Doctor that einen Blick in die Gaſtſtube, wo an dem rothangeſtrichenen Tiſch ſchon ein Frühgaſt dem Wirthe gegenüber ſaß; dann beſchleunigte er ſeinen Schritt und ging durch die dunkle Twiete dem Markte zu, wo er mit ſeiner Begleiterin in ein ſchmales alterthümliches Haus trat, vor dem eine Linde ihre Zweige bis an die Fenſter des oberen Stocks hinaufſtreckte.

Während noch die Hausglocke läutete, öffnete ſich im Hintergrund der Diele eine Thür, und ein ſchon ältliches bürgerlich gekleidetes Mädchen leuchtete mit einer Schirmlampe den Kommenden entgegen. „Biſt Du es, Onkel?“ fragte ſie.

„Freilich; nimm nur der Frau die Fiſche ab.“

Dann, nachdem die Alte gute Nacht gewünſcht, gingen Beide in das geräumige Hinterzimmer. Das Mädchen trug ihr Spinnrad in die Ecke und ſetzte die Lampe auf des Onkels Schreibtiſch, während dieſer ſeine Taſchen von dem mitgenommenen Angelgeräthe leerte. „Iſt Jemand da geweſen?“ fragte er.

„Ja, Onkel, die arme Frau, der Du das Kleid von ſelig' Tante ſchenkteſt.“

„Sonſt wer?“

„Die alte Kammerherrin hat geſchickt, ſie hat wieder ihren Zufall.“

Der Doctor ſetzte ſich auf den harten lederbezogenen Stuhl, der vor dem Schreibtiſch ſtand. „So?“ ſagte er, „ſchicken die feinen Leute auch noch! Nun,“ fügte er brummend hinzu, „der Andere wird nicht um den Weg geweſen ſein. — Wann war der Diener hier?“

„Du warſt nur eben fort.“

„So — nun da brauchen Ihro Gnaden mich ſchon nicht mehr.“

„Der Juſtizrath,“ ſagte das Mädchen, „iſt auch da geweſen; Du hätteſt doch nicht vergeſſen, daß es heute der Geburtstag ſeiner Frau ſei.“

Der Doctor ſchwieg eine Weile. — „Es iſt gut,“ ſagte er, „bring nur die Fiſche in die Küche!“

Das Mädchen ging; der Doctor blieb auf ſeinem Stuhle ſitzen und ſtreichelte mit der Hand den kleinen Hund, der ihm auf den Schooß geſprungen war. Seine Augen hafteten an der Meſſingklinke der nach dem Flur hinausgehenden Thür, als denke er, ſie werde ſich im nächſten Augenblick bewegen, und Jemand, den er erwarte, in das dürftig ausgeſtattete Gemach hereintreten. Aber es kam Niemand; er blieb allein. Endlich, nachdem er das Thier behutſam auf den Fußboden geſetzt hatte, ſtand er auf und nahm aus dem Repoſitorium des Schreibtiſches einen der Quartbände, welche ſeine ärztliche Buchführung enthielten. Das Blatt, welches er aufſchlug, trug eine Jahreszahl, die der erſten Zeit ſeiner Praxis angehörte. — „Handlungsdiener Friedeberg“ ſtand darüber: darunter waren viele Viſiten eingetragen, ſie folgten ſich faſt Tag um Tag; zum Schluſſe aber war die Rechnung mit einer verhältnißmäßig ſehr geringen Summe abgeſchloſſen.

Der alte Friedeberg war längſt begraben; aber der Doctor ſah ihn noch vor ſich, den kleinen Mann im leberfarbenen Rock, wie er an ſonnigen Sonntagnachmittagen drüben am Markt vor der Thür des großen Giebelhauſes ſtand und ihm, wenn er vorüberging, ſein „Servus, Herr Doctor!“ zurief. — Der alte Friedeberg war es jedoch nicht, um deſſen willen die kleine runde Hand des Doctors nach dieſem Folium zurückgeblättert hatte. Er war nur der Diener geweſen; das große Giebelhaus hatte derzeit dem zweiten Bürgermeiſter, ſeinem Principal, gehört; der alte Friedeberg führte nur das kleine Ladengeſchäft, das der reiche Kaufherr zugleich mit jenem treuen Mann nach ſeinen Eltern überkommen hatte. Auch der ſtattliche Bürgermeiſter wohnte ſeit lange nicht mehr in ſeinem ſonnigen Hauſe; er lag nicht weit davon auf dem Kloſterkirchhof in der Familiengruft, die er ſelbſt hatte bauen laſſen. — Es war aber auch nicht ſein Gedächtniß, das die Hand des Doctors geleitet hatte; der Doctor war nicht einmal ſein Hausarzt geweſen; denn der Bürgermeiſter hatte ſich wie alle Honoratioren des Phyſikus bedient. Aber der Phyſikus war einmal über Land geweſen, und — der Herr Bürgermeiſter hatte eine Tochter gehabt.

Das war es. — —

Der Doctor hatte ſich umgewandt. Seine Augen ruhten auf dem leeren Polſterſtuhl, der ihm gegenüber zwiſchen dem Ofen und dem Taſſenſchränkchen ſtand. — Spät an einem Februarabend war es geweſen. Dort hatte ſeine Mutter, die alte Schneiderswittwe, geſeſſen, mit gefalteten Händen, das Spinnrad neben ſich. Sie war ſchon ein wenig eingenickt geweſen, wie es ihr vor dem Schlafengehen zu geſchehen pflegte; aber ſie war wieder munter geworden und ſaß nun nach ihrer Gewohnheit aufrecht und ohne ſich anzulehnen. „Und Du willſt ein Doctor ſein,“ ſagte ſie, „und weißt nicht, daß alte Leute nicht mehr jung ſind!“ — Der Doctor zog ſeine ſilberne Taſchenuhr auf und hing ſie an die Wand. „Es wird Schlafenszeit, Mutter!“ ſagte er lächelnd; denn er wußte Alles, was noch folgen würde. Aber die Alte ließ nicht ab; ſie ſchenkte ihm nichts, er mußte Alles hören: ihr Alter und das ſeinige, dann alle Mühen des kleinen Haushalts und das geſammte Inventar an Leinen und Bettſtücken, das droben in den beiden eichenen Schränken lagerte. „Denn,“ ſagte ſie, „wir ſind immer auskömmliche Leute geweſen, ich und Dein ſeliger Vater; und das Nothwendige wäre ſchon beiſammen, wenn die junge Frau in's Haus käme.“ — Der Doctor hatte ſchon faſt ein wenig ungeduldig werden wollen; da plötzlich hatte die Hausglocke geſchellt, und da nach einigen Augenblicken war ſie hereingetreten. Sie hatte das blonde Haar zurückgeſchüttelt und ein weißes Tüchlein vom Kopf genommen und ſich dann einen Augenblick ſchweigend und aufathmend im Zimmer umgeſehen. Die kleine bebende Alte war faſt erſchrocken aus ihrem Lehnſtuhl aufgeſprungen; denn ſolch' einen Gaſt hatte ſie noch niemals in dem Zimmer ihres Doctors erſcheinen ſehen. Aber es war Nothſache geweſen; der alte Friedeberg war plötzlich ſchwer erkrankt, eine tiefe Ohnmacht, ein Schlaganfall, die junge Dame wußte es ſelber nicht. Der Lehrling war um den Kranken beſchäftigt, die Mägde ſchon in den Betten geweſen; in ihrer Angſt und ohne zu fragen war ſie fortgelaufen. Beim Phyſikus hatte ſie vergebens angeklopft; nun ſollte der junge Doctor kommen; aber ſogleich, es war kein Augenblick zu verlieren. — Der Doctor ſtand vor ihr in ſeinem abgetragenen Schlafrock, der die kleine pralle Geſtalt nur kaum bedeckte, und fragte und ließ ſich berichten. Die alte Frau ging während deſſen im Zimmer umher und brachte hier eine Weſte, dort ein Schnupftuch auf die Seite, die er wie gewöhnlich auf den Stühlen umhergeſtreut hatte; ſie wiſchte mit ihrer Schürze über das Polſter des alten Lehnſtuhls und lud die junge Dame zum Sitzen ein. Aber die junge Dame wollte ſich nicht ſetzen, und bald, nachdem der Doctor in die Kammer gegangen und in ſeinem blauen Kleidrock wieder zum Vorſchein gekommen war, machten Beide ſich auf den Weg.

Die Alte hatte ihnen geleuchtet. „Fallen Sie nicht, Mamſell,“ hatte ſie geſagt, „der Ring an der Kellerlucke ſteht vor!“ Der Doctor entſann ſich alles deſſen noch genau, er meinte noch zu hören, wie ſie hinter ihnen die Kette vor die Hausthür legte.

Draußen ſtanden ſchon alle Häuſer dunkel; nur drüben unweit der Twiete in dem großen Giebelhauſe waren unten noch die Fenſter hell. Eben ſchlug es von der Kirchenuhr an der andern Seite des Marktes. Unwillkürlich ſtanden ſie und ſahen an dem alten Thurm empor, der mit ſeiner dunkeln Spitze in den Sternenhimmel hinaufragte. Hoch überhin ſteuerte ein Zug von Wildgänſen durch die Luft; ihr gellender Schrei und der Klang ihrer Flügel fuhr weithin über die ſchlafende Stadt.

Der Doctor ließ ſein Bambusrohr auf der Steinplatte klingen. „Kommen Sie, Mamſell Sophie,“ ſagte er, „es wird Frühling! Wir müſſen dem alten Friedeberg helfen.“

Und nun gingen ſie, das Mädchen immer einen Schritt voraus. Er aber in dem ungewiſſen Sternenſchimmer ſah zum erſten Mal auf ſie und wie feſt und jugendlich ſie daherging.

* * *

Jene Nacht war längſt dahin. Der Doctor war ſeitdem faſt noch einmal ſo alt geworden; aber die Leute ſagten, er habe dazumal nicht anders ausgeſehen, nur ſein Haar ſei etwas grau, und der blaue Frack ein paar Mal neu und dann wiederum alt geworden. Auch im Hauſe in dem großen Hinterzimmer war es ebenſo geblieben; derſelbe alte Tiſch mit den geſchweiften Beinen und dem bunten Wachstuchbezug; daſſelbe Taſſenſchränkchen und der weiße Sand auf dem Fußboden. Freilich in dem Polſterſtuhl am Ofen ſaß jetzt nicht mehr wie ſonſt die alte ſtrickende Frau, ſondern ein kleiner ſchwarzer Hund, den der Doctor nach ihrem Tode ſich herangezogen hatte.

Auch in dieſem Augenblick behauptete der kleine Hausgenoſſe ſeinen ererbten Platz. Er hatte ſich ſchlafen gelegt und ſchien noch von den Schmeißfliegen zu träumen, die draußen an der Wehle ihn umſchwärmt hatten; denn er kläffte und ſchnappte ein paar Mal um ſich her in die leere Luft. Der Doctor ging auf ihn zu und ſtreichelte ihn: „Laß doch, Pancraz, laß doch!“ ſagte er, „du träumſt ja nur.“ Der Hund ſah mit trüben Augen zu ihm auf, leckte einen Augenblick die liebkoſende Hand ſeines Herrn und ſchob dann die Schnauze wieder zum Schlaf unter ſeinen Schenkel.

Der Doctor trat wieder an ſeinen Schreibtiſch, und, nachdem er das vorhin aufgeſchlagene Buch zugemacht und an ſeinen Platz gethan hatte, holte er aus dem hinterſten Fache einer Schublade das Bruchſtück einer rothen Hummerſcheere hervor, an welcher mit einem Bindfaden ein großer Schlüſſel befeſtigt war. Dann nahm er die Lampe und ging zur Thür hinaus, durch den ſchmalen Gang auf den Hausflur, und ſtieg von dort die Treppe hinauf, die zwiſchen weiß getünchten Wänden in das obere Stockwerk führte.

Die Stufen knarrten, die einſame Hauskatze, die auf dem Treppenabſatz eingedämmert war, ſprang vor ihm auf und ſtob die Bodentreppe hinan. Oben auf dem engen Flur zwiſchen zwei dunkeln ungeheuren Schränken ſtand der Doctor ſtill und öffnete mit ſeinem Schlüſſel die Thür eines nach der Straße hinausführenden geräumigen Zimmers, deſſen Fußboden mit einem wollenen Teppich belegt war. Der Schein der Lampe fiel auf eine Tapete, wie man ſie vor einem Vierteljahrhundert wohl zu ſehen pflegte; eine Südſeelandſchaft mit den Figuren Pauls und Virginiens, die ſich in bunten, jetzt freilich verblichenen Farben oberhalb des hohen Paneels wie ein Panorama an der Wand entlang zog. Das mit Mahagoni fournirte, jetzt tiefdunkle Geräth des Zimmers ſchien im Gegenſatz zu der unteren Wohnung einſt mit beſonderer Sorgfalt ausgewählt. — Der Doctor ſetzte die Lampe auf den länglichen mit einem bunten Teppich behangenen Sophatiſch. Seine Augen ruhten eine Weile auf dem mit Buchsbaum eingelegten Jagdſtückchen in der Lehne des Sophas; dann breitete er ſein Schnupftuch auf das Sitzpolſter, ſtieg hinauf und hob die beſtaubte Glasglocke von einer Tafeluhr, die mitten in dem hartblauen Himmel der Südſeeinſel auf einem kleinen Poſtamente ſtand. Er nahm den verroſteten Stahlſchlüſſel, und, nachdem er langſam aufgezogen und den Perpendikel angeſtoßen hatte, horchte er auf das plötzlich laut werdende Ticken. Die Uhr ging wieder, ſie ging ganz wie vor fünfundzwanzig Jahren; es war wieder etwas lebendig in dem Zimmer, worin es ſonſt ſo ſtill war.

Er hatte die Glasglocke wieder aufgeſetzt, und ging jetzt wie vorſichtig über den weichen Teppich zu einem Seſſel, der in einer der beiden tiefen Fenſterniſchen ſtand. Es war ſchon dunkel draußen; aus den einzelnen Fenſtern und von den hier und da ſtehenden Gaſſenlaternen fielen ſpärliche Lichter; nur drüben rechts hinab über den Markt in dem großen Giebelhauſe waren alle Fenſter des oberen Stockwerks erleuchtet. Der Doctor ſtützte den Arm auf die Fenſterbank und ſah nach dem hellen Schein, der von dort in das Dunkel hinausbrach.

Damals, an einem Vormittag vor vielen Jahren, acht Tage mochte es geweſen ſein nach jener Februarnacht, hatte das Haus drüben in vollem Sonnenlicht geſtanden; auf die ſpiegelblanken Ladenfenſter und an der andern Seite auf die Fenſter des vorſpringenden Ausbaues und zwiſchen ihnen auf die Flieſen des weitgeöffneten großen Hausflurs war der goldene Schein gefallen.

Der Doctor erinnerte ſich deſſen wohl.

An einem Markttage war es geweſen; er hatte ſich von ſeinem Hauſe an durch die Reihen der Bauernwagen und der Eier- und Gemüſekörbe durchgedrängt; er hatte hier und dort einer Marſchbäuerin die Hand geſchüttelt und ſie bei Vor- und Zunamen begrüßt; ja ſogar ein Recept hatte er ſtehend und aus freier Hand auf ſeine Brieftafel ſchreiben müſſen. Nun trat er in das große Giebelhaus, um nach dem alten Friedeberg zu ſehen. Es hatte keine Gefahr mehr, er war ſchon in der Beſſerung. Auf dem Flur vor dem Laden drängten ſich die Käufer. Der Lehrling konnte nicht allen Händen genügen, die ihre Körbe und Kannen vor ihm hinſchoben. Aber er hatte eine Gehülfin bekommen; dort auf dem Ladentritt ſtand eine ſchlanke Mädchengeſtalt und hantirte in den oberſten Schubladen des Repoſitoriums.

„Ei was, Mamſell Sophie!“ rief der Doctor.

Sie wandte den Kopf zurück; ein Paar helle Augen ſahen auf ihn herab. „Guten Morgen!“ rief ſie.

„Was treiben Sie denn da?“

„Sie wiſſen ja,“ ſagte ſie und ſprang mit einem leichten Satz zu Boden, „der alte Friedeberg iſt invalid; da muß ich der alte Friedeberg ſein!“

„Das ſeh ich,“ ſagte der Doctor, und ſeine kleinen Augen folgten ihr mit Verwunderung, wie ſie mit den flinken Fingern die Waare in Papier ſchlug, wie ſie den Bindfaden von der Rolle ſchnurrte, ihn um das Päckchen knüpfte und dann ſo reſolut an dem großen Ladenmeſſer abſchnitt.

Als ſie die Waare aus der Hand legte, ſetzte ſchon wieder ein Arbeiter ſeine Branntweinflaſche vor ſie hin. Sie blickte einen Augenblick wie hülfeſuchend nach dem Lehrling. Als ſie ihn beſchäftigt ſah, kniete ſie ſeitwärts vor das Ankerfaß und hielt das zinnerne Maß unter das Meſſinghähnchen. Aber während die Flüſſigkeit hineinrann, bog ſie den Kopf zurück und ſchüttelte ſich unmerklich, als widre ſie der Dunſt des Alkohols.

Der Doctor ſtand noch immer und ließ kein Auge von ihr. Und ſchon plauderte ſie mit einem Haufen Kinder, die ungeduldig mit ihren Sechslingen klopfend vor dem Ladentiſch ſtanden. Sie neigte ſich herüber und nahm das pausbackige Geſicht eines Nachbarknabens zwiſchen ihre Hände. „Junge, was Du für ein Kerl geworden biſt,“ ſagte ſie und ſah ihm ernſthaft in die Augen, „Du haſt wohl gar den Nachtwächter ſchon geſehen?“

Der Junge ſchüttelte den Kopf. — „Der tutet blos!“ ſagte er und ſah ſie trotzig an.

Sie lachte und ſteckte ihm ſein Päckchen in die Taſche. „Halt, Du vergißt ja was!“ Dann nahm ſie ein Glas mit Bonbons aus dem Schaufenſter. „Nun greif einmal, aber herzhaft!“ Und der Kleine ließ es daran nicht fehlen. Der Ladenburſche warf einen bedenklichen Blick auf ſeine junge Principalin, als ſie ihm das Glas zum Wegſetzen in die Hand gab; der Doctor aber lächelte ſtill in ſich hinein und blickte unvermerkt zurück, als er durch den Laden nach dem dahinter liegenden Zimmer des alten Friedeberg ging. — —

Der kleine Greis ſaß aufrecht in den Kiſſen und zählte mit den Fingern an ſeinen Knöcheln, während er durch die Fenſter nach dem dunkeln Packhofe ſah, in deſſen engem Raume er einen ſo großen Theil ſeines Lebens zugebracht hatte.

„Nun, Friedeberg,“ ſagte der Doctor, „laßt einmal die Rechenmaſchine ſtill ſtehen! Ihr habt ja Euern Stellvertreter draußen.“

Der Alte nickte, und ein ſanftes Lächeln trat in das kleine faltenreiche Geſicht. „Freilich, Doctor,“ ſagte er, „aber es ſchickt ſich nur nicht ſo recht, und der Herr Bürgermeiſter ſehen es auch nicht gern.“

Der Doctor warf noch einen Blick durch das Thürfenſterchen in den Laden; dann aber nahm er den Puls ſeines Patienten und examinirte und ſchalt ihn freundlich, wie es ſeine Art war.

Indeſſen knarrte die Thür, und das junge Mädchen trat ſtill herein. indem ſie fragend zu dem Arzt hinüber ſah.

Dann ſetzte ſie ſich zu dem Alten auf die Bettkante und drohte ihm mit dem Finger. „Halt Dich nur ruhig, Friedeberg," ſagte ſie, „da les ich Dir Nachmittag wieder aus dem theatrum mundi; die Belagerung Magdeburgs, oder was Du ſonſt mir aufſchlägſt! — Nein, nein, ſprich nur nicht! Ich weiß ſchon Alles, was Du fragen kannſt. Deinen faulen Burſchen halt' ich auch in Reſpekt; es wird Alles ſauber eingetragen, es geht Alles nach Deiner Vorſchrift. Und verkauft haben wir heute Morgen! Ich bekomme noch die ganze Kinderkundſchaft."

„Traut ihr nicht, Friedeberg!" ſagte der Doctor, „ein Viertel Cichorie und eine Taſche voll Bonbons als Draufgabe, das giebt eine ſchlechte Rechnung!"

Der Alte nahm ihre kleinen Finger und drückte ſie zärtlich zwiſchen ſeine alten arbeitsmüden. „Laſſen Sie ſie, Doctor," ſagte er, „das iſt eine geſegnete Hand."

Das Mädchen lächelte. „Ja, alter Friedeberg," ſagte ſie, indem ſie eine kleine Münze auf dem neben dem Bette ſtehenden Tiſch klingen ließ, „ſogar einen falſchen Schilling habe ich eingenommen! Du kannſt ihn hernach auf Deinen Ladentiſch nageln; da haſt Du das Dutzend voll."

„Die falſchen Stücke," erwiderte er langſam, „die ſind ſchon alt; das war in meiner Jugend; da nahm ich auch Alles unbeſehen.“

Sie ſah ihn mit klugen Augen an. „Es iſt von meiner Kinderkundſchaft,“ ſagte ſie.

Der Doctor konnte noch nicht wegfinden. Er hatte ſich unter dem Fenſter auf den Drehſtuhl des alten Friedeberg geſetzt und begann zu plaudern; er wagte es ſogar, die junge Dame an den Contretanz zu erinnern, den ſie letzthin im Caſino mit ihm getanzt hatte.

Sie hörte ihm ruhig zu. „Ja,“ ſagte ſie, „und dann das Solo; vergeſſen Sie das Solo nicht!“

Der Doctor fand auch gar keine Veranlaſſung, das Solo zu vergeſſen. Er lachte; denn er ſah ſich ſelbſt mit den Händen balancirend durch den Saal ſchreiten; aber trotz ſeiner kleinen kurzen Füße, er hatte doch das Gleichgewicht behalten, und das war nicht alle Mal ſo ganz geglückt. — Und dann klatſchten ſie ein wenig über die rothen Schuhe der Frau Kammerräthin und über den mathematiſchen Diener ſeines Freundes des Juſtizraths; und der Doctor lachte eben ſo harmlos über die Andern, wie er zuvor über ſich ſelbſt gelacht hatte. Ein paar Mal, wenn die ſchönen Mädchenaugen ſo friſch gegen ihn herausſchauten, verſuchte er auch einen ernſten Ton anzuſtimmen; aber er plagte ſich umſonſt, es ſchlug ihm immer wieder Alles in Spaß und Gelächter aus.

Das Mädchen, deren Hände auf ihrem ſauberen Morgenkleide ruhten, muſterte während deſſen die kleine unterſetzte Geſtalt des ihr gegenüberſitzenden Mannes. Es entging ihr nichts; weder die Bänder des beſcheidenen Vorhemdchens, die über den Rockkragen hervorſahen, noch der ungepflegte Zuſtand des Haupthaares, von dem unzählige Spitzen wie Flammen in die Höhe ragten. Zuletzt blieben ihre Augen an zwei kleinen Daunen haften, die, je nachdem der Doctor den Kopf bewegte, entweder wie aufſtrebende Räupchen in der Luft gaukelten oder in das allgemeine Wirrſal wieder hinabtauchten. Mamſell Sophie ſtrich ſich unwillkürlich mit den Fingern über ihren ſeidenen Scheitel, und in ihrem Geſichtchen zuckte es wieder wie vorhin, da ſie vor dem Branntweinfäßchen kniete.

Der Doctor bemerkte nichts dergleichen. Als er aber die blauen Augen ſo unabläſſig auf ſich gerichtet ſah, warf er den Kopf zurück und ſchaute über ſich und fuhr ſich ein paar Mal mit der Hand durch die Haare; und da er hier nichts Ungewohntes zu entdecken vermochte, ſo verſtummte er plötzlich und ſchaute feſt und fragend in das Angeſicht des Mädchens. Allein er bekam keine Antwort. Wie ein ertapptes Kind wandte ſie den Kopf; und der Doctor ſah nur noch, wie es ihr blutroth bis an die krauſen Stirnhärchen in's Geſicht ſtieg. Er wußte nicht mehr, wie er das zu deuten habe; ſein Scharfſinn begann ſeltſame Wege zu wandeln, und eine Reihe lieblicher erſchreckender Gedanken tauchten in ihm auf. Er ſchlug ſeine kleinen tapfern Augen nicht zu Boden; er wollte abwarten, daß ſich das blonde Köpfchen wieder zu ihm wende.

Der alte Friedeberg ſah indeß von ſeinem Kiſſen, was der Doctor nicht zu ſehen vermochte. Aber auch er wußte nicht, weshalb die Augen ſeines Lieblings und mit ſolchem Ausdruck von Schelmerei auf die nackte Wand gerichtet waren und weshalb ſie ſich mit den Zähnen den lachenden Mund feſthielt. Und bevor er noch zu fragen vermochte, ſtand ſie ſchon an der Stubenthür, die Klinke in der Hand. „Ich muß nach Deiner Suppe ſehen, Vater Friedeberg!“ und mit einer leichten Verbeugung gegen den Doctor war ſie zum Zimmer hinaus.

Der Doctor ſtand vor dem Bette ſeines Patienten, knöpfte ſeinen blauen Frack zu und ließ ſich noch einmal die halbgeleerte Medicinflaſche zeigen; dann nahm er Hut und Stock und empfahl ſich. Kaum hörte er noch das „servus, servus,“ das ihm der kleine Greis mit einer verbindlichen Handbewegung nachrief.

Vor dem Rathhauſe begegnete ihm der Herr Bürgermeiſter, der mit ſeinem Portefeuille unter dem Arm ſoeben aus der Rathsſitzung kam. Es war eine ſtattliche Geſtalt; er trug den ſtarken Kopf aufrecht und trat ſo feſt einher, daß ihm bei jedem Schritt die wohlgenährten Wangen ſchütterten. — Nachdem er den jungen Arzt nicht ohne eine gewiſſe Herablaſſung gegrüßt hatte, erkundigte er ſich eingehend nach dem Befinden ſeines alten Handlungsdieners, und ſo ſchritten Beide im Geſpräche miteinander über den Markt. Der Doctor aber wußte nicht, weshalb es ihm heute unbehaglich war, ſich dieſen huldreich zu ihm redenden Herrn als den Vater jenes hübſchen

Mädchens zu denken; immer wieder, bis vor der Thür des großen Giebelhauſes, zu der er ihn zurückbegleitete, ſtand es vor ſeiner Seele, wie unbequem es ſein müſſe, dieſem gewichtigen Mann eine Bitte vorzutragen oder im geheimen Zwiegeſpräch gegenüberzuſtehen.

* * *

An dieſem Tage war der Doctor nicht, wie er ſonſt zu thun pflegte, nach dem Abendeſſen wieder ausgegangen; er hatte ſich ein Gläschen Grog im Hauſe präpariren laſſen und ſaß nun, ſeine Pfeife rauchend, der Mutter gegenüber an dem kleinen Wachstuchtiſche. Die alte Frau hatte ihr wollenes Strickzeug mit den hölzernen Nadeln neben ſich gelegt und las in ihrer Bibel, im erſten Buch Moſe, von der Erſchaffung des Weibes. „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.“ Mitunter ſeufzte ſie und ſah nach ihrem Sohn hinüber. — „Haſt Du den alten Friedeberg denn bald wieder auf dem Schick?“ fragte ſie unter dem Leſen.

„Den alten Friedeberg? — Freilich, Mutter; er hat ja gute Pflege.“

„War denn die junge Mamſell heut wieder da?“

Der Doctor ſetzte plötzlich das Glas, das er eben an ſeine Lippen führen wollte, wieder auf den Tiſch. Denn er ſah ſie vor ſich, die junge Mamſell, wie ſie vor dem Branntweinfäßchen kniete, wie ſie das Hähnchen drehte, wie ſie ſchauderte.

Die Alte hatte währenddeß ihr Leſeglas auf die Bibel gelegt; ihre Gedanken waren ſchon wieder um einige Schritte vorwärts. „Die würde eine alte Frau auch nicht verkommen laſſen!“ ſagte ſie ſeufzend und ſtützte den Kopf in ihre Hand.

„Ich hoffe nicht, Mutter, daß ſie ſich ſo etwas würde zu Schulden kommen laſſen,“ erwiderte der Doctor.

Die Alte blickte auf, als wolle ſie ſich verſichern, wie das gemeint ſei.

Der Doctor hielt ihr Anfangs ſein ehrlichſtes Geſicht entgegen; bald aber mühte er ſich vergebens, ein leiſes Zucken um ſeinen Mund zu unterdrücken; es war nicht mehr zu halten, es ſtieg ihm über die Wangen, in die Augen; und als er endlich das Geſicht der alten Frau von derſelben Unruhe ergriffen ſah, da brach es hervor ſein volles herzliches Lachen, dem weder ſeine Mutter noch einer ſeiner Freunde widerſtehen konnte.

So lachten ſie beide eine ganze Weile mit einander, und die Alte ſchüttelte den Kopf und wiſchte ſich mit der Schürze die Thränen aus den Augen. „Kind, Kind! Doctor!“ rief ſie, „was lachſt Du denn ſo gefährlich!“

Ihr Sohn war aufgeſprungen, er nahm den Kopf der Mutter zwiſchen beide Hände und drückte ihn gegen ſeine Bruſt. „Mutter,“ ſagte er, indem er ihr auf die Wangen klatſchte, „Du biſt eine kluge Frau! So welche giebt es heutzutage doch nicht mehr!“

„Ei was!“ rief ſie und ſuchte ihn mit beiden Armen von ſich abzuwehren, „ich laß mich nicht dumm machen! Ihr habt ja doch zuſammen getanzt; warum red'ſt Du nicht? Wie dann, wenn Dein Vater ſelig auch den Mund nicht aufgethan hätte? Was treibt Ihr denn, wenn Ihr beiſammen ſeid?“

Der Doctor ſchmunzelte. — „Geh!“ rief ſie, „es iſt mit Dir kein Fertigwerden; das kommt davon, wenn ſimple Leute ſtudirte Kinder haben wollen!“ — Er ließ noch einen Augenblick die zärtlichen Augen ſeiner Mutter in den ſeinen ruhen; dann trat er an ſein Bücherbrett und ſtöberte zwiſchen den beſtaubten Bänden. Er ſuchte nach einer alten Ausgabe von Bürger's Gedichten, des einzigen deutſchen Dichters, der jemals in ſeinem Beſitz geweſen war. Da er indeß den Bürger nicht zu finden vermochte, ſo begnügte er ſich mit einer kleinen Elzevirausgabe des Horaz, die ihm aus ſeinen Primanerjahren zurückgeblieben war. Nachdem er den Deckel an ſeinem Schlafrock abgeſtäubt hatte, ſetzte er ſich wieder an ſeinen Platz. Er begann in dem Büchlein zu blättern, bis er endlich eine der Oden aufſchlug und ſich ganz darin vertiefte. „Lalagen amabo!“ Er murmelte die Worte halblaut vor ſich hin. „Ich liebe Lalagen! Wie lächelt ſie, und, o, wie plaudert ſie ſo ſüß!“ — Und während des Leſens langte ſeine Hand unwillkürlich nach dem vor ihm ſtehenden Glaſe, und er las und trank, und trank und las, bis die Ode zu Ende und das Glas geleert war.

⁂

Das Blechkäſtchen, worin der Doctor die Erſparniſſe ſeiner Praxis aufgeſpeichert hatte, ſtand in dem unterſten wohlverſchloſſenen Schubfache ſeines Schreibtiſches. Am andern Vormittage, als er von ſeinen Berufsgängen heimgekehrt war und während die Mutter draußen in der Küche hantirte, wurde es behutſam hervorgenommen. Er löſte die Bindfäden, mit denen die Werthpapiere zuſammengebunden waren, ſchüttete aus einem leinenen Beutel ein Häufchen Dukaten und andere Goldmünzen auf den Tiſch, und notirte die einzelnen Beträge auf ein Papierblättchen. Dann, nachdem er noch eine Weile gerechnet und hierauf Alles wieder an ſeinen Ort verſchloſſen hatte, ging er durch den ſchmalen hinter dem Hauſe befindlichen Garten und von dort durch die noch unbelaubte Lindenallee nach dem alten Schloſſe, welches derzeit dem Herrn Kammerherrn und Amtmann zur Wohnung und zum Geſchäftslokale eingeräumt war.

Der Doctor wollte den Juſtizrath beſuchen, einen jungen Juriſten, der es bislang freilich nur noch zum Amtsſecretair gebracht hatte, der aber in ſeiner goldenen Brille und in ſeinem wohltoupirten Haar die ſpäter erlangte Würde ſo deutlich vorgezeichnet trug, daß ſeine Freunde ihn ſchon jetzt damit belehnt hatten. — Als der Doctor in das hohe düſtere

Wohnzimmer trat, fand er den Juſtizrath, in ſeinen türkiſchen Schlafrock gewickelt, mit einem Aktenſtück beſchäftigt, in der Sophaecke ſitzen. Von oben durch die Zimmerdecke, über welcher ſich die Geſellſchaftsräume des Kammerherrn befanden, drangen kaum vernehmbar die Töne eines Klaviers. Der Doctor ſtand ſtill und horchte; er liebte Muſik, er blies ſogar ſelbſt ein wenig auf der Flöte.

Der Amtsſecretair, ohne aufzuſtehen, nahm ſeine goldene Brille herunter und polirte die Gläſer mit einem gelben Glaceehandſchuh, der neben ihm auf dem Sopha lag. „Das hätteſt Du Sonntag bequemer haben können!“ ſagte er lächelnd, „die alte Excellenz, unſere grand'mère, träufte nur ſo von Gnade und Leutſeligkeit. Wo ſteckteſt Du denn! Du warſt doch auch befohlen!“

„Ich, Juſtizrath?“ und der Doctor rieb ſich mit ſeiner runden Hand das unraſirte Kinn, „Du weißt, die Wahrheit zu ſagen, ich bin nicht gern genirt.“

„So?“ ſagte der Andere trocken und ließ einen ſcharfen Blick auf ſeinen Freund hinübergleiten. „Aber im Schifferhauſe war Pickenick; unſer

Schreiber erzählte mir davon. Er war ja auch wohl dort?"

Der Doctor ſchlug ſeine kleinen ehrlichen Augen gegen ihn auf. „Laß das Pulsfühlen, Eduard!" ſagte er und reichte ihm die Hand über den Tiſch hinüber.

Der Juſtizrath drückte ſie flüchtig, indem er zugleich die Brille wieder aufſetzte und die goldenen Stäbchen an ſeinen Schläfen zurecht rückte. „Nun, Doctor! Aber meine Schweſter und die kleine Bürgermeiſtertochter hatten auf Deine Flöte gerechnet. — Du verſtehſt Dich nicht auf derlei Dinge; aber" — und er richtete ſich ein wenig in ſeiner Sophaecke auf — „Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie beim Singen ihr feines Näschen emporhob, und wie im Affect die ſchlanken Finger ſo eigenſinnig in der Luft ſpielten!" Und der Juſtizrath drückte hinter ſeinen Brillengläſern die Augen zuſammen, und blickte vor ſich hin, als ſähe er dort Alles leibhaftig vor ſich ſtehen.

Der Doctor legte die Hand, in der er ſeinen Rohrſtock hielt, auf den Rücken und begann plötzlich im Zimmer auf und abzuwandeln. „Juſtizrath," ſagte er endlich, „Du haſt Geſchmack, Du biſt mit ſolchen Sachen aufgewachſen.“

Der Amtsſecretair zog die Schöße ſeines Schlafrocks noch dichter um ſeine etwas hagere Geſtalt. „Nur weiter, Doctor!“ ſagte er.

Der Doctor war wieder einige Mal auf- und abgegangen. „Es iſt nämlich, Juſtizrath; Du kennſt doch das alte Zimmer oben in meinem Hauſe?“

„Freilich, Doctor; wir haben ja neulich Deinen Geburtstagscommers darin gefeiert!“

Der Doctor räuſperte ſich ein paar Mal und blieb dann vor ſeinem Freunde ſtehen: „Du mußt mir helfen das Geräthe zu beſtellen!“ ſagte er mit einem kleinen reſoluten Schwingen ſeines Rohrſtocks. „Die Mittel ſind nun beiſammen, daß ich es endlich kann in Stand ſetzen laſſen.

„Ernſtlich, Chriſtoph?“ fragte der Juſtizrath, während er dem Andern mit unverkennbarer Verwunderung in's Geſicht blickte.

Der Doctor nickte. „Ernſtlich, Eduard!“ Dann ſetzte er ſich lächelnd in einen vor dem Tiſche ſtehenden Lehnſtuhl und wartete geduldig, bis der Juſtizrath ſich erhoben und mit gewohnter Sorgfalt ſeinen Anzug vollendet hatte.

Nach einiger Zeit traten Beide in die Werkſtatt eines ihnen bekannten Tiſchlermeiſters. — Ein Sophageſtelle, für loſe Polſter und Lehnkiſſen beſtimmt, war eben in Arbeit und wurde ſofort erhandelt. Der Meiſter legte ihnen mehrere Einſatzſtücke von Buchsbaum vor, aus denen der Juſtizrath zwei ſchwebende Geſtalten, dieſe mit einer Blumen-, jene mit einer Obſtguirlande, für die vorderen Flächen der Seitenlehnen auswählte; überdies ein Täfelchen mit einer Hirſchjagd für die Mitte der Rücklehne. Die Fournirung des Ganzen ſollte von Mahagoni ſein. — Aus der Werkſtatt gingen ſie in das dahinterliegende Magazin, wo ſie die meiſten zur Ausſtattung eines Zimmers erforderlichen Stücke bereits fertig und in entſprechender Arbeit vorfanden. Ein Poſtament mit eingelegten Stäbchen für eine Tafeluhr wurde noch beſtellt; außerdem zwei Lehnſeſſel, von denen je einer in den tiefen Fenſterniſchen des Zimmers ſeinen Platz finden ſollte.

Während in einiger Entfernung von ihm der Juſtizrath mit dem Meiſter über einen großen Wandſpiegel unterhandelte, war der Doctor vor einem zierlichen Nähtiſchchen ſtehen geblieben. Er hatte die Platte aufgeklappt, er bückte ſich und taſtete an den Rollen und Sternchen umher, die in den ſchmalen Seitenfächern angebracht waren, und betrachtete dann wieder mit augenſcheinlichem Wohlbehagen das unter dem Tiſchkaſten hängende grünſeidene Arbeitsſäckchen. Als er jedoch plötzlich das lächelnde Geſicht des Juſtizraths vor ſich ſah, und daneben den Meiſter, der ihm den Preis des Stückes nannte und die Vorzüge der Arbeit auseinander zu ſetzen begann, klappte er haſtig die Platte wieder zu und erkundigte ſich angelegentlich nach dem Preiſe eines in der Nähe ſtehenden Pfeifenhalters. Der Juſtizrath klopfte ihm auf die Schulter. „Ich ſeh es ſchon,“ ſagte er, „die Pfeife thut's nicht mehr allein.“

In der Tapetenhandlung, welche ſie hierauf beſuchten, beſtand der Doctor auf einer Landſchaftstapete, zu der Bernardins einſt ſo beliebte Erzählung die Staffage geliefert hatte. Das Buch ſelbſt kannte er nicht; aber als Knabe, da er für ſeinen Vater noch die fertigen Kleidungsſtücke auszubringen pflegte, hatte er in dem Wohnzimmer eines reichen Kaufherrn oft eine Reihe colorirter Kupferſtiche angeſtaunt, in welchen die Hauptſcenen dieſer rührenden Geſchichte dargeſtellt waren. Die Geſtalten des etwas ſchmächtigen jungen Liebespaares, des alten Negers, wie er in Begleitung des großen Hundes den im Walde Verirrten mit vorgeſtreckten Armen entgegeneilt, waren ihm ſeitdem von der Vorſtellung eines behaglich eingerichteten Wohngemachs unzertrennlich geblieben. Er äußerte freilich hiervon nichts; aber er ließ ſich auch durch keine Einwendungen ſeines Freundes von der einmal getroffenen Wahl zurückbringen.

Auf ihrem Heimwege lag die Wohnung eines bei den jungen Herren der Stadt beliebten Schneidermeiſters. Der Juſtizrath blieb ſtehen. „Was meinſt Du, Doctor,“ ſagte er, indem er mit ſeinem Fiſchbeinſtöckchen über deſſen abgetragene und übelgehaltene Kleidung hinſtrich, „wir ſind einmal beim Tapezieren!“

Der Doctor, wie er in bedenklichen Fällen zu thun pflegte, faßte mit der Hand in ſeine Laſtinghalsbinde und ſtieß ein kurzes Huſten aus. Bald aber begann er nicht ohne eine kleine Begehrlichkeit eine kaffeebraune Sammetweſte zu betrachten, die nebſt anderen fertigen Arbeiten vor dem Fenſter hing, und erkundigte ſich bei ſeinem Freunde nach dem Preiſe und der Dauerhaftigkeit eines ſolchen Kleidungsſtückes.

Der Juſtizrath, nachdem er die verlangte Auskunft ertheilt hatte, glaubte eine ſolche anſcheinend günſtige Stimmung benutzen zu müſſen. „Und wenn Du,“ ſetzte er wie beiläufig hinzu, „meinem Friſeur noch eine Kleinigkeit zuwenden möchteſt — der Laden iſt hier nebenan.“

Aber er war ſchon zu weit gegangen; der Doctor hatte ſich ſchon beſonnen, er ſah plötzlich den ganzen überlegten Plan des Andern vor ſich. „Wir wollen's nur dabei bewenden laſſen, Juſtizrath!“ ſagte er und ſah ſeinen Freund mit einem Ausdruck der überlegenſten Heiterkeit aus ſeinen kleinen Augen an.

* * *

Nun wurden für eine Zeitlang Tiſchler und Maler in dem obern Stockwerk des ſchmalen Hauſes geſchäftig, und der Doctor ſtieg oft die dunkle Treppe hinauf und betrachtete den Fortgang der Arbeiten. — Wieder einige Wochen ſpäter, nachdem an Fenſtern und Paneelen der röthlich graue Anſtrich getrocknet, nachdem die Tapeten aufgezogen und endlich noch der Fußboden mit einem einfachen Teppich belegt war, langten nach einander auch die von dem Tiſchler gefertigten Geräthe an. Die Mutter des Doctors ſtand, während ſie in's Haus getragen wurden, neben ihrem Sohn im Zuge der offenen Hausthür, ſtrich ſich dann und wann die grauen Härchen unter ihre Haube und betrachtete kopfſchüttelnd die zierlichen Dinge. Schon ein paar Mal, wenn wieder ein neues Stück angelangt war, hatte ſie den Mund zum Reden geöffnet; aber eben ſo oft die ſchon halbbegonnenen Worte wieder hinabgeſchluckt. Endlich, als auch der große, aus einem Stück beſtehende Wandſpiegel gebracht wurde, ſchien ſie es länger nicht verſchweigen zu können. „Kind, Doctor,“ ſagte ſie, „was machſt Du Dir für Unkoſten; — ſo was gehört ja alles doch zur Ausſteuer!“ Aber der Sohn wollte ihr heute nicht Stand halten; er ſtieg ſchon, als hätte er nichts gehört, hinter den Trägern die Treppe hinauf, und ſtellte ſich zu ihnen, um das Aufhängen des Spiegels zu beaufſichtigen. — In den folgenden Tagen, nachdem alle Dinge an ihren Ort geſtellt waren, ſaß in der neben dem Hinterzimmer befindlichen Schlafkammer der Mutter eine Näherin, um die neuen Vorhänge anzufertigen; und die alte Frau, da es denn doch einmal ſein ſollte, ließ es ſich nicht nehmen, ſie ſelbſt an die dazu beſtimmten Brettchen anzuſtecken.

So war nun in dem Zimmer oben Alles fertig und die Mittagsſonne, die jetzt ſchon warm durch die Fenſter ſchien, beleuchtete an den Wänden eine fremde aber liebliche Welt. Die Kokospalmen ragten ſo ſtill in den blauen Himmel, die Papagaien und Kakadus ſchwebten lautlos in der Luft, und in der Lianenlaube mit den ſcharlachrothen Blüthen, zu den Füßen Pauls und Virginiens, lag ſchlafend der große Hund. Das Sopha mit ſeinem Ueberzug von feingeblümtem Zitz ſtimmte wohl zu den lebhaften Farben der Tapete, und die eingelegten Figuren der Flora und Pomona in den flachen Säulen der Seitenlehne, das Jagdſtückchen über dem Rückſitze hoben ſich zart von dem lichtbraunen Mahagoni ab. Darüber an der Wand von dem zierlichen Poſtamente herab pickte die neue Tafeluhr, auf der von mattem Porzellan die ſpinnende Geſtalt einer Parze ſaß; „eine rechte

Doctoruhr,“ wie der Juſtizrath ſagte, der auch dieſes Stück im Auftrag ſeines Freundes beſorgt hatte. Draußen aber an den Lindenzweigen, deren Spitzen bis an die Fenſter reichten, waren ſchon die grünen Blätter aufgebrochen.

Faſt täglich in der Mittagsſtunde, wenn er von ſeinen Berufsgängen nach Hauſe gekehrt war und bis ihn ſeine alte Mutter zum Eſſen hinunterrief, pflegte der Doctor ſich hier aufzuhalten. Ein ſanftes Feiertagsgefühl überkam ihn, wenn beim Eintritt in das Zimmer ſeine Schritte auf dem weichen Teppich plötzlich unhörbar wurden. Er ſetzte ſich dann wohl in einer der Fenſterniſchen in den Lehnſeſſel und ſah über den Markt hinüber nach dem großen Giebelhauſe und folgte mit den Augen den Käufern, die dort aus- und eingingen, oder den Kindern, die vor dem Ladenfenſter ſpielten. Mitunter wurde auch eine Mädchengeſtalt in einem hellen Sommerkleide auf wenige Augenblicke ſichtbar; und wenn ſie wieder verſchwunden war, wandte der Doctor ſeine Augen in das Zimmer zurück nach der Laube Pauls und Virginiens und horchte auf das Schreien des Heimchens, das von unten aus der Küche zu ihm heraufdrang. — Oder er war aufgeſtanden und blickte auf das friſche Grün ſeiner Linde oder in den blauen Frühlingshimmel nach den Schwalben, die droben im Sonnenſchein um den goldenen Knopf des Thurmes flogen.

Der alte Friedeberg war während deſſen wieder geſund geworden, und die Beſuche in dem großen Giebelhauſe hatten aufgehört. Aber dieſe glückliche Kur ſchien dem Arzte keine Freude gebracht zu haben; denn er ging ſtill umher und die Mutter klagte, ihr Doctor habe das Lachen ganz verlernt.

Die junge Dame von drüben hatte er in der letzten Zeit nur einmal wieder geſprochen. Es war eines Nachmittags im elterlichen Garten des Juſtizraths, die weißen Roſen waren eben aufgeblüht. Die Freunde ſaßen, ihre Cigarren rauchend, in der Lindenlaube, während unten auf dem Raſen die Tochter des Hauſes eine Geſellſchaft junger Mädchen um ſich verſammelt hatte. Durch die Büſche des Bosquets hörten ſie das Lachen der Mädchen und den lauten Ruf der jugendlichen Stimmen.

Da, während der Doctor ſchweigend die blauen Tabakswolken vor ſich hinblies, ſtand ſie plötzlich vor ihnen.

„Wir ſind beim Pfänderſpiel,“ rief ſie und ſtreckte ihm lächelnd die Hand entgegen. „Sie ſollen Zweitritt mit mir tanzen!“

Er blickte auf. Ihr Antlitz war geröthet vom Spiel und von der Sommerluft, ihre Augen glänzten; der weiße Florſhawl hatte ſich verſchoben und hing über die Schulter hinab. — Der Doctor ſchwieg noch eine Weile. „Sie dürfen es mir nicht übel deuten, Mamſell Sophie,“ ſagte er dann, ohne die dargebotene kleine Hand zu nehmen, „ich tanzte lieber nicht.“

„Alſo ein Korb, Herr Doctor?“

Der Juſtizrath legte beide Hände auf die Schultern ſeines Freundes. „Doctor,“ ſagte er, indem er langſam den Kopf ſchüttelte, „ich glaube faſt, die Luft in Deinem Prunkſaal hat Dich krank gemacht!“

Der Doctor fühlte, wie ihm die Röthe in's Geſicht ſtieg, und er neigte den Kopf, um es zu verbergen.

„Krank?“ erwiderte er, nicht ohne daß ein Ausdruck von Gereiztheit in ſeiner Stimme bemerkbar geweſen wäre; „Du weißt es wohl, Juſtizrath, die Geſundheit habe ich vor Euch feinen Leuten voraus.“

Die Andern antworteten nicht darauf. Als er wieder aufblickte, waren die Augen des Mädchens mit einem Ausdruck von Güte auf ihn gerichtet. „Ich habe noch vergeſſen,“ ſagte ſie, „der alte Friedeberg läßt Sie grüßen; er dankt Ihnen noch ſo ſehr!“

Dann ging ſie; aber im Fortgehen wandte ſie noch einmal den Kopf zurück. „Ich habe warten gelernt,“ rief ſie, „wir tanzen doch noch mit einander!“ — —

Die beiden Freunde blieben noch lange im geheimen Zwiegeſpräch in der Laube ſitzen. Einige Tage ſpäter aber ging auch der Juſtizrath in auffallender Nachdenklichkeit umher; ſein indiſches Schnupftuch hing ihm ungewöhnlich lang aus der Taſche, und mehr als ſonſt ſchob er die goldene Brille auf die Stirn und rieb ſich kopfſchüttelnd mit der Hand die Augen.

* * *

Die Zeit verging; die Linde unter dem Fenſter der neuen Stube ſtand ſchon in dunklen Blättern. Dann war es eines Sonntags, früh noch am Vormittag; durch das offene Fenſter kam der Klang des

Orgelſpiels aus der nahen Kirche. Auf einem Stuhle in der Mitte des Zimmers ſaß der Doctor und hörte auf einen Bericht ſeines Freundes, des Juſtizraths, der mit untergeſchlagenen Armen vor ihm ſtand. Es mußte aber nichts Frohes geweſen ſein, das er erfahren hatte; denn er blieb, als der Juſtizrath ſeine Mittheilung beendete, ſtumm und mit zitternden Lippen ſitzen; nur zuweilen hob er die Hand und trocknete mit ſeinem Schnupftuch ſich den Schweiß von den Wangen. Und es war doch kühl genug im Zimmer; die Sonne ſtreifte eben erſt die Fenſterſtäbe. — „Und weiter,“ fragte er endlich, „weiter ſagte ſie nichts, Juſtizrath? Weiter nichts, als nur: Ich kann es nicht?“

„Nein, Doctor, ſie hatte auf alle meine Reden nur dieſe eine Antwort; aber mißverſtehen konnte ich ſie nicht; denn ſie hat es oft genug geſprochen.“

„Und weshalb,“ fuhr der Doctor zaghaft fort, „weshalb — das hat ſie nicht geſagt?“

Der Juſtizrath ſchüttelte den Kopf. „Es war in unſerm Garten, hinten an dem Steintiſchchen,“ ſagte er; „was die kleine Hand in der weißen Manſchette dort auf die Marmorplatte mag geſchrieben haben, das hab' ich freilich nicht entziffern können; aber geſprochen hat ſie nichts hierüber."

Der Doctor war aufgeſtanden. Ihm gegenüber in dem großen Spiegel ſtand noch einmal dieſelbe unſcheinbare vernachläſſigte Geſtalt; das wirre Haar, das runde ausdrucksloſe Geſicht, aus dem die kleinen Augen jetzt trübſelig auf den draußen ſtehenden Doppelgänger hinausſtarrten. Der Freund ſah geſpannt zu ihm hinüber. Jetzt, jetzt mußte er ſelbſt die Antwort auf ſeine Frage finden. — — Aber er fand ſie nicht; er wandte ſich und begann zu ſprechen. „Eduard," ſagte er leiſe, und es war, als blieben ihm die Worte in der Kehle hängen, „ich denke wohl kaum, daß es wegen meiner alten Mutter iſt."

Der Juſtizrath richtete ſich faſt wie erſchrocken in die Höhe; über ſeine regelmäßigen und ſonſt wohl kalten Züge zuckte es wie etwas, das er nicht bekämpfen könne. Mit raſchen Schritten, ohne zu antworten, ging er ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor dem Doctor ſtehen. „Chriſtoph," rief er, „frage ſo nicht mehr! — Komm, hier! Wir beide, wir bleiben die Alten!" Und er drängte ſeine ſchlanke Hand in die kleine feſtgeſchloſſene Fauſt ſeines Freundes. — — —

Als der Juſtizrath fortgegangen war, ſtand der Doctor noch lange unbeweglich und ließ ſeinen Blick über die bunten Tapeten und über das zierliche Geräthe des Zimmers gleiten. Dann ſetzte er ſich an das Fenſter in den Seſſel und blickte mit trüben Augen auf die Straße hinaus. Der Sommerwind rauſchte in den Blättern ſeiner Linde; drüben jenſeits des Marktes in dem großen Giebelhauſe flatterte eine Gardine aus dem offenen Fenſter und wehte in der Luft; vor der Thür im Sonnenſcheine ſtand wieder wie ſonſt der alte Friedeberg in ſeinem leberfarbenen Rock.

Der Doctor verſchloß das Fenſter und verließ dann ſein neues Zimmer. Als er draußen vor der Thür ſtand, horchte er noch einmal, wie drinnen die Uhr pickte; dann ſchloß er ab und nahm den Schlüſſel mit herunter. — —

Kurz darauf konnte man ihn, wie auch wohl an anderen Tagen, auf dem Deichwege in die Marſch hinauswandern ſehen. Aber er hatte dies Mal keine Augen, weder für die grüne heimathliche Ebene zu ſeinen Füßen, auf der das Gras im Sonnenſcheine blitzte, noch für die an's Meer fliegenden ſchlanken Seeſchwalben, denen er ſonſt ſtillſtehend bis in die weiteſte Ferne nachzuſehen pflegte. Als er das Häuschen oberhalb der Wehle erreicht hatte, an der er ſonſt wohl zu fiſchen pflegte, ſtieg er an der Binnenſeite des Deiches hinab und ſtreckte ſich neben dem Waſſer in das hohe Gras.

Er hatte den Kopf in die Hand geſtützt und blickte bewegungslos auf das Schilf, das leis im Winde rauſchte. Neben ihm um einen blühenden Diſtelbuſch flogen zwei Schmetterlinge; Brenneſſelfalter, die in den Marſchen häufig ſind. Erſt gaukelten ſie lange um einander in der Luft; dann aber ſetzte ſich der eine auf die Diſtelblüthe, und während er zitternd die Flügel auf- und niederſchlug, ſchwebte der Andere über ihm und ſuchte ſich ihm zu nähern. Es ſchien ein Paar zu ſein, ein Liebesſpiel, das dieſe kleinen ſtummen Sommergäſte vor den Augen des neben ihnen ruhenden Menſchen aufführten. Der Doctor hatte ſich aufgerichtet; ſeine Blicke folgten unwillkürlich jeder Bewegung der beiden Creaturen. „Papilio urticae!" murmelte er. „Was das für ein glücklicher Kerl iſt! — — Und doch,“ ſetzte er nach einer Weile hinzu, „ein Mannsbild höherer Gattung, ſo ein gewöhnlicher Engel etwa, würde hinwieder vielleicht für die kleine Sophie nichts mehr empfinden, als ich für dieſen Sommervogel; — — er würde ſie vielleicht nur mit einer beſondern naturwiſſenſchaftlichen Neugierde betrachten und nicht ohne ein gewiſſes Grauen vor dem fremdartigen Weſen den ambroſiſchen Finger an ihre kleine Schulter legen.“ — — Und nachdem er ſolchergeſtalt das Gleichgewicht ſeines Herzens wieder hergeſtellt zu haben glaubte, warf er ſich auf den Rücken und ſtarrte gedankenlos in die weißen Wolken, die über ihn hinwegzogen.

Aber der Doctor war kein Engel; die kleinen Schultern, über denen der Sommerwind mit dem leichten Flortuch ſpielte, das heitere, gütige Mädchenantlitz ſtanden vor ihm und ließen nicht ab, ihn zu quälen. —

Jetzt waren viele Jahre ſeitdem vergangen.

* * *

Der feine Metallſchlag der Uhr klang durch das Zimmer.

Der Doctor blickte auf. Er zählte; es ſchlug zwölf. Aber ſo weit in der Nacht konnte es noch nicht ſein. Und jetzt beſann er ſich, er hatte ja vorhin den Weiſer nicht geſtellt; draußen vom Thurm ſchlug es jetzt eben auch, es war erſt neun Uhr. Er ſtand auf und blickte auf die Gaſſe hinaus. Der alte Kirchthurm hob ſich nur dunkel aus der Finſterniß hervor; aber drüben aus dem großen Giebelhauſe drang noch der helle Lichterſchein in das Dunkel hinaus. Dort wohnte ſie noch jetzt, wie ſie es einſt gethan; ſie wohnte dort mit dem Juſtizrath, den ſie im Lauf der Jahre geheirathet hatte, noch jetzt im Alter heiter und geliebt, wie ſie es einſt in ihrer Jugend geweſen war. Oft hatte ſeitdem in Tagen der Krankheit der Doctor an ihrem und ihrer Kinder Bette geſeſſen; er hatte auch einige Mal auf Bitten ſeines mitterweile zum wirklichen Juſtizrath avancirten Freundes an ihrer Geburtstagsfeier Theil genommen; nur in den letzten Jahren war er dazu nicht mehr zu bewegen geweſen. — —

Es wurde leiſe an die Thür geklopft. — „Sie haben wieder geſchickt, Onkel!“ ſagte das vorſichtig eintretende Mädchen.

Der Doctor wandte den Kopf. „Von drüben?“ fragte er.

Das Mädchen bejahte es.

Er hatte ſich wieder nach dem Fenſter gewandt und blickte, ohne etwas zu erwidern, in die Dunkelheit hinaus. — Eine Strecke unterhalb der hellen Fenſter in der gegenüberliegenden Häuſerreihe, welche von einer einſamen Straßenlaterne beleuchtet wurde, zeigte ſich der finſtere Raum der nach dem Hafen hinabführenden Twiete. Dann und wann trat eine Geſtalt in den Dämmerſchein der Laterne und verſchwand zwiſchen den Häuſern.

„Ich habe nicht geſagt, daß Du ſchon heim biſt!“ begann das Mädchen wieder.

Der Doctor richtete ſich auf. „Nun, Chriſtine,“ ſagte er, indem er ſeinen blauen Frack zuknöpfte, „ſo ſag auch jetzt nichts davon. Geh! Sie ſollen mich in Ruhe laſſen!“

* * *

Kurze Zeit darauf trat er in Begleitung ſeines kleinen ſchwarzen Hundes in die mit Gäſten angefüllte Schänkſtube des Schifferhauſes. „Nun, Doctor, wo bleibſt Du?“ fragte eine etwas rauhe Stimme und eine derbe Hand ſtreckte ſich ihm entgegen, „ſetz Dich auf Deinen Platz!“ und dann zu dem Wirthe gewandt: „Jan Ohm, ein Glas Grog! Aber ein blaſſes, für den Doctor!“

Marthe und ihre Uhr.

Während der letzten Jahre meines Schulbeſuchs wohnte ich in einem kleinen Bürgerhauſe der Stadt, worin aber von Vater, Mutter und vielen Geſchwiſtern nur eine alternde unverheirathete Tochter zurückgeblieben war. Die Eltern und zwei Brüder waren geſtorben, die Schweſtern bis auf die jüngſte, welche einen Arzt am ſelbigen Ort geheirathet hatte, ihren Männern in entfernte Gegenden gefolgt. So blieb denn Marthe allein in ihrem elterlichen Hauſe, worin ſie ſich durch das Vermiethen des früheren Familienzimmers und mit Hülfe einer kleinen Rente ſpärlich durch's Leben brachte. Doch kümmerte es ſie wenig, daß ſie nur Sonntags ihren Mittagstiſch decken konnte; denn ihre Anſprüche an das äußere Leben waren faſt keine; eine Folge der ſtrengen und ſparſamen Erziehung, welche der Vater ſowohl aus

Grundſatz, als auch in Rückſicht ſeiner beſchränkten bürgerlichen Verhältniſſe allen ſeinen Kindern gegeben hatte. Wenn aber Marthen in ihrer Jugend nur die gewöhnliche Schulbildung zu Theil geworden war, ſo hatte das Nachdenken ihrer ſpäteren einſamen Stunden, vereinigt mit einem behenden Verſtande und dem ſittlichen Ernſt ihres Charakters, ſie doch zu der Zeit, in welcher ich ſie kennen lernte, auf eine für Frauen, namentlich des Bürgerſtandes, ungewöhnlich hohe Bildungsſtufe gehoben. Freilich ſprach ſie nicht immer grammatiſch richtig, obgleich ſie viel und mit Aufmerkſamkeit las, am liebſten geſchichtlichen oder poetiſchen Inhalts; aber ſie wußte ſich dafür meiſtens über das Geleſene ein richtiges Urtheil zu bilden, und, was ſo Wenigen gelingt, ſelbſtändig das Gute vom Schlechten zu unterſcheiden. Mörikes „Maler Nolten,“ welcher damals erſchien, machte großen Eindruck auf ſie, ſo daß ſie ihn immer wieder las; erſt das Ganze, dann dieſe oder jene Partie, wie ſie ihr eben zuſagte. Die Geſtalten des Dichters wurden für ſie ſelbſtbeſtimmende lebende Weſen, deren Handlungen nicht mehr an die Nothwendigkeit des dichteriſchen Organismus gebunden waren: und ſie konnte ſtundenlang darüber nachſinnen, auf welche Weiſe das hereinbrechende Verhängniß von ſo vielen geliebten Menſchen dennoch hätte abgewandt werden können.

Die Langeweile drückte Marthen in ihrer Einſamkeit nicht, wohl aber zuweilen ein Gefühl der Zweckloſigkeit ihres Lebens nach außen hin; ſie bedurfte Jemandes, für den ſie hätte arbeiten und ſorgen können. Bei dem Mangel näher Befreundeter kam dieſer löbliche Trieb ihren jeweiligen Miethern zu Gute, und auch ich habe manche Freundlichkeit und Aufmerkſamkeit von ihrer Hand erfahren. — An Blumen hatte ſie eine große Freude, und es ſchien mir ein Zeichen ihres anſpruchloſen und reſignirten Sinnes, daß ſie unter ihnen die weißen und von dieſen wieder die einfachen am liebſten hatte. Es war immer ihr erſter Feſttag im Jahre, wenn ihr die Kinder der Schweſter aus deren Garten die erſten Schneeglöckchen und Märzblumen brachten; dann wurde ein kleines Porzellankörbchen aus dem Schranke herabgenommen, und die Blumen zierten unter ihrer ſorgſamen Pflege wochenlang die kleine Kammer.

Da Marthe ſeit dem Tode ihrer Eltern wenig

Menſchen um ſich ſah, und namentlich die langen Winterabende faſt immer allein zubrachte, ſo lieh die regſame und geſtaltende Phantaſie, welche ihr ganz beſonders eigen war, den Dingen um ſie her eine Art von Leben und Bewußtſein. Sie borgte Theilchen ihrer Seele aus an die alten Möbeln ihrer Kammer, und die alten Möbeln erhielten ſo die Fähigkeit, ſich mit ihr zu unterhalten; meiſtens freilich war dieſe Unterhaltung eine ſtumme, aber ſie war dafür deſto inniger und ohne Mißverſtändniß. Ihr Spinnrad, ihr braungeſchnitzter Lehnſtuhl, waren gar ſonderbare Dinge, die oft die eigenthümlichſten Grillen hatten; vorzüglich war dies aber der Fall mit einer altmodiſchen Stutzuhr, welche ihr verſtorbener Vater vor über funfzig Jahren, auch damals ſchon als ein uraltes Stück, auf dem Trödelmarkt zu Amſterdam gekauft hatte. Das Ding ſah freilich ſeltſam genug aus: zwei Meerweiber, aus Blech geſchnitten und dann übermalt, lehnten zu jeder Seite ihr langhaariges Antlitz an das vergilbte Zifferblatt; die ſchuppigen Fiſchleiber, welche von einſtiger Vergoldung zeugten, umſchloſſen daſſelbe nach unten zu; die Weiſer ſchienen dem Schwanze eines Scorpions nachgebildet zu ſein. Vermuthlich war das Räderwerk durch langen Gebrauch verſchliſſen; denn der Perpendikelſchlag war hart und ungleich, und die Gewichte ſchoſſen zuweilen mehrere Zoll mit einem Mal hinunter. — Dieſe Uhr war die beredteſte Geſellſchaft ihrer Beſitzerin; ſie miſchte ſich aber auch in alle ihre Gedanken. Wenn Marthe in ein Hinbrüten über ihre Einſamkeit verfallen wollte, dann ging der Perpendikel tick, tack! tick, tack! immer härter, immer eindringlicher; er ließ ihr keine Ruh, er ſchlug immer mitten in ihre Gedanken hinein. Endlich mußte ſie aufſehen; — da ſchien die Sonne ſo warm in die Fenſterſcheiben, die Nelken auf dem Fenſterbrett dufteten ſo ſüß; draußen ſchoſſen die Schwalben ſingend durch den Himmel. Sie mußte wieder fröhlich ſein, die Welt um ſie her war gar zu freundlich.

Die Uhr hatte aber auch wirklich ihren eigenen Kopf; ſie war alt geworden und kehrte ſich nicht mehr ſo gar viel an die neue Zeit; daher ſchlug ſie oft ſechs, wenn ſie zwölf ſchlagen ſollte, und ein ander Mal, um es wieder gut zu machen, wollte ſie nicht aufhören zu ſchlagen, bis Marthe das Schlagloth von der Kette nahm. Das Wunderlichſte war, daß ſie zuweilen gar nicht dazu kommen konnte; dann ſchnurrte und ſchnurrte es zwiſchen den Rädern, aber der Hammer wollte nicht ausholen; und das geſchah meiſtens mitten in der Nacht. Marthe wurde jedesmal wach; und mochte es im klingendſten Winter und in der dunkelſten Nacht ſein, ſie ſtand auf und ruhte nicht, bis ſie die alte Uhr aus ihren Nöthen erlöſt hatte. Dann ging ſie wieder zu Bette und dachte ſich allerlei, warum die Uhr ſie wohl geweckt habe, und fragte ſich, ob ſie in ihrem Tagewerk auch etwas vergeſſen, ob ſie es auch mit guten Gedanken beſchloſſen habe.

Nun war es Weihnachten. Den Chriſtabend, da ein übermäßiger Schneefall mir den Weg zur Heimath verſperrte, hatte ich in einer befreundeten, kinderreichen Familie zugebracht; der Tannenbaum hatte gebrannt, die Kinder waren jubelnd in die langverſchloſſene Weihnachtsſtube geſtürzt; nachher hatten wir die unerläßlichen Karpfen gegeſſen und Biſchof dazu getrunken; nichts von der herkömmlichen Feierlichkeit war verſäumt worden. — Am andern Morgen trat ich zu Marthe in die Kammer, um ihr den gebräuchlichen Glückwunſch zum Feſte abzuſtatten.

Sie ſaß mit untergeſtütztem Arm am Tiſche; ihre Arbeit ſchien längſt geruht zu haben.

„Und wie haben Sie denn geſtern Ihren Weihnachtabend zugebracht?“ fragte ich.

Sie ſah zu Boden und antwortete: „Zu Hauſe.“

„Zu Hauſe? Und nicht bei Ihren Schweſterkindern?“

„Ach,“ ſagte ſie, „ſeit meine Mutter geſtern vor zehn Jahren hier in dieſem Bette ſtarb, bin ich am Weihnachtabend nicht ausgegangen. Meine Schweſter ſchickte geſtern wohl zu mir, und als es dunkel wurde, dachte ich wohl daran, einmal hinzugehen; aber — die alte Uhr war auch wieder ſo drollig; es war accurat, als wenn ſie immer ſagte: Thu es nicht, thu es nicht! Was willſt du da? Deine Weinachtsfeier gehört ja nicht dahin!“

Und ſo blieb ſie denn zu Haus in dem kleinen Zimmer, wo ſie als Kind geſpielt, wo ſie ſpäter ihren Eltern die Augen zugedrückt hatte, und wo die alte Uhr pickte ganz wie dazumalen. Aber jetzt, nachdem ſie ihren Willen bekommen und Marthe das ſchon hervorgezogene Feſtkleid wieder in den Schrank verſchloſſen hatte, pickte ſie ſo leiſe, ganz leiſe und immer leiſer, zuletzt unhörbar. — Marthe durfte ſich ungeſtört der Erinnerung aller Weihnachtabende ihres Lebens überlaſſen: Ihr Vater ſaß wieder in dem braungeſchnitzten Lehnſtuhl; er trug das feine Sammetkäppchen und den ſchwarzen Sonntagsrock; auch blickten ſeine ernſten Augen heute ſo freundlich; denn es war Weihnachtabend, Weihnachtabend vor — ach vor ſehr, ſehr vielen Jahren! Ein Weihnachtbaum zwar brannte nicht auf dem Tiſch — das war ja nur für reiche Leute —; aber ſtatt deſſen zwei hohe dicke Lichter; und davon wurde das kleine Zimmer ſo hell, daß die Kinder ordentlich die Hand vor die Augen halten mußten, als ſie aus der dunkeln Vordiele hineintreten durften. Dann gingen ſie an den Tiſch, aber nach der Weiſe des Hauſes ohne Haſt und laute Freudenäußerung, und betrachteten was ihnen das Chriſtkind einbeſcheert hatte. Das waren nun freilich keine theuern Spielſachen, auch nicht einmal wohlfeile; ſondern lauter nützliche und nothwendige Dinge, ein Kleid, ein Paar Schuhe, eine Rechentafel, ein Geſangbuch und dergleichen mehr; aber die Kinder waren gleichwohl glücklich mit ihrer Rechentafel und ihrem neuen Geſangbuch, und ſie gingen eins um's andere dem Vater die Hand zu küſſen, der während deſſen zufrieden lächelnd in ſeinem Lehnſtuhl geblieben war. Die Mutter mit ihrem milden freundlichen Geſicht unter dem enganliegenden Scheiteltuch band ihnen die neue Schürze vor und malte ihnen Zahlen und Buchſtaben zum Nachſchreiben auf die neue Tafel. Doch ſie hatte nicht gar lange Zeit, ſie mußte in die Küche und Apfelkuchen backen; denn das war für die Kinder eine Hauptbeſcheerung am Weihnachtabend; die mußten nothwendig gebacken werden. Da ſchlug der Vater das neue Geſangbuch auf, und ſtimmte mit ſeiner klaren Stimme an: Frohlockt, lobſinget Gott; die Kinder aber, die alle Melodien kannten, ſtimmten ein: der Heiland iſt gekommen; und ſo ſangen ſie den Geſang zu Ende, indem ſie alle um des Vaters Lehnſtuhl herumſtanden. Nur in den Pauſen hörte man in der Küche das Hantiren der Mutter und das Praſſeln der Apfelkuchen. — —

Tick, tack! ging es wieder; tick, tack! immer härter und eindringlicher. Marthe fuhr empor; da war es faſt dunkel um ſie her, draußen auf dem Schnee nur lag trüber Mondſchein. Außer dem Pendelſchlag der Uhr war es todtenſtill im Hauſe. Keine Kinder ſangen in der kleinen Stube, kein Feuer praſſelte in der Küche. Sie war ja ganz allein zurückgeblieben; die Andern waren alle, alle fort. — Aber was wollte die alte Uhr denn wieder? — Ja, da warnte es auf Elf — und ein anderer Weihnachtabend tauchte in Marthens Erinnerung auf, ach! ein ganz anderer; viele, viele Jahre ſpäter. Der Vater und die Brüder waren todt, die Schweſtern verheirathet; die Mutter, welche nun mit Marthen allein geblieben war, hatte ſchon längſt des Vaters Platz im braunen Lehnſtuhl eingenommen und ihrer Tochter die kleinen Wirthſchaftsſorgen übertragen; denn ſie kränkelte ſeit des Vaters Tode, ihr mildes Antlitz wurde immer bläſſer, und ihre freundlichen Augen blickten immer matter; endlich mußte ſie auch den Tag über im Bette bleiben. Das war ſchon über drei Wochen, und nun war es Weihnachtabend. Marthe ſaß an ihrem Bett und horchte auf den Athem der Schlummernden; es war todtenſtill in der Kammer, nur die Uhr pickte. Da warnte es auf Elf, die Mutter ſchlug die Augen auf und verlangte zu trinken. „Marthe,“ ſagte ſie, „wenn es erſt Frühling wird, und ich wieder zu Kräften gekommen bin, dann wollen wir Deine Schweſter Hanne beſuchen; ich habe ihre Kinder eben im Traume geſehen; — Du haſt hier gar zu wenig Vergnügen." — Die Mutter hatte ganz vergeſſen, daß Schweſter Hannes Kinder im Spätherbſt geſtorben waren; Marthe erinnerte ſie auch nicht daran, ſie nickte ſchweigend mit dem Kopf, und faßte ihre abgefallnen Hände. Die Uhr ſchlug Elf. —

Auch jetzt ſchlug ſie Elf, aber leiſe, wie aus weiter, weiter Ferne. —

Da hörte Marthe einen tiefen Athemzug; ſie dachte, die Mutter wolle wieder ſchlafen. So blieb ſie ſitzen, lautlos, regungslos, die Hand der Mutter noch immer in der ihren; am Ende verfiel ſie in einen ſchlummerähnlichen Zuſtand. Es mochte ſo eine Stunde vergangen ſein; da ſchlug die Uhr Zwölf! — Das Licht war ausgebrannt, der Mond ſchien hell in's Fenſter; aus den Kiſſen ſah das bleiche Geſicht der Mutter. Marthe hielt eine kalte Hand in der ihrigen. Sie ließ dieſe kalte Hand nicht los, ſie ſaß die ganze Nacht bei der todten Mutter. —

So ſaß ſie jetzt bei ihren Erinnerungen in derſelben Kammer, und die alte Uhr pickte bald laut, bald leiſe; ſie wußte von Allem, ſie hatte Alles mit erlebt, ſie erinnerte Marthe an Alles, an ihre Leiden, an ihre kleinen Freuden. —

Ob es noch ſo geſellig in Marthens einſamer Kammer iſt? Ich weiß es nicht; es ſind viele Jahre her ſeit ich in ihrem Hauſe wohnte, und jene kleine Stadt liegt weit von meiner Heimath. — Was Menſchen, die das Leben lieben, nicht auszuſprechen wagen, pflegte ſie laut und ohne Scheu zu äußern: „Ich bin niemals krank geweſen; ich werde gewiß ſehr alt werden.“ — Iſt ihr Glaube ein richtiger geweſen, und ſollten dieſe Blätter den Weg in ihre Kammer finden, ſo möge ſie ſich beim Leſen auch meiner erinnern. Die alte Uhr wird helfen; ſie weiß ja von Allem Beſcheid.

Storm's Sämmtliche Schriften.

Theodor Storm's

Sämmtliche Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Sechs Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1868.

Theodor Storm's

ſämmtliche Schriften

Band 6.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1868

Inhalt

des ſechsten Bandes.

Die Regentrude (Heiligenſtadt 1864) 1

Der Spiegel des Cyprianus (Heiligenſtadt und Huſum 1864 und 1865) 57

Bulemanns Haus (Heiligenſtadt 1864) 105

Hinzelmeier (Huſum 1850) 149

Der kleine Häwelmann (Huſum 1849) 201

Die Regentrude.

Einen ſo heißen Sommer, wie nun vor hundert Jahren, hat es ſeitdem nicht wieder gegeben. Kein Grün faſt war zu ſehen; zahmes und wildes Gethier lag verſchmachtet auf den Feldern.

Es war an einem Vormittag. Die Dorfſtraßen ſtanden leer; was nur konnte, war in's Innerſte der Häuſer geflüchtet; ſelbſt die Dorfkläffer hatten ſich verkrochen. Nur der dicke Wieſenbauer ſtand breitſpurig in der Thorfahrt ſeines ſtattlichen Hauſes und rauchte im Schweiße ſeines Angeſichts aus ſeinem großen Meerſchaumkopfe. Dabei ſchaute er ſchmunzelnd einem mächtigen Fuder Heu entgegen, das eben von ſeinen Knechten auf die Diele gefahren wurde. — Er hatte vor Jahren eine bedeutende Fläche ſumpfigen Wieſenlandes um geringen Preis erworben, und die letzten dürren Jahre, welche auf den Feldern ſeiner Nachbarn das Gras verſengten, hatten ihm die Scheuern mit duftendem Heu und den Kaſten mit blanken Kronthalern gefüllt.

So ſtand er auch jetzt und rechnete, was bei den immer ſteigenden Preiſen der Ueberſchuß der Ernte für ihn einbringen könne. „Sie kriegen alle nichts,“ murmelte er, indem er die Augen mit der Hand beſchattete und zwiſchen den Nachbarsgehöften hindurch in die flimmernde Ferne ſchaute; „es giebt gar keinen Regen mehr in der Welt.“ Dann ging er an den Wagen, der eben abgeladen wurde; er zupfte eine Hand voll Heu heraus, führte es an ſeine breite Naſe und lächelte ſo verſchmitzt, als wenn er aus dem kräftigen Duft noch einige Kronthaler mehr herausriechen könne.

In demſelben Augenblicke war eine etwa funfzigjährige Frau in's Haus getreten. Sie ſah blaß und leidend aus, und bei dem ſchwarzſeidenen Tuche, das ſie um den Hals geſteckt trug, trat der bekümmerte Ausdruck ihres Geſichtes nur noch mehr hervor. „Guten Tag, Nachbar,“ ſagte ſie, indem ſie dem Wieſenbauer die Hand reichte, „iſt das eine Gluth; die Haare brennen einem auf dem Kopfe!“

„Laß brennen, Mutter Stine, laß brennen!“ erwiderte er, „ſeht nur das Fuder Heu an! Mir kann's nicht zu ſchlimm werden!“

„Ja, ja, Wieſenbauer, Ihr könnt ſchon lachen; aber was ſoll aus uns Andern werden, wenn das ſo fortgeht!“

Der Bauer drückte mit dem Daumen die Aſche in ſeinen Pfeifenkopf und ſtieß ein paar mächtige Dampfwolken in die Luft. „Seht Ihr,“ ſagte er, „das kommt von der Ueberklugheit. Ich hab's ihm immer geſagt; aber Euer Seliger hat's alleweg beſſer verſtehen wollen. Warum mußte er all' ſein Tiefland vertauſchen! Nun ſitzt Ihr da mit den hohen Feldern, wo Eure Saat verdorrt und Euer Vieh verſchmachtet.“

Die Frau ſeufzte.

Der dicke Mann wurde plötzlich herablaſſend. „Aber Mutter Stine,“ ſagte er, „ich merke ſchon, Ihr ſeid nicht von ungefähr hieher gekommen; ſchießt nur immer los, was Ihr auf dem Herzen habt!“

Die Witwe blickte zu Boden. „Ihr wißt wohl,“ ſagte ſie, „die funfzig Thaler, die Ihr mir geliehen, ich ſoll ſie auf Johanni zurückzahlen und der Termin iſt vor der Thür.“

Der Bauer legte ſeine fleiſchige Hand auf ihre Schulter. „Nun macht Euch keine Sorge, Frau! Ich brauche das Geld nicht; ich bin nicht der Mann, der aus der Hand in den Mund lebt. Ihr könnt mir Eure Grundſtücke dafür zum Pfande einſetzen; ſie ſind zwar nicht von den beſten, aber mir ſollen ſie diesmal gut genug ſein. Auf den Sonnabend könnt Ihr mit mir zum Gerichtshalter fahren.“

Die bekümmerte Frau athmete auf. „Es macht zwar wieder Koſten,“ ſagte ſie, „aber ich danke Euch doch dafür.“

Der Wieſenbauer hatte ſeine kleinen klugen Augen nicht von ihr gelaſſen. „Und,“ fuhr er fort, „weil wir hier einmal beiſammen ſind, ſo will ich Euch auch ſagen, der Andrees, Euer Junge, geht nach meiner Tochter!“

„Du lieber Gott, Nachbar, die Kinder ſind ja mit einander aufgewachſen.“

„Das mag ſein, Frau: wenn aber der Burſche meint, er könne ſich hier in die volle Wirthſchaft einfreien, ſo hat er ſeine Rechnung ohne mich gemacht!“

Die ſchwache Frau richtete ſich ein wenig auf und ſah ihn mit faſt zürnenden Augen an. „Was habt Ihr denn an meinem Andrees auszuſetzen?“ fragte ſie.

„Ich an Eurem Andrees, Frau Stine? — Auf der Welt gar nichts! Aber“ — und er ſtrich ſich mit der Hand über die ſilbernen Knöpfe ſeiner rothen Weſte — „meine Tochter iſt eben meine Tochter und des Wieſenbauers Tochter kann es beſſer belaufen.“

„Trotzt nicht zu ſehr, Wieſenbauer!“ ſagte die Frau milde, „ehe die heißen Jahre kamen —!“

„Aber ſie ſind gekommen und ſind noch immer da, und auch für dies Jahr iſt keine Ausſicht, daß Ihr eine Ernte in die Scheuer bekommt. Und ſo geht's mit Eurer Wirthſchaft immer weiter rückwärts.“

Die Frau war in tiefes Sinnen verſunken; ſie ſchien die letzten Worte kaum gehört zu haben. „Ja,“ ſagte ſie, „Ihr mögt leider Recht behalten, die Regentrude muß eingeſchlafen ſein; aber — ſie kann geweckt werden!“

„Die Regentrude?“ wiederholte der Bauer hart. „Glaubt Ihr auch an das Gefaſel?“

„Kein Gefaſel, Nachbar!“ erwiderte ſie geheimnißvoll. „Meine Urahne, da ſie jung geweſen, hat ſie ſelber einmal aufgeweckt. Sie wußte auch das Sprüchlein noch und hat es mir öfters vorgeſagt; aber ich habe es ſeither längſt vergeſſen.“

Der dicke Mann lachte, daß ihm die ſilbernen Knöpfe auf ſeinem Bauche tanzten. „Nun, Mutter Stine, ſo ſetzt Euch hin und beſinnt Euch auf Euer Sprüchlein. Ich verlaſſe mich auf mein Wetterglas und das ſteht ſeit acht Wochen auf beſtändig Schön!“

„Das Wetterglas iſt ein todtes Ding, Nachbar; das kann doch nicht das Wetter machen!“

„Und Eure Regentrude iſt ein Spukeding, ein Hirngeſpinſt, ein Garnichts!“

„Nun, Wieſenbauer,“ ſagte die Frau ſchüchtern, „Ihr ſeid einmal Einer von den Neugläubigen!“

Aber der Mann wurde immer eifriger. „Neu oder altgläubig!“ rief er, „geht hin und ſucht Eure Regenfrau und ſprecht Euer Sprüchlein, wenn Ihr's noch beiſammenkriegt! Und wenn Ihr binnen heut' und vierundzwanzig Stunden Regen ſchafft, dann —!“ er hielt inne und paffte ein paar dicke Rauchwolken vor ſich hin.

„Was dann, Nachbar?“ fragte die Frau.

„Dann — — dann, — zum Teufel, ja, dann ſoll Euer Andrees meine Maren freien!“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür des Wohnzimmers und ein ſchönes ſchlankes Mädchen mit rehbraunen Augen trat zu ihnen auf die Durchfahrt hinaus. „Topp, Vater!“ rief ſie, „das ſoll gelten!“ Und zu einem ältlichen Mann gewandt, der eben von der Straße her in's Haus trat, fügte ſie hinzu: „Ihr habt's gehört, Vetter Schulze!“

„Nun, nun Maren,“ ſagte der Wieſenbauer, „Du brauchſt keine Zeugen gegen Deinen Vater aufzurufen; von meinem Wort da beißt Dir keine Maus auch nur ein Tittelchen ab!“

Der Schulze ſchaute indeß, auf ſeinen langen Stock geſtützt, eine Weile in den freien Tag hinaus; und hatte nun ſein ſchärferes Auge in der Tiefe des glühenden Himmels ein weißes Pünktchen ſchwimmen ſehen, oder wünſchte er es nur und glaubte es deshalb geſehen zu haben, aber er lächelte hinterhaltig und ſagte: „Mög's Euch bekommen, Vetter Wieſenbauer, der Andrees iſt allewege ein tüchtiger Burſch!“

* * *

Bald darauf, während der Wieſenbauer und der Schulze in dem Wohnzimmer des erſtern über allerlei Rechnungen beiſammen ſaßen, trat Maren an der andern Seite der Dorfſtraße mit Mutter Stine in deren Stübchen.

„Aber Kind,“ ſagte die Witwe, indem ſie ihr Spinnrad aus der Ecke holte, „weißt Du denn das Sprüchlein für die Regenfrau?“

„Ich?“ fragte das Mädchen, indem ſie erſtaunt den Kopf zurückwarf.

„Nun ich dachte nur, weil Du ſo keck dem Vater vor die Füße tratſt.“

„Nicht doch, Mutter Stine, mir war nur ſo um's Herz, und ich dachte auch, Ihr ſelber würdet's wohl noch beiſammen bekommen. Räumt nur ein biſſel auf in Eurem Kopfe; es muß ja noch irgendwo verkramet liegen!“

Frau Stine ſchüttelte den Kopf. „Die Urahne iſt mir früh geſtorben. Das aber weiß ich noch wohl, wenn wir damals große Dürre hatten, wie eben jetzt, und uns dabei mit der Saat oder dem Viehzeug Unheil zuſchlug, dann pflegte ſie wohl ganz heimlich zu ſagen: „Das thut der Feuermann uns zum Schabernack, weil ich einmal die Regenfrau geweckt habe!“

„Der Feuermann?“ fragte das Mädchen, „wer iſt denn das nun wieder?“ Aber ehe ſie noch eine Antwort erhalten konnte, war ſie ſchon an's Fenſter geſprungen und rief: „Um Gott, Mutter, da kommt der Andrees; ſeht nur, wie verſtürzt er ausſieht!“

Die Witwe erhob ſich von ihrem Spinnrade: „Freilich Kind,“ ſagte ſie niedergeſchlagen, „ſiehſt Du denn nicht, was er auf dem Rücken trägt? Da iſt ſchon wieder eins von den Schafen verdurſtet.“

Bald darauf trat der junge Bauer in's Zimmer und legte das todte Thier vor den Frauen auf den Eſtrich. „Da habt Ihr's!“ ſagte er finſter, indem er ſich mit der Hand den Schweiß von der heißen Stirn ſtrich.

Die Frauen ſahen mehr in ſein Geſicht als auf die todte Kreatur. „Nimm Dir's nicht ſo zu Herzen, Andrees!“ ſagte Maren. „Wir wollen die Regenfrau wecken und dann wird Alles wieder gut werden.“

„Die Regenfrau!“ wiederholte er tonlos, „ja Maren, wer die wecken könnte. — Es iſt aber auch nicht wegen dem allein; es iſt mir etwas widerfahren draußen.“ —

Die Mutter faßte zärtlich ſeine Hand. „So ſag es von Dir, mein Sohn,“ ermahnte ſie, „damit es Dich nicht ſiech mache!“

„So hört denn!“ erwiderte er. — „Ich wollte nach unſern Schafen ſehen und ob das Waſſer, das ich geſtern Abend für ſie hinaufgetragen, noch nicht verdunſtet ſei. Als ich aber auf den Weideplatz kam, ſah ich ſogleich, daß es dort nicht ſeine Richtigkeit habe; der Waſſerzuber war nicht mehr, wo ich ihn hingeſtellt und auch die Schafe waren nicht zu ſehen. Um ſie zu ſuchen, ging ich den Rain hinab bis an den Rieſenhügel. Als ich auf die andere Seite kam, da ſah ich ſie alle liegen, keuchend, die Hälſe lang auf die Erde geſtreckt; die arme Kreatur hier war ſchon crepirt. Daneben lag der Zuber umgeſtürzt und ſchon gänzlich ausgetrocknet. Die Thiere konnten das nicht gethan haben; hier mußte eine böswillige Hand im Spiele ſein.“

„Kind, Kind!“ unterbrach ihn die Mutter, „wer ſollte einer armen Witwe Leides zufügen!“

„Hört nur zu, Mutter, es kommt noch weiter.

Ich ſtieg auf den Hügel und ſah nach allen Seiten über die Ebene hin; aber kein Menſch war zu ſehen, die ſengende Gluth lag wie alle Tage lautlos über den Feldern. Nur neben mir auf einem der großen Steine, zwiſchen denen das Zwergenloch in den Hügel hinabgeht, ſaß ein dicker Molch und ſonnte ſeinen häßlichen Leib. Als ich noch ſo halb rathlos, halb ingrimmig um mich her ſtarrte, höre ich auf einmal hinter mir von der andern Seite des Hügels her ein Gemurmel, wie wenn einer eifrig mit ſich ſelber redet, und als ich mich umwende, ſehe ich ein knorpſiges Männlein im feuerrothen Rock und rother Zipfelmütze unten zwiſchen dem Haidekraute auf und ab ſtapfen. — Ich erſchrak mich, denn wo war es plötzlich hergekommen! — Auch ſah es gar ſo arg und mißgeſchaffen aus. Die großen braunrothen Hände hatte es auf dem Rücken gefaltet und dabei ſpielten die krummen Finger wie Spinnenbeine in der Luft. — Ich war hinter den Dornbuſch getreten, der neben den Steinen aus dem Hügel wächſt, und konnte von hier aus Alles ſehen, ohne ſelbſt bemerkt zu werden. Das Unding drunten war noch immer in Bewegung; es bückte ſich und riß ein Bündel verſengten Graſes aus dem Boden, daß ich glaubte, es müſſe mit ſeinem Kürbiskopf vorn überſchießen; aber es ſtand ſchon wieder auf ſeinen Spindelbeinen und, indem es das dürre Kraut zwiſchen ſeinen großen Fäuſten zu Pulver rieb, begann es ſo entſetzlich zu lachen, daß auf der andern Seite des Hügels die halbtodten Schafe aufſprangen und in wilder Flucht an dem Rain hinunterjagten. Das Männlein aber lachte noch gellender, und dabei begann es von einem Bein auf's andere zu ſpringen, daß ich fürchtete, die dünnen Stäbchen müßten unter ſeinem klumpigen Leibe zuſammenbrechen. Es war grauſenvoll anzuſehen, denn es funkte ihm dabei ordentlich aus ſeinen kleinen ſchwarzen Augen."

Die Witwe hatte leiſe des Mädchens Hand gefaßt.

„Weißt du nun, wer der Feuermann iſt!" ſagte ſie. Maren nickte.

„Das Allergrauſenhafteſte aber," fuhr Andrees fort, „war ſeine Stimme. „Wenn ſie es wüßten, wenn ſie es wüßten!" ſchrie er, „die Flegel, die Bauerntölpel!" Und dann ſang er mit ſeiner ſchnarrenden, quälenden Stimme ein ſeltſames Sprüchlein;

immer von vorn nach hinten, als könne er ſich gar daran nicht erſättigen. Wartet nur, ich bekomm's wohl noch beiſammen!“

Und nach einigen Augenblicken fuhr er fort:

„Dunſt iſt die Welle,
Staub iſt die Quelle!“

Die Mutter ließ plötzlich ihr Spinnrad ſtehen, das ſie während der Erzählung eifrig gedreht hatte, und ſah ihren Sohn mit geſpannten Augen an. Der aber ſchwieg wieder und ſchien ſich zu beſinnen.

„Weiter!“ ſagte ſie leiſe.

„Ich weiß nicht weiter, Mutter; es iſt fort und ich hab's mir unterwegs doch wohl hundertmal vorgeſagt.“

Als aber Frau Stine mit unſicherer Stimme ſelbſt fortfuhr:

„Stumm ſind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!“

da ſetzte er raſch hinzu:

„Nimm dich in Acht!
Eh' du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!“

„Das iſt das Sprüchlein der Regentrude!“ rief

Frau Stine; „und nun raſch noch einmal! Und Du, Maren, merk wohl auf, damit es nicht wiederum verloren geht!“

Und nun ſprachen Mutter und Sohn noch einmal zuſammen und ohne Anſtoß:

„Dunſt iſt die Welle,
Staub iſt die Quelle!
Stumm ſind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder.
Nimm dich in Acht!
Eh' du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!“

„Nun hat alle Noth ein Ende!“ rief Maren; „nun wecken wir die Regentrude; morgen ſind alle Felder wieder grün und übermorgen giebt's Hochzeit!“ Und mit fliegenden Worten und glänzenden Augen erzählte ſie ihrem Andrees, welches Verſprechen ſie dem Vater abgewonnen habe.

„Kind,“ ſagte die Witwe wieder, „weißt Du denn auch den Weg zur Regentrude?“

„Nein, Mutter Stine, wißt Ihr denn auch den Weg nicht mehr!“

„Aber, Maren, es war ja die Urahne, die bei der Regentrude war; von dem Wege hat ſie mir niemals was erzählt.“

„Nun, Andrees,“ ſagte Maren und faßte den Arm des jungen Bauern, der währenddeß mit gerunzelter Stirn vor ſich hingeſtarrt hatte, „ſo ſprich Du! Du weißt ja ſonſt doch immer Rath!“

„Vielleicht weiß ich auch jetzt wieder einen!“ entgegnete er bedächtig. „Ich muß heute Mittag den Schafen noch Waſſer hinauftragen. Vielleicht daß ich den Feuermann noch einmal hinter dem Dornbuſch belauſchen kann! Hat er das Sprüchlein verrathen, wird er auch noch den Weg verrathen; denn ſein dicker Kopf ſcheint überzulaufen von dieſen Dingen.“

Und bei dieſem Entſchluß blieb es. Soviel ſie auch hin und wieder redeten, ſie wußten keinen beſſern aufzufinden.

* * *

Bald darauf befand ſich Andrees mit ſeiner Waſſertracht droben auf dem Weideplatze. Als er in die Nähe des Rieſenhügels kam, ſah er den Kobold ſchon von weitem auf einem der Steine am Zwergloch ſitzen. Er ſtrählte ſich mit ſeinen fünf ausgeſpreizten Fingern den rothen Bart; und jedesmal wenn er die Hand herauszog, löſte ſich ein Häufchen feuriger Flocken ab und ſchwebte in dem grellen Sonnenſchein über die Felder dahin.

„Da biſt du zu ſpät gekommen,“ dachte Andrees, „heute wirſt du nichts erfahren,“ und wollte ſeitwärts, als habe er gar nichts geſehen, nach der Stelle abbiegen, wo noch immer der umgeſtürzte Zuber lag. Aber er wurde angerufen. „Ich dachte, Du hätt'ſt mit mir zu reden!“ hörte er die Quäkſtimme des Kobolds hinter ſich.

Andrees kehrte ſich um und trat ein paar Schritte zurück. „Was hätte ich mit Euch zu reden,“ erwiderte er; „ich kenne Euch ja nicht.“

„Aber Du möchteſt den Weg zur Regentrude wiſſen?“

„Wer hat Euch denn das geſagt?“

„Mein kleiner Finger, und der iſt klüger als mancher große Kerl.“

Andrees nahm all' ſeinen Muth zuſammen und trat noch ein paar Schritte näher zu dem Unding an den Hügel hinauf. „Euer kleiner Finger mag ſchon klug ſein,“ ſagte er, „aber den Weg zur Regenfrau wird er doch nicht wiſſen, denn den wiſſen auch die allerklügſten Menſchen nicht.“

Der Kobold blähte ſich wie eine Kröte und fuhr ein paar Mal mit ſeiner Klaue durch den Feuerbart, daß Andrees vor der herausſtrömenden Gluth einen Schritt zurücktaumelte. Plötzlich aber den jungen Bauer mit dem Ausdrucke eines überlegenen Hohns aus ſeinen böſen kleinen Augen anſtarrend, ſchnarrte er ihn an: „Du biſt zu einfältig, Andrees; wenn ich Dir auch ſagte, daß die Regentrude hinter dem großen Walde wohnt, ſo würdeſt Du doch nicht wiſſen, daß hinter dem Walde eine hohle Eiche ſteht!“

„Hier gilt's den Dummen ſpielen!“ dachte Andrees; denn obſchon er ſonſt ein ehrlicher Burſche war, ſo hatte er doch auch ſeine gute Portion Bauernſchlauheit mit auf die Welt bekommen. „Da habt Ihr Recht,“ ſagte er, und riß den Mund auf, „das würde ich freilich nicht wiſſen!“

„Und,“ fuhr der Kobold fort, „wenn ich Dir auch ſagte, daß hinter dem Walde die hohle Weide ſteht, ſo würdeſt Du doch nicht wiſſen, daß in dem

Baum eine Treppe zum Garten der Regenfrau hinabführt.“

„Wie man ſich doch verrechnen kann!“ rief Andrees. „Ich dachte, man könnte nur ſo geradeswegs hineinſpazieren.“

„Und wenn Du auch geradeswegs hineinſpazieren könnteſt,“ ſagte der Kobold, „ſo würdeſt Du immer noch nicht wiſſen, daß die Regentrude nur von einer reinen Jungfrau geweckt werden kann.“

„Nun freilich,“ meinte Andrees, da hilft's mir nichts; da will ich mich nur gleich wieder auf den Heimweg machen.“

Ein argliſtiges Lächeln verzog den breiten Mund des Kobolds. „Willſt Du nicht erſt Dein Waſſer in den Zuber gießen?“ fragte er; „das ſchöne Viehzeug iſt ja ſchier verſchmachtet.“

„Da habt Ihr zum vierten Male Recht!“ erwiderte der Burſche und ging mit ſeinen Eimern um den Hügel herum. Als er aber das Waſſer in den heißen Zuber goß, ſchlug es ziſchend empor und verpraſſelte in weißen Dampfwolken in die Luft. „Auch gut!“ dachte er, „meine Schafe treibe ich mit mir heim und morgen mit dem Früheſten geleite ich

Maren zu der Regentrude. Die ſoll ſie ſchon erwecken!“

Auf der andern Seite des Hügels aber war der Kobold von ſeinen Steinen aufgeſprungen. Er warf ſeine rothe Mütze in die Luft und kollerte ſich mit wieherndem Gelächter den Berg hinab. Dann ſprang er wieder auf ſeine dürren Spindelbeine, tanzte wie toll umher und ſchrie dabei mit ſeiner Quäkſtimme einmal über's andere: „Der Kindskopf, der Bauerlümmel! dachte mich zu übertölpeln und weiß noch nicht, daß die Trude ſich nur durch das rechte Sprüchlein wecken läßt. Und das Sprüchlein weiß keiner als Eckeneckepenn, und Eckeneckepenn das bin ich!“ —

Der böſe Kobold wußte nicht, daß er am Vormittag das Sprüchlein ſelbſt verrathen hatte.

* * *

Auf die Sonnenblumen, die vor Marens Kammer im Garten ſtanden, fiel eben der erſte Morgenſtrahl, als ſie ſchon das Fenſter aufſtieß und ihren Kopf in die friſche Luft hinausſteckte. Der Wieſenbauer, welcher nebenan im Alkoven des Wohnzimmers ſchlief, mußte davon erwacht ſein; denn ſein

Schnarchen, das noch eben durch alle Wände drang, hatte plötzlich aufgehört. „Was treibſt Du, Maren?“ rief er mit ſchläfriger Stimme. „Fehlt's Dir denn wo?“

Das Mädchen fuhr ſich mit dem Finger an die Lippen, denn ſie wußte wohl, daß der Vater, wenn er ihr Vorhaben erführe, ſie nicht aus dem Hauſe laſſen würde. Aber ſie faßte ſich ſchnell. „Ich habe nicht ſchlafen können, Vater,“ rief ſie zurück, „ich will mit den Leuten auf die Wieſen; es iſt ſo hübſch friſch heute Morgen.“

„Haſt das nicht nöthig, Maren,“ erwiderte der Bauer, „meine Tochter iſt kein Dienſtbot'. Und nach einer Weile fügte er hinzu. „Na, wenn's Dir Plaiſir macht! Aber ſei zur rechten Zeit wieder heim, eh' die große Hitze kommt. Und vergiß mein Warmbier nicht!“ Damit warf er ſich auf die andere Seite daß die Bettſtelle krachte, und gleich darauf hörte auch das Mädchen wieder das wohlbekannte abgemeſſene Schnarchen.

Behutſam drückte ſie ihre Kammerthür auf. Als ſie durch die Thorfahrt in's Freie ging, hörte ſie eben den Knecht die beiden Mägde wecken. „Es iſt doch ſchnöd',“ dachte ſie, „daß du ſo haſt lügen müſſen, aber“ — und ſie ſeufzte dabei ein wenig — „was thut man nicht um ſeinen Schatz!“

Drüben in ſeinem Sonntagsſtaat ſtand ſchon Andrees ihrer wartend. „Weißt Du Dein Sprüchlein noch?“ rief er ihr entgegen.

„Ja, Andrees! Und weißt Du noch den Weg?“ Er nickte nur.

„So laß uns gehen!“ — Aber eben kam noch Mutter Stine aus dem Hauſe und ſteckte ihrem Sohne ein mit Meth gefülltes Fläſchen in die Taſche. „Der iſt noch von der Urahne,“ ſagte ſie, „ſie that alle Zeit ſehr geheim und koſtbar damit, der wird Euch gut thun in der Hitze!“

Dann gingen ſie im Morgenſchein die ſtille Dorfſtraße hinab und die Witwe ſtand noch lange und ſchaute nach der Richtung, wo die jungen kräftigen Geſtalten verſchwunden waren.

Der Weg der Beiden führte hinter der Dorfmark über eine weite Haide. Danach kamen ſie in den großen Wald. Aber die Blätter des Waldes lagen meiſt verdorrt am Boden, ſo daß die Sonne überall hindurchblitzte, ſie wurden faſt geblendet von den wechſelnden Lichtern. — Als ſie eine geraume Zeit zwiſchen den hohen Stämmen der Eichen und Buchen fortgeſchritten waren, faßte das Mädchen die Hand des jungen Mannes.

„Was haſt Du, Maren?“ fragte er.

„Ich hörte unſere Dorfuhr ſchlagen, Andrees.“

„Ja, mir war es auch ſo.“

„Es muß ſechs Uhr ſein!“ ſagte ſie wieder. „Wer kocht denn dem Vater nun ſein Warmbier? Die Mägde ſind alle auf dem Felde.“

„Ich weiß nicht, Maren; aber das hilft nun doch weiter nicht!“

„Nein,“ ſagte ſie, „das hilft nun weiter nicht. Aber weißt Du denn auch noch unſer Sprüchlein?“

„Freilich, Maren!

Dunſt iſt die Welle,
Staub iſt die Quelle!“

Und als er einen Augenblick zögerte, ſagte ſie raſch:

„Stumm ſind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder.“

„O!“ rief ſie, „wie brannte die Sonne!“

„Ja,“ ſagte Andrees und rieb ſich die Wange, „es hat auch mir ordentlich einen Stich gegeben.“

Endlich kamen ſie aus dem Walde und dort, ein paar Schritte vor ihnen, ſtand auch ſchon der alte Weidenbaum. Der mächtige Stamm war ganz gehöhlt und das Dunkel, das darin herrſchte, ſchien tief in den Abgrund der Erde zu führen. Andrees ſtieg zuerſt allein hinab, während Maren ſich auf die Höhlung des Baumes lehnte und ihm nachzublicken ſuchte. Aber bald ſah ſie nichts mehr von ihm, nur das Geräuſch des Hinabſteigens ſchlug noch an ihr Ohr. Ihr begann Angſt zu werden, oben um ſie her war es ſo einſam und von unten hörte ſie endlich auch keinen Laut mehr. Sie ſteckte den Kopf tief in die Höhlung und rief: „Andrees, Andrees!“ Aber es blieb alles ſtill und noch einmal rief ſie: „Andrees!“ — Da nach einiger Zeit war es ihr als höre ſie es von unten wieder heraufkommen und allmälig erkannte ſie auch die Stimme des jungen Mannes, der ihren Namen rief, und faßte ſeine Hand, die er ihr entgegenſtreckte. „Es führt eine Treppe hinab,“ ſagte er, „aber ſie iſt ſteil und ausgebröckelt und wer weiß, wie tief nach unten zu der Abgrund iſt!“

Maren erſchrak. „Fürchte Dich nicht,“ ſagte er,

„ich trage Dich; ich habe einen ſichern Fuß.“ Dann hob er das ſchlanke Mädchen auf ſeine breite Schulter; und als ſie die Arme feſt um ſeinen Hals gelegt hatte, ſtieg er behutſam mit ihr in die Tiefe. Dichte Finſterniß umgab ſie; aber Maren athmete doch auf, während ſie ſo Stufe um Stufe wie in einem gewundenen Schneckengange hinabgetragen wurde; denn es war kühl hier im Innern der Erde. Kein Laut von oben drang zu ihnen herab; nur einmal hörten ſie dumpf aus der Ferne die unterirdiſchen Waſſer brauſen, die vergeblich zum Lichte emporarbeiteten.

„Was war das?“ flüſterte das Mädchen.

„Ich weiß nicht, Maren.“

„Aber hat's denn noch kein Ende?“

„Es ſcheint faſt nicht.“

„Wenn Dich der Kobold nur nicht betrogen hat!“

„Ich denke nicht, Maren.“

So ſtiegen ſie tiefer und tiefer. Endlich ſpürten ſie wieder den Schimmer des Sonnenlichts unter ſich, das mit jedem Tritte leuchtender wurde; zugleich aber drang auch eine erſtickende Hitze zu ihnen herauf.

Als ſie von der unterſten Stufe in's Freie traten, ſahen ſie eine gänzlich unbekannte Gegend vor ſich.

Maren ſah befremdet umher. „Die Sonne ſcheint aber doch dieſelbe zu ſein!“ ſagte ſie endlich.

„Kälter iſt ſie wenigſtens nicht,“ meinte Andrees, indem er das Mädchen zur Erde hob.

Von dem Platze, wo ſie ſich befanden, auf einem breiten Steindamm, lief eine Allee von alten Weiden in die Ferne hinaus. Sie bedachten ſich nicht lange; ſondern gingen, als ſei ihnen der Weg gewieſen, zwiſchen den Reihen der Bäume entlang. Wenn ſie nach der einen oder andern Seite blickten, ſo ſahen ſie in ein ödes unabſehbares Tiefland, das ſo von aller Art Rinnen und Vertiefungen zerriſſen war, als beſtehe es nur aus einem endloſen Gewirre verlaſſener See- und Strombetten. Dies ſchien auch dadurch beſtätigt zu werden, daß ein beklemmender Dunſt, wie von vertrocknetem Schilf, die Luft erfüllte. Dabei lagerte zwiſchen den Schatten der einzeln ſtehenden Bäume eine ſolche Gluth, daß es den beiden Wanderern war, als ſähen ſie kleine weiße Flammen über den ſtaubigen Weg dahinfliegen. Andrees mußte an die Flocken aus dem Feuerbarte des Kobolds denken. Einmal war es ihm ſogar, als ſähe er zwei dunkle Augenringe in dem grellen

Sonnenſchein; dann wieder glaubte er deutlich neben ſich das tolle Springen der kleinen Spindelbeine zu hören. Bald war es links, bald rechts an ſeiner Seite. Wenn er ſich aber wandte, vermochte er nichts zu ſehen; nur die gluthheiße Luft zitterte flirrend und blendend vor ſeinen Augen. „Ja,“ dachte er, indem er des Mädchens Hand erfaßte und beide mühſam vorwärts ſchritten, „ſauer machſt Du's uns; aber Recht behältſt Du heute nicht!“

Weiter und weiter gingen ſie, der Eine nur auf das immer ſchwerere Athmen des Andern hörend. Der einförmige Weg ſchien kein Ende zu nehmen; neben ihnen unaufhörlich die grauen, halb entblätterten Weiden, ſeitwärts hüben und drüben unter ihnen die unheimlich dunſtende Niederung.

Plötzlich blieb Maren ſtehen und lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen an den Stamm einer Weide. „Ich kann nicht weiter,“ murmelte ſie; „die Luft iſt lauter Feuer.“

Da gedachte Andrees des Methfläſchchens, das ſie bis dahin unberührt gelaſſen hatten. — Als er den Stöpſel abgezogen, verbreitete ſich ein Duft, als ſeien die Tauſende von Blumen noch einmal zur

Blüthe auferſtanden, aus deren Kelchen vor vielleicht mehr als hundert Jahren die Bienen den Honig zu dieſem Tranke zuſammengetragen hatten. Kaum hatten die Lippen des Mädchens den Rand der Flaſche berührt, ſo ſchlug ſie ſchon die Augen auf. „O,“ rief ſie, „auf welcher ſchönen Wieſe ſind wir denn?“

„Auf keiner Wieſe, Maren; aber trink nur, es wird Dich ſtärken!“

Als ſie getrunken hatte, richtete ſie ſich auf und ſchaute mit hellen Augen um ſich her. „Trink auch einmal, Andrees,“ ſagte ſie; „ein Frauenzimmer iſt doch nur ein elendiglich' Geſchöpf!“

„Aber das iſt ein echter Tropfen!“ rief Andrees, nachdem er auch gekoſtet hatte. „Mag der Himmel wiſſen, woraus die Urahne den gebraut hat!“

Dann gingen ſie geſtärkt und luſtig plaudernd weiter. Nach einer Weile aber blieb das Mädchen wieder ſtehen. „Was haſt Du, Maren?“ fragte Andrees.

„O nichts; ich dachte nur!“

„Was denn, Maren?“

„Siehſt Du, Andrees! Mein Vater hat noch ſein halbes Heu draußen auf den Wieſen; und ich gehe da aus und will Regen machen!“

„Dein Vater iſt ein reicher Mann, Maren; aber wir andern haben unſer Fetzchen Heu ſchon längſt in der Scheuer und unſere Frucht noch alle auf den dürren Halmen.“

„Ja, ja, Andrees, Du haſt wohl recht; man muß auch an die Andern denken!“ Im Stillen bei ſich ſelber aber ſetzte ſie nach einer Weile hinzu: „Maren, Maren, mach' dir keine Flauſen vor; du thuſt ja doch Alles nur von wegen deinem Schatz!“

So waren ſie wieder eine Zeit lang fortgegangen, als das Mädchen plötzlich rief: „Was iſt denn das? Wo ſind wir denn? Das iſt ja ein großer ungeheurer Garten!“

Und wirklich waren ſie, ohne zu wiſſen wie, aus der einförmigen Weidenallee in einen großen Park gelangt. Aus der weiten, jetzt freilich verſengten Raſenfläche erhoben ſich überall Gruppen hoher prachtvoller Bäume. Zwar war ihr Laub zum Theil gefallen oder hing dürr oder ſchlaff an den Zweigen, aber der kühne Bau ihrer Aeſte ſtrebte noch in den Himmel und die mächtigen Wurzeln griffen noch weit über die Erde hinaus. Eine Fülle von Blumen, wie die Beiden ſie nie zuvor geſehen, bedeckte hier und da den Boden; aber alle dieſe Blumen waren welk und düftelos und ſchienen mitten in der höchſten Blüthe von der tödtlichen Gluth getroffen zu ſein.

„Wir ſind am rechten Orte, denk' ich!“ ſagte Andrees.

Maren nickte. „Du mußt nun hier zurückbleiben, bis ich wiederkomme.“

Freilich,“ erwiderte er, indem er ſich in dem Schatten einer großen Eiche ausſtreckte. „Das Uebrige iſt nun Deine Sach'! Halt nur das Sprüchlein feſt, und verred' Dich nicht dabei!“ — —

So ging ſie denn allein über den weiten Raſen und unter den himmelhohen Bäumen dahin, und bald ſah der Zurückbleibende nichts mehr von ihr. Sie aber ſchritt weiter und weiter durch die Einſamkeit. Bald hörten die Baumgruppen auf, und der Boden ſenkte ſich. Sie erkannte wohl, daß ſie in dem ausgetrockneten Bette eines Gewäſſers ging; weißer Sand und Kieſel bedeckten den Boden, dazwiſchen lagen todte Fiſche und blinkten mit ihren Silberſchuppen in der Sonne. In der Mitte des Beckens ſah ſie einen grauen fremdartigen Vogel ſtehen; er ſchien ihr einem Reiher ähnlich zu ſein, doch war er von ſolcher Größe, daß ſein Kopf, wenn er ihn aufrichtete, über den eines Menſchen hinwegragen mußte; jetzt hatte er den langen Hals zwiſchen den Flügeln zurückgelegt und ſchien zu ſchlafen. Maren fürchtete ſich. Außer dem regungsloſen unheimlichen Vogel war kein lebendes Weſen ſichtbar, nicht einmal das Schwirren einer Fliege unterbrach hier die Stille; wie ein Entſetzen lag das Schweigen über dieſem Orte. Einen Augenblick trieb ſie die Angſt, nach ihrem Geliebten zu rufen, aber ſie wagte es wiederum nicht, denn den Laut ihrer eigenen Stimme in dieſer Oede zu hören, dünkte ſie noch ſchauerlicher als alles Andere.

So richtete ſie denn ihre Augen feſt in die Ferne, wo ſich wieder dichte Baumgruppen über den Boden zu erheben ſchienen, und ſchritt weiter ohne rechts oder links zu ſehen. Der große Vogel rührte ſich nicht, als ſie mit leiſem Tritt an ihm vorüberging, nur für einen Augenblick blitzte es ſchwarz unter der weißen Augenhaut hervor. — Sie athmete auf. — Nachdem ſie noch eine weite Strecke hingeſchritten, verengte ſich das Seebette zu der Rinne eines mäßigen Baches, der unter einer breiten Lindengruppe durchführte. Das Geäſte dieſer mächtigen Bäume war ſo dicht, daß ungeachtet des mangelhaften Laubes kein Sonnenſtrahl hindurchdrang. Maren ging in dieſer Rinne weiter; die plötzliche Kühle um ſie her, das hohe dunkle Gewölbe der Wipfel über ihr; es ſchien ihr faſt, als gehe ſie durch eine Kirche. Plötzlich aber wurden ihre Augen von einem blendenden Lichte getroffen; die Bäume hörten auf und vor ihr erhob ſich ein graues Geſtein, auf das die grellſte Sonne niederbrannte.

Maren ſelbſt ſtand in einem leeren ſandigen Becken, in welches ſonſt ein Waſſerfall über die Felſen hinabgeſtürzt ſein mochte, der dann unterhalb durch die Rinne ſeinen Abfluß in den jetzt verdunſteten See gehabt hatte. Sie ſuchte mit den Augen, wo wohl der Weg zwiſchen den Klippen hinaufführe. Plötzlich aber ſchrak ſie zuſammen. Denn das dort auf der halben Höhe des Abſturzes konnte nicht zum Geſtein gehören; wenn es auch ebenſo grau war und ſtarr wie dieſes in der regungsloſen Luft lag, ſo erkannte ſie doch bald, daß es ein Gewand ſei, welches in Falten eine ruhende Geſtalt bedeckte. — Mit verhaltenem Athem ſtieg ſie näher. Da ſah ſie es deutlich; es war eine ſchöne mächtige Frauengeſtalt. Der Kopf lag tief auf's Geſtein zurückgeſunken; die blonden Haare, die bis zur Hüfte hinabfloſſen, waren voll Staub und dürren Laubes. Maren betrachtete ſie aufmerkſam. „Sie muß ſehr ſchön geweſen ſein,“ dachte ſie, „ehe dieſe Wangen ſo ſchlaff und dieſe Augen ſo eingeſunken waren. Ach, und wie bleich ihre Lippen ſind! Ob es denn wohl die Regentrude ſein mag? — Aber die da ſchläft nicht; das iſt eine Todte! O, es iſt entſetzlich einſam hier!“

Das kräftige Mädchen hatte ſich indeſſen bald gefaßt. Sie trat ganz dicht herzu, und niederknieend und zu ihr hingebeugt legte ſie ihre friſchen Lippen an das marmorblaſſe Ohr der Ruhenden. Dann all' ihren Muth zuſammennehmend, ſprach ſie laut und deutlich:

„Dunſt iſt die Welle,
Staub iſt die Quelle:
Stumm ſind die Wälder,
Feuermann tanzt über die Felder!“

Da rang ſich ein tiefer klagender Laut aus dem bleichen Munde hervor; doch das Mädchen ſprach immer ſtärker und eindringlicher:

„Nimm Dich in Acht!
Eh' Du erwacht,
Holt Dich die Mutter
Heim in die Nacht!“

Da rauſchte es ſanft durch die Wipfel der Bäume und in der Ferne donnerte es leiſe wie von einem Gewitter. Zugleich aber, und, wie es ſchien, von jenſeits des Geſteins kommend, durchſchnitt ein greller Ton die Luft, wie der Wuthſchrei eines böſen Thieres. Als Maren emporſah, ſtand die Geſtalt der Trude hoch aufgerichtet vor ihr. „Was willſt Du?“ fragte ſie.

„Ach, Frau Trude,“ antwortete das Mädchen noch immer knieend. „Ihr habt ſo grauſam lang geſchlafen, daß alles Laub und alle Kreatur verſchmachten will!“

Die Trude ſah ſie mit weit aufgeriſſenen Augen an, als mühe ſie ſich aus ſchweren Träumen zu kommen.

Endlich fragte ſie mit tonloſer Stimme: „Stürzt denn der Quell nicht mehr?“

„Nein, Frau Trude,“ erwiderte Maren.

„Kreiſt denn mein Vogel nicht mehr über dem See?“

„Er ſteht in der heißen Sonne und ſchläft.“

„Weh!“ wimmerte die Regenfrau. „So iſt es hohe Zeit. Steh auf und folge mir, aber vergiß nicht den Krug, der dort zu Deinen Füßen liegt!“

Maren that wie ihr geheißen, und beide ſtiegen nun an der Seite des Geſteins hinauf. — Noch mächtigere Baumgruppen, noch wunderbarere Blumen waren hier der Erde entſproſſen, aber auch hier war alles welk und düftelos. — Sie gingen an der Rinne des Baches entlang, der hinter ihnen ſeinen Abfall vom Geſtein gehabt hatte. Langſam und ſchwankend ſchritt die Trude dem Mädchen voran, nur dann und wann die Augen traurig umherwendend. Dennoch meinte Maren, es bleibe ein grüner Schimmer auf dem Raſen, den ihr Fuß betreten, und wenn die grauen Gewänder über das dürre Gras ſchleppten, da rauſchte es ſo eigen, daß ſie immer darauf hinhören mußte. „Regnet es denn ſchon, Frau Trude?“ fragte ſie.

„Ach nein, Kind, erſt mußt Du den Brunnen aufſchließen!“

„Den Brunnen? Wo iſt denn der?“

Sie waren eben aus einer Gruppe von Bäumen herausgetreten. „Dort!“ ſagte die Trude, und einige tauſend Schritte vor ihnen ſah Maren einen ungeheuern Bau emporſteigen. Er ſchien von grauem Geſtein zackig und unregelmäßig aufgethürmt; bis in den Himmel, meinte Maren; denn nach oben hinauf war alles wie in Duft und Sonnenglanz zerfloſſen. Am Boden aber wurde die in rieſenhaften Erkern vorſpringende Fronte überall von hohen ſpitzbogigen Thor- und Fenſterhöhlen durchbrochen, ohne daß jedoch von Fenſtern oder Thorflügeln ſelbſt etwas zu ſehen geweſen wäre.

Eine Weile ſchritten ſie gerade darauf zu, bis ſie durch den Uferabſturz eines Stromes aufgehalten wurden, der den Bau rings zu umgeben ſchien. Auch hier war jedoch das Waſſer bis auf einen ſchmalen Faden, der noch in der Mitte floß, verdunſtet; ein Nachen lag zerborſten auf der trockenen Schlammdecke des Strombettes.

„Schreite hindurch!“ ſagte die Trude. „Ueber Dich hat er keine Gewalt. Aber vergiß nicht, von dem Waſſer zu ſchöpfen; Du wirſt es bald gebrauchen!“

Als Maren, dem Befehl gehorchend, von dem Ufer herabtrat, hätte ſie faſt den Fuß zurückgezogen, denn der Boden war hier ſo heiß, daß ſie die Glut durch ihre Schuhe fühlte. „Ei was, mögen die Schuhe verbrennen!" dachte ſie und ſchritt rüſtig mit ihrem Kruge weiter. Plötzlich aber blieb ſie ſtehen; der Ausdruck des tiefſten Entſetzens trat in ihre Augen. Denn neben ihr zerriß die trockene Schlammdecke und eine große braunrothe Fauſt mit krummen Fingern fuhr daraus hervor und griff nach ihr.

„Muth!" hörte ſie die Stimme der Trude hinter ſich vom Ufer her.

Da erſt ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und der Spuk verſchwand.

„Schließe die Augen!" hörte ſie wiederum die Trude rufen. — Da ging ſie mit geſchloſſenen Augen weiter; als ſie aber das Waſſer ihren Fuß berühren fühlte, bückte ſie ſich und füllte ihren Krug. Dann ſtieg ſie leicht und ungefährdet am andern Ufer wieder hinauf.

Bald hatte ſie das Schloß erreicht, und trat mit klopfendem Herzen durch eines der großen offenen Thore. Drinnen aber blieb ſie ſtaunend an dem Eingange ſtehen. Das ganze Innere ſchien nur ein einziger unermeßlicher Raum zu ſein. Mächtige Säulen von Tropfſtein trugen in beinahe unabſehbarer Höhe eine ſeltſame Decke; faſt meinte Maren, es ſeien nichts als graue rieſenhafte Spinngewebe, die überall in Bauſchen und Spitzen zwiſchen den Knäufen der Säulen herabhingen. Noch immer ſtand ſie wie verloren an derſelben Stelle und blickte bald vor ſich hin, bald nach einer und der andern Seite; aber dieſe ungeheuern Räume ſchienen außer nach der Fronte zu, durch welche Maren eingetreten war, ganz ohne Grenzen zu ſein; Säule hinter Säule erhob ſich, und wie ſehr ſie ſich auch anſtrengte, ſie konnte nirgends ein Ende abſehen. Da blieb ihr Auge an einer Vertiefung des Bodens haften. Und ſiehe! Dort, unweit von ihr, war der Brunnen; auch den goldenen Schlüſſel ſah ſie auf der Fallthür liegen.

Während ſie darauf zuging, bemerkte ſie, daß der Fußboden nicht etwa, wie ſie es in ihrer Dorfkirche geſehen, mit Steinplatten, ſondern überall mit vertrockneten Schilf- und Wieſenpflanzen bedeckt war. Aber es nahm ſie jetzt ſchon nichts mehr Wunder.

Nun ſtand ſie am Brunnen und wollte eben den Schlüſſel ergreifen; da zog ſie raſch die Hand zurück.

Denn deutlich hatte ſie es erkannt, der Schlüſſel, der ihr in dem grellen Lichte eines von außen hereinfallenden Sonnenſtrahls entgegenleuchtete, war von Gluth und nicht von Golde roth. Ohne Zaudern goß ſie ihren Krug darüber aus, daß das Ziſchen des verdampfenden Waſſers in den weiten Räumen wiederhallte. Dann ſchloß ſie raſch den Brunnen auf. Ein friſcher Duft ſtieg aus der Tiefe, als ſie die Fallthür zurückgeſchlagen hatte, und erfüllte bald alles mit einem feinen feuchten Staube, der wie ein zartes Gewölk zwiſchen den Säulen emporſtieg.

Sinnend und in der friſchen Kühle aufathmend ging Maren umher. Da begann zu ihren Füßen ein neues Wunder. Wie ein Hauch rieſelte ein lichtes Grün über die verdorrte Pflanzendecke, die Halme richteten ſich auf und bald wandelte das Mädchen durch eine Fülle ſprießender Blätter und Blumen. Am Fuße der Säulen wurde es blau von Vergißmeinnicht: dazwiſchen blühten gelbe und braunviolette Iris auf und verhauchten ihren zarten Duft. An den Spitzen der Blätter klommen Libellen empor, prüften ihre Flügel und ſchwebten dann ſchillernd und gaukelnd über den Blumenkelchen, während der friſche Duft, der fortwährend aus dem Brunnen ſtieg, immer mehr die Luft erfüllte und wie Silberfunken in den hereinfallenden Sonnenſtrahlen tanzte.

Indeſſen Maren noch des Entzückens und Beſtaunens kein Ende finden konnte, hörte ſie hinter ſich ein behagliches Stöhnen wie von einer ſüßen Frauenſtimme. Und wirklich, als ſie ihre Augen nach der Vertiefung des Brunnens wandte, ſah ſie auf dem grünen Moosrande, der dort emporgekeimt war, die ruhende Geſtalt einer wunderbar ſchönen blühenden Frau. Sie hatte ihren Kopf auf den nackten glänzenden Arm geſtützt, über den das blonde Haar wie in ſeidenen Wellen herabfiel, und ließ ihre Augen oben zwiſchen den Säulen an der Decke wandern.

Auch Maren blickte unwillkürlich hinauf. Da ſah ſie nun wohl, daß das, was ſie für große Spinngewebe gehalten, nichts anderes ſei als die zarten Florgewebe der Regenwolken, die durch den aus dem Brunnen aufſteigenden Duft gefüllt und ſchwer und ſchwerer wurden. Eben hatte ſich ein ſolches Gewölk in der Mitte der Decke abgelöſt und ſank leiſe ſchwebend herab, ſo daß Maren das Geſicht der ſchönen Frau am Brunnen nur noch wie durch einen grauen Schleier leuchten ſah. Da klatſchte dieſe in die Hände, und ſogleich ſchwamm die Wolke der nächſten Fenſteröffnung zu und floß durch dieſelbe in's Freie hinaus.

„Nun!“ rief die ſchöne Frau. „Wie gefällt Dir das?“ Und dabei lächelte ihr rother Mund und ihre weißen Zähne blitzten.

Dann winkte ſie Maren zu ſich, und dieſe mußte ſich neben ihr in's Moos ſetzen; und als eben wieder ein Duftgewebe von der Decke niederſank, ſagte ſie: „Nun klatſch in Deine Hände!“ und als Maren das gethan und auch dieſe Wolke, wie die erſte, in's Freie hinausgezogen war, rief ſie: „Siehſt Du wohl, wie leicht das iſt! Du kannſt es beſſer noch als ich!“

Maren betrachtete verwundert die ſchöne übermüthige Frau. „Aber,“ fragte ſie, „wer ſeid Ihr denn ſo eigentlich?“

„Wer ich bin? Nun, Kind, biſt Du aber einfältig!“

Das Mädchen ſah ſie noch einmal mit ungewiſſen Augen an; endlich ſagte ſie zögernd: „Ihr ſeid doch nicht gar die Regentrude?“

„Und wer ſollte ich denn anders ſein?“

„Aber verzeiht! Ihr ſeid ja ſo ſchön und luſtig jetzt!“

Da wurde die Trude plötzlich ganz ſtill. „Ja,“ rief ſie, „ich muß Dir dankbar ſein. Wenn Du mich nicht geweckt hätteſt, wäre der Feuermann Meiſter geworden, und ich hätte wieder hinab müſſen zu der Mutter unter die Erde.“ Und indem ſie ein wenig wie vor innerem Grauen die weißen Schultern zuſammenzog, ſetzte ſie hinzu: „Und es iſt ja doch ſo ſchön und grün hier oben!“

Dann mußte Maren erzählen, wie ſie hierher gekommen, und die Trude legte ſich in's Moos zurück und hörte zu. Mitunter pflückte ſie eine der Blumen, die neben ihr emporſproßten und ſteckte ſie ſich oder dem Mädchen in's Haar. Als Maren von dem mühſeligen Gange auf dem Weidendamme berichtete, ſeufzte die Trude und ſagte: „Der Damm iſt einſt von Euch Menſchen ſelbſt gebaut worden; aber es iſt ſchon lange, lange her! Solche Gewänder, wie Du ſie trägſt, ſah ich nie bei ihren Frauen. Sie kamen damals öfters zu mir, ich gab ihnen Keime und Körner zu neuen Pflanzen und Getreiden, und ſie brachten mir zum Dank von ihren Früchten. Wie ſie meiner nicht vergaßen, ſo vergaß ich ihrer nicht, und ihre Felder waren niemals ohne Regen. Seit lange aber ſind die Menſchen mir entfremdet, es kommt Niemand mehr zu mir. Da bin ich denn vor Hitze und lauter langer Weile eingeſchlafen, und der tückiſche Feuermann hätte faſt den Sieg erhalten."

Maren hatte ſich währenddeſſen ebenfalls mit geſchloſſenen Augen auf das Moos zurückgelegt; es thaute ſo ſanft um ſie her, und die Stimme der ſchönen Trude klang ſo ſüß und traulich.

„Nur einmal," fuhr dieſe fort, „aber das iſt auch ſchon lange her, iſt noch ein Mädchen gekommen, ſie ſah faſt aus wie Du und trug faſt eben ſolche Gewänder. Ich ſchenkte ihr von meinem Wieſenhonig, und das war die letzte Gabe, die ein Menſch aus meiner Hand empfangen hat!"

„Seht nur," ſagte Maren, „das hat ſich gut getroffen! Jenes Mädchen muß die Urahne von meinem Schatz geweſen ſein, und der Trank, der mich heute ſo geſtärkt hat, war gewiß von Eurem Wieſenhonig!"

Die Regenfrau dachte wohl noch an ihre junge

Freundin von damals: denn ſie fragte: „Hat ſie denn noch ſo ſchöne braune Löckchen an der Stirn?“

„Wer denn, Frau Trude?“

„Nun, die Urahne, wie Du ſie nennſt!“

„O nein, Frau Trude,“ erwiderte Maren, und ſie fühlte ſich in dieſem Augenblicke ihrer mächtigen Freundin faſt ein wenig überlegen, — „die Urahne iſt ja ganz ſteinalt geworden!“

„Alt?“ fragte die ſchöne Frau. Sie verſtand das nicht, denn ſie kannte nicht das Alter.

Maren hatte große Mühe, ihr es zu erklären. „Merket nur!“ ſagte ſie endlich, „graues Haar und rothe Augen und häßlich und verdrießlich ſein! Seht, Frau Trude, das nennen wir alt!“

„Freilich,“ erwiderte dieſe, „ich entſinne mich nun; es waren auch ſolche unter den Frauen der Menſchen; aber die Urahne ſoll zu mir kommen, ich mache ſie wieder froh und ſchön.“

Maren ſchüttelte den Kopf. „Das geht ja nicht, Frau Trude,“ ſagte ſie, „die Urahne iſt ja längſt unter der Erde.“

Die Trude ſeufzte. „Arme Urahne.“

Hierauf ſchwiegen beide, während ſie noch immer behaglich ausgeſtreckt im weichen Mooſe lagen. „Aber Kind!“ rief plötzlich die Trude, „da haben wir über all' dem Geplauder ja ganz das Regenmachen vergeſſen. Schlag doch nur die Augen auf! Wir ſind ja unter lauter Wolken ganz begraben; ich ſehe Dich ſchon gar nicht mehr!“

„Ei, da wird man ja naß wie eine Katze!“ rief Maren, als ſie die Augen aufgeſchlagen hatte.

Die Trude lachte. „Klatſch nur ein wenig in die Hände, aber nimm Dich in Acht, daß Du die Wolken nicht zerreißt!“

So begannen beide leiſe in die Hände zu klopfen; und alsbald entſtand ein Gewoge und Geſchiebe, die Nebelgebilde drängten ſich nach den Oeffnungen und ſchwammen, eins nach dem andern, in's Freie hinaus. Nach kurzer Zeit ſah Maren ſchon wieder den Brunnen vor ſich und den grünen Boden mit den gelben und violetten Irisblüthen. Dann wurden auch die Fenſterhöhlen frei, und ſie ſah weithin über den Bäumen des Gartens die Wolken den ganzen Himmel überziehen. Allmälig verſchwand die Sonne. Noch ein paar Augenblicke, und ſie hörte es draußen wie einen Schauer durch die Blätter der Bäume und Gebüſche weben, und dann rauſchte es hernieder, mächtig und unabläſſig.

Maren ſaß aufgerichtet mit gefalteten Händen. „Frau Trude, es regnet,“ ſagte ſie leiſe.

Dieſe nickte kaum merklich mit ihrem ſchönen blonden Kopfe; ſie ſaß wie träumend.

Plötzlich aber entſtand draußen ein lautes Praſſeln und Heulen, und als Maren erſchrocken hinausblickte, ſah ſie aus dem Bette des Umgebungsſtromes, den ſie kurz vorher überſchritten hatte, ſich ungeheure weiße Dampfwolken ſtoßweiſe in die Luft erheben. In demſelben Augenblicke fühlte ſie ſich auch von den Armen der ſchönen Regenfrau umfangen, die ſich zitternd an das neben ihr ruhende junge Menſchenkind ſchmiegte. „Nun gießen ſie den Feuermann aus,“ flüſterte ſie, „horch nur, wie er ſich wehrt! Aber es hilft ihm doch nichts mehr.“

Eine Weile hielten ſie ſich ſo umſchloſſen; da wurde es ſtille draußen und es war nun nichts zu hören als das ſanfte Rauſchen des Regens. — Da ſtanden ſie auf und die Trude ließ die Fallthür des Brunnens herab und verſchloß ſie.

Maren küßte ihre weiße Hand und ſagte: „Ich danke Euch, liebe Frau Trude, für mich und alle Leute in unſerm Dorfe! Und“ — ſetzte ſie ein wenig zögernd hinzu — „nun möchte ich wieder heimgehen!“

„Schon gehen?“ fragte die Trude.

„Ihr wißt es ja, mein Schatz wartet auf mich; er mag ſchon wacker naß geworden ſein.“

Die Trude erhob den Finger. „Wirſt Du ihn auch ſpäter niemals warten laſſen?“

„Gewiß nicht, Frau Trude!“

„So geh, mein Kind; und wenn Du heimkommſt, ſo erzähle den andern Menſchen von mir, daß ſie meiner fürder nicht vergeſſen. — Und nun komm! Ich werde Dich geleiten.“

Draußen unter dem friſchen Himmelsthau war ſchon überall das Grün des Raſens und an Baum und Büſchen das Laub hervorgeſproſſen. — Als ſie an den Strom kamen, hatte das Waſſer ſein ganzes Bette wieder ausgefüllt, und als erwarte er ſie, ruhte der Kahn, wie von unſichtbarer Hand wieder hergeſtellt, ſchaukelnd an dem üppigen Graſe des Uferrandes. Sie ſtiegen ein und leiſe glitten ſie hinüber, während die Tropfen ſpielend und klingend in die Fluth fielen. Da, als ſie eben an das andere

Ufer traten, ſchlugen neben ihnen die Nachtigallen ganz laut aus dem Dunkel des Gebüſches. „O,“ ſagte die Trude, und athmete ſo recht aus Herzensgrunde, „es iſt noch Nachtigallenzeit, es iſt noch nicht zu ſpät!“

Da gingen ſie an dem Bache entlang, der zu dem Waſſerfalle führte. Der ſtürzte ſich ſchon wieder toſend über die Felſen und floß dann ſtrömend in der breiten Rinne unter den dunkeln Linden fort. Sie mußten, als ſie hinabgeſtiegen waren, an der Seite unter den Bäumen hingehen. Als ſie wieder in's Freie traten, ſah Maren den fremden Vogel in großen Kreiſen über einem See ſchweben, deſſen weites Becken ſich zu ihren Füßen dehnte. Bald gingen ſie unten längs dem Ufer hin, fortwährend die ſüßeſten Düfte athmend und auf das Anrauſchen der Wellen horchend, die über glänzende Kieſel an dem Strande hinaufſtrömten. Tauſende von Blumen blühten überall; auch Veilchen und Maililien bemerkte Maren, und andere Blumen, deren Zeit eigentlich längſt vorüber war, die aber wegen der böſen Gluth nicht hatten zur Entfaltung kommen können. „Die wollen auch nicht zurückbleiben,“

ſagte die Trude, „das blüht nun alles durcheinander hin.“

Mitunter ſchüttelte ſie ihr blondes Haar, daß die Tropfen wie Funken um ſie herſprühten oder ſie ſchränkte ihre Hände zuſammen, daß von ihren vollen weißen Armen das Waſſer wie in eine Muſchel hinabfloß. Dann wieder riß ſie die Hände auseinander, und wo die hingeſprühten Tropfen die Erde berührten, da ſtiegen neue Düfte auf und ein Farbenſpiel von friſchen nie geſehenen Blumen drängte ſich leuchtend aus dem Raſen.

Als ſie um den See herum waren, blickte Maren noch einmal auf die weite, bei dem niederfallenden Regen kaum überſehbare Waſſerfläche zurück; es ſchauerte ſie faſt bei dem Gedanken, daß ſie am Morgen trockenen Fußes durch die Tiefe gegangen ſei. Bald mußten ſie dem Platze nahe ſein, wo ſie ihren Andrees zurückgelaſſen hatte. Und richtig! Dort unter den hohen Bäumen lag er mit aufgeſtütztem Arm; er ſchien zu ſchlafen. Als aber Maren auf die ſchöne Trude blickte, wie ſie mit dem rothen lächelnden Munde ſo ſtolz neben ihr über den Raſen ſchritt, erſchien ſie ſich plötzlich in ihren bäueriſchen

Kleidern ſo plump und häßlich, daß ſie dachte: „Ei, das thut nicht gut, die braucht der Andrees nicht zu ſehen!" Laut aber ſprach ſie: „Habt Dank für Euer Geleite, Frau Trude, ich finde mich nun ſchon ſelber!"

„Aber ich muß doch Deinen Schatz noch ſehen!"

Bemüht Euch nicht, Frau Trude," erwiderte Maren, „es iſt eben ein Burſch, wie die anderen auch und juſt gut genug für ein Mädel vom Dorf."

Die Trude ſah ſie mit durchdringenden Augen an. „Schön biſt Du, Närrchen!" ſagte ſie und erhob drohend ihren Finger: „Biſt Du denn aber auch in Deinem Dorf die Allerſchönſte?"

Da ſtieg dem hübſchen Mädchen das Blut in's Geſicht, daß ihr die Augen überliefen. Die Trude aber lächelte ſchon wieder. „So merk' denn auf!" ſagte ſie; „weil nun doch alle Quellen wieder ſpringen, ſo könnt Ihr einen kürzern Weg haben. Gleich unten links am Weidendamm liegt ein Nachen. Steigt getroſt hinein; er wird Euch raſch und ſicher in Eure Heimat bringen! — Und nun leb wohl!" rief ſie und legte ihren Arm um den Nacken des Mädchens und küßte ſie. „O, wie ſüß friſch ſchmeckt doch ſolch ein Menſchenmund!"

Dann wandte ſie ſich und ging unter den fallenden Tropfen über den Raſen dahin. Dabei hub ſie an zu ſingen; das klang ſüß und eintönig; und als die ſchöne Geſtalt zwiſchen den Bäumen verſchwunden war, da wußte Maren nicht, hörte ſie noch immer aus der Ferne den Geſang, oder war es nur das Rauſchen des niederfallenden Regens.

Eine Weile noch blieb das Mädchen ſtehen; dann wie in plötzlicher Sehnſucht ſtreckte ſie die Arme aus. „Lebt wohl, ſchöne, liebe Regentrude, lebt wohl!“ rief ſie. — Aber keine Antwort kam zurück; ſie erkannte es nun deutlich, es war nur noch der Regen, der herniederrauſchte.

Als ſie hierauf langſam dem Eingange des Gartens zuſchritt, ſah ſie den jungen Bauer hoch aufgerichtet unter den Bäumen ſtehen. — „Wonach ſchauſt Du denn ſo?“ fragte ſie, als ſie näher gekommen war.

„Alle Tauſend! Maren,“ rief Andrees, „was war denn das für ein ſauber' Weibsbild?“

Das Mädchen aber ergriff den Arm des Burſchen und drehte ihn mit einem derben Ruck herum. „Guk Dir nur nicht die Augen aus!“ ſagte ſie, „das iſt keine für Dich; das war die Regentrude!“

Andrees lachte. „Nun, Maren,“ erwiderte er, „daß Du ſie richtig aufgeweckt hatteſt, das hab’ ich hier ſchon merken können; denn ſo naß, mein’ ich, iſt der Regen noch nimmer geweſen, und ſo etwas von Grünwerden hab’ ich auch all’ mein Lebtag’ noch nicht geſehen! — Aber nun komm! Wir wollen heim, und Dein Vater ſoll uns ſein Wort einlöſen.“

Unten am Weidendamm fanden ſie den Nachen und ſtiegen ein. Das ganze weite Tiefland war ſchon überfluthet; auf dem Waſſer und in der Luft lebte es von aller Art Gevögel; die ſchlanken Seeſchwalben ſchoſſen ſchreiend über ihnen hin und tauchten die Spitzen ihrer Flügel in die Fluth, während die Silbermöve majeſtätiſch neben ihrem fortſchießenden Kahne dahinſchwamm; auf den grünen Inſelchen, an denen ſie hier und dort vorbeikamen, ſahen ſie die Brunshähne mit den goldenen Kragen ihre Kampfſpiele halten.

So glitten ſie raſch dahin. Noch immer fiel der Regen, ſanft doch unabläſſig. Jetzt aber verengte ſich das Waſſer und bald war es nur noch ein mäßig breiter Bach.

Andrees hatte ſchon eine Zeit lang mit der Hand über den Augen in die Ferne geblickt. „Sieh doch, Maren,“ rief er, „iſt das nicht meine Roggenkoppel?“

„Freilich, Andrees; und prächtig grün iſt ſie geworden! Aber ſiehſt Du denn nicht, daß es unſer Dorfbach iſt, auf dem wir fahren?“

„Richtig, Maren; aber was iſt denn das dort? Das iſt ja Alles überfluthet!“

„Ach, Du lieber Gott!“ rief Maren, „das ſind ja meines Vaters Wieſen! Sieh nur, das ſchöne Heu, es ſchwimmt ja Alles!“

Andrees drückte dem Mädchen die Hand. „Laß nur, Maren!“ ſagte er, „der Preis iſt, denk' ich, nicht zu hoch, und meine Felder tragen ja nun um deſto beſſer.“

Bei der Dorflinde legte der Nachen an. Sie traten an's Ufer und bald gingen ſie Hand in Hand die Straße hinab. Da wurde ihnen von allen Seiten freundlich zugenickt; denn Mutter Stine mochte in ihrer Abweſenheit doch ein wenig geplaudert haben.

„Es regnet!“ riefen die Kinder, die unter den Tropfen durch über die Straße liefen. „Es regnet!“ ſagte der Vetter Schulze, der behaglich aus ſeinem offenen Fenſter ſchaute und den beiden mit kräftigem

Drucke die Hand ſchüttelte. „Ja, ja, es regnet!“ ſagte auch der Wieſenbauer, der wieder mit der Meerſchaumpfeife in der Thorfahrt ſeines ſtattlichen Hauſes ſtand, „und Du, Maren, haſt mich heute Morgen wacker angelogen. Aber kommt nur herein, Ihr Beiden! Der Andrees, wie der Vetter Schulze ſagt, iſt allewege ein guter Burſch, ſeine Ernte wird heuer auch noch gut, und wenn es etwan wieder drei Jahre Regen geben ſollte, ſo iſt es am Ende doch ſo übel nicht, wenn Höhen und Tiefen bei einander kommen. Drum geht hinüber zu Mutter Stine, da wollen wir die Sache alſofort in Richtigkeit bringen!“

* * *

Mehrere Wochen waren ſeitdem vergangen. Der Regen hatte längſt wieder aufgehört und die letzten ſchweren Erntewagen waren mit Kränzen und flatternden Bändern in die Scheuern eingefahren; da ſchritt im ſchönſten Sonnenſchein ein großer Hochzeitszug der Kirche zu. Maren und Andrees waren die Brautleute; hinter ihnen gingen Hand in Hand Mutter Stine und der Wieſenbauer. Als ſie faſt bei der Kirchthür angelangt waren, daß ſie ſchon den

Choral vernahmen, den drinnen zu ihrem Empfang der alte Cantor auf der Orgel ſpielte, zog plötzlich ein weißes Wölkchen über ihnen am blauen Himmel auf und ein paar leichte Regentropfen fielen der Braut in ihren Kranz. — „Das bedeutet Glück!“ riefen die Leute, die auf dem Kirchhof ſtanden. „Das war die Regentrude!“ flüſterten Braut und Bräutigam und drückten ſich die Hände.

Dann trat der Zug in die Kirche; die Sonne ſchien wieder, die Orgel aber ſchwieg und der Prieſter verrichtete ſein Werk.

Der Spiegel des Cyprianus.

Das Grafenſchloß — eigentlich war es eine Burg — lag frei auf der Höhe; uralte Föhren und Eichen ragten mit ihren Wipfeln aus der Tiefe; und über ihnen und den Wäldern und Wieſen, die ſich unterhalb des Berges ausbreiteten, lag der Sonnenglanz des Frühlings. Drinnen aber waltete Trauer; denn das einzige Söhnlein des Grafen war von unerklärlichem Siechthum befallen; und die vornehmſten Aerzte, die herbeigerufen wurden, vermochten den Urſprung des Uebels nicht zu erkennen.

Im verhangenen Gemache lag der Knabe ſchlafend mit blutloſem Antlitz. Zwei Frauen ſaßen je zu einer Seite des Bettes, mit dem geſpannten Blick der Sorge ihn betrachtend; die eine alt, in der Kleidung einer vornehmeren Dienerin, die andere, unverkennbar die Dame des Hauſes, faſt jung noch, aber die Spuren vergangenen Leides in dem blaſſen gütevollen Angeſicht. — In den ſchönſten Tagen ihrer Jugend hatte der Graf um ſie, das wenig begüterte Fräulein, geworben; aber, da ſchon nichts mehr fehlte, als das ausgeſprochene Wort, hatte er ſich abgewandt. Eine reiche ſchöne Dame, die dem armen Fräulein den ſtattlichen Gemahl und deſſen Herrſchaft neidete, hatte den leichtblütigen Mann in ihrem Liebesnetz verſtrickt; und während dieſe als Herrin in das Grafenſchloß einzog, blieb die Verlaſſene in dem Witwenſtübchen ihrer Mutter.

Aber das Glück der jungen Gräfin hatte keinen Beſtand. Als ſie nach Jahresfriſt dem kleinen Kuno das Leben gegeben, wurde ſie von einem böſen Kindbettfieber hingerafft; und als wiederum ein Jahr vorbei war, da wußte der Graf für ſein verwaiſtes Söhnlein keine beſſere Mutterhand, als die, welche er einſt verſchmäht hatte. Und ſie mit ihrem ſtillen Herzen, vergab ihm alle Kränkung und wurde jetzt ſein Weib. — So ſaß ſie nun ſorgend und wachend bei dem Kinde ihrer einſtigen Nebenbuhlerin.

„Er ſchläft jetzt ruhig,“ ſagte die Alte; „Frau Gräfin ſollten auch ein wenig ruhen.“

„Nicht doch, Amme,“ erwiderte die ſanfte Frau; „ich bedarf's noch nicht; ich ſitze hier ja gut in meinem weichen Seſſel.“

„Aber die vielen Nächte durch! Es iſt doch nimmer ein Schlaf, wenn der Menſch nicht aus den Kleidern kommt.“ Und nach einer Weile ſetzte ſie hinzu: „Es hat nicht immer ſolche Stiefmütter gegeben hier im Schloß.“

„Du mußt mich nicht ſo loben, Amme!“

„Kennt Ihr denn nicht die Geſchichte von dem Spiegel des Cyprianus?“ ſagte wiederum die Alte; und als die Gräfin es verneinte, fuhr ſie fort: „So will ich ſie Euch erzählen; es hilft die Gedanken zerſtreuen. Und ſeht nur, wie das Kind ſchläft, der Athem geht ganz ruhig aus dem kleinen Munde! — Nehmt noch dies Kiſſen unterm Kreuz, und nun die Füßchen auf den Schemel hier! — Und nun wartet ein Weilchen, daß ich mich recht beſinne.“

Dann, als die Gräfin ſich in die Kiſſen geſetzt, und ihr freundlich zugenickt hatte, begann die erfahrene Dienerin des Hauſes ihre Erzählung:

„Vor über hundert Jahren hat einmal eine Gräfin in dieſem Schloſſe gelebt; die iſt von allen Leuten nur die gute Gräfin genannt worden. Der Name hat auch Recht gehabt; denn ſie iſt demüthig in ihrem Herzen geweſen und hat die Armen und Niedrigen nicht gering geachtet. Aber eine frohe Gräfin iſt ſie nicht geweſen. Wenn ſie unten im Dorfe hülfebringend in die Wohnungen der Käthner gegangen, ſo hat ſie mit Leid auf die Häuflein der Kinder geblickt, die ihr oft den Eingang in die niedrigen Thüren verſperrten, und dabei gedacht: „Was gäbſt Du nicht hin um ein einziges ſolcher pausbäckiger Englein!“ Denn ſchon zehn Jahre lebte ſie mit ihrem Gemahl; aber ihre Ehe blieb ungeſegnet; auch war ihr nicht, wie Euer Gnaden, ein mutterlos Kind vom Herrgott in den Arm gelegt, dem ſie den Schatz ihrer Liebe hätte ſchenken können. Der Graf, ſonſt ein gerechter Mann und der guten Gräfin in Treuen zugethan, hatte begonnen mitunter finſter drein zu ſehen, daß ihm der Erbe ſeiner großen Herrſchaft noch immer nicht geboren wurde. — „Du lieber Gott!“ — unterbrach ſich die Erzählerin — „den Reichen fehlt's; und die Armen wünſchen oft vergebens, daß ſie von ihrem Häuflein ein Englein oder zwei im Himmel hätten, die droben für ſie beten könnten.“

„Erzähle weiter!“ bat ihre Herrin; und die Alte fuhr fort:

„Es iſt in der letzten Zeit des großen Krieges geweſen, und das Schloß hier noch oft von Feindes und Freundes Truppen überzogen worden, da hat es ſich eines Tags begeben, daß ein alter Arzt, der mit den Schweden in's Land gekommen, bei einem Gefecht, dort hinten an dem Walde, von einer kaiſerlichen Kugel verwundet worden, während er des Ausgangs harrend bei ſeinem Theriakskaſten Wache hielt. Der Mann, welcher Cyprianus geheißen, iſt hier in's Schloß getragen, und, obwohl die Herrſchaft gut kaiſerlich geweſen, von der guten Gräfin mit großer Hingebung gepflegt worden. Sie hat eine glückliche Hand gehabt; doch iſt viel Zeit darüber hingegangen. Der Friede iſt ſchon geſchloſſen geweſen, als ſie noch oft in dem kleinen Würzgärtlein hinter dem Schloſſe an der Seite des geneſenden Greiſes auf und ab gewandelt iſt und ſeinen Reden von den Kräften und Geheimniſſen der Natur gelauſcht hat. Manchen Wink und manches Heilmittel aus den Kräutern der Berge hat er ihr angegeben, das ſpäter ihren Kranken zu Gute kommen konnte. Und ſo iſt allmälig zwiſchen der ſchönen Frau und dem alten weiſen Meiſter eine gegenſeitige dankbare Freundſchaft entſtanden.

Um dieſe Zeit iſt auch der Graf, welcher ſeit einem Jahre in der Armee des Kaiſers mit zu Felde gelegen, auf ſein Schloß zurückgekehrt. Als nun die erſte Freude des Wiederſehens vorüber war, glaubte der Arzt mit ſeinen forſchenden Augen den Zug eines ſtillen Kummers in dem Geſicht der guten Gräfin zu erkennen; doch die Beſcheidenheit des Alters hatte immer noch eine Frage darüber auf ſeinen Lippen zurückgehalten. Als er aber eines Tages ein Weib von den ſchwarzen fahrenden Leuten, die derzeit unter ihrem Herzog Michel durch das ganze Reich zogen, aus ihrer Kammer ſchlüpfen ſehen, da hat er Abends beim Luſtwandeln in dem Gärtlein ihre Hand genommen und ihr eindringlich zugeredet: „Ihr wiſſet, gnädige Gräfin, ich trage ein väterlich' Herz zu Euch; ſo ſaget mir auch, was ließet Ihr um Mittag, da Euer Herr ſein Schläfchen that, die arge Heidin in Eure Kammer?“

Die gute Gräfin erſchrak; aber als ſie in das milde Geſicht des Greiſes ſah, da ſprach ſie: „Ich habe ein großes Leid, Meiſter Cyprianus, und möchte wiſſen, ob noch eine Zeit kommt, wo es von mir genommen wäre.“

„So öffnet mir Euer Herz!“ entgegnete er; „vielleicht, daß ich beſſern Rath weiß, als jene fahrenden Leute, die wohl den Betrug der Leichtgläubigen, aber keineswegs die Zukunft verſtehen!“

Auf dieſe Worte hat die Gräfin dem alten Meiſter ihren Kummer vertraut, und wie ſie durch ihre Kinderloſigkeit ſogar das Herz ihres Gemahls zu verlieren fürchte.

Sie gingen während deſſen an der Umfaſſungsmauer des Gärtleins entlang, und Cyprianus ſchaute über die unten liegenden Wälder hinaus, auf die ſchon der rothe Abendſchein ſich legte. „Die Sonne ſcheidet,“ ſprach er; „und wenn ſie morgen emporſteigt, ſo muß ſie mich auf der Reiſe nach meinem Heimathlande ſehen. Aber ich ſchulde Euch Leben und Geſundheit, und ſo will ich denn gebeten haben, wollet eine Dankesgabe, die ich durch ſichere Hand aus der Heimath an Euch ſenden werde, nicht verſchmähen.“

„So müßt Ihr wirklich fort, Meiſter Cyprianus?“

rief die trauernde Frau. „Da wird mein liebreichſter Tröſter mich verlaſſen!“

„Klaget darüber nicht, Frau Gräfin!“ entgegnete er; „die Gabe, von der ich ſprach, iſt ein speculum, zu Deutſch ein Spiegel, unter ſondrer Kreuzung der Geſtirne und in der heilbringendſten Zeit des Jahres gefertiget. Wollet ihn in Eure Kammer ſtellen und dort nach Frauen Art gebrauchen, ſo dürfte er Euch bald beſſere Kunde bringen, als die trügeriſchen Leute der Haide. — — Man hält mich,“ ſetzte der Greis geheimnißvoll lächelnd hinzu, „in meiner Heimath für nicht unkundig der Dinge der Natur.“ Die Erzählerin unterbrach ſich. — „Ihr wiſſet wohl, gnädige Gräfin, daß der Name Cyprianus ſpäter im ganzen Norden als eines mächtigen Zauberers bekannt geworden iſt. Die Bücher, die er geſchrieben, hat man nach ſeinem Tode in dem unterirdiſchen Gewölbe eines Schloſſes an Ketten gelegt, weil man geglaubt hat, es ſeien böſe, das Heil der Seele gefährdende Dinge darin enthalten. Aber die das gethan, haben ſich geirrt, oder ſie ſind ſelbſt nicht reinen Herzens geweſen; denn — wie Cyprianus während ſeines Aufenthalts in dieſem Hauſe oft geſagt haben ſoll — „die Kräfte der Natur ſind niemals böſe in gerechter Hand.“

„Aber ich will in meiner Geſchichte fortfahren. — Einige Monde ſpäter, nachdem der Meiſter unter treſtvollem Zuſpruch an die beiden Ehegatten das Schloß verlaſſen hatte, hielt eines Tages ein Wägelchen mit einer großen Holzkiſte auf dem Hofe; und da der Graf und ſeine Gemahlin, welche in der Nachmittagsſtunde müßig am Fenſter ſtanden, von Neugierde getrieben hinabgegangen waren, ward ihnen von dem Fuhrmann ein auf Pergament geſchriebener Brief des Cyprianus überreicht. Die Kiſte aber enthielt die bei ſeinem Abſchiede verheißene Dankesgabe. „Möge“ — ſo lautete das Schreiben — „dieſer Spiegel ſo viele Tage der Freude Eurem Leben zulegen, als er mich Stunden heiligſter Arbeit gekoſtet hat. Wollet aber nicht vergeſſen, das Letzte in allen Dingen ſteht allezeit in der Hand des unergründlichen Gottes. — Nur Eines iſt zu verhüten. Niemals darf das Bild einer argen That in dieſen Spiegel fallen; die heilſamen Kräfte, welche bei ſeiner Anfertigung mitgewirkt haben, würden ſich ſonſt in ihr Widerſpiel verkehren; inſonders möchte den Kindern, ſo — das walte Gott! — Euch bald umgeben werden, daraus eine tödtliche Gefahr erwachſen, und nur eine Sühne, aus des Uebelthäters eignem Blut entſproſſen, vermöchte die Heilkraft des Spiegels wieder herzuſtellen. Allein die Güte Eures Hauſes iſt ſo groß, daß Solches nicht geſchehen kann; und ſomit wollet in Hoffnung und Vertrauen dieſe Gabe aus der Hand eines dankbaren Freundes empfangen.“

Und wie der Meiſter es gewollt, in Hoffnung und Vertrauen empfingen die Ehegatten ſein Geſchenk. Als die Kiſte in den Flur getragen und geöffnet war, zeigte ſich zuerſt ein Geſtelle, künſtlich in Bronze gearbeitet. Dann hob man den Spiegel heraus; ein hohes ſchmales Glas von einem wunderbar bläulichen Lichtglanz. „Iſt es nicht, mein Gemahl,“ rief die Gräfin, die einen Blick hineingeworfen, „als liege die drinnen abgeſpiegelte Welt in ſanftem Mondenſchein?“ Der Rahmen war von geſchliffenem Stahl, in deſſen tauſenden Facetten der gefangene und gebrochene Lichtſtrahl wie in farbigem Feuer blitzte.

Bald war das ſchöne Werk in dem Schlafgemach der Eheleute aufgeſtellt; und an jedem Morgen, während die Dienerin ihr das blonde Haar ſtrählte oder die ſeidene Flechte in einen Knoten legte, ſaß die gute Gräfin mit gefalteten Händen vor dem Spiegel des Cyprianus und ſchaute andächtig und voll Hoffnung in ihr eigenes liebes Antlitz. Wenn aber die Frühſonne auf die Facetten des Rahmens leuchtete, dann ſaß das Bild der ſchönen Frau wie in einem Kranz von Sternenfunken. Oft nach ſeinem erſten Gange durch Feld und Wald trat ihr Gemahl wieder in das Schlafgemach und lehnte ſchweigend hinter ihrem Stuhl; und wenn ſie ihn dann im Spiegel ſah, ſo meinte ſie jedes Mal, daß ſeine Augen weniger finſter blickten.

Eine geraume Zeit war vergangen, als die Gräfin eines Morgens, da die Kammerzofe ſie ſchon verlaſſen, im Vorübergehen noch einen Blick in den Spiegel thun wollte. Aber es ſchien ein Hauch auf dem Glaſe, ſo daß ſie ihr Antlitz nicht deutlich zu ſehen vermochte. Sie nahm ihr Schweißtüchlein und ſuchte es fortzuwiſchen; aber es half nicht; und ſie ſah nun wohl, daß es nicht ober- ſondern innerhalb dem Glaſe war. Näherte ſie ſich dem Spiegel, ſo trat ihr Antlitz klar daraus hervor; wenn ſie aber weiter zurücktrat, ſo ſchwamm es wie ein roſiger Duft zwiſchen ihr und ihrem Spiegelbilde. — Sinnend ſteckte ſie ihr Tüchlein ein und ging den Tag über ſchweigend und voll ſtiller Ahnung im Hauſe umher, ſo daß ihr Gemahl, der ihr im Corridor begegnete, ausrief: „Was lächelſt Du denn ſo ſelig, Herzensfraue?“ — Sie ſchwieg noch immer und legte nur die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn.

Tag für Tag aber, wenn ihr Gemahl und die Dienerin ſie verlaſſen, ſtand ſie in der Einſamkeit vor dem Spiegel des guten Meiſters, und mit jedem Morgen ſah ſie das Roſenwölkchen deutlicher hinter dem Glaſe ſchwimmen.

So war der Mai gekommen, und von draußen aus dem Gärtlein wehte der Veilchenduft durch's offene Fenſter; da trat die gute Gräfin eines Morgens wieder vor den Spiegel. Kaum hatte ſie hineingeblickt, da brach ein „Ach!“ des Entzückens aus ihren Lippen und ihre Hände fuhren nach dem Herzen; denn in der Frühlingsſonne, die hell in den Spiegel leuchtete, erkannte ſie deutlich ein ſchlummerndes Kinderantlitz, das aus dem Roſenwölkchen blickte.

Mit verhaltenem Athem ſtand ſie; ſie konnte ſich an dem Anblick nicht erſättigen.

Da hörte ſie von draußen vor der Brücke Hörnerſchall, und ſie entſann ſich, es müſſe ihr Gemahl ſein, der von der Jagd zurückkehrte. Sie ſchloß die Augen und blieb wartend ſtehen, bis er, gefolgt von ſeinem Hunde, zu ihr in's Gemach trat. Dann umfing ſie ihn mit beiden Armen und, in den Spiegel zeigend, ſprach ſie leiſe: „Dich grüßt der Erbe Deines Hauſes!“ — Nun hatte der gute Graf auch das kleine Antlitz in dem Roſenwölkchen erkannt; aber, der Freudenblitz aus ſeinen Augen verſchwand auf einmal, und die Gräfin ſah im Spiegel, wie er erblaßte. „Siehſt Du es denn nicht?“ flüſterte ſie.

„Ich ſehe es freilich, Herzensfraue,“ erwiderte er; „aber es erſchreckt mich, daß das Kindlein weint.“

Sie kehrte ſich zu ihm und wiegte das Haupt. „Du thörichter Mann,“ ſprach ſie, „es ſchlummert, es lächelt ja im Traum.“

Und ſo blieb es mit den Beiden. Er ging in Sorge; ſie aber rüſtete heiteren Sinnes mit ihrer Schaffnerin die Wiege nebſt den Daunenkiſſen und den kleinen zarten Gewändern für den künftigen

Erben des Hauſes. Mitunter, wenn ſie vor dem Spiegel ſtand, ſtreckte ſie wohl wie in traumhafter Sehnſucht ihre Arme nach dem Roſenwölkchen aus, aber wenn dann ihre Finger an die kalte Spiegelfläche ſtießen, ſo ließ ſie die Arme wieder ſinken und gedachte an ein Wort des Cyprianus: „Es will Alles ſeine Zeit.“

Und auch ihre Stunde kam. Das Wölkchen im Spiegel verſchwand, und ſtatt deſſen lag ein roſiger Knabe auf dem weißen Leintuch ihres Bettes. Das gab große Freude im Schloß und drunten im Dorfe, und als der gute Graf Morgens durch ſeine lachenden Fluren ritt, da ließ er dem wiehernden Goldfuchs die Zügel ſchießen und rief es jubelnd in den Sonnenſchein hinaus: „Mir iſt ein Sohn geboren!“

Nachdem die Gräfin als Sechswöchnerin ihren Kirchgang gehalten, ſah man ſie wiederum an warmen Sommertagen in die Käthnerhäuſer des Dorfes gehen; nur daß ſie jetzt nicht mehr in Leid auf die Bauerkinder herabſah. Sie ſtand oft lange und bückte ſich zu ihnen und wies ſie an in ihren Spielen; und wo ſie einen recht kräftigen Jungen ſah, da dachte ſie auch wohl: „Der Meine iſt ihm doch noch über!“

Aber, wie Cyprianus geſchrieben hatte, das Letzte ruht in der Hand des unerforſchten Gottes. — Mit dem Herbſt fiel ein böſes Fieber über das Dorf; die Menſchen ſtarben; doch ehe ſie ſtarben, lagen ſie verſchmachtend und hülfeflehend auf ihrem Lager. Und die gute Gräfin ließ nicht auf ſich warten. Mit den Arkanen des alten Meiſters ging ſie in die Hütten; ſie ſaß an den Betten der Kranken, und wiſchte, wenn es zum Sterben ging, mit ihrem Tüchlein den letzten Schweiß von ihren Stirnen. Endlich aber, da der kleine Kuno die Hälfte ſeines erſten Jahres erreicht hatte, ſchritt der Tod, dem ſie ſo manches Leben entriſſen hatte, mit ihr ſelber nach dem Schloß hinauf; und, nachdem ihre armen Wangen im Fieber wie zwei dunkle Roſen gebrannt hatten, ſtreckte er ſie weiß und kalt auf ihrem Lager aus. Da war alle Freude ausgethan. Der Graf ritt mit geſenktem Haupt durch ſeine Fluren und ließ ſein Roß die Wege, die es wollte, ſuchen. „Nun weiß ich, warum mein armes Knäblein ſchon vor der Geburt hat weinen müſſen;“ ſo ſprach er immer wieder bei ſich ſelbſt; „denn Mutterlieb iſt nur einmal auf der Welt.“

Einſam ſtand der kunſtreiche Spiegel in dem Schlafgemach; und wie oft auch die Frühſonne ihre Funken auf den Stahlkranz des Rahmens ſtreute, das Bild der guten Gräfin ſaß nicht mehr darin. „Trage ihn fort!“ ſagte der Graf eines Morgens zu ſeinem alten Hausmeiſter; „das Blitzen thut meinen Augen weh!“ — Der Hausmeiſter ließ den Spiegel in ein entlegenes Gemach des oberen Stockwerkes bringen, was derzeit zur Aufbewahrung allerlei alten Gewaffens diente; und als die Diener, die ihn hinaufgetragen, ſich entfernt hatten, holte der alte Mann ein ſchwarzes Bahrtuch vom Begräbniß der guten Gräfin und verhing damit das Kunſtwerk des Meiſters Cyprianus, ſo daß kein Lichtſtrahl fürder es berühren konnte.

Allein der Graf war noch jung; und als ein paar Jahre in's Land gegangen waren und der kräftige Knabe anfing in den weiten Corridoren des Schloſſes umherzutoben, da dachte der Graf: „Es ziemte ſich, daß du deinem Sohne eine neue Mutter ſuchteſt, die ihn aufzöge in edler Sitte, wie es ſich für deinen Erben ziemt.“ Und weiter dachte er: „Am Hofe des Kaiſers ſind viel holde Frauen; es ſollte ſchlimm kommen, ſo du nicht die rechte fändeſt.“ Auch eine Stimme war in ſeinen Ohren; die ſprach: „Eine Mutter für das Kind, ein Weib für dich; denn Frauenliebe iſt ein ſüßer Trank!“

Und ſo, als wieder einmal der Mai gekommen war, wurde das Reiſezeug gerüſtet, und der Graf zog mit ſeinem Knaben, von ſtattlicher Dienerſchaft begleitet, nach der großen Stadt Wien.

Lange blieben ſie aus, und der alte Hausmeiſter ging in den hohen leeren Gemächern umher und ließ die Fenſter aufſperren, damit das Geräthe, das einſt der guten Herrin gedient, in der eingeſchloſſenen Luft nicht zu Grunde gehe. Endlich aber, da ſchon die Herbſtfäden über die Felder flogen, langten nach einander viele Kiſten mit koſtbaren Teppichen, goldgepreßten Ledertapeten und allerart modiſchen Dingen an, wie es von dem Geſinde dort nie zuvor geſehen war, und der Hausmeiſter erhielt Befehl, die großen Gemächer des Erdgeſchoſſes für die neue Herrin zu bereiten.“

Die alte Erzählerin hielt einige Augenblicke inne; denn der kleine Kranke hatte im Schlaf das Deckbett abgeſtoßen. Dann aber, als ſie ihn ſorgfältig wieder zugedeckt, und da der Knabe fort ſchlief, begann ſie wieder:

„Ihr kennt ſie, gnädige Gräfin; das lebensgroße Frauenbild, das im Ritterſaal oben neben dem Kamin hängt, ſoll ihr ähnliches Conterfei ſein. Es iſt ein Füchschen mit goldröthlichem Haar, wie ſie den Männern, inſonders den älteren, ſo gefährlich ſind. Ich habe ſie mir oft drauf angeſehen; wie ſie den Kopf ſo leicht zurückwirft, und wie der Mund ſo ſüß und hinterhaltig lächelt und das goldfarbige Haar in freien Liebeslocken über den weißen Nacken weht, da hätte vielleicht auch ein kühleres Blut, als das des guten Grafen nicht zu widerſtehen vermocht. — Ich will nur das noch ſagen, ſie iſt eine junge Wittib geweſen; und ſoll ein Kind aus dieſer erſten Ehe, ein Töchterlein, bei den Verwandten ihres verſtorbenen Gemahls in der Kaiſerſtadt zurückgelaſſen haben. So viel iſt gewiß, auf das Schloß hier iſt dieſe Tochter nie gekommen.

Nun aber! Endlich raſſelten die Wagen in den Schloßhof; und das verſammelte Geſinde ſah ſtaunend zu, wie der Graf und eine fremdredende Kammerjungfer der Dame aus dem Wagen halfen. Und als ſie nun in ihrem mandelfarbenen Seidenkleide mit leichtem Kopfneigen die Treppe emporſchritt, da hörte ihr feines Ohr manch' leis geraunte bewundernde Wort über die Schönheit der neuen Herrin.

Erſt als die Dame in der Thür verſchwunden war, kam aus dem nachfolgenden Geſindewagen der kleine Kuno hervorgeklettert. „Ei, Junker,“ rief eine rothwangige Magd ihm zu, „habt Ihr eine ſchöne Mutter jetzt!“ Aber der Knabe runzelte die Stirn und ſagte trotzig: „Es iſt nicht meine Mutter!“ Und der alte Hausmeiſter, der eben von der Begleitung der Herrſchaft zurückkam, ſagte finſter zu der Dirne: „Siehſt Du denn nicht, daß das der Sohn der guten Gräfin iſt!“ Und dem Knaben zärtlich in die blauen Augen ſehend, nahm er ihn auf ſeinen Arm und trug ihn in ſein väterliches Haus.

Dort waltete denn von nun an die fremde Frau. Das Geſinde pries ihre Leutſeligkeit und die Armen im Dorfe meinten bald, ſie habe eine noch freigebigere Hand als die Verſtorbene; nur auf die Kinder ſehe ſie gar nicht, und auch ſeine Noth könne man ihr ſo nicht klagen, wie einſt der guten Gräfin. —

Während ſie aber die meiſten der Schloßbewohner mit ihrer Schönheit beſtrickte, hatte der Hausmeiſter nur kalte Blicke für ſie; es mißfiel ihm, daß ſie auch an Werktagen, wie er ſagte, „geſchmückt wie eine Jeſabel“ einherging. Er traute den Liebkoſungen nicht, womit ſie zuweilen in ſeiner und des Grafen Gegenwart den kleinen Kuno überſchüttete. Und auch den Knaben ſelbſt gewann ſie nicht damit; er hatte für ſie nichts, als ein ſchweigendes Anſtarren; und wenn ihre Arme und Augen ihn losließen, ſo rannte er hinaus in's Freie, holte ſeine kleine Armbruſt und ſchoß nach einem Holzvogel, den der Hausmeiſter ihm geſchnitzt hatte; oder er ſaß Abends in der Stube ſeines alten Freundes und bilderte in einem großen Buche von den Freuden des edlen Waidwerks. — Der gute Graf aber ſah nichts, als die Schönheit ſeines Weibes. Wenn er in das Zimmer und ihr entgegentrat, ſo ſtand ſie lächelnd, bis er ſie umfing; hatte ſie der Thür den ſchönen Nacken zugewandt, ſo hob ſie wohl das Handſpieglein, das ihr an güldner Kette vom Gürtel herabhing, aus den Falten ihres Seidenrockes und nickte dem Eintretenden daraus entgegen.

Als aber das Frühjahr wiederkam, da befiel den Knaben ein Fieber, das er ſich im feuchten Mooſe des Waldes geholt hatte, und er lag in unruhigem Krankenſchlummer in ſeinen Kiſſen. Neben dem Bette ſtand der Stuhl der guten Gräfin mit der geſchnitzten Lehne und dem blauen Sammetpolſter, auf dem ſie ſo oft vor dem Spiegel des Meiſters Cyprianus geſeſſen hatte, einſt als in der Frühlingsluft die Veilchendüfte zu ihr in's offene Fenſter wehten. Jetzt blühten draußen wieder einmal die Veilchen; aber der Stuhl ſtand leer. Die ſchöne Stiefmutter war zwar auch zugegen und ſaß neben dem Grafen zu Füßen des kleinen Bettes; denn ſie ſah es wohl, wie der Vater um ſein Kind ſorgte und wollte es an ſich nicht fehlen laſſen. Da rief der Knabe aus ſeinem Fieber: „Mutter, Mutter!“ und hob ſich mit offenen Augen aus ſeinen Kiſſen. „Hörſt Du, mein Gemahl!“ ſagte die ſchöne Frau; „unſer Sohn verlangt nach mir!“ Als ſie aber aufſtand und ſich zu ihm neigte, da ſtreckte das Kind an ihr vorbei ſeine Arme nach dem leeren Stuhl der guten Gräfin.

Der Graf erblaßte, und von dem Leid plötzlicher Erinnerung bezwungen, fiel er neben dem Bette ſeines Sohnes in die Kniee. Die ſtolze Frau trat zurück und indem ſie heimlich die kleine Fauſt um ihren Gürtel ballte, verließ ſie das Gemach, um es nicht wieder zu betreten. Doch der Knabe wurde geſund auch ohne ihre Pflege.

Bald darauf, als draußen die Roſenknospen ausſchlugen, genaß die Gräfin eines Söhnleins. Der Graf aber wußte nicht, weshalb es ihm ſo ſchwer auf's Herz fiel, als der kleine Kuno ihm mit dieſer Nachricht entgegen ſprang. Zwar ließ er auch jetzt ſein Roß aus dem Stalle führen, um mit ſeinen Gedanken in die Haide hinaus zu reiten; aber nicht um ſie jubelnd über Flur und See zu rufen. Als er eben im Bügel ſaß, hob der alte Hausmeiſter den kleinen Kuno zu ihm auf den Sattel und ſagte: „Vergeßt den Sohn der guten Gräfin nicht!“ Der Vater ſchloß die Arme um ſein Kind und ritt mit ihm Berg auf und ab, bis die Sonne hinabgeſunken war: als ſie aber bei der Heimkehr unter den Fenſtern der Kapelle vorüber ritten, in der die gräflichen Grabgewölbe waren, da ließ er ſein Roß langſamer gehen und raunte in das Ohr des Knaben: „Vergiß ihrer nicht: denn Mutterlieb iſt nur einmal auf der

Welt!" — Als bei ſeinem Eintritt in das Zimmer der Wöchnerin die Wartefrau den Neugeborenen in ſeine Arme legte, überfiel ihn auf's Neue das Heimweh nach der Todten, und er wußte es plötzlich, daß ſie doch allein die Fraue ſeines Herzens geweſen war; der Knabe, obwohl ſein eigen Blut, war ihm wie fremd, weil er nicht auch aus ihrem Blute war. — Die Augen der Gräfin, welche bald ſchöner als je aus ihren Wochen erſtanden war, übten fürder keinen Zauber mehr auf ihn. Einſam ritt er durch die Felder; ein Wort des Meiſters Cyprianus ſtand wie in dunkler Schrift vor ſeinen Augen: „Rückwärts zu leben iſt auch durch Gottes Hülfe nicht vergönnt!"

Indeſſen wuchſen die beiden Knaben zuſammen auf, und bald zeigte ſich eine große Liebe zwiſchen ihnen. Als der kleine Wolf erſt mit in's Freie konnte, wurde Kuno ſein Lehrer in allen Künſten, die von den Knaben geübt werden. Er ließ ihn über Felſen und auf Bäume klettern, er ſchnitzte ihm die Bolzen für ſeine kleine Armbruſt und ſchoß mit ihm nach der Scheibe oder wohl gar nach dem unerreichbaren Raubvogel, der über ihnen im Sonnenglanz revierte.

So war wieder einmal der Winter herangekommen, als eines Abends ein Mann in der Uniform eines kaiſerlichen Feldobriſten mit ſeinem Diener in den Schloßhof geritten kam. — Hager hat er geheißen, und ein hagerer knochiger Mann ſoll es geweſen ſein, mit eckiger Stirn und kleinen grimmigen Augen; der ſtruppige ſtrohgelbe Bart — ſo heißt es — habe ihm wie Strahlen vom Kinn und von den Naſenflügeln abgeſtanden. Er nannte ſich einen Vetter von dem erſten Gemahl der Gräfin und war, wie er ſagte, nur auf Beſuch gekommen; aber er blieb von einer Woche in die andere und wurde allmälig als ein ſtändiger Hausgenoſſe angeſehen. — Der Graf hatte ſich anfänglich um den Beſuch gar nicht gekümmert; aber der Obriſt zeigte ſich bald als einen Meiſter des edlen Waidwerks, und als der erſte Schnee gefallen war, zogen die beiden Männer zuſammen in das Tannendickicht, und von nun an hörte man faſt täglich das Toben der Rüden und das „Ho Rídoh,“ der Jäger durch den ſtillen Wald. Da eines Nachmittags bei einer Sauhatz tönte das Hifthorn des Obriſten aus einem entlegenen Thalgrunde, wohin er ohne Gefolge mit dem Grafen ſich verloren hatte; und als der Rüdenmann und die Jäger, dem Rufe folgend, dort zuſammentrafen, ſahen ſie das Wildſchwein verendet zwiſchen den Tannen liegen; daneben aber lag auch der Graf in ſeinem Blute. Der Obriſt ſtand auf ſeinen Jagdſpeer gelehnt, das Hifthorn in der Hand. „Eure Saufedern taugen nichts,“ ſagte er kurz, „der Keiler hat ſie abgeſchlagen;“ und, als Alle von Schreck gelähmt daſtanden, blitzte er ſie mit ſeinen kleinen grimmen Augen an: „Was ſteht Ihr noch! Brecht Zweige zu einer Bahre und tragt Euren Herrn in's Schloß!“ Und die Leute thaten, wie er befohlen hatte.

Der Graf aber iſt nicht wieder mit dem Oberſt auf die Jagd gezogen. Denn als der alte Hausmeiſter den Reitknecht nach einem Arzte entſenden wollte, damit die Wunde unterſucht würde, erhielt er den Beſcheid, der Arzt ſei nimmer nöthig, der Graf ſei ſchon verſchieden.

Und bald ruhte er im Grabgewölbe bei ſeiner guten Gräfin, und der kleine Kuno war ein vater- und mutterloſes Kind. Der Obriſt aber blieb nach wie vor im Schloſſe, und die Gräfin duldete es, daß unmerklich ein Stück des Hausregiments nach dem andern in ſeine Hand ging. Das Geſinde murrte zwar, wenn er ſie mit ſeiner ſcharfen Stimme anherrſchte; aber ſie wagten es gleichwohl nicht ſich dem grimmen Manne zu widerſetzen. — Auch mit den beiden Knaben machte er ſich zu ſchaffen. Eines Morgens, als Kuno in den Stall hinabkam, ſtand neben dem Rappen des Oberſten ein kleines ſchwarzes Nordlandsroß mit rother goldgeſtickter Schabracke. „Das iſt Dein eigen," ſagte der Oberſt, der mit hineingetreten war, „klettere hinauf, ſo zeig ich Dir, wie ein Mann zu Pferde ſitzen muß." Bald ſorgte er, daß auch der kleine Wolf ein Roß bekam, und nun lehrte er die Beiden reiten nach den Regeln der Kunſt. Nicht lange, ſo ſah man den hagern Obriſten auf ſeinem hochbeinigen Rappen zwiſchen den beiden Knaben auf ihren kleinen Nordlandsroſſen über die Felder reiten. Aber ſeltſame Reden waren es, die er dabei mit ihnen führte. Wenn ſie, wie es bei Kindern geſchieht, einmal in Zank geriethen, ſo bückte er ſich von ſeinem hohen Rappen und flüſterte dem Aeltern zu: „Du biſt der Herr: vom Hof kannſt Du den Burſchen jagen!" und darauf zu dem Jüngern nach der andern Seite: „Er will's Dir zeigen, daß Du auf ſeinem Grund und Boden reiteſt!“ Aber dergleichen Worte bewirkten nur, daß die Knaben ſogleich von ihrem Streite abließen, ja wohl gar von ihren Roſſen ſprangen und ſich weinend in die Arme fielen.

Der Obriſt ſah ſcharf; er hatte es wohl bemerkt, wie die Augen der ſchönen Gräfin, wenn ſie den Stiefſohn mit ihrem eignen aus der Thür gehen ſah, von plötzlicher Finſterniß befallen wurden, und wie dann ihre Blicke dem Fortgehenden haſtig und feindſelig nachjagten.

An einem ſonnigen Nachmittage ſtand er mit ihr in dem Würzgärtlein, wo einſt die gute Gräfin der Weisheit des Meiſters Cyprianus gelauſcht hatte. Als die ſtolze Frau über die Ringmauer auf die unten liegenden Wälder und Auen hinausſah, ſagte er lauernd: „Der Kuno tritt eine ſchöne Herrſchaft an, wenn er zu ſeinen eigenen Jahren kommt.“ Und als ſie ſchwieg und nur mit finſtern Augen in die Ferne ſtarrte, ſetzte er hinzu: „Euer Wolf iſt ein zartes Pflänzlein; aber der Kuno ſcheint für's Regiment geboren; langlebig und handfeſt ſchaut er aus.“

In dieſem Augenblicke kamen auf der Wieſe, die in der Tiefe unterhalb des Gärtleins lag, die beiden Knaben auf ihren Roſſen daher geflogen. Sie ritten ſo dicht neben einander, daß die braunen Locken Kunos mit den blonden des kleinen Wolf zuſammen wehten. Das Roß des Letztern ſchüttelte die Mähne und wieherte laut in den Sonnenſchein hinaus. Da erſchrak die Mutter und ſtieß einen Schrei aus; aber Kuno ſchlang den Arm um ſeinen Bruder, und indem ſie vorübertrabten, warf er einen ſtolzen leuchtenden Blick zu den Obenſtehenden hinauf.

„Wie gefallen Euch dieſe Augen, ſchöne Gräfin?“ fragte der Oberſt.

Sie ſtutzte und ſtreifte mit einem unſichern Blick über ihn hin. „Wie meint Ihr das?“ flüſterte ſie dann.

Er aber, die Hand am Kinn, erwiderte ebenſo: „Rechnet auf mich, ſchöne Frau; der Oberſt Hager iſt Euer treuergebener Knecht.“

Da raunte ſie, und er ſah, wie ihr Antlitz todtenbleich wurde: „Die Augen würden mir beſſer noch gefallen, wenn ſie geſchloſſen wären.“

„Und was gäbt Ihr drum, wenn Ihr ſie in ſolcher Schönheit erblicken könntet?“

Sie legte einen Augenblick ihre weiße Hand in die ſeine; dann warf ſie die glänzenden Locken zurück, und ſchritt, ohne ſich umzublicken, aus dem Gärtlein.

Als eine Stunde ſpäter der kleine Kuno durch die Corridore des obern Stockwerks ſtreifte, ſah er den Obriſten in einer Fenſterniſche ſtehen. Der Knabe wollte vorüber; denn der Mann ſchaute ſo unheimlich drein. Aber er wurde angerufen: „Wohin rennſt Du, Junge?“

„Nach der alten Rüſtkammer;“ ſagte Kuno, „ich wollte meine Armbruſt holen.“

„So gehe ich mit Dir.“ Und der Oberſt ſchritt neben dem Knaben her bis zu dem entlegenen Gemache, wo noch immer mit dem ſchweren Bahrtuch verhangen unter allerlei Gewaffen der Spiegel des Cyprianus ſtand. Als ſie eingetreten waren, ſchob der Oberſt den Eiſenriegel vor und ſtellte ſich mit dem Rücken gegen die Thür. Da aber der Knabe die wilden Augen des Mannes ſah, ſchrie er: „Hager, Hager, Du willſt mich tödten!“

„Du kannſt nicht übel rathen,“ ſagte der Oberſt und griff nach ihm. Aber der Knabe ſprang unter ſeinen Händen fort und riß ſeine geſpannte Armbruſt von der Wand, die er Tags vorher dorthin gehangen hatte. Er ſchoß, und den Eindruck ſeines Bolzens könnt Ihr noch heutzutage in dem ſchwarzen Eichengetäfel ſehen; aber den Obriſten traf er nicht.

Da warf er ſich in die Kniee und rief: „Laß mich leben; ich ſchenke Dir mein kleines Nordlandsroß und auch das ſchöne rothe Sattelzeug!“

Der finſtere Mann ſtand mit untergeſchlagenen Armen vor ihm. „Dein Nordlandsroß,“ erwiderte er, „läuft mir noch lange nicht ſchnell genug.“

„Lieber Hager, laß mich leben!“ rief der Knabe wieder; „wenn ich groß bin, will ich Dir mein Schloß geben und alle ſchönen Wälder, die dazu gehören!“

„Die will ich bälder noch bekommen,“ ſagte der Oberſt.

Da ſenkte der Knabe das Haupt und rief: „So ergebe ich mich in die Allbarmherzigkeit Gottes!“

„Das war das rechte Wort!“ ſagte der böſe Mann. Aber der Knabe ſprang noch einmal auf, und flog an den Wänden des Gemaches entlang;

der Oberſt jagte ihn wie ein Wildprett. Als ſie aber an den verhangenen Spiegel kamen, verwickelte der Knabe ſeine Füße in dem Bahrtuch, daß er jählings zu Boden ſtürzte. Da war auch der böſe Mann über ihm. — —

In demſelben Augenblick — ſo wird erzählt — als dieſer zum Fauſtſchlage ausholte und der Knabe die kleinen Hände ſchützend über ſeinem Herzen kreuzte, ſtand der alte Hausmeiſter tief unten im hinterſten Verſchlage des Kellers, wo ein Knecht mit der Abzapfung eines Faſſes Ingelheimer beſchäftigt war. „Haſt Du nichts gehört, Casper?“ rief er und ſetzte das Lämpchen, das er in der Hand gehalten, auf das Faß.

Der Knecht ſchüttelte den Kopf.

„Mir war,“ ſagte der Alte, „als hörte ich den Junker Kuno meinen Namen rufen.“

„Ihr irrt Euch, Meiſter,“ erwiderte der Knecht; „hier unten hört ſich nichts!“

Eine Weile ſtand es an; da rief der Alte wieder: „Um Gott, Caspar, da hat es nochmals mich gerufen; das war ein Nothſchrei aus meines Junkers Kehle!“

Der Knecht fuhr in ſeiner Arbeit fort. „Ich höre nur den rothen Wein vom Faſſe rinnen,“ ſagte er.

Der Alte aber ließ ſich nicht beruhigen; er ſtieg in das Schloß hinauf; er ging von Thür zu Thür, erſt in dem Erdgeſchoß und dann droben in dem oberen Stockwerk. Als er die Thür der entlegenen Rüſtkammer öffnete, da leuchtete ihm der Spiegel des Cyprianus entgegen, auf den die Abendſonne ſchien. „Weß ruchloſe Hand hat denn das herabgeriſſen?“ murrte der Alte; als er aber das Bahrtuch vom Boden hob, ſah er darunter den Leichnam des Knaben, und ſah die dunkeln Locken über den geſchloſſenen Augenlidern liegen.

Der alte Mann ſtürzte in die Kniee und warf ſich jammernd über ihn. Er löſte die Kleider und ſuchte an dem Körper ſeines Lieblings nach der Spur des Todes. Aber er fand nichts, als nur über dem Herzen einen dunkelrothen Flecken. Lange blieb er noch finſter und grübelnd auf den Knieen liegen. Dann hüllte er den Knaben in das Bahrtuch, nahm ihn auf ſeine Arme und trug ihn in das Erdgeſchoß hinab nach dem Zimmer der Gräfin. Als er eintrat, ſah er die ſtolze Frau todtbleich und zitternd vor dem Oberſten ſtehen, der, wie es ſchien, bald mit Gewalt ihre Hand erfaßt hielt.

Da legte der Alte den Leichnam zwiſchen die Beiden auf den Boden, und feſt die Augen auf ſie heftend, ſprach er: „Der Erbherr Graf Kuno iſt todt; Euer Söhnlein, Frau Gräfin, iſt jetzt der Erbe dieſer Herrſchaft.“

* * *

Es mochte ein Monat nach dem Begräbniß des jungen Erbherrn ſein, da lehnte die Gräfin eines Nachmittags an dem Geländer eines kleinen Söllers, der über der Tiefe ſchwebend von ihrem Zimmer den Austritt in die freie Luft geſtattete. Der kleine Wolf ſtand neben ihr und betrachtete eine Schaar von Vögeln, welche in den Wipfeln der von unten heraufragenden Föhren und Eichen mit lautem Geſchrei ihr Weſen trieben.

„Sieh nur!“ ſagte die Gräfin. „Sie beſchreien den Kauz; dort ſitzt er neben dem Aſtloch in der Eiche.“ Und ſie wies mit dem Finger vor ſich hin.

Des Knaben Augen folgten mit Begierde. „Ich ſeh ihn ſchon, Mutter;“ ſagte er; „das iſt der Todtenvogel; er ſchrie vor meinem Fenſter, als der arme Kuno ſtarb.“

„Hol Deine Armbruſt, und ſchieß ihn!“ ſagte die Mutter.

Der Knabe ſprang aus dem Zimmer, die Treppen hinab und in den Stall. Dort lag die Armbruſt neben ſeinem kleinen Roß. Aber die Sehne war zerriſſen; er hatte ſie lange nicht gebraucht; denn Kuno war nicht mehr da, der ihm die Bolzen ſchnitzte und den Holzvogel auf die Stange ſteckte. — Da lief er in das Schloß zurück. Er entſann ſich, daß der Bruder ſeine Armbruſt oben in der Rüſtkammer aufzuhängen pflegte. Als er dort in dem entlegenen Theile des Schloſſes angekommen war und ſich mit Mühe durch die ſchwere Eichenthür gedrängt hatte, leuchtete ihm der Spiegel des Cyprianus mit ſeinem bläulichen Schein entgegen. Die Stahlfacetten des Rahmens blitzten im letzten Strahl der Abendſonne. Der Knabe hatte das noch nie geſehen; denn, wenn er auch einmal mit dem Bruder hierher gekommen, ſo war doch das Kunſtwerk ſtets mit dem ſchweren Bahrtuch verhangen geweſen. Jetzt ſtand er davor und beſah ſtaunend ſein eigenes Bild in dieſem Glanze; er ſchien die Armbruſt ganz vergeſſen zu haben. — Es mußte indeſſen außer ihm ſelbſt noch etwas in dem Spiegel ſein, das ſeinen ganzen Sinn gefangen nahm; denn er kniete nieder und legte die Stirn an das Glas, um ſo nahe, als möglich hineinzuſchauen.

Plötzlich aber griff er mit beiden Händen nach dem Herzen. Dann ſprang er mit einem Wehſchrei in die Höhe. „Hülfe!“ ſchrie er, „Hülfe!“ und noch einmal mit durchdringendem Zeter: „Hülfe!“ Da hörte es die Mutter unten auf dem Söller; und in Todesangſt irrte ſie von Gang zu Gang, von Thür zu Thür. „Wolf! Wo biſt Du, Wolf?“ rief ſie; „ſo gieb doch Antwort!“ Und endlich kam ſie in die rechte Thür. Da lag ihr Kind ſich im Todeskrampfe auf dem Boden windend.

Sie warf ſich über ihn. „Wolf! Wolf! Was iſt geſchehen?“ rief ſie.

Der Knabe regte die verblaßten Lippen. „Es hat mir einen Schlag auf's Herz gethan,“ ſtammelte er.

„Wer, wer that es?“ flüſterte die Mutter.

„Wolf, ſprich nur ein einziges Wort noch; wer hat das gethan?“

Der Knabe wies mit erhobenem Finger in den Spiegel. — Und, das ſterbende Kind in ihren Armen haltend, blickte ſie vorgebeugt in das Glas des Cyprianus. Aber während des Schauens trat das Entſetzen in ihr Angeſicht, und ihr lichtblaues Auge wurde ſteinern wie ein Diamant. Denn bei dem Abendſchein, der durch die trüben Fenſter brach, ſah ſie im tiefſten Grunde wie zuſammen geballten Nebel die Geſtalt eines Kindes; wie trauernd kauerte es am Boden und ſchien zu ſchlafen. Sie warf einen ſcheuen Blick hinter ſich in das Zimmer; aber dort lag nur die Dämmerung in den Winkeln. Wieder, als ob es ſie bannte, blickte ſie mit geſpannten Augen in den Spiegel, und noch immer war es dort. — Da fühlte ſie den Kopf des kleinen Wolf ihren Armen entgleiten, und in demſelben Augenblicke ſah ſie einen leichten Rauch gegen das Spiegelglas ziehen. Wie ein Hauch lief es darüber hin. Dann wurde das Glas wieder klar; aber hinter demſelben zog es wie ein graues Wölkchen in die Tiefe; und jetzt plötzlich ſah ſie dort im Grunde des Spiegels zwei kleine Nebelgeſtalten, die ſich umſchlungen hielten.

Mit einem Schrei ſprang die Gräfin empor; ihr Sohn lag regungslos mit wachsbleichem Antlitz; die offenſtehenden blauen Lippen verkündeten den Tod. — Sie riß das ſeidene Wamms von ſeiner Bruſt; da ſah ſie den dunkelrothen Fleck auf ſeinem Herzen, den ſie kurz zuvor auf der Bruſt des kleinen Kuno geſehen hatte. „Hager, Hager!“ ſchrie ſie — denn das Geheimniß des Spiegels war ihr unbekannt — „das iſt Deine Fauſt! Der war Dir auch im Wege; aber noch biſt Du nicht der Herr im Schloß; und ich ſchwör's, Du ſollſt es nimmer werden!“

Sie ging hinab; ſie ſuchte ihn; aber der Oberſt war eben zur Jagd auf ein benachbartes Schloß geritten und hatte auf den morgenden Tag ſeine Rückkunft angeſagt.

Der plötzliche Tod auch des letzten Grafenſohnes verbreitete einen dumpfen Schrecken unter dem Geſinde. Auf Treppen und Gängen ſtanden ſie und raunten mit einander, und, wenn die Gräfin nahte, ſtahlen ſie ſich ſcheu von dannen. Es wurde Nacht. Der Leichnam des kleinen Wolf war hinabgetragen, und lag ausgeſtreckt auf ſeinem Bettchen in der Kammer. Aber der Gräfin ließ es bei dem Todten keine Ruh. Im hellen Mondenſchein, während Alles ſchlief, ſtieg ſie hinauf nach der Rüſtkammer. Dort ſtand ſie vor dem Spiegel, der in blauem Schimmer leuchtete, blickte mit ſtarren Augen hinein und wand die Hände um einander. Dann wieder, als jage ſie ein plötzliches Grauſen, ſtürzte ſie aus dem Gemach und rannte durch alle Gänge, bis ſie die Thür ihres Schlafgemachs erreicht und hinter ſich in's Schloß geworfen hatte. — So verging die Nacht.

Als am andern Morgen der Hausmeiſter in das Zimmer der Gräfin treten wollte, hörte er hart und heftig drinnen reden. Er erkannte die Stimme des Obriſten, der eben zurückgekehrt war; und bald antwortete die Gräfin in gleicher Weiſe. Es waren Worte tödtlichen Haſſes, die der Alte hörte. Kopfſchüttelnd trat er von der Thür zurück. „Das ſind die Gerichte Gottes!" ſprach er, und ſtieg ein paar Treppen höher nach der Platte des runden Thurmes hinauf; denn ihm war, als müſſe er Gottes freie Luft ſchöpfen.

Er lehnte ſich über die Brüſtung und blickte in den ſonnigen Morgen hinaus. „Wie ſchön die Wälder grünen!“ ſprach er vor ſich hin. „Und ſie ſind alle todt! Die gute Gräfin und der Graf, mein Junker Kuno und nun auch der kleine Wolf!“ — Da hörte er unten auf dem Hofe ein Pferd aus dem Stalle ziehen: nicht lange darauf, ſo donnerte der Galoppſchlag über die Zugbrücke; dann weniger hörbar draußen auf dem Wege, und drüberhin aus den Kronen der alten Eichen, die zur Seite ſtanden, flogen die Raben krächzend in die Luft.

In demſelben Augenblicke kam von unten herauf ein Geſchrei der Weiber; und als der Alte hinabgeſtiegen war, drang es von allen Seiten auf ihn ein, die Gräfin liege erſchlagen in ihrem Blute. — „Wo iſt der Oberſt?“ fragte der Hausmeiſter. „Fort iſt er!“ rief der Reitknecht, der vom Hofe heraufkam, „mitſammt ſeinem hochbeinigen Rappen.“

Raſch wurde die Verfolgung von dem Alten angeordnet; aber am andern Morgen kamen Alle auf ſchaumbedeckten Roſſen unverrichteter Sache wieder heim. — „So laßt uns denn die Todten begraben;“ ſprach er, „und einen Boten ſenden an den neuen Herrn dieſer ſchönen Güter!“

„Und ſo geſchah es,“ — ſchloß die Erzählerin ihren Bericht — „die Herrſchaft kam an einen Vorfahren Eures Gemahls, welcher der Nächſte war dem Blute nach. Der alte Hausmeiſter ſoll noch lange nach ſeinem Antritt dort unten in dem Thorhäuschen gewohnt haben, ein treuer Wächter an der Gruft ſeiner geliebten Herrſchaft.“

* * *

„Das iſt eine entſetzliche Geſchichte!“ ſagte die Gräfin, als die Amme ſchwieg. „Aber haſt Du nicht gehört, wie der erſte Gemahl jener unglücklichen Frau geheißen hat?“

„Freilich,“ erwiderte die Alte, „ihr Witwenname ſteht auf dem Rahmen des Bildes.“ Und hierauf nannte ſie eines der erſten Adelsgeſchlechter.

„Seltſam!“ ſagte die Gräfin; „ſo iſt ſie meine Urahne!“

Die Alte ſchüttelte den Kopf. „Unmöglich,“ ſagte ſie, „Ihr, Frau Gräfin, aus dem Blute jener böſen Frau?“

„Es iſt völlig gewiß, Amme; jene Tochter, die in Wien zurückblieb, wurde die Frau eines meiner Vorfahren.“ — —

Das Geſpräch wurde durch den Eintritt des Arztes unterbrochen. Der Knabe lag nach wie vor in todähnlichem Schlummer, und erwachte auch nicht, als die Hand des Arztes an ſeinen kleinen Gliedern nach der Spur des Lebens forſchte.

„Nicht wahr, er wird geneſen?“ ſagte die Gräfin, indem ſie angſtvoll in das verſchloſſene Geſicht des Arztes blickte.

„Die Frage iſt zu viel für einen Menſchen,“ erwiderte dieſer; „aber Frau Gräfin müſſen ſchlafen; das iſt ganz nothwendig.“ Und als ſie Gegenvorſtellungen machte, fuhr er fort: „Es wird ſich bis morgen mit dem Kranken nichts ereignen, ich hafte dafür; die Amme kann die Krankenwache halten.“

Endlich war ſie überredet und begab ſich in ihr Schlafgemach, da der Arzt erklärt ha[illegible] Haus nicht verlaſſen zu wollen, bis er deſſen gewiß ſei.

Als die Alte mit dieſem allein war, fragte ſie: „Seid Ihr deſſen ſicher, daß Frau Gräfin ruhig ſchlafen mag?“

„Für die angegebene Zeit, ja.“

„Und dann, Herr Doctor?“

„Dann, wenn Eure Herrſchaft geſchlafen hat, ſo mögt Ihr ſie vorbereiten; denn der Knabe muß ſterben.“

Die Alte blickte mit feſten Augen auf den Arzt. „Iſt das ganz gewiß?“ fragte ſie.

„Ganz gewiß, Amme; es müßte denn ein Wunder geſchehen.“ — —

Der Arzt hatte ſich entfernt; und ſtatt der Gräfin theilte jetzt eine junge Magd die Krankenwache mit der Alten. — Dieſe ſtützte den Kopf auf den Rand des Bettes und betrachtete das bleiche Antlitz des kleinen Kuno, in das der Tod ſchon ſeine ſcharfen Züge grub. „Ein Wunder!“ murmelte ſie ein paar Mal; „ein Wunder!“

Da regte der Knabe ſich auf ſeinem Kiſſen. „Ich will mit den Kindern ſpielen!“ flüſterte er.

Die Alte riß die Augen auf. „Mit was für Kindern?“ fragte ſie leiſe.

Und der Knabe ſagte ebenſo im Schlaf: „Mit den Spiegelkindern, Amme!“

Sie ſchrie faſt auf. „Unglückskind, ſo haſt Du in den Spiegel des Cyprianus geſehen! — — Aber der ſoll ja in der Sacriſtei ſtehen; und die Sacriſtei iſt ja vermauert!" — Sie ſann einen Augenblick; dann ſagte ſie zu dem Mädchen: „Hol mir den Vinzenz, Urſel!"

Vinzenz, der Reitknecht, kam. — „Biſt Du neulich bei dem Bau in der Kapelle geweſen?" fragte die Alte.

„Ich bin jeden Tag dort."

„Iſt die Sacriſtei auch eingeriſſen?"

„Das geſchah ſchon vor vierzehn Tagen."

„Haſt Du einen Spiegel dort geſehen?"

Er beſann ſich. „Nun freilich, es ſteht dort einer im Winkel; der Rahmen ſcheint von Stahl; aber der Roſt hat ihn zerfreſſen."

Die Alte gab ihm einen großen Teppich. „Verhänge den Spiegel ſorgſam!" ſagte ſie; „dann laß ihn hierher in's Zimmer tragen. Aber leiſe, damit der Knabe nicht erwacht."

Vinzenz ging; und bald wurde von ihm und einem Arbeiter ein hohes mit dem Teppich verhangenes Geräth in das Zimmer getragen.

„Iſt das der Spiegel, Vinzenz?" fragte die Amme; und als er es bejaht hatte, fuhr ſie fort:

„Stellt ihn zu Füßen des Bettes, ſo daß der kleine Kuno hineinblicken kann, ſobald der Teppich fortgenommen iſt.“

Nachdem der Spiegel aufgeſtellt war und die Träger ſich entfernt hatten, ſetzte die Alte ſich wieder an die Seite des Bettes. „Ein Wunder muß geſchehen!“ ſprach ſie vor ſich hin. Dann ſaß ſie mit geſchloſſenen Augen wie ein ſteinern' Bild; unſichtbar aber kämpften in ihr Furcht und Hoffnung. Sie harrte auf die Rückkunft der Gräfin; aber wie lang mußte ſie noch warten, bis der Schlaf die ganz verwachte Frau verlaſſen haben würde.

Da that ſich die Thür auf, und die Gräfin trat herein. „Es hat mich nicht ſchlafen laſſen, Amme,“ ſagte ſie; „verzeih es mir! Du biſt ſo treu und gut, und verſtändiger wohl als ich; und doch iſt mir, ich dürfte das Bett des Kindes nicht verlaſſen.“

Die alte Frau antwortete nicht darauf. „Sagt mir noch einmal, Frau Gräfin,“ ſagte ſie, und das Herz ſchlug ihr ſo gewaltig, daß ſie die Worte kaum herausbrachte, „ſeid Ihr deſſen ganz gewiß, daß jene böſe Frau Eure Urahne geweſen iſt?“

„Ich bin deſſen ganz gewiß. Aber weshalb fragſt Du, Amme?“

Die Alte ſtand auf; und mit feſter Hand riß ſie den Teppich von dem Spiegel.

Die Gräfin ſchrie laut auf. „Mein Kind, mein Kind! Das iſt der Spiegel des Cyprianus!“ — Als ſie aber einen Blick in den ſanften Schein des Glaſes geworfen hatte, da ſah ſie darin den kleinen Kuno mit offenen Augen auf ſeinem Kiſſen liegen; ſie ſah ihn lächeln, und wie ein Hauch flog das Roth der Geſundheit auf ſeine Wangen. Sie wandte ſich um; da ſaß er ſchon aufrecht, friſch und blühend.

„Die Kinder, die Kinder!“ rief er mit heller klingender Stimme und ſtreckte die Arme nach dem Spiegel aus.

„Wo ſind ſie?“ fragte die Gräfin.

„Dort, dort!“ rief die Alte. „Seht nur, ſie lächeln, ſie nicken; ach! und ſie haben Flügel; zwei Englein ſind es!“

„Was ſprecht Ihr?“ ſagte die Gräfin; „ich ſehe ſie ja nicht.“

„Dort, dort!“ rief wieder der kleine Kuno. — „Ach!“ ſetzte er traurig hinzu, „nun ſind ſie fortgeflogen.“

Da ſank die alte Amme auf den Stuhl zurück. „Unſer Kuno iſt gerettet!“ rief ſie und brach in lautes Schluchzen aus. „Eure Liebe hat das gethan, und hat den Fluch hinweggenommen von dem Werke des alten Meiſters!“

Die Gräfin aber ſtand und blickte ſelig lächelnd in den Spiegel. Auf ſeiner Fläche ſchwamm wie Duft ein Roſenwölkchen, und deutlich ſchimmerte ein ſchlummerndes Kinderantlitz daraus hervor. „Wolf ſoll es heißen, wenn's ein Knabe iſt; Wolf und Kuno!“ flüſterte ſie leiſe. „Und laß uns beten, Amme, daß ſie glücklicher werden als die, ſo einſtens ihre Namen trugen!“

Buſemanns Haus.

In einer norddeutſchen Seeſtadt, in der ſogenannten Düſternſtraße, ſteht ein altes verfallenes Haus. Es iſt nur ſchmal, aber drei Stockwerke hoch; in der Mitte deſſelben, vom Boden bis faſt in die Spitze des Giebels, ſpringt die Mauer in einem erkerartigen Ausbau vor, welcher für jedes Stockwerk nach vorne und an den Seiten mit Fenſtern verſehen iſt, ſo daß in hellen Nächten der Mond hindurch ſcheinen kann.

Seit Menſchengedenken iſt Niemand in dieſes Haus hinein- und Niemand herausgegangen; der ſchwere Meſſingklopfer an der Hausthür iſt faſt ſchwarz von Grünſpan, zwiſchen den Ritzen der Treppenſteine wächſt Jahr aus Jahr ein das Gras. — Wenn ein Fremder fragt: „Was iſt denn das für ein Haus?“ ſo erhält er gewiß zur Antwort: „Es iſt Bulemanns Haus;“ wenn er aber weiter fragt:

„Wer wohnt denn darin?“ ſo antworten ſie ebenſo gewiß: „Es wohnt ſo Niemand darin.“ — Die Kinder auf den Straßen und die Ammen an der Wiege ſingen:

„In Bulemanns Haus,
In Bulemanns Haus,
Da guken die Mäuſe
Zum Fenſter hinaus.“

Und wirklich wollen luſtige Brüder, die von nächtlichen Schmäuſen dort vorbeigekommen, ein Gequieke wie von unzähligen Mäuſen hinter den dunkeln Fenſtern gehört haben. Einer, der im Uebermuth den Thürklopfer anſchlug, um den Widerhall durch die öden Räume ſchollern zu hören, behauptet ſogar, er habe drinnen auf den Treppen ganz deutlich das Springen großer Thiere gehört. „Faſt,“ pflegt er, dies erzählend hinzuzuſetzen, „hörte es ſich an wie die Sprünge der großen Raubthiere, welche in der Menageriebude auf dem Rathhausmarkte gezeigt wurden.“

Das gegenüberſtehende Haus iſt um ein Stockwerk niedriger, ſo daß Nachts das Mondlicht ungehindert in die oberen Fenſter des alten Hauſes fallen kann. Aus einer ſolchen Nacht hat auch der

Wächter etwas zu erzählen; aber es iſt nur ein kleines altes Menſchenantlitz mit einer bunten Zipfelmütze, das er droben hinter den runden Erkerfenſtern geſehen haben will. Die Nachbarn dagegen meinen, der Wächter ſei wieder einmal betrunken geweſen; ſie hätten drüben an den Fenſtern niemals etwas geſehen, das einer Menſchenſeele gleich geweſen.

Am meiſten Auskunft ſcheint noch ein alter in einem entfernten Stadtviertel lebender Mann geben zu können, der vor Jahren Organiſt an der St. Magdalenenkirche geweſen iſt. „Ich entſinne mich,“ äußerte er, als er einmal darüber befragt wurde, „noch ſehr wohl des hagern Mannes, der während meiner Knabenzeit allein mit einer alten Weibsperſon in jenem Hauſe wohnte. Mit meinem Vater, der ein Trödler geweſen iſt, ſtand er ein paar Jahre lang in lebhaftem Verkehr und ich bin derzeit manches Mal mit Beſtellungen an ihn geſchickt worden. Ich weiß auch noch, daß ich nicht gern dieſe Wege ging und oft allerlei Ausflucht ſuchte; denn ſelbſt bei Tage fürchtete ich mich, dort die ſchmalen dunkeln Treppen zu Herrn Bulemanns Stube im dritten Stockwerk hinaufzuſteigen. Man nannte ihn unter den Leuten den „Seelenverkäufer;“ und ſchon dieſer Name erregte mir Angſt, zumal daneben allerlei unheimlich' Gerede über ihn im Schwange ging. Er war, ehe er nach ſeines Vaters Tode das alte Haus bezogen, viele Jahre als Supercargo auf Weſtindien gefahren. Dort ſollte er ſich mit einer Schwarzen verheirathet haben; als er aber heimgekommen, hatte man vergebens darauf gewartet, eines Tages auch jene Frau mit einigen dunkeln Kindern anlangen zu ſehen. Und bald hieß es, er habe auf der Rückfahrt ein Sclavenſchiff getroffen und an den Kapitän desſelben ſein eigen Fleiſch und Blut nebſt ihrer Mutter um ſchnödes Gold verkauft. — Was Wahres an ſolchen Reden geweſen, vermag ich nicht zu ſagen,“ pflegte der Greis hinzuzuſetzen; „denn ich will auch einem Todten nicht zu nahe treten; aber ſo viel iſt gewiß, ein geiziger und menſchenſcheuer Kauz war es; und ſeine Augen blickten auch, als hätten ſie böſen Thaten zugeſehen. Kein Unglücklicher und Hülfeſuchender durfte ſeine Schwelle betreten; und wann immer ich damals dort geweſen, ſtets war von innen die eiſerne Kette vor die Thür gelegt. — Wenn ich dann den ſchweren Klopfer wiederholt hatte anſchlagen müſſen, ſo hörte ich wohl von der oberſten Treppe herab die ſcheltende Stimme des Hausherrn: „Frau Anken! Frau Anken! Iſt Sie taub? Hört Sie nicht, es hat geklopft!“ Alsbald ließen ſich aus dem Hinterhauſe über Peſel und Corridor die ſchlurfenden Schritte des alten Weibes vernehmen. Bevor ſie aber öffnete, fragte ſie hüſtelnd: „Wer iſt es denn?“ und erſt, wenn ich geantwortet hatte: „Es iſt der Leberecht!“ wurde die Kette drinnen abgehakt. Wenn ich dann haſtig die ſiebenundſiebzig Treppenſtufen — denn ich habe ſie einmal gezählt — hinaufgeſtiegen war, pflegte Herr Bulemann auf dem kleinen dämmerigen Flur vor ſeinem Zimmer ſchon auf mich zu warten; in dieſes ſelbſt hat er mich nie hineingelaſſen. Ich ſehe ihn noch, wie er in ſeinem gelbgeblümten Schlafrocke mit der ſpitzen Zipfelmütze vor mir ſtand, mit der einen Hand rücklings die Klinke ſeiner Zimmerthür haltend. Während ich mein Gewerbe beſtellte, pflegte er mich mit ſeinen grellen runden Augen ungeduldig anzuſehen und mich darauf hart und kurz abzufertigen. Am meiſten erregten damals meine Aufmerkſamkeit ein Paar ungeheuere Katzen, eine gelbe und eine ſchwarze, die ſich mitunter hinter ihm aus ſeiner Stube drängten und ihre dicken Köpfe an ſeinen Knieen rieben. — Nach einigen Jahren hörte indeſſen der Verkehr mit meinem Vater auf und ich bin nicht mehr dort geweſen. — Dies alles iſt nun über ſiebzig Jahre her, und Herr Bulemann muß längſt dahin getragen ſein, von wannen Niemand wiederkehrt.“ — — Der Mann irrte ſich, als er ſo ſprach. Herr Bulemann iſt nicht aus ſeinem Hauſe getragen worden; er lebt darin noch jetzt.

Das aber iſt ſo zugegangen.

Vor ihm, dem letzten Beſitzer, noch um die Zopf- und Haarbeutelzeit, wohnte in jenem Hauſe ein Pfandverleiher, ein altes verkrümmtes Männchen. Da er ſein Gewerbe mit Umſicht ſeit über fünf Jahrzehenden betrieben hatte und mit einem Weibe, das ihm ſeit dem Tode ſeiner Frau die Wirthſchaft führte, auf's Spärlichſte lebte, ſo war er endlich ein reicher Mann geworden. Dieſer Reichthum beſtand aber zumeiſt in einer faſt unüberſehbaren Menge von Pretioſen, Geräthen und ſeltſamſtem Trödelkram, was er Alles von Verſchwendern oder Nothleidenden im Laufe der Jahre als Pfand erhalten hatte und das dann, da die Rückzahlung des darauf gegebenen

Darlehns nicht erfolgte, in ſeinem Beſitz zurückgeblieben war. — Da er bei einem Verkauf dieſer Pfänder, welcher geſetzlich durch die Gerichte geſchehen mußte, den Ueberſchuß des Erlöſes an die Eigenthümer hätte herausgeben müſſen, ſo häufte er ſie lieber in den großen Nußbaumſchränken auf, mit denen zu dieſem Zwecke nach und nach die Stuben des erſten und endlich auch des zweiten Stockwerks beſetzt wurden. Nachts aber, wenn Frau Anken im Hinterhauſe in ihrem einſamen Kämmerchen ſchnarchte und die ſchwere Kette vor der Hausthür lag, ſtieg er oft mit leiſem Tritt die Treppen auf und ab. In ſeinen hechtgrauen Rockelor eingeknöpft, in der einen Hand die Lampe in der andern das Schlüſſelbund, öffnete er bald im erſten, bald im zweiten Stockwerke die Stuben- und die Schrankthüren, nahm hier eine goldene Repetiruhr, dort eine emaillirte Schnupftabacksdoſe aus dem Verſteck hervor und berechnete bei ſich die Jahre ihres Beſitzes und ob die urſprünglichen Eigenthümer dieſer Dinge wohl verkommen und verſchollen ſeien oder ob ſie noch einmal mit dem Gelde in der Hand wiederkehren und ihre Pfänder zurückfordern könnten. — —

Der Pfandverleiher war endlich im äußerſten Greiſenalter von ſeinen Schätzen weggeſtorben und hatte das Haus nebſt den vollen Schränken ſeinem einzigen Sohne hinterlaſſen müſſen, den er während ſeines Lebens auf jede Weiſe daraus fern zu halten gewußt hatte.

Dieſer Sohn war der von dem kleinen Leberecht ſo gefürchtete Supercargo, welcher eben von einer überſeeiſchen Fahrt in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war. Nach dem Begräbniß des Vaters gab er ſeine früheren Geſchäfte auf und bezog deſſen Zimmer im dritten Stock des alten Erkerhauſes, wo nun ſtatt des verkrümmten Männchens im hechtgrauen Rockelor eine lange hagere Geſtalt im gelbgeblümten Schlafrock und bunter Zipfelmütze auf und ab wandelte oder rechnend an dem kleinen Pulte des Verſtorbenen ſtand. — Auf Herrn Bulemann hatte ſich indeſſen das Behagen des alten Pfandverleihers an den aufgehäuften Koſtbarkeiten nicht vererbt. Nachdem er bei verriegelten Thüren den Inhalt der großen Nußbaumſchränke unterſucht hatte, ging er mit ſich zu Rathe, ob er den heimlichen Verkauf dieſer Dinge wagen ſolle, die immer noch das Eigenthum Anderer waren und an deren Werth er nur auf Höhe der ererbten und, wie die Bücher ergaben, meiſt ſehr geringen Darlehnsforderung einen Anſpruch hatte. Aber Herr Bulemann war keiner von den Unentſchloſſenen. Schon in wenigen Tagen war die Verbindung mit einem in der äußerſten Vorſtadt wohnenden Trödler angeknüpft und nachdem man einige Pfänder aus den letzten Jahren zurückgeſetzt hatte, wurde heimlich und vorſichtig der bunte Inhalt der großen Nußbaumſchränke in gediegene Silbermünzen umgewandelt. — Das war die Zeit, wo der Knabe Leberecht in's Haus gekommen war. — Das gelöſte Geld that Herr Bulemann in große, eiſenbeſchlagene Kaſten, welche er neben einander in ſeine Schlafkammer ſetzen ließ; denn bei der Rechtloſigkeit ſeines Beſitzes wagte er nicht, es auf Hypotheken auszuthun oder ſonſt öffentlich anzulegen.

Als Alles verkauft war, machte er ſich daran, ſämmtliche für die mögliche Zeit ſeines Lebens denkbare Ausgaben zu berechnen. Er nahm dabei ein Alter von neunzig Jahren in Anſatz, und theilte dann das Geld in einzelne Päckchen je für eine Woche, indem er auf jedes Quartal noch ein Röllchen für unvorhergeſehene Ausgaben dazulegte. Dieſes Geld wurde für ſich in einen Kaſten gelegt, welcher nebenan in dem Wohnzimmer ſtand; und alle Sonnabend Morgen erſchien Frau Anken, die alte Wirthſchafterin, die er aus der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters mit übernommen hatte, um ein neues Päckchen in Empfang zu nehmen und über die Verausgabung des vorigen Rechenſchaft zu geben.

Wie ſchon erzählt, hatte Herr Bulemann Frau und Kinder nicht mitgebracht; dagegen waren zwei Katzen von beſonderer Größe, eine gelbe und eine ſchwarze, am Tage nach der Beerdigung des alten Pfandverleihers durch einen Matroſen in einem feſtzugebundenen Sacke vom Bord des Schiffes in's Haus getragen worden. Dieſe Thiere waren bald die einzige Geſellſchaft ihres Herrn. Sie erhielten Mittags ihre eigene Schüſſel, die Frau Anken unter verbiſſenem Ingrimm Tag aus und ein für ſie bereiten mußte; nach dem Eſſen, während Herr Bulemann ſein kurzes Mittagsſchläfchen abthat, ſaßen ſie geſättigt neben ihm auf dem Kanapee, ließen ein Läppchen Zunge hervorhängen und blinzelten ihn ſchläfrig aus ihren grünen Augen an. Waren ſie in den unteren Räumen des Hauſes auf der Mausjagd geweſen, was ihnen indeſſen immer einen heimlichen Fußtritt von dem alten Weibe eintrug, ſo brachten ſie gewiß die gefangenen Mäuſe zuerſt ihrem Herrn im Maule hergeſchleppt und zeigten ſie ihm, ehe ſie unter das Kanapee krochen und ſie verzehrten. War dann die Nacht gekommen und hatte Herr Bulemann die bunte Zipfelmütze mit einer weißen vertauſcht, ſo begab er ſich mit ſeinen beiden Katzen in das große Gardinenbett im Nebenkämmerchen, wo er ſich durch das gleichmäßige Spinnen der zu ſeinen Füßen eingewühlten Thiere in den Schlaf bringen ließ.

Dieſes friedliche Leben war indeß nicht ohne Störung geblieben. Im Laufe der erſten Jahre waren dennoch einzelne Eigenthümer der verkauften Pfänder gekommen und hatten gegen Rückzahlung des darauf erhaltenen Sümmchens die Auslieferung ihrer Pretioſen verlangt. Und Herr Bulemann, aus Furcht vor Proceſſen, wodurch ſein Verfahren in die Oeffentlichkeit hätte kommen können, griff in ſeine großen Kaſten und erkaufte ſich durch größere oder kleinere Abfindungsſummen das Schweigen der Betheiligten. Das machte ihn noch menſchenfeindlicher und verbiſſener. Der Verkehr mit dem alten Trödler hatte längſt aufgehört; einſam ſaß er auf ſeinem Erkerſtübchen mit der Löſung eines ſchon oft geſuchten Problems, der Berechnung eines ſichern Lotteriegewinnes, beſchäftigt, wodurch er dermaleinſt ſeine Schätze in's Unermeßliche zu vermehren dachte. Auch Graps und Schnores, die beiden großen Kater, hatten jetzt unter ſeiner Laune zu leiden. Hatte er ſie in dem einen Augenblicke mit ſeinen langen Fingern getätſchelt, ſo konnten ſie ſich im andern, wenn etwa die Berechnung auf den Zahlentafeln nicht ſtimmen wollte, eines Wurfs mit dem Sandfaß oder der Papierſcheere verſehen, ſo daß ſie heulend in die Ecke hinkten.

Herr Bulemann hatte eine Verwandte, eine Tochter ſeiner Mutter aus erſter Ehe, welche indeſſen ſchon bei dem Tode dieſer wegen ihrer Erbanſprüche abgefunden war und daher an die von ihm ererbten Schätze keine Anſprüche hatte. Er kümmerte ſich jedoch nicht um dieſe Halbſchweſter, obgleich ſie in einem Vorſtadtviertel in den dürftigſten Verhältniſſen lebte; denn noch weniger als mit anderen Menſchen liebte Herr Bulemann den Verkehr mit dürftigen

Verwandten. Nur einmal, als ſie kurz nach dem Tode ihres Mannes in ſchon vorgerücktem Alter ein kränkliches Kind geboren hatte, war ſie Hülfe ſuchend zu ihm gekommen. Frau Anken, die ſie eingelaſſen, war horchend unten auf der Treppe ſitzen geblieben, und bald hatte ſie von oben die ſcharfe Stimme ihres Herrn gehört, bis endlich die Thür aufgeriſſen worden und die Frau weinend die Treppe herabgekommen war. Noch an demſelben Abend hatte Frau Anken die ſtrenge Weiſung erhalten, die Kette fürderhin nicht von der Hausthür zu ziehen, falls etwa die Chriſtine noch einmal wiederkommen ſollte.

Die Alte begann ſich immer mehr vor der Hakennaſe und den grellen Eulenaugen ihres Herrn zu fürchten. Wenn er oben am Treppengeländer ihren Namen rief oder auch, wie er es vom Schiffe her gewohnt war, nur einen ſchrillen Pfiff auf ſeinen Fingern that, ſo kam ſie gewiß, in welchem Winkel ſie auch ſitzen mochte, eiligſt hervorgekrochen, und ſtieg ſtöhnend, Schimpf- und Klageworte vor ſich herplappernd, die ſchmalen Treppen hinauf.

Wie aber in dem dritten Stockwerke Herr Bulemann, ſo hatte in den unteren Zimmern Frau Anken ihre ebenfalls nicht ganz rechtlich erworbenen Schätze aufgeſpeichert. — Schon in dem erſten Jahre ihres Zuſammenlebens war ſie von einer Art kindiſcher Angſt befallen worden, ihr Herr könne einmal die Verausgabung des Wirthſchaftgeldes ſelbſt übernehmen, und ſie werde dann bei dem Geize deſſelben noch auf ihre alten Tage Noth zu leiden haben. Um dieſes abzuwenden, hatte ſie ihm vorgelogen, der Weizen ſei aufgeſchlagen, und demnächſt die entſprechende Mehrſumme für den Brotbedarf gefordert. Der Supercargo, der eben ſeine Lebensrechnung begonnen, hatte ſcheltend ſeine Papiere zerriſſen, und darauf ſeine Rechnung von vorn wieder aufgeſtellt und den Wochenrationen die verlangte Summe zugeſetzt. — Frau Anken aber, nachdem ſie ihren Zweck erreicht, hatte zur Schonung ihres Gewiſſens und des Sprichwortes gedenkend: „Geſchleckt iſt nicht geſtohlen," nun nicht die überſchüſſig empfangenen Schillinge, ſondern regelmäßig nur die dafür gekauften Weizenbrödchen unterſchlagen, mit denen ſie, da Herr Bulemann niemals die unteren Zimmer betrat, nach und nach die ihres koſtbaren Inhalts beraubten großen Nußbaumſchränke anfüllte.

So mochten etwa zehn Jahre verfloſſen ſein. Herr Bulemann wurde immer hagerer und grauer, ſein gelbgeblümter Schlafrock immer fadenſcheiniger. Dabei vergingen oft Tage, ohne daß er den Mund zum Sprechen geöffnet hätte; denn er ſah keine lebenden Weſen als die beiden Katzen und ſeine alte halb kindiſche Haushälterin. Nur mitunter, wenn er hörte, daß unten die Nachbarskinder auf den Prellſteinen vor ſeinem Hauſe ritten, ſteckte er den Kopf ein wenig aus dem Fenſter und ſchalt mit ſeiner ſcharfen Stimme in die Gaſſe hinab. — „Der Seelenverkäufer, der Seelenverkäufer!“ ſchrieen dann die Kinder und ſtoben auseinander. Herr Bulemann aber fluchte und ſchimpfte noch ingrimmiger, bis er endlich ſchmetternd das Fenſter zuſchlug und drinnen Graps und Schnores ſeinen Zorn entgelten ließ.

Um jede Verbindung mit der Nachbarſchaft auszuſchließen, mußte Frau Anken ſchon ſeit geraumer Zeit ihre Wirthſchaftseinkäufe in entlegenen Straßen machen. Sie durfte jedoch erſt mit dem Eintritt der Dunkelheit ausgehen und mußte dann die Hausthür hinter ſich verſchließen.

Es mochte acht Tage vor Weihnachten ſein, als die Alte wiederum eines Abends zu ſolchem Zwecke das Haus verlaſſen hatte. Trotz ihrer ſonſtigen Sorgfalt mußte ſie ſich indeſſen diesmal einer Vergeſſenheit ſchuldig gemacht haben. Denn als Herr Bulemann eben mit dem Schwefelholz ſein Talglicht angezündet hatte, hörte er zu ſeiner Verwunderung es draußen auf den Stiegen poltern, und als er mit vorgehaltenem Lichte auf den Flur hinaustrat, ſah er ſeine Halbſchweſter mit einem bleichen Knaben vor ſich ſtehen.

„Wie ſeid Ihr in's Haus gekommen?“ herrſchte er ſie an, nachdem er ſie einen Augenblick erſtaunt und ingrimmig angeſtarrt hatte.

„Die Thür war offen unten,“ ſagte die Frau ſchüchtern.

Er murmelte einen Fluch auf ſeine Wirthſchafterin zwiſchen den Zähnen. „Was willſt Du?“ fragte er dann.

„Sei doch nicht ſo hart, Bruder,“ bat die Frau, „ich habe ſonſt nicht den Muth zu Dir zu ſprechen.“

„Ich wüßte nicht, was Du mit mir zu ſprechen hätteſt; Du haſt Dein Theil bekommen; wir ſind fertig mit einander."

Die Schweſter ſtand ſchweigend vor ihm und ſuchte vergebens nach dem rechten Worte. — Drinnen wurde wiederholt ein Kratzen an der Stubenthür vernehmbar. Als Herr Bulemann zurückgelangt und die Thür geöffnet hatte, ſprangen die beiden großen Katzen auf den Flur hinaus und ſtrichen ſpinnend an dem blaſſen Knaben herum, der ſich furchtſam vor ihnen an die Wand zurückzog. Ihr Herr betrachtete ungeduldig die noch immer ſchweigend vor ihm ſtehende Frau. „Nun, wird's bald?" fragte er.

„Ich wollte Dich um etwas bitten, Daniel," hub ſie endlich an. „Dein Vater hat ein paar Jahre vor ſeinem Tode, da ich in bitterſter Noth war, ein ſilbern' Becherlein von mir in Pfand genommen."

„Mein Vater von Dir?" fragte Herr Bulemann.

„Ja, Daniel, Dein Vater; der Mann von unſer beider Mutter. Hier iſt der Pfandſchein; er hat mir nicht zu viel darauf gegeben."

„Weiter!" ſagte Herr Bulemann, der mit raſchem Blicke die leeren Hände ſeiner Schweſter gemuſtert hatte.

„Vor einiger Zeit,“ fuhr ſie zaghaft fort, „träumte mir, ich gehe mit meinem kranken Kinde auf dem Kirchhofe. Als wir an das Grab unſerer Mutter kamen, ſaß ſie auf ihrem Grabſteine unter einem Buſch voll blühender weißer Roſen. Sie hatte jenen kleinen Becher in der Hand, den ich einſt als Kind von ihr geſchenkt erhalten; als wir aber näher gekommen waren, ſetzte ſie ihn an die Lippen; und indem ſie dem Knaben lächelnd zunickte, hörte ich ſie deutlich ſagen: „Zur Geſundheit!“ — Es war ihre ſanfte Stimme, Daniel, wie im Leben; und dieſen Traum habe ich drei Nächte nach einander geträumt.“

„Was ſoll das?“ fragte Herr Bulemann.

„Gieb mir den Becher zurück, Bruder! Das Chriſtfeſt iſt nahe; leg ihn dem kranken Kinde auf ſeinen leeren Weihnachtsteller!“

Der hagere Mann in ſeinem gelbgeblümten Schlafrocke ſtand regungslos vor ihr und betrachtete ſie mit ſeinen grellen runden Augen. „Haſt Du das Geld bei Dir?“ fragte er. „Mit Träumen löſt man keine Pfänder ein.“

„O, Daniel!“ rief ſie, „glaub unſerer Mutter! Er wird geſund, wenn er aus dem kleinen Becher trinkt. Sei barmherzig; er iſt ja doch von Deinem Blute!“

Sie hatte die Hände nach ihm ausgeſtreckt; aber er trat einen Schritt zurück. „Bleib mir vom Leibe,“ ſagte er. Dann rief er nach ſeinen Katzen. „Graps, alte Beſtie! Schnores, mein Söhnchen!“ Und der große gelbe Kater ſprang mit einem Satze auf den Arm ſeines Herrn und klauete mit ſeinen Krallen in der bunten Zipfelmütze, während das ſchwarze Thier mauzend an ſeinen Knieen hinaufſtrebte.

Der kranke Knabe war näher geſchlichen. „Mutter,“ ſagte er, indem er ſie heftig an dem Kleide zupfte, „iſt das der böſe Ohm, der ſeine ſchwarzen Kinder verkauft hat?“

Aber in demſelben Augenblicke hatte auch Herr Bulemann die Katze herabgeworfen und den Arm des aufſchreienden Knaben ergriffen. „Verfluchte Bettelbrut,“ rief er, „pfeifſt Du auch das tolle Lied!“

„Bruder, Bruder!“ jammerte die Frau. — Doch ſchon lag der Knabe wimmernd drunten auf dem Treppenabſatz. Die Mutter ſprang ihm nach und nahm ihn ſanft auf ihren Arm; dann aber richtete ſie ſich hoch auf und den blutenden Kopf des Kindes an ihrer Bruſt, erhob ſie die geballte Fauſt gegen ihren Bruder, der zwiſchen ſeinen ſpinnenden Katzen droben am Treppengeländer ſtand: „Verruchter, böſer Mann!“ rief ſie. „Mögeſt Du verkommen bei Deinen Beſtien!“

„Fluche, ſo viel Du Luſt haſt!“ erwiderte der Bruder; „aber mach, daß Du aus dem Hauſe kommſt.“

Dann, während das Weib mit dem weinenden Knaben die dunklen Treppen hinabſtieg, lockte er ſeine Katzen und klappte die Stubenthür hinter ſich zu. — Er bedachte nicht, daß die Flüche der Armen gefährlich ſind, wenn die Hartherzigkeit der Reichen ſie hervorgerufen hat.

* * *

Einige Tage ſpäter trat Frau Anken, wie gewöhnlich, mit dem Mittagseſſen in die Stube ihres Herrn. Aber ſie kniff heute noch mehr als ſonſt mit den dünnen Lippen, und ihre kleinen blöden Augen leuchteten vor Vergnügen. Denn ſie hatte die harten Worte nicht vergeſſen, die ſie wegen ihrer Nachläſſigkeit an jenem Abende hatte hinnehmen müſſen, und ſie dachte ſie ihm jetzt mit Zinſen wieder heimzuzahlen.

„Habt Ihr's denn auf St. Magdalenen läuten hören?“ fragte ſie.

„Nein,“ erwiderte Herr Bulemann kurz, der über ſeinen Zahlentafeln ſaß.

„Wißt Ihr denn wohl, wofür es geläutet hat?“ fragte die Alte weiter.

„Dummes Geſchwätz! Ich höre nicht nach dem Gebimmel.“

„Es war aber doch für Euern Schweſterſohn!“

Herr Bulemann legte die Feder hin. „Was ſchwatzeſt Du, Alte?“

„Ich ſage,“ erwiderte ſie, „daß ſie ſoeben den kleinen Chriſtoph begraben haben.“

Herr Bulemann ſchrieb ſchon wieder weiter. „Warum erzählſt Du mir das? Was geht mich der Junge an?“

„Nun, ich dachte nur; man erzählt ja wohl, was Neues in der Stadt paſſirt.“ — —

Als ſie gegangen war, legte aber doch Herr

Bulemann die Feder wieder fort, und ſchritt, die Hände auf dem Rücken, eine lange Zeit in ſeinem Zimmer auf und ab. Wenn unten auf der Gaſſe ein Geräuſch entſtand, trat er haſtig an's Fenſter, als erwarte er ſchon den Stadtdiener eintreten zu ſehen, der ihn wegen der Mißhandlung des Knaben vor den Rath citiren ſolle. Der ſchwarze Graps, der mauzend ſeinen Antheil an der aufgetragenen Speiſe verlangte, erhielt einen Fußtritt, daß er ſchreiend in die Ecke flog. Aber, war es nun der Hunger, oder hatte ſich unverſehens die ſonſt ſo unterwürfige Natur des Thieres verändert, er wandte ſich gegen ſeinen Herrn und fuhr fauchend und pruſtend auf ihn los. Herr Bulemann gab ihm einen zweiten Fußtritt. „Freßt,“ ſagte er. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten.“

Mit einem Satz waren die beiden Katzen an der vollen Schüſſel, die er ihnen auf den Fußboden geſetzt hatte.

Dann aber geſchah etwas Seltſames.

Als der gelbe Schnores, der zuerſt ſeine Mahlzeit beendet hatte, nun in der Mitte des Zimmers ſtand, ſich reckte und buckelte, blieb Herr Bulemann plötzlich vor ihm ſtehen; dann ging er um das Thier herum und betrachtete es von allen Seiten. „Schnores, alter Hallunke, was iſt denn das?“ ſagte er, den Kopf des Katers krauend. „Du biſt ja noch gewachſen in deinen alten Tagen!“ — In dieſem Augenblicke war auch die andere Katze hinzugeſprungen. Sie ſträubte ihren glänzenden Pelz und ſtand dann hoch auf ihren ſchwarzen Beinen. Herr Bulemann ſchob ſich die bunte Zipfelmütze aus der Stirn. „Auch der!“ murmelte er. „Seltſam, es muß in der Sorte liegen.“

Es war indeß dämmerig geworden, und, da Niemand kam und ihn beunruhigte, ſo ſetzte er ſich zu den Schüſſeln, die auf dem Tiſche ſtanden. Endlich begann er ſogar ſeine großen Katzen, die neben ihm auf dem Kanapee ſaßen, mit einem gewiſſen Behagen zu beſchauen. „Ein paar ſtaatliche Burſchen ſeid ihr!“ ſagte er, ihnen zunickend. „Nun ſoll euch das alte Weib unten auch die Ratten nicht mehr vergiften!“ — Als er aber Abends nebenan in ſeine Schlafkammer ging, ließ er ſie nicht, wie ſonſt, zu ſich herein; und als er ſie Nachts mit den Pfoten gegen die Kammerthür fallen und mauzend daran herunterrutſchen hörte, zog er ſich das Deckbett über beide Ohren und dachte: „Mauzt nur zu, ich habe eure Krallen geſehen.“ —

Dann kam der andere Tag, und als es Mittag geworden, geſchah daſſelbe, was Tags zuvor geſchehen war. Von der geleerten Schüſſel ſprangen die Katzen mit einem ſchweren Satz mitten in's Zimmer hinein, reckten und ſtreckten ſich; und als Herr Bulemann, der ſchon wieder über ſeinen Zahlentafeln ſaß, einen Blick zu ihnen hinüberwarf, ſtieß er entſetzt ſeinen Drehſtuhl zurück und blieb mit ausgerecktem Halſe ſtehen. Dort mit leiſem Winſeln, als wenn ihnen ein Widriges angethan würde, ſtanden Graps und Schnores zitternd mit geringelten Schwänzen, das Haar geſträubt; er ſah es deutlich, ſie dehnten ſich, ſie wurden groß und größer.

Noch einen Augenblick ſtand er, die Hände an den Tiſch geklammert; dann plötzlich ſchritt er an den Thieren vorbei und riß die Stubenthür auf. „Frau Anken, Frau Anken!“ rief er, und da ſie nicht gleich zu hören ſchien, that er einen Pfiff auf ſeinen Fingern, und bald ſchlurrte auch die Alte unten aus dem Hinterhauſe hervor und keuchte eine Treppe nach der andern herauf.

„Sehe Sie ſich einmal die Katzen an!“ rief er, als ſie ins Zimmer getreten war.

„Die hab ich ſchon oft geſehen, Herr Bulemann.“

„Sieht Sie daran denn nichts?“

„Daß ich nicht wüßte, Herr Bulemann!“ erwiderte ſie, mit ihren blöden Augen um ſich blinzelnd.

„Was ſind denn das für Thiere? Das ſind ja gar keine Katzen mehr!“ — Er packte die Alte an den Armen und rannte ſie gegen die Wand. „Rothäugige Hexe,“ ſchrie er, „bekenne, was haſt Du meinen Katzen eingebraut!“

Das Weib klammerte ihre knöchernen Hände in einander und begann unverſtändliche Gebete herzuplappern. Aber die furchtbaren Katzen ſprangen von rechts und links auf die Schultern ihres Herrn und leckten ihn mit ihren ſcharfen Zungen in's Geſicht. Da mußte er die Alte loslaſſen.

Fortwährend plappernd und hüſtelnd ſchlich ſie aus dem Zimmer und kroch die Treppen hinab. Sie war wie verwirrt; ſie fürchtete ſich, ob mehr vor ihrem Herrn oder vor den großen Katzen, das wußte ſie ſelber nicht. So kam ſie hinten in ihre Kammer. Mit zitternden Händen holte ſie einen mit Geld gefüllten wollenen Strumpf aus ihrem Bette hervor; dann nahm ſie aus einer Lade eine Anzahl alter Röcke und Lumpen und wickelte ſie um ihren Schatz herum, ſo daß es endlich ein großes Bündel gab. Denn ſie wollte fort, um jeden Preis fort; ſie dachte an die arme Halbſchweſter ihres Herrn draußen in der Vorſtadt; die war immer freundlich gegen ſie geweſen, zu der wollte ſie. Freilich, es war ein weiter Weg, durch viele Gaſſen, über viele ſchmale und lange Brücken, welche über dunkele Gräben und Flethen hinwegführten, und draußen dämmerte ſchon der Winterabend. Es trieb ſie dennoch fort. Ohne an ihre Tauſende von Weizenbrödchen zu denken, die ſie in kindiſcher Fürſorge in den großen Nußbaumſchränken aufgehäuft hatte, trat ſie mit ihrem ſchweren Bündel auf dem Nacken aus dem Hauſe. Sorgfältig mit dem großen krauſen Schlüſſel verſchloß ſie die ſchwere eichene Thür, ſteckte ihn in ihre Ledertaſche und ging dann keuchend in die finſtere Stadt hinaus. — — —

Frau Anken iſt niemals wiedergekommen, und die Thür von Bulemanns Haus iſt niemals wieder aufgeſchloſſen worden.

Noch an demſelben Tage aber, da ſie fortgegangen, hat ein junger Taugenichts, der den Knecht Ruprecht ſpielend in den Häuſern umher lief, mit Lachen ſeinen Kameraden erzählt, da er in ſeinem rauhen Pelze über die Crescentiusbrücke gegangen ſei, habe er ein altes Weib dermaßen erſchreckt, daß ſie mit ihrem Bündel wie toll in das ſchwarze Waſſer hinabgeſprungen ſei. — Auch iſt in der Frühe des andern Tages in der äußerſten Vorſtadt die Leiche eines alten Weibes, welche an einem großen Bündel feſtgebunden war, von den Wächtern aufgefiſcht und bald darauf, da Niemand ſie gekannt hat, auf dem Armenviertel des dortigen Kirchhofs in einem platten Sarge eingegraben worden.

* * *

Dieſer andere Morgen war der Morgen des Weihnachtabends. — Herr Bulemann hatte eine ſchlechte Nacht gehabt; das Kratzen und Arbeiten der Thiere gegen ſeine Kammerthür hatte ihm diesmal keine Ruhe gelaſſen; erſt gegen die Morgendämmerung war er in einen langen bleiernen Schlaf gefallen. Als er endlich ſeinen Kopf mit der Zipfelmütze in das Wohnzimmer hineinſteckte, ſah er die beiden Katzen laut ſchnurrend mit unruhigen Schritten um einander hergehen. Es war ſchon nach Mittag; die Wanduhr zeigte auf Eins. „Sie werden Hunger haben, die Beſtien,“ murmelte er. Dann öffnete er die Thür nach dem Flur und pfiff nach der Alten. Zugleich aber drängten die Katzen ſich hinaus und rannten die Treppe hinab, und bald hörte er von unten aus der Küche herauf Springen und Tellergeklapper. Sie mußten auf den Schrank geſprungen ſein, auf den Frau Anken die Speiſen für den andern Tag zurückzuſetzen pflegte.

Herr Bulemann ſtand oben an der Treppe und rief laut und ſcheltend nach der Alten: aber nur das Schweigen antwortete ihm oder von unten herauf aus den Winkeln des alten Hauſes ein ſchwacher Widerhall. Schon ſchlug er die Schöße ſeines geblümten Schlafrocks übereinander und wollte ſelbſt hinabſteigen, da polterte es drunten auf den Stiegen und die beiden Katzen kamen wieder heraufgerannt. Aber das waren keine Katzen mehr; das waren zwei furchtbare namenloſe Raubthiere. Die ſtellten ſich gegen ihn, ſahen ihn mit ihren glimmenden Augen an und ſtießen ein heiſeres Geheul aus. Er wollte an ihnen vorbei, aber ein Schlag mit der Tatze, der ihm einen Fetzen aus dem Schlafrock riß, trieb ihn zurück. Er lief in's Zimmer; er wollte ein Fenſter aufreißen, um die Menſchen auf der Gaſſe anzurufen; aber die Katzen ſprangen hinterdrein und kamen ihm zuvor. Grimmig ſchnurrend, mit erhobenem Schweif, wanderten ſie vor den Fenſtern auf und ab. Herr Bulemann rannte auf den Flur hinaus und warf die Zimmerthür hinter ſich zu; aber die Katzen ſchlugen mit der Tatze auf die Klinke und ſtanden ſchon vor ihm an der Treppe. — Wieder floh er in's Zimmer zurück, und wieder waren die Katzen da.

* * *

Schon verſchwand der Tag, und die Dunkelheit kroch in alle Ecken. Tief unten von der Gaſſe herauf hörte er Geſang; Knaben und Mädchen zogen von Haus zu Haus und ſangen Weihnachtslieder. Sie gingen in alle Thüren; er ſtand und horchte. Kam denn Niemand in ſeine Thür? — — Aber er wußte es ja, er hatte ſie ſelber alle fortgetrieben;

es klopfte Niemand, es rüttelte Niemand an der verſchloſſenen Hausthür. Sie zogen vorüber; und allmälig ward es ſtill, todtenſtill auf der Gaſſe. Und wieder ſuchte er zu entrinnen; er wollte Gewalt anwenden; er rang mit den Thieren, er ließ ſich Geſicht und Hände blutig reißen. Dann wieder wandte er ſich zur Liſt; er rief ſie mit den alten Schmeichelnamen, er ſtrich ihnen die Funken aus dem Pelz und wagte es ſogar ihren flachen Kopf mit den großen weißen Zähnen zu krauen. Sie warfen ſich auch vor ihm hin und wälzten ſich ſchnurrend zu ſeinen Füßen; aber wenn er den rechten Augenblick gekommen glaubte und aus der Thür ſchlüpfte, ſo ſprangen ſie auf und ſtanden, ihr heiſeres Geheul ausſtoßend, vor ihm. — So verging die Nacht, ſo kam der Tag und noch immer rannte er zwiſchen der Treppe und den Fenſtern ſeines Zimmers hin und wieder, die Hände ringend, keuchend, das graue Haar zerzauſt.

Und noch zweimal wechſelten Tag und Nacht; da endlich warf er ſich gänzlich erſchöpft, an allen Gliedern zuckend, auf das Kanapee. Die Katzen ſetzten ſich ihm gegenüber und blinzelten ihn ſchläfrig aus halbgeſchloſſenen Augen an. Allmälig wurde das Arbeiten ſeines Leibes weniger und endlich hörte es ganz auf. Eine fahle Bläſſe überzog unter den Stoppeln des grauen Bartes ſein Geſicht; noch einmal aufſeufzend ſtreckte er die Arme und ſpreizte die langen Finger über die Kniee; dann regte er ſich nicht mehr.

* * *

Unten in den öden Räumen war es indeſſen nicht ruhig geweſen. Draußen an der Thür des Hinterhauſes, die auf den engen Hof hinausführt, geſchah ein emſiges Nagen und Freſſen. Endlich entſtand über der Schwelle eine Oeffnung, die größer und größer wurde; ein grauer Mauskopf drängte ſich hindurch, dann noch einer, und bald huſchte eine ganze Schaar von Mäuſen über den Flur und die Treppe hinauf in den erſten Stock. Hier begann das Arbeiten auf's Neue an der Zimmerthür, und als dieſe durchnagt war, kamen die großen Schränke daran, in denen Frau Ankens hinterlaſſene Schätze aufgeſpeichert lagen. Da war ein Leben wie im Schlaraffenland; wer durch wollte, mußte ſich durchfreſſen. Und das Geziefer füllte ſich den Wanſt; und wenn es mit dem Freſſen nicht mehr fort wollte, rollte es die Schwänze auf und hielt ſein Schläfchen in den hohlgefreſſenen Weizenbrödchen. Nachts kamen ſie hervor, huſchten über die Dielen oder ſaßen, ihre Pfötchen leckend, vor dem Fenſter und ſchauten, wenn der Mond ſchien, mit ihren kleinen blanken Augen in die Gaſſe hinab.

Aber dieſe behagliche Wirthſchaft ſollte bald ihr Ende erreichen. In der dritten Nacht, als eben droben Herr Bulemann ſeine Augen zugethan hatte, polterte es draußen auf den Stiegen. Die großen Katzen kamen herabgeſprungen, öffneten mit einem Schlage ihrer Tatze die Thür des Zimmers und begannen ihre Jagd. Da hatte alle Herrlichkeit ein Ende. Quiekſend und pfeifend rannten die fetten Mäuſe umher und ſtrebten rathlos an den Wänden hinauf. Es war vergebens; ſie verſtummten eine nach der andern zwiſchen den zermalmenden Zähnen der beiden Raubthiere.

Dann wurde es ſtill, und bald war in dem ganzen Hauſe nichts vernehmbar, als das leiſe Spinnen der großen Katzen, die mit ausgeſtreckten

Tatzen droben vor dem Zimmer ihres Herrn lagen und ſich das Blut aus den Bärten leckten.

Unten in der Hausthür verroſtete das Schloß, den Meſſingklopfer überzog der Grünſpan, und zwiſchen den Treppenſteinen begann das Gras zu wachſen.

* * *

Draußen aber ging die Welt unbekümmert ihren Gang. — Als der Sommer gekommen war, ſtand auf dem St. Magdalenenkirchhof auf dem Grabe des kleinen Chriſtoph ein blühender weißer Roſenbuſch; und bald lag auch ein kleiner Denkſtein unter demſelben. Den Roſenbuſch hatte ſeine Mutter ihm gepflanzt; den Stein freilich hatte ſie nicht beſchaffen können. Aber Chriſtoph hatte einen Freund gehabt; es war ein junger Muſikus, der Sohn eines Trödlers, der in dem Hauſe ihnen gegenüber wohnte. Zuerſt hatte er ſich unter ſein Fenſter geſchlichen, wenn der Muſiker drinnen am Klavier ſaß; ſpäter hatte dieſer ihn zuweilen in die Magdalenenkirche genommen, wo er ſich Nachmittags im Orgelſpiel zu üben pflegte. — Da ſaß denn der blaſſe Knabe auf einem Schemelchen zu ſeinen Füßen, lehnte lauſchend den Kopf an die Orgelbank und ſah wie die Sonnenlichter durch die Kirchenfenſter ſpielten. Wenn der junge Muſikus dann, von der Verarbeitung ſeines Themas fortgeriſſen, die tiefen mächtigen Regiſter durch die Gewölbe brauſen ließ, oder wenn er mitunter den Tremulanten zog und die Töne wie zitternd vor der Majeſtät Gottes dahinflutheten, ſo konnte es wohl geſchehen, daß der Knabe in ſtilles Schluchzen ausbrach und ſein Freund ihn nur ſchwer zu beruhigen vermochte. Einmal auch ſagte er bittend: „Es thut mir weh, Leberecht; ſpiele nicht ſo laut.“

Der Orgelſpieler ſchob auch ſogleich die großen Regiſter wieder ein und nahm die Flöten- und andere ſanfte Stimmen; und ſüß und ergreifend ſchwoll das Lieblingslied des Knaben durch die ſtille Kirche: „Befiehl du deine Wege.“ — Leiſe mit ſeiner kränklichen Stimme hub er an mitzuſingen. „Ich will auch ſpielen lernen,“ ſagte er, als die Orgel ſchwieg; „willſt Du mich es lehren, Leberecht?“

Der junge Muſikus ließ ſeine Hand auf den Kopf des Knaben fallen, und ihm das gelbe Haar ſtreichelnd, erwiderte er: „Werde nur erſt recht geſund, Chriſtoph; dann will ich Dich es gern lehren.“

Aber Chriſtoph war nicht geſund geworden. — Seinem kleinen Sarge folgte neben der Mutter auch der junge Orgelſpieler. Sie ſprachen hier zum erſten Mal zuſammen; und die Mutter erzählte ihm jenen dreimal geträumten Traum von dem kleinen ſilbernen Erbbecher.

„Den Becher,“ ſagte Leberecht, „hätte ich Euch geben können; mein Vater, der ihn vor Jahren mit vielen anderen Dingen von Euerm Bruder erhandelte, hat mir das zierliche Stück einmal als Weihnachtsgeſchenk gegeben.“

Die Frau brach in die bitterſten Klagen aus. „Ach,“ rief ſie immer wieder, „er wäre ja gewiß geſund geworden!“

Der junge Mann ging eine Weile ſchweigend neben ihr her. „Den Becher ſoll unſer Chriſtoph dennoch haben,“ ſagte er endlich.

Und ſo geſchah es. Nach einigen Tagen hatte er den Becher an einen Sammler ſolcher Pretioſen um einen guten Preis verhandelt; von dem Gelde aber ließ er den Denkſtein für das Grab des kleinen

Chriſtoph machen. Er ließ eine Marmortafel darin einlegen, auf welcher das Bild des Bechers ausgemeißelt wurde. Darunter ſtanden die Worte eingegraben: „Zur Geſundheit!“ —

Noch viele Jahre hindurch, mochte der Schnee auf dem Grabe liegen oder mochte in der Junisonne der Buſch mit Roſen überſchüttet ſein, kam oft eine blaſſe Frau und las andächtig und ſinnend die beiden Worte auf dem Grabſtein. — Dann eines Sommers iſt ſie nicht mehr gekommen; aber die Welt ging unbekümmert ihren Gang.

Nur noch einmal, nach vielen Jahren, hat ein ſehr alter Mann das Grab beſucht, er hat ſich den kleinen Denkſtein angeſehen und eine weiße Roſe von dem alten Roſenbuſch gebrochen. Das iſt der emiritirte Organiſt von St. Magdalenen geweſen.

* * *

Aber wir müſſen das friedliche Kindergrab verlaſſen und, wenn der Bericht zu Ende geführt werden ſoll, drüben in der Stadt noch einen Blick in das alte Erkerhaus der Düſternſtraße werfen. — Noch immer ſtand es ſchweigend und verſchloſſen. Während draußen das Leben unabläſſig daran vorüberfluthete, wucherte drinnen in den eingeſchloſſenen Räumen der Schwamm aus den Dielenritzen, löſte ſich der Gips an den Decken und ſtürzte herab, in einſamen Nächten ein unheimliches Echo über Flur und Stiege jagend. Die Kinder, welche an jenem Chriſtabend auf der Straße geſungen hatten, wohnten jetzt als alte Leute in den Häuſern, oder ſie hatten ihr Leben ſchon abgethan und waren geſtorben; die Menſchen, die jetzt auf der Gaſſe gingen, trugen andere Gewänder, und draußen auf dem Vorſtadtskirchhof war der ſchwarze Nummerpfahl auf Frau Ankens namenloſem Grabe ſchon längſt verfault. Da ſchien eines Nachts wieder einmal, wie ſchon ſo oft, über das Nachbarhaus hinweg der Vollmond in das Erkerfenſter des dritten Stockwerks und malte mit ſeinem bläulichen Lichte die kleinen runden Scheiben auf den Fußboden. Das Zimmer war leer; nur auf dem Kanapee zuſammengekauert ſaß eine kleine Geſtalt von der Größe eines jährigen Kindes, aber das Geſicht war alt und bärtig und die magere Naſe unverhältnißmäßig groß; auch trug ſie eine weit über die Ohren fallende Zipfelmütze und einen langen, augenſcheinlich für einen ausgewachſenen Mann beſtimmten Schlafrock, auf deſſen Schooß ſie die Füße heraufgezogen hatte.

Dieſe Geſtalt war Herr Bulemann. — Der Hunger hatte ihn nicht getödtet, aber durch den Mangel an Nahrung war ſein Leib verdorrt und eingeſchwunden, und ſo war er im Laufe der Jahre kleiner und kleiner geworden. Mitunter in Vollmondnächten, wie dieſe, war er erwacht und hatte, wenn auch mit immer ſchwächerer Kraft, ſeinen Wächtern zu entrinnen geſucht. War er von den vergeblichen Anſtrengungen erſchöpft auf's Kanapee geſunken, oder zuletzt hinaufgekrochen, und hatte dann der bleierne Schlaf ihn wieder befallen, ſo ſtreckten Graps und Schnores ſich draußen vor der Treppe hin, peitſchten mit ihrem Schweif den Boden und horchten, ob Frau Ankens Schätze neue Wanderzüge von Mäuſen in das Haus gelockt hätten.

Heute war es anders; die Katzen waren weder im Zimmer noch draußen auf dem Flur. Als das durch das Fenſter fallende Mondlicht über den Fußboden weg und allmälig an der kleinen Geſtalt hinaufrückte, begann ſie ſich zu regen; die großen runden Augen öffneten ſich, und Herr Bulemann ſtarrte in das leere Zimmer hinaus. Nach einer Weile rutſchte er, die langen Aermel mühſam zurückſchlagend, von dem Kanapee herab und ſchritt langſam der Thür zu, während die breite Schleppe des Schlafrocks hinter ihm herfegte. Auf den Fußſpitzen nach der Klinke greifend, gelang es ihm, die Stubenthür zu öffnen und draußen bis an das Geländer der Treppe vorzuſchreiten. Eine Weile blieb er keuchend ſtehen; dann ſtreckte er den Kopf vor und mühte ſich zu rufen: „Frau Anken, Frau Anken!“ Aber ſeine Stimme war nur wie das Wispern eines kranken Kindes. „Frau Anken, mich hungert; ſo höre Sie doch!“

Alles blieb ſtill; nur die Mäuſe quiekſten jetzt heftig in den unteren Zimmern.

Da wurde er zornig. „Hexe, verfluchte, was pfeift Sie denn?“ Und ein Schwall unverſtändlich geflüſterter Schimpfworte ſprudelte aus ſeinem Munde, bis ein Stickhuſten ihn befiel und ſeine Zunge lähmte.

Draußen, unten an der Hausthür, wurde der ſchwere Meſſingklopfer angeſchlagen, daß der Hall bis in die Spitze des Hauſes hinaufdrang. Es mochte jener nächtliche Geſelle ſein, von dem im Anfang dieſer Geſchichte die Rede geweſen iſt.

Herr Bulemann hatte ſich wieder erholt. „So öffne Sie doch!“ wisperte er; „es iſt der Knabe, der Chriſtoph; er will den Becher holen.“

Plötzlich wurden von unten herauf zwiſchen dem Pfeifen der Mäuſe die Sprünge und das Knurren der beiden großen Katzen vernehmbar. Er ſchien ſich zu beſinnen; zum erſten Mal bei ſeinem Erwachen hatten ſie das oberſte Stockwerk verlaſſen und ließen ihn gewähren. — Haſtig, den langen Schlafrock nach ſich ſchleppend, ſtapfte er in das Zimmer zurück.

Draußen aus der Tiefe der Gaſſe hörte er den Wächter rufen. „Ein Menſch, ein Menſch!“ murmelte er; „die Nacht iſt ſo lang, ſo viel Mal bin ich aufgewacht, und noch immer ſcheint der Mond.“

Er kletterte auf den Polſterſtuhl, der in dem Erkerfenſter ſtand. Emſig arbeitete er mit den kleinen dürren Händen an dem Fenſterhaken; denn drunten auf der mondhellen Gaſſe hatte er den

Wächter ſtehen ſehen. Aber die Haspen waren feſtgeroſtet; er mühte ſich vergebens ſie zu öffnen. Da ſah er den Mann, der eine Weile hinaufgeſtarrt hatte, in den Schatten der Häuſer zurücktreten.

Ein ſchwacher Schrei brach aus ſeinem Munde; zitternd mit geballten Fäuſten ſchlug er gegen die Fenſterſcheiben; aber ſeine Kraft reichte nicht aus ſie zu zertrümmern. Nun begann er Bitten und Verſprechungen durcheinander zu wispern; allmälig, während die Geſtalt des unten gehenden Mannes ſich immer mehr entfernte, wurde ſein Flüſtern zu einem erſtickten heiſern Gekrächze; er wollte ſeine Schätze mit ihm theilen; wenn er nur hören wollte, er ſollte Alles haben, er ſelber wollte nichts, gar nichts für ſich behalten; nur den Becher, der ſei das Eigenthum des kleinen Chriſtoph.

Aber der Mann ging unten unbekümmert ſeinen Gang und bald war er in einer Nebengaſſe verſchwunden. — Von allen Worten, die Herr Bulemann in jener Nacht geſprochen, iſt keines von einer Menſchenſeele gehört worden.

Endlich nach aller vergeblichen Anſtrengung kauerte ſich die kleine Geſtalt auf dem Polſterſtuhl zuſammen, rückte die Zipfelmütze zurecht und ſchaute, unverſtändliche Worte murmelnd, in den leeren Nachthimmel hinauf.

So ſitzt er noch jetzt und erwartet die Barmherzigkeit Gottes.

Hinzelmeier.

Eine nachdenkliche Geſchichte.

Erſtes Capitel.

Die weiße Wand.

In einem alten weitläuftigen Hauſe wohnten Herr Hinzelmeier und die ſchöne Frau Abel; ſie waren nun ſchon in's zwölfte Jahr verheirathet, ja die Leute in der Stadt zählten ihnen nach, daß ſie zuſammen ſchon faſt an die achtzig Jahre auf dem Nacken hätten, und noch immer waren ſie jung und ſchön, und hatten weder ein Fältchen vor der Stirn, noch ein Hahnepfötchen unter den Augen. Daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe, war nun freilich klar genug, und wenn die Hinzelmeierſchen auf's Tapet kamen, ſo tranken die Stadtkaffeetanten drei Näpfchen mehr als am erſten Oſterſonntagnachmittage. Die Eine ſagte: „Sie haben einen Jungbrunnen im Hofe!“ Die Andere ſagte: „Es iſt eine Jungfernmühle!“ Die Dritte ſagte: „Ihr Bube, das Hinzelmeierlein, iſt mit einer Glückshaube auf die Welt gekommen, und nun tragen die Alten ſie wechſelsweiſe, Nacht um Nacht!“ Das kleine Hinzelmeierlein dachte nun freilich nicht dergleichen; es kam ihm im Gegentheil ganz natürlich vor, daß ſeine Eltern immer jung und ſchön waren; aber gleichwohl bekam auch er ſein Nüßchen, das er vergeblich zu knacken ſuchte.

Eines Herbſtnachmittags, da es ſchon gegen das Zwielicht ging, ſaß er in dem langen Corridor des obern Stockwerks und ſpielte Einſiedler; denn weil die ſilbergraue Katze, welche ſonſt bei ihm zur Schule ging, eben in den Garten hinab geſchlichen war, um nach den Buchfinken zu ſehen, ſo hatte er mit dem Profeſſorſpiel für heute aufhören müſſen. Er ſaß nun als Einſiedler in einem Winkel und dachte ſich Allerhand, wohin wohl die Vögel flögen, und wie die Welt draußen wohl ausſehen möge, und noch viel Tiefſinnigeres; denn er wollte der Katze darüber auf den andern Tag einen Vortrag halten — als er ſeine Mutter, die ſchöne Frau Abel, an ſich vorübergehen ſah. „Heiſa, Mutter!“ rief er; aber ſie hörte ihn nicht, ſondern ging mit raſchen Schritten an das Ende des Corridors; hier blieb ſie ſtehen und ſchlug mit dem Schnupftuch dreimal gegen die weiße Wand. — Hinzelmeier zählte in Gedanken „ein“ — „zwei“ und kaum hatte er „drei“ gezählt, als er die Wand ſich lautlos öffnen und ſeine Mutter dadurch verſchwinden ſah: kaum konnte der Zipfel des Schnupftuchs noch mit hindurchſchlüpfen, ſo ging Alles mit einem leiſen Klapp wieder zuſammen, und der Einſiedler dachte nun auch noch darüber nach, wohin doch wohl ſeine Mutter durch die Wand gegangen ſei. Darüber ward es allmälig dunkler, und das Dämmern in ſeinem Winkel war ſchon ſo groß geworden, daß es ihn ganz verſchlungen hatte, da machte es, wie zuvor, einen leiſen Klapp, und die ſchöne Frau Abel trat aus der Wand wieder in den Corridor hinein. Ein Roſenduft ſchlug dem Knaben entgegen, wie ſie an ihm vorüberſtrich. „Mutter, Mutter!“ rief er; aber er hielt ſie nicht zurück; er hörte, wie ſie die Treppe hinab und in das Zimmer des Vaters ging, wo er am Vormittag ſein Schaukelpferd an den meſſingenen Ofenknopf gebunden hatte.

Nun hielt es ihn nicht länger, er ſprang durch den Corridor und ritt wie der Wind das Treppengeländer hinab. Als er in's Zimmer trat, war es voller Roſenduft, und es ſchien ihm faſt, als wäre ſeine Mutter ſelber eine Roſe, ſo leuchtend war ihr Antlitz. Hinzelmeier wurde ganz nachdenklich.

„Liebe Mutter,“ ſagte er endlich, „weshalb gehſt Du denn immer durch die Wand?“

Und als Frau Abel hierauf verſtummte, ſagte der Vater: „Ei nun, mein Sohn, weil die andern Leute immer durch die Thür gehen.“

Das war dem Hinzelmeier ſchon einleuchtend; bald aber wollte er mehr erfahren.

„Wohin gehſt Du denn, wenn Du durch die Wand gehſt,“ fragte er weiter, „und wo ſind denn die Roſen?“

Aber, ehe er ſich's verſah, hatte der Vater ihn kopfüber auf's Schaukelpferd geſtülpt, und die Mutter ſang das ſchöne Lied:

„Hatto von Mainz und Poppo von Trier
Ritten zuſammen aus Lünebier:
Hatto hott hott! immer im Trott,
Poppo hopp hopp! immer Galopp!

Ein, zwei, drei!
Zelle vorbei:
Ein, zwei, drei, vier!
Nun ſind wir ſchon hier.“

„Bind es los! bind es los!“ rief Hinzelmeier; und der Vater band das Rößlein vom Ofenknopf, und die Mutter ſang, und der Reiter ritt hopp hinauf und hopp hinab, und hatte bald alle Roſen und weißen Wände in der ganzen Welt vergeſſen.

Zweites Capitel.

Der Zipfel.

Nun gingen manche Jahre hin, ohne daß Hinzelmeier eine Wiederholung des Wunders erlebt hätte; er dachte daher auch überall nicht mehr daran, obgleich ſeine Eltern jung und ſchön blieben, wie ſie es immer geweſen waren, und oftmals auch im Winter der wunderbare Roſenduft ſie umgab.

In dem einſamen Corridor des obern Stockwerks war Hinzelmeier jetzt nur ſelten noch zu finden; denn die Katze war vor Alter geſtorben, und ſo war ſeine Schule aus Mangel an Schülern von ſelber eingegangen.

Es war ihm nun ſchon faſt ſo, als müßte um einige Jahre der Bart zu wachſen anfangen, da ging er eines Nachmittags wieder in den alten Corridor hinauf, um die weißen Wände zu beſichtigen; denn er wollte auf den Abend das berühmte Schattenſpiel „Nebukadnezar und ſein Nußknacker" zur Aufführung bringen. In dieſer Abſicht war er an das Ende des Ganges gekommen, und betrachtete die weiße Querwand von oben bis unten, als er zu ſeiner Verwunderung den Zipfel eines Schnupftuches daraus hervorhängen ſah. Er bückte ſich, um es genauer zu betrachten; in der Ecke ſtand: A. H.; das konnte nichts Anderes heißen, als: Abel Hinzelmeier; es war das Schnupftuch ſeiner Mutter. Nun fing's in ſeinem Kopfe an zu ſchnurren, und die Gedanken arbeiteten rückwärts, weiter und weiter, bis ſie bei dem erſten Capitel dieſer Geſchichte plötzlich Halt machten. Hierauf ſuchte er das Schnupftuch aus der Wand herauszuziehen, was ihm auch nach einem etwas ſchmerzhaften Experimente glücklich gelang: dann ſchlug er, wie einſt die ſchöne Frau

Abel, dreimal mit dem Tuche gegen die Wand: und „ein — zwei — drei —!“ that ſie ſich lautlos von einander, Hinzelmeier ſchlüpfte hindurch und ſtand — wohin er am wenigſten zu gelangen dachte — auf dem Hausboden. Aber es war nicht daran zu zweifeln; dort ſtand der Urgroßmutterſchrank mit den wackelköpfigen Pagoden, daneben ſeine eigne Wiege und weiterhin das Schaukelpferd, lauter ausgedientes Geräth; unter dem Balken längs an eiſernen Haken hingen wie immer des Vaters lange Mäntel und Reiſekragen, und drehten ſich langſam um ſich ſelbſt, wenn der Zug durch die offenen Bodenluken hereinſtrich. „Sonderbar!“ ſagte Hinzelmeier, „warum ging die Mutter denn doch immer durch die Wand?“ Da er indeſſen außer den bekannten Gegenſtänden nichts bemerken konnte, ſo wollte er durch die Bodenthür wieder in's Haus hinabgehen. Allein die Thür war nicht da. Er ſtutzte einen Augenblick und meinte anfänglich ſich nur geirrt zu haben, weil er von einer anderen Seite, als gewöhnlich, hinaufgelangt war. Er wandte ſich daher und ging zwiſchen die Mäntel durch nach dem alten Schranke, um ſich von hier aus zurechtzufinden; und richtig! dort gegenüber war die Thür; er begriff nicht, wie er ſie hatte überſehen können. Als er aber darauf zuging, erſchien ihm plötzlich wieder Alles ſo fremd, daß er zu zweifeln begann, ob er auch vor der rechten Thür ſtehe. Allein, ſo viel er wußte, gab es hier keine andere. Was ihn am meiſten verwirrte, war, daß die eiſerne Klinke fehlte, und auch der Schlüſſel abgezogen war, der ſonſt immer aufzuſtecken pflegte. Er legte daher ſein Auge an das Schlüſſelloch, ob er vielleicht Jemanden auf der Treppe oder dem Vorplatz gewahren könne, der ihn herabließe. Zu ſeinem Erſtaunen ſah er aber nicht auf die dunkle Treppe, ſondern in ein helles, geräumiges Zimmer, von deſſen Daſein er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

In der Mitte deſſelben gewahrte er einen pyramidenförmigen Schrein, der von zwei goldſchimmernden Thüren verſchloſſen und mit wunderlicher Schnitzarbeit verziert war. Hinzelmeier wußte nicht recht, ob das enge Schlüſſelloch ſeinen Blick verwirrte, aber es war ihm faſt, als wenn die Geſtalten der Schlangen und Eidechſen in der braunen Laubguirlande, welche ſich an den Kanten hinunterzog, auf und ab raſchelten, ja mitunter ſogar die geſchmeidigen Köpfe auf den Goldgrund der Thüre hinüberreckten. Dies Alles beſchäftigte den Knaben ſo, daß er nun erſt die ſchöne Frau Abel und ihren Eheherrn bemerkte, welche mit geneigtem Haupte vor dem Schreine niedergekniet waren. Unwillkürlich hielt er den Athem an, um nicht bemerkt zu werden, und nun hörte er die Stimmen ſeiner Eltern in leiſem Geſange:

Rinke, ranke Roſenſchein,
Thu' dich auf, du goldner Schrein!
Thu' dich auf und ſchließ uns ein,
Rinke, ranke Roſenſchein!

Während des Geſanges erſtarrte in dem Laubwerk das Leben des Gewürmes; die goldenen Thüren gingen langſam auf und zeigten in dem Innern des Schrankes einen kryſtallenen Becher, in welchem eine halbverſchloſſene Roſe auf ſchlankem Schafte ſtand. Allmälig öffnete ſich der Kelch; weiter und weiter, bis eins der ſchimmernden Blätter ſich ablöſte und zwiſchen die Knieenden hinabfiel. Ehe es aber den Boden erreichte, zerſtob es klingend in der Luft und füllte das Gemach mit roſenrothem Nebel.

Ein ſtarker Roſenduft quoll durch das Schlüſſelloch; der Knabe preßte ſein Auge an die Oeffnung, aber er gewahrte nichts, als dann und wann ein Leuchten, das in der rothen Dämmerung aufbrach und wieder verſchwand. Nach einer Weile hörte er Schritte an der Thür; er wollte aufſpringen, aber ein heftiger Schmerz an der Stirn raubte ihm die Beſinnung.

Drittes Capitel.

Die Roſe.

Als Hinzelmeier aus der Betäubung erwachte, lag er in ſeinem Bette; Frau Abel ſaß neben ihm und hielt ſeine Hand in der ihren. Sie lächelte, da er die Augen zu ihr aufſchlug, und der Abglanz der Roſe lag auf ihrem Antlitz. „Du haſt zu viel erlauſcht, um nicht noch mehr erfahren zu müſſen,“ ſagte ſie. „Nur darfſt Du für heute Dein Bett nicht verlaſſen; aber während deſſen will ich Dir das Geheimniß Deiner Familie mittheilen. Du biſt jetzt groß genug, um es zu wiſſen.“

„Erzähle nur, Mutter,“ ſagte Hinzelmeier, und legte den Kopf zurück in die Kiſſen; und dann erzählte Frau Abel:

„Weit von dieſer kleinen Stadt liegt der uralte Roſengarten, von dem die Sage geht, er ſei am ſechsten Schöpfungstage mit erſchaffen worden. Innerhalb ſeiner Mauer ſtehen tauſend rothe Roſenbüſche, welche nie zu blühen aufhören; und jedesmal, wenn in unſerem Geſchlechte, welches in vielen Zweigen durch alle Länder der Welt verbreitet iſt, ein Kind geboren wird, ſpringt eine neue Knospe aus den Blättern. Jeder Knospe iſt eine Jungfrau zur Pflegerin beſtellt, welche den Garten nicht verlaſſen darf, bis die Roſe von dem geholt worden, durch deſſen Geburt ſie entſproſſen iſt. Eine ſolche Roſe, welche Du vorhin geſehen haſt, beſitzt die Kraft, ihren Eigenthümer Zeitlebens jung und ſchön zu erhalten. Daher verſäumt denn nicht leicht Jemand, ſich ſeine Roſe zu holen; es kommt nur darauf an, den rechten Weg zu finden; denn der Eingänge ſind viele, und oft verwunderliche. Hier führt es durch einen dicht verwachſenen Zaun, dort durch ein ſchmales Winkelpförtchen, mitunter" — und Frau Abel ſah ihren Eheherrn, der eben in's Zimmer trat, mit ſchelmiſchen Augen an — „mitunter auch durch's Fenſter!“

Herr Hinzelmeier lächelte und ſetzte ſich neben das Bette ſeines Sohnes. Dann erzählte Frau Abel weiter:

„Auf dieſe Weiſe wird die größte Zahl der Jungfrauen aus ihrer Gefangenſchaft erlöſt, und verläßt mit dem Beſitzer der Roſe den Garten. Auch Deine Mutter war eine Roſenjungfrau und pflegte ſechzehn Jahre lang die Roſe Deines Vaters. Wer aber an dem Garten vorübergeht, ohne einzukehren, der darf niemals dahin zurück; nur der Roſenjungfrau iſt es nach drei mal drei Jahren geſtattet, in die Welt hinaus zu gehen, um den Roſenherrn zu ſuchen und ſich durch die Roſe aus der Gefangenſchaft zu erlöſen. Findet ſie in dieſer Zeit ihn nicht, ſo muß ſie in den Garten zurück, und darf erſt nach wiederum drei mal dreien Jahren noch einmal den Verſuch erneuern; aber Wenige wagen den erſten, faſt Keine den zweiten Gang; denn die Roſenjungfrauen ſcheuen die Welt, und wenn ſie ja in ihren weißen Gewändern hinausgehen, ſo gehen ſie mit niedergeſchlagenen Augen und zitternden Füßen; und unter hundert ſolcher Kühnen hat kaum eine einzige den wandernden Roſenherrn gefunden. Für dieſen aber iſt dann die Roſe verloren, und während die Jungfrau zu ewiger Gefangenſchaft zurückgegangen iſt, hat auch er die Gnade ſeiner Geburt verſcherzt, und muß wie die gewöhnliche Menſchheit kümmerlich altern und vergehen. — Auch Du, mein Sohn, gehörſt zu den Roſenherren, und kommſt Du in die Welt hinaus, dann vergiß den Roſengarten nicht.“

Herr Hinzelmeier neigte ſich zur Frau Abel und küßte ihre ſeidenen Haare; dann ſagte er, freundlich des Knaben andere Hand ergreifend: „Du biſt jetzt groß genug! Möchteſt Du wohl in die Welt hinaus, und eine Kunſt erlernen?“

„Ja,“ ſagte Hinzelmeier, „aber es müßte eine große Kunſt ſein; ſo eine, die ſonſt noch Niemand hat erlernen können!“

Frau Abel ſchüttelte ſorgenvoll den Kopf; der Vater aber ſagte: „Ich will Dich zu einem weiſen Meiſter bringen, der viele Meilen von hier in einer großen Stadt wohnt; da magſt Du Dir ſelbſt eine Kunſt erwählen.“

Das war Hinzelmeier zufrieden.

Einige Tage darauf packte Frau Abel einen großen Koffer mit unzählig vielen Kleidern, und Hinzelmeier ſelber legte noch ein Raſirzeug hinein, damit er den Bart, wenn er käme, ſogleich wieder abſchneiden könne. Dann fuhr eines Tages der Wagen vor die Thür, und als die Mutter ihren Sohn zum Abſchied umarmte, ſagte ſie unter Thränen zu ihm: „Vergiß die Roſe nicht!“

Viertes Capitel.

Krahirius.

Als Hinzelmeier ein Jahr bei dem weiſen Meiſter geweſen war, ſchrieb er ſeinen Eltern, er habe ſich nun eine Kunſt erwählt, er wolle den Stein der Weiſen ſuchen; nach zwei Jahren werde der Meiſter ihn losſprechen, dann wolle er auf die Wanderſchaft und nicht eher zurückkehren, als bis er den Stein gefunden habe. Dies ſei eine Kunſt, welche noch von Niemandem erlernt worden; denn auch der Meiſter ſei eigentlich nur ein Altgeſell, da der Stein noch keineswegs von ihm gefunden ſei.

Als die ſchöne Frau Abel dieſen Brief geleſen hatte, faltete ſie ihre Finger in einander und rief: „Ach er wird nimmer in den Roſengarten kommen! Es wird ihm gehen wie unſeres Nachbars Kasperle, der vor zwanzig Jahren ausgezogen und nimmer wieder nach Hauſe gekommen iſt!“

Herr Hinzelmeier aber küßte ſeine ſchöne Frau und ſagte: „Er mußte ſeinen Weg gehen! Ich wollte auch einmal den Stein der Weiſen ſuchen, und habe ſtatt deſſen die Roſe gefunden.“

So blieb denn Hinzelmeier bei dem weiſen Meiſter; und allmälig ging die Zeit herum. — —

Es war ſchon tief in der Nacht. Hinzelmeier ſaß vor einer qualmenden Lampe über einen Folianten gebückt. Aber es wollte ihm heute nicht gelingen; er fühlte es in ſeinen Adern klopfen und gähren, es überfiel ihn eine Angſt, als könne ihm auf immer das Verſtändniß für die tiefe Weisheit der Formeln und Sprüche verloren gehen, welche das alte Buch bewahrte.

Mitunter wandte er ſein blaſſes Geſicht in's Zimmer zurück und ſtarrte gedankenlos in den Winkel, wo die grämliche Geſtalt ſeines Meiſters vor einem niedrigen Heerde zwiſchen glühenden Kolben und Tiegeln hantirte; mitunter, wenn die Fledermäuſe an den Scheiben vorüberſtrichen, ſah er verlangend in die Mondnacht hinaus, die wie ein Zauber draußen über den Feldern lag. Neben dem Meiſter kauerte die Kräuterfrau am Boden. Sie hatte den grauen Hauskater auf dem Schooß und ſtäubte ihm ſanft die Funken aus dem Pelz. Manchmal, wenn es ſo recht behaglich kniſterte, und das Thier vor angenehmem Grauſen mauzte, langte der Meiſter liebkoſend nach ihm zurück und ſagte huſtend: „Die Katze iſt die Genoſſin des Weiſen!“

Plötzlich ſcholl von außen her, von der Firſt des Daches, das unter dem Fenſter lag, ein langgezogener, ſehnſüchtiger Laut, wie deſſen von allen Thieren nur die Katze, und nur im Lenze mächtig iſt. Der Kater richtete ſich auf und krallte ſeine Klauen in die Schürze des alten Weibes. Noch einmal rief es draußen. Da ſprang das Thier mit einem derben Satz auf den Fußboden, und über Hinzelmeiers Schultern durch die Scheiben in's Freie, daß die Glasſcherben klingend hinterdrein ſtoben.

Ein ſüßer Primelduft ſtrich mit dem Zug in's

Zimmer. Hinzelmeier ſprang empor. „Es iſt Frühling, Meiſter!“ rief er, und warf ſeinen Stuhl zurück.

Der Alte ſenkte ſeine Naſe noch tiefer in den Tiegel. Hinzelmeier ging auf ihn zu und packte ihn an der Schulter. „Hört Ihr's nicht, Meiſter?“

Der Meiſter griff ſich in den graugemiſchten Bart und ſtierte den Jungen blöd durch ſeine grüne Brille an.

„Das Eis birſt!“ rief Hinzelmeier, „es läutet in der Luft!“

Der Meiſter faßte ihn um's Handgelenk, und begann die Pulsſchläge zu zählen. „Sechs und neunzig!“ ſagte er bedenklich. — Aber Hinzelmeier achtete deſſen nicht, ſondern verlangte ſeinen Abſchied, und noch in ſelber Stunde. Da hieß der Meiſter ihn Stab und Ranzen nehmen, und trat mit ihm vor die Hausthür, von wo ſie weit in's Land hineinſehen konnten. Die unabſehbare Ebene lag in klarem Mondenlicht zu ihren Füßen. Hier ſtanden ſie ſtill; das Antlitz des Meiſters war gefurcht von tauſend Runzeln, ſein Rücken war gebeugt, ſein Bart hing tief über ſeinen braunen Talar hinab; er ſah unſäglich alt aus. Auch Hinzelmeiers Geſicht war blaß, aber ſeine Augen leuchteten.

„Deine Zeit iſt um,“ ſprach der Meiſter zu ihm. „Kniee nieder, damit Du losgeſprochen werdeſt!“ Dann zog er ein weißes Stäbchen aus dem Aermel, und dem Knieenden dreimal damit den Nacken berührend, ſprach er:

„Das Wort iſt gegeben
Unter die Geiſter;
Ruf' es in's Leben,
So biſt du der Meiſter.
Vorhanden iſt es in keinem Reich.
Es iſt ein Name, ein Dunſt;
Finden und ſchaffen zugleich,
Das iſt die Kunſt!“

Dann hieß er ihn aufſtehen. Ein Fröſteln durchfuhr den Jüngling, als er in das greiſe, feierliche Angeſicht des Meiſters blickte. Er nahm Stab und Ranzen vom Boden, und wollte von dannen gehen, aber der Meiſter rief: „Vergiß den Raben nicht!“ Er griff mit der hageren Fauſt in ſeinen Bart und riß ein ſchwarzes Haar heraus. Das blies er durch die Finger; da ſchwang es ſich als Rabe in die Luft.

Nun ſchwenkte er den Stab im Kreiſe um ſein

Haupt, und wie er ſchwenkte, flog der Rabe; dann ſtreckte er den Arm aus und der Vogel ſetzte ſich auf ſeine Fauſt. Hierauf hob er die grüne Brille von ſeiner Naſe; und während er ſie auf des Raben Schnabel klemmte, ſprach er:

„Wege ſollſt du weiſen,
Krahirius ſollſt du heißen!“

Da ſchrie der Rabe: „krahira! krahira!“ und hüpfte mit ausgeſpreitzten Flügeln auf Hinzelmeiers Schulter. Der Meiſter aber ſprach zu dieſem:

„Wanderſpruch und Wanderbuch
Haſt du nun; und nun genug!“

Dann wies er mit dem Finger in das Thal hinab, wo der unendliche Weg über die Ebene lief, und während Hinzelmeier mit dem Reiſehute grüßend in die Frühlingsnacht hinausging, ſchwang Krahirius ſich auf, und flog zu ſeinen Häupten.

Fünftes Capitel.

Der Eingang zum Roſengarten.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel. Hinzelmeier hatte einen Richtweg über ein Feld mit grüner Winterſaat eingeſchlagen, das ſich unabſehbar vor ihm ausdehnte. Zu Ende deſſelben führte der Steig durch eine Oeffnung des Walles auf einen geräumigen Platz hinaus, und Hinzelmeier ſtand vor den Gebäuden eines großen Bauernhofes. Es hatte zuvor geregnet; nun dampften die Strohdächer in der herben Frühlingsſonne. Er ſtieß ſeinen Wanderſtab in den Boden und blickte zur Firſt des Wohnhauſes hinauf, wo ein Volk von Sperlingen ſein Weſen trieb. Plötzlich ſah er aus einem der beiden weißen Schornſteine eine glänzende Scheibe in die Luft ſteigen, ſich langſam im Sonnenſcheine wenden und darauf wieder in den Schornſtein hinabfallen.

Hinzelmeier zog ſeine Taſchenuhr hervor. „Es iſt Mittag!“ ſagte er, „ſie backen Eierkuchen.“ — Ein lieblicher Duft verbreitete ſich, und wieder ſtieg ein Eierkuchen in den Sonnenſchein hinauf und ſank nach einer kurzen Weile in den Schornſtein zurück.

Der Hunger meldete ſich; Hinzelmeier trat in's Haus und gelangte über einen breiten Flur in eine hohe, geräumige Küche, wie ſolche in größeren Gehöften zu ſein pflegen. Am Heerde, auf dem ein helles Reiſigfeuer brannte, ſtand eine ſtämmige Bäuerin und that den Teig in die ziſchende Pfanne.

Krahirius, der lautlos hinterdrein geflogen war, ſetzte ſich auf den Heerdmantel, während Hinzelmeier fragte, ob er für Geld und gute Worte eine Mahlzeit hier bekommen könne.

„Hier iſt kein Wirthshaus!“ ſagte die Frau, und ſchwang ihre Pfanne, daß der Eierkuchen praſſelnd in den ſchwarzen Schlott hinauffuhr, und erſt nach einer ganzen Weile mit der Oberſeite in die Pfanne zurückklatſchte.

Hinzelmeier griff nach ſeinem Stecken, den er beim Eintritt an die Thür geſtellt hatte; allein die Alte fuhr mit der Gabel in den Eierkuchen und ſtülpte ihn raſch auf eine Schüſſel. „Nun, nun!“ ſagte ſie, „ſo war es nicht gemeint; ſetz' Er ſich nur;

hier iſt juſt einer fertig." Dann ſchob ſie ihm einen hölzernen Stuhl an den Küchentiſch und ſetzte den dampfenden Kuchen nebſt Brod und einem Kruge jungen Landweins vor ihn hin.

Das ließ Hinzelmeier ſich gefallen und hatte bald die derbe Speiſe und ein gut Theil des feſten Roggenbrods verzehrt. Dann ſetzte er den Krug an den Mund und that einen herzhaften Zug auf die Geſundheit der Alten, und dann zu ſeiner eigenen Geſundheit noch manchen anderen hinterher. Das machte ihn ſo vergnügt, daß er ganz wie von ſelber zu ſingen anhub. „Er iſt ja ein luſtiger Menſch!" rief die Alte von ihrem Heerde hinüber. Hinzelmeier nickte; ihm fielen auf einmal alle Lieder wieder ein, die er vor Zeiten im elterlichen Hauſe von ſeiner ſchönen Mutter gehört hatte. Nun ſang er ſie, Eines nach dem Andern:

„Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht geſungen;
Da ſind von ihrem ſüßen Schall,
Da ſind von Hall und Widerhall
Die Roſen aufgeſprungen.

Sie war doch ſonſt ein wildes Blut,
Nun geht ſie tief in Sinnen;

Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet ſtill der Sonne Gluth,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht geſungen!“ — —

Da wurde in der Wand, dem Heerde gegenüber, unter den Reihen der blanken Zinnteller, ein Schiebfenſterchen zurückgezogen, und ein ſchönes blondes Mädchen, es mochte des Hauswirths Tochter ſein, ſteckte neugierig den Kopf in die Küche.

Hinzelmeier, der das Klirren der Fenſterſcheiben vernommen hatte, hörte auf zu ſingen und ließ ſeine Augen an den Wänden der Küche umherwandern; über das Butterfaß und die blanken Käſekeſſel und über den breiten Rücken der Alten bis an das offene Schiebfenſterchen, wo ſie an zwei anderen jungen Augen hängen blieben.

Das Mädchen wurde ganz roth. — „Er ſingt ſchön!“ ſagte ſie endlich.

„Es kam mir nur ſo,“ erwiderte Hinzelmeier. „Ich ſinge ſonſt gar nicht.“

Dann ſchwiegen beide eine Weile, und man hörte nur das Ziſchen der Pfanne und das Praſſeln der Eierkuchen.

„Der Caspar ſingt auch ſchön!“ hub das Mädchen wieder an.

„Freilich wohl!“ meinte Hinzelmeier.

„Ja,“ ſagte das Mädchen, „aber ſo ſchön wie Er macht er's doch nicht. Wo hat Er denn das ſchöne Lied her?“

Hinzelmeier antwortete nicht darauf, ſondern trat auf einen umgeſtürzten Zuber, der unter dem Schiebefenſter ſtand, und ſah an dem Mädchen vorbei in die Kammer. — Drinnen war voller Sonnenſchein. Auf den rothen Flieſen der Diele lagen die Schatten von Nelken- und Roſenſtöcken, welche ſeitwärts vor einem Fenſter ſtehen mochten. Plötzlich wurde im Hintergrund der Kammer eine Thür aufgeriſſen. Der Frühlingswind brauſte herein und riß dem Mädchen ein blauſeidenes Band von der Riegelhaube; dann fuhr er durch's Schiebfenſter und trieb ſeine Beute kreiſelnd in der Küche umher. Hinzelmeier aber warf ſeinen Hut danach und fing es wie einen Sommervogel.

Das Fenſter war ein wenig hoch. Er wollte es dem Mädchen hinauflangen, ſie bückte ſich zu ihm heraus; da fuhren beide mit den Köpfen an einander, daß es krachte. Das Mädchen ſchrie, die Zinnteller klirrten, Hinzelmeier wurde ganz confus.

„Er hat einen gar wackern Kopf!“ ſagte das Mädchen, und wiſchte ſich mit ihrer Hand die Thränen von den Wangen. Als aber Hinzelmeier ſich das Haar aus der Stirn ſtrich und ihr herzhaft in's Geſicht ſchaute, da ſchlug ſie die Augen nieder und fragte: „Er hat ſich doch kein Leids gethan?“

Hinzelmeier lachte. „Nein, Jungfer!“ rief er, — er wußte ſelbſt nicht, wie es ihm auf einmal einfallen mußte — „nimm Sie mir's nicht übel, aber Sie hat gewiß ſchon einen Schatz?“

Sie ſetzte die Fauſt unter's Kinn und wollte ihn trotzig anſehen, aber ihre Augen blieben an den ſeinen hängen. — „Er faſelt wohl,“ ſagte ſie leiſe.

Hinzelmeier ſchüttelte den Kopf; es wurde ganz ſtill zwiſchen den Beiden.

„Jungfer!“ ſagte nach einer Weile Hinzelmeier, „ich möchte Ihr das Band in die Kammer bringen!“

Das Mädchen nickte.

„Wo geht denn aber der Weg?“

Es klang ihm in den Ohren: „Mitunter auch durch's Fenſter!“ — Das war die Stimme ſeiner Mutter. Er ſah ſie an ſeinem Bette ſitzen; er ſah ſie lächeln; es war ihm plötzlich, als ſtehe er in einem roſenrothen Nebel, der aus dem offenen Schiebfenſter in die Küche hereinzog. Er trat wieder auf den Zuber und legte ſeine Hände um den Nacken des Mädchens. Da ſah er durch die offene Kammerthür in einen Garten, darinnen ſtanden die blühenden Roſenbüſche wie ein rothes Meer, und in der Ferne ſangen kryſtallne Mädchenſtimmen:

„Rinke, ranke Roſenſchein,
Thu' dich auf und ſchließ uns ein!“

Hinzelmeier drängte das Mädchen ſanft in die Kammer zurück und ſtemmte die Hände auf das Fenſterbrett, um ſich mit einem Satz hineinzuſchwingen; da hörte er es: „krabira, krabira!“ über ſeinem Kopfe ſchwirren, und ehe er ſich's verſah, ließ der Rabe die grüne Brille aus der Luft, und gerade auf ſeine Naſe fallen. Nur wie im Traume ſah er noch das Mädchen die Arme nach ihm ausſtrecken; dann war auf einmal Alles vor ſeinen Augen verſchwunden;

aber in weiter Ferne ſah er durch die grünen Gläſer eine dunkle Geſtalt in einem tiefen Felſenkeſſel ſitzen, welche mit einem Stemmeiſen eifrig in den Grund zu bohren ſchien.

Sechſtes Capitel.

Ein Meiſterſchuß.

„Der ſucht den Stein der Weiſen!“ dachte Hinzelmeier, und ſeine Wangen begannen zu brennen; er ſchritt wacker auf die Erſcheinung los; aber es war weiter als es durch die Brillengläſer ausſah; er rief dem Raben, der mußte mit ſeinen Flügeln ihm die Schläfe fächeln. Erſt nach Stunden hatte er den Grund der Schlucht erreicht. Nun ſah er eine ſchwarze, rauhe Geſtalt vor ſich, die hatte zwei Hörner an der Stirn und einen langen Schwanz, den ließ ſie hinter ſich über das Geſtein hinabhängen. Bei Hinzelmeiers Ankunft nahm ſie das Stemmeiſen zwiſchen die Zähne und begrüßte ihn mit dem verbindlichſten Kopfnicken, während ſie mit der Schwanzquaſte den Bohrſtaub zuſammenfegte.

Hinzelmeier wurde faſt um die Anrede verlegen, deshalb nickte er jedesmal mit gleicher Verbindlichkeit wieder, ſo daß alſo dieſe Complimente von beiden Seiten eine Zeitlang fortdauerten. Endlich ſagte der Andere: „Sie kennen mich wohl nicht?“

„Nein,“ ſagte Hinzelmeier. „Sind Sie vielleicht ein Pumpenmeiſter?“

„Ja,“ ſagte der Andere, „ſo etwas Aehnliches; ich bin der Teufel.“

Das wollte Hinzelmeier nicht glauben; aber der Teufel ſah ihn mit zwei ſolchen Eulenaugen an, daß er am Ende gründlich überzeugt wurde und ganz beſcheiden ſagte: „Dürfte ich mir die Frage erlauben, ob Sie mit dieſem ungeheuern Loche ein phyſikaliſches Experiment beabſichtigen?“

„Kennen Sie die ultima ratio regum?“ fragte der Teufel.

„Nein,“ ſagte Hinzelmeier. „Die ratio regum hat nichts mit meiner Kunſt zu ſchaffen.“

Der Teufel kratzte ſich mit dem Pferdehuf hinter den Ohren, und ſagte dann, einen überlegenen Ton annehmend: „Mein Kind, weißt Du, was eine Kanone iſt?“

„Freilich,“ ſagte Hinzelmeier lächelnd; denn das ganze hölzerne Arſenal aus ſeiner Knabenzeit ſah er plötzlich im Geiſte vor ſich aufgepflanzt.

Der Teufel klatſchte vor Vergnügen mit ſeinem Schwanze auf den Felſen. „Drei Pfund Schießpulver, ein Fünkchen Höllenfeuer dazu; dann —!“ hier ſteckte er die eine Tatze in das Bohrloch; und, indem er die andere auf Hinzelmeiers Schulter legte, ſagte er vertraulich: „Die Welt iſt unregierlich geworden. Ich will ſie in die Luft ſprengen.“

„Alle Wetter!“ ſchrie Hinzelmeier, „das iſt ja aber eine Radicalkur, eine wahre Pferdekur!“

„Ja,“ ſagte der Teufel, „ultima ratio regum! verſichere Sie, es gehört eine übermenſchlich gute Natur dazu, um ſo etwas auszuhalten! Aber nun entſchuldigen Sie ein Weilchen; ich muß ein wenig inſpiciren.“ Mit dieſen Worten zog er den Schwanz zwiſchen die Schenkel, und ſprang in das Bohrloch hinab. Da überfiel den Hinzelmeier auf einmal eine ganz übernatürliche Courage, ſo daß er bei ſich beſchloß, den Teufel aus der Welt zu ſchießen. Mit feſter Hand zog er ſeine Zunderbüchſe aus der Taſche, pinkte Feuer und warf es in das Bohrloch;

dann zählte er: „ein — zwei —;“ aber er hatte noch nicht „drei“ gezählt, ſo entlud ſich dieſe grundloſe Piſtole ihres Schuſſes ſammt ihrer Vorladung. Die Erde machte einen fürchterlichen Seitenſprung durch den Himmel. Hinzelmeier ſtürzte in die Kniee; der Teufel aber flog wie eine Bombe durch die Luft, von einem Planetenſyſtem in das andere, wo ihn die Anziehungskraft unſeres Weltkörpers nicht mehr erreichen konnte. Hinzelmeier blickte ihm eine Weile nach; als er aber immer weiter und weiter flog, und gar nicht damit aufhören wollte, ſo gingen ihm endlich die Augen über. Sobald daher die Erde ſich inſoweit beruhigt hatte, daß mit zwei Beinen wieder auf ihr zu ſtehen war, ſprang er auf und blickte um ſich her. Zu ſeinen Füßen gähnte ihn der ſchwarze ausgebrannte Mörſer an; von Zeit zu Zeit quoll eine Wolke braunen Rauchs heraus und zog ſich träge an den Felſen hin. Aber ſchon brach die Sonne durch den Dunſt und vergoldete überall die Spitzen des Geſteines. Da nahm Hinzelmeier ſeine Tabakspfeiſe aus der Taſche, und die blauen Wolken vor ſich hinblaſend, rief er triumphirend: „Den Stein des Anſtoßes habe ich aus der Welt geſchoſſen; wohlan! der Stein der Weiſen kann mir nicht entgehen!“

Dann ſetzte er ſeine Wanderung fort, und Krahirius ſtieg zu ſeinen Häupten.

Siebentes Capitel.

Die Roſenjungfrau.

Aber er wanderte hin und her, kreuz und quer, er wurde müder und müder, ſein Rücken wurde gekrümmt; aber immer fand er doch den Stein der Weiſen nicht. So waren neun Jahre dahingegangen, als er eines Abends in ein Wirthshaus einkehrte, welches am Eingange einer großen Stadt belegen war. Krahirius nahm ſich mit der Klaue die Brille herunter und putzte ſie an ſeinen Flügeln; dann ſetzte er ſie wieder auf und hüpfte in die Küche. Als die Hausleute ihn ſahen, lachten ſie über ſeine Brille, nannten ihn „Herr Profeſſor“ und warfen ihm die fettſten Biſſen vor.

„Wenn Ihr der Herr des Vogels ſeid,“ ſagte der Wirth zu Hinzelmeier, „ſo iſt nach Euch gefragt worden.“

„Freilich bin ich das —“ ſagte Hinzelmeier.

„Wie heißt Ihr denn?“

„Ich heiße Hinzelmeier.“

„Ei, ei,“ ſagte der Wirth, „Ihren Herrn Sohn, den Gemahl der ſchönen Frau Abel, den kenne ich recht wohl.“

„Das iſt mein Vater,“ ſagte Hinzelmeier verdrießlich, „und die ſchöne Frau Abel iſt meine Mutter.“

Da lachten die Leute, und ſagten, der Herr ſei außerordentlich ſpaßhaft. Hinzelmeier aber ſah vor Zorn in einen blanken Keſſel.

Da ſtarrte ihm ein grämliches Angeſicht entgegen, voll Runzeln und Hahnepfötchen, und er gewahrte nun wohl, daß er abſcheulich alt geworden ſei.

„Ja ja!“ rief er, und ſchüttelte ſich, als gelte es aus einem ſchweren Traum zu kommen: „wo war es doch? Ich war ja dicht davor.“ Dann erkundigte er ſich bei dem Wirthe, wer nach ihm gefragt habe.

„Es war nur eine arme Dirne," ſagte der Wirth, „ſie trug ein weißes Kleid und ging mit nackten Füßen."

„Das war die Roſenjungfrau!" rief Hinzelmeier.

„Ja," antwortete der Wirth, „ein Sträußermädel mag es wohl ſein, ſie hatte aber nur noch eine Roſe in ihrem Körbchen."

„Wohin iſt ſie gegangen?" rief Hinzelmeier.

„Wenn Ihr ſie ſprechen müßt," ſagte der Wirth, „ſo werdet Ihr ſie ſchon in der Stadt an einer Straßenecke finden können."

Als Hinzelmeier das gehört hatte, ſchritt er eilig zum Hauſe hinaus und in die Stadt hinein; Krahirius, die Brille auf dem Schnabel, flog krächzend hinterher. Es ging aus einer Straße in die andere, und an allen Eckſteinen ſtanden Blumenmädchen; aber ſie trugen plumpe Schnallenſchuhe und boten ſchreiend ihre Waare feil. Das waren keine Roſenjungfrauen. — Endlich, als ſchon die Sonne hinter den Häuſern hinab war, gelangte Hinzelmeier an ein altes Haus, aus deſſen offner Thür ein zartes Leuchten auf die dämmerige Gaſſe herausdrang.

Krahirius warf den Kopf zurück und ſchlug ängſtlich mit den Flügeln; Hinzelmeier aber achtete deſſen nicht und trat über die Schwelle in einen weiten Hausflur, der ganz von rothem Schimmer erfüllt war. Tief im Hintergrunde, auf der unterſten Stufe einer Wendeltreppe, ſah er ein blaſſes Mädchen ſitzen; in einem Körbchen, das ſie auf ihrem Schooße hielt, lag eine rothe Roſe, aus deren Kelch das zarte Licht hervorbrach. Das Mädchen ſchien ermüdet; denn ſie ſetzte eben die Lippen von einem irdenen Waſſerkruge, der ihr von einem kleinen Knaben mit beiden Händen vorgehalten wurde. Ein großer Hund, der neben ihr an der Treppe lag und, wie das Kind, hier zu Hauſe zu gehören ſchien, legte den Kopf an ihr weißes Gewand und leckte ihre nackten Füße. — „Das iſt ſie!" ſagte Hinzelmeier, und ſeine Schritte wurden unſicher vor Hoffen und Erwarten. Und als die Jungfrau nun ihr Antlitz gegen ihn erhob, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte mit einem Mal das Mädchen aus der Bauernküche; nur trug ſie heute nicht das bunte Mieder, und das Roth auf ihren Wangen war nur der Abglanz von dem Roſenlichte.

„O Du!“ rief Hinzelmeier, „nun wird noch Alles, Alles gut!“

Sie ſtreckte die Arme nach ihm aus, ſie wollte lächeln; aber die Thränen ſprangen ihr in die Augen. „Wo iſt Er denn ſo lange in der Welt umhergelauſen?“ ſagte ſie.

Und als er nun in ihre Augen ſah, da erſchrak er vor lauter Freude; denn dort ſtand ſein eigenes Bild, aber kein Bild, wie es ihn kurz vorher aus dem kupfernen Keſſel angeglotzt hatte; nein, ein Geſicht, ſo jung und friſch und luſtig, daß er laut aufjauchzen mußte; er hätte es um alle Welt nicht laſſen können. — —

Da quoll von der Straße her ein Menſchenſchwarm in's Haus, ſchreiend und mit den Händen fechtend. „Hier ſteht der Herr des Vogels!“ rief ein unterſetztes Männlein; dann drangen Alle auf Hinzelmeier ein.

Dieſer faßte die Hand des Mädchens und fragte: „Was iſt es mit dem Raben?“

„Was es iſt?“ ſagte der Dicke, „dem Herrn Bürgermeiſter hat er die Perrücke geſtohlen!“ — „Ja, ja!“ riefen Alle, „und nun ſitzt es draußen auf der Dachrinne, das Ungethüm, und hat die Perrücke in den Klauen, und glotzt ihre Wohlweisheit durch ſeine grünen Brillengläſer an!“

Hinzelmeier wollte reden, aber ſie nahmen ihn in ihre Mitte und ſchoben ihn gegen die Thür. Mit Schrecken fühlte er die Hand der Roſenjungfrau aus der ſeinen gleiten. So kam er auf die Straße.

Droben auf der Dachrinne des Hauſes ſaß noch immer der Rabe und ſah mit ſeinen ſchwarzen Augen lauernd auf die aus dem Hauſe Kommenden hinab. Plötzlich öffnete er die Klaue; und während die Bürger mit Stöcken und Regenſchirmen nach der Perrücke ihres Bürgermeiſters in der Luft umherlangten, hörte Hinzelmeier es „krahira, krahira!“ über ſeinem Haupte ſchwirren, und in demſelben Augenblicke ſaß auch die grüne Brille ſchon auf ſeiner Naſe.

Da war auf einmal die Stadt vor ſeinen Augen verſchwunden; aber durch die Brillengläſer ſah er zu ſeinen Füßen ein grünes Thal mit Meierhöfen und Dörfern. Sonnenbeſchienene Wieſen zogen ſich rings umher, auf welchen baarfüßige Dirnen mit blanken Milcheimern durch das Gras ſchritten, während in weiterer Entfernung von den Dörfern junge Kerle die Senſe ſchwangen. Was aber Hinzelmeiers Augen feſſelte, war die Geſtalt eines Menſchen in roth und weißer Blouſe, mit einer ſpitzen Kappe auf dem Kopfe, welcher inmitten einer Wieſe mit auf den Knieen geſtützten Armen in nachdenklicher Stellung auf einem Steine zu ſitzen ſchien.

Achtes Capitel.

Nachbars Kasperle.

Da dachte Hinzelmeier: „Das iſt der Stein der Weiſen!“ und ging geraden Weges auf ihn zu. Der Menſch aber beharrte in ſeiner nachdenklichen Stellung, nur daß er zu Hinzelmeiers Erſtaunen ſeine große Naſe wie Gummi elaſticum über das Kinn herabzog.

„Ei, lieber Herr, was treibt Ihr denn da?“ rief Hinzelmeier.

„Das weiß ich nicht,“ ſagte der Mann, „aber ich habe da eine verwünſchte Glocke an der Mütze, die mich abſcheulich im Denken ſtört.“

„Warum zupſt Ihr Euch denn aber ſo entſetzlich an der Naſe?“

„Oh,“ ſagte der Menſch, und ließ den Naſenzipfel fahren, daß er mit einem Klapps wieder in ſeine alte Form zurückſchnellte — „da bitte ich um Entſchuldigung; aber ich leide oftmals an Gedanken, denn ich ſuche den Stein der Weiſen.“

„Mein Gott!“ ſagte Hinzelmeier, „da ſeid Ihr wohl gar des Nachbars Kasperle, der gar nicht wieder nach Haus gekommen iſt?“

„Ja,“ ſagte der Menſch, und reichte Hinzelmeiern die Hand, „der bin ich.“

„Und ich bin Nachbars Hinzelmeier, ſagte dieſer, „und ſuche auch den Stein der Weiſen.“

Hierauf reichten ſie ſich noch einmal die Hände und kreuzten dabei die Finger auf eine Weiſe, woran ſie ſich gegenſeitig als Eingeweihte erkannten. Dann ſagte Kasperle: „Ich ſuche den Stein der Weiſen jetzt nicht mehr.“

„Da reiſt Ihr vielleicht nach dem Roſengarten?“ rief Hinzelmeier.

„Nein,“ ſagte Kasperle, „ich ſuche den Stein nicht mehr; aber ich habe ihn bereits gefunden.“

Da verſtummte Hinzelmeier eine ganze Zeit lang; endlich faltete er andächtig die Hände und ſagte feierlich: „Es mußte ſchon ſo kommen, ich wußte es wohl; denn ich habe vor neun Jahren den Teufel aus der Welt geſchoſſen.“

„Das muß ſein Sohn geweſen ſein,“ ſagte der Andere, „dem alten Teufel bin ich noch vorgeſtern begegnet.“

„Nein,“ ſagte Hinzelmeier, „es war der alte Teufel; denn er hatte Hörner vor der Stirn und einen Schwanz mit ſchwarzer Quaſte. Aber erzählt mir doch, wie Ihr den Stein gefunden habt.“

„Das iſt einfach,“ ſagte Kasperle; „dort unten im Dorfe wohnen lauter dumme Leute, die nur mit Schafen und Rindvieh verkehren; ſie wußten nicht, welchen Schatz ſie beſaßen; da habe ich ihn in einem alten Keller gefunden, und mit drei Sechslingen das Pfund bezahlt. Und nun denke ich bereits ſeit geſtern darüber nach, wozu er nütze ſei, und hätte es vermuthlich ſchon gefunden, wenn mich die verwünſchte Glocke nicht dabei geſtört hätte.“

„Lieber Herr College!“ ſagte Hinzelmeier, „das iſt eine höchſt kritiſche Frage, woran vor Euch wohl noch kein Menſch gedacht hat! Aber wo habt Ihr denn den Stein?“

„Ich ſitze darauf,“ ſagte Kasperle und zeigte aufſtehend Hinzelmeiern den runden, wachsgelben Körper, worauf er bisher geſeſſen hatte.

„Ja,“ ſagte Hinzelmeier, „es iſt kein Zweifel, Ihr habt ihn wirklich gefunden; aber nun laßt uns bedenken, wozu er nütze ſei.

Damit ſetzten ſie ſich einander gegenüber auf den Boden, indem ſie den Stein zwiſchen ſich nahmen, und die Ellenbogen auf ihre Kniee ſtützten.

So ſaßen und ſaßen ſie; die Sonne ging unter, der Mond ging auf, und noch immer hatten ſie nichts gefunden. Mitunter fragte der Eine: „Habt Ihr's?“ aber der Andere ſchüttelte immer mit dem Kopfe und ſagte: „Nein, ich nicht; habt Ihr's?“ und dann antwortete der Andere: „Ich auch nicht.“

Krahirius ging ganz vergnügt im Graſe auf und nieder und fing ſich Fröſche. Kasperle zupfte ſich ſchon wieder an ſeiner ſchönen, großen Naſe; da ging der Mond unter und die Sonne kam herauf, und Hinzelmeier fragte wieder: „Habt Ihr's?“ und

Kasperle ſchüttelte wieder den Kopf und ſagte: „Nein, ich nicht; habt Ihr's?“ und Hinzelmeier antwortete trübſelig: „Ich auch nicht.“

Dann dachten ſie wieder eine ganze Weile nach; endlich ſagte Hinzelmeier: „So müſſen wir erſt die Brille poliren, dann werden wir hernach ſchon ſehen, wozu er nütze ſei.“ Und kaum hatte Hinzelmeier ſeine Brille abgenommen, ſo ließ er ſie vor Erſtaunen in's Gras fallen und rief: „Ich hab' es! Herr College, man muß ihn eſſen! Nehmt nur gefälligſt die Brille von Eurer ſchönen Naſe.“

Da nahm auch Kasperle die Brille herunter, und, nachdem er ſeinen Stein eine Weile betrachtet hatte, ſagte er: „Dieſes iſt ein ſogenannter Lederkäſe und muß mit des Himmels Hilfe gegeſſen werden. Bedienen Sie ſich, Herr College!“

Und nun zogen Beide ihre Meſſer aus der Taſche und hieben wacker in den Käſe ein. Krahirius kam herbeigeflogen, und, nachdem er die Brille aus dem Graſe aufgeſammelt und über ſeinen Schnabel geklemmt hatte, ſetzte er ſich gemächlich zwiſchen die Eſſenden und ſchnappte nach den Rinden.

„Ich weiß nicht," ſagte Hinzelmeier, nachdem der Käſe verzehrt war, „mir iſt unmaaßgeblich zu Muthe, als wäre ich dem Stein der Weiſen um ein Erkleckliches näher gerückt."

„Wertheſter Herr College," erwiderte Kasperle, „Ihr ſprecht aus meiner Seele. So laßt uns denn ungeſäumt unſere Wanderung fortſetzen."

Nach dieſen Worten umarmten ſie ſich; Kasperle ging nach Weſten, Hinzelmeier nach Oſten, und zu ſeinen Häupten, die Brille auf dem Schnabel, flog Krahirius.

Neuntes Capitel.

Der Stein der Weiſen.

Aber er wanderte hin und her, kreuz und quer, ſein Haar ergraute, ſeine Beine wurden wankend; am Stabe ging er von Land zu Land, und immer fand er doch den Stein der Weiſen nicht. So waren noch einmal neun Jahre vergangen, als er eines Abends, wie er es jeden Abend zu thun pflegte, in ein Wirthshaus trat. Krahirius putzte wie gewöhnlich ſeine Brille, und hüpfte dann in die Küche, um ſich ſein Abendbrod zu betteln. Hinzelmeier trat in die Stube und lehnte ſeinen Stab in die Kachelofenecke; dann ſetzte er ſich ſtill und müde in den großen Lehnſtuhl. Der Wirth ſtellte einen Krug Wein vor ihn hin, und ſagte freundlich: „Ihr ſcheinet müde, lieber Herr; trinket nur, das wird Euch ſtärken!“

„Ja,“ ſagte Hinzelmeier, und faßte den Krug mit beiden Händen, „ſehr müde; ich bin lange gewandert, ſehr lange.“ Dann ſchloß er die Augen und that einen durſtigen Zug aus dem Weinkruge.

„Wenn Ihr der Herr des Vogels ſeid, ſo glaube ich faſt, es iſt nach Euch gefragt worden,“ ſagte der Wirth. „Wie heißet Ihr denn, lieber Herr?“

„Ich heiße Hinzelmeier.“

„Nun,“ ſagte der Wirth, „Euren Enkel, den Gemahl der ſchönen Frau Abel, den kenne ich recht wohl.“

„Das iſt mein Vater,“ ſagte Hinzelmeier, „und die ſchöne Frau Abel iſt meine Mutter.“

Der Wirth zuckte mit den Achſeln, und indem er ſich nach ſeiner Schenke wandte, ſagte er bei ſich ſelber: „der arme alte Mann iſt kindiſch geworden.“

Hinzelmeier ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken, und erkundigte ſich, wer nach ihm gefragt habe.

„Es war nur eine arme Dirne,“ ſagte der Wirth, „ſie trug ein weißes Kleid und ging mit nackten Füßen.“ Da lächelte Hinzelmeier und ſagte leiſe: „Das war die Roſenjungfrau, nun wird es bald beſſer werden. Wohin iſt ſie gegangen?“

„Es ſchien ein Blumenmädchen zu ſein,“ ſagte der Wirth, „wenn Ihr ſie ſprechen wollt, Ihr werdet ſie leicht an den Straßenecken finden können.“

„Ich muß ein Weilchen ſchlafen,“ ſagte Hinzelmeier, „gebt mir eine Kammer, und wenn der Hahn kräht, dann klopft an meine Thür.“

Nun gab der Wirth ihm eine Kammer, und Hinzelmeier legte ſich zur Ruhe. Er träumte von ſeiner ſchönen Mutter; er lächelte, ſie ſprach im

Traume zu ihm. Da flog Krahirius durch das offene Fenſter und ſetzte ſich zu ſeinen Häupten auf das Bett. Er ſträubte ſeine ſchwarzen Federn und hackte mit ſeiner Klaue ſich die Brille von dem Schnabel. Dann ſtand er unbeweglich auf einem Bein und ſah auf den Schlafenden hinunter. Der träumte weiter, und ſeine ſchöne Mutter ſprach zu ihm: „Vergiß die Roſe nicht!“ Der Schlafende nickte leiſe mit dem Kopfe; der Rabe aber öffnete die Klaue und ließ die Brille auf ſeine Naſe fallen.

Da verwandelten ſich ſeine Träume; ſeine eingefallenen Wangen begannen zu zucken, er ſtreckte ſich lang aus und ſtöhnte. — So kam die Nacht.

Als im Zwielicht der Hahn gekräht hatte, klopfte der Wirth an die Kammerthür; Krahirius reckte die Flügel und zupfte ſeinen Federbalg zurecht; dann ſchrie er „krahira! krahira!“ Hinzelmeier richtete ſich mühſam auf und ſtarrte um ſich her; da ſah er durch die Brille, die noch auf ſeiner Naſe ſaß, zur Kammerthür hinaus, über ein weites, ödes Feld; dann weiterhin auf einen mählig anſteigenden Hügel; auf dieſem, unter dem Rumpfe einer alten Weide, lag ein grauer, flacher Stein; die Gegend war einſam, kein Menſch zu ſehen.

„Das iſt der Stein der Weiſen!“ ſagte Hinzelmeier zu ſich ſelber. „Endlich, endlich wird er dennoch mein werden!“

Haſtig warf er ſeine Kleider über, nahm Stab und Ranzen und ſchritt zur Thür hinaus. Krahirius flog zu ſeinen Häupten, knappte mit dem Schnabel und ſchlug beim Fliegen Purzelbäume in der Luft. So wanderten ſie viele Stunden. Endlich ſchienen ſie ihrem Ziele näher zu kommen; aber Hinzelmeier war ermüdet, ſeine Bruſt keuchte, der Schweiß troff von ſeinen weißen Haaren; er ſtand ſtill und ſtützte ſich auf ſeinen Stab. Da kam aus der Ferne, hinter ihm, ganz aus der Ferne, faſt wie ein Traum, ein Geſang zu ihm herüber:

Rinke, ranke, Roſenſchein,
Laß ihn nicht allein, allein!
Halt' ihn feſt und hol' ihn ein,
Rinke, ranke, Roſenſchein!“

Das ſpann ſich wie ein goldenes Netz um ihn her; er ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken; aber

Krahirius ſchrie: „krahira! krahira!“ da war das Lied verſchollen, und als Hinzelmeier die Augen wieder aufſchlug, ſtand er am Fuße des Hügels.

„Nur eine kleine Weile noch,“ ſagte er zu ſich ſelber, und ließ noch einmal ſeine müden Füße wandern. Als er aber den großen, breiten Stein allmälig in der Nähe ſah, da dachte er: „Den wirſt du nimmer heben.“

Endlich hatten ſie die Höhe erreicht, Krahirius flog voran mit ausgebreiteten Schwingen, und ließ ſich auf den Baumſtamm nieder; Hinzelmeier wankte zitternd hinterher. Als er aber den Baum erreicht hatte, brach er zuſammen, der Wanderſtab glitt aus ſeiner Hand, ſein Kopf ſank auf den Stein zurück; doch in demſelben Augenblick fiel auch die Brille von ſeiner Naſe. Da ſah er tief am Horizonte, am Rande der öden Ebene, die er durchwandert hatte, die weiße Geſtalt der Roſenjungfrau; und noch einmal hörte er aus weiter Ferne:

„Rinke — ranke — Roſenſchein.“

Er wollte aufſtehen, aber er vermochte es nicht mehr; er ſtreckte ſeine Arme aus, aber ein Fröſteln lief über ſeine Glieder; der Himmel wurde grau und grauer, der Schnee fing an zu fallen, Flocke um Flocke, es ſchimmerte und flirrte und zog weiße Schleier zwiſchen ihm und der fernen, nebelhaften Geſtalt. Er ließ die Arme fallen, ſeine Augen ſanken ein, ſein Athem hörte auf. Auf dem Weidenſtumpf zu ſeinen Häupten ſteckte der Rabe den Schnabel zum Schlaf in ſeine Flügeldecken. — Der Schnee fiel über ſie Beide.

Die Nacht kam, und nach der Nacht kam der Morgen, und mit dem Morgen kam die Sonne, die ſchmolz den Schnee hinweg, und mit der Sonne kam die Roſenjungfrau; die löſte ihre Flechten und kniete neben dem Todten, daß die blonden Haare ſein bleiches Antlitz ganz bedeckten, und weinte, bis der Tag verging. Als aber die Sonne erloſch, gurrte der Rabe im Schlaf und rauſchte mit den Federn. Da richtete die zarte Geſtalt der Jungfrau ſich vom Boden auf, mit ihrer weißen Hand ergriff ſie den Raben bei den Flügeln und ſchleuderte ihn in die Luft, daß er krächzend in den grauen Himmel hineinflog, ſie pflanzte die rothe Roſe an den Stein und ſang dazu:

„Nun ſtreck die Würzlein tief hinab,
Nun wirf die Blättlein über's Grab,
Und ſingt der Wind im Abendſchein
Dann ſprich auch du ein Wort darein,
Mit rinke, ranke Roſenſchein!“

Dann zerriß ſie ihr weißes Kleid vom Saum bis an den Gürtel, und ging zu ewiger Gefangenſchaft in den Roſengarten zurück.

Der kleine Häwelmann.

Ein Kindermärchen.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Häwelmann. Des Nachts ſchlief er in einem Rollenbett und auch des Nachmittags, wenn er müde war; wenn er aber nicht müde war, ſo mußte ſeine Mutter ihn darin in der Stube umherfahren, und davon konnte er nie genug bekommen.

Nun lag der kleine Häwelmann eines Nachts in ſeinem Rollenbett und konnte nicht einſchlafen; die Mutter aber ſchlief ſchon lange neben ihm in ihrem großen Himmelbett. „Mutter," rief der kleine Häwelmann, „ich will fahren!" Und die Mutter langte im Schlaf mit dem Arm aus dem Bett und rollte die kleine Bettſtelle hin und her, und wenn ihr der Arm müde werden wollte, ſo rief der kleine Häwelmann: „Mehr, mehr!" und dann ging das Rollen wieder von vorne an. Endlich aber ſchlief ſie gänzlich ein; und ſo viel Häwelmann auch ſchreien mochte, ſie hörte es nicht; es war rein vorbei. — — Da dauerte es nicht lange, ſo ſah der Mond in die Fenſterſcheiben, der gute alte Mond, und was er da ſah, war ſo poſſirlich, daß er ſich erſt mit ſeinem Pelzärmel über das Geſicht fuhr, um ſich die Augen auszuwiſchen; ſo etwas hatte der alte Mond all' ſein' Lebtage nicht geſehen. Da lag der kleine Häwelmann mit offenen Augen in ſeinem Rollenbett und hielt das eine Beinchen wie einen Maſtbaum in die Höhe. Sein kleines Hemd hatte er ausgezogen und hing es wie ein Segel an ſeiner kleinen Zehe auf; dann nahm er ein Hemdzipfelchen in jede Hand und fing mit beiden Backen an zu blaſen. Und allmälig, leiſe, leiſe, fing es an zu rollen, über den Fußboden, dann die Wand hinauf, dann kopfüber die Decke entlang und dann die andere Wand wieder hinunter. „Mehr, mehr!“ ſchrie Häwelmann, als er wieder auf dem Boden war; und dann blies er wieder ſeine Backen auf, und dann ging es wieder kopfüber und kopfunter. Es war ein großes Glück für den kleinen Häwelmann, daß es gerade Nacht war, und die Erde auf dem Kopf ſtand; ſonſt hätte er doch gar zu leicht den Hals brechen können.

Als er drei Mal die Reiſe gemacht hatte, guckte der Mond ihm plötzlich in's Geſicht. „Junge," ſagte er, „haſt Du noch nicht genug?" — „Nein," ſchrie Häwelmann, „mehr, mehr! Mach mir die Thür auf! Ich will durch die Stadt fahren; alle Menſchen ſollen mich fahren ſehen. — „Das kann ich nicht," ſagte der gute Mond; aber er ließ einen langen Strahl durch das Schlüſſelloch fallen; und darauf fuhr der kleine Häwelmann zum Hauſe hinaus.

Auf der Straße war es ganz ſtill und einſam. Die hohen Häuſer ſtanden im hellen Mondſchein und glotzten mit ihren ſchwarzen Fenſtern recht dumm in die Stadt hinaus; aber die Menſchen waren nirgends zu ſehen. Es raſſelte recht, als der kleine Häwelmann in ſeinem Rollenbette über das Straßenpflaſter fuhr; und der gute Mond ging immer neben ihm und leuchtete. So fuhren ſie Straßen aus, Straßen ein; aber die Menſchen waren nirgends zu ſehen. Als ſie bei der Kirche vorbei kamen, da krähte auf einmal der große goldene Hahn auf dem

Glockenthurme. Sie hielten ſtill. „Was machſt du da?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Ich krähe zum erſten Mal!“ rief der goldene Hahn herunter. — „Wo ſind denn die Menſchen?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Die ſchlafen,“ rief der goldene Hahn herunter, „wenn ich zum dritten Mal krähe, dann wacht der erſte Menſch auf.“ — „Das dauert mir zu lange,“ ſagte Häwelmann, „ich will in den Wald fahren, alle Thiere ſollen mich fahren ſehen!“ — „Junge,“ ſagte der gute alte Mond, „haſt Du noch nicht genug?“ — „Nein,“ ſchrie Häwelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!“ Und damit blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete, und ſo fuhren ſie zum Stadtthor hinaus und über's Feld und in den dunkeln Wald hinein. Der gute Mond hatte große Mühe, zwiſchen den vielen Bäumen durchzukommen; mitunter war er ein ganzes Stück zurück, aber er holte den kleinen Häwelmann doch immer wieder ein.

Im Walde war es ſtill und einſam; die Thiere waren nicht zu ſehen; weder die Hirſche noch die Haſen, auch nicht die kleinen Mäuſe. So fuhren ſie immer weiter, durch Tannen- und Buchenwälder, bergauf und bergab. Der gute Mond ging nebenher und leuchtete in alle Büſche; aber die Thiere waren nicht zu ſehen; nur eine kleine Katze ſaß oben in einem Eichbaum und funkelte mit den Augen. Da hielten ſie ſtill. „Das iſt der kleine Hinze!“ ſagte Häwelmann, „ich kenne ihn wohl; er will die Sterne nachmachen.“ Und als ſie weiter fuhren, ſprang die kleine Katze mit von Baum zu Baum. „Was machſt du da?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Ich illuminire!“ rief die kleine Katze herunter. — „Wo ſind denn die andern Thiere?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Die ſchlafen!“ rief die kleine Katze herunter, und ſprang wieder einen Baum weiter; „horch nur, wie ſie ſchnarchen!“ — „Junge,“ ſagte der gute alte Mond, „haſt Du noch nicht genug?“ — „Nein,“ ſchrie Häwelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!“ und dann blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete; und ſo fuhren ſie zum Walde hinaus und dann über die Haide bis an's Ende der Welt, und dann gerade in den Himmel hinein.

Hier war es luſtig; alle Sterne waren wach und hatten die Augen auf und funkelten, daß der ganze Himmel blitzte. „Platz da!“ ſchrie Häwelmann, und fuhr in den hellen Haufen hinein, daß die Sterne links und rechts vor Angſt vom Himmel fielen. — „Junge,“ ſagte der gute alte Mond, „haſt Du noch nicht genug?“ — „Nein!“ ſchrie der kleine Häwelmann, „mehr, mehr!“ und — haſt du nicht geſehen! fuhr er dem alten guten Mond quer über die Naſe, daß er ganz dunkelbraun im Geſicht wurde. „Pfui!“ ſagte der Mond und nieſte drei Mal, „Alles mit Maaßen!“ und damit putzte er ſeine Laterne aus, und alle Sterne machten die Augen zu. Da wurde es im ganzen Himmel auf einmal ſo dunkel, daß man es ordentlich mit Händen greifen konnte. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ ſchrie Häwelmann, aber der Mond war nirgends zu ſehen und auch die Sterne nicht; ſie waren ſchon alle zu Bett gegangen. Da fürchtete der kleine Häwelmann ſich ſehr, weil er ſo allein im Himmel war. Er nahm ſeine Hemdzipfelchen in die Hände und blies die Backen auf; aber er wußte weder aus noch ein, er fuhr kreuz und quer, hin und her, und Niemand ſah ihn fahren, weder die Menſchen noch die Thiere, noch auch die lieben Sterne.

Da guckte endlich unten, ganz unten am Himmelsrande ein rothes rundes Geſicht zu ihm herauf, und der kleine Häwelmann meinte, der Mond ſei wieder aufgegangen. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ rief er, und dann blies er wieder die Backen auf und fuhr quer durch den ganzen Himmel und gerade darauf los. Es war aber die Sonne, die gerade aus dem Meere heraufkam. „Junge,“ rief ſie und ſah ihn mit ihren glühenden Augen in's Geſicht, „was machſt Du hier in meinem Himmel?“ Und — ein, zwei, drei! nahm ſie den kleinen Häwelmann und warf ihn mitten in das große Waſſer. Da konnte er ſchwimmen lernen.

Und dann?

Ja und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwelmann in unſer Boot genommen hätten, ſo hätte er doch leicht ertrinken können!

Storm's gesammelte Schriften.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Zehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1877.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 7.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des ſiebenten Bandes.

Gedichte.

Begrabe nur dein Liebſtes 3
Verloren 4
Geflüſter der Nacht 5
Mein jüngſtes Kind 6
An Kl. Groth 7
Ueber die Haide 8
Waiſenkind 9
Ritornelle 10
Cornus Suecia 11
Sprüche des Alters 12
Engel-Ehe 13
Letzte Einkehr 15
Draußen im Haidedorf (1871) 17
Viola tricolor (1873) 79
Beim Vetter Chriſtian (1872) 141

Gedichte.

Begrabe nur dein Liebſtes.

Begrabe nur dein Liebſtes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, ſtehſt bald wieder du.
— So jüngſt im Kreis der Freunde war es, wo
Hinreißend' Wort zu lauter Rede ſchwoll;
Und nicht der Stillſten einer war ich ſelbſt.
Der Wein ſchoß Perlen im kryſtallnen Glas,
Und in den Schläfen hämmerte das Blut; —
Da plötzlich in dem hellen Toſen hört' ich
— Nicht Täuſchung war's, doch wunderbar zu ſagen —
Aus weiter Ferne hört ich eine Stille,
Und einer Stimme Laut, wie mühſam zu mir ringend,
Sprach todesmüd', doch ſüß, daß ich erbebte:
„Was lärmſt du ſo, und weißt doch, daß ich ſchlafe!"

Verloren.

Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeit einmal beſeſſen;
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch was es war, iſt mir vergeſſen.
Vielleicht — am fernen Waldesrand,
Wo ich im lichten Junimorgen
— Die Kinder klein und klein die Sorgen —
Mit dir geſeſſen Hand in Hand,
Indeß vom Fels die Quelle tropfte,
Die Amſel ſchallend ſchlug im Grund,
Mein Herz in gleichen Schlägen klopfte,
Und glücklich lächelnd ſchwieg dein Mund;
In grünen Schatten lag der Ort —
Wenn nur der weite Raum nicht trennte,
Wenn ich nur dort hinüber könnte,
Wer weiß! — vielleicht noch fänd' ich's dort.

Geflüſter der Nacht.

Es iſt ein Flüſtern in der Nacht,
Es hat mich ganz um den Schlaf gebracht;
Ich fühl's, es will ſich was verkünden
Und kann den Weg nicht zu mir finden.

Sind's Liebesworte, vertrauet dem Wind,
Die unterwegs verwehet ſind?
Oder iſt's Unheil aus künftigen Tagen,
Das emſig drängt ſich anzuſagen?

Mein jüngſtes Kind.

Ich wanderte ſchon lange,
Da kameſt du daher;
Nun gingen wir zuſammen,
Ich ſah dich nie vorher.

Noch eine kurze Strecke,
— Das Herz wird mir ſo ſchwer —
Du haſt noch weit zu gehen,
Ich kann nicht weiter mehr.

An Kl. Groth.

Wenn't Abend ward,
Un ſtill de Welt un ſtill dat Hart;
Wenn möd up't Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husklock an de Wand
Du hörſt den Parpendikelſlag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wenn't ſchummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtſwulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kickt de Sünn
Mit golden Schiin to't Finſter 'rin,
Un, ehr de Slap kümmt un de Nacht,
Noch eenmal Allens lävt un lacht, —
Dat is ſo wat vör't Minſchenhart,
Wenn't Abend ward.

Ueber die Haide.

Ueber die Haide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbſt iſt gekommen, Frühling iſt weit —
Gab es denn einmal ſelige Zeit?

Brauende Nebel geiſten umher,
Schwarz iſt das Kraut und der Himmel ſo leer.

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Waiſenkind.

Ich bin eine Roſe, pflück' mich geſchwind!
Bloß liegen die Würzlein dem Regen und Wind.

Nein, geh nur vorüber und laß du mich los!
Ich bin keine Blume, ich bin keine Roſ'.

Wohl wehet mein Röcklein, wohl faßt mich der Wind,
Ich bin nur ein vater= und mutterlos Kind.

Ritornelle.

Blühende Myrthe —
Ich hoffte ſüße Frucht von dir zu pflücken;
Die Blüthe fiel, nun ſeh' ich, daß ich irrte.

Schnell welkende Winden —
Die Spur von meinen Kinderfüßen ſucht' ich
An eurem Zaun, und konnte ſie nicht finden.

Muskat-Hyazinthen
Ihr blühtet einſt in Urgroßmutters Garten;
Das war ein Platz; weltfern, weit, weit dahinten!

Cornus Suecica.

Eine andre Blume hatt' ich geſucht —
Ich konnte ſie nimmer finden;
Nur da, wo Zwei beiſammen ſind,
Taucht ſie empor aus den Gründen.

Sprüche des Alters.

1.

Vergeſſen und vergeſſen werden —
Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl dieſe Beiden
Zu lernen und zu leiden.

2.

Dein jung Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt thät' richten.

Da kam ein andrer junger Schritt,
Nahm deinen jung Genoſſen mit.

Sie wandern nach dem Glücke,
Sie ſchau'n nicht mehr zurücke.

Engel-Ehe.

Wie Flederwiſch und Bürſte ſie regiert!
Glas und Geräth, es blitzt nur Alles ſo
Und lacht und lebt! Nur, ach, ſie ſelber nicht!
Ihr ſchmuck Geſicht, dem Manne ihrer Wahl,
Wenn ihre wirthſchaftliche Bahn er kreuzt,
Gleich einer Maske hält ſie's ihm entgegen;
Und fragt er gar, ſo wirft ſie ihm das Wort,
Als wie dem Hunde einen Knochen, zu.
Denn er iſt ſchuld an Allem, was ſie plagt,
Am Trotz der Mägde, an den großen Wäſchen,
Am Tages=Mühſal und der Nächte Wachen,
Schuld an dem ſchmutz'gen Pudel und den Kindern! —
Und Er? — Er weiß, wenn erſt der grimme Tod
Das Antlitz ihm zu prägen nur beginnt,
Dann wird, der doch in jedem Weibe ſchläft,
Der Engel auch in ſeinem Weib erwachen;
Ihr eigen Weh bezwingend wird ſie dann,
Was aus der Jugend Süßes ihr verblieb,
Herausbeſchwören; leuchten wird es ihm
Aus ihren Augen, lind wie Sommerathem

Wird dann ihr Wort zu ſeinem Herzen gehn. —
Doch wähnet nicht, daß dies ihn tröſte! Nein,
Den künft'gen Engel, gräulich haßt er ihn;
Er magert ab, er ſchlottert im Gebein,
Er wird daran erſticken jedenfalls.
Doch eh' ihm ganz die Kehle zugeſchnürt,
Muß er ſein Weib in Himmelsglorie ſehn;
Die Rede, die er brütend ausſtudirt,
Womit vor ſeinem letzten Athemzug,
Jedwedes Wort ein Schwert, auf einen Schlag
Er alles Ungemach ihr hat vergelten wollen,
Er wird ſie nimmer halten; Segen-Stammeln
Wird noch von ſeinen todten Lippen fliehn.
Das Alles weiß er, und es macht ihn toll;
Er geht umher und fluchet innerlich.
Ja, manches Mal im hellſten Sonnenſchein
Durchfährt es ihn, als ſtürz' er in das Grab.
Es war ſein Weib; ſie ſprach ein ſanftes Wort.
Und zitternd blickt er auf. — „O Gott ſei Dank!
Noch nicht, noch nicht das Engels-Angeſicht!“

Letzte Einkehr.

Noch wandert er; doch hinter ihm
Schon liegen längſt die blauen Berge;
Kurz iſt der Weg, der noch zu gehn,
Und tief am Ufer harrt der Ferge.

Doch blinket ſchon das Abendroth
Und glühet durch das Laub der Buchen;
So muß er denn auch heute noch
Wie ſonſt am Wege Herberg ſuchen.

Die liegt in grünen Ranken ganz
Und ganz von Sonnenſchein umglommen:
Am Thore ſteht ein blondes Kind,
Und lacht ihn an und ſagt Willkommen.

Seitab am Ofen iſt der Platz;
Schon kommt der Wirth mit blankem Kruge.
Das iſt ein Wein! — So trank er ihn
Vor Jahren einſt in vollem Zuge.

Und endlich ſchaut der Mond herein
Von draußen durch die dunklen Zweige;
Es wird ſo ſtill; der alte Mann
Schlürft träumeriſch die letzte Neige.

Und bei des bleichen Sternes Schein
Gedenkt er ferner Sommertage,
Nur halb ein lauſchend Ohr geneigt,
Ob Jemand klopf' und nach ihm frage.

Draußen im Haidedorf.

(1871.)

Es war an einem Herbſtabend; ich hatte in der Amtsvogtei ein paar am Mittage eingebrachte Holzfrevler vernommen und ging nun langſam meinem Hauſe zu. Die Gaserleuchtung war derzeit für unſere Stadt noch nicht erfunden; nur die kleinen Handlaternen wankten wie Irrlichter durch die dunklen Gaſſen. Einer dieſer Scheine aber blieb unverrückt an derſelben Stelle und zog dadurch meine müßigen Augen auf ſich.

Als ich näher gekommen war, ſah ich vor dem Wirthshauſe, wo damals die nach Oſt belegenen Dörfer ihre Anfahrt hatten, noch einen angeſchirrten Bauerwagen halten; der alte Hausknecht ſtand mit der Stallleuchte daneben, während die Leute ſich zur Abfahrt rüſteten.

„Macht fertig, Hinrich!“ ſprach es vom Wagen herab; „Ihr habt nun genug gealbert! Carſten Krüger's und Carſten Decker's Frau warten alle Beid' auf ihre Stunde; es läßt mir nicht Ruh' mehr.“ — Die etwas ältliche Stimme kam von einer breiten, anſcheinend weiblichen Perſon, welche, in Tücher und Mäntel eingemummt, unbeweglich auf dem zweiten Wagenſtuhle ſaß.

Ich war unwillkürlich an der Ecke der hier abgehenden Querſtraße ſtehen geblieben. Wenn man ſtundenlang gearbeitet hat, ſo ſieht man gern einmal die anderen Menſchen eine Scene vor ſich abſpielen, und der Knecht hielt die Leuchte hoch genug, daß ich Alles bequem betrachten konnte.

Neben einer jugendlichen Frauengeſtalt, deren Wuchs ſich auffallend von der gedrungenen Statur unſerer gewöhnlichen Landmädchen unterſchied, ſtand ein junger Bauer, deſſen blondes krauſes Haar unter der Tuchmütze hervorquoll; in der einen Hand hielt er Zügel und Peitſche, mit der anderen hatte er die Lehne eines hölzernen Stuhles gefaßt, der zum Auftritt an den Wagen gerückt war. Es lag etwas Brütendes in dem Geſicht des jungen Menſchen; der breite Stirnknochen trat ſo weit vor, daß er die Augen faſt verdeckte. — „Komm, Margreth, ſteig' nun auf!“ ſagte er, indem er nach der Hand des Mädchens haſchte.

Aber ſie ſtieß ihn zurück. „Ich brauch’ dich nicht!“ rief ſie. „Paß du nur deine Braunen!“

„So laß doch die Narrenspoſſen, Margreth!“

Auf dieſe mit kaum verhehlter Ungeduld geſprochenen Worte wandte ſie den Kopf. Bei dem Schein der Leuchte ſah ich nur den unteren Theil des Geſichtes; aber dieſe weichen, blaſſen Wangen waren ſchwerlich jemals dem Wetter der ländlichen Saat- und Erntezeit preisgegeben geweſen; was mir beſonders auffiel, waren die weißen ſpitzen Zähne, die jetzt von den lächelnden Lippen bloßgelegt wurden.

Sie hatte dem jungen Menſchen auf ſeine letzten Worte nichts erwiedert; aber nach der Haltung des Kopfes konnte ich annehmen, daß ihre Augen jetzt die Antwort gaben. Zugleich trat ſie leiſe mit einem Fuße auf den Holzſtuhl, und als er ſie nun umfaßte, ließ ſie ſich weich an ſeine Schulter ſinken, und ich bemerkte, wie ihre Wangen eine Weile an einander ruhten. Ich ſah aber auch, wie er ſie nach dem vorderen Wagenſitze hinzudrängen ſuchte; allein ſie entſchlüpfte ihm und hatte ſich im Augenblick auf dem zweiten Stuhl neben der dicken Frau zurecht geſetzt, die jetzt wieder ein „Mach' fertig, Hinrich, mach' fertig!“ aus ihren Tüchern herausrief.

Der junge Bauer blieb noch wie unentſchloſſen an dem Wagen ſtehen. Dann zupfte er dem Mädchen an den Kleidern. „Margreth!“ ſtieß er dumpf hervor, „ſetz' dich nach vorne, Margreth!“

„Viel Dank, Hinrich!“ erwiederte ſie laut; „ich ſitz' hier gut genug.“

Der junge Menſch riß heftiger an ihren Kleidern. „Ich fahr' nicht ab, Margreth, wenn du nicht bei mir ſitzen willſt!“

Jetzt bog ſie ſich über den Rand des Sitzes zu ihm herab; ich ſah ein Paar dunkle Augen in dem blaſſen Antlitz blitzen, und die weißen Zähne wurden wieder ſichtbar zwiſchen den üppigen Lippen. „Willſt du dich ſchicken, Hinrich!“ ſprach ſie leiſe, faſt wie mit verbeißender Zärtlichkeit, „oder ſollen wir ein ander Mal mit Hans Ottſen zur Stadt fahren? Er hat mich oft genug darum geplagt.“

Der junge Mann murmelte etwas, das ich nicht verſtand; dann ſprang er ungeſtüm zwiſchen die Pferde durch auf den vorderen Wagenſitz, knallte ingrimmig mit der Peitſche und riß in die Zügel, daß die Braunen ſich ſteil in die Höhe bäumten. Und gleich darauf, unter dem Aufſchrei der Frauen, raſſelte das Gefährt in die Nacht hinaus, daß der Holzſtuhl vom Rade getroffen zertrümmert auf das Pflaſter ſtürzte und der alte Hausknecht mit einem „Gott bewahr' uns in Gnaden“ zurücktaumelte und dann ſcheltend mit ſeiner Leuchte durch die Hausthür verſchwand.

Wie ein Schattenſpiel war Alles vorüber; und nachdenklich ſetzte ich meinen Weg nach Hauſe fort.

* * *

Etwa ein halbes Jahr danach wurde in der Amtsvogtei der Tod des Eingeſeſſenen Hinrich Fehſe zur Anzeige gebracht, der in einem der Oſtdörfer eine große, aber, wie mir bekannt war, ſtark verſchuldete Bauernſtelle beſaß. Da er außer ſeiner Wittwe und einem mündigen Sohne gleiches Namens zwei unmündige Kinder hinterließ, ſo mußte die Maſſe in gerichtliche Behandlung genommen werden. Zum Vormunde der Unmündigen wurde, in Ermangelung naher Verwandten, auf den Wunſch der Wittwe der frühere Küſter des Dorfes beſtellt; ein Mann, der während ſeiner Amtsführung ſich weniger um die ihm anvertraute Jugend, als um ſeinen ſchon derzeit nicht geringen Landbetrieb bekümmert hatte; ſeit Niederlegung des Amtes aber ſeinen einſtigen Schülern um ſo mehr in allen Vorkommniſſen des Lebens mit ſeinem oft nur allzu weltklugen Rath zur Seite ſtand.

Als ich am Tage der Erbregulirung in die Gerichtsſtube trat, fand ich den gewichtigen Mann ſchon in eifriger Durchſicht der Documente neben dem Pulte des Gevollmächtigten ſitzen. Nachdem er mich durch ſeine runden Brillengläſer erkannt hatte, ſtrich er bedächtig die Seitenhärchen über ſeinen kahlen Scheitel und ſtand dann auf, um mich mit der ihm eigenen Würde zu begrüßen. Zugleich wies er auf einen jungen Menſchen, der ſich bei meinem Eintritt gleichfalls von einem Stuhl erhoben hatte, und ſagte: „Das hier, Herr Amtsvogt, iſt Hinrich Fehſe, der älteſte Sohn des Verſtorbenen.“

Mir war in dieſem Augenblick, als ſei ich dieſem eckigen Kopfe ſchon ſonſt einmal begegnet; nur über das Wie und Wo konnte ich nicht ins Reine kommen. Aber wohl niemals hatte ich auf einem jugendlichen Antlitz einen ſolchen Ausdruck gleichgültiger Verdroſſenheit geſehen: die grauen tiefliegenden Augen ſchienen es kaum der Mühe werth zu halten, die Wimpern zu mir aufzuheben.

Drüben an der Wand ſaß eine alte Bäuerin mit harten Zügen und dunklen Augenbrauen, das graue Haar unter das ſchwarze Käppchen zurückgeſtrichen; ſie ſaß unbeweglich und hielt ihre Hände mit dem Sacktuch auf der blaugedruckten Leinwandſchürze. Das war die Wittwe des verſtorbenen Hufners Hinrich Fehſe.

Es war mir darum zu thun, die etwas verwickelte Angelegenheit zunächſt mit dem Küſter allein zu beſprechen, und ich trat deshalb mit ihm in mein nebenan liegendes Arbeitszimmer.

„Die Stelle wird ſich ſchwerlich für die Familie halten laſſen,“ ſagte ich, zugleich das Inventurprotocoll der Maſſe vor ihm aufſchlagend: „wir werden leider zum Verkauf genöthigt ſein.“

Der Küſter ſah mich mit ſeinen runden Augen an. „Das bin ich nicht der Meinung!“ ſagte er dann im gewichtigen Schulton.

Ich wies auf die lange Reihe der im Protocoll verzeichneten Schulden. „Wenn das Altentheil der Wittwe noch dazu kommt, ſo wird dem Annehmer der

Stelle nicht genug bleiben, um auch noch die Erbtheile der Geſchwiſter auszukehren.“

„Das allerdings nicht!“ Und der würdevolle Mann klemmte die fleiſchigen Lippen ein und blickte auf mich mit einer Sicherheit, als ob er das Gegenmittel ſchon fix und fertig in der Taſche hätte.

„Und trotz deſſen,“ fragte ich wieder, „wollen Sie ihn die große Hufe übernehmen laſſen?“

„Das wäre ſo meine Meinung!“

„Und das Geld, woher wollen Sie das bekommen?“

„Dafür müßte freilich ſchon geſorgt ſein!“ Und er nannte die Tochter eines wohlhabenden Hufners aus demſelben Dorfe. „Geſtern,“ fuhr er fort, „haben wir bereits den Verſpruch gefeiert, und die Fehſe'ſche Stelle kann nun von den beiden jungen Leuten gemeinſchaftlich übernommen werden.“

Der Küſter legte die Hände auf den Rücken, und erwartete gehobenen Hauptes den Ausdruck meiner Bewunderung. Mir aber war es unter dieſer Eröffnung plötzlich klar geworden, wo ich dem jungen Hinrich Fehſe ſchon begegnet ſei. Ich ſah ihn wieder neben jenem gefährlichen Mädchen am Wagen ſtehen und hörte ihn ſein düſteres „Margreth, Margreth!“

ausſtoßen. — „Mir iſt,“ ſagte ich endlich, „als hätte ich Ihren Bräutigam ſchon auf anderen Wegen getroffen! Hat etwa die Hebamme Ihres Dorfes eine beſonders hübſche Tochter?“

„Alſo das wiſſen Herr Amtsvogt auch ſchon!“ erwiederte etwas überraſcht der Küſter. „Nun, wir haben das Mädchen ſechs Meilen weit in die Stadt als Nähjungfer vermiethet, und morgen geht ſie dahin ab. Mit ſolider Bauernarbeit hat die Mamſell ſich doch ihr Lebtag nicht befaſſen mögen.“

Ich mußte lachen. „Und wie haben Sie denn das nur wieder fertig gebracht?“

Das ſelbſtzufriedene Lächeln im Geſichte des Küſters zuckte ſo tief, als es die ſtarken Wangen zuließen. „Mit Erlaubniß, Herr Amtsvogt, für Geld kann man den Teufel tanzen laſſen, warum denn nicht ein altes Weib!“

„In der That, Sie haben mehr als Recht; und die Tochter der Hebamme iſt vorausſetzlich ohne Mittel?“

„Mit dem glatten Geſicht, Herr Amtsvogt, konnte uns nicht gedient ſein, und ſonſt iſt nichts da, was ſie hätte in die Wirthſchaft bringen können. Ueberdies,“

und er ſtimmte ſeinen Ton zu vertraulichem Flüſtern, „ihr Großvater war ein Slovak von der Donau und, Gott weiß wie, bei uns hängen geblieben; dazu die alte Hebamme mit ihrem Kartenlegen und Geſchwulſtbeſprechen, womit ſie den Dummen die Schillinge aus der Taſche lockt — das hätte übel gepaßt in eine alte Bauernfamilie!“

„Und hat ſich denn Ihr Hinrich ſo leicht von jenem Mädchen trennen laſſen?“ fragte ich noch einmal.

Der Küſter ſetzte ſeinen weltklugen Kopf in Poſitur. „Wenn ich es gerad' herausſagen ſoll,“ erwiederte er ausweichend, „es war noch ganz die Frage, ob die Dirne ihn genommen hätte; da ſind noch Andere, die ſie hinter ſich herzieht und die ſchwerer ins Gewicht fallen. Die junge Frau aber wird nicht mit ihm betrogen, denn das muß ihm Jeder laſſen, ein Bauer iſt er aus dem Fundament!“

Unſere Unterredung war zu Ende. Von Gerichtswegen war gegen den gemachten Vorſchlag nichts einzuwenden; im Gegentheil, alle Schwierigkeiten wurden dadurch wie von ſelbſt gelöſt.

— — Als wir wieder in die Gerichtsſtube traten, hatte ſich dort inzwiſchen auch die Braut mit ihrem

Vater eingefunden. Sie mußte faſt um zehn Jahre älter ſein, als der ihr beſtimmte Bräutigam; das Geſicht war wohlgeformt, aber reizlos, wie es bei denen zu ſein pflegt, die ſchon mit ihrer Kinderſeele um den Erwerb gerechnet haben; das fahlblonde Haar zeigte deutlich, daß es ungeſchützt allem Wetter und Sonnenbrand ausgeſetzt wurde. Ihr gegenüber an der anderen Wand ſaß jetzt der Bräutigam; den Kopf geſenkt, die Hände zwiſchen den geſpreizten Beinen vor ſich hingefaltet. — Bei den nun folgenden Verhandlungen zeigte er ſich mit Allem einverſtanden; ein dürftiges „Ja“ oder „Nein“ oder „Das muß ja denn wohl ſein,“ war indeſſen Alles, womit er dieſe Zuſtimmung ausdrückte; dabei fuhr er mit dem Rücken der Hand ein paar Mal über ſeine Stirn, als wenn es dort etwas fortzuwiſchen gäbe. Endlich, als mit ſämmtlichen Betheiligten Alles beſprochen und das Vereinbarte zu Papier gebracht war, erfolgte, wie Rechtens, die Unterſchrift des Protocolls.

Auch Hinrich Fehſe, als an ihn die Reihe kam, trat an das Pult des Bevollmächtigten und malte in ſteilen, widerhaarigen Buchſtaben ſeinen Vornamen unter die Verhandlung; dann aber ſetzte er mit einem tiefen Athemzug die Feder ab und ſtarrte unbeweglich vor ſich hin. Vor ſeinem inneren Auge mochte jetzt ein üppiger Mädchenkopf erſcheinen; vielleicht flog gar der erſchütternde Gedanke durch ſein Gehirn, den Bann des alten bäuerlichen Herkommens zu durchbrechen. Aber der Küſter, der ihn während der ganzen Verhandlung nicht aus den Augen gelaſſen hatte, trat jetzt, die Hände in den Taſchen, zu ihm heran und ſagte ruhig: „Blos deinen Namen, Hinrich; blos deinen Namen!“

Und Hinrich, wie von der eiſernen Nothwendigkeit am Draht gezogen, malte nun auch ſein „Febſe“ in denſelben ſteilen Zügen noch dahinter.

„Actum ut supra“, und Sand darauf; die Sache war erledigt. Hinrich Febſe verließ das Gericht als ein gemachter Mann; mit der Frau hatte er das Betriebscapital für die Hufe in Händen; wenn er als Bauer ſeine Schuldigkeit that, ſo konnte es ihm nicht fehlen. — Und bald auch hörte ich, daß die Hochzeit mit allem Pompe bäuerlichen Herkommens gefeiert worden ſei.

*

Der Eindruck, den dieſe Vorgänge mir gemacht hatten, war allmälig verblaßt. Anfänglich hatte ich wohl darauf geachtet, wenn an Markttagen der junge Bauer mit ſeiner Frau an mir vorüberfuhr; von der Letzteren hatte ich dann auch wohl ein Kopfnicken bekommen, während er ſelbſt, ohne ſich umzuwenden, auf ſeine Pferde peitſchte. Dann, geraume Zeit nachher, da es ſchon ſpät am Abend war, hatte ich ihn einmal in dem erleuchteten Hausflur jenes Wirthshauſes an der Ecke geſehen; es war mir auch damals wohl durch den Kopf gegangen: „Was hat denn der wieder ſo ſpät in der Stadt zu thun!“ Weitere Gedanken hatte ich mir darüber nicht gemacht. Da — es war wieder einmal Herbſt geworden, der November ſtand ſchon vor der Thür — ging ich bei der Rückkehr von einer Morgenwanderung durch die Neuſtadt, wo eben Pferdemarkt gehalten wurde. Die edlen Thiere ſtanden wie gewöhnlich zu beiden Seiten der Straße vor den Häuſern angebunden, und ich drängte mich eben durch einen Haufen von Käufern und Verkäufern und vergnügter Stadtjugend, als mir von einem Hauſe ein lautes Rufen und Händeſchlagen entgegenſchallte. Im Näherkommen erkannte ich Hinrich Fehſe, der mit einem jütiſchen Bauern in eifrigem Handeln begriffen war. Den Gegenſtand, wie mir bald klar wurde, bildeten zwei höchſt elend ausſehende Pferde, die mit geſenktem Kopfe daneben ſtanden, indeß der Jüte den Schweif des einen Thieres lobpreiſend zur Seite riß.

„Ja, ja,“ ſagte der Andere, ohne auch nur hinzuſehen; „die Schindmähren ſind juſt gut genug.“

„Hundertunddörtig für die Beide!“ rief der Jüte wieder.

Aber Hinrich zog ſeine Hand zurück. „Hundertundzwanzig,“ ſagte er düſter; „keinen Schilling mehr.“

Und klatſchend fielen die Hände in einander. Hinrich Fehſe ſchnallte ſeine lederne Geldkatze los, zahlte dem Anderen die harten Thaler in die Hand und rüſtete ſich dann, die erhandelten Thiere von dem Rickwerk loszubinden.

Im Weitergehen, wo ich über den Eindruck des Geſehenen zum deutlicheren Bewußtſein kam, wollte mich bedünken, als ob der junge Bauer ſeit unſerer letzten Begegnung, wie man bei uns ſagt, bös verſpielt habe. Das Geſicht war ſcharf und mager geworden und die ohnehin kleinen Augen waren unter der vortretenden Stirn faſt verſchwunden; überhaupt, der an ſich gewöhnliche Vorgang hatte mir jetzt etwas Auffallendes, ſo daß ich nicht umhin konnte, mich ſpäter beim Eintritt in die Gerichtsſtube gegen meinen landkundigen Bevollmächtigten darüber auszuſprechen.

Der alte Actenmann machte vom Pultbock herab ſeine bedenklichſte Handbewegung.

„So," ſagte ich; „die Sachen ſtehen alſo ſchlecht?"

„Gar nicht ſtehen ſie!" erwiederte er. „Seit einem halben Jahr iſt die Margreth wieder im Dorf, und ſeitdem ſitzt auch der Fehſe faſt alle Abend bei den Hebammenleuten; ſogar in die Stadt iſt er ihr nachgelaufen, als ſie um Pfingſten in der Anfahrt hier zu nähen ſaß. Und dabei verkauft er, was los und feſt iſt, Futter und Saatroggen, ſo daß zum Winter wohl die leeren Scheunen nachbleiben werden; heut' haben nun ſogar die ſchönen braunen Wallachen daran glauben müſſen — wiſſen, Herr Amtsvogt, die im Inventar zu fünfhundert Thaler taxirt waren — und ſtatt deſſen hat er ſich die jütſchen Kracken eingehandelt. Dafür aber promenirt draußen im Dorf das Hebammenfräulein in ſeidenen Jacken und goldenen Vorſtecknadeln; mag auch wohl manche

Tonne Fehſe'ſchen Hafers an ihrem Leibe tragen!“ Und der Alte nahm eine große Priſe.

„Am Ende auch noch die beiden Wallachen, Brüttner!“

Der kleine graue Mann ſteckte die Feder hinter's Ohr und ſegelte auf ſeinem Drehbock vollends zu mir herum. „Nun,“ ſagte er ſchmunzelnd, „wohin der Ueberſchuß ſeinen Weg nimmt, das wäre wohl nicht ſchwer zu rathen!“

„Und woher wiſſen Sie das Alles ſo genau?“

Brüttner wollte eben antworten, als der Amtsdiener in die Stube trat: „Der Herr Küſter ließen grüßen, heut' könne er nicht wieder vorkommen, aber nächſten Donnerstag; und da wollte er die beiden Fehſe'ſchen Weiber gleich mit aufs Amt bringen.“

„Alſo der Küſter iſt hier geweſen?“ fragte ich.

„Hm, freilich,“ verſetzte Brüttner; „und er meinte, nach den letzten Paſſagen wär's doch am beſten, wenn die Frauen den Fehſe unter Curatel ſtellen ließen; er würde dem Herrn Amtsvogt ſchon Alles aus einander ſetzen.“

* * *

Bevor jedoch der Küſter dieſen kühnen Plan in Angriff nehmen konnte, wurde mir — es war an einem Mittwoch — von dem Bauervogt des Dorfes die ſchriftliche Anzeige gemacht, daß der Eingeſeſſene Hinrich Fehſe ſeit letzten Sonntag Abend verſchwunden ſei. Die Meinung Einiger gehe dahin, daß er mit dem neulich aus einem Pferdehandel gewonnenen Gelde auf einem Auswandererſchiffe von Hamburg fortgegangen ſei; Andere dagegen hegten die Befürchtung, er könne ſich ein Leides angethan haben. Außer dem bekannten Verhältniß mit der Tochter der Hebamme ſei ein beſonderes Ereigniß, welches ſein Verſchwinden erklären könne, nicht bekannt geworden. Uebrigens hätten die angeſtellten Nachforſchungen bis jetzt keinen Erfolg gehabt.

— — Ich beſchloß ſofort, noch am Nachmittag die Sache an Ort und Stelle zu unterſuchen. — Um deſto unbehinderter zu ſein, verzichtete ich auf einen Protocollführer und nahm nur den Amtsdiener als Begleitung mit. Wir fuhren auf einem offenen Wagen; denn es war ein milder Herbſttag, wie uns deren in unſerer Gegend immer einige vor dem entſchiedenen Eintritt des Winters beſcheert zu werden pflegen. Die lebendigen Hecken, welche wir während der erſten Stunde zu beiden Seiten des Weges hatten, trugen noch einen Theil ihres Laubes; hie und da zwiſchen Haſel- und Eichenbuſch drängte ſich ein Spillbaum vor, an deſſen dünnen Zweigen noch die rothen zierlichen Pfaffenkäppchen ſchwebten. Meine Augen begleiteten im Vorüberfahren das eben ſo ſanfte, als ſchwermüthige Schauſpiel, wie fortwährend unter dem noch warmen Strahl der Sonne ſich gelbe Blätter löſten und zur Erde ſanken, zumal wenn vor dem Schnauben unſerer Pferde eine verſpätete Droſſel, ihren Angſtſchrei ausſtoßend, durch die Büſche flatterte.

Aber die Gegend wurde anders; die bewachſenen Wälle mit den bebauten Feldern dahinter hörten auf. Statt deſſen fuhren wir hart am Rande des ſogenannten „wilden Moors“ entlang, das ſich derzeit, ſo weit der Blick reichte, nach Norden hinauszog. Es ſchien hier, als ſei plötzlich der letzte Sonnenſchein, der noch auf Erden war, von dieſer düſteren Steppe eingeſchluckt worden. Zwiſchen dem ſchwarzbraunen Haidekraut, oft neben größeren oder kleineren Waſſertümpeln, ragten einzelne Torfhaufen aus der öden Fläche; mitunter aus der Luft herab kam der melancholiſche Schrei des großen Regenpfeifers, der einſam darüber hinflog. Das war Alles, was man ſah und hörte.

Mir kam in den Sinn, was ich einſt — ich meine, über die noch von dem ſlaviſchen Urſtamm bewohnten Steppen an der unteren Donau — geleſen hatte. Dort aus den Haiden erhebt ſich in der Dämmerung ein Ding, das einem weißen Faden gleicht und das ſie dort den „weißen Alp“ nennen. Es wandert gegen die Dörfer, es ſtiehlt ſich in die Häuſer, und wenn die Nacht gekommen iſt, legt es ſich an den offenen Mund der Schlafenden; dann ſchwillt und wächſt der anfänglich dünne Faden zu einer ſchwerfälligen Ungeſtalt. Am Morgen darauf iſt Alles verſchwunden; aber der Schläfer, der dann die Augen aufthut, iſt über Nacht blödſinnig geworden; der weiße Alp hat ihm die Seele ausgetrunken. Er bekommt ſie nimmer wieder; weit auf die Haide hinaus in feuchte Schluchten, zwiſchen Moor und Torf, hat das Unweſen ſie verſchleppt.

Nicht der weiße Alp war hier zu Hauſe; aber zu anderen, nicht minder unheimlichen Dingen verdichteten ſich auch die Dünſte dieſes Moores, denen manche, beſonders der älteren Dorfbewohner, Nachts und im Zwielicht wollten begegnet ſein.

An der ſüdlichen Grenze deſſelben lag unſer Reiſeziel, das Dorf, deſſen ſpitzer Thurm und ſchwarze Strohdächer ſchon lange vor uns ſichtbar geweſen waren. — Als wir endlich anlangten, ließ ich zunächſt vor dem Hauſe des alten Küſters halten, um durch dieſen etwas Näheres über die Verhältniſſe im Fehſe'ſchen Hauſe zu erfahren. Ich traf ihn mit ſeinem Knecht beim Aufladen des Düngers beſchäftigt, im blauwollenen Futterhemd, die Furke in der Hand; doch war er deshalb nicht weniger würdevoll, als er erſt ſeinen „Goldhauſen“ mit der ebenen Erde vertauſcht hatte. „Ich will's Ihnen ſagen, Herr-Amtsvogt,“ hub er an, nachdem er zuvor ſeine Sprachwerkzeuge durch ein paar Anſätze fetten Huſtens in Bereitſchaft geſetzt hatte, „wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen! Dieſer Hinrich hat mit Gewalt ſein Glück nicht erkennen wollen; Gott weiß, ob's mit der Curatel noch zu curiren iſt!“

Wir waren unterdeſſen in das Haus und in die Wohnſtube getreten. Hinter dem Ofen, in welchem trotz der milden Witterung ein Feuer brannte, ſaß ein kränklich ausſehendes Mütterchen, faſt verdeckt von einer großen Wollenſtrickerei, die ſie mit ihren mageren Fingern handhabte. Sie entſchuldigte ſich klagend, daß ſie wegen ihrer Kreuzſchmerzen nicht vom Lehnſtuhl aufkönne, um mich zu begrüßen; dann klinkte ſie von ihrem Sitze aus die daneben befindliche Küchenthür auf und rief mit ſcharfer Stimme: „Kathrin! Setz' den Keſſel auf, Kathrin!" Und zugleich hörte ich auch draußen den Dreifuß auf den Herd werfen und im Feuerloch rumoren.

Die Frau Küſterin klappte die Thür wieder zu und ſtrickte weiter; aber ihre kleinen matten Augen folgten unabläſſig, während ich mit ihrem Eheherrn im Geſpräch auf- und abwandelte.

„Wenn's erlaubt iſt zu reden, Herr Amtsvogt," ſagte ſie endlich, ihr Strickzeug von ſich ſchiebend; „es hat ſchon einen Vorſpuk gegeben; dazumal, als mein Mann hier noch im Amte war. — Ich hab' die Roſen ſo gern," fuhr ſie hüſtelnd fort; „es ſollte juſt am anderen Tag das Ringlaufen für die Schule ſein, und Abends dann, mit hoher Erlaubniß, die Tanzluſtbarkeit im Kruge; da waren auf einmal alle meine Roſen abgeriſſen. Ich wußt' wohl gleich, wo mein Spitzbube zu ſuchen war; aber bei unſerem Vater in der Schule hat's der Hinrich ſo zu drehen gewußt, daß das Strafrohr auf ſeinen Rücken gefallen iſt. Und die Dirne ſaß mauſeſtill dabei und guckte in ihr Geſangbuch."

„Aber Mutter," verſuchte der Küſter einzureden, „ſo erzähl' doch dem Herrn Amtsvogt nicht die alten Kindergeſchichten!"

„Meinſt du, Vater?" verſetzte ſie. — „Sie ſtanden beide vor der Confirmation; es iſt nur ein Faden und der läuft bis heute hin."

Ich bat höflich um die Fortſetzung des Berichts.

Das Mütterchen nickte. „Ich hatte damals noch meine Geſundheit, Herr Amtsvogt," begann ſie wieder; „aber als ich anderen Abends mit der Frau Paſtorin nur kaum in den Tanzſaal getreten war, ſo ſah ich auch ſchon, daß der Hinrich ſeinen Willen hatte; denn in dem Kranze, den die Slovakendirne auf ihren ſchwarzen Haaren trug, ſaßen richtig meine rothen Roſen; und herumgeſchwenkt hat ſie ſich auch mit ihm, daß dem hölzernen Jungen der Schweiß von den Backen rann."

„Nun, nun, Vater!“ unterbrach ſie ſich, als der Küſter zu einer neuen Bemerkung anhub. „Ich weiß wohl, die Freude dauerte nicht lange: ich will's dem Herrn Amtsvogt Alles ſchon erzählen. Es war nämlich Einer unter den größeren Jungen, der nicht wie die anderen in das Hebammenmädchen vernarrt war, obſchon ſie ſich genug um ihn zu thun machte; und das war der Sohn von dem reichen Klaus Ottſen hier! — Als eben die Muſikanten zu einem neuen Walzer aufſpielten, kommt der anſtolzirt, in ſeiner blauen Jacke mit Perlmutterknöpfen, die ſilberne Uhrkette über der Weſte, und ſieht ſich unter den Dirnen um, als wenn ſie nur alle ſo für ihn zu Kauf ſtünden. Er war aber auch ein ſchlanker, braunhaariger Junge und hat noch heute ſo was Stolzes an ſich. — Vor Hinrich und Margreth, die eben wieder in die Reihe treten wollten, blieb er ſtehen und ſah höhniſch auf ſie herab. „Hehler und Stehler?“ ſagte er lachend. „Der Roſenhinrich und die Slovakenmargreth? Ihr macht ein ſauberes Paar zuſammen!“ — Die Dirne glotzte ihn an mit ihren ſchwarzen Augen. „Läßt d' mich ſchimpfen, Hinrich?“ rief ſie. Und im Handumdrehen hatte auch mein Ottſen ſeine zwei Fauſtſchläge in den Nacken. „Das für die Slovaken-Margreth! Und das für den Roſen-Hinrich!“ — Und dabei fiedelten die Muſikanten, und die Kinder tanzten und ſtolperten über den Hans, der ſich eben vom Fußboden wieder aufſammelte; und in all' dem Lärm hör' ich die Stimme unſeres Herrn Paſtors und ſehe auch, wie er den Hinrich am Kragen hat und ihn gegen den Thürpfoſten ſtellt. „Daß du es weißt, Fehſe!“ hör' ich ihn noch ſagen; „mit dem Tanzen iſt es heute Abend aus für dich!“ — Da ſtand er nun und biß ſich die Lippen blutig, und die Margreth reckte ihren Schwarzkopf auf und ſchaute durch den Saal nach einem anderen Tänzer aus. — — 's iſt aber ein wunderlich Ding das Menſchenherz, Herr Amtsvogt! Schon lange hatte ich geſehen, daß Hans Ottſen daſtand, als wenn er die Dirne mit den Augen verſchlingen wollte; und es hilft einmal nicht, die geſtohlenen Roſen ließen ihr verwettert gut zu ihrem feinen, unverſchämten Stumpfnäschen. Und richtig! Sie hatte nun auch den am Band. „Was meinſt, Margreth?“ ſagt ganz kleinlaut der Hans Heſſart; „willſt jetzt mit **mir** halten heute Abend?“ — Erſt, als er nach ihrer Hand griff, ſtieß ſie ihn vor die Bruſt und that wild wie 'ne Katze; aber als ſie merkte, daß es Ernſt war, ward ſie auch eben ſo geſchmeidig und lacht' und wies ihre weißen Zähne, und tanzte mit ihrem ſchmucken Hans an dem armen Burſchen vorüber, als hätte es für ſie nimmer einen Hinrich Fehſe auf der Welt gegeben. Der aber ſtand noch immer wie angenagelt auf ſeinem Poſten; nur ſeine kleinen Augen fuhren hinter den Beiden her; es war ein Glück, daß ſie nicht mit Flintenkugeln geladen waren.“

„Was weiter im Saal paſſirt iſt,“ fuhr die Erzählerin fort, nachdem ſie eine Weile Athem geſchöpft hatte, „das hab' ich nicht geſehen; die Frau Paſtorin holte mich nach der Hinterſtube, wo unſere Männer ſich zu ihrem Kartenſpiel geſetzt hatten. Die Zeit verging; es war eben Feierabend geboten, ich ſtand juſt am Fenſter und hörte nach den Wildgänſen droben in der Luft, denn es war eine milde Nacht und das Gethier flog über die Haide nach dem Haff — da auf einmal hieß es: „Wo iſt Hinrich Fehſe?“ — Ja, Hinrich Fehſe war nicht da. — „Ich ſah ihn draußen im Weg,“ meinte Einer; „er wird nach

Hauſe gelaufen ſein.“ — Aber die Mutter kam gejammert; zu Hauſe war er auch nicht. — Der alte Hinrich Fehſe, ein Querkopf trotz ſeinem Jungen, ſtand vorn im dicken Haufen in der Schenkſtube und ſtieß ſein Glas auf den Tiſch, daß er nur noch den Fuß in der Hand behielt, und raiſonnirte auf den Herrn Paſtor; er laſſe ſeinen Jungen nicht cujoniren, wenn er ihn auch nicht wie die reichen Bauern mit Uhrketten und Perlmutterknöpfen beſetzen könne; nein, zum Teufel, das leide er nicht!

„Ich war in den Tanzſaal zurückgegangen, wo eben die Muſikanten ihre Fiedeln in die Lederſäcke ſteckten. Da ſtand noch die Hebammendirne mit Hans Ottſen auf der leeren Diele; ſie allein ſchien alles Das nicht anzufechten. „Nun, Margreth,“ fragte ich, „weißt denn du nicht, wo der Hinrich abgeblieben iſt?“ — „Ich? — Nein!“ ſagte ſie kurz, zog einen ihrer kleinen Schuhe aus und zupfte die rothe Bandſchleife darauf zurecht; dann funkelte ſie wieder auf den Hans mit ihren ſchwarzen Augen und ſchlug ihn neckiſch auf die Hände: „Du, was haſt mich eingeſtaubt, du! Du biſt ſo wild; wart' nur, ich tanz' nicht mehr mit ſolch' 'nem Tollen!“

„Und das war die Margreth, Herr Amtsvogt; der Hinrich aber kam auch am anderen Morgen noch nicht wieder; ſie meinten, der Mittag würde ihn nach Hauſe treiben; aber da hatte auch eine Eule geſeſſen; das ganze Dorf kam in die Beine, ſie ſuchten ihn mit Leitern und mit Stangen. Und endlich! Wo war er geweſen, Herr Amtsvogt? — Bei den Waſſerkröten hatte er in der Nacht geſeſſen; dort hinten im Moor bei der ſchwarzen Lake. Der Finkeljochim, der da ſeine Beſen ſchneidet, kam ins Dorf gelaufen und erzählte es. Da haben ſie ihn denn nach Haus geholt mitſammt dem Gliederreißen, das er ſich vom feuchten Moorgrund heimgebracht. Ein paar Wochen hat er in den Kiſſen liegen müſſen, und als der Doctor nicht angeſchlagen, haben ſie die Sympathie gebraucht: und mit drei Taſſen Camillenthee und ein paar Handvoll Kirchhofserde iſt dann auch Alles wieder in ſeinen Schick gekommen."

Der Kaffee war inzwiſchen aufgetragen und der Küſter erinnerte, nicht ohne ſcheinbare Vorſicht, ſeine Frau daran, daß der Herr Amtsvogt noch mit ihm zu reden habe.

„Ich will nicht im Wege ſein, Vater," verſetzte dieſe, von ihrem Lehnſtuhl aus die Taſſen voll ſchenkend; „ich ſage nur und hab's dem Herrn Paſtor auch ſchon geſagt: erſt, als die Dirne wieder aus der Stadt zurück war, lief nur der Hinrich bei den Hebammenleuten, und es gefiel ihr ſchon, daß ſie gleich wieder Einen hinter ſich her zu ziehen hatte; und wenn auch nur um die junge Frau zu ärgern, die ihn geheirathet hat; ſeit es aber mit dem alten Klaus Ottſen aufs Letzte geht und der nicht mehr den Daumen gegenhalten kann, weiß auch ſein Hans mit Dunkelwerden den Weg dorthin zu finden. Ich wundre mich nicht, daß der Fehſe auch diesmal wieder fortgelaufen iſt; denn mit ſich ſelber umzugehen, was doch die größte Kunſt vom Menſchenleben iſt, das hat er immer noch nicht lernen können. Ich begreif' nicht, was darum ſo viel Aufhebens im Dorf iſt; er wird ſchon wiederkommen, wenn er's ſatt hat!"

Die kleine gebrechliche Frau, deren blaſſe Wangen unter dem lebhaften Erzählen wieder aufgeblüht waren, ſchwieg jetzt und ſuchte mit der Feuerzange die Kohlen in ihrem Ofen aufzuſtören. — Ich that noch dieſe und jene Frage; dann ließ ich mich von dem Küſter, dem draußen ſichtlich ſeine Würde wieder zuwuchs, an meinen Wagen geleiten.

„Ja, ja, mein wohlgeborener Herr Amtsvogt,“ ſagte er, gleichſam die Summe eines langen Gedankenexempels ziehend; „ich habe manchen Gang um dieſe Heirath gemacht; aber der Menſch ſoll ja auf den Dank der Welt nicht rechnen! Nehmen Sie nur die Mamſell Margreth aufs Korn; die wird Ihnen über Alles Beſcheid geben können.“

Unterdeſſen hatte er das Schutzleder vor meinem Sitze zugeknöpft, und, mit majeſtätiſcher Handbewegung entlaſſen, rumpelte mein Fuhrwerk auf der ſchlecht gepflaſterten Dorfſtraße weiter.

Hinter der zur Rechten liegenden Kirche, an deren granitner Mauer ich im Vorüberfahren die Jahreszahl 1470 las, blickte aus jetzt faſt entlaubten Hollunderhecken ein Häuschen mit grünen Fenſterläden.

„Den Hebammenleuten gehört es,“ erwiederte auf meine Frage der Amtsdiener, ſich vom Kutſcherſitze zu mir wendend, „ſie halten's gewaltig ſauber; in Geſchäften bin ich ein paar Mal dort geweſen.“

Nach einer Weile hörten zur Linken die Häuſer auf. Die an der Kirchſeite ſich noch eine gute Strecke entlang ziehenden Gehöfte lagen gegen Weſten, nur durch den Weg und einige eingewallte Acker- und Wieſenſtücke von dem großen Moor getrennt; das letzte derſelben, einſam und weit hinaus belegen, war mir als das des Hinrich Fehſe bezeichnet worden.

Vor vielen dieſer Häuſer bemerkte ich Gruppen von Menſchen, anſcheinend in lebhafter Unterhaltung, zuweilen auch wohl mit ausgeſtrecktem Arm nach dem Moor hinausweiſend. Es war augenſcheinlich eine beſondere Aufregung unter den Dorfbewohnern.

Endlich fuhren wir auf die Fehſe'ſche Hofſtelle. An dem Hauſe, welches etwa hundert Schritt vom Wege zurücktrat, waren noch die Früchte der wohlhabenden Heirath ſichtbar: die nördliche Hälfte mit dem großen Scheunenthor und den halbrunden Stallfenſtern war augenſcheinlich kaum vor Jahresfriſt gebaut, die andere dagegen, welche die Wohnungsräume enthielt, mochte in dieſem Zuſtande ſchon lange von Vater auf Sohn vererbt worden ſein. Vor den niedrigen Fenſtern, auf welche das ſchwere ſchwarzbraune Strohdach drückte, zog ſich ein ziemlich ödes Gartenſtück bis an den Weg hinab.

Da ſich Niemand von den Hausgenoſſen zeigte, als wir eben vor dem Scheunenthore hielten, ſo ſchickte ich den Amtsdiener in das Haus, der dann auch bald in Begleitung einer alten Frau wieder an den Wagen trat. Ich wollte ſie als Wittwe Fehſe begrüßen, aber ſie erwiederte, ſie habe nur als Nachbarin das Haus gehütet; die alte und die junge Frau Fehſe ſeien zum Bauervogt gegangen; denn die Tochter des Finkeljochim hätte erzählt, daß ſie noch geſtern Abend, da eben der Mond aufgegangen ſei, den Hinrich dort hinten auf dem Moor geſehen habe; auf dieſe Nachricht ſeien wieder Leute zum Suchen hinausgeſchickt worden.

Ich fragte näher nach.

„Es wird wohl nichts daran ſein, Herr Amtsvogt,“ meinte die Alte; „die Dirne iſt ſo was ſimpel; und ſeit der Hans Ottſen ihr vergangenen Winter was in den Kopf geſetzt hat, iſt ſie vollends faſelig geworden.“

„Aber wo iſt das Mädchen jetzt zu finden?“

„Jetzt bekommen Herr Amtsvogt ſie nicht. Sie iſt mit den Leuten in die Haide, um ihnen den Platz zu zeigen.“

Ich ließ mich zunächſt von der Alten in das

Wohnzimmer weiſen und einen Tiſch in die Mitte ſtellen, auf welchem ich zur Aufnahme der nöthigen Notizen mein mitgebrachtes Schreibmaterial bereit legte.

Es war ein niedriges, aber geräumiges Zimmer; der weiße Sand auf den Dielen, die blanken Meſſingknöpfe an dem Beileger-Ofen, Alles zeugte von Sauberkeit und Ordnung. Den Fenſtern gegenüber befanden ſich zwei verhangene Wandbetten; vor dem einen, mit der zwiſchen Vergißmeinnicht gemalten Ueberſchrift: „Oſt un Weſt, to Huus is beſt", ſtand eine jetzt leere hölzerne Wiege.

Um keine Zeit zu verlieren, hieß ich den Amtsdiener, mir die in der Nähe wohnende Tochter der Hebamme zur Stelle zu bringen, während die Alte es übernahm, die Fehſe'ſchen Frauen von der entlegneren Wohnung des Bauervogts herbeizuholen. — Ich befand mich allein im Hauſe; von der Wand tickte der harte Schlag einer Schwarzwälder Uhr; in Erwartung der kommenden Dinge war ich ans Fenſter getreten und ſah in die gelbe Herbſtſonne, die ſchon tief jenſeits der Haide ſtand.

Das Rauſchen von Frauenkleidern weckte mich aus den Gedanken, worin ich mich einzuſpinnen begann. Als ich mich umwandte, erblickte ich eine ſchlanke volle Mädchengeſtalt in ſtädtiſcher Kleidung, deren kleine und, wie mir ſchien, zitternde Hand eben ein ſchwarzes Kopftuch von dem Nacken ſtreifte.

Ich konnte nicht zweifeln, wen ich vor mir hatte: zum erſten Mal ſah ich den verführeriſchen Kopf jenes Mädchens unverhüllt.

„Sie ſind Margarethe Glansky!" ſagte ich.

Ein kaum hörbares „Ja" war die Antwort.

Ich ſetzte mich gegenüber an den Tiſch und nahm die Feder zur Hand.

„Sie kennen den jungen Hinrich Fehſe?" fragte ich weiter.

Ein eben ſo leiſes „Ja" erfolgte.

„Ich meine, Sie haben in näherer Bekanntſchaft mit ihm geſtanden?"

Sie antwortete nicht. Als ich aufblickte, ſah ich, daß ſie todtenblaß war; ich hörte, wie die weißen Zähnchen auf einander ſchlugen. Die Angſt vor äußerlicher Verantwortlichkeit wegen einer vielleicht innerlichen Schuld mochte ſie ergriffen haben.

„Weshalb fürchten Sie ſich?" fragte ich.

„Ich fürchte mich nicht; — aber die Bauernweiber haben alle einen Haß auf mich.“

„Es handelt ſich nicht um Sie, Margarethe Glansky; ſondern um den jungen Mann, der ſeit einigen Tagen vermißt wird.“

„Ich weiß nichts davon; ich bin nicht Schuld daran!“ ſtieß ſie, noch immer nach Athem ringend, hervor.

„Aber wir müſſen ihn zu finden ſuchen,“ fuhr ich fort. „Kurz vor ſeiner Heirath ſind Sie in die Stadt gezogen, und dann vor einem halben Jahre wieder zurückgekommen?“

„Es gefiel mir dort nicht, ich hatte nicht nöthig zu dienen; — es reut mich noch, daß ich ſo dumm mich hatte fortſchicken laſſen!“ Und die ſtarken Augenbrauen des Mädchens zogen ſich dicht zuſammen.

„Hinrich Fehſe,“ ſagte ich, „iſt dann oft des Abends zu Ihnen gekommen?“

„Wir konnten ihn doch nicht fortjagen.“

„Er kam zuletzt, ſo ſagt man, jeden Abend und blieb dann oft bis Mitternacht.“

„Das lügen die Weiber!“

„Aber Sie haben Geſchenke von ihm angenommen?"

Ein heißes Roth flog über ihr Geſicht. „Wer hat das geſagt?"

„Das ſingen die Spatzen von den Dächern; es hat argen Unfrieden zwiſchen den Eheleuten geſetzt."

„Nun, und wenn's auch wäre!" rief ſie und warf trotzig ihre rothen Lippen auf. „Wer hat ſie geheißen ihn zu heirathen!"

„Und würden Sie ihn denn geheirathet haben?" fragte ich.

Aber bevor ſie zu antworten vermochte, wurde die Stubenthür aufgeriſſen und die beiden Fehſe'ſchen Frauen, die junge mit ihrem Kinde auf dem Arm, traten in das Zimmer. Ich ſah noch, wie die Augen der alten Bäuerin und der Hebammentochter in unverhohlenem Haſſe auf einander blitzten; dann ſtellte die Alte ſich vor mir hin und ſagte zitternd:

„Herr Amtsvogt, was thut die Perſon da in unſerem Hauſe? Ich bin der Meinung, daß ich das wohl nicht zu leiden brauche!"

„Die Perſon," erwiederte ich, und ſchob dabei die beiden Frauen unmerklich wieder zur Thür hinaus, „wird gerichtlich vernommen und iſt von mir hierher beſchieden worden."

Wir ſtanden draußen auf dem Hausflur. Die alte hagere Frau rang die Hände: „Ach, das Elend!" rief ſie; „das Elend!" — Die junge Bäuerin trocknete von den Wangen ihres ſchlafenden Kindes die Thränen, die ſie fortwährend darauf weinte.

„Wir hatten es ſo gut das erſte Jahr," ſagte ſie, „wenn nur die nicht wiedergekommen wär'; Unſereins verſteht ſo was nicht; aber ſie muß es ihm doch angethan haben! Und das viele Geld, das er neulich für die Pferde gelöſt hat; — wir haben die Schatulle und Alles durchgeſucht; aber es iſt nichts davon zu finden."

Durch die offne Hausthür ſah ich draußen einen Mann mit einer langen Stange vorübergehen und den Weg in's Moor hinunter nehmen. Die Alte war hinausgetreten und kam jammernd zurück. Plötzlich aber fuhr ſie ſich mit der Schürze über die Augen. „Der da eben wird wiſſen, wo er iſt," ſagte ſie. „Er war nicht gottlos, mein Hinrich! — Auf die Knie hat er ſich geworfen und ſeinen armen Kopf in meinen Schooß gedrückt; denn er war ja immer doch mein Kind! „Mutter,“ hat er geſagt, „Ihr ſaht mich auf dem Braunen fortreiten und ich ſagte Euch, daß ich wegen der Zinſen zum Müller nach der Nordermühle müßte; — das war gelogen, Mutter; in der Irre bin ich fünf Stunden lang für wild herumgeritten; Ihr habt ſelbſt dem Braunen den Schaum von den Flanken geſtrichen, als ich heimgekommen; — ich hab' nur nicht zu ihr hinüber wollen; aber es hat mich doch wie bei den Haaren dahin zurückgezogen: — es kriegt' mich unter; ich kann's nicht helfen, Mutter!“

„Und er war doch ſo gut, mein Hinrich!“ fuhr die Alte, wie mit ſich ſelber redend, fort. „Noch als das Kind geboren war! In unſerem Hof hier, aufs Pferd hab ich's ihm reichen müſſen; die Sonne ſchien ſo warm, drüben in der Koppel ſtand die Sommerſaat ſo grün. „Was meinſt', Mutter,“ ſagt' er, „ich könnt' es gut ein bischen mit aufs Feld nehmen!“ Er war ſo glücklich über ſein Kind; ich hatt' meine Noth, es ihm wieder abzukriegen; und es war doch erſt ſechs Wochen alt!“

Ich machte mich von den Frauen los, indem ich ihnen bedeutete, daß ſie wegen ihrer eigenen Vernehmung zur Stelle bleiben müßten. Als ich wieder in das Zimmer trat, fielen ſchon die ſchrägen Strahlen der Abendſonne durch die Fenſter. Das Mädchen ſtand noch auf demſelben Platze wie vorhin; aber ſie ſchien ruhiger geworden und ſogar, vielleicht nur weil ich den anderen Frauen gegenüber ihre Anweſenheit vertreten hatte, ein Vertrauen zu mir gefaßt zu haben. „Ich will's Ihnen wohl erzählen, Herr Amtsvogt,“ begann ſie, indem ſie mit beiden Händen ihr glänzend ſchwarzes Haar zurückſtrich; — „ob ich ihn geheirathet hätte, wenn er das Geld von der Anderen nicht hätte brauchen müſſen; — ich weiß das nicht, und iſt auch wohl übrig jetzt zu fragen; ich bin gut Freund mit ihm geweſen; wir tanzten wohl zuſammen; aber — und das iſt die Wahrheit! Herr Amtsvogt — ich hatte nicht gedacht, daß er's gar ſo ernſthaft nehmen würde.“

„Sie wußten doch,“ ſagte ich, „daß er von Jugend auf Ihnen nachgegangen war; und ich meine, der ſah nicht aus, als ob er mit ſolchen Dingen ſpielen könnte.“

Sie hatte ſeitwärts einen raſchen Blick in den kleinen, mit Pfauenfedern geſchmückten Spiegel gewerfen, und eine Secunde lang brach es wie heiße Lebensluſt aus ihren dunklen Augen. „Nun,“ ſagte ſie, „zuletzt hab' ich's ſchon merken müſſen; aber da hab' ich ihn nicht mehr fortbringen können. Verſucht hab' ich's genug; denn er plagte mich bis aufs Blut mit ſeinen Grillen; zumal wenn ſonſt junge Leute zu uns kamen, wie das doch nicht anders iſt. Er konnte mit den Zähnen knirſchen, wenn ich nur Einen an die Hausthür brachte; oder gar, als einmal Hans Ottſen aus Narrethei mir die Haarzöpfe losmachen wollte; und er hatte doch ſein Weib zu Hauſe!“

Ich ſah ſie feſt an. „Alſo der Ottſen kam in der letzten Zeit auch zu Ihnen? Sie wiſſen vielleicht, daß ſein Vater ihm um Johanni die Hufe übergeben hat.“

Sie ſtutzte einen Augenblick wie verwirrt; dann aber, als habe ſie meine Bemerkung nicht gehört, fuhr ſie fort: „Manchen Abend, wenn der Wächter zu Neun geblaſen, hat meine Mutter ihn angerufen, nach Haus zu gehen. Aber er ging nicht. „Frau Nachbarn,“ ſagte er dann wohl, „Sie wird mir doch den Stuhl in Ihrem Hauſe gönnen; ich verlang' ja weiter nichts!" — Und ſo ſind wir dann ſitzen geblieben; ich an meinem Nähſtein vor der einen Tiſchſchublade, er vor der anderen. „Hinrich," hab ich oft geſagt, „ſei nicht ſo hinterſinnig! Du kannſt ja Sonntag im Krug mit mir tanzen; nimm doch deine Frau mit, und laß uns Alle mit einander vergnügt ſein." Aber er ſtieß dann nur ein höhniſches Lachen aus, und ſah mich aus ſeinen kleinen Augen an, als wollte er mir damit ein Leides thun."

„Nur einmal," fuhr ſie nach einer Weile fort, „iſt er eine Zeit lang weggeblieben; — als ihm das Kind geboren war; und ich dachte ſchon, er ſei zur Vernunft gekommen. — Da, etwa vier Wochen nachher, wurde ſeine Frau ſchwer krank; ſie glaubten Alle, es geh' mit ihr aufs Letzte, auch meine Mutter, die ihr doch in der Geburt hatte beiſtehen müſſen. Und da, Herr Amtsvogt — kam er wieder."

Das Mädchen athmete ſchwer auf. — „Er war ganz anders geworden, mehr ſo wie damals, als er noch ein junger Burſche war; er konnte wieder erzählen und ſprach wieder von ſeiner Wirthſchaft und was er thun und treiben wollte. Einmal aber — meine Mutter war eben außer Hauſe — faßte er mich plötzlich an beiden Schultern und ſah mich an, wie unſinnig vor Freude. „Margreth!" — rief er, denk's einmal aus! Wenn — o wenn!" — — Er verſtummte dann und ließ mich los; aber ich wußte doch, wie's gemeint war, und hab's auch bald nachher geſehen. Deshalb dachte ich ihn auf andere Gedanken zu bringen. „Iſt denn der Doctor heute bei Euch geweſen?" fragte ich. „Wie geht's mit Ann-Marieken?" — Es war erſt, als wenn er nicht antworten mochte. „Sie hat wieder ein neues Glas gekriegt," ſagte er dann; „ich weiß nicht, was der Doctor meinte." Dabei hatte er ſich das Punktirbuch meiner Mutter aus deren Nähkaſten gekramt, ſetzte ſich mir gegenüber und fing nun an mit Kreide auf den Tiſch zu ſtricheln. Er that das ſo haſtig und wurde ſo heiß um den Kopf dabei, daß ich ihn fragte: „Hinrich, auf was punktirſt du da?"

„Laß, laß!" ſagte er. „Bleib' du bei deiner Näharbeit!" — Aber ich bog mich unbemerkt über den Tiſch und las in dem Buch die Nummer, auf welche er den Finger hielt. — Da war es die Frage, ob der Kranke geneſen werde? — Ich ſchwieg und ſetzte mich wieder an meine Arbeit; und er ſtrichelte weiter, zählte „Eben“ oder „Uneben“ und punktirte ſich nachher die Figuren mit der Kreide auf den Tiſch. „Nun,“ fragte ich, „biſt du fertig? Kann man's jetzt zu wiſſen kriegen?“ — Er hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſah mich ſchweigend an, aber ſtill und weich, wie er's lang' nicht gethan hatte. Dann ſtand er auf und gab mir die Hand. „Gute Nacht, Margreth,“ ſagte er; „ich muß nun nach Hauſe.“ Und ſomit ging er fort; es war noch früh am Abend. — Da die Figuren auf dem Tiſche ſtehen geblieben waren, ſo ſchlug ich in dem Büchlein nach. Da lautete die Antwort: „Tröſtet die Seele des Kranken und laßt alle Hoffnung fahren!“ — — Aber es war diesmal nicht getroffen; die Frau erholte ſich bald hernach; und nun ward's mit ihm ſchlimmer, als es je geweſen war. Glauben Sie's mir, Herr Amtsvogt, wenn ich was an ihm verſehen habe, es iſt mit Angſt und Noth gebüßt.“

Da ſie bei dieſen Worten in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, ſo ließ ich ſie auf einen Stuhl niederſitzen. Bald aber erhob ſie wieder ihren Kopf, den ſie in beide Hände gepreßt hatte, und ſah mich an. — Im Zimmer war nur noch das Licht des Sonnenuntergangs, in dem die rothen Lippen des Mädchens auffallend gegen ihr blaſſes Geſicht und ihre dunklen Augen hervortraten.

Aber ich mußte weiter fragen. „Hinrich Fehſe," ſagte ich, „hat in der vorigen Woche einen Pferdehandel gemacht, woraus er viel Geld hätte nach Hauſe bringen müſſen; die Fehſe'ſchen Frauen aber verſichern, daß ſie es nirgends haben finden können."

„Wir haben das Geld nicht, Herr Amtsvogt!" ſagte ſie düſter.

„Und Sie wiſſen auch nicht, wo es hingekommen iſt?"

Sie nickte. „Doch; das weiß ich."

„Es haben Einige gemeint," fuhr ich fort, „er ſei nach Hamburg, um von dort mit einem Auswandererſchiff nach Amerika zu gehen?"

„Nein, Herr Amtsvogt; wohin er gegangen iſt, das weiß ich nicht; aber mit dem Geld iſt er nicht nach Amerika. — Ich will Ihnen auch das erzählen; ſo wahr, als wenn ich vor Gott ſtünde! — Am letzten Sonntag Abend war's, es mochte gegen acht Uhr ſein; meine Mutter, die über Nacht aus geweſen war, ſaß im Lehnſtuhl und nickte über ihrem Strickzeug; wir waren ganz allein, und ich wunderte mich, daß auch Hinrich Fehſe nicht kam; denn am Vormittag in der Kirche hatte er mich wieder einmal angeſtarrt, daß alle Weiber die Köpfe nach mir wandten. – Draußen ging der Sturm; aber zwiſchen den Windſtößen glaubt' ich mitunter bei unſerem Hauſe gehen zu hören. Mir war das unheimlich und ich trat vor die Hausthür, um zu ſehen, was es gäbe. Es war kein Mondſchein, Herr Amtsvogt; aber es war nachthell; ich konnte durch den kahlen Fliederzaun ganz deutlich die Kreuze auf dem Kirchhof unterſcheiden, der an unſeren Garten ſtößt; und ſo ſah ich auch, daß unterm Zaune Einer ſtand; und da ich hinzutrat, war es Hinrich Fehſe. „Was ſtehſt du hier und läßt dich durchkälten?“ ſagte ich. „Warum kommſt du nicht herein?“ — „Ich muß dich allein ſprechen, Margreth!“ erwiederte er. — „Nun ſo ſprich, wir ſind hier allein; es wird auch Niemand kommen in dem Unwetter.“ — Aber er ſprach nicht, bis ich ſagte: „Mich friert; ich will hinein und mein Umſchlagetuch holen!“ Da griff er mich bei der Hand und ſagte ſchwer: „'S geht ſo nicht länger, Margreth; ich muß ein Ende machen." — Er kam mir ſo ſeltſam vor; ich wußte nicht, was ich ihm darauf antworten ſollte. „Hinrich," ſagte ich; „am beſten wär's, ich ginge wieder fort; dann wird wohl Alles noch gut werden!" — „Wir müſſen Beide fort, mit einander fort, Margreth!" antwortete er. Dabei zog er einen Beutel hervor und ließ ihn mehrmals auf der Kante des Brunnens klingen, an dem wir in dieſem Augenblicke ſtanden. „Hörſt du?" ſagte er; „das iſt Gold! Vorgeſtern hab' ich meine Braunen verkauft; ich geh' zu meinem Vetter über See in die neue Welt; es iſt leicht dort ſein Brod zu finden." — „Das wirſt du deiner Frau nicht anthun!" ſagte ich. — „Nicht anthun, Margreth? Es iſt kein Segen für ſie, wenn ich dableib'; die paar tauſend Thaler, die ſie in die Wirthſchaft gebracht hat, gehen bald darauf; ich bin kein Bauer mehr, ich hab' keine Gedanken ohne dich!" — Er wollte mich umfaſſen, aber ich ſprang zurück.

„Das würde mir anſtehen," ſagt' ich, „als deine Beiläuferin mit dir in die weite Welt zu rennen!" — „Hör' mich nur," begann er wieder; „wir gehen heimlich fort; meine Frau wird dann auf Scheidung klagen; dann können wir uns dort zuſammengeben laſſen.“ — — „Nein, Hinrich; ich thu's nicht; ich geh' ſo nicht fort.“ – Auf dieſe Worte ward er wie unſinnig; er warf ſich auf die Erde, ich weiß nicht, was er Alles ſprach; auch heulte der Sturm um die Kirche, daß ich's kaum verſtehen konnte; meine Kleider flogen, ich war ganz verklommen. „Geh' nach Haus, Hinrich,“ bat ich, „du biſt heut' nicht bei dir, laß uns morgen über die Sache ſprechen!“ — Indem hörte ich hinter uns vom Kirchhofſteige laute Stimmen; Hans Ottſen war darunter, und ich horchte nach unſerer Pforte; denn er war in den letzten Wochen bisweilen zu uns gekommen. Aber ſie mußten vorüber gegangen ſein; ich hörte das Kreuz im großen Kirchhofsthor drehen und bald auch die Stimmen weiter unten auf dem Dorfwege. — Als ich den Kopf zurück wandte, ſtand Hinrich vor mir. „Margreth,“ ſagte er, und er würgte die Worte nur ſo heraus; „willſt du mit mir gehen?“ — Aber bevor ich noch zu antworten vermochte, legte er die Hand auf meinen Mund. „Sprich nicht zu früh!“ rief er, „denn ich frag' nicht wieder; — nimmer wieder.“ — Ich antwortete nicht; es ſchnürte mir die Kehle zu; was hätte ich ihm auch antworten ſollen! — „Siehſt du!“ ſagte er; „ich wußte es wohl; du biſt falſch, du warteſt auf den Anderen!“ — Er machte eine Bewegung mit dem Arm, und gleich darauf hörte ich es auch unten im Brunnen aufklatſchen. — „Hinrich, dein Geld!“ rief ich. „Was thuſt du, Hinrich!“ — „Laß nur!“ ſagt' er; „ich brauch's nun nicht mehr; — aber“ — und er faßte mich mit beiden Händen und hielt mich vor ſich, als ob er wie aus der Ferne mich betrachten wollte — „küſſ' mich noch einmal, Margreth!“

— „Und dann?“ fragte ich, als das Mädchen ſtockte.

„Ich will nicht lügen,“ Herr Amtsvogt; „ich hätt's ihm nicht gewehrt: aber er ſtieß mich plötzlich von ſich. — Ich wollte der Hausthür zulaufen; da rief er zornig meinen Namen; und als ich darauf nicht hörte, ſprang er hinter mir her und packte mich wie mit eiſernen Armen. Das Haar war mir losgegangen; er ſchlang einen meiner Zöpfe um ſeine Hand und riß mir damit den Kopf in den Nacken. „Noch einen Augenblick, Margreth,“ ſagte er, und trotz der Nacht ſah ich, wie ſeine kleinen Augen über mir funkelten; und während der Sturm mir faſt die Kleider vom Leibe riß, ſchrie er mir ins Ohr: „Ich will dir was Heimliches anvertrauen, Margreth; aber ſprich's nicht weiter! Für uns Beid' zuſammen iſt kein Platz mehr auf der Welt; du ſollſt verflucht ſein, Margreth!“ — Ich ſtieß einen lauten Schrei aus; ich glaubt', er wolle mich erwürgen. Da ließ er mich los und rannte davon; ich hörte noch, wie er drüben die Kirchhofspforte zuſchlug; und gleich darauf war auch meine Mutter vor die Hausthür getreten und rief nach mir. — „Er wird ſich morgen ſchon beſinnen,“ ſagte ſie, nachdem ich ihr Alles ſo gut als ich es vermochte, erzählt hatte; „da kann er auch ſein Gold ſich ſelber wieder fiſchen.“ Dann holte ſie ein Vorlegeſchloß und legte es vor den Brunnendeckel, den einſt mein Großvater ungebetener Gäſte wegen hatte machen laſſen; es hätte ja jemand Anders den Beutel im Eimer mit heraufziehen können. — — Als wir ins Haus gegangen waren, legte meine Mutter ſich ins Bett, und ich ſetzte mich wieder an meine Arbeit. Draußen ſtürmte es noch immer fort; mitunter hörte ich unten im Dorf den Wächter blaſen; im Kirchthurm ſchlug die große Glocke an. Mir war ganz unheimlich; aber es ließ mir keine Ruh'; ich dachte immer, er könne ſich ein Leids angethan haben. Als ich merkte, daß meine Mutter eingeſchlafen war, nahm ich mein Umſchlagetuch und ſchlich mich fort. — Es begegnete mir Niemand; die meiſten Häuſer waren ſchon dunkel; nur auf der Febſe'ſchen Stelle ſah ich vom Wege aus noch Licht durch die Oeffnung der Fenſterläden ſcheinen. Ich nahm mir ein Herz und ging den Wall hinauf und in die Gartenpforte. Als ich mich an das Fenſter ſtellte, hörte ich drinnen die Spinnräder ſchnurren, bisweilen auch ein Wort von der alten Febſe. — „Was ſie nur ſprechen mögen!" dachte ich und legte das Ohr an den Laden, aber ich konnt' es nicht verſtehen. Da gewahrte ich unter dem anderen Fenſter eine umgeſtürzte Schubkarre, und als ich hinaufgeſtiegen war und mich auf den Zehen hob, reichte mein Auge bis an das Herz des Ladens. Ich konnte dort das Wandbett überſehen; auch ſah ich, daß Jemand darin lag, und als der Kopf ſich auf dem Kiſſen umwarf, erkannte ich, daß es Hinrich war. Mit einem Mal aber richtete er ſich in den Kiſſen auf und ſtierte mit den Augen auf mich zu. Da befiel mich die Angſt, ich ſprang von der Karre herab und rannte fort; über den Weg, über den Kirchhof; — um die Thurmecke pfiff und heulte es; der alte Finkeljochim ſagt dann immer, die Todten ſchreien in den Gräbern. Mir grauſte, ich weiß nicht mehr, wie ich wieder ins Haus und ins Bett gekommen bin. — Am anderen Morgen aber hieß es, Hinrich Fehſe ſei in der Nacht verſchwunden; ich habe nichts wieder von ihm geſehen.“

Sie ſchwieg. — Es war inzwiſchen dämmerig geworden. Als ich durch die kleinen Scheiben einen Blick ins Freie that, war fern am Horizont nur noch ein ſchwacher Abendſchein; die Bäume im Garten ſtanden ſchwarz, unten über dem Moor aber zogen die Nebel wie weiße Schleier. — Ich ließ zwei Talgkerzen anzünden und vor mir auf den Tiſch ſtellen; dann rief ich die Fehſe'ſchen Frauen in das Zimmer.

„Soll denn die dabei ſein?“ fragte die alte Bäuerin, indem ſie einen halb ſcheuen, halb haßerfüllten Blick auf das Mädchen warf, die nach meinem Geheiß ſich in die eine Fenſterecke geſetzt hatte.

„Die wird Sie nicht ſtören, Frau Fehſe!“ erwiederte ich.

„Nun, meinethalb; was ich zu ſagen habe, kann Gott und alle Welt hören; aber“ — und ſie erhob drohend ihren dürren Finger — „die Böſen werden ihren Lohn bekommen!“

Das Mädchen ſchien von dieſen Worten nichts zu hören; ſie hatte wie erſchöpft den Kopf ſo weit gegen die Wand gelehnt, daß ihr das ſchwarze Haar von den Schläfen zurückgefallen war. — „Laſſen Sie das, Frau Fehſe!“ ſagte ich. „Erzählen Sie mir, wie ſich die Sache zutrug!“

Sie ſchien wie aus tiefen Gedanken aufgeſtört zu werden.

„Ja,“ ſagte ſie, „er war auch den Abend drüben geweſen, da, bei der! Aber er kam doch früh nach Haus; denn Ann-Marieken lag ſo ſchlecht, der Doctor hatte ihr eben ein neues Glas verſchrieben; da hat er die ganze Nacht an ihrem Bett geſeſſen, gewiß, das hat er! und ihre Hand geſtreichelt. „Ann-Marieken,“ ſagte er, „du biſt nicht Schuld daran; verklag' mich nicht zu hart da oben; du wirſt's da beſſer haben als bei mir.“

Die junge Frau, die eben ihr Kind in die Wiege legte, brach in bitterliche Thränen aus.

„Ich meine, Frau Fehſe,“ erinnerte ich, „wie es an dem letzten Abend war, da Euer Sohn das Haus verlaſſen hat.“

„Ja, wie war's?“ erwiederte ſie. „'S war am letzten Sonntag Abend; das Eſſen hatten wir abgeräumt, und die Magd war in ihre Kammer gegangen — nein, es muß ſchon hin um zehn Uhr geweſen ſein; Ann-Marieken und ich ſaßen noch bei unſerem Spinnrad. Mein Hinrich war vordem ganz verſtürzt nach Hauſe gekommen, nun lag er ſchon lange in dem Wandbett da. Aber er ſchlief wohl nicht, denn er warf ſich fleißig herum und ſtöhnte auch wohl ſo vor ſich hin; wir waren das ſchon an ihm gewohnt, Herr Amtsvogt. — — Draußen war's Unwetter, wie das jetzt im November wohl zu ſein pflegt; der Nordweſt war zu Gang und riß die Blätter von den Bäumen; mir bangte immer, er ſollte auch den Birnbaum an der Scheune umſtürzen; denn mein Vater ſelig hat ihn bei der Taufe von meinem Hinrich ſelbſt gepflanzt. Da hör' ich's draußen leiſe vor dem Fenſter trotten, und ich horchte darauf; denn, Herr Amtsvogt, ich wußte nicht, war es ein Thier, oder war es eines Menſchen Fußtritt. Ich frag': „Hörſt du das, Ann-Marieken?“ frag' ich. Aber ſie greift in ihr Spinnrad und ſagt: „Nein, Mutter, ich höre nichts!“ — Nun rückt' ich 'nen Stuhl zum Fenſter und ſehe durch das Herz des Fenſterladens; denn wir hatten wegen des Unwetters die Läden angeſchroben. Da ſtand der Birnbaum gegen den grauen Nachthimmel und ächzte und wehrte ſich zum Erbarmen gegen den Sturm; auch über die Koppeln und die Wiſchen hinunter konnte ich ſehen und ſah auch hinten im Moor die Waſſertümpel blenkern, denn die Luft war hell dazumalen. Lebiges war nichts zu ſehen. Aber das merkt' ich wohl, es drückte ſich was unter das Fenſter und es rutſchte, als ſcheuere ein Zottelpelz an der Mauer lang. Da ich vom Stuhl herabſteige, kratzt es draußen an dem anderen Laden, und ſogleich hör' ich auch drüben in der Wand das Bettband knacken, und mein Hinrich ſitzt ſteidel aufrecht in den Kiſſen und ſtarrt mit ganz todten Augen nach dem Fenſter zu. — Als ich ruf': „Herr Jeſ', Hinrich! was iſt denn?“ da iſt auch hinten im Stall das Vieh in die Unruhe gekommen, und durch all' das Unwetter hör' ich den Bullen brüllen und mit Gewalt an ſeiner Kette reißen. Aber mein Hinrich ſitzt noch immer ſo todt und glaſig, daß mir ganz graulich wurde, und als ich mich nun ſelber umwende — Herr, du mein Jeſus Chriſt! da guckt ein Thier durch den

Fenſterladen! ich ſah ganz deutlich die weißen, ſpitzen Zähne und die ſchwarzen Augen!“

Die Alte wiſchte ſich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn und begann leiſe vor ſich hinzumurmeln.

„Ein Thier, Frau Fehſe?“ fragte ich; „habt Ihr denn ſo große Hunde im Dorf?“

Sie ſchüttelte den Kopf: „Es war kein Hund, Herr Amtsvogt!“

„Aber Wölfe giebt's hier doch nicht mehr bei uns!“

Die Alte drehte langſam den Kopf nach dem Mädchen und ſagte dann mit ſcharfer Stimme: „Es mag auch wohl kein rechter Wolf geweſen ſein!“

„Mutter, Mutter!“ rief das junge Weib; „Ihr habt mir doch geſagt, es ſei die Hebammen-Margreth geweſen, die ins Fenſter geſehen habe!“

„Hm, Ann-Marieken, ich ſage auch nicht, daß ſie es nicht geweſen iſt.“ Und die alte Frau verfiel wieder in ihr unverſtändliches Klagen und Murmeln.

„Was faſelt Ihr, Mutter Fehſe!“ rief ich. Und doch, als ich das Mädchen ſo leblos mit ihrem kreideweißen Geſicht und den rothen Lippen daſitzen ſah — der weiße Alp fiel mir ein aus der Heimath ihres Großvaters, und ich hätte faſt hinzugefügt:

Ihr irrt Euch, ich weiß es beſſer, Mutter Febſe, ſie hat ihm die Seele ausgetrunken; vielleicht iſt er fort, um ſie zu ſuchen! Aber ich ſagte nur: „Erzählt mir ordentlich, wie wurde es denn weiter mit Eurem Hinrich?“

„Mit meinem Hinrich?“ wiederholte ſie. „Er griff ans Bettband und war auf einmal mit beiden Füßen auf der Diele. „Laß mich, Hinrich!“ ſagte ich. Aber er fuhr haſtig in die Kleider: „Nein, nein, Mutter, Ihr haltet den Bullen nicht!“ und dabei hatte er immer die Augen nach dem Fenſterladen. Als er dann im Fortgehen an die Wiege ſtieß, die ſo wie heut' dort neben dem Bette ſtand, da ſtreckte das Kleine im Schlaf ſeine Aermchen auf und griff mit den Fingerchen in die Luft. Mein Hinrich blieb noch einmal ſtehen und bückte ſich über die Wiege, und ich hörte, wie er bei ſich ſelber ſagte: „Das Kind! das Kind!“ Er ſtreckte auch ſchon ſeine Hand nach den kleinen Händchen aus, als juſt der Sturm wieder gegen die Läden ſtieß und das Rumoren draußen im Stalle wieder anhub. Da that er einen tiefen Seufzer und ging wie taumelig zur Thüre hinaus.“ — —

Schon länger hatte ich bemerkt, daß Margreth den Kopf wie lauſchend gegen das Fenſter hielt; jetzt hörte ich auch das dumpfe Rumpeln eines Wagens, der den Weg vom Moor herauf zu kommen ſchien. —

„Und ſeitdem,“ fragte ich die Alte wieder, „habt Ihr Euren Sohn nicht mehr geſehen?“

Ich erhielt keine Antwort. Die Stubenthür knarrte, und durch die Thürſpalte drängte ſich ein graues Hündchen, naß und beſchmutzt; es lief zu der alten Bäuerin und ſah ſie einen Augenblick wie fragend an, ſchnoberte winſelnd an der Bettſtelle herum und lief dann ebenſo wieder zur Thür hinaus. Die beiden Frauen, welche athemlos das Thier mit den Augen verfolgt hatten, brachen in laute Klagen aus. Es war, wie ich daraus entnehmen konnte, der Hund des Vermißten, den er ſelber aufgezogen und dann immer um ſich gehabt hatte; das kleine Thier war ſeit jenem Abend ebenfalls verſchwunden geweſen.

Das Rumpeln des Wagens kam indeſſen näher, und zugleich ſah ich, wie am Fenſter das Mädchen ihren Kopf aufreckte und mit weit aufgeriſſenen Augen hinausſtarrte. Die Unſchlittkerzen leuchteten nicht ſo weit, aber es fiel von außen eine Mondhelle durch die Scheiben. Gleich einer Schlange glitt ſie in die

Höhe und blieb dann mit offenem Munde ſtehen. In demſelben Augenblick fuhr auch der Wagen dröhnend auf die Tenne des Hauſes.

Eine Weile war es lautlos ſtill, dann wurden Männerſtimmen auf dem Hausflur laut, die Stubenthür wurde weit geöffnet, und ein breitſchulteriger Mann trat auf die Schwelle. „Wir ſind mit der Leiche da,“ ſagte er; „hinten im Moor in der ſchwarzen Lake hat ſie gelegen.“

Das Zetergeſchrei der Frauen brach herein; das junge Weib hatte ſich mit beiden Armen über die Wiege ihres Kindes geworfen, das jetzt, vom Schlafe aufgeſtört, ſein ſchrilles Stimmchen mit darein miſchte.

Aber die alte Bäuerin beſann ſich plötzlich; ihre knochige Hand ſchüttelnd, trat ſie vor das Mädchen hin, die noch immer wie verſteinert in die leere Nacht hinausſtarrte. „Hörſt du's!“ rief ſie; „er iſt todt! Geh nun! Du haſt hier weiter nichts zu ſchaffen.“

Das Mädchen wandte den Kopf, als habe ſie nichts davon verſtanden; aber trotz des verhüllenden Gewandes ſah ich, daß ein Schauder über ihre Glieder lief, während ſie ſchweigend zur Thür hinausging. Durch das Fenſter ſah ich ſie den Hof hinabſchreiten;

ſie hatte den Kopf im Nacken, als ſei er ihr herumgedreht, der Scheune zugewendet, worin der Todte lag. Plötzlich, als ſie den Weg erreicht hatte, begann ſie zu laufen, mit aufgehobenen Armen, als ſei was hinter ihr, dem ſie entrinnen müßte. Bald aber verſchwand ſie in den weißen Nebeln, die vom Moor herauf den Weg überſchwemmt hatten.

Ich ließ anſpannen, mein Geſchäft war für heut' zu Ende. Als ich durch das Dorf fuhr, kam der Küſter von ſeiner Hofſtelle mir entgegen und legte die Hand auf meinen Wagen. „Es thut mir leid um den Hinrich, Herr Amtsvogt!“ ſagte er. „Aber, wer weiß, ob es nicht ſo am beſten iſt; wir müſſen jetzt nur ſehen, daß wir einen tüchtigen Setzwirth bekommen, der die Wittwe heirathen und die Stelle für den kleinen Hinrich Fehſe bewirthſchaften kann. Es ſoll ſchon Alles beſorgt werden, Herr Amtsvogt!“ Und in ſeiner alten Unerſchütterlichkeit grüßte er gravitätiſch mit der Hand, während ich, dieſe tröſtlichen Worte noch im Ohr, aus dem Dorfe hinausfuhr, an dem Moor entlang, das von einem trüben Mond beleuchtet wurde.

* * *

Um mit meinem Bericht zu Ende zu kommen: der Brunnen der Hebammensleute wurde ſchon am anderen Tage ausgeſchöpft, und der verſenkte Schatz kam wirklich wieder an das Tageslicht. Auch der Mann für die junge Wittwe fand ſich, nachdem das Kind noch binnen Jahresfriſt mittelſt eines Bräune-Anfalls ſeinem Vater in jenes unbekannte Land gefolgt war. Hans Ottſen zog es vor, ſtatt die verrufene Hebammen Margreth zu ſeinem Weibe zu machen, zu der väterlichen Hufe auch noch die Fehſe'ſche Stelle auf dem einfachen Wege der Heirath zu erwerben. Und ſo war denn, nach dem Recept der Küſterin, mit ein paar Handvoll Kirchhofserde wieder Alles in ſeinen Schick gebracht.

Will man noch nach dem Slovakenmädchen fragen, ſo vermag ich darauf keine Antwort zu geben; ſie ſoll in, ich weiß nicht, welche große Stadt gezogen und dort in der Menſchenfluth verſchellen ſein.

Viola tricolor.

(1873.)

Es war ſehr ſtill in dem großen Hauſe; aber ſelbſt auf dem Flur ſpürte man den Duft von friſchen Blumenſträußen.

Aus einer Flügelthür, der breiten in das Oberhaus hinaufführenden Treppe gegenüber, trat eine alte ſauber gekleidete Dienerin. Mit einer feierlichen Selbſtzufriedenheit drückte ſie hinter ſich die Thür ins Schloß und ließ dann ihre grauen Augen an den Wänden entlang ſtreifen, als wolle ſie auch hier jedes Stäubchen noch einer letzten Muſterung unterziehen; aber ſie nickte beifällig und warf dann einen Blick auf die alte engliſche Hausuhr, deren Glockenſpiel eben zum zweiten Mal ſeinen Satz abgeſpielt hatte.

„Schon Halb!“ murmelte die Alte; „und um Acht, ſo ſchrieb der Herr Profeſſor, wollten die Herrſchaften da ſein!“

Hierauf griff ſie in ihrer Taſche nach einem großen Schlüſſelbund und verſchwand dann in den hinteren Räumen des Hauſes. — Und wieder wurde es ſtill; nur der Perpendikelſchlag der Uhr tönte durch den geräumigen Flur und in das Treppenhaus hinauf; durch das Fenſter über der Hausthür fiel noch ein Strahl der Abendſonne und blinkte auf den drei vergoldeten Knöpfen, welche das Uhrgehäuſe krönten.

Dann kamen von oben herab kleine leichte Schritte, und ein etwa zehnjähriges Mädchen erſchien auf dem Treppenabſatz. Auch ſie war friſch und feſtlich angethan; das roth und weiß geſtreifte Kleid ſtand ihr gut zu dem bräunlichen Geſichtchen und den glänzend ſchwarzen Haarflechten. Sie legte den Arm auf das Geländer und das Köpfchen auf den Arm, und ließ ſich ſo langſam hinabgleiten, während ihre dunklen Augen träumeriſch auf die gegenüberliegende Zimmerthür gerichtet waren.

Einen Augenblick ſtand ſie horchend auf dem Flur; dann drückte ſie leiſe die Thür des Zimmers auf und ſchlüpfte durch die ſchweren Vorhänge hinein. — Es war ſchon dämmerig hier; denn die beiden

Fenſter des tiefen Raumes gingen auf eine von hohen Häuſern eingeengte Straße; nur ſeitwärts über dem Sopha leuchtete wie Silber ein venetianiſcher Spiegel auf der dunkelgrünen Sammettapete. In dieſer Einſamkeit ſchien er nur dazu beſtimmt, das Bild eines friſchen Roſenſtraußes zurückzugeben, der in einer Marmorvaſe auf dem Sophatiſche ſtand. Bald aber erſchien in ſeinem Rahmen auch das dunkle Kinderköpfchen. Auf den Zehen war die Kleine über den weichen Fußteppich herangeſchlichen; und ſchon griffen die ſchlanken Finger haſtig zwiſchen die Stengel der Blumen, während ihre Augen nach der Thür zurückflogen. Endlich war es ihr gelungen, eine halb erſchloſſene Moosroſe aus dem Strauße zu löſen; aber ſie hatte bei ihrer Arbeit der Dornen nicht geachtet, und ein rother Blutstropfen rieſelte über ihren Arm. Raſch — denn er wäre faſt in das Muſter der koſtbaren Tiſchdecke gefallen — ſog ſie ihn mit ihren Lippen auf; dann leiſe, wie ſie gekommen, die geraubte Roſe in der Hand, ſchlüpfte ſie wieder durch die Thürverhänge auf den Flur hinaus. Nachdem ſie auch hier noch einmal gehorcht hatte, flog ſie die Treppe wieder hinauf, die ſie zuvor herabgekommen war, und droben weiter einen Corridor entlang, bis an die letzte Thür deſſelben. Einen Blick noch warf ſie durch eines der Fenſter, vor dem im Abendſchein die Schwalben kreuzten; dann drückte ſie die Klinke auf.

Es war das Studirzimmer ihres Vaters, das ſie ſonſt in ſeiner Abweſenheit nicht zu betreten pflegte; nun war ſie ganz allein zwiſchen den hohen Repoſitorien, die mit ihren unzähligen Büchern ſo ehrfurchtgebietend umherſtanden. Als ſie zögernd die Thür hinter ſich zugedrückt hatte, wurde unter einem zur Linken von derſelben befindlichen Fenſter der mächtige Anſchlag eines Hundes laut. Ein Lächeln flog über die ernſten Züge des Kindes; ſie ging raſch an das Fenſter und blickte hinaus. Drunten breitete ſich der große Garten des Hauſes in weiten Raſen- und Gebüſchpartien aus; aber ihr vierbeiniger Freund ſchien ſchon andere Wege eingeſchlagen zu haben: ſo ſehr ſie ſpähte, nichts war zu entdecken. Und wie Schatten fiel es allmälig wieder über das Geſicht des Kindes; ſie war ja zu was Anderem hergekommen; was ging ſie jetzt der Nero an!

Nach Weſten hinaus, der Thür, durch welche ſie eingetreten, gegenüber, hatte das Zimmer noch ein zweites Fenſter. An der Wand daneben, ſo daß das Licht dem daran Sitzenden zur Hand fiel, befand ſich ein großer Schreibtiſch mit dem ganzen Apparat eines gelehrten Alterthumsforſchers; Bronzen und Terracotten aus Rom und Griechenland, kleine Modelle antiker Tempel und Häuſer und andere dem Schutt der Vergangenheit entſtiegene Dinge füllten faſt den ganzen Aufſatz deſſelben. Darüber aber, wie aus blauen Frühlingslüften heraustretend, hing das lebensgroße Bruſtbild einer jungen Frau; gleich einer Krone der Jugend lagen die goldblonden Flechten über der klaren Stirn. — „Holdſelig“, dies veraltete Wort hatten ihre Freunde für ſie wieder hervorgeſucht; — einſt, da ſie noch an der Schwelle dieſes Hauſes mit ihrem Lächeln die Eintretenden begrüßte. — Und ſo blickte ſie noch jetzt im Bilde mit ihren blauen Kinderaugen von der Wand herab; nur um den Mund ſpielte ein leichter Zug von Wehmuth, den man im Leben nicht an ihr geſehen hatte. Der Maler war auch derzeit wohl darum geſcholten worden; ſpäter, da ſie geſtorben, ſchien es Allen recht zu ſein.

Das kleine ſchwarzhaarige Mädchen kam mit leiſen Schritten näher; mit leidenſchaftlicher Innigkeit hingen ihre Augen an dem ſchönen Bildniß.

„Mutter, meine Mutter!“ ſprach ſie flüſternd; doch ſo, als wolle mit den Worten ſie ſich zu ihr drängen.

Das ſchöne Antlitz ſchaute, wie zuvor, leblos von der Wand herab; ſie aber kletterte, behend wie eine Katze, über den davorſtehenden Seſſel auf den Schreibtiſch, und ſtand jetzt mit trotzig aufgeworfenen Lippen vor dem Bilde, während ihre zitternden Hände die geraubte Roſe hinter der unteren Leiſte des Goldrahmens zu befeſtigen ſuchten. Als ihr das gelungen war, ſtieg ſie raſch wieder zurück und wiſchte mit ihrem Schnupftuch ſorgſam die Spuren ihrer Füßchen von der Tiſchplatte.

Aber es war, als könne ſie jetzt aus dem Zimmer, das ſie zuvor ſo ſcheu betreten hatte, nicht wieder fortfinden; nachdem ſie ſchon einige Schritte nach der Thür gethan hatte, kehrte ſie wieder um; das weſtliche Fenſter neben dem Schreibtiſche ſchien dieſe Anziehungskraft auf ſie zu üben.

Auch hier lag unten ein Garten, oder richtiger, eine Gartenwildniß. Der Raum war freilich klein;

denn wo das wuchernde Gebüſch ſie nicht verdeckte, war von allen Seiten die hohe Umfaſſungsmauer ſichtbar. An dieſer, dem Fenſter gegenüber, befand ſich, in augenſcheinlichem Verfall, eine offene Rohrhütte; davor, von dem grünen Geſpinnſte einer Clematis faſt bedeckt, ſtand noch ein Gartenſtuhl. Der Hütte gegenüber mußte einſt eine Partie von hochſtämmigen Roſen geweſen ſein; aber ſie hingen jetzt wie verdorrte Reiſer an den entfärbten Blumenſtöcken, während unter ihnen mit unzähligen Roſen bedeckte Centifolien ihre fallenden Blätter auf Gras und Kraut umherſtreuten.

Die Kleine hatte die Arme auf die Fenſterbank und das Kinn in ihre beiden Hände geſtützt, und ſchaute mit ſehnſüchtigen Augen hinab.

Drüben in der Rohrhütte flogen zwei Schwalben aus und ein; ſie mußten wohl ihr Neſt darin gebaut haben. Die anderen Vögel waren ſchon zur Ruhe gegangen; nur ein Rothbrüſtchen ſang dort noch herzhaft von dem höchſten Zweige des abgeblühten Goldregens und ſah das Kind mit ſeinen ſchwarzen Augen an.

— „Reſi, wo ſteckſt du denn!“ ſagte ſanft eine alte Stimme, während eine Hand ſich liebkoſend auf das Haupt des Kindes legte.

Die alte Dienerin war unbemerkt hereingetreten. Das Kind wandte den Kopf und ſah ſie mit einem müden Ausdruck an. „Anne,“ ſagte es, „wenn ich nur einmal wieder in Großmutters Garten dürfte!“

Die Alte antwortete nicht darauf; ſie kniff nur die Lippen zuſammen und nickte ein paar Mal wie zur Beiſtimmung. „Komm, komm!“ ſagte ſie dann. „Wie ſiehſt du aus! Gleich werden ſie da ſein, dein Vater und deine neue Mutter!“ Damit zog ſie das Kind in ihre Arme und ſtrich und zupfte ihr Haar und Kleider zurecht. — „Nein, nein, Neſchen! Du darfſt nicht weinen; es ſoll eine gute Dame ſein, und ſchön, Neſi; du ſiehſt ja gern die ſchönen Leute!“

In dieſem Augenblick tönte das Raſſeln eines Wagens von der Straße herauf. Das Kind zuckte zuſammen; die Alte aber faßte es bei der Hand und zog es raſch mit ſich aus dem Zimmer. — Sie kamen noch früh genug, um den Wagen vorfahren zu ſehen; die beiden Mägde hatten ſchon die Hausthür aufgeſchlagen.

— Das Wort der alten Dienerin ſchien ſich zu beſtätigen. Von einem etwa vierzigjährigen Manne, in deſſen ernſten Zügen man Reſi's Vater leicht erkannte, wurde eine junge ſchöne Frau aus dem Wagen gehoben. Ihr Haar und ihre Augen waren faſt ſo dunkel wie die des Kindes, deſſen Stiefmutter ſie geworden war; ja man hätte ſie, flüchtig angeſehen, für die rechte halten können, wäre ſie dazu nicht zu jung geweſen. Sie grüßte freundlich, während ihre Augen wie ſuchend umherblickten; aber ihr Mann führte ſie raſch ins Haus und in das untere Zimmer, wo ſie von dem friſchen Roſenduft empfangen wurde.

„Hier werden wir zuſammen leben," ſagte er, indem er ſie in einen weichen Seſſel niederdrückte, „verlaß dies Zimmer nicht, ohne hier die erſte Ruhe in deinem neuen Heim gefunden zu haben!"

Sie blickte innig zu ihm auf. „Aber du — willſt du nicht bei mir bleiben?"

— „Ich hole dir das Beſte von den Schätzen unſeres Hauſes."

„Ja, ja, Rudolf, deine Agnes! Wo war ſie denn vorhin?"

Er hatte das Zimmer ſchon verlaſſen. Den Augen des Vaters war es nicht entgangen, daß bei ihrer Ankunft Neſi ſich hinter der alten Anne verſteckt gehalten hatte; nun, da er ſie wie verloren draußen auf dem Hausflur ſtehend fand, hob er ſie auf beiden Armen in die Höhe und trug ſie ſo in das Zimmer.

— „Und hier haſt du die Neſi!“ ſagte er, und legte das Kind zu den Füßen der ſchönen Stiefmutter auf den Teppich; dann, als habe er Weiteres zu beſorgen, ging er hinaus; er wollte die Beiden allein ſich finden laſſen.

Neſi richtete ſich langſam auf und ſtand nun ſchweigend vor der jungen Frau; Beide ſahen ſich unſicher und prüfend in die Augen. Letztere, die wohl ein freundliches Entgegenkommen als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt haben mochte, faßte endlich die Hände des Mädchens und ſagte ernſt: „Du weißt doch, daß ich jetzt deine Mutter bin, wollen wir uns nicht lieb haben, Agnes?“

Neſi blickte zur Seite.

„Ich darf aber doch Mama ſagen?“ fragte ſie ſchüchtern.

— „Gewiß, Agnes, ſag' was du willſt, Mama oder Mutter, wie es dir gefällt!"

Das Kind ſah verlegen zu ihr auf und erwiederte beklommen: „Mama könnte ich gut ſagen!"

Die junge Frau warf einen raſchen Blick auf ſie und heftete ihre dunklen Augen in die noch dunkleren des Kindes. „Mama; aber nicht Mutter?" fragte ſie.

„Meine Mutter iſt ja todt," ſagte Reſi leiſe.

In unwillkürlicher Bewegung ſtießen die Hände der jungen Frau das Kind zurück; aber ſie zog es gleich und heftig wieder an ihre Bruſt.

„Reſi," ſagte ſie, „Mutter und Mama iſt ja daſſelbe!"

Reſi aber erwiederte nichts; ſie hatte die Verſtorbene immer nur Mutter genannt.

— Das Geſpräch war zu Ende. Der Hausherr war wieder eingetreten, und da er ſein Töchterchen in den Armen ſeiner jungen Frau erblickte, lächelte er zufrieden.

„Aber jetzt komm," ſagte er heiter, indem er der Letzteren ſeine Hand entgegenſtreckte, „und nimm als Herrin Beſitz von allen Räumen dieſes Hauſes!"

Und ſie gingen mit einander fort; durch die Zimmer des unteren Hauſes, durch Küche und Keller, dann die breite Treppe hinauf in einen großen Saal und in die kleineren Stuben und Kammern, die nach beiden Seiten der Treppe auf den Corridor hinausgingen.

Der Abend dunkelte ſchon; die junge Frau hing immer ſchwerer an dem Arm ihres Mannes, es war faſt, als ſei mit jeder Thür, die ſich vor ihr geöffnet, eine neue Laſt auf ihre Schultern gefallen; immer einſilbiger wurden ſeine froh hervorſtrömenden Worte erwiedert. Endlich, da ſie vor der Thür ſeines Arbeitszimmers ſtanden, ſchwieg auch er und hob den ſchönen Kopf zu ſich empor, der ſtumm an ſeiner Schulter lehnte.

„Was iſt dir, Ines?“ ſagte er, „du freuſt dich nicht!“

„O doch, ich freue mich!“

„So komm!“

Als er die Thür geöffnet hatte, ſchien ihnen ein mildes Licht entgegen. Durch das weſtliche Fenſter leuchtete der Schein des Abendgoldes, das drüben jenſeits der Büſche des kleinen Gartens ſtand. —

In dieſem Lichte blickte das ſchöne Bild der Todten von der Wand herab; darunter auf dem matten Gold des Rahmens lag wie glühend die friſche rothe Roſe.

Die junge Frau griff unwillkürlich mit der Hand nach ihrem Herzen und ſtarrte ſprachlos auf das ſüße lebensvolle Bild. Aber ſchon hatten die Arme ihres Mannes ſie feſt umfangen.

„Sie war einſt mein Glück;“ ſagte er, „ſei du es jetzt!“

Sie nickte, aber ſie ſchwieg und rang nach Athem. Ach, dieſe Todte lebte noch, und für ſie Beide war doch nicht Raum in einem Hauſe!

Wie zuvor, da Neſi hier geweſen, tönte jetzt wieder aus dem großen zu Norden belegenen Garten die mächtige Stimme eines Hundes.

Mit ſanfter Hand wurde die junge Frau von ihrem Gatten an das dort hinausliegende Fenſter geführt. „Sieh einmal hier hinab!“ ſagte er.

Drunten auf dem Stiege, der um den großen Raſen führte, ſaß ein ſchwarzer Neufundländer; vor ihm ſtand Neſi und beſchrieb mit einer ihrer ſchwarzen Flechten einen immer engeren Kreis um ſeine

Naſe. Dann warf der Hund den Kopf zurück und bellte und Neſi lachte und begann das Spiel von Neuem.

Auch der Vater, der dieſem kindiſchen Treiben zuſah, mußte lächeln; aber die junge Frau an ſeiner Seite lächelte nicht, und wie eine trübe Wolke flog es über ihn hin. „Wenn es die Mutter wäre!“ dachte er; laut aber ſagte er: „Das iſt unſer Nero, den mußt du auch noch kennen lernen, Ines; der und Neſi ſind gute Kameraden, ſogar vor ihren Puppenwagen läßt ſich das Ungeheuer ſpannen.“

Sie blickte zu ihm auf. „Hier iſt ſo Viel, Rudolf,“ ſagte ſie, wie zerſtreut; „wenn ich nur durchfinde!“

— „Ines, du träumſt! Wir und das Kind, der Hausſtand iſt ja ſo klein wie möglich.“

„Wie möglich?“ wiederholte ſie tonlos und ihre Augen folgten dem Kinde, das jetzt mit dem Hunde um den Raſen jagte; dann plötzlich, wie in Angſt zu ihrem Mann emporſehend, ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und bat: „Halte mich feſt, hilf mir! Mir iſt ſo ſchwer.“

⁂

Wochen, Monate waren vergangen. — Die Befürchtungen der jungen Frau ſchienen ſich nicht zu verwirklichen; wie von ſelber ging die Wirthſchaft unter ihrer Hand. Die Dienerſchaft fügte ſich gern ihrem zugleich freundlichen und vornehmen Weſen, und auch wer von außen hinzutrat, fühlte, daß jetzt wieder eine dem Hausherrn ebenbürtige Frau im Innern walte. Für die ſchärfer blickenden Augen ihres Mannes freilich war es anders; er erkannte nur zu ſehr, daß ſie mit den Dingen ſeines Hauſes wie mit Fremdem verkehre, woran ſie keinen Theil habe, das als gewiſſenhafte Stellvertreterin ſie nur um deſto ſorgſamer verwalten müſſe. Es konnte den erfahrenen Mann nicht beruhigen, wenn ſie ſich zuweilen mit heftiger Innigkeit in ſeine Arme drängte, als müſſe ſie ſich verſichern, daß ſie ihm, er ihr gehöre.

Auch zu Reſi hatte ein näheres Verhältniß ſich nicht gebildet. Eine innere Stimme — der Liebe und der Klugheit — gebot der jungen Frau, mit dem Kinde von ſeiner Mutter zu ſprechen, an die es die Erinnerung ſo lebendig, ſeit die Stiefmutter ins Haus getreten war, ſo hartnäckig bewahrte. Aber — das war es ja! Das ſüße Bild, das droben in ihres Mannes Zimmer hing, — ſelbſt ihre inneren Augen vermieden es zu ſehen. Wohl hatte ſie mehrmals ſchon den Muth gefaßt; ſie hatte das Kind mit beiden Händen an ſich gezogen, dann aber war ſie verſtummt; ihre Lippen hatten ihr den Dienſt verſagt, und Neſi, deren dunkle Augen bei ſolcher herzlichen Bewegung freudig aufgeleuchtet, war traurig wieder fortgegangen. Denn ſeltſam, ſie ſehnte ſich nach der Liebe dieſer ſchönen Frau; ja, wie Kinder pflegen, ſie betete ſie im Stillen an. Aber ihr fehlte die Anrede, die der Schlüſſel jedes herzlichen Geſpräches iſt; das Eine — ſo war ihr — durfte ſie, das Andere konnte ſie nicht ſagen.

Auch dieſes letztere Hemmniß fühlte Ines, und da es das am leichteſten zu beſeitigende ſchien, ſo kehrten ihre Gedanken immer wieder auf dieſen Punkt zurück.

So ſaß ſie eines Nachmittags neben ihrem Mann im Wohnzimmer und blickte in den Dampf, der leiſe ſingend aus der Theemaſchine aufſtieg.

Rudolf, der eben ſeine Zeitung durchgeleſen hatte, ergriff ihre Hand. „Du biſt ſo ſtill, Ines; du haſt mich heute nicht ein einzig Mal geſtört!“

„Ich hätte wohl etwas zu ſagen," erwiederte ſie zögernd, indem ſie ihre Hand aus der ſeinen löſte.

— „So ſag' es denn!"

Aber ſie ſchwieg noch eine Weile.

— „Rudolf," ſagte ſie endlich, „laß dein Kind mich Mutter nennen!"

— „Und thut ſie denn das nicht?"

Sie ſchüttelte den Kopf und erzählte ihm, was am Tage ihrer Ankunft vorgefallen war.

Er hörte ihr ruhig zu. „Es iſt ein Ausweg," ſagte er dann, „den hier die Kindesſeele unbewußt gefunden hat. Wollen wir ihn nicht dankbar gelten laſſen?"

Die junge Frau antwortete nicht darauf, ſie ſagte nur: „So wird das Kind mir niemals nahe kommen."

Er wollte wieder ihre Hand faſſen, aber ſie entzog ſie ihm.

„Ines," ſagte er, „verlange nur nichts, was die Natur verſagt; von Neſi nicht, daß ſie dein Kind, und nicht von dir, daß du ihre Mutter ſei'ſt!"

Die Thränen brachen ihr aus den Augen. „Aber, ich ſoll doch ihre Mutter ſein," ſagte ſie faſt heftig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

— „Ihre Mutter? Nein, Ines, das ſollſt du nicht."

„Was ſoll ich denn, Rudolf?"

— Hätte ſie die nahe liegende Antwort auf dieſe Frage jetzt verſtehen können, ſie würde ſie ſich ſelbſt gegeben haben. Er fühlte das und ſah ihr ſinnend in die Augen, als müſſe er dort die helfenden Worte finden.

„Bekenn' es nur!" ſagte ſie, ſein Schweigen mißverſtehend, „darauf haſt du keine Antwort."

„O, Ines!" rief er. „Wenn erſt aus deinem eignen Blut ein Kind auf deinem Schooße liegt!"

Sie machte eine abwehrende Bewegung; er aber ſagte: „Die Zeit wird kommen, und du wirſt fühlen, wie das Entzücken, das aus deinem Auge bricht, das erſte Lächeln deines Kindes weckt und wie es ſeine kleine Seele zu dir zieht. — Auch über Reſi haben einſt zwei ſelige Augen ſo geleuchtet; dann ſchlug ſie den kleinen Arm um einen Nacken, der ſich zu ihr niederbeugte, und ſagte: ‚Mutter!' — Zürne nicht mit ihr, daß ſie es zu keiner Anderen auf der Welt mehr ſagen kann!"

Ines hatte ſeine Worte kaum gehört; ihre Gedanken verfolgten nur den einen Punkt. „Wenn du ſagen kannſt: Sie iſt ja nicht dein Kind, warum ſagſt du denn nicht auch: Du biſt ja nicht mein Weib!“

Und dabei blieb es. Was gingen ſie ſeine Gründe an!

Er zog ſie an ſich; er ſuchte ſie zu beruhigen; ſie küßte ihn und ſah ihn durch Thränen lächelnd an; aber geholfen war ihr damit nicht.

* * *

Als Rudolf ſie verlaſſen hatte, ging ſie hinaus in den großen Garten. Bei ihrem Eintritt ſah ſie Reſi mit einem Schulbuche in der Hand um den breiten Raſen wandern, aber ſie wich ihr aus und ſchlug einen Seitenweg ein, der zwiſchen Gebüſch an der Gartenmauer entlang führte.

Dem Kinde war beim flüchtigen Aufblick der Ausdruck von Trauer in den ſchönen Augen der Stiefmutter nicht entgangen, und, wie magnetiſch nachgezogen, immer lernend und ihre Lection vor ſich hermurmelnd, war auch ſie allmälig in jenen Steig gerathen.

Ines ſtand eben vor einer in der hohen Mauer befindlichen Pforte, die von einem Schlinggewächs mit lila Blüthen faſt verhangen war. Mit abweſenden Blicken ruhten ihre Augen darauf, und ſie wollte ſchon ihre ſtille Wanderung wieder beginnen, als ſie das Kind ſich entgegenkommen ſah.

Nun blieb ſie ſtehen und fragte: „Was iſt das für eine Pforte, Reſi?“

— „Zu Großmutters Garten!“

„Zu Großmutters Garten? — Deine Großeltern ſind doch ſchon lange todt!“

„Ja, ſchon lange, lange.“

„Und wem gehört denn jetzt der Garten?“

— „Uns!“ ſagte das Kind, als verſtehe ſich das von ſelbſt.

Ines bog ihren ſchönen Kopf unter das Geſträuch und begann an der eiſernen Klinke der Thür zu rütteln; Reſi ſtand ſchweigend dabei, als wolle ſie den Erfolg dieſer Bemühungen abwarten.

„Aber er iſt ja verſchloſſen!“ rief die junge Frau, indem ſie abließ und mit dem Schnupftuch den Roſt von ihren Fingern wiſchte. „Iſt es der wüſte Garten, den man aus Vaters Stubenfenſter ſieht?“

Das Kind nickte.

— „Horch nur, wie drüben die Vögel ſingen!“

Inzwiſchen war die alte Dienerin in den Garten getreten. Als ſie die Stimmen der Beiden von der Mauer her vernahm, beeilte ſie ſich, in ihre Nähe zu kommen. „Es iſt Beſuch drinnen,“ meldete ſie.

Ines legte freundlich ihre Hand an Reſi's Wange. „Vater iſt ein ſchlechter Gärtner,“ ſagte ſie im Fortgehen; „da müſſen wir Beide noch hinein und Ordnung ſchaffen.“

— Im Hauſe kam Rudolf ihr entgegen.

„Du weißt, das Müller'ſche Quartett ſpielt heute Abend,“ ſagte er; „die Doctorsleute ſind da und wollen uns vor Unterlaſſungsſünden warnen.“

Als ſie zu den Gäſten in die Stube eingetreten waren, entſpann ſich ein langes, lebhaftes Geſpräch über Muſik; dann kamen häusliche Geſchäfte, die noch beſorgt werden mußten. Der wüſte Garten war für heut' vergeſſen.

* * *

Am Abend war das Concert. — Die großen Todten, Haydn und Mozart, waren an den Hörern vorübergezogen, und eben verklang auch der letzte Accord von Beethoven's C-moll-Quartett, und ſtatt der feierlichen Stille, in der allein die Töne auf- und niederglänzten, rauſchte jetzt das Geplauder der fortdrängenden Zuhörer durch den weiten Raum.

Rudolf ſtand neben dem Stuhle ſeiner jungen Frau. „Es iſt aus, Ines,“ ſagte er, ſich zu ihr niederbeugend; „oder hörſt du noch immer etwas?“

Sie ſaß noch wie horchend, ihre Augen nach dem Podium gerichtet, auf dem nur noch die leeren Pulte ſtanden. Jetzt reichte ſie ihrem Manne die Hand. „Laß uns heimgehen, Rudolf,“ ſagte ſie aufſtehend.

An der Thür wurden ſie von ihrem Hausarzte und deſſen Frau aufgehalten, den einzigen Menſchen, mit denen Ines bis jetzt in einen näheren Verkehr getreten war.

„Nun?“ ſagte der Doctor und nickte ihnen mit dem Ausdruck innerſter Befriedigung zu. „Aber kommen Sie mit uns, es iſt ja auf dem Wege; nach ſo etwas muß man noch ein Stündchen zuſammenſitzen.“

Rudolf wollte ſchon mit heiterer Zuſtimmung antworten, als er ſich leiſe am Aermel gezupft fühlte und die Augen ſeiner Frau mit dem Ausdrucke dringenden Bittens auf ſich gerichtet ſah. Er verſtand ſie wohl. „Ich verweiſe die Entſcheidung an die höhere Inſtanz,“ ſagte er ſcherzend.

Und Ines wußte unerbittlich den nicht ſo leicht zu beſiegenden Doctor auf einen anderen Abend zu vertröſten.

Als ſie am Hauſe ihrer Freunde ſich von dieſen verabſchiedet hatten, athmete ſie auf wie befreit.

„Was haſt du heute gegen unſere lieben Doctorsleute?“ fragte Rudolf.

Sie drückte ſich feſt in den Arm ihres Mannes. „Nichts,“ ſagte ſie; „aber es war ſo ſchön heute Abend; ich muß nun ganz mit dir allein ſein.“

Sie ſchritten raſcher ihrem Hauſe zu.

„Sieh' nur,“ ſagte er, „im Wohnzimmer unten iſt ſchon Licht, unſere alte Anne wird den Theetiſch ſchon gerüſtet haben. Du hatteſt Recht, daheim iſt doch noch beſſer als bei Anderen.“

Sie nickte nur und drückte ihm ſtill die Hand. — Dann traten ſie in ihr Haus; lebhaft öffnete ſie die Stubenthür und ſchlug die Vorhänge zurück.

Auf dem Tiſche, wo einſt die Vaſe mit den Roſen geſtanden hatte, brannte jetzt eine große Bronze-Lampe und beleuchtete einen ſchwarzhaarigen Kinderkopf, der ſchlafend auf die mageren Aermchen hingeſunken war; die Ecken eines Bilderbuches ragten nur eben darunter hervor.

Die junge Frau blieb wie erſtarrt in der Thür ſtehen; das Kind war ganz aus ihrem Gedankenkreiſe verſchwunden geweſen. Ein Zug herber Enttäuſchung flog um ihre ſchönen Lippen. „Du, Reſi!“ ſtieß ſie hervor, als ihr Mann ſie vollends in das Zimmer hineingeführt hatte. „Was machſt du denn noch hier?“

Reſi erwachte und ſprang auf. „Ich wollte auf Euch warten,“ ſagte ſie, indem ſie halb lächelnd mit der Hand über ihre blinzelnden Augen fuhr.

„Das iſt unrecht von Anne; du hätteſt längſt zu Bette ſein ſollen.“

Ines wandte ſich ab und trat an das Fenſter; ſie fühlte, wie ihr die Thränen aus den Augen quollen. Ein unentwirrbares Gemiſch von bitteren Gefühlen wühlte in ihrer Bruſt; Heimweh, Mitleid mit ſich ſelber, Reue über ihre Liebloſigkeit gegen das Kind des geliebten Mannes; ſie wußte ſelber nicht, was Alles jetzt ſie überkam; aber — und mit der Wolluſt und der Ungerechtigkeit des Schmerzes ſprach ſie es ſich ſelber vor — das war es: ihrer Ehe fehlte die Jugend, und ſie ſelber war doch noch ſo jung!

Als ſie ſich umwandte, war das Zimmer leer. — Wo war die ſchöne Stunde, auf die ſie ſich gefreut? — Sie dachte nicht daran, daß ſie ſie ſelbſt verſcheucht hatte.

— — Das Kind, welches mit faſt erſchreckten Augen dem ihm unverſtändlichen Vorgange zugeſehen hatte, war von dem Vater ſtill hinausgeführt worden.

„Geduld,“ ſprach er zu ſich ſelber, als er, den Arm um Reſi geſchlungen, mit ihr die Treppe hinaufſtieg; und auch er, in einem anderen Sinne, ſetzte hinzu: „Sie iſt ja noch ſo jung.“

Eine Kette von Gedanken und Plänen tauchte in ihm auf; mechaniſch öffnete er das Zimmer, wo Reſi mit der alten Anne ſchlief und in dem ſie von dieſer ſchon erwartet wurde. Er küßte ſie und ſprach: „Ich werde Mama von dir gute Nacht ſagen.“ Dann wollte er zu ſeiner Frau hinabgehen; aber er kehrte wieder um und trat am Ende des Corridors in ſein Studirzimmer.

Auf dem Aufſatze des Schreibtiſches ſtand eine kleine Bronze-Lampe aus Pompeji, die er kürzlich erſt erworben und Verſuches halber mit Oel gefüllt hatte; er nahm ſie herab, zündete ſie an und ſtellte ſie wieder an ihren Ort unter das Bildniß der Verſtorbenen; ein Glas mit Blumen, das auf der Platte des Tiſches geſtanden, ſetzte er daneben. Er that dies faſt gedankenlos; nur, als müſſe er auch ſeinen Händen zu thun geben, während es ihm in Kopf und Herzen arbeitete. Dann trat er dicht daneben an das Fenſter und öffnete beide Flügel desſelben.

Der Himmel war voll Wolken; das Licht des Mondes konnte nicht herabgelangen. Drunten in dem kleinen Garten lag das wuchernde Geſträuch wie eine dunkle Maſſe; nur dort, wo zwiſchen ſchwarzen pyramidenförmigen Coniferen der Steig zur Rohrhütte führte, ſchimmerte zwiſchen ihnen der weiße Kies hindurch.

Und aus der Phantaſie des Mannes, der in dieſe

Einſamkeit hinabſah, trat eine liebliche Geſtalt, die nicht mehr den Lebenden angehörte; er ſah ſie unten auf dem Steige wandeln, und ihm war, als gehe er an ihrer Seite.

„Laß dein Gedächtniß mich zur Liebe ſtärken," ſprach er; aber die Todte antwortete nicht; ſie hielt den ſchönen, bleichen Kopf zur Erde geneigt; er fühlte mit ſüßem Schauder ihre Nähe, aber Worte kamen nicht von ihr.

Da bedachte er ſich, daß er hier oben ganz allein ſtehe. Er glaubte an den vollen Ernſt des Todes; die Zeit, wo ſie geweſen, war vorüber. — Aber unter ihm lag noch wie einſt der Garten ihrer Eltern; von ſeinen Büchern durch das Fenſter ſehend, hatte er dort zuerſt das kaum fünfzehnjährige Mädchen erblickt; und das Kind mit den blonden Flechten hatte dem ernſten Manne die Gedanken fortgenommen, immer mehr, bis ſie zuletzt als Frau die Schwelle ſeines Hauſes überſchritten und ihm Alles und noch mehr zurückgebracht hatte. — Jahre des Glückes und freudigen Schaffens waren mit ihr eingezogen; den kleinen Garten aber, als die Eltern früh verſtorben waren und das Haus verkauft wurde, hatten ſie behalten und durch eine Pforte in der Grenzmauer mit dem großen Garten ihres Hauſes verbunden. Faſt verborgen war ſchon damals dieſe Pforte unter hängendem Geſträuch, das ſie ungehindert wachſen ließen; denn ſie gingen durch dieſelbe in den traulichſten Ort ihres Sommerlebens, in welchen ſelbſt die Freunde des Hauſes nur ſelten hineingelaſſen wurden. — — In der Rohrhütte, in welcher er einſt von ſeinem Fenſter aus die jugendliche Geliebte über ihren Schularbeiten belauſcht hatte, ſaß jetzt zu den Füßen der blonden Mutter ein Kind mit dunklen, nachdenklichen Augen; und wenn er nun den Kopf von ſeiner Arbeit wandte, ſo that er einen Blick in das vollſte Glück des Menſchenlebens. — — Aber heimlich hatte der Tod ſein Korn hineingeworfen. Es war in den erſten Tagen eines Junimondes, da trug man das Bett der ſchwer Erkrankten aus dem daran liegenden Schlafgemach in das Arbeitszimmer ihres Mannes; ſie wollte die Luft noch um ſich haben, die aus dem Garten ihres Glückes durch das offene Fenſter wehte. Der große Schreibtiſch war bei Seite geſtellt; ſeine Gedanken waren nun alle nur bei ihr. — Draußen war ein unvergleichlicher Frühling aufgegangen; ein Kirſchbaum ſtand mit Blüthen überſchneit. In unwillkürlichem Drange hob er die leichte Geſtalt aus den Kiſſen und trug ſie an das Fenſter. „O, ſieh' es noch einmal! Wie ſchön iſt doch die Welt!“

Aber ſie wiegte leiſe ihren Kopf und ſagte: „Ich ſehe es nicht mehr.“ — —

Und bald kam es, da wußte er das Flüſtern, welches aus ihrem Munde brach, nicht mehr zu deuten. Immer ſchwächer glimmte der Funken; nur ein ſchmerzliches Zucken bewegte noch die Lippen, hart und ſtöhnend im Kampfe um das Leben ging der Athem. Aber es wurde leiſer, immer leiſer, zuletzt ſüß wie Bienengetön. Dann noch einmal war's, als wandle ein blauer Lichtſtrahl durch die offenen Augen; und dann war Frieden.

„Gute Nacht, Marie!“ — Aber ſie hörte es nicht mehr.

— — Noch ein Tag, und die ſtille, edle Geſtalt lag unten in dem großen, dämmerigen Gemach in ihrem Sarge. Die Diener des Hauſes traten leiſe auf; drinnen ſtand er neben ſeinem Kinde, das die alte Anne an der Hand hielt.

„Reſi,“ ſagte dieſe, „du fürchteſt dich doch nicht?“

Und das Kind, von der Erhabenheit des Todes angeweht, antwortete: „Nein, Anne, ich bete.“

Dann kam der allerletzte Gang, welcher noch mit ihr zu gehen ihm vergönnt war; nach ihrer Beider Sinn ohne Prieſter und Glockenklang, aber in der heiligen Morgenfrühe, die erſten Lerchen ſtiegen eben in die Luft.

Das war vorüber; aber er beſaß ſie noch in ſeinem Schmerze; wenn auch ungeſehen, ſie lebte noch mit ihm. Doch unbemerkt entſchwand auch dies; er ſuchte ſie oft mit Angſt, aber immer ſeltener wußte er ſie zu finden. Nun erſt ſchien ihm ſein Haus unheimlich leer und öde; in den Winkeln ſaß eine Dämmerung, die früher nicht dort geſeſſen hatte; es war ſo ſeltſam anders um ihn her; und ſie war nirgends.

— — Der Mond war aus dem Wolkenduft hervorgetreten und beleuchtete hell die unten liegende Gartenwildniß. Er ſtand noch immer an derſelben Stelle, den Kopf gegen das Fenſterkreuz gelehnt; aber ſeine Augen ſahen nicht mehr, was draußen war.

Da öffnete ſich hinter ihm die Thür, und eine Frau von dunkler Schönheit trat herein.

Das leiſe Rauſchen ihres Kleides hatte den Weg zu ſeinem Ohr gefunden; er wandte den Kopf und ſah ſie forſchend an.

„Ines!“ rief er; er ſtieß das Wort hervor, aber er ging ihr nicht entgegen.

Sie war ſtehen geblieben. „Was iſt dir, Rudolf? Erſchrickſt du vor mir?“

Er ſchüttelte den Kopf und verſuchte zu lächeln. „Komm,“ ſagte er, „laß uns hinuntergehen.“

Aber während er ihre Hand faßte, waren ihre Augen auf das von der Lampe beleuchtete Bild und die danebenſtehenden Blumen gefallen. — Wie ein plötzliches Verſtändniß flog es durch ihre Züge. „Es iſt ja bei dir wie in einer Capelle,“ ſagte ſie, und ihre Worte klangen kalt, faſt feindlich.

Er hatte Alles begriffen. „O, Ines,“ rief er, „ſind nicht auch dir die Todten heilig!“

„Die Todten! Wem ſollten die nicht heilig ſein! Aber, Rudolf,“ — und ſie zog ihn wieder an das Fenſter; ihre Hände zitterten und ihre ſchwarzen Augen flimmerten vor Erregung — „ſag' mir, die ich jetzt dein Weib bin, warum hältſt du dieſen Garten verſchloſſen und läſſeſt keines Menſchen Fuß hinein?“

Sie zeigte mit der Hand in die Tiefe; der weiße Kies zwiſchen den ſchwarzen Pyramidenſträuchern ſchimmerte geſpenſtiſch; ein großer Nachtſchmetterling flog eben darüber hin.

Er hatte ſchweigend hinabgeblickt. „Das iſt ein Grab, Ines,“ ſagte er jetzt, „oder, wenn du lieber willſt, ein Garten der Vergangenheit.“

Aber ſie ſah ihn heftig an. „Ich weiß das beſſer, Rudolf! Das iſt der Ort, wo du bei ihr biſt; dort auf dem weißen Steige wandelt Ihr zuſammen; denn ſie iſt nicht todt; noch eben, jetzt in dieſer Stunde warſt du bei ihr und haſt mich, dein Weib, bei ihr verklagt. Das iſt Untreue, Rudolf; mit einem Schatten brichſt du mir die Ehe!“

Er legte ſchweigend den Arm um ihren Leib und führte ſie, halb mit Gewalt, vom Fenſter fort. Dann nahm er die Lampe von dem Schreibtiſch und hielt ſie hoch gegen das Bild empor. „Ines, wirf nur einen Blick auf ſie!“

Und als die unſchuldigen Augen der Todten auf ſie herabblickten, brach ſie in einen Strom von Thränen aus. „O, Rudolf, ich fühle es, ich werde ſchlecht!“

„Weine nicht ſo,“ ſagte er. „Auch ich habe Unrecht gethan; aber habe auch du Geduld mit mir!“ — Er zog ein Schubfach ſeines Schreibtiſches auf und legte einen Schlüſſel in ihre Hand. „Oeffne du den Garten wieder, Ines! — Gewiß, es macht mich glücklich, wenn dein Fuß der erſte iſt, der wieder ihn betritt. Vielleicht, daß im Geiſte ſie dir dort begegnet und mit ihren milden Augen dich ſo lange anſieht, bis du ſchweſterlich den Arm um ihren Nacken legſt!“

Sie ſah unbeweglich auf den Schlüſſel, der noch immer in ihrer offenen Hand lag.

„Nun, Ines, willſt du nicht annehmen, was ich dir gegeben habe?“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Noch nicht, Rudolf, ich kann noch nicht, ſpäter — ſpäter; dann wollen wir zuſammen hineingehen.“ Und indem ihre ſchönen dunklen Augen bittend zu ihm aufblickten, legte ſie ſtill den Schlüſſel auf den Tiſch.

* * *

Ein Samenkorn war in den Boden gefallen, aber die Zeit des Keimens lag noch fern.

Es war im November. — Ines konnte endlich nicht mehr daran zweifeln, daß auch ſie Mutter werden ſolle, Mutter eines eigenen Kindes. Aber zu dem Entzücken, das ſie bei dem Bewußtſein überkam, geſellte ſich bald ein Anderes. Wie ein unheimliches Dunkel lag es auf ihr, aus dem allmälig ſich ein Gedanke gleich einer böſen Schlange emporwand. Sie ſuchte ihn zu verſcheuchen, ſie flüchtete ſich vor ihm zu allen guten Geiſtern ihres Hauſes, aber verfolgte er ſie, er kam immer wieder und immer mächtiger. War ſie nicht nur von außen wie eine Fremde in dies Haus getreten, das ſchon ohne ſie ein fertiges Leben in ſich ſchloß? — Und eine zweite Ehe -- gab es denn überhaupt eine ſolche? Mußte die erſte, die einzige, nicht bis zum Tode Beider fortdauern? — Nicht nur bis zum Tode! Auch weiter — weiter, bis in alle Ewigkeit! Und wenn das? — Die heiße Gluth ſchlug ihr ins Geſicht; ſich ſelbſt zerfleiſchend griff ſie nach den härteſten Worten. — Ihr Kind — ein Eindringling, ein Baſtard würde es im eignen Vaterhauſe ſein!

Wie vernichtet ging ſie umher; ihr junges Glück und Leid trug ſie allein; und wenn der, welcher den nächſten Anſpruch hatte, es mit ihr zu theilen, ſie beſorgt und fragend anblickte, ſo ſchloſſen ſich ihre Lippen wie in Todesangſt.

— — In dem gemeinſchaftlichen Schlafgemache waren die ſchweren Fenſtervorhänge heruntergelaſſen, nur durch eine ſchmale Lücke zwiſchen denſelben ſtahl ſich ein Streifen Mondlicht herein. Unter quälenden Gedanken war Ines eingeſchlafen, nun kam der Traum; da wußte ſie es: ſie konnte nicht bleiben, ſie mußte fort aus dieſem Hauſe, nur ein kleines Bündelchen wollte ſie mitnehmen, dann fort, weit weg — — zu ihrer Mutter, auf Nimmerwiederkehr! Aus dem Garten, hinter den Fichten, welche die Rückwand deſſelben bildeten, führte ein Pförtchen in das Freie; den Schlüſſel hatte ſie in ihrer Taſche, ſie wollte fort — — gleich. — —

Der Mond rückte weiter, von der Bettſtatt auf das Kiſſen, und jetzt lag ihr ſchönes Antlitz voll beleuchtet in ſeinem blaſſen Schein. — Da richtete ſie ſich auf. Geräuſchlos entſtieg ſie dem Bett und trat mit nackten Füßen in ihre davorſtehenden Schuhe.

Nun ſtand ſie mitten im Zimmer in ihrem weißen Schlafgewand; ihr dunkles Haar hing, wie ſie es Nachts zu ordnen pflegte, in zwei langen Flechten über ihre Bruſt. Aber ihre ſonſt ſo elaſtiſche Geſtalt ſchien wie zuſammengeſunken; es war, als liege noch die Laſt des Schlafes auf ihr. Taſtend, mit vorgeſtreckten Händen, glitt ſie durch das Zimmer, aber ſie nahm nichts mit, kein Bündelchen, keinen Schlüſſel. Als ſie mit den Fingern über die auf einem Stuhle liegenden Kleider ihres Mannes ſtreifte, zögerte ſie einen Augenblick, als gewinne eine andere Vorſtellung in ihr Raum; gleich darauf aber ſchritt ſie leiſe und feierlich zur Stubenthür hinaus und weiter die Treppe hinab. Dann klang unten im Flure das Schloß der Hofthür, kalte Luft blies ſie an, der Nachtwind hob die ſchweren Flechten auf ihrer Bruſt.

— — Wie ſie durch den finſteren Wald gekommen, der hinter ihr lag, das wußte ſie nicht; aber jetzt hörte ſie es überall aus dem Dickicht hervorbrechen; die Verfolger waren hinter ihr. Vor ihr erhob ſich ein großes Thor: mit aller Macht ihrer kleinen Hände ſtieß ſie den einen Flügel auf; eine öde, unabſehbare Haide dehnte ſich vor ihr aus, und plötzlich wimmelte es von großen, ſchwarzen Hunden, die in emſigem Laufe gegen ſie daherrannten; ſie ſah die rothen Zungen aus ihren dampfenden Rachen hängen, ſie hörte ihr Gebell, immer näher — tönender — —

Da öffneten ſich ihre halbgeſchloſſenen Augen, und allmälig begann ſie es zu faſſen. Sie erkannte, daß ſie eben innerhalb des großen Gartens ſtehe; ihre eine Hand hielt noch die Klinke der eiſernen Gitterthür. Der Wind ſpielte mit ihrem leichten Nachtgewande; von den Linden, welche zur Seite des Einganges ſtanden, wirbelte ein Schauer von gelben Blättern auf ſie herab. — Doch — was war das? — Drüben aus den Tannen, ganz wie ſie es vorhin zu hören glaubte, erſcholl auch jetzt das Bellen eines Hundes, ſie hörte deutlich etwas durch die dürren Zweige brechen. Eine Todesangſt überfiel ſie. — Und wieder erſcholl das Gebell.

„Nero,“ ſagte ſie; „es iſt Nero.“

Aber ſie hatte ſich mit dem ſchwarzen Hüter des Hauſes nie befreundet, und unwillkürlich lief ihr das wirkliche Thier mit den grimmigen Hunden des

Traumes in eins zuſammen; und jetzt ſah ſie ihn von jenſeit des Raſens in großen Sprüngen auf ſich zukommen. Doch er legte ſich vor ihr nieder, und, jenes unverkennbare Winſeln der Freude ausſtoßend, leckte er ihre nackten Füße. Zugleich kamen Schritte vom Hofe her, und einen Augenblick darauf umfingen ſie die Arme ihres Mannes; geſichert legte ſie den Kopf an ſeine Bruſt.

Vom Gebell des Hundes aufgewacht, hatte er mit jähem Schreck ihr Lager an ſeiner Seite leer geſehen. Ein dunkles Waſſer glitzerte plötzlich vor ſeinem inneren Auge; es lag nur tauſend Schritte hinter ihrem Garten an einem Feldweg unter dichten Erlenbüſchen. Wie vor einigen Tagen ſah er ſich mit Ines an dem grünen Uferrande ſtehen; er ſah ſie bis in das Schilf hinabgehen und einen Stein, den ſie vorhin am Wege aufgeſammelt, in die Tiefe werfen. „Komm zurück, Ines!“ hatte er gerufen, „es iſt nicht ſicher dort.“ Aber ſie war noch immer ſtehen geblieben, mit den ſchwermüthigen Augen in die Kreiſe ſtarrend, welche langſam auf dem ſchwarzen Waſſerſpiegel ausliefen. „Das iſt wohl unergründlich?“ hatte ſie gefragt, da er ſie endlich in ſeinen Armen fortgeriſſen.

Das Alles war in wilder Flucht durch ſeinen Kopf gegangen, als er die Treppe nach dem Hofe hinabgeſtürmt. — Auch damals waren ſie durch den Garten von ihrem Hauſe fortgegangen, und jetzt traf er ſie hier, faſt unbekleidet, das ſchöne Haar vom Nachtthau feucht, der noch immer von den Bäumen tropfte.

Er hüllte ſie in den Plaid, welchen er ſich ſelbſt vorm Hinuntergehen übergeworfen hatte. „Ines,“ ſagte er — das Herz ſchlug ihm ſo gewaltig, daß er das Wort faſt rauh hervorſtieß — „was iſt das? Wie biſt du hierher gekommen?“

Sie ſchauerte in ſich zuſammen.

„Ich weiß nicht, Rudolf — — ich wollte fort — mir träumte; o, Rudolf, es muß etwas Furchtbares geweſen ſein!“

„Dir träumte? Wirklich, dir träumte!“ wiederholte er und athmete auf, wie von einer ſchweren Laſt befreit.

Sie nickte nur und ließ ſich wie ein Kind ins Haus und in das Schlafgemach zurückführen.

Als er ſie hier ſanft aus ſeinen Armen ließ, ſagte ſie: „Du biſt ſo ſtumm, du zürnſt gewiß?“

„Wie ſollt' ich zürnen, Ines! Ich hatte Angſt um dich. Haſt du ſchon früher ſo geträumt?“

Sie ſchüttelte erſt den Kopf, bald aber beſann ſie ſich. „Doch — — einmal; nur war nichts Schreckliches dabei.“

Er trat ans Fenſter und zog die Vorhänge zurück, ſo daß das Mondlicht voll ins Zimmer ſtrömte.

„Ich muß dein Antlitz ſehen,“ ſagte er, indem er ſie auf die Kante ihres Bettes niederzog und ſich dann ſelbſt an ihre Seite ſetzte. „Willſt du mir nun erzählen, was dir damals Liebliches geträumt hat? Du brauchſt nicht laut zu ſprechen; in dieſem zarten Lichte trifft auch der leiſeſte Ton das Ohr.“

Sie hatte den Kopf an ſeine Bruſt gelegt und ſah zu ihm empor.

„Wenn du es wiſſen willſt,“ ſagte ſie nachſinnend. „Es war, glaub' ich, an meinem dreizehnten Geburtstag; ich hatte mich ganz in das Kind, in den kleinen Chriſtus verliebt, ich mochte meine Puppen nicht mehr anſehen.“

„In den kleinen Chriſtus, Ines?“

„Ja, Rudolf;“ und ſie legte ſich wie zur Ruhe noch feſter in ſeinen Arm; „meine Mutter hatte mir ein Bild geſchenkt, eine Madonna mit dem Kinde; es hing hübſch eingerahmt über meinem Arbeitstiſchchen in der Wohnſtube.“

„Ich kenne es,“ ſagte er, „es hängt ja noch dort; deine Mutter wollte es behalten zur Erinnerung an die kleine Ines.“

— „O, meine liebe Mutter!“

Er zog ſie feſter an ſich; dann ſagte er: „Darf ich weiter hören, Ines?“

— „Doch! Aber ich ſchäme mich, Rudolf.“ Und dann leiſe und zögernd fortfahrend: „Ich hatte an jenem Tage nur Augen für das Chriſtkind; auch Nachmittags, als meine Geſpielinnen da waren; ich ſchlich mich heimlich hin und küßte das Glas vor ſeinem kleinen Munde — — es war mir ganz, als wenn's lebendig wäre — — hätte ich es nur auch wie die Mutter auf dem Bild in meine Arme nehmen können!“ — Sie ſchwieg; ihre Stimme war bei den letzten Worten zu einem flüſternden Hauch herabgeſunken.

„Und dann, Ines?“ fragte er. „Aber du erzählſt mir ſo beklommen!“

— „Nein, nein, Rudolf! Aber — — in der

Nacht, die darauf folgte, muß ich auch im Traume aufgeſtanden ſein; denn am anderen Morgen fanden ſie mich in meinem Bette, das Bild in beiden Armen, mit meinem Kopf auf dem zerdrückten Glaſe eingeſchlafen."

Eine Weile war es todtenſtill im Zimmer.

— — „Und jetzt?" fragte er ahnungsvoll und ſah ihr tief und herzlich in die Augen. „Was hat dich heute denn von meiner Seite in die Nacht hinausgetrieben?"

„Jetzt, Rudolf?" — — Er fühlte, wie ein Zittern über alle ihre Glieder lief. Plötzlich ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals, und mit erſtickter Stimme flüſterte ſie angſtvolle und verworrene Worte, deren Sinn er nicht verſtehen konnte.

„Ines, Ines," ſagte er und nahm ihr ſchönes kummervolles Antlitz in ſeine beiden Hände.

— „O, Rudolf! Laß mich ſterben; aber verſtoße nicht unſer Kind!"

Er war vor ihr aufs Knie geſunken und küßte ihr die Hände. Nur die Botſchaft hatte er gehört und nicht die dunklen Worte, in denen ſie ihm verkündigt wurde; von ſeiner Seele flogen alle Schatten fort, und hoffnungsreich zu ihr emporſchauend, ſprach er leiſe:

„Nun muß ſich Alles, Alles wenden!“

* * *

Die Zeit ging weiter, aber die dunklen Gewalten waren noch nicht beſiegt. Nur mit Widerſtreben fügte Ines die noch aus Reſi's Wiegenzeit vorhandenen Dinge der kleinen Ausrüſtung ein, und manche Thräne fiel in die kleinen Mützen und Jäckchen, an welchen ſie jetzt ſtumm und eifrig nähte.

— — Auch Reſi war es nicht entgangen, daß etwas Ungewöhnliches ſich vorbereite. Im Oberhauſe, nach dem großen Garten hinaus, ſtand plötzlich eine Stube feſt verſchloſſen, in der ſonſt ihre Spielſachen aufbewahrt geweſen waren; ſie hatte durchs Schlüſſelloch hineingeguckt; eine Dämmerung, eine feierliche Stille ſchien darin zu walten. Und als ſie ihre Puppenküche, die man auf den Corridor hinausgeſetzt hatte, mit Hülfe der alten Anne auf den Hausboden trug, ſuchte ſie dort vergebens nach der Wiege mit dem grünen Taffetſchirme, welche, ſo lange ſie denken konnte, hier unter dem ſchrägen Dachfenſter geſtanden hatte. Neugierig ſpähte ſie in alle Winkel.

„Was gehſt du herum wie ein Controleur?“ ſagte die Alte.

— „Ja, Anne, wo iſt aber meine Wiege geblieben?“

Die Alte blickte ſie mit ſchlauem Lächeln an. „Was meinſt,“ ſagte ſie, „wenn dir der Storch noch ſo ein Brüderchen brächte?“

Reſi ſah betroffen auf; aber ſie fühlte ſich durch dieſe Anrede in ihrer elfjährigen Würde gekränkt. „Der Storch?“ ſagte ſie verächtlich.

„Nun freilich, Reſi.“

— „Du mußt nicht ſo was zu mir ſprechen, Anne. Das glauben die kleinen Kinder; aber ich weiß wohl, daß es dummes Zeug iſt.“

„So? — Wenn du es beſſer weißt, Mamſell Naſeweis, woher kommen denn die Kinderchen, wenn nicht der Storch ſie bringt, der es doch ſchon die Tauſende von Jahren her beſorgt hat?“

— „Sie kommen vom lieben Gott,“ ſagte Reſi pathetiſch. „Sie ſind auf einmal da.“

„Bewahr' uns in Gnaden!“ rief die Alte. „Was doch die Guckindiewelte heutzutage klug ſind! Aber du haſt Recht, Reſi; wenn du's gewiß weißt, daß der liebe Gott den Storch vom Amte geſetzt hat. — ich glaub's ſelber, er wird es ſchon allein beſorgen können. — Nun aber — wenn's denn ſo auf einmal da wär', das Brüderchen — oder wollteſt du lieber ein Schweſterlein? — würd's dich freuen, Reschen?"

Reſi ſtand vor der Alten, die ſich auf einen Reiſekoffer niedergelaſſen hatte; ein Lächeln verklärte ihr ernſtes Geſichtchen, dann aber ſchien ſie nachzuſinnen.

„Nun, Reschen," forſchte wieder die Alte. „Würd's dich freuen, Reschen?"

„Ja, Anne," ſagte ſie endlich, „ich möchte wohl eine kleine Schweſter haben, und Vater würde ſich gewiß auch freuen; aber — —"

„Nun, Reschen! was haſt du noch zu abern?"

„Aber," wiederholte Reſi, und hielt dann wieder einen Augenblick wie grübelnd inne; — „das Kind würde ja dann doch keine Mutter haben!"

„Was?" rief die Alte ganz erſchrocken und ſtrebte mühſam von ihrem Koffer auf; „das Kind keine

Mutter? Du biſt mir zu gelehrt, Reſi; komm, laß uns hinabgehen! — Hörſt du? Da ſchlägt's Zwei! Nun mach', daß du in die Schule kommſt!"

* * *

Schon brauſten die erſten Frühlingsſtürme um das Haus; die Stunde nahte.

— „Wenn ich's nicht überlebte," dachte Ines, „ob er auch meiner dann gedenken würde?"

Mit ſcheuen Augen ging ſie an der Thür des Zimmers vorüber, welches ſchweigend ſie und ihr künftiges Geſchick erwartete; leiſe trat ſie auf, als ſei darinnen etwas, was ſie zu wecken fürchte.

Und endlich war dem Hauſe ein Kind, ein zweites Töchterchen geboren. Von außen pochten die lichtgrünen Zweige an die Fenſter; aber drinnen in dem Zimmer lag die junge Mutter bleich und entſtellt; das warme Sonnenbraun der Wangen war verſchwunden; aber in ihren Augen brannte ein Feuer, das den Leib verzehrte. Rudolf ſaß an dem Bette und hielt ihre ſchmale Hand in der ſeinen.

Jetzt wandte ſie mühſam den Kopf nach der Wiege, die unter der Hut der alten Anne an der anderen Seite des Zimmers ſtand. „Rudolf,“ ſagte ſie matt; „ich habe noch eine Bitte!“

— „Noch eine, Ines? Ich werde noch viel von dir zu bitten haben.“

Sie ſah ihn traurig an; nur eine Secunde lang; dann flog ihr Auge haſtig wieder nach der Wiege. „Du weißt,“ ſagte ſie, immer ſchwerer athmend, „es giebt kein Bild von mir! Du wollteſt immer, es ſolle nur von einem guten Meiſter gemalt werden -- — wir können nicht mehr warten auf die Meiſterhand. — Du könnteſt einen Photographen kommen laſſen, Rudolf; es iſt ein wenig umſtändlich; aber — mein Kind, es wird mich nicht mehr kennen lernen; es muß doch wiſſen, wie die Mutter ausgeſehen.“

„Warte noch ein wenig!“ ſagte er, und ſuchte einen muthigen Ton in ſeine Stimme zu legen. „Es würde dich jetzt zu ſehr erregen; warte, bis deine Wangen wieder voller werden!“

Sie ſtrich mit beiden Händen über ihr ſchwarzes Haar, das lang und glänzend auf dem Deckbette lag, indem ſie einen faſt wilden Blick im Zimmer umherwarf.

„Einen Spiegel!“ ſagte ſie, indem ſie ſich völlig in den Kiſſen aufrichtete. „Bringt mir einen Spiegel!“

Er wollte wehren; aber ſchon hatte die Alte einen Handſpiegel herbeigeholt und auf das Bett gelegt. Die Kranke ergriff ihn haſtig; aber als ſie hineinblickte, malte ſich ein heftiges Erſchrecken in ihren Zügen; ſie nahm ein Tuch und wiſchte an dem Glaſe; doch es wurde nicht anders; nur immer fremder ſtarrte das kranke Leidensantlitz ihr entgegen.

„Wer iſt das?“ ſchrie ſie plötzlich. „Das bin nicht ich! — O, mein Gott! Kein Bild, kein Schatten für mein Kind!“

Sie ließ den Spiegel fallen und ſchlug die mageren Hände vors Geſicht.

Da drang ein Weinen an ihr Ohr. Es war nicht ihr Kind, das ahnungslos in ſeiner Wiege lag und ſchlief; Reſi hatte ſich unbemerkt hereingeſchlichen; ſie ſtand mitten im Zimmer und ſah mit düſteren Augen auf die Stiefmutter, während ſie ſchluchzend in ihre Lippe biß.

Ines hatte ſie bemerkt. „Du weinſt, Reſi?“ fragte ſie.

Aber das Kind antwortete nicht.

„Warum weinſt du, Reſi?“ wiederholte ſie heftig.

Die Züge des Kindes wurden noch finſterer. „Um meine Mutter!“ brach es faſt trotzig aus dem kleinen Munde.

Die Kranke ſtutzte einen Augenblick; dann aber ſtreckte ſie die Arme aus dem Bett, und als das Kind, wie unwillkürlich, ſich genähert hatte, riß ſie es heftig an ihre Bruſt. „O Reſi, vergiß deine Mutter nicht!“

Da ſchlangen zwei kleine Arme ſich um ihren Hals, und, nur ihr verſtändlich, hauchte es: „Meine liebe, ſüße Mama!“

— „Bin ich deine liebe Mama, Reſi?“

Reſi antwortete nicht; ſie nickte nur heftig in die Kiſſen.

„Dann, Reſi,“ und in traulich ſeligem Flüſtern ſprach es die Kranke, „vergiß auch mich nicht! O, ich will nicht gern vergeſſen werden!“

— — Rudolf hatte regungslos dieſen Vorgängen zugeſehen, die er nicht zu ſtören wagte; halb in tödtlicher Angſt, halb in ſtillem Jubel; aber die Angſt behielt die Oberhand. Ines war in ihre

Kiſſen zurückgeſunken; ſie ſprach nicht mehr; ſie ſchlief — plötzlich.

Neſi, die ſich leiſe von dem Bett entfernt hatte, kniete vor der Wiege ihres Schweſterchens; voll Bewunderung betrachtete ſie das winzige Händchen, das ſich aus den Kiſſen aufreckte, und wenn das rothe Geſichtlein ſich verzog und der kleine unbeholfene Menſchenlaut hervorbrach, dann leuchteten ihre Augen vor Entzücken. Rudolf, der ſtill herangetreten war, legte liebkoſend die Hand auf ihren Kopf; ſie wandte ſich um und küßte die andere Hand des Vaters, dann ſchaute ſie wieder auf ihr Schweſterchen. — —

Die Stunden rückten weiter. Draußen leuchtete der Mittagsſchein, und die Vorhänge an den Fenſtern wurden feſter zugezogen. Längſt ſchon ſaß er wieder an dem Bette der geliebten Frau; in dumpfer Erwartung; Gedanken und Bilder kamen und gingen; er ſchaute ſie nicht an, er ließ ſie kommen und gehen. Schon einmal früher war es ſo wie jetzt geweſen; ein unheimliches Gefühl befiel ihn; ihm war, als lebe er zum zweiten Mal. Er ſah wieder den ſchwarzen Todtenbaum aufſteigen und mit den düſteren Zweigen ſein ganzes Haus bedecken. Angſtvoll ſah er nach der Kranken; aber ſie ſchlummerte ſanft; in ruhigen Athemzügen hob ſich ihre Bruſt. Unter dem Fenſter, in den blühenden Syringen ſang ein kleiner Vogel immerzu; er hörte ihn nicht; er war bemüht, die trügeriſchen Hoffnungen fortzuſcheuchen, die ihn jetzt umſpinnen wollten.

Am Nachmittage kam der Arzt; er neigte ſich über die Schlafende und nahm ihre Hand, die ein warmer feuchter Hauch bedeckte. Rudolf blickte geſpannt in das Antlitz ſeines Freundes, deſſen Züge den Ausdruck der Ueberraſchung annahmen.

„Schone mich nicht!“ ſagte er. „Laß mich Alles wiſſen!“

Aber der Doctor drückte ihm die Hand.

— „Gerettet!“ — Das einzige Wort hatte er behalten. Er hörte auf einmal den Geſang des Vogels; das ganze Leben kam zurückgefluthet. „Gerettet!“ — Und er hatte auch ſie ſchon verloren gegeben in die große Nacht; er hatte geglaubt, die heftige Erſchütterung des Morgens müſſe ſie verderben; doch:

„Es ward ihr zum Heil,
Es riß ſie nach oben!“

In dieſe Worte des Dichters faßte er all ſein Glück zuſammen; wie Muſik klangen ſie fort und fort in ſeinen Ohren.

— — Immer noch ſchlief die Kranke; immer noch ſaß er wartend an ihrem Bette. Nur die Nachtlampe dämmerte jetzt in dem ſtillen Zimmer; draußen aus dem Garten kam ſtatt des Vogelſangs nun das Rauſchen des Nachtwindes; manchmal wie Harfenton wehte es auf und zog vorüber; die jungen Zweige pochten leiſe an die Fenſter.

„Ines!“ flüſterte er; „Ines!“ er konnte es nicht laſſen, ihren Namen auszuſprechen.

Da ſchlug ſie die Augen auf und ließ ſie feſt und lange auf ihm ruhen, als müſſe aus der Tiefe des Schlafes ihre Seele erſt zu ihm hinaufgelangen.

„Du, Rudolf?“ ſagte ſie endlich. „Und ich bin noch einmal wieder aufgewacht!“

Er blickte ſie an, und konnte ſich nicht erſättigen an ihrem Anblick. „Ines,“ ſagte er — faſt demüthig klang ſeine Stimme — „ich ſitze hier, und ſtundenlang ſchon trage ich das Glück wie eine ſchwere Laſt auf meinem Haupte; hilf es mir tragen, Ines!“

„Rudolf! —“ Sie hatte ſich mit einer kräftigen Bewegung aufgerichtet.

— „Du wirſt leben, Ines!“

„Wer hat das geſagt?“

— „Dein Arzt, mein Freund; ich weiß, er hat ſich nicht getäuſcht.“

„Leben! O mein Gott! Leben! — Für mein Kind, für dich!“ — Es war, als käme ihr plötzlich eine Erinnerung; ſie ſchlang die Hände um den Hals ihres Mannes und drückte ſein Ohr an ihren Mund. „Und für deine — für Eure, unſere Reſi!“ flüſterte ſie. Dann ließ ſie ſeinen Nacken los, und ſeine beiden Hände ergreifend, ſprach ſie zu ihm ſanft und liebevoll. „Mir iſt ſo leicht!“ ſagte ſie. „Ich weiß gar nicht mehr, warum Alles ſonſt ſo ſchwer geweſen iſt!“ Und ihm zunickend: „Du ſollſt nur ſehen, Rudolf; nun kommt die gute Zeit! Aber —“ und ſie hob den Kopf und brachte ihre Augen ganz dicht an die ſeinen — „ich muß Theil haben an deiner Vergangenheit, dein ganzes Glück mußt du mir erzählen! Und Rudolf, ihr ſüßes Bild ſoll in dem Zimmer hängen, das uns gemeinſchaftlich gehört; ſie muß dabei ſein, wenn du mir erzählſt!“

Er ſah ſie an wie ein Seliger.

„Ja, Ines; ſie ſoll dabei ſein!“

„Und Neſi! Ich erzähl' ihr wieder von ihrer Mutter, was ich von dir gehört habe; — was für ihr Alter paßt, Rudolf, nur das“ — —

Er konnte nur ſtumm noch nicken.

„Wo iſt Neſi?“ fragte ſie dann; „ich will ihr noch einen Gutenacht-Kuß geben!“

„Sie ſchläft, Ines,“ ſagte er und ſtrich ſanft mit der Hand über ihre Stirn. „Es iſt ja Mitternacht!“

„Mitternacht! So mußt auch du nun ſchlafen! Ich aber — lache mich nicht aus, Rudolf — mich hungert; ich muß eſſen! Und dann, nachher, die Wiege vor mein Bett; ganz nahe, Rudolf! Dann ſchlaf' auch ich wieder; ich fühl's; gewiß, du kannſt ganz ruhig fortgehen.“

Er blieb noch.

„Ich muß erſt eine Freude haben!“ ſagte er.

„Eine Freude?“

„Ja, Ines, eine ganz neue; ich will dich eſſen ſehen!“

— „O du!“

— Und als ihm auch das geworden, trug er mit der Wärterin die Wiege vor das Bett.

„Und nun gute Nacht! Mir iſt, als ſollte ich noch einmal in unſeren Hochzeitstag hineinſchlafen."

Sie aber wies glücklich lächelnd auf ihr Kind.

— Und bald war Alles ſtill. Aber nicht der ſchwarze Todtenbaum ſtreckte ſeine Zweige über das Dach des Hauſes; aus fernen goldnen Aehrenfeldern nickte ſanft der rothe Mohn des Schlummers. Noch eine reiche Ernte ſtand bevor.

* * *

Und es war wieder Roſenzeit. — Auf dem breiten Steige des großen Gartens hielt ein luſtiges Gefährte. Nero war augenſcheinlich avancirt; denn nicht vor einem Puppen-, ſondern vor einem wirklichen Kinderwagen ſtand er angeſchirrt und hielt geduldig ſtill, als Reſi an ſeinem mächtigen Kopfe jetzt die letzte Schnalle zuzog. Die alte Anne beugte ſich zu dem Schirm des Wägelchens und zupfte an den Kiſſen, in denen das noch namenloſe Töchterchen des Hauſes mit großen offenen Augen lag; aber ſchon rief Neſi: „Hü hott, alter Nero!“ und in würdevollem Schritt ſetzte die kleine Karawane ſich zu ihrer täglichen Spazierfahrt in Bewegung.

Rudolf und mit ihm Ines, die ſchöner als je an ſeinem Arme hing, hatten lächelnd zugeſchaut; nun gingen ſie ihren eigenen Weg; ſeitwärts ſchlugen ſie ſich durch die Büſche entlang der Gartenmauer, und bald ſtanden ſie vor der noch immer verſchloſſenen Pforte. Das Geſträuch hing nicht wie ſonſt herab; ein Geſtelle war untergebaut, ſo daß man wie durch einen ſchattigen Laubengang hinangelangte. Einen Augenblick horchten ſie auf den vielſtimmigen Geſang der Vögel, die drüben in der noch ungeſtörten Einſamkeit ihr Weſen trieben. Dann aber, von Ines' kleinen kräftigen Händen bezwungen, drehte ſich der Schlüſſel und kreiſchend ſprang der Riegel zurück. Drinnen hörten ſie die Vögel aufrauſchen, und dann war Alles ſtill. Um eine Hand breit ſtand die Pforte offen; aber ſie war an der Binnenſeite von blühendem Geranke überſtrickt; Ines wandte alle ihre Kräfte auf, es kniſterte und knickte auch dahinter; aber die Pforte blieb gefangen.

„Du mußt!“ ſagte ſie endlich, indem ſie lächelnd und erſchöpft zu ihrem Mann emporblickte.

Die Männerhand erzwang den vollen Eingang; dann legte Rudolf das zerriſſene Geſträuch ſorgſam nach beiden Seiten zurück.

Vor ihnen ſchimmerte jetzt in hellem Sonnenlicht der Kiesweg; aber leiſe, als ſei es noch in jener Mondnacht, gingen ſie zwiſchen den tiefgrünen Coniferen auf ihm hin, vorbei an den Centifolien, die mit Hunderten von Roſen aus dem wuchernden Kraut hervorleuchteten, und am Ende des Steiges unter das verfallene Rohrdach, vor welchem jetzt die Clematis den ganzen Gartenſtuhl beſponnen hatte. Drinnen hatte, wie im vorigen Sommer, die Schwalbe ihr Neſt gebaut; furchtlos flog ſie über ihnen aus und ein.

Was ſie zuſammen ſprachen? — Auch für Ines war jetzt heiliger Boden hier. — Mitunter ſchwiegen ſie und hörten nur auf das Summen der Inſecten, die draußen in den Düften ſpielten. Vor Jahren hatte Rudolf es ſchon ebenſo gehört; immer war es ſo geweſen. Die Menſchen ſtarben; ob denn dieſe kleinen Muſikanten ewig waren?

„Rudolf, ich habe etwas entdeckt!“ begann jetzt Ines wieder. „Nimm einmal den erſten Buchſtaben meines Namens und ſetz' ihn an das Ende! Wie heißt er dann?“

„Reſi!“ ſagte er lächelnd. „Das trifft ſich wunderbar.“

„Siehſt du!“ fuhr ſie fort; „ſo hat die Reſi eigentlich meinen Namen. Iſt's nicht billig, daß nun mein Kind den Namen ihrer Mutter erhält? — Marie! — Es klingt ſo gut und mild; du weißt, es iſt nicht einerlei, mit welchem Namen die Kinder ſich gerufen hören!“

Er ſchwieg einen Augenblick.

„Laß uns mit dieſen Dingen nicht ſpielen!“ ſagte er dann und ſah ihr innig in die Augen. „Nein, Ines; auch mit dem Antlitz meines lieben kleinen Kindes ſoll mir ihr Bild nicht übermalt werden. Nicht Marie, auch nicht Ines — wie es deine Mutter wünſchte — darf das Kind mir heißen! Auch Ines iſt für mich nur einmal und niemals wieder auf der Welt.“ — Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Wirſt du nun ſagen, daß du einen eigenſinnigen Mann haſt?“

„Nein, Rudolf; nur, daß du Neſi's rechter Vater biſt!“

„Und du, Ines?“

„Hab' nur Geduld; — ich werde ſchon dein rechtes Weib! — Aber“ —

„Iſt doch noch ein Aber da?“

„Kein böſes, Rudolf! — Aber — wenn einſt die Zeit dahin iſt — denn einmal kommt ja doch das Ende — wenn wir Alle dort ſind, woran du keinen Glauben haſt, aber vielleicht doch eine Hoffnung, — wohin ſie uns vorangegangen iſt: dann“ — und ſie hob ſich zu ihm empor und ſchlang beide Hände um ſeinen Nacken — „ſchüttle mich nicht ab, Rudolf! Verſuch es nicht; ich laſſe doch nicht von dir!“

Er ſchloß ſie feſt in ſeine Arme und ſagte: „Laß uns das Nächſte thun; das iſt das Beſte, was ein Menſch ſich ſelbſt und Anderen lehren kann.“

„Und das wäre?“ fragte ſie.

„Leben, Ines; ſo ſchön und lange, wie wir es vermögen!“

Da hörten ſie Kinderſtimmen von der Pforte her; kleine zum Herzen dringende Laute, die noch keine Worte waren, und ein helles „Hü!“ und „Hott!“ von Neſi's kräftiger Stimme. Und unter dem Vorſpann des getreuen Nero, behütet von der alten Dienerin, hielt die fröhliche Zukunft des Hauſes ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit.

Beim Vetter Chriſtian.

(1872.)

Mein Vetter Chriſtian hatte wirklich ſchon mit zwanzig Jahren ſeine ſchönen blauen Augen; und doch behaupteten die Mädchen, Hand aufs Herz, daß ſie ihnen völlig ungefährlich ſeien. Das aber kam daher, weil derzeit, was allerdings in ſolchem Alter ſelten vorkommt, die Elektricität derſelben noch gebunden war; und die Urſache hiervon lag wiederum darin, daß nach des Vaters frühem Tode der Vetter zwiſchen zwei ſo überwiegend energiſchen Frauennaturen aufgewachſen und nach kurzen und fleißig benutzten Univerſitätsjahren wieder in ihre Obhut zurückgekehrt war.

Die eine derſelben, ſeine Mutter — Gott habe ſie ſelig! — meine gute Tante Jette, hat auch mich als Knaben einmal unter ihrer rührigen Hand gehabt, als Chriſtian und ich uns von ihren großen Schattenmorellen eine Limonade gegen den heißen

Sommerdurſt bereitet hatten; der Anderen verſtand ich kunſtvoll aus dem Wege zu gehen. Es war dies „die alte Caroline“, welche in ſchon betagter Jungfräulichkeit als Kindsmagd bei dem kleinen Chriſtian ihren Dienſt im Hauſe angetreten, ſich hier nach unbekannt gebliebenen ſonſtigen Verſuchen noch zweimal, wiewohl ohne den gewöhnlich dabei beabſichtigten Erfolg, verlobt hatte und ſchließlich, nach des Hausherrn Tode, als Magd für Alles in der Familie hängen geblieben war. Die Auflöſung jener Verlöbniſſe ſollte lediglich durch die allzu große Tüchtigkeit der Braut herbeigeführt ſein, wovor, trotz des annehmlichen und bekannten Baarvermögens derſelben, ſowohl der letzte als der vorletzte Bräutigam zurückgeſchreckt waren, welche aber demnächſt bei ihrer Herrin eine deſto dauerhaftere und erhebendere Anerkennung gefunden hatte.

Meine Tante Jette beſaß nach ihres Mannes Tode nur ein ſchmales Einkommen; aber ein großes Haus. Sie hätte leicht von den leerſtehenden Zimmern vermiethen können; allein ſie gehörte zu den alten Geſchlechtern; das ging denn doch nicht wohl. Zum Glück wurde Chriſtian als Collaborator an unſerer Gelehrtenſchule angeſtellt und bezog nun die oberen Zimmer, welche einſt von ſeinem Vater bewohnt geweſen waren. Im Uebrigen blieb der Hausſtand unverändert; Caroline wollte lieber auch für ihren Doctor die Arbeit mitthun, als noch ſo ein junges, fluſiges Ding neben ſich herumdammeln ſehen.

Allein bald nach dem Amtsantritt ihres Sohnes begann Tante Jette zu kränkeln und konnte es ſich endlich nicht mehr verhehlen, daß ſie das rüſtige Leben, das luſtige Scheuern und Poliren, das Kochen und Einmachen mit der für ſie in keiner Weiſe paſſenden ewigen Ruhe werde zu vertauſchen haben. Als reſolute Frau that ſie indeſſen auch hier, was noth war. Täglich gab ſie jetzt ihrem Collaborator eine Unterrichtsſtunde in der praktiſchen Weisheit ihres Lebens, und der getreue Sohn, wenn er danach in ſein Studirzimmer getreten war, unterließ nicht, dieſe letzten mütterlichen Rathſchläge in ſauberer Reinſchrift zu Papier zu bringen, bis er bemerkte, daß der Cyklus geſchloſſen und er nach dem Ende wieder in den Anfang hinein zu gerathen beginne. Am letzten Tage vor ihrem Ende aber fügte Tante

Jette ihren Vorträgen noch gleichſam einen Epilog hinzu. „Und, Chriſtian,“ ſagte ſie und legte alle noch übrige Kraft in ihre Stimme, „daß du mir die alte Caroline nicht von dir läſſeſt! Die Leute ſagen zwar, ſie ſei ein Drache; mir aber, wenn es doch einmal auf einen Vergleich hinaus ſoll, ſcheint ſie, mit ihren runden Augen in dem breiten Kopfe und den Borſtenhärchen unter der krummen Naſe, mehr einem alten Schuhu ähnlich zu ſein; und du weißt es, daß dieſer Vogel in dem Haushalt der Natur eine nicht geringe Stelle einnimmt.“

Und als der Vetter ſie zwar ehrerbietig, aber doch mit etwas zweifelhaften Augen anblickte, ſetzte ſie hinzu: „Nein, nein, Chriſtian; glaub’ mir’s, du brauchſt Eine, die dir die Mäuſe wegfängt; und die alte Caroline wird das ſchon beſorgen.“

— — So war denn die Alte auch nach der Mutter Tode im Hauſe verblieben und ihr junger Herr befand ſich leidlich wohl dabei. Denn in der That — wovon er freilich keine Ahnung hatte — ſie pracherte mit Hökern und Gemüſeweibern um den letzten Dreiling, ſie wußte verſchämte Bettler und unverſchämte in Wein reiſende Juden ſchon auf dem Hausflur abzufangen; die Bauern, die zur Stadt kamen und die Städter mit ihrem Torf betrogen, fürchteten die Alte mehr als ihren Landvogt.

Zwar wenn der Doctor, was ihm wohl geſchehen konnte, ſich auf ſeinem Spaziergang nach der Claſſe über die Mittagszeit hinaus verſpätet hatte, ſo wurden wohl die Stubenthüren etwas härter als nöthig zugeſchlagen; auch flog wohl einmal nach der Suppe der Bratenteller auf den Tiſch, als ſei es Trumpf-Aß, das die alte Caroline vor ihm ausſpielte; aber der Vetter hörte das ſo wenig, wie der Miethsmann eines Bäckers das Geklapper der Beutelmaſchine; er befand ſich im Geiſte vielleicht eben auf dem Markte zu Athen und lauſchte der donnernden Philippika des jungen Demoſthenes, gegen den offenbar die alte Caroline nicht in Betracht kommen konnte.

Da, nach Verlauf einiger Jahre, geſchah es, daß dem Doctor Zweierlei in den Schooß fiel: das Subrectorat ſeiner Gelehrtenſchule und eine Erbſchaft von einer ſeiner vielen Tanten. Hatte er, Dank ſeinem Hausdrachen, ſchon vorher ein hübſches Sümmchen von ſeinen Einkünften zurücklegen müſſen, ſo wußte er jetzt vollends nicht mehr, w[illegible]hin damit.

Das machte ihn unruhig. Er ging in ſeinem großen Hauſe umher: unten in das Wohnzimmer, wo Tiſch und Stühle, die Bilder an der Wand, Alles noch ſo war wie zu Lebzeiten der Mutter; in die daneben liegenden Räume, die ſeit des Vaters Tode unbenutzt geſtanden, in das Eßzimmer, dann in das kleinere Spielzimmer. Das Bild ſeines Vaters, des milden braunlockigen Mannes, war ihm mit einem Mal ſo gegenwärtig; dabei ſah er ſich ſelbſt als Knaben, im grauen Habit mit runden Perlmutterknöpfchen; er half ſeinem Vater den Tabak für die Gäſte miſchen und rothe und grüne Federpoſen auf die Kalkpfeifen ſetzen, wobei oft eine linde Hand liebkoſend über ſeine Haare ſtrich. — Ihn überfiel, und ſtärker mit jedem Mal, daß er hier verweilte, eine Sehnſucht, dieſe Räume aufs Neue zu beleben, wenn auch die Todten nicht mehr zu erwecken ſeien. Die Sippſchaft in der Stadt war noch ſo groß; faſt jede Woche mußte er zu irgend einer Familiengeſellſchaft, war es nun in den Häuſern der Verwandten oder Sommers in deren Gärten vor der Stadt. Wie hübſch mußte es ſein, wie einſt ſein Vater es gethan, ſie Alle auch nun ſeinerſeits im eigenen Hauſe zu bewirthen! Indeſſen — das war ſonnenklar — die alte Caroline allein vermochte das doch nicht zu leiſten.

Der Vetter reſolvirte ſich kurz und ging zu der Großtante, der alten Frau Bürgermeiſterin; und dieſe, nachdem er ſeine Sache vorgetragen, empfahl ihm zuerſt eine Wittwe, die eben ihren dritten Mann begraben, und dann eine reiſe Jungfrau, welcher — es war himmelſchreiende Sünde — die Vorſteher ſchon wieder den Platz im St.-Jürgens-Stifte abgeſchlagen hatten. Da der Vetter jedoch bedachte, daß es in ſeinem Hauſe eigentlich an einer Caroline genug ſei, ſo beſchloß er, zuvor noch die Meinung ſeines Onkels, des Senators, einzuholen.

Und in der That; der Onkel wußte Beſſeres zu rathen.

„Ich empfehle dir,“ ſagte er, „mein Pathchen, die kleine Julie Hennefeder; ihr Vater — du weißt, unſer alter Comptoriſt — war ſo etwas von einem Tauſendkünſtler, er war der ‚Hans Michel in de Lämmer-Lämmerſtraet‘; er konnte machen, was er ſah, ein ‚Fleuteken‘ ſo gut wie einen ‚Napoleon‘, und trotzdem blieb er hintenum in ſeiner Lämmerſtraße ſitzen. Die Wittwe hat es knapp, und ich weiß, daß ſie ſich ſchon nach einem ſoliden Platz für ihre Tochter umgeſehen hat. Das wäre ja denn ſo bei dir, Chriſtian! Uebrigens, das Mädchen ſieht keineswegs aus, als wenn ihr Familienname für ſie erfunden wäre; im Gegentheil, ſie iſt ein ſchmuckes, voll ausgewachſenes Menſchenkind und ſoll überdies ſo Manches von der Kunſtfertigkeit ihres Vaters ererbt haben, was ſich auch beſſer für ein Hausfrauchen als für einen alten Comptoriſten ſchicken mag.“

* * *

Und ſo ſetzte denn, als eben Goldregen und Syringen im Garten des Vetters ſich zum Blühen anſchickten, ein braunes, roſiges Mädchen zum erſten Mal den Fuß über die Schwelle ſeines Hauſes; und der Vetter konnte nicht begreifen, weshalb auch drinnen die alten Wände plötzlich zu leuchten begannen. Erſt ſpäter meinte er bei ſich ſelber, es ſei der Strahl von Güte, der aus dieſen jungen Augen gehe. Die Großtante freilich ſchüttelte etwas den Kopf über dieſe gar ſo jugendliche Haushälterin, und womit die alte Caroline geſchüttelt, das hat der Vetter niemals offenbaren wollen.

Julie war keine ſchlanke Idealgeſtalt; ſie war lieblich und rundlich, flink und behaglich, ein geborenes Hausmütterchen, unter deren Hand ſich die Dinge geräuſchlos, wie von ſelber, ordneten. Dabei, wenn ihr ſo recht etwas gelungen war, konnte ſie ſich oft einer jugendlichen Unbeholfenheit nicht erwehren; faſt als habe ſie für ihre Geſchicklichkeit um Entſchuldigung zu bitten. Ja, als einmal der Vetter ein lautes Wort des Lobes nicht zurückhalten konnte, ſah er zu ſeinem Schrecken das Mädchen plötzlich wie mit Blut übergoſſen vor ſich ſtehen und ganz deutlich glaubte er: „O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!“ die buchſtäblichen Worte aus ihrem Munde zu vernehmen. In Wirklichkeit freilich hatte er ſie nicht gehört; es war nur eine Conjectur, die er aus den braunen Augen herausgeleſen hatte.

Als er es ſpäter dem Onkel Senator bei einer Nachmittagspfeife anvertraute, nickte dieſer und meinte lächelnd, das ſei eine Inſchrift, züchtig, ſüß und beſcheiden, und wohl paſſend für ein junges Mädchenangeſicht.

Und wie von ſelber belebten ſich die öden Räume des Hauſes. Die Fenſter füllten ſich mit Blumen, und unten vom Wohnzimmer in das Treppenhaus hinauf klang Morgens der helle Schlag eines Canarienvogels; aber ebenſo lag auch das Tüchelchen bereit, um ihn zum Schweigen zu bringen, wenn der Herr Doctor noch beim Morgenkaffe ſeine Penſa durchnahm. Der Onkel, der jetzt öfter bei dem Vetter einſah, behauptete, das ganze Haus habe eine Wendung weiter nach der Sonnenſeite hin gemacht.

Selbſt die alte Caroline ſtand eines Tages mit eingeſtemmten Armen und ſah den kunſtfertigen Händen der „Mamſell“ zu, die eben den Studirſeſſel des Doctors neu gepolſtert hatte und nun ſo flink einen blanken Nagel um den anderen einſchlug. Freilich, als ſie ſich darauf ertappte, trabte ſie eilig in ihre Küche zurück, ſcheltend über ſich ſelbſt und über die fingerfixe Perſon, die dem Nachbar Sattler das Brod vor dem Munde wegnehme.

Je weniger aber die alte Jungfrau die Tüchtigkeit und die ruhige Freundlichkeit des Mädchens verkennen konnte, deſto ſchärfer ſpähte ſie nach allen Seiten aus, und bald konnte man ſie gegen die Mittagsſtunde zwiſchen ihrem Feuerherd und der auf dem Flur ſtehenden Hausuhr unruhig auf- und abwandern ſehen. Es war unzweifelhaft, der Doctor kam niemals mehr zu ſpät von ſeinem Mittagsſpaziergang; ja, er ſah oft ganz erhitzt aus, wenn er anlangte; er mußte ſchier gerannt ſein, um nur die rechte Stunde nicht zu verfehlen. Um ihretwillen, die ſie ihn doch auf dieſen ihren Armen getragen hatte, war noch niemals ein Tropfen Schweiß vergoſſen worden!

Die Lippen der Alten begannen vor ſich hin zu plappern: ſie ſchluckte, als könne ſie es nicht hinunterwürgen.

Es war augenſcheinlich, die Küche hatte jene Sonnenwendung des übrigen Hauſes nicht mitgemacht.

* * *

Inzwiſchen gingen die Jahreszeiten ihren Gang. Die Roſen im Garten hatten ausgeblüht; Hülſenfrüchte und Spargel waren nicht nur abgeerntet, es ſtand auch ein gut Theil davon in blanken Conſerven in der Vorrathskammer; daneben reihten ſich ſorgſam verpichte Flaſchen, voll von Stachelbeeren und von jenen ſaftreichen Schattenmorellen, deren beliebiger Verwendung jetzt nichts mehr im Wege ſtand.

Beim Brechen des Kernobſtes, das der Garten in den feinſten Arten hervorbrachte, leiſtete diesmal der Vetter ſelbſt den beſten Mann. Kühn wie ein Knabe holte er die großen Gravenſteiner Aepfel von den höchſten Zweigen. Von draußen guckten die Nachbarsbuben mit gierigen Augen über die Planke und riefen in ihrem Plattdeutſch: „Lat mi helpen, lat mi helpen. Ick kann ganz baben in de Tipp!" — Aber der Vetter brauchte die Buben gar nicht, er konnte ſich allein helfen. Dagegen, in der Freude ſeines Herzens, warf er oftmals einen Apfel zwiſchen ſie, worüber denn jenſeit der Planke ein luſtiges Gebalge ſich erhob; die ſchönſten aber, die mit den rothgeſtreiften Wangen, flogen zu ſeiner jungen Wirthſchafterin hinab, die mit vorgehaltener Schürze unter dem Baume ſtand. Nur war ſie heute nicht geſchickt wie ſonſt; denn ihre Augen folgten dem Vetter ängſtlich auf die ſchwanken Zweige, und ein etwas größerer Apfel ſchlug ihr faſt jedes Mal den

Schürzenzipfel aus der Hand. Bei dem Bücken nach rechts und links waren die ſchweren Haarflechten ihr herabgeglitten und hingen loſe in den Nacken: nun, da der Aepfel noch immer mehr auf ſie zuflogen, bat ſie flehentlich um Gnade.

„Chriſtian, mein Junge!“ erſcholl jetzt plötzlich die Stimme des Onkel Senators, der eben in den Garten getreten war. „Wo ſteckſt du denn? — Beim Gott Mercurius! du ſcheinſt nachgerade nun ſo jung zu werden, wie du es deinem Taufſchein ſchuldig biſt! Aber weißt du denn, daß es eben Zwei vom Thurme geſchlagen hat?“

Da flog noch ein Apfel glücklich in Juliens Schürze; dann kam der Vetter ſelbſt zur ebenen Erde. In der That, er hätte faſt die Claſſenzeit verſäumt; ja, noch immer waren ſeine Gedanken in den grünen Zweigen. „Was meinen Sie, Fräulein Julie,“ ſagte er und ſtrich ſich die gelben Blätter aus den Haaren; „ich denke, um vier Uhr ſetzen wir die Arbeit fort! Wahrhaftig, Onkel; ich hätte nicht gedacht, daß ich ſo klettern könnte!“

* * *

Nun war es im November. Die Bäume waren leer, der Garten ſtand verödet; aber Keller und Vorrathskammer waren gefüllt; lang und traulich wurden die Abende; die viel bedachte große Familienfeſtlichkeit ſollte nun wirklich vor ſich gehen.

Als man die einzuladenden Gäſte zuſammenrechnete, da waren es ſechzehn, die beiden Hausgenoſſen ungezählt; dazu ein armes Fräulein, das von der Großtante alle Weihnacht ein Liespfund Kaffee und zwei Hut Meliszucker zum Geſchenk erhielt.

Zwar Caroline behauptete, es könnten nur Achtzehn an dem Ausziehetiſche ſitzen; aber Julie ſagte ſehr erröthend: „Wenn der Herr Doctor es mir vertrauen wollten!“ Und der Vetter lächelte ſtill und dachte: „Nun hat ſie wieder einen ihrer klugen Einfälle!“ Dann ſetzte er auch den ſiebzehnten Gaſt mit auf die Liſte.

Und jetzt wurde rüſtig angefaßt. Caroline zankte nach Herzensluſt mit Schlächtern und Fiſchfrauen; der Vetter holte ſtaubige Flaſchen aus ſeinem Weinkeller und ſchnitt dann wieder Fidibus und Leuchtermanſchetten vom weißeſten Velinpapier; der Onkel Senator mußte, weil auf dergleichen der Vetter ſich nicht verſtand, einen großen Marcipan aus Lübeck verſchreiben; Julie kam mit heißen Wangen bald vom Nachbar Bäcker, wo ſie ihre Kuchen und Plätzchen im Ofen hatte, bald draußen vom Gärtner, der ihr für die Feſttafel noch einen herbſtlichen Strauß zuſammenſuchen mußte.

Und ſo war denn eines Sonntags der große Nachmittag herangekommen. Der Weg zum Hauſe führte durch den ſeitwärts daran gelegenen Theil des Gartens; aber ſchon mit Dunkelwerden leuchtete die über der Hausthür befindliche Laterne freundlich auf den breiten Steig hinaus.

Drinnen im Wohnzimmer, im Schein der großen Aſtrallampen, blinkten die Taſſen und ſauſte ſchon die Theemaſchine. Nebenan im Spielſtübchen hatte eben der Vetter die Karten ausgebreitet und die Spielmarken zurechtgelegt, während hinter den noch geſchloſſenen Thüren des Eßzimmers Julie die Tafel revidirte, welche nach langen Jahren wieder einmal mit dem geblümten Damaſtgedeck und den ſchweren ſilbernen Leuchtern prangte.

Schon hatte es Sechs geſchlagen, und der Vetter, ſeine goldene Taſchenuhr in der Hand, durchmaß mit unruhigen Schritten die noch immer leeren Räume. Da endlich begann draußen auf dem Flur das Schellen der Hausthürglocke; fröhliche Stimmen, junge und alte, wurden laut und — da kamen ſie: der Onkel und die Tante Senator, zwei andere Tanten, zwei Vettern und zwei Muhmen und von übriger Sippſchaft ſieben, das arme Fräulein ungerechnet. Mitunter war es auch nur ein Windſtoß, der die Hausthür aufwarf, denn der Nordweſt puſtete draußen gerade ſo viel, als es drinnen zur Erhöhung der Behaglichkeit zu wünſchen war. Schließlich rollte auch noch die Kloſterkutſche vor das Gartenthor, die Großtante wurde herausgehoben, und die alte Caroline, in einer großen Haube mit Roſaſchleifen, kam zum Vorſchein und nahm der Frau Bürgermeiſterin den ſchweren Atlasmantel ab.

Die Geſellſchaft war vollzählig. Am Theetiſch in der Ecke ſtand die kleine, freundliche Wirthin des Hauſes und drehte das Hähnchen der Theemaſchine und ſchenkte in die Taſſen; zwei junge Bäschen gingen umher und präſentirten, die eine den duftenden Trank, die andere die ſämmtlich nach Familienrecepten gebackenen Kuchen. Eine Luft der Behaglichkeit war verbreitet, daß Alles wie von ſelber an zu plaudern fing. Die Großtante hatte aus der Sophaecke mit ihren noch immer ſcharfen Augen eine Weile rings umhergeſehen und nickte nun beifällig nach dem Ecktiſchchen hinüber. „Wie gut, mein Lieber,“ ſagte ſie und drückte dem Vetter Chriſtian die Hand, „daß wir die Kutſche in der Stadt haben! Wie hätte ich ſonſt in all’ dem Wetter zu dir kommen ſollen!“ Und Chriſtian verſtand gar wohl den Beifall, der in dieſen Worten lag; und wäre es in ihrem Kreiſe Brauch geweſen, er würde gewiß die Hand der alten Dame geküßt haben. So aber ließ er es mit einem dankbaren Gegendruck bewenden.

Nicht lange, ſo ſaßen im Nebenzimmer die alten Herrſchaften bei ihrer Whiſtpartie. Julie hatte ſoeben der Frau Bürgermeiſterin ein weiches Fußkiſſen untergeſchoben; als auch der Vetter hereintrat, um dem ehrenfeſten Spiele zuzuſehen, blickte der Onkel ganz ſchelmiſch zu ihm auf. „Nun, Chriſtian,“ ſagte er, indem er zierlich einen neuen Stich auf die Tiſchplatte ſchnippte, „das iſt heut’ doch ein ander Ding, als vorigen Winter, da du immer allein da droben auf deiner Rauchkammer ſaßeſt! Und wie angenehm,“

fuhr er, inzwiſchen immer neue Stiche machend, fort — „unſerer kleinen Hennefeder die Roſabuſenſchleife zu ihren braunen Flechten läßt! Im Vertrauen, Chriſtian, noch hübſcher, als deiner Caroline die Schleifen auf ihrer großen Flügelhaube. Auf alle Fälle aber iſt Roſa heut' die Farbe deines Hauſes; und — ſieben Trick, groß Schlemm, meine Damen! Was ſagſt du dazu, Chriſtian!“

Der Vetter nickte und ging vergnügt zu den Anderen, die im großen Zimmer ſchon am Pochbrett ſaßen. Es war noch ein echtes, altes, ein Erbpochbrett mit Scharwenzel, Vicebuben, Umſchlag und Braut und Bräutigam. Und luſtig ging es her; die Stimmen riefen durcheinander, die Rechenpfennige klirrten; die Seele des Spieles aber war ein verwachſenes ältliches Jüngferchen, welche den ganzen Kopf voll grauer Pfropfenzieherlöckchen hatte. Sie wurde, weil ſie zur Erhöhung ihrer kleinen Perſon ſich beim Sitzen einen ihrer Füße unterzuſchieben pflegte, in der Familie „Lehnken Ehnebeen“ genannt; und der Vetter hatte ihr einſt, da er noch ein kleiner dummer Knabe war, einen gar üblen Streich geſpielt. Heimlich war er unter den Tiſch gekrochen, an welchem ſie mit drei anderen Damen ihr Partiechen machte. Auf einmal rief er: „Ich ſeh', ich ſeh'!“ — „Was ſiehſt du denn, mein Jungchen?“ fragte ſie. — „Ich ſeh' vier Tanten und nur ſieben Beine!“ Da ſtach Couſine Ehnebeen die Force ihrer Partnerin mit Atout-Aß und verlor darüber den Rubber.

Aber dieſe garſtige Geſchichte war jetzt längſt vergeſſen. „Vetter Chriſtian!“ rief ſie. „Es iſt höchſt gemüthlich bei Ihnen; Sie machen ein reizendes Haus. Aber kommen Sie flink! Ich bin juſt am Kartengeben.“

„Um Entſchuldigung, Couſine; ich bin heute ja der Wirth!“ entgegnete der Vetter und winkte mit der Hand.

Da wollte eben die kleine Wirthin des Hauſes, mit geleerten Kuchenkörben beladen, an ihm vorübergehen; nun aber ſtand ſie einen Augenblick und ſagte ſchüchtern: „Spielen Sie doch mit, Herr Doctor! Wenn Sie es mir vertrauen wollen, ich würde Alles ſchon beſorgen.“

„Gewiß, gewiß, Fräulein Julie! O, ich vertraue Ihnen ſehr,“ flüſterte der Doctor haſtig; und als er ſie im Fortgehen anblickte, ſah er noch, wie ſie über und über roth wurde und wie es ganz deutlich: „O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!“ in ihren jungen braunen Augen ſtand.

Wie aber dieſe Augen glänzten, als Julie draußen neben dem alten Drachen in Küche und Speiſekammer hantirte, das ſah der Vetter nicht mehr; denn er ſaß drinnen bei Couſine Ehnebeen und ſpielte Poch und hatte alle Wirthſchaftsſorgen von ſich geworfen; denn — ja, das wußte er gewiß — ſie waren in den allerbeſten Händen. Nur Caroline muſterte bedenklich die Augen ihrer jungen Vorgeſetzten; und ſie wollten ihr um deſto ſchlechter gefallen, als ſie auch in denen ihres Doctors ſchon öfters jenen ihr widerwärtigen Glanz bemerkt zu haben glaubte.

Aber der Abend rückte weiter. — Um neun Uhr öffneten ſich die Flügelthüren des dritten Zimmers; und da ſtrahlte die blumengeſchmückte Tafel im hellſten Damaſt- und Kerzenglanz. Der Vetter bot der Großtante den Arm, der Onkel hatte ſich geſchickt ſein Pathchen einzufangen gewußt. Zwar ſie meinte, ihr geſchehe zu viel Ehre, aber ſie mußte.

„Heut', mein kleines Pathchen,“ ſagte der Onkel, „ſind Sie die Dame des Hauſes und müſſen ſchon einmal mit mir altem Burſchen fürlieb nehmen!“ worüber denn die junge Dame ganz beſchämt wurde und die alte Caroline, welche eben mit einer Schüſſel Karpfen in die Stube trat, dem guten Herrn einen giftigen Blick hinüberſchoß, den dieſer jedoch, leider, nicht bemerkte. Als man indeſſen an den Tiſch getreten war, machte Julie mit allerliebſtem Lächeln einen Knix, und fort war ſie; und da half es nun nicht weiter, der Onkel ſah ſich plötzlich neben der Großtante eingeſchoben und die Tafelreihe geſchloſſen.

Der Vetter rieb ſich vergnügt die Hände, wie er da die ganze Freundſchaft ſo an ſeinem Tiſch beiſammen habe; er ſah auch wohl, wie Julie neben der alten Caroline hie und da eine Schüſſel reichte; aber beim Fiſcheſſen muß Jeder hübſch die Augen auf den Teller haben. So bemerkte er nicht einmal, daß er ſelbſt die Karpfen wie den ſäuerlichen Rahmſchaum ſtets nur von der Hand ſeiner alten Haustyrannin erhielt, noch weniger, wie dieſe ihren Schnurrbart ſträubte, wenn das junge Kind ſich einmal mit einer Schüſſel in ſeine Nähe wagte.

Doch nun erſchien der Braten, ſtattlich, als ſolle er das Kerzenlicht verdunkeln; und alle Augen und

Zungen waren wieder freigegeben. Feierlich ſtand der Vetter auf und, mit dem Meſſer an ſein Glas klingend, hub er an: „Unſere liebe, allverehrte Großtante, ſie lebe" — — Aber er ſtockte plötzlich, als er in dieſem Augenblick zum erſten Mal die ganze Tafelrunde überſchaute. „Hm!" ſagte er. „Wo iſt denn Fräulein Julie?"

Da ſcholl aus der unterſten Ecke des Zimmers eine helle Stimme: „Hier bin ich, Herr Doctor!" Und als er hinblickte, da ſaß ſie dort am Katzentiſchchen.

„Unſere allverehrte Großtante, ſie lebe hoch!" ſagte nun der Vetter.

„Hoch! Hoch!" Und Alle ſtanden auf und klingten mit der Großtante an, und auch Julie that es; und danach, trotz dem alten Hausdrachen, ſtieß ſie auch noch mit dem Vetter an, und als dieſer wie in freundlichem Tadel ihrer ſelbſtgewählten Erniedrigung gegen ſie den Kopf ſchüttelte, blickte ſie ihn ſo demüthig und um Verzeihung flehend an, daß er darüber ganz verwirrt wurde. Denn zu ſeiner eigenen Verwunderung ſaß er ſchon wieder auf dem Stuhl, bevor er auch nur mit einem Schlückchen die von ihm ſelber ausgebrachte Geſundheit bekräftigt hatte; erſt als die alte

Dame erhobenen Fingers ſagte: „Aber, Chriſtian, du meinſt es doch wohl ehrlich mit deiner alten Großtante!“ ſtürzte er haſtig das ganze Glas hinunter.

Doch ſchon hatte Couſine Ehnebeen aufs Neue ihr Füßchen unten weggezogen und nahm nun in ganzer Geſtalt die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft in Anſpruch. Erhobenen Glaſes ſtand ſie da, und mit angenehmer Krähſtimme rief ſie:

„Ich bin verliebt!“

und nachdem ſie ſich herausfordernd im Kreiſe umgeblickt und Niemand gegen dieſe Behauptung etwas einzuwenden gefunden hatte, fragte ſie mit noch nachdrücklicherem Pathos:

„Worin?“

Und als auch hierauf die Geſellſchaft ſchwieg, ertheilte ſie zur Ueberraſchung Aller, welche ihren Trinkſpruch noch nicht kannten, deren jedoch zufällig heute Niemand zugegen war, die gewiß befriedigende Antwort:

„In Redlichkeit und Treue!
Ein abgeſagter Feind
Von aller Heuchelei!“

Es war ein ſchöner langer Trinkſpruch; aber ſie brachte ihn tapfer zu Ende und verneigte ſich luſtig gegen Alle, die ihr das Glas hinüberreichten oder mit ihr anzuſtoßen kamen. Und das arme Fräulein ging von Lehnken Ehnebeen zu allererſt an das Katzentiſchchen und ſtieß mit Fräulein Julie an und drückte dabei, wie in zärtlicher Verſicherung, mit ihren mageren Fingern die kleine, feſte Hand des Mädchens; nein, gewiß, ſie Beide wollten keine Heuchler ſein!

Noch immer heiterer wurde es; und als beim Nachtiſch der große Marcipan, worauf ſich das Lübeck'ſche Rathhaus nebſt dem ganzen Markt präſentirte, zuerſt herumgereicht und dann von der Großtante zierlich zerlegt war, da befahl der Vetter, ſeine drei Flaſchen noch vom Vater ererbten Johannisbergers aus ihrem ſtaubigen Winkel heraufzuholen, was auf Jung und Alt den angenehmſten Eindruck nicht verfehlte, da die grimmigen Selbſtgeſpräche, mit denen die alte Caroline die Kellertreppe hinabſtapfte, hier oben gar nicht zu hören waren. Und als nun erſt die Pfropfen gezogen wurden und der lang verſchloſſene köſtliche Duft herausſtieg und das Zimmer wie mit friſcher Lebensluft erfüllte, da ſtimmte der Onkel an:

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!“

und es half den Jungen nicht, daß ſie das Lied veraltet fanden; ſie ſtimmten doch Alle mit ein, aus großem Reſpect vor dem Onkel.

— — Draußen auf der Gaſſe, auf ſeinen Morgenſtern geſtützt, ſtand der Nachtwächter, der alte Matthias, der immer ſo hell die Neujahrsnacht anſang, und hörte zu, bis das Lied zu Ende war. Dann, verwundert, was in dem ſonſt ſo ſtillen Hauſe des Doctors heute vorgehe, rief er die elfte Stunde und ſetzte ſeine Runde fort. — —

Wie aber alle Luſt ein Ende nimmt, ſo war endlich auch auf dem großen Familienfeſt des Vetters der Johannisberger ausgetrunken. Schon rückte man die Stühle, als der Onkel noch einmal an ſein Glas klingte: „Nicht zu vergeſſen unſeren alten Landestrinkſpruch! Lieben Freunde, up dat es uns wull gaa up unſe olen Dage!“

Und auch die Jungen ſtießen andächtig an, als ſähen auch ſie den warnenden Finger, der gegen uns Alle aus der dunklen Zukunft ſich erhebt. Der Vetter aber hatte die Augen nach dem Katzentiſchchen und dachte: „Ja, jetzt, jetzt geht's dir wohl; aber wie wird's dir gehen in deinen alten Tagen?“

„Chriſtian, mein Lieber,“ ſagte die Großtante leiſe, „das war ja heute faſt wie einſt bei deinem guten Vater ſelig.“

Da ſtand er auf und führte die alte Dame in das Wohnzimmer zurück. Und als Alle ſich „Geſegnete Mahlzeit“ gewünſcht hatten, erſchien Caroline mit Pelzen, Mänteln und Muffen; draußen klatſchte der Kutſcher von dem Bock der ſchon längſt wieder vorgefahrenen Kloſterkutſche; dann begann wieder die Hausthürglocke zu ſchellen, die Gäſte nahmen Abſchied und bald waren nur noch der Vetter und Fräulein Julie in den leeren Zimmern. Sie räumten die Karten fort, legten die Teppiche zuſammen und löſchten die Ueberzahl der Lichter.

Dem Vetter lag es auf dem Herzen, als habe er Fräulein Julien noch was Beſonderes mitzutheilen; er ſuchte danach in ſeinem Kopfe, aber er konnte es dort nicht finden. Freilich, daß ſie nicht wieder am Katzentiſchchen ſitzen dürfe, das wollte er ihr auch gelegentlich ſagen; aber das war es doch ſo eigentlich nicht. Er rückte hier und da an einigen Stühlen, an denen nichts zu rücken war, und auch Fräulein Julie wiſchte ſchon ein ganzes Weilchen mit ihrem Schnupftuch um nichts an einer ſpiegelblanken Tiſchplatte; endlich wünſchten ſich Beide gute Nacht. Die alte engliſche Hausuhr — ſie war einſt in der Continentalſperre confiſcirt worden und dann noch einmal um den vollen Preis vom Großvater zurückgekauft — ſpielte eben vom Flur aus dreimal ihre Glockentonleiter zum letzten Viertel vor Mitternacht. Wie ſpät das heut' geworden war!

Als nach einer Weile draußen auf der Gaſſe der alte Matthias die zwölfte Stunde abrief, ſah er, daß ſchon alle Fenſter dunkel waren. Ein Weilchen ſtand er noch und wiegte ſeinen grauen Kopf. Eine Hochzeit konnt's doch nicht geweſen ſein! Bei ſolch' einer Familie, da hätten drunten im Hafen die Schiffe doch geflaggt; auch für die Nachtwächter wäre wohl ein gutes Trinkgeld nicht geſpart worden! — Und mit ſich ſelber redend ſetzte der Alte ſeine Runde fort, bis der neue Stundenſchlag ihn auf andere Gedanken brachte.

* * *

Noch ganz erfüllt von ſeinem geſtrigen Feſte und dem anmuthigen Walten ſeiner kleinen Hausdame griff am anderen Morgen der Vetter nach ſeiner längſten Pfeife, um mit dieſem erprobten Beiſtande in den Weg des täglichen Lebens wieder einzulenken. Als er in die Küche trat, wo er am Herdfeuer ſeinen Fidibus anzuzünden pflegte, traf er dort die Alte mit dem Putzen der Geſellſchaftsmeſſer beſchäftigt. Er konnte dem Drange ſeines Herzens nicht widerſtehen; „Caroline,“ ſagte er und that die erſten kräftigen Züge aus ſeiner Pfeife, „die Julie iſt doch ein gutes Mädchen!“

Caroline arbeitete eifrig an ihrem Meſſerbrett.

„Hört Sie nicht, Caroline?“ wiederholte der Doctor; „ich ſage, die Julie iſt doch ein ſehr gutes Mädchen!“

Die Alte kniff den Mund zuſammen, daß ſich die Barthärchen auf ihrer Oberlippe ſträubten.

„Sie denkt gar nicht an ſich ſelber, das liebe Kind!“ fuhr der Doctor rauchend und wie zu ſich ſelber redend fort.

„Gar nicht an ſich ſelber?“ Das war der Alten doch zu viel; ſie wetzte ſo wüthig, daß die Meſſer und Gabeln mit großem Gepraſſel auf die Flieſen ſtürzten.

Der Vetter, der wohl wußte, daß bei ſeiner alten Freundin Tag und Stunde nicht gleich ſeien, fragte ruhig: „Aber, Caroline, was hat Sie denn nur einmal wieder heute?“

„Ich? Ich habe nichts, Herr Doctor!“ Und ſie bückte ſich und warf mit beiden Händen die Meſſer und Gabeln wieder auf den Küchentiſch. „Aber ich ſage blos: laſſen Sie ſich nur nicht beſtricken! Ja, das ſage ich, Herr Doctor!“ Sie ſtand ſchon wieder vor ihrem Herrn und nickte oder zitterte vielmehr heftig mit ihrem großen grauen Kopfe.

Dieſer war aufrichtig betreten, ſo daß er ſogar die Pfeife beim Fuß geſetzt hatte; dann aber fragte er nachdenklich: „Beſtricken, Caroline? Was meint Sie mit Beſtricken?“

„Da kann man viel damit meinen!“ erwiederte die Alte unverfroren.

„Das freilich, Caroline; aber hat denn Sie keine beſtimmte Meinung?“

„Ich habe ſo meine Meinung, Herr Doctor; und wenn meine Augen auch alt ſind, ſo ſehen ſie doch mehr, als manche junge Augen!“

„Nun, nun, Caroline!“ — Der Doctor verließ die Küche und ging hinüber in das Wohnzimmer, wo Julie eben den Kaffee in ſeine Taſſe ſchenkte; ſie ſah ganz roſig aus in ihrem Morgenhäubchen. Rauchend ſchritt er ein paar Mal auf und ab; dann, als falle ihm das plötzlich ſchwer aufs Herz, blieb er vor dem Mädchen ſtehen und ſagte: „Bekennen Sie es nur, Fräulein Julie, Sie haben gewiß manchmal Ihre Noth mit unſerer guten Alten?“

Aber Julie ſah ihn mit der ganzen Ehrlichkeit ihrer jungen braunen Augen an. „Wir vertragen uns ſchon, Herr Doctor,“ ſagte ſie; „wer ſollte mit alten Leuten nicht Geduld haben?“

Da ſchlug es an der Hausuhr Acht; der Doctor mußte eilen, daß er in die Claſſe kam.

* * *

Die Wochentage liefen hin. Aber mit jedem Tage wurde es dem Vetter deutlicher, daß er an einer innerlichen Unruhe leide, deren Urſache er jedoch vergebens zu erforſchen ſtrebte. Seine Geſundheit ließ nichts zu wünſchen übrig, ſein Haus war beſſer beſtellt als je zuvor, und auch ſein Gewiſſen — ſo viel glaubte er behaupten zu können — war im Weſentlichen unbelaſtet. Mitunter fiel ihm ein, wenn er nur einmal recht weit von hier könnte! Wenn nur die Weihnachtsferien erſt da wären, ſo wollte er fort zu einem Univerſitätsfreunde, und bei dem das Feſt verleben. Aber wenn er dann der Sache näher nachdachte, ſo überkam es ihn immer wie eine Troſtloſigkeit, auch nur einen Tag anderswo als im eigenen Hauſe zuzubringen. Es war höchſt ſonderbar.

Freilich, wenn er die alte Caroline gefragt hätte, die würde ihm Beſcheid gegeben haben. Sie kannte die Krankheit mit allen ihren möglichen und unmöglichen Folgen und hatte ſogar eben erſt ein neues Symptom derſelben entdeckt. Ja, ſtatt wie ſonſt um höchſtens elf Uhr, ging jetzt der Doctor meiſtens erſt um Zwölf nach ſeinem im Erdgeſchoß belegenen Schlafzimmer. So lange ſaß er oben auf ſeiner Studirſtube; er verachtete den Schlaf, den er ſonſt ſo ſehr geliebt hatte. Und die alte Caroline verſtand es, ihre Schlüſſe zu machen! Sie überſprang dabei wahre Abgründe; ja, ſie erſtieg, was nie von einem Akrobaten noch geſehen worden, mit Behendigkeit die höchſte Leiter, welche auf ihrer eigenen Naſe balancirte, und ſtand dann ſchwindellos und triumphirend auf der oberſten Sproſſe. O, die alte Caroline!

Und nun geſchah es am Freitag Vormittage, daß ſie, wie gewöhnlich, eine Flaſche friſchen Waſſers nach der Stube der „Mamſell“ hinauftrug. Aufräumungsluſtig, wie immer, blickte ſie umher; und da kein anderer Gegenſtand ſich ihren Augen darbot, ſo nahm ſie, damit dem dringenden Triebe doch in etwas Genüge geſchehe, ein auf der linken Seite der Thür hängendes Kleid der Mamſell, um es auf den Haken an der rechten Seite der Thür zu hängen. Dabei fiel aus der Taſche des Kleides ein zuſammengefaltetes weißes Schnupftuch, das ſie an den Namensbuchſtaben ſofort als das unzweifelhafte Eigenthum des Doctors, ihres Herrn, erkannte.

Was bedeutete das? Wie kam das Tuch hierher, in die Taſche der Mamſell? Sie ſtarrte darauf hin, daß ihr die runden Augen aus dem Kopfe traten. Plötzlich fiel ein ſchneidendes Licht auf den Gegenſtand ihrer Betrachtung; der Großtürke — ja, das hatte ihr Brudersſohn, der Schiffer, einmal erzählt —

wenn der aufs Freien wollte, ſo ſchickte er vorher ſein Schnupftuch an das junge Frauenzimmer! Und ihr Herr, der Doctor, er rauchte türkiſchen Tabak, er hatte vergangenen Sommer türkiſche Bohnen im Garten gezogen, er war überhaupt ſehr für das Türkiſche! — Eine Vorſtellung jagte die andere im Hirn der braven Alten. Herr, du des Himmels! Das Zimmer hier war ja nur durch die kleine Kramſtube, in der auch die Mamſell ihre Commode ſtehen hatte, von dem Studirzimmer des Doctors getrennt, und die Verbindungsthüren waren allzeit unverſchloſſen! Die Alte ſchauderte. Der Doctor kannte die Welt nicht; wenn es wirklich nun zu einer Hochzeit käme! Mit einer Perſon, die aus gar keiner Familie war! — „Hennefeder“ hieß ſie; ſie konnte eben ſo gut „Hahnewippel“ heißen oder ſonſt dergleichen, was nirgendwo zu Haus gehörte — die ſie heute noch betroffen hatte, wie ſie einen Weinjuden in das Wohnzimmer complimentirte, dem man es bei ſeinem Fortgehen vom Geſichte ableſen konnte, daß der Doctor ſich wieder ein theures Fäßchen hatte aufſchwatzen laſſen! Aber ſie, die alte Caroline, wollte ihre Augen offen haben!

Nachdem ſie ſo mit ſich aufs Reine gekommen war, ſteckte ſie das verdächtige Schnupftuch wieder in die Taſche des Kleides und ging hinab in ihre Küche. Aber den ganzen Tag war ſie wie hinterſinnig und ſtatt des Kaffeekeſſels ſetzte ſie die Bratpfanne auf den Dreifuß.

Mit dem Abend ſteigerte ſich ihre Unruhe. Als die Uhr halb Elf geſchlagen hatte, hörte ſie die Mamſell die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer gehen; der Doctor war ſchon ſeit Neun in ſeiner Studirſtube. Mehrmals trat ſie aus der Küche in den Hausflur; aber immer pickte die große Uhr ſo laut, daß ſie nichts vernehmen konnte. Endlich ſchlich ſie die Treppe hinauf und legte ihr Ohr zuerſt an die Stubenthür der Mamſell — da hörte ſie es drinnen von Frauenkleidern rauſchen; dann an die Stubenthür des Doctors — da konnte ſie deutlich hören, wie der Vetter ſeinen Pfeifenkopf am Ofen ausklopfte.

Sie ſtieg wieder hinab; ſie wollte warten, bis ihr Herr in ſein Schlafzimmer gegangen wäre. Zitternd und frierend, die Arme in ihre Schürze gewickelt, ſaß ſie neben dem kalten Herde auf dem hölzernen Küchenſtuhl; aber die Uhr ſchlug Zwölf, und es rührte ſich noch immer nichts. Da hielt ſie ſich nicht länger; ſie war es ſeiner ſeligen Mutter ſchuldig; ja, ſie hatte ihn ſelber mit erzogen; wieder ſtieg ſie die Treppe hinauf, und als dort Alles ſtill blieb, öffnete ſie reſolut die Thür des Studirzimmers. — Da ſaß der Doctor in ſeinem bunten Schlafrock und rauchte aus ſeiner türkiſchen Pfeife. Kein Buch, kein Schreibwerk lag vor ihm, er rauchte blos; die Studirlampe war ausgethan, das Licht, mit dem er in ſein Schlafgemach zu gehen pflegte, brannte auf dem Tiſche mit einer langen Schnuppe. Das Alles war höchſt verdächtig.

Als ihr Herr ſie gar nicht zu bemerken ſchien, trat ſie an den Tiſch und putzte das Licht.

Da ſah der Vetter auf. „Mein Gott, Caroline, was will Sie denn?“

„Ich wollte nur ſagen, Herr Doctor, daß Ihre Schlafſtube unten zurecht ſei.“

„Das glaube ich wohl, Caroline; aber was iſt denn eigentlich die Uhr?“

„Es iſt nach Mitternacht, Herr Doctor!“

„Mitternacht? Aber, was wandert Sie bei Ihrem

Alter denn ſo ſpät im Hauſe herum! Geh' Sie doch ſchlafen, Caroline!“

„So!“ dachte die Alte; „alſo das iſt's! Ich muß erſt fort ſein in meine Bodenkammer!“ Und laut ſetzte ſie hinzu: „Ich war unten in der Küche eingenickt; aber ich will nun ſchlafen gehen. Gute Nacht, Herr Doctor!“

„Gute Nacht, Caroline.“

Mit harten Tritten ſtieg ſie die Bodentreppe hinauf und klappte dann eben ſo vernehmlich die Thür ihrer Kammer auf und zu. Sie hatte aber nur das mitgebrachte Licht hineingeſtellt. Sie ſelber tappte zwiſchen den umherſtehenden Kiſten und ſonſtigem Hausgeräth auf den dunklen Boden hinaus. Als ſie mit der Hand einen Bettſchirm fühlte, der noch von der letzten Krankheit der ſeligen Frau hier oben ſtand, huckte ſie nieder und legte das Ohr auf den Fußboden; der Schirm, das wußte ſie, befand ſich gerade über der kleinen Kramſtube.

Es blieb Alles ſtill; nur die türkiſchen Bohnen, die zum Trocknen reihenweiſe an aufgeſpannten Fäden hingen, raſchelten im Nachtzuge, der durch die Ritzen des Daches fuhr. Draußen von der nahen Kirche ſchlug es Eins. — Der große Kopf der Alten wurde immer ſchwerer in der unbequemen Lage; lange war es nicht mehr auszuhalten. Da — was war das? Wie ein Blitz ſchlug es ihr durch alle Glieder; ſie hatte unter ſich die eine Thür der Kramſtube knarren hören; aber in demſelben Augenblick — denn ihre Beine waren zuckend hintenaus gefahren — ſtürzte auch der Bettſchirm mit Gepolter auf ſie herab. Mit dem Kopfe hatte ſie die Tapetenbekleidung durchſtoßen, und er ſteckte nun darin wie in einem mittelalterlichen Folterbrette. Eine Katze ſprang von einem nebenſtehenden Schrank und puſtete ſie an.

„Puſt' nur!“ ſagte die Alte. „Ich werde auch puſten!“

Sie hatte genug gehört; und noch dazu, einen heilſamen Schreck mußte es denen da unten doch gegeben haben; bis morgen würde der ſchon vorhalten und — übermorgen, da ſollte vorher ſchon noch was Anderes paſſiren! Noch einmal horchte ſie, und da nichts ſich hören ließ, zog ſie behutſam ihren Kopf heraus und kroch zurück in ihre Kammer.

Aber die Pläne, einer noch gewaltſamer als der andere, die ihren Kopf durchkreuzten, ließen ſie nicht ſchlafen. Zehnmal warf ſie ihr Kopfkiſſen herum, ſie zerwühlte ihr ganzes Bett und wußte bald nicht mehr, ob ſie in der Länge oder in der Quere lag. Als endlich der erſte Dämmerſchein durch die kleinen Fenſterſcheiben fiel, ſaß ſie, wirklich einem Schuhu nicht unähnlich, zuſammengekauert im Fußende des Bettes. Die Spitze ihrer krummen Naſe zuckte auf und ab, die Augenlider mit den grauen Wimpern ſchoſſen gichteriſch über die offenſtehenden Pupillen. Es ſah überhaupt aus wie in einem Eulenneſte; in der Kammer umher lagen die Bettfedern wie von kleinen zerriſſenen Vögelchen. Aber die alte Caroline war fertig mit ihrem Plane. „Der gerade Weg der beſte!“ brummte ſie und ſtieg — ſo weit waren ihre Gedanken über die nächſten Dinge hinaus — mit dem linken Bein zuerſt aus ihrer Bettſtatt.

— — Als Julie am Morgen in die Küche kam und das kümmerliche Ausſehen der Alten bemerkte, fragte ſie dieſelbe theilnehmend, ob ſie etwa keine gute Nacht gehabt habe?

Caroline, die am Tiſche bei ihrem Frühſtück ſaß, puſtete erſt ein paar Mal in den heißen Kaffe; dann, als ſpräche ſie es nur gegen die Wände, aber mit deutlicher Betonung ſagte ſie:

„Es hat Mancher ſchon eine ſchlechte Nacht gehabt, der doch mit Ehren ſeinen Kopf aufs Kiſſen legte.“

„Nun, das thut Sie ja gewiß, Caroline,“ erwiederte das Mädchen lächelnd; „aber Sie hat es vielleicht auch oben bei ſich ſpuken hören?“

„Ich dachte, es hätte unten geſpukt!“ ſagte die Alte, ohne aufzublicken.

„O, das war ich, Caroline; ich holte noch etwas aus der Kramſtube.“

„Um Glock’ Eins? Ich meinte, die Mamſell ſei ſchon um halb Elf nach ihrem Zimmer gegangen!“

„Aber ich beſſerte noch an meinen Kleidern.“

Die Alte nickte. „Ja, die Mamſell hat auch eine recht ordentliche Mutter, und auch eine recht ſittſame Mutter, die ihren Kindern gewiß kein ſchlecht Exempel giebt.“

„O, niemals, Caroline! Ich habe eine gute Mutter.“ Julie fühlte eine Anzüglichkeit des Tones heraus, aber ſie ſann vergebens nach, wohin das ziele.

Mittlerweile hatte die Alte ihre Taſſe zurückgeſchoben und griff ſchon wieder nach Schaufel und Feuerzange.

„Ich hab' heute Vormittag noch einen Gang zu thun," ſagte ſie, indem ſie friſchen Torf ins Herdloch warf; „nicht für mich, es iſt um anderer Leute willen. Die Kartoffeln ſollen auch ſchon vorher geſchält ſein."

„Gewiß, Caroline; Sie wird ja nichts darum verſäumen."

„Nein," ſagte die Alte, „es ſoll, ſo Gott will, nichts verſäumt werden."

Und richtig, nach kaum einer Stunde hatte Caroline, welche ſonſt faſt nie das Haus verließ, ihren großen ſchwarzen Taffethut aufgebunden; und ſo, einen blau carrirten Regenſchirm unter dem Arm, ſah Julie von dem Wohnſtubenfenſter aus ſie die Straße hinabſegeln.

Eine Weile ſpäter ſchaute auch Juliens junges Antlitz aus einem ſchwarzen Sammethütchen, und nachdem ſie der Scheuerfrau, die auf dem Flur ihr Sonnabendswerk verrichtete, das Nöthige anempfohlen hatte, verließ ſie ebenfalls das Haus und trat bald darauf in eine am Markt gelegene Ellenwaarenhandlung. Als der Ladendiener mit ſeinem verbindlichen „Was ſteht zu Dienſten“ ſich zu ihr hinüberbeugte, legte ſie das verhängnißvolle Schnupftuch auf den Ladentiſch: „Das Dutzend iſt unvollſtändig geworden; Sie haben doch noch mit ſolcher Kante?“

Er hatte noch mit ſolcher Kante, und mit fliegenden Fingern war das Tuch abgeriſſen und eingewickelt.

Nein, ſie hatte ſonſt nichts zu befehlen; ſie war ſchon wieder draußen, froh über das hergeſtellte Dutzend, ihren Einkauf in der Taſche. Ein Weilchen ſtand ſie und blickte die lange Straße hinauf, bei ſich bedenkend, ob ſie noch eine „Stippviſite“ bei ihrer Mutter wagen dürfe, die droben in einer Quergaſſe wohnte. Nun aber ſah ſie von dort die alte Caroline in die Hauptſtraße einbiegen und in voller Arbeit mit Regenſchirm und Taffethut nach dem Markt herunter ſteuern. Ein Lächeln flog über das Geſicht des Mädchens. „Nein, nein!“ ſagte ſie bei ſich ſelber; „nun geht's nicht, nun wird mit allen Händen angegriffen!“ Und munter ſchritt ſie die Marktſtraße hinab, dem Hauſe des Vetters zu, das jetzt ja ihre Heimath war. Sie bemerkte dabei gar nicht, daß ein kleines Schutzengelchen mit weißen Schwingen, lächelnd, wie ſie vorhin gelächelt hatte, auf dem ganzen Wege über ihrem Haupte flog.

* * *

Oben in ſeinem Studirzimmer ſaß der Vetter im Vollgefühl des freien Sonnabendnachmittags, eine Taſſe Kaffee neben ſich, die Zeitung vor der Naſe. Freilich las er nicht allzu eifrig, denn unter ihm im Wohnzimmer ſaß jetzt, wie er wußte, das treffliche Mädchen und nähte ſeinen Namen in das neue Schnupftuch; ja, ſelbſt der Lehnſtuhl, worin er ſaß, war von ihrer kleinen Hand gepolſtert. Das Alles kam ihm zwiſchen ſeine Zeitung.

Da that ſich die Thür auf; Caroline trat herein und meldete die Madame Hennefeder.

„Führen Sie die Frau Hennefeder zu ihrer Tochter!“ ſagte der Vetter.

„Aber ſie wünſcht den Herrn ſelber zu ſprechen!“ Und in der rauhen Stimme der Alten glänzte ſo etwas, das den Vetter ſtutzen machte.

Er blickte von ſeiner Zeitung auf. „Warum ſieht

Sie denn ſo vergnügt aus, Caroline?“ fragte er. „Sie hat ja ganz blanke Augen!“

„Ich bin nicht vergnügt, Herr Doctor.“

„Nun, ſo bitte Sie Madame Hennefeder ſich herein zu bemühen!“

Die kleine runde Frau, welche draußen vor der Thür gewartet hatte, wurde faſt mit etwas liebender Gewalt von Caroline in des Vetters Studirzimmer hineingeſchoben. Sie ſchien in großer Aufregung, die künſtlichen Kornblumen unter ihrem Hute zitterten heftig; auf des Vetters Einladung, Platz zu nehmen, ſetzte ſie ſich nur auf die eine Ecke des angebotenen Stuhles.

Caroline warf der offenbar verzagten Frau einen halb ermuthigenden, halb unwilligen Blick zu, aber es gab keinen Vorwand zu längerem Verweilen. Sie ging hinaus, ſchlurfte die paar Schritte bis zur Treppe und blieb dann wieder unſchlüſſig am Geländer ſtehen. Noch einmal und aus purer Neugierde horchen, das wollte ſie denn doch nicht! Die Madame Hennefeder, der ſie den ganzen Umſtand aufgeklärt hatte, würde ja ſchon den Mund aufthun; ſie war ſonſt als eine tapfere Frau bekannt, ſie werde ja auch hier kurzen Proceß machen und das Mädchen aus dem Hauſe nehmen. — Aus dieſen Gedanken wurde die Alte durch den ſcharfen Klang der Glocke aufgeſchreckt, die, aus des Doctors Zimmer führend, jetzt gerade über ihrem Kopfe läutete.

Als ſie nach einer Weile hereintrat, da ſaß Frau Henneſeder und hatte beide Augen voll Thränen; der Herr Doctor ſtand noch, den Griff des Klingelzuges in der Hand. „Frau Henneſeder,“ ſagte er, „läßt Fräulein Julie bitten, zu uns herauf zu kommen.“

Caroline ſuchte in dem Geſicht ihres Herrn zu leſen. Wie ſtand die Sache? Es war etwas in den Augen ihres kleinen Chriſtian, das ihrer und der mütterlichen Erziehung Hohn zu ſprechen ſchien. Aber es half nichts, ſie mußte den erhaltenen Auftrag ausrichten. Und bald darauf flog ein junger elaſtiſcher Tritt die Treppe hinauf und verſchwand oben in des Vetters Studirzimmer; die alte Caroline blieb im Unterhauſe und wanderte unſtät, viel unverſtändliche Worte bei ſich murmelnd, zwiſchen Küche und Hausflur auf und ab.

Da ſtürmte es die Treppe herunter. Es war der

Doctor; ſie ſah ihn noch eben die Hausthür hinter ſich zuwerfen; dann war er fort und ſah nicht einmal, wie ſeine alte Caroline ſtumm und rathlos auf ihrem Küchenſtuhl zuſammenſank. Denn eilig ſchritt er die Straße hinab, einmal rechts, dann wieder links und dann in das Haus des Onkel Senators. Ohne anzuklopfen trat er in deſſen Privatcomtoir.

„Chriſtian, mein Junge,“ ſagte der alte Herr, indem er von ſeinen Büchern aufblickte, „was haſt du? — Biſt du es denn aber auch ſelber? Du ſtrahlſt ja wie die Morgenſonne!“

„Ich weiß nicht, Onkel; aber ich habe dir etwas Außerordentliches mitzutheilen.“

„So ſetze dich auf dieſen Stuhl!“

„Nein, Onkel, ich danke; es iſt nicht zum Sitzen.“

„Nun, ſo kannſt du ſtehen! Ich aber darf doch wohl in meinem Schreibſtuhl bleiben. So — und nun rede, wenn du magſt!“

Der Vetter holte ein paar Mal recht tief Athem.

„Du weißt es, Onkel,“ begann er dann, „ich bin eigentlich ein verwöhnter Menſch; mein ſeliger Vater —“

„Ja, ja, mein Junge, das war ein guter Mann; aber was denn weiter?"

„Dann, Onkel, war bis vor wenigen Jahren noch meine Mutter da, und als die ſtarb — ſiehſt du! auch die alte Caroline hat es immer gut mit mir gemeint."

Der Onkel ſprang von ſeinem Sitze auf und legte beide Hände auf des Vetters Schultern. „Chriſtian," ſagte er, „du biſt eine Seel' von einem Menſchen! Aber, was denn nun noch weiter?"

„Nur, Onkel, daß ich heute ein vollſtändiges Glückskind geworden bin! Die Frau Hennefeder —"

„Was? Auch die, mein Junge?"

„Aber, ſo höre doch nur! Frau Hennefeder, ſie kam vorhin zu mir; ſie wollte mich perſönlich ſprechen; aber ich weiß noch dieſe Stunde nicht, was die gute Frau eigentlich von mir gewollt hat; zwar wir ſprachen allerlei zuſammen, doch ich bin gewiß, daß wir uns Beide nicht verſtanden haben. Dann aber ſagte ſie ſeltſamer Weiſe, und ich habe noch immer nicht begriffen, wie ſie dazu veranlaßt werden konnte, von ſolchen Dingen zu mir zu reden, — ſie könne ja nicht erwarten, ſagte ſie, daß ich eine Tochter von meines Onkels Comptoiriſten heirathen werde, was denn doch offenbar nur auf Julie verſtanden werden konnte."

„Nein," ſagte der alte Herr mit ſchelmiſcher Trockenheit, „das konnte ſie freilich nicht erwarten."

Der Vetter ſtutzte einen Augenblick. „Doch, Onkel," ſagte er, „ſie konnte es erwarten. Denn ich für mein Theil hatte nun genug verſtanden. Heirathen! Julien heirathen! Siehſt du, Onkel, wie ein Sonnenleuchten fuhr es mir durch's Hirn; das war es ja, was mir trotz dreiſtündigen Rauchens geſtern Nacht nicht hatte einfallen wollen. Ein rechter Uebermuth des Glückes überfiel mich; ich zog reſolut die Klingelſchnur, und auf mein Erſuchen trat nun Julie ſelbſt ins Zimmer."

„Und das Mädchen hat dir keinen Korb gegeben, Chriſtian?"

„Doch, beinahe, Onkel!" erwiederte der Vetter, und ein Lächeln der vollſten Lebensfreude überzog ſein hübſches Antlitz; „denn als ihre Mutter jene heikle Frage an ſie that, nämlich, ob ſie meine, des Subrectors Chriſtian, Ehefrau werden wolle, da ſchlug ſie die Augen nieder und ſtand, mir zum höchſten

Schrecken, eine ganze Weile ſtumm und wie betäubt; nur ihre kleinen Hände falteten ſich in einander. Dann aber, zu meinem Glücke, öffneten ſich ihre Lippen und: „O bitte, wenn Sie nichts dagegen haben,“ tönten aus dem roſigen Thore ihres Mundes zwar leiſe, aber in entzückender Deutlichkeit jene Worte, die ich bisher nur in ſtummer Schrift in ihren lieben Augen geleſen hatte. Und nun — wenn auch Alles feſt und unwiderruflich iſt für die kurze Ewigkeit dieſes Lebens, mein lieber alter Onkel, ſo frage ich dich doch: Haſt denn du etwas dagegen?“

„Ich? Nein, mein Junge!“ Und der alte Herr ſchloß ſeinen Neffen feſt in ſeine Arme. „Aber, Chriſtian, was werden die Großtante und die alte Caroline dazu ſagen?“

* * *

Die Großtante, in Folge der geſchickten Vermittelung des Onkels und des Wohlgefallens, das ſie an dem Mädchen ſchon vordem gefunden hatte, ſagte freilich nicht allzu viel. Bedenklicher war es auf der anderen Seite; denn während Obiges im Hauſe des Onkels geſchah, ſtand in des Vetters Küche die kleine runde Madam Henneſeder, die Augen noch immer in Freudenthränen ſchwimmend, vor der alten Caroline, deren beider Hände ſie ſich bemächtigt hatte, und rief Eins über das Andere: „Alles in Ehren, Caroline, Alles in Ehren!“ und dankte ihr in überſtrömenden Worten für ihre freundſchaftlichen und rechtzeitigen Bemühungen in dieſer delicaten Angelegenheit.

Die Alte ſagte gar nichts; nur ihr großer Kopf begann allmälig und immer gewaltſamer zu zittern und zu nicken, als würde er durch im Innern heftig arbeitende Gedanken in Bewegung geſetzt, welche vergebens die Erlöſung des lebendigen Wortes ſuchten. Die gute Madame Henneſeder wurde von der unheimlichen Vorſtellung befallen, die alte Caroline könne ſich am Ende noch den ſchweren Kopf vom Rumpf herunternicken. Allein plötzlich hatte dieſe ihre Sprache wieder gefunden. „So,“ ſagte ſie, „ſo wird man aus dem Hauſe geſtoßen! Aber mein Abſchied iſt heute noch geſchrieben!“

— — Er wurde nicht geſchrieben. War es nun die Macht der Thatſachen oder die Liebe für ihren kleinen Chriſtian und für die Wände ſeines

Hauſes, die alte Caroline blieb als zwar grimmiger, aber getreuer Hausdrache auf ihrem Poſten. Eine Zeit lang waltete ſie ſogar wie einſt allein im Hauſe; denn Julie war, bürgerlicher Sitte gemäß, in die Obhut ihrer Mutter zurückgekehrt, bis ſie der ihres Mannes übergeben würde.

Dann, im wunderſchönen Monat Mai, im Hauſe des Onkels, gab es eine Hochzeit. Mit Goldregen und Syringen war das Haus geſchmückt, auf allen Wänden lag der Frühlingsſonnenſchein; im Hafen flaggten alle Schiffe. Und Niemand war vergeſſen; Küſter und Organiſten, Nachtwächter und Armenvogt, Alle hatten ihren ſilbernen Freudengruß empfangen; an der Hochzeitstafel aber waltete zur beſonderen Genugthuung des Onkels und aus aller Dienerſchaft hervorragend, die alte Caroline in ihrer Roſaflügelhaube. Die Braut durfte keine Schüſſel aus einer anderen, als aus ihrer Hand empfangen; weiter jedoch dehnte ſich ihre Gunſt nicht aus; die kleine Madame Hennefeder, die ſtrahlend an des Onkels Seite ſaß — ſie gönnte ihr alles Gute; im Uebrigen — das konnte Niemand von ihr verlangen!

— — Und die Stunden flogen. Lind war die

Nacht; drüben in der anderen Straße um das alte Familienhaus ſtand einſam und dufterfüllt der Garten. Da klirrte die Pforte; es war der Vetter mit ſeinem jungen Weibe. Der Nachthauch ſäuſelte in den Zweigen, oder waren es nur die Blüthen, die aus der Knospenhülle drängten? Wie durch Adam's Bäume vor tauſenden von Jahren, ſo ſchien auch heute noch der Mond.

Als Hand in Hand das junge Paar die Schwelle ſeines Hauſes überſchritt, hörten ſie draußen von der Gaſſe den alten Matthias ſingen:

„Wie ſchön iſt Gottes Welt,
Und jedes ſeiner Werke!“

* * *

Vier Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. In dem alten Hauſe ſpringt jetzt zwiſchen Chriſtian und Julien ein kleinerer Vetter über Trepp' und Gänge, ein allerliebſter Burſche. Freilich iſt er nicht ganz wie ſeine Mutter, denn er bittet nicht immer und hat oft ſehr viel dagegen. Auf der alten Caroline reitet er ſogar, wie Amor auf dem Tiger; man ſieht es leicht, er hat ſie ganz und gar gezähmt. Es thut ihr gut, der Alten, daß ſie ihren Ueberwinder gefunden hat, ſie iſt ganz heiteren Gemüths geworden; ja, wenn die Sonne in das Küchenfenſter ſcheint, ſo kann man mitunter von dort aus einen grunzenden Geſang vernehmen, der zu dem Sauſen des Theekeſſels keine üble Begleitung macht.

— — Aber es iſt acht Uhr! Frau Julie erwartet mich an ihrem Theetiſch; ich ſoll ihr beiſtehen gegen ihren Mann, damit er ſich nicht auch noch in die Volksbank wählen laſſe. Er wird ihr gar zu regſam, der Vetter, er hat ſeine Augen und Hände jetzt allenthalben. Frau Julie in ihrer Herzensunſchuld ahnt vielleicht nicht, daß ſie der Urquell dieſes Lebens iſt; aber, nichts deſtoweniger, für ein paar Abende der Woche meint ſie doch das Recht auf ihren Mann zu haben.

Und alſo, lieber Leſer, gehab' dich wohl!

Storm's geſammelte Schriften.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Zehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1877.

Theodor Storm's

gesammelte Schriften.

Band 8.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1877.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des achten Bandes.

Die neuen Fiedel-Lieder (1872) 1

Zerſtreute Capitel.

Der Amtschirurgus. — Heimkehr (1870) 25
Lena Wies (1870) 55
Von heut' und ehedem (1873) 77
Zwei Kucheneſſer der alten Zeit (1871) 139
Von Kindern und Katzen, und wie ſie Nine begruben (1876) 153
Eine Halligfahrt (1870) 169

Die neuen Fiedel-Lieder.

(1872.)

Es war in der Studentenzeit, als in einem jetzt nicht mehr vorhandenen einſamen Wirthshauſe, oben im Walde an der Oſtſee, mein gleichfalls nun längſt von der Erde verſchwundener Freund Ferdinand Röſe, oder wie er von uns und von ſich ſelber gern genannt wurde, der Magiſter Antonius Wanſt mir und den Brüdern Theodor und Tycho Mommſen ſein tiefſinniges Märchen „Das Sonnenkind“ vorlas, in welchem der Held auf dem abgelegenen Schloſſe Grümpelſtein von ſechzig alten Tanten erzogen wurde, und von Mr. Breeches, nachdem er in der Raſenkrabbelmaſchine ſeinen Spleen ausgenieſt hatte, nur noch ſeine carrirten Beinkleider übrig blieben. — Wir ſaßen in einem hohen Zimmer, in welches von draußen die Bäume ſtark hereindunkelten; und von fern aus den Buchenwipfeln hörten wir das Flattern der Waldtauben, als der Verfaſſer in ſeiner feierlichen Weiſe aus dem entrollten Manuſcripte anhub: „Hans Fideldum, der luſtige Muſikant, ging durch ein Seitenthal des Böhmerwaldes rüſtig vorwärts.“

Armer Magiſter Wanſt! Wo ſind jetzt deine Märchen? Wo dein großes Drama „Ahasver“, aus dem du einſt zu Lübeck in deinem altväteriſchen Elternhauſe an der Trave, aber auch nur in weihevollſter Stunde, wohl ein einzelnes Blättchen mir zu leſen gabſt? Wer kennt die gedruckten Bände deiner „Individualitätsphiloſophie“, die nach deiner Verſicherung ihrem Jahrhundert vorausgeeilt war, und in welchem Krämerladen ſind die nicht gedruckten, zum Theil bei ſtrengem Winterfroſt im ungeheizten Zimmer ausgearbeiteten, übrigen Bände zu Düten umgewandelt worden? — Keine deiner Saaten iſt aufgegangen, ſelbſt dein Sonnenkind iſt in dem „Pilger durch die Welt“ pr. 1845 nur verkrüppelt an das Tageslicht getreten. Du biſt geſtorben, verdorben; nur ich und dein treueſter, bis ans Ende hülfreicher Jugendgenoſſe, Emanuel Geibel, wenn die alten Tage uns beſuchen, mögen deiner dann und wann gedenken.

Damals aber, an jenem Sommernachmittag im Walde, warſt du noch hoffnungsreich und im Vollgefühl einer großen Lebensaufgabe; und mit Behagen hatteſt du neben ernſteren Studien auch jenes Märchen hingeſchrieben. Nur für den Liederbedarf des Hans Fideldum, den du allein nicht zu decken wußteſt, wurde die Beiſteuer der Freunde in Anſpruch genommen. Geibel hatte aus ſeinem Reichthum ſchon gegeben; dann ſchrieb auch ich die kleinen „Fiedel-Lieder“, wie ſie noch jetzt in der Sammlung meiner Gedichte ſtehen.

— — Und die Veranlaſſung, daß ich eben jetzt jener Jugendzeit gedenke?

Hier liegt ſie vor mir, friſch aus der Preſſe wie aus dem Herzen: „Die Lieder jung Werner's aus Scheffel's Trompeter von Säckingen für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte von Ludwig Scherff.“ — „Wer klappert von dem Thurme ſeltſamen Gruß mir? Horch!“ — Hell und jung iſt mein ganzes Haus geworden, ſeitdem dieſe herzerquickenden Lieder darin erklingen; ja dermaßen ſind ſie mir in die Glieder gefahren, daß ich meinen alten Fiedelbogen aus dem Staube hervorgeſucht und damit gerade an der Stelle wiederum zu ſtreichen angefangen bin, wo ich ihn vor dreißig Jahren abgeſetzt hatte.

Dir aber, Meiſter Ludwig, dem Lebenden, deſſen klare Manneskraft nicht im Sande verrinnen wird, laſſe ich die friſchen Blätter zufliegen. Nimm ſie hin nebſt jenen alten, die der todte Freund nicht mehr gebrauchen kann; und mag es gelten, ob ich dich klingen machen kann, wie du es mir gethan haſt.

Und nun horch' auf, wie ſie gehen!

Die neuen Fiedel-Lieder.

1.

Lang und breit war ich geſeſſen
Ueber'm ſchwarzen Contrapunkt:
Auf ein Haar dem Stadttrompeter
Gaben ſie mich zum Adjunct.

Hei! da bin ich ausgeriſſen;
Schöne Welt, ſo nimm mich nun!
Durch die Städte will ich ſchweifen,
An den Quellen will ich ruhn.

Nur die Fiedel auf dem Rücken;
Vorwärts über Berg und Strom!
Schon durchſchreit' ich deine Hallen,
Hoher kühler Waldesdom.

Und ich ſtreich' die alte Geige,
Daß es hell im Wandern klingt;
Schaut der Fink vom Baum hernieder:
„Ei, Herr Vetter, wie das ſingt!“

Doch am Horizonte ſteiget
Eines Städtchens Thurm empor! —
Welchen kleinen Lilienohren
Geig' ich dort mein Stücklein vor?

2.

Wenn mir unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zerſprang,
Neue werden aufgezogen
Und ſie geben friſchen Klang.

Auf dem Schützenplatz am Thore
Strich ich leiſ' mein Spielwerk an;
Wie ſie gleich die Köpfe wandten,
Da ich eben nur begann!

Und es tönt und ſchwillt und rauſchet,
Wie im Sturz der Waldesbach;
Meine Seele ſingt die Weiſe,
Meine Geige klingt ſie nach.

Trotzig hadern noch die Burſchen;
Bald doch wird es ſtill im Kreis;
Erſt ein Raunen, dann ein Schweigen,
Selbſt die Bäume ſäuſeln leis.

Zauber hat ſie all' befangen;
Und ich weiß, wie das geſchah!
Dort im Kranz der blonden Frauen
Stehſt du ſelbſt, Frau Muſica!

3.

Glaubt' ich doch, ſie wär' es ſelber,
— Was nur das Gedanken ſind! —
Die Frau Muſica vom Himmel;
Und nun iſt's ein Erdenkind!

Geſtern, da ſie ſtand am Brunnen,
Zog ich flink den Hut zum Gruß:
Und ſie nickt' und ſprach in Züchten:
„Grüß Euch Gott, Herr Muſicus!“

Zwar ich wußt', Marannle heißt ſie,
Und ſie wohnt am Thore nah;
Doch ich hätt's nicht können laſſen,
Sprach: „Grüß Gott, Frau Muſica!“

Was ſie da für Augen machte;
Und was da mit mir geſchah!
Stets nun klingt's mir vor den Ohren:
Muſicus und Muſica!

4.

In den Garten eingeſtiegen
Wär' ich nun mit gutem Glück —
Wie die Fledermäuſe fliegen!
Langſam weicht die Nacht zurück.

Doch indeß am Feldesſaume
Drüben kaum Aurora glimmt,
Hab' ich unterm Lindenbaume
Hier die Fiedel ſchon geſtimmt.

Sieh, dein Kammerfenſter blinket
In dem erſten Morgenſtrahl;
Heller wird's, die Nacht verſinket;
Horch! da ſchlug die Nachtigall!

Schlaf' nicht mehr! Die Morgenlüfte
Rütteln ſchon an deiner Thür;
Rings erwacht ſind Klang und Düfte,
Und mein Herz verlangt nach dir.

Zu des Gartens Schattendüſter
Komm' herab, geliebtes Kind!
Nur im Laub ein leiſ' Geflüſter
Und verſchwiegen iſt der Wind.

5.

Sind wir nun ſo jung beiſammen
In der holden Morgenfruh;
Süßes, roſenrothes Mündchen,
Plaudre, plaudre immerzu!

Organiſte ſollt' ich werden
An dem neuen Kirchlein hier? —
Kind! Wer geigte dann den Finken
Feiertags im Waldrevier?

Doch du meineſt, Amt und Würden,
Eigner Herd ſei goldeswerth! —
Machſt du mich doch ſchier beklommen;
So was hab' ich nie begehrt.

Was? Und auch der Stadttrompeter
Starb vergangne Woche nur?
Und du meinſt, zu ſolchem Poſten
Hätt' ich juſt die Poſitur? —

Hei! Wie kräht der Hahn ſo grimmig!
Schatz, ade! Gedenk' an mich!
Mach' den Hahn zum Stadttrompeter!
Der kann's beſſer noch als ich.

6.

Muſikanten wollen wandern;
Ei, die hielte mich wohl feſt!
Noch 'nen Trunk, Herr Wirth, vom Rothen;
Dann ade, du trautes Neſt!

Hoch das Glas! Zu neuen Liedern
Geb' es Kraft und Herzenswonne!
Ha, wie lieblich in die Adern
Strömt der Geiſt der Heimathſonne! —

Wie dort hoch die Wolken ziehen!
Durch die Saiten fährt der Wind;
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geſchwind.

Muſicanten wollen wandern!
Schon zur Neige ging der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

7.

Weiter geht's und immer weiter!
Sieh, da kommt auf müdem Fuß
Noch ein Wandrer mir entgegen.
„Bring' dem Städtchen meinen Gruß!

Und am Thore, wenn des Zöllners
Blonde Tochter ſchaut herfür,
Bring' ihr dieſe wilde Roſe,
Grüß' ſie einmal noch von mir!" —

Weiter geht's und immer weiter!
Ach, noch immer denk ich dein!
Vor mir ſtehn im Duſt die Wälder,
Rückwärts brennt der Abendſchein.

Einſam werden Weg' und Stege,
Ganz alleine wandr' ich bald;
Einen Falken ſeh' ich kreiſen —
Ueber mir ſchon rauſcht der Wald.

8.

Nun geht der Mond durch Wolkennacht,
Nun iſt der Tag herum;
Da ſchweigen alle Vögel bald
Im Walde um und um.

Die Haidelerch' noch oben ſingt
Ein Stück zu allerbeſt;
Die Amſel ſchlägt den letzten Ton
Und fliegt zu Neſt, zu Neſt.

Da nehm' auch ich zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das iſt ein klingend Nachtgebet
Und ſteigt zum Himmel ein.

9.

Morgen wird's! Am Waldesrande
Sitz' ich hier und ſpintiſir':
Ach, jedweder meiner Schritte
Trug mich weiter fort von dir!

Vielen ging ich ſchon vorüber;
Nimmer wünſcht' ich mich zurück;
Warum flüſtern heut' die Lüfte:
Dies Mal aber war's das Glück!

Von den Bäumen Thauestropfen
Fallen auf mein heiß' Geſicht —
Sanct Cäcilia! Solch' Paar Augen
Sah ich all' mein Lebtag nicht!

Stadttrompeter, Organiſte!
Wär's denn wirklich gar ſo dumm? —
Holla hoch, ihr jungen Beine,
Macht euch auf! Wir kehren um.

Ruf' nur, Kukuk, dort im Walde!
Siehſt ſobald mich nun nicht mehr;
Denn in Puder und Manſchetten
Schreit' ich ehrenfeſt einher.

Golden ſpielt der Staub der Straßen —
Herz, Geduld! Bald biſt du da.
Hei! Wie lieblich ſoll es klingen:
Muſicus und Muſica!

10.

Am Markte bei der Kirchen
Da ſteht ein klingend Haus;
Trompet' und Geige tönen
Da mannigfalt heraus.

Der Lind'baum vor der Thüre
Iſt luſt'ger Aufenthalt;
Vom Wald die Finken kommen
Und ſingen, daß es ſchallt.

Und auf der Bank darunter
Die mit dem Kindlein da,
Das iſt in alle Wege
Die blond' Frau Muſica.

Der jung' friſch' Stadttrompeter
Bläſt eben grad' vom Thurm;
Er bläſt, daß nun vergangen
All' Noth und Winterſturm.

Die Schwalb' iſt heimgekommen,
Lind weht des Lenzen Hauch!
Das bläſt er heut' vom Thurme
Nach altehrwürd'gem Brauch.

Herr Gott, die Saaten ſegne
Mit deiner reichen Hand,
Und gieb uns Frieden, Frieden
Im lieben deutſchen Land!

Huizum, im Juli 1872.

Zerſtreute Capitel.

I.

Der Amtschirurgus. — Heimkehr.

(1870.)

Allerlei Seltſames war in der alten Stadt. In der alten, ſage ich; denn ſeit der große Brand ihre Treppengiebel verzehrt und die Eiſenbahn den Arm nach ihr ausgeſtreckt hat, iſt ſie jünger geworden, als ſie es in meiner Jugend war.

Damals, wenn Unwetter in der Luft drohte, ließen wir uns das nicht, wie anderwärts, durch ein Wetterglas prophezeien, auch nicht durch einen Laubfroſch, der die Leiter in ſeinem Glaſe hinabkletterte, ſondern durch einen alten Amtschirurgus, der die Treppen der drei Rathhausböden hinaufſtieg und dann aus der oberſten Giebelluke über die Stadt hinausprophezeite. Zwar betrafen ſeine Worte nicht zunächſt das Wetter; vielmehr pflegte er ſich dann als Kronprinzen von Preußen zu proclamiren und hinterher allerlei Verwünſchungen über die höchſten Würdenträger der Stadt herabzurufen; aber wir

Eingeborenen wußten Beſcheid, ein Sturm aus Nordweſt war gewiß im Anzuge. Oft habe ich aus dem engen Steinhofe eines Nachbarhauſes hinaufgeſchaut, wenn das breite rubinrothe Geſicht mit dem weißgepuderten Haarſchopf droben aus dem Rathhausgiebel hinausfuhr, und mit Wonne die ungeheuren Aufrichtigkeiten eingeſogen, die der aufgeregte Redner mit beiden Armen aus der Bodenluke hervorarbeitete. Es war dies allerdings nicht das geeignetſte Mittel, um in einem jungen Herzen den Reſpect vor den Autoritäten des Staatskalenders groß zu ziehen, und ich habe ſpäter oft darüber nachdenken müſſen, was der Mann nicht alles in mir zerſtört haben mag. — Ob im Grunde genommen nicht der Amtschirurgus klarer ſah als die Leute unten in der Stadt, die ihn für einen Narren hielten? — Nur ſo viel iſt gewiß: auch wir Geſunden ſehen die Dinge nicht, wie ſie ſind; uns ſelber unbewußt webt unſer Inneres eine Hülle um ſie her, und erſt in dieſer Scheingeſtalt erträgt es unſer Auge, ſie zu ſehen, unſere Hand, ſie zu berühren.

Ich glaube nicht, daß unſer Amtschirurgus der Kronprinz von Preußen war; aber er war vielleicht ein Prinz jenes weit entlegenen, aber viel größeren und ſchöneren Reiches, in welchem Aſchenbrödel einſt den Thron beſtieg. Beſtimmtes über ſeine Herkunft kann ich nicht berichten; denn er war lange vor meiner Geburt aus der Fremde eingewandert. Seit ſeine Denkweiſe von der der anderen guten Bürger in ſo Anſtoß erregender Weiſe abzuweichen begonnen hatte, und, wie es hieß, ſogar die Kehle eines hohen Beamten unter ſeinem Scheermeſſer in Gefahr gerathen war, hauſte er, ich weiß nicht in Folge welches Abkommens, auf den wüſten Böden des Rathhauſes, die er weder Sommers noch Winters verließ. — Dennoch konnte man ſein Leben kein ungeſelliges nennen; nur etwas ſeltſam mochte, wenigſtens dem oberflächlichen Beobachter, die Geſellſchaft erſcheinen, die er bei ſich ſah. Da er nämlich auf menſchlichen Beſuch nicht eingerichtet war, ſo hatte er dafür deſto traulichere Beziehungen mit den großen Ratten der benachbarten Brauerei angeknüpft; und er ſtand ſich dabei um nichts ſchlechter.

Die meiſten Leute in der Stadt kannten von dem Amtschirurgus nur noch die Stimme, wie ſie an düſteren Novembertagen in der Luft über ihren

Köpfen laut wurde; mich aber hatte ſchon lange die Neugierde geplagt, dies geheimnißvolle Leben einmal in unmittelbarer Nähe zu betrachten; auch wußte ich von meiner dicken Freundin, der Rathskeller-Wirthin, daß der Amtſchirurgus, wenn die Geiſter des Sturmes ihn nicht beunruhigten, ein gar wohlanſtändiger alter Herr ſei. Und ſo ſchlich ich denn an einem ſonnigen ſchulfreien Nachmittage die engen Wendelſtiegen hinauf, bis ich endlich durch die Bodenthür in den unterſten der weiten unbenutzten Räume eintrat. Es war todtenſtill, von dem Wirthſchaftsleben drunten im Keller drang kein Laut herauf; überall jene bekannte Bodendämmerung; nur hie und da durch die kleinen Dachfenſter fiel ein Lichtſtrahl mit emſig tanzenden Sonnenſtäubchen. Dort hinten in der dunklen Ecke ſah ich eine Stiege, die durch einen Ausſchnitt in der Decke zu einem weiteren Boden führte, der, wie ich wußte, noch nicht der letzte war. Eine ſeltſame Beklommenheit befiel mich, und ich wollte ſchon ganz leiſe meinen Rückzug nehmen; da hörte ich hinter mir eine Thür aufklinken, und als ich mich umwandte, ſtand eine aufrechte breitſchultrige Geſtalt vor mir, und ein ſtattliches Burgundergeſicht mit vollem weißen Haarſchopf ſchaute aus kleinen zugeſchnürten Augen gelaſſen auf mich herab. „Nun, mein Söhnchen,“ — er ſprach es aber: Sehnchen — „was haſt denn du zu beſtellen?“ Dieſe Worte wurden mit einer auffallend zarten Tenorſtimme an mich gerichtet, und ich wollte eben wohlgemuth eine Antwort geben, als zum Unglück mein Blick in die offene Thür einer Kammer fiel, und ich drinnen eine ganze Reihe halb geöffneter ſpiegelblanker Scheermeſſer an dem Balken hängen ſah. Aber ſchon legte ſich beſchwichtigend eine große Hand gar ſanft auf meinen Kopf: „Warte nur, mein Sehnchen; wir ſollen wohl meine Hausthierchen einmal zu Gaſte laden!“

Ich blickte auf, vermochte aber nur durch ein ſtummes Nicken mein Einverſtändniß zu erkennen zu geben; der Mann ſah mir ſo alterthümlich vornehm aus, und es war plötzlich, ich weiß nicht wie, in meinem Knabenhirne fertig, daß der Amtschirurgus, wenn auch kein Prinz, ſo doch wenigſtens ein in Ungnade gefallener Kammerherr ſein müſſe. Der blaue Kleidrock mit dem aufrechtſtehenden Kragen und den blanken Knöpfen, zwiſchen deſſen Schößen der goldene Schlüſſel nicht übel gepaßt hätte, mochte ein Weſentliches zu dieſer Vorſtellung beitragen. Freilich, en grande tenue habe ich ihn auch ſpäter nie geſehen; ſeine hellgrauen Pantalons waren über den Knöcheln zugebunden, und ſeine Füße ſteckten immer in großen Lederpantoffeln, wenn er, die Hände auf dem Rücken, in ſeinem öden Reiche promenirte.

Damals war übrigens zu langen Betrachtungen keine Zeit gelaſſen; denn der Amtschirurgus begann jetzt in ſcharfem Tempo den Marſch des alten Deſſauer zu pfeifen. Unter dieſer Muſik ſtieg er die Treppe zu dem zweiten Boden hinan, und während ich ihn ſo immer weiter bis unter das Dach hinaufpfeifen hörte, wurden über mir alle Böden nach und nach lebendig, überall hörte ich es raſcheln und an dem Holzwerk herunterhuſchen, kleine Kalkſtückchen fielen mir vor die Füße, und hie und da zwiſchen Pfannen und Sparren fuhr ein grauer Rattenkopf hervor und lugte wie ſuchend mit den blutſchwarzen Augen umher, während an der anderen Seite der kahle Schwanz herabhing. Meine Gegenwart ſchien hier keinen Zwang zu thun; denn bald begann es dicht neben mir immer emſiger auf den

Fußboden herabzuplumpen, bis endlich ein ganzer Haufen von glatten grauen Pelzen durch einander wimmelte. Und jetzt verbreitete ſich auch der eigenthümliche Dunſt, den die Ratte an ſich hat, ſo daß ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Mittlerweile hatte der Amtschirurgus ſeinen Marſch vollendet und war mit einer Brodſchnitte in der Hand herangetreten. Einen Augenblick wurde es ruhig, und die ſämmtlichen Köpfchen hoben ſich empor; ſobald aber der erſte Brocken zwiſchen ſie fiel, fuhr Alles wieder quiekſend und beißend in einen Haufen zuſammen. Nur eine Ratte mit lichtgrauem Fell, es mochte eine junge ſein, war nicht unter dem Wirrſal; ſie hob ſich auf den Hinterfüßchen, ließ die Vorderpfötchen hängen und ſah erwartungsvoll zu ihrem Meiſter auf. Alsbald auch begann dieſer eine neue muſikaliſche Figur zu pfeifen; die Ratte huſchte über den Fußboden und ſaß im Nu in derſelben zuwartenden Stellung auf der Lehne einer zerbrochenen Holzbank; und der Amtschirurgus trat dicht an ſie heran. — Sie kannten ſich wohl, das fremde unheimliche Thier und der einſame alte Mann; ſie blickten ſich traulich in die Augen, als hätten ſie in deren Tiefe den kleinen Punkt gefunden, der unterſchiedslos für alle Creatur aus dem Urquell des Lebens ſpringt. Und jetzt nahm der Alte ein Krüſtchen Brod zwiſchen ſeine Lippen, und ſein Lieblingsthier lief an ihm herauf, erfaßte es mit den zierlichen Pfötchen und ſaß gleich darauf wieder auf der zerbrochenen Bank, behaglich knuspernd und dann und wann einen Blick auf ſeinen großen menſchlichen Freund werfend, der lächelnd daneben ſtand.

Ehe ich fortging, führte der Amtschirurgus mich noch in ſeine Kammer, wo die blanken Scheermeſſer mich nun nicht mehr erſchreckten. — Es war nur ein Bretterverſchlag, den man von dem großen Boden abgetheilt hatte; darin ſtand ein Stuhl, ein Tiſch und ein Bett; das war Alles. Ein Ofen war nicht darin; und wenn im Januar die „hahnebüchene“ Kälte bei uns einzog, ſo mußte der Amtschirurgus auch den Tag über im Bette bleiben, und er lag dann, wie mir die Rathskellerwirthin ſpäter erzählte, ſo tief darin vergraben, daß nur die bläuliche Burgundernaſe und die kleinen Augen über der rothcarrirten Bettdecke hervorſahen. — Allein es war auch dann ſo übel nicht in ſeiner Kammer; denn die Wände waren ganz mit jenen hübſchen Bilderbogen bedeckt, wie wir Aelteren ſie in unſerer Kinderzeit für einen Schilling uns beim Krämer holen konnten. Derzeit, vor der Erfindung des Steindrucks, war noch jeder Bilderbogen ein illuminirter Kupferſtich und zum mindeſten ein halbes Kunſtwerk, und der Amtschirurgus wußte wohl, was er that, als er mit dieſer Tapete ſeine Bretterwand bekleiden ließ. Da ſah man außer dem Affen- und dem Ritterſpiel jenen berühmten Bilderbogen von der verkehrten Welt, wo die Bauern von den Ochſen auf die Weide getrieben werden, und der Schulmeiſter von den Schuljungen die Ruthe bekommt; da war ferner ein Bogen mit kleinen Landſchaften in runden Schildern, hier eine Heuernte, über der ſo luſtig die gelbe Sommerſonne ſchien, dort ein Vogelheerd mit dem alten Vogelſteller im tiefen grünen Walde; lauter trauliche Orte für den Amtschirurgus; denn ich zweifle nicht, daß er ſich dieſelben Bilder ausgeſucht hatte, für welche einſt in ſeiner Knabenzeit ſeine erſparten Dreier zum Krämer gewandert waren. Und ſo, während draußen auf den wüſten Böden die Bretter im Froſte krachten, während das Trinkwaſſer vor ſeinem Bett gefror, und durch die bereiſten Dachfenſter das kalte Dämmerlicht des Winters in ſeine Kammer fiel, führte er ſeine Augen an den Wänden ſpazieren und wandelte vergnügt in ſeinem Kindheitsgarten, wo er einſt gewandelt, da er noch nicht der Kronprinz von Preußen und der Wetterprophet unſerer grauen Stadt geweſen war.

* * *

Aber es gab noch andere Unterhaltungen für den alten Herrn. — Unter ſeinem erſten Bodenraum befand ſich der große Rathhausſaal, in welchem nicht nur unſere heimiſchen Komödianten zuweilen ihre Gerüſte aufſchlugen, ſondern wo auch wir Primaner alljährlich um Michaelis von einem hohen Katheder herab mehr oder minder ſelbſtverfertigte Reden hielten. Von allem dieſen bekam der Alte ſeinen ſtillen Antheil. Denn wenn unten — und das geſchah unfehlbar jedesmal — die Begeiſterung die Luft allzuſehr erhitzt hatte, dann wurde in der Bretterdecke des Saales eine Luke ausgehoben, und alsbald vom Rande der Oeffnung glänzte das rothe Geſicht des Amtschirurgus theilnehmend zu uns herab.

Es war immer ein großer Tag, dieſe „Redefeierlichkeit“. Wir konnten damals noch nicht am eignen Tiſche frühſtücken und in Hamburg zu Mittag eſſen; Alles blieb deshalb hübſch zu Hauſe, und was wir dort hatten, das würzten wir uns und machten es ſchmackhaft und koſteten es aus bis auf den letzten Tropfen. — An jenem Tage ſtanden die Häuſer der Honoratioren wie der kleineren Bürgersleute leer; der Rattenfänger von Hameln hätte ſie nicht leerer fegen können. Frauen und Töchter in Flor und Seide ſaßen dicht gereiht vor dem weißen Katheder mit der grünſammtenen goldbefranzten Bordüre; den Männern blieben nur die hinterſten Bänke, oder ſie ſtanden an der Wand unter den großen Bildern vom jüngſten Gericht und vom Urtheil Salomonis. Wer hätte auch zu Hauſe bleiben können, wenn wir Primaner uns nicht zu vornehm hielten, die gedruckten Einladungen in eigener Perſon von Haus zu Haus zu tragen! Freilich war auch dieſe Pflicht, beſonders für die älteren Schüler, nicht ohne allen Reiz; denn die „Stellen“, welche nach einem Maßſtabe von Wein und Kuchen in „fette“ und „magere“ zerfielen, wurden von dem Primus Claſſis ſtreng nach der Anciennität vertheilt. Die Einladungen ſelbſt enthielten nur unſere Namen und die Thematen unſerer Vorträge; aber deſſen ungeachtet waren es keine öden Liſten, wovon es heutzutage an allen Ecken wimmelt; unſer alter Rector — möge der allverehrte Greis noch lange ſeiner fruchtbringenden Muße genießen! — wußte durch eine feine Abtönung auch dieſen Dingen einen munteren Anſtrich zu geben. Denn während der Erſte nur „redete“, ſuchte der Zweite ſchon „auszuführen“, der Dritte „vertiefte ſich in“, der Vierte „verbreitete ſich über“; und ſo arbeitete Jeder in ſeinem eigenen Charakter. Was blieb endlich mir übrig, der ich ſchon damals in einigen Verſen geſündigt hatte? Ich, ſelbſtverſtändlich: „beſang“. — „Matathias, der Befreier der Juden“, ſo hieß meine Dichtung, welche der Rector mir ohne Correctur und mit den lächelnd beigefügten Worten zurück gab, er ſei kein Dichter. Ich will nicht leugnen, es überrieſelte mich ſo etwas von einer excluſiven Lebensſtellung, und ich mag in jenem Augenblick meinen Knabenkopf wohl um einige Linien höher getragen haben. — Freilich, unſer Schultiſch war derzeit nur mit geiſtiger Hausmannskoſt beſetzt: wir kannten noch nicht den bunten

Krautſalat, der — „Friß Vogel oder ſtirb!“ — den heutigen armen Jungen aufgetiſcht wird Ich habe niemals Kaviar eſſen können, und — Gott ſei Dank! — ich habe ihn auch niemals im Namen der „Gleichmäßigkeit der Bildung“ eſſen müſſen; dieſe ſchöne Lehre beglückte noch nicht unſere Jugend; der Fundamentalſatz aller Oekonomie: „Was koſtet es dir, und was bringt es dir ein?“ fand damals, freilich harmlos und unbewußt, auch für die Schule noch ſeine Anwendung. — Leider muß ich bekennen, daß auch die deutſche Poeſie als Luxusartikel betrachtet und lediglich dem Privatgeſchmack anheimgegeben war; und dieſer Geſchmack war äußerſt unerheblich. Unſeren Schiller kannten wir wohl; aber Uhland hielt ich noch als Primaner für einen mittelalterlichen Minneſänger, und von den Romantikern hatte ich noch nichts geſehen als einmal Ludwig Tieck’s Portrait auf dem Umſchlage eines Schreibbuches. — Nichtsdeſtoweniger dichtete ich den „Matathias“.

Und endlich kam der große Tag. Während draußen vor der Kirche die Buden zum Michaelis-Jahrmarkte aufgeſchlagen wurden, war oben in unſerem Rathhausſaale die Redefeierlichkeit ſchon in vollem

Schwunge. Die an den Fenſtern entlang poſtirte Liebhabercapelle hatte ſchon einige Pauſen mit entſprechenden Walzern und Ecoſſaiſen ausgefüllt; nun aber begann ein feierlicher Marſch, und mir klopfte das Herz; denn ich hatte ihn beſtellt, als Ouvertüre zum Matathias. Dort ſtand auch mein würdiger Freund, der Doctor, derzeit Primaner und Mitglied des „Dilettantenvereins", und noch hübſcher, als er redete, blies er die Clarinette; heute aber leiſtete er das Außerordentliche. Da plötzlich, noch ein heroiſcher Accord, und oben auf dem Katheder ſtand ich in dem lautloſen Saale, die erwartungsvolle Menge unter mir. Wie durch einen Schleier ſah ich noch die Dilettanten ihre Clarinettenſchnäbel mit den Taſchentüchern putzen; ein Blick nach oben zeigte mir am Rande der Deckenöffnung das leuchtende Geſicht des Amtschirurgus, der wie ein umgekehrter Sixtiniſcher Engelskopf zur Erde ſtatt zum Himmel blickte: dann:

„O Söhne Juda's, rächt der Väter Schmach!"

— — Zum Unglück für den Leſer iſt das Gedicht verloren gegangen, und mein Gedächtniß vermag dem Schaden nicht mehr abzuhelfen; doch kann ich verſichern, daß es ohne Anſtoß zu Ende gebracht wurde. Und das war keine Kleinigkeit; denn unter den Zuhörerinnen hatte ich ein Paar wohlbekannte vergißmeinnichtblaue Augen entdeckt, die mit dem Ausdruck zarter Fürſorge auf mich gerichtet waren. Ich kannte ſolche Klippen nur zu wohl; war es mir doch in meiner vorjährigen Rede „über den Untergang der Staaten“ begegnet, daß ich in denſelben Augen eine ganze Weile, alle Feierlichkeit vergeſſend, hängen blieb, wodurch denn eine allen übrigen Zuhörern unbegreifliche Kunſtpauſe entſtanden war. Diesmal aber, und das von Rechtswegen, half mir der Gott Israels. Denn dort hinten, unter dem Urtheile Salomonis, erſchien mein Freund, der jüdiſche Handelsherr aus unſerer Nachbarſtadt, und nickte mir zu und lächelte mich an; und der Geiſt meiner heutigen Sendung erfüllte mich wieder, ich ſah nicht mehr in die vergißmeinnichtblauen Augen, ſondern auf die goldenen Uhrberloques, die an dem behäbigen Leibe des jüdiſchen Mannes funkelten; und für ihn eigentlich habe ich dieſe Rede gehalten.

„Dein Stern ging unter, Juda's Stern
Erglänzt in neuer Pracht und brennt
An Deiner Gruft die würd'ge Todesfackel.“

Das waren meine letzten Worte für den Matathias. Als ich das Katheder verlaſſen und mich nach dem altteſtamentariſchen Bilde durchgedrängt hatte, nahm der Urenkel deſſelben ſchweigend und mit ſanftem Druck meinen Arm in den ſeinen, und wir ſtiegen mit einander die ſchmale Wendeltreppe hinab bis unten in den Rathskeller und tranken dort in altem Madeira auf das Gedächtniß des unſterblichen Matathias und auf die Geſundheit ſeines jungen ſterblichen Dichters. Dann, da die Redefeierlichkeit für den Vormittag beendet war, gingen wir auf den Markt hinaus und ſetzten uns im Lindenſchatten vor einem Hauſe auf den Beiſchlag. Uns gegenüber im Sonnenſchein wurde eine Bude nach der anderen aufgeſchlagen; aber der ſonſt ſo eifrige Handelsmann, obgleich er noch nicht einmal ſein herkömmliches Tuchgeſchäft mit meinem Vater gemacht hatte, wandte kein Auge auf dieſes werktägige Treiben. Von meiner Rede ausgehend hatte er mich, wie er es liebte, in allerlei religiös-moraliſches Geſpräch verwickelt: „Was ſoll's!" rief er mit den ſcharfen Accenten ſeines Volkes, „ich ſage bloß: Thue Recht und ſcheue Niemand!" — Bald darauf ſchien er indeſſen durch den jetzt vom nahen Kirchthurm tönenden Schlag der Viertelsglocke an die Koſtbarkeit der Zeit erinnert zu werden; denn, als wolle er alle grauen Theorien von ſich ſchütteln, ſtand er plötzlich auf und klopfte mich zärtlich auf die Schulter. „Komm nun!“ ſagte er ſchmunzelnd; „woll'n wir gehen, und woll'n noch betrügen ein bischen den Alten!“

Aber das war nur dein Scherz, mein alter Freund; ich kann nicht anders, als es dir in dein Grab nachſagen, worin du nun ſeit lange auf dem kleinen Judenkirchhof der Nachbarſtadt ruhſt, daß du meinem Vater gewiß gutes niederländiſches Tuch zu den chriſtlichſten Preiſen verkauft haſt. — Wer weiß, ob nicht die Freundlichkeit, die du dem Knaben einſt erwieſeſt, den Keim jener Zuneigung gelegt hat, die ich deinem Volke ſtets bewahrte, und die mir auch der ſchmutzigſte Schacherjude nicht hat ſtören können. Habe ich doch aus jener Sympathie heraus noch vor wenigen Jahren die nachſtehenden Verſe gedichtet, welche freilich von meinem Freunde Alexander, da ich ſie ihm noch warm aus dem Herzen vortrug, mit der kurzen Kritik: „Auch eine Auffaſſung!“ ganz und für immer abgefertigt ſind:

Crucifixus.

Am Kreuz hing ſein gequält' Gebeine,
Mit Blut beſudelt und geſchmäht;
Dann hat die ſtets jungfräulich reine
Natur das Schreckensbild verweht.

Doch, die ſich ſeine Jünger nannten,
Die formten es in Erz und Stein,
Und ſtellten's in des Tempels Düſter
Und in die lichte Flur hinein.

So, jedem reinen Aug' ein Schauder,
Ragt es herein in unſre Zeit;
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unverſöhnlichkeit.

* * *

Aber ich kann ſo nicht weiter ſchreiben. Durch das offene Fenſter weht der Primelduft aus dem Garten, und draußen unter dem ſprießenden Springenbaum ſteht plötzlich meine Muſe, die ich ſo lange nicht mehr ſah. Sie legt den ſchönen ewig jugendlichen Kopf zurück und ſieht mich an; ſchimmernd liegt die Frühlingsſonne auf ihrem goldig blonden

Haar. Soll ich noch einmal deine träumeriſchen Wege wandeln? — Aber, wenn du mich zur Höhe führſt, und nun dein Fuß von der feſten Erde auf die roſigen Wolken hinaustritt? — Zwar meine Seele hat noch ihre Flügel; aber manche der rauſchenden Schwungfedern ſind ſchon gebrochen, und mächtiger als ſonſt fühl' ich die Erde mich zu ſich niederziehen. — Doch, wer könnte dieſen Augen widerſtehen? So gehen wir denn! Streich' mit deiner Götterhand das graue Haar von meinen Schläfen und dann ſage mir: wie war es doch?

— — Ich war wieder in der kleinen Küſtenſtadt, in der ich einſt die Tage meiner Jugend lebte. Weit dahinter lag jene Zeit, unabſehbar weit; denn es giebt Gräber, über die hinweg der Blick in die Vergangenheit unmöglich wird. Dennoch hatte es mich dahin zurückgezogen; in allen Jahren, die ich in der Fremde lebte, war immer wieder das Brauſen des heimathlichen Meeres an mein inneres Ohr gedrungen, und oft war ich von Sehnſucht ergriffen worden, wie nach dem Wiegenliede, womit einſt die Mutter das Toſen der Welt von ihrem Kinde fern gehalten hatte. — Nun hörte ich es wieder, das

Wiegenlied des Meeres; am Tage wanderte ich hinaus an ſeine Küſte und ließ die Wellen zu meinen Füßen rauſchen, des Nachts klang es hinüber in die ſchlafende Stadt, nur unterbrochen von dem tönenden Flug der Wandervögel, die in großen Zügen unſichtbar unter den Sternen dahinrauſchten. Wie oft ſtand ich jetzt im Dunkel meines Gartens, blickte hinauf zu der lichten Sternenhöhe und ließ mein Ohr von dieſen Accorden des Schöpfungsliedes erfüllen!

Ich entſinne mich eines Spätherbſtnachmittages; ſo ungeſtört war ich ſeit meiner Heimkehr nicht durch die Stadt gewandert; denn der erſte Novemberſturm hatte die Gaſſen leer gefegt. Ich ſah mir die Häuſer an und gedachte ihrer einſtigen Bewohner. Hier auf der Bank unter den Linden, von deren Zweigen jetzt die letzten Blätter wehten, ſaß einſt der luſtige Herbergsvater, der uns Schülern ſtets das griechiſche „Heureka“ zum Gruß entgegenrief. — Heureka — Gefunden! — ob man wohl das Wort auf ſeinen Sarg geſchrieben hat?

Und drüben jenes Giebelfenſter mit den zertrümmerten Scheiben; — die Donner des Frühlingsungewitters ſind längſt verhallt, die ich in lauer düfteſchwerer Nacht dort über meinem Haupte rollen hörte; aber wo iſt ſie geblieben, die ich ſo feſt in meinen Armen hielt? — Ich habe das blaſſe Geſichtchen nie vergeſſen können, wie es beim Schein der Blitze aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verſchwand. — Hu! Wie kommen und gehen die Menſchen! Immer ein neuer Schub, und wieder: Fertig! — Raſtlos kehrt und kehrt der unſichtbare Beſen und kann kein Ende finden. Woher kommt all' das immer wieder, und wohin geht der grauſe Kehricht? — Ach, auch die zertretenen Roſen liegen dazwiſchen.

Ich will zum Kirchhofe gehen; es ſtillt die Unruhe, in den Blättern dieſes grünen Stammbuches zu leſen. Auf dem Wege dahin ſieht hie und da ein übrig gebliebener Treppengiebel vertraut auf mich herab. Ob droben in der Tertia der nun abgeſetzten „Gelehrtenſchule“ das halbzerſchnittene Pult noch ſteht, vor dem ich einſt „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit“ ſo weltvertrauend declamirte? Mir ahnte damals noch nicht, daß die Redlichkeit nur ſoweit geübt werden dürfe, als ſie nicht verboten iſt. Jetzt weiß ich es und begreiſe nur nicht, warum man die Kinder Dinge lernen läßt, die ihnen ſpäter ſo gefährlich werden können.

Aeußerſt ſchmucklos waren jene alten Räume; höchſtens, daß hie und da eine aus Strafgeldern zuſammengeſparte Landkarte an der Wand hing. Wir kannten weder die Schöne griechiſcher Götterbilder, noch andererſeits jenes cäſariſche Weſen, in dem Bilde des jemaligen Herrſchers der aufſtrebenden Jugend ein drohendes Symbol der Gewalt entgegen zu halten. Aber jenſeits der ſchmalen Straße in dem Hofe der damaligen Propſtei ſtand derzeit ein mächtiger Kaſtanienbaum, deſſen Zweige zu den Fenſtern der Tertia und der danebenliegenden Secunda hinüberreichten. Wie oft, wenn es draußen Frühling war, flogen meine Gedanken über den Nepos, oder ſpäter über den Ovid hinweg und ſchwärmten drüben mit den Bienen um die weißen rothgeſprenkelten Blüthenkerzen, die aus den jungen lichtgrünen Blättern emporgeſtiegen waren. Aber weiter, — weiter! Hier noch den kurzen Baumgang hinab, und ſchon ſehe ich die Todtenkränze an den Kreuzen wehen und die weißen Bänder flattern.

Die Ulmen an der Seite des Kirchhofes ächzen und ſchlagen ihre nackten Zweige an einander, wie der Sturm ihnen die letzten Blätter abreißt und ſie weithin über die Gräber wirft. Wie wüſt dort im Nordweſt das Meer am Horizonte aufſteigt! Ich leſe die Inſchriften der Leichenſteine: „Du warſt, wirſt ſein, wirſt nie vergehen, nie Todesraub.“

Ueberall dies unheimliche Wehren gegen die Vernichtung; nur hier der alte aufrechte Stein trägt einen anderen Spruch:

Het Liden hier geleden,
Het Striden hier geſtreden,
Ick was het Leven möd;
Ick zegg Adies min Brienden,
Gy zelt mi niet mer vinden;
— — — — — —

Das Uebrige bedeckt die Erde.

Es iſt ſehr einſam hier; — doch nein, da ſtehe ich ja an deinem Grabe, alter ehrlicher Georg, candidatus der Gottesgelahrtheit. Wie lange iſt es her, daß wir unter den blühenden Apfelbäumen deines elterlichen Gartens auf dem widerſpenſtigen Eſel Schule reiten wollten! Mir iſt, als ſei das nur ein

Capitel aus einer ſonnigen Idylle, die ich in ſchöner Jugendzeit geleſen. Etwas ſpäter war es — wir waren ſchon Studenten — da wir am lauen Frühlingsabend über den Hamburger Wall ſchlenderten. Als in der Dämmerung die Fröſche aus dem Graben ihre Stimme erhuben, legteſt du die Hand auf meinen Arm und ſagteſt andächtig: „Horch nur, wie lieblich doch die Nachtigallen girren!“ Freilich, du warſt ein Sohn unſerer Küſte, und ſelten und nur zu flüchtigem Beſuche kehrt Philomele bei uns ein; denn ſie weiß es wohl, daß ihre Liebesklage von dem Brauſen der großen Naturorgel verſchlungen wird, die Boreas hier ſo meiſterlich zu ſpielen weiß. Aber, daß dir auch der Froſch, der Sänger unſerer Marſchen, plötzlich fremd geworden war, das mußte mich billig Wunder nehmen, und ich komme nachträglich auf den Verdacht, daß du die ſeltſamen Worte nur geſprochen haſt, damit ich jenen Abend nicht vergäße, an dem ſonſt nichts war, als Frieden in der Natur und in unſeren jungen Herzen. — Das Pfeifen ganz anderer Vögel war es, die dir bei Idſtedt dein letztes Schlummerlied geſungen haben, und mit Andacht leſe ich auf deinem Grabe den Spruch aus dem Evangelium Johannis, den, wie ich anderswo berichtet habe, auch der alte Landſchullehrer auf ſeines Knaben Grabſtein hauen ließ: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er ſein Leben läſſet für ſeine Freunde.“ Für ſeine Freunde; möge das dein Loos geweſen ſein!

Und hier ſtolpere ich über den Hügel unſeres Amtschirurgus; der Nordweſt, der jetzt den Sand von ſeinem Grabe bläſt, beunruhigt ihn nicht mehr. Ich war ihm noch begegnet nach meiner Heimkehr; aber ſchon damals hatte er ſeine großen Räume verlaſſen und begnügte ſich mit einem Winkel in dem ſtädtiſchen Krankenhauſe. Seine Seltſamkeiten hatten abgeblüht, und er war nur noch ein müder abgebrauchter Menſch, gleich allen Uebrigen, die dort der Ewigkeit entgegenträumen. Hier auf der Bank am Kirchhofsſteige ſaß er und wärmte ſeine Glieder in der Frühlingsſonne. Als ich ihn begrüßte, ſtand er auf, und ich ſah, wie das Alter ſeine hohe Geſtalt gebeugt hatte. „Und was iſt aus Ihren trefflichen Katzen geworden?“ So fragte ich, nachdem die üblichen Reden eines erſten Wiederſehens zwiſchen uns gewechſelt waren. Ich hatte eine unverharrſchte

Wunde berührt; aus ſeinen kleinen Augen blickte er wehmüthig auf mich herab, indem er mit ſeinem Stock im Sande ſcharrte: „Sie wiſſen ja; die große Brauerei nebenan; — vergiftet! alle vergiftet!“ Und er ſchlich von dannen mit einem Seufzer über die ſchöne alte Zeit; denn wie Freund Mörike ſagt:

„Doch beſſer dünkt ja Allen, was vergangen iſt.“

Aber wo biſt denn du, Ludwig? Ich lebe noch, und ſchon finde ich dein Grab nicht mehr. Wir waren gute Kameraden; hab' ich doch einſt, da wir auf dem Lübecker Gymnaſium unſerer Schulbildung die letzte Politur geben ließen, meine goldene Uhr zum Pfandverleiher getragen, damit du in der Rolle des dottore Bartolo die Maskerade im Schauſpielhauſe beſuchen konnteſt! Mit dem Bambusrohr und der Pillenſchachtel ſtapfteſt du wacker im Saale umher; und als der ſpaniſche Grande dich wegen der Donna Ines conſultirte, die zart und ſchmächtig an ſeinem Arme hing, da verſicherteſt du mit großer Innigkeit, daß die Dame nur an den Würmern leide; was dir ſeltſamer Weiſe mehr Entrüſtung als Dank von dem Gemahl der hohen Patientin eintrug. — Auch eine Maskerade war es, die wir Beide wenige Jahre ſpäter in unſerer grauen Küſtenſtadt veranſtalteten. Dein Name ſtand neben dem meinigen auf dem Einladungsbogen; aber als der Abend des Feſtes herangekommen war und die Masken ſich durch einander drängten, die du mit mir berufen, da hatteſt du dich ſo tief vermummt, daß dich Niemand zwiſchen ihnen zu finden vermochte; und auch ſpäter biſt du niemals wieder zum Vorſchein gekommen. — —

Aber es wird ſchon dämmerig; mir iſt, als höre ich zwiſchen dem Brüllen des Sturmes das gewichtige Wort des alten Jobſt Sackmann, das bei jeder Wiederkehr immer dröhnender ins Gehör fällt: „Wo is he bleven? — Wo is he bleven? — Mortuus est!“

Ich will nach Hauſe gehen. Die eiſerne Kirchhofsthür fällt klirrend hinter mir ins Schloß; die lange Straße, die nach meiner Wohnung führt, iſt noch ſo öde wie zuvor. Aber dort ſehe ich eine weibliche Geſtalt mit dem Winde kämpfen; und wie wir uns einander nähern, bemerke ich mit Verwunderung, daß ſie einen maigrünen Sonnenſchirm in der Hand hält. Unter einem lila Seidenhütchen mit

Blumen hängen lange braune Locken auf die Schultern herab. Und jetzt erkenne ich ſie! In meiner Erinnerung taucht ein Erkerfenſter auf mit Reſeda und Geranienſtöcken, hinter denen ein junges Mädchen an einer Stickerei zu ſitzen pflegte. Wie tief zogen wir Primaner unſere Mützen, um einen Aufſchlag dieſer Augen, ein Erröthen dieſes friſchen Antlitzes zu erhaſchen! — Auch jetzt ziehe ich den Hut. Ein ältliches maskenartiges Geſicht verzieht ſich zu einem verbindlichen Lächeln, und mit altjüngferlichem Knix geht die Geſtalt an mir vorüber.

* * *

O meine Muſe, war das der Weg, den du mich führen wollteſt? Die ſommerlichen Haiden, deren heilige Einſamkeit ich ſonſt an deiner Hand durchſtreifte, bis durch den braunen Abendduft die Sterne ſchienen, ſind ſie denn alle, alle abgeblüht?

Es iſt ein melancholiſches Lied, das Lied von der Heimkehr.

II.

Lena Wies.

(1870.)

Aber an deinem niedrigen Häuschen kann ich nicht ſo vorübergehen, du liebreiche Freundin meiner Jugend, die du wie Scheherezade einen unerſchöpflichen Born der Erzählung in dir trugſt. — Ich will eine Gänſefeder nehmen; die weiße Fahne ſoll nicht geſtutzt werden, und das geſellige vogelartige Gezwitſcher, das ſie, ihres Urſprungs eingedenk, beim Schreiben hören läßt, ſoll mich an vergangene Zeit gemahnen, während ich dies zu deinem Gedächtniß niederſchreibe.

Noch ſtehen die ſteinernen Bänke vor dem Hauſe, noch die gemalten Schwarzbrode, das Zeichen des Betriebes, auf dem einen Fenſterladen; und, wenn man die Hausthür mit den dicken grünen Glasſcheiben aufſtößt, ſo ſchellt die Glocke, und hinten im Backhauſe läßt „Perle“ ſeine Stimme erſchallen;

denn — der Hund iſt todt; es lebe der Hund; der Hund ſtirbt nicht! — Aber es iſt nicht mehr der „Perle“ meiner Jugend.

Wie manchen Herbſt- und Winterabend bin ich nach dieſem kleinen Hauſe gegangen. — Gegangen? — Nein, gelaufen, gerannt! — Es gab damals in unſerer Stadt noch keine Straßenbeleuchtung; aber deſto mehr Geſpenſter; „es übte vor“, es „jankte“ draußen im „Auſtrom“, im Schloſſe wurde Nachts eine kleine braune Frau geſehen. Und das Alles wurde mit jedem Abend bei mir lebendig, und meine kleine Handlaterne warf zweifelhafte Lichter auf die unbewohnte Plankenſtrecke, die in jener Straße zu paſſiren war. Hatte ich glücklich das Haus erreicht, ſo ſtürzte ich faſt die Thür ein; die Glocke läutete, hinten im Backhauſe riß Perle an der Kette und erhob ein wüthendes Gebell.

Athemlos ſtand ich vor dem kleinen hitzigen Geſellen, der nun freudewinſelnd an mir aufſtrebte. Kräftig dufteten die friſchen Roggenbrode, welche reihenweiſe auf den Wandgeſtellen lagen; und nebenan in der offenen Kammer ſtand die alte Mutter Wies am Backtroge, mit dem Anſäuern des Teiges für den morgenden Tag beſchäftigt. Im Backhauſe ſelbſt drängte ſich eine Schaar von Nachbarskindern, welche, mit irdenen Schüſſeln in der Hand, auf die Austheilung der Abendmilch warteten; denn auch eine Milchwirthſchaft wurde hier mit vier oder fünf ſchweren Marſchkühen betrieben.

„Lena noch nicht fardig?“ fragte ich auf Plattdeutſch; und die alte Frau hielt im Kneten inne, und ihre noch immer ſchönen Augen blickten mit großmütterlicher Zärtlichkeit auf mich.

Nein, Lena und Vater Wies waren noch im Stall beim Melken.

Schnell war meine Handleuchte ausgeblaſen und auf den Tiſch geſtellt; dann ging's über den dunklen Steinhof und in den alten niedrigen Stall hinein, durch den übrigens im Sommer der Weg zu einem ſeltſam ſtillen Garten voll rother Centifolien und kleiner ſüßer Stachelbeeren führte. — Wie ein kleiner Privilegirter dünkte ich mich den armen Nachbarskindern gegenüber, die beim Schein des dünnen Talglichts ruhig auf ihrem Platze bleiben mußten, bis ſie ihr herkömmliches Quantum Milch zugemeſſen erhalten hatten.

Unter dem Boden des Stalles hing eine Hornleuchte; aber es war kein Licht, ſondern nur eine Art leuchtenden Dunſtes, den ſie in einem engen Kreiſe um ſich her verbreitete. Und doch, für welch' trauliche kleine Welt war ſie der Mittelpunkt!

Aus dem Dunkel, wo die Kühe an ihren Raufen wiederkäueten, klang es mir leibhaftig wie der alte Volksreim entgegen:

„Stripp, ſtrapp, ſtroll —
Is de Ammer nich bald voll?"

Ich rief ihn denn auch luſtig in das Dunkel hinein, und:

„Geduld überwindet Schweinebraten!" kam ſogleich von dort her die heitere Stimme meiner Freundin Lena an mich zurück, und unter einer anderen Kuh heraus ſcholl als Begleitung im Grundbaß das behagliche Lachen von Vater Johann Wiez.

Lena regierte mich mit ſcherzenden Worten, ja bloß mit ihren klugen Augen ſicher genug; und ſo warf ich mich geduldig neben der Thür auf einen Haufen Heu, während ſeitwärts auf der Hühnerleiter der Hahn mit ſeinen Hennen im Traume kakelte und von den Kühen her der Strich des Melkens eintönig hervorklang, nur mitunter durch einen Zuruf unterbrochen, wenn die Bläß oder die Schwarze etwa nicht ordnungsmäßig Stand hielten.

Endlich mit ſchwerem Eimer und heißem Geſicht, trat Lena in den Leuchtkreis der Laterne, und bot mir freundlich guten Abend. Sie war von kleiner Statur; ihre Geſichtszüge — ſie mochte in meiner Knabenzeit etwas über dreißig Jahre zählen — ließen erkennen, daß ſie einſt ungewöhnlich wohl gebildet geweſen ſein mußten; aber die Blattern hatten das Kindergeſicht auf das Unbarmherzigſte zerriſſen, als wenn, nach dem Volkswitz, der Teufel Erbſen darauf gedroſchen hätte. Sie ſelber meinte freilich, am Ende müſſe ſie noch eitel werden; denn: „So'n Bildhauerarbeid ward nu nahgrad wat Rares!" — Nur die ſchönen braunen Augen blickten unverſehrt; und ſie gehören mit zu den Sternen, die über meiner Kindheit ſtanden, und mitunter in dunklen Stunden glaube ich ſie noch jetzt zu ſehen, obgleich auch ſie erloſchen ſind. — —

Während nun Lena den Milchverkauf beſorgte, hatte „Vader" den Kühen ihr letztes Futter vorgeworfen, „Moder“ in ihrem Troge den Teig zuſammengeballt und ſorgſam zugedeckt; ich ſelbſt war ſchon vorher in die Wohnſtube gewieſen, in jenen engen aber traulichen Raum, in welchem ich die ſchönſten Geſchichten meines Lebens gehört habe. Faſt immer, ſo wenigſtens ſcheint es mir jetzt, blühten hier auf den Fenſterbrettern die rothen Winter-Levkojen; meine Blicke aber gingen nach dem eiſernen Beileger-Ofen, der an der Wand gegenüber zwiſchen den beiden verhangenen Alkoven-Betten ſtand und für mich einen Gegenſtand der anziehendſten Betrachtung bildete; denn nicht allein, daß ſich auf der vorderſten Platte, wie nach einem Dürer'ſchen Holzſchnitt, die Verkündigung Mariä dargeſtellt zeigte, daß er an den Seiten und oben an beiden Ecken mit blankpolirten Meſſingknöpfen geziert war, welche ich, aller Warnung unerachtet, nicht unterlaſſen konnte vielfach abzuſchrauben und mir faſt eben ſo oft auf die Füße zu werfen; er ſtrömte auch, was nicht jeder Ofen von ſich ſagen kann, einen leckeren Duft aus, welcher, mit dem der Levkojen vermiſcht, noch jetzt in meiner Erinnerung dieſen Raum erfüllt, und war überdies allezeit von einer ſanften Hausmuſik umgeben. Das Erſtere hatte ſeinen Grund in einer Schüſſel, je nachdem mit Waffeln, Pfeffernüſſen oder Bratäpfeln gefüllt, die unfehlbar unter dem blanken Meſſingſtülp auf der Ofenplatte warm gehalten wurden; und da von der dem Backhauſe nahen Küche aus geheizt wurde, ſo mangelte es von dort her nie am Geſange der Heimchen, der geſellig in das Zimmer hineinklang.

Ich muß hier, obgleich es einen nicht zu beſeitigenden Vorwurf für ihn enthält, bekennen, daß mein alter Freund Johann Wies, ich weiß nicht weshalb, ein unerbittlicher Verfolger dieſer muſikaliſchen Thierchen war. Oft, wenn er mit ſeinem ehrwürdigen Geſicht unter der blauen Zipfelmütze, mit den friedlich gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl ſaß, habe ich ihn darauf anſehen müſſen, wie doch der gute alte Mann ſo grauſamer Dinge fähig ſein könne.

Aber jetzt dachte Johann Wies an keine Heimchenjagd; unter dem Schutze der Dunkelheit ſangen ſie ſicher in ihrem warmen Backhauſe; und während ich ihnen und der alten Wanduhr zuhörte, die beſcheiden dazu den Tact ſchlug, war auch ſchon Lena hereingetreten, von der Arbeit geſäubert, in friſcher weißer Mütze mit ſchmalgefälteltem Strich, und ſetzte Theegeſchirr und Abendbrod auf den mit Wachstuch überzogenen Tiſch, der dicht unter Mariä Verkündigung und den blanken Meſſingknöpfen ſeine Stelle hatte; bald kamen auch die beiden Alten, und nahmen je zu einer Seite des Ofens ihren Platz. Mutter Wies, die vom Lande war, trug ihr graues Haar unter ein Käppchen zurückgeſtrichen, wie man es früher bei unſeren Bäuerinnen ſah; ihre fleißigen Hände waren, wovon an unſerer Küſte das Alter ſelten verſchont bleibt, mit Gichtknoten beſetzt und zitterten, wenn ſie die Taſſe an den Mund führte; gleichwohl, ſobald wir unſere Mahlzeit beendigt hatten, holte ſie ihr Spinnrad aus der Ecke, und dem Tagewerk folgte nun noch das Werk des Abends. — Dann wurde der duftende Teller aus ſeinem Verſteck unter dem Meſſingſtülp hervorgezogen, und Johann Wies lehnte ſich behaglich in ſeinen Lehnſtuhl zurück. Auch ich ſaß oder vielmehr ritt auf einem ſolchen; denn es war eine von jenen nun verſchwundenen Raritäten, die dem Sitzenden die eine Ecke entgegenſtrecken; und zwar war er, mir unvergeßlich, mit einem bunten Flickenpolſter ausgeſtattet.

Und dann — ja, dann erzählte Lena Wies; und wie erzählte ſie! — Plattdeutſch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit; und mochte es nun die Sage von dem geſpenſtiſchen Schimmelreiter ſein, der bei Sturmfluthen Nachts auf den Deichen geſehen wird und, wenn ein Unglück bevorſteht, mit ſeiner Mähre ſich in den Bruch hinabſtürzt, oder mochte es ein eignes Erlebniß oder eine aus dem Wochenblatt oder ſonſtwie aufgeleſene Geſchichte ſein, Alles erhielt in ihrem Munde ſein eigenthümliches Gepräge und ſtieg, wie aus geheimnißvoller Tiefe, leibhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die alte Mutter in ihr Rad und ließ es ſtille ſtehen, oder nickte aus ſeiner Ecke Johann Wies behaglich blinzelnd herüber; und dazu tickte die Uhr und ſangen aus der Ofenwand die Heimchen; mitunter an Herbſtabenden — und dann war es am allerſchönſten — rauſchten auch noch von fern die Lindenbäume, die drüben jenſeit der Gaſſe hinter einer Gartenplanke ſtanden; — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt! In den Pauſen wurden zwar auch die Pfeffernüſſe und die Bratäpfel keineswegs verſchmäht; aber lange hielt ich doch nicht Ruhe, und Lena war eben ſo unerſchöpflich, als ich unerſättlich war; ſie legte wieder die Hände in einander und, den Kopf ein wenig übergebeugt, begann ſie eine neue Geſchichte, wobei ſie langſam die Daumen um einander bewegte. — Später, als ich ſelbſt dergleichen Dinge erſann und niederſchrieb, ſandte ich ihr wohl das eine oder andere Buch; und ſie hat dann lächelnd geäußert, das hätte ich von ihr gelernt.

Aber nicht nur die Kunſt des Erzählens, auch die Achtung vor ernſter bürgerlicher Sitte lernte ich in dieſem guten Hauſe. — Ein kleiner Vorfall iſt mir unvergeßlich geblieben. Die Tochter aus einer angeſehenen Familie hatte ſich mit einem Cavalier verlobt, deſſen Aufführung man nicht das beſte Zeugniß geben wollte; die kleine Stadt war voll davon, in und außer den Häuſern wurde in Ernſt und Spott darüber geredet, und auch an unſerem Theetiſch kam das Geſpräch darauf. Da, in knabenhafter Unbedachtſamkeit und da es mich drängte, doch auch mein Theil dazu zu geben, entfuhr mir ein wenig ſauberes Wort, das ich, Gott weiß wie, von der Gaſſe aufgeleſen hatte. — Augenblicklich ſteckte die bisher lebhafte Unterhaltung, Lena ſah auf den Tiſch und fegte ein paar Pfeffernußkrumen mit der Hand zuſammen, und erſt nach einer längeren Pauſe blickte ſie wieder auf und ſprach, als ſei nichts vorgefallen, von anderen Dingen. Ich glaube kaum, daß ich jemals ſo beſchämt geweſen bin, und noch ſpäter als erwachſenen Mann überkam mich, wenn ich daran dachte, das unbequeme Gefühl einer empfangenen und wohlverdienten Züchtigung.

Dergleichen Zurechtweiſungen beeinträchtigten indeſſen weder meine Zuneigung noch das ſichere Gefühl, der Liebling des Hauſes zu ſein; war doch die zweite ſehr geliebte Tochter, welche derzeit in einer fernen Großſtadt in guten Verhältniſſen verheirathet war, die treue und langjährige Pflegerin meiner Kinderzeit geweſen. Viel zu früh erſchien jedesmal der Kutſcher meiner Eltern, um mich nach Hauſe zu holen, oder ſchlug es, als ich ſpäter meinen Weg allein finden mußte, von der alten Wanduhr zehn. Ich weiß noch wohl, wie ich in der letzten Viertelſtunde mit Lena kämpfte, ob nicht noch Zeit ſei für wenigſtens eine ganz kleine Geſchichte, und wie es dann plötzlich in der Uhr einen Ruck that und die

Warnung vor dem Stundenſchlage alle meine Hoffnung zunichte machte. Dann aber galt es nach Hauſe zu kommen; und das „Vorüben“ und das „Janken“ drüben in der Au, Alles konnte mir unterwegs begegnen; dazu waren die Lichter in den Häuſern ſchon ausgethan, denn die Straße wurde meiſt von ſogenannten kleinen Leuten bewohnt, welche, wenn der Tagelohn verdient war, früh zur Ruhe gingen. So legte ich mich denn aufs Betteln, und ließ nicht nach, bis Lena die Commodenſchublade aufgezogen und ihr Umſchlagetuch herausgenommen hatte. — Wenigſtens bis an das Ende der böſen Plankenſtrecke mußte ſie mich begleiten; aber auch dann noch ließ ich ſie nicht los; zum Mindeſten mußte ſie ſtehen bleiben und hinter mir her, und zwar recht laut, ein paar Mal „gute Nacht“ rufen, bis ich ſpornſtreichs, mein flimmerndes Laternchen in der Hand, um die nächſte Straßenecke ſchwenkte; denn von hier aus waren es nur noch wenige Schritte bis zum Hauſe meiner Eltern. — Alles dies hat viele Jahre ſo gedauert; und friſch und erquickend iſt mir die Erinnerung an jene Menſchen geblieben, denen ich ſo viele glückliche Stunden meiner Jugend verdanke. Allmählich aber ging die Zeit dahin; ich verließ unſere Stadt, um die Studien für meinen künftigen Beruf zu beginnen; ſie blieben in ihrem Häuschen und trieben es in alter Weiſe fort.

Dann eines Tages kam der Tod, nahm Vater Wies aus ſeinem Lehnſtuhl und legte ihn in ein noch bequemeres Ruhebett; und als ich nach Jahren heimgekehrt war und ſchon mein eigenes Haus begründet hatte, ergriff er auch die arbeitſame Hand der alten Mutter, zog ſie von ihrem Backtroge und ihrem Spinnrade fort und hieß uns, ſie auf dem ſchönen grünen Kirchhof zur Ruhe legen, wo von der See her die kühlen Lüfte über die Gräber wehen. —

Lena war nun allein; aber ſie nahm eine junge Verwandte ins Haus und ſetzte mit deren Hülfe den elterlichen Betrieb fort. Oftmals in der ſchönſten Sommerzeit, wenn hinten in ihrem Gärtchen die Centifolien blühten, kamen aus der großen Stadt die Schweſter oder deren Kinder auf Beſuch; dann wurde es lebendig in dem niedrigen Häuschen; Kammern und Herzen, Alles voll Sonnenſchein. — Aber auch dieſe jüngere Schweſter ſollte ſie überleben. Als ich auf die Todesnachricht zu ihr ging, fand ich ſie eben beſchäftigt, aus Schubfächern und Käſtchen ihre Baarſchaft zuſammenzuſuchen; es ſollte heute noch Alles an ihren Schwager abgeſandt werden, damit — ſo ſagte ſie — die Ueberlebenden außer der Trauer nicht etwa noch mit der kleinen Noth des Lebens zu kämpfen hätten.

Dann kam die Zeit, daß die Dänenherrſchaft mich aus dem Lande trieb, und ich ſah meine Freundin nur, wenn ich, in oft mehrjährigen Zwiſchenräumen, zum Beſuch bei meinen Eltern einkehrte. Voll geſunden Zornes hoffte ſie feſt auf den endlichen Sieg der deutſchen Sache. Dies und die Kränkungen, die ſie dort von dem Uebermuth der feindlichen Nation erdulden mußte, gaben uns jetzt den Stoff zur Unterhaltung. Als endlich bei uns die deutſche Schmach ihr Ende erreicht und ich in meiner Vaterſtadt wieder einen Platz gefunden hatte, traf ich Lena Wies noch rüſtig an Körper und Geiſt, und mit der vollen Freude der Genugthuung trat ſie bei unſerem Wiederſehen mir entgegen. Sie hatte es gut in ihren alten Tagen; ihre Pflegetochter hatte geheirathet, und die jungen Leute, die nun die Wirthſchaft übernahmen, hegten und verehrten ſie wie eine Mutter. Und wieder ſaß ich jetzt behaglich an ihrem Theetiſch, die rothen Levkojen dufteten von den Fenſterbrettern noch wie ſonſt, ſogar der leckere Kuchenteller fehlte nicht unter dem blankpolirten Meſſingſtülp; nur daß ſtatt des alten Ehepaares jetzt ein junges da war und ſtatt des aufhorchenden Knaben ein ſchon dem Alter entgegengehender Mann. Aber die Sitte, die geiſtige Luft des Hauſes war dieſelbe geblieben, und Lena's braune Augen blickten noch ſo klar und klug wie immer.

Sie hatte noch die Freude, aus den beiden Töchtern ihrer Schweſter zwei wohlangeſehene Predigerfrauen und aus ihrem einzigen Neffen einen der angeſeheneren Aerzte jener großen Stadt werden zu ſehen. Wiederholt und dringend wurde ſie zu dieſem eingeladen; aber ſie meinte, ſie paſſe nicht dahin, die Kinder könnten zu ihr kommen. Und ſo geſchah es auch.

Der Ausgang des Lebens ſollte ihr nicht leicht werden. Eine jener Krankheiten ergriff ſie, die ſich an den Menſchen anhaften wie ein freſſendes Thier, das er nicht abſchütteln, noch ausreißen kann, ſondern Jahre lang mit ſich umhertragen muß, bis er ihm endlich erlegen iſt. In ihrem letzten Lebensjahre war ich als einer der dazu erforderlichen Zeugen bei der Niederſchrift ihres Teſtaments zugegen. Sie hatte ſich zu dieſer feierlichen Handlung aufs Sorgfältigſte kleiden laſſen, und empfing uns ernſt und ruhig; ihr Antlitz ſchaute noch unverſtellt aus der weißen Haube mit dem lila Seidenband; nur ihre Geſtalt war jetzt zuſammengeſunken. Vorher nahm ſie mich in eine Nebenkammer und ſprach über ihren bevorſtehenden Tod und die jetzt vorzunehmenden Verfügungen; nicht ihrer Leiden, ſondern nur mit Dank der Liebe gedenkend, die ſie während derſelben von den Ihrigen empfangen hatte; nur eine Beſorgniß äußerte ſie dabei: ſie fürchte, ihr ſonſt noch kräftiger Körper möge ſie noch lange auf das Ende warten laſſen.

Und lange hat es gedauert. Ihr wurde keine Qual, kein Entſetzen jener furchtbaren Krankheit erſpart; aber ſie blieb bis zu Ende aus dieſelbe, die ſie in geſunden Tagen geweſen war, ruhig in ſich ſelbſt, fürſorglich für Andere. „Lena Wies ſtirbt wie ein Held!“ pflegte ihr Arzt von ihr zu ſagen. — Um das Hausweſen der jungen Verwandten nicht gar zu ſehr mit ihrem Leid zu ſtören, begehrte ſie in der letzten Zeit wiederholt, in eine kleine nach dem Hofe hinaus liegende Kammer gebracht zu werden. Aber freilich, für „Tante“, ſo lange ſie noch da war, durfte nichts zu gut ſein; und ſo blieb ſie denn bei ihren Blumen, in der freundlichen Stube, wo die Erinnerung aller guten Stunden ihres Lebens bei ihr war.

Mitunter während ihrer Krankheit empfing ſie auch den Beſuch des Ortsgeiſtlichen; aber Lena Wies hatte über Leben und Tod ihre eigenen Gedanken, und es lag nicht in ihrer Art, was ſich durch lange Jahre in ihr aufgebaut hatte, auf Zureden eines Dritten in einer Stunde wieder abzutragen. Still und aufmerkſam folgte ſie den Auseinanderſetzungen des Seelſorgers; dann, mit ihrem klugen Lächeln zu ihm aufſchauend, legte ſie ſanft die Hand auf ſeinen Arm: „Hm, Herr Propſt! Se kriegen mi nich!“ — Und er, in ſeinem Sinne, mag dann wohl gedacht haben: „Wehre dich nur! Die Barmherzigkeit Gottes wird dich doch zu finden wiſſen.“ — —

Als ich zum letzten Mal in ihre Stube trat, erſchrak ich bei ihrem Anblick; denn ihr Geſicht war ganz entſtellt. Meine Bewegung entging ihr nicht;

aber ſelbſt dem Tode ſuchte ſie mit ihrer guten Laune zu begegnen. „Ja kiek man mal! Wo ſeh ick ut!“ rief ſie, ſcheinbar mit der alten Munterkeit, mir entgegen. — Als ich mich kaum geſetzt hatte, entſtand ein Lärmen draußen vor den Fenſtern. „Da hebb't ſe all wedder de arme Jung to'm Beſten!“ ſagte ſie; und krank und ſterbend, wie ſie war, ging ſie aus der Stube und hinaus auf die Gaſſe. — Es war ein blödſinniger Knabe aus der Nachbarſchaft, der ſich vergebens gegen ein Rudel übermüthiger Jungen zu wehren ſuchte. Bald aber hörte ich draußen vor der Hausthür die gelaſſene Stimme meiner Freundin, und ſah durch's Fenſter, wie ſtill und beſchämt die Ruheſtörer aus einander ſchlichen.

„Se hebben noch immer ſo väl Reſpect vör Tante,“ ſagte, nicht ohne einen gewiſſen Stolz, die junge Frau, die neben mir am Fenſter ſtand. — —

Das war das letzte Mal, daß ich Lena Wies geſehen habe. Noch einige, ſchwerſte Leidenswochen folgten; dann hat auch ſie das trauliche Häuschen mit dem engen Kirchhofsgrab vertauſcht, in dem ſie jetzt bei ihren Eltern ruht.

— — Mitunter an ſtillen Sommervormittagen beſuche ich die alten Freunde meiner Jugend und leſe die Inſchrift auf ihrem Grabkreuze. Auch hier ſingen dann die Grillen; aber es ſind nicht die Heimchen des häuslichen Heerdes, und Geſchichten werden bei ihrem Geſange nicht erzählt.

III.

Von heut' und ehedem.

(1873.)

I.

Auf der Reiſe.

Unſer Freund, der kleine muntere Bahnhofsinſpector, ging neben mir auf dem Perron. „Beſorgen Sie den Herrſchaften einen guten Platz!“ rief er mit einer ſeiner reſoluten Handbewegungen; und der Schaffner, an den dieſe Worte gerichtet waren, ſchlug eine Thür des hinterſten Wagens auf. „Hier,“ ſagte er; „es ſchaukelt nur ein wenig.“

„Dafür,“ erwiederte der Inſpector nicht ohne einen gewiſſen Nachdruck, „iſt der Wagen hier aber auch der ſicherſte.“

„Der ſicherſte?“ — Wer hatte an eine Unſicherheit gedacht! — Auch bei einer Eiſenbahnfahrt gilt alſo die alte Geſchichte: „Es ging ein Mann im Syrerland.“ — Ich äußerte indeſſen nichts dergleichen; wir ſtiegen ein und ſaßen bald bequem genug. Wir, ſage ich; denn auch unſere beiden Freundinnen ließen es darauf ankommen, in meiner Geſellſchaft dritter Claſſe zu fahren. Freilich, vor einer etwas vertraulichen Höflichkeit des Schaffners vermochte ich ſie nicht ganz zu ſchützen, und eben ſo wenig vor einem kleinen impertinenten Blick, mit welchem ſie von einem elegant gekleideten Backfiſch beſtrichen wurden, der an einer der nächſten Stationen mit einer laut redenden Badegeſellſchaft ein Coupé erſter Claſſe in Beſitz nahm.

Ich mußte dabei eines Vorfalles gedenken, den mir vor Jahren eine dir ſehr bekannte, edle Frau erzählte. — Die Familie, deren Glück und Stolz ſie war, hatte, während die Dänen in unſerer Heimath wirthſchafteten, im mittleren Deutſchland einen Unterſchlupf gefunden. Die Einkünfte waren klein, die Kopfzahl groß; deßungeachtet wurde Jahr um Jahr ein Beſuch bei den zurückgebliebenen Eltern ermöglicht; nur freilich, beſcheiden mußte gereiſt werden; aber ſie entbehrte nichts dabei; denn, wie du weißt, ihr ſchönes ſicheres Weſen bedurfte äußerer Stützen nicht. — Bei einer ſolchen Heimathsreiſe vermochte ſie einſt auf einem größeren Bahnhofe das verlaſſene Coupé nicht wiederzufinden, und irrte, nur von einer Magd begleitet, mit ihrer Kinderſchaar auf dem weiten Perron umher, als ein junger Officier ſich zu ihnen fand und mit gutmüthiger Höflichkeit ihr ſeine Hülfe anbot. Sie nahm das dankend an; als ſie jedoch bemerkte, daß er ſein Augenmerk nur auf die zweite Wagenclaſſe richtete, wandte ſie ſich gegen ihren höflichen Begleiter und ſagte: „Wir fahren dritter Claſſe!“

Auf dieſes Wort hin ſah ſie zu ihrem Erſtaunen den jungen Mann ſpurlos und auf Nimmerwiederkehr im Gewühl verſchwinden; und erſt ſpäter kam es ihr zum Bewußtſein, daß es denn doch wohl gegen die Standesehre ſein müſſe, im Dienſte einer Frau geſehen zu werden, welche dritter Claſſe fuhr.

Sie hat mir lächelnd dies kleine Abenteuer erzählt; und du weißt es, wie ſchön und mild einſt dieſer Mund gelächelt hat.

Doch das ſind nur Gefahren, die aus der erſten Wagenclaſſe kommen; und — halsgefährlich ſind ſie eben nicht. Der arme junge Officier; was ſoll denn Einer machen, der zufällig ſeine Perſönlichkeit nicht in ſich ſelber, ſondern in der Regimentsrangliſte ſtecken hat! — —

Am Nachmittage verließen mich meine beiden Damen, die ein anderes Reiſeziel hatten; unverkennbar übrigens mit einer kindlichen Genugthuung über den geſparten blanken Thaler, den ſie durch den Sieg ihrer Demuth im Knipptäſchchen behalten hatten.

Es war kühl geworden; als der Zug weiter klapperte, vermummte ich mich in meinen Plaid und gab meinen Gedanken Audienz. Die Reiſeſtimmung wollte noch nicht kommen. Weshalb haſtet denn im Mittſommer Alles von Hauſe fort? — Um Geneſung für irgend ein Uebel zu finden, das vielleicht eben dort ſitzt, wo es am leichteſten zu tragen iſt? — Ich fürchte, der arme Solitaire hat nicht Unrecht mit ſeiner Warnung:

„Drum ſei nur ſtill, trag jeden Kummer gerne;
Das Leiden, das dich quält, hält andre Leiden ferne!“

Die ſchlimmſten aus dieſer dunklen Genoſſenſchaft, die kleinen ſchwarzen Dinger mit den Fledermausflügeln, die Sorgen, machen es doch wie unſer heimiſcher Hausgeiſt, der treffliche Niß Puk; ſie ſetzen ſich hinter uns auf den Karren und rufen ganz vergnügt mit ihren ſchrillen Stimmchen: „Wir ziehen um!“

Es war heute gerad' ein Wetter, in dem ſie ſich beſonders luſtig fühlen; denn es regnete; es klatſchte oben auf die Wagendecke, wie zornig ſchlug es mitunter gegen die aufgezogenen Fenſter; an den Scheiben rieſelten einförmig die Tropfen und zeichneten kleine Ströme auf dem beſchlagenen Glaſe.

Ja, das war das rechte Wetter; und ſchon hörte ich ihr emſiges Geſumme. Die von heute mochte ich ſelber unverſehens mitgenommen haben; wie die anderen, die ich doch zu Hauſe laſſen wollte, in den feſtverſchloſſenen Wagen kamen, weiß ich nicht. Aber ſie kamen, eine nach der anderen; und nicht blos die von morgen und übermorgen und vom nächſten Jahr; in ganzer Kette ſchwärmten ſie aus; es war, als hätte die eine immer die andere herbeigerufen; ganz aus dem Nebel der Zukunft, vom Ende des Lebens kamen ſie herangeflogen, und ich fühlte es jedesmal an einem Ruck an meinem Herzen, ſowie eine neue zu mir heranflog und ſich mit ihren Klammerzehen an mich anhing; zuletzt kamen ſogar die von jenſeit des Grabes. Auch die kamen; und es war etwas Fürchterliches dabei. Kleine ſüße Kindergeſichter, mir die trauteſten auf der Welt, drangen lächelnd auf mich ein, und auch der Sonnenſchein war da, den ich immer um ihre Häupter ſehe; aber unmerklich verwandelten ſie ſich; bleich, mit kranken Augen, wie um Hülfe flehend und ohne Sonnenſchein ſahen ſie mich an; dann verſchwand Alles, und ich ſah nur eine Menge blutdürſtiger Augen, die aus der Finſterniß auf mich zublitzten. Nun wußte ich es, das waren die von jenſeit des Grabes, die furchtbaren, vor denen kein Entrinnen iſt; und ich würde vielleicht zum Erſtaunen meiner Reiſegenoſſen einen lauten Schrei ausgeſtoßen haben, wenn von dem Verweſungsdunſte, den ſie mit ſich führten, mir nicht die Kehle wie zugeſchnürt geweſen wäre.

Da that es in den Spuk hinein plötzlich einen gellenden Pfiff, der unleugbar aus der Welt von heute kam; und nicht lange, ſo ſcholl die tröſtliche Menſchenſtimme des Wagenmeiſters: „Hamburg! Station Kloſterthor! Alles ausſteigen!“

Ich ſchüttelte mich, griff nach Schirm und Reiſegepäck und ſtolperte auf den Perron hinaus.

Es war inzwiſchen dunkel geworden, und der Regen ſtrich noch immer ebenmäßig vom Himmel herab. Aber der Vetter war zur Stelle, und am

Arme eines Mannes, der allzeit erſter Claſſe fährt, fühlte ich den Boden noch um Eins ſo feſt unter meinen Füßen. Leider hatte er bei ſolchem Wetter ſeinen Einſpänner zu Haus gelaſſen; die Droſchken waren alle ſchon vergriffen; auf der Pferde-Eiſenbahn trabte es wohl vorüber, aber drinnen war Alles beſetzt. So marſchirten wir denn unter unſeren Schirmen noch eine halbe Stunde, bald durch ein Wirrniß überſchwemmter Straßen, bald auf durchweichten Kieswegen unter tropfenden Alleen, bis endlich ein hellerleuchtetes Zimmer und bekannte freundliche Geſichter dem heutigen Reiſetage ein Ziel ſetzten.

Aber mitten im heiterſten Plaudern überfiel's mich wieder; denn ich hatte einen Schatten an den Wänden huſchen ſehen. Er kam wohl nur von einer Amarillis-Blüthe, die neben mir aus einem Blumenkorbe ragte und jetzt von einem Zugwind hin und her bewegt wurde. Ich bemerkte das ſofort; als ich aber durch die offen ſtehende Stubenthür auch die Hausthür offen ſah, ſprang ich haſtig auf und ſchloß dieſelbe zu.

„Was fällt dir ein?“ rief die junge muntere Baſe;

du weißt, der alte Muſikmeiſter nannte ſie einſt ſo allerliebſt: „Das Rothkehlchen.“

„Was mir einfällt?“

„Ja, dir! — Haſt du Angſt vor Fledermäuſen?“

Ich ſtarrte ſie an. „Vor Fledermäuſen? — Nein, ſo eigentlich nicht; ich hoffe auch, ſie fliegen nicht in dieſem Schlackerwetter; aber ich hatte eine Geſellſchaft unterwegs; ich möchte lieber, daß ſie draußen bliebe.“

„Du! — Was ſprichſt du komiſch!“ ſagte das Rothkehlchen, und ſah mich luſtig mit ihren hellen Augen an. „Dahinter ſteckt eine prachtvolle Geſchichte; nimm dein Glas, ſetz' dich in die Sopha-Ecke und erzähle!“

„Ja,“ ſtimmte nun auch der Onkel bei, indem er bedächtig einen Zug aus ſeiner langen Pfeife that; „erzähle; du weißt doch, daß ſich das nicht ſchickt, ſolch' unverſtändliches Zeug vor anderen Leuten reden.“

Der Onkel ſah mich ſchelmiſch an; aber ich erzähle die „prachtvolle Geſchichte“ nicht.

II.

In Urgroßvaters Hauſe.

Ja, es war eine Trompete, nur eine; und es war ein Choral, der von ihr geblaſen wurde! — Ich ſprang aus dem Bette und weckte den neben mir ſchlafenden Vetter, und wir ſtellten feſt, daß in dem dritten Nachbarhauſe links geblaſen wurde.

Bald hatten wir uns angekleidet, und ſaßen unten im Familienzimmer am Kaffeetiſch; und die Trompete blies noch immer fort; wenn der Choral aus war, wurde ſogleich mit einem neuen weiter geblaſen; und ſo blies die eine Trompete zwei Stunden lang Choräle. Dann wurde ſie vermuthlich durch ein Glas Wein erfriſcht; denn die Muſik ſchwieg, und bald darauf — wir waren Alle in die Veranda getreten — ſahen wir den Bläſer aus dem Hauſe kommen; er hatte ſeine Trompete in ein ſchwarzes

Tuch gewickelt; aber das blanke Mundſtück, das daraus hervorſah, verrieth ihn. — Dann fuhr eine Kutſche vor; von einer Bonne wurde ein feſtlich weißgekleidetes Wickelkind herausgetragen, dem ein geiſtlich ausſehender Herr mit weißer Halsbinde folgte. Das Alles, von einer kleinen behaglichen Matrone an den Droſchkenſchlag becomplimentirt, ſtieg ein und fuhr davon.

Dieſe Sache iſt mir höchſt verdächtig. Was mag das Wickelkind zu der furchtbaren Muſik gedacht haben? — Am Ende hat es gar nichts dazu denken ſollen! denn wir wohnen hier im Quartier der Frommen; wie der Berliner Paſtor zu unſerer Freundin Roſa ſagte, als er in einer Abendgeſellſchaft beim ragoût fin an ihrer Seite ſaß: „Und wo wohnen Sie denn, mein werthes Fräulein?“ — „Ich? Ich wohne in der Matthäikirch-Straße.“ — „In der Matthäikirch-Straße! Ei, das iſt ja eine liebe Gegend, eine herrliche Gegend! Eine liebe Seele bei der andern! Und die Glo—cken, ſie lo—cken!“

— — Es iſt mir in dieſem Augenblick eine ſeltſame Erquickung, daß ich aus dem Fenſter, an welchem ich dieſes ſchreibe, den Blick auf die Hamburger Abdeckerei habe, die drüben mit ihrem braunrothen Ziegeldach aus grünen Bäumen hervorſchaut. — —

Als wir uns, nicht ohne Anſtrengung, von der Trompete erholt hatten, und wieder — denn es war am Sonntag Morgen — ruhig um den runden Tiſch ſaßen, kündigte ich meine mitgebrachte Rarität an.

„Hmm!“ machte der Onkel und rauchte erſt ein paar Gedankenſtriche in die Luft, „das wird wohl wieder ſo etwas vom poetiſchen Tandelmarkt ſein, wofür wir hier keinen Abſatz haben.“

Ich aber ließ mich das nicht anfechten, ſondern legte meinen kleinen Pergamentband auf den Tiſch.

— „Nun, das ſieht denn doch wenigſtens ſolide aus.“

Und während Tante Friede die Augenbrauen in die Höhe zog und über die Brillengläſer weg zu mir herüberblickte, ſchlug ich das Büchlein auf und las: „Regeln der vereinigten freundſchaftlichen Geſellſchaft, ſammt eigenhändiger Einſchrift derſelben Mitgliedere Namen.“ — Du weißt, es ſind darin nicht nur die Namen, ſondern auch die Schattenbilder der alten

Herren, ſammt deren vorausſetzlich nicht minder wohlgetroffenen Haarbeuteln und Zopffriſuren.

Nun ging das Buch von Hand zu Hand; die Groß- und Urgroßväter und -Onkel wurden aufgeſucht und gefunden und mit kleinen über dem Sopha hängenden Miniaturbildchen zuſammengehalten; zuletzt verglichen wir noch unſere eigenen lebendigen Familiennaſen mit den Naſen der armen Silhouetten.

Schatten von Schatten! — Ueber ein halbes Jahrhundert beſtand dieſe freundſchaftliche Geſellſchaft; aber endlich mußte doch auch ſie ſterben, wie ſie ſo viele ihrer Mitglieder hatte ſterben ſehen; trotz ihrer fürtrefflichen Geſetze: Paragraph 5, daß kein Rangſtreit Platz haben ſolle, ſo wenig, als ein unerlaubter handgreiflicher Spaß, bei Vermeidung von 2 Schilling Lübiſch Straffe; Paragraph 6, daß derjenige, ſo übermäßig und vorſätzlich fluchet, für jeden Fluch bezahlen ſolle 1 Schilling; und Paragraph 7 — der weiſeſte von allen —, daß die Geſellſchaft jedesmal nicht länger als höchſtens bis eilf Uhr Abends beiſammen bleibe, und zwar für Jeden bei Strafe von 1 Mark. —

„Iſt mir doch mitunter,“ ſagte ich, „als wäre ich ſelbſt einmal dabei geweſen!“

„Oho!“ rief der Onkel; und das Rothkehlchen warf die Lippen auf und ſah ganz ſpöttiſch nach mir hin.

„Nein, nein; ich meine nicht zur Zeit der Gründung anno 1747 —“

„Nun, das wollte ich doch auch nur ſagen!“ unterbrach mich die Tante und lachte ganz befriedigt.

„Nein, Tante Friede; nicht anno 1747, wo noch beliebet war, daß kein Kaffee und beim Weggehen kein hitziges Getränke außer Wein gereicht werden ſolle; vielmehr iſt mir, als ſei es an einem heiteren Julitage in den achtziger Jahren geweſen, wo allerdings noch der Großvater ein Bräutigam war; und zwar im Hauſe des Urgroßvaters großmutter-mütterlicherſeits. Hier iſt das Schattenbild dieſes kleinen behaglichen Mannes, der leider ſchon lange vor meiner Geburt ſein darunter ſtehendes „obiit“ erhalten hat!“

Damals aber war auch ein Tag! — Das Haus mit der Sandſteinvaſe auf dem ſpitzen Giebel, welches zu Pfingſten ſeinen friſchen, ſandgrauen Oelanſtrich erhalten hatte, ſchaute aus den blank polirten Fenſtern wie die lachende Gegenwart auf die Schiffe des gegenüberliegenden Hafens, deren Wimpel regungslos an den heißen Maſten hingen. Auch drinnen der weißgetünchte, durch zwei Stockwerke hinaufreichende Flur des Hauſes war voll von Sonnenſchein, der durch die beiden über einander liegenden Fenſter freien Eingang hatte. Aber Alles war ſtill und feierlich. Der Rieſenſchrank, welcher, die Leinenſchätze des Hauſes enthaltend, über die Hälfte der einen Wand einnahm, war augenſcheinlich friſch gebohnt, die krauſen Meſſingbeſchläge blitzten; ſtattlich erhoben ſich auf ſeiner Bekrönung die großen blau und weiß glaſirten Vaſen. Aus der offen ſtehenden Thür des ſchmalen Wohnzimmers zogen Blumendüfte auf den Flur hinaus; denn drinnen im Ausbau-Fenſter blühten Reſeden und die Blume der alten Zeit, die düftereiche Volkameria.

Und jetzt erſcholl ein Schritt vom Hinterhauſe her; begleitet von ſeinem Mops Fidel, der pflichtgemäß hinterherwatſchelte, erſchien der Urgroßvater, ein wackerer Fünfziger, zierlich bezopft, im chocoladefarbenen Rock; und nicht von ungefähr ſpielten ſeine

Finger mit der emaillirten Feſttagsdoſe: er erwartete „die vereinigte freundſchaftliche Geſellſchaft“! — Da ſchlug es draußen Drei vom Thurm der alten Marienkirche — ſie iſt jetzt längſt ſchon abgebrochen — und der Urgroßvater zog ſeine goldene Uhr hervor, ſchälte ſie aus zwei Gehäuſen und ſtellte dann die Weiſer nach der Kirchenuhr; denn ihm als Wirth lag heut' die Sorge für die Beobachtung der Geſellſchaftsregeln ob; und wer allererſt nicht vor einem Viertel nach drei Uhr erſchien, der mußte Strafe zahlen. Und faſt wünſchte der gutherzige Mann, die Uhren der übrigen Mitglieder möchten heut' nicht allzu richtig gehen; war er für dieſes Jahr doch auch der Rechnungsführer der Geſellſchaft und hatte für ſeine Caſſe zu ſtreben, die ſtatutengemäß um Weihnachten unter geheim Bedürftige vertheilt werden ſollte! Mit ein paar lebhaften Schritten trat er in das Wohnzimmer und griff nach der blechernen Büchſe, die dort hinter dem Verhängſel des nach der Außendiele liegenden Guckfenſters ſtand. Er wog ſie in der Hand; ſie war ſchon recht gewichtig; aber auch der armen Leute waren ja ſo viele! Und haſtig, damit von den Gäſten ihn Niemand über dieſem heimlichen Thun ertappe, nahm er eine Anzahl kleiner Münzen aus ſeiner Börſe und ließ ſie in den Spalt der Büchſe fallen.

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein!“

Unwillkürlich ſummte er das Lied ſeines lieben Wandsbecker Boten, welches die Geſellſchaft am Abend der Weihnachtsvertheilung bei einem Gläschen echten Rüdesheimer anzuſtimmen pflegte. Singend war er ans Fenſter getreten, und im Nacken ſchlug der Zopf beſcheidentlich den Tact dazu; vergnüglich blickte er durch die Blumen über die ſonnige Straße nach dem Hafen hinab, wo eben eine Menge größerer und kleinerer Tonnen in ein Helgolander Schiff verladen wurden. Der Urgroßvater ſchmunzelte; ſie enthielten freilich nicht jenen „Labewein“ vom Rhein, wohl aber das berühmte Gutbier aus ſeiner eigenen Brauerei, das derzeit weit und breit verſandt wurde.

Jetzt aber rief das plötzliche Schellen der Thürglocke ihn wieder nach dem Hausflur, wo ihm zu ſeinem Erſtaunen ein frieſländiſcher Seemann in Jacke und Hoſe vom gröbſten blauen Wollenzeug, mit kurz geſchorenem Haar und einer Pelzmütze auf dem Kopf, entgegentrat. Der Urgroßvater ſchaute etwas unſicher auf die unerwartete Erſcheinung; als ihm aber ſogleich unter lebhaften Geſticulationen eine Begrüßung, aus wenigſtens vier lebenden Sprachen zuſammengemiſcht, entgegenſprudelte, da wußte er freilich, daß er es mit einem Mitgliede der „freundſchaftlichen Geſellſchaft“ zu thun habe, mit ſeinem trefflichen Hausarzte, dem vielberufenen holländiſchen Doctor, der gleich vielen anderen „Patrioten“ nach der Wiedereinſetzung der Prinzeſſin von Oranien ſeine Heimath verlaſſen und in unſerer guten Stadt ſich raſch zum Modearzt emporgeſchwungen hatte. Lachend ſchüttelte er ihm jetzt die Hände.

„Alle Tauſend, Doctor! Was habt Ihr da nur wieder ausgeheckt!“

Der Doctor aber that gar nicht, als ob was Auffälliges an ihm zu ſehen ſei. Hatte er doch kurz zuvor in blauſammtner Huſarenuniform, mit Säbel und goldbequaſteten Stiefeln, und ein ander Mal im ſchwarzſeidenen Coſtüm eines franzöſiſchen Abbé dem Publicum der kleinen Stadt mit Glück zu imponiren gewußt. — So ließ denn auch der Urgroßvater es bei ſeiner einmaligen Verwunderung bewenden und verſchwand mit ſeinem, übrigens grundgelehrten, Gaſte in dem Hinterhauſe, wo im oberen Stockwerk der Geſellſchaftsſaal belegen war.

— — Von droben, durch das über der Thür des Wohnzimmers befindliche Kammerfenſter, hatten zwei blaue Mädchenaugen aus einem blonden, leichtgepuderten Köpfchen neubegierig und lachend auf den Flur hinabgeblickt. Es war das Haustöchterchen, meine Großmutter, die dort noch bei ihrer Toilette ſäumte. Sie hatte keine Eile; denn auf den liebſten Gaſt, den Großvater, dem ſie, ſobald die Aſtern blühten, ihre Hand am Altare reichen ſollte, hatte ſie heute nicht zu hoffen, da ihn Geſchäfte in der benachbarten Handelsſtadt zurückhielten. Aber wußte ſie ihn doch auch dort bei guten Freunden wohlbehalten!

Wieder ſchellte es unten; und eine breite unterſetzte Geſtalt mit fleiſchigen, ſtark gerötheten Wangen, in Zopfperrücke und lederfarbnem Rock, ſchob ſich zur Thür hinein. Es war der Herr Zoll- und Schloßverwalter; er ſtützte ſich auf ſein langes Rohr und puſtete mächtig, während er mit dem Schnupftuch den Schweiß ſich von der Stirn trocknete. — Das

Großmütterchen lächelte: der Mann hatte einen ſo ſeltſamen Beinamen — der „Ballenfräter“ hieß er — ſie hatte als Kind ihn ſelbſt einmal danach gefragt.

Und wieder läutete die Thürglocke. Eine ſtattlichere Erſcheinung, ihr Großonkel, der alte Herr Ober- und Landgerichtsadvocat, war eingetreten, der allein von allen Mitgliedern noch die große Lockenperrücke auf ſeinem ſchönen ausdrucksvollen Haupte trug. Das Großmütterchen liebte ihn ſehr, dieſen Helfer der Bedrängten; und faſt hätte ſie ihn angerufen. Aber eben legte er lächelnd ſeine Hand auf die Schulter des kleinen Schloßverwalters, und Beide ſchritten nun dem Hinterhauſe zu.

Droben am Fenſter war der hübſche Mädchenkopf verſchwunden; die Inhaberin deſſelben hatte ſich in die Tiefe der Kammer zurückgezogen. Sie ſaß mit aufgeſtütztem Arm vor ihrem Toilettentiſchchen und blätterte in einem winzigen pergamentnen Goldſchnittbändchen, das ihr vor Kurzem der Bräutigam gebracht hatte. Es war der mit Hölty's Bildniß geſchmückte Jahrgang des Voßiſchen Muſenalmanachs. — Wie ernſt und früh gealtert erſchien ihr das

Antlitz des ſo jung verblichenen Dichters; und welche Friedhofsſtille war in ſeinen Liedern! — — Doch jetzt gerieth ſie in die vielgerühmte Ballade Friedrich Stollberg's: „Hört ihr lieben deutſchen Frauen, die ihr in der Blüthe ſeid!“ — Zu grauſam war es doch, und ihr junger Buſen wallte von Mitgefühl, daß die treuloſe Ritterfrau ſo Tag für Tag aus dem Schädel ihres getödteten Buhlen trinken mußte! Aber — ja ſo! — ſie wurde doch, dem Himmel Dank, von ihrem beleidigten Eheherrn noch zur rechten Zeit zu Gnaden wieder angenommen! — Dem Großmütterchen fiel es im Traum nicht ein, daß auch ſie ſelber zu den deutſchen Frauen gehöre, denen der ungalante Dichter dieſen Schädel zum Exempel aufgeſtellt hatte; ſie wäre arg erſchrocken, hätte ihr Jemand das geſagt. Es ging ſehr ſchön zu leſen; aber es war ja doch nur eine Geſchichte, weit ab von ihr und ihrer Welt! — Dagegen ein paar Seiten weiter, wo der lila Seidenfaden eingelegt war: „Blühe, liebes Veilchen“, das kleine ſüße Lied von Overbek, das ſie ſchon ſelbſt an ihrem grün lackirten Clavier geſungen hatte, das freilich, das war wie nebenan im Nachbargärtchen nur gewachſen! —

Oftmals hatte indeſſen unten im Hausflur die Thürſchelle geläutet; immer neue Gäſte waren eingetreten, geiſtliche und weltliche, gelehrte und ungelehrte, Träger von Namen, die durch viele Geſchlechter an der Spitze des ſtädtiſchen Lebens geſtanden hatten, und welche jetzt die neue raſch lebende Zeit ſpurlos hinweggefegt hat.

Und nun knarrte auch oben die Kammerthür; ein kleiner Schritt klapperte die Treppe herab, und da ſtand es unten auf dem Flur, das Großmütterchen; eine zierliche Geſtalt, hausmütterlich ein weißes Schürzchen vorgebunden, das Bruſttuch mit einer Roſenknospe zugeſteckt. — Schon trat ſie auf die Fallthür des Kellers, welche den Auftritt zum geräumigen Peſel[*] bildete; da ſchellte es noch einmal, und zugleich auch hörte ſie von dort her ihren Namen rufen.

Ein alter Herr in dunkler Kleidung, mit feinem weißen Jabot, war eingetreten; der Vater ihres Bräutigams, ein hochangeſehener Kaufherr und Rathsverwandter dieſer Stadt. Wenn unter den ſtarken Brauen nicht die ſchönen blauen Augen geweſen wären, der ſtrenge Mund hätte leicht ein junges Weſen zurückſchrecken können; aber ſie wußte wohl, daß ſie ſein Liebling war; und ſchon hing ſie an dem Arm des alten Mannes.

---

[*] In den älteren Häuſern das die ganze Breite einnehmende Gemach, gewöhnlich nach hinten belegen und mit ſteinernem Fußboden, worin die Feſte gefeiert wurden und die Todten ausſtanden. Später wurde vielfach noch ein Flügel für Geſellſchaftsräume angebaut.

„Nicht wahr, Papa, Sie haben mir etwas mitgebracht?“

Er zog ſchweigend die goldene Tabatiere aus der Schooßtaſche ſeiner Weſte und bot ihr eine Priſe.

„Aber, fi donc, Papa! Sie wiſſen beſſer, was ich meine!“

Der alte Herr lächelte. „Seit wann iſt deine Franzöſin entlaſſen, Tochter? du haſt dein vocabulaire noch nicht vergeſſen.“

— „Papa, Sie dürfen mich nicht necken!“

„Aber du, eines Kaufherrn Braut; und weißt noch nicht, daß heut' kein Poſttag iſt!“

— „Ach!“

„Nun, Geduld nur, Töchterchen, und Köpfchen in die Höh! Wer weiß, was mit Gelegenheit geſchehen kann! Unſer Herr Stadtſecretär ſoll ja heut' noch von der Reiſe kommen.“ — Und er ſtreichelte die Wange ſeines Lieblings.

Da ſchlug draußen vom Thurme die Viertelsglocke.

„Papa, machen Sie raſch; ſonſt ſetzt es Strafe!“

Der alte Herr aber hielt ſein Schwiegertöchterchen an der Hand zurück. „Laß nur, mein Kind; wir wollen doch deinem Papa ſein Späßchen nicht verderben.“

Langſam durchſchritten ſie den düſteren mit Flieſen ausgelegten Peſel, deſſen hohe Fenſter nach einer engen ſonnenloſen Twiete hinauslagen; einem ſo alten Gäßchen, daß nach der Chronik ein dort einſtmals verübter Mord noch durch die Mannbuße war geſühnt worden; dann traten ſie durch eine Flügelthür in den Flur des Hinterhauſes. Schon ehe ſie hier die Treppe hinaufſtiegen, hörten ſie von droben den lebhaften Discurs der verſammelten Geſellſchaft. Oben angekommen aber, ließ das hübſche Kind den Herrn Schwiegerpapa allein in den Saal gehen; ſie ſelbſt, während von dort neben dem Scharren der Kratzfüße auch das Raſſeln der unerbittlichen Blechbüchſe erſcholl, trat gegenüber in die offene Thür der Geſchirrkammer, wo ſie auf einem der Binſenſtühle ein verwachſenes Männlein in zeiſiggrünem Rocke hatte hucken ſehen. Jetzt ſprang es mit devotem Bückling auf, ſchüttelte ſein dürftiges Zöpflein und fuhr dabei mit den langen Fingern ſäubernd über ſeine breiten Aermelaufſchläge.

„Mach Er nur keine Umſtände, Meiſter,“ ſagte das Großmütterchen; „ich wollte mich nur nach ſeiner kleinen Stina bei Ihm erkundigen.“

Und während das Männlein ihr ein Breites über ſein kümmerlich Würmchen vorklagte, hatte ſie, wehleidig wie ſie war, ſich abgewandt, indem ſie eifrig in ihrem Täſchchen ſuchte. Und bald zog auch der Meiſter ein mageres Lederbeutlein hervor und ſchob zwei blanke Silbermünzen zu der darin befindlichen kupfernen Geſellſchaft. Dabei hatte er ein feines Scheerchen auf den Tiſch gelegt; denn er betrieb außer ſeiner Flickſchneiderei auch noch eine höhere Kunſt; er war ein beliebter Silhouetteur und auf heute beſtellt, um den kleinen Stadtwagemeiſter, ein neues Mitglied, für das Buch der Geſellſchaftsregeln auszuſchneiden. Das gute Meiſterlein wollte durchaus zum Beweiſe ſeiner Dankbarkeit auch die Silhouette der liebwertheſten Demoiſelle anfertigen; und wirklich iſt ſie ſpäter von ſeiner Hand als einziges Damen-

Conterfei unter die Mitglieder der freundſchaftlichen Geſellſchaft aufgenommen; für jetzt aber entſchlüpfte ihm das Großmütterchen und trat gegenüber zu den Gäſten in den Saal.

Es war ein beſonders tiefes, geräumiges Gemach; die Decke mit ſchwerer Stuckatur verziert, die weißen Wände mit Kupferſtichen in den verſchiedenſten Manieren und einzelnen Paſtellbildern faſt bedeckt. — Der kunſtliebende Hauswirth hatte ſich ſo eben den hagern Propſten eingefangen und demonſtrirte mit ihm vor dem neu erworbenen Chodowiecki: „Ziethen ſitzend vor ſeinem Könige.“ Daneben unter Berghemſchen Landſchaften ſah man zwei ſchöne Stiche nach Guercino: „Abram ancillam Agar dimittit“ und „Esther coram Asuero supplex“. Unweit davon, in Rothſtiftmanier, hing ein Blatt, dem gewiß keine gefühlvolle Seele vorbeiging, die je bei Miller's berühmtem Siegwart Troſt in Thränen gefunden hatte. Von zwei grimmig blickenden Mönchen wird eine in ſpaniſcher Männertracht entflohene Nonne in ihr Kloſter zurückgeführt; die in zierlichen Schleifenſchuhen ſteckenden Füßchen ſchreiten wie in Todesangſt; entſetzt unter dem breiten Federhut blicken die Augen aus dem Bilde heraus. — „Und nun ſoll ſie lebendig eingemauert werden!“ So hatte oft das Großmütterchen ihren Freundinnen das Bild erklärt. „Seht nur, dort wird ſchon an dem Glockenſtrang geläutet!“ — Doch was hier erregt wurde, war nur das Grauen vor den Menſchen. Dort neben dem Ofen aber, wohin bei Tagesabſchied zuerſt die Schatten fielen, befand ſich ein kleineres Bild, dem ſelbſt die heiteren Augen des Großmütterchens nicht gern begegneten, wenn ſie um ſolche Zeit allein das abgelegene Feſtgemach betreten mußte. Die jugendliche Frauengeſtalt in der düſteren Kammer ſchien wie unbewußt vom Schlafe auf das Ruhebett hingeworfen; der Kopf mit dem zurückfallenden Haar hängt tief herab. Auf ihrer Bruſt huckt der Nachtmahr mit großen, rauhen Fledermausflügeln. Sie vermag kein Glied zu rühren; vielleicht geht ein Stöhnen aus ihrem geöffneten Munde; hülflos in der Einſamkeit der Nacht iſt ſie ihm preisgegeben. Nur durch den Vorhang ſieht der wild blickende Kopf eines Rappen, der ihn hierher hat tragen müſſen, der ſelbſt nicht von der Stelle kann. — Zwar dem Großmütterchen war dergleichen niemals widerfahren; aber des Bräutigams Schweſter hatte erzählt, wie einmal von ihrem Nachttiſch ſolch' Unweſen im Traum ihr auf die Bruſt geſprungen ſei; und auch von den Brauknechten hatte ſie gehört, daß mitunter der Nachtmahr die Pferde auf den Weiden reite, wo es denn tauſend Noth mache, die verfilzte Mähne wieder aufzulöſen, in welcher er beim Ritt ſich mit den Krallen feſtgehalten. Jedenfalls, die Sache hatte ihren Haken!

Doch heute war Geſellſchaft und fröhliches Leben in dem großen Saale; und der Nachtmahr hing ganz unbeachtet in ſeiner Ofenecke. Die beiden Fenſter zwar gingen, wie unten die des Peſels, auf die enge Twiete; aber es war trotzdem nicht unfreundlich hier; ein Sonnenſtreifchen, das durch die höchſte Eckſcheibe des einen Fenſters hereinglänzte, erinnerte an den Sommertag da draußen und ließ hier innen die Kühle doppelt labend empfinden.

In der Tiefe des Zimmers war der Kaffeetiſch ſervirt. Daneben ſtand die Urgroßmutter, eine noch immer hübſche Frau, deren feiner Kopf jedoch heute einen faſt zu hohen Bau aus Spitzen und Gaze zu tragen hatte. Ihre eine Hand ruhte auf dem Griff der Porcellankanne, aus der ſie ſchon die runden Täßchen vollgeſchenkt hatte, mit der anderen drohte ſie, nicht gerade gar zu ernſthaft, dem eben eingetretenen Töchterchen.

Ein überfliegendes Roth machte ein paar Secunden lang die jungen Augen dunkeln. „Verzeihen Sie, Mama!“ Dann nahm ſie geſchickt das große Präſentirbrett, auf deſſen ſchwarz lackirter Fläche ſich ein Muſter von kleinen Roſenbouquets zeigte, und bot mit wohlgeſchultem Knix einem jeden Gaſt ſein Schälchen dar, wobei ſie auf die zierlichen Scherze der älteren Herren über das nun bald erwünſchte Ende ihrer Brautſchaft eine noch zierlichere Erwiederung nicht ſchuldig blieb.

Und alsbald, unter den belebenden Duftwolken des javaniſchen Trankes, erſcholl das geſellige Klirren der Taſſen und Löffelchen; wäre ein Canarienvogel hier geweſen, er hätte jetzt unfehlbar ſeinen Sang erſchallen laſſen. Selbſt der Herr Zoll- und Schloßverwalter erhob ſich von dem Toccadilletiſche, an dem er, den Würfelbecher in der Hand, bis jetzt ſich ausgeruht hatte. Das derzeitige Thema des Stadtgeſprächs kam aufs Tapet. Stimmen waren laut gewerden, welche die Baufälligkeit des hohen Kirchthurmes behaupteten, ja den Abbruch der ganzen Kirche forderten, und ſchon circulirte der erſte Spottreim, gleichſam die Ueberſchrift zu den vielen anderen, womit nachmals die kleine Stadt ihr eignes Thun verhöhnte, als ſie mit unſäglicher Mühe ihr älteſtes Baudenkmal zerſtörte.

„De Tönninger Thorn is hoch un ſpitz;
De Huſumer Herrn hemm Verſtand in de Mütz!“

Wo kam das her? Wer hatte es gemacht? Niemand wußte es. Aber es traf; ein lebhaftes Für und Wider erhob ſich und wogte durch den Saal.

Inzwiſchen war, faſt ungeſehen, noch ein letzter Gaſt eingetreten, nach welchem unter Herzklopfen und — es iſt nicht zu verſchweigen — ganz unbekümmert um den alten Kirchthurm, ſchon längſt zwei junge Augen ausgeblickt hatten. Zierlich, wie immer, obgleich eben von der Reiſe kommend, begrüßte der galante Herr Stadtſecretär die verſammelte Geſellſchaft. Zum Leidweſen des Hauswirths war ſeine Verſpätung ſchon im Voraus entſchuldigt worden; und jetzt nahte er ſich mit höflicher Verbeugung der Tochter des Hauſes, die eben allein am Kaffeetiſche ſtand.

„Mamſell Lenchen!“ flüſterte er und legte leiſe etwas vor ihr auf die Damaſtſerviette; „ein Billetdoux vom Herzallerliebſten; Alles wohl und munter!“ — Und als ſie glücklich lächelnd aufblickte, ſah ſie die dunklen Augen ihres Schwiegervaters auf ſich gerichtet. Ihr freundlich zunickend, hielt er einen Brief empor, den auch er ſoeben durch den gefälligen Reiſenden erhalten hatte. Aber ſie ſchüttelte den Kopf: „Ich tauſche nicht, Papa!“ Und ſorgſam barg ſie ihren Brief unter der Roſe ihres Bruſttuchs.

— — „Ei der Tauſend! Der grüne Schneider draußen wäre ja faſt vergeſſen!“ Der Hauswirth rief es, und ſofort auch holte er ihn herein; und bald ſaß der Stadtwagemeiſter mitten im Zimmer auf einem Stuhl, daneben auf einem anderen der grüne Künſtler, mit Eifer an ſeinem Werke arbeitend. Es wollte indeſſen nicht wie ſonſt gelingen; ſchon zum zweiten Male wurde ein friſches Papierblättchen hervorgezogen.

„Aber Herr Wagemeiſter!“ rief der Hauswirth, der theilnehmenden Blicks der kleinen Scheere folgte, „Sie bekommen eine doppelte Naſe, wenn Sie nicht ruhig ſitzen!“

„Freilich, freilich! Bitte ſubmiſſeſt!“ accompagnirte der arme Künſtler, indem er unruhig die Beine unter ſeinem Stuhle kreuzte.

Der Herr Wagemeiſter räusperte ſich verlegen; er hatte gegen den böſen Fluß eine getrocknete Kröte auf der Bruſt ſitzen, die plötzlich an zu rutſchen fing.

„Nur Contenance, Meiſter!“ rief der Hauswirth. „Herr Stadtſecretarius! Ei, helfen Sie mir doch, hier unſeren Freund ein wenig feſtzuhalten!“

Der Herr Stadtwagemeiſter proteſtirte lebhaft und wollte ſolches Beginnen als einen „unerlaubten handgreiflichen Spaß“ und als den Regeln der freundſchaftlichen Geſellſchaft ganz zuwiderlaufend angeſehen wiſſen. Aber der muntere Hauswirth berief ſich auf den Entſcheid der Geſellſchaft, und als dieſe die Sache außer allem Spaß, ja es ſogar für die ernſteſte Pflicht eines jeden Mitgliedes erklärte, ein naturgetreues Conterfei in das Buch der Geſellſchaftsregeln zu liefern, da biß der kleine Wagemeiſter die Zähne zuſammen, hielt ſich baumſtill und ließ die Kröte rutſchen. Saßen doch die Knieſchnallen feſt genug, daß ſie nicht etwa dort zum Vorſchein kommen konnte! — Das freilich wäre fürchterlich geweſen; denn ihm gegenüber, ſein Kaffeeſchälchen in der Hand, die Pelzmütze noch immer wie feſtgenagelt auf dem Kopfe, ſaß der holländiſche Doctor, ein Menſch ohne alle Egards und Lebensart. — Freilich war es um mehrere Jahre ſpäter, als er bei Gelegenheit der jährlichen Schulreden im gefüllten Rathhausſaale das Katheder beſchritt, im Leidner Redecoſtüm, in Frack und Schuhen, mit dem Degen an der Seite und dreieckigem Hute auf dem Kopf, um, wie er ſich unhöflicher Weiſe ausdrückte, „den dummen Thieren“ in puncto der Jennerſchen Vaccine einige Wahrheiten einzuimpfen. Soviel aber wußte ſchon damals der Herr Stadtwagemeiſter, daß dieſer Holländer Alles, was ihm beliebte „mediciniſchen Aberglauben“ zu tituliren, mit einer ſchauderhaften Rückſichtsloſigkeit verfolgte.

So nahm er ſich denn zuſammen, bis der grüne Künſtler das wohlgelungene Bildchen mit zweien ſeiner langen Finger ſtolz dem Tageslicht entgegenhielt; und ſo iſt denn, wie der Urgroßvater zu ſagen pflegte, auch „das Hammelgeſicht“ dieſes kleinen Mannes für die Nachwelt gerettet worden.

Aber das Großmütterchen! Wo war das Großmütterchen indeß geblieben? —

III.

In Großvaters Hauſe.

Während bei dem Urgroßvater ſich das Leben in die kühle Tiefe des Hauſes zurückgezogen hatte, ſaßen die Bewohner der Nachbarhäuſer im Schatten wohlgeſtutzter Linden vor der Thür auf ihren Bänken. Beim Nachbar Krämer ſaß der Nachbar Schlachter; ſie hatten mit Stahl und Feuerſchwamm eben ihre Kalkpfeifen in Gang gebracht und den Kopf derſelben ſorgfältig mit einem Drahthütchen verſichert, und ſchauten nun, ohne viel überflüſſige Worte, auf das Treiben am Hafen und auf die jenſeits liegende Schiffswerfte, von wo die tactmäßig herüberſchallenden Hammerſchläge ihnen die beruhigende Verſicherung gaben, daß doch die Zeit nicht ungenützt entfliehe. — Daneben lag das Bäckerhaus; die Heißewecken und Eiermahne waren ausverkauft; die Bäckerfrau und ihre dicke Schweſter mit dem runden rothen Geſicht in der ſchneeweißen Mützenkrauſe, „Fru Nawerſch“ und „Jungfer Möddern“, ſaßen ſich gegenüber auf den vorſpringenden Beiſchlägen; aber das emſige Nadelklirren ihrer großen Strickzeuge verſtummte allgemach; denn, von Sommermüdigkeit übernommen, waren die Hände der guten Frauen in den Schooß geſunken, während der Kopf über den vollen Buſen nickte. — Vor dem Wohnkeller des Hauſes, zwiſchen den ſchwarzen jütiſchen Töpfen, welche auf der niedergeklappten Schlußluke feilgeſtellt waren, ſaß ſpinnend die weiße Katze des Kellermanns; mitunter bog ſie den Kopf zurück und rieb ihr roſiges Näschen an den geſalzenen Stockfiſchen, die vom Rande des Vorbaues herabbaumelten. Kinder waren nicht zu ſehen; die kleinen hielten Sommerſchlaf in ihren Bettchen, die größeren waren noch in der Schule; nur drüben vom „Helling“ tönten ununterbrochen die gleichmäßigen Hammerſchläge.

Da ging ein junger flüchtiger Schritt am Hauſe vorüber. „Fru Nawerſch“ und „Jungfer Möddern“ erwachten, die Stricknadeln fingen mechaniſch wieder an zu klirren; Jungfer Möddern hob ihre ſchwere

Laſt ein wenig von dem Beiſchlag auf und ließ ſie wieder ſinken, indem ſie tief ſchmunzelnd einen Gruß auf die Straße hinausnickte. „Mamſell Fedderſen!“ flüſterte ſie ihrer Schweſter zu, die mit kleinen Augen zu ihr hinüberſtarrte.

Und richtig! Es war das Großmütterchen; in leichter Kontuſche eilte ſie vorüber. — —

Nebenan in der Gaſſe, die kaum hundert Schritte weiter von Norden her in den Hafenplatz ausmündet, lag das neuerbaute Haus des Großvaters, in welchem zur Zeit noch eine Schweſter ihm die Wirthſchaft führte. Anders als das gegenüberliegende ſeines Vaters und die übrigen alten Giebelhäuſer in der Stadt, kehrte es der Straße eine breite Façade zu, aus deren Mitte über dem Kellergeſchoß eine mächtige Steintreppe vorſprang. Kein düſterer Peſel, keine entlegenen Kammern befanden ſich darin; die Fenſter gingen entweder auf die helle Straße oder hintenaus ins Grüne, auf den Hof und den danebenliegenden Garten; auch die Räume der beiden unteren Hausböden empfingen ihr Licht durch ſtattliche Fenſterreihen des Giebels, der mit ſeiner geſchnörkelten Sandſtein-Bekrönung in der Mitte des

Hauſes aufſtieg. Hart daran lag das Packhaus mit Fahrpforte und Eingangsthür. — Der Urgroßvater drüben hatte im vorletzten Sommer Alles für den Sohn vollenden laſſen, während dieſer zu ſeiner kaufmänniſchen Ausbildung die Handelsſtädte Frankreichs beſuchte und entzückte Briefe über den milden Himmelsſtrich nach Hauſe ſchrieb; ja, auf den Promenaden von Bordeaux, wo er derzeit weilte, hatte er einmal die linde Sommernacht auf einer Gartenbank verſchlafen.

Aber jetzt war er wieder in der Heimath; ſein Haus ſtand aufgerichtet und harrte nur der jungen Frau. Und eben war dieſe, für jetzt zwar eine Braut noch, von hinten durch die Hofthür eingetreten. Sie hatte in den unteren Zimmern vergebens ihre junge Stellvertreterin geſucht; jetzt ging ſie oben in den hellen Saal, an deſſen tapezirten Wänden ſchon mancherlei Geräthe für die junge Wirthſchaft aufgeſtellt war. Flüchtig ſah ſie ihr friſches Antlitz in den Spiegelſcheiben des Mahagoniſchrankes vorüberwandeln, deſſen Aufſatz mit vergoldeten Vaſen und Guirlanden geſchmückt war; dann trat ſie in das Nebenzimmer, wo Reiſeerinnerungen ihres Bräutigams, die Vernet'ſchen Anſichten der franzöſiſchen Hafenplätze, an den Wänden hingen. Aber auch hier fand ſie die Geſuchte nicht. — Als ſie in den Saal zurücktrat, wäre ſie faſt erſchrocken; eine lebensgroße weiße Geſtalt, in der ausgeſtreckten Hand eine Schale haltend, ſtand ihr gegenüber auf dem zierlichen Unterſatz des Ofens, der auf breiten Marmorflieſen ruhte. Sie mußte lachen; es war ja die Hygiea, welche man, wie ihr wohl bekannt war, geſtern erſt hier aufgeſtellt hatte; an der ſie vorhin, ohne umzublicken, vorbeigegangen war.

Sie ſtand auf gutem Fuß mit dieſer Göttin der Geſundheit, „der ſchönaugigen Beiſitzerin des Apollo, ohne welche Niemand glücklich iſt“; ſie war eine der Auserwählten, die aus ihrer Schale einen vollen Trunk gethan. — Hochaufathmend in Glück und Lebensfülle trat ſie an eines der Fenſter und blickte in die Sommernacht hinaus. Jenſeit der Stadt, wohinaus der Blick über die niedrigen Häuſer der vorliegenden Nebengaſſe frei war, zwiſchen dem grünen Feſtlande und der Nachbarinſel, breitete ſonnenfunkelnd ſich die Rhede aus; kaum erkennbar aus dem Geflimmer ragten die Maſten eines großen

Schiffes, einer Brigg ihres Schwiegervaters, die, von glücklicher Fahrt zurückgekehrt, ſeit Kurzem dort vor Anker lag. Die junge Frau des Capitäns hatte die Reiſe mitgemacht; und lebhaft wünſchte ſich das Großmüttterchen das große Teleſkop von der Bodenkammer ihres Schwiegervaters, um einmal nach ihr auszuſchauen. Denn ſie kannte ſie wohl, die ſchlanke grauäugige Inſulanerin; hatte ſie doch letzte Woche erſt mit Bräutigam und Schwiegerin einen Beſuch an Bord gemacht; und welch' ein angenehmer Nachmittag war das geweſen! Vorüber an der Schiffswand hatten ſie den Tümmler tauchen, durch den Tubus des Capitäns die Robben auf dem fernen Sande ſchlafen ſehen; zu guter Letzt hatten ſie auf Deck, während die Seeſchwalben über ihnen gaukelten, nach der Violine des Leichtmatroſen einen Engliſh-Shake getanzt. — Wo waren hier noch Schatten?

Und doch, das Geſchenk der Hygiea iſt ein verhängnißvolles; wer zu tief aus ihrer Schale trinkt, der muß alle Augen brechen ſehen, die ihm in ſüßer Jugendzeit gelacht. Aber auch dann noch zeigt ſich die Gunſt der milden jungfräulichen Göttin. Sie ſelbſt, die das erfahren müſſen, haben ihre heiteren

Augenſterne auf die Gegenwart gerichtet; die Geſpenſter der Zukunft haben keine Macht über ſie.

Das Großmütterchen ſtand noch am Fenſter; ſie blickte jetzt hinunter in die Straße nach dem vorſpringenden Ausbau des ſchwiegerelterlichen Hauſes; aber ſie ſah hinter den ſpiegelblanken Fenſtern nicht das Lailach wehen, das, wie bald! durch ſeinen Schatten den Sarg eines gütigen und für das Leben ſelbſt geſchaffenen Mädchens mit jener herzerdrückenden Dämmerung umgeben ſollte, die auf die Nacht des Grabes vorbereitet. — Sonnig und ſchweigend lagen die Räume um ſie her, in denen, weit über ein zweifaches Lebensalter hinaus, alles Menſchengeſchick über ſie ergehen ſollte; aber kein unheimlicher Nebel kroch aus den Ecken, kein Schrei hallte vorſpukend durch das Treppenhaus hinauf. Lachend nickte ſie dem neu erhobenen Götterbilde zu, und flog dann die Treppen hinab, leicht, wie ſie gekommen war.

Im Kellergeſchoß kam hinten aus der Geſindeſtube die Köchin im buntgeſtreiften Wollenrock und berichtete von unten herauf, daß die Mamſell „nur ein Gewerbe ausgegangen“ und bald wieder da ſein werde. — Das Großmütterchen ging wieder aus der Hofthür, dann rechts ein Steintreppchen hinauf in den Garten, wo zwiſchen gefälligen Partien im Jasmingeſträuche das in Holz geſchnitzte Bildniß einer Flora ſtand. Eine weitere Treppe, deren Geländer auf buntfarbigen Stäben ruhte, führte ſie in den Obergarten. Hier waren noch die ſteifen gradlinigen Rabatten, der breite Steig dazwiſchen mit weißen Muſcheln ausgeſtreut; perennirende Gewächſe mit zarten blauen oder weißen Blumen und leuchtend gelben Staubfäden, andere mit feinen röthlichen Quäſtchen oder mit Blumen, wie aus durchſichtigem Papier geſchnitten, dergleichen man nur noch in alten Gärten findet, daneben gelbe und blutrothe Nelken blühten hier zu beiden Seiten und verhauchten ihren ſüßen Sommerduft.

Zu Ende des Steiges in der jungen Lindenlaube ſaß jetzt das Großmütterchen. Sie zog unter ihrem Bruſttuche den dort verwahrten Brief hervor, den ſie freilich ſchon daheim im Kämmerchen erbrochen und geleſen hatte. Aber das war ja nur das erſte Mal.

„Mein theures liebes Lenchen!“ — ſo laſen ihre Augen und leiſe ſprachen es die jungen Lippen nach —

„Den beſten Dank für Ihre liebe und wärmevolle Zuſchrift! Noch nie iſt mir bei Eröffnung eines Briefes ſo wohl geweſen, und nie las ich mit mehrerer Begierde einen Brief als dieſen.

„Meine gütige Wirthin hatte mir ſoeben ein Gläschen eingeſchenkt, das auf unſer beiderſeitiges Wohlergehen geleeret werden ſollte; und da wir uns juſt von Ihnen, meine Liebe, unterhielten, ich mein Glück und meine erwünſchte Wahl ſo mit vollen Empfindungen ſchilderte, da trat Vetter Asmus herein, nach dem ich mich ſchon verſchiedentlich erkundigt hatte, und brachte mir Ihren ſo werthen Brief.

„Siehe da — es wurde eine Stille — ich erbrach ihn; ein Jeder hielt ſein Gläschen in der Hand und erwartete das Ende, um ſich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen.

„Mit voller Freude rief ich aus: Mein gutes Mädchen iſt, dem Himmel ſei gedanket, wohl! So lebe denn Ihre liebe Braut! — Wir klingten an; und es wurde Jubel um uns her.

„Heute bin ich wahrlich ſo recht ſeelenvergnügt, da mir die Nachricht von Ihrem Wohlbefinden noch ſo neu iſt. — Wenn ich gleich, meine Beſte, die Abende niemalen in der Einſamkeit zubringe, ſo fühle ich doch immer, daß mir Ihre ſchätzbare Gegenwart fehlt. Doch die Hälfte der Zeit iſt verfloſſen, und binnen wenig Tagen ſehen wir uns wieder und genießen in einer unzerſtörbaren Ruhe die echten Freuden dieſes Lebens, wogegen alles Andere hienieden doch — — — — — und glauben Sie, daß ich ewig bin

Ihr zärtlich liebender — —"

Lächelnd und immer tiefer ſenkte ſich der Kopf der jungen Leſerin auf das Blatt in ihrer Hand, als hätten die lieben Worte ſie zu ſich herabgezogen. Sie hörte nicht den jugendlichen Schritt, der jetzt über die knirſchenden Muſcheln ſich ihr nahte, nicht das raſche Zuſchlagen eines Fächers; erſt, als ein Arm ſich um ihren Leib legte, blickte ſie tief aufathmend in die ernſten Augen ihrer Schwiegerin.

Das Großmütterchen wollte ihren Brief verbergen; aber es gelang ihr nicht. „Mädchen, ſpringe mir nicht ſo um den Buſch!" rief die Schweſter: und ſchon hatte eine kleine reſolute Hand die ihre eingefangen. — Bald ſaßen die Mädchen, Wang' an Wange lehnend, und ſtudirten nun gemeinſchaftlich den Brief des ihnen beiden theuren Mannes. Standen doch auch praktiſche und ſehr zu erwägende Dinge darin; denn wie viele Aufträge hatte der Gefällige nicht bei der Abreiſe in ſeinem Prememoria notiren müſſen, für deren manchen ein männlicher Verſtand nicht einmal reichen wollte! Zwar die Hummer für die liebe Frau Wirthin waren richtig angekommen, und den Fuhrlohn und das Futtergeld für unterwegs hatte er ſofort mit dem Fuhrmann abgemacht; auch der kirſchrothe Taffet ſollte mit Vergnügen beſorget werden; aber wie ſich die „florenen Fomeln“ in dem letzten Briefe zu den zwei Ellen Milchflor in ſeinem Prememoria verhielten, das war ſelbſt dem Scharfblick der Liebe unentwirrbar geblieben.

Ein Lächeln mitleidiger Ueberlegenheit flog über das Geſicht der Mädchen. Wie man nur ſo was nicht verſtehen konnte!

Der Brief war ausgeleſen. — Auf dem ein wenig ſchärfer umriſſenen Antlitz der Einen, unter den dunklen Brauen in ihren klugen Augen lag es plötzlich wie ſcheidender Abendſtrahl; wie aus dunklem

Antrieb ſchlang ſie ihren Arm noch feſter um die jüngere Freundin. So ſaßen ſie ſchweigend, Jede ihren eigenen Gedanken lauſchend.

Und leiſe über ſie hin ſtrich die Zeit. Sie wehte den Puder aus ihren blonden Haaren; ſie blies unmerklich, aber emſig von dem einen jungen Antlitz das Roth des Lebens, um es einer frühen Vergeſſenheit zu überliefern. Aber die Augen der Braut lachten vor Seligkeit.

⁂

„Ja“, ſagte der Onkel — denn wir befinden uns noch immer an dem runden Tiſch des Onkels — indem er die Pfeife abſetzte und wie zu plötzlich vertraulicher Mittheilung ſich gegen den geduldig zuhörenden Vetter neigte. „Hat er uns doch nicht richtig angeführt! Was habe ich Euch geſagt? Lauter Dunſt und Phantaſie!“ — Ich hatte die Briefſtellen vorhin aus dem Gedächtniß angeführt; jetzt zog ich das dir bekannte „Promemoria“ des Großvaters aus der Taſche, in welchem noch ein Theil des großelterlichen Briefwechſels aufbehalten iſt. Wie in dem fahlen Gelb des ſeidenen Umſchlages das einſtige Roſa, ſo läßt ſich in dem darauf geſtickten Tempel mit dem flatternden Taubenpaare die zärtliche Beſtimmung nicht verkennen, welche die Verfertigerin einſt dieſer Arbeit gab.

Mit geſpannten Augen blickte Tante Friede über ihre Brillengläſer nach dem verblichenen Kunſtwerke, mir zugleich, in richtiger Erkenntniß meines Vorhabens, ihre freundliche Parteinahme zunickend. Ich aber hatte indeß aus den auf rauhem Papier geſchriebenen Blättern, an welchen noch überall die kleinen rothen Familienſiegel haften, den vergilbten Liebesbrief des Großvaters hervorgeſucht und legte ihn jetzt ſchweigend vor dem Onkel auf den Tiſch.

Da mußten Alle Reſpect haben; das war heiliges Papier. — — —

IV.

Staub und Plunder.

Ich ſaß im Obergarten in der Lindenlaube; ſie war von dem alljährlichen Kappen jetzt ſo veräſtet, daß es kaum noch des Laubes bedurfte, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten. Die alte Zeit war aus; die einſt faſt mit der Stadt zugleich entſtandene Kirche, vor meiner Geburt ſchon, glücklich abgebrochen; an Stelle des altehrwürdigen Baues ſtand jetzt ein gelbes, häßliches Kaninchenhaus mit zwei Reihen viereckiger Fenſter, einem Thurm wie eine Pfefferbüchſe und einem abſcheulichen, von einem abgängigen Paſtor verfaßten Reimſpruch über dem Eingangsthore, einem lebendigen Proteſt gegen alles Heidenthum der Poeſie. Die Denkmäler und Kunſtſchätze der alten Kirche waren auf Auctionen verkauft oder ſonſt verſtreut; die ſchöne Kanzel war zertrümmert, den Altar aus

Hans Brüggemann's Schule hatte ich ſelbſt als Knabe in dem Peſel einer Branntweinsſchenke ſtehen ſehen, wo er unbeachtet allem Unfug preisgegeben war, bis er ſchließlich noch in einer Dorfkirche Unterkommen fand; die einſt zur Seite des Altars befindliche Monſtranz, ein koſtbares Schnitzwerk von des großen Huſumer Meiſters eigner Hand, war ſpurlos verſchwunden; nur das Muttergottesbild derſelben war faſt ein halbes Jahrhundert nach dem Abbruch der Kirche zwiſchen ſtaubigem Gerümpel eines Hausbodens von einem kunſtſinnigen Dänen aufgefunden und dann für immer der Vaterſtadt des Meiſters entführt worden. Keine Spur ſeines Lebens war in ihr zurückgeblieben, keine Spur jener Kunſt, die beſonders in unſerem Lande ſich einſt zu einer Hauskunſt ausgebildet hatte.

Das war eine pietätloſe nüchterne Zeit geweſen, von allem Segen der Schönheit und der Kunſt verlaſſen; und wir haben noch daran zu leiden. Aber die alten Herren der „vereinigten freundſchaftlichen Geſellſchaft“ hatten ſie nur von fern am Horizonte aufſteigen ſehen, bevor ſie alle ſchlafen gegangen waren.

Auch das einſt vom Urgroßvater ſo ſtattlich für den Sohn errichtete Haus hatte dieſer Zeit ſeinen Tribut entrichten müſſen. Die einſt ſo behaglich in die Straße vorſpringende Steintreppe war auf Anordnung der modernen Polizei verſchnitten und verhunzt; den hohen Giebel hatte man ſelbſt herabgenommen, die ſteinerne Bekrönung ſollte das Haus zu ſchwer gedrückt haben; ſogar die hölzerne Flora hatte den ihr einſt geweihten Garten mit, Gott weiß, welchem düſteren Winkel vertauſchen müſſen.

Dort lag das Haus hinter dem mächtigen Ahornbaum, der mit ſeiner Krone faſt das hohe Dach bedeckte. Es war jetzt ein altes, ein Familienhaus geworden; in allen Winkeln und auf allen Dielen lagen die Schatten vergangener Dinge; von Allen, die einſt darin lebten und ſtarben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat ſie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zuſammenhanges mit einer großen Sippſchaft; denn auch die Todten gehörten mit dazu. Ja, Einige von uns wollten wiſſen, daß das Leben Jener noch nicht ganz vorüber ſei, daß es zuweilen in Nächten oder in einſamer Mittagsſtunde ſich den Enkeln kund zu gehen ginge: droben in der Stube hinter dem Saal, wo noch die Vernet'ſchen Kupferſtiche des Großvaters hingen, ſollte es zu Zeiten recht „unruhig“ zugehen.

Unter dem Dach auf den drei über einander liegenden Hausböden war alles Gerümpel aufgeſpeichert, das während eines zwei Menſchenalter überdauernden Zeitraumes allmälig aus dem Gebrauch des Tages zu verſchwinden pflegt; was man als abgenutzt bei Seite ſetzt, weil man den Muth nicht hat es fortzuwerfen, und was man vielleicht nie wieder berührt, es ſei denn, daß das Leid oder die Leere der Gegenwart uns antreibt, zu den Zeichen einer reicheren Vergangenheit zu flüchten.

Der zunächſt über dem unbewohnten zweiten Stockwerk belegene Boden mit ſeinen Winkeln und Treppchen und der gleich einem großen Kaſten hineingebauten „Gewürzſtube“ war ein beſonders heimlicher Ort, an dem ich manche Stunde meiner Knabenzeit verbracht habe. — Schon der Duft der Hagebutten und Lavendelſträuße, die hier auf den Fenſterbänken getrocknet wurden, erregte meine Phantaſie; es roch faſt wie in einem Garten; aber wie in einem Garten der Vergangenheit. Zwar mit dem grauen Schranke, in dem die Großmutter ihr Sterbehemd bewahrte, mochte ich nichts zu ſchaffen haben; auch wurde es mir zuweilen unheimlich, daß dort unter der Dachſchräge der große Ohrenlehnſtuhl, in welchem einſt der Großonkel ſeinen letzten Seufzer gethan hatte, immer ſo unverrückt auf ſeinem Platze ſtand, als warte er darauf, daß ſich endlich wieder Einer in ihn hineinlege; aber gegenüber der altmodiſche buntfournirte Schrank mit dem hohen Aufſatz ließ mich dieſe widerſtrebenden Gefühle überwinden. Auch er ſtand in feierlichem Schweigen und wie zur ewigen Ruhe geſtellt; allein ich reſpectirte dieſes Schweigen nicht; ich wußte die Schubladen zu öffnen — noch höre ich dabei das Klirren der vergoldeten Meſſinggriffe — und mit lüſternem Grauen durchſtöberte ich das in ihnen eingeſargte Spielzeug einer vergangenen Zeit. Da lagen Perrücken und ſchwarzſeidene Haarbeutel; da war ein Käſtchen mit den Fächern der Großmutter, ein anderes mit den Bräutigamsmanſchetten des Urgroßvaters; da war vor Allem ein höchſt ergötzliches und nützliches Inſtrument, ein ſauber aus dunklem Mahagoni gearbeiteter „Buckelkratzer", und endlich — ſollte auch der Großvater ſie gegen das Rheuma angewandt haben, oder war es nur ein Vermächtniß des kleinen Wagemeiſters? — eine große getrocknete Kröte, die Beine wie zum angeſtrengten Fortſtreben ausgeſtreckt, in der Mitte des warzigen Leibes das Loch des Nagels, der es verhindert hatte, und an dem ſie, zur Gewinnung ſtärkerer Heilkraft, einſt hatte crepieren müſſen. — Lange und nachdenklich habe ich oft, vor der aufgezogenen Schublade kniend, dieſes Ding betrachtet. Mitunter auch ergriff der Dunſt der Vergänglichkeit, der aus all' den Raritäten aufſtieg, mich ſo beängſtigend, daß ich plötzlich fortrannte und die Treppe hinabſprang oder, lieber noch, am Geländer hinabrutſchte, um nur bald wieder in die Region der Lebendigen zu gelangen.

Doch das geſchah nur ſelten; meiſtens wurde auch der Inhalt der oberen Fächer einer behaglichen Muſterung unterzogen; der ſchöne Tafelaufſatz aus mattem Porcellan, ein ſitzender Apoll nebſt ſeinen Muſen, welchen letzteren freilich ſchon hier und da eines der zarten Fingerchen abhanden gekommen war;

das Reiſeglas des Großvaters mit der Eigenſchaft eines „Staamantjes“ und der Inſchrift:

„Trink' mich aus, leg' mich nieder!
Steh' ich auf, füll' mich wieder!“

die gläſernen Pocale mit dem rothen Gewebe in den Stengeln, mit eingeſchmolzenen Schaumünzen oder auf dem Kelche eingeſchliffenen Schäferſcenen; insbeſondere zwei gräuliche chineſiſche Pagoden, — Alles wurde behutſam herabgenommen und demnächſt ebenſo wieder an ſeinen Ort geſetzt.

Zwar, ſehr einſam war es hier, und an den Seitenräumen fielen tiefe Schatten überall; der hinter der Gewürzſtube befindliche Theil des Bodens lag, da die Luken dort faſt ſtets geſchloſſen waren, auch bei Tage im Dunkeln; von den nach der Gartenſeite aus dem Dache vorſpringenden kleineren Fenſtern war das eine hinter großen Kiſten verſteckt, vor dem anderen verbreitete die Laubkrone des Ahorns eine grüne Dämmerung; ſo dicht drängte ſie ſich heran, daß ich an Sommerabenden, wenn die Vögel zur Ruhe gegangen waren, mehrmals, wiewohl vergebens, verſucht habe, einen ſchlafenden Sperling von den Zweigen abzupflücken. Selbſt das um die Mittagszeit mir ſtets ſo traulich klingende Mörſerſtoßen aus der im Kellergeſchoß liegenden Küche drang nicht herauf. Deutlich genug aber hörte man das Hämmern der Holzkäſer in den morſchen Schränken, oder von den Packhausböden, die dort hinter den verriegelten Flügelthoren lagen, den behutſamen Tritt einer Katze, die einſam die ſteilen Treppen auf und ab ſpazierte. — Freilich, nach Weſten an der Straßenſeite befanden ſich zwei größere Fenſter in dem hier aufſteigenden Giebel des Hauſes — die Gewürzſtube ſchloß das dritte ein — durch welche man über die Dächer auf die grüne Marſch und darüber hinaus auf das Meer ſah; doch Alles, was ſich dem Auge darbot, die weidenden Rinder, das vorüberziehende Schiff, die Mühle, welche jenſeits am Horizonte auf der gleich einem Nebelſtreifen oberhalb des Waſſers hingeſtreckten Inſel ihre Flügel drehte, — es war ſo fern, daß es nur wie ein Bild dalag und kein Laut von dort herüberdrang.

In dem freundlichen Raum vor dieſen Fenſtern, durch welche ſchon früh die Nachmittagsſonne hereinſchien, befand ſich eines der Hauptſtücke der ganzen Bodenwirthſchaft: das „Geſundheitspferd“ meines

Großvaters. — Daß er auf dieſem Pferde die entflohene Geſundheit wieder eingeholt habe, iſt kaum anzunehmen; denn der Tod, der dem ganzen Lebensritt ein Ende macht, hatte dieſen liebreichen Mann ſchon während meiner früheſten Kindheit aus dem Kreiſe der Seinen fortgeriſſen. — Uebrigens war es eigentlich gar kein Pferd, ſondern nur ein auf Sprungfedern ruhender, ſchön ausgenähter Sattel mit einem vierbeinigen Holzgeſtell darunter. Allein, ging die Bewegung auf demſelben auch nicht vorwärts, ſo ging ſie doch auf und ab, und manchen eben ſo ungefährlichen als vergnüglichen Spazierritt habe ich darauf gemacht; denn vorn befand ſich eine Krücke zum Feſthalten und an den Seiten hingen ein paar Steigbügel, in deren Riemen ich die Füße ſteckte, bis meine Beine allmälig zu ihnen hinabgewachſen waren. Nicht zu begreifen vermag ich jetzt, wo mir im ſicheren Lehnſtuhl ſchon mitunter die Buchſtaben nicht Stand halten wollen, wie ich, auf dieſem Geſundheitspferde reitend, Spindler's dreibändige Romane, untermiſcht mit Schiller'ſchen Dramen, Eins hinter dem Anderen weg zu leſen vermocht habe.

Auch alles dies iſt lange nun vergangen. Jetzt, wo auch die Geſpenſter meiner eigenen Jugend in ihnen umgehen, betrete ich nicht gern mehr dieſe Räume.

— Neben mir in der Lindenlaube ſaß eine uralte Frau; es war meine Großmutter, die ich in den milden Septemberſonnenſchein hinausgeführt hatte. Noch vor einigen Jahren war ſie rüſtig genug geweſen und hatte es ſich nicht verſagen können, mit mir in die Familiengruft hinabzuſteigen, welche an jenem Morgen zur Aufnahme eines jüngeren Familiengliedes geöffnet worden war. — Der mit ſchwarzem Tuch überzogene Sarg des Großvaters war noch wohl erhalten. Sie betrachtete ihn lange ſchweigend; dann ſuchte ſie nach ihren Söhnen, welche ſämmtlich noch in den Kinderjahren ſich dieſer ſtillen Geſellſchaft hatten zugeſellen müſſen. Die kleinen Särge, außer einem, waren ſchon in Trümmer gefallen. Als wir von dieſem den auch ſchon gelöſten Deckel abgehoben hatten, da lagen unterhalb eines kleinen weißen Schädels — überaus rührend, als ſeien ſie ſeit dem letzten Lebensathem unverrückt geblieben — die feinen Knochen eines Aermchens und eines ausgeſpreizten Kinderhändchens. Die Großmutter taſtete mit zitternder Hand an dieſen armen Ueberreſten; ſie betrachtete aufmerkſam den Sarg, nickte mit dem Kopfe und ſagte dann: „Das iſt mein Simon; was für ein luſtiger kleiner Junge war er!“ Und als ich von ihr fort zu einem anderen Sarge trat, ſah ich, wie die Lippen der greiſen Mutter ſich noch einmal lang und innig auf die Stirn ihres lieben kleinen Jungen preßten.

— Von dieſem ihrem Knaben, den ſie einſt gehabt, erzählte ſie mir jetzt. Der Großvater hatte ihm ein kleines Gefährte mit zwei weißen Ziegenböcken geſchenkt; damit war er überall umherkutſchirt; die Ziegenböcke waren ein Paar eben ſo luſtiger Geſellen geweſen wie ihr kleiner Herr. Sie hatten der Welt nicht nachgefragt; im Garten hatten ſie die ſchönſten Nelken und Ranunkeln abgefreſſen, auf der Straße waren ſie mit ihren Hörnern in einen Haufen irdener Töpferwaaren gerathen, die zum Verkauf vor einem Keller ausgeſtanden; tauſend Wirthſchaft hatte es gegeben.

Die Großmutter lachte ganz herzlich; es war zu luſtig, wie der Junge auf ſeine weißen Ziegenböcke peitſchte; ſie mußte noch mehr davon erzählen. Aber allmälig verwandelten ſich die zwei Ziegenböcke in einen widerſpenſtigen Eſel, auf dem „ein Ausbund von einem Jungen“ zwiſchen den Beeten unſeres Gartens umhertrabte, immer im Kreis um die hölzerne Flora, bis der Eſel hinten ausſchlug und ihn in die Büſche warf.

„Großmutter,“ ſagte ich leiſe; „das war wohl nicht dein Simon; ich glaube, das bin ich ſelbſt geweſen.“

Die alte Frau wurde plötzlich ſtill; und ein Ausdruck von ergebener Trauer trat in ihr liebes Geſicht. „Ja, mein Kind,“ ſagte ſie endlich, „meine Nerven haben Bankerott gemacht; ich habe ſchon ſo viel erlebt.“

Es war ihr in den letzten Jahren zuweilen begegnet, daß ſie für unſere, der Jüngeren, Anſchauung weit aus einander liegende Zeiten und Perſonen verwechſelte. Wir ſuchten dann wohl einzuhelfen; aber wenn ſie es bemerkte, ſchwieg ſie gewöhnlich, wie in tiefer innerer Beſchämung. „Gebrauch doch unſer junges Gedächtniß, Großmutter!“ rieth ich ihr einmal; aber ſie ſagte nur: „Man mag doch auch nicht läſtig fallen.“

Ihr frohes und beſcheidenes Weſen hatte ein langes Leben mit ihr ausgehalten und tauſend glückliche Stunden über meine Jugend gebracht; nun ſie ſich ſelbſt nicht mehr zu helfen wußte, wollte es mit dem Frohſinn nicht mehr fort. Aber ſie hoffte den wiederzuſehen, mit dem ſie die glücklichſten Stunden ihrer Jugend gelebt hatte, und auch ihre kleinen luſtigen Jungen, die ja hier auf Erden nicht zu Männern aufgewachſen waren.

Mit dieſen ihren Todten mochte ſie im Geiſte verkehren, als ſie jetzt ſo ſtill an meiner Seite ſaß, die von Gicht gelähmten Hände in ihrem Schooß gefaltet; denn wie in ſeliger Zufriedenheit waren die halberblindeten Augen nach dem Gipfel des gegenüberſtehenden alten Birnbaumes gerichtet, der einſt mit ihrem Glücke jung geweſen war, und aus deſſen Zweigen die gelben Blätter niederſanken.

⁂

Ich höre dich fragen: „Sind das die Reiſebriefe, die du mir verſprochen?“ — Ich kann nur ſagen: „Nimm fürlieb!“ Und im Uebrigen mögen die Manen meines Großmütterchens es mir verzeihen, daß ich, ein ungewandter Nekromant, aus der Nacht, in die es ſchon ſo tief verſunken, ihr Jugendbild heraufzubeſchwören ſuchte.

IV.

Zwei Kucheneſſer der alten Zeit.

(1871.)

Nur Wenige mögen ſich noch des Verfaſſers der Urhygiene entſinnen, inſonders ſeiner ſo beherzigenswerthen Worte: „Was ſüß und was lieblich iſt, das genießet; aber werfet von Euch mit hochſinnigem Abſcheu das giftige Dampf- und Nieskraut!“ Und doch iſt wenigſtens der erſte Theil derſelben ſeit lange Fleiſch geworden; Denker, Dichter und Helden, Alles ißt jetzt Kuchen, ohne dadurch in den Verdacht der Originalität zu kommen oder ſonſt von der bürgerlichen Reputation etwas Merkliches einzubüßen. Die meiſten Aelteren aber werden wiſſen, daß in unſerer Jugend Solches für ganz unmännlich galt und lediglich den Frauen zugeſtanden wurde; und nicht zu leugnen iſt es, daß ſich unter den Kucheneſſern der alten Zeit manche ſeltſame oder wohl gar unheimliche Figuren befanden.

Zu den erſteren gehörte ein alter Familien-Onkel, den wir „Onkel Hahnekamm“ nannten. Der feingeſchnittene Kopf des ſauberen alten Herrn wurde nämlich von einem wohlgepflegten Toupet gekrönt, das durch die glatt angekämmten Schläfenhaare nur noch mehr zum Ausdruck kam. Nie und nirgends wieder habe ich ein ſolches Toupet geſehen; aber es war auch der Stolz und die Wonne des Beſitzers. Jeden Abend vor dem Schlafengehen wurde es von ihm ſelbſt — denn der arme Alte hatte an ſeinem Lebensabend keinen Diener mehr — mit Papilloten eingewickelt und dann die Nachtmütze behutſam darüber gezogen; die Friſirſtunde ſelbſt pflegte er bei verſchloſſenen Thüren und ohne Zeugen zu begehen. Aber wer vergäße nicht einmal, den Schlüſſel umzudrehen? — Und ſo kam ich denn am Ende dahinter, weshalb, wie unſere Köchin behauptete, „der Pull“ im Winter doch am ſchönſten ſei. — Es war an einem Neujahrsmorgen, als ich wie herkömmlich den Großohm für den Abend auf „Karpfen und Fürtgen“ einzuladen hatte; aber ich klopfte diesmal wiederholt an ſeine Thür, ohne das: „Herein!“ der alten Stimme zu vernehmen. Als ich endlich dennoch zu öffnen wagte, erblickte ich ihn vor ſeinem großen Ofen in einer Stellung, die mich zuerſt auf den Gedanken brachte, der gute Alte wolle durch einen Feuertod ſeinem Leben ein Ende machen; denn Kopf und Hals ſteckten völlig in dem heißen Ofenloch. Glücklicherweiſe, ehe ich einen Rettungsverſuch begann, kam mir wie durch Eingebung der innere Zuſammenhang der Dinge; ich ſchlich mich leiſe fort, um erſt nach einer halben Stunde wiederzukehren, wo das Toupet bereits wie ein ſilbergraues Sträußchen über der Stirn ſaß; und der gute Alte hat es nie erfahren, daß ſein keuſcheſtes Geheimniß von mir belauſcht wurde. — Wer weiß! Jenes Toupet war vielleicht das Einzige, was er aus den Tagen ſeines Glanzes in ſein einſames Greiſenalter hinübergerettet hatte; er hatte es vielleicht in ſeinem Bräutigamsſtande als allerneueſte Mode aus Hamburg oder gar aus Paris mit heimgebracht; und es war nun das letzte Zeichen, das ihn, wenn er in voller Toilette vor dem Spiegel ſtand, noch an die verſtorbene Tante erinnerte, die ich in meiner früheſten Kindheit mit gelben falſchen Locken und kupferigen Wangen auf dem Sopha hatte ſitzen ſehen, von der aber die Großmutter ſagte, daß ſie einſt eine große Schönheit geweſen ſei.

Am Abend trat er dann in ſeinem olivenbraunen Ueberrock mit feingefaltetem Jabot in die Geſellſchaft. L'Hombre ſpielte er nicht mehr, er hatte nichts mehr zu verſpielen; er ſaß nur als ein beſcheidener und wenig beachteter Zuſchauer bald bei dieſer bald bei jener Spielpartie. Dafür aber fand er denn auch Gelegenheit, in dem letzten halben Stündchen vor dem Abendeſſen, wo die Hausfrauen in der Küche ihre Saucen zu revidiren pflegen, in das noch einſame Tafelzimmer hinüberzugehen und ungeſtört die zu erwartenden Genüſſe vorzukoſten. Nicht zu leugnen iſt es, daß dabei hier ein Törtchen, dort eine Traubenroſine aus den Kryſtallſchalen verſchwand. Indeß, der Onkel war einer von den harmloſen Kucheneſſern; die Törtchen und Roſinen gehörten zu den wenigen Veilchen, die ihm zuletzt noch an ſeinem Wege blühten, und er befolgte nur die Mahnung des alten Liedes, ſie nicht ungepflückt zu laſſen. — —

Eine ganz andere Figur war der Herr Rathsverwandte Quanzfelder. — Noch ſehe ich ihn, wie er unſerem Hauſe gegenüber aus ſeiner Thür zu treten pflegte; im mausgrauen Kleidrock, den rothbaumwollenen Regenſchirm unter dem Arm. Trotz ſeiner knochigen Geſtalt machte er mir immer den Eindruck einer alten Mamſell. Denn ſeine Bewegungen waren klein und ſeine Stimme dünn und gläſern gleich der eines Verſchnittenen; dabei hingen ihm in dem runzligen zuſammengedrückten Geſichte die Augenlider wie Säckchen über den kleinen Augen. Wenn er vor einer Dame den Hut zog, ſo krächzte er fein: „Gud'n Dag, gud'n Dag, Madam!“ wie ein heiſerer Vogel; und ſeltſam war es anzuſehen, wie er dann mit geſpreizten Fingern und tactmäßig hin und her bewegten Armen ſeinen Weg fortſetzte.

Von dem intimeren Gebahren des Mannes weiß ich aus eigener Erfahrung nichts zu berichten; aber unſere Tante Laura, in deren elterlichem Hauſe er aus und ein ging, hat mir gründlichen Beſcheid gegeben, da ich mich neulich nach dieſem weiland „Hausfreunde“ bei ihr erkundigte.

„Hmm, Vetter!“ begann ſie — und ſah mich dabei mit äußerſtem Behagen an, wie immer, wenn wir auf unſere alte Stadt zu reden kommen. — „Er kam allerdings mitunter zu uns; aber unſer Hausfreund iſt er nicht geweſen. — Mein Vater hatte, wie Sie wiſſen, einen Kram mit Galanterie- und Eiſenwaaren, aus dem auch Herr Quanzfelder ſeinen kleinen Bedarf, und zwar auf Rechnung, zu entnehmen beliebte; ſobald aber ſein Conto nur zu ein paar Mark aufgelaufen war," — und Tante Laura nahm die verbindlichſte Miene an und fiel für einen Augenblick in ihr geliebtes Platt — „ſo wurr en Grötniß beſtellt, Herr Rathsverwandter keem van Namiddag Klock dree, um de Räken to betalen." — Nebenan bei meinem Onkel, aus deſſen Laden er ſeine Ellenwaaren kaufte, bedeutete das eine Anmeldung zum Kaffee, bei uns auf Thee und Pfeffernüſſe.

„Der Mann übte einen ſeltſamen Bann auf mich aus, ſo daß ich ihn immerfort betrachten mußte, und doch bekam ich allzeit einen Schreck, wenn ich ſeine Krähſtimme von draußen vor dem Laden hörte, beſonders aber, wenn er nun in der Stube mit altjüngferlicher Zierlichkeit ſeine knochigen Hände ausſtreckte, um ſich die wildledernen Handſchuhe abzuziehen, und darauf Hut und Schirm ſo ſeltſam haſtig in die Ecke ſtellte.

„Es war mir damals ganz unzweifelhaft, daß es der Geruch der Pfeffernüſſe ſei, wodurch er in dieſe Unruhe verſetzt wurde. Kaum, daß noch die rothe Perrücke mit beiden Händen platt gedrückt war, ſo ſaß er in ſeinem mausgrauen Rock auch ſchon unter dem Fenſter am Theetiſche. — Ich höre ihn noch ſein „Danke, danke, Madam!“ krähen, wenn meine Mutter ihm das Backwerk präſentirte. Er nahm dann mit der einen Hand eine Pfeffernuß, zugleich aber mit der anderen auch den ganzen Teller und ſchob ihn neben ſich unter das Blumenbrett auf die Fenſterbank.

„Geſprochen wurde nicht viel; man hörte meiſtens nur das Klirren der Theelöffel und das Scharren des Kuchentellers, der unter dem Blumenbrett aus- und eingeſchoben wurde und unter der pflichtſchuldigen Nöthigung meiner Mutter ſich allmälig leerte. Zuweilen geſchah das Abbeißen auch nur ſcheinbar, und die Pfeffernuß verſchwand in dem weiten Rockärmel, worauf dann plötzlich der Herr Rathsverwandte das Bedürfniß empfand, ſich die Naſe zu ſchneuzen. Das buntſeidene Taſchentuch wurde hinten aus der Rocktaſche gezogen, und das Backwerk glitt bei dieſer Gelegenheit hinein. Wir Kinder ſahen dem Allen aufmerkſam zu; ſehnſüchtig nach der ſüßen Speiſe, von der heute für uns nichts abfiel. — Schließlich, nach der dritten oder vierten Taſſe, ſtand Herr Rathsverwandter auf: „Dörf ick nu bidden um en bät Papier darum!“ Und mein Vater, der inmittelſt rauchend im Zimmer auf- und abgegangen war, machte ihm eine Düte; Herr Quanzfelder ſchüttelte den Reſt der Pfeffernüſſe hinein und ſteckte ſie zu ihren Brüdern in die Schooßtaſche; dann nahm er Hut und Schirm, krächzte noch ein paar Mal: „Adje, adje, Madam!“ und empfahl ſich.“

„Auch zu Faſten,“ — fuhr Tante Laura nach einer kleinen Pauſe in ihren Mittheilungen fort, — „machte er regelmäßig ſeine Viſite; und wenn meine Mutter, wie nicht anders ſchicklich, dann die Anfrage that, ob Herr Rathsverwandter Appetit auf einen Heißewecken habe, — und Sie wiſſen, Vetter, wie butterig die am Faſtnachtmontag ſind! — ſo erbat er ſich außerdem noch immer Butter und holländiſchen Käſ' darauf, der alte Böſewicht!

„Seine größte Schandthat aber verübte er am Geburtstage meines jüngſten Bruders. — Der gute Junge hatte von ſeiner Tante ein Stück Kirſchkuchen bekommen und ſaß ſeelenvergnügt damit auf ſeinem Kinderſopha. Da — Gott verzeihe mir, Vetter; ich glaube, er hatte es im Geruch! — da tritt Quanzfelder herein: „Na min lütje Jung, ſchall ick dat Stück Koken hemm?“ —“

„Ob mein Bruder das für Scherz hielt, ich weiß es nicht; genug, er gab richtig ſeinen Kirſchkuchen hin; Herr Rathsverwandter aber ging ungeſäumt zu meinem Vater: „Dat lütje Jung hätt mi dat Stück Koken gäben; will'n Se mi dat en bäten inwickeln?“ — Und mein Vater verlor ſo die Faſſung, daß er ihm auch noch einen Bogen ſchönes weißes Papier darum gab. „Danke, danke, min Leeve.“ Und fort ging Herr Rathsverwandter mit ſammt dem Kirſchkuchen; und ich ſehe noch meinen Bruder mit ſeinem langen Geſicht auf dem Kinderſopha ſitzen.“

Tante Laura ſchwieg: ſie hatte ihre Erinnerungen ausgeſchüttet.

Ich ſelbſt entſinne mich des Herrn Rathsverwandten beſonders aus der Kirche, wo er ſeinen Stuhl neben dem unſrigen hatte, und wo er an keinem Sonntage fehlte. Eine breite Hornbrille auf der Naſe, das aufgeſchlagene Geſangbuch in der Hand, ließ er bei jedem Verſe noch vor dem Cantor den Einſatz ſeiner ſcharfen Stimme hören. Kaum aber war nach Schluß des Geſanges der Probſt auf die Kanzel getreten, ſo verfiel der Herr Rathsverwandte in ſeinen eigenen Zeitvertreib; legte zuerſt den linken Arm auf den rechten, dann den rechten auf den linken, paßte ſorgſam die Nähte der Aermelaufſchläge an einander und maß und verglich in immer neuen Lagen ihre beiderſeitige Länge, begann dann ebenſo mit den gelbledernen Stülpen ſeiner Stiefel, und fuhr in dieſen ſtillen Unterhaltungen, denen ich zum unerſetzlichen Schaden meiner Andacht ſtets wie unter dem Blick der Klapperſchlange zuſehen mußte, wechſelsweiſe fort, bis er jedesmal noch vor dem Vaterunſer feſt entſchlafen war. — So wie aber die Orgel wieder einſetzte, fuhr er mit einem Schnarcher in die Höhe, und, indem ſeine Hand mechaniſch nach dem Geſangbuch griff, intonirte er unfehlbar das: „O Lamm Gottes“, oder was ſonſt an der Nummertafel ſtehen mochte; und ſein tremulirendes Falſett ſchwebte wieder wie eine flatternde Krähe über dem Geſang der Gemeinde. Wenn ſchon überall die Thüren der Kirchenſtühle klappten, und unter dem Herausdrängen der Menge, hörte man noch immer den Discant des Herrn Rathsverwandten. Erſt wenn die Orgel ſchwieg, klappte auch er ſein Geſangbuch zu, ſtäubte ſich mit ſeiner ausgeſpreizten Hand die Andacht aus den Rockaufſchlägen und ſchritt dann eilig über den Markt in das Weinhaus zur großen Traube. — Hier bemächtigte er ſich der neueſten Zeitung. Er las indeſſen nicht, er that nur desgleichen; in Wahrheit nahm er ſie nur für ſeinen Freund, den Actuarius, in Beſchlag; und wenn außer den anderen Sonntagsgäſten auch dieſer in die Gaſtſtube getreten war, ſo verſchwand er bald darauf und machte ſich ein Scheingeſchäft auf dem Hofe, wo immer eine Anzahl fetter Küken umherſpazierte. — Und eine dunkle Sage ging, der Herr Rathsverwandte habe bei ſolcher Gelegenheit ſtets einigen der fetteſten den Hals umgedreht und ſie hinten in die unergründlichen Taſchen ſeines grauen Rockes gleiten laſſen; wobei die jungen Hähne mit doppelten Kämmen beſonders in Gefahr geweſen ſein ſollen.

Ich glaube zwar nicht an dieſe Mordgeſchichte; dennoch hat ſie in meinem Kopfe ſich immer ſeltſam mit der Erzählung von einer ſchönen blaſſen Frau verflochten, welche er lange vor meiner Geburt beſeſſen haben ſollte. In Bremen oder Lübeck — ſo hieß es — ſei ſie ihm wider ihren Willen bei Abſchluß eines Handels angeheirathet worden, dann aber jung und kinderlos verſtorben. Nach der Meinung Einiger hatte ſie nur vor Angſt und Widerwillen nicht länger leben können; während Andere von noch unheimlicheren Dingen munkelten. So viel iſt gewiß, daß ich in meinen Knabenjahren die knochigen Hände des Herrn Rathsverwandten ſtets mit einer heimlichen Scheu betrachtet habe.

O, ſeliger Theodor Amadäus Hofmann, deſſen laterna magica ich an ſtillen Herbſtabenden ſo gern noch vor mir aufſtelle, weshalb ſchlägt nicht mehr die Stunde deiner Serapionsabende, auf daß ich dir dieſen Kucheneſſer der alten Zeit überliefern könnte! In welch' wunderbaren, geheimnißvoll glühenden Farben würdeſt du durch deine Zaubergläſer ſein Bild an der grauen Wand erſcheinen laſſen!

V.

Von Kindern und Katzen, und wie ſie Nine begruben.

(1876.)

Mit Katzen iſt es in früherer Zeit in unſerem Hauſe ſehr „begänge“ geweſen. Noch vor meiner Hochzeit wurde mir von einem alten Hofbeſitzer ein kleines kaninchenblaues Kätzchen ins Haus gebracht; er nahm es ſorgſam aus ſeinem zuſammengeknüpften Schnupftuch, ſetzte es vor mir auf den Tiſch und ſagte: „Da bring ich was zur Ausſteuer!“

Dieſe Katze, welche einen weißen Kragen und vier weiße Pfötchen hatte, hieß die „Manſchettenmieße“. Während ihrer Kindheit hatte ich ſie oft, wenn ich arbeitete, vorn in meinem Schlafrock ſitzen, ſo daß nur der kleine hübſche Kopf hervorguckte. Höchſt aufmerkſam folgten ihre Augen meiner ſchreibenden Feder, die bei dem melodiſchen Spinnerlied des Kätzchens gar munter hin und wieder glitt. Oftmals, als wolle ſie meinen gar zu großen Eifer zügeln, ſtreckte ſie auch wohl das Pfötchen aus und hielt die Feder an, was mich dann ſtets bedenklich machte, und wodurch mancher Gedankenſtrich in meine nachher gedruckten Schriften gekommen iſt.

Die Manſchettenmieße ſelber iſt, wie ich fürchte, durch dieſen Verkehr etwas gar zu gebildet geworden; denn da ſie endlich groß und dann auch Mutter manches allerliebſten kaninchengrauen Kätzchens geworden war, verlangte ſie, gleich den feinen Damen, allezeit eine Amme für ihre Kinder; und da die Nachbarskatzen ſich nur ſelten zu dieſem Dienſt verſtehen wollten, ſo ſind faſt alle ihre kleinen Ebenbilder elendiglich zu Grunde gegangen. Nur einen kleinen weißen Kater zog ſie wirklich groß, welcher wegen ſeines grimmigen Ausſehens „der weiße Bär" genannt wurde und nachher aber eine Katze war.

Später, da ſchon zwei kleine Buben luſtig durch Haus und Garten tobten, waren drei Katzen in der Wirthſchaft: nämlich außer den vorbenannten noch ein Sohn des weißen Bären, genannt „der ſchwarze Kater", ein großer ungeberdiger Geſelle; vielleicht ein Held, aber jedenfalls ein Scheuſal, von dem nicht viel zu ſagen, als daß er, beſonders in der ſchönen Frühlingszeit, unter ſchauderhaftem Geheul gegen alle Nachbarskater zu Felde lag, daß er ſtets mit einem blutigen Auge und zerfetztem Fell umherlief und außerdem noch ſeine kleinen Herren biß und kratzte.

Von der Großmutter, der Manſchettenmieße, die nachmals ganz berühmt geworden iſt, wäre noch vielerlei zu berichten; da ſie aber in der Geſchichte, die ich hier am Schluß erzählen will, nur ein einzig Mal „Miau“ zu ſagen hat, ſo ſoll's für eine ſchicklichere Gelegenheit verſpart ſein.

Es geſchah aber, daß unſer mit drei Katzen alſo ſtattlich begründetes Heimweſen durch den hereingebrochenen Dänenkrieg gar jämmerlich zu Grunde ging; meine beiden Knaben, und noch ein kleiner dritter, der hinzugekommen war, mußten mit mir und ihrer Mutter in die Fremde wandern, und, ſo gaſtlich man uns draußen aufnahm, es war doch in den erſten Jahren eine trübe, katzenloſe Zeit.

Zwar hatten wir ein Kindermädchen, welches Anna hieß; ihr gutes rundes Geſicht ſah allzeit aus, als wäre ſie eben vom Torf-Abladen hergekommen, weshalb die Kinder ſie die „ſchwarze Anna“ nannten; aber eine Katze in unſer gemiethetes Haus zu nehmen, konnten wir noch immer nicht den Muth gewinnen. Da — drei Jahre waren ſo vergangen — kam von ſelber eine zugelaufen, ein weiß und ſchwarz geflecktes Thierchen, ſchon wohlerzogen und von anſchmiegſamer Gemüthsart.

Was iſt von dieſem Käterchen zu ſagen? — Zum mindeſten der Pyramidenritt.

Da nämlich den beiden größeren Buben das gewöhnliche zu Bette gehn doch gar zu ſimpel war, ſo hatten ſie's erfunden, auf der ſchwarzen Anna zu Bett zu reiten; derart, daß ſie dabei auf ihrer Schulter ſaßen und die kleinen Kinderbeinchen vorn herunterbaumelten. Jetzt aber wurde das um vieles ſtattlicher; denn eines Abends, da ſich die Thür der Schlafkammer öffnete, kam in das Wohnzimmer zum „Gute Nacht“ ſagen eine vollſtändige Pyramide hereingeritten: über dem großen Kopf der ſchwarzen Anna der kleinere des lachenden Jungen, über dieſem dann der noch viel kleinere Kopf des Käterchens, das ſich ruhig bei den Vorderpfötchen halten und dabei ein gar behaglich und vernehmbares Spinnen ausgeben ließ. — Dreimal ritt dieſe Pyramide die Runde in der Stube, und dann zu Bett.

Es war ſehr hübſch; aber es wurde der Tod des kleinen Katers. Die guten Stunden, die er nach ſolchem Ritt zur Belohnung im Federbett bei ſeinem jungen Freunde zubringen durfte, hatten ihn ſo verwöhnt, daß er eines ſcharfen Wintermorgens, da er am Abend ausgeſchloſſen worden, todt und ſteifgefroren im Waſchhauſe aufgefunden wurde.

Und wieder kam eine ſtille, katzenloſe Zeit.

Aber, wo fände ſich nicht eine Aushülfe! Ich konnte ja vortrefflich Katzen zeichnen; — und ich zeichnete! Freilich nur mit Feder und Dinte; aber ſie wurden ausgeſchnitten und aus dem Tuſchkaſten ſauber angemalt: Katzen von allen Farben und Arten, ſitzende und ſpringende, auf Vieren und auf Zweien gehend, Katzen mit einer Maus im Maule und einem Milchtopf in der Pfote, Katzen mit Kätzchen auf dem Arme und einem bunten Vöglein in der Tatze; den Preis über alle aber gewann ein würdig blickender grauer Kater mit rauhem, bärtigem Antlitz. Ihm wurde in einer Kammer, wo die Kinder ſpielten, aus Bauholz ein eignes Haus mit Wohn- und Staatsgemächern aufgebaut. Viel Zeit und Mühe war darauf verwandt worden; deshalb erhielt es aber auch das Vorrecht, vor dem zerſtörenden Eulbeſen der Köchin durch ſtrenges Verbot geſchützt zu werden. Es hieß „das Hotel zur ſchwarzen Anna“; und „der alte Herr“, welchen Namen der Graue ſich gar bald erworben hatte, hat lange darin gewohnt. Selten nur verließ er ſeine angenehmen Räume; deſto lieber, da es ihm an Dienerſchaft nicht fehlte, verſammelte er bei ſich die Geſellſchaft ſeiner Freunde und Freundinnen. Dann ging es hoch her; wir haben oft durch's Fenſter eingeguckt. Fetter Rahm in Taſſenſchälchen, Bratwürſtchen und gebratene Lerchen wurden immer aufgetragen; den Ehrenplatz zur Rechten des Gaſtgebers aber hatte allezeit ein allerliebſtes weißes Kätzchen mit einem rothen Bändchen um den Hals; ob es eine Verwandte oder gar die Tochter deſſelben geweſen, haben wir nicht erfahren können.

Außer ſolchen Feſten lebte übrigens der alte Herr ſtill für ſich weg; nur manchmal liebte er es, aus ſeinem Hauſe auf die Spiele der Kinder in der Kammer hinabzublicken, wozu er die bequemſte Gelegenheit hatte, da das Hotel „zur ſchwarzen Anna“ auf einer Fenſterbank erbaut war. Dann ſtieß wohl eins der Kinder das andere an und flüſterte: „Seht, ſeht! Der alte Herr ſteht wieder einmal am Fenſter!“

Auch ſeinen Geburtstag ſollte er noch erleben. Zu dieſem Feſte, an welchem alle Kater und Katzen ſich zur Gratulation verſammeln ſollten, bekam ich den Auftrag, ſein Bruſtbild in Lebensgröße zu malen, was dann auch wirklich am Morgen des Feſttages, in einen breiten Goldrahmen gefaßt, im Saale des Hotels aufgehangen wurde.

Aber es nimmt Alles einmal ein Ende. — Da wir eines Morgens aufgeſtanden waren, fanden wir ihn todt in ſeinem Bette. Ob er bei dem letzten leckeren Mahle ſich zu viel gethan, ob die ihm zugemeſſene Lebensdauer abgelaufen war; — ſo viel ſteht feſt, was wir hier vor uns ſahen, war nur noch ſeine entſeelte Hülle.

Alſo wurde ein Schächtelchen mit ſchwarzem Papier beklebt und ausgeſchlagen, und ſo ein Sarg daraus gemacht. Der alte Herr wurde hineingelegt und ſtand zur Parade in dem großen Saale des Hotels, wo von der Wand ſein noch in aller Lebensfülle gemaltes Bildniß auf den Sarg herabſah.

Endlich wurde er auf dem Steinhofe — ach, einen Garten hatten wir da draußen nicht! — in das für ihn gegrabene Grab geſenkt und mit einem ſchweren Steine feſt und dauerhaft bedeckt.

— — Aber wer möchte nicht gern wiſſen, wie die Todten ausſehen! — Natürlich wurde der alte Herr nach einem halben Jahre wieder ausgegraben, ſehr mit Schimmel überzogen vorgefunden, ſchaudernd und ganz genau betrachtet, und dann endlich noch einmal und auch zum allerletzten Mal begraben.

Für Kinder und alte Leute, welch ein erlöſender Zauber liegt in dem Begraben!

In der Heimath zur Zeit der Manſchettenmieße, als die zwei älteſten Knaben ihre erſten Kittel noch nicht ausgetragen hatten, als ſie für den großen Garten, der am Hauſe war, mit eignem „Schmierzeug“ noch verſehen waren, — in jener glücklichen Zeit gab es außer Katzen auch noch anderes Gethier im Hauſe. Da war ein kleiner weißer Pudel, welcher „Bube“ hieß, aber leider trotz des Thierarztes ſchon früh an einer Hunde-Kinderkrankheit ſterben mußte: dann war ein weißes Kaninchen, welches „Nine“ hieß, und außerdem noch eine weiße Taube, welche keinen Namen hatte, ſonſt aber ſehr wohl „Federlos“ hätte heißen können.

In dem geräumigen Taubenſchlage auf dem Hausboden hatte ſie einſt mit vielen ſchönen Gefährten, Hahnenſchwänzen und Mohrenköpfen, gewohnt und ſich von dort aus luſtig mit ihnen über den grünen Gärten in der Luft getummelt; aber eines Nachts war der Marder eingebrochen, und ſie allein blieb die Ueberlebende. Damit ſie in dem großen leeren Schlage nicht allzu ſehr die Einſamkeit empfinde, wurde das Kaninchen ihr zum Geſellen beigegeben, und da weder dieſes von ihren Erbſen, noch ſie die Hundeblumen-Blätter des Kaninchens begehrte, ſo lebten ſie wie Geſchwiſter einträchtiglich beiſammen. Wenn die Taube von ihren Ausflügen heimkam, klappte Nine allzeit freudig mit den Hinterläufen; denn ſie ſpielten dann Greif oder Haſchemännchen mit einander, und da das Kaninchen ſehr gut greifen konnte, ſo geſchah es dabei ganz von ſelber, daß es ſeiner Freundin einen Mund voll Federn nach dem andern abbiß. — So wurde ſie das Täubchen „Federlos“ und konnte nur noch mit den Poſen fliegen.

Aber weiter kam es nicht; die Poſen ſollte ſie behalten. Denn da die Knaben eines Morgens in den Schlag hinabſtiegen, flatterte das Täubchen Federlos zwar noch um ſie herum; Nine aber lag mit ausgeſtreckten Vieren todt und platt am Boden.

Eilig ſtürmten ſie die Treppen hinab und verkündeten im Wohnzimmer ihre Trauerkunde, wo ich ahnungslos bei meiner Taſſe Thee ſaß.

Wahrſcheinlich hatte Nine ſich an Taubenfedern todt gegeſſen; indeſſen ich bedachte ſolches nicht und „ſagte ohne viele Umſtände: Da habt Ihr's wohl verhungern laſſen!“

Ob das Gewiſſen der Beiden dennoch nicht ganz rein geweſen? — Aber — hilf Himmel! wie huben auf dieſes Wort die kleinen Kerle an zu ſchreien! Kein Troſt, kein Zuſpruch half, die Thränen liefen ihnen ſtromweis über die Backen.

Da trat mein Freund, der Doctor — der als Primaner einſt ſo ſchön die Clarinette ſpielte — in die Thür. „Halloh! Jungens, was iſt da los?“

Die Augen wandten ſich zu dem Sprecher, und einen Augenblick lang ſtockte das Geheul. „Doctor,“

rief der Eine im wehmüthigſten Klagelaut, „unſer Nine iſt todt!"

„Und wir haben es verhungern laſſen!" ſchrie der Andere. — Dann heulten ſie Beide wieder mit vereinten Kräften.

„Jungens!" rief der Doctor. „Euer Nine wird nicht mehr lebendig! Aber, wißt Ihr denn das nicht? Wenn es todt iſt, ſo müßt Ihr es begraben!"

Begraben! — Das Zauberwort war geſprochen. Das Geſchrei verſtummte, die Thränen wurden abgewiſcht, ein wahres Sonnenleuchten verklärte die Geſichter der beiden Kinder. — Schon waren ſie aus dem Zimmer und die Bodentreppe hinauf; und nicht lange, ſo kamen ſie fröhlichen Angeſichts mit dem Leichnam ihres Nine angezogen; der Eine hatte es an den Ohren, der Andere an den Hinterläufen. So zogen wir mitſammen in den Garten hinaus.

Als wir auf dem großen Steige waren, begegnete uns die Manſchettenmieße. „Miau!" ſagte ſie, indem ſie ſtehen blieb und uns anſah.

Der Zug hielt; und die Kinder ſahen ſie wieder an. „Mite," ſagte der Kleine, noch einmal in ſeinen Klageton verfallend, „unſer Nine iſt todt!"

Dann ſetzte der Zug ſich wieder in Bewegung und Mite machte einen Buckel und ſprang mit, um dem Begräbniß beizuwohnen.

Der Doctor hatte ſchon den Spaten in der Hand, und an der Geißblattlaube unter überhängenden Ulmenzweigen wurde nach reiflicher Erwägung die Stätte auserwählt. Da wurde ich von der Magd ins Haus zurückgerufen und überließ dem Doctor allein die Leitung unſerer Trauerfeierlichkeit.

Drinnen im Hauſe erwarteten mich ganz andere Dinge. Da war ein Mann, der hatte einen böſen Schuldner, von dem er weder Capital noch Zinſen erhalten konnte, und wir ſprachen wohl eine halbe Stunde mit einander, auf welche Weiſe ihm zu beidem zu verhelfen ſei.

Als ich dann wieder in den Garten hinauskam, war der Doctor nicht mehr da; auch der Körper des verſtorbenen Rine war verſchwunden, und der Spaten lehnte an der Planke. Die beiden kleinen Todtengräber aber — die natürlich ihr Schmierzeug anhatten — lagen neben der Geißblattlaube auf den Knieen und hatten einen kleinen ſeltſam glänzenden

Erdhügel zwiſchen ſich, auf dem ſie Beide eifrig mit ihren rothcarrirten Taſchentüchern rieben.

„Was macht Ihr da?“ fragte ich, indem ich zu ihnen trat; denn dieſe Sache war mir völlig unverſtändlich.

Da guckte der Kleine auf. „Papa!“ ſagte er, und ſein Geſicht leuchtete ſo fröhlich wie droben kaum die liebe Himmelsſonne, — „wir poliren Nine ſein Grab mit Spucke!“

— — Und alſo endete dies vergnügliche Begräbniß.

Eine Halligfahrt.

(1870.)

Einſt waren große Eichenwälder an unſerer Küſte, und ſo dicht ſtanden in ihnen die Bäume, daß ein Eichhörnchen meilenweit von Aſt zu Aſt ſpringen konnte, ohne den Boden zu berühren. Es wird erzählt, daß bei Hochzeiten, welche durch den Wald zogen, die Braut ihre Krone habe vom Haupte nehmen müſſen; ſo tief hing das Gezweig herab. In den Tagen des Hochſommers war unabläſſige Schattenkühle unter dieſen Waldesdomen, die damals noch der Eber und der Luchs durchſtreiften, indeſſen oben, nur von den Augen der revierenden Falken geſehen, ein Meer von Sonnenſchein auf ihren Wipfeln fluthete.

Aber dieſe Wälder ſind längſt gefallen; nur mitunter gräbt man aus ſchwarzen Moorgründen oder aus dem Schlamm der Watten noch eine verſteinte Wurzel, die uns Nachlebende ahnen läßt, wie mächtig einſt im Kampfe mit den Nordweſtſtürmen jene Laubkronen müſſen gerauſcht haben. Wenn wir jetzt auf unſeren Deichen ſtehen, ſo blicken wir in die baumloſe Ebene wie in eine Ewigkeit; und mit Recht ſagte jene Halligbewohnerin, die von ihrem kleinen Eiland zum erſten Mal hieher kam: „Mein Gott, wat is de Welt doch grot; un et gifft ok noch en Holland!“

* * *

Und wie erquicklich die Luft auf dieſen Deichen weht! Ich komme eben heim; wo hätte ich beſſer den Sonntagmorgen feiern können!

Schon hatte unten in den Kögen der erſte warme Frühlingsregen die unabſehbaren Wieſenlandſchaften grün gemacht; ſchon weideten wieder die unzähligen Rinder auf der Raſendecke, in welcher die Waſſergräben zwiſchen den einzelnen „Fennen“ wie Silberſtreifen in der Morgenſonne funkelten. Von hüben und drüben, abwechſelnd und ſich antwortend, in unendlicher Abtönung, erhob ſich Gebrüll und klang weit über die Ebene hinaus. Und wie lebendig die Staare waren, dieſe geflügelten Freunde der Rinder!

In lärmendem Zuge kamen ſie vom Kooge herauf, ſchwenkten vor mir hin und wieder und fielen dann in dichtem Schwarm auf die Krone des Deiches nieder, um gleich darauf, hurtig um ſich pickend, ſeewärts an der Böſchung hinabzuſpazieren.

Aber unten entlang dem Strome, der von der Stadt ins Meer hinausführt, ſchimmerte einladend die neue Strohbeſtickung, womit zum Schutze gegen die nagende Fluth der Saum des Strandes überzogen war. — Wie anmuthig es ſich auf dieſem ſauberen Teppich wandelte! — Es war noch in der Morgenfrühe; das traumhafte Gefühl der Jugend überkam mich wieder, als müſſe dieſer Tag was unausſprechlich Holdes mir entgegenbringen; kommt doch für Jeden die Zeit, wo auch die Geſpenſter des Glückes noch willkommen ſind. — Und ſiehe! — während das Waſſer weich, faſt lautlos zu meinen Füßen anſpülte, plötzlich mit leichten unhörbaren Schritten ging die Erinnerung neben mir. Sie kam weit her aus der Vergangenheit; aber ihr Haar, das ſie kurz in freien Locken trug, war noch ſo blond wie einſt. — Es war deine Geſtalt, Suſanne, in der ſie mir erſchien; ich ſah wieder dein junges, feſtumriſſenes Geſichtchen, die kleine Hand, die lebhaft in die Ferne zeigte, — wie deutlich ſah ich es!

Auf einem ſolchen Teppich an eben dieſem Strande ſchritten wir auch damals neben einander. Deine geöffneten Lippen tranken die feuchte erquickende Luft; mitunter, wenn der weiche Südoſt aufwehte, griff deine Hand nach dem blauen Schleier und legte ihn zurück über das winzige Sommerhütchen. Dann warſt du ſtehen geblieben und horchteſt nach oben hinauf; deine jungen neugierigen Augen forſchten in der durchſichtigen Luft. „Ich ſehe nur eine einzige!" riefſt du; „dort ſteigt ſie eben in den Himmel!" Und jetzt vernahm auch ich es; ſo weit man horchen mochte, zur Höhe wie in die Ferne, der ganze Luftraum ſchien ein einziges unabläſſiges Lerchenſingen. Die kleinen Sänger ſelbſt aber entſchwanden unſeren Augen in der blendenden Fülle des Lichtes, das ihn durchſtrömte. — Und ſchweigend gingen wir weiter; die Welt war ſo ſtill und klar, und die Lerchen ſangen immer fort; was hätten wir auch reden ſollen!

Doch wir waren nicht allein. Die Frau Geheimräthin, Suſannens Mutter, iſt mir nicht weniger unvergeßlich; ſie hatte an der Böſchung des Deiches ihr Schnupftuch voll von Champignons gepflückt und wandelte nun wie lauter Erdgeruch an unſerer Seite. Es war eine gar ſtattliche Dame, und ſelbſt die kleinen Ungeheuer der Tiefe, die Seekrabben, ſchienen ihr den ſchuldigen Reſpect nicht zu verweigern. Sie waren heraufgekrochen, ſaßen am Rande des Waſſers auf der Strohdecke und ſonnten ſich und drehten ihre knopfartigen Augen; wenn aber das Spiegelbild der Geheimräthin mit der ungeheuren lila Hutſchleiſe über ſie hinfiel, klappten ſie grimmig mit den Scheeren und ſchoſſen ſeitwärts in den Abgrund zurück. — — Nach einer Weile hatten wir ein kleines Schiff beſtiegen; „Die Wohlfahrt“ hieß es; der Name ſtand mit goldenen Buchſtaben auf dem Spiegel eingegraben. Wir waren alle glücklich an Bord gelangt; nur daß die alte Dame einen zierlichen Schrei ausſtieß, als ihre Champignons, die ſie den „lieben Schiffer“ zu verwahren bat, ſo ohne Umſtände in den offenen Schiffsraum hinabflogen.

Und leiſe blähten ſich die Segel und leiſe ſchwamm das Schiff; man hörte das Waſſer vorn am Kiele gluckſen. Nach einer Stunde hatten wir die nachbarliche große Inſel hinter uns und trieben nun auf der breiten Meeresfluth. Eine Möve ſchwebte über dem Waſſer dicht an uns vorüber; ich ſah, wie ihre gelben Augen in die Tiefe bohrten. „Rungholt!“ rief der Schiffer, der eben das Segel umgelegt hatte.

Die Geheimräthin, die — ich weiß nicht durch welche Künſte — ihren Champignonbeutel wieder in der Hand trug, blickte nach allen Seiten um ſich. „Ich ſehe nur den uferloſen Ocean!“ ſagte ſie, indem ſie ihr Augenglas einſchlug und wieder in den Gürtel ſteckte. Der Schiffer, der mit beiden Armen über Bord lehnte, wandte ſein wetterbraunes Geſicht der Dame zu; aber nachdem er ſie wie in mitleidiger Verachtung einige Secunden gemuſtert hatte, ſtarrte er wieder ſchweigend ins Meer hinaus.

„Sie müſſen dorthin blicken,“ ſagte ich, „wo nach Seneca’s Ausſpruch alle Erdendinge am ſicherſten verwahrt ſind!“

„Und wo wäre das, mein Lieber?“

„In der Vergangenheit; — in dieſem ſicheren Lande liegt auch Rungholt. Einſt zu Königs Abels Zeiten, und auch ſpäter noch, ſtand es oben im Sonnenlichte mit ſeinen ſtattlichen Giebelhäuſern, ſeinen Thürmen und Mühlen. Auf allen Meeren ſchwammen die Schiffe von Rungholt und trugen die Schätze aller Welttheile in die Heimath; wenn die Glocken zur Meſſe läuteten, füllten ſich Markt und Straßen mit blonden Frauen und Mädchen, die in ſeidenen Gewändern in die Kirche rauſchten; zur Zeit der Aequinoctialſtürme ſtiegen die Männer, wenn ſie von ihren Gelagen heimkehrten, vorerſt noch einmal auf ihre hohen Deiche, hielten die Hände in den Taſchen und riefen hohnlachend auf die anbrüllende See hinab: „Trotz nu, blanke Hans!“ Aber das rothwangige Heidenthum, das hier noch in uns Allen ſpukt, —“

„Ich bitte doch, mich freundlich auszunehmen!“ ſchob die Geheimräthin mit etwas ſtrammem Lächeln dazwiſchen.

Ich verbeugte mich zuſtimmend. „Es bäumte ſich noch einmal auf gegen den blaſſen aufgedrungenen Chriſtengott; die Männer von Rungholt — ſo wenigſtens haben es die geiſtlichen Chroniſten aufgeſchrieben — beriefen eines Tages einen Prieſter und hießen ihn einer kranken Sau das Abendmahl geben. Da ergrimmte der Herr und ließ wie zu Noäh Zeiten ſeine Waſſer ſteigen; und über die Deiche und Mühlen und Thürme ſchwollen ſie; und Rungholt mit ſeinen blonden Frauen und ſeinen trotzigen Männern" — und ich wies mit dem Finger rückwärts, wo noch vom Kiel unſeres Schiffes das Waſſer in der Sonne ſtrudelte — „dort ſteht es unten, unſichtbar und verſchollen auf dem Boden des Meeres. Nur zu Zeiten bei hellem Wetter, wenn in der einſamen Mittagsſtunde die Wimpel ſchlaff am Maſt herunterhängen und die Schiffer in der Koje ſchnarchen, dann — wie die Leute ſagen — „dühnt es auf". — Wer dann mit wachen Augen über Bord ins Waſſer ſchaut, kann gewahren, wie Thürme mit goldenen Gockelhähnen aus der grünen Dämmerung aufſteigen; vielleicht mag er ſogar die Dächer der alten Häuſer erkennen, und wie zwiſchen dem Seetang, der ſie überſtrickt hat, ſeltſam ſchwerfälliges Gethier umherkriecht, oder zwiſchen den zackigen Giebeln in die Enge der Gaſſen hinabſchauen, wo Muſchelwerk und Bernſtein die Thore der Häuſer verbaut hat und der nie raſtende Fluth- und Ebbeſtrom mit den Schätzen verſunkener Schiffe ſpielt. — Aber auch die Schiffer unter Deck erwachen und richten ſich auf; denn unter ſich aus der Tiefe hören ſie es läuten; das ſind die Glocken von Rungholt."

Suſanne war indeß herangetreten und hatte mit großen Augen zugehört; aber ſie bedurfte für dieſe Seegeſchichte eines ſachkundigeren Gewährsmannes.

„Läuten ſie wirklich, Schiffer?“ fragte ſie. „Haben Sie es ſelbſt gehört?“

Das klang ſo allerliebſt, daß auch die Backen der alten Theerjacke ſich zu einem Lächeln verzogen; und er ſpie weit ins Meer hinaus, bevor er antwortete: „Ick hevt min Dag nich hört.“

Und weiter fuhren wir über Rungholt. Aber trotz der kühlen Antwort des Schiffers blickte Suſanne noch ein paar Mal verſtohlen über Bord ins Waſſer; begann doch auch jetzt die Mittagseinſamkeit ſich brütend auf das Meer zu legen. Und als ſie ſich von mir ertappt ſah, erröthete ſie nur leicht und lächelte; denn meine Augen mochten es den ihren ſchon verrathen haben, wie gern auch ich an Wunder glaubte.

Vor uns in den Horizont trat jetzt ein grauer Punkt, der ſich allmälig in die Breite streckte; und endlich ſtieg ein grünes Eiland vor uns auf. Eine geflügelte Wache ſchien es zu umgeben; ſoweit man an dem Strande entlang ſehen konnte, wimmelte es in der Luft von großen weißen Vögeln, welche unabläſſig wie in ſtiller Geſchäftigkeit durch einander auf- und abſtiegen. Stets in demſelben Luftraume beharrend, glichen ſie einem ungeheuren ſchwebenden Gürtel, der das ganze Eiland zu umſchließen ſchien; ihre ausgebreiteten mächtigen Flügel erſchienen wie durchſichtiger Marmor gegen den ſonnigen Mittagshimmel. — Das war faſt wie in einem Märchen; und dazu kam mir in den Sinn: mein Freund Aemil, ein leidenſchaftlicher Regattenmann, als er in lauer Sommernacht in ſeinem Boote hier vorbeigetrieben war, wollte von dorther eine entzückende Muſik vernommen haben. Der Mond ſei über der ſtillen Inſel geſtanden, und während er nach langer Pauſe heimgerudert, ſei in der Nacht und auf dem Meere kein anderer Laut geweſen als dieſe geiſterhaften, allmälig hinter ihm verhallenden Töne.

* * *

Aber es war dennoch keine Zauberinſel, ſondern eine Hallig des alten Nordfrieslands, das vor einem halben Jahrtauſend von der großen Fluth in dieſe Inſelbrocken zerriſſen wurde; die weißen Vögel waren

Silbermöven, welche dem Strande entlang über ihren Brutplätzen ſchwebten; larus argentatus, von den Naturforſchern längſt regiſtrirt und in ihren Syſtemen untergebracht. Als wir bald darauf zu Wagen unter ihrem Ringe durchfuhren, ſah ich deutlich über unſeren Köpfen die funkelnden Augen und die ſtarken vorn gebogenen Schnäbel. Dabei erklang in kurzen Pauſen ein heiſeres „Gack! Gack!“ ähnlich dem unſerer Gänſe, nur haſtiger und wilder. Suſanne drückte ängſtlich den Kopf an ihre Mutter; aber unſer Fuhrmann klatſchte lachend mit der Peitſche, und das luſtige Geſindel ſtob gackernd nach allen Seiten aus einander.

Und dort auf der hohen Werfte, inmitten der öden baumloſen Inſel, lag das große Hallighaus mit dem tief hinabreichenden Strohdache, in welchem nun ſchon ſeit Jahren „der Vetter“, ein alter trefflicher Junggeſelle, ſich bei den ſchweigſamen Bewohnern eingemiethet hatte. „Die Räder der Staatsmaſchine“ — ſo hatte er mir derzeit ſeine Ueberſiedelung angekündigt — „werden mir doch zu indiscret; ich weiß, es giebt Leute, die davon entzückt ſind; mich anlangend, ſo kann ich's nicht ertragen, wenn ſie mir fortwährend hinten in die Rockſchöße haspeln.“ — Und ſo war er denn mit ſeiner Bibliothek und ſeinen allerlei Sammlungen in dieſe Meereseinſamkeit gezogen, wo er ſich ſeiner Meinung nach außer dem Bereich der verhaßten Maſchine befand.

Auf ihn auch war ohne Zweifel jene nächtliche Muſik zurückzuführen; denn noch vor einigen Jahren hatte er in der Stadt, in der er damals lebte, für einen großen Geigenſpieler gegolten, obgleich er, ſo lang ich denken konnte, jede Aufforderung zum Spiel mit dem Bemerken ablehnte, daß das vorüber ſei. Ich ſelbſt hatte ihn nur einmal, da ich noch im Hauſe meiner Eltern lebte, ſpielen hören; dieſes eine Mal aber wurde für mich die Urſache wiederholter Täuſchungen; denn wenn ich ſpäter in den Concerten weltberühmter Virtuoſen ſaß, ſo trug ich ſelten etwas Anderes davon, als eine traumhafte Sehnſucht nach jenem Spiel des Vetters. Dennoch ſollte er während meiner ſpäteren Abweſenheit von der Heimath noch einmal, jedoch nur auf kurze Zeit, ſeine Geige wieder zur Hand genommen und, wie einſtens, Alles mit ſich fortgeriſſen haben. Ein Näheres darüber hatte ich nicht erfahren. Für gewöhnlich war der

Vetter ein munterer alter Herr, dem man nicht anmerkte, vor welch' tiefer Erregung oft dieſe freundlichen Augen Wache hielten.

Aber ſchon war unſer Wagen am Fuße der Werfte angelangt, und dort oben in der Thür unter dem ſteinernen Giebel ſtand er ſelbſt, der kleine ſchmächtige Mann mit den tiefliegenden Augen und dem vollen weißen Haupthaar. „Willkommen im Ländchen der Freiheit!“ rief er, während er eilig herabkam und dem Dienſtjungen die Leiter an den Wagen legen half. Und wahrlich frei genug war es hier; außer der Werfte mit dem breit darauf gelagerten Hauſe ſchien aus der grünen Inſelfläche nichts hervorzuragen als etwa eine zerſtreut umherweidende Schafheerde; ſelbſt das Gras war ſo niedrig, daß es kaum den dazwiſchen umherkletternden langbeinigen Schnaken ein Hinderniß in den Weg legte.

Sein Wohnzimmer hatte ſich der Vetter in dem größten Raume des Hauſes, dem ſogenannten Peſel, eingerichtet. Schränke mit Büchern, mit Conchylien und anderen Sammlungen, Karten und Kupferſtiche nach Claude Lorrain und Ruysdael bedeckten die übrigens weiß getünchten Wände. Von dem Aufſatze des Schreibtiſches ſchaute neben einer Statuette der Venus mit dem Delphin, die von einem Korallenbaume aus den Südſee-Inſeln gleichſam überſchattet war, das markige Antlitz Beethoven's in der bekannten Koloſſalbüſte auf uns herab.

Als wir in die Thür traten, flog uns ein kleiner Vogel entgegen, flatterte einen Augenblick wie zweifelnd hin und her und ſetzte ſich dann auf die Hand ſeines Herrn, mit dem lebhaft bewegten Köpfchen zu ihm aufblickend. „Nur ein Sperling!“ ſagte der Vetter lächelnd und den verwunderten Blick der alten Dame beantwortend; „Sie wiſſen, der Sperling gleicht dem Menſchen; an ſich iſt er ohne Werth, aber er trägt die Möglichkeit zu allem Großen in ſich. Der Burſche hier und ich, wir leben trefflich mit einander“ — Auf ſeinen Wink flog der Vogel wieder fort und ließ ſich auf einen Aſt des Korallenbaumes zu Häupten der ſchaumgeborenen Göttin nieder, als warte er wie einſt darauf, mit luſtigen Genoſſen vor ihren Wagen geſpannt zu werden, um ſie über das blaue griechiſche Meer in den Schatten ihrer heiligen Haine zu tragen. Wir aber ſchlürften bald aus zierlichen Taſſen den Trank der modernen Welt; ich meine nicht den Kaffee, ſondern den Thee, den wir Küſtenbewohner auch an einem heißen Hochſommervormittage nicht verſchmähen.

Durch die Fenſter, welche in der Front des Hauſes gegen Süden lagen, ſah man auf die grüne Fläche der Hallig und fern am Strand die Brandung, welche ſilbern in der Sonne ſchimmerte. Unſer Schiff war von hier aus nicht zu ſehen; aber dort zu Weſten ſtarrte der Maſt eines anderen kleinen Fahrzeuges in die Luft; es war vor Kurzem hier geſtrandet und jetzt Eigenthum der Halligleute. — Was überhaupt war hier nicht Strandgut! Der große ſchwarze Hund, der jetzt im Hauſe umherlief, nicht weniger als der edle Alicante, den wir ſpäterhin bei Tiſche tranken. Und wie ſtand es um die Bibliothek des Vetters? —

Meinem angeborenen Triebe folgend, hatte ich die Bücherſchränke durchſtöbert und blätterte eben in einem abgegriffenen Exemplar des „Hesperus“, als eine kleine Hand ſich leiſe auf das erſte weiße Blatt des Buches legte. Der Name „Emma“ ſtand hier eingeſchrieben und ein Kreuz darunter.

Noch höre ich den Laut unſchuldiger Theilnahme, den Suſanne bei dieſem Anblick ausſtieß. „Wer war das, Onkel?“ rief ſie. „Haſt du ſie gekannt?“

„Gekannt, mein Kind?“ wiederholte der Alte und ſtrich mit dem Finger über eine Bücherreihe. „Das iſt auch Strandgut; faſt Alles Antiquaria! Die einſtigen Beſitzer ſind geſcheitert oder zu Grunde gegangen; ihre Bücher ſind in alle Welt getrieben, von geſchäftigen Leuten aufgefiſcht und verkauft; und nun ſtehen ſie hier eine Weile, bis auch ihren jetzigen Beſitzer das gleiche Loos ereilt. — Aber freilich, dennoch kenne ich dieſe Emma, wenn ſie auch ſchwerlich davon weiß, daß ich ihre poſthume Bekanntſchaft gemacht habe.“

Suſanne blickte geſpannt in die immer lebhafter mitredenden Augen des Vetters.

„Siehſt du!“ fuhr er fort — und er nahm mir das Buch aus der Hand und ſchlug einige Seiten darin auf — „hier ſteht es deutlich: ſie liebte, litt und ſtarb. Dieſe kurze Geſchichte erzählen mir hier die Bleiſtiftſtriche unter ihren Lieblingsſtellen, das vertrocknete Vergißmeinnicht, dazu das Kreuz. Auch eine alte Jungfer iſt ſie geweſen und häßlich genug, daß ihre ſchönen Augen Niemandem haben gefallen wollen; auch dem Einen nicht, der nie daran gedacht hat, wie glücklich er ſie an jenem Frühlingstage machte, als er die welke Blume ſo gedankenlos ihr gab, wie er ſie vorhin gedankenlos gebrochen hatte. Ein Geſichtchen wie das deine wird das nie verſtehen; aber" — und er blickte halb ſchmerzlich, halb in zärtlicher Bewunderung in das ſchöne Antlitz des jungen Mädchens — „nicht wahr? durch dich ſoll Niemand Leid erfahren!"

Suſanne öffnete die Lippen, als wolle ſie eine Frage thun; aber der Vetter ſtrich ſanft mit der Hand über ihr blondes Haar; dann wandte er ſich ab und ſetzte mit faſt zarter Sorgſamkeit das Buch an ſeinen Ort. Er mag wohl gefühlt haben, daß ich das bemerkte; denn er ſagte lächelnd: „Nun, nun! da iſt nicht blos der Heſperus, da iſt auch noch ein armes treues Menſchenherz darin."

Zufällig ſah ich in dieſem Augenblicke unter dem Bücherſchranke den mir von früher wohlbekannten ſchwarzen Geigenkaſten. Was war nach ſolchen Geſprächen natürlicher, als daß ich den alten Herrn an jene Melodie aus meiner Knabenzeit erinnerte, und in ihn drang, ſie mich jetzt noch einmal hören zu laſſen. — Aber er ſchien faſt erſchrecken. „Nein, nein, mein Junge!“ ſagte er, den Kaſten haſtig in die äußerſte Ecke ſchiebend. „Siehſt du denn nicht, daß das ein Särglein iſt? Man ſoll die Todten ruhen laſſen.“

Und ſo war denn weiter von dem Geigenſpielen nicht die Rede.

Nicht zu leugnen ſtand übrigens, daß die äußerſt zarte Organiſation des Vetters im Anſtoß mit den Außendingen ihn zu einem für Durchſchnittsmenſchen ziemlich ſeltſamen Kauz gemacht hatte. Auch verfehlte er nicht, die Frau Geheimräthin, welche ein ſeltenes Geſchick hatte, ihn an ſeinen heikelen Stellen zu berühren, im Laufe dieſes Tages mehr als einmal gründlich in Verwunderung zu ſetzen.

Die gute Dame konnte es nicht verwinden, daß er, „der hochgebildete Mann“, die feine Geſellſchaft ſeines früheren Wohnorts mit dieſer nur von Halligleuten und einem zahmen Sperling bevölkerten Einöde vertauſcht habe, und nahm dies Thema ſtets von Neuem wieder auf. — Die kleine Scene, welche zwiſchen den beiden alten Herrſchaften hieraus entſprang, werde ich nie vergeſſen.

„Frau Couſine!" ſagte der Vetter mit großem Nachdruck, indem er eine ſchon erfaßte Apfelſine in die Kryſtallſchale zurückfallen ließ — denn wir ſaßen nach beendigter Mittagstafel eben noch am Nachtiſch — „wenn in Novembernächten der Sturm hier unſer Haus gepackt hat, daß wir aufgeſchüttelt aus den Betten ſpringen; — wenn wir dann durch's Fenſter in Augenblicken, wo eben die Wolken am Mond vorübergejagt ſind, das Meer, aber das vom Sturm gepeitſchte Meer hier unten am Fuße unſerer Werfte ſehen, die allein noch hervorragt aus den ſchäumenden, tobenden Waſſerbergen; — Sie glauben nicht, Frau Couſine, wie erquicklich es iſt, ſich einmal in einer anderen Gewalt zu fühlen als in der unſerer kleinen regierungsluſtigen Mitcreaturen!"

Ich mag wohl ſtumm dazu genickt haben; denn ich wüßte auch jetzt noch nichts Erkleckliches dagegen einzuwenden; die Frau Couſine aber wollte das allerdings nicht glauben, ſondern fuhr fort, heftig für das feſte Land und deſſen gute Geſellſchaft zu plaidiren.

Eine Weile hörte der alte Herr geduldig zu; dann aber begann es ſchalkhaft um ſeinen noch immer ſchönen Mund zu zucken.

„So will ich's offen denn bekennen;“ ſagte er, „die Excellenzen und die Geheimen-Ober-Gott-weiß-was-Räthe begannen ſich die letzte Zeit in unſerer guten Stadt auf eine für mich äußerſt beunruhigende Weiſe zu vermehren.“

Ich ſah das herablaſſendſte Lächeln in dem Antlitz der alten Dame aufſteigen.

„Aber, mein Gott, was thaten Ihnen denn — ?“

„Mir, Frau Couſine? Ich dächte doch; ſie gingen überall dort in der Sonne, wo eben mir zu gehen beliebte. Es ſind das aber, ſo lange ſie noch in ihren Drähten hängen, oftmals ganz verruchte Figuren, und man muß ihnen ausbiegen, damit man keine Schläge von ihren hölzernen Armen bekommt.“

Die Geheimräthin wurde unruhig.

„Aber, lieber Herr Vetter, mein ſeliger Mann —“

„Gewiß, gewiß, Frau Couſine!“ Und der Vetter legte beſchwichtigend ſeine Hand auf ihren Arm. „Ich kenne eine ganze Blumenleſe davon, die alle einen unheimlichen Anſtrich mit ſich herumtragen; dieſe Kerle — ich wette! — wiſcht man ihnen die Staatskalendernummer von der Stirn, ſo ſitzen ſie da wie ausgeblaſene Hülſen; und ich ſehe ſchon, wie ihnen die Augen verglaſen, während das bischen Acten- und Rangclaſſenbewußtſein daraus verdunſtet.“

„Aber, Herr Vetter!“ Und die Geheimräthin benutzte eine augenblickliche Pauſe; „mein trefflicher ſeliger Mann —“

Und der Vetter legte wieder beſchwichtigend ſeine Hand auf ihren Arm.

„Gewiß, gewiß, Couſine! Und damit ich Niemandem Unrecht thue, es giebt auch recht charmante Leute unter ihnen!“

Und ſich plötzlich zu mir wendend, begann er immer ſchneller und heftiger zu reden, bis er zuletzt einige unleugbar handgreifliche Worte niederzuſchlucken ſich ehrlich, aber vergebens bemühte.

Die Geheimräthin hatte reſignirt die Hände gefaltet und ſagte gar nichts mehr; der Vetter aber war aufgeſprungen, mit erhitztem Geſicht riß er die Stubenthür auf und rief: „Mantje, ein Glas Waſſer!“

Bevor aber Mantje noch erſcheinen konnte, rannte er ſelber hintennach.

Die alte Dame ſchien allmälig aufzuathmen.

„Ein angenehmer Mann, der Vetter,“ ſagte ſie hüſtelnd, „indeß, ich ſehe ihn doch am liebſten hier auf ſeiner Inſel.“

Aber ſchon trat er ſelber wieder in die Stube.

„Ich habe unziemlicher Weiſe die Tafel abgebrochen,“ ſagte er entſchuldigend; „Sie wiſſen ja: Herz ſchon ſo alt und noch immer nicht klug! — Laſſen Sie uns nach Landesbrauch nun Martje Flor's Geſundheit trinken!“ Er füllte die Gläſer und erhob das ſeine. „Frau Couſine! Suſanne! Mein lieber Junge! Auf daß es uns wohl gehe in unſeren alten Tagen!“

Und wir tranken, wie das dieſem ernſteſten aller Trinkſprüche eigen zu ſein ſcheint, ſchweigend, und ſchüttelten uns die Hände.

Die Geſchichte aber, welche demſelben zu Grunde liegt, verdient es, auch in weiteren Kreiſen erzählt zu werden. Als nämlich Tönningen, die größte Stadt der Landſchaft Eiderſtedt, einſt von den Schweden belagert wurde, hatte eine Geſellſchaft feindlicher Officiere in dem benachbarten Kathrinenheerd Quartier genommen und trieb dort arge Wirthſchaft; ſie ließen ſich Wein auftragen, zechten und lärmten, als ſeien ſie die Herren hier. Martje Flor, die zehnjährige Tochter des Hauſes, ſtand dabei und ſah unwillig dem Gelage zu, denn ſie gedachte ihrer Eltern, die das unter ihrem Dache dulden mußten. Da reichte einer der Trinker ihr ein volles Glas und rief, was ſie ſo trübſelig daſtehe, ſie ſolle lieber auch eine Geſundheit ausbringen! Und Martje trat mit ihrem Glaſe an den Tiſch, wo die feindlichen Kriegsleute ſaßen, und ſprach: „Dat et uns wull ga up unſe ole Dage!“ — Und auf dieſes Wort des Kindes wurde es ſtill.

Seitdem verſteht es Jeder bei uns zu Hauſe, wenn am Schluſſe des Mahles der Wirth es ſeinen Gäſten zubringt: „Und nun noch — Martje Flor's!“

* * *

Als wir nach aufgehobener Tafel vor die Hausthür traten, führte uns der Vetter unter bedeutungsvollem Schweigen am Hauſe entlang bis an die ſüdweſtliche Ecke deſſelben. Hier ſtieß er ein unter herabhängendem Hollunder faſt verborgenes Pförtchen auf; und, wie in ein Wunder, blickten wir in einen großen baumreichen Garten hinab, den an dieſem Orte, bei der rings umgebenden Oede, wohl Niemand hätte vermuthen können. — Drunten, von der Inſel aus dem Auge ganz verborgen, lag er in einer keſſelförmigen Vertiefung der Werfte, an deren ſchräg abfallenden Wänden ſich zwiſchen verſchiedenartigen Obſtbäumen eine Reihe üppiger Gemüſebeete entlang zog.

Von unten aus dem Grunde blinkte ein kleiner Teich, ringsum von einem hohen Liguſterzaun umſchloſſen. Auf dem daran entlang führenden Steige erſchien eben, vom Hauſe hinabſpazierend, eine weiße Katze; aber ſie verſchwand gleich darauf unter dem Schatten der Obſtbäume, welche vom Garten aus ihr dichtes Gezweig über den Steig hinüberſtreckten. Die blanken Blätter glänzten in dem ſatteſten Grün, als ſeien ſie nie von einem gefräßigen Inſect berührt worden; nur freilich, wo die Kronen der Bäume den oberen Gartenrand erreichten, waren ſie ſämmtlich wie mit der Zaunſcheere abgeſchoren, was nach des Vetters Erläuterung von dem Nordweſtwinde ohne jegliche Beſtellung ausgeführt wurde.

Die Aufmerkſamkeit unſerer „Maman“ war durch eine Pumpe erregt worden, welche unweit des Eingangs in dem kleinen Teiche ſtand; und während der alte Herr, unter lebhaften Schlägen mit dem Schwengel, ihr die Speiſung und Bedeutung dieſes Süßwaſſerbehälters der Inſel zu erklären begann, gingen Suſanne und ich in das trauliche Gartenneſt hinab, wo der Sonnenſchein wie eingefangen auf dem grünen Laube ſchlief. Wir ſchritten langſam der weißen Katze nach, und verſchwanden gleich ihr unter dem dichten Laube der Apfelbäume, das faſt Suſannens goldklares Haar berührte; um uns her ſchwamm der Duft von Federnelken und Roſen, die oben zwiſchen den Gemüſebeeten blühten. Unmerklich, wenn mich die Erinnerung nicht täuſcht, waren wir in jenen träumeriſchen Zuſtand gerathen, von dem in der Sommerſtille, inmitten der webenden Natur ſo leicht ein junges Paar beſchlichen wird: ſie ſchweigen, und ſie meinen faſt zu reden; aber es iſt nur das Getön des unſichtbar in Laub und Luft verbreiteten Lebens, nur das Hauchen der Sommerwinde, die den Staub der Blüthen zu einander tragen. Ich glaube, wir ſaßen auf einer kleinen Holzbank und blickten — wer weiß, wie lange ſchon! — durch die Lücken des Zaunes auf das unten ſchimmernde Waſſer, als plötzlich die accentuirte Stimme der Geheimräthin mich auf die Oberfläche des Lebens zurückrief; und gleich darauf erſchien auch der alte Herr und trieb uns mit munteren Worten zum Kaffee in das Haus.

Aber ich ſtahl mich bald davon, um mir nach meiner Weiſe allein und ungeſtört die verſchiedenen Räume des großen, ganz im Viereck gebauten Hauſes anzuſehen.

Eine Weile ſtand ich in einer Art von Zimmerwerkſtatt und plauderte mit dem Sohne des Hauſes, der, gleich Robinſon, alle Handtirungen vom Robbenjäger bis zum Zimmermann in ſich vereinigte und augenblicklich in letzter Eigenſchaft an den Blöcken eines Segelboots arbeitete, das von einer Nachbarinſel aus bei ihm beſtellt war.

Von hier gelangte ich in einen langen, ziemlich düſtern Stall. Er war leer, da das Vieh draußen auf der Hallig weidete; nur die weiße Katze ſaß jetzt hier auf der Krippe, und einige Hühner liefen gackelnd durch das Mauerloch aus und ein; an den Wänden ſah ich hie und da ein Seehundsfell zum Trocknen angenagelt.

Zu Ende des Stalles, im rechten Winkel daran ſtoßend, noch ſtiller und noch mehr in Dämmerung, lag die Scheune; und dort in ihrer Mitte ſtand das neue Boot, noch duftend von dem Harz des Waldes, von keiner Welle noch berührt. Wie ſelbſtverſtändlich, ſtieg ich ein; ich ſetzte mich auf die Ruderbank und dachte an den Vetter, weshalb er denn vorhin ſein Geigenſpiel vor uns verleugnet habe.

Es war völlig einſam hier. Die kleinen überdies mit Spinngewebe überzogenen Fenſter lagen ſo hoch, daß ſie keinen Ausblick zuließen. Vom Hauſe her vernahm ich keinen Laut; aber draußen um die Mauern, obgleich gegen Mittag der Wind ſich faſt gänzlich gelegt hatte, ertönte eine Art von Luftmuſik, die mich die großen Regiſter ahnen ließ, mit denen hier um Allerheiligen der Sturm ſein Weltmeerconcert in Scene zu ſetzen pflegt. Nach einer Weile miſchten ſich leichte Schritte, die durch den Stall daher kamen, in dieſes Tönen der Luft, und als ich aufblickte, ſtand Suſanne in der Thür, ihr Hütchen am Bande hin- und herſchwenkend.

„Weshalb ſind Sie denn fortgelaufen?“ rief ſie, indem ſie trotzig den Kopf zurückwarf. „Mama ſitzt drinnen vor einer Seekarte, und Onkel hat ein großes Teleſkop am offenen Fenſter aufgeſtellt. Ich mag aber nicht durch Teleſkope ſehen.“

„So gehen Sie bei mir an Bord!“ erwiederte ich, auf meiner Ruderbank zur Seite rückend, „es iſt ein neues ſicheres Fahrzeug.“

„In dieſes Boot ſoll ich ſteigen? Weshalb? Es iſt ſo düſter hier.“

„Hören Sie nur, wie die zarten Geiſter muſiciren!“

Sie horchte einen Augenblick, dann kam ſie näher und hatte ſchon ihr Füßchen auf den Rand des Bootes geſetzt.

„Nun, was zögern Sie, Suſanne? Haben Sie kein Vertrauen zu meiner Steuerkunſt?“

Sie ſah mich an; es war etwas von dem blauen Strahl eines Edelſteins in dieſem Blicke, und es überfiel mich, ob mir nicht doch von dieſen Augen Leids geſchehen könne. Ich mag ſie dabei wohl ſeltſam angeſtarrt haben; denn, als wandle eine Furcht ſie an, zog ſie langſam ihren Fuß zurück.

„Wir wollen lieber an den Strand hinab!“ ſagte ſie leiſe. „Ich möchte noch die Neſter der Silbermöven ſehen!“

So verließ ich denn mein gutes Fahrzeug, und wir traten aus dem Hauſe, wo die Tageshelle faſt blendend in unſere Augen ſtrömte. — Ohne von den alten Herrſchaften etwas wahrzunehmen, gingen wir die Werfte hinab und über die Hallig nach dem Strande zu. Ein Stengel duftenden Seewermuths, eine violette Strandnelke wurde im Vorbeigehen mitgenommen, ſonſt war hier nichts, das unſere Aufmerkſamkeit hätte erregen können. An manchem der oft tiefen Gerinne, womit, wie mit einem Gewebe, die ganze Hallig überzogen war, mußten wir auf- und abwandern, bevor wir eine Stelle zum Hinüberſpringen fanden. Aber Suſanne hatte die Mädchenturnſchule durchgemacht, und an ihren Schultern waren die unſichtbaren Flügel der Jugend; ich hörte deutlich ihr melodiſches Rauſchen, wenn der kleine Fuß zum Sprunge anſetzte und wenn ſie dann ſo raſch hinüberflog.

Ein leichter Wind hatte ſich aufgemacht, als wir den Strand erreichten. Das Meer, das bei der eingetretenen Fluth nur etwa einen Büchſenſchuß von dem grünen Lande entfernt war, lag jetzt wie fließendes Silber vor den ſchräg fallenden Strahlen der

Nachmittagsſonne; bis weit hinaus um den Strand der Inſel hörte man das Getöſe der Brandung. In der Luft war noch immer, wie am Vormittage, das Steigen und Sinken der großen Silbermöven, nur daß jetzt, da kein Licht von oben durchſchien, das ſchneeige Weiß ihrer Flügel ſich noch mehr gegen den blauen Himmel abhob. Auch kleinere ſchwarze Vögel mit ſtorchartigem Schnabel ſahen wir, die wie mit hellem Kriegsſchrei durch das Gewimmel der großen Möven hin- und herſchoſſen.

Und jetzt ließ Suſanne einen Ruf des Entzückens hören; in einem Tangbüſchel, umgeben von einem röthlichen Kranze zermalmter Schalthiere, lagen zwei der großen graugrünen Eier; ſechs Schritte weiter wieder zwei; und dort, etwas ſeitwärts, ſchimmerten gar drei von den kleineren Eiern des ſchwarzen Auſterfiſchers. Die meiſten lagen auf dem bloßen Sande; denn, wie der Vetter ſagte, „dieſe Creaturen machen wenig Umſtände mit ihrer Häuslichkeit“. Die Vögel gackerten und ſchrieen; Suſanne aber, unbekümmert und mit der Neugier leuchtenden Augen, ſchritt immer weiter hinaus, von Neſt zu Neſt.

Ich hatte mich gegen das Meer hin auf den

Rand des Ufers geſetzt. Eine Weile blickte ich Suſannen nach; wohin dann meine Gedanken gingen, hätte ich wohl ſelber kaum zu ſagen gewußt, meine Augen aber buchſtabirten immer wieder an dem Spiegel unſeres unweit auf dem Waſſer ſchaukelnden Schiffes den mir längſt bekannten Namen „Die Wohlfahrt“, deſſen goldene Buchſtaben in der Sonne zu mir herüberglänzten. Das Anrauſchen des Meeres, das ſanfte Wehen des Windes — es iſt ſeltſam, wie das uns träumen macht.

Als ich aufſtand, war von Suſanne nichts zu ſehen. Ich ging eine Strecke an dem Ufer hin, während über mir die Möven gleich ungeheuren Schneeflocken in der Luft tanzten. Ich rief, ich ſang — keine Antwort. Endlich dort, weitab in einer Bodenſenkung ſah ich ſie im Sande knieen. In der ſcharfen Beleuchtung der ſchon abendlichen Sonne gewahrte ich eines der großen Eier in ihrer Hand; ſie hielt regungslos das Ohr darauf geneigt, als wolle ſie das keimende Leben belauſchen, das darin verſchloſſen war. Ihr zu Häupten aber ſchwebten zwei der mächtigen Vögel, die ſich aus der langen Kette losgelöſt hatten; ſie ſtießen ihre heiſeren Töne aus und ſchlugen wie zornig mit den weißen Flügeln. Unwillkürlich blieb ich ſtehen; ſo wild und doch ſo anmuthvoll war dieſes Bild. Die knieende Geſtalt des Mädchens regte ſich noch immer nicht. Da ſchoß eines der erzürnten Thiere ſo jäh auf ſie herab, als hätte es mit ſeinem Schnabel ihre Locken packen müſſen.

Suſanne ſtieß einen lauten Schrei aus, daß ſelbſt die Vögel erſchreckt zur Seite ſtoben; dann ſchleuderte ſie das Ei weit von ſich, und, wie vorhin über die kleinen Abgründe, flog ſie auf mich zu und ſchlang beide Arme um meinen Hals. — —

„Nur ein Hauch darf beben,
Blitzen nur ein Blick;
Und die Engel weben
Fertig ein Geſchick.“

So ſagt ein Dichterwort. — Aber dieſer Hauch bebt oft auch nicht. — Ich war ein junger Advocat, und längſt von wohlmeinender Seite mir bedeutet worden, wenn ich in meinem Berufe „proſperiren“ wollte, ſo müſſe ich nicht nur meinen grauen Heckerhut bei Seite legen, ſondern mir auch den Schnurrbart abraſiren. Beides hatte ich unterlaſſen; bisher leichtſinnig und wohlgemuth, jetzt aber fiel es mir centnerſchwer aufs Herz, und ſeltſam, während die Brandung eintönig vor meinen Ohren rauſchte und der blonde Mädchenkopf noch immer an meiner Schulter ruhte, konnte ich meine Gedanken zu nichts Beſſerem bewegen, als ſich gegen dieſe Tyrannei der öffentlichen Meinung immer von Neuem in Schlachtordnung aufzuſtellen; ja der Heckerhut und der Schnurrbart ſelbſt begannen zuletzt wie zwei feindliche Geſpenſter gegen mich aufzuſtehen.

„Suſanne,“ ſagte ich endlich reſignirt, „wir werden heimgehen müſſen, es wird ſchon ſpät.“

Es iſt dies jedenfalls recht ungeſchickt geweſen; denn ich weiß noch gar wohl, wie Suſanne mich erſchrocken von ſich ſtieß und dann, bis unter ihr lockicht' Stirnhaar erröthend, wie hülflos vor mir ſtehen blieb. Und ohne Zweifel war es nicht eben viel geſchickter, als ich, um das wieder gut zu machen, ihre beiden Hände ergriff und tröſtend zu ihr ſagte:

„Ich weiß wohl, daß es nur die wilden Vögel waren.“

Aber wie auch immer — da wir nun zurückgingen, es war doch anders als vorhin; ſie hatte ſich nun einmal doch in meinen Schutz begeben. Noch oft, wenn über uns ein Vogelſchrei ertönte, warf ſie haſtig das Köpfchen herum, ob auch die geflügelten Feinde hinterdrein kämen, um ihre zerſtörte Brut zu rächen; und wenn wir dann an ein Gerinne kamen, ſo reichte ſie wie ſelbſtverſtändlich mir die Hand, und es war unverkennbar, daß wir nun zuſammen flogen.

Als wir auf der Werfte anlangten, ſtand der Vetter in der Thür.

„Suſanne, mein liebes Kind,“ ſagte er mit einem ſeltſam geheimnißvollen Weſen, „deine Mutter iſt drinnen im Zimmer; ich möchte ein Wort mit unſerem jungen Freunde reden.“

Somit faßte er mich unter den Arm und führte mich um das Haus bis an die hintere Seite deſſelben. Hier machte er Halt und ſah mir lange und zärtlich in die Augen.

„Mein Herzensjunge!“ ſagte er dann, „jetzt weiß ich's ja, weshalb du vorhin das alte Liebeslied von mir verlangteſt, denn ich will's dir nur geſtehen, daß es ein ſolches war und zwar ein echtes. Da es dich die langen Jahre und bis zu dieſem Ziele begleitet hat,“ — der Vetter hielt einen Augenblick inne — „wenn du mich demnächſt ſelbander beſuchen wirſt, ich glaube wohl, daß ich die Melodie noch wiederfinde.“

Was ſollte ich auf ſo verfängliche Reden antworten!

„Ich verſtehe Sie nicht, lieber Vetter!“ ſagte ich.

„Du verſtehſt mich nicht?“

Ich mußte wiederholt dieſe Verſicherung geben; dann aber kam es heraus.

Vom Zimmer aus hatte der Vetter ſein Teleſkop auf immer neue Inſeln und Halligen gerichtet, und die Geheimräthin hatte immer treu hindurchgeſehen, „bis wir,“ fuhr er fort, „zuletzt auch unſeren eigenen Strand und als Staffage dich und Suſanne vor unſer Glas bekamen. Die Frau Couſine blickte mit ganz mütterlichem Stolze auf Euch Beide hin, auf einmal aber ſpringt ſie mit einem „O mein Himmel!“ in die Stube zurück. „Vetter!“ ruft ſie, „ich verſtehe die Situation nicht!“ und ſchiebt dann mit großer Haſt mich ſelber vor das Teleſkop. Und wie nun ich hindurchſehe, — „Erſtaunlich!“ rufe auch ich, „aber doch nicht völlig unverſtändlich!“ und „Meinen herzlichen Glückwunſch, Frau Couſine!“

Denn, leugne es nur nicht, Vetter! Du hielteſt ſie richtig in deinen Armen, und ich ſage nur: Halte feſt, mein Junge, halte feſt! Denn dieſes Kind iſt Gott und den Menſchen ein Wohlgefallen!"

Das Geſicht des alten Herrn ſtrahlte vor Freude, und mir ſelbſt begann das Herz ſehr laut zu klopfen. Aber was half das Alles!

„Es thut mir leid," ſagte ich, „aber beſtellen Sie den Glückwunſch nur wieder ab; denn es iſt nichts, Vetter!"

„Nichts?"

„Nein, nichts!"

Und ich erzählte ihm nun, daß es nur die großen Vögel geweſen ſeien.

„Erſtaunlich!" Er ſah mich eine Weile zweifelnd an; dann, wie plötzlich entſchloſſen, drückte er mir kräftig die Hand und ſagte: „Mein Herzensjunge, ich glaube, nun verſtehſt du die Situation nicht."

Ob inzwiſchen auch Suſanne ihre Mutter in dieſer Weiſe aufgeklärt hatte, weiß ich nicht; ich bemerkte, da wir ins Zimmer traten, nur ein noch etwas feierlicheres Weſen an der alten Dame, als ihr ſonſt zu eigen war.

Nicht lange nachher kam die Zeit des Abſchiedes. Die Damen fuhren; ich, in Begleitung des Vetters, ging zu Fuß an den Strand hinab. Als der Wagen uns ſchon faſt erreicht hatte, ergriff der Alte noch einmal meinen Arm und führte mich ein Stückchen an dem Waſſer hin.

„Alſo, es iſt wirklich nichts, mein Junge?“

„Wirklich nichts, Vetter!“

Er ſah mich traurig an.

„Nun, ſo komm zu mir auf meine Hallig; wir laſſen zu Oſtern drei Fach für dich anbauen; überleg' dir's wohl!“

Und er drückte kräftig meine beiden Hände.

Dann gingen wir zu Schiffe. Als wir ſchon weit vom Lande auf dem tiefen Waſſer ſchwammen, ſahen wir noch lange den Vetter, wie er grüßend ſeine Mütze ſchwenkte und wie die Abendſonne auf ſeine weißen Haare ſchien.

Nach Sonnenuntergang drehte ſich der Wind; eine ſanfte Briſe wehte aus Südweſt; vor uns aus dem dunklen Waſſer ſtieg der Mond und erhellte mit ſeinem ſanften Licht das Meer. Die Geheimräthin hatte ihren Atlasmantel mit Silberfuchs umgethan und der Kühle wegen ſich unten in dem offenen Schiffsraume eingerichtet. Suſanne, in weiche Tücher eingehüllt, lehnte neben mir an der Schanzkleidung; ihr Antlitz erſchien faſt blaß in der nächtlichen Beleuchtung.

Einmal aus der Ferne drang das Winſeln eines Thieres über das Waſſer zu uns her, und die Schiffer ſagten, daß es ein junger Seehund ſei, der ſeine Mutter ſuche. Dann war es wieder ſtill, und nur die Wellen an unſerem Schiffe rauſchten. Wir aber ſtanden noch immer und blickten über das Meer hinaus. Wohin in dieſer leeren Weltenferne unſere Blicke gingen, wer vermöchte das zu ſagen! Ob etwa auch Suſanne noch an die wilden Vögel dachte? Sie verrieth mir nichts davon, und ich habe es auch ſpäter nicht erfahren. Ebenſo unſicher bin ich, ob der Klabautermann an Bord geweſen iſt. Einmal, da ich den Kopf wandte, war mir zwar, als ob dort am Bugſpriet unter dem Klüverſegel ſich etwas wie Nebel [illegible]mmenkauere, allein ich achtete nicht darauf. Zwei junge Augen, die ſich, ſtill wie dieſe Nacht, mitunter zu mir wandten, waren ein holderes Geheimniß. Wohl aber fühlte ich, daß Geiſter mit uns fuhren, denen ſelbſt die Nähe der Geheimräthin kein Gegengewicht zu leiſten vermochte.

Als wir dann endlich wieder auf unſerem Deiche nach der Stadt zurückkehrten, ſang über dem dämmernden Koog unſichtbar noch eine Lerche. Zur anderen Seite ſtand der Mond und warf gelblich blinkende Lichter auf den von der eintretenden Ebbe bloßgelegten Schlamm.

* * *

Es giebt Tage, die den Roſen gleichen: ſie duften und leuchten, und Alles iſt vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuſchung, keine von Tag zu Tag mitſchreitende Sorge. — Ich habe meinen Hut und meinen Schnurrbart beibehalten, bis endlich beide zur allgemeinen Mode wurden und darin verſchwanden. Es iſt mir andererſeits verhüllt geblieben, ob etwa im Verlaufe des Lebens der Blick jener blauen Augen neben dem Strahl des Edelſteins nicht auch die Härte deſſelben angenommen hat. Der Tag auf des Vetters Hallig, und mitten darin Suſannens ſüße jugendliche Geſtalt, ſteht mir, wie Rungholt, wohlverwahrt in dem ſicheren Lande der Vergangenheit.

* * *

Noch einmal, einige Jahre ſpäter, habe ich den Vetter auf ſeiner Hallig beſucht; freilich nicht ſelbander, wie er derzeit es ſo herzlich mit mir im Sinne hatte. Sein Geiſt ſchien noch rüſtig, aber mit ſeinem Körper ruhte er doch am liebſten am Fenſter in dem weichen Lehnſtuhle und ließ ſtatt ſeiner Füße nur die Augen über die Hallig nach dem Strande wandern. Als ich hier ihm gegenüberſaß, ſah ich draußen aus dem blauen Himmel zwei jener weißen Möven gegen das Haus fliegen. Auf halber Höhe der Werfte ließen ſie ſich nieder, und der Vetter öffnete das Fenſter und warf ihnen Brod- und Fleiſchſchnitte zu, die er neben ſich auf der Fenſterbank für ſie in Bereitſchaft hatte. „Früher kam ich zu ihnen,“ ſagte er, „nun müſſen ſie ſchon zu mir kommen.“ — —

Jetzt ſuchen ſie vergebens ihren Freund. Zwar iſt er auf ſeiner Hallig geblieben, aber aus dem Hauſe hat man ihn hinausgetragen; die grüne Raſendecke liegt ſchützend über ihm. Er hat es gewagt, ſich hier zur Ruhe zu begeben, wohl wiſſend, daß der Sturm die Fluth zu ſeinem Grabe treiben, daß die Fluth es aufwühlen und ihn in ſeinem ſchmalen Ruhebette auf das weite Meer hinaustragen könne.

Aber wie hätte er jene großen Mächte fürchten ſollen, in deren Schutz er ſich ſo gern geſichert glaubte!

Mir hatte der treffliche Mann außer ſeiner Bibliothek und ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe auch ſeine Cremoneſer Geige vermacht, welche ich zufolge teſtamentariſcher Anordnung, obgleich des Geigenſpiels ganz unkundig, weder verſchenken noch verkaufen, ſondern nur vererben darf. So liegt ſie denn jetzt unberührt bei anderen Gedächtnißſtücken. Unter den Papieren aber finden ſich einige kurze Aufzeichnungen von der Hand des Verſtorbenen, welche vermuthen laſſen, daß derzeit bei ſeiner Flucht aus der Welt noch ein beſonderer Hebel mitgewirkt habe. Auch die Zeit ſtimmt hiermit überein, denn nach dem beigefügten Datum ſtammen ſie ſämmtlich aus den letzten Jahren vor ſeinem Halligleben. Er wohnte damals noch in ſeinem eigenen Hauſe, das dicht neben der Stadt in einem baumreichen Garten gelegen war. Aus ſeinem Wohnzimmer, welches ſich im oberen Stocke befand, ſah man durch einige davorſtehende Lindenbäume über ein paar grüne Felder auf die Haide, die ſich damals noch weit nach Weſten hinauszog. Ich weiß noch wohl — denn ich habe dort oft bei ihm geſeſſen — wie ſehr er dieſen Ausblick liebte. Die Haide war ihm ein vertrauter Ort; nicht nur daß er ſie unabläſſig für ſeine entomologiſchen und botaniſchen Studien durchforſchte, ſondern er fand dort auch, wie er ſich ausdrückte, „die nöthige Erholung von dem Menſchenleben."

An dieſem Fenſter ſitzend muß ich mir ihn denken, als er jene Zeilen niederſchrieb, die jetzt in ſeiner kleinen, aber deutlichen Handſchrift vor mir liegen.

Sie lauten alſo:

* * *

Wie gut es ſich hier in den Octobernachmittag hinausſchaut! So golden ſcheint noch die Sonne; doch löſen ſich unter ihrem Strahle ſchon die Blätter und ſinken lautlos auf den feuchten Raſen; immer ſichtbarer werden die nackten Aeſte. Von drunten aus den Hollunderbüſchen klang ein Droſſelſchlag; nach einer Weile rief es noch einmal aus der Ferne — es nimmt Alles Abſchied.

Die lichtgraue Dämmerung des Herbſtabends hat ſich verbreitet, Haus und Garten liegen ſchon im

Schatten, hinter der Haide iſt die Sonne hinabgegangen. Nur ganz fern am Himmel, dort, wohin wie Schatten jetzt die Vögel fliegen, iſt noch eine leuchtende Wolkenſchicht gebreitet. Sie ſteht über einem Lande jenſeits des Horizonts, den meine Augen noch erreichen können. Aber auch dort wird bald der goldene Tag erlöſchen. — —

Als ich in das Zimmer zurückblickte, lag noch ein Schimmer jenes Abendſcheins auf meinem ſchwarzen Geigenkaſten, der nun ſchon ſeit Jahren uneröffnet dort unter dem Bücherſchranke ſteht. Die Geige, die er verbirgt, erſtand ich einſt aus dem Nachlaſſe eines früh verſtorbenen florentiniſchen Muſikers, und erſt ſeitdem wußte auch ich, daß ich ſpielen könne. Auf dem inneren Rande des Kaſtens fand ich damals eine italieniſche Strophe eingeſchrieben, und ſeltſam, da ich ſie in unſere Sprache übertrug, war mir's, als hätte ich dieſe nun deutſchen Verſe einſt ſelbſt gemacht, und ſuchte lange, wiewohl vergebens, danach unter meinen alten Papieren. Aber ſo wie ich die Geige mit meinem Bogen anſtrich, da ſang es und ſchwoll es an zu einer Gewalt, die mich ſelbſt erbeben machte. Das war nicht ich allein, der dieſe

Töne ſchuf; ein geiſtig Erbtheil war in dieſer Geige, und ich war der rechte Erbe, der es mit eigener Kraft vermehrte. Nun ruht ſie ſeit lange klanglos in ihrer ſchwarzen Truhe; denn ſchon vor Jahren hatte ich es erkannt: nur bis zu einer gewiſſen Grenze des Lebens fließt um unſere Nerven jener elektriſche Strom, der uns über uns ſelbſt hinausträgt und auch Andere unwiderſtehlich mit ſich reißt.

Und nun? Und heute Abend?

Ich muß vor den Spiegel treten, damit ich meine grauen Haare nicht vergeſſe.

Nein, nein! Ich will die Geige, meine klingende Seele, aus ihrem Sarge nehmen, und meine Hände ſollen nicht zittern.

* * *

Eveline führte mich in den Saal. Er war noch leer, aber die Kerzen brannten ſchon; unter der Kryſtallkrone ſtand der geöffnete Flügel.

„Hier ſollen Sie ſpielen!“ ſagte ſie. „Dort auf dem Tiſchchen ſteht Ihr Geigenkaſten.“

„Soll ich wirklich, Eveline?“

Sie legte, wie ſie das zuweilen that, ihre Wange in die Hand und ſah mich ernſthaft an.

„Sie haben es mir doch verſprochen!"

— „Und vor ſo hoher Geſellſchaft?"

Denn in großen, ziemlich mäßigen Steindrucken, aber aus deſto dickeren Goldrahmen ſchaute faſt die ganze erſte Rangclaſſe unſeres Staatskalenders von den Wänden herab.

Sie lachte.

„Pſt! Nicht ſpotten! Das ſind Papa's Penaten. Weshalb ſehen Sie nicht auf meine Bilder, die beſcheiden, aber tröſtlich unter ihnen hängen?"

Und freilich, auch Goethe und Mozart waren, wenn auch in kleinerem Format, vertreten.

Die Geſellſchaft drängte aus den anderen Zimmern in den Saal.

„Adieu!" ſagte Eveline.

Sie reichte mir flüchtig die Hand, ihr dunkles Auge ſtreifte mich; dann ging ſie den Eintretenden entgegen. Ich ſuchte mir in der fernſten Ecke einen Platz. Der weiche, etwas müde Klang ihrer Stimme lag noch in meinem Ohr; aus ihren einfachſten Worten ſpricht es oft, ich weiß nicht, wie die ſchmerzliche

Erwartung oder wie die heimliche Zuſage eines Glückes. Bald aber geſellte ſich mein werther Vetter, der Geheimrath, zu mir und ſprach irgend etwas über Kunſt; und ich beſah mir indeß die noch immer unter Geplauder und Complimenten platznehmende Geſellſchaft und verglich ſie mit der, die an den Wänden hing.

Und jetzt wurde ein Accord angeſchlagen. Unſer Adolf, der Muſikdirector, begann das Largo aus Beethoven's D-dur-Sonate. Und es wurde völlig ſtill und blieb es auch; denn er verſteht es, wenn die Stunde günſtig iſt, ſeinen Beethoven ſo eindringlich zu Gehör zu bringen, daß es ſchon ſehr große Geiſter oder aber ſehr große Flegel ſein müſſen, die dabei ſich noch ſelber ſollten hören mögen. Mit dem Einſatze der Menuet war mir ſogar, als gebe ein Aufathmen des Entzückens durch den ganzen Saal. Iſt doch Muſik die Kunſt, in der ſich alle Menſchen als Kinder eines Sterns erkennen ſollen!

Dann führte der Muſikdirector ſeine jungen Schaaren vor. Es waren friſche, anmuthige Stimmen darunter, und ſie ſangen ihre Thee- und Kaffeeliedchen, in denen ſie ſich ſo wohl fühlen, die wie die Sommervögel kommen und verſchwinden. Sie ſangen aber auch von den Liedern des neuen großen Componiſten, durch welchen Eichendorff's wunderbare Lyrik zuerſt in der Muſik ihren Ausdruck erhalten hat. Ahnungslos ſchwebten die jungen Stimmen über dem Abgrund dieſer Lieder. — Ich weiß nicht, ob der Capellmeiſter Johannes Kreisler davon gelaufen wäre; ich ſaß ganz ſtill und horchte auf den ſüßen, thaufriſchen Lerchenſchlag der Jugend. Dazwiſchen immer behagliches Klatſchen und liebkoſende Worte der älteren Herren und Damen und laute Complimente der jungen Cavaliere. Weshalb denn auch nicht?

Und nun — ich glaube faſt, daß mir die Bruſt beklommen war — ſtand ich ſelbſt am Flügel. Eveline hatte die Geige ſchweigend vor mich hingelegt und war dann ebenſo zurückgetreten. Spohr's neuntes Concert lag aufgeſchlagen. Adolf ſah mich an: „Nun, wollen wir?“

Wir kannten uns. Vor Jahren hatte mancher Abend, manche Nacht uns ſo vereint geſehen. Schon lag mein Bogen an den Saiten; ein paar Accorde noch des Flügels, und ſicher und kryſtallhell flog der erſte Ton durch den Saal.

Und meine Geige ſang, oder eigentlich war es meine Seele. Sie ſang wie einſt der Neck am Waſſerfall, von dem die Kinder ſagten, daß er keine Seele habe. — Du weißt es, meine Muſe, denn du ſtandeſt mir gegenüber neben dem Bilde deines Lieblings, des Jünglings Goethe, die ſchönen Hände in deinem Schooß gefaltet. Deine Augen waren hingegeben offen, und ich trank aus ihnen die entzückende Götterkraft der Jugend. Und die Wände des Gemaches ſchwanden und der rauſchende Waſſerfall ſtand, und alle die jungen Vögel, die eben noch ſo laut geſchlagen hatten, verſtummten lauſchend. Ich war eins mit dir, ſchöne jugendliche Göttin, hoch oben ſtand ich herrſchend; ich fühlte, wie die Funken unter meinem Bogen ſprühten; und lange, lange hielt ich ſie Alle in athemloſem Bann.

Wir waren zu Ende. Adolf nahm die Hände vom Clavier, ſah zu mir auf und nickte leiſe.

Und da ich den Bogen fortgelegt hatte, blickten die Jungen auf mich, halb ſcheu, mit erſtaunten großen Augen, als hätten ſie plötzlich entdeckt, ich ſei noch Einer von den Ihren, den ſie nicht erkannt, der nun plötzlich die Maſke des Alters fortgeworfen habe.

Erſt als Adolf ſeinen Stuhl rückte und aufſtand, wurde die Stille unterbrochen und die Geſellſchaft drängte ſich zu uns. Nur ich wußte, daß plötzlich Evelinens Hand in meiner lag. Oder war es die Hand meiner Muſe, die noch einmal flüchtig mich berührte?

* * *

Sie haben dich geſcholten, Eveline.

Und wenn Ihr wahr geſprochen hättet — laßt ſie mir! Auch die Natur, von welcher, gleich der Roſe, ſie nur ein Theil iſt, vermag uns nichts zu geben, als was wir ſelber ihr entgegenbringen. Vielleicht gelangt der Menſch überall nicht weiter, und wir ſterben einſam, wie wir einſam geboren wurden. Und dennoch, was wäre das Leben, wenn es keine Roſen gäbe?

* * *

Weißt du, daß es Vorgeſichte giebt? — Mitunter, als könne ſie nicht warten, bis auch ihre Zeit gekommen iſt, wirft die Zukunft ihr Scheinbild in die Gegenwart. — Du ahnteſt nichts davon, aber ich habe es geſehen; es war mitten im kerzenhellen Saale. Du hatteſt getanzt und lehnteſt athmend in der Sopha-Ecke; da ſah ich dein Antlitz ſich verwandeln, deine Züge wurden ſcharf, deine Wangen ſchlaff und fahl. Schon ſtreckte meine Hand ſich aus, um leiſ' die Roſe aus deinem Haar zu nehmen; denn ſie ſaß dort wie ein Hohn für dein armes Angeſicht. Aber es verſchwand, da ich feſt dich anblickte; du lächelteſt, du warſt wieder nicht älter als deine achtzehn Jahre. Unmächtig wich das Geſpenſt zurück; nur ich ſah es noch immer wie eine verhüllte Drohung in der Ferne ſtehen.

O Eveline! Der Strom der Schönheit ergießt ſich ewig durch die Welt, aber auch du biſt nur ein Wellenblinken, das aufleuchtet und erliſcht; und alle Zukunft wird einſt Gegenwart.

* * *

Im eigenen Herzen geboren,
Nie beſeſſen,
Dennoch verloren.

Wie ſeltſam, dieſe Worte auf meinem Geigenkaſten!

Auch das iſt nun vorüber. —

* * *

Hier ſcheinen in den Aufzeichnungen des Vetters ein oder mehrere Blätter zu fehlen; denn das Folgende, womit dort ein neues Blatt beginnt, iſt augenſcheinlich nur der Schluß eines längeren Aufſatzes.

* * *

— — „Aber ein Hauch der ewigen Jugend, die in mir iſt, hat doch dein Herz berührt; mögen noch ſo übermüthig deine jungen Lippen zucken. Einſt, wenn auch du zu den Schatten gehörſt, deren Mund vergebens nach dem Kelche dürſtet, aus dem vor ihren Augen die Jugend in vollen Zügen trinkt, wird die Erinnerung an mich dich jäh überfallen; vielleicht am ſtillen Abend, wenn du hinter abgeheimſten Stoppeln die Sonne ſinken ſiehſt, vielleicht — auch das iſt möglich — erſt in den Schauern des Todes, in jenem letzten Augenblicke, wo alle Erdengeiſter dich verlaſſen. — Und nun geh', Eveline; denn jetzt ſind ſie alle noch in deinem Dienſt!“

Ihre Hand zitterte, die, wie ich jetzt erſt fühlte, in der meinen lag. Aber ſie zog ſie ſchweigend zurück, und ging.

„Gute Nacht, Eveline!“

Du aber, o Muſe des Geſanges, verlaſſe du mich noch nicht! Laß mich mein Haupt an deine Schulter lehnen; denn ich bin müde, müde wie ein gehetztes Wild; und ſollte ich heimlich bluten, ſo lege du die Hand auf meine Wunde! — —

* * *

Hier enden dieſe Aufzeichnungen. Kein Band, keine Locke, keine Blume liegt bei den vergilbten Blättern.

Wer war jene Eveline, welche dies alternde Herz noch einmal ſo tief zu erſchüttern vermochte? — Ich kenne keine ihres Namens. Requiescat! Requiescat!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Storm's geſammelte Schriften.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Zehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1877.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 9.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1877.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des neunten Bandes.

Pole Poppenſpäler (1873/74) 1
Waldwinkel (1874) 109

Pole Poppenſpäler.

(1873 4.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ich hatte in meiner Jugend einige Fertigkeit im Drechſeln und beſchäftigte mich ſogar wohl etwas mehr damit, als meinen gelehrten Studien zuträglich war; wenigſtens geſchah es, daß mich eines Tages der Subrector bei Rückgabe eines nicht eben fehlerloſen Exercitiums ſeltſamer Weiſe fragte, ob ich vielleicht wieder eine Nähſchraube zu meiner Schweſter Geburtstag gedrechſelt hätte. Solche kleine Nachtheile wurden indeſſen mehr als aufgewogen durch die Bekanntſchaft mit einem trefflichen Manne, die mir in Folge jener Beſchäftigung zu Theil wurde. Dieſer Mann war der Kunſtdrechsler und Mechanikus Paul Paulſen, auch deputirter Bürger unſerer Stadt. Auf die Bitte meines Vaters, der für Alles, was er mich unternehmen ſah, eine gewiſſe Gründlichkeit forderte, verſtand er ſich dazu, mir die für meine kleinen Arbeiten erforderlichen Handgriffe beizubringen.

Paulſen beſaß mannigfache Kenntniſſe und war dabei nicht nur von anerkannter Tüchtigkeit in ſeinem eigenen Handwerk, ſondern er hatte auch eine Einſicht in die künftige Entwicklung der Gewerke überhaupt, ſo daß bei Manchem, was jetzt als neue Wahrheit verkündigt wird, mir plötzlich einfällt: das hat dein alter Paulſen ja ſchon vor vierzig Jahren geſagt. — Es gelang mir bald ſeine Zuneigung zu erwerben, und er ſah es gern, wenn ich noch außer den feſtgeſetzten Stunden am Feierabend einmal zu ihm kam. Dann ſaßen wir entweder in der Werkſtätte, oder Sommers — denn unſer Verkehr hat Jahre lang gedauert — auf der Bank unter der großen Linde ſeines Gärtchens. In den Geſprächen, die wir dabei führten, oder vielmehr, welche mein älterer Freund dabei mit mir führte, lernte ich Dinge kennen und auf Dinge meine Gedanken richten, von denen, ſo wichtig ſie im Leben ſind, ich ſpäter ſelbſt in meinen Primaner Schulbüchern keine Spur gefunden habe.

Paulſen war ſeiner Abkunft nach ein Frieſe und der Charakter dieſes Volksſtammes aufs Schönſte in ſeinem Antlitz ausgeprägt; unter dem ſchlichten blonden Haar die denkende Stirn und die blauen ſinnenden Augen; dabei hatte, vom Vater ererbt, ſeine Stimme noch etwas von dem weichen Geſang ſeiner Heimathſprache.

Die Frau dieſes nordiſchen Mannes war braun und von zartem Gliederbau, ihre Sprache von unverkennbar ſüddeutſchem Klange. Meine Mutter pflegte von ihr zu ſagen, ihre ſchwarzen Augen könnten einen See ausbrennen, in ihrer Jugend aber ſei ſie von ſeltener Anmuth geweſen. — Trotz der ſilbernen Fädchen, die ſchon ihr Haar durchzogen, war auch jetzt die Lieblichkeit dieſer Züge noch nicht verſchwunden, und das der Jugend angeborene Gefühl für Schönheit veranlaßte mich bald, ihr, wo ich immer konnte, mit kleinen Dienſten und Gefälligkeiten an die Hand zu gehen.

„Da ſchau mir nur das Buberl," ſagte ſie dann wohl zu ihrem Mann; „wirſt doch nit eiferſüchtig werden, Paul!"

Dann lächelte Paul. Und aus ihren Scherzworten und aus ſeinem Lächeln ſprach das Bewußtſein innigſten Zuſammengehörens.

Sie hatten außer einem Sohne, der damals in der Fremde war, keine Kinder, und vielleicht war ich den Beiden zum Theil deshalb ſo willkommen, zumal Frau Paulſen mir wiederholt verſicherte, ich habe grad' ein ſo luſtigs Naſerl wie ihr Joſeph. Nicht verſchweigen will ich, daß Letztere auch eine mir ſehr zuſagende, in unſerer Stadt aber ſonſt gänzlich unbekannte Mehlſpeiſe zu bereiten verſtand und auch nicht unterließ, mich dann und wann darauf zu Gaſte zu bitten. — So waren denn dort der Anziehungskräfte für mich genug. Von meinem Vater aber wurde mein Verkehr in dem tüchtigen Bürgerhauſe gern geſehen. „Sorge nur, daß du nicht läſtig fällſt!" war das Einzige, woran er in dieſer Beziehung zuweilen mich erinnerte. Ich glaube indeſſen nicht, daß ich meinen Freunden je zu oft gekommen bin.

Da geſchah es eines Tages, daß in meinem elterlichen Hauſe einem alten Herrn aus unſerer Stadt das neueſte und wirklich ziemlich gelungene Werk meiner Hände vorgezeigt wurde.

Als dieſer ſeine Bewunderung zu erkennen gab, bemerkte mein Vater dagegen, daß ich ja aber auch ſchon ſeit faſt einem Jahre bei Meiſter Paulſen in der Lehre ſei.

„So, ſo," erwiederte der alte Herr; „bei Pole Poppenſpäler!"

Ich hatte nie gehört, daß mein Freund einen ſolchen Beinamen führe, und fragte, vielleicht ein wenig naſeweis, was das bedeuten ſolle.

Aber der alte Herr lächelte nur ganz hinterhaltig und wollte keine weitere Auskunft geben. —

Zum kommenden Sonntag war ich von den Paulſen'ſchen Eheleuten auf den Abend eingeladen, um ihnen ihren Hochzeitstag feiern zu helfen. Es war im Spätſommer, und da ich mich frühzeitig auf den Weg gemacht und die Hausfrau noch in der Küche zu wirthſchaften hatte, ſo ging Paulſen mit mir in den Garten, wo wir uns zuſammen unter der großen Linde auf die Bank ſetzten. Mir war das „Pole Poppenſpäler" wieder eingefallen, und es ging mir ſo im Kopf herum, daß ich kaum auf ſeine Reden Antwort gab; endlich, da er mich faſt ein wenig ernſt wegen meiner Zerſtreuung zurechtgewieſen hatte, fragte ich ihn gradezu, was jener Beiname zu bedeuten habe.

Er wurde ſehr zornig. „Wer hat dich das dumme Wort gelehrt?" rief er, indem er von ſeinem Sitze aufſprang. Aber, bevor ich noch zu antworten vermochte, ſaß er ſchon wieder neben mir. „Laß, laß!“ ſagte er ſich beſinnend; „es bedeutet ja eigentlich das Beſte, was das Leben mir gegeben hat. — Ich will es dir erzählen; wir haben wohl noch Zeit dazu. —

In dieſem Haus und Garten bin ich aufgewachſen, meine braven Eltern wohnten hier, und hoffentlich wird einſt mein Sohn hier wohnen! — Daß ich ein Knabe war, iſt nun ſchon lange her; aber gewiſſe Dinge aus jener Zeit ſtehen noch, wie mit farbigem Stift gezeichnet, vor meinen Augen.

Neben unſerer Hausthür ſtand damals eine kleine weiße Bank mit grünen Stäben in den Rück- und Seitenlehnen, von der man nach der einen Seite die lange Straße hinab bis an die Kirche, nach der anderen aus der Stadt hinaus bis in die Felder ſehen konnte. An Sommerabenden ſaßen meine Eltern hier, der Ruhe nach der Arbeit pflegend; in den Stunden vorher aber pflegte ich ſie in Beſchlag zu nehmen und hier in der freien Luft und unter erquickendem Ausblick nach Oſt und Weſt meine Schularbeit anzufertigen.

So ſaß ich auch eines Nachmittags — ich weiß noch gar wohl, es war im September, eben nach unſerem Michaelis-Jahrmarkte — und ſchrieb für den Rechenmeiſter meine Algebra-Exempel auf die Tafel, als ich unten von der Straße ein ſeltſames Gefährt heraufkommen ſah. Es war ein zweiräderiger Karren, der von einem kleinen rauhen Pferde gezogen wurde. Zwiſchen zwei ziemlich hohen Kiſten, mit denen er beladen war, ſaß eine große blonde Frau mit ſteifen hölzernen Geſichtszügen und ein etwa neunjähriges Mädchen, das ſein ſchwarzhaariges Köpfchen lebhaft von einer Seite nach der anderen drehte; nebenher ging, den Zügel in der Hand, ein kleiner, luſtig blickender Mann, dem unter ſeiner grünen Schirmmütze die kurzen ſchwarzen Haare wie Spieße vom Kopfe abſtanden.

So, unter dem Gebimmel eines Glöckchens, das unter dem Halſe des Pferdes hing, kamen ſie heran. Als ſie die Straße vor unſerem Hauſe erreicht hatten, machte der Karren Halt. „Du Bub'," rief die Frau zu mir herüber; „wo iſt denn die Schneiderherberg'?"

Mein Griffel hatte ſchon lange geruht; nun ſprang ich eilfertig auf und trat an den Wagen.

„Ihr ſeid grad' davor,“ ſagte ich und wies auf das alte Haus mit der viereckig geſchorenen Linde, das, wie du weißt, noch jetzt hier gegenüber liegt.

Das feine Dirnchen war zwiſchen den Kiſten aufgeſtanden, ſtreckte das Köpfchen aus der Capuze ihres verſchoſſenen Mäntelchens und ſah mit ihren großen Augen auf mich herab; der Mann aber, mit einem „Sitz ruhig, Diendl!“ und „Schönen Dank, Bub!“ peitſchte auf den kleinen Gaul und fuhr vor die Thür des bezeichneten Hauſes, aus dem auch ſchon der dicke Herbergsvater in ſeiner grünen Schürze ihm entgegentrat.

Daß die Ankömmlinge nicht zu den zunftberechtigten Gäſten des Hauſes gehörten, mußte mir freilich klar ſein; aber es pflegten dort — was mir jetzt, wenn ich es bedenke, mit der Reputation des wohlehrſamen Handwerks ſich keineswegs reimen will — auch andere, mir viel angenehmere Leute einzukehren. Droben im zweiten Stock, wo noch heute ſtatt der Fenſter nur einfache Holzluken auf die Straße gehen, war das hergebrachte Quartier aller fahrenden Muſikanten, Seiltänzer oder Thierbändiger, welche in unſerer Stadt ihre Kunſt zum Beſten gaben.

Und richtig, als ich am anderen Morgen eben in meiner Kammer vor dem Fenſter ſtand und meinen Schulſack ſchnürte, wurde drüben eine der Luken aufgeſtoßen; der kleine Mann mit den ſchwarzen Haarſpießen ſteckte ſeinen Kopf ins Freie und dehnte ſich mit beiden Armen in die friſche Luft hinaus; dann wandte er den Kopf hinter ſich nach dem dunklen Raum zurück und ich hörte ihn „Liſei! Liſei!“ rufen. — Da drängte ſich unter ſeinem Arm ein roſiges Geſichtlein vor, um das wie eine Mähne das ſchwarze Haar herabfiel. Der Vater wies mit dem Finger nach mir herüber, lachte und zupfte ſie ein paarmal an ihren ſeidenen Strähnen. Was er zu ihr ſprach, habe ich nicht verſtehen können; aber es mag wohl ungefähr gelautet haben: „Schau dir ihn an, Liſei! Kennſt ihn noch, den Bubn von geſtern? — Der arme Narr, da muß er nun gleich mit dem Ranzen in die Schule traben! — Was du für ein glücklichs Diendl biſt, die du allweg' nur mit unſerem Braunen Land ab Land auf zu fahren brauchſt!“ — Wenigſtens ſah die Kleine ganz mitleidig zu mir herüber, und als ich es wagte, ihr freundlich zuzunicken, nickte ſie ſehr ernſthaft wieder.

Bald aber zog der Vater ſeinen Kopf zurück und verſchwand im Hintergrund ſeines Bodenraumes. Statt ſeiner trat jetzt die große blonde Frau zu dem Kinde; ſie bemächtigte ſich ihres Kopfes und begann ihr das Haar zu ſtrählen. Das Geſchäft ſchien ſchweigend vollzogen zu werden, und das Liſei durfte offenbar nicht muckſen, obgleich es mehrmals, wenn ihr der Kamm ſo in den Nacken hinabfuhr, die eckigſten Figuren mit ihrem rothen Mäulchen bildete. Nur einmal hob ſie den Arm und ließ ein langes Haar über die Linde draußen in die Morgenluft hinausfliegen. Ich konnte von meinem Fenſter aus es glänzen ſehen; denn die Sonne war eben durch den Herbſtnebel gedrungen und ſchien drüben auf den oberen Theil des Herberghauſes.

Auch in den vorhin undurchdringlich dunklen Bodenraum konnte ich jetzt hineinſehen. Ganz deutlich erblickte ich in einem dämmerigen Winkel den Mann an einem Tiſche ſitzen; in ſeiner Hand blinkte etwas wie Gold oder Silber; dann wieder war's wie ein Geſicht mit einer ungeheuren Naſe; aber ſo ſehr ich meine Augen anſtrengte, ich vermochte nicht klug daraus zu werden. Plötzlich hörte ich, als wenn etwas

Hölzernes in einen Kaſten geworfen würde, und nun ſtand der Mann auf und lehnte aus einer zweiten Luke ſich wieder auf die Straße hinaus.

Die Frau hatte indeſſen der kleinen ſchwarzen Dirne ein verſchoſſenes rothes Kleidchen angezogen und ihr die Haarflechten wie einen Kranz um das runde Köpfchen gelegt.

Ich ſah noch immer hinüber. „Einmal,“ dachte ich, „könnte ſie doch wieder nicken!“

— — „Paul, Paul!“ hörte ich plötzlich unten aus unſerem Hauſe die Stimme meiner Mutter rufen.

„Ja, ja, Mutter!“

Es war mir ordentlich wie ein Schrecken in die Glieder geſchlagen.

„Nun,“ rief ſie wieder, „der Rechenmeiſter wird dir ſchön die Zeit verdeutſchen! Weißt du denn nicht, daß es lang ſchon Sieben geſchlagen hat?“

Wie raſch polterte ich die Treppe hinunter!

Aber ich hatte Glück! der Rechenmeiſter war gerade dabei, ſeine Bergamotten abzunehmen, und die halbe Schule befand ſich in ſeinem Garten, um mit Händen und Mäulern ihm dabei zu helfen. Erſt um neun Uhr ſaßen wir Alle mit heißen Backen und luſtigen Geſichtern an Tafel und Rechenbuch auf unſeren Bänken.

Als ich um Elf, die Taſchen noch von Birnen ſtarrend, aus dem Schulhofe trat, kam eben der dicke Stadt-Ausrufer die Straße herauf. Er ſchlug mit dem Schlüſſel an ſein blankes Meſſingbecken und rief mit ſeiner Bierſtimme:

„Der Mechanikus und Puppenſpieler Herr Joſeph Tendler aus der Reſidenzſtadt München iſt geſtern hier angekommen und wird heute Abend im Schützenhof-Saale ſeine erſte Vorſtellung geben. Vorgeſtellt wird Pfalzgraf Siegfried und die heilige Genovefa, Puppenſpiel mit Geſang in vier Aufzügen.“

Dann räusperte er ſich und ſchritt würdevoll in der meinem Heimwege entgegengeſetzten Richtung weiter. Ich folgte ihm von Straße zu Straße, um wieder und wieder die entzückende Verkündigung zu hören; denn niemals hatte ich eine Komödie, geſchweige denn ein Puppenſpiel geſehen. — Als ich endlich umkehrte, ſah ich ein rothes Kleidchen mir entgegenkommen; und wirklich, es war die kleine Puppenſpielerin; trotz ihres verſchoſſenen Anzuges ſchien ſie mir von einem Märchenglanz umgeben.

Ich faßte mir ein Herz und redete ſie an: „Willſt du ſpazieren gehen, Liſei?“

Sie ſah mich mißtrauiſch aus ihren ſchwarzen Augen an. „Spazieren?“ wiederholte ſie gedehnt. „Ach du! — du biſt g'ſcheidt!“

„Wohin willſt du denn?“

— „Zum Ellen-Kramer will i!“

„Willſt du dir ein neues Kleid kaufen?“ fragte ich tölpelhaft genug.

Sie lachte laut auf. „Geh! laß mi aus! — Nein; nur ſo Fetzl'n!“

„Fetzl'n, Liſei?“

— „Freili! Halt nur ſo Reſteln zu G'wandl' für die Pupp'n; 's koſt't immer nit viel!“

Ein glücklicher Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Ein alter Onkel von mir hatte damals am Markte hier eine Ellenwaarenhandlung, und ſein alter Ladendiener war mein guter Freund. „Komm mit mir!“ ſagte ich kühn; „es ſoll dir gar nichts koſten, Liſei!“

„Meinſt?“ fragte ſie noch; dann liefen wir Beide nach dem Markt und in das Haus des Onkels.

Der alte Gabriel ſtand wie immer in ſeinem pfeffer- und ſalzfarbenen Rock hinter dem Ladentiſch, und als ich ihm unſer Anliegen deutlich gemacht hatte, kramte er gutmüthig einen Haufen „Reſter“ auf den Tiſch zuſammen.

„Schau, das hübſch Brinnroth!“ ſagte Liſei, und nickte begehrlich nach einem Stückchen franzöſiſchen Kattuns hinüber.

„Kannſt es brauchen?“ fragte Gabriel. — Ob ſie es brauchen konnte! Der Ritter Siegfried ſollte ja auf den Abend noch eine neue Weſte geſchneidert bekommen.

„Aber da gehören auch die Treſſen noch dazu,“ ſagte der Alte, und brachte allerlei Endchen Gold- und Silberflittern. Bald kamen noch grüne und gelbe Seidenläppchen und Bänder, endlich ein ziemlich großes Stück braunen Plüſches. „Nimm's nur, Kind!“ ſagte Gabriel; „das giebt ein Thierfell für Eure Genoveſa, wenn das alte vielleicht verſchoſſen wäre!“ Dann packte er die ganze Herrlichkeit zuſammen und legte ſie der Kleinen in den Arm.

„Und es koſt't nix?“ fragte ſie beklommen.

Nein, es koſtete nichts. Ihre Augen leuchteten.

„Schön' Dank, guter Mann! Ach, wird der Vater ſchauen!"

Hand in Hand, Liſei mit ihrem Päckchen unter dem Arm, verließen wir den Laden; als wir aber in die Nähe unſerer Wohnung kamen, ließ ſie mich los und rannte über die Straße nach der Schneiderherberge, daß ihr die ſchwarzen Flechten in den Nacken flogen.

— — Nach dem Mittageſſen ſtand ich vor unſerer Hausthür und erwog unter Herzklopfen das Wagniß, ſchon heute zur erſten Vorſtellung meinen Vater um das Eintrittsgeld anzugehen; ich war ja mit der Gallerie zufrieden, und die ſollte für uns Jungens nur einen Doppeltſchilling koſten. Da, bevor ich's noch bei mir ins Reine gebracht hatte, kam das Liſei über die Straße zu mir her geflogen. „Der Vater ſchickt's!" ſagte ſie, und eh' ich mich's verſah, war ſie wieder fort; aber in meiner Hand hielt ich eine rothe Karte, darauf ſtand mit großen Buchſtaben: Erſter Platz.

Als ich aufblickte, winkte auch von drüben der kleine ſchwarze Mann mit beiden Armen aus der Bodenluke zu mir herüber. Ich nickte ihm zu; was mußten das für nette Leute ſein, dieſe Puppenſpieler! „Alſo heute Abend,“ ſagte ich zu mir ſelber; „heute Abend, und — Erſter Platz!“

* * *

— — Du kennſt unſeren Schützenhof in der Süderſtraße; auf der Hausthür ſah man damals noch einen ſchön gemalten Schützen, in Lebensgröße, mit Federhut und Büchſe; im Uebrigen war aber der alte Kaſten damals noch baufälliger, als er heute iſt. Die Geſellſchaft war bis auf drei Mitglieder herabgeſunken; die vor Jahrhunderten von den alten Landesherzögen geſchenkten ſilbernen Pocale, Pulverhörner und Ehrenketten waren nach und nach verſchleudert; den großen Garten, der, wie du weißt, auf den Bürgerſteig hinausläuft, hatte man zur Schaf- und Ziegengräſung verpachtet. Das alte zweiſtöckige Haus wurde von Niemandem weder bewohnt noch gebraucht; windriſſig und verfallen ſtand es da zwiſchen den munteren Nachbarhäuſern; nur in dem öden weißgekalkten Saale, der faſt das ganze obere Stockwerk einnahm, producirten mitunter ſtarke

Männer oder durchreiſende Taſchenſpieler ihre Künſte. Dann wurde unten die große Hausthür mit dem gemalten Schützenbruder knarrend aufgeſchloſſen.

— — Langſam war es Abend geworden; und — das Ende trug die Laſt, denn mein Vater wollte mich erſt fünf Minuten vor dem angeſetzten Glockenſchlage laufen laſſen; er meinte, eine Uebung in der Geduld ſei ſehr vonnöthen, damit ich im Theater ſtille ſitze.

Endlich war ich an Ort und Stelle. Die große Thür ſtand offen, und allerlei Leute wanderten hinein; denn derzeit ging man noch gern zu ſolchen Vergnügungen; nach Hamburg war eine weite Reiſe, und nur Wenige hatten ſich die kleinen Dinge zu Hauſe durch die dort zu ſchauenden Herrlichkeiten leid machen können. — Als ich die eichene Wendeltreppe hinaufgeſtiegen war, fand ich Liſei's Mutter am Eingange des Saales an der Caſſe ſitzen. Ich näherte mich ihr ganz vertraulich und dachte, ſie würde mich ſo recht als einen alten Bekannten begrüßen; aber ſie ſaß ſtumm und ſtarr, und nahm mir meine Karte ab, als wenn ich nicht die geringſte Beziehung zu ihrer Familie hätte. — Etwas gedemüthigt trat ich in den Saal; der kommenden Dinge harrend, plauderte Alles mit halber Stimme durch einander; dazu fiedelte unſer Stadtmuſikus mit drei ſeiner Geſellen. Das Erſte, worauf meine Augen fielen, war in der Tiefe des Saales ein rother Vorhang oberhalb der Muſikantenplätze. Die Malerei in der Mitte deſſelben ſtellte zwei lange Trompeten vor, die kreuzweiſe über einer goldenen Leyer lagen; und, was mir damals ſehr ſonderbar erſchien, an dem Mundſtück einer jeden hing, wie mit den leeren Augen darauf geſchoben, hier eine finſter, dort eine lachend ausgeprägte Maske. — Die drei vorderſten Plätze waren ſchon beſetzt; ich drängte mich in die vierte Bank, wo ich einen Schulkameraden bemerkt hatte, der dort neben ſeinen Eltern ſaß. Hinter uns bauten ſich die Plätze ſchräg anſteigend in die Höhe, ſo daß der letzte, die ſogenannte Gallerie, welche nur zum Stehen war, ſich faſt mannshoch über dem Fußboden befinden mochte. Auch dort ſchien es wohl gefüllt zu ſein; genau vermochte ich es nicht zu ſehen, denn die wenigen Talglichter, welche in Blechlampetten an den beiden Seitenwänden brannten, verbreiteten nur eine ſchwache Helligkeit; auch dunkelte die ſchwere Balkendecke des Saales. Mein Nachbar wollte mir eine Schulgeſchichte erzählen; ich begriff nicht, wie er an ſo etwas denken konnte, ich ſchaute nur auf den Vorhang, der von den Lampen des Podiums und der Muſikantenpulte feierlich beleuchtet war. Und jetzt ging ein Weben über ſeine Fläche, die geheimnißvolle Welt hinter ihm begann ſich ſchon zu regen; noch einen Augenblick, da erſcholl das Läuten eines Glöckchens, und während unter den Zuſchauern das ſummende Geplauder wie mit einem Schlage verſtummte, flog der Vorhang in die Höhe. — Ein Blick auf die Bühne verſetzte mich um tauſend Jahre rückwärts. Ich ſah in einen mittelalterlichen Burghof mit Thurm und Zugbrücke; zwei kleine ellenlange Leute ſtanden in der Mitte und redeten lebhaft mit einander. Der eine mit dem ſchwarzen Barte, dem ſilbernen Federhelm und dem goldgeſtickten Mantel über dem rothen Unterkleide war der Pfalzgraf Siegfried; er wollte gegen die heidniſchen Mohren in den Krieg reiten, und befahl ſeinem jungen Hausmeiſter Golo, der in blauem ſilbergeſtickten Wamſe neben ihm ſtand, zum Schutze der Pfalzgräfin Genovefa in der Burg zurückzubleiben. Der treuloſe Golo aber that gewaltig wild, daß er ſeinen guten Herrn ſo allein in das grimme Schwerterſpiel ſollte reiten laſſen. Sie drehten bei dieſen Wechſelreden die Köpfe hin und her und fochten heftig und ruckweiſe mit den Armen. — Da tönten kleine langgezogene Trompetentöne von draußen hinter der Zugbrücke, und zugleich kam auch die ſchöne Genovefa in himmelblauem Schleppkleide hinter dem Thurm hervorgeſtürzt und ſchlug beide Arme über des Gemahls Schultern: „O mein herzallerliebſter Siegfried, wenn dich die grauſamen Heiden nur nicht maſſakriren!“ Aber es half ihr nichts; noch einmal ertönten die Trompeten, und der Graf ſchritt ſteif und würdevoll über die Zugbrücke aus dem Hof; man hörte deutlich draußen den Abzug des gewappneten Trupps. Der böſe Golo war jetzt Herr der Burg. —

Und nun ſpielte das Stück ſich weiter, wie es in deinem Leſebuche gedruckt ſteht. — Ich war auf meiner Bank ganz wie verzaubert; dieſe ſeltſamen Bewegungen, dieſe feinen oder ſchnarrenden Puppenſtimmchen, die denn doch wirklich aus ihrem Munde kamen, — es war ein unheimliches Leben in dieſen kleinen Figuren, das gleichwohl meine Augen wie magnetiſch auf ſich zog.

Im zweiten Aufzuge aber ſollte es noch beſſer kommen. — Da war unter den Dienern auf der Burg einer im gelben Nankinganzug, der hieß Kasperl. Wenn dieſer Burſche nicht lebendig war, ſo war noch niemals etwas lebendig geweſen; er machte die ungeheuerſten Witze, ſo daß der ganze Saal vor Lachen bebte; in ſeiner Naſe, die ſo groß wie eine Wurſt war, mußte er jedenfalls ein Gelenk haben; denn wenn er ſo ſein dumm-pfiffiges Lachen herausſchüttelte, ſo ſchlenkerte der Naſenzipfel hin und her, als wenn auch er ſich vor Luſtigkeit nicht zu laſſen wüßte; dabei riß der Kerl ſeinen großen Mund auf und knackte, wie eine alte Eule, mit den Kinnbacksknochen. „Pardauz!" ſchrie es; ſo kam er immer auf die Bühne geſprungen; dann ſtellte er ſich hin und ſprach erſt bloß mit ſeinem großen Daumen; den konnte er ſo ausdrucksvoll hin und wieder drehen, daß es ordentlich ging wie „Hier nix und da nix; kriegſt du nix, ſo haſt du nix!" Und dann ſein Schielen; — das war ſo verführeriſch, daß im Augenblick dem ganzen Publicum die Augen verquer im Kopfe ſtanden. Ich war ganz vernarrt in den lieben Kerl!

Endlich war das Spiel zu Ende, und ich ſaß wieder zu Hauſe in unſerer Wohnſtube und verzehrte ſchweigend das Aufgebratene, das meine gute Mutter mir warm geſtellt hatte. Mein Vater ſaß im Lehnſtuhl und rauchte ſeine Abendpfeife. „Nun, Junge,“ rief er, „waren ſie lebendig?“

„Ich weiß nicht, Vater,“ ſagte ich und arbeitete weiter in meiner Schüſſel; mir war noch ganz verwirrt zu Sinne.

Er ſah mir eine Weile mit ſeinem klugen Lächeln zu. „Höre, Paul,“ ſagte er dann, „du darfſt nicht zu oft in dieſen Puppenkaſten; die Dinger könnten dir am Ende in die Schule nachlaufen.“

* * *

Mein Vater hatte nicht Unrecht. Die Algebra-Aufgaben geriethen mir in den beiden nächſten Tagen ſo mäßig, daß der Rechenmeiſter mich von meinem erſten Platz herabzuſetzen drohte. — Wenn ich in meinem Kopfe rechnen wollte: „$a + b$ gleich $x - c$“, ſo hörte ich ſtatt deſſen vor meinen Ohren die feine

Vogelſtimme der ſchönen Genovefa: „Ach, mein herzallerliebſter Siegfried, wenn dich die böſen Heiden nur nicht maſſakriren!“ Einmal — aber es hat Niemand geſehen — ſchrieb ich ſogar „x + Genovefa“ auf die Tafel. — Des Nachts in meiner Schlafkammer rief es einmal ganz laut „Pardauz“ und mit einem Satz kam der liebe Kasperl in ſeinem Nankinganzug zu mir ins Bett geſprungen, ſtemmte ſeine Arme zu beiden Seiten meines Kopfes in das Kiſſen und rief grinſend auf mich herabnickend: „Ach, du liebs Brüderl, ach, du herztauſig liebs Brüderl!“ dabei hackte er mir mit ſeiner langen rothen Naſe in die meine, daß ich davon erwachte. Da ſah ich denn freilich, daß es nur ein Traum geweſen war.

Ich verſchloß das Alles in meinem Herzen und wagte zu Hauſe kaum den Mund aufzuthun von der Puppenkomödie. Als aber am nächſten Sonntag der Ausrufer wieder durch die Straßen ging, an ſein Becken ſchlug und laut verkündigte: „Heute Abend auf dem Schützenhof: Doctor Fauſt's Höllenfahrt, Puppenſpiel in vier Aufzügen!“ — da war es doch nicht länger auszuhalten. Wie die Katze um den ſüßen Brei, ſo ſchlich ich um meinen Vater herum, und endlich hatte er meinen ſtummen Blick verſtanden. — „Pole," ſagte er, „es könnte dir ein Tropfen Blut vom Herzen gehen; vielleicht iſt's die beſte Cur, dich einmal gründlich ſatt zu machen." Damit langte er in die Weſtentaſche und gab mir einen Doppeltſchilling.

Ich rannte ſofort aus dem Hauſe; erſt auf der Straße wurde es mir klar, daß ja noch acht lange Stunden bis zum Anfang der Komödie abzuleben waren. So lief ich denn hinter den Gärten auf den Bürgerſteig. Als ich an den offenen Grasgarten des Schützenhofs gekommen war, zog es mich unwillkürlich hinein; vielleicht, daß gar einige Puppen dort oben aus den Fenſtern guckten; denn die Bühne lag ja an der Rückſeite des Hauſes. Aber ich mußte dann erſt durch den oberen Theil des Gartens, der mit Linden- und Kaſtanienbäumen dicht beſtanden war. Mir wurde etwas zag zu Muthe; ich wagte doch nicht weiter vorzudringen. Plötzlich erhielt ich von einem großen hier angepflockten Ziegenbock einen Stoß in den Rücken, daß ich um zwanzig Schritte weiter flog. Das half; als ich mich umſah, ſtand ich ſchon unter den Bäumen.

Es war ein trüber Herbſttag; einzelne gelbe Blätter ſanken ſchon zur Erde; über mir in der Luft ſchrieen ein Paar Strandvögel, die ans Haff hinausflogen; kein Menſch war zu ſehen, noch zu hören. Langſam ſchritt ich durch das Unkraut, das auf den Steigen wucherte, bis ich einen ſchmalen Steinhof erreicht hatte, der den Garten von dem Hauſe trennte. — Richtig! dort oben ſchauten zwei große Fenſter in den Hof herab; aber hinter den kleinen in Blei gefaßten Scheiben war es ſchwarz und leer, keine Puppe war zu ſehen. Ich ſtand eine Weile, mir wurde ganz unheimlich in der mich rings umgebenden Stille.

Da ſah ich, wie unten die ſchwere Hofthür von innen eine Hand breit geöffnet wurde, und zugleich lugte auch ein ſchwarzes Köpfchen daraus hervor.

„Liſei!“ rief ich.

Sie ſah mich groß mit ihren dunklen Augen an. „B'hüt' Gott!“ ſagte ſie; „hab i doch nit gewußt, was da außa rum kraxln thät! Wo kommſt denn du daher?“

„Ich? — Ich geh' ſpazieren, Liſei! — Aber ſag' mir, ſpielt Ihr denn ſchon jetzt Komödie?“

Sie ſchüttelte lachend den Kopf.

„Aber, was machſt du denn hier?“ fragte ich weiter, indem ich über den Steinhof zu ihr trat.

„I wart' auf den Vater,“ ſagte ſie; „er iſt ins Quartier, um Band und Nagel zu holen; er macht's halt firti für heunt Abend.“

„Biſt du denn ganz allein hier, Liſei?“

— „O nei; du biſt ja aa no da!“

„Ich meine,“ ſagte ich, „ob nicht deine Mutter oben auf dem Saal iſt?“

Nein, die Mutter ſaß in der Herberge und beſſerte die Puppenkleider aus; das Liſei war hier ganz allein.

„Hör',“ begann ich wieder, „du könnteſt mir einen Gefallen thun; es iſt unter Euren Puppen einer, der heißt Kaſperl; den möcht ich gar zu gern einmal in der Nähe ſehen.“

„Den Wurſt'l meinſt?“ ſagte Liſei, und ſchien ſich eine Weile zu bedenken. „Nu, es ging ſcho; aber g'ſchwind mußt ſein, eh' denn der Vater wieder da iſt!“

Mit dieſen Worten waren wir ſchon ins Haus getreten und liefen eilig die ſteile Wendeltreppe hinauf. — Es war faſt dunkel in dem großen Saale; denn die Fenſter, welche ſämmtlich nach dem Hofe hinaus lagen, waren von der Bühne verdeckt; nur einzelne Lichtſtreifen fielen durch die Spalten des Vorhangs.

„Komm!“ ſagte Liſei und hob ſeitwärts an der Wand die dort aus einem Teppich beſtehende Verkleidung in die Höhe; wir ſchlüpften hindurch, und da ſtand ich in dem Wundertempel. — Aber, von der Rückſeite betrachtet, und hier in der Tageshelle, ſah er ziemlich kläglich aus; ein Gerüſt aus Latten und Brettern, worüber einige bunt bekleckſte Leinwandſtücke hingen: das war der Schauplatz, auf welchem das Leben der heiligen Genovefa ſo täuſchend an mir vorübergegangen war. — Doch, ich hatte mich zu früh beklagt; dort, an einem Eiſendrahte, der von einer Couliſſe nach der Wand hinübergeſpannt war, ſah ich zwei der wunderbaren Puppen ſchweben; aber ſie hingen mit dem Rücken gegen mich, ſo daß ich ſie nicht erkennen konnte.

„Wo ſind die anderen, Liſei?“ fragte ich; denn ich hätte gern die ganze Geſellſchaft auf einmal mir beſehen.

„Hier im Kaſt'l,“ ſagte Liſei und klopfte mit ihrer kleinen Fauſt auf eine im Winkel ſtehende Kiſte; „die zwei da ſind ſcho zug'richt; aber geh nur her dazu und ſchau's dir a; er is ſcho dabei, dei Freund, der Kasperl!“

Und wirklich, er war es ſelber. „Spielt denn der heute Abend auch wieder mit?“ fragte ich.

„Freili, der is allimal dabei!“

Mit untergeſchlagenen Armen ſtand ich und betrachtete meinen lieben luſtigen Allerweltskerl. Da baumelte er, an ſieben Schnüren aufgehenkt; ſein Kopf war vorn übergeſunken, daß ſeine großen Augen auf den Fußboden ſtierten, und ihm die rothe Naſe wie ein breiter Schnabel auf der Bruſt lag. „Kasperle, Kasperle,“ ſagte ich bei mir ſelber, wie hängſt du da elendiglich!“ Da antwortete es ebenſo: „Wart' nur, lieb's Brüderl, wart' nur bis heut Abend!“ — War das auch nur ſo in meinen Gedanken, oder hatte Kasperl ſelbſt zu mir geſprochen? —

Ich ſah mich um. Das Liſei war fort; ſie war wohl vor die Hausthür, um die Rückkehr ihres Vaters zu überwachen. Da hörte ich ſie eben noch von dem Ausgang des Saales rufen: „Daß d'mir aber nit an die Puppen rührſt!“ — — Ja, — nun konnte ich es aber doch nicht laſſen. Leiſe ſtieg ich auf eine neben mir ſtehende Bank und begann erſt an der einen, dann an der anderen Schnur zu ziehen; die Kinnladen fingen an zu klappen, die Arme heben ſich, und jetzt fing auch der wunderbare Daumen an ruckweiſe hin- und herzuſchießen. Die Sache machte gar keine Schwierigkeit; ich hatte mir die Puppenſpielerei doch kaum ſo leicht gedacht. — Aber die Arme bewegten ſich nur nach vorn und hinten aus; und es war doch gewiß, daß Kasperle ſie in dem neulichen Stück auch ſeitwärts ausgeſtreckt, ja daß er ſie ſogar über dem Kopfe zuſammengeſchlagen hatte! Ich zog an allen Drähten, ich verſuchte mit der Hand die Arme abzubiegen; aber es wollte nicht gelingen. Auf einmal that es einen leiſen Krach im Innern der Figur. „Halt!“ dachte ich; „Hand vom Brett! Da hätteſt du können Unheil anrichten!“

Leiſe ſtieg ich wieder von meiner Bank herab, und zugleich hörte ich auch Liſei von außen in den Saal treten.

„G'ſchwind, g'ſchwind!“ rief ſie und zog mich durch das Dunkel an die Wendeltreppe hinaus: „'s is eigentli nit Recht," fuhr ſie fort, „daß i di eilaſſ'n hab'; aber, gel', du haſt doch dei Gaudi g'habt!"

Ich dachte an den leiſen Krach von vorhin. „Ach, es wird ja nichts geweſen ſein!" Mit dieſer Selbſttröſtung lief ich die Treppe hinab und durch die Hinterthür ins Freie.

So viel ſtand feſt, der Kasper war doch nur eine richtige Holzpuppe; aber das Liſei — was das für eine allerliebſte Sprache führte! und wie freundlich ſie mich gleich zu den Puppen mit hinaufgenommen hatte! — Freilich, und ſie hatte es ja auch ſelbſt geſagt, daß ſie es ſo heimlich vor ihrem Vater gethan, das war nicht völlig in der Ordnung. Unlieb — zu meiner Schande muß ich's geſtehen — war dieſe Heimlichkeit mir grade nicht; im Gegentheil, die Sache bekam für mich dadurch noch einen würzigen Beigeſchmack, und es muß ein recht ſelbſtgefälliges Lächeln auf meinem Geſicht geſtanden haben, als ich durch die Linden- und Kaſtanienbäume des Gartens wieder nach dem Bürgerſteig hinabſchlenderte.

Allein zwiſchen ſolchen ſchmeichelnden Gedanken hörte ich von Zeit zu Zeit vor meinem inneren Ohre immer jenen leiſen Krach im Körper der Puppe: was ich auch vernahm, den ganzen Tag über konnte ich dieſen, jetzt aus meiner eigenen Seele herauftönenden unbequemen Laut nicht zum Schweigen bringen.

* * *

Es hatte ſieben Uhr geſchlagen; im Schützenhofe war heute, am Sonntag Abend, Alles beſetzt; ich ſtand diesmal hinten, fünf Schuh hoch über dem Fußboden, auf dem Doppelſchillingplatze. Die Talglichter brannten in den Blechlampetten, der Stadtmuſikus und ſeine Geſellen fiedelten; der Vorhang rollte in die Höhe.

Ein hochgewölbtes gothiſches Zimmer zeigte ſich. Vor einem aufgeſchlagenen Folianten ſaß im langen ſchwarzen Talare der Doctor Fauſt und klagte bitter, daß ihm all' ſeine Gelehrſamkeit ſo wenig einbringe; keinen heilen Rock habe er mehr am Leibe und vor Schulden wiſſe er ſich nicht zu laſſen; ſo wolle er denn jetzo mit der Hölle ſich verbinden. — „Wer ruft nach mir?“ ertönte zu ſeiner Linken eine furchtbare Stimme von der Wölbung des Gemaches herab. — „Fauſt, Fauſt, folge nicht!“ kam eine andere feine Stimme von der Rechten. — Aber Fauſt verſchwor ſich den hölliſchen Gewalten. — „Weh, weh deiner armen Seele!“ Wie ein ſeufzender Windeshauch klang es von der Stimme des Engels; von der Linken ſchallte eine gellende Lache durchs Gemach. — — Da klopfte es an die Thür. „Verzeihung, Eure Magnificenz!“ Fauſt's Famulus Wagner war eingetreten. Er bat, ihm für die grobe Hausarbeit die Annahme eines Gehülfen zu geſtatten, damit er ſich beſſer aufs Studiren legen könne. „Es hat ſich,“ ſagte er, „ein junger Mann bei mir gemeldet, welcher Kasperl heißt und gar fürtreffliche Qualitäten zu beſitzen ſcheint.“ — Fauſt nickte gnädig mit dem Kopfe und ſagte: „Sehr wohl, lieber Wagner, dieſe Bitte ſei Euch gewährt.“ Dann gingen Beide mit einander fort. — —

„Pardauz!“ rief es; und da war er. Mit einem Satz kam er auf die Bühne geſprungen, daß ihm das Felleiſen auf dem Buckel hüpfte.

— — „Gott ſei gelobt!“ dachte ich; „er iſt noch ganz geſund; er ſpringt noch ebenſo, wie vorigen Sonntag in der Burg der ſchönen Genoveva!“ Und ſeltſam, ſo ſehr ich ihn am Vormittage in meinen Gedanken nur für eine ſchmähliche Holzpuppe erklärt hatte, — mit ſeinem erſten Worte war der ganze Zauber wieder da.

Emſig ſpazierte er im Zimmer auf und ab. „Wenn mich jetzt mein Vater-Papa ſehen thät,“ rief er, „der würd' ſich was Rechts freuen! Immer pflegt' er zu ſagen: Kasperl, mach', daß du dein' Sach' in Schwung bringſt! — O jetzund hab' ich's in Schwung; denn ich kann mein' Sach' haushoch werfen!“ — Damit machte er Miene, ſein Felleiſen in die Höhe zu ſchleudern; und es flog auch wirklich, da es am Draht gezogen wurde, bis an die Deckenwölbung hinauf; aber — Kasperle's Arme waren an ſeinem Leibe kleben geblieben; es ruckte und ruckte, aber ſie kamen um keine Hand breit in die Höhe.

Kasperl ſprach und that nichts weiter. — Hinter der Bühne entſtand eine Unruhe, man hörte leiſe aber heftig ſprechen, der Fortgang des Stückes war augenſcheinlich unterbrochen.

Mir ſtand das Herz ſtill; da hatten wir die Beſcherung! Ich wäre gern fortgelaufen, aber ich ſchämte mich. Und wenn gar dem Liſei meinetwegen etwas geſchähe!

Da begann Kasperl auf der Bühne plötzlich ein klägliches Geheule, wobei ihm Kopf und Arme ſchlaff herunterhingen, und der Famulus Wagner erſchien wieder und fragte ihn, warum er denn ſo lamentire.

„Ach, mei Zahnerl, mei Zahnerl!“ ſchrie Kasperl.

„Guter Freund,“ ſagte Wagner, „ſo laß Er ſich einmal in das Maul ſehen!“ — Als er ihn hierauf bei der großen Naſe packte und ihm zwiſchen die Kinnladen hineinſchaute, trat auch der Doctor Fauſt wieder in das Zimmer. — „Verzeihen Eure Magnificenz,“ ſagte Wagner, „ich werde dieſen jungen Mann in meinem Dienſt nicht gebrauchen können; er muß ſofort in das Lazareth geſchafft werden!“

„Is das a Wirthshaus?“ fragte Kasperle.

„Nein, guter Freund,“ erwiederte Wagner, „das iſt ein Schlachthaus. Man wird ihm dort einen Weisheitszahn aus der Haut ſchneiden, und dann wird er ſeiner Schmerzen ledig ſein.“

„Ach, du lieb's Herrgottl,“ jammerte Kasperl, „muß mi arm's Viecherl ſo ein Unglück treffen!

Ein Weisheitszahnerl, ſagt Ihr, Herr Famulus? Das hat noch Keiner in der Famili gehabt! Da geht's wohl auch mit meiner Kasperlſchaft zu End'?“

„Allerdings, mein Freund,“ ſagte Wagner; „eines Dieners mit Weisheitszähnen bin ich baß entrathen; die Dinger ſind nur für uns gelehrte Leute. Aber er hat ja noch einen Bruderſohn, der ſich auch bei mir zum Dienſt gemeldet hat. Vielleicht,“ und er wandte ſich gegen den Doctor Fauſt, „erlauben Eure Magnificenz!“

Der Doctor Fauſt machte eine würdige Drehung mit dem Kopfe.

„Thut, was Euch beliebt, mein lieber Wagner,“ ſagte er; „aber ſtört mich nicht weiter mit Euren Lappalien in meinem Studium der Magie!“

— —„Heere, mei Guteſter,“ ſagte ein Schneidergeſell, der vor mir auf der Brüſtung lehnte, zu ſeinem Nachbar, „das geheert ja nicht zum Stück; ich kenn's, ich hab' es vor ä Weilchen erſt in Seifersdorf geſehn.“ — Der Andere aber ſagte nur: „Halt's Maul, Leipziger!“ und gab ihm einen Rippenſtoß.

— — Auf der Bühne war indeſſen Kasperle, der zweite, aufgetreten. Er hatte eine unverkennbare

Aehnlichkeit mit ſeinem kranken Onkel, auch ſprach er ganz genau wie dieſer; nur fehlte ihm der bewegliche Daumen, und in ſeiner großen Naſe ſchien er kein Gelenk zu haben.

Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, als das Stück nun ruhig weiter ſpielte, und bald hatte ich Alles um mich her vergeſſen. Der teufliſche Mephiſtopheles erſchien in ſeinem feuerfarbenen Mantel, das Hörnchen vor der Stirn, und Fauſt unterzeichnete mit ſeinem Blute den hölliſchen Vertrag:

„Vierundzwanzig Jahre ſollſt du mir dienen; dann will ich dein ſein mit Leib und Seele.“

Hierauf fuhren Beide in des Teufels Zaubermantel durch die Luft davon. Für Kasperle kam eine ungeheure Kröte mit Fledermausflügeln aus der Luft herab. „Auf dem hölliſchen Sperling ſoll ich nach Parma reiten?“ rief er, und als das Ding wackelnd mit dem Kopfe nickte, ſtieg er auf und flog den Beiden nach.

— — Ich hatte mich ganz hinten an die Wand geſtellt, wo ich beſſer über alle die Köpfe vor mir hinwegſehen konnte. Und jetzt rollte der Vorhang zum letzten Aufzug in die Höhe.

Endlich iſt die Friſt verſtrichen. Fauſt und Kasper ſind Beide wieder in ihrer Vaterſtadt. Kasper iſt Nachtwächter geworden; er geht durch die dunklen Straßen und ruft die Stunden ab:

„Hört ihr Herr'n und laßt euch ſagen,
Meine Frau hat mich geſchlagen;
Hüt't euch vor dem Weiberrock!
Zwölf iſt der Klock! Zwölf iſt der Klock!"

Von fern hört man eine Glocke Mitternacht ſchlagen. Da wankt Fauſt auf die Bühne; er verſucht zu beten; aber nur Heulen und Zähneklappern tönt aus ſeinem Halſe. Von oben ruft eine Donnerſtimme:

„Fauste, Fauste, in aeternum damnatus es!"

Eben fuhren in Feuerregen drei ſchwarzhaarige Teufel herab, um ſich des Armen zu bemächtigen, da fühlte ich eins der Bretter zu meinen Füßen ſich verſchieben. Als ich mich bückte, um es zurecht zu bringen, glaubte ich aus dem dunklen Raume unter mir ein Geräuſch zu hören; ich horchte näher hin; es klang wie das Schluchzen einer Kinderſtimme. — „Liſei!" dachte ich; „wenn es Liſei wäre!" Wie ein

Stein fiel meine ganze Unthat mir wieder auf's Gewiſſen; was kümmerte mich jetzt der Doctor Fauſt und ſeine Höllenfahrt!

Unter heftigem Herzklopfen drängte ich mich durch die Zuſchauer und ließ mich ſeitwärts an dem Brettergerüſt herabgleiten. Raſch ſchlüpfte ich in den darunter befindlichen Raum, in welchem ich an der Wand entlang ganz aufrecht gehen konnte; aber es war faſt dunkel, ſo daß ich mich an den überall untergeſtellten Latten und Balken ſtieß. „Liſei!“ rief ich. Das Schluchzen, das ich eben noch gehört hatte, wurde plötzlich ſtill; aber dort in dem tiefſten Winkel ſah ich etwas ſich bewegen. Ich taſtete mich weiter bis an das Ende das Raumes, und — da ſaß ſie, zuſammengekauert, das Köpfchen in den Schooß gedrückt.

Ich zupfte ſie am Kleide. „Liſei!“ ſagte ich leiſe, „biſt du es? Was machſt du hier?“

Sie antwortete nicht, ſondern begann wieder vor ſich hin zu ſchluchzen.

„Liſei!“ fragte ich wieder; „was fehlt dir? So ſprich doch nur ein einziges Wort!“

Sie hob den Kopf ein wenig. „Was ſoll i da red'n!" ſagte ſie; „du weißt's ja von ſelber, daß du den Wurſtl haſt verdreht."

„Ja, Liſei!" antwortete ich kleinlaut; „ich glaub' es ſelber, daß ich das gethan habe."

— „Ja, du! — Und i hab dir's doch g'ſagt!"

„Liſei, was ſoll ich thun?"

— „Nu, halt nix!"

„Aber was ſoll denn daraus werden?"

— „Nu, halt aa nix!" Sie begann wieder laut zu weinen. „Aber i, — wenn i z' Haus komm — da krieg i die Peitſch'n!"

„Du die Peitſche, Liſei!" — Ich fühlte mich ganz vernichtet. „Aber iſt dein Vater denn ſo ſtrenge?"

„Ach, mei gut's Vaterl!" ſchluchzte Liſei.

Alſo die Mutter! O wie ich, außer mir ſelber, dieſe Frau haßte, die immer mit ihrem Holzgeſichte an der Caſſe ſaß!

Von der Bühne hörte ich Kasperl, den zweiten, rufen: „Das Stück iſt aus! Komm Gret'l, laß uns Kehraus tanzen!" Und in demſelben Augenblicke begann auch über unſeren Köpfen das Scharren und Trappeln mit den Füßen, und bald polterte Alles von den Bänken herunter und drängte ſich dem Ausgange zu; zuletzt kam der Stadtmuſikus mit ſeinen Geſellen, wie ich aus den Tönen des Brummbaſſes hörte, mit dem ſie beim Fortgehen an den Wänden anſtießen. Dann allmälig wurde es ſtill, nur hinten auf der Bühne hörte man noch die Tendler'ſchen Eheleute mit einander reden und wirthſchaften. Nach einer Weile kamen auch ſie in den Zuſchauerraum; ſie ſchienen erſt an den Muſikantenpulten, dann an den Wänden die Lichter auszuputzen; denn es wurde allmälig immer finſterer.

„Wenn i nur wüßt', wo die Liſei abblieben iſt!" hörte ich Herrn Tendler zu ſeiner an der gegenüberliegenden Wand beſchäftigten Frau hinüberrufen.

„Wo ſollt' ſie ſein!" rief dieſe wieder; „'s iſt 'n ſtörrig Ding; ins Quartier wird ſie gelaufen ſein!"

„Frau," antwortete der Mann, „du biſt auch zu wüſt mit dem Kind geweſen; ſie hat doch halt ſo a weich's Gemüth!"

„Ei was," rief die Frau; „ihr' Straf' muß ſie hab'n; ſie weiß recht gut, daß die ſchöne Marionett' noch von mei'm Vater ſelig iſt! Du wirſt ſie nit wieder curiren, und der zweit' Kasper iſt doch halt nur ein Nothknecht!"

Die lauten Wechſelreden hallten in dem leeren Saale wieder. Ich hatte mich neben Liſei hingekauert; wir hatten uns bei den Händen gefaßt und ſaßen mäuschenſtille.

„G'ſchieht mir aber ſchon recht,“ begann wieder die Frau, die eben grade über unſeren Köpfen ſtand, „warum hab ich's gelitten, daß du das gotteslaͤſterlich' Stück heute wieder aufgeführt haſt! Mein Vater ſelig hat's nimmer wollen in ſeinen letzten Jahren!“

„Nu, nu, Reſel!“ rief Herr Tendler von der anderen Wand; „dein Vater war ein b'ſondrer Mann. Das Stück giebt doch allfort eine gute Caſſa; und ich mein', es iſt doch auch a Lehr' und Beiſpiel für die vielen Gottloſen in der Welt!“

„Iſt aber bei uns zum letzten Mal heut geb'n. Und nu red' mir nit mehr davon!“ erwiederte die Frau.

Herr Tendler ſchwieg. — Es ſchien jetzt nur noch ein Licht zu brennen, und die beiden Eheleute näherten ſich dem Ausgange.

„Liſei!“ flüſterte ich, „wir werden eingeſchloſſen.“

„Laß!“ ſagte ſie, „i kann nit; ich geh ni furt!“

„Dann bleib ich auch!“

— „Aber dei Vater und Mutter!“

„Ich bleib' doch bei dir!“

Jetzt wurde die Thür des Saales zugeſchlagen; dann ging's die Treppe hinab, und dann hörten wir, wie draußen auf der Straße die große Hausthür abgeſchloſſen wurde.

Da ſaßen wir denn. Wohl eine Viertelſtunde ſaßen wir ſo, ohne auch nur ein Wort mit einander zu reden. Zum Glück fiel mir ein, daß ſich noch zwei Heißewecken in meiner Taſche befanden, die ich für einen meiner Mutter abgebettelten Schilling auf dem Herwege gekauft und über all' dem Schauen ganz vergeſſen hatte. Ich ſteckte Liſei den einen in ihre kleinen Hände; ſie nahm ihn ſchweigend, als verſtehe es ſich von ſelbſt, daß ich das Abendbrod beſorge, und wir ſchmauſten eine Weile. Dann war auch das zu Ende. — Ich ſtand auf und ſagte: „Laß uns hinter die Bühne gehen; da wird's heller ſein; ich glaub', der Mond ſcheint draußen!“ Und Liſei ließ ſich geduldig durch die kreuz und quer ſtehenden Latten von mir in den Saal hinausleiten.

Als wir hinter der Verkleidung in den Bühnenraum geſchlüpft waren, ſchien dort vom Garten her das helle Mondlicht in die Fenſter.

An dem Drahtſeil, an dem am Vormittag nur die beiden Puppen gehangen hatten, ſah ich jetzt alle, die vorhin im Stücke aufgetreten waren. Da hing der Doctor Fauſt, mit ſeinem ſcharfen blaſſen Geſicht, der gehörnte Mephiſtopheles, die drei kleinen ſchwarzhaarigen Teufelchen, und dort neben der geflügelten Kröte waren auch die beiden Kasperls. Ganz ſtille hingen ſie da in der bleichen Mondſcheinbeleuchtung; faſt wie Verſtorbene kamen ſie mir vor. Der Hauptkasperl hatte zum Glück wieder ſeinen breiten Naſenſchnabel auf der Bruſt liegen, ſonſt hätte ich geglaubt, daß ſeine Blicke mich verfolgen müßten.

Nachdem Liſei und ich eine Weile, nicht wiſſend, was wir beginnen ſollten, an dem Theatergerüſte umhergeſtanden und geklettert waren, lehnten wir uns neben einander auf die Fenſterbank. — Es war Unwetter geworden; am Himmel, gegen den Mond ſtieg eine Wolkenbank empor; drunten im Garten konnte man die Blätter zu Haufen von den Bäumen wehen ſehen.

„Guck,“ ſagte Liſei nachdenklich, „wie's da aufi g'ſchwomma kimmt! Da kann mei alte gute Baſ' nit mehr vom Himm'l abi ſchaun.“

„Was für eine alte Baſ', Liſei?“ fragte ich.

— „Nu, wo i g'weſt bin, bis ſie halt g'ſtorb'n iſt.“

Dann blickten wir wieder in die Nacht hinaus. — Als der Wind gegen das Haus und auf die kleinen undichten Fenſterſcheiben ſtieß, fing hinter mir an dem Drahtſeil die ſtille Geſellſchaft mit ihren hölzernen Gliedern an zu klappern. Ich drehte mich unwillkürlich um und ſah nun, wie ſie, vom Zugwind bewegt, mit den Köpfen wackelten und die ſteifen Arm' und Beine durch einander regten. Als aber plötzlich der kranke Kasperl ſeinen Kopf zurückſchlug und mich mit ſeinen weißen Augen anſtierte, da dachte ich, es ſei doch beſſer, ein wenig an die Seite zu gehen.

Unweit vom Fenſter, aber ſo, daß die Couliſſen dort vor dem Anblick dieſer ſchwebenden Tänzer ſchützen mußten, ſtand die große Kiſte; ſie war offen; ein paar wollene Decken, vermuthlich zum Verpacken der Puppen beſtimmt, lagen nachläſſig darüberhin geworfen.

Als ich mich eben dorthin begeben hatte, hörte ich Liſei vom Fenſter her ſo recht aus Herzensgrunde gähnen.

„Biſt du müde, Liſei?" fragte ich.

„O, nei," erwiederte ſie, indem ſie ihre Aermchen feſt zuſammenſchränkte; „aber i frier' halt!"

Und wirklich, es war kalt geworden in dem großen leeren Raume, auch mich fror. „Komm hierher!" ſagte ich, „wir wollen uns in die Decken wickeln."

Gleich darauf ſtand Liſei bei mir und ließ ſich geduldig von mir in die eine Decke wickeln; ſie ſah aus wie eine Schmetterlingspuppe, nur daß oben noch das allerliebſte Geſichtchen herausguckte. „Weißt," ſagte ſie, und ſah mich mit zwei großen müden Augen an, „i ſteig' ins Kiſtl, da hält's warm!"

Das leuchtete auch mir ein; im Verhältniß zu der wüſten Umgebung winkte hier ſogar ein traulicher Raum, faſt wie ein dichtes Stübchen. Und bald ſaßen wir armen thörichten Kinder wohlverpackt und dicht an einander geſchmiegt in der hohen Kiſte. Mit Rücken und Füßen hatten wir uns gegen die Seitenwände geſtemmt; in der Ferne hörten wir die ſchwere Saalthür in den Falzen klappen; wir aber ſaßen ganz ſicher und behaglich.

„Friert dich noch, Liſei?“ fragte ich.

„Ka Bißerl!“

Sie hatte ihr Köpſchen auf meine Schulter ſinken laſſen; ihre Augen waren ſchon geſchloſſen. „Was wird mei gut's Vaterl — — —“ lallte ſie noch; dann hörte ich an ihren gleichmäßigen Athemzügen, daß ſie eingeſchlafen war.

Ich konnte von meinem Platze aus durch die oberen Scheiben des einen Fenſters ſehen. Der Mond war aus ſeiner Wolkenhülle wieder hervorgeſchwommen, in der er eine Zeit lang verborgen geweſen war; die alte Baſ' konnte jetzt wieder vom Himmel herunterſchauen, und ich denke wohl, ſie hat's recht gern gethan. Ein Streifen Mondlicht fiel auf das Geſichtchen, das nahe an dem meinen ruhte; die ſchwarzen Augenwimpern lagen wie ſeidene Franſen auf den Wangen, der kleine rothe Mund athmete leiſe, nur mitunter zuckte noch ein kurzes Schluchzen aus der Bruſt herauf; aber auch das verſchwand; die alte Baſ' ſchaute gar ſo mild vom Himmel. — Ich wagte mich nicht zu rühren. „Wie ſchön müßte es ſein," dachte ich, „wenn das Liſei deine Schweſter wäre, wenn ſie dann immer bei dir bleiben könnte!" Denn ich hatte keine Geſchwiſter, und wenn ich auch nach Brüdern kein Verlangen trug, ſo hatte ich mir doch oft das Leben mit einer Schweſter in meinen Gedanken ausgemalt, und konnte es nie begreifen, wenn meine Kameraden mit denen, die ſie wirklich beſaßen, in Zank und Schlägerei geriethen.

Ich muß über ſolchen Gedanken doch wohl eingeſchlafen ſein; denn ich weiß noch, wie mir allerlei wildes Zeug geträumt hat. Mir war, als ſäße ich mitten in dem Zuſchauerraum; die Lichter an den Wänden brannten, aber Niemand außer mir ſaß auf den leeren Bänken. Ueber meinem Kopfe, unter der Balkendecke des Saales, ritt Kasperl auf dem hölliſchen Sperling in der Luft herum und rief ein Mal über's andere: „Schlimm's Brüderl! Schlimm's Brüderl!" oder auch mit kläglicher Stimme: „Mein Arm! Mein Arm!"

Da wurde ich von einem Lachen aufgeweckt, das über meinem Kopfe erſchallte; vielleicht auch von dem Lichtſchein, der mir plötzlich in die Augen fiel. „Nun ſeh mir einer dieſes Vogelneſt!" hörte ich die

Stimme meines Vaters ſagen, und dann etwas barſcher: „Steig' heraus, Junge!“

Das war der Ton, der mich ſtets mechaniſch in die Höhe trieb. Ich riß die Augen auf und ſah meinen Vater und das Tendler'ſche Ehepaar an unſerer Kiſte ſtehen; Herr Tendler trug eine brennende Laterne in der Hand. Meine Anſtrengung, mich zu erheben, wurde indeſſen durch Liſei vereitelt, die, noch immer fortſchlafend, mit ihrer ganzen kleinen Laſt mir auf die Bruſt geſunken war. Als ſich aber jetzt zwei knochige Arme ausſtreckten, um ſie aus der Kiſte herauszuheben, und ich das Holzgeſicht der Frau Tendler ſich auf uns niederbeugen ſah, da ſchlug ich die Arme ſo ungeſtüm um meine kleine Freundin, daß ich dabei der guten Frau faſt ihren alten italieniſchen Strohhut vom Kopfe geriſſen hätte.

„Nu nu, Bub!“ rief ſie und trat einen Schritt zurück; ich aber, aus unſerer Kiſte heraus, erzählte mit geflügelten Worten, und ohne mich dabei zu ſchonen, was am Vormittag geſchehen war.

„Alſo, Madame Tendler,“ ſagte mein Vater, als ich mit meinem Bericht zu Ende war, und machte zugleich eine ſehr verſtändliche Handbewegung, „da könnten Sie es mir ja wohl überlaſſen, dieſes Geſchäft allein mit meinem Jungen abzumachen.“

„Ach ja, ach ja!“ rief ich eifrig, als wenn mir ſoeben der angenehmſte Zeitvertreib verheißen wäre.

Liſei war indeſſen auch erwacht und von ihrem Vater auf den Arm genommen worden. Ich ſah, wie ſie die Arme um ſeinen Hals ſchlang und ihm bald eifrig ins Ohr flüſterte, bald ihm zärtlich in die Augen ſah oder wie betheuernd mit dem Köpfchen nickte. Gleich darauf ergriff auch der Puppenſpieler die Hand meines Vaters. „Lieber Herr,“ ſagte er, „die Kinder bitten für einander. Mutter, du biſt ja auch nit gar ſo ſchlimm! Laſſen wir es diesmal halt dabei!“

Madame Tendler ſah indeß noch immer unbeweglich aus ihrem großen Strohhute. „Du magſt ſelb' ſchauen, wie du ohne den Kasperl fertig wirſt!“ ſagte ſie mit einem ſtrengen Blick auf ihren Mann.

In dem Antlitz meines Vaters ſah ich ein gewiſſes luſtiges Augenzwinkern, das mir Hoffnung machte, es werde das Unwetter diesmal ſo an mir vorüberziehen; und als er jetzt ſogar verſprach, am anderen Tage ſeine Kunſt zur Herſtellung des Invaliden aufzubieten und dabei Madame Tendler's italieniſcher Strohhut in die holdſeligſte Bewegung gerieth, da war ich ſicher, daß wir beiderſeits im Trocknen waren.

Bald marſchirten wir unten durch die dunklen Gaſſen, Herr Tendler mit der Laterne voran, wir Kinder Hand in Hand den Alten nach. — Dann: „Gut' Nacht, Paul! Ach, will i ſchlaf'n!“ Und weg war das Liſei; ich hatte gar nicht gemerkt, daß wir ſchon bei unſeren Wohnungen angekommen waren.

* * *

Am anderen Vormittage, als ich aus der Schule gekommen war, traf ich Herrn Tendler mit ſeinem Töchterchen ſchon in unſerer Werkſtatt. „Nun, Herr College,“ ſagte mein Vater, der eben das Innere der Puppe unterſuchte, „das ſollte denn doch ſchlimm zugehen, wenn wir zwei Mechanici den Burſchen hier nicht wieder auf die Beine brächten!“

„Gel', Vater,“ rief das Liſei, „da werd' aa die Mutter nit mehr brummin.“

Herr Tendler ſtrich zärtlich über das ſchwarze

Haar des Kindes; dann wendete er ſich zu meinem Vater, der ihm die Art der beabſichtigten Reparatur aus einander ſetzte. „Ach, lieber Herr," ſagte er, „ich bin kein Mechanikus, den Titel hab' ich nur ſo mit den Puppen überkommen; ich bin eigentlich meines Zeichens ein Holzſchnitzer aus Berchtesgaden. Aber mein Schwiegervater ſelig — Sie haben gewiß von ihm gehört — das war halt einer, und mein Reſerl hat noch allweg ihr klein's Gaudi, daß ſie die Tochter vom berühmten Puppenſpieler Geiſelbrecht iſt. Der hat auch die Mechanik in dem Kasperl da g'macht; ich hab' ihm derzeit nur's G'ſichtl ausgeſchnitten."

„Ei nun, Herr Tendler," erwiederte mein Vater, „das iſt ja auch ſchon eine Kunſt. Und dann — ſagt mir nur, wie war's denn möglich, daß Ihr Euch gleich zu helfen wußtet, als die Schandthat meines Jungen da ſo mitten in dem Stück zum Vorſchein kam?"

Das Geſpräch begann mir etwas unbehaglich zu werden; in Herrn Tendler's gutmüthigem Angeſichte aber leuchtete plötzlich die ganze Schelmerei des Puppenſpielers. „Ja, lieber Herr," ſagte er, „da hat man halt für ſolche Fäll' ſein Gſpaßerl in der Taſchen! Auch iſt da noch ſo ein Brudersſöhnerl, ein Wurſtl Nummer Zwei, der grad 'ne ſolche Stimm' hat, wie dieſer da!"

Ich hatte indeſſen die Liſei am Kleid gezupft und war glücklich mit ihr nach unſerem Garten entkommen. Hier unter der Linde ſaßen wir, die auch über uns Beide jetzt ihr grünes Dach ausbreitet; nur blühten damals nicht mehr die rothen Nelken auf den Beeten dort; aber ich weiß noch wohl, es war ein ſonniger Septembernachmittag. Meine Mutter kam aus ihrer Küche und begann ein Geſpräch mit dem Puppenſpielerkinde; ſie hatte denn doch auch ſo ihre kleine Neugierde.

Wie es denn heiße, fragte ſie, und ob es denn ſchon immer ſo von Stadt zu Stadt gefahren ſei? — — Ja, Liſei heiße es — ich hatte das meiner Mutter auch ſchon oft genug geſagt — aber dies ſei ſeine erſte Reiſ'; drum könne es auch das Hochdeutſch noch nit ſo völlig firti krieg'n. — — Ob es denn auch zur Schule gegangen ſei? — — Freili; es ſei ſcho zur Schul gang'n; aber das Nähen und Stricken habe es von ſeiner alten Baſ' gelernt; die habe auch ſo a Gärtl g'habt, da drin hätten ſie zuſammen auf dem Bänkerl geſeſſen; nun lerne es bei der Mutter, aber die ſei gar ſtreng!

Meine Mutter nickte beifällig. — Wie lange ihre Eltern denn wohl hier verweilen würden? fragte ſie das Liſei wieder. — — Ja, das wüßt es nit, das käme auf die Mutter an; doch pflegten ſie ſo ein vier Wochen am Ort zu bleiben. — — Ja, ob's denn auch ein warmes Mäntelchen für die Weiterreiſe habe? denn ſo im October würde es ſchon kalt auf dem offenen Wägelchen. — — Nun, meinte Liſei, ein Mäntelchen habe ſie ſchon, aber ein dünnes ſei es nur; es hab' ſie auch ſchon darin gefroren auf der Herreiſ'.

Und jetzt befand ſich meine gute Mutter auf dem Fleck, wonach ich ſie ſchon lange hatte zuſteuern ſehen. „Hör', kleine Liſei,“ ſagte ſie, „ich habe einen braven Mantel in meinem Schranke hängen, noch von den Zeiten her, da ich ein ſchlankes Mädchen war; ich bin aber jetzt herausgewachſen und habe keine Tochter, für die ich ihn noch zurechtſchneidern könnte. Komm nur morgen wieder, Liſei, da ſteckt ein warmes Mäntelchen für dich darin.“

Liſei wurde roth vor Freude und hatte im Umſehen meiner Mutter die Hand geküßt, worüber dieſe ganz verlegen wurde; denn du weißt, hier zu Lande verſtehen wir uns ſchlecht auf ſolche Narretheien! — Zum Glück kamen jetzt die beiden Männer aus der Werkſtatt. „Für diesmal gerettet,“ rief mein Vater; „aber!“ — — Der warnend gegen mich geſchüttelte Finger war das Ende meiner Buße.

Fröhlich lief ich ins Haus und holte auf Geheiß meiner Mutter deren großes Umſchlagetuch; denn, um den kaum Geneſenen vor dem zwar wohlgemeinten, aber immerhin unbequemen Zujauchzen der Gaſſenjugend zu bewahren, das ihn auf ſeinem Herwege begleitet hatte, wurde der Kasperl jetzt ſorgſam eingehüllt; dann nahm Liſei ihn auf den Arm, Herr Tendler das Liſei an der Hand und ſo, unter Dankesverſicherungen, zogen ſie vergnügt die Straße nach dem Schützenhof hinab.

* * *

Und nun begann eine Zeit des ſchönſten Kinderglückes. — Nicht nur am anderen Vormittage, ſondern auch an den folgenden Tagen kam das Liſei;

denn ſie hatte nicht abgelaſſen, bis ihr geſtattet worden, auch ſelbſt an ihrem neuen Mäntelchen zu nähen. Zwar war's wohl mehr nur eine Scheinarbeit, die meine Mutter in ihre kleinen Hände legte; aber ſie meinte doch, das Kind müßte recht ordentlich angehalten ſein. Ein paar Mal ſetzte ich mich daneben und las aus einem Bande von Weißens Kinderfreunde vor, den mein Vater einmal auf einer Auction für mich gekauft hatte, zum Entzücken Liſei's, der ſolche Unterhaltungsbücher noch unbekannt waren. „Das is' g'ſchickt!“ oder „Ei du, was geit's für Sachan auf der Welt!“ Dergleichen Worte rief ſie oft dazwiſchen und legte die Hände mit ihrer Näharbeit in den Schooß. Mitunter ſah ſie mich auch von unten mit ganz klugen Augen an und ſagte: „Ja, wenn's Geſchichtl nur nit derlog'n is!“ — Mir iſt's als hörte ich es noch heute.“

— — Der Erzähler ſchwieg, und in ſeinem ſchönen männlichen Antlitz ſah ich einen Ausdruck ſtillen Glückes, als ſei das Alles, was er mir erzählte, zwar vergangen, aber keineswegs verloren. Nach einer Weile begann er wieder.

„Meine Schularbeiten machte ich niemals beſſer, als in jener Zeit; denn ich fühlte wohl, daß das Auge meines Vaters mich ſtrenger als je überwachte und daß ich mir den Verkehr mit den Puppenſpielerleuten nur um den Preis eines ſtrengen Fleißes erhalten könne. „Es ſind reputirliche Leute, die Tendlers,“ hörte ich einmal meinen Vater ſagen; „der Schneiderwirth drüben hat ihnen auch heute ein ordentliches Stübchen eingeräumt; ſie zahlen jeden Morgen ihre Zeche; nur, meinte der Alte, ſei es leider blitzwenig, was ſie draufgehen ließen. — Und das,“ ſetzte mein Vater hinzu, „gefällt mir beſſer, als dem Herbergsvater; ſie mögen an den Nothpfennig denken, was ſonſt nicht die Art ſolcher Leute iſt.“ — — Wie gern hörte ich meine Freunde loben! Denn das waren ſie jetzt Alle; ſogar Madame Tendler nickte ganz vertraulich aus ihrem Strohhute, wenn ich — keiner Einlaßkarte mehr bedürftig — Abends an ihrer Caſſe vorbei in den Saal ſchlüpfte. — Und wie rannte ich jetzt Vormittags aus der Schule! Ich wußte wohl, zu Hauſe traf ich das Liſei entweder bei meiner Mutter in der Küche, wo ſie allerlei kleine Dienſte für ſie zu verrichten wußte, oder es ſaß auf der Bank im Garten, mit einem

Buche oder mit einer Näharbeit in der Hand. Und bald wußte ich ſie auch in meinem Dienſte zu beſchäftigen; denn nachdem ich mich genügend in den inneren Zuſammenhang der Sache eingeweiht glaubte, beabſichtigte ich nichts Geringeres, als nun auch meinerſeits ein Marionetten-Theater einzurichten. Vorläufig begann ich mit dem Ausſchnitzen der Puppen, wobei Herr Tendler, nicht ohne eine gutmüthige Schelmerei in ſeinen kleinen Augen, mir in der Wahl des Holzes und der Schnitzmeſſer mit Rath und Hülfe zur Hand ging; und bald ragte auch in der That eine mächtige Kasperle-Naſe aus dem Holzblöckchen in die Welt. Da aber andererſeits der Nankinganzug des „Wurſtl" mir zu wenig intereſſant erſchien, ſo mußte indeſſen das Liſei aus „Fetzeln", die wiederum der alte Gabriel hatte hergeben müſſen, gold- und ſilberbeſetzte Mäntel und Wämſer für Gott weiß welche andere künftige Puppen anfertigen. Mitunter trat auch der alte Heinrich mit ſeiner kurzen Pfeife aus der Werkſtatt zu uns, ein Geſelle meines Vaters, der, ſo lang ich denken konnte, zur Familie gehörte; er nahm mir dann wohl das Meſſer aus der Hand und gab durch ein paar

Schnitte dem Dinge hie und da den rechten Schick. Aber ſchon wollte meiner Phantaſie ſelbſt der Tendler'ſche Haupt- und Principalkaſperl nicht mehr genügen; ich wollte noch ganz etwas Anderes leiſten; für den meinigen erſann ich noch drei weitere, nie dageweſene und höchſt wirkungsvolle Gelenke, er ſollte ſeitwärts mit dem Kinne wackeln, die Ohren hin- und herbewegen und die Unterlippe auf- und abklappen können; und er wäre auch jedenfalls ein ganz unerhörter Prachtkerl geworden, wenn er nur nicht ſchließlich über all' ſeinen Gelenken ſchon in der Geburt zu Grunde gegangen wäre. Auch ſollte leider weder der Pfalzgraf Siegfried, noch irgend ein anderer Held des Puppenſpiels durch meine Hand zu einer fröhlichen Auferſtehung gelangen. — Beſſer glückte es mir mit dem Bau einer unterirdiſchen Höhle, in der ich an kalten Tagen mit Liſei auf einem Bänkchen zuſammenſaß und ihr bei dem ſpärlichen Lichte, das durch eine oben angebrachte Fenſterſcheibe fiel, die Geſchichten aus dem Weißeſchen Kinderfreunde vorlas, die ſie immer von Neuem hören konnte. Meine Kameraden neckten mich wohl und ſchalten mich einen Mädchenknecht, weil ich ſtatt wie ſonſt mit ihnen, jetzt mit der Puppenſpielertochter meine Zeit zubrachte. Mich kümmerte das wenig; wußte ich doch, es redete nur der Neid aus ihnen, und wo es mir zu arg wurde, da brauchte ich denn auch einmal ganz wacker meine Fäuſte.

— — Aber Alles im Leben iſt nur für eine Spanne Zeit. Die Tendlers hatten ihre Stücke durchgeſpielt; die Puppenbühne auf dem Schützenhofe wurde abgebrochen; ſie rüſteten ſich zum Weiterziehen.

Und ſo ſtand ich denn an einem ſtürmiſchen Octobernachmittage draußen vor unſerer Stadt auf dem hohen Haiderücken, ſah bald traurig auf den breiten Sandweg, der nach Oſten in die kahle Gegend hinausläuft, bald ſehnſüchtig nach der Stadt zurück, die in Dunſt und Nebel in der Niederung lag. Und da kam es herangetrabt, das kleine Wägelchen mit den zwei hohen Kiſten darauf und dem munteren braunen Pferde in der Gabeldeichſel. Herr Tendler ſaß jetzt vorn auf einem Brettchen, hinter ihm Liſei in dem neuen warmen Mäntelchen neben ihrer Mutter. — Ich hatte ſchon vor der Herberge von ihnen Abſchied genommen; dann aber war ich vorausgelaufen, um ſie Alle noch einmal zu ſehen und um

Liſei, wozu ich von meinem Vater die Erlaubniß erhalten hatte, den Band von Weißens Kinderfreunde als Angedenken mitzugeben; auch eine Düte mit Kuchen hatte ich um einige erſparte Sonntags-Sechslinge für ſie eingehandelt. — „Halt! Halt!“ rief ich jetzt und ſtürzte von meinem Haidehügel auf das Fuhrwerk zu. — Herr Tendler zog die Zügel an, der Braune ſtand, und ich reichte Liſei meine kleinen Geſchenke in den Wagen, die ſie neben ſich auf den Stuhl legte. Als wir uns aber, ohne ein Wort zu ſagen, an beiden Händen griffen, da brachen wir armen Kinder in ein lautes Weinen aus. Doch in demſelben Augenblicke peitſchte auch ſchon Herrr Tendler auf ſein Pferdchen. „Ade, mein Bub! Bleib' brav, und dank' aa no ſchön bei'm Vaterl und bei'm Mutterl!“

„Ade! Ade!“ rief das Liſei; das Pferdchen zog an, das Glöckchen an ſeinem Halſe bimmelte; ich fühlte die kleinen Hände aus den meinen gleiten, und fort fuhren ſie, in die weite Welt hinaus.

Ich war wieder am Rande des Weges emporgeſtiegen, und blickte unverwandt dem Wägelchen nach, wie es durch den ſtäubenden Sand dahinzog. Immer ſchwächer hörte ich das Gebimmel des Glöckchens; einmal noch ſah ich ein weißes Tüchelchen um die Kiſten flattern; dann allmälig verlor es ſich mehr in den grauen Herbſtnebeln. — Da fiel es plötzlich wie eine Todesangſt mir auf das Herz: du ſiehſt ſie nimmer, nimmer wieder! — — „Liſei!“ ſchrie ich, „Liſei!“ — Als aber deſſen ungeachtet, vielleicht wegen einer Biegung der Landſtraße, der nur noch im Nebel ſchwimmende Punkt jetzt völlig meinen Augen entſchwand, da rannte ich wie unſinnig auf dem Wege hinterdrein. Der Sturm riß mir die Mütze vom Kopfe, meine Stiefel füllten ſich mit Sand; aber ſo weit ich laufen mochte, ich ſah nichts Anderes, als die öde baumloſe Gegend und den kalten grauen Himmel, der darüber ſtand. — Als ich endlich bei einbrechender Dunkelheit zu Hauſe wieder angelangt war, hatte ich ein Gefühl, als ſei die ganze Stadt indeſſen ausgeſtorben. Es war eben der erſte Abſchied meines Lebens.

Wenn in den nun folgenden Jahren der Herbſt wiederkehrte, wenn die Krammetsvögel durch die Gärten unſerer Stadt flogen, und drüben vor der Schneiderherberge die erſten gelben Blätter von den

Lindenbäumen wehten, dann ſaß' ich wohl manches Mal auf unſerer Bank und dachte, ob nicht endlich einmal das Wägelchen mit dem braunen Pferde wie damals wieder die Straße heraufgebimmelt kommen würde.

Aber ich wartete umſonſt; das Liſei kam nicht wieder.

Es war um zwölf Jahre ſpäter. — Ich hatte nach der Rechenmeiſterſchule, wie es damals manche Handwerkerſöhne zu thun pflegten, auch noch die Quarta unſerer Gelehrtenſchule durchgemacht und war dann bei meinem Vater in die Lehre getreten. Auch dieſe Zeit, in der ich mich, außer meinem Handwerk, vielfach mit dem Leſen guter Bücher beſchäftigte, war vorübergegangen. Jetzt, nach dreijähriger Wanderſchaft, befand ich mich in einer mitteldeutſchen Stadt. Es war ſtreng katholiſch dort, und in dem Punkte verſtanden ſie keinen Spaß; wenn man vor ihren Proceſſionen, die mit Geſang und Heiligenbildern durch die Straßen zogen, nicht ſelbſt den Hut abnahm, ſo wurde er einem auch wohl herunter geſchlagen; ſonſt aber waren es gute Leute. — Die Frau Meiſterin, bei der ich in Arbeit ſtand, war eine Wittwe, deren Sohn gleich mir in der Fremde arbeitete, um die nach den Zunftgeſetzen vorgeſchriebenen Wanderjahre bei der ſpäteren Bewerbung um das Meiſterrecht nachweiſen zu können. Ich hatte es gut in dieſem Hauſe; die Frau that mir, wovon ſie wünſchen mochte, daß es in der Ferne andere Leute an ihrem Kinde thun möchten, und bald war unter uns das Vertrauen ſo gewachſen, daß das Geſchäft ſo gut wie ganz in meinen Händen lag. — Jetzt ſteht unſer Joſeph dort bei ihrem Sohn in Arbeit, und die Alte, ſo hat er oft geſchrieben, hätſchelt mit ihm, als wäre ſie die leibhaftige Großmutter zu dem Jungen. — — Nun, damals ſaß ich eines Sonntagnachmittags mit meiner Frau Meiſterin in der Wohnſtube, deren Fenſter der Thür des großen Gefangenhauſes gegenüberlagen. Es war im Januar; das Thermometer ſtand zwanzig Grade unter Null; draußen auf der Gaſſe war kein Menſch zu ſehen; mitunter kam der Wind pfeifend von den nahen Bergen herunter und jagte kleine Eisſtücke klingend über das Straßenpflaſter.

„Da behagt'n warmes Stübchen und'n heißes Schälchen Kaffee," ſagte die Meiſterin, indem ſie mir die Taſſe zum dritten Male vollſchenkte.

Ich war ans Fenſter getreten. Meine Gedanken gingen in die Heimath; nicht zu lieben Menſchen, die hatte ich dort nicht mehr, das Abſchiednehmen hatte ich jetzt gründlich gelernt. Meiner Mutter war mir noch vergönnt geweſen ſelbſt die Augen zuzudrücken; vor einigen Wochen hatte ich nun auch den Vater verloren, und bei dem damals noch ſo langwierigen Reiſen hatte ich ihn nicht einmal zu ſeiner Ruheſtatt begleiten können. Aber die väterliche Werkſtatt wartete auf den Sohn ihres heimgegangenen Meiſters. Indeß, der alte Heinrich war noch da und konnte mit Genehmigung der Zunftmeiſter die Sache ſchon eine kurze Zeit lang aufrecht halten; und ſo hatte ich denn auch meiner guten Meiſterin verſprochen, noch ein paar Wochen bis zum Eintreffen ihres Sohnes bei ihr auszuhalten. Aber Ruhe hatte ich nicht mehr, das friſche Grab meines Vaters duldete mich nicht länger in der Fremde.

In dieſen Gedanken unterbrach mich eine ſcharfe ſcheltende Stimme drüben von der Straße her. Als ich aufblickte, ſah ich das ſchwindſüchtige Geſicht des Gefängnißinſpectors ſich aus der halb geöffneten Thür des Gefangenhauſes hervorrecken; ſeine erhobene Fauſt drohte einem jungen Weibe, das, wie es ſchien, faſt mit Gewalt in dieſe ſonſt gefürchteten Räume einzudringen ſtrebte.

„Wird wohl was Liebes drinnen haben,“ ſagte die Meiſterin, die von ihrem Lehnſtuhle aus ebenfalls dem Vorgange zugeſehen hatte; „aber der alte Sünder drüben hat kein Herz für die Menſchheit.“

„Der Mann thut wohl nur ſeine Pflicht, Frau Meiſterin,“ ſagte ich, noch immer in meinen eigenen Gedanken.

„Ich möcht' nicht ſolche Pflicht zu thun haben,“ erwiederte ſie, und lehnte ſich faſt zornig in ihren Stuhl zurück.

Drüben war indeß die Thür des Gefangenhauſes zugeſchlagen, und das junge Weib, nur mit einem kurzen wehenden Mäntelchen um die Schultern und einem ſchwarzen Tüchelchen um den Kopf geknotet, ging langſam die übereiſ'te Straße hinab. — Die Meiſterin und ich waren ſchweigend auf unſerem Platz geblieben; ich glaube — denn auch meine Theilnahme war jetzt erweckt —, es war uns Beiden, als ob wir helfen müßten und nur nicht wüßten, wie.

Als ich eben vom Fenſter zurücktreten wollte, kam das Weib wieder die Straße herauf. Vor der Thür des Gefangenhauſes blieb ſie ſtehen und ſetzte zögernd einen Fuß auf den zur Schwelle führenden Treppenſtein; dann aber wandte ſie den Kopf zurück, und ich ſah ein junges Antlitz, deſſen dunkle Augen mit dem Ausdruck rathloſeſter Verlaſſenheit über die leere Gaſſe ſtreiften; ſie ſchien doch nicht den Muth zu haben, noch einmal der drohenden Beamtenfauſt entgegenzutreten. Langſam und immer wieder nach der geſchloſſenen Thür zurückblickend, ſetzte ſie ihren Weg fort; man ſah es deutlich, ſie wußte ſelbſt nicht, wohin. Als ſie jetzt aber an der Ecke der Gefangenanſtalt in das nach der Kirche hinaufführende Gäßchen einbog, riß ich unwillkürlich meine Mütze vom Thürhaken, um ihr nachzugehen.

„Ja, ja, Paulſen, das iſt das Rechte!“ ſagte die gute Meiſterin; „geht nur, ich werde derweil den Kaffee wieder heiß ſetzen!“

Es war grimmig kalt, als ich aus dem Hauſe trat; Alles ſchien wie ausgeſtorben; von dem Berge, der am Ende der Straße die Stadt überragt, ſah faſt drohend der ſchwarze Tannenwald herab; vor den Fenſterſcheiben der meiſten Häuſer ſaßen die weißen Eisgardinen; denn nicht Jeder hatte, wie meine Meiſterin, die Gerechtigkeit von fünf Klaftern Holz auf ſeinem Hauſe. — Ich ging durch das Gäßchen nach dem Kirchenplatz; und dort vor dem großenhölzernen Crucifixe auf der gefrorenen Erde lag das junge Weib, den Kopf geſenkt, die Hände in den Schooß gefaltet. Ich trat ſchweigend näher; als ſie aber jetzt zu dem blutigen Antlitz des Gekreuzigten aufblickte, ſagte ich: „Verzeiht mir, wenn ich Eure Andacht unterbreche; aber Ihr ſeid wohl fremd in dieſer Stadt?“

Sie nickte nur, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Ich möchte Euch helfen,“ begann ich wieder; „ſagt mir nur, wohin Ihr wollt!“

„I weiß nit mehr, wohin,“ ſagte ſie tonlos und ließ das Haupt wieder auf ihre Bruſt ſinken.

„Aber in einer Stunde iſt es Nacht; in dieſem Todtenwetter könnt Ihr nicht länger auf der offenen Straße bleiben!

„Der liebi Gott wird helfen,“ hörte ich ſie leiſe ſagen.

„Ja, ja,“ rief ich, „und ich glaube faſt, er hat mich ſelbſt zu Euch geſchickt!“

Es war, als habe der ſtärkere Klang meiner Stimme ſie erweckt; denn ſie erhob ſich und trat zögernd auf mich zu; mit vorgeſtrecktem Halſe näherte ſie ihr Geſicht mehr und mehr dem meinen, und ihre Blicke drangen auf mich ein, als ob ſie mich damit erfaſſen wollte. „Paul!“ rief ſie plötzlich, und wie ein Jubelruf flog das Wort aus ihrer Bruſt — „Paul! ja di ſchickt mir der liebi Gott!“

Wo hatte ich meine Augen gehabt! Da hatte ich es ja wieder, mein Kindsgeſpiel, das kleine Puppenſpieler-Liſei! Freilich, eine ſchöne ſchlanke Jungfrau war es geworden, und auf dem ſonſt ſo lachenden Kindergeſicht lag jetzt, nachdem der erſte Freudenſtrahl darüberhin geflogen, der Ausdruck eines tiefen Kummers.

„Wie kommſt du ſo allein hierher, Liſei?“ fragte ich. „Was iſt geſchehen? wo iſt denn dein Vater?“

„Im Gefängniß, Paul.“

„Dein Vater, der gute Mann! — Aber komm

mit mir; ich ſtehe hier bei einer braven Frau in Arbeit; ſie kennt dich, ich habe ihr oft von dir erzählt.“

Und Hand in Hand, wie einſt als Kinder, gingen wir nach dem Hauſe meiner guten Meiſterin, die uns ſchon vom Fenſter aus entgegenſah. „Das Liſei iſt's!“ rief ich, als wir in die Stube traten, „denkt Euch, Frau Meiſterin, das Liſei!“

Die gute Frau ſchlug die Hände über ihre Bruſt zuſammen. „Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns! das Liſei! — alſo ſo hat's ausgeſchaut! — Aber,“ fuhr ſie fort, „wie kommſt denn du mit dem alten Sünder da zuſammen?“ — und ſie wies mit dem ausgeſtreckten Finger nach dem Gefangenhauſe drüben — „der Paulſen hat mir doch geſagt, daß du ehrlicher Leute Kind biſt!“

Gleich darauf aber zog ſie das Mädchen weiter in die Stube hinein und drückte ſie in ihren Lehnſtuhl nieder, und als jetzt Liſei ihre Frage zu beantworten anfing, hielt ſie ihr ſchon eine dampfende Taſſe Kaffee an die Lippen.

„Nun trink einmal,“ ſagte ſie, „und komm erſt wieder zu dir; die Händchen ſind dir ja ganz verklommen.“

Und das Liſei mußte trinken, wobei ihr zwei helle Thränen in die Taſſe rollten, und dann erſt durfte ſie erzählen.

Sie ſprach jetzt nicht, wie einſt und wie vorhin in der Einſamkeit ihres Kummers, in dem Dialekt ihrer Heimath, nur ein leichter Anflug war ihr davon geblieben; denn waren ihre Eltern auch nicht mehr bis an unſere Küſte hier hinabgekommen, ſo hatten ſie ſich doch meiſtens in dem mittleren Deutſchland aufgehalten. Schon vor einigen Jahren war die Mutter geſtorben. „Verlaß den Vater nicht!“ das hatte ſie der Tochter im letzten Augenblicke noch ins Ohr geflüſtert, „ſein Kindesherz iſt zu gut für dieſe Welt.“

Liſei brach bei dieſer Erinnerung in heftiges Weinen aus; ſie wollte nicht einmal von der aufs Neue vollgeſchenkten Taſſe trinken, mit der die Meiſterin ihre Thränen zu ſtillen gedachte, und erſt nach einer ziemlichen Weile konnte ſie weiter berichten.

Gleich nach dem Tode der Mutter war es ihre erſte Arbeit geweſen, an deren Stelle ſich die Frauenrollen in den Puppenſpielen von ihrem Vater einlernen zu laſſen. Dazwiſchen waren die Beſtattungsfeierlichkeiten beſorgt und die erſten Seelenmeſſen für die Todte geleſen; dann, das friſche Grab hinter ſich laſſend, waren Vater und Tochter wiederum ins Land hineingefahren und hatten, wie vorhin, ihre Stücke abgeſpielt, den verlorenen Sohn, die heilige Genovefa und wie ſie ſonſt noch heißen mochten.

So waren ſie geſtern auf der Reiſe in ein großes Kirchdorf gekommen, wo ſie ihre Mittagsraſt gehalten hatten. Auf der harten Bank vor dem Tiſche, an welchem ſie ihr beſcheidenes Mahl verzehrten, war Vater Tendler ein halbes Stündchen in einen feſten Schlaf geſunken, während Liſei draußen die Fütterung ihres Pferdes beſorgt hatte. Kurz darauf, in wollene Decken wohlverpackt, waren ſie aufs Neue in die grimmige Winterkälte hinausgefahren.

„Aber wir kamen nit weit,“ erzählte Liſei; „gleich hinterm Dorf iſt ein Landreiter auf uns zugeritten und hat gezetert und gemordio't. Aus dem Tiſchkaſten ſollt' dem Wirth ein Beutel mit Geld geſtohlen ſein, und mein unſchuldigs Vaterl war doch allein in der Stube dort geweſen! Ach, wir haben kei

Heimath, kei Freund, kei Ehr; es kennt uns Niemand nit!“

„Kind, Kind,“ ſagte die Meiſterin, indem ſie zu mir hinüberwinkte, „verſündige dich auch nicht!“

Ich aber ſchwieg, denn Liſei hatte ja nicht Unrecht mit ihrer Klage. — Sie hatten in das Dorf zurückgemußt; das Fuhrwerk mit Allem, was darauf geladen, war vom Schulzen dort zurückgehalten worden; der alte Tendler aber hatte die Weiſung erhalten, den Weg zur Stadt neben dem Pferde des Landreiters herzutraben. Liſei, von dem Letzteren mehrfach zurückgewieſen, war in einiger Entfernung hinterher gegangen, in der Zuverſicht, daß ſie wenigſtens, bis der liebe Gott die Sache aufkläre, das Gefängniß ihres Vaters werde theilen können. Aber — auf ihr ruhte kein Verdacht; mit Recht hatte der Inſpector ſie als eine Zudringliche von der Thür gejagt, die auf ein Unterkommen in ſeinem Hauſe nicht den geringſten Anſpruch habe.

Liſei wollte das zwar noch immer nicht begreifen; ſie meinte, das ſei ja härter als alle Strafe, die ſpäter doch gewiß den wirklichen Spitzbuben noch ereilen würde; aber, fügte ſie gleich hinzu, ſie wolle ihm auch ſo harte Straf' nit wünſchen, wenn nur die Unſchuld von ihrem guten Vaterl an den Tag komme; ach, der werd's gewiß nit überleben!

Ich beſann mich plötzlich, daß ich ſowohl dem alten Corporal da drüben, als auch dem Herrn Criminalcommiſſarius eigentlich ein unentbehrlicher Mann ſei; denn dem Einen hielt ich ſeine Spinnmaſchinen in Ordnung, dem Anderen ſchärfte ich ſeine koſtbaren Federmeſſer; durch den Einen konnte ich wenigſtens Zutritt zu dem Gefangenen erhalten, bei dem Anderen konnte ich ein Leumundszeugniß für Herrn Tendler ablegen und ihn vielleicht zur Beſchleunigung der Sache veranlaſſen. Ich bat Liſei, ſich zu gedulden, und ging ſofort in das Gefangenhaus hinüber.

Der ſchwindſüchtige Inſpector ſchalt auf die unverſchämten Weiber, die immer zu ihren ſpitzbübiſchen Männern oder Vätern in die Zellen wollten. Ich aber verbat mir in Betreff meines alten Freundes ſolche Titel, ſo lange ſie ihm nicht durch das Gericht „von Rechts wegen" beigelegt ſeien, was, wie ich ſicher wiſſe, nie geſchehen werde; und endlich, nach einigem Hin- und Widerreden, ſtiegen wir zuſammen die breite Treppe nach dem Oberbau hinauf.

In dem alten Gefangenhauſe war auch die Luft gefangen, und ein widerwärtiger Dunſt ſchlug uns entgegen, als wir oben durch den langen Corridor ſchritten, von welchem aus zu beiden Seiten Thür an Thür in die einzelnen Gefangenzellen führte. An einer derſelben, faſt zu Ende des Ganges, blieben wir ſtehen; der Inſpector ſchüttelte ſein großes Schlüſſelbund, um den rechten herauszufinden; dann knarrte die Thür und wir traten ein.

In der Mitte der Zelle, mit dem Rücken gegen uns, ſtand die Geſtalt eines kleinen mageren Mannes, der nach dem Stückchen Himmel hinaufzublicken ſchien, das grau und trübſelig durch ein oben in der Mauer angebrachtes Fenſter auf ihn herabdämmerte. An ſeinem Haupte bemerkte ich ſogleich die kleinen abſtehenden Haarſpieße; nur hatten ſie, wie jetzt draußen die Natur, ſich in die Farbe des Winters gekleidet. Bei unſerem Eintritt wandte der kleine Mann ſich um.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Tendler?“ fragte ich.

Er ſah flüchtig nach mir hin. „Nein, lieber Herr,“ erwiederte er, „hab' nicht die Ehre.“

Ich nannte ihm den Namen meiner Vaterſtadt und ſagte: „Ich bin der unnütze Junge, der Ihnen damals Ihren kunſtreichen Kasperl verdrehte!“

„O, ſchad't nichts, gar nichts!“ erwiederte er verlegen und machte mir einen Diener; „iſt lange ſchon vergeſſen.“

Er hatte offenbar nur halb auf mich gehört; denn ſeine Lippen bewegten ſich, als ſpräche er zu ſich ſelber von ganz anderen Dingen.

Da erzählte ich ihm, wie ich vorhin ſein Liſei aufgefunden habe, und jetzt erſt ſah er mich mit offenen Augen an. „Gott Dank! Gott Dank!“ ſagte er und faltete die Hände. „Ja, ja, das kleine Liſei und der kleine Paul, die ſpielten derzeit mit einander! — Der kleine Paul! Seid Ihr der kleine Paul! O, i glaub's Euch ſchon; das herzige Gſichtl von dem friſchen Bubn, das ſchaut da no heraus!“ Er nickte mir ſo innig zu, daß die weißen Haarſpießchen auf ſeinem Kopfe bebten. „Ja, ja, da drunten an der See bei Euch; wir ſind nit wieder hinkommen; das war no gute Zeit dermal; da war aa noch mein Weib, die Tochter vom großen Geiſelbrecht dabei! „„Joſeph!““ pflegte ſie zu ſagen, „„wenn nur die Menſchen aa ſo Dräht' an ihre Köpf' hätten, da könnt'ſt du aa mit ihne firti werdn!"" — Hätt' ſie nur heute noch gelebt, ſie hätten mich nicht eingeſperrt. Du lieber Gott; ich bin kein Dieb, Herr Paulſen."

Der Inſpector, der draußen vor der angelehnten Thür im Gange auf- und abging, hatte ſchon ein paar Mal mit ſeinem Schlüſſelbunde geraſſelt. Ich ſuchte den alten Mann zu beruhigen und bat ihn, ſich bei ſeinem erſten Verhöre auf mich zu berufen, der ich hier bekannt und wohl geachtet ſei.

Als ich wieder zu meiner Meiſterin in die Stube trat, rief dieſe mir entgegen: „Das iſt ein trotzigs Mädel, Paulſen; da helft mir nur gleich ein wenig; ich hab' ihr die Kammer zum Nachtquartier geboten; aber ſie will fort, in die Bettelherberg' oder Gott weiß wohin!"

Ich fragte Liſei, ob ſie ihre Päſſe bei ſich habe.

„Mein Gott, die hat der Schulz im Dorf uns abgenommen!"

„So wird kein Wirth dir ſeine Thür aufmachen," ſagte ich, „das weißt du ſelber wohl."

Sie wußte es freilich, und die Meiſterin ſchüttelte ihr vergnügt die Hände. „Ich denk' wohl," ſagte ſie, „daß du dein eignes Köpſchen haſt; der da hat mir's haarklein erzählt, wie Ihr zuſammen in der Kiſte habt geſeſſen; aber ſo leicht wärſt du doch nicht von mir fortgekommen!"

Das Liſei ſah etwas verlegen vor ſich nieder; dann aber fragte ſie mich haſtig aus nach ihrem Vater. Nachdem ich ihr Beſcheid gegeben hatte, erbat ich mir ein paar Bettſtücke von der Meiſterin, nahm von den meinigen noch etwas hinzu, und trug es ſelbſt hinüber in die Zelle des Gefangenen, wozu ich vorhin von dem Inſpector die Erlaubniß erhalten hatte. — So konnten wir, als nun die Nacht herankam, hoffen, daß im warmen Bette und auf dem beſten Ruhekiſſen, das es in der Welt giebt, auch unſeren alten Freund in ſeiner öden Kammer ein ſanfter Schlaf erquicken werde.

* * *

Am anderen Vormittage, als ich eben, um zum Herrn Criminalcommiſſarius zu gehen, auf die Straße trat, kam von drüben der Inſpector in ſeinen Morgenpantoffeln auf mich zugeſchritten. „Ihr habt Recht gehabt, Paulſen," ſagte er mit ſeiner gläſernen Stimme, „für dies Mal iſt's kein Spitzbube geweſen; den richtigen haben ſie ſoeben eingebracht; Euer Alter wird noch heute entlaſſen werden."

Und richtig, nach einigen Stunden öffnete ſich die Thür des Gefangenhauſes, und der alte Tendler wurde von der commandirenden Stimme des Inſpectors zu uns hinübergewieſen. Da das Mittagseſſen eben aufgetragen war, ſo ruhte die Meiſterin nicht, bis auch er ſeinen Platz am Tiſche eingenommen hatte; aber er berührte die Speiſen kaum, und wie ſie ſich auch um ihn bemühen mochte, er blieb wortkarg und in ſich gekehrt neben ſeiner Tochter ſitzen; nur mitunter bemerkte ich, wie er deren Hand nahm und ſie zärtlich ſtreichelte. Da hörte ich draußen vom Thore her ein Glöckchen bimmeln; ich kannte es ganz genau, aber es läutete mir weit her aus meiner Kinderzeit.

„Liſei!" ſagte ich leiſe.

„Ja, Paul, ich hör' es wohl."

Und bald ſtanden wir Beide draußen vor der Hausthür. Siehe, da kam es die Straße herab, das

Wägelchen mit den beiden hohen Kiſten, wie ich daheim es mir ſo oft gewünſcht hatte. Ein Bauerburſche ging nebenher mit Zügel und Peitſche in der Hand; aber das Glöckchen bimmelte jetzt am Halſe eines kleinen Schimmels.

„Wo iſt das Braunchen geblieben?“ fragte ich Liſei.

„Das Braunchen,“ erwiederte ſie, „das iſt uns eines Tags vor'm Wagen hingefallen; der Vater hat ſogleich den Thierarzt aus dem Dorf geholt; aber es hat nimmer leben können.“

Bei dieſen Worten ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen.

„Was fehlt dir, Liſei?“ fragte ich; „es iſt ja nun doch Alles wieder gut!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Mein Vaterl gefallt mir nit; er iſt ſo ſtill; die Schand', er verwind't es nit.“

— — Und Liſei hatte mit ihren treuen Tochteraugen recht geſehen. Als kaum die Beiden in einem kleinen Gaſthauſe untergebracht waren, und der Alte ſchon ſeine Pläne zur Weiterfahrt entwarf — denn hier wollte er jetzt nicht vor die Leute treten — da zwang ihn ein Fieber, im Bett zu bleiben! Bald mußten wir einen Arzt holen, und es entwickelte ſich ein längeres Krankenlager. In Beſorgniß, daß ſie dadurch in Noth gerathen könnten, bot ich Liſei meine Geldmittel zur Hülfe an; aber ſie ſagte: „I nimm's ja gern von dir; doch ſorg nur nit, wir ſind nit gar ſo karg.“ Da blieb mir denn nichts Anderes zu thun, als in der Nachtwache mit ihr zu wechſeln, oder, als es dem Kranken beſſer ging, am Feierabend ein Stündchen an ſeinem Bett zu plaudern.

So war die Zeit meiner Abreiſe herangenaht, und mir wurde das Herz immer ſchwerer. Es that mir faſt weh, das Liſei anzuſehen; denn bald fuhr es ja auch mit ſeinem Vater von hier wieder in die weite Welt hinaus. Wenn ſie nur eine Heimath gehabt hätten! Aber wo waren ſie zu finden, wenn ich Gruß und Nachricht zu ihnen ſenden wollte! Ich dachte an die zwölf Jahre ſeit unſerem erſten Abſchied; — ſollte wieder ſo lange Zeit vergehen, oder am Ende gar das ganze Leben?

„Und grüß mir aa dein Vaterhaus, wenn du heimkommſt!“ ſagte Liſei, da ſie am letzten Abend mich an die Hausthür begleitet hatte. „Ich ſeh's mit mein' Augen, das Bänkerl vor der Thür, die Lind' im Gartl; ach, i vergiß es nimmer; ſo lieb hab ich's nit wieder g'funden in der Welt!"

Als ſie das ſagte, war es mir, als leuchte aus dunkler Tiefe meine Heimath zu mir auf; ich ſah die zärtlichen Augen meiner Mutter, das feſte ehrliche Antlitz meines Vaters. „Ach Liſei," ſagte ich, „wo iſt denn jetzt mein Vaterhaus! es iſt ja Alles öd' und leer."

Liſei antwortete nicht; ſie gab mir nur die Hand und blickte mich mit ihren guten Augen an.

Da war mir, als hörte ich die Stimme meiner Mutter ſagen: „Halte dieſe Hand feſt, und kehre mit ihr zurück, ſo haſt du deine Heimath wieder!" — und ich hielt die Hand feſt und ſagte: „Kehr' du mit mir zurück, Liſei, und laß uns zuſammen verſuchen, ein neues Leben in das leere Haus zu bringen, ein ſo gutes, wie es die geführt haben, die ja auch dir einſt lieb geweſen ſind!"

„Paul," rief ſie, „was meinſt du? I verſteh di nit."

Aber ihre Hand zitterte heftig in der meinen, und ich bat nur: „Ach, Liſei, verſteh' mich doch!"

Sie ſchwieg einen Augenblick. „Paul,“ ſagte ſie dann, „i kann nit von mei'm Vaterl gehen.“

„Der muß ja mit uns, Liſei! Im Hinterhauſe, die beiden Stübchen, die jetzt leer ſtehen, da kann er wohnen und wirthſchaften; der alte Heinrich hat ſein Kämmerchen dicht daneben.“

Liſei nickte. „Aber, Paul, wir ſind landfahrende Leut'. Was werden ſie ſagen bei dir daheim?“

„Sie werden mächtig reden, Liſei!“

„Und du haſt nit Furcht davor?“

Ich lachte nur dazu.

„Nun,“ ſagte Liſei, und wie ein Glockenlaut ſchlug es aus ihrer Stimme, „wenn du ſie haſt, — i hab ſchon di Kuraſchi!“

„Aber thuſt du's denn auch gern?“

— „Ja, Paul, wenn i's nit gern thät',“ — und ſie ſchüttelte ihr braunes Köpfchen gegen mich — „gel', da thät' i's nimmermehr!“ —

„Und, mein Junge,“ unterbrach ſich hier der Erzähler, „wie einen bei ſolchen Worten ein Paar ſchwarze Mädchenaugen anſehen, das ſollſt du nun noch lernen, wenn du erſt ein Stieg Jahre weiter biſt!“

„Ja, ja," dachte ich, „zumal ſo ein Paar Augen, die einen See ausbrennen können!"

„Und nicht wahr," begann Paulſen wieder, „nun weißt du auch nachgerade, wer das Liſei iſt?"

„Das iſt die Frau Paulſen!" erwiederte ich. „Als ob ich das nicht längſt gemerkt hätte! Sie ſagt ja noch immer „nit" und hat auch noch die ſchwarzen Augen unter den fein gepinſelten Augenbrauen."

Mein Freund lachte, während ich mir im Stillen vornahm, die Frau Paulſen, wenn wir in's Haus zurückkämen, doch einmal recht darauf anzuſehen, ob noch das Puppenſpieler-Liſei in ihr zu erkennen ſei. — „Aber," fragte ich, „wo iſt denn der alte Herr Tendler hingekommen?"

„Mein liebes Kind," erwiederte mein Freund, „wohin wir ſchließlich Alle kommen. Drüben auf dem grünen Kirchhof ruht er neben unſerem alten Heinrich; aber es iſt noch Einer mehr in ſein Grab mit hineingekommen, der andere kleine Freund aus meiner Kinderzeit. Ich will dir's wohl erzählen; nur laß uns ein wenig hinausgehen; meine Frau könnte nachgerade einmal nach uns ſehen wollen, und ſie ſoll die Geſchichte doch nicht wieder hören.“

Paulſen ſtand auf, und wir gingen auf den Spazierweg hinaus, der auch hier hinter den Gärten der Stadt entlang führt. Nur wenige Leute kamen uns entgegen; denn es war ſchon um die Vesperzeit.

„Siehſt du“ — begann Paulſen ſeine Erzählung wieder — „der alte Tendler war derzeit mit unſerem Verſpruch gar wohl zufrieden; er gedachte meiner Eltern, die er einſt gekannt hatte, und er faßte auch zu mir Vertrauen. Ueberdies war er des Wanderns müde; ja, ſeit es ihn in die Gefahr gebracht hatte, mit den verworfenſten Vagabunden verwechſelt zu werden, war in ihm die Sehnſucht nach einer feſten Heimath immer mehr heraufgewachſen. Meine gute Meiſterin zwar zeigte ſich nicht ſo einverſtanden; ſie fürchtete, bei allem guten Willen möge doch das Kind des umherziehenden Puppenſpielers nicht die rechte Frau für einen ſeßhaften Handwerksmann abgeben. — Nun, ſie iſt ſeit lange ſchon bekehrt worden!

— — Und ſo war ich denn nach kaum acht Tagen wieder hier, von den Bergen an die Nordſeeküſte, in unſerer alten Vaterſtadt. Ich nahm mit Heinrich die Geſchäfte rüſtig in die Hand und richtete zugleich die beiden leer ſtehenden Zimmer im Hinterhauſe für den Vater Joſeph ein. — Vierzehn Tage weiter — es ſtrichen eben die Düfte der erſten Frühlingsblumen über die Gärten — da kam es die Straße heraufgebimmelt. „Meiſter, Meiſter,“ rief der alte Heinrich, „ſie kommen, ſie kommen!“ Und da hielt ſchon das Wägelchen mit den zwei hohen Kiſten vor unſerer Thür. Das Liſei war da, der Vater Joſeph war da, Beide mit munteren Augen und rothen Wangen; und auch das ganze Puppenſpiel zog mit ihnen ein; denn ausdrückliche Bedingung war es, daß dies den Vater Joſeph auf ſein Altentheil begleiten ſolle. Das kleine Fuhrwerk wurde in den nächſten Tagen ſchon verkauft.

Dann hielten wir die Hochzeit; ganz in der Stille; denn Blutsfreunde hatten wir weiter nicht am Ort; nur der Hafenmeiſter, mein alter Schulkamerad, war als Trauzeuge mit zugegen. Liſei war, wie ihre Eltern, katholiſch; daß aber das ein Hinderniß für unſere Ehe ſein könne, iſt uns niemals eingefallen. In den erſten Jahren reiſte ſie wohl zur öſterlichen Beichte nach unſerer Nachbarſtadt; wo, wie du weißt, eine katholiſche Gemeinde iſt; nachher hat ſie ihre Kümmerniſſe nur noch ihrem Mann gebeichtet.

Am Hochzeitsmorgen legte Vater Joſeph zwei Beutel vor mir auf den Tiſch, einen größeren mit alten Harzdritteln, einen kleinen voll Kremnitzer Ducaten.

„Du haſt nit danach fragt, Paul!“ ſagte er. „Aber ſo völlig arm is doch mein' Liſei dir nit zubracht. Nimm's! i brauch's allfurt nit mehr.“ —

Das war der Sparpfennig, von dem mein Vater einſt geſprochen, und er kam jetzt ſeinem Sohne beim Neubeginn ſeines Geſchäfts zu ganz gelegener Zeit. Freilich hatte Liſei's Vater damit ſein ganzes Vermögen hingegeben und ſich ſelbſt der Fürſorge ſeiner Kinder anvertraut; aber er war dabei nicht müßig; er ſuchte ſeine Schnitzmeſſer wieder hervor und wußte ſich bei den Arbeiten in der Werkſtatt nützlich zu machen.

Die Puppen nebſt dem Theater-Apparat waren in einem Verſchlage auf dem Boden des Nebenhauſes untergebracht. Nur an Sonntagnachmittagen holte er bald die eine, bald die andere in ſein Stübchen herunter, revidirte die Drähte und Gelenke und putzte oder beſſerte dies und jenes an denſelben. Der alte Heinrich ſtand dann mit ſeiner kurzen Pfeife neben ihm und ließ ſich die Schickſale der Puppen erzählen, von denen faſt jede ihre eigene Geſchichte hatte; ja, wie es jetzt herauskam, der ſo wirkungsvoll geſchnitzte Kasper hatte einſt für ſeinen jungen Verfertiger ſogar den Brautwerber um Liſei's Mutter abgegeben. Mitunter wurden zur beſſeren Veranſchaulichung der einen oder anderen Scene auch wohl die Drähte in Bewegung geſetzt; Liſei und ich haben oftmals draußen an den Fenſtern geſtanden, die ſchon aus grünem Weinlaub gar traulich auf den Hof hinausſchauten; aber die alten Kinder drin waren meiſt ſo in ihr Spiel vertieft, daß ihnen erſt durch unſer Beifallklatſchen die Gegenwart der Zuſchauer bemerklich wurde. — — Als das Jahr weiter rückte, fand Vater Joſeph eine andere Beſchäftigung; er nahm den Garten unter ſeine Obhut, er pflanzte und erntete, und am Sonntage wandelte er, ſauber angethan, zwiſchen den Rabatten auf und ab, putzte an den Roſenbüſchen oder band Nelken und Levkojen an ſeine ſelbſtgeſchnitzte Stäbchen.

So lebten wir einig und zufrieden; mein Geſchäft hob ſich mehr und mehr. Ueber meine Heirath hatte unſere gute Stadt ſich ein paar Wochen lebhaft ausgeſprochen; da aber faſt Alle über die Unvernunft meiner Handlungsweiſe einig waren, und dem Geſpräche ſo die gedeihliche Nahrung des Widerſpruches vorenthalten blieb, ſo hatte es ſich bald ſelber ausgehungert.

Als es dann abermals Winter wurde, holte Vater Joſeph an den Sonntagen auch wieder die Puppen aus ihrem Verſchlage herunter, und ich dachte nicht anders, als daß in ſolchem ſtillen Wechſel der Beſchäftigung ihm auch künftig die Jahre hingehen würden. Da trat er eines Morgens mit gar ernſthaftem Geſichte zu mir in die Wohnſtube, wo ich eben allein an meinem Frühſtück ſaß. „Schwiegerſohn,“ ſagte er, nachdem er ſich wie verlegen ein paar Mal mit der Hand durch ſeine weißen Haarſpießchen gefahren war, „ich kann's doch nit wohl länger anſehen, daß ich alleweil ſo das Gnadenbrod an Euerm Tiſch ſoll eſſen.“

Ich wußte nicht, wo das hinaus ſollte, aber ich fragte ihn, wie er auf ſolche Gedanken komme; er ſchaffe ja mit in der Werkſtatt, und wenn mein Geſchäft jetzt einen größeren Gewinn abwerfe, ſo ſei dies weſentlich der Zins ſeines eigenen Vermögens, das er an unſerem Hochzeitsmorgen in meine Hand gelegt habe.

Er ſchüttelte den Kopf. Das reiche Alles nicht; aber eben jenes kleine Vermögen habe er zum Theil einſt in unſerer Stadt gewonnen; das Theater ſei ja noch vorhanden, und die Stücke habe er auch alle noch im Kopfe.

Da merkte ich's denn wohl, der alte Puppenſpieler ließ ihm keine Ruhe; ſein Freund, der gute Heinrich, genügte ihm nicht mehr als Publicum, er mußte einmal wieder öffentlich vor verſammeltem Volke ſeine Stücke aufführen.

Ich ſuchte es ihm auszureden; aber er kam immer wieder darauf zurück. Ich ſprach mit Liſei, und am Ende konnten wir nicht umhin, ihm nachzugeben. Am liebſten hätte nun freilich der alte Mann geſehen, wenn Liſei wie vor unſerer Verheirathung die Frauenrollen in ſeinen Stücken geſprochen hätte; aber wir waren übereingekommen, ſeine dahin zielenden Anſpielungen nicht zu verſtehen; für die Frau eines Bürgers und Handwerksmeiſters wollte ſich das denn doch nicht ziemen.

Zum Glück — oder, wie man will, zum Unglück — war derzeit ein ganz reputirliches Frauenzimmer in der Stadt, die einſt bei einer Schauſpielertruppe als Souffleuſe gedient hatte und daher in derlei Dingen nicht unbewandert war. Dieſe — Kröpel-Lieſchen nannten ſie die Leute von wegen ihrer Kreuzlahmheit — ging ſofort auf unſer Anerbieten ein, und bald entwickelte ſich am Feierabend und an den Sonntagnachmittagen die lebhafteſte Thätigkeit in Vater Joſeph's Stübchen. Während vor dem einen Fenſter der alte Heinrich an den Gerüſtſtücken des Theaters zimmerte, ſtand vor dem anderen zwiſchen friſch angemalten Couliſſen, die von der Zimmerdecke herunterhingen, der alte Puppenſpieler und exercirte mit Kröpel-Lieſchen eine Scene nach der anderen. Sie ſei ein dreimal gewürztes Frauenzimmer, verſicherte er ſtets nach ſolcher Probe; nicht einmal die Liſei hab' es ſo ſchnell capirt; nur mit dem Singen ginge es nit gar ſo ſchön; ſie grunze mit ihrer Stimme immer in der Tiefe, was für die ſchöne Suſanne, die das Lied zu ſingen habe, nicht eben harmonirlich ſei.

Endlich war der Tag der Aufführung feſtgeſetzt. Es ſollte Alles möglichſt reputirlich vor ſich gehen; nicht auf dem Schützenhofe, ſondern auf dem Rathhausſaale, wo auch die Primaner um Michaelis ihre Redeübungen hielten, ſollte jetzt der Schauplatz ſein; und als am Sonnabend-Nachmittage unſere guten Bürger ihr friſches Wochenblättchen aus einander falteten, ſprang ihnen in breiten Lettern die Anzeige in die Augen:

„Morgen Sonntag Abend ſieben Uhr auf dem Rathhausſaale Marionetten-Theater des Mechanikus Joſeph Tendler hieſelbſt.

Die ſchöne Suſanna, Schauſpiel mit Geſang in vier Aufzügen.“

Es war aber damals in unſerer Stadt nicht mehr die harmloſe ſchauluſtige Jugend aus meinen Kinderjahren; die Zeiten des Koſakenwinters lagen dazwiſchen, und namentlich war unter den Handwerkslehrlingen eine arge Zügelloſigkeit eingeriſſen; die früheren Liebhaber unter den Honoratioren aber hatten ihre Gedanken jetzt auf andere Dinge. Dennoch wäre vielleicht Alles gut gegangen, wenn nur der ſchwarze Schmidt und ſeine Jungen nicht geweſen wären.“

Ich fragte Paulſen, wer das ſei; denn ich hatte niemals von einem ſolchen Menſchen in unſerer Stadt gehört.

„Das glaub' ich wohl," erwiederte er, „der ſchwarze Schmidt iſt ſchon vor Jahren im Armenhaus verſtorben; damals aber war er Meiſter gleich mir; nicht ungeſchickt, aber lüderlich in ſeiner Arbeit wie im Leben; der ſparſame Verdienſt des Tages wurde Abends im Trunk und Kartenſpiel verthan. Schon gegen meinen Vater hatte er einen Haß gehabt, nicht allein, weil deſſen Kundſchaft die ſeinige bei Weitem überſtieg, ſondern ſchon aus der Jugend her, wo er deſſen Nebenlehrling geweſen und wegen eines ſchlechten Streiches gegen ihn vom Meiſter fortgejagt worden war. Seit dem Sommer hatte er Gelegenheit gefunden, dieſe Abneigung in erhöhtem Maße auch auf mich auszudehnen; denn bei der damals hier neu errichteten Kattunfabrik war, trotz ſeiner eifrigen Bemühung um dieſelbe, die Arbeit an den Maſchinen allein mir übertragen worden, in Folge deſſen er und ſeine beiden Söhne, die bei dem Vater in Arbeit ſtanden und dieſen an wüſtem Treiben wo möglich überboten, ſchon nicht verfehlt hatten, mir ihren Verdruß durch allerlei Neckereien kund zu geben. Ich hatte indeſſen jetzt keine Gedanken an dieſe Menſchen.

So war der Abend der Aufführung herangekommen. Ich hatte noch an meinen Büchern zu ordnen und habe, was geſchah, erſt ſpäter durch meine Frau und Heinrich erfahren, welche zugleich mit unſerem Vater nach dem Rathhausſaale gingen.

Der erſte Platz dort war faſt gar nicht, der zweite nur mäßig beſetzt geweſen; auf der Gallerie aber hatte es Kopf an Kopf geſtanden. — Als man vor dieſem Publicum das Spiel begonnen, war anfänglich Alles in der Ordnung vorgegangen; die alte Lieſchen hatte ihren Part feſt und ohne Anſtoß hingeredet. — Dann aber kam das unglückſelige Lied! Sie bemühte ſich vergebens, ihrer Stimme einen zarteren Klang zu geben; wie Vater Joſeph vorhin geſagt hatte, ſie grunzte wirklich in der Tiefe. Plötzlich rief eine Stimme von der Gallerie: „Höger up, Kröpel-Lieſchen! Höger up!“ Und als ſie, dieſem Rufe gehorſam, die unerreichbaren Discanttöne zu erklettern ſtrebte, da ſcholl ein raſendes Gelächter durch den Saal.

Das Spiel auf der Bühne ſtockte, und zwiſchen den Couliſſen heraus rief die bebende Stimme des alten Puppenſpielers: „Meine Herrſchaft'n, i bitt g'wegentlich um Ruhe!" Kasperl, den er eben an ſeinen Drähten in der Hand hielt und der mit der ſchönen Suſanna eine Scene hatte, ſchlenkerte krampfhaft mit ſeiner kunſtvollen Naſe.

Neues Gelächter war die Antwort. „Kasperl ſoll ſingen!" — „Ruſſiſch! Schöne Minka, ich muß ſcheiden!" — „Hurrah für Kasperl!" — „Nichts doch; Kasperl ſein' Tochter ſoll ſingen!" — „Ja wohl, wiſcht euch's Maul! Die iſt Frau Meiſterin geworden, die thut's halt nimmermehr!"

So ging's noch eine Weile durch einander. Auf einmal flog, in wohlgezieltem Wurfe, ein großer Pflaſterſtein auf die Bühne. Er hatte die Drähte des Kasperl getroffen; die Figur entglitt der Hand ihres Meiſters und fiel zu Boden.

Vater Joſeph ließ ſich nicht mehr halten. Trotz Liſei's Bitten hat er gleich darauf die Puppenbühne betreten. — Donnerndes Händeklatſchen, Gelächter, Fußtrampeln empfing ihn, und es mag ſich freilich ſeltſam genug präſentirt haben, wie der alte Mann, mit dem Kopf oben in den Suffiten, unter lebhaftem Händearbeiten ſeinem gerechten Zorne Luft zu machen ſuchte. — Plötzlich unter allem Tumult fiel der Vorhang; der alte Heinrich hatte ihn herabgelaſſen.

— — Mich hatte indeß zu Hauſe bei meinen Büchern eine gewiſſe Unruhe befallen; ich will nicht ſagen, daß mir Unheil ahnte, aber es trieb mich dennoch fort, den Meinigen nach. — Als ich die Treppe zum Rathhausſaal hinaufſteigen wollte, drängte eben die ganze Menge von oben mir entgegen. Alles ſchrie und lachte durch einander. „Hurrah! Kasper is dod; Lott is dod. Die Kamedie iſt zu End'!" — Als ich aufſah, erblickte ich die ſchwarzen Geſichter der Schmidt-Jungen über mir. Sie waren augenblicklich ſtill und rannten an mir vorbei zur Thür hinaus; ich aber hatte für mich jetzt die Gewißheit, wo die Quelle dieſes Unfugs zu ſuchen war.

Oben angekommen, fand ich den Saal faſt leer. Hinter der Bühne ſaß mein alter Schwiegervater wie gebrochen auf einem Stuhl und hielt mit beiden Händen ſein Geſicht bedeckt. Liſei, die auf den Knieen vor ihm lag, richtete ſich, da ſie mich gewahrte, lang-

BAYERISCHE STAATS-

ſam auf. „Nun, Paul," fragte ſie, mich traurig anſehend, „haſt du noch die Kuraſchi?"

Aber ſie mußte wohl in meinen Augen geleſen haben, daß ich ſie noch hatte; denn bevor ich noch antworten konnte, lag ſie ſchon an meinem Halſe. „Laß uns nur feſt zuſammenhalten, Paul!" ſagte ſie leiſe.

— — Und, ſiehſt du! Damit und mit ehrlicher Arbeit ſind wir durchgekommen.

— — Als wir am anderen Morgen aufgeſtanden waren, da fanden wir jenes Schimpfwort „Pole Poppenſpäler" — denn ein Schimpfwort ſollte es ja ſein — mit Kreide auf unſere Hausthür geſchrieben. Ich aber habe es ruhig ausgewiſcht, und als es dann ſpäter noch ein paar Mal an öffentlichen Orten wieder lebendig wurde, da habe ich einen Trumpf darauf geſetzt; und weil man wußte, daß ich nicht ſpaße, ſo iſt es danach ſtill geworden. — — Wer dir es jetzt geſagt hat, der wird nichts Böſes damit gemeint haben; ich will ſeinen Namen auch nicht wiſſen.

Unſer Vater Joſeph aber war ſeit jenem Abend nicht mehr der Alte. Vergebens zeigte ich ihm die unlautere Quelle jenes Unfugs und daß derſelbe ja mehr gegen mich, als gegen ihn gerichtet geweſen ſei. Ohne unſer Wiſſen hatte er bald darauf alle ſeine Marionetten auf eine öffentliche Auction gegeben, wo ſie zum Jubel der anweſenden Jungen und Trödelweiber um wenige Schillinge verſteigert waren; er wollte ſie niemals wiederſehen. — Aber das Mittel dazu war ſchlecht gewählt; denn als die Frühlingsſonne erſt wieder in die Gaſſen ſchien, kam von den verkauften Puppen eine nach der anderen aus den dunklen Häuſern an das Tageslicht. Hier ſaß ein Mädchen mit der heiligen Genoveſa auf der Hausthürſchwelle, dort ließ ein Junge den Doctor Fauſt auf ſeinem ſchwarzen Kater reiten; in einem Garten in der Nähe des Schützenhofes hing eines Tages der Pfalzgraf Siegfried neben dem hölliſchen Sperling als Vogelſcheuche in einem Kirſchbaume. Unſerem Vater that die Entweihung ſeiner Lieblinge ſo weh, daß er zuletzt kaum noch Haus und Garten bei uns verlaſſen mochte. Ich ſah es deutlich, daß dieſer übereilte Verkauf an ſeinem Herzen nagte, und es gelang mir, die eine und die andere Puppe zurückzukaufen; aber als ich ſie ihm brachte, hatte er keine Freude daran; das Ganze war ja überdies zerſtört. Und, ſeltſam, trotz aller aufgewendeten Mühe konnte ich nicht erfahren, in welchem Winkel ſich die werthvollſte Figur von allen, der kunſtreiche Kasperl verborgen hatte. Und was war ohne ihn die ganze Puppenwelt!

Aber vor einem anderen, ernſteren Spiele ſollte bald der Vorhang fallen. Ein altes Bruſtleiden war bei unſerem Vater wieder aufgewacht, ſein Leben neigte ſich augenſcheinlich zu Ende. Geduldig und voll Dankbarkeit für jeden kleinen Liebesdienſt lag er auf ſeinem Bette. „Jà, ja," ſagte er lächelnd und hob ſo heiter ſeine Augen gegen die Bretterdecke des Zimmers, als ſähe er durch dieſelbe ſchon in die ewigen Fernen des Jenſeits, „es is ſcho richtig g'weſ'n: mit den Menſchen hab' ich nit immer könne firti werdn; da droben mit den Engeln wird's halt beſſer gehen; und — auf alle Fäll', Liſei, i find' ja doch die Mutter dort."

— — Der gute kindliche Mann ſtarb; Liſei und ich, wir haben ihn bitterlich vermißt; auch der alte Heinrich, der ihm nach wenigen Jahren folgte, ging an ſeinen noch übrigen Sonntagnachmittagen umher, als wiſſe er mit ſich ſelber nicht wohin, als wolle er zu einem, den er doch nicht finden könne.

Den Sarg unſeres Vaters bedeckten wir mit allen Blumen des von ihm ſelbſt gepflegten Gartens; ſchwer von Kränzen wurde er auf den Kirchhof hinausgetragen, wo unweit von der Umfaſſungsmauer das Grab bereitet war. Als man den Sarg hinabgelaſſen hatte, trat unſer alter Propſt an den Rand der Gruft und ſprach ein Wort des Troſtes und der Verheißung; er war meinen ſeligen Eltern ſtets ein treuer Freund und Rather geweſen; ich war von ihm confirmirt, Liſei und ich von ihm getraut worden. Ringsum auf dem Kirchhofe war es ſchwarz von Menſchen; man ſchien von dem Begräbniſſe des alten Puppenſpielers noch ein ganz beſonderes Schauſpiel zu erwarten. — Und etwas Beſonderes geſchah auch wirklich; aber es wurde nur von uns bemerkt, die wir der Gruft zunächſt ſtanden. Liſei, die an meinem Arme mit hinausgegangen war, hatte eben krampfhaft meine Hand gefaßt, als jetzt der alte Geiſtliche dem Brauche gemäß den bereit geſtellten Spaten ergriff und die erſte Erde auf den Sarg hinabwarf. Dumpf klang es aus der Gruft zurück. „Von der Erden biſt du genommen,“ erſcholl jetzt das Wort des Prieſters; aber kaum war es geſprochen, als ich von der Umfaſſungsmauer her über die Köpfe der Menſchen etwas auf uns zufliegen ſah. Ich meinte erſt, es ſei ein großer Vogel; aber es ſenkte ſich und fiel gerade in die Gruft hinab. Bei einem flüchtigen Umblick — denn ich ſtand etwas erhöht auf der aufgeworfenen Erde — hatte ich einen der Schmidt-Jungen ſich hinter die Kirchhofmauer ducken und dann davonlaufen ſehen, und ich wußte plötzlich, was geſchehen war. Liſei hatte einen Schrei an meiner Seite ausgeſtoßen, unſer alter Propſt hielt wie unſchlüſſig den Spaten zum zweiten Wurfe in den Händen. Ein Blick in das Grab beſtätigte meine Ahnung: oben auf dem Sarge, zwiſchen den Blumen und der Erde, die zum Theil ſie ſchon bedeckte, da hatte er ſich hingeſetzt, der alte Freund aus meiner Kinderzeit, Kasperl, der kleine luſtige Allerweltskerl. — Aber er ſah jetzt gar nicht luſtig aus; ſeinen großen Naſenſchnabel hatte er traurig auf die Bruſt geſenkt; der eine Arm mit dem kunſtreichen Daumen war gegen den Himmel ausgeſtreckt, als ſolle er verkünden, daß, nachdem alle Puppenſpiele ausgeſpielt, da droben nun ein anderes Stück beginnen werde.

Ich ſah das Alles nur auf einen Augenblick, denn ſchon warf der Propſt die zweite Scholle in die Gruft: „Und zur Erde wieder ſollſt du werden!“ — Und wie es von dem Sarg hinabrollte, ſo fiel auch Kasperl aus ſeinen Blumen in die Tiefe und wurde von der Erde überdeckt.

Dann mit dem letzten Schaufelwurfe erklang die tröſtliche Verheißung: „Und von der Erden ſollſt du auferſtehen!“

Als das Vaterunſer geſprochen war, und die Menſchen ſich verlaufen hatten, trat der alte Propſt zu uns, die wir noch immer in die Grube ſtarrten. „Es hat eine Ruchloſigkeit ſein ſollen,“ ſagte er, indem er liebreich unſere Hände faßte. „Laßt uns es anders nehmen! In ſeiner Jugendzeit, wie Ihr es mir erzähltet, hat der ſelige Mann die kleine Kunſtfigur geſchnitzt, und ſie hat einſt ſein Eheglück begründet; ſpäter, ſein ganzes Leben lang, hat er durch ſie, am Feierabend nach der Arbeit, gar manches Menſchenherz erheitert, auch manches Gott und den

Menſchen wohlgefällige Wort der Wahrheit dem kleinen Narren in den Mund gelegt; — ich habe ſelbſt der Sache einmal zugeſchaut, da Ihr noch Beide Kinder waret. — Laßt nun das kleine Werk ſeinem Meiſter folgen; das ſtimmt gar wohl zu den Worten unſerer heiligen Schrift! Und ſeid getroſt; denn die Guten werden ruhen von ihrer Arbeit."

— Und ſo geſchah es. Still und friedlich gingen wir nach Hauſe; den kunſtreichen Kasperl aber und unſeren guten Vater Joſeph haben wir niemals wiedergeſehen.

— — Alles das — ſetzte nach einer Weile mein Freund hinzu — hat uns manches Weh bereitet; aber geſtorben ſind wir beiden jungen Leute nicht daran. Nicht lange nachher wurde unſer Joſeph uns geboren, und wir hatten nun Alles, was zu einem vollen Menſchenglück gehört. An jene Vorgänge aber werde ich noch jetzt Jahr um Jahr durch den älteſten Sohn des ſchwarzen Schmidt erinnert. Er iſt einer jener ewig wandernden Handwerksgeſellen geworden, die, verlumpt und verkommen, ihr elendes Leben von den Geſchenken friſten, die nach Zunftgebrauch auf ihre Anſprache die Handwerksmeiſter ihnen zu verabreichen haben. Auch meinem Hauſe geht er nie vorbei.“

Mein Freund ſchwieg und blickte vor ſich in das Abendroth, das dort hinter den Bäumen des Kirchhofs ſtand; ich aber hatte ſchon eine Zeit lang über der Gartenpforte, der wir uns jetzt wieder näherten, das freundliche Geſicht der Frau Paulſen nach uns ausblicken ſehen. „Hab ich's nit denkt!“ rief ſie, als wir nun zu ihr traten. „Was habt Ihr wieder für ein Langes abzuhandeln? Aber nun kommt ins Haus! Die Gottesgab' ſteht auf dem Tiſch; der Hafenmeiſter is auch ſchon da; und ein Brief vom Joſeph und der alt' Meiſterin! — — Aber was ſchauſt mi denn ſo an, Bub?“

Der Meiſter lächelte. „Ich hab' ihm was verrathen, Mutter. Er will nun ſehen, ob du auch richtig noch das kleine Puppenſpieler-Liſei biſt!“

„Ja freili!“ erwiederte ſie, und ein Blick voll Liebe flog zu ihrem Mann hinüber. „Schau nur richti zu; Bub! Und wenn du es nit kannſt find'n, — der da, der weiß es gar genau!“

Und der Meiſter legte ſchweigend ſeinen Arm um ſie. Dann gingen wir ins Haus zur Feier ihres Hochzeitstages. —

Es waren prächtige Leute, der Paulſen und ſein Puppenſpieler-Liſei.

Nachwort.

Als bei Begründung der Zeitſchrift „Deutſche Jugend“ auch meine Mitarbeiterſchaft gewünſcht wurde, vermochte ich, ungeachtet meiner Theilnahme für das ſo reich ausgeſtattete Unternehmen, dem Verlangen der Herren Herausgeber nach einer novelliſtiſchen Arbeit erſt nach geraumer Zeit zu genügen.

Die Schwierigkeit der „Jugendſchriftſtellerei“ war in ihrer ganzen Größe vor mir aufgeſtanden. „Wenn du für die Jugend ſchreiben willſt,“ — in dieſem Paradoxon formulirte es ſich mir — „ſo darfſt du nicht für die Jugend ſchreiben! — Denn es iſt unkünſtleriſch, die Behandlung eines Stoffes ſo oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publicum denkſt.“

Durch dieſe Betrachtungsweiſe aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beſchränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publicum und nur ſeinen inneren Erforderniſſen gemäß behandelt, gleichwohl, wie für den reifen Menſchen, ſo auch für das Verſtändniß und die Theilnahme der Jugend geeignet war.

Endlich wurde die vorſtehende Erzählung geſchrieben. — Ob nun darin die aufgeſtellte Theorie auch praktiſch bethätigt worden, oder, wenn dies auch im Weſentlichen, ob nicht im Einzelnen hie und da die Phantaſie mir einen Streich geſpielt, ſo daß ich unbewußt dem zunächſt beſtimmten jungen Hörerkreiſe beim Erzählen gegenüber geſeſſen habe, — Beides wird der geneigte Leſer beſſer als der Verfaſſer ſelbſt zu beurtheilen im Stande ſein.

Ein paar nicht eben erhebliche Stellen, welche in der Jugendzeitung, wenn auch unter Zuſtimmung des Verfaſſers, ſo doch nach deſſen Ueberzeugung ohne zureichenden Grund, unterdrückt wurden, ſind in dem vorſtehenden Abdruck wieder hergeſtellt.

Waldwinkel.

(1874.)

Ueber dem Dache des Rathhauſes, das zugleich die Wohnung des ſtädtiſchen Bürgermeiſters bildete, kreuzten die erſten Schwalben in der Frühjahrsſonne; auf der Vorſtraße ſtanden die „Bürgermeiſtersbuben" und ſuchten vergebens die Königin der Luft mit den Lehmkugeln ihres Puſtrohrs zu erreichen. Drinnen aber in ſeinem Geſchäfts- und Arbeitszimmer ſaß der Geſtrenge ſelbſt, der außer dem genannten Amte auch das eines Gerichtsdirectors und Polizeimeiſters in ſeiner Perſon vereinigte, vertieft in ein dickes Actenfascikel, nicht achtend des heiteren Glanzes, der durch die Fenſter zu ihm hereinſtrömte. Da wurde draußen flüchtig an die Thür gepocht, und auf das verdroſſene „Herein" des Beamten trat ein brauner ſtattlicher Mann über die Schwelle, der indeß die erſte Hälfte der Vierziger ſchon erreicht haben mochte.

Der Bürgermeiſter erhob das rothe behagliche

Geſicht aus ſeinen Acten, warf einen flüchtigen Blick auf den Eintretenden und ſagte, als er die feinere Kleidung deſſelben bemerkt hatte, mit einer runden Handbewegung: „Wollen Sie gefälligſt Platz nehmen; ich werde gleich zu Ihren Dienſten ſein.“ Dann ſteckte er den Kopf wieder in die Acten.

Der Andere aber war einen Schritt näher getreten. „Biſt du jetzt immer ſo fleißig, Fritz?“ ſagte er. „Du litteſt ehemals nicht an dieſer Krankheit.“

Der Bürgermeiſter fuhr empor, hakte die Brille von der Naſe und ſtarrte den Sprecher aus ſeinen kleinen gutmüthigen Augen an. „Richard, du biſt es!“ rief er. „Mein Gott, wie gut du mich noch kennſt! Und doch, mein Scheitel iſt kahl und der Reſt des Haares grau geworden! Ja, ja, ein ſolches Bürgermeiſteramt!“

Die kleine, beleibte Geſtalt war hinter dem Actentiſch hervorgekommen. Voll Erſtaunen blickte er in das Antlitz des ihn faſt um Kopfeshöhe überragenden Freundes: „Das,“ ſagte er und tätſchelte mit ſeiner kurzen Hand über das noch glänzend braune Haar deſſelben, „das iſt natürlich nur Perrücke; aber die Augen, dieſe unnatürlich jungen Augen, das ſind doch wohl noch die echten, alten aus unſeren luſtigen Tagen!“

Der Gaſt ließ lächelnd dieſen Strom des Geplauders über ſich ergehen, während der Bürgermeiſter ihn neben ſich auf's Sopha niederzog. „Und nun,“ fuhr der Letztere fort, „wo kommſt du her, was biſt du, was treibſt du?“

„Ich, Fritz?“ erwiederte ſcherzend der Andere „ich ſuche einen Inhalt für das noch immer leere Gefäß meines Lebens; oder vielmehr,“ fügte er etwas ernſter hinzu, „ich ſuche ihn nicht, ich leide nur ein wenig an dieſer Leere.“

Der Bürgermeiſter ſah ihm treuherzig in die Augen. „Du, Richard?“ ſagte er, „der auf der Univerſität alle Facultäten abgeweidet hat! Will doch ein alter Kamerad unter einem gewiſſen Anonymus ſogar deine Feder in einer botaniſchen Zeitſchrift entdeckt haben!“

„Wirklich, Fritz? — Er hat nicht fehl geſehen.“

Der kleine dicke Mann beſann ſich. „Du biſt noch ledig?“ fragte er. „Ja? noch immer? Hm! Du warſt ein Schwärmer, Richard! Weißt du noch, als wir Studenten auf der Dornburg tanzten? Du hatteſt derzeit die Braut zu Hauſe; du wollteſt nicht tanzen; du ſaßeſt in der Ecke bei dem langen Waſſermann, der wegen ſeiner großen Stiefeln nicht tanzen konnte, und trankeſt nur Wein, ſehr viel Wein, Richard! Du wollteſt die ſeligen Tänze nicht entweihen, die du daheim mit ihr getanzt hatteſt!"

Der Andere war ein wenig ſtill geworden, während der Bürgermeiſter in plötzlicher Unruhe ſeine goldene Uhr aus dem Abgrund ſeiner Taſche zog. „Sag' mir, Liebſter," begann er wieder, „du ſchenkſt mir doch den heutigen Tag?"

„Ich muß am Nachmittag noch weiter."

„Immer noch der alte Meiſter Unruh?"

„Verzeih, die Extrapoſt iſt ſchon beſtellt! Ihr habt hier einige Meilen nördlich zwiſchen Haideſumpf und Wald noch eine wenig abgeſuchte Flora!"

„Aha!" rief der Bürgermeiſter, „bei Föhrenſchwarzeck, wo die verrückten Junker wohnen, die weder einen Baum fällen, noch ein Stück Haide anbrechen wollen!"

Der Gaſt nickte. „So ſagte man mir. Es ſoll dort in heimlichen Gründen noch allerlei ſonſt Verſchwundenes zu finden ſein."

„Nun, Richard, da könnteſt du dich ja im Narrenkaſten einquartieren!“

„Im Narrenkaſten?“

„Freilich! Der Vater der jetzigen Herren hatte noch ſeine Specialtollheit! Da ihm ſein Schloß zu groß wurde, ſo baute er ſich hinaus zwiſchen Haide und Wald; ein Häuslein, alle Fenſter nach einer Seite und drum herum eine Ringmauer, zwanzig Fuß hoch! Und das Caſtellchen nannte er den „Waldwinkel“, die Leute aber nennen's noch heut' den „Narrenkaſten“. Dort hat er mitten zwiſchen all' dem Unkraut ſeine letzten Jahre abgelebt.“

Der Andere hatte aufmerkſam zugehört. „Wer wohnt denn jetzt darin?“ fragte er.

„Jetzt? Ich denke, Niemand; oder doch nur Eulen und Iltiſſe.“

— — Im Nebenzimmer ſchlug eine Uhr. Der Bürgermeiſter war aufgeſprungen. „Schon elf!“ ſagte er. „Weißt du, Alter! Ich habe noch einen gerichtlichen Actus vor mir; du warſt ja in der Verbindung unſer Schriftwart,“ und ſchmunzelnd fuhr er fort: „da du ſo eilig biſt, wir würden noch ein Plauderſtündchen mehr gewinnen, wenn du heute dieſes Amt noch einmal im Dienſte unſerer hochnothpeinlichen Gerichtsbarkeit verrichten wollteſt!“

Richard lachte. „Haſt du denn keinen Protocollführer?“

„Nein, Liebſter; da ich die Würde und das Salarium eines Stadtſecretarius ebenfalls in meiner Perſon vereinige, ſo muß ich auch die Laſten dieſes Amtes tragen, wenn nicht der Zufall einen ſo fähigen und gefälligen Freund mir in das Haus bringt.“

— — Einige Minuten ſpäter ſaßen Beide am grünen Tiſch in dem nebenan liegenden Gerichtszimmer. „Du wirſt dich vielleicht noch des gelbhaarigen Theologen erinnern,“ ſagte der Bürgermeiſter, während er ſich mit behaglicher Würde in den etwas erhöhten Präſidentenſeſſel niederließ, „den wir ſeiner Zeit wohl nicht mit Unrecht den Denuncianten nannten! Wir haben ihn ſeit Jahren hier am Ort; der Herr Magiſter betreibt ein einträgliches Penſionat und ſteht bei Adel und Honoratioren in hohem Anſehen; man wollte ihn eben auch noch mit dem Gottesdienſt an unſerem Landeszuchthaus hier betrauen.“

„Was iſt mit ihm?“ fragte der improviſirte Actuarius, der ſchon ſeine Feder geſchnitzt und den gebrochenen Bogen vor ſich hingelegt hatte. „Ich entſinne mich eigentlich nur ſeines abgetragenen Frackes und ſeiner großen rothen Hände.“

„Du wirſt ihn gleich erſcheinen ſehen,“ ſagte der Bürgermeiſter, mit der einen Hand den über dem grünen Tiſch hängenden Glockenſtrang erfaſſend; „er hatte die Vormundſchaft über ein elternloſes Mädchen; ſie iſt Jahre lang in ſeinem Hauſe geweſen, und er hat ſie theilweiſe mit durch ſeine Schule laufen laſſen. Jetzt iſt er eines verſuchten Verbrechens gegen dieſes Mädchen auf das Kläglichſte verdächtig; es handelt ſich heut' nur noch um eine Gegenüberſtellung Beider.“

Der Bürgermeiſter zog die Klingel, und der eintretende Gefangenwärter erhielt Befehl, den Magiſter vorzuführen.

Es war eine widerwärtige Erſcheinung, die ſich jetzt, dem an der Thür zurückbleibenden Gefängnißwärter vorbei, mit einem geſchmeidigen Bückling in das Zimmer hineinwand.

„Sie brauchen nicht zu weit vorzutreten!“ ſagte der Bürgermeiſter, und der Magiſter zuckte ſogleich um einige Fuß breit wieder rückwärts; gleich darauf erhob er ſeinen platten Kopf mit dem wie angeklebten Gelbhaar gegen die Zimmerdecke und begann ſich zu den ſchwerſten Eiden für ſeine Unſchuld zu erbieten.

Ohne darauf zu achten, zog der Bürgermeiſter aufs Neue die Glocke, und „Franziska Fedders“ trat herein.

Es war die ſchmächtige Geſtalt eines eben aufgeblühten Mädchens; ſie war nicht gerade hübſch zu nennen; den Kopf mit den aufgeſteckten dunkelblonden Flechten trug ſie etwas vorgebeugt, der Mund war vielleicht zu voll, die Naſe ein wenig zu ſcharf geriſſen; und als ſie jetzt ihre tiefliegenden grauen Augen aufſchlug, murmelte der Actuarius unwillkürlich vor ſich hin: „Scientes bonum et malum.“

Mit abgewandtem Kopf und mit Gluth übergoſſen, aber mit unverrückter Sicherheit wiederholte ſie jetzt die Hauptangaben ihrer früheren Ausſagen gegen ihren einſtigen Vormund, während dieſer ſeine knochigen Hände rang und ſeufzende Betheuerungen ausſtieß.

Als ſie geendet hatte, begann der Magiſter erſt andeutungsweiſe, dann immer deutlicher ſie eines

Verhältniſſes mit ſeinem Gehülfen zu beſchuldigen; ſie ſeien verſchworen, ihn zu ſtürzen, um dann ſelbſt das einträgliche Penſionat zu übernehmen.

Mit offenem Munde und vorgeſtrecktem Halſe horchte das Mädchen dieſen Beſchuldigungen. Richard, der die Feder hingelegt hatte, glaubte zu ſehen, wie von der Gluth des Haſſes ihre Augen dunkler wurden. Plötzlich warf ſie den Kopf empor. „Sie lügen, Sie!“ rief ſie, und wie eine ſcharfe Schneide fuhr es aus dieſer jungen Stimme. Aber, wie über ſich ſelbſt erſchrocken, flogen ihre Blicke unſtät und hülfeſuchend umher, bis ſie in den ernſten Männeraugen haften blieben, die ſo ruhig zu ihr hinüberblickten.

Der Magiſter hatte beide Arme zum Himmel aufgeſtreckt. „Sie! du nennſt mich Sie, Franziska! Du, die ich in der Liebe des Lammes —“ Er brach in ſentimentale Thränen aus; er hatte etwas vom winſelnden Affen an ſich.

„Ich nenne Sie gar nicht mehr!“ ſagte Franziska ruhig, und ihre Augenſterne ruhten noch immer in denen des ihr fremden Mannes, als habe ſie hier einen Halt gefunden, den ſie nicht mehr zu verlaſſen wage. — — Ueber deſſen Seele fuhr es wie ein Traum, das ſtille Haus am Waldesrand tauchte vor ſeinem inneren Auge auf; ein einſamer Mann und ein verlaſſenes Mädchen wohnten dort. Sie waren nicht mehr einſam und verlaſſen; aber um ſie her in der lauen Sommerluft war nur der ſchwimmende Duft der Kräuter, das Rufen der Vögel und fernab aus der ſtillen Lichtung der unabläſſige Geſang der Grillen. — —

Der Klang der Botenglocke ſchrillte durch das Zimmer. Als Richard aufblickte, ſah er eben das Mädchen aus der Thür verſchwinden, der Magiſter wurde vom Gefängnißwärter abgeführt. — — „Ein geſcheidtes Rackerchen, dieſe Franziſka,“ ſagte der Bürgermeiſter, indem er das ſauber abgefaßte Protocoll durch ſeine Namensunterſchrift vollzog. „Schade, daß ſie nichts in bonis hat; wir wiſſen nicht recht, wohin mit ihr; für den gewöhnlichen Mägdedienſt hat ſie zu viel, für eine höhere Stellung zu wenig gelernt.“

Sein Gaſt war im Zimmer auf und ab gegangen. „Freilich, ein anziehendes Köpfchen!“ ſagte er; aber ſeine Worte klangen tonlos, als ſei in der Tiefe die Seele noch mit Anderem beſchäftigt.

„Hm, Richard,“ fuhr der Bürgermeiſter, ſeine

Acten zuſammenbindend, fort, „da ſtimmſt du mit unſerem Phyſikus; er meint — er hat mitunter ſolche Einfälle — die Augen ſeien ein halbes Dutzend Jahre älter, als das Mädchen ſelbſt.“

„Und wer iſt jetzt ihr Vormund, Fritz?“

„Ihr Vormund? — ſie hat keinen Verwandten; wir hatten augenblicklich keinen Anderen, es iſt der Schuſtermeiſter an der Hafenecke; ſeit Beginn der Unterſuchung wohnt ſie auch bei ihm.“

— — Eine Stunde ſpäter ſah man den Gaſt des Bürgermeiſters aus einem kleinen Hauſe an der Hafenecke treten und durch eine gegenüberliegende Straße aus der Stadt hinausſchreiten.

Draußen vor den letzten Häuſern hielt ein offener Wagen. Ein großer, löwengelber Hund, den der auf dem Kutſcherſitze nickende Poſtillon an der Leine hatte, riß ſich los und ſprang, freudewinſelnd und mit der mächtigen Ruthe den Staub der Straße peitſchend, dem Kommenden entgegen.

„Leo, mein Hund, biſt du da? Ja, ich komme, ich komme ſchon!“ Ein lebensfroher Ton klang aus dieſen Worten, unter denen der Hund die Liebkoſungen ſeines Herrn entgegennahm.

Vor ihnen, im hellſten Sonnenſcheine breitete ſich ein weites Tiefland aus, zu dem in Wellenlinien ſich der Weg hinunterſenkte. Bald ſaß der Wanderer auf dem Wagen, und während der Hund in großen Sätzen nebenher ſprang, rollte das Gefährte in den jungen Frühling hinaus, der blauen Waldferne zu, die in kaum erkennbaren Zügen den Horizont begrenzte.

* * *

Oben in den Eichbäumen, die vor dem Kruge des Dorfes Föhrenſchwarzeck ſtanden, lärmten die Elſtern, welche ihr Neſt gegen zwei rothbrüſtige Thurmfalken zu vertheidigen ſuchten; die Gäſte in der Schenkſtube konnten kaum ihr eigenes Wort verſtehen.

„Weiß der Henker!“ rief der Krämer aus dem Nachbarſtädtchen, der eben mit dem gegenüberſitzenden Wirthe ſein Quartalgeſchäft gemacht hatte, „was Euch hier alles für Raubzeug um die Ohren fliegt! Dürfen auch die Falken nicht geſchoſſen werden, Inſpector?“

Der alte graubärtige Mann in brauner Joppe, an den dieſe Worte gerichtet waren, nahm mit der kleinen Meſſingzange eine Kohle aus dem auf dem Tiſche ſtehenden Becken, legte ſie auf ſeine eben geſtopfte kurze Pfeife und ſagte dann, während er inmittelſt die erſten Dampfwolken ſtoßweiſe über den Tiſch blies: „Ich weiß nicht, Pfeffers, ich bin nicht für die Falken; da müßt Ihr den neuen Förſter fragen.“ Er ſchien, obſchon es noch in der Morgenfrühe war, ſchon weit im Feld umher geweſen und nur zu kurzer Raſt hier eingekehrt zu ſein; denn die hellen Schweißperlen ſtanden noch auf ſeiner Stirn und ſeinen Strohhut hatte er vor ſich auf dem Schooße liegen.

„Ein neuer Förſter?“ fragte der Krämer. „Wo habt Ihr den denn her bekommen?“

„Weiß nicht genau,“ erwiederte der Alte; „da droben aus dem Reich, mein ich; aber ſchießen kann er wie gehext, und auf die Dirnen iſt er wie der Teufel!“

„Oho, Caſper-Ohm! Da nehmt Eure Ann-Margreth in Obacht!“

„Wird ſich ſchon von ſelber wehren, Pfeffers,“ meinte der Wirth.

Aber der Krämer hatte noch mehr zu fragen. „Hm, Inſpector!“ ſagte er, „Ihr bekommt ja allerlei Neues in Euren Wald; Eure Herren müſſen auf einmal ganz umgängliche Leute geworden ſein! Habt Ihr denn wirklich den alten „Narrenkaſten“ an einen Fremden, an einen ganz landfremden Mann vermiethet?“

„Diesmal trefft Ihr ins Schwarze, Pfeffers,“ ſagte der Alte, indem er einen ungeheuren, roh gearbeiteten Schlüſſel aus der Seitentaſche ſeiner Joppe hervorzog; „ein paar Wagen mit Ingut ſind ſchon geſtern aus- und eingepackt worden; hab' des Teufels Arbeit damit gehabt, und muß auch jetzt wieder hin, um Fenſter aufzuſperren und nach dem Rechten zu ſehen; meinen Phylax hab' ich geſtern Abend hinter die hohe Hofmauer geſperrt, damit doch eine vernünftige Creaturenſeele bei all' den Siebenſachen über Nacht bliebe.“

„Und woher iſt dieſer Miethsmann denn gekommen?“ fragte der Krämer wieder.

„Weiß nicht, Pfeffers; kümmert mich auch nicht,“ erwiederte der Alte; „kann's ſelbſt nicht klein kriegen. Aber der Herr ſoll ein Botanikus ſein; dergleichen

Schlages liebt ja auch Alles, was wild zuſammenwächſt.“

Der Wirth, der inzwiſchen ſeine mit Kreide auf die Tiſchplatte geſchriebene Abrechnung mit dem Krämer noch einmal revidirt hatte, beugte ſich jetzt vor und ſagte, ſeine Stimme zu vertrautem Flüſtern dämpfend, obgleich Niemand außer den Dreien im Zimmer war: „Wißt Ihr noch, vor Jahren, als in den Blättern ſo viel von der großen Studentenverſchwörung geſchrieben wurde, als ſie die Könige all' vom Leben bringen wollten, — da ſoll er mit dabei geweſen ſein!“

Der Krämer ließ einen langgezogenen Pfiff ertönen. „Da liegt's, Inſpector!“ ſagte er, „ich weiß, Ihr hört's nicht gern; aber die Junker, wenn ſie jung ſind, haben ſchon mitunter ſolche Mucken; Euer Junker Wolff iſt ja derzumalen auch bei dem Wartburgstanze mit geweſen.“

Der Alte ſagte nichts darauf; aber der Wirth wußte noch Weiteres zu erzählen, als wenn ſeine klugen Elſtern ihm's von allen Seiten zugetragen hätten. — Hier aus der Gegend ſollte der Fremde ſein; aber drüben bei den Preußen hatte man ihn jahrelang in einem dunklen Kerkerloch gehalten; weder die Sonne, noch die Sterne der Nacht hatte er dort geſehen; nur der qualmige Schein einer Thranlampe war ihm vergönnt geweſen; dabei hatte er ohne Kunde, ob Morgen oder Mitternacht, Tag aus Tag ein geſeſſen und viele dicke Bücher durchſtudirt.

„Aber, Casper-Ohm,“ ſagte der Krämer und hielt dem Wirthe ſeine offene Tabacksdoſe hin, „Ihr ſeid doch nicht etwa wieder in einen Grenzproceß verzwirnet?“

„Ich? Wie meint Ihr das, Pfeffers?“

„Nun, ich dachte, Ihr wär't wieder einmal in der Stadt bei dem Winkeladvocaten, dem Actuariatsſchreiber geweſen, bei dem man für die Koſten die Lügen ſcheffelweis draufzu bekommt.“

Casper-Ohm nahm die dargebotene Priſe. „Ja, ja, Pfeffers,“ ſagte er, einen Blick durchs Fenſter werfend, „wenn ſie einen nicht in Frieden leben laſſen! Hört einmal, wie die armen Heiſters ſchreien!“

„Freilich, Casper-Ohm. Aber wie ging's denn weiter mit dem Herrn Botanikus?“

„Mit dem? — Nun, glaubt es oder nicht! Eines Tages iſt er plötzlich zu Hauſe angekommen;

aber es iſt für ihn doch immer noch zu früh geweſen; denn als er mit ſeinen blinden Augen über die Straße ſtolpert, wird er von einer Carriole zu Boden gefahren, die eben luſtig über das Pflaſter raſſelt."

„Das verdammte Gejage!" rief der Krämer.

„Ja, ja, Pfeffers; Ihr kennt das nicht, Ihr ſeid ein lediger Menſch; aber der Herr und die feine Dame, die darin ſaßen, konnten nicht zwiſchen die Pferdeohren hindurch ſehen; ſie hatten zu viel an ihren eigenen Augen zu beobachten."

„Und hatte er Schaden genommen, der arme Herr?"

„Nein, Pfeffers, nein, das nicht! Aber es iſt ſeine eigene Frau geweſen, die Dame, die mit dem Baron in der Carriole ſaß."

Der Krämer ließ wieder ſeinen langen Pfiff ertönen. „Das iſt 'ne Sache; ſo iſt er verheirathet geweſen, als die Preußen ihn gefangen haben! Nun, die Frau wird er wohl nicht mit ſich bringen!"

„Sollte man nicht glauben," meinte Casper-Ohm; „denn er ſoll ſich's noch einen meilenlangen Proceß haben koſten laſſen, um nur den Kopf aus dieſem Eheknoten frei zu kriegen.“

„Und der Baron, was iſt mit dem geworden?“

„Den Baron, Pfeffers? Den hat er todtgeſchoſſen, und dann iſt er in die weite Welt gegangen, um ſich all' den Verdruß an den Füßen wieder abzulaufen. Nein, Freundchen, die feine Dame wird er wohl nicht mit her bringen, aber die alte taube Wieb Lewerenz aus Eurer Stadt, und das iſt auch eine gute Frau. Sie hat ihren Dienſt als Waiſenmutter quittirt und kommt nun auf ihre alten Tage in den Narrenkaſten.“

Der Inſpector war inzwiſchen aufgeſtanden. — „Schwatzt Ihr und der Teufel!“ ſagte er, indem er lachend auf die beiden Anderen herabſah; dann trank er ſein Glas aus und ſchritt, den ſchweren Schlüſſel in der Hand, zur Thür hinaus.

— — Unter dem Eichbaum durch, auf welchem der Falke von dem indeß eroberten Neſte auf ihn herabſah, ging er aus dem Gehöfte auf den Weg hinaus, welcher hier, vom Nordende des Dorfes, zwiſchen dicht mit Haſelnußbüſchen bewachſenen Wällen auf die Hauptlandſtraße hinausführte. Schon auf der Mitte deſſelben aber bog er durch eine Lücke des Walles nach links in einen Fußweg ein; in der ſchon drückenden Sonne ſchritt er auf dieſem über einige grüne, wellenförmig ſich erhebende Saatfelder einer mit Eichenbuſch beſetzten Moorſtrecke zu, hinter welcher in breitem Zuge, und noch in dem bläulichen Duft des Morgens ein aus Eichen und ſtattlichen Buchen gemiſchter Laubwald ſeine weichen Linien gegen den blauen Himmel abzeichnete. Der Alte trocknete mit ſeinem Tuch den Schweiß ſich von der Stirn, als er endlich in dieſe kühlen Schatten eintrat; über ihm aus einer hohen Baumkrone ſchmetterte eine Singdroſſel ihren Geſang ins weite Land hinaus.

Ein Viertelſtündchen mochte er ſo gewandert ſein, und der ihn umgebende Laubwald hatte inzwiſchen einem Tannenforſte Platz gemacht, als ſich, aus einem Seitenſteige kommend, zwei andere Wanderer zu ihm geſellten.

„Geht's denn recht hier nach dem Narrenkaſten?“

Ein Bauernburſche fragte es, der einem zwar einfach, aber ſtädtiſch gekleideten Mädchen ihren Koffer nachtrug.

Der Alte nickte. „Ihr könnt nur mit mir gehen.“

„Aber ich will zum Waldwinkel," ſagte das Mädchen.

„Wird wohl auf Ein's hinauslaufen. Wenn Sie im Waldwinkel was zu beſtellen haben, ſo iſt's ſchon richtig hier."

„Ich gehöre dort zum Hauſe," erwiederte ſie.

Der Alte, der bisher ſeinen Weg ruhig fortgeſetzt hatte, wandte ſich nach ihr zurück, und ſeine Augen blickten immer munterer, während er ſich das junge Weſen anſah. „Nun," ſagte er, „die Frau Lewerenz hätte ich mir, ſo zu verſtehen, um ein paar Jährchen älter vorgeſtellt."

Aber das Mädchen ſchien für ſolche Späße wenig eingenommen. Sie ſah ihn mit ihren grauen Augen an und ſagte: „Ich heiße Franziſka Fedders. Die Frau Lewerenz wird wohl mit dem Herrn ſchon dort ſein."

„Da irren Sie denn doch, Mamſellchen," meinte der Alte, indem er mit der einen Hand vor ihr den Hut zog und mit der anderen ihr den großen Schlüſſel zeigte; „die Herrſchaft kommt erſt heute Abend; aber Einlaß ſollen Sie drum doch ſchon bekommen."

Sie ſtutzte; aber nur einen Augenblick ruhte der

Zeigefinger an der Lippe. „Es iſt gut,“ ſagte ſie, „es paßte nicht anders mit dem Fuhrmann; laſſen Sie uns gehen, Herr Inſpector!“

Und ſo wanderten ſie auf dem ſchattigen, mit trockenen Tannennadeln beſtreuten Steige mit einander fort; immer rieſiger wurden die Föhren, die zu beiden Seiten aufſtiegen und ihre Zweige über ſie hinſtreckten. Plötzlich öffnete ſich das Dickicht; eine mit Wieſenkräutern bewachſene, muldenartige Vertiefung, gleich dem Bette eines verlaſſenen Fluſſes, zog ſich quer zu ihren Füßen hin, während jenſeits auf der Höhe wiederum ein Eichen- und Buchenwald ſeine Laubmaſſen ausbreitete. Nur ihnen gegenüber zeigte ſich eine Lücke, durch welche man bis zum Horizont auf ein braunes Haideland hinausblickte. Zur Linken dieſer Durchſicht aber, mit der anderen Seite ſich hart an den Wald hinandrängend, ragte ein altes Backſteingebäude, das durch ſein hohes Dach ein faſt thurmartiges Ausſehen erhielt; eine Mauer, über welcher nur die vier Fenſter des oberen Stockwerks ſichtbar waren, trat, von den beiden Ecken der Fronte auslaufend, in ovaler Rundung faſt an den Rand der Wieſenmulde hinaus.

Der Alte, der während des Gehens Franziska von ſeinen Einzugsmühen unterhalten hatte, war ſtehen geblieben und wies ſchweigend nach dem mit ſchwerem Metallbeſchlag bedeckten Thore, das ſich gegenüber in der Mitte der Mauer zeigte. Oberhalb deſſelben in einer Sandſteinverzierung befand ſich eine Inſchrift, deren einſt vergoldete Buchſtaben bei dem ſcharfen Sonnenlichte auch aus der Ferne noch erkennbar waren. „Waldwinkel“ buchſtabirte Franziska.

„Oho, Phylax!“ rief der Inſpector. „Hören Sie ihn, Mamſellchen; er hat ſchon meinen Schritt erkannt!“

Aus dem verſchloſſenen Hofe drüben hatte ſich das Bellen eines Hundes hören laſſen; zugleich erhob ſich von einem Eichenaſte, der aus dem Walde auf das Dach hinüberlangte, ein großer Raubvogel und kreiſte jetzt, ſeinen wilden Schrei ausſtoßend, hoch über dem einſamen Bauwerk.

Sie waren indeß auf der kaum noch ſichtbaren Fortſetzung des Waldſteiges in die Wieſenmulde hinabgegangen. Die nach Süden gelegene Frontſeite des immer näher vor ihnen aufſteigenden Gebäudes war von der Sonne hell beleuchtet, ſogar an den Drachenköpfen der Waſſerrinnen, welche unterhalb des Daches gegen den Wald hinausragten, ſah man die Reſte einſtiger Vergoldung ſchimmern. Von den beiden Wetterfahnen, mit welchen an den Endpunkten die kurze Firſt des Daches geziert war, hatte die eine ſich faſt ganz im grünen Laub verſteckt, während die andere ſich regungslos am blauen Himmel abzeichnete.

Und jetzt war das jenſeitige Ufer erſtiegen, und der Inſpector hatte den Schlüſſel in dem Bohlenthore umgedreht.

Ein ſchattiger, mit Steinplatten ausgelegter Hof empfing ſie, während der Pudel mit Freudenſprüngen an ſeinem Herrn emporſtrebte. — Zur Linken des Einganges war ein ſteinerner Brunnen, neben dem ein augenſcheinlich neu angefertigter mit Waſſer gefüllter Eimer ſtand; an der Mauer des Hauſes, an welcher eben der Sonnenſchein hinabrückte, wucherten hohe, mit Knospen überſäete Roſenbüſche; die zu beiden Seiten der Hausthür auf den Hof gehenden Fenſter wurden faſt davon bedeckt. „Der alte Herr,“ ſagte der Inſpector, „hat ſie ſelber noch gepflanzt.“

Dann traten ſie über ein paar Stufen in das

Haus. — Zur Linken des Flurs lag die Küche; zur Rechten ein einfenſteriges Zimmer, deſſen Ausrüſtung ſchon die künftige Bewohnerin erkennen ließ. Zwar das hohe Bettgerüſt dort entbehrte noch des Umhanges wie des ſchwellenden Inhalts; aber in der Ecke ſtanden Spinnrad und Haspel, und über der altfränkiſchen Commode hing ein desgleichen Spiegelchen, hinter welchem nur noch die kreuzweis aufgeſteckten Pfauenfedern fehlten. „Alſo, das iſt nicht Ihr Zimmer, Mamſellchen!“ ſagte der Alte, noch einmal einen Scherz verſuchend.

Als er keine Antwort erhielt, deutete er auf ſeinen Pudel, der luſtig die zum oberen Stockwerk führende Treppe hinaufſprang. „Folgen wir ihm!“ ſagte er; „dort hinten ſind nur noch die Vorrathskammern.“

Oben angekommen, ſchloß er die Thür zu einem mäßig großen Zimmer auf, das bis auf die Vorhänge völlig eingerichtet ſchien. Die beiden Fenſter, mit denen es über die Wieſenmulde auf den Tannenwald hinausſah, waren die mittleren von den vieren, welche ſie von drüben aus erblickt hatten. Vor dem zur Linken ſtand ein weich gepolſterter Ohrenlehnſtuhl, an der Seitenwand des anderen ein Schreibtiſch mit vielen Fächern und Schiebladen; neben dieſem, bereits im Ticktack ihren Pendel ſchwingend, hing eine kleine Kukuksuhr, wie ſie ſo zierlich weit droben im Schwarzwalde verfertigt werden. Eine altmodiſche, aber noch wohl erhaltene Tapete, mit roth und violett blühendem Mohn auf dunkelbraunem Grund, bekleidete die Wände.

Schweigend, aber aufmerkſam betrachtete Franziska Alles, während ſie dem Alten die Fenſterflügel öffnen half.

Zu jeder Seite dieſes Blumenzimmers und durch eine Thür damit verbunden, lag ein ſchmäleres; beide nur mit einem Fenſter auf den Tannenwald hinausgehend. In dem zur Linken befanden ſich außer einigen Stühlen nur noch ein eiſernes Feldbett und ein paar hohe Reiſekoffer. Franziska warf nur einen flüchtigen Blick hinein, während ihr Führer ſchon die Thür des gegenüberliegenden geöffnet hatte.

„Und nun giebt's was zu leſen!“ rief dieſer. „Der Herr Doctor iſt ſelbſt hier außen geweſen und hat einen ganzen Tag da drinn' geſeſſen.“

Und wirklich, es war eine ſtattliche Hausbibliothek, die hier in ſauberem Einband auf offenen Regalen an den Wänden aufgeſtellt war. Aber während das Mädchen einen Band von Okens Iſis herauszog, der ihr aus des Magiſters Penſionat bekannt war, hatte der Alte dem Fenſter gegenüber ſchon eine weitere Thür erſchloſſen.

Das Zimmer, in welches ſie hineinführte, lag gegen Weſten und im Gegenſatz zu den ſonnigen Räumen der Vorderſeite noch in der Schattendämmerung des unmittelbar daran grenzenden Waldes.

„Sie müſſen nicht erſchrecken, Mamſellchen," ſagte der Alte, indem er auf ein Eiſengitter zeigte, womit das einzige Fenſter nach außen hin verſehen war. „Es iſt kein Gefängniß, ſondern auch nur ſo eine Liebhaberei vom alten Herrn geweſen."

„Ich erſchrecke nicht ſo leicht," ſagte das Mädchen, indem ſie, ihm nach, über die Schwelle trat.

„Nun, ſo wollen wir den Burſchen Ihr Gepäck heraufbringen laſſen; denn dort das Bettchen und das Jungfernſpiegelchen hier auf der Commode werden doch wohl für Sie dahin beordert ſein."

Als Franziska ihre Sachen in Empfang genommen und den Burſchen abgelohnt hatte, meinte der Alte: „Und jetzt, Mamſellchen, werd' ich Sie ins Dorf zurück begleiten; es iſt zwar ein Stündchen Wandern, aber einen guten Eierkuchen wird Ihnen Casper's Marg'reth ſchon zu Mittag backen, und gegen Abend wird der Herr Doctor dort zu Wagen einkehren, um von mir den Schlüſſel in Empfang zu nehmen."

Allein das Mädchen ſchüttelte den Kopf. „Ich bin nun einmal hier; zu eſſen habe ich noch in meiner Reiſetaſche."

Der Alte rieb ſich das bärtige Kinn mit ſeiner Hand. „Aber ich werde Sie einſchließen müſſen; ich muß dem Herrn Doctor ſelbſt den Schlüſſel überliefern."

„Schließen Sie nur, Herr Inſpector!"

„Hm! — Soll ich Ihnen auch den Phylax hier laſſen?"

„Den Phylax? Weshalb das? Da könnt's am Ende doch noch auf eine Hungersnoth hinauslaufen."

„Nun, nun; ich dachte nur, er iſt ſo unterhaltſam."

„Aber ich habe keine lange Weile."

„Ja, ja; Sie haben Recht."

„Alſo, Herr Inſpector!“

„Alſo, Mamſellchen, ſoll ich ſchließen?“

Sie nickte ernſthaft; dann, ruhig hinter ihm herſchreitend, begleitete ſie den Alten auf den Hof hinab. Als dieſer aus der Ringmauer hinausgetreten, und das ſchwere Thor hinter ihr abgeſchloſſen war, flog ſie behende in das Haus zurück. Mit dem Kopf an den Fenſterballen lehnend, blickte ſie droben vom Wohnzimmer aus dem Fortgehenden nach, der eben durch die Kräuter an der jenſeitigen Höhe emporſchritt. Als er nebſt ſeinem Hunde drüben zwiſchen den Föhren verſchwunden war, trat ſie in die Mitte des Zimmers zurück; ſie erhob ihre kleine Geſtalt auf den Zehen, athmete tief auf, und langſam um ſich blickend, drückte ſie beide Hände auf ihr Herz. Ein zufriedenes Lächeln flog über das in dieſem Augenblicke beſonders ſcharf gezeichnete Geſichtchen.

Gleich darauf ging ſie durch die Bibliothek in ihre Kammer, wohin nun auch der Sonnenſchein den Weg gefunden hatte. Vor den Spiegel tretend, löſte ſie ihre ſchweren Flechten, daß das dunkelblonde Haar wie Wellen an ihr herabfluthete. So kniete ſie vor ihren Koffer hin, kramte zwiſchen ihren Habſeligkeiten und räumte ſie in die leeren Schubladen der Commode. Ein Käſtchen mit Saftfarben, Pinſeln und Zeichenſtiften, einige Blätter mit nicht ungeſchickten Blumenmalereien waren dabei auch zum Vorſchein gekommen. Als Alles geordnet war, flocht ſie ſich das Haar aufs Neue und kleidete ſich dann ſo zierlich, als der mitgebrachte Vorrath es nur geſtatten wollte.

Wie beiläufig hatte ſie inzwiſchen ein Paar Butterbrödchen aus ihrer Reiſetaſche verzehrt; jetzt, als müſſe ſie innerhalb dieſer Mauern jedes Fleckchen kennen lernen, ſchlüpfte ſie auf leichten Füßen noch einmal durch das ganze Haus; durch alle Zimmer, in die Küche, in den von dort hinabführenden Keller; dann ſtieg ſie auf einer bald von ihr erſpähten Treppe auf den Hausboden, über welchem hoch und düſter ſich das Dach erhob. Es huſchte etwas an ihr vorbei, es mochte ein Iltis oder ein Marder geweſen ſein; ſie achtete nicht darauf, ſondern tappte ſich nach einer der insgeſammt geſchloſſenen Luken und rüttelte daran, bis ſie aufflog. Es war die Hinterſeite des Daches, und unter ihr unabſehbar dehnte ſich die Haide aus, immer breiter aus dem Walde herauswachſend.

Hier in dem dunklen Rahmen der Dachöffnung kauerte ſie ſich nieder; nur ihre grauen Falkenaugen ſchweiften lebhaft hin und her, bald zur Seite über die in der Mittagsgluth wie ſchlummernd ruhenden Wälder, bald hinab auf die kargen Räderſpuren, welche über die Haide zu der ſoeben von ihr verlaſſenen Welt hinausliefen.

* * *

In der Zeit, die hierauf folgte, erfuhr das Wild in der Umgebung des „Narrenkaſtens“ eine ihm dort ganz ungewohnte Beunruhigung in der Stille ſeines Sommerlebens. Aus den Kräutern der jungen Tannenſchonung ſpringt plötzlich der Hirſch empor und ſtürmt, nicht achtend ſeines knoſpenden Geweihes, in das nahe Waldesdickicht; draußen im Moorgrund fliegen zwei ſtahlblaue Birkhähne gluckſend in die Höhe, die ſeit Jahren hier unbehelligt ihre Tänze aufführen durften; ſelbſt Meiſter Reineke bleibt nicht ungeſtört.

In einem alten Rieſenhügel hat er ſein Malepartus aufgeſchlagen und ſitzt jetzt in der warmen Mittagsſonne vor einem ſeiner Ausgänge, bald behaglich nach den über der Haide ſpielenden Mücken blinzelnd, bald auf ſeine jungen Füchslein ſchauend, die um ihn her ihre erſten Purzelbäume verſuchen. Da plötzlich ſtreckt er den Kopf und bewegt horchend ſeine ſpitzen Ohren; drüben, vom Saum des Buchenwaldes, hat die Luft einen ungehörigen Laut ihm zugetragen.

Einige Minuten ſpäter ſchreitet ein nicht mehr junger, aber kräftiger Mann über die Haide; ein großer, löwengelber Hund ſpringt ihm voraus und ſteckt die Schnauze in den Eingang des Hünengrabes, durch welchen kurz vorher der Fuchs und ſeine Brut verſchwunden ſind; doch ſein Herr ruft ihn zurück, und er gehorcht ihm augenblicklich. Sie kommen eben aus dem Walde; jetzt ſchreiten ſie weiter über die Haide; bald werden ſie zuſammen dort den Sumpf durchwaten. Sie ſind unzertrennlich, ſie thun das alle Tage; aber die Thiere brauchen ſich vor ihnen nicht zu fürchten; denn der Hund hat nur Augen für ſeinen Herrn und dieſer nur für die ſtille Welt der Pflanzen, welche, einmal aufgefunden, ſeiner Hand nicht mehr entfliehen können; heute ſind es beſonders die Mooſe und einige Zwergbildungen des Binſengeſchlechts, die er unbarmherzig in ſeine grüne Kapſel ſperrt.

Mitunter geht auch ein Mädchen an ſeiner Seite; doch dies geſchieht nur ſelten und bei kürzeren Wanderungen. Meiſtens iſt ſie drüben an der Wieſenmulde, hinter den hohen Mauern des „Waldwinkels“; dort geht ſie in Küch' und Keller einer alten Frau zur Hand, deren gutmüthiges Geſicht ſchon durch die Einförmigkeit ſeines Ausdrucks eine langjährige Taubheit verrathen würde, wenn dies nicht noch deutlicher durch ein Hörrohr geſchähe, das ſie wie ein Jägerhörnchen am Bande über der Schulter trägt. Das Mädchen weiß, daß die Alte einſt die Wärterin ihres jetzigen Herrn geweſen iſt; ſie zeigt ſich ihr überall gefällig und ſucht ihr Alles an den Augen abzuſehen. — Anders ſteht ſie mit dem Herrn ſelber; er hat keinen Blick wieder von ihr erhalten, wie damals in der Gerichtsſtube, als er der Actuar des Bürgermeiſters war, ſo ungeduldig er auch oft darauf zu warten ſcheint. Zuweilen, wenn ſie nach dem Mittagstiſche die Zimmer eben geordnet hat, was ſtets mit pünktlicher Sauberkeit geſchieht, ſitzt ſie auch wohl am Fenſter des kleinen Bibliothekzimmers und malt auf bräunliche Papierblättchen eine Riſpe oder einen Blüthenſtengel, den der Doctor allein oder ſie mit ihm aus der Wildniß draußen heimgebracht hat. Dieſer ſelbſt ſteht dann oft lange neben ihr und blickt ſchweigend und wie verzaubert auf die kleine, regſame Hand.

So war es auch eines Nachmittags, da ſchon manche Woche ihres Zuſammenlebens hingefloſſen war. Er hatte einen Strauß aus Wollgras und geſterntem Bärenlauch vor ihr zurecht gelegt, und ſie war emſig beſchäftigt, ihn auf's Papier zu bringen. Mitunter hatte er ein kurzes Wort zu ihr geſprochen, und ſie hatte ebenſo, und ohne aufzublicken, ihm geantwortet.

„Aber ſind Sie denn auch gern hieher gekommen?“ fragte er jetzt.

„Gewiß! Weshalb denn nicht? Bei dem Schuſter roch das ganze Haus nach Leder; und Bettelleute waren es auch.“

„Bettelleute? — Weshalb ſprechen Sie ſo hart, Franziska?“ — Es ſchien, als wenn er ihr zu zürnen ſuche; aber er vermochte es ſchon längſt nicht mehr. Eine Weile ließ er ſeine Augen auf ihr ruhen, während ſie eifrig an einem Blättchen fortſchattirte; als keine Antwort erfolgte, ſagte er: „Ich bin kein Bettelmann, aber einſam iſt es hier für Sie.“

„Das hab' ich gern,“ erwiederte ſie leiſe und tauchte wieder den Pinſel in die Farbe.

Neben ihr auf dem Tiſche lagen mehrere fertige Blättchen; er nahm eins derſelben, auf dem eine Blüthe der Cornus suecica gemalt war, und ſchrieb mit Bleiſtift darunter:

Eine andre Blume hatt' ich geſucht —
Ich konnte ſie nimmer finden;
Nur da, wo Zwei beiſammen ſind,
Taucht ſie empor aus den Gründen.

Er hatte das ſo beſchriebene Blatt vor ſie hingelegt; aber ſie warf nur einen raſchen Blick darauf und ſchob es dann, ohne aufzuſehen, wieder unter die anderen Blätter, indem ſie ſich tief auf ihre Zeichnung bückte.

Noch eine Weile ſtand er neben ihr, als könne er nicht fort; da ſie aber ſchweigend in ihrer Arbeit fortfuhr, ſo pfiff er ſeinem Hunde und ſchritt mit dieſem in den Wald hinaus.

* * *

Es war ihm ſeltſam ergangen mit dem Mädchen. In augenblicklicher Laune, faſt gedankenlos, hatte er ſie in den Kreis ſeines Lebens hineingezogen; eine Zuthat nur, eine Bereicherung für die einförmigen Tage hatte ſie ihm ſein ſollen; — und wie anders war es nun geworden! Freilich, die alte Frau Wieb, für die trotz ihrer Taubheit die Welt kein ſtörendes Geheimniß barg, vermochte es nicht zu ſehen; aber ſelbſt der löwengelbe Hund ſah es, daß ſein Herr in den Bann dieſes fremden Kindes gerathen, daß er ihr ganz verfallen ſei; denn mehr wie je drängte er ſich an ihn und blickte ihn mit faſt vorwurfsvollen Augen an.

Lange waren ſie zweck- und ziellos mit einander umhergeſtreift; jetzt, da ſchon die Dämmerung in den Wald herabſank, lagerten Herr und Hund unweit des Fußſteiges unter einem großen Eichenbaum, in dem um dieſe Zeit die Nebelkrähen ſich zu verſammeln pflegten, bevor ſie zu ihren noch abgelegeneren Schlafplätzen flogen.

Der Doctor hatte den Kopf gegen einen moosbewachſenen Granitbock gelehnt, auf dem Franziska ſich einige Male ausgeruht, wenn ſie mit ihm von einem Ausfluge hier vorbeigekommen war. Seine Augen blickten in das Geäſt des Baumes über ihm, wo Vogel um Vogel niederrauſchte, wo ſie durch einander hüpften und krächzten, als hätten ſie die Chronik des Tages mit einander feſtzuſtellen; aber die ſchwarzgrauen Geſellen kümmerten ihn im Grunde wenig; durch ſeine Phantaſie ging der leichte Tritt eines Mädchens, deſſelben, deren müde Füßchen noch vor Kurzem an dieſem Stein herabgehangen hatten, gegen den er jetzt ſeinen grübelnden Kopf drückte.

Was hatte eine Bethörung über ihn gebracht, wie er ſie nie im Leben noch empfunden hatte? — Alles Andere, was er ein halbes Leben lang wie ein unerträgliches Leid mit ſich umhergeſchleppt, es war wie ausgelöſcht, er begriff es faſt nicht mehr. War es nur der Taumel, nach einem letzten Jugendglück zu greifen? Oder war es das Geheimniß jener jungen Augen, die mitunter plötzlich in jähe Abgründe hinabzublicken ſchienen? — So Manches hatte er an ihr bemerkt, das ſeinem Weſen widerſprach; es blitzten Härten auf, die ihn empörten, es war eine Selbſtſtändigkeit in ihr, die faſt verachtend jede Stütze abwies. Aber auch das ließ ihm keine Ruhe; es war ein Feindſeliges, das ihn zum Kampf zu fordern ſchien, ja, von dem er zu ahnen glaubte, es werde, wenn er es bezwungen hätte, mit deſto heißeren Liebeskräften ihn umfangen.

Er war aufgeſprungen; er ſtreckte die Arme mit geballten Fäuſten in die leere Luft, als müſſe er ſeine Sehnen prüfen, um ſogleich auf Leben und Tod den Kampf mit der geliebten Feindin zu beſtehen.

Ueber ihm in der Eiche rauſchten noch immer die Vögel durch einander; da ſchlug der Hund an, und die ganze Schaar erhob ſich mit lautem Krächzen in die Luft. Aber aus dem Walde hörte er ein anderes Geräuſch; kleine leichte Schritte waren es, die eilig näher kamen, und bald gewahrte er zwiſchen den Baumſtämmen das Flattern eines Frauenkleides. Er drückte die Fauſt gegen ſeine Bruſt, als könnte er das raſende Klopfen ſeines Blutes damit zurückdrängen.

Athemlos ſtand ſie vor ihm.

„Franziska!“ rief er. „Wie blaß Sie ausſehen!“

„Ich bin gelaufen,“ ſagte ſie, „ich habe Sie geſucht.“

„Mich, Franziska? Es wird ſchon dunkel hier im Walde.“

Sie mochte die Antwort, nach der ihn dürſtete, in ſeinem Antlitz leſen; aber ſie ſagte einfach — und es war der Ton der Dienerin, welche ihrem Herrn eine Beſtellung ausrichtet: „Es iſt Jemand da, der Sie zu ſprechen wünſcht.“

„Der mich zu ſprechen wünſcht, Franziska?“

Sie nickte. „Es iſt der Vormund, der Schuſter,“ ſagte ſie beklommen, als fühle ſie das Pech an ihren Fingern.

„Ihr Vormund! Was kann der von mir wollen?“

„Ich weiß es nicht; aber ich habe Angſt vor ihm.“

„So kommen Sie, Franziska!“

Und raſch ſchritten ſie den Weg zurück.

— — Es war ein unterſetztes Männlein mit wenig intelligentem, ſtumpfnaſigem Antlitz, das in dem Stübchen der Frau Leverenz auf ſie gewartet hatte. Richard führte ihn nach dem Wohnzimmer hinauf, wohin Franziska ſchon vorangegangen war.

„Nun, Meiſter, was wünſchen Sie von mir?“ ſagte er, indem er ſich auf den Seſſel vor ſeinem Schreibtiſch niederließ.

Der Handwerker, der trotz des angebotenen Stuhles wie verlegen an der Thür ſtehen blieb, brachte zuerſt in ziemlicher Verworrenheit einige Redensarten vor, mit denen er die Veranlaſſung ſeines heutigen Beſuches zum Voraus zu entſchuldigen ſuchte. Endlich aber kam er doch zur Hauptſache. Ein alter Bäckermeiſter, reich, — ſehr reich und ohne Kinder, wollte Franziska zu ſich nehmen; er hatte fallen laſſen, daß er ſie ſogar in ſeinem Teſtament bedenken werde, wenn ſie treulich bei ihm aushalte; für ihn, den Vormund, ſei es Gewiſſensſache, ein ſolches Glück für ſeine Mündel nicht von der Hand zu weiſen.

Richard hatte, wenigſtens ſcheinbar, geduldig zugehört. „Ich muß Ihre Fürſorglichkeit anerkennen, Meiſter,“ ſagte er jetzt, indem er gewaltſam ſeine Erregung unterdrückte; „aber Franziska wird nicht ſchlechter geſtellt ſein in meinem Hauſe; ich bin bereit, Ihnen die nöthigen Garantien dafür zu geben.“

Der Mann drehte eine Weile den Hut in ſeinen Händen. „Ja,“ ſagte er endlich, „es wird denn doch nicht anders gehen.“

„Und weshalb denn nicht?“

Er erhielt keine Antwort; der Angeredete blickte mürriſch auf den Boden.

Das Mädchen hatte während dieſer Verhandlung laut- und regungslos am Fenſter geſtanden. Als Richard jetzt den Kopf zurückwandte, ſah er ihre großen grauen Augen weit geöffnet; angſtvoll, in flehender Hingebung, alles Sträuben von ſich werfend, blickte ſie ihn an.

„Franziska!“ murmelte er. Einen Augenblick war es todtenſtill im Zimmer.

Dann wandte er ſich wieder an den Vormund; ſein Herz ſchlug ihm, daß er nur in Abſätzen die Worte hervorbrachte. „Sie verſchweigen mir den wahren Grund, Meiſter,“ ſagte er; „erklären Sie ſich offen, wir werden ſchon zuſammen fertig werden.“

Der Andere erwiederte nur: „Ich habe nichts weiter zu erklären.“

Franziska, die mit vorgebeugtem Kopf und offenem Munde den Beiden zugehört hatte, war hinter des Doctors Stuhl getreten. „Soll ich den Grund ſagen, Vormund?“ fragte ſie jetzt; und aus ihrer Stimme klang wieder jener ſchneidende Ton, der wie ein verborgenes Meſſer daraus hervorſchoß.

„Sagen Sie, was Sie wollen,“ erwiederte der Handwerker, ſeine Augen trotzig auf die Seite wendend.

„Nun denn, wenn Sie es ſelbſt nicht ſagen wollen, — der Bäckermeiſter hat eine Hypothek auf Ihrem Hauſe; ich weiß, Sie werden jetzt von ihm gedrängt!“

Richard athmete auf. „Iſt dem ſo?“ fragte er.

Der Mann mußte es bejahen.

„Und wie hoch beläuft ſich Ihre Schuld?“

Es wurde eine Summe angegeben, die für die Verhältniſſe eines kleinen Handwerkers immerhin beträchtlich war.

„Nun, Meiſter,“ erwiederte Richard raſch; aber bevor er ſeinen Satz vollenden konnte, fühlte er wie einen Hauch Franziska's Stimme in ſeinem Ohr: „Nicht ſchenken! Bitte, nicht ſchenken!“ und eben ſo leiſe, aber wie in Angſt, fühlte er ſeinen Arm von ihr umklammert.

Er beſann ſich; er hatte ſie ſofort verſtanden.

„Meiſter,“ begann er wieder; „ich werde Ihnen das Geld leihen; Sie können es ſofort erhalten und brauchen mir nur einen Schuldſchein auszuſtellen. Verſtehen Sie mich wohl — ſo lange Ihre Mündel ſich in meinem Hauſe befindet, verlange ich keine Zinſen! Sind Sie das zufrieden?“

Der Mann hatte noch allerlei Bedenken, aber es war nur des ſchicklichen Rückzuges halber; nach einigem Hin- und Widerreden erklärte er ſich damit einverſtanden.

„So gedulden Sie ſich einen Augenblick! Ich werde Ihnen den erforderlichen Auftrag an meinen Anwalt mitgeben.“

Franziska hatte ſich aufgerichtet; Richard rückte ſeinen Seſſel an den Schreibtiſch. Man hörte die Feder kritzeln; denn die Hand flog, die jene Worte ſchrieb.

Raſch war der Brief verſiegelt und wurde von begierigen Händen in Empfang genommen.

Gleich darauf hatte Richard den Mann zur Thür geleitet; Franziska ſtand noch an derſelben Stelle. Wie gebannt, ohne ſich zu rühren, blickten Beide auf die Thür, die ſich eben wieder geſchloſſen hatte; als käme es darauf an, ſich der ſchwerfälligen Schritte zu verſichern, die jetzt langſam die Treppe hinab verhallten. Einen Augenblick noch, und auch das Auf- und Zuſchlagen der Hausthür und nach einer Weile das des Hofthores klang zu ihnen herauf.

Da wandte er ſich gegen ſie. „Komm!“ ſagte er leiſe und öffnete die Arme.

Es mußte laut genug geweſen ſein; denn ſie flog an ſeine Bruſt, und er preßte ſie an ſich, als müſſe er ſie zerſtören, um ſie ſicher zu beſitzen. „Franzi! Ich bin krank nach dir; wo ſoll ich Heilung finden?“

„Hier!“ ſagte ſie und gab ihm ihre jungen rothen Lippen. — —

Ungehört von ihnen war die Zimmerthür zurückgeſprungen; ein ſchöner ſchwarzgelber Hundekopf drängte ſich durch die Spalte, und bald ſchritt das mächtige Thier ſelbſt faſt unhörbar in das Zimmer. Sie bemerkten es erſt, als es den Kopf an die Hüfte ſeines Herrn legte und mit den ſchönen braunen Augen wie anklagend zu ihm aufblickte.

„Biſt du eiferſüchtig, Leo?“ ſagte Richard, den Kopf des Thieres ſtreichelnd; „armer Kamerad, gegen die ſind wir beide wehrlos.“

— — Auch auf dieſen Abend war die Nacht gefolgt. Auf der Schwarzwälder Uhr hatte eben der kleine Kunſtvogel zehn Mal unter Flügelſchlagen ſein „Kukuk“ gerufen, und Richard holte den großen Schlüſſel aus ſeiner Schlafkammer, um, wie jeden Abend, das Hofthor in der Mauer abzuſchließen.

Als unten auf dem Flur Franziſka aus der

Küche trat, haſchte er im Dunkeln ihre Hand und zog ſie mit ſich auf den Hof hinab. Schweigend hing ſie ſich an ſeinen Arm. So blickten ſie aus dem geöffneten Thor noch eine Weile in die Nacht hinaus.

Es ſtürmte; die Tannen ſauſten, hinter dem Wald herauf jagte ſchwarzes Gewölk über den bleichen Himmel; aus dem Dickicht ſcholl das Geheul des großen Waldkanzes. Das Mädchen ſchauderte. „Hu, wie das wüſt iſt!“

„Du, haſt du Furcht?“ ſagte er. „Ich dachte, du könnteſt dich nicht grauen.“

„Doch! Jetzt!“ Und ſie drängte ihren Kopf an ſeine Bruſt.

Er trat mit ihr zurück und warf den ſchweren Riegel vor die Pforte; von oben aus den Fenſtern fiel der Lampenſchimmer in den umſchloſſenen Hof hinab. „Der nächtliche Graus bleibt draußen!“ ſagte er.

Sie lachte auf. „Und auch der Vormund!“ raunte ſie ihm ins Ohr.

Er nahm ſie wie berauſcht auf beide Arme und trug ſie in das Haus. — Und auch hier drehte ſich nun der Schlüſſel, und wer draußen geſtanden hätte, würde es gehört haben, wie auf dieſen Klang der große Hund ſich innen vor der Hausthür niederſtreckte.

Bald war auch in den Fenſtern oben das Licht erloſchen, und das Haus lag wie ein kleiner dunkler Fleck zwiſchen unzähligen anderen in der großen Einſamkeit der Waldnacht.

* * *

Franziska war mit dürftiger Kleidung in ihre neue Stellung eingetreten, und obgleich Richard bei ſeiner erſten Verhandlung mit dem Vormunde in dieſer Beziehung alle Fürſorge auf ſich genommen hatte, ſo war bei dem abwehrenden Weſen des Mädchens doch noch kein Augenblick gekommen, in dem er Näheres hierüber hätte mit ihr reden mögen. Freilich war auch dies Gepräge der Armuth und nicht weniger die Scham, womit er ſie bemüht ſah, es ihm zu verdecken, nur zu einem neuen Reiz für ihn geworden; ein ſüßes, ſchmerzliches Licht ſchien ihm bei ſolchen Anläſſen von ihrem jungen, ſonſt ein wenig herben Antlitz auszuſtrahlen. — Jetzt aber durfte es ſo nicht länger bleiben.

Drei Meilen ſüdlich von ihrem Waldhäuschen lag eine große Handelsſtadt, und eines Morgens in der Frühe hielt draußen vor dem Thore ein leichter, wohlbeſpannter Wagen, um ſie dorthin zu bringen. Leo war im Hinterhauſe eingeſperrt worden. Frau Wieb, nachdem ſie von Beiden noch einige freundliche Worte durch ihr Hörrohr in Empfang genommen hatte, nickte munter nach dem Wagenſitz hinauf, und fort rollten ſie über die holperigen Geleiſe der Haide in die Welt hinaus.

Auf halbem Wege waren ſie in einem Dorfkruge abgeſtiegen. Als die Wirthin die beſtellte Milch brachte, fragte ſie, auf Richard zeigend: „Der Herr Vater nimmt doch auch ein Glas?“

„Freilich,“ wiederholte Franziska, „der Herr Vater nimmt das andere Glas.“

Mit übermüthiger Schelmerei blickte ſie zu ihm hinauf.

Es war noch früh am Vormittage, als ſie die große Stadt erreichten.

Zuerſt wurde für die Oberkleider eingekauft; klare, feingeblümte Stoffe für die heißen, weiche, einfarbige Wollenſtoffe für die kalten Tage. Die Anfertigung der Kleider wurde in demſelben Geſchäfte beſorgt, und Franziska mußte mit einer Schneiderin in ein anliegendes Cabinet gehen, um ſich die Maaße nehmen zu laſſen. Zuvor aber waren von Richard, unter lebhafter Mißbilligung der Verkäufer, die einfachſten Schnitte zur Bedingung gemacht: „Fürs Haus und für den Wald!“ Und Franzi hatte die mitleidigen Blicke, womit die jungen Herren des Ladens ſie über den Eigenſinn des „Herrn Vaters“ zu tröſten ſuchten, ohne eine Miene zu verziehen, über ſich ergehen laſſen.

Sie gaben ihre Adreſſe ab und gingen weiter.

Nachdem unterwegs Franziska's Malgeräth vervollſtändigt und bei einer Modiſtin zwei einfache aber zierliche Strohhüte eingehandelt waren, traten ſie in ein Weißwaarengeſchäft. Bevor noch Franziska ein Wort darein reden konnte, hatte er ein Dutzend fertiger Hemden eingekauft.

„Sie ſind ein Verſchwender!“ ſagte ſie; „das hätt' ich Alles ſelber nähen können.“

„Du haſt Recht!“ erwiederte er, und kaufte das Zeug zu einem zweiten Dutzend.

„Wenn Sie ſo fortfahren, Richard, ſo gehe ich in keinen Laden mehr.“

„Nur noch zum Schuhmacher! — Aber was ſoll das „Sie"? Biſt du mir böſe, Franzi?"

„Nein, du; aber du ſiehſt mir heut' ſo vornehm aus."

„Weiter!" ſagte er.

Bald darauf ſtanden ſie in dem eleganteſten Schuhwaaren-Magazin; und die Ladendame, nachdem ſie etwas herabſehend die unſcheinbare Geſtalt des Mädchens gemuſtert hatte, breitete gleichgültig einen Haufen Schuhwerk vor ihnen aus.

Ein Zug der Verachtung ſpielte um Franzi's Lippen, als ſie auf dieſe Mittelwaare blickte; denn ſie beſaß eine Schönheit, welche an dieſem Orte als die höchſte gelten mußte, und deren ſie ſich vollſtändig bewußt war. Aber ſie ſetzte ſich gleichwohl auf den bereit ſtehenden Seſſel und zog ihr Kleid bis an die Knöchel in die Höhe.

Das Frauenzimmer, das mit dem Schuhwerk vor ihr hingekniet war, ſtieß einen Ruf des Entzückens aus. „Ah! Welch' ein Aſchenbrödelfüßchen! Da muß ich Kinderſchuhe bringen."

Wie eine Fürſtin ſaß Franzi auf ihrem Seſſel; Richard, der dieſen Sieg vorausgeſehen hatte, verſchlang den triumphirenden Blick, den ſie zu ihm hinaufſandte.

Die Ladendame aber erſchien ganz wie verwandelt; ihre Käufer waren offenbar plötzlich in die Ariſtokratie der Kundſchaft hinaufgerückt; ſie holte eifrig eine Menge zierlicher Stiefelchen von allen Farben und Arten aus den Glasſchränken hervor, die aber ſämmtlich nach dem Gebot der Mode mit hohen Abſätzen verſehen waren.

„Nein, nein,“ ſagte Richard lächelnd, „das mag für gewöhnliche Damenfüße gut genug ſein; Füße aus dem Märchen dürfen nicht auf ſolchen Klötzen gehen!“

„Sie haben Recht, mein Herr,“ ſagte die Ladendame, „aber für die gewöhnliche Kundſchaft müſſen wir uns nach der Mode richten.“ Dann kramte ſie wieder in ihren Schränken; und nun brachte ſie Stiefelchen, ſo leicht, ſo weich; die Elfen hätten darauf tanzen können; gleich das erſte Paar glitt wie angegoſſen über Franzi's ſchlanke Füßchen.

Noch einige Paare wurden ausgeſucht, auch für die gemeinſchaftlichen Wanderungen zu hoch hinaufreichenden ledernen Waldſtiefelchen das Maaß genommen; dann trieben die Beiden weiter durch die wimmelnde Menſchenfluth der großen Stadt. Sie hing an ſeinem Arm; er fühlte mit Entzücken jeden ihrer leichten Schritte, und unwillkürlich ging er immer raſcher, als wolle er den Vorübergehenden jeden Blick auf das bezaubernde Geheimniß dieſer Füßchen unmöglich machen, die nur ihm und keinem Anderen je gehören ſollten.

Mit ſinkendem Abend hielt der Wagen wieder vor dem Hauſe des Waldwinkels.

— — Einige Tage ſpäter brachte die Botenfrau große Packen aus der Stadt; alle Beſtellungen waren auf einmal eingetroffen. Franziska trug die Herrlichkeiten auf ihr Zimmer und ſchloß ſich darin ein. Als ſie nach geraumer Zeit in die Wohnſtube trat, ging ſie auf Richard zu, nahm ihn ſchweigend um den Hals und küßte ihn; dann lief ſie in die Küche, um Frau Wieb heraufzuholen.

Es war aber nur noch ein Theil der Sachen und nur das Einfachſte, das jetzt, auf Bett und Commode ausgebreitet, der gutmüthigen Alten zur Bewunderung vorgezeigt wurde. Dagegen hatte Franziska derzeit nicht vergeſſen, Richard an den Einkauf eines guten Kleiderſtoffs und einer bunten Sonntagshaube für die Alte zu erinnern. Und jetzt, trotz deren Bitten, ſie möge ihr eigen Weißzeug darum nicht verſäumen, gab ſie keine Ruhe, bis ſie zu dem neuen Staat ihr Maaß genommen hatte und anderen Tages ſchon zwiſchen zerſchnittenen Stoffen und Papiermuſtern in Frau Wieb's Kämmerchen am Schneidertiſche ſaß. So geſchickt wußte ſie es der alten Frau vorzuſtellen, daß ſie noch keineswegs zu alt ſei, um hier eine Roſette, dort eine Puffe oder Schleife angeſetzt zu bekommen, daß dieſe immer öfter aus ihrer Küche in die Zauberwerkſtatt hinüberlief und ihrem Herrn betheuerte, die Franziska mache ſie noch einmal wieder jung.

Richard ſchien kaum dies Treiben zu beachten; nur einmal, als er dem Mädchen auf dem Flur begegnete, da ſie eben mit allerlei Nähgeräth die Treppe herabgekommen war, hielt er ſie an und ſagte: „Aber Franzi, was ſtellſt du denn mit unſerer guten Alten auf? Sie wird ja eitel wie Bathſeba auf ihre alten Tage.“

Franziska ließ eine Weile ihre Augen in den ſeinen ruhen. „Laß nur,“ ſagte ſie dann, „die Alte muß auch ihre Freude haben!“ Und ſchon war ſie durch die Kammerthür verſchwunden.

* * *

Sie wohnten zwiſchen der Haide und dem Walde, in welche ſeit hundert Jahren keine Menſchenhand hineingegriffen hatte; rings um ſie her waltete frei und üppig die Natur.

Die Menſchen waren fern, nur die Bienen kamen und ſummten einſam über die Haide. Einmal zwar war der alte Inſpector eingekehrt und hatte wegen der nöthigen Feuerung mit der alten Frau Wieb einen Zwieſprach in deren Stübchen abgehalten; dann ein paar Tage ſpäter war ein mächtiges Fuder ſchwarzen Torfes durch den Wald daher gekommen und vor dem Hauſe abgeladen worden; einmal auch hatte der Krämer aus der Stadt mit ſeinen neugierigen Augen ſich herangedrängt, hatte glücklich ein Geſchäft gemacht, war dann aber mit der Weiſung entlaſſen worden, daß in Zukunft Alles brieflich ſolle beſtellt werden. Sonſt war Niemand da geweſen, als die Botenfrau, die zweimal wöchentlich Briefe und Blätter, und was ihr ſonſt zu bringen aufgetragen war, unten in der Küche niederlegte. Einen Beſuch auf dem jenſeit des Waldes liegenden Schloſſe hatte Richard den Junkern zwar verſprochen, aber er wurde immer wieder hinausgeſchoben. So kam auch von dort Niemand herüber. Selbſt die Zeitungen, welche von draußen aus der Welt Kunde bringen ſollten, wurden ſeit Wochen ungeleſen in einem unteren Fache des Schreibtiſches aufgehäuft.

— — Aber an jedem Morgen faſt ſchritten jetzt die Beiden mit einander in die würzige Sommerluft hinaus; Franzi in ihren hohen ledernen Waldſtiefelchen, die Kleider aufgeſchürzt, über der Schulter eine kleine Botaniſirtrommel, die er für ſie hatte anfertigen laſſen. Meiſtens ſprang auch der große Hund an ihrer Seite; mitunter aber, wenn der Himmel mit Duft bedeckt war, wenn ſtill, wie heimlich träumend, die Luft über der Haide ruhte und der Wald wie dämmerndes Geheimniß lockte, dann wurde wohl der Löwengelbe, wenn er neben ihnen aus der Hausthür ſtürmte, in ſchweigendem Einverſtändniß von ihnen zurück getrieben; haſtig warfen ſie dann das ſchwere Hofthor zurück und achteten nicht des Winſelns und Bellens, das von dem verſchloſſenen Hofe aus hinter ihnen herſcholl. Eilig gingen ſie fort, und endlich zwiſchen Buſch und Haide erreichte es ſie nicht mehr. Nichts unterbrach die ungeheure Stille um ſie her, als mitunter das Gleiten einer Schlange oder von fern das Brechen eines dürren Aſtes: im Laube verſteckt ſaßen die Vögel, mit gefalteten Flügeln hingen die Schmetterlinge an den Sträuchern.

Am Waldesrande waren jetzt in ſeltener Fülle die tiefrothen Hageroſen aufgebrochen. Wenn gar ſo ſchwül der Duft auf ihrem Wege ſtand, ergriffen ſie ſich wohl an den Händen und erhoben ſchweigend die glänzenden Augen gegen einander. Sie athmeten die Luft der Wildniß, ſie waren die einzigen Menſchen, Mann und Weib, in dieſer träumeriſchen Welt.

— — Einmal, nach langer Wanderung, da die Sonne funkelte und ſchon ſenkrecht ihre Mittagsſtrahlen herabſandte, waren ſie unerwartet an den Rand des Waldes gekommen. Sanft anſteigend breitete ein unabſehbares Kornfeld ſich vor ihnen aus: es war in der Blüthezeit des Roggens; mitunter wehten leichte Duftwolken darüber hin; bis gegen den

Horizont erblickte man nichts, als das leiſe Wogen dieſer bläulich ſilbernen Fluthen.

Da klang von fern das Gebimmel einer Glocke; weit hinten, drüben aus dem Grunde, wo wohl das Schloß gelegen ſein mochte; gleich einem Rufen klang es durch die ſtille Mittagsluft, und wie hingezogen von den Lauten ſchritt Franziska in das wogende Aehrenfeld hinein, während Richard, an einen Buchenſtamm gelehnt, ihr nachblickte. — Immer weiter ſchritt ſie; es wallte und fluthete um ſie her; und immer ferner ſah er ihr Köpfchen über dem unbekannten Meere ſchwimmen. Da überfiel's ihn plötzlich, als könne ſie ihm durch irgend welche heimliche Gewalt darin verloren gehen. Was mochte auf dem unſichtbaren Grunde liegen, den ihre kleinen Füße jetzt berührten? — Vielleicht war es keine bloße Fabel, das Erntekind, von dem die alten Leute reden, das dem, der es im Korne liegen ſah, die Augen brechen macht! Es lauert ja ſo Manches, um unſere Hand, um unſeren Fuß zu fangen und uns dann hinabzureißen. — — „Franzi!“ rief er; „Franzi!“

Sie wandte den Kopf. „Die Glocke!“ kam es zurück. „Ich will nur wiſſen, wo die Glocke läutet!“

„Das gilt nicht uns, Franzi; das iſt die Mittagsglocke auf dem Schloß!“

Sie wandte ſich um und kam zurück. Er ſchloß ſie leidenſchaftlich in die Arme. „Weißt du nicht, daß es gefährlich iſt, ſo tief in ein Aehrenfeld hineinzugehen?“

„Gefährlich?“ Sie ſah ihn ſeltſam lächelnd an. Dann tauchten ſie in ihren Wald zurück.

— — Ein ander Mal, nach einem ſchwülen Tage, waren ſie erſt ſpät am Nachmittag hinausgegangen. — Als der Abend ſchon tief herabſank, ruhten ſie am Ufer eines großen Waldwaſſers, das rings von hohen Buchen eingefaßt war. Zu ihren Füßen, trotz der regungsloſen Stille, ſchwankte das Schilf mit leiſem Rauſchen an einander; drüben hinter dem jenſeitigen Walde, der ſeine Schatten auf den Waſſerſpiegel warf, zuckte dann und wann ein Wetterſchein empor; Irisduft webte über den See, und ein lautloſer Blitz erleuchtete ihn.

Er hatte ſich über ſie gebeugt und ließ es wie ein Spiel an ſich vorübergehen, wenn ihr blaſſes Antlitz aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verſchwand. „Weißt du,“ ſagte er, — „es heißt, man ſolle in den Augen eines Weibes noch mitunter das Schillern der Paradieſesſchlange ſehen. Eben, da der Blitz flammte, ſah ich es in deinen Augen."

„Schillerte es denn ſchön?" fragte ſie, und hielt ihre Augen offen ihm entgegen.

„Bethörend ſchön."

Und wieder flammte ein Blitz.

„Du biſt ein Thor, Richard!"

„Ich glaube es ſelber, Franzi."

Und er legte den Kopf in ihren Schooß, und, zu ihr emporblickend, ſah er wieder und wieder die Wetterſcheine in ihren dunklen Augen zucken.

— — So floß die Zeit dahin. Eines Vormittags aber, als von den Fenſtern des Wohnzimmers aus vor dem niederrauſchenden Regen der Tannenwald nur noch wie eine graue Nebelwand erſchien und die Drachenköpfe unaufhörlich Waſſer von ſich ſpieen, ſtand Richard ſinnend und allein an ſeinem Schreibtiſche, nur mitunter wie abweſend in den trüben Tag hinausblickend.

Franzi trat herein; er hatte ſie heute noch nicht geſehen; am Frühſtückstiſche hatte er vergebens auf ſie gewartet. Jetzt ging ſie ſchweigend auf ihn zu, drückte ihre Augen gegen ſeine Bruſt und hing an ſeinem Halſe, als ſei ſie nur ein Theil von ihm. Er legte ſeinen Arm um ſie, aber er küßte ſie nicht; ſeine Gedanken waren bei anderen Dingen. Er merkte es kaum, als ſie plötzlich wieder aus ſeinem Arm und aus dem Zimmer ſich hinweggeſtohlen hatte.

Als bald darauf wegen einer wirthſchaftlichen Beſtellung Frau Wieb ins Zimmer trat, fand ſie ihren Herrn vor einer aufgezogenen Schieblade ſtehen, aus der er allerlei Papiere auf die Tiſchplatte hervorgekramt hatte. Es waren zum Theil Scheine, deren Vorlegung bei gewiſſen Lebensacten die bürgerliche Ordnung von ihren Mitgliedern zu verlangen pflegt.

„Sag' mir, Wieb,“ rief er der Eintretenden zu, „in welcher Kirche bin ich denn getauft? Du biſt ja damals dabei geweſen.“

„Wie?“ fragte die Alte und hielt ihr Hörrohr hin. „In welcher Kirche?“

„Nun ja; mir fehlt der Taufſchein; man muß ſeine Papiere doch in Ordnung haben.“

Nachdem er noch einmal in das Hörrohr gerufen hatte, nannte ſie ihm die Kirche.

Aber er hörte ſchon kaum mehr darauf.

„Nein, nein!“ ſagte er mit leiſen aber ſcharfen Lauten vor ſich hin, indem er wie abwehrend ſeine Hand ausſtreckte. „Wen geht's was an! Es ſoll mir Niemand daran rühren!“

Als er ſich umwandte, ſtand ſeine alte Wirthſchafterin noch im Zimmer; das Muſter der Tapete, das ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtete, ſchien ſie feſtgehalten zu haben. Er fragte ſie: „Was ſiehſt du denn an den verblichenen Blumen, Wieb?“

Die Alte nickte. „Die ſitzen da nicht von ungefähr,“ erwiederte ſie. „Der Herr Inſpector, da er neulich wegen der Feuerung da war, hat es mir erzählt. Vergeſſen und Vergeſſenwerden, Herr Richard!

Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl dieſe Beiden
Zu lernen und zu leiden!

Der alte Herr vom Schloſſe drüben — der Großvater iſt's geweſen von dem jetzigen — hat nur einen Sohn gehabt, den aber hat er faſt übermäßig geliebt und ihn nimmer, auch da er ſchon in die reiferen Jahre gekommen war, aus ſeiner Nähe laſſen wollen;

der junge Herr wäre darüber faſt zum Hageſtolz geworden. Endlich gab's denn doch noch eine Hochzeit, und wie der Vater in ihn, ſo iſt der Sohn in ſeine junge Frau vernarrt geweſen. Der alte Herr aber hat es nicht verwinden können, daß ſeines Kindes Augen jetzt immer nur nach einer Fremden gingen; er hat den Beiden das Schloß gelaſſen und hat ſich in die Einſamkeit hinausgebaut. Die Tapete hier in dieſem Zimmer, wo er noch Jahre lang gelebt, iſt derzeit von ihm ſelber ausgewählt; es ſeien die Blumen des Schlafes und der Vergeſſenheit, ſo ſoll er oft geſagt haben. — Haben Sie noch etwas zu befehlen, Herr Richard?"

Er hatte nichts.

Als die Alte hinausgegangen war, blickte auch er noch eine Weile auf die rothen und violetten Mohnblumen; dann fielen ſeine Augen auf ein Wandgemälde, das oberhalb der vom Flur hereinführenden Thür die Tapetenbekleidung des Zimmers unterbrach.

Es war eine weite Haidelandſchaft, vielleicht die an dem Waldwinkel ſelbſt belegene, hinter welcher eben der erſte rothe Sonnenduft heraufſtieg; in der Ferne ſah man, gleich Schattenbildern, zwei jugendliche Geſtalten, eine weibliche und eine männliche, die Arm in Arm, wie ſchwebend gegen den Morgenſchein hinausgingen; ihnen nachblickend, auf einen Stab gelehnt, ſtand im Vordergrunde die gebrochene Geſtalt eines alten Mannes.

Als Richard jetzt von dem Bilde auf die Umrahmung deſſelben hinüberblickte, trat ihm dort, halb verſteckt zwiſchen allerlei Arabesken, eine Schrift entgegen, die bei näherem Anſchauen in phantaſtiſchen Buchſtaben um das ganze Bild herumlief.

Dein jung' Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt thät' richten;
Da kam ein and'rer junger Schritt,
Nahm deinen jung' Genoſſen mit;
Sie wandern nach dem Glücke,
Sie ſchau'n nicht mehr zurücke.

So lauteten die Worte. Lange ſtand Richard vor dem Bilde, das er früher kaum beachtet hatte.

Würde das Antlitz jenes einſamen Alten, wenn es ſich plötzlich zu ihm wendete, die Züge des Erbauers dieſer Räume zeigen, oder war dieſe Geſtalt das Alter ſelbſt, und würde ſie — nur eines vermeſſenen Worts bedurfte es vielleicht — ſein eigenes

Angeſicht ihm zukehren? — Wehte nicht ſchon ein geſpenſtiſch kalter Hauch von dem Bilde zu ihm herab? — Unwillkürlich griff er ſich in Bart und Haar und richtete ſich raſch und ſtraff empor. — Nein, nein; es hatte ihn noch nicht berührt. Aber wie lange noch, ſo mußte es dennoch kommen. Und dann? — —

Er wandte ſich langſam ab und trat an ſeinen Schreibtiſch. Die Papiere, die dort noch umher lagen, legte er in die Schublade zurück, aus der er ſie vorhin genommen hatte. — Draußen ſtrömte unabläſſig noch der Regen.

* * *

In den nächſten Tagen ſchien wieder die Sonne; nur der Wald war noch nicht zu begehen. Aber durch die Haide hatten Richard und Franziska am Nachmittage einen weiten Ausflug gemacht; auf dem Rieſenhügel, in welchem Meiſter Reinecke wohnte, hatten ſie ihr mitgenommenes Veſperbrod verzehrt, während Leo, der diesmal nicht zurückgetrieben war, an den Eingängen des geheimnißvollen Baues ſeine vergeblichen Unterſuchungen fortgeſetzt hatte.

Mit der Dämmerung waren ſie heimgekehrt. —

Als Franzi in das Wohnzimmer trat, ging ſie ſchon wieder in den leichten Stiefeln, die ſie ſtets im Hauſe zu tragen pflegte.

„Du biſt blaß,“ ſagte Richard; „es iſt zu weit für dich geweſen.“

„O, nicht zu weit.“

„Aber du biſt ermüdet, komm'!“ Und er drückte ſie in den großen Polſterſtuhl, der dicht am Fenſter ſtand.

Sie ließ ſich das gefallen und legte den Kopf zurück an die eine Seitenlehne; die ſchmächtige Geſtalt verſchwand faſt in dem breiten Seſſel.

„Wie jung du biſt!“ ſagte er.

„Ich? — Ja, ziemlich jung.“

Sie hatte ihr Füßchen vorgeſtreckt, und er ſah wie verzaubert darauf hinab. „Und was für eine Wilde du biſt,“ ſagte er; „da geht ſchon wieder quer über den Spann ein Riß!“ Er hatte ſich gebückt und ließ ſeine Finger über die wunde Stelle gleiten. „Wie viel Paar ſolcher Dinger verbrauchſt du denn im Jahr, Prinzeßchen?“

Aber ſie legte nur ihren kleinen Fuß in ſeine

Hand, löſte ihre ſchwere Haarflechte, die ſie drückte, ſo daß ſie lang in ihren Schooß hinabfiel, und ſtreckte ſich dann mit geſchloſſenen Augen in die weichen Polſter.

Im Zimmer dunkelte es allgemach; draußen in der Wieſenmulde ſtiegen weiße Dünſte auf, und drüben im Tannenwalde war ſchon die Schwärze der Nacht. — Da ſchlug draußen im Hofe der Hund an, und Franzi fuhr empor und riß ihre großen grauen Augen auf.

Nein, es war wieder ſtill; aber von jenſeit des Waldes kam jetzt mit dem Abendwind Muſik herübergeweht.

„Laß doch,“ ſagte Richard, „das kommt nicht zu uns.“

Aber ſie hatte ſich vollends aufgerichtet und ſah neugierig in die Abenddämmerung hinaus.

„Es iſt nur eine Hochzeit, Franzi; ſie werden mit der Ausſteuer drüben am Waldesrand herumfahren.“

„Eine Hochzeit! Wer heirathet denn?“

„Wer? Ich glaube: des Bauervogts Tochter; ich weiß es nicht. Was kümmert es uns; wir kennen ja die Leute nicht.“

„Freilich.“

Sie ſtanden jetzt Beide am Fenſter; er hatte den Arm um ſie gelegt, ſie lehnte den Kopf an ſeine Bruſt. Ein paar Mal, aber immer ſchwächer, wehten noch die Töne zu ihnen her; dann wurde Alles ſtill, ſo ſtill, daß er es hörte, wie ihr der Athem immer ſchwerer ging.

„Fehlt dir etwas, Franzi?“ fragte er.

„Nein; was ſollte mir fehlen?“

Er ſchwieg; aber ſie drängte ihr Köpfchen feſter an ſeine Bruſt. „Du!“ ſagte ſie, als brächte ſie es mühſam nur hervor.

„Ja, Franzi?“

„Du — warum heirathen wir uns nicht?“

Es durchfuhr ihn wie ein elektriſcher Schlag; eine Kette qualvoller Erinnerungen tauchte in ihm auf; die Welt ſtreckte ihre grobe Hand nach ſeinem Glücke aus.

„Wir, Franzi?“ wiederholte er, ſcheinbar ruhig. „Wozu? — Was würde dadurch anders werden?“

„Freilich!“ Sie ſann einen Augenblick nach. „Aber wir lieben uns ja doch!“

„Ja, Franzi! Aber“ — er blickte ihr tief in die

Augen, und ſeine Stimme ſank zu einem Flüſtern, als wage er die Worte nicht laut werden zu laſſen — „es könnte einmal ein Ende haben — plötzlich!“

Sie ſtarrte ihn an. „Ein Ende? — Dann müßte ich wohl fort von hier!“

„Müſſen, Franzi? Weh' mir, wenn du es müßteſt!“

Sie ſchwiegen Beide.

„Wie alt biſt du, Franzi?“ begann er wieder.

„Du weißt es ja, ich werde achtzehn.“

„Ja, ja, ich weiß es, achtzehn; ich bin ein Menſchenalter dir voraus. Ueber dieſen Abgrund biſt du zu mir hinübergeflogen, mußt du immer zu mir hinüber. — Es könnte ein Augenblick kommen, wo dir davor ſchauderte.“

„Was ſprichſt du da?“ ſagte ſie. „Ich verſtehe das nicht.“

„Verſtehe es nimmer, Franzi!“

Aber während ſie athemlos zu ihm emporblickte, zuckte es plötzlich um ihren jungen Mund; es war, als flöhe etwas in ihr Innerſtes zurück.

Hatten ſeine Worte die Schärfe ihres Blicks geweckt und ſah ſie, was ihr bisher entgangen war, einen Zug beginnenden Verfalls in ſeinem Antlitz? — Doch ſchon hatte ſie ſein Haupt zu ſich herabgezogen und erſtickte ihn faſt mit ihren Küſſen. Dann riß ſie ſich los und ging raſch hinaus.

Als ſie fort war, machte er ſich an ſeinem Schreibtiſche zu thun. Mit einem beſonders künſtlichen Schlüſſel öffnete er ein Fach deſſelben, in welchem er ſeine Werthpapiere verwahrt hielt. Er nahm aus den verſchiedenen Päckchen einzelne hervor, ſchlug einen weißen Bogen darum und ſetzte eine Schrift darauf. Als das geſchehen war, nahm er einen zweiten, dem, womit er das Fach geöffnet hatte, völlig gleichen Schlüſſel, paßte ihn in das Schlüſſelloch und legte ihn dann neben die Papiere auf die Tiſchplatte.

Der Abend war ſchon ſo weit hereingebrochen, daß er Alles faſt im Dunkeln that; über den Tannen drüben war ſchon der letzte Hauch des braunen Abendduſts verglommen.

Als Franziska nach einer Weile mit der brennenden Lampe hereingetreten war und ſchweigend das Zimmer wieder verlaſſen wollte, ergriff er ihre Hand und zog ſie vor den Schreibtiſch.

„Kennſt du das, Franziska?“ fragte er, indem er einige der Papiere vor ihr entfaltete.

Sie blickte ſcharf darauf hin. „Ich kenne es wohl,“ erwiederte ſie; „es iſt ſo gut wie Geld.“

„Es ſind Staatspapiere.“

„Ja, ich weiß; ich habe bei dem Magiſter einmal zu ſolchen ein Verzeichniß machen müſſen.“

Er zeigte ihr ein Convolut, worauf in friſcher Schrift ihr Name ſtand, und nannte ihr den Betrag, der darin enthalten war. „Es iſt dein Eigenthum,“ ſagte er.

„Mein, das viele Geld!“ Sie blickte mit ſcharfen Augen auf das verſchloſſene Päckchen.

„Verſteh' mich, Franzi,“ begann er wieder; „ſchon jetzt iſt es dein; am allermeiſten aber“ — und er verſchlang die junge Geſtalt mit ſeinen Blicken — „in dem Augenblicke, wo du ſelber nicht mehr mein biſt. Du wirſt dann völlig frei ſein; du ſollſt es jetzt ſchon ſein.“

Er ſah ſie an, als erwartete er von ihr eine Frage, eine Bitte um Erklärung: da ſie aber ſchwieg, ſagte er in einem Tone, der wie ſcherzend klingen ſollte: „Da du jetzt eine Capitaliſtin biſt, ſo muß ich dir auch den nöthigen Eigenthumsſinn einzupflanzen ſuchen.“

Und er nahm eine von den Zeitungen, die umherlagen, zog die Geliebte auf ſeinen Schooß und begann die Rubrik der Courſe mit ihr durchzugehen. Dann aber, als ſie ihm aufmerkſam zuzuhören ſchien, lachte er ſelbſt über ſein ſchulmeiſterliches Bemühen. „Es iſt ſpaßhaft! Du und Staatspapiere, Franzi! Du haſt natürlich kein Wort von alle dem verſtanden!“

Aber ſie lachte nicht mit ihm; ſie war von ſeinem Schooße herabgeglitten und begann eingehende Fragen über das eben Gehörte an ihn zu richten.

Er ſah ſie verwundert an. „Du biſt gefährlich klug, Franzi!“ ſagte er.

„Magſt du lieber, daß ich's nicht verſtehe, wenn du mich belehrſt?“

„Nein, nein; wie ſollte ich!“ — —

Sie wollte gehen, aber er rief ſie zurück. „Vergiß den Schlüſſel nicht!“ Und indem er ſie an den Schreibtiſch führte, ſetzte er hinzu: „Dieſes Fach enthält jetzt mein und auch dein Eigenthum. Möge es nie getrennt werden!“

Sie hatte indeſſen eine Schnur von ihrem Halſe genommen, woran ſie eine kleine goldene Kapſel mit den Haaren einer früh verſtorbenen Schweſter auf der Bruſt trug, und war eben im Begriff, daneben auch den Schlüſſel zu befeſtigen; aber ihre geſchäftigen Hände wurden zurückgehalten.

„Nein, nein, Franzi," ſagte er. „Was beginnſt du!" — Er hatte das Mädchen zu ſich herangezogen und küßte ſie mit Leidenſchaft. — „Leg ihn fort, weit fort! zu deinen anderen Dingen. Was denkſt du denn! Soll ich den Caſſenſchlüſſel an deinem Herzen finden?"

Sie wurde roth. „Was du auch gleich für Gedanken haſt," ſagte ſie und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche.

* * *

Es war in der erſten Hälfte des Auguſt. Schwül waren die Tage, trübſelig in der Mauſer ſaßen die Vögel im Walde; nur einzelne prüften ſchon das neue Federkleid zum weiten Abſchiedsfluge; aber deſto ſchöner waren die Nächte mit ihrer erquickenden Kühle. Draußen im Waldwaſſer, wo vordem die Iris blühten, wie auf dem Hofe in der Tiefe des offenen Brunnens ſpiegelten ſich jetzt die ſchönſten Sterne; im Nordoſten des nächtlichen Himmels ergoß die Milchſtraße ihre breiten, leuchtenden Ströme.

Richard hatte während einiger Tage den nächſten Umkreis des Waldwinkels nicht verlaſſen; ein Körperleiden aus den Jahren ſeiner Kerkerhaft, die nicht nur im Kopfe des Winkeladvocaten ſpukte, war wieder aufgetaucht und hatte wie eine lähmende Hand ſich auf ihn gelegt.

Jetzt ſaß er, die linde Nacht erwartend, auf einer Holzbank, welche draußen vor der Umfaſſungsmauer angebracht war; an ſeiner Seite lag ſein löwengelber Hund. Stern um Stern brach über ihm aus der blauen Himmelsferne; er mußte plötzlich ſeines Jugendglücks gedenken. — Wo — was war Franziska zu jener Zeit geweſen? — Ein Nichts, ein ſchlafender Keim! Wie lange hatte er ſchon gelebt! — — Die Thalmulde entlang begann ein kühler Hauch zu wehen; er hätte wohl lieber nicht in der Abendluft dort ſitzen ſollen.

Da ſchlug der Hund an und richtete ſich auf. Gegenüber aus den Tannen ließen ſich Schritte vernehmen, und bald erſchien die ſchlanke Geſtalt eines

Mannes, raſch auf dem Fußſteige hinabſchreitend. „Ruhig, Leo!“ ſagte Richard, und der Hund legte ſich gehorſam wieder an ſeine Seite.

Der Fremde war indeſſen näher gekommen, und Richard erkannte einen jungen Mann in herkömmlicher Jägertracht, mit dunklem krauſen Haar und kecken Geſichtszügen; ſehr weiße Zähne blinkten unter ſeinem ſpitzen Zwickelbärtchen, als er jetzt, leichthin die Mütze rückend, „guten Abend“ bot.

„Sie wünſchen etwas von mir?“ ſagte Richard, indem er ſich erhob.

„Von Ihnen nicht, mein Herr; ich wünſchte das junge Mädchen in Ihrem Hauſe zu ſprechen.“

Es war eine Zuverſichtlichkeit des Tons in dieſen Worten, die Richard das Blut in Wallung brachte. „Und was wünſchen Sie von ihr?“ fragte er.

„Wir jungen Leute haben auf Sonntag einen Tanz im Städtchen drüben; ich bin gekommen, um ſie dazu einzuladen.“

„Darf ich erfahren, wem ſie dieſe Ehre danken ſollte? Ihrer Sprache nach ſind Sie nicht aus dieſer Gegend.“

„Ganz recht,“ erwiederte in ſeiner unbekümmerten Weiſe der Andere; „ich verwalte nur während der Vacanz die erledigte Förſterei der Herrſchaft.“

„Aber Sie irren ſich, Herr Förſter; die junge Dame, die in meinem Hauſe lebt, beſucht nicht ſolche Tänze.“

„O, mein Herr, es iſt die anſtändigſte Geſellſchaft!“

„Ich zweifle nicht daran.“

Der Andere ſchwieg einen Augenblick. „Ich möchte doch die junge Dame ſelber fragen!“

„Es wird nicht nöthig ſein.“

Richard wandte ſich nach der Pforte. Da der Förſter auf ihn zutrat, als wollte er ihn zurückhalten, ſtreckte der Hund ſeinen mächtigen Nacken und knurrte ihn drohend an.

„Bemühen Sie ſich nicht weiter, Herr Förſter!“ ſagte Richard.

Ein ſcharfer Blitz fuhr aus den Augen des jungen Geſellen; er biß in ſeinen Zwickelbart; dann rückte er, wie zuvor, leichthin die Mütze und ging, ohne ein Wort zu ſagen, den Fußſteig, den er gekommen war, zurück. Auf halbem Wege wandte er ſich noch einmal und warf einen Blick nach den Fenſtern des Waldwinkels; bald darauf verſchwand er drüben in dem ſchwarzen Schatten der Tannen.

— Während der Hund, wie zur Wache, noch unbeweglich an dem Rand der Wieſenmulde ſtand, war Richard ins Haus zurückgegangen. Als er oben in das Wohnzimmer trat, ſah er Franziska am Fenſter ſtehen, die Stirn gegen eine der Glasſcheiben gedrückt; ein Staubtuch, das ſie vorher gebraucht haben mochte, hing von ihrer Hand herab.

„Franzi!“ rief er.

Sie kehrte ſich, wie erſchrocken, zu ihm.

„Sahſt du den jungen Menſchen, Franzi?“ fragte er wieder; „es war derſelbe, der uns in letzter Zeit ein paar Mal im Oberwald begegnet iſt.“

„Ja, ich bemerkte es wohl.“

„Haſt du ihn ſonſt geſehen?“

In Richard's Stimme klang etwas, das ſie früher nie darin gehört hatte. Sie blickte ihn forſchend an. „Ich?“ ſagte ſie. „Wo ſollte ich ihn ſonſt geſehen haben?“

„Nun — er war ſo gütig, dich zum Tanz zu laden.“

„Ach! Tanzen!“ Und ein Blitz von heller Jugendluſt ſchoß durch ihre grauen Augen.

Er ſah ſie faſt erſchrocken an. „Was meinſt du, Franzi?“ ſagte er. „Ich habe ihn natürlich abgewieſen.“

„Abgewieſen!“ wiederholte ſie tonlos, und der Glanz in ihren Augen war plötzlich ganz erloſchen.

„War das nicht recht, Franzi? Soll ich ihn zurückrufen?“

Aber ſie winkte nur abwehrend mit der Hand. — Ohne ihn anzuſehen, doch mit jenem ſcharfen Klang der Stimme, der ſich zum erſten Mal jetzt gegen ihn wandte, fragte ſie nach einer Weile: „Haſt du je getanzt, Richard?“

„Ich, Franzi? Warum fragſt du ſo? — Ja, ich habe einſt getanzt.“

„Nicht wahr, und es iſt dir eine Luſt geweſen?“

„Ja, Franzi,“ ſagte er zögernd, „ich glaube wohl, daß ich es gern gethan.“

„Und jetzt,“ fuhr ſie in demſelben Tone fort, „jetzt tanzeſt du nicht mehr?“

„Nein, Franzi; wie ſollte ich? das iſt vorbei. — Aber du nimmſt mich ja förmlich ins Verhör!“

Er verſuchte zu lächeln; aber als er ſie anblickte, ſtanden die grauen Augen ſo kalt ihm gegenüber.

„Vorbei,“ ſagte er leiſe zu ſich ſelber, „der Schauder hat ſie ergriffen; ſie kommt nicht mehr herüber.“

Er ließ es ſtill geſchehen, als ſie nach einer Weile an ſeinem Halſe hing und ihm eifrig ins Ohr flüſterte: „Vergieb! Ich habe dumm geſprochen! Ich will ja gar nicht tanzen.“

* * *

Richard's Unwohlſein hatte in einigen Wochen ſo zugenommen, daß er das Zimmer nicht verlaſſen konnte. Ein Arzt wurde nicht zugezogen, da ihm aus früheren Zufällen die Behandlung ſelbſt geläufig war; ſogar Frau Wieb's aus Wachs und Baumöl gekochte Salben wurden unerbittlich zurückgewieſen. Beſſer wußte Franziska es zu treffen. Sie ſaß neben ſeinem Lehnſtuhl, wo er, an einem künſtlich von ihr aufgebauten Pulte, einen Aufſatz über hier aufgefundene, ſeltene Doldenpflanzen begonnen hatte; ſie holte ihm die betreffenden Exemplare aus dem mit ihrer Hülfe angelegten Herbarium oder aus der Bibliothek die Bücher, deren er bedurfte; ſie ſuchte darin die einſchlagenden Stellen für ihn auf und las ſie vor. „Wenn ich noch einmal Profeſſor werde,“ ſagte er heiter, „welch' einen Famulus beſitz' ich ſchon!" Aber ſie war nicht nur ſein Famulus, ſie war auch das Weib, deren ſtille Nähe ihm wohlthat, die ſchweigend ſeine Hand, wenn ſie von der Arbeit ruhte, in die ihre nahm, die ihm die Polſter und den Schemel rückte und ihm mit ſanfter Stimme den Troſt auf baldige Geneſung zuſprach.

Heute — es war am Nachmittag — hatte er ſie fortgeſchickt, um ein buntes Lippenblümchen aufzuſuchen, das nach ſeiner Rechnung ſich jetzt erſchloſſen haben mußte; am Waldwaſſer, das ſie Beide zu allen Tageszeiten oft beſucht hatten, ſtanden hier und da die Pflänzchen. — Er ſelbſt war in ſeinem Lehnſeſſel bei der begonnenen Arbeit zurückgeblieben; auf allen Stühlen um ihn her lagen Bücher und Blätter, von Franziska's Hand vor ihrem Weggange ſorgſam nahe gerückt und geordnet. Eben hatte er eine ihrer Zeichnungen hervorgeſucht, die nach ſeiner Abſicht dem Aufſatze beigedruckt werden ſollte; aber ſeine Gedanken gingen über das Blatt nach der Malerin ſelbſt, die jetzt dort drüben der Wald vor ihm verbarg. Ihre hingebende Sorge an ſeinem Krankenſtuhle wollte ihm auf einmal faſt unheimlich ſcheinen; denn — er konnte es ſich nicht verhehlen — Franzi hatte ſich in der letzten Zeit ihm zu entziehen geſucht, ſie war faſt wieder ſcheu geworden wie ein Mädchen. Sollte dies demüthige Dienen ein Erſatz ſein? Es war etwas Müdes in ihrem ganzen Thun und Weſen.

Richard hatte den Kopf zurückgelehnt und blickte aus dem Fenſter, in deſſen Nähe ſeine Krankenſtatt aufgeſchlagen war. Durch die klare Luft flog eben ein Zug von Wandervögeln; als der verſchwunden war, fielen ſeine Augen auf einen Vogelbeerbaum, der drüben vor den Tannen an der Wieſenmulde ſtand; eine Schaar von Droſſeln tummelte ſich flatternd und kreiſchend zwiſchen den ſchon rothen Traubenbüſcheln, die in dem ſcharfen Strahl der Nachmittagsſonne aus dem Grün hervorleuchteten.

Fern aus dem Walde hallte ein Schuß.

„Bartholomäustag!“ ſagte Richard bei ſich ſelbſt; „die Junker haben ihre Jagd eröffnet. — Wenn nur Franzi ſchon zurück wäre!“

Eine ungeduldige Sehnſucht nach ihr ergriff ihn. Er hatte ihr etwas verſagt, woran ſie nur einmal und nie wieder erinnert hatte; aber es ſchien ihm plötzlich klar geworden, dies Verſagen drückte ſie. Wenn er nur erſt geſund wäre! Sie konnten hier nicht ewig bleiben; auch er fühlte jetzt mitunter eine Beklommenheit in dieſer Stille, einen Drang, an den Dingen da draußen wieder friſchen Antheil zu nehmen. Dann, wenn ſie unter Menſchen lebten, mußte ſchon Alles nachgeholt ſein; was er ihr und ſich ſelber einſt entgegengeſetzt hatte, er ſchalt es kranke Träume, die den Dünſten des öden Moors entſtiegen ſeien. Nein, nein! Sein junges Weib zur Seite, wollte er wieder ins volle Leben hinaus; ein ganz froher Mann, befreit von allem grauen Spinngewebe der Vergangenheit. „Franzi, ſüße Franzi!“ rief er und ſtreckte beide Arme nach ihr aus.

Aber ſie kam noch nicht.

Er verſuchte es, ſeine Arbeit wieder aufzunehmen, er blätterte in den umherliegenden Büchern, er ſchrieb eine Zeile, dann legte er die Feder wieder hin. — Von den Eichbäumen, die zu Weſten der Umfaſſungsmauer ſtanden, fielen die Schatten ſchon über den ganzen Hof; nur ſeitwärts durch die oberen Scheiben drang noch ein Sonnenſtrahl ins Zimmer. Da ſah er es drüben aus den Tannen ſchimmern;

Franziska trat aus dem Dunkel und ſchritt langſam auf dem Fußſteige hin; ein paar Mal blieb ſie wie aufathmend ſtehen, während ſie durch die Wieſenmulde heraufkam.

Als ſie dann zu ihm ins Zimmer getreten war, legte ſie einen Strauß von blauem Enzian und Haideblüthen vor ihm hin, auch ein Stengel jenes Lippenblümchens war dabei, aber die Knospen waren noch nicht erſchloſſen; vergebens — ſo ſagte ſie — habe ſie ſich überall nach einer aufgeblühten Pflanze umgeſehen; aber morgen oder übermorgen werde ſie gewiß ſchon eine bringen können.

Ihre Augen glänzten, ihre Wangen waren heiß. Er ergriff ihre Hand und wollte ſie an ſich ziehen.

„Du haſt wohl ſehr weit umher geſucht!“ ſagte er.

Aber er fühlte ein leiſes Widerſtreben. „O, ziemlich weit! Es war ein wenig feucht, ich muß die Schuhe wechſeln.“

„So thue das erſt, komm' aber bald zurück! Ich habe faſt um dich geſorgt.“

„Um mich? Das war nicht nöthig.“

„Ja, Franzi, wenn man krank im Lehnſtuhl ſitzt!

— Ich hörte ſchießen, drüben vom Waldwaſſer her. Haſt du es nicht gehört?“

„Ich? Nein, ich hörte nichts.“ Sie hatte im ſelben Augenblicke den Kopf gewandt. „Ich komme gleich zurück,“ ſagte ſie, ohne umzuſehen, und ging raſch zur Thür hinaus.

Als ſie gegangen war, kam der Hund herein, der es bald gelernt hatte, mit ſeiner breiten Pfote die Zimmerthür zu öffnen. Er legte den Kopf auf ſeines Herrn Schooß und blickte ihn wie fragend mit den braunen Augen an. Richard ließ ſeine Hand liebkoſend über den Rücken des ſchönen Thieres gleiten.

„Sei ruhig, Leo!“ ſagte er, „wir Beide bleiben doch beiſammen!“ — Er theilte mit den Fingern das ſeidenweiche Haar unter dem Behang des Kopfes. „Laß ſehen! Haſt du denn die Narbe noch? — Das war ein wilder Strauß mit dem lombardiſchen Strauchdieb damals! So tolle Wege gehn wir nun nicht mehr! — Aber ſchön wird doch auch die neue Fahrt mit deiner jungen Herrin, wenn ſie mit ihren lichten Falkenaugen in die vorüberfliegende Landſchaft blickt, und du, mein Hund, voran in weiten Sprüngen, wie einſtens, da wir noch allein die Welt durchſtreiften! Denn hinaus wollen wir wieder, weit hinaus, und du, mein Thier — gewiß, wir bleiben bei einander!“

Er hatte ſich hinabgebeugt, aber Leo ſchloß wie beruhigt ſeine Augen, und nur die Fahne des mächtigen Schweifes bekundete in ſanften Bewegungen die Zufriedenheit ſeines Innern. So ſaßen ſie ſtill beiſammen, wie ſie es ſonſt ſo oft gethan, Tags an der offenen Landſtraße, wie Abends im behaglichen Quartier. Der reichbegabte Mann und die ſcheinbar ſo weit von ihm getrennte Creatur — in dieſem Augenblicke legte ſich das Gefühl der gegenſeitigen Treue wie erquickender Thau auf beider Haupt.

— — Richard war nicht dazu gekommen, Franzi ſeinen ſo freudig gefaßten Entſchluß mitzutheilen; auch als ſie bald darauf wieder eintrat, und ſelbſt in den folgenden Tagen gelangte er nicht dazu. — Franzi ging wiederholt in den Wald hinaus. Sie brachte ihm die erſchloſſene Blume, um derenwillen ſie zuerſt hinausgegangen war; ſie brachte auch andere, die zu ſeiner Arbeit in Beziehung ſtanden; jedes Mal hatte ſie etwas Neues vorzulegen. In der Vaſe, welche auf dem Schreibtiſche ſtand, ordnete ſie faſt täglich einen neuen Strauß von Gräſern und wilden Blumen, zwiſchen denen jetzt auch ſchon Zweige mit rothen und ſchwarzen Beeren glänzten.

Wenn ſie ihn verlaſſen hatte, fühlte er eine Unruhe, die er ſich ſelber zu geſtehen ſchämte. Denn was konnte ihr geſchehen hier im Walde! — Einen Schuß hatte er nicht wieder gehört; die Jagd mußte, wenn ſie überhaupt betrieben wurde, nach einem entfernteren Theile des Reviers verlegt ſein.

Aber allmälig und immer raſcher fühlte er ſich geneſen; bald ging er im Hauſe, bald mit Leo oder Franzi auch ſchon draußen in der nächſten Umgebung deſſelben umher; mit vollen Zügen athmete er die klare, würzige Herbſtluft. Und jetzt erfaßte ihn aufs Neue eine Ungeduld, bevor noch hier die Blätter fielen, ſeine Pläne zu verwirklichen. Mit raſchem Entſchluß ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und theilte ſeinem Freunde, dem Bürgermeiſter, ſeine Abſicht nebſt einer deſſen Perſönlichkeit entſprechenden Begründung mit, zugleich kündigte er ſeinen Beſuch auf die nächſten Tage an. Neben ihm unter dem Briefbeſchwerer lag die jüngſt verfaßte Arbeit, in ſauberer Reinſchrift von Franziska's Hand und fertig zur Verſendung an die Redaction einer botaniſchen Zeitſchrift. Alles ſollte noch heute die Botenfrau zur Poſt bringen.

Als er die Abhandlung hervorzog, um ſie einzuſiegeln, kreuzte beim flüchtigen Einblick ein Gedanke ſeinen Kopf, der ihn antrieb, noch einmal ein in ſeiner Bibliothek befindliches Fachwerk nachzuſchlagen.

Gleich, nachdem er das Zimmer verlaſſen hatte, kam Franziska durch die Außenthür herein. Als ſie den offenen, friſch geſchriebenen Brief auf dem Tiſche liegen ſah, trat ſie auf leiſen Sohlen näher; vorſichtig reckte ſie den Kopf und ihre Augen flogen darüber hin, als wollten ſie die Schrift einſaugen. Ein paar Secunden ſtand ſie noch, ihre Finger fuhren an die Zähne, ein heftiges Erſchrecken lag auf ihrem Antlitz. Dann, als nebenan in der Bibliothek ſich Schritte rührten, entfloh ſie, aus dem Zimmer, aus dem Hauſe und draußen über den Hof; an die Mauer gedrückt, lief ſie in die Haide hinaus, die an der Rückſeite des Gebäudes lag. Eine Weile ſaß ſie hier zwiſchen dem Eichengebüſch auf dem Boden, die Hände um die Knie gefaltet; ihre Blicke flogen von den Wetterfahnen des Hauſes, welche goldſchimmernd in der Morgenſonne aus dem Laub hervorragten, nach dem Wald hinüber und vom Wald zurück zu dem alten Gemäuer, das dort ſo friedlich in dem Grün der Bäume ſtand. Plötzlich ſprang ſie auf; die ganze ſchmächtige Geſtalt bebte, aber ihre Augen blickten entſchloſſen nach dem Walde hinüber. Durch das Gebüſch der Haide lief ſie ſeitwärts an der Wieſenmulde entlang. Als ſie beim Zurückblicken das Haus nicht mehr gewahren konnte, ging ſie durch die wuchernden Kräuter in dieſelbe hinab und verſchwand dann jenſeits zwiſchen den Stämmen der Waldbäume.

— Als ſie nach reichlich einer Stunde wieder ins Haus trat, ſchien jede Spur einer Aufregung aus ihrem Angeſicht verſchwunden.

„Biſt du endlich da, Franzi?“ ſagte Richard, der ihr auf dem Flur entgegenkam; „ich ſuche dich ſeit einer Stunde.“

Franziska drückte ihm leicht die Hand. „Verzeih’, daß ich dir’s nicht ſagte. Mir war der Kopf benommen, ich mußte einen Gang ins Freie machen.“

Er legte ihren Arm in ſeinen. „Komm!“ ſagte er und zog ſie mit ſich die Treppe hinauf nach dem Wohnzimmer.

Hier faßte er ſie an beiden Händen und blickte ſie lang und liebevoll mit ſeinen ernſten Augen an.

Sie ſenkte den Kopf ein wenig und fragte: „Was haſt du, Richard? Du biſt ſo feierlich.“

„Franzi,“ ſagte er, „gedenkſt du wohl noch der Hochzeitsmuſik, die Abends vom Waldesrand zu uns herüberwehte?“

Sie nickte ohne aufzuſehen.

„Und jener Worte, die ich damals zu dir ſprach? — Ich war ein Thor, Franzi; die ungewohnte Einſamkeit hatte mir den Muth gelähmt. Doch jetzt bin ich ein eigenſüchtiger Menſch; ich kann nicht anders, ich muß dich halten, unauflöslich feſt, auch wenn du gehen wollteſt! Ich ertrag's nicht länger, daß du frei biſt. — Das iſt Selbſterhaltung, Franzi, ich kann nicht leben ohne dich.“

Immer inniger ruhten ſeine Augen auf ihr, immer mehr hatte er ſie an ſich gezogen.

Bebend hing ſie in ſeinen Armen. „Wann,“ ſagte ſie, „wann denkſt du, daß es ſein ſollte?“

„Macht's dich beklemmen, Franzi?“ — Er legte ſeine Hand auf ihre dicke, ſeidene Flechte, und drückte ihren Kopf zurück, daß er ihr Antlitz ſehen konnte.

„Ich hab' dich überraſcht, beſinne dich! — Wir brauchen keine Hochzeitsmuſik; in dieſer Stille, wo du mein geworden biſt, mag auch die Außenwelt ihr Recht bekommen. Die alte gute Wieb, ihr Freund, der Inſpector; wir brauchen keine anderen Zeugen! Und übermorgen reiſe ich zu deinem Vormund, zu unſerem Freund, dem Bürgermeiſter; die paar Tage noch biſt du Strohwittwe; dann, Franzi, dann verlaſſen wir uns nicht mehr.“

Er ſchwieg.

Sie öffnete die Lippen; aber es war, als wenn die Worte nicht hinüber wollten. „Und wann,“ ſagte ſie endlich, „wirſt du wiederkommen?“

„Am Sonnabend reiſe ich; am Dienstag bin ich wieder da. Dann hoff' ich Alles mitzubringen: die nöthigen Scheine, die Licenz, das Hochzeitskleid. — — Ja, Franzi, die Tage deiner Freiheit ſind gezählt! Du wirſt mir doch indeß nicht etwa fortgeflogen ſein?“ —

Mit dem glücklichſten Lächeln blickte er ſie an. „Und nun geh', mein geliebtes Weib! Ich hab' noch Mancherlei für uns zu ordnen.“

* * *

Die letzte Nacht vor der Abreiſe war gekommen. — — Die drei Bewohner des Waldwinkels befanden ſich in ihren Schlafgemächern; Leo, der treue Wächter, lag, wie ſtets um dieſe Zeit, unten im Flur quer vor der Hausthür hingeſtreckt. Im Hauſe war Alles ſtill, wenn nicht mitunter ein Huſten der alten Frau Wieb aus deren Gardinenbett hervorbebte, oder droben im Wohnzimmer der Uhrenkukuk von Stunde zu Stunde die Stationen der Nacht in die ſchweigenden Räume hinausrief. — Draußen aber wühlte der Wind in den Bäumen; die Wetterfahnen kreiſchten auf dem Dache, und allerlei Stimmen ſchwebten, wenn der Sturm zu neuem Zuge den Athem anhielt, aus dem Walde herüber.

— — Horch! Klang da nicht ein Fenſter? Das einzige an der Weſtſeite des Hauſes, wo die Eichenzweige die Mauer faſt berühren?

Nein, nur in den Lüften brauſte es ſtärker; es ſchien ſich weiter nichts zu rühren; die alte Frau Wieb huſtete; oben rief der Kukuk Eins! — Die Nacht rückte weiter; nichts, was nicht ſonſt auch da war, ließ ſich hören. Die wenigen Sterne, die durch die vorüberjagenden Wolken blinkten, erblichen nach und nach.

— — In der erſten Dämmerung ſtand Franziska vor Richard's Bette. Er ſchlief noch; ſie kniete nieder und küßte ſeine Hand, die über den Rand des Bettes herabhing; und als er die Augen aufſchlug, ſagte ſie: „Du mußt aufſtehen, Richard; der Wagen wird bald da ſein!“

„Franzi!“ rief er, die Augen zu ihr aufſchlagend, und nach einer Weile, da der Nebel des Schlafs von ſeiner Stirn gewichen war, ſetzte er hinzu: „Haſt du den Eulenſchrei gehört heut' Nacht? Auf der Uhr drinnen rief es juſt zu Eins.“

Sie zuckte leiſe in den Schultern. „Das hören wir ja jede Nacht,“ ſagte ſie leiſe.

„Nein, nein, Franzi; es war nicht der Waldkauz, den wir hier herum haben; es klang ganz anders, ſeltſam! Ich zweifelte zuerſt, ob's auch nur einer ſeiner Vettern ſei; drunten vom Flur herauf hörte ich, wie Leo ſich aufrichtete, und einige Male hin und wieder ging.“

„Ich hab' es nicht bemerkt,“ ſagte ſie leiſe.

„Dann haſt du feſt geſchlafen, Franzi; denn das Thier muß in einem der nächſten Bäume hier geſeſſen haben.“

Sie ſaßen noch beim Frühſtück mit einander, aber Franzi brachte kaum ein Krümchen über ihre Lippen. Dann ſtieg er in den Wagen. „Vergiß es nicht; drei Tage!“ rief er ihr noch zurück, und fort rollte das Gefährte über die Haide; mit lautem Bellen ſprang der Hund voraus.

Lange ſtand ſie und blickte mit unbeweglichen Augen hinterher, bis nur noch die dunkle Linie des Steppenzuges ſich am Horizonte abhob.

* * *

Am Nachmittag trat Richard zu ſeinem Freunde, dem Bürgermeiſter, in das Zimmer.

„Nun, Waldmenſch!“ rief dieſer, ihm drohend die kleine runde Hand entgegenſchüttelnd; „was treibſt du denn für Streiche?“

„Du haſt alſo meinen Brief erhalten?“

„Freilich! Wie du Einen alteriren kannſt! Es ſind natürlich lauter Scherze!“

„Ich bin im vollen Ernſt zu dir gekommen.“

„Höchſt merkwürdig!“ ſagte der Bürgermeiſter; „romantiſch, ganz romantiſch! — Ich wette, du weißt noch nicht einmal, wer Vater und Mutter zu dem Mädchen geweſen ſind.“

„Was geht das mich an!“

„Nun, nun; du brauchſt aber doch einen Taufſchein — —“

„Ich brauche noch mehr, Fritz! Vielleicht gar deine obervormundſchaftliche Hülfe, wenn der wackere Schuſter ſeine Mündel etwa wieder bei einem reichen Bäcker ſollte in Verſorgung geben wollen.“

„Meine Hülfe, Richard? Nein, nein; wo denkſt du hin? Das ginge denn doch gegen mein Gewiſſen.“

Richard lächelte. „Aber du biſt ja nicht mein Obervormund; iſt dir der Mann nicht gut genug für deine Mündel?“

„Bei Gott, du haſt Recht, Richard! Mir war in dieſem Augenblick, als ſeiſt du noch mein Leibfuchs. Da werd' ich freilich nichts dagegen machen können.“ Der Bürgermeiſter hatte ſeine goldene Brille von der Naſe genommen, putzte die Gläſer mit ſeinem gelbſeidenen Schnupftuche und ſah dabei den Freund kopfſchüttelnd aus ſeinen kleinen Augen an. „Hm, ſolch' ein Schwärmer!“ ſagte er; „es iſt doch ſeltſam, daß Eure Sorte immer — —“

Aber Richard ergriff den kleinen guten Mann bei beiden Händen. „Du disputirſt ſie mir nicht ab,“ ſagte er innig. „Laß gut ſein, Fritz; ſprich lieber, wie ſteht es mit dem Herrn Magiſter?“

„Er ſitzt!“ erwiederte der Bürgermeiſter mit einem höchſt fröhlichen Erwachen ſeiner Stimme.

„Aber ſein Proceß?“

„Still; weck' ihn nicht! Der ſchläft.“

„Und Franziska?“

„Wird nicht mehr beunruhigt werden. Die Acten ſind eingeſandt; das Urthel kommt ſchon zu ſeiner Zeit.“

„Nun, Fritz, ſo hilf mir, und laß uns Alles raſch beſorgen!“

— — Und Alles wurde beſorgt; ſchon am nächſten Vormittage hatte Richard die Licenz und alle nöthigen Scheine in ſeinen Händen. Es war ſein Plan geweſen, die Reiſe noch auf jene Großſtadt auszudehnen; aber wieder befiel ihn eine faſt angſtvolle Sehnſucht und trieb ihn nach dem Wald zurück; die beabſichtigten Einkäufe ließen ſich ja auch am beſten in Gemeinſchaft mit Franziska machen.

So befahl er denn die Heimkehr.

„Friſch zu, Kutſcher," ſagte er; „es gilt ein doppeltes Trinkgeld."

Der Kutſcher brauchte ſeine Peitſche; noch am Nachmittag erreichten ſie das Dorf; aber auf dem holperigen Steinpflaſter lief ein Rad von der Achſe, und zur Ausbeſſerung bedurfte es einer halbſtündigen Arbeit in der Dorfſchmiede. Richard, von Leo begleitet, war nach dem Krug hinübergegangen. Bei ſeinem Eintritt in die Außendiele ſtieß der Hund ein dumpfes Knurren aus, und in demſelben Augenblick ging der junge Förſter, der eben aus der Gaſtſtube trat, ohne Gruß an ihm vorüber aus der Hausthür; nur ein flüchtiger Blick der blanken Augen hatte ihn geſtreift.

Richard blieb unwillkürlich ſtehen. Als er durch die offene Hausthür wahrnahm, daß der Andere den Hof verlaſſen hatte, ging auch er wieder hinaus und ſah ihn eilig auf dem nach Norden führenden Landwege dahinſchreiten. Der Menſch war ihm verhaßt; er wußte ſelber kaum, weshalb er hier am Wege ſtand ihm nachzublicken.

Er wandte ſich raſch wieder nach dem Hauſe. Dort hörte er von der Gaſtſtube aus lebhaftes und vielſtimmiges Geſpräch, wovon er bei ſeiner erſten Einkehr nichts bemerkt hatte. Als er mit ſeinem Hunde eintrat, fand er viele Gäſte an den Tiſchen ſitzen, denn es war Sonntag Nachmittag. Aber das Geſpräch verſtummte plötzlich; ſtatt deſſen kam der Wirth ihm entgegen und erkundigte ſich gefliſſentlich nach ſeiner Reiſe-Ungelegenheit. Von einem der Tiſche her hörte er noch den Namen des Förſters, den er zufällig erfahren hatte; doch der Sprecher erhielt von ſeinem Nachbar einen Stoß mit dem Ellenbogen; und allmälig kam wieder ein lautes Geſpräch in Gang, wie es die Bauern über Ernte und Fruchtpreiſe um ſolche Jahreszeit zu führen pflegen.

Endlich war die Achſe hergeſtellt, und der Wagen rollte fort. Richard ſaß in ſich verſunken; eine unklare, unbehagliche Stimmung hatte ihn ergriffen, er konnte ſich nicht freuen auf die Heimkehr; formloſe geſpenſtiſche Gebilde aus irgend einem fernen grauen Nebel drangen auf ihn ein. Wenn er nur erſt da wäre, nur erſt Franziska's Antlitz wiederſähe!

Und weiter ging es, und immer näher kam er zu den Wäldern. Schon rumpelte der Wagen zwiſchen dem Eichenbuſch über den harten Haideboden, und endlich ſtieg das Dach des Hauſes vor ihm auf, und er ſah die Wetterfahnen in der Abendſonne ſchimmern.

Aber dort, was ſeitwärts aus dem Schatten des Waldes trat, das war ſie ja ſelbſt; ihr helles Kleid, ihr Strohhütchen, ganz deutlich hatte er es erkannt. Sie ſchien den Wagen nicht bemerkt zu haben, denn ſie ſchlug die Richtung nach dem Hauſe ein; aber er beugte ſich vor und rief über die Haide: „Franzi! Franzi!“ — Da blieb ſie ſtehen, und als er noch einmal gerufen hatte, wandte ſie ſich und kam langſam näher. Endlich konnte er ihr Antlitz ſehen; die Augen ſtanden ſo groß und dunkel über den blaſſen Wangen; er meinte, ſie noch niemals ſo geſehen zu haben. Bevor der Wagen hielt, war er ſchon hinabgeſprungen und ſchloß ſie in die Arme. „Gott ſei gedankt!“ rief er und athmete auf, als fiele eine Bergeslaſt von ſeiner Bruſt; „mir war, als könnt' ich dich verloren haben!“

Sie ſagte nur: „Was du für Träume haſt!“

Aber während ihr Kopf an ſeinem Herzen lag, waren ihre Augen auf den an ihrer Seite ſtehenden Hund gefallen. Der hatte die Naſe nach dem Walde ausgeſtreckt, der Richtung nach, in welcher Franzi ihn ſoeben verlaſſen hatte, und ſchnoberte immer heftiger in der Luft umher. Faſt mechaniſch griff ihre kleine Hand in das metallene Halsband des Thieres. „Laß uns heim, Richard,“ ſagte ſie haſtig; „und halte den Hund, damit er nicht, wie neulich, nach den Rehen jagt.“

Er ſah nicht hin, er hatte nur Augen für die junge Geſtalt, die er in ſeinen Armen hielt, die er wie ein Kind jetzt in den Wagen hob. Dann pfiff er ſeinem Hunde und bald hatten ſie die kurze Strecke bis zum Hauſe zurückgelegt.

Er fand dort Alles in gewohnter Ordnung; die alte Wieb trat im ſauberſten Sonntagsanzug ihm entgegen, voll Freude über ſeine unerwartet ſchnelle Heimkehr. Aber er ſagte ihr, daß der Wagen ſchon auf morgen wieder beſtellt ſei, daß er in der großen Stadt zu thun habe und daß Franziska mit ihm reiſen werde. Und dieſer flüſterte er zu: „Du biſt es doch zufrieden, Franzi? Wir gehen wieder zu der entzückten Ladendame; kleine ſeidene Stiefelchen ſoll ſie dir anmeſſen! Du ſollſt dir Alles ſelber ausſuchen — doch nein! Du biſt zu anſpruchslos, du würdeſt doch nur Kleider für dich kaufen. — Ich aber — in weißen Duft will ich dich hüllen, ſo leicht wie ein Nichts, ſo zart, daß auch eine Wolke davon das Leuchten einer Roſe nicht verbergen könnte.“

Er ſah es nicht, wie ſie die weißen Zähnchen auf einander biß und wie ihre Lippen zitterten.

„Nun, Franzi,“ fuhr er fort, „was meinſt du, biſt du es zufrieden?“

Sie zog ſchweigend ſeine Hand an ihre Lippen; dann ſagte ſie mit jenem ſcharfen Klang der Stimme: „Ich meine, daß du wieder einmal verſchwenden willſt, und daß du dich täuſcheſt über mich arme Dirne, die ich bin.“

„Und ich meine, daß du jetzt die Thörin biſt.“

⁂

Der Abend kam. Richard hatte, wie gewöhnlich, das äußere Bohlenthor und die Hausthür abgeſchloſſen; vor der letzteren auf dem Hausflur lag der Hund, der große Schlüſſel zu dem erſteren hing an dem Thürpfoſten in ſeinem Schlafgemache. Dann legte er ſanft den Arm um Franzi's Leib, die müßig am Fenſter des Wohnzimmers ſtand und nach dem dunklen Wald hinüberſchaute, und führte ſie durch die Bibliothek bis an die Schwelle ihrer Kammer. Sie war ihm wie eine unberührte Braut, er überſchritt die Schwelle nicht. „Schlaf' ſüß, meine Franzi!“ ſagte er. „Mir iſt auf einmal wieder, als ſtünde das Glück mir noch in ungewiſſer Ferne.“

Sie hatte ſchon die Thür geöffnet; da riß er ſie noch einmal an ſich. „Gute Nacht, gute Nacht, Franzi!“

Dann war ſie fort; nur ihre kleinen, leichten Schritte hörte er noch hinter der geſchloſſenen Thür.

Langſam ging er durch das Wohnzimmer. Im Vorübergehen hob er die brennende Kerze, welche er dort vom Tiſch genommen hatte, gegen das alte Thürbild und warf einen flüchtigen Blick darauf; dann trat er in ſein Schlafgemach.

Und bald, nach den Ermüdungen dieſer letzten Tage, lag er in feſten Schlaf geſunken. Weder das Rauſchen der Wälder draußen in der dunklen Herbſtnacht, noch der Zeitruf des kleinen Kunſtvogels aus der nebenan liegenden Stube drang in die Tiefe ſeines Schlummers. Schon war die höchſte Stufe der Nacht erklommen; zwölf Mal hatte es drüben von der Uhr gerufen; er ſchlief traumlos weiter, und weiter rückte die Nacht. Eins rief es von der Uhr; — dann Zwei; — dann Drei! Da kamen die

Träume; und was am Tage nur wie beängſtigender Nebel vor ſeinem Blick geſchwommen, jetzt wurde es zu farbigen Geſtalten, von grellem oder fahlem Licht beleuchtet, das keiner Zeit des Tages angehörte. — Wie bleich ihm Franzi in den Armen hing! Und ſeltſam, immer wollten ihre Augen ihn nicht anſehen! Aber dort hinter den Bäumen ſtand der Jäger. — — Stöhnend warf er ſich umher auf ſeinem Lager; aus ſeinem Munde brachen heftige, zuſammenhangsloſe Laute. Plötzlich fuhr er empor und ſaß aufgerichtet in den Kiſſen; der Nachhall irgend eines Schalles lag in ſeinen Ohren; und jetzt ſchon wußte er es, vom Hofe drunten mußte es gekommen ſein. Im ſelben Augenblicke ſtand er auch am Fenſter; kaum die erſte graue Dämmerung war angebrochen; aber dennoch ſah er es, wie eben das ſchwere Hofthor zuſchlug. Wie noch im Traume hatte er eine ſeiner beiden Piſtolen von der Wand geriſſen; eine Fenſterſcheibe klirrte, und klatſchend fuhr die Kugel drunten in das Bohlenthor.

Dann blieb Alles ſtill. Er riß die andere Piſtole von der Wand, und ohne Kleidung, im nackten Hemde, ſtürzte er aus dem Zimmer; im Hinausgehen griff er nach dem Haken an der Thür, aber der Schlüſſel fehlte.

„Leo, Leo!“ rief er auf der Treppe draußen. „Mein Hund, wo biſt du?“ — Nichts regte ſich. Noch einmal rief er und ſtieg dann in den noch dunklen Hausflur hinab.

Da wurden ſeine Füße durch etwas aufgehalten, was nicht weichen wollte; als er ſich bückte, fuhr ſeine Hand über langes, ſeidenweiches Haar. — Er ſtieß einen lauten Schrei aus. Noch einmal bückte er ſich; dann rannte er — er wußte ſelbſt nicht weshalb — in die Kammer ſeiner alten Dienerin; aber die taube alte Frau lag ruhig athmend in ihrem Bette; er nahm das auf dem Tiſche ſtehende Licht, zündete es an und trat wieder auf den Flur hinaus. Da lag ſein Hund, die Beine ſteif geſtreckt, die braunen Augenſterne groß und offen. — Er warf ſich nieder und leuchtete mit der Kerze dicht hinan; ein bläulicher Flor ſchien den Glanz der Augen zu bedecken; kalt und wie in ſtummer Klage ſtarrten ſie ihn an. — — Auf einmal war ihm, als würden die Mauern durchſichtig, als ſähe er zwei jugendliche Geſtalten über die Haide fliehen und im brennenden Morgenſchein verſchwinden.

Er ſprang auf und ſtand im nächſten Augenblicke in Franziska's Kammer. — Sie war leer, das Bett nur leicht berührt; man ſah, ſie hatte nur zu flüchtiger Raſt ſich auf die Decke hingeſtreckt; das Kiſſen zeigte noch den Eindruck, wo ſie ihren Arm geſtützt hatte. Er hätte es nicht laſſen können, er legte ſeine Hand hinein, als liebkoſte er noch dieſe letzte Spur ihres Lebens. Da klirrte durch eine zufällige Berührung die Waffe in ſeiner anderen Hand, und jäh ſchoß ein neuer Gedankenſtrom durch ſeinen Kopf. Schon war er draußen auf der Treppe; aber er kam nicht weiter. — Was wollte er denn noch? — Schon einmal waren ſeine Hände roth geworden. Langſam ſtieg er die Treppe hinauf nach ſeiner Schlafkammer; er hängte die Schußwaffe an ihren Platz; dann kleidete er ſich völlig an. Als er fertig war, trat er in das Wohnzimmer, zog die Vorhänge der Fenſter auf und öffnete dann mit ſeinem Schlüſſel das Fach des Schreibtiſches, worin die Werthpapiere ihren Platz hatten.

Er wußte vorher ſchon, was er finden würde. Was ihm gehörte, lag unberührt; das Päckchen mit Franziska's Namen war verſchwunden. — Eine Weile ſuchte er noch nach einem Zettelchen von ihrer Hand, einem Wort des Abſchieds oder was es immer ſei; er räumte das ganze Fach aus, aber es fand ſich nichts. —

Durch die Fenſter brach der erſte Morgenſchein und ließ das alte Thürbild aus der Dämmerung hervortreten. Als er zufällig den Blick dahin warf, überkam ihn ein wunderlicher Sinnentrug; der einſame Alte dort am Wege hatte ja den Kopf gewandt und ſah ihn an.

Die Sonne ſtieg höher, an den Tapeten leuchteten die Blumen der Vergeſſenheit. Richard hatte die Augen noch immer nach dem Bilde. Es war ſein eigenes Angeſicht, in das er blickte.

* * *

Der October war ins Land gekommen. Im Kruge zu Föhrenſchwarzeck ſaßen eines Nachmittags der Wirth und der kleine Krämer aus der Stadt ſich gegenüber. Der ganze Tiſch war voll von Kreidezahlen, ſie hatten wieder einmal Quartalstag gehalten; das Facit war gezogen und genehmigt worden;

die noch übrige Zeit gehörte vergnüglicheren Geſprächen, und ſie waren auch ſchon in vollem Gange.

Casper-Ohm begann ſoeben von dem Boden der gemeinen Wirklichkeit emporzuſteigen. „Ihr mögt mir's glauben,“ ſagte er geheimnißvoll, „es iſt ſein eigen Blut geweſen; freilich hat er's nicht Wort haben wollen, denn ſie iſt auf den Namen Fedders getauft und bei einem Magiſter aufgezogen worden; ſogar einen eigenen Vormund hat er ihr von Gerichtswegen ſetzen laſſen!“

„Casper-Ohm!“ ſagte der kleine Krämer, „Ihr ſeid wieder einmal bei Eurem Advocaten in der Stadt geweſen!“

„Nun, nun, Pfeffers, glaubt's oder glaubt's nicht! Der Vormund iſt ſelbſt bei mir eingekehrt geweſen; da, wo Ihr jetzt ſitzt, hat er geſeſſen und ſeinen Schnaps getrunken; ſie haben's drüben im Narrenkaſten eben mitſammen fertig gehabt, daß das arme Kind einen reichen Bäckermeiſter freien ſollte, ſo einen alten wurmſtichigen Mehlkneter; denn ſie iſt was wild geweſen, und die alte Waiſen-Wieb hat nicht recht mehr mit ihr hauſen können. — Nun, Pfeffers, was ſoll man dazu ſagen, daß ſie lieber mit dem ſchwarzen Krauskopf“ — — Er nickte dem Krämer zu und blies bedeutſam durch ſeine ausgeſpreizten Finger.

„Das iſt eine gewaltige Geſchichte, die Ihr da erzählt, Casper-Ohm,“ meinte der Andere, „und ſtimmt nicht ganz mit dem Kalender; denn der Doctor iſt bei der Geburt des Mädels ja ſchon drei Jahr' außer Landes geweſen! Aber laßt uns einmal anſtoßen, und freut Euch, daß der Krauskopf Eure Ann'-Margareth' nicht auch noch mitgenommen hat; denn er ſah mir juſt nicht aus, als wenn er lange mit einer Einzigen zufrieden wäre.“

Casper-Ohm lachte und blickte durch die Fenſterſcheiben. „Da kommt auch der Inſpector!“ ſagte er.

Der Genannte war eben in Begleitung ſeines Pudels unter der alten Eiche durchgegangen, in deren Wipfel jetzt das leere Neſt zwiſchen den ſchon gelichteten Zweigen ſichtbar war.

Der Wirth empfing ihn an der Stubenthür. „Nun, Herr Inſpector!“ rief er munter, „Alles wieder auf dem alten Stand?“

„Ausgekehrt und abgeſchloſſen!“ erwiederte der Alte, indem er den großen Schlüſſel zum Außenthor des Waldwinkels auf den Tiſch und ſich ſelbſt auf einen Stuhl warf. „Geſtern ging das letzte Fuder nach der Stadt, um dort unter'm Hammer weggeſchlagen zu werden; all' das ſchöne Ingut! Die alte Lewerenz bekommt das ganze Geld dafür."

„Und der Herr Doctor?" fragte der Wirth. „Wo iſt denn der geblieben?"

„Weiß nicht," ſagte der Alte, „kümmert mich auch nicht; — fort — in die weite Welt."

Der kleine Pfeffers nahm den Schlüſſel von der Tiſchplatte und hielt ihn über den Köpfen der beiden Anderen: „Wer bietet auf den Narrenkaſten?— Nummer Eins: der alte Herr; Nummer Zwei: der Herr Botanicus — wer bietet zum dritten auf den Narrenkaſten?"

„Laßt die Poſſen, Pfeffers!" ſagte der Alte und nahm ihm den Schlüſſel aus der Hand. „Mir thut's nur leid um den Löwengelben; ich ſag' Euch, es war ein Capitalvieh; er ging noch über meinen Phylax."

Storm's gesammelte Schriſten.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Zehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1877.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 10.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1877.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des zehnten Bandes

Ein ſtiller Muſikant (1874/75) 1

Pſyche (1875). 63

Im Nachbarhauſe links (1875) 125

Ein ſtiller Muſikant.

(1874 75.)

Ja, der alte Muſikmeiſter! — Chriſtian Valentin hieß er. — Zuweilen in der Dämmerſtunde, wenn ich vor meinem Ofenfeuer träume, wandelt auch ſeine hagere Geſtalt in dem abgetragenen ſchwarzen Tuchröckchen an mir vorüber; und wenn er dann gleich all dem anderen Beſuch, den ich ſchweigend und ungeſehen hier empfange, allmälig wieder meinem Blick entſchwindet, zurückwandelnd in den dichten Nebel, aus dem er kurz zuvor emporgetaucht iſt, ſo zittert oft etwas in meinem Herzen, als müßte ich die Arme nach ihm ausſtrecken, um ihn zu halten und ihm ein Wort der Liebe auf ſeinem einſamen Wege mitzugeben. — —

In einer norddeutſchen Stadt hatten wir Beide mehrere Jahre neben einander gelebt, und der kleine Mann mit dem dürftigen blonden Haar und den blaßblauen Augen war eben ſo oft geſehen als unbeachtet an mir vorübergegangen, bis ich eines Tages in dem Laden eines Antiquars mit ihm zuſammentraf. Von dieſem Augenblick an begann unſere Bekanntſchaft; wir waren Beide Bücherſammler, wenn auch Jeder in ſeiner eigenen Art. Bei meinem Eintritt hatte ich eine illuſtrirte Ausgabe von Hauff's „Lichtenſtein“ in ſeiner Hand bemerkt, worin er, am Ladentiſche lehnend, ſich mit Behagen zu vertiefen ſchien.

„Das iſt ein liebes Buch, das Sie da haben,“ ſagte ich gleichſam als Erwiederung ſeines Grußes, mit dem er trotz ſeines eifrigen Blätterns mich empfangen hatte.

Er blickte mich an. „Wirklich!“ ſagte er mit einem Aufleuchten ſeiner blaſſen Augen, und ein wahres Kinderlächeln verklärte ſein ſonſt wenig ſchönes Antlitz; „lieben Sie es auch? Das freut mich; ich kann es immer wieder leſen!“

Wir kamen nun ins Geſpräch, und ich erzählte ihm, daß ich im vorigen Jahre den Ort der Dichtung beſucht und zu meiner Freude die Büſte des Dichters auf einem Felſenvorſprunge neben der von ihm verherrlichten Burg geſehen hätte. Aber er war keineswegs damit zufrieden. „Eine Büſte nur?“ ſagte er. „Dem Mann hätten ſie doch wohl ein ganzes Standbild ſetzen können!“

„Sie lachen über mich!“ ſetzte er gleich darauf mit derſelben beſcheidenen Freundlichkeit hinzu. „Nun freilich, mein Geſchmack mag wohl eben nicht der höchſte ſein.“

— — Ich lernte ihn ſpäter näher kennen. Sein Geſchmack war keineswegs ein niedriger; aber wie er in der Muſik bei ſeinem Haydn und ſeinem Mozart blieb, ſo waren es in der Poeſie die klaren Frühlingslieder Uhland's oder auch wohl die friedhofſtillen Dichtungen Hölty's, die ich aufgeſchlagen auf ſeinem Tiſche zu finden pflegte.

Wenn wir nach dieſer Zeit uns wieder bei dem Antiquar oder auch nur auf der Straße trafen, ſo pflegten wir wohl noch ein Stückchen Weges mit einander zu verplaudern, und ich erfuhr nun, daß er hier in ſeiner Vaterſtadt als Clavierlehrer lebe, aber nur in den Häuſern des mittleren Bürgerſtandes oder in mittelloſen Beamtenfamilien ſeine Stunden gebe; auch verhehlte er mir nicht, daß ſein Erwerb nur zu einer beſcheidenen Wohnung ausreiche, welche er dicht vor der Stadt in dem Hauſe eines Bleichers ſchon ſeit Jahren inne habe. „Ei was!“ ſagte er, „es iſt ſchon recht für einen alten Junggeſellen; man ſoll ſich nur keine dummen Gedanken machen! Wenn ſie nicht mit Wäſche zugedeckt iſt, ſehe ich aus meinen Fenſtern auf die ſchöne grüne Bleichwieſe; ich hab’ als Knabe ſchon darauf geſpielt, wenn ich unſeren Mägden die ſchweren Zeugkörbe dort hinaustragen half; und auch der Apfelbaum, der damals ſo oft für mich geſchüttelt wurde, ſteht noch ganz auf ſeiner alten Stelle.“

Und in der That, ich fand das Stübchen ſo übel nicht, als ich eines Nachmittags nach einem gemeinſamen Spaziergange mit ihm dort eintrat; die Wieſe war auch eben wäſchefrei und ſandte ihren grünen Schein ins Fenſter. An der Wand über dem Sopha hingen zwei der bekannten Leſſing’ſchen Waldlandſchaften, aus dem Nachlaſſe ſeines Vaters, wie er mir erzählte; über dem offen ſtehenden, wohlerhaltenen Clavier hing, umgeben von einem dichten Immortellenkranz, ein weiblicher Profilkopf in trefflicher Kreidezeichnung. Als ich betrachtend davor ſtehen blieb, trat er zu mir und begann faſt ſchüchtern:

„Ich muß es Ihnen wohl ſagen; denn ſie würden es ſonſt kaum glauben, daß dieſes edle Antlitz meiner lieben Mutter einſt gehörte; aber es iſt wirklich ſo."

„Ich glaube es gern!" erwiederte ich; denn ſein Antlitz ſtand vor mir, wie es mir nun ſchon oft von Freundlichkeit verklärt erſchienen war.

Und als habe er meine Gedanken errathen, ſetzte er hinzu: „Lächeln hätten Sie ſie ſehen ſollen: das Bild iſt doch nur todt."

Als wir ſpäter auf ſeine Lieblingscomponiſten zu ſprechen kamen, griff er gleichſam zur Erläuterung dann und wann ein paar Tacte aus dieſem oder jenem Satz auf den Taſten; da ich ihn dann aber erſuchte, nun doch weiter zu ſpielen, wurde er faſt verlegen und ſuchte mir auszuweichen; endlich, als ich dringender wurde, ſagte er ängſtlich: „O, bitten Sie mich nicht darum, ich ſpiele ſeit vielen Jahren ſchon nicht mehr."

„Aber hier!" erwiederte ich und wies auf eine Partitur der Jahreszeiten, die aufgeſchlagen auf dem Pulpete lag, „das können Ihre Schüler doch nicht ſpielen."

Er nickte eifrig. „Ja, ja; aber das leſe ich nur; man muß ſo etwas haben bei dem ſteten Elementarunterricht; — es iſt rieſig, wie ein Menſch das Alles ſo hat ſchreiben können!“ Und er ſchlug begeiſtert die Blätter in dem großen Notenbuche hin und her.

Als ich nach einiger Zeit fortging, ſah ich draußen an ſeiner Zimmerthür einen Zettel mit Oblaten angeklebt, worauf einige Tacte aus einem Mozart'ſchen Ave verum in etwas ſtakigen Noten hingeſchrieben waren; bei ſpäterer Wiederholung meines Beſuches bemerkte ich, daß dieſer Zettel von Zeit zu Zeit erneuert wurde und entweder mit dem Spruch eines Schriftſtellers oder, was meiſtens der Fall war, mit ein paar Tacten aus irgend einem älteren Tonwerke beſchrieben war. Als ich ihn dann einmal wegen dieſer Seltſamkeit befragte, ſah ich wieder jenes Kinderlächeln in ſeinem Antlitz aufleuchten. „Iſt das nicht ein guter Gruß,“ ſagte er herzlich, „wenn man müde in ſein kleines Heim zurückkehrt!“

* * *

Wir hatten ſolcherweiſe ſchon längere Zeit in einem gewiſſen Verkehr geſtanden, ohne daß ich Näheres von ihm erfahren hätte: da war es eines Herbſtabends, als ich ihn beim Schein der Straßenlaterne, die eben angezündet wurde, aus dem Thorweg eines großen Hauſes kommen ſah. Da ich nichts vorhatte, als nach angeſtrengter Arbeit mich durch ein weniges Straß' Auf- und Abgehen zu erfriſchen, ſo rief ich ihn an, und er nickte freundlich, da er mich erkannte.

„Seit wann, lieber Freund," fragte ich, „geben Sie denn bei Präſidentens Stunde?"

Er lachte. „Ich? Sie ſcherzen wohl! Nein, die Stunden hat der junge Leipziger Doctor. Sie kennen ihn doch! Ein excellenter Muſiker; er hat mir neulich wohl über eine Stunde vorgeſpielt; ich verſichere Sie, ein herrlicher junger Mann!"

„Kennen Sie ihn ſchon ſo genau?" fragte ich lächelnd.

„O nein, nicht weiter; aber ein ſolcher Muſiker muß auch ein guter Menſch ſein!"

Dagegen war nichts einzuwenden.

„Können Sie ein wenig mit mir ſchlendern?" fragte ich.

Er nickte und ging ſchon die Straße mit mir hinab. „Ich gab ſoeben meine letzte Stunde,“ ſagte er; „der Tochter eines Schullehrers, der dort hinten auf dem Hofe wohnt. Das iſt auch ſo ein goldenes Herz und ein Muſikgenie dazu.“

„Aber laſſen Sie die Kinder nicht in Ihre Wohnung kommen? Es iſt ja nicht ſo weit dahin.“

Er ſchüttelte lachend den Kopf. „Nein, nein, das dürfte ich wohl nicht verlangen! Aber ſie freilich, ſie kommt auch zu mir heraus; nur iſt ſie eben jetzt aus einer ſchweren Krankheit aufgeſtanden. Sie fängt ſchon an, den Mozart zu tractiren; und eine Stimme hat ſie! — Aber das iſt fürs Erſte noch zu früh, denn ſie zählt erſt dreizehn Jahre.“

„Sie geben alſo auch Geſangunterricht?“ fragte ich. „Da werden Sie der Einzige hier ſein, der das verſteht!“

„Ei, Gott bewahre!“ erwiederte er; „aber bei ihr, da der Schulmeisterstochter die großen Meiſter unerſchwinglich ſind, möchte ich es gleichwohl doch verſuchen, wenn Gott uns Leben ſchenkt. — Ich habe früher einmal mit einer alten ausgebrauchten Sängerin unter einem Dache gewohnt, die einſt zu Mozart's Zeiten eine Rolle geſpielt und auch ihm ſelber wohl zu Dank geſungen hatte. Ihre arme alte Kehle war freilich jetzt nicht viel beſſer als eine Thürangel; ja, ein muthwilliges Mädchen — es war die Tochter meines damaligen Wirthes," ſetzte er leiſe hinzu — „meinte ſogar, ſie gleiche der unſeres geſangliebenden Hausthieres und nannte die gute Alte ſtets „Signora Katerina"; aber Signora Katerina wußte gleichwohl, was Geſang war, und wir Beide haben manches fürchterliche Duo mit einander ausgeführt. Sie konnte nie genug davon bekommen; ich aber lernte dabei nach und nach ihre ganze Geſangsmethode kennen. „Merken Sie wohl auf, Monſieur Valentin!" pflegte ſie zu ſagen, hob ſich dabei auf den Zehen und faßte mit den Fingerſpitzen der einen Hand in ihre ſtets nicht eben ſaubere Tüllhaube: „So wollte es der große Maëſtro!" Und dann ſchoß mit ungemeiner Sicherheit und oft überraſchenden Accenten eine Coloratur zu irgend einer Mozart'ſchen Arie aus dem alten dürren Halſe. — Hatte ich nach ihrer Meinung meine Sachen gut gemacht, dann zog ſie wohl ihr ſtets gefülltes kryſtallenes Naſchdöschen aus der Taſche und ſteckte mir mit eigenen dürren Fingern eine Pfeffermünzpaſtille in den Mund. — Gott hab' ſie ſelig, meine alte Freundin!“ ſagte er mit plötzlich weicher Stimme. „Wer weiß! Vielleicht kann noch ein junges Leben von dieſen letzten Anſtrengungen einer Greiſin profitiren; denn — und er klopfte mit dem Finger gegen ſeine Stirn — hier hab' ich Alles wohl verwahrt, wie es einſt der unſterbliche Meiſter von der jungen Primadonna geſungen haben wollte.“

— — „Sie haben mir,“ begann ich, da mein Freund jetzt ſchwieg, „noch nie von Ihrer Jugendzeit geſprochen. Wurde in Ihrem Elternhauſe auch Muſik getrieben?“

„Freilich,“ erwiederte er; „weshalb wäre ich denn ſonſt ein Muſiker geworden!“

„Nur deshalb, lieber Freund? Das glaube ich Ihnen nicht.“

„Nun, nun; es mag auch wohl mein wirklicher Beruf geweſen ſein; aber eine Kopfſchwäche hat mich immer ſehr behindert; o, Sie denken nicht, wie ſehr! — Als ich in einer Dorfkirche zum erſten Male die Orgel hörte, brach ich in Schluchzen aus, daß man es gar nicht ſtillen konnte. Das war nicht die Gewalt der Muſik; denn eine Thürſchelle, die unverſebens über mir läutete, hatte ganz dieſelbe Wirkung: — es war mein armer ſchwacher Kopf, den ich ſchon als Knabe zwiſchen meinen Schultern trug.“ — Er blieb einen Augenblick ſtehen, und ich hörte ihn ſeufzen, als wenn er eine Trauer niederkämpfe.

„Mein Vater,“ fuhr er nach einer Weile fort, „wußte von ſolchen Dingen nichts; er war ein Mann auf den Punkt, ein angeſehener, vielbeſchäftigter Advocat in dieſer Stadt. Meine liebe Mutter verlor ich ſchon in meinem zwölften Jahre; ſeitdem lebte ich mit ihm allein; denn meine Geſchwiſter waren älter als ich und alle ſchon von Hauſe fort. Außer ſeinen Acten und einer ausgewählten geſchichtlichen Bücherſammlung, die ich trotz aller Ermahnung nicht zu benutzen verſtand, hatte er nur eine Liebhaberei, und das war die Muſik; ja, ich kann wohl ſagen, daß ich meinen hauptſächlichſten Unterricht von ihm erhalten habe. — Es wäre vielleicht beſſer von einem Anderen geſchehen. — — Sie werden mich nicht mißverſtehen! Mir fehlt nicht das dankbare Gedächtniß für ſeine liebevollen Mühen; aber er wurde, wenn meine Kopfſchwäche mich befiel, leicht ungeduldig, heftig, was mich doch nur ganz verwirrte. Ich habe derzeit viel dadurch gelitten; jetzt weiß ich's wohl, er konnte nicht dafür; bei ſeinem raſchen Sinn konnte er nicht verſtehen, was in mir vorging; er ſah darin nichts als eine angeborene Trägheit, die nur aufgerüttelt werden müſſe. Aber an einem Tage — ich ſtand ſchon vor der Confirmation — da kam ihm dennoch das Verſtändniß. O mein guter Vater, ich werde das nie vergeſſen!" Er ſtreckte die Arme aus und ließ ſie wieder ſinken; dann fuhr er fort: „Wir ſaßen im Wohnzimmer am Clavier und ſpielten eine vierhändige Sonate von Clementi. Ich hatte am vorhergehenden Abend noch ſpät an einem ſchwierigen Capitel der Harmonielehre geſeſſen und hatte davon, wie meine ſelige Mutter zu ſagen pflegte, einen „dünnen" Kopf in den anderen Tag hinübergenommen. Mitten im Rondo der Sonate verwirrten ſich meine Gedanken, ich griff wiederholt falſch, und mein Vater rief heftig: „Wie iſt das möglich! Du haſt das ja ſchon zwanzig Mal geſpielt!" — Er ſchlug die Blätter zurück, und wir begannen den Satz von Neuem; aber es half nicht, ich kam über die verhängnißvolle Stelle nicht hinüber. Da ſprang er auf und warf ſeinen Stuhl zurück. — — Ich weiß nicht, wie es in anderen Familien zugeht — bei all ſeiner Heftigkeit, ich hatte nie von meinem Vater einen Schlag erhalten. Es mag ihm wohl ſonſt noch etwas im Gemüth gelegen haben; denn jetzt, da ich ſchon faſt kein Knabe mehr war, wurde er ſo von ſeinem Zorne hingeriſſen.

Die Noten waren vom Pulpet herab auf den Fußboden gefallen; ich hob ſie ſchweigend auf; meine Wange brannte, und in der Bruſt quoll es mir auf, als ſolle das Blut über meine Lippen ſtürzen; aber ich ſetzte mich wieder zurecht und legte meine zitternden Hände auf die Taſten. Auch mein Vater ſaß wieder neben mir, und ohne daß ein Wort oder auch nur ein Blick zwiſchen uns gewechſelt wäre, ſpielten wir die Sonate weiter. Ich weiß auch noch ſehr wohl — und ich habe mich ſpäter oft ſelbſt gefragt, ob wohl der große Schmerz für Augenblicke meine Kraft ſo wunderbar belebt habe — aber es wurde mir plötzlich leicht, die Noten wurden wie von ſelbſt zu Tönen, als wären gar keine weißen und ſchwarzen Taſten mehr dazwiſchen, die meine unbeholfene Hand zu treffen hatte.

„Siehſt du,“ ſagte mein Vater; „wenn du nur willſt!“

Die Sonate war zu Ende; er legte, da es jetzt ſo ungewöhnlich glückte, gleich noch ein anderes Muſikſtück aufs Pulpet, das ich allein zu ſpielen hatte. — Ich fing auch tapfer an; aber da mein Vater nicht ſelbſt mitſpielte, ſondern, mich ſcharf beobachtend, neben mir ſtand, ſo wurde ich verwirrt und mühte mich vergebens, die mich ſo plötzlich überkommene Sicherheit feſtzuhalten. Vielleicht auch, daß jener herbe Zauber überhaupt nicht weiter reichte! Es ſchwamm ſchon wieder wie Nebel um mich her, meine alte Angſt befiel mich, und — da gingen die Gedanken hin: wie fliegende Vögel, die ſchon weit von mir in der grauen Luft verſchwanden.

Ich ſpielte nicht mehr. „Schlage mich nicht, Vater,“ rief ich und ſtieß mit beiden Händen gegen ſeine Bruſt; „es fehlt mir etwas; es iſt in meinem Kopf: ich kann ja nicht dafür!“

Mein Vater, da ich ſo zu ihm aufblickte, ſah mich heftig an; aber ich mag wohl todtenblaß geweſen ſein; ich hatte ohnedies nur wenig Farbe.

„Spiele es noch einmal für dich!“ ſagte er ruhig. Dann verließ er mich, und ich hörte, wie er den Gang hinauf nach ſeinem Zimmer ging.

Aber ich konnte nicht ſpielen. Eine Troſtloſigkeit überfiel mich, wie ich ſie nie empfunden hatte; ein Mitleid mit mir ſelber, als müſſe es mir die Seele fortſchwemmen. Ueber dem Clavier hing das Bildniß meiner Mutter, welches Sie neulich bei mir geſehen haben. Ich weiß noch, wie ich meine Hände dahin ausſtreckte und in kindiſchem Unverſtand einmal über das andere wiederholte: „Ach, hilf mir, Mutter! O meine liebe Mutter, hilf mir!“ Dann legte ich den Kopf in meine Hände und weinte bitterlich.

Wie lange ich ſo geſeſſen habe, weiß ich nicht. Schon länger hatte ich es draußen auf dem Hausflur gehen hören, aber ich hatte mich nicht gerührt, obgleich ich wußte, daß hier vorne Niemand außer mir im Hauſe war; endlich, da von draußen an die Thür geklopft wurde, ſtand ich auf und öffnete. Es war ein mir bekannter Handwerker, der meinen Vater in einer Geſchäftsſache zu ſprechen wünſchte. — „Sind Sie krank, junger Herr?“ fragte der Mann. Ich ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ich werde fragen, ob es paßt.“

Als ich in meines Vaters Zimmer trat, ſtand er an einem ſeiner großen Bücherregale; ich hatte ihn oft ſo geſehen, das eine oder andere Buch hervorziehend, darin blätternd und es dann wieder an ſeinen Platz ſtellend; aber heute war es anders, er hatte den Arm auf eines der Borte geſtützt und ſeine Augen mit der Hand bedeckt.

„Vater!" ſagte ich leiſe.

— „Was willſt du, Kind?"

„Es iſt Jemand da, der dich zu ſprechen wünſcht."

Er antwortete nicht darauf; er nahm die Hand von den Augen und rief leiſe meinen Namen.

Dann lag ich an meines Vaters Bruſt; zum erſten Mal in meinem Leben. Ich fühlte, daß er zu mir ſprechen wollte; aber er ſtreichelte nur mein Haar und ſah mich bittend an. „Mein armer, lieber Junge!" war Alles, was er über ſeine Lippen brachte. Ich ſchloß die Augen; mir war, als ſei ich nun vor aller Lebensnoth geborgen. — Trotz meiner Mutter Tod vergaß ich immer wieder, daß Alles ſtirbt und wechſelt.

Aber es war eine glückliche Zeit, die ich von nun an noch zu Hauſe verlebte; mein Vater war nie wieder heftig gegen mich, eine Mutter hätte nicht zarter mit mir umgehen können; auch der Frühling brach damals in einer Schönheit an, wie ich mich deſſen nicht wieder zu erinnern meine. — Hinter der Stadt zwiſchen Hecken und Wällen war ein wüſter Platz, wo einſt ein Gartenhaus geſtanden hatte, um den ſich aber Niemand mehr zu kümmern ſchien. Von den Blumen, die dort einſt gepflegt ſein mochten, ſah man nur noch die Veilchen, die hier ſchon in den erſten Frühlingstagen blühten. Ich ging oft dahin; auch ſpäter, wenn in der Hecke ſich der Hagedorn mit ſeinem Blumenſchnee bedeckte, oder wenn Alles ausgeblüht hatte, und nur noch die Hänflinge und der Emmerling durch die Büſche ſchlüpften. Manche Stunde habe ich hier im Graſe gelegen; es war ſo ſtill und feierlich; nur die Blätter und die Vögel ſprachen. — Aber niemals ſah ich dieſen Ort in ſolcher Schönheit wie in jenem Frühling. Gleich mir waren auch die Bienen ſchon ins Feld hinausgezogen; wie Muſik wob und ſummte es über tauſend Veilchenkelchen, die wie ein blauer Schein aus Gras und Moos hervorbrachen. Mein ganzes Schnupftuch pflückte ich voll; mir war wie ein Seliger in dieſem Duft und Sonnenſchein. Dann ſetzte ich mich ins Gras, nahm etwas Bindfaden, den ich immer bei mir führte, und begann gleich einem Mädchen einen Kranz zu binden; über mir im Blauen ſang ſo herzkräftig eine Lerche. „Du liebe, ſchöne Gotteswelt!“ dachte ich; und dann gerieth ich ſogar ins Verſemachen. Freilich, es waren nur kindiſche Gedanken in den hergebrachten Reimen; aber mir war ſehr froh dabei zu Sinne.

— — Als ich nach Hauſe kam, hing ich den Kranz in meines Vaters Stube; ich weiß noch wohl, wie glücklich ich mich fühlte, daß ich mir jetzt ſolche Allotria bei ihm erlauben durfte.

— Noch Eines muß ich ſagen! Später, in ſeinem Nachlaß fand ich ein Sparcaſſenbuch auf meinen Namen und über eine große Summe; die erſte Poſt derſelben war, wie das Datum auswies, an jenem unglücklich-glücklichen Tage von ihm belegt worden. Es hat mich ſehr erſchüttert, als ich das Buch bei ſeinem Teſtamente fand; zum Glück bedurfte ich der Unterſtützung nicht.“

— — Wir waren eben aus entlegeneren Gaſſen, die wir bei unſerem Geſpräche unwillkürlich aufgeſucht hatten, wieder in eine der Hauptſtraßen eingebogen. Während ich faſt verſtohlen den ſchon alternden

Mann an meiner Seite betrachtete, legte er plötzlich die Hand auf meinen Arm. „Wollen Sie es einmal anſehen!“ ſagte er. „Hier wohnten wir, als meine Eltern lebten; es war unſer eigenes Haus; aber nach unſeres Vaters Tode mußte es verkauft werden.“

Als ich aufblickte, ſah ich, daß die ſtattliche Fenſterreihe des oberen Stockwerks hell erleuchtet war.

„Ich hätte einmal ein paar ſchöne Unterrichtsſtunden dort bekommen können,“ begann er wieder; „aber ich mochte es mir nicht zu Leide thun; ich fürchtete, ich könne einmal auf der Treppe drinnen einem armen blaſſen Jungen begegnen, einem Menſchen, aus dem nicht viel geworden iſt.“ — —

Er ſchwieg.

„Sprechen Sie nicht ſo!“ ſagte ich. „Ich habe bisher geglaubt, Sie ſeien nicht weniger glücklich als wir anderen Menſchen.“

„Nun ja!“ verſetzte er faſt verlegen und lüftete ein paar Mal ſeinen grauen Filzhut; „ich bin's ja auch, ich bin's ja auch! Es war nur ſo ein Einfall; ich weiß ſonſt wohl, daß man ſich keine dummen Gedanken machen ſoll!“

Schon längſt hatte ich bemerkt, daß dieſe letzte Phraſe ihm gleichſam als Riegel diente, um alle vergeblichen Hoffnungen und Wünſche von ſich abzuſperren.

— — Eine Viertelſtunde ſpäter befanden wir uns auf meinem Zimmer, wohin ich ihn, mein Abendbrod zu theilen, eingeladen hatte. Während ich mich bemühte, über meiner Spiritusmaſchine ein Kännchen nordiſchen Punſches zu brauen, ſtand er an meinem Bücherbrett und beſichtigte mit offenbarem Vergnügen die hübſche Reihe meiner Chodowiecki-Ausgaben. „Aber eine fehlt Ihnen doch!“ ſagte er. „Die Bürger'ſchen Gedichte mit dem langen Subſcribentenverzeichniß! Es iſt ſchon ein Spaß, unter all den alten Herrſchaften die eigenen Urgroßväter aufzuſuchen; von den Ihrigen würden Sie gewiß auch darunter finden.“ Er ſah mich mit ſeinem herzlichen Lächeln an. „Ich habe das Buch zufällig doppelt; wollen Sie ſich das eine Exemplar gelegentlich bei mir abholen?“

Ich nahm das dankend an. Und bald ſaßen wir neben einander im Sopha, die dampfenden Gläſer vor uns, er aus meiner längſten Pfeife rauchend, die er ſtatt der vor ihm liegenden Cigarren ſich erbeten hatte. — Als er den Probeſchluck gethan, hielt er das Glas noch in der Hand und ſagte darauf hinnickend: „Das tranken wir zu Hauſe immer am Neujahrsabend; einmal als Knabe trank ich mir ſogar einen argen Rauſch darin, ſo daß mir viele Jahre ein Widerwille gegen dieſes edle Kunſtgebräu geblieben iſt. Aber jetzt — jetzt ſchmeckt es wieder!“ Er that einen behaglichen Zug und ſetzte ſein Glas dann auf den Tiſch.

Wir rauchten, wir plauderten, und das Geſpräch ging hin und her. — „Nein,“ ſagte er, „die Dinger, die man Conſervatorien nennt, gab es derzeit wohl noch nicht in unſerem Deutſchland; ich ward zu einem tüchtigen Claviermeiſter in die Lehre gethan und habe mich dort ein paar Jahre lang mit Theorie und Technik redlich abgearbeitet. Außer mir war noch Einer da, der ſchon nach kurzer Zeit den Hofpianiſtentitel in der Taſche hatte; und doch, wenn ich bisweilen ſo ſaß und ſeinem Spiele zuhörte, hab' ich mir's nicht ausreden können, daß ich, Chriſtian Valentin, das Alles noch viel beſſer machen würde, wenn — ja, wenn nur die Finger und die Gedanken bei mir ſo fix zuſammen gegangen wären.

Sie ſehen," ſetzte er hinzu, indem er mit dem Daumen und kleinen Finger ein paar weite Spannungen auf der Tiſchdecke machte; „daran liegt es nicht; das ſind die ſchulgerechten Clavicymbelſchläger."

„Vielleicht," warf ich ein, „ſind Sie gegen ſich ſelber zu gewiſſenhaft geweſen; den gröberen Naturen kommt niemals etwas zwiſchen Finger und Gedanken."

Er ſchüttelte den Kopf. „Es iſt doch anders; und wenn auch — ich kann das nicht regieren. — — Bevor ich mich hier dauernd niederließ, habe ich längere Zeit in einer anderen Stadt als Muſiklehrer gelebt; und da man keine Concertvorträge von mir verlangte, ſo habe ich dort vielleicht das Meinige geleiſtet. Auch war es mir trotz des damals überall nur mäßigen Honorars ſchon in den erſten Jahren gelungen, ein Sümmchen für die Zukunft hinzulegen; ob für ein einſames Junggeſellenalter, oder ob — —"

Er nahm ſein Glas und leerte es auf einen Zug. „So," ſagte er, „nun habe ich mir Muth getrunken! Ihnen erzähl' ich's gern; ja, mir iſt, als könnt' ich Ihnen noch einmal meinen Mozart ſpielen!"

Er hatte meine beiden Hände ergriffen; ſeine blaſſen Wangen waren leicht geröthet. — „Ich wohnte damals bei einem Buchbindermeiſter,“ begann er wieder, „der nebenbei ein kleines Antiquariat betrieb; o manches liebe Büchlein iſt damals in meine Bibliothek gewandert! Wer mich aber auslachte, wenn ich mit ſolch’ einem Scharteklein wie mit einem koſtbaren Raube nach meinem Zimmer hinaufſtolperte, das war die eigene Tochter meines Antiquars; ſie trug den ſchönen Namen „Anna“; aber ſie hielt nicht viel von Büchern. Deſto lieber ſang ſie; Volkslieder und Opernarien — Gott weiß, woher ihre jungen Ohren das Alles aufgefangen hatten! Und eine Stimme war das! Signora „Katerina“, die im ſelben Hauſe ein Manſardenſtübchen inne hatte, war in ſtetiger Entrüſtung, daß dieſer „Kindskopf“ ſich nicht von ihr wollte in die Schule nehmen laſſen. „Monſieur Valentin!“ rief ſie einmal, als die Anna nach einer langen Ermahnung lachend vor ihr ſtand; „ſehen Sie dieſes Mädchen! Sie hat das Glück im Hauſe, aber ſie ſtößt es mit ihren kleinen Füßen von ſich, und dann — ja, ja, Kindchen; unverſehens kommt das Alter! Wie ich hier vor Ihnen ſtehe, ich hätte Fürſten und Excellenzen heirathen können!“

„Und ich,“ ſagte der Kindskopf, „kann noch einen

Prinzen heirathen; und ich thu's gewiß, wenn er erſt in ſeiner goldenen Kutſche vorgefahren kommt! Aber, Signora, können Sie mir das nachmachen?" — Und nun ſang ſie mit der unglaublichſten Zungenfertigkeit eines jener aus ſinnloſen Silben zuſammengefügten Reimgeſätze; vor- und rückwärts, hinauf und hinunter. „Sehen Sie, Signora, das ſind Naturgaben!"

Die alte Kunſtſängerin würdigte ſie auf ſolchen Uebermuth meiſt keiner Antwort; auch jetzt wickelte ſie ſich ſchweigend in ihren rothen Shawl, den ſie ſelbſt im Hauſe nie von ihren Schultern ließ, und ſtieg mit würdevoll erhobener Naſe nach ihrem Manſardenſtübchen hinauf.

Als ſie fort war, legte Aennchen die Hände auf den Rücken und, ſo vor mir ſtehend wie ein Vogel auf dem Zweige, hub ſie aufs Neue an zu ſingen. „Schwäbiſche, bairiſche Dirndel, juchhe!" Gleich einer Leuchtkugel ſtieg das Juchhe in die Luft! — Dann ſah ſie mich mit ihren braunen Augen an und fragte treuherzig; „Das iſt aber doch ſchön? Nicht wahr, Herr Valentin?"

Wir befanden uns auf meiner Stube, wohin

Aennchen mir immer mein Abendbrod heraufbrachte. Ich hatte mich ans Clavier geſetzt. „Singen Sie weiter, Aennchen!“ ſagte ich; und ſo, während ich eine einfache Begleitung ſpielte, ſang ſie das Lied zu Ende, und dann ein zweites, ein drittes, und ich weiß nicht, wie viele ihrer hübſchen und thörichten Lieder noch. Ich weiß nur, mir war unſäglich wohl dabei. — „Nein, wie iſt's nur menſchenmöglich,“ rief das liebe Kind; „kennen Sie denn alle meine Lieder? Aber, wiſſen Sie was, Herr Valentin? Das hat durch's ganze Haus geſchallt! Die Signora Katerina ſitzt gewiß droben ganz in ihren Shawl verwickelt!“

— — Seit jenem Tage gab es in Aennchens Kopfe keine muſikaliſche Unmöglichkeit mehr für mich; ja, allmälig beſtrickte auch mich ſelbſt die einfältige Bewunderung und machte mich ganz zuverſichtlich; einmal, da ſie eben von mir gegangen war, ſetzte ich mich ſogar hin und berechnete eifrig meine Vermögensumſtände. Was ſoll ich's Ihnen lang erzählen! Das Mädchen, der Kindskopf, ſpukte mir plötzlich durch alle meine Gedanken. Aber — da kamen die Liedertafeln in die Mode!“

„Die Liedertafeln?“ fragte ich verwundert; benutzte aber zugleich die Pauſe, um das Glas meines Freundes wiederum aus dem belebenden Quell zu füllen, den ich vor uns über dem blauen Flämmchen glühend erhielt.

„Leider, die Liedertafeln!“ wiederholte er, indem er heftig an ſeiner Pfeiſe ſog und große Dampfringe vor ſich hinſtieß. „Sie ſind mir niemals recht geweſen; der ewige Männergeſang! Es iſt, als ob ich Jahr aus, Jahr ein nur immer in den unteren Octaven ſpielen wollte! Auch war gar bald der Geruch der Bierbank von ihnen unzertrennlich. — Gleichwohl konnte ich nicht umhin, die mir angetragene Direction der neuen Liedertafel zu übernehmen. Es war eine bunte Geſellſchaft: Handwerker, Kaufleute, Beamte; ſogar ein Nachtwächter, der ein ordentlicher Mann und ein außerordentlicher Baſſiſt war, wurde aufgenommen. Und das mit Recht; denn die Kunſt ſcheint mir ſo heilig, daß die Erdenunterſchiede in ihr keine Geltung haben können. — —

— Ich muß ſagen, daß die Uebungen derzeit mit Ernſt und Eifer vor ſich gingen; während die eine Stimme geübt wurde, ſtanden die anderen nicht zu ſchwatzen, ſondern hatten hübſch das Buch vor der Naſe und buchſtabirten in Gedanken ihre Stimme mit. Solcherweiſe hatten wir denn auch ſchon zwei unſerer Winterconcerte glücklich hinter uns; da, einige Tage vor dem dritten, erkrankte der Haupt-Tenorſänger — ein weißer Rabe mit dem hohen b — ohne den mehrere mühſam eingeübte Nummern ganz unmöglich wurden.

Ich ging umher und ſann, wie die Lücken auszufüllen ſeien; aber Aennchen hatte längſt für mich beſchloſſen: „Laſſen Sie Ihr Clavier in den Saal tragen und ſpielen Sie ſelber etwas! Was wollen Sie Ihre ſchöne Muſik immer nur an mich dummes Ding und da droben an unſere alte Kunſtfigur verſchwenden!“

Ich drohte ihr zwar mit dem Finger; aber es wurde dennoch ſo, wie ſie es wollte.

Zu meinem Vortrage hatte ich mir die Mozart'ſche Phantaſie-Sonate gewählt, die damals noch nicht ſo von allen Muſikſchülern abgeleiert war. Morgens vor und Abends nach meinen Unterrichtsſtunden ſaß ich eifrig übend am Clavier; und wenn ich ſo allein mich in das Werk vertiefte, war mir mitunter, als nicke mir der große Meiſter zu, und ich hörte ordentlich ſeine Stimme: „Schon recht, ſchon recht, lieber Valentin! So hab' ich mir's gedacht, ganz gerade ſo!" — Einmal, da ich eben das Adagio geſchloſſen hatte, ſtand plötzlich die Signora Katerina in der offenen Stubenthür und lachte gläſern mit ihrer zerbrochenen Sopranſtimme, was mir damals höchſt abſcheulich klang; aber ſie behauptete, noch immer lachend, ich habe ſelber und gar laut und andachtsvoll jene ermuthigenden Worte ausgerufen. Dann wieder klopfte ſie mir die Wangen mit ihrer vollberingten mageren Hand. „Nun, nun, caro amico," ſagte ſie, „der große Meiſter ſelbſt iſt nicht mehr da; aber ſeine Schülerin iſt zugegen geweſen, und die ruft: bravo, bravissimo! Aber jetzt auch da capo! Wir werden Einiges zu bemerken haben!"

Und jetzt, während ich das Adagio wiederholte, ſtand ſie, leiſe Winke und Worte gebend, hinter meinem Stuhl; Sie glauben nicht, was für Muſik in dieſer alten Seele ſteckte! — — Und dennoch hatten faſt Alle Mühe, das Lachen zu verbeißen, wenn einmal in Anderer Gegenwart die Wuth des Geſanges ſie befiel. Nur mich wandelte nie dergleichen an;

mich erfüllte dieſe Wirkung, die ſie mit all ihrer Kunſt nur noch allein hervorzubringen vermochte — ich kann nicht ſagen, mit Erbarmen — denn deſſen bedurfte ſie nicht — als vielmehr mit einem unerklärlichen Gefühl des Schreckens; faſt als ſei ich es ſelber, der dadurch preisgegeben wurde. — Sie freilich ahnte nichts von alle dem: ſtolz wie eine Königin, mit ihrem rothen Kaſchmirſhawle ſich drapirend, ſtellte ſie ſich in die Mitte des Zimmers und ſchmetterte ihre großen Arien herunter. Ja, ich muß geſtehen, wenn wir Beide allein waren, ſo hörte auch ich, in meinem Trieb zu lernen, mehr ihre Seele als ihre Kehle ſingen; denn was ſie ausdrücken wollte, und was ich bald genug herauszuhören verſtand, ſchien mir faſt immer das Rechte.

Und ſo ſaß ich auch jetzt am Vorabend des Concertes als ihr gehorſamer und aufmerkender Schüler am Clavier; es ſtörte mich ſelbſt nicht, als ich draußen kleine bekannte Tritte die Treppe heraufkommen hörte; ja, ich ſah nur kaum die ſtrenge Handbewegung der Signora, mit der das leiſe eintretende Aennchen an die Thür verwieſen wurde. — Aber, wie hergezogen, war ſie allmälig näher gekommen, und bald, beide Arme in ihr Schürzchen gewickelt, lehnte ſie neben mir auf dem Clavier, und ich fühlte, wie ſie mich mit ihren großen braunen Augen unverwandt betrachtete. Ich ſpielte voll Begeiſterung weiter. Als ich zu Ende war, ſtieß Aennchen einen tiefen Seufzer aus. „Das war ſchön!“ ſagte ſie. „Mein Gott, Herr Valentin, was können Sie doch ſpielen!“ — Die Signora legte wie ſegnend die beringte Hand auf meinen Kopf. „Mein Lieber, Sie werden einen ſchönen Succeß erringen!“ Und im ſelben Augenblicke fühlte ich auch eine Pfeffermünz-Paſtille zwiſchen meinen Zähnen.

Sie hatten gut reden: ein harmloſes Kind, das im Bewundern ſeine Freude fand, die alte muſikaliſche Seele, die mir ſtudiren half, dann noch Aennchens Wachtelhund, der kleine ſchwarzgefleckte Polly, der, wie ich jetzt bemerkte, mäuschenſtill auf der Thürſchwelle geſeſſen hatte — das war ein Publicum, wie ich es brauchen konnte. — Aber ſpäter, vor all den fremden Menſchen!

Freilich eine Beruhigung hatte ich: der berühmte Orgelſpieler, den man zur Prüfung der neuen Kirchenorgel herberufen hatte, ſollte erſt am Tage nach dem

Concert eintreffen; ja, ich will es nur geſtehen, ich ſelber hatte eine kleine Liſt gebraucht, um die Dinge ſo zu ſchieben.

— — Etwas beklommener als ſonſt betrat ich am anderen Abend unſeren Concertſaal; er war ſo gedrängt voll, daß ſelbſt einzelne Damen nicht zum Sitzen gelangen konnten. Aber die Geſänge, mit denen wir nun den Anfang machten, gingen beſcheidenen Anſprüchen nach vortrefflich; denn war auch unſer Tenor geſchwächt, ſo beſaßen wir immerhin noch Kräfte, um die mancher große Verein uns hätte beneiden können; ſchon der Nachtwächter und unſer dicker Schulrector waren ein paar Fülle-Bäſſe, die in alle Ritzen quollen, welche die dünneren Stimmen offen gelaſſen hatten. Es wurde lebhaft applaudirt; das ſingende und das hörende Städtchen waren im beſten Einverſtändniß.

So rückte denn das Programm allmälig bis zur Phantaſie-Sonate vor. Der Beifall nach Ludwig Berger's ſchönem Liede „Als der Sandwirth von Paſſeyer" verhallte eben, als ich mich ans Clavier ſetzte; und eine erwartungsvolle Stille war eingetreten. Mit ein paar tiefen Athemzügen ſchlug ich die Noten auf; dann warf ich darüber hin einen flüchtigen Blick in den Saal; aber die vielen Geſichter, die mich alle anſtarrten, übten eine Art von Schrecken auf mich aus. Da zum Glück endeckte ich auch Aennchens braune Augen, die groß und freudig zu mir hinblickten; und im ſelben Augenblicke hatte das vielköpfige Ungeheuer ſich in ein mir hold geneigtes Weſen umgewandelt. Muthig ſchlug ich ein paar Accordfolgen an, um den Beginn meines Spieles anzukündigen; und dann: „O heiliger Meiſter, ich will ſie ihnen ſchon ans Herz legen, deine goldenen Töne! Alle, Alle ſollen durch dich ſelig werden!“ So flog es durch mich hin; und ich begann meinen Mozart, das Adagio zuerſt. — — Ich glaube wirklich, ich habe damals gut geſpielt; denn mich erfüllte nichts als die Schönheit des Werkes und der begeiſterte Drang, die Freude des Verſtändniſſes auch Anderen mitzutheilen; meine alte Meiſterin hätte mich gelobt, ſo denke ich noch jetzt; aber ſie beſuchte niemals eine öffentliche Aufführung.

Schon war ich auf der letzten Seite des Andantino, als hie und da ein Flüſtern aus dem Saale mir zwiſchen meine Töne drang. Ich erſchrak: ſie hörten nicht! Das lag an mir; am Mozart konnte es nicht liegen! — — Mit einem Gefühl von Unbehagen begann ich das Allegro der Sonate; um ſo mehr, da ich eine Stelle im zweiten Theile beſonders hatte üben müſſen. Aber ich beruhigte mich; es gab ja Menſchen, denen nur Trompetenmuſik verſtändlich war; was gingen ſie mich an! Nur Eines ſtörte mich; der dicke Schulrector war während meines Spieles mir immer näher auf den Leib gerückt. Er konnte allerlei böſe Abſichten hegen: er wollte vielleicht die Lichter putzen, wobei die große meſſingene Lichtſcheere auf die Taſten fallen konnte, oder gar mir die Notenblätter umwenden, was ich durchaus von keinem Anderen leiden konnte! Ich eilte mich, die zweite Blattſeite herunterzuſpielen, damit nur ſeine dicke Hand mir nicht zu früh in meine Noten griffe. Das half; der Rector blieb wie gebannt auf ſeinem Platze ſtehen; ſchon hatte ich umgeſchlagen und ſpielte ganz muthig auf die heikle Stelle los; — da hörte ich unten die Thür des Saales knarren und konnte nicht umhin, zu ſehen, wie überall die Köpfe ſich nach rückwärts wandten. Wieder wurde geflüſtert, und mehr noch als zuvor: — ich wußte nicht weshalb, aber der Athem ſtand mir ſtill. Da hörte ich neben mir ganz deutlich eine Stimme ſagen: „Aber ich dachte, er käme erſt morgen; wie hübſch, daß er heut' ſchon da iſt!“ — Er war alſo dennoch angekommen! — Es war ein betäubender Schlag, der mich getroffen hatte. — Was konnte ich dem Manne, dem großen Künſtler mit meinem Spiel noch bringen! — Wo dort unten im Saale mochte jetzt er ſtehen oder ſitzen? — Aus all den Hunderten von Geſichtern ſtarrten mich ſeine Augen an; und nun — ich fühlte es — neigte er das Ohr, um jeden meiner Töne aufzufangen. Eine wahre Jagd von Angſtgedanken raſ'te durch meinen Kopf; noch ein paar Tacte verſuchten es meine plötzlich wie gelähmten Finger; dann überfiel mich eine rathloſe Gleichgültigkeit; zugleich eine ſeltſame Entrückung in längſt vergangene Zuſtände. Mir war auf einmal, als ſtehe das Clavier auf ſeinem alten Platz im elterlichen Wohnzimmer; auch mein Vater ſtand plötzlich neben mir; und ſtatt in die Taſten griff ich nach ſeiner Schattenhand.

Was weiter geſchah, weiß ich kaum. Als ich mich wieder auf mich ſelbſt beſann, ſaß ich auf einem

Stuhl in dem hinter dem Podium des Saales befindlichen Zimmer, in dem wir unſere Ueberkleider abzulegen pflegten. Ich ſei krank geworden — ſo war mir, als hätte ich drinnen noch geſagt.

Ein Licht mit langer Schnuppe brannte auf dem Tiſche; die matt erleuchteten Wände des Zimmers, die vielen dunklen Kleider, die überall umherlagen: es ſah recht öde aus. — So hatte ich einſt als Knabe geſeſſen, nur nicht ſo ganz vernichtet; auch fühlte ich, daß jetzt meine Augen trocken waren, und Niemand pochte an, der mich zu meinem Vater ſchicken wollte. Ich war ja jetzt ein Mann — — „Mein armer, lieber Junge!“ — — wie lange war er todt, der dieſe Worte einſt geſprochen hatte!

Da drang aus dem Saale drüben ein wirres Stimmgetöſe zu mir her. — Ich weiß nicht, hatte ich es vorhin nur nicht gehört, oder war es eben erſt hervorgebrochen; aber wie jähes Entſetzen fiel es mich an; es jagte mich aus dem Zimmer, aus dem Hauſe. Barhaupt, ohne Mantel rannte ich auf die Straße hinaus und weiter, ohne umzuſehen, durch das Thor ins Freie. Der Stadt zunächſt ſtanden alte Lindenalleen; dann kam die breite, wüſte Landſtraße. Ich wanderte immer weiter, ohne Zweck, ohne Gedanken; nur die Angſt vor der Welt, vor den Menſchen fieberte mir im Gehirn.

Weit hinter der Stadt führte die Straße über eine Anhöhe, die nach der einen Seite jählings in die Tiefe ſchoß. Unten ging ein reißendes Waſſer; es rauſchte fortwährend neben mir dahin. Ich weiß noch wohl, im Oſten ſtand die ſchmale Mondſichel; ſie leuchtete nicht, aber ſie zeichnete ſich ſcharf auf dem dunklen Nachthimmel ab; es war faſt finſter auf der Erde. — Als ich den höchſten Punkt ereicht hatte, bemerkte ich einen großen Feldſtein, der dort oberhalb des Waſſers unter einem Baume lag; ich wußte nicht weshalb, aber ich ſetzte mich darauf. Es war noch früh im März; die Zweige über mir waren noch nackt und ſchlugen im Nachtwind an einander; dann und wann fielen Tropfen in mein Haar und rieſelten kühl über mein Geſicht. Aber hinter mir in der Tiefe rauſchte das Waſſer, unaufhörlich, eintönig, zum Schlaf verlockend wie ein Wiegenlied.

Ich hatte den Kopf gegen den feuchten Stamm gelehnt und lauſchte der verführeriſchen Melodie der Wellen. „Ja,“ dachte ich, „ſchlafen! Wer nur ſchlafen dürfte!“ — Und wie Stimmen tauchte es auf und rief zu mir empor: „Ach, unten, da unten die kühle Ruh'!“ Immer beſtrickender in Schubert's ſüßen, ſchwermüthigen Tönen drang es mir ans Herz. — Da hörte ich Schritte aus der Ferne, und plötzlich, wie wach geworden, ſprang ich auf. Ich war ja nicht jener lyriſche Müllergeſell des Schubert'ſchen Geſanges, ich war eines tüchtigen, praktiſchen Mannes Sohn; an ſo etwas durfte ich auch jetzt nicht denken!

Und immer näher von der Gegend der Stadt her kamen die Schritte auf mich zu; daneben erkannte ich noch andere trippelnde wie von einem kleinen Hunde. Ich zweifelte nicht mehr, ſie war es, ihr kleiner Wachtelhund begleitete ſie; es gab noch eine Menſchenſeele, die mich nicht vergeſſen hatte! Das Herz ſchlug mir in den Hals hinauf; ich weiß nicht, war's vor Freude, oder war's die Angſt, daß ich mich dennoch täuſchen könne. Aber da kam ſchon aus dem Dunkel wie ein Lichtſtrahl ihre liebe Stimme: „Herr Valentin! Sind Sie es denn, Herr Valentin?“

Und beſchämt erwiederte ich: „Ja, Aennchen, ich bin es freilich! — Wie kommen Sie hierher?“

Sie ſtand ſchon vor mir und legte die Hand auf meinen Arm. „Ich — ich habe in der Stadt gefragt; man hatte Sie aus dem Thore gehen ſehen.“

„Aber das iſt kein Weg für Sie; ſo allein auf der wüſten Straße!“

„Ich hatte ſolche Angſt; Sie waren krank geworden. Mein Gott, warum ſind Sie nicht nach Hauſ' gegangen?“

„Nein, Aennchen,“ ſagte ich, „ich bin nicht krank geworden; das war eine von den Lügen, welche die Noth oder die Schaam uns auf die Lippen treibt. Ich hatte nur etwas übernommen, wozu mir Gott die Fähigkeit verſagt hat.“

Da ſchlangen ſich zwei junge Arme um meinen Hals, und Aennchens übermüthiges Köpfchen lag ſchluchzend an meiner Bruſt. — „Und wie Sie ausſehen!“ flüſterte ſie, „Sie haben keinen Hut auf dem Kopfe, keinen Mantel!“

— „Ja, Aennchen — ich habe das wohl vergeſſen, da ich fortging.“

Und die kleinen Hände umſchloſſen mich noch feſter. — Es war ſo ſtill im weiten dunklen Felde; der kleine Hund hatte ſich zu unſeren Füßen gelagert.

Wenn eines Menſchen Auge uns jetzt erblickt hätte, er würde geglaubt haben, es ſei ein Bund fürs Leben hier geſchloſſen worden. Und es war doch nur ein Abſchied.“ —

Der ſtille Mann blickte bei dieſen Worten in ſein Glas, das er vorhin ergriffen hatte, als könnten aus deſſen Grunde die Träume ſeiner Jugend auferſtehen. — Durch das Fenſter, deſſen einer Flügel offen ſtand, tönte aus der Luft herab der Schrei eines vorüberziehenden Vogels.

Er blickte auf. „Hörten Sie das?“ ſagte er. „Ein ſolcher Schrei von Wandervögeln trieb uns auch in jener Nacht nach Hauſe. Wir gingen dann den ganzen Weg noch Hand in Hand.

— — Am anderen Morgen ſtieg auch die alte Signora Katerina aus ihrem Manſardenkäficht zu mir herab. Sie war völlig außer ſich. „Und vor dieſen Kleinſtädtern!“ rief ſie. „Sie wiſſen nur nicht aufzutreten, Monſieur Valentin! Sehen Sie, ſo — ſo trat ich zu meinen Zeiten vor die Lampen!“ Und ſofort ſtand ſie, mit ihrem Shawl drapirt, in einer heroiſchen Attitude vor mir da. „Ich möchte den ſehen, der mir die Kehle hätte zuſchnüren wollen! Selbſt vor dem großen Meiſter hab' ich nur ein Weniges gezittert."

Allein, was half das mir! — Noch am ſelben Tage erfuhr ich überdies, daß mein alter Lerngenoſſe ſich ebenfalls als Muſiklehrer dort niederzulaſſen gedachte. Es mochte ihm mit ſeinem Virtuoſenthum auf die Dauer nicht geglückt ſein; aber er beſaß doch, was mir fehlte. Ich wußte wohl, ich mußte gehen.

Schon nach wenigen Tagen half Aennchen mir meine kleinen Kiſten packen, und manche Thräne aus ihren mitleidigen Augen fiel dabei auf meine alten Bücher; ich mußte zuletzt ſie gar noch ſelber tröſten. — Wohin ich meine Schritte richten ſollte, darüber war ich nicht in Bedenken; ich beſaß hier in meiner Vaterſtadt zwar nicht Haus und Hof, aber eben vor dem Thor doch meiner Eltern Grab. — Als ich, hier angelangt, meine Habſeligkeiten wieder aus den Kiſten packte, fand ich unter meinen Noten das wohlbekannte Kryſtalldöschen bis zum Rande voll von Pfeffermünzpaſtillen. — Die gute Signora Katerina — ſie hatte mir doch den Ehrenpreis noch reichen wollen.

Aber es iſt ſpät," ſagte er, jetzt plötzlich aufſtehend, indem er er eine große goldene Uhr aus ſeiner Taſche zog; „weit über Bürgerbettzeit! Was werden meine alten Bleichersleute denken!“

„Und Aennchen?“ fragte ich. „Was iſt aus der geworden?“

Er war eben beſchäftigt, die lange Pfeife wieder an den Haken zu hängen, von dem ich ſie vorhin für ihn herabgenommen hatte. Jetzt wandte er ſich zu mir, und in ſeinem Antlitz ſtand wieder das ſtille kindliche Lächeln, das ihn ſo ſehr verſchönte.

„Aus Aennchen?“ wiederholte er. „Was immer aus einem übermüthigen jungen Mädchen werden ſollte, eine ernſte Frau und Mutter. Nachdem ſie unſerer Signora ihren ſchweren Abtritt von der Erdenbühne durch treue Pflege, wie ich es hoffen will, ein wenig tröſtlicher gemacht hatte, hat ſie zwar keinen Prinzen, aber doch, was ſie auch noch der alten Freundin demüthig eingeſtanden, einen braven Schullehrer geheirathet. Sie wohnen ſeit Jahren hier am Ort; vorhin, da Sie mich trafen, kam ich juſt aus ihrer Wohnung.“

„So iſt alſo Aennchen die Mutter Ihrer Lieblingsſchülerin?“

Er nickte. „Nicht wahr, das Leben iſt ganz leidlich mit mir umgegangen? — Aber nun gute Nacht, vergeſſen Sie den Bürger nicht!" Er nahm ſeinen grauen Hut und ging.

Ich hatte mich ins offene Fenſter gelegt, und rief ihm noch eine „gute Nacht" zu, als er unten aus der Hausthür trat, und ſah ihm nach, wie er zwiſchen den ſchwach brennenden Laternen die Straße hinabeilte und endlich in der Finſterniß verſchwand.

Die nächtliche Stille war ſchon völlig eingetreten. Zwiſchen dem Dunkel der Erde und der dunklen Kluft des Himmels lag das ſchlummernde Menſchenleben mit ſeinem ungelöſten Räthſel.

* * *

Etwa acht Tage ſpäter befand ich mich auf dem Wege nach dem Bleicherhäuschen. Schon ehe ich es erreicht hatte, hörte ich von dort her Claviermuſik. „Ei," dachte ich, „jetzt fängſt du ihn in voller Begeiſterung über ſeinem Mozart!" Als ich aber durch die offene Hausthür eingetreten und vor dem Zimmer meines Freundes ſtehen geblieben war, hörte ich, daß drinnen Schubert's momens musicals geſpielt wurden; auch war es keine Männerhand, welche dieſe Töne hervorrief.

„Portamento, nicht staccato!“ ſagte jetzt die Stimme meines Freundes.

Aber eine andere jugendliche von beſonders reinem Klange antwortete: „Ich weiß wohl, Onkel; aber klingt das staccato hier nicht viel, viel ſchöner!“

„Ei, du Guck in die Welt!“ hieß es wieder, „ſchreib erſt ſelber ſo etwas, dann kannſt du's halten wie du willſt.“

Noch eine kleine Stille; dann folgte ein portamento, ich ſah es ordentlich, wie die jungen Finger den Ton von einer Taſte zu der anderen trugen.

„Und nun noch einmal, ob du's ſicher haſt!“

Und nun kam es noch einmal, und in vollkommener Sicherheit.

Vor mir an der Thür klebte heute ein augenſcheinlich neuer Zettel:

„Und ſie genas! Wie ſollt' ich Gott nicht loben;
Die Erde iſt ſo ſchön,
Iſt herrlich doch, wie ſeine Himmel oben,
Und luſtig drauf zu gehn!“

Der Vers war aus dem Wandsbecker Boten; ich kannte ihn wohl, aber Freund Valentin hatte ſich dies Mal eine kleine Aenderung geſtattet; denn der alte Asmus ſprach in jenem Gedichte doch nur von ſeiner eigenen Geneſung.

Als ich, ſolches erwägend, die Thür öffnete, ſah ich neben Valentin ein noch kindliches Mädchen am Clavier ſitzen, die mit großen aufmerkenden Augen zu ihm aufblickte.

Mit ſeinem lieben, jetzt etwas verlegenen Lächeln war er aufgeſtanden.

„Unſere kleine Sitzung neulich iſt Ihnen doch wohl bekommen?“ fragte ich, ihm die Hand reichend.

„Mir?“ erwiederte er. „O vortrefflich! Aber Ihnen? Ich mag recht viel erzählt haben; Sie wiſſen, ſo zu Zweien und beim guten Glaſe!“ Er ſagte das faſt flüſternd und als müſſe er Entſchuldigung für ſich erbitten, während ſeine blaßblauen Augen mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Innigkeit auf mich gerichtet waren.

„Im Gegentheil,“ ſagte ich, „ich bin noch nicht zufrieden; Sie werden noch mehr erzählen müſſen! Aber,“ fügte ich leiſer hinzu, „erſt beenden Sie Ihre

Stunde mit Ihrem Liebling dort! — denn ſie iſt es ja doch wohl! — Ich ſuche mir derweil den Bürger von Ihrem Bücherbrett.“

Er nickte eifrig. „Wir ſind gleich zu Ende!“ und ging wieder zu ſeiner Schülerin.

Ich ſuchte unter ſeinen kleinen Bücherſchätzen und hatte bald die beiden Chodowiecki-Bürger gefunden, von denen ich auf gut Glück das eine Exemplar für mich herauszog. Während ich das Titelbild betrachtete, wo der große Balladendichter in einer Allongenperrücke auf offenem Markt die Harfe ſchlägt, und dabei die momens musicals mir in die Ohren tönten, war eine Magd mit Kaffeegeſchirr und Kuchenteller in die Stube eingetreten.

Sie ſpreitete eine blüthenweiße Serviette über den Sophatiſch und ſetzte Alles dort zurecht; zwei blau und weiße Taſſen ſtanden bald neben der Bunzlauer Kaffeekanne; aber auf einen ſehr geſchickt von Valentin gegebenen Wink erſchien noch eine dritte. Das hatte ich noch bemerkt, als ich auf dem vorgebundenen weißen Blatte meines Büchleins ein geſchriebenes Gedicht entdeckte, das meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm; es waren nur kindliche, einfältige Verſe, und dennoch, wie Frühlingsathem wehte es mich daraus an.

„Du liebe ſchöne Gotteswelt,
Wie haſt du mir das Herz erhellt!
So ſchaurig war's noch kaum zuvor,
Da taucht ein blauer Schein empor;
Der Raſen hauchet ſüßen Duft,
Ein Vogel ſingt aus hoher Luft:
„Wer treuen Herzens fromm und rein,
Der ſtimm' in meine Lieder ein!“
Da ſang auch ich in frohem Muth:
Ich wußte ja, mein Herz war gut!“

Ich las es wieder und wieder; das waren jene Verſe von dem Veilchenplatze! Der ganze Valentin war darin; ſo kannte ich ihn, ſo mußte auch der junge einſt geweſen ſein.

Und da ſtand er ſelber vor mir, das ſchlanke, etwas blaſſe Mädchen mit dem glänzend braunen Haar an ſeiner Hand. „Ja,“ ſagte er, „das iſt meine liebe Marie; wir feiern heut' zum erſten Male wieder unſeren Sonntagnachmittag; und, in der That, es macht mir rieſig Freude, daß auch Sie dazu gekommen ſind!" Dann aber das Buch mit dem beſchriebenen Blatt in meiner Hand erblickend, erröthete er plötzlich wie ein Mädchen. „Nehmen Sie das andere Exemplar für ſich," ſagte er, „ich bitte darum, die Stiche ſind ungleich kräftiger."

Aber ich ſuchte meinen Beſitz zu behaupten. „Darf ich nicht dies behalten? Oder trennen Sie ſich nicht davon? Ich ſeh', es iſt aus Ihrer Knabenzeit."

Er blickte mich faſt dankbar an. „Iſt das Ihr Ernſt?" ſagte er. „So iſt es in guten, — in den allerbeſten Händen."

Dann ſaßen wir zu Dreien um den ſonntäglichen Kaffeetiſch; die kleine Dame machte gar anmuthig die Wirthin und hörte im Uebrigen ſchweigend unſeren Geſprächen zu.

„Alſo, Freund Valentin," ſagte ich, „noch Eines müſſen Sie erzählen; auch dieſer braune Trank öffnet ja die Lippen der Menſchen. Was iſt aus Ihrem Veilchenplatz geworden? Sieht ihn die Frühlingsſonne noch, oder iſt er, wie ſo manches Schöne, in einen Kartoffelacker umgewandelt?"

Ueber Valentin's Geſicht glitt ein frohes, faſt ein wenig ſchlaues Lächeln. „Sie wiſſen wohl noch nicht," ſagte er, „daß ich ein heimlicher Verſchwender bin!"

„Oho, Freund Valentin!"

„Doch, doch! Der Platz gehörte einem alten Sonderling. Ich bin ſein Erbe geworden; das heißt, ich habe aus ſeinem Nachlaß dieſes unnütze Grundſtück um blankes Silbergeld erſtanden. — Aber nicht wahr, Marie," und er nickte ſeinem Liebling zu, „wir Beide kennen ſeinen Werth, wir wiſſen auch, zu welchem Geburtstage wir nothwendig dort die Veilchen pflücken müſſen!"

Da legte das ſchlanke Mädchen den Kopf auf ſeine Schulter und ſchlang die Arme um ſeinen Hals. „Zu Mutters Geburtstage," ſagte ſie leiſe, „aber Onkel, das iſt jetzt noch lange hin."

„Nun, nun, es wird ja wieder Frühling werden!"

„Das wolle Gott, Freund Valentin!" ſagte ich. „Darf ich dann mitgehen und die Kränze binden helfen?"

Zwei Hände ſtreckten ſich mir entgegen: die eine war ſchlank und ſchön und jung, die andere — ich wußte es, das war eine treue Hand.

* * *

Ich bin nicht hingekommen; noch bevor der Winter zu Ende ging, hatte mich das Leben weit von dieſer Stadt hinweg getrieben. Noch einmal durch einen gemeinſamen Bekannten erhielt ich einen Gruß von Valentin, noch einige Male, wenn es Frühling wurde, dachte ich an ſeinen Veilchenplatz, und dann nicht mehr. Andere Geſtalten drängten ſich herbei, hinter denen allmälig die des ſtillen Muſikanten ganz verſchwunden war.

Etwa zehn Jahre ſpäter kam ich auf einer längeren Reiſe durch eine der größeren mitteldeutſchen Städte, deren Orcheſterverein damals auch in weiteren Kreiſen eines wohlverdienten Rufes genoß; nicht allein durch die eigenen tüchtigen Leiſtungen, ſondern eben ſo ſehr, weil die Direction es verſtand, mit ihren verhältnißmäßig beſcheidenen Mitteln faſt für jedes Concert auch von außen her irgend einen bedeutenden Künſtler mit heranzuziehen.

Es war im Spätherbſt und ſchon Abend, als ich ankam. Ein dort wohnender muſikliebender Freund, der mich am Bahnhof erwartet hatte, kündigte mir an, es ſei Orcheſtervereinsconcert heute Abend; ich müſſe ſogleich mit ihm kommen, es ſei die höchſte Zeit. Ich wußte aus Erfahrung, gegen dieſen Enthuſiaſten war nicht aufzukommen, und ſo übergab ich denn meinen Gepäckſchein nebſt überſchüſſigem Reiſegeräth dem Diener irgend eines Hotels; gleich darauf ſaßen wir in einer Droſchke, die uns gegen doppelten Fuhrlohn in raſchem Trabe nach dem mir ſchon früher bekannten „Muſeum“ brachte. Unterwegs hatte ich noch erfahren, daß für den heutigen Abend eine junge Sängerin gewonnen ſei, eine Art von unicum für claſſiſche Muſik, die außerdem die Schrulle habe, ſich ſtets als die Schülerin eines gänzlich unbekannten Menſchen aufzuführen.

Das Concert hatte bei unſerer Ankunft ſchon begonnen, und wir mußten an der geſchloſſenen Thür des Saales warten, bis die letzten Tacte der Hebriden-Ouverture verklungen waren. Als die Thüren wieder geöffnet wurden, ſteckte mein Freund mir ein inzwiſchen von ihm beſorgtes Programm in die Bruſttaſche meines Rockes, zog mich bei der Hand in den gefüllten Saal und hatte bald, ich weiß nicht wie, zwei Plätze für uns frei gemacht.

Neben mir ſaß ein alter weißhaariger Herr mit ein Paar dunklen Augen in dem feingeſchnittenen

Geſichte. „Nun alſo Mozart!“ ſagte er vor ſich hin und faltete die Hände auf dem gelbſeidenen Taſchentuche, das er über ſeine Kniee gebreitet hatte.

Bald darauf, während ich bei dem hellen Licht der Gaskronen die einfach, aber mit beſonderem Farbenſinn decorirten Wände des Saales betrachtete, war gegenüber auf dem Podium die Sängerin aufgetreten; ein blaſſes Mädchen mit ein Paar dunklen Flechten an den Schläfen. Das Orcheſter intonirte die erſten Tacte zu der Arie der Elvira aus dem zweiten Acte des Don Juan, und nun hob ſie das Notenblatt in ihrer Hand: „In quali eccesi, o numi!“ Mir war, als hätte ich niemals einen zugleich ſo anſpruchsloſen und ſo ergreifenden Geſang gehört; der alte Herr an meiner Seite nickte immer nachdrücklicher mit dem Kopfe; das war die Kunſt, die alles Erdenleid in Wohllaut löſte! Aber dann — wie alles Schöne — war es ſchon zu Ende, als eben das Ohr am trunkenſten lauſchte.

Ein paar ſcharf accentuirte Bravos flogen durch den Saal, ein vereinzeltes Händeklatſchen; aber der Beifall war nicht allgemein. Der flott friſirte Kopf eines vor uns ſitzenden jungen Mannes bog ſich nach dem alten Herrn zurück: „Was ſagſt du, Onkel? Hübſche Stimme; aber etwas ſeltſam; autodidaktiſch!“

Der Alte blickte ihn mit ſehr feinen Augen an. „So, mein Herr Neffe,“ ſagte er, „haſt du das herausgehört!“ Und mit einer höflichen Bewegung ſich zu mir wendend, ſetzte er faſt feierlich hinzu: „Das war der Mozart, wie ich ihn in meiner Jugend hörte!“

Aber das Concert ging weiter. „Nun kommen die Kunſtverſuche des Vereins,“ flüſterte an der anderen Seite mein Freund mir in die Ohren.

Und ſo war es in der That; ein Geigenquartett von einem lebenden Meiſter kam zur Aufführung; aber alle Sorgfalt und Sicherheit der Spielenden konnte dieſen Kunſtfiguren keine Seele einhauchen; ein müdes zweckloſes Umherſchauen ging durch die Reihen der Zuhörer; der alte Mozartianer an meiner Seite hatte ſchon ein paar Mal den Anſatz eines Gähnkrampfes in ſeinem gelbſeidenen Schnupftuche verbiſſen; endlich war denn auch der dritte Satz und zwar im Fünfachteltacte glücklich an uns vorbeigehüpft.

Die Spieler traten ab und die Pulte wurden zurückgeſetzt: im Zuhörerraume aber ſaßen die Meiſten mit ſehr dummen Geſichtern; ſie wußte offenbar nicht, was ſie aus der Sache machen ſollten. —Da trat die junge Sängerin wieder auf das Podium, eine kleine Notenrolle in der Hand. Ihr Antlitz trug einen ſchalkhaften, faſt ſiegesbewußten Ausdruck, und mir kam ſchon der Verdacht, ſie wolle den modernen Geigencancan durch ein noch entſchiedeneres Bravourſtück der vox humana aus dem Felde ſchlagen. —

Ich hatte mich zum Glück geirrt. Es galt ja auch noch nicht einmal eine Orcheſter-Begleitung: nur der Capellmeiſter ſaß am Flügel, der inzwiſchen in den Vordergrund geſchoben war. Ein paar einleitende Accorde wurden angeſchlagen, und dann begann ein Vorſpiel von eben ſo großer Einfachheit als ſüßem Wohllaut; wie ein frohes Aufleuchten flog es plötzlich durch den ganzen Saal, und dann kam es, mit der ſtillen Gewalt der Menſchenſtimme:

„Du liebe ſchöne Gotteswelt,
Wie haſt du mir das Herz erhellt!“

Aber was war denn das? Das kannte ich; das ſtand ja vorn auf dem weißen Blatt in meinem

„Bürger“; das waren ja die Worte meines alten Muſikmeiſters Chriſtian Valentin. Mein Gott, wie lange hatte ich nicht an ihn gedacht!

Von reinen jugendlichen Tönen getragen, klang es durch den Saal; eine unbeſchreibliche Rührung befiel mich. Ob er denn auch die Melodie zu ſeinen Worten ſelbſt gefunden hatte? — Die Notenrolle in der herabhängenden Hand, ſtand die Sängerin da; eine Begeiſterung, eine hingebende Liebe ſprach aus ihrem jungen Antlitz; und jetzt in unausſprechlich ſüßen Tönen erſchollen die letzten Worte:

„Da ſang auch ich in frohem Muth!
Ich wußte ja, mein Herz war gut.“

Eine lautloſe Stille herrſchte, als ſie geendet hatte. Dann aber brach ein ſtürmiſcher, nicht enden wollender Beifall los; der alte Herr an meiner Seite hatte, ohne daß ich es bemerkte, meine Hand ergriffen und drückte ſie jetzt aufs Zärtlichſte. „Das iſt Seele, — Seele!“ ſagte er und wiegte ſeinen grauen Kopf. Ich aber riß haſtig das Programm aus meiner Taſche; und richtig, da ſtand der Name meines alten Freundes, zweimal ſtand er da; zuerſt bei dem der jungen

Sängerin, die ſich als ſeine Schülerin bezeichnete, dann als Componiſt des Liedes, das ſoeben dieſen Raum belebt hatte.

Ich war aufgeſtanden und blickte um mich her; mir war, als müßte ich irgendwo unter den Zuhörern doch auch ihn ſelbſt entdecken, ſein altes liebes Geſicht, um deſſen Mund noch immer ein Kinderlächeln ſpielte. — Es war eine Täuſchung; mein alter Freund hatte den ſüßen Lerchenton ſeines Jugendliedes nicht gehört; aber auf dem Antlitz der Zuhörer lag es wie eine ſtille Freude; mir ſelber war, als ſei ich eben nun doch noch mit dem ſtillen Meiſter auf ſeinem Veilchenplatz geweſen.

* * *

Von dem noch übrigen Theil des Concertes hatte ich nicht viel vernommen. Aber auf dem verhaßten Schrägpfühl des Hotelbettes, worauf ich bald wie ein Gekreuzigter ruhte, tröſteten mich bis zum endlichen Einſchlummern die lieblichen Töne jenes Liedes, die zwiſchen dem vor den Fenſtern toſenden Octoberſturm wie mit Kinderſtimmen immer wieder vor meinem inneren Ohre hallten. Dabei gaukelte vor den geſchloſſenen Augen das etwas blaſſe Antlitz der Sängerin. — — So hatte er es alſo doch erreicht! Die ganze Kunſt der alten Signora Katerina ſang mit Glockenſtimme aus dieſem jungen Menſchenkind! Denn keinen Augenblick war ich in Zweifel, wen ich hatte ſingen hören, obgleich ich mich der Züge jenes zwiefach geliebten Kindes nicht mehr erinnerte und auch der Familienname deſſelben niemals mir bekannt geworden war. Ich nenne ihn auch hier nicht. Zwar machte ſie damals von ſich reden, ja ſie ſtellte ſogar für eine kurze Zeit die neue und die alte Muſikwelt einander in hellem Streite gegenüber; bald aber tauchte ſie in die große Menge derer zurück, die ihr Leid und Freud' in kleinem Kreiſe ausleben, von denen nicht geredet wird.

Mein erſter Gedanke am anderen Morgen war ſelbſtverſtändlich, ſie aufzuſuchen und Nachricht von dem faſt vergeſſenen Freunde einzuholen; aber eine unvorhergeſehene Verlängerung einiger Geſchäfte hinderte mich daran. Da half der Freund, der mich geſtern ſo entſchloſſen ins Concert geführt hatte und nach Beendigung deſſelben ziemlich treulos von mir verlaſſen war. In ſeinem Hauſe traf ich Abends mit ihr zuſammen.

Es waren viele Gäſte dort verſammelt; wie ich bald bemerkte, lauter Muſikfreunde reinſten Stiles; auch mit dem alten Mozartianer von geſtern vollbrachte ich ein verſtändnißvolles Händeſchütteln.

Aber dort ſtand ſie ſelbſt, freundlich plaudernd mit einem hübſchen Töchterchen des Hauſes, von dem ſie, wie es ſchien, ſoeben als Gegenſtand der Anbetung eingefangen war.

Als ich, nach Begrüßung der Hausfrau, ihr von meinem Freunde vorgeſtellt wurde, legte ſie den Arm um den Nacken des Kindes und zog es zärtlich an ſich. Eine Weile ruhte ihr Blick prüfend auf meinem Antlitz; dann reichte ſie mir die Hand.

„Nicht wahr,“ ſagte ich, „Sie ſind es? Wir feierten einſtmals einen Sonntagnachmittag zuſammen?“

Sie nickte lächelnd. „Ich habe es nicht vergeſſen! Mein alter Freund und Lehrer hat noch oft von Ihnen geſprochen; beſonders wenn es Frühling ward; Sie wollten ja mit uns nach ſeinem Veilchenplatze!“

„Mir iſt,“ erwiederte ich leiſe, „als ſeien geſtern Abend wenigſtens wir Beide dort geweſen.“

Ein herzlicher Blick flog zu mir hinüber. „Sie waren im Concert? O das freut mich!“ Dann ſchwiegen wir eine Weile, während ſie ſich zu dem Kinde hinabbeugte, das ſich noch immer an ſie ſchmiegte.

— „Sie haben ſich,“ begann ich wieder, „im Programm als ſeine Schülerin bezeichnet; es iſt ſonſt nicht die Weiſe der Künſtlerinnen, mit einem alten Lehrer ihren Ruhm zu theilen!“

Sie erröthete tief. „O,“ rief ſie; „ich habe an ſo etwas nicht gedacht! Ich weiß nicht, weshalb ich es gethan; es verſtand ſich ſo von ſelbſt, mir iſt, als werde ich noch immer von ſeiner Hand gehalten; ich danke ihm ſo viel!“

„Aber er ſelbſt,“ erwiederte ich, „unſer Meiſter Valentin, was meinte er dazu?“

Sie ſah mich mit ihren ſtillen Augen an. „Das iſt es eben,“ ſagte ſie, „er iſt ſchon lange nicht mehr auf dieſer Erde.“

* * *

Auch die junge Sängerin habe ich nicht wieder geſehen. Hoffentlich iſt ſie ſeit Jahren eine glückliche

Mutter; und in der Dämmerſtunde, wenn die Arbeit ruht und die heilige Stille der Nacht ſich vorbereitet, dann öffnet ſie wohl auch einmal den Flügel und ſingt ihren Kindern das ſüße Lerchenlied des längſt verſtorbenen Freundes.

Und auch das iſt ein geſegnetes Angedenken.

Pſyche.

(1875.)

Es war an einem Vormittage im Auguſt und die Sonne ſchien; aber das Wetter war rauh, der Wind kam hart aus Nordweſt, und Wind und Fluth trieben ungeſtüm die ſchäumenden Wellen in den breiten Meeresarm, der zwiſchen zweien Deichen von draußen an die Stadt hinanführte. Die Brettergebäude der beiden Bädefloſſe, welche in einiger Entfernung von einander am Ufer angekettet lagen, hoben und ſenkten ſich; im Binnenlande würde man wohl von einem Sturm geſprochen haben, und ſelbſt hier an der Küſte ſchien dieſelbe Anſicht zu herrſchen, denn der ſonſt ſo belebte Badeplatz war heute gänzlich leer. Nur dort vor dem Schuppen, der auf dem Vorlande neben dem der Stadt am fernſten Floſſe lag, ſtand die knochige Geſtalt der alten Badefrau; die langen Bänder ihres großen verſchoſſenen Taffethuts flatterten knitternd in der Luft, den Friesrock hielt ſie ſich mit beiden Händen feſt. Sie hatte nichts zu thun; Badekappen und Handtücher der Damen und Kinder lagen drinnen im Schuppen ruhig in ihren Fächern. „Ich geh' nach Haus," ſagte ſie bei ſich ſelber; „'s kommt Niemand in dem Nordwetter."

Sie haſchte ihre Hutbänder, die ihr über die Augen flogen, und ſah am Deich entlang nach der Stadt hinab. Die Schafe, welche auf dem Vorlande angetüdert waren, hatten, ſo weit die Stricke reichten, ſich gruppenweiſe mit dem Rücken gegen den Wind geſtellt; ſonſt war nichts zu ſehen. — — Aber doch! Dort auf dem Deiche kamen zwei Männer angegangen und ſtiegen dem nächſten Badefloſſe gegenüber, das der Uferbeſchaffenheit wegen der Männerwelt hatte überlaſſen werden müſſen, an der Außenſeite des Deiches herab; ihre Leintücher, die ſie mit ſich führten, ließen ſie dabei mit erhobener Hand über ihren Köpfen fliegen; ihre jugendlichen Stimmen, ihr helles Lachen konnte nicht zu der Alten dringen, denn der Wind nahm es ihnen vom Munde und verwehte es in der Richtung nach der Stadt zu.

„Hätten auch zu Haus bleiben können," brummte die Alte, als ſie die Beiden in eine der Thüren des

Badefloſſes hatte verſchwinden ſehen; „aber 's kümmert mich nicht; ich geh' nach Haus!“ Sie holte eine große tombackne Taſchenuhr hinter ihrem Gürtel hervor und zählte mit den Fingern die Zahlen auf dem Zifferblatt. „Es könnt' nur Eine kommen bei dem Unwetter, aber ihre Zeit iſt ſchon vorüber; die Fluth muß bald eine halbe Stunde ſtehen, und die, die kann ſchon immer nicht 'nmal das erſte Waſſer abwarten.“

Schon hatte ſie die gegen Norden nach dem Deiche zu befindliche Thür des Schuppens in der Hand, als ſie bei einem Blick, den ſie noch zur Stadt hinüberwarf, mit beiden Händen an ihren Taffethut fuhr. „Heilige Mutter Maria!“ rief ſie; „man könnte katholiſch werden! da kommt ein Frauenzimmer, da kommt ſie!“

Und wirklich, es war ein Frauenzimmer, das dort auf dem Deiche von der Stadt her kam; es war ſogar ein Mädchen, ja es war nur eine Mädchenknoſpe; und ſie kam raſch trotz Wind und Wetter näher. Der flache Strohhut war ihr längſt vom Kopfe geriſſen, und ſie trug ihn am Bande in der Hand; den Knoten des ſonnenblonden Haares hatte der Wind gelöſt, daß es frei von dem jungen Nacken wehte; immer raſcher ging ſie, und ihre dunklen Augen ſpähten in die Ferne. Als ſie die knochige Geſtalt der Alten, die noch immer vor dem Schuppen ſtand, erkannt hatte, flog ſie an der Seite des Deiches hinunter und dann über das Vorland zu ihr hinüber. „Kathi," rief ſie, „Kathi, ich konnt' nicht eher kommen; ich fürchtete ſchon, du ſei'ſt nach Haus gegangen!"

„Ja, ja," murmelte die Alte; „wär' ich nur ſo klug geweſen!"

„Kathi! Nicht brummen!" Und während ſie drohend den Finger gegen die Alte erhob, ſchaute ſie ihr faſt zärtlich in die Augen.

„Aber, 's geht ja doch nicht, Frölen!" meinte noch einmal die Alte, indem ſie dem Mädchen das blonde Haar von der Stirn zurückſtrich.

„Aber es geht erſt recht, Kathi! Heut' giebt's hier weder Wickelkinder, noch alte Tanten; ganz allein hab' ich heut' das Reich, ich und über mir die Vögel in der Luft! Sieh nur da die ſchöne Silbermöve! Hurrah, Kathi, 's wird 'ne Luſt!"

„Ja, ja, Frölen, ſelbſt das Vogelzeug fliegt heut' ans Land."

„Oder vielmehr, ſie werden vom Wind dahin geworfen! Aber ich, Kathi; ſo etwas laſſe ich mir nicht gefallen!“

Die Alte ſah ſie voller Staunen an. „Aber, Kind, ſo ſehen Sie doch nur, das Floß wippelt ja wie ein Schaukelpferd; der Weg dahin iſt fußtief unter Waſſer!“

Die junge Dame hob ſich auf den Zehen und blickte zum Strand hinab. „Freilich,“ ſagte ſie, luſtig nickend, „ich muß mir Schuh' und Strümpfe in deinem Schuppen ausziehen.“

In der Abtheilung deſſelben, welche die Beiden jetzt betraten, ſah es in dieſem Augenblicke wohnlich genug aus. Freilich waren auch drinnen nur die nackten Bretterwände; aber der Thür gegenüber ſtand eine mit bunten Polſtern belegte Ruhebank, an der einen Seite befand ſich neben den Fächern für die Bade-Utenſilien ein mit braunen Kaffeekännchen, Doſen und Taſſen beſetztes Regal, und durch das der Stadt zu gelegene kleine Fenſter ſchien die Mittagsſonne und erwärmte und erleuchtete den ganzen Raum. 14. 9.

„Hm,“ ſagte das Mädchen und nickte lächelnd nach dem Regal hinauf, „die Frau Kammerräthin und die Frau Kriegsräthin und die Frau Baronin, die haben Alle die Schlüſſel zu ihren Kaffee- und Zuckerdoſen in ihren Taſchen; ſchau' nur, da baumeln allenthalben die Vorhängeſchlöſſer; da können wir nicht daran, Kathi."

„Aber, Frölen, Sie trinken ja doch keinen Kaffee nach dem Bade, wie die drei alten Damen."

„Nein, ich nicht, Kathi; aber du, wie bekommſt du denn deine Taſſe?"

„Ich, Frölen? Ich hab' zu Haus meinen Cichorie; dann kriegt der Kater auch ſein Theil."

Die Mädchenknoſpe aber langte in den Schlitz ihres Kleides und legte gleich darauf zwei zierliche Papierdüten auf den unter dem Taſſenregal ſtehenden Tiſch. „Mokka," ſagte ſie feierlich, „und — feinſte Raffinade! Mama hat's mir eigens für dich eingewickelt; ſie wußte wohl, daß du für mich allein heut' Wache ſtehen müßteſt. Und nun zünd' dir die Spritmaſchine an und koch dir deinen Kaffee, und — deinen Kater laſſ' ich grüßen!"

Sie hatte ſich auf's Sopha geſetzt und begann ſich Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Die alte Frau ſtand vor ihr und ſah ſie zärtlich an; aber ſie dankte ihr nicht mit Worten, ſie ſagte nur: „Mama vergißt mich nicht,“ und nach einer Weile: „Aber, Frölen, wollte denn Mama Sie gehen laſſen?“

„Mich gehen laſſen? — Mama iſt nicht ſo ein Haſenfuß, wie du! Sollt'ſt dich ſchämen, Kathi, ſo ein langer Kerl, wie du biſt!“

„Ja, ja, Frölen, ich ſtreit' auch nicht. — Ich vergeſſ' es nimmer — da ich Kindsmagd bei Ihrem Großvater, beim alten Bürgermeiſter war — die Angſt, die ich oftmals ausgeſtanden; die Frau Mama — ſie wird's mir nicht verübeln — war dazumalen grad' nicht anders, als wie das junge Frölen heute!“

Das junge Frölen hatte die nackten Füßchen zu ſich auf die Sophakante gezogen und ließ ſie behaglich von dem warmen Sonnenſchein beleuchten. „Erzähl's nur noch einmal, Kathi!“ ſagte ſie.

Die Alte hatte ſich neben ſie auf das Sopha geſetzt. „Ja, ja, Frölen; ich hab's Ihnen ſchon oft erzählt. Aber ich ſeh ſie noch immer vor mir, die Frau Mama; will ſagen, das acht- oder neunjährige Dingelchen. Eben ſo ſchöne gelbe Haare, wie das Frölen!“

„Gelbe, Kathi? — Dank' dir auch vielmals!“

„Sind ſie nicht gelb, Frölen? — Nun, aber ſchön ſind ſie doch?“

„Ja, Kathi! Aber Mama ihre ſind noch heut' viel ſchöner, als meine. Nicht wahr? Sie trug ſie immer in zwei langen, dicken Zöpfen?“

Die Alte nickte. „Und wie die flogen, wenn ſie lief und ſprang!“

„Aber, Kathi, ging ſie denn niemals ordentlich, ſo wie ich und andere Menſchen?“

„Das Frölen meint, ſo wie vorhin den Deich herunter?“ Und die Alte ſtreichelte mit ihrer harten Hand den Kopf des ſchönen Mädchens, das lachend zu ihr aufblickte. „Ja, ja, es hat richtig genug nachgeerbt! — Aber einmal, eines Morgens, da ging's mit dem Springen noch nicht hoch genug! Auf der ſieben Fuß hohen Gartenmauer ſaß das Dingelchen mit ihrem Lehnſtühlchen, mit ihrem Kindertiſchchen und ihrem ganzen Puppentheeſervice darauf. An der Mauer ſtand ein alter, krummer Syringenbaum; daran hatte ſie das Alles hinaufgearbeitet und ſich ſelber auch; und nun ſaß ſie da, wie in 'ner Laube, mitten zwiſchen all' den Blüthen, die juſt damals aufgebrochen waren.“

— Die Mädchenknospe neckte ihre alte Freundin nicht mehr; nicht nur die kleinen Ohren, auch der geöffnete Mund und die dunklen Augen ſchienen die Geſchichte mitzuhören. —

„Ich war die Kindsmagd für das jüngere Schweſterchen, für die Frau Tante Elſabe,“ fuhr die Alte fort; „ich ſollt' wohl auch nach der Mama ſehen; doch wer konnt' allzeit den Wildfang hüten? Und das Stück Mauer war ganz unten in dem großen Garten, wo nicht alle Tage Einer hinkam. — Aber heute, juſt da das Spiel am ſchönſten war, mußten wir nun doch dahin kommen; der Herr Bürgermeiſter hatte noch ſeinen geblümten Schlafrock an und die Zipfelmütze auf dem Kopfe. Er war immer ein leutſeliger Herr geweſen. „Komm, Kathi,“ rief er; „nimm die kleine Elſabe auf den Arm; ich will Euch mein Ranunkelbeet da oben an der Mauer zeigen!“ — — Aber, was ſahen wir, Frölen, was ſahen wir!“ — Das Frölen nickte. — „Da ſaß das feine Dingelchen auf der halsbrechenden Mauer, wie die Princeß im Kinderdöndje, und die Blumen hingen um ſie herum; ſie rührte eben mit einem Löffelchen in der kleinen Taſſe, die ſie in der Hand hielt, und brachte ſie dann an den Mund, als wenn ſie wirklich tränke, und nickte ihrer großen Puppe zu, die auch, in einem Korbſtühlchen, ihr gegenüber an dem Tiſche ſaß. — Es ſchlug mir durch die Glieder; ich hätte bald das Tantchen Elſabe aus meinen Armen fallen laſſen, und dem Herrn Bürgermeiſter ſtiegen die Haare und die Zipfelmütze in die Höhe; da ſtand er in ſeinem ſchönen Schlafrock und wagte weder A noch B zu ſagen. — Doch nun war ſie uns gewahr geworden: „O Papa! — Papa und Kathi!“ ſagte ſie erſtaunt und drehte ganz zierlich das Hälschen zu uns hin. — Aber Papa winkte nur ſtumm mit ſeinen Händen. — „Was ſoll ich, lieber Papa? Soll ich zu dir hinunter kommen? — Gleich, gleich! Aber dann fang', Papa!“ — Und eh' wir's uns verſahen, warf ſie dem Herrn Bürgermeiſter alle ihre Puppentäßchen und Löffelchen zu, und er ſagte gar nichts, und ſuchte ſie nur, ſo gut er konnte, einzufangen. Und dann, als das Tiſchchen leer war, nahm ſie ihre Puppe in den Arm, ging wie ein Seiltänzer ein paar Schritte auf der runden Mauer hin, und — Herr Jeſus! ich und der Herr Bürgermeiſter und das Tantchen Elſabe ſchrieen Alle mit einander auf — da flog der kleine Unband mit der großen Puppe ſelbſt herab, und mitten in des Herrn Bürgermeiſters Ranunkelbeet hinein!“

Die Augen des jungen Mädchens glänzten. „Weißt du, Kathi,“ ſagte ſie, „Mama muß reizend geweſen ſein! Hätte ich ſie ſo nur einmal ſehen können! — Meine Mama iſt noch reizend, und jung, Kathi! Ich glaub', ſie könnt' noch heute von der Mauer ſpringen.“

Die Alte ſchüttelte den Kopf. „Was das Frölen für Gedanken hat! Aber freilich, dazumalen gab's Tag für Tag was Neues mit dem hübſchen Kindchen.“

Sie hatte eben zu weiterem Erzählen die Hände über's Knie gefaltet, als die Thür des Schuppens von einem Windſtoß aufgeriſſen wurde; ein vorbeifliegender Brachvogel ſtieß ſeinen weithin hallenden Schrei aus, vom Ufer herauf konnte man das Waſſer klatſchen hören.

Die leichte Geſtalt des Mädchens ſtand plötzlich hoch aufgerichtet vor der Alten. „O, du betrügeriſche Kathi!“ rief ſie und hob drohend ihre kleine Fauſt; „nun merk' ich's erſt, du wollteſt mich hier feſt erzählen, bis deine große Tombackuhr auf Eins marſchirrte und ich dann zu Mama nach Hauſe müßte! Aber dies Mal, Kathi!“ — — Noch einen anmuthigen Knix vor der Alten, und ſchon war ſie draußen und machte mit den kleinen Händen eine Schwimmbewegung in die Luft.

Die Alte war mit hinausgelaufen; aber ſie ſah ihr Spiel verloren. „Nur um's Himmels willen, Kind! Sie wollen doch heut' nicht aus dem Floß hinausſchwimmen?“

„Und warum nicht, Kathi? Du weißt ja, ich verſteh's! Und ich ſag' dir, es wird 'ne Luſt!“

„Der Fiſch und der Vogel,
Der Wind und die Wellen
Sind alle meine Spielgeſellen!“

Und ſingend ſchritt ſie über das grüne Vorland zum Ufer hinab, den ſchönen Kopf dem Winde zugewandt; über den nackten Füßchen flatterte das leichte Sommerkleid.

Kopfſchüttelnd ging die Alte in ihren Schuppen zurück. Strümpfe und Schühchen ihres Lieblings, die dieſe allerdings vor der Ruhebank hatte liegen laſſen, legte ſie fein beiſeit; dann goß ſie aus einem

Kruge Waſſer in einen kleinen Blechkeſſel und zündete die Spritmaſchine an. „Das Kind wird heute auch wohl eine Taſſe nehmen,“ ſagte ſie, indem ſie eins der braunen Kännchen von dem Regal herabnahm und den Inhalt des Kaffeedütchens in den darauf geſetzten Trichter leerte.

Aber es ließ ihr doch keine Ruhe; ihr war wie der Henne, die einen Waſſervogel ausgebrütet hat. Ein paar Mal hatte ſie ſchon den Kopf zur Thür hinausgeſtreckt; jetzt lief ſie vollends an den Strand hinab. Der Steg zum Badefloß war völlig überſchwemmt, ſo daß das ſchaukelnde Bretterhaus ohne alle Verbindung mit dem Lande ſchien. Weithin dehnte ſich die grüne, wogende Waſſerfläche; das jenſeitige Vorland war ſo weit überfluthet, daß ihre Augen nur noch undeutlich dort den grünen Uferſaum erkennen konnten. — „Frölen!“ rief ſie; „Frölen!“

Es kam keine Antwort, der Wind hatte vielleicht ihren Ruf verweht; aber ein Plätſchern ſcholl jetzt aus dem Floß herauf. Und zufrieden nickend trabte die Alte wieder in ihren Schuppen.

* * *

Drüben auf dem erſten Floß in dem gemeinſamen Ankleideraum hatten indeß die jungen Männer auch geplaudert. Der größere mit dem braunen Lockenkopf war ein junger Bildhauer und erſt vor einem Vierteljahre aus Italien und Griechenland in die norddeutſche Hauptſtadt, ſeinen Geburtsort, zurückgekehrt; vor einigen Tagen war er noch eine Strecke weiter nördlich, in dieſe Küſtenſtadt, gegangen, um endlich den Freund wieder zu ſehen, mit dem er während Beider Studienzeit im ſüdlichen Deutſchland im innigſten Verkehr gelebt hatte. Die Tage ihres jetzigen Beiſammenſeins hatten noch lange nicht gereicht, die Fülle der Erlebniſſe zu erſchöpfen, die es ſie Beide drängte einander mitzutheilen.

„Und du willſt wirklich ſchon heute Abend wieder fort und mich in meinem Actenſtaub allein laſſen, nachdem du dieſe Fülle der Geſichte vor mir heraufbeſchweren haſt?“

Halb lächelnd, halb ſinnend blickte der junge Künſtler auf den Freund. „Warum griffeſt du nicht ſelbſt zu Meißel oder Pinſel? Jetzt nimm es als dein Schickſal und trag' es, wie dein Stammbaum dich!“

„Aber das iſt kein Grund, mich heut' ſchon zu verlaſſen!“

„Ich muß, Ernſt! Ich habe meiner Mutter verſprochen, ſpäteſtens morgen wieder bei ihr zu ſein; und überdies -- du weißt ja, meine Brunhild beunruhigt mich.“ Er fuhr mit der Hand durch ſeine braunen Locken, und über den grauen, hellblickenden Augen faltete ſich ſeine Stirn wie in beginnender geiſtiger Arbeit.

„Brunhild!“ wiederholte der Andere, „ich begreiſe doch noch immer nicht, wie du gerade an die gerathen biſt!“

„Du meinſt: was iſt mir Hekuba? — Ich weiß es nicht; einmal, in einer Stunde, hatte ſie, wie ich glaubte, es mir angethan; aber — —“

„Aber,“ unterbrach ihn ſein Freund, „du wirſt einen Commentar in den Sockel deiner Statue einmeißeln müſſen! Warum in ſo entlegene Zeiten greifen? Als wenn nicht jede Gegenwart ihren eignen Reichthum hätte!“

„Warum? — Erneſte! Du ſprichſt ja faſt wie, ich weiß nicht, welcher große Kritikus über Immermann's Triſtan und Iſolde. Was geht den Künſtler die Zeit, ja was geht der Stoff ihn an? — Freilich, aus dem Himmel, der über uns Lebenden iſt, muß der zündende Blitz fallen; aber was er beleuchtet, das wird lebendig für den, der ſehen kann, und läge es verſteinert in dem tiefſten Grabe der Vergangenheit.

5.9.30.

Wie drüben die Augen des ſchönen Mädchens in ihrer kindlichen Liebe, ſo glänzten jetzt die Augen des jungen Künſtlers in Begeiſterung.

„Wir wollen heut' nicht ſtreiten," ſagte der Andere und blickte herzlich zu ihm auf; „aber — wann leuchtet dieſer Blitz?"

„Sei nur fromm und ehre die Götter! — Es gilt dann nur, das neu erwachte Leben in das Licht des Tages hinaufzuſchaffen, und ich dächte, auch du hätteſt mir es zugegeben, daß ein paar Mal ſchon meine Augen ſehend und meine Hände ſtark und keuſch genug geweſen ſind. — Aber das iſt es eben," fuhr er fort, während der Freund ihm ſeinen ſtolzen Glauben durch einen Händedruck beſtätigte, „ich fürchte, ich habe dieſes Mal nicht recht geſehen, oder — ich war zu kurz noch in der Heimath; die furchtbare Walkyre des Nordens verſchwindet mir noch immer vor dem heiteren Gedränge der antiken Götterwelt; ſelbſt aus dieſen grünen Wellen der Nordſee taucht mir das Bild der Leukothea empor, der rettenden Freundin des Odyſſeus. — Laß mich jetzt — ich tauge dir doch nicht mehr!“

Sie hatten während dieſes Geſpräches ihre Kleider abgeworfen und traten nun auf die offene Galerie hinaus, bereit, ſich in das Meer zu ſtürzen.

Man hätte wünſchen mögen, daß nicht eben der Künſtler der noch Schönere von ihnen geweſen wäre, oder lieber noch, daß außer ihnen noch ein anderes Künſtlerauge hätte zugegen ſein können, um ſich zu künftigen Werken an der Schönheit dieſer jugendlichen Geſtalten zu erſättigen.

Noch ſtanden ſie gefeſſelt von dem Anblick der bewegten Waſſerfläche, die ſich weithin vor ihnen ausdehnte. Raſtlos und unabläſſig rollten die Wellen über die Tiefe, wurden flüchtig vom Sonnenſtrahl durchleuchtet und verſchäumten dann, und andere rollten nach. Die Luft tönte von Sturmeshauch und Meeresrauſchen; zuweilen ſchrillte dazwiſchen noch der Schrei eines vorüberſchießenden Waſſervogels. Eine ſtarke Woge zerſchellte eben an dem Gerüſt, worauf die jungen Männer ſtanden, und überſprühte ſie mit ihrem Schaum.

„Holla, ſie werden ungeduldig!“ rief der junge Actenmann. „Komm jetzt, und wie Tritonen wollen wir durch den grünen Kryſtall hindurchſchießen!“

Aber ſein Freund, der Künſtler, blickte in die Ferne und ſchien ihn nicht zu hören.

15.9.80.

„Was haſt du, Franz?“

„Dort! Vom Frauenfloß her! Sieh doch!“ Und er wies mit ausgeſtrecktem Arm auf die ſchäumende Waſſerfläche hinaus.

Der Andere ſtieß einen Laut des Schreckens aus. „Ein Weib! — Ein Kind!“

„So ſcheint es; aber keine Okeanide!“

„Nein, nein; ſie kämpft vergebens mit den Wellen. Und das meerbeſänftigende Muſchelhorn hat leider ja nur der alte Vater Triton!“

Er machte Miene, ſich hinein zu ſtürzen, aber mit raſcher Hand hielt ihn ſein Freund zurück. „Du nicht, Ernſt! Du weißt, ich bin der beſſere Schwimmer, und Einer iſt genug. Lauf' zu der alten Badehexe dort am Schuppen und ſag' ihr, was zu ſagen iſt!“

Kaum war das letzte flüchtige Wort geſprochen, ſo ſpritzten auch ſchon die Waſſer hoch empor, und bald, auf Armeslänge von dem Floß, tauchte der braune Lockenkopf des Schwimmers auf. Mit den kräftigen Armen die Wellen theilend, flog er dahin; überall vor ſeinen Augen flirrte und ſprühte es; aber je nach ein paar Schlägen ſtieg er mit der Bruſt über die Fluth empor, und ſeine hellen Blicke flogen über die ſchäumenden Waſſer.

Noch fern von ihm ſpielten die Wellen mit ſchönen ſonnenblonden Haaren; zwei kleine Hände griffen noch mitunter durch den beweglichen Kryſtall, aber auch mit ihnen ſpielten ſchon die Wellen. Eine Seeſchwalbe tauchte dicht daneben in die Fluth, erhob ſich wieder und ſchoß, wie höhnend ihren rauhen Schrei ausſtoßend, ſeitwärts vor dem Wind über die Waſſerfläche dahin.

17.9.

* * *

Die alte Frau Kathi war vor ihrer brodelnden Kaffeemaſchine doch auch wieder von ihrer Unruhe befallen worden. Der Sturm rüttelte an den Brettern ihres Schuppens, dann und wann ſchlug von draußen aus der Luft ein verwehter Vogelſchrei herein;

es litt ſie nicht mehr auf ihrem Holzſtuhle. Sie war wieder hinausgegangen, ja ſie hatte ebenfalls ihr Schuhzeug abgethan, um zum Floß hinüber zu waten, und ſtand jetzt dort, mit ihrer harten Hand bald an dieſe, bald an jene Badezelle pochend. „Frölen, ach liebes Frölen, ſo antworten Sie mir doch!“

Aber es kam keine Antwort; nicht einmal ein Plätſchern ließ ſich drinnen hören; nur das Rauſchen und Klatſchen der Wellen zog eintönig, unabläſſig ihrem Ohr vorüber.

Als ſie rathlos nach dem Land zurückblickte, ſah ſie einen Mann auf ihren Schuppen zulaufen, und gleich darauf hörte ſie ihn rufen. — „Frau Kathi! Frau Kathi Wulff!“ rief er durch den Wind hindurch.

„Hier! Um Gottes willen, hier!“ — Und eilig watete die Alte über den ſchaukelnden Steg ans Land zurück. „O, mein Gott, Herr Baron, Sie ſind es! Ach, das Kind, das Kind!“

Er faßte ſie, ohne etwas zu ſagen, an den Armen, drehte ſie mit einem kräftigen Ruck herum und wies mit der Hand auf die offene Waſſerfläche hinaus.

„Iſt das der andere Herr? Sucht er das Kind?“

Der junge Mann nickte.

„Allbarmherziger Gott! Man ſoll nicht räſonniren! Ich räſonnirte, Herr Baron, als ich vorhin Sie Beide da auf dem Deich herauskommen ſah! Man ſoll nicht räſonniren; nein, niemals, niemals!“

Der Baron antwortete nicht; er ſah mit geſpannten Augen auf die Fluth hinaus. Ein paar Augenblicke noch — weit von draußen her ließ ſich der dumpfe Donner der offenen See vernehmen — und er packte wieder den Arm der Alten: „Jetzt, Frau Kathi, da ſeh'n Sie hin! Nun ſucht er ſie nicht mehr; er trägt ſie ſchon in ſeinen Armen.“

Die Alte ſtieß einen lauten Schrei aus.

Da tauchte die Geſtalt des Schwimmers mit der breiten Bruſt aus den ſchäumenden Wogen auf, und bald darauf ſah man ihn langſam, aber ſicher an dem abſchüſſigen Ufer emporſteigen. In ſeinen Armen, an ſeiner Bruſt ruhte ein junger Körper, gleich weit entfernt von der Fülle des Weibes, wie von der Hagerkeit des Kindes; ein Bild der Pſyche, wenn es jemals eins gegeben hatte. Aber der kleine Kopf war zurückgeſunken; leblos hing der eine Arm herab. — Aus der Mittagshöhe des Himmels fiel der volle Sonnenſchein auf die beiden ſchimmernden Geſtalten.

„Wie in den Tagen der Götter!“ murmelte der junge Mann, der athemlos dieſem Vorgange zugeſehen hatte. — „Aber jetzt, Frau Kathi, an den Strand hinab! Nehmen Sie das Kind in Empfang; ich laufe zur Stadt und bringe einen Arzt; er könnte nöthig ſein!“

Noch eine kurze, eindringliche Anweiſung über die zunächſt von der Alten vorzunehmenden Dinge, dann eilte er fort; nicht einmal den Namen des Mädchens hatte er erfahren.

Einige Minuten ſpäter lag drinnen im Schuppen die zarte Geſtalt in ihrer ganzen Hülfloſigkeit auf dem Ruhebette, bis zur Bruſt von dem rothen Umſchlagetuch der Alten zugedeckt. Zitternd, ihr lautes Schluchzen gewaltſam niederkämpfend, ſtand dieſe vor ihr; ſie hatte eben ein Leintuch genommen und ſchickte ſich an, mit dem jungen Körper Alles vorzunehmen, was ihr von dem einen, wie dann auch von dem anderen der beiden Männer eingeſchärft worden war. Nur noch einmal bückte ſie ſich, um ihrem Liebling ins Geſicht zu ſehen.

— „Kathi!“ —

Die jungen Lippen hatten es gerufen, und die jungen Augen blickten ſie voll und lebenskräftig an. „Kathi, ich bin ja nicht ertrunken!“

Die Alte ſtürzte vor ihr nieder und bedeckte unter hervorſtrömenden Thränen die Hände, die Bruſt, die Wangen des Kindes mit ihren Küſſen. „Ach, Frölen, Herzenskindchen, was haben Sie uns für Angſt gemacht! Wenn nun der liebe junge Herr nicht geweſen wäre! Und ich räſonnirte, ich alte Einfalt, als ich ihn auf dem Deich herauskommen ſah!“

Das Mädchen ſtreckte mit einer jähen Bewegung ihr die Hand entgegen. „Um Gottes willen, Kathi, ſchweig'! Ich will ſeinen Namen nicht wiſſen, nie!“

„Frölen, ich weiß ihn ja ſelber nicht; ich hab' den jungen Herrn ja nimmer noch geſehen; er muß wohl nicht von hier ſein.“

Die junge Geſtalt richtete ſich auf und ſtarrte düſter vor ſich hin, indem ſie den Kopf in ihre Hand ſtützte. „Kathi,“ ſagte ſie, „Kathi, — ich wollte, er wäre todt.“

„Kind, Kind!“ rief die Alte, „verſündige dich nicht! — Ach, Frölen, der gute junge Mann; er hat ja doch auch ſein Leben um Sie gewagt!“

M. 7.

„Sein Leben! Wirklich, ſein Leben? — Ach, ich habe nicht daran gedacht!“

„Nun, Frölen, hätten Sie nicht Beide da verſinken können?“

„Beide! Wir Beide!“ — — Und ſie ſchloß wie im Traum die Augen; aber dennoch ſah ſie ein ſchönes blaſſes Jünglingsantlitz, das in Angſt und Zärtlichkeit auf ſie hernieder blickte.

Die Alte hatte wieder das Tuch genommen und begann ihr das lange feuchte Haar zu trocknen; mitunter ſtrich ſie leiſe mit ihrer harten Hand über die weiße Stirn des Mädchens.

„Kathi,“ begann dieſe wieder, „nein, nicht er, aber ich! — O meine arme Mutter!“ Und dabei drängte ſich eine Thräne nach der anderen durch die geſchloſſenen Wimpern. „Kathi! Ich kann ihm nicht danken! Nie, niemals! O, wie unglücklich bin ich!“

„Nun,“ meinte Kathi begütigend, „Sie brauchen das ja auch nicht zu thun, Frölen; Mama wird das ja Alles ſchon beſorgen.“

„Mama!“ rief das Mädchen.

„Mein Gott, Frölen, hat Sie das erſchreckt?“

Aber das Kind ſaß da, die nackten Arme vor ſich hingeſtreckt, in ihrer hülfloſen Schönheit ſelbſt für die Augen des armen alten Weibes ein bezaubernder Anblick. „Mama!“ rief ſie abermals. „Ja, ja, Kathi, die würde es thun; und wenn ich ſie noch ſo viel bäte, ſie würde es dennoch thun. — Kathi, ſie darf es nie erfahren; verſprich es mir, ſchwöre es mir, Kathi!“ Sie hatte die Arme um den Hals der alten Frau gelegt, die neben ihr niedergekniet war.

„Ja, ja, Frölen, wenn Sie nur ruhig werden, ich will ſchweigen wie das Grab.“

„Nein, Kathi, ſchwöre es mir ordentlich! Sage: bei Gott! daß du ſchweigen willſt!“

„Nun, Frölen: bei Gott! — Es hätt's auch ohne dies gethan.“

„Ich danke dir, alte Kathi! Aber es war noch Einer da. — War es nicht?“

„Ja, Frölen, es war — —“

„Nein, nein, nicht ſeinen Namen, Kathi!“ Und ſie verſchloß den Mund der Alten mit ihrer kleinen kalten Hand. „Sage nur, hat er mich erkannt, kann er mich erkannt haben?“

„Ich glaube nicht, Frölen. Als Sie auf dem Deich gegangen kamen, war er mit dem Anderen drüben auf dem Floß. Nachher war es zu weit entfernt; auch iſt er gleich zur Stadt zurückgegangen.“

Das Mädchen nickte und legte ſich, wie um auszuruhen, auf das harte Kiſſen der Ruhebank zurück, die Hände hinten um den Kopf gefaltet.

Die Alte war aufgeſtanden. „Ich komme gleich zurück,“ ſagte ſie; „ich geh' nur, um dem anderen Herrn zu ſagen, daß das Frölen munter iſt, und daß wir keinen Doctor brauchen.“

„Aber vergiß nicht, Kathi!“

„Nicht doch, Frölen; ich hab' es ja geſchworen.“

— — Als die Alte nach einiger Zeit zurückkam, fand ſie ihren jungen Gaſt ſchon völlig angekleidet, eben damit beſchäftigt, ein weißes Schnupftuch ſich um den Kopf zu knoten. Aber die gute Alte ließ ſie ſo nicht fort; der Kaffee war ja noch heiß, und das Kind, da es ſo fror, ließ ſich eine Taſſe ſchon gefallen. „Und nun,“ ſagte die Alte, „wenn Frölen warten wollen, können wir gleich zuſammen gehen.“

Aber das Frölen wollte nicht auf dem graden Wege nach der Stadt zurück; das Frölen wollte den weiten Umweg durch den Koog machen. Die Alte meinte zwar: „Um Gottes willen, Kind, wenn Sie ſo bange ſind vor dem jungen Herrn, — er wird gleich von dem Floß herauskommen; wir warten nur ein Weilchen, dann iſt er lange vor uns ſchon zur Stadt!"

Aber das Frölen wollte doch nicht.

„Nun," ſagte die Alte, „ſo geh' ich mit Ihnen: bei mir zu Haus wartet Keiner, als mein Hinz, und der wartet auch nicht, der ſchläft unterm Kachelofen; — Sie können da nicht allein gehen, über all' die Stege und durch all' das Viehzeug hindurch."

Aber das Frölen wollte auch das nicht; ſie wollte eben ganz allein gehen. „Kathi, alte Kathi!" ſagte ſie und ſtreichelte mit ihrer kleinen Hand die runzeligen Wangen der alten Frau; „die Küh' und Ochſen thun mir nichts. Siehſt du, ich bin ja ganz in Weiß; kein Läppchen Roth an mir!" Und ſie ſchlug mit beiden Händen das luftige Sommerkleid zurück. „Da iſt ja feſtes Land; ich laufe raſch hindurch; dann ſchlüpf' ich hinten in unſeren Garten, und — ſiehſt du, Niemand hat mich geſehen, als du, alte Kathi; und du — du haſt geſchworen!"

Die Alte ſchüttelte den Kopf. Aber ſchon war ſie zur Thür hinaus, und wie ein ſcheuer Vogel flog ſie die Grasdecke des Deiches hinan und ebenſo an der Binnenſeite wieder hinunter. Einen Augenblick ſtand ſie ſtill, als ſei ſie hier geborgen; aber der alte Muthwille, der der Alten gegenüber noch eben auf ihrem Antlitz geſpielt hatte, war ganz verſchwunden. Als das ſinnende Köpfchen ſich von der Bruſt emporhob, blickten die großen Augen faſt mehr als ernſt über die grüne Marſchniederung, die ſich unabſehbar ihr zur Seite dehnte. Es war nicht viel zu ſehen dort; zwiſchen den blinkenden Waſſergräben, die auf eine Strecke hinaus ihrem Auge ſichtbar blieben, ragte nichts aus der ungeheuren Fläche, als die zerſtreut auf ihr weidenden Rinder und die niedrigen Heckpforten, welche von einer Fenne zu der anderen führten; ſie kannte das Alles, ſie hatte es oft geſehen. Und jetzt ging ſie, die Stadt im Rücken laſſend, auf dem ſchmalen Wege weiter, der zwiſchen den zu ihrer Rechten ſich hinziehenden Gräben und dem hohen Deiche entlang führte. Da der Wind aus Nordweſt kam, ſo war ſie demſelben hier noch mehr als an der Seeſeite des Deiches ausgeſetzt. Ein Mal wurde der Strohhut, den ſie auch jetzt in der Hand trug, ihr entriſſen und gegen den Deich geſchleudert; ein paar Mal mußte ſie ſtehen bleiben, um das flatternde Tuch ſich feſter unter das Kinn zu knüpfen. Dann blickte ſie ängſtlich hinter ſich zurück, aber kein Menſch war zu ſehen; nur ihr zu Häupten ſchoß mitunter ein Strandvogel von draußen in das Land hinein, oder ein Kibitz flog ſchreiend aus dem Kooge auf.

Und jetzt legte ſich ein dunkles Waſſer vor ihren Weg; vor Hunderten von Jahren hatte die Fluth den Deich durchbrochen und hier ſich eingewühlt. Aber der Deich, wie er gegenwärtig lag, war vor dem Rand der Wehle zurückgetreten; das Waſſer ſpritzte auf den Weg, als das Mädchen daran vorüber eilte; zwei graue Tauchenten, die inmitten der ſchwarzen Tiefe ſich auf den Wellen ſchaukeln ließen, verſchwanden lautlos unter der Oberfläche.

Hinter der Wehle machte der Deich gegen Weſten einen Bogen, und bald führte von hier aus ein ſchmaler grasbewachſener Weg zwiſchen Gräben in den Koog hinein. Als das Mädchen das Ende desſelben erreicht hatte, von wo aus es nur noch von Heck zu Heck über die Fennen zur Stadt hinauf ging, gewahrte ſie unten am Ausgang des Deiches die Geſtalt eines Mannes; fern, faſt nur wie einen Schatten.

Wie von einem jähen Schreck fuhr ſie zuſammen; ihr Fuß, der ſchon den Bretterſteg am Heck betreten hatte, zuckte zurück, während ihre Arme wie zum Halt ſich um den Heckpfahl ſchlangen. Gleich einem vom Sturm geworfenen Vogel hing ſie an dem morſchen Holze; ihre Lippen waren regungslos geöffnet, nur ihre dunklen Augen waren lebendig; ſie folgten wie gebannt dem fernen Schatten, wie er mehr und mehr auf dem Hintergrunde der Stadt verſchwand. Einen Laut, ſo leiſe wie das Springen einer Knospe, verwehte der Wind von den jungen Lippen in die leere Luft; dann ſchwang ſie ſich über den Steg und ging wie träumend weiter. Mitunter kamen die Rinder erhobenen Schweifes auf ſie zugerannt; aber ſie ſah es nicht, und die Thiere ſtanden und glotzten ſie mit ihren dummen Augen an, bis ſie vorüber war.

— Drüben auf dem Deiche ſtand, unbeachtet von den jungen Augen, noch eine andere Geſtalt und hob ſich wie eine rieſige Silhouette von dem hellen Mittagshimmel ab; es war eine weibliche, die nach oben zu in einem ungeheuren Hute abſchloß, wie ihn die Damenwelt vor etwa dreißig Jahren trug.

Dieſer Hut ſtand ſo lange am Himmel, bis drunten aus dem Kooge das weiße Kleid verſchwunden war.

* * *

Es war inzwiſchen Winter geworden. — Der erſte Streifen des December-Morgenrothes ſtand am Himmel und warf ſeinen Schein in die Dämmerung einer Künſtlerwerkſtatt. Abgüſſe antiker Bildwerke und einzelne Modelle von des Künſtlers eigener Hand ſtanden überall umher; an der einen Wand hingen Reliefſtücke eines Bacchuszuges, an der anderen von den inneren Frieſen des Parthenon; aber Alles warf noch tiefe Schatten, nur einem Flöte ſpielenden Faun waren von dem jungen Licht des Morgens die Wangen roſig angehaucht. In der Ecke rechts vom Eingange ragte, aus dunklem Thon geformt, die übermenſchliche Geſtalt einer nordiſchen Walkyre aus der dort noch herrſchenden Dämmerung hervor; aber nur der obere Theil mit dem einen Arm, den ſie dräuend in die Luft erhob, war vollendet; nach unten zu war noch die ungeſtalte Maſſe des Thons, als wäre die

Geſtalt aus rauhem Fels emporgewachſen. Es mochte die furchtbare Brunhilde ſelber ſein, die hier finſteren Auges auf die heiteren Griechenbilder herabſah.

— — Von draußen drehte ſich ein Schlüſſel in der Eingangsthür. Der Künſtler ſelbſt war es, der jetzt in ſeine Werkſtatt trat, ein ſchlanker, jugendlicher Mann mit grauen, hellblickenden Augen und dunklem Lockenkopf. Doch weder fremde, noch eigene Gebilde ſchienen heute ſeinen Blick zu reizen; achtlos ging er an ihnen vorüber und griff wie mit ſehnſüchtiger Haſt nach einem offenen Briefe, der auf der Scheibe eines Modellirbockes lag; dann warf er ſich in einen daneben ſtehenden Seſſel und begann zu leſen. Aber nur an einer beſtimmten Stelle des Briefes, die er geſtern ſchon mehr als einmal geleſen hatte, hafteten ſeine Augen.

„Du trau'ſt es mir wohl zu, Franz" — ſo las er heute wieder — „daß ich unſeren beſchworenen Vertrag gehalten habe. Weder einem profanen, noch einem heiligen Ohre habe ich deine That verrathen; gewiſſenhaft habe ich jede Begierde zur Nachforſchung über Perſon und Namen deiner Geretteten in mir ertödtet; ja ſelbſt, als eines Tages das Geheimniß mir ſo nahe ſchien, daß ich nur einen Gartenzaun aus einander zu biegen brauchte, bin ich, wenn auch zögernd, mit catoniſcher Strenge vorübergegangen. — Auch auf der anderen Seite iſt Alles ſtumm geblieben, und ſelbſt unſerer alten Badehexe muß durch irgend welche Zauberkraft der Mund wie mit ſieben Siegeln verſchloſſen ſein. — Und dennoch, ohne mein Zuthun beginnt der Schleier ſich vor mir zu heben.

Es giebt eine ſehr junge Dame in unſerer Stadt, kühn wie ein Knabe und zart wie ein Schmetterling. Obgleich ſie erſt mit den letzten Veilchen aus der Schulſtube ans Tageslicht gekommen iſt, ſo mag doch ſchon ſo mancher junge Geſell in ſchwüler Sommernacht davon geträumt haben, ſie Winters im geſchloſſenen Ballſaal an den Flügeln zu haſchen; und ich will ehrlich ſein — und zürne mir nicht — zu dieſen kühnen Träumern habe auch ich gehört. Die alte Bürgermeiſterin — mir iſt das zufällig zu Ohren gekommen — die eine Art von Götzendienſt mit dieſem Kinde treibt, hatte mit voraus berechnender Kunſt eine weiße Camelie für ſie gezogen, und das Glück war dies Mal günſtig geweſen, eben am Tage vor dem Balle war ſie aufgeblüht. — Aber weder die

Camelie, noch das blonde Götterkind ſelbſt erſchienen bei dem Feſte; keine ſilbernen Füßchen berührten den Boden, nur die Alltagsmenſchenkinder mit erhitzten Geſichtern flogen, keines Künſtlerauges würdig, durch einander.

Und ſo iſt es fortgegangen. Auch auf dem geſtrigen Balle blieb Alles dunkel; nichts als der gewöhnliche Erdenſtaub. — Nur in den vertrauteſten Kreiſen, zu denen ich leider nicht gehöre, ſoll ſie zu erblicken ſein; ja ſchon ſeit dem Nachſommer ſoll ſie das Haus und den Garten ihrer Mutter faſt nicht mehr verlaſſen haben; auf dem Deiche und am Strande iſt ſeit jenem Tage eine gewiſſe ſehr jugendliche kühne Schwimmerin nicht wieder geſehen worden.

Geredet wird viel darüber. Einige meinen, ſie ſei ſchon in der Wiege irgend einem in unbekannter Abweſenheit lebenden Vetter verlobt worden, der weder das Tanzen noch das Schwimmen leiden könne, und der nun plötzlich ſeine Rechte geltend mache; Andere ſagen einfach, ſie ſei — verliebt. Nur für mich liegt Alles in deutlicher Folge wie unter einem durchſichtigen Schleier.

Nein, nein; fürchte nicht, daß ich den Namen nenne! Ich kenne dich ja. Der grelle Tag ſoll die Dämmerung deiner Phantaſie mit keinem Strahl durchbrechen; deine leiblichen Augen ſollen ſie nie geſehen haben! So ſeid Ihr Beide ſicher, du in deinem Künſtlerthum und ſie in ihrer heiligen Jungfräulichkeit, die du mir übrigens — o räthſelhafter Widerſpruch des Menſchenherzens! — mit faſt eigennützigem Eifer zu behüten ſcheinſt."

— — Er las nicht weiter; er hatte den Brief aus der Hand fallen laſſen und ſtand jetzt, die Hände auf dem Rücken, vor dem düſteren Bilde ſeiner nordiſchen Walkyre. Aber ſie war ihm in dieſem Augenblicke nichts, als nur der Hintergrund, auf dem vor ſeinem inneren Auge ein anderes, lichtes Bild ſich abhob. Langſam wandte er ſich ab und trat ans Fenſter.

25 9.3

Das Haus lag in einer der Vorſtädte, welche die nordiſche Hauptſtadt umgürten, und gewährte noch den freien Ausblick über Hecken und Felder, bis zum fernen Rand des Himmels, der jetzt ganz von leuchtendem Morgenroth überfluthet war. Ein Schimmer des roſigen Lichtes lag auf dem Antlitze des jungen Künſtlers ſelbſt, der regungslos hinausſchaute, als ſähe er dort fern am Horizonte, was ſich in ſeinem Inneren leis emporDrängte und mehr und mehr Geſtalt gewann. — — „Arme Pſyche!“ ſprach er bei ſich ſelber; „armer gaukelnder Schmetterling! Von der blumigen Wieſe, die deine Heimath war, hatteſt du dich aufs fremde Meer hinausgewagt. — — — Nein, Franz!“ und es war, als ob er tiefer ins Morgenroth hineinſchaute — „betrüge dich nicht ſelbſt; du täuſcheſt es doch nicht mehr hinweg! — Pſyche, die knospende Mädchenroſe, das ſchlummernde Geheimniß aller Schönheit, ſie war es ſelbſt. — — Wie gierig die Wellen nach ihr leckten! Wie ſie mit den zarten Libellenflügeln ſpielten! — — War ich's denn wirklich, der auf dieſen Armen ſie emportrug?“

— Er war ins Zimmer zurückgetreten; unwillkürlich hatten ſeine Hände einen auf der Modellirſcheibe liegenden Klumpen weichen Thons ergriffen; dann bald auch eines der Modellirhölzchen, die dicht daneben lagen. —

„Wie erzählt nur Apulejus das anmuthige Märchen? — Pſyche, das arme leichtgläubige Königskind, hatte den neidiſchen Schweſtern ihr Ohr geliehen:

ein Ungeheuer ſei der Geliebte, der nur in purpurner Nacht bei ihr verweilen wolle. Nach dem Rathe der Argen, mit brennender Lampe und mit ſcharfem Stahl bewehrt, war ſie an das Lager des Schlafenden getreten und erkannte, bebend vor Entzücken, den ſchönſten aller Götter. Aber die Lampe ſchwankte in der kleinen Hand, ein Tropfen heißen Oels erweckte den Schlafenden, und zürnend entriß der Gott ſich ihren ſchwachen Armen und hob ſich in die Luft. Aus dem Wipfel einer Cypreſſe ſchalt er die thörichte Geliebte; dann breitete er aufs Neue die Schwingen aus und flog zu unſichtbaren Höhen. — — — O ſüße Pſyche! Als im leeren Luftraum dein Auge ihn verlor, da hörteſt du die Wellen des nahen Stromes rauſchen; da ſprangſt du auf und ſtürzteſt dich hinein; dein zartes Leben ſollte untergehen in den kalten Waſſern!

Doch der Gott des Stromes, fürchtend den mächtigeren Gott, der ſelbſt das Meer erglühen macht, trug dich auf ſeinen Armen ſanft empor und legte dich auf die blühenden Kräuter ſeines Ufers. — — Nahmen nicht oft die Götter die Geſtalt der Menſchen an?— Vielleicht nahm er die meine, und mir träumte nur, ich ſei es ſelbſt geweſen. O, ſüße Pſyche, ich hätte dich an keinen Gott zurückgegeben!“

Nur in ſeinem Innern, unhörbar hatte er alle dieſe Worte geſprochen. — Draußen am Himmel war das Morgenroth verſchwunden, und dem ſchönen Aufgang war ein grauer Tag gefolgt. Der Flöte ſpielende Faun, wie alles Andere, ſtand jetzt im kalten Schein des Winterhimmels; nur auf dem Antlitz des Künſtlers ſelber ſchien noch ein Abglanz des jungen Lichts zurückgeblieben. Aber aus dem bunten Scenenwechſel, der vor ſeinem inneren Auge vorbeigezogen war, ſah ihn ſtumm und rührend, wie um Geſtaltung flehend, das eine Bild nur an. — Und ſeine Hände hatten nicht geraſtet; ſchon war aus dem ungeſtalten Thonklumpen ein zarter Mädchenkopf erkennbar, ſchon ſah man die geſchloſſenen Augen und die Wölbung des kleinen, leicht geöffneten Mundes.

Die Mittagshelle des Wintertages war heraufgezogen; da klopfte es von draußen mit leiſem Finger an die Thür. — Er merkte es nicht; Ohr und Auge waren verſunken in die eigene Schöpfung, die er aus dem Chaos an das Licht emportrug. — Da klopfte es noch einmal; dann aber wurde die Thür geöffnet.

Eine alte Frau war eingetreten. „Aber Franz, willſt du denn gar kein Frühſtück?“

„Mutter, du!“ — Er war aufgeſprungen und hatte haſtig ein neben ihm liegendes Tuch über das junge Werk geworfen.

„Soll ich's nicht ſehen, Franz? Haſt du ein neues Werk begonnen? Du biſt ja ſonſt nicht ſo geheimnißvoll.“

„Ja, Mutter, und dies Mal fühl' ich's, iſt's das rechte. — Aber deshalb — noch nicht ſehen! Auch du nicht, meine liebe alte Mutter!“

Der Sohn hatte den Arm um ſie gelegt. So führte er ſie aus ſeiner Werkſtatt, während ſie zärtlich nickend zu ihm aufblickte, und bald traten die Beiden in das freundliche Wohnzimmer, wo ſeit lange der Frühſtückstiſch für ihn bereit ſtand.

* * *

Es war Winter geweſen und Frühling geworden; aber auch der und der halbe Sommer waren ſchon dahin gegangen; die Linden in der breiten Straße der Hauptſtadt ſtanden beſtaubt, mit faſt verdorrten Blättern. Statt der Natur, die hier ſo früh ſchon ihre Herrlichkeit zurücknahm, hatte die Kunſt ihre Schätze ausgebreitet. Es war das Jahr der Kunſtausſtellung; die Thore des Akademiegebäudes hatten ſchon ſeit einigen Wochen dem Publicum offen geſtanden.

Unter den Werken der Bildhauerkunſt war es beſonders eine in halber Lebensgröße ausgeführte Marmorgruppe, welche die Theilnahme von Alt und Jung in Anſpruch nahm. Ein junger ſchilfbekränzter Stromgott, an abſchüſſigem Ufer emporſteigend, hielt eine entzückende Mädchengeſtalt auf ſeinen Armen. Trotz des zurückgeſunkenen Hauptes und der geſchloſſenen Augenlider der letzteren ſah man faſt wie lauſchend die Menſchen an das Bild herantreten, als ob ſie in jedem Augenblick den erſten neu erwachten Athemzug in der jungen Bruſt erwarten müßten. — „Die Rettung der Pſyche“ war das Werk im Katalog bezeichnet.

Der Name des noch jungen Künſtlers ging von Mund zu Mund; fortwährend war ſein Werk von einer Menge von Bewunderern umdrängt; die Neugierigen, wo ſie ihn erwiſchen konnten, plagten ihn auch wohl mit Fragen. „Nicht wahr, Verehrteſter,“

meinte ein alter Kunſtmäcen, der vor dem Ausſtellungsgebäude ſeinen Arm erhaſcht hatte und ihn nun innig feſthielt, „das iſt noch ein Motiv aus Ihrem römiſchen Aufenthalt? Wo haben Sie nur das allerliebſte Köpfchen aufgefiſcht?“

Auf die erſte Frage blieb der Künſtler die Antwort ſchuldig; auf die zweite gab er bereitwillig Auskunft. „Ich liebe es, im Winter über Land zu ſchweifen; da ſah ich eines Tages den Vorhang des Olympos wehen und war ſo glücklich, einen Blick hinein zu thun.“

Der Alte ſah ihn ſchelmiſch an. „Sie wollen mir ausweichen. Nun — es muß ein langer Blick geweſen ſein!“

Der junge Künſter ſchüttelte den Kopf.

„Aber, Verehrteſter, Sie ſchauen ja plötzlich ganz melancholiſch drein!“

„Ich? Nun, vielleicht, — Sie wiſſen wohl, man ſchaut nicht ungeſtraft ein Götterantlitz.“

„Ja, ja, Sie haben Recht!“ Und der Alte ließ ſein Opfer für dieſes Mal entwiſchen.

Wie es zu geſchehen pflegt, nachdem die Bewunderung ſich ſatt geſprochen, kam auch der Tadel dann zu Worte. Man fand das Ganze zu wenig ſtylvoll, das Herabhängen des einen Armes der Pſyche insbeſondere zu naturaliſtiſch.

„Aber, Ihr Männer, könnt Ihr denn gar nicht ſehen?“ rief eine muntere, hellblickende Dame, die im Angeſichte des Kunſtwerks eben mit ſolchen Bemerkungen unterhalten wurde; „dieſer ſchöne Arm iſt eine Reminiscenz! Glauben Sie mir, das hat ſeine lebendige Geſchichte, das Bilderwerk iſt ein Denkmal; vielleicht — —“

„Auf dem Grabe einer Liebe?“

„Vielleicht! Wer weiß!“

„O, gnädige Frau, Sie wiſſen mehr; verrathen Sie es nur!“

„Ich weiß nichts, und wenn ich wüßte, ſo etwas wird von keiner Frau verrathen.“

„Aber da wären wir ja mit aller Kritik am Ende!“

„Ich dächte, ja!“

Noch andere Ohren hatten dies Geſpräch gehört. Ein junger Maler, ein Freund des Künſtlers, trat bald danach in deſſen Werkſtätte und erſtattete getreulichen Bericht.

Der Bildhauer hatte auffallend ſchweigſam zugedert. Er lehnte mit dem Rücken gegen das Fenſter, die Arme in einander geſchränkt, gleich einem Mann, der ſeine Arbeit für gethan hält. In der Ecke am Eingange ſtand, noch immer unvollendet, die dräuende Walkyre, neben dem Bacchuszuge blies der Faun noch ſeine Flöte; die Morgenſonne leuchtete hell herein, aber Spuren eines neuen Werkes waren nicht zu ſehen.

„Willſt du noch weiter hören, Franz?“ fragte der Maler. „Es giebt des Unſinns noch einen ganzen Haufen mehr.“

Der Andere bewegte leicht den Kopf.

„Nun alſo, zunächſt! — Warum iſt dein bekränzter Stromgott, gleich der Pſyche, ſo entzückend jung? Die Wirkung durch den Gegenſatz wäre ja doch unendlich packender und das Gefühl des decenten lieben Publicums zugleich ſo ſchön geſichert geweſen, wenn du ſtatt dieſer gefährlichen Jugend einen alten Stromian genommen hätteſt, ſo einen mit ellenlangem Schilfbart, in dem ein Dutzend Krebſe und Garnelen auf- und abgeklettert wären! — Du ſiehſt nun, Franz, du biſt ein höchſt kurzſichtiger und einfältiger Patron geweſen!“

Der Bildhauer antwortete auch jetzt nicht; aber er war leiſe in ſich zuſammengezuckt. An einen alten Stromgott hatte er weder bei der Entſtehung, noch bei der dann raſch erfolgten Ausführung ſeines Werkes gedacht; die jugendliche Geſtalt deſſelben war ihm der gegebene Stoff geweſen.

„Und nun,“ fuhr der Maler fort, „nun kommt der letzte Trumpf; der junge Stromgott ſollſt du ſelber ſein! — — Nein, nicht du ſelber gerade; aber die Aehnlichkeit will man unverkennbar finden!“

„Was ſagſt du? Die Aehnlichkeit mit mir?“ Die ſtumme Geſtalt am Fenſter war plötzlich lebendig geworden. Unruhig begann er in ſeiner Werkſtatt auf- und abzugehen; er beſtritt es heftig, ja er ſuchte es Zug für Zug zu widerlegen.

Der Maler ſah ihn fragend an. „Du ſcheinſt dir das ſehr zu Herzen zu nehmen.“

Der Andere verſtummte wieder.

Als gleich darauf das Dienſtmädchen mit einer Beſtellung hereinkam, fragte er ſie haſtig: „Sind keine Briefe für mich da?“

Aber der Poſtbote war noch nicht vorbeigekommen.

Der Maler, da nicht wie ſonſt ein Geſpräch zwiſchen ihnen in Fluß kommen wollte, hatte ſich bald entfernt. Der Zurückbleibende war ans Fenſter getreten und blickte durch die Lücken der Bäume in das Feld hinaus. Es ſtand jetzt kein Wintermorgenroth am Horizont; der Himmel war eintönig weiß von der Mittagsſonne des Nachſommers.

In ſeinen Gedanken wiederholte ſich ein Geſpräch, das er in den letzten Tagen mit ſeiner Mutter gehabt hatte. „Du ſollteſt ein wenig reiſen, Franz,“ hatte ſie geſagt; „du biſt ermüdet von der angeſtrengten Arbeit.“ — — „Ja, ja, Mutter,“ hatte er erwiedert, „es mag ſein.“ — — „Und daß du nach deiner Art mir jetzt nicht gleich was Neues anfängſt!“ — — „Meinſt du! Aber mir iſt im Gegentheil, es wäre das vielleicht das Beſte.“ — — Faſt ein wenig unwillig war die Mutter geworden. „Was red'ſt du denn, Franz! Du widerſprichſt dir ſelbſt.“ — — „Sorge nicht, Mutter! ich kann nicht Neues machen.“ — Es war ein ſo ſeltſamer Ton geweſen, womit er das geſprochen; die kleine Frau hatte ſich an ſeinen Arm gehangen: „Aber mein Sohn, du ſuchſt mir etwas zu verbergen!“ — — Und liebevoll ſich zu ihr niederbeugend, hatte er erwiedert: „Für wen, als für dich, Mutter, habe ich zuerſt das Tuch von meiner Pſyche aufgehoben? Laß es auch hier noch eine kurze Zeit bedeckt, ſo lang' nur, bis ich weiß, ob es Geſtalt gewinnen kann. Wenn nicht" — — Er hatte den Satz nicht ausgeſprochen; aber die beiden Arme der Mutter hatten den großen Mann umfangen. „Vergiß es nicht, daß du noch immer unter meinem Herzen liegſt!" — Ein paar Thränen hatte ſie ſich abgetrocknet; dann aber hatten ihre Augen ganz muthig zu ihm aufgeblickt. „Aber du mußt dennoch reiſen, Franz! Dein Freund da unten an der Nordſee, der paßt für dich und hat ein heiteres Gemüth; er hat dich ja ſchon wieder dringend eingeladen."

Unbewußt hatte die Mutter ein erſchütterndes Wort geſprochen; der Sohn hatte ihr nicht geantwortet, er hatte es vor plötzlichem gewaltigen Herzklopfen nicht gekonnt; aber noch am ſelben Abend war ein Brief nach der Küſtenſtadt der Nordſee abgegangen.

Die Antwort darauf konnte er heute ſchon erwarten. Und jetzt wurde wieder die Thür geöffnet. Da war der Brief. — „Von Ernſt!" Aus beklommener Bruſt hatte er es herausgeſtoßen; die Hülle flog zu Boden, und ſeine Augen verſchlangen die vertraute Schrift des Freundes.

„Ich wußte wohl“ — ſo ſchrieb der junge Actenmann — „ich wußte wohl, daß du mir kommen würdeſt. — Seitdem dein Marmorbild die Stille deiner Werkſtatt verlaſſen hat und aller Welt zur Schau ſteht, iſt es nicht mehr ſie; es iſt, wie Anderes, nur noch eine Schöpfung deiner Kunſt. Nun ſtreckſt du nach der Lebendigen deine Arme aus; der Verlauf iſt ſo natürlich, daß jeder Arzt ihn dir vorausgeſagt hätte.

Ob du unerkannt ihr würdeſt nahen können, ob die Gewalt der Wellen — oder welche andere? — ihr damals tief genug die hellen Augen geſchloſſen hat, — wer möchte das entſcheiden! Glaub' es immerhin! Ich rufe dir deinen eigenen Wahlſpruch zu: Sei nur fromm und ehre die Götter.

Dein Zimmer und Freundeshände ſind für dich bereit. Aber, Franz — und jetzt höre mich ruhig an! — Du weißt es wohl noch, denn du haſt ja auch deinen Ovid geleſen — irgendwo in der Welt, an der dreifachen Scheide von Erde, Luft und Waſſer ſteht auf einſamem Gipfel das eherne Haus der Fama; unzählbare Eingänge hat es, die tags und nächtens offen ſtehen; keine Ruh' iſt drinnen, in keinem Winkel ein Schweigen; wie ein Schwarm unſichtbarer Schlänglein läuft an den Decken der Säle das Gemurmel; ewig dröhnt es vom Geräuſch aus- und einziehender Stimmen; kein noch ſo leiſes Flüſtern, kein Seufzer einer Menſchenbruſt, und wenn aus tauſend Meilen weiter Ferne, deſſen letzter Hall hier nicht aufgefangen würde, den hier die tönenden Wände nicht hin- und wiederwerfen und verdoppelt und verzehnfacht an das gierige Ohr der Welt hinausſenden.

Von dort muß es gekommen ſein; denn die alte Bade-Kathi ſieht mir nicht aus wie eine Schwätzerin. Aber ſie wiſſen es, wiſſen es wirklich; ſie reden davon, Alle und überall; nur deinen Namen — vielleicht hat das Wellenrauſchen ihn derzeit übertönt — ſcheint das eherne Haus nicht mit hinabgeſandt zu haben. Ich habe meine gerechte Schadenfreude, wie ſie mit den Naſen in der Luft forſchen, wie vor Gier ihre Ohren in den Urzuſtand zurückkehren und wieder beweglich werden und dennoch nichts erhaſchen.

Aber hundert täppiſche und tückiſche Hände griffen nach deinem ſchönen Schmetterling, um ihm den Schmelz von ſeinen Flügeln abzuſtreifen.

Da hat er ſich denn einfach aufgeſchwungen und iſt davon geflogen; wohin, das hat auch mir die Fama bis jetzt noch nicht verrathen wollen."

— — Schon längere Zeit hatte die Mutter vor dem Leſenden geſtanden und ihm in das erregte Angeſicht geblickt. Jetzt wandte er ihr langſam ſeine Augen zu.

„Ich werde meine Pſyche von der Ausſtellung zurückziehen," ſagte er düſter, „und dann, Mutter, reiſe ich; aber nicht nach der nordiſchen Küſtenſtadt."

* * *

Der andere Tag war angebrochen.

So viel ſtand feſt, er wollte fort; er hatte das Bedürfniß, ganz mit ſich allein zu ſein; kein Sohn einer Mutter, kein Freund eines Freundes. Er dachte an den Spreewald mit ſeinem Netz von hundert ſtillen Waſſerarmen, in deſſen Schatten er ſich einmal mit ſeinem Freunde, dem Maler, einen ſchönen Sommermonat lang verloren hatte. Auf einſamem Nachen unter überhängenden Erlen hinzufahren, zwiſchen flüſterndem Schilfrohr oder durch die breiten ſchwimmenden Blätter der Waſſerlilie — wie erquickende Kühle wehte es ihn an. Er ging raſcher unter den beſtaubten Linden der Hauptſtadt dahin; er konnte morgen, ja ſchon heute abreiſen. Nur noch einmal wollte er ſeine Pſyche ſehen und dann einem dienſteifrigen Freunde alles Uebrige wegen Zurücknahme des Werkes übertragen.

Die Sonne ſtand noch ſchräg am Himmel. Die Säle des Akademiegebäudes waren zwar ſchon offen, aber die herkömmliche Stunde des Beſuches war noch nicht gekommen. Nur in dem oberen Stockwerke, in welchem die Gemälde-Ausſtellung ihren Platz hatte, ſtanden einzelne Fremde hie und da vor einem Bilde; in den unteren Räumen, wo ſich die Werke der Bildhauerkunſt befanden, ſchien noch Alles leer. Da ſie gegen Weſten lagen, auch ein paar Kaſtanienbäume unweit der Fenſter ihre laubreichen Zweige ausbreiteten, ſo entbehrten ſie noch des helleren Lichtes; es war noch etwas von der unberührten Morgenfrühe in dieſen hohen Sälen, und die Marmorbilder ſtanden da in einſamer Schönheit und wie in feierlichem Schweigen.

Und doch, auch hier mußte ſchon ein Beſucher ſich eingefunden haben; denn ein leiſer, taſtender Schritt war eben in dem letzten der drei Säle verſchollen, als der junge Bildhauer die Thür des Eingangsſaales hinter ſich geſchloſſen hatte. Auch er trat, wenn gleich ſicher wie im eigenen Hauſe, ſo doch faſt behutſam auf, als ſcheue er ſich, den Widerhall zu wecken, der nur leicht in dieſen Räumen ſchlief.

Im mittleren Saale blieb er vor einer Venus ſtehen, die aus einer eben geöffneten Muſchel zum erſten Mal in die Welt des Sonnenlichts hinauszublicken ſchien. Aber ſeine Augen lagen nur wie abweſend auf der üppigen Geſtalt, die hier von ſinnentrunkener Künſtlerhand geſchaffen war; er hätte wohl ſelber nicht zu ſagen gewußt, weshalb er vor dieſem ihm ſo fremden Bild verweilte. Sein eigenes Werk befand ſich nebenan im letzten Saale; er war ja nur gekommen, um einmal noch zu prüfen, wie viel von ſeinem Geheimniß es ihm unbewußt verrathen haben könne, vielleicht auch — um in dem Marmorbild noch einen Abſchied von der Lebenden zu nehmen. War es ihm doch plötzlich, als ſei es in der lautloſen Stille dieſer Hallen noch einmal wieder ſein geworden, ja faſt, als müſſe er durch die offene Flügelthür das Athmen des ſchönen Steins vernehmen.

Da — es war keine Täuſchung — ſchlug von dort ein leiſer Klagelaut ihm an das Ohr; nur einmal, aber im freien Walde von einer verwundeten Hindin, meinte er ſolchen Ton gehört zu haben.

Raſch war er auf die Schwelle getreten; aber er kam nicht weiter. Dort an einer der großen Porphyrſäulen, welche hier die Decken der Säle tragen, lehnte ein Mädchen, noch immer eine Mädchenknospe, wie in ſich zuſammenbrechend, und ſtarrte mit aufgeriſſenen Augen ſeine Marmorgruppe an; ein kleiner Sonnenſchirm, ein Sommerhut lagen am Boden neben ihr.

Nun wandte ſie den Kopf, und ihre Augen trafen ſich. Es war nur wie ein Blitz, der blendend zwiſchen ihnen aufgeleuchtet: aber das ſchöne, ihm zugewandte Mädchenantlitz war von einem Ausdruck des Entſetzens wie verſteinert. Den ſchlanken Körper wie zur Flucht gebogen, und doch mit niederhängenden Armen, ſtand ſie da; nur ihre Augen irrten jetzt umher, als ob ſie einen Ausgang ſuchten.

Vergebens! Dort auf der Schwelle, die allein zur Freiheit führte, ſtand der ſchöne furchtbare Mann, dem — ſeit wie lange ſchon! — ſelbſt ihre Gedanken zu entfliehen ſtrebten; zwar, wie ſie ſelbſt, noch immer unbeweglich; aber ſeine Arme waren nach ihr ausgeſtreckt.

Noch einmal wagte ſie, ihn anzublicken; dann, wie ein rathloſes Kind, vergrub ſie das Geſicht in ihren Händen; all' ihre Kühnheit hatte ſie verlaſſen.

— — Und nur einen Augenblick noch ſchwankte das Zünglein der Wage zwiſchen Tod und Leben; aber dann nicht länger.

„Pſyche! Süße, holde Pſyche!" — Seine Lippen ſtammelten; und an beiden Händen hielt er ſie gefangen.

Sie bog den Kopf zurück, und wie zwei Sterne ſah er ihre Augen untergehen. Er ließ ſie nicht; in trunkenem Jubel hob er ſie auf ſeine Arme; er bog den Mund zu ihrem kleinen Ohre nieder, und leiſe, aber mit einer Stimme, die vor Entzücken bebte, ſprach er, was er einſt nur fern von ihr gedacht: „Nun laſſ' ich dich nicht mehr; ich gebe dich an keinen Gott heraus!"

Da regte auch der ſchöne Mund des Mädchens ſich. „Sage: nie!“ kam es wie ein Hauch zu ihm herauf; „ſonſt muß ich heute noch vor Scham erblinden!“

„Nie!“ rief er laut; und wie Donner des Weltgeſchickes hallte es von den Wänden des hohen Saales ihm zurück. „Nie, ſo lang' ich hier im Lichte wandle!“

„Nein; ſage: nie in alle Ewigkeit!“

„Nie in alle Ewigkeit! — Auch drunten, unter den flüſternden Schatten will ich bei dir ſein!“

Seine Augen ruhten auf dem ſüßen Antlitz, das ſie noch immer mit geſchloſſenen Lidern ihm entgegen hielt. Nun aber ſchlug ſie leiſe die Wimpern auf; erſt noch ein wenig zögernd, dann immer vertrauender blickte ſie ihn an, und immer ſonniger wurde der Ausdruck ihres lieblichen Geſichtes.

Wie lange er ſie ſo an ſeiner Bruſt gehalten? — Wer könnte es ſagen! — Ein Vogel, der von draußen aus den Kaſtanienbäumen gegen die Fenſterſcheiben flog, brachte den erſten Laut der Außenwelt zu ihren Ohren.

Da ließ er ſie ſanft zu Boden gleiten; nur mit einem Arm noch hielt er die leichte Geſtalt umfangen.

„Aber du!“ ſagte er — und es war, als wenn er plötzlich mit Erſtaunen ſie betrachte — „du ſchöne Lebendige, wie biſt du nur hierher gerathen? Oder verſteht vielleicht das Glück ſich ganz von ſelbſt?“

Sie wies mit ſcheuem Finger auf die Marmorgruppe und barg zugleich den Kopf an ſeiner Bruſt. „Das da,“ ſagte ſie. „Sie ſprachen davon, daß es das Lieblichſte von Allem ſei.“ — Und kaum hörbar, ſo daß er ſich tief zu ihrem Munde neigte, ſetzte ſie hinzu: „Ich mußte es allein ſehen, eh' die Anderen mit mir kamen. Mich trieb eine Angſt — — nein, frag' mich nicht! ich weiß nicht was! Aber hier hab' ich mich ſehr gefürchtet.“

„Welche Anderen?“ fragte er.

„Die mit mir hier ſind: mein Oheim und meine Mutter. Ich war mit ihnen oben in den Gemäldeſälen; ganz heimlich bin ich ihnen fortgelaufen.“

Dann plötzlich ſchoß es wie ein Blitz des alten Uebermuthes über das ein wenig blaſſe Antlitz. „Aber,“ rief ſie, „wie heißt du denn? Mein Gott, ich weiß nicht einmal deinen Namen!“

„Ja, rath' einmal!“

Sie ſchüttelte das Köpfchen, daß die blonden

Haare ihr in die Stirn fielen. „Nein, rathe du zuerſt!"

„Ich? Was ſoll ich rathen?"

„Was du rathen ſollſt? Als ob ich keinen Namen hätte!"

„Aber den kenne ich ja längſt!" Er ſtrich das ſeidene Haar ihr von der Stirn. „Sieh nur hin! Das biſt du ja! Und glaub' es nur, ich habe jeden Tag zu dir geſprochen in all' der langen, langen Zeit."

Von dunklem Purpur übergoſſen, ſchlang ſie die Hände um ſeinen Hals und ließ ihn tief in ihre Augen blicken. „O welch' ein Glück, daß du der Künſtler biſt!"

Mit beiden Armen umfaßte er die Geliebte und küßte zum erſten Male den jungfräulichen Mund. — Dann aber flüſterten ſie ſich ihre Namen zu, ganz leiſe, als ſeien es Geheimniſſe, die ſelbſt die ſteinernen Geſtalten um ſie her nicht wiſſen dürften; und als ſie ſeinen Namen hörte, rief ſie: „O wie ſchön! Du konnteſt gar nicht anders heißen!" Er aber blickte ganz träumeriſch auf ſie nieder; er konnte es nicht verſtehen, daß ſie „Maria" heiße.

Sie lachte, als er ihr das ſagte, und flüſterte ihm zu: „Die alte Bürgermeiſterin ſagt es auch, ich ſei verkehrt getauft.“

„Getauft!“ wiederholte er faſt ſtaunend. „Wie ſeltſam doch, daß du getauft biſt!“

Einen Augenblick ſah ſie ihn fragend an; dann wie zwei glückliche Kinder lachten Beide mit einander.

Aber ſie waren hier nicht mehr allein. Vom Eingange her nahten ſich Schritte, und im mittleren Saale wurde eine noch immer ſchöne Frau am Arme eines älteren Mannes ſichtbar.

„Dein Töchterchen,“ ſagte dieſer, nicht ohne einen Ausdruck von Beſorgniß, „ſcheint doch nicht hier zu ſein.“

Die Frau an ſeinem Arme lächelte. „Du mußt dich ſchon daran gewöhnen, daß ſie ihre eigenen Wege geht; ſie wird wohl oben noch von irgend einem Bild gefangen ſein. Aber die gerettete Pſyche, wo iſt denn die?“

Sie erhielt keine Antwort; denn in demſelben Augenblicke hing auch das Kind an ihrem Halſe. „Hier iſt ſie, Mutter; deine Tochter iſt es! O ſeid Beide gut und freundlich!“ Die jungen Augen glänzten; über die geöffneten Lippen ging ſchwer der Athem aus und ein.

„Mein Kind, mein liebes Kind!“

Die Mutter wollte ſie beruhigen; aber ſchon hatte ſie in freudiger Haſt deren beide Hände ergriffen und zog ſie über die Schwelle in den letzten Saal, wo der Geliebte in ſtummer Erwartung neben ſeinem Werke ſtand.

* * *

Daheim in der Werkſtatt des Künſtlers ging derweile zwiſchen den Statuen und Modellen eine kleine, alte Frau umher. Sie ſchien ſo recht nicht etwas vorzuhaben, trotz des Staubtuches in ihrer Hand, mit dem ſie hie und da an den umherſtehenden Dingen ſich zu thun machte. Endlich hatte ſie ſich in den Seſſel neben der Modellirſcheibe niedergelaſſen, ein ſtiller Seufzer ging über ihre Lippen, ein Seufzer, daß doch die großen Kinder, ja, auch die allerbeſten, ſich von dem Mutterherzen löſten. Sinnend blickte ſie auf die leere Stelle, die noch vor Kurzem das letzte Werk ihres Sohnes eingenommen hatte.

Da wurden Schritte und Stimmen auf dem

Hausflur laut, und noch bevor ſie aus ihren ſchweren Gedanken ſich emporgearbeitet hatte, waren durch die geöffnete Thür zwei Paare zu ihr eingetreten. Das ältere war ihr gänzlich unbekannt, aber hinter dieſem, der junge Mann, an deſſen Arm das ſchöne Mädchen hing — ſo konnten ihre alten Augen ſie nicht trügen — das war denn doch ihr Sohn!

Voll Verwirrung war ſie aufgeſtanden: aber ſchon hatten die jungen ſchönen Menſchen ſich ihr genähert und ihre Hand gefaßt. „Mutter,“ ſagte der Sohn, „hier haſt du mein Geheimniß! Dies Kind behauptet zwar, daß ſie Maria heiße; aber du ſiehſt ja wohl, daß es die Pſyche iſt, die lebendige, meine Pſyche, durch die nun ich und meine Werke leben werden!“ Und ſich freudig aufrichtend und drüben ſeinem unvollendeten Werke zunickend, ſetzte er hinzu: „Auch dich, Walkyre, wird ſie aus deinem Bann erlöſen!“

Die alte Frau aber hielt jetzt die Pſyche an ihren beiden kleinen Händen; ſie betrachtete ſie aufmerkſam, ja faſt mit Staunen; aber immer inniger wurde dieſer Blick, bis dann das ganz erſchütterte Kind in ihren mütterlichen Armen lag.

Der junge Künſtler ſtand, wie träumend das Haupt geneigt; ihm war, als höre er in weiter Ferne das Wellenrauſchen der Nordſee. Und auch die Geliebte ſchien er mit ſich dahin gezogen zu haben; denn aus ihren Thränen wandte ſie plötzlich den Kopf zu ihm empor und ſagte: „Aber du, die alte Bade-Kathi muß doch mit zu unſerer Hochzeit!“

Da löſte ſich die Stille in ein heiteres Lachen des Glückes; ganz vernehmlich blies der Faun auf ſeiner Flöte, und am Himmel draußen ſtand in vollem Glanz die Sonne, noch immer die Sonne Homer's, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menſchenſchickſal.

Am anderen Morgen aber flog mit dem erſten Bahnzuge, der nach Norden ging, ein kurzer jubelnder Brief nach der alten Stadt an der Meereskūſte.

Im Nachbarhauſe links.

(1875.)

„Wenn du es hören willſt," ſagte mein Freund und ſtreifte mit dem kleinen Finger die Aſche von ſeiner Cigarre. „Aber die Heldin meiner Geſchichte iſt nicht gar zu anziehend; auch iſt es eigentlich keine Geſchichte, ſondern nur etwa der Schluß einer ſolchen."

„Danke es," verſetzte ich, „unſerer heurigen Novelliſtik, daß mir das Letzte jedenfalls beſonders angenehm erſcheint."

„So? — Nun alſo!

Es ſind jetzt dreißig Jahre, daß ich als Stadtſecretär in dieſe treffliche See- und Handelsſtadt kam, in welcher die Groß- und Urgroßväter meiner Mutter einſt als einflußreiche Handelsherren gelebt hatten. Das derzeit von mir gemiethete Wohnhaus ſtand zwiſchen zwei ſehr ungleichen Nachbarn: an der Südſeite ein ſauber gehaltenes Haus voll luſtiger Kinderſtimmen, mit hellpolirten Scheiben und blühenden Blumen dahinter; nach Norden ein hohes düſteres Gebäude; zwar auch mit großen Fenſtern, aber die Scheiben derſelben waren klein, zum Theil erblindet und nichts dahinter ſichtbar, als hie und da ein graues Spinngewebe. Der einſtige Oelanſtrich an der Mauer und der mächtigen Hausthür war gänzlich abgeblättert, die Klinke und der Meſſingklopfer mit dem Löwenkopf von Grünſpan überzogen. Das Haus ſtand am hellen Tage und mitten in der belebten Straße wie in Todesſchweigen; nur Nachts, ſagten die Leute, wenn es anderswo ſtill geworden, dann werde es drinnen unruhig.

Wie ich von meinem Steinhofe aus überſehen konnte, erſtreckte ſich daſſelbe noch mit einem langen Flügel nach hinten zu. Auch hier war in dem oberen Stockwerke, das ich der hohen Zwiſchenmauer wegen allein gewahren konnte, eine ſtattliche Fenſterreihe, vermuthlich einem einſtigen Feſtſaal angehörig; ja, als einmal die Sonne auf die trüben Scheiben fiel, ließen ſich deutlich die ſchweren Falten ſeidener Vorhänge dahinter erkennen.

Nur eine einzige Menſchenſeele — ſo ſagte man mir — die uralte Wittwe des längſt verſtorbenen

Kaufherrn Sievert Janſen Hauſe in dieſen weitläufigen Räumen; wenigſtens glaube man, daß ſie noch darin lebendig ſei; geſehen wollte ſie Keiner von denen haben, welche ich zu befragen Gelegenheit hatte. Aber ich möchte nur aufpaſſen, ob nicht früh Morgens, bevor die anderen Häuſer aufgeſchloſſen würden, eine alte Brodfrau dort an die Hausthür komme. Dann werde dieſe, nachdem die Frau ein Dutzend Mal mit dem Löwenklopfer aufgeſchlagen, eine Spalte weit geöffnet, und eine dürre Hand lange daraus hervor und nehme ſich ein paar trockene Semmeln aus dem Korbe.

Ich habe dieſe Beobachtungen nicht angeſtellt. Doch ging bald darauf bei einer amtlichen Durchſicht der Depoſiten ein von meiner unſichtbaren Nachbarin bei dem Stadtgerichte niedergelegtes wohlverſiegeltes Teſtament durch meine Hände. Sie lebte alſo, und hatte ohne Zweifel auch noch ihre Beziehungen in das Leben; nur im Munde des Volkes war ſie faſt zur Sage geworden.

Als ich und meine Frau, der hier noch beſtehenden guten Sitte folgend, der Kaufmannsfamilie in dem freundlichen Hauſe rechts unſeren Nachbarbeſuch abſtatteten, wurden wir von den heiteren Leuten faſt ausgelacht, daß wir es wagen wollten, auch zur Linken an die Nachbarsthür zu klopfen.

„Sie kommen nicht hinein!“ ſagte der Hausherr; „ich glaube, es iſt ſeit Jahren Niemand hineingekommen: denn, Gott weiß, wie ſie es macht, aber die alte Dame wirthſchaftet ganz allein. Wenn es Ihnen aber auch gelänge, den Eingang zu erzwingen, ſo würden Sie mit Ihrer Aufmerkſamkeit nur den Verdacht erwecken, Sie hätten es auf die nachbarliche Erbſchaft abgeſehen.“

„Aber ihr Teſtament,“ bemerkte ich, „liegt ja ſeit Jahren ſchon im Stadtgerichte; und überdies — wie mir erzählt wurde — ein Viertel an die Stadt, drei Viertel an eine milde Stiftung; das lautet doch nicht eben menſchenfeindlich.“

Mein Nachbar nickte. „Freilich! Aber zum Erſten war ſie durch das Teſtament ihres Seligen gezwungen; das Andere — eine ſchöne Stiftung, dieſes Land- und See-Spital!“

Ich fragte näher nach.

„Sie werden,“ fuhr der Nachbar fort, „es bei der Kürze Ihres hieſigen Aufenthalts noch kaum geſehen haben: es iſt eine reich dotirte Verſorgungsanſtalt für ausgebrauchte Seeleute und Soldaten, das heißt für die unterſte Claſſe derſelben. Die Stiftung rührt von einem reichen kinderloſen Geſchwiſterpaare her, einem alten Major und einer Seecapitänswittwe. Unter den Linden vor dem ſchönen Hauſe, draußen auf einem Hügel vor dem Norderthore, das ſie in den letzten Jahren gemeinſchaftlich bewohnten, ſieht man jetzt reihenweis die alten Burſchen mit ihren blaurothen Naſen vor der Thür ſitzen; die einen in alten rothen oder blauen Soldatenröcken, die anderen in ſchlotterigen Seemannsjacken, alle aber mit einem Pfeifenſtummel im Munde und einem Schrotdöschen in der Weſtentaſche. Bleibt man ein Weilchen auf dem Wege ſtehen, ſo ſieht man ſicher bald den Einen, bald den Anderen ein grünes oder blaues Fläſchchen aus der Seitentaſche holen und mit wahrhaft weltverachtendem Behagen an die Lippen ſetzen. Die Fläſchchen, über deren Inhalt kein gerechter Zweifel ſein kann, nennen ſie ihre „Flötenvögel“; und für dieſe Vögel, welche — getreu dem Willen der Stifter — nur zu oft gefüllt werden, ſind jene drei Viertel des ungeheueren Vermögens beſtimmt worden.“

„Und welches Intereſſe,“ fragte ich, „kann die Teſtatrix an dieſen alten Branntweinsnaſen haben?“

„Intereſſe? — Ich denke, keins; als daß das Geld aus einem Rumpelkaſten in den anderen kommt.“

„Hmm! Die Alte muß doch eine merkwürdige Frau ſein; ich denke, wir verſuchen dennoch unſere Viſite!“

Man wünſchte uns lachend Glück auf den Weg.

Aber wir kamen nicht hinein. Zwar öffnete ſich die Hausthür; aber nur eine Hand breit, ſo ſtieß ſie auf eine von innen vorgelegte Kette. Ich ſchlug den Meſſingklopfer an und hörte, wie es drinnen wiederhallte und in der Tiefe wie in leeren Räumen ſich zu verlieren ſchien; dann aber folgte eine Todtenſtille. Als ich noch einmal hämmern wollte, zupfte meine Frau mich am Aermel: „Du, die Leute lachen uns aus!“ Und, wirklich, die Vorübergehenden ſchienen uns mit einer gewiſſen Schadenfreude zu betrachten.

So ließen wir es denn an unſerer guten Abſicht genug ſein und kehrten in unſer eigenes Heim zurück.

* * *

Gleichwohl ſollte ſich bald darauf eine gewiſſe Beziehung zwiſchen mir und der Nachbarin links ergeben.

Es war im Nachſommer, als ich und meine Frau in den Garten gingen, um uns das Vergnügen einer kleinen Obſterndte zu verſchaffen. Der Auguſtapfelbaum, an den ich ſchon vorher eine Leiter hatte anſetzen laſſen, befand ſich dicht an der hohen Mauer, welche unſeren Garten von dem des Janſen'ſchen Hauſes trennte. Meine Frau ſtand mit einem Korbe in der Hand und blickte behaglich in das Gezweige über ihr, wo die rothen Aepfel aus den Blättern lugten; ich ſelbſt begann eben die Leiter hinaufzuſteigen, als ich von der anderen Seite einen ſcharfen Steinwurf gegen die Mauer hörte, und gleich darauf unſer dreifarbiger Kater mit einem Angſtſatz von drüben zu uns herabſprang.

Neugierig über dieſes Lebenszeichen aus dem Nachbargarten, von wo man ſonſt nur bei bewegter Luft die Blätter rauſchen hörte, lief ich raſch die Leiter hinauf, bis ich hoch genug war, um in denſelben hinabzuſehen.

— Mir iſt niemals ſo ellenlanges Unkraut vorgekommen! Von Blumen oder Gemüſebeeten, überhaupt von irgend einer Gartenanlage war dort keine Spur zu ſehen; Alles ſchien ſich ſelbſt geſäet zu haben: hoher Gartenmohn und in Saat geſchoſſene Möhren wucherten durch einander; in geilſter Ueppigkeit ſproßte überall der Hundsſchierling mit ſeinem dunklen Kraute. Aus dieſem Wirrſal aber erhoben ſich einzelne ſchwer mit Früchten beladene Obſtbäume; und unter einem derſelben ſtand eine faſt winzige zuſammengekrümmte Frauengeſtalt. Ihr ſchwarzes verſchoſſenes Kleid war von einem Stoffe, den man damals Bombaſſin nannte; auf dem Kopfe trug ſie einen italieniſchen Strohhut mit einer weißen Straußenfeder. Sie ſtand knietief in dem hohen Unkraut, und jetzt tauchte ſie gänzlich in daſſelbe unter, kam aber gleich darauf mit einem langen Obſtpflücker wieder daraus zum Vorſchein, den ſie vermuthlich bei dem Angriff auf meinen armen Kater von ſich geworfen hatte. — Obgleich ſie das Ding nur mühſam zu regieren ſchien, ſtocherte ſie doch emſig damit zwiſchen den Zweigen umher und brachte auch raſch genug eine Birne nach der anderen herunter, die ſie dann ſcheinbar in das Unkraut, in Wirklichkeit aber wohl in ein darin verborgenes

Gefäß mit einer gewiſſen feierlichen Sorgfalt niederlegte.

Ich beobachtete das Alles mit großer Aufmerkſamkeit, und fühlte erſt jetzt, daß meine Frau in ihrer weiblichen Ungeduld mich in höchſt gefährlicher Weiſe von der Leiter zu ſchütteln ſuchte; aber ich blieb ſtandhaft und umklammerte ſchweigend einen derben Aſt; denn in demſelben Augenblicke war der Alten drüben eine Birne aus ihrem Obſtpflücker gefallen, und als ſie ſich wandte, um ſie aufzuheben, war ſie mich gewahr geworden. Sie war ſichtlich erſchrocken und blieb ganz unbeweglich ſtehen; aus dem verfallenen Antlitz einer Greiſin ſtarrten unter dem großen Strohhute mich ein Paar ſchwarze Augen ſo grellen Blickes an, daß ich faſt gezwungen war, eine unverkennbar ſcharfe Muſterung über mich ergehen zu laſſen. Aber auch ich betrachtete mir indeſſen das Geſicht der alten Dame, das zu beiden Seiten der ziemlich fein geformten Naſe mit einigen Rollen falſcher Locken eingerahmt war, wie ſie vordem auch wohl von jüngeren Frauen getragen wurden. Als ich dann faſt verlegen meinen Hut vom Kopfe zog, erwiederte ſie dies Compliment durch einen feierlichen Knix im ſtrengſten Stile, wobei ſie ihren Obſtbrecher wie eine Partiſane in der Hand hielt.

Aber meine Frau begann wieder zu ſchütteln, und nun ſtieg ich als guter Ehemann zur Erde nieder.

Natürlich hatte ich Rechenſchaft zu geben. „Wo ſind die Aepfel, Mann?“

— „Wo ſie immer waren; droben im Baume.“

„Aber, was haſt du denn getrieben?“

— „Ich habe der Madame Sievert Janſen unſere Nachbarviſite abgeſtattet.“ Und nun erzählte ich.

— — Am anderen Morgen in der Frühe brachte eine alte Frau, vorausſetzlich die bewußte Brodfrau, uns einen Korb voll Birnen und eine Empfehlung von Madame Janſen, der Herr Stadtſecretär möge doch einmal ihre Moule-Bouches probiren; ſie hätten immer für beſonders ſchön gegolten.

Wir waren ſehr erſtaunt; aber die Birnen waren köſtlich, und ich konnte es nicht unterlaſſen, meinem Nachbar zur Rechten dieſe kleinen Vorfälle mitzutheilen, als wir uns bald danach vor unſeren Häuſern begegneten.

„Das bedeutet den Tod der Alten;“ ſagte er,

„oder aber“ — und er betrachtete mich faſt bedenklich von oben bis unten — „Sie müſſen einen ganz beſonderen Zauber an ſich haben!“

„Der, leider, von jüngeren Augen bisher noch nicht entdeckt wurde,“ erwiederte ich.

Und wir ſchüttelten uns lachend die Hände.

* * *

Im Garten fiel ſchon das Laub von den Bäumen, und noch immer hatte ich einen Beſuch nicht ausgeführt, den ich mir eigentlich als den allererſten vorgenommen hatte.

Er galt freilich nur einer Erinnerung.

Aus dem Flur meines elterlichen Hauſes führten ein paar Stufen zu einem nach dem Garten liegenden Zimmer, deſſen Fenſter ich mir noch heute nicht ohne Sonnenſchein und blühende Topfgewächſe zu denken vermag. Der Pfleger derſelben war ein ſchöner milder Greis, der Vater meiner Mutter, welcher hier nach einem einſt bewegten Leben die ſtillen Tage ſeines Alters auslebte. Wie oft habe ich als Knabe neben ſeinem Lehnſtuhl geſeſſen; wie oft ihn gebeten, mir aus ſeinem Leben in fernen

Ländern zu erzählen! Aber es dauerte immer nicht lange, ſo waren wir in ſeiner Vaterſtadt, auf den Spielplätzen ſeiner Jugend. Das urgroßelterliche Haus mit allen Treppen und Winkeln kannte ich bald ſo genau, daß ich eines Tages die ſämmtlichen drei Stockwerke ohne alle Nachhülfe zu Papier gebracht hatte. Da leuchteten die Augen des alten Herrn. „Wenn du einmal dahin gelangen ſollteſt," ſagte er und legte die Hand auf meinen Kopf, „geh nicht daran vorüber!"

Plötzlich war er aufgeſtanden und hatte die Klappe ſeines an Erinnerungsſchätzen reichen Mahagoni-Schrankes aufgeſchloſſen. „Sieh dir doch die einmal an!" Mit dieſen Worten legte er ein Miniaturbild in ſilberner Faſſung vor mir hin. „Das war mein Spielkamerad: ſie wohnte Haus an Haus mit uns. Auf ihrer Außendiele hing ein Ungeheuer, ein ausgeſtopfter Hai, da ſah man gleich, daß ihr Vater Capitän auf dem großen Ocean war."

Ich hatte nichts geantwortet; aber meine Knabenaugen glühten; es war ein Mädchenkopf von beſtrickendem Liebreiz.

„Gefällt ſie dir?" fragte der Großvater. „Aber hier iſt ſie als Braut gemalt; in deinen Jahren hätteſt du den kleinen wilden Schwarzkopf ſehen ſollen!"

Und nun erzählte er mir von dieſem hübſchen Spielgeſellen. — Allerlei Zeitvertreib, Schmuck und farbige Gewänder hatte der ſelten daheim weilende Vater dem einzigen Töchterlein von ſeinen Reiſen mitgebracht; von ausländiſchen goldenen Münzen und Schauſtücken hatte ſie eine ganze Sparbüchſe voll gehabt. In ihrem Garten war ein ſeltſames Luſthäuschen geweſen, das der Vater einmal aus den Trümmern eines früheren Schiffes hatte bauen laſſen. „Dort," ſagte der Großvater, „auf den Treppenſtufen ſaßen wir oft zuſammen, und ich durfte dann mit ihr den goldenen Schatz beſehen, den ſie aus der Blechbüchſe in ihren Schooß geſchüttet hatte."

Er ging, während er ſo erzählte, langſam auf und ab; an ſeinem Lächeln konnte ich ſehen, wie eine Erinnerung nach der anderen in ihm aufſtieg. „Min ſwartes Mäusje!" ſagte er. „Ja, ſo pflegte der alte Seebär das verzogene Kind zu nennen; aber wenn ſie ſo im goldgeſtickten griechiſchen Jäckchen, mit allerlei Federſchmuck ausſtaffirt, in ihrem Gärtchen umherſtolzirte, dann hätte man ſie wohl noch mehr einem bunten fremdländiſchen Vogel vergleichen mögen. O, und auch fliegen konnte ſie! Ueber der Thür des Luſthauſes war die frühere Gallion des Schiffes angebracht, eine ſchöne hölzerne Fortuna, die mit vorgeſtrecktem Leibe aus dem Fronteſpice hervorragte. Dort oben auf deren Rücken war der Lieblingsplatz des Kindes; dort lag ſie Stunden lang; ein buntes chineſiſches Schirmchen über ſich, oder im Sonnenſchein mit ihren goldenen Münzen Fangball ſpielend.“

Noch vielerlei erzählte mir der Großvater, aber nur jenes eine Mal; auch das verführeriſche Bildchen zeigte er mir niemals wieder. Obgleich meine Augen oft begehrlich an dem Schranke hingen, ſo wagte ich doch nicht, ihn darum anzugehen; denn als er es mir damals endlich wieder aus der Hand genommen hatte, war der alte Herr ſo ſeltſam feierlich geweſen und hatte es in ſo viele Seidenpapierchen eingewickelt, daß das Ganze einer ſymboliſchen Beiſetzung nicht ungleich war.

— — Wie es nun geſchieht, ſeit Monden war ich jetzt hier in der Geburtsſtadt meines Großvaters, und doch, erſt heute ging ich zu dieſem Beſuche der Vergangenheit in den ſchon winterlichen Tag hinaus.

Abſichtlich hatte ich jede Erkundigung unterlaſſen; wenn auch der Name der Straße mir nicht mehr erinnerlich war, ich hoffte mich ſchon allein zurecht zu finden. So hatte ich ſchon verſchiedene Stadttheile kreuz und quer durchwandert, als mir plötzlich durch eine offene Hausthür die ſchwebende Ungeſtalt eines Haies in die Augen fiel. — Ich ſtutzte; — aber weshalb ſollte denn der ausgeſtopfte Hai nicht noch am Leben ſein? Das Haus ſah völlig danach aus, als ſei es mit allen ſeinen Raritäten von einem Beſitzer auf den anderen fortgeerbt. Und richtig! als ich in die Höhe blickte, da drehte ſich auch ein Schiffchen auf der Wetterſtange des Daches! Das war das Haus des ſchönen Nachbarkindes; das urgroßelterliche mußte nun dicht daneben ſein! Aber — es war überhaupt kein Haus mehr da; nur ein leerer Platz mit Mauerreſten und gähnenden Kellerhöhlen; auch friſch behauene Granitblöcke zum Fundament eines Neubaues lagen rings umher.

Ich ſah es wohl, ich war zu ſpät gekommen. Sinnend ſchritt ich über die wüſte Stätte, die einſt für Menſchen meines Blutes eine kleine Welt getragen hatte. Ich ging in den dahinter liegenden Steinhof und blickte in den Brunnen, mit deſſen Eimer der Großvater einmal, wie er mir erzählt hatte, in die Tiefe hinabgeſchnurrt war; dann trat ich auf einen Haufen Steine, von wo aus ich über eine Grenzplanke in den Nachbargarten ſehen konnte. Und dort — kaum wollte ich meinen Augen trauen — ſtand, unverkennbar, noch das ſeltſame Luſthäuschen, und auch die hölzerne Fortuna ſtreckte ſich noch gar ſtattlich in die Luft; ja die Wangen waren noch ganz ziegelroth, und lichtblaue Perlenſchnüre zogen ſich durch die gelben Haare; ſie war augenſcheinlich erſt neulich wieder aufgemuntert.

Wie lebendig trat mir jetzt Alles vor die Seele! Jener Epheu, der die Mauer des Gartenhäuschens überzog, war ſchon damals dort geweſen; an ſeinen Trieben war der kleine wilde Schwarzkopf auf- und abgeklettert; drüben von dem Rücken der Fortuna herab war ihr neckendes Stimmlein erſchollen, wenn der gutmüthige Nachbarsjunge unten im Gebüſche des Gartens nach ihr geſucht hatte. Ich mußte plötzlich eines Wortes gedenken, das der Großvater, ſo vor ſich hin redend, und wie mit einem Seufzer über Unwiederbringliches, ſeiner damaligen Erzählung beigefügt hatte. „Sie war eigentlich ſchon damals eine kleine Unbarmherzige,“ hatte er geſagt; „das eine Füßchen mit dem rothen Saffianſchühchen baumelte ganz luſtig in der Luft; aber ich ſtand unten und mußte ihr die goldenen Stücke wieder zuwerfen, wenn ſie bei ihrem Spiel zur Erde fielen, und oft ſehr lange betteln, bis das Vögelchen zu mir herunterkam.“

— Schon damals unbarmherzig? — Es war mir niemals eingefallen, den Großvater zu fragen, in wie fern oder gegen wen ſie es ſpäterhin geweſen, oder wie überhaupt das Leben ſeiner ſchönen Spielgenoſſin denn verlaufen ſei. — Freilich hätte auch wohl der Knabe keine Antwort darauf erhalten; denn als nach ſeinem Tode das kleine Bild noch einmal durch meine Hand ging, vertraute mein Vater mir, daß dieſes ſchöne Mädchen nicht nur die Jugendgeſpielin, ſondern ganz ernſtlich die Jugendliebe des alten Herrn geweſen ſei. Zuletzt, als junger Kaufmann, ſei er in Antwerpen mit ihr zuſammengetroffen, habe aber bald darauf — wie es geheißen, durch ein Zerwürfniß mit ihr getrieben — einen

Platz in einem überſeeiſchen Handlungshauſe angenommen, von wo er erſt in reiferen Mannesjahren zurückgekehrt ſei. — Weiteres wußte auch er nicht zu berichten; nur daß die gute Großmutter, die er dann geheirathet habe, mitunter wirklich eiferſüchtig auf das kleine Bild geweſen ſei.

— — Voll Gedanken über das ſchöne ſchwarzköpfige Mädchen war ich zu Hauſe angelangt; immer ſah ich ſie vor mir, bald auf dem Rücken der Fortuna mit den goldenen Münzen ſpielend, bald in ihrer üppigen Mädchenſchönheit, wie jenes Bild ſie mir gezeigt hatte, mit dem übermüthigen Füßchen den armen Großvater in die Welt hinausſtoßend.

„Seltſam,“ ſagte ich zu meiner Frau, „woran ich als Knabe nie gedacht, — jetzt brenne ich vor Begierde, noch einmal den Vorhang aufzuheben, hinter dem ſich jenes nun wohl längſt verrauſchte Leben birgt.“

„Vielleicht,“ erwiederte ſie „wenn du die Ureinwohner dieſer Stadt zu Protocoll vernimmſt!“

„Zum Beiſpiel, unſere Nachbarin links!“ ſagte ich lächelnd.

„Warum denn nicht? Sie wird ja doch einmal deine Viſite par distance erwiedern.“

Wir ſprachen nicht weiter von der Sache; aber im Stillen dachte ich ſelber auch: „Warum denn nicht?“

* *
*

Es war Winter geworden. Ein klingender Froſt war eingefallen, der eiſige Nordoſt blies durch alle Ritzen. Ich ſchüttelte eben eine Ladung Steinkohlen in meinen Ofen und verhandelte dabei mit meiner Frau, ob wir nicht aus ſchierer Barmherzigkeit unſere Hühner ſchlachten ſollten, denen wir keinen warmen Stall zu bieten hatten; da — es war noch früh am Morgen — trat faſt ohne Anklopfen mein jetzt verſtorbener Freund, der Bürgermeiſter, in das Zimmer. Auf meine Frage, was ihn ſchon jetzt aus Schlafrock und Pantoffeln herausgebracht habe, erklärte er, meine Nachbarin, die alte Madame Janſen, ſei ſoeben beſinnungslos und faſt verklommen auf ihrer Bodentreppe gefunden worden. „Der alte Geizdrache,“ ſetzte er hinzu, „heizt nur mit dem Fallholz aus dem Apfelgarten; es iſt kein warmer Fleck in dem ganzen Rumpelkaſten; und Nachts, wenn ehrliche Leute in ihren Betten liegen, kriecht ſie vom Boden bis zum Keller, um ihre Schätze zu beäugeln, die ſie überall hinter Kiſten und Kaſten weg geſtaucht hat."

„So ſagt man;" ließ ich einfließen.

— „Freilich, und ſo wird's auch ſein! Wie ein todter Alraun huckte ſie in dem dunklen Treppenwinkel, ein ausgebranntes Diebslaternchen noch in der erſtarrten Hand. Das Schlimmſte bei der Geſchichte iſt, ſie hat das Leben wieder bekommen; aber nach Angabe des Polizeimeiſters, der — glaub' ich — ein Verwandter von ihr iſt, ſoll der Verſtand zum Teufel ſein; ſonderbar genug, daß der die alte Hexe nicht auf einmal ganz geholt hat!"

„Nun aber, Verehrteſter," ſagte ich, als der Bürgermeiſter inne hielt, „was können wir Beide bei der Sache machen?"

„Wir? — Hmm, ſie könnte in dieſem Zuſtande Unheil anrichten; es wird ſchon der Stadt wegen unſere Pflicht erheiſchen, ihr causa cognita einen Curator zu beſtellen."

— „Sie meinen des Vermächtniſſes wegen? Aber ich dächte, das beruhe auf einer Dispoſition des ſeligen Herrn Sievert Janſen!"

„Da liegt es gerade; die Sache iſt nicht völlig außer Frage.“

So mußte ich denn in den ſauren Apfel beißen, und verſprach, die alte Dame noch heute zu beſuchen.

Indem der Bürgermeiſter ſich entfernte, fragte ich noch: „Was war denn der Selige für ein Mann?“

„Hmm! Ich denke, ein Lebemann!“ erwiederte er. „Es iſt einſt flott hergegangen dort; man ſagt, das Ehepaar habe ſich einander nichts vorzuwerfen gehabt. Ich war damals ein Junge; aber ſie ſah noch nicht ſo übel aus, als der Alte in die Grube fuhr, und es gab noch manches Gläſerklingen mit jungen vornehmen Herren in dem großen Saale des Hinterflügels; aber endlich — das Luſtfeuerwerk iſt verpufft, der ſchmucke Leib verdorrt; ſtatt der Gläſer läßt ſie jetzt ihre Gold- und Silberſtücke klingen.“

— — Bald darauf trat ich ohne Hinderniß in das Haus und in das Zimmer der Kranken, zu welchem letzteren eine von der Stadt beſtellte Wärterin mir die Thür geöffnet hatte.

Es war ein ſeltſamer Anblick. Auf den Stühlen, von deren Polſtern die Fetzen herabhingen, lagen auf den einen verſchliſſene Kleider und Hüte, auf den anderen ſtanden Töpfe und Pfannen mit kärglichen Speiſereſten; an der ſchweren Stuckdecke und an den gardinenloſen Fenſtern hing es voll von Spinngeweben. Eine ſeltſam todte Luft hielt mich einen Augenblick zurück, ſo daß ich mich nur langſam dem großen an der einen Wand ſtehenden Himmelbette näherte.

Als die Wärterin die beſtäubten Vorhänge zurückzog, hörte ich ein Klirren wie von einem ſchweren Schlüſſelbunde, das, wie ich nun ſah, von einer kleinen dürren Hand umklammert war, und eine winzige, in einen alten Soldatenmantel eingeknöpfte Geſtalt ſuchte ſich aus den Kiſſen aufzurichten. Das kleine runzelige Geſicht meiner Nachbarin ſtarrte mich aus ſeinen grellen Augen an. „Jag' die Hexe fort!“ ſchrie ſie und ſchlug mit den Schlüſſeln gegen die Verhänge, daß die Wärterin erſchreckt zurückſprang; dann, ſich zu mir wendend, ſetzte ſie in hohem Ton hinzu: „Sie wollten ſich nach meinem Befinden erkundigen, Herr Nachbar; ich danke für Ihre Aufmerkſamkeit; aber — man hat mir eine Perſon hier aufgedrängt; es ſcheint, als wolle man mich überwachen!“

„Aber Sie hatten einen Unfall; Sie bedürfen ihrer;" ſagte ich.

„Ich bedarf keiner beſtellten Wärterin; ich kenne dieſe Perſon nicht!" erwiederte ſie ſcharf. „Allerdings, heute Nacht — man hat mich berauben wollen; es tappte auf dem Hausboden, vermummte Geſtalten ſtiegen zu den Dachluken herein; es klingelte im ganzen Hauſe —"

„Klingelte?" unterbrach ich ſie und mag dabei wohl etwas verwundert ausgeſehen haben; „das pflegen doch die Räuber nicht zu thun."

„Ich ſage, es klingelte!" wiederholte ſie mit Nachdruck. „Mein Herr Neffe, der Chef der hieſigen Polizei — ich pflege ihn nur das Schaf der Polizei zu nennen — iſt zu dumm, um die Spitzbuben einzufangen! Er war höchſtperſönlich hier und ſuchte mir einzureden, daß ich das Alles nur geträumt hätte. — Geträumte Spitzbuben!" — Ein unausſprechlich höhniſches Kichern brach aus dem zahnloſen Munde. — „Er möchte wohl, daß auch mein Teſtament nur ſo geträumt wäre!"

Der Polizeimeiſter hatte ein kinderreiches Haus und eine nicht zu große Einnahme. Ich dachte deshalb ein gutes Wort für die Blutsverwandtſchaft einzulegen und fragte wider beſſeres Wiſſen: „Ihr Herr Neffe befindet ſich alſo nicht unter Ihren Teſtamentserben?“

Die Alte fuhr mit dem Arm über die Bettdecke und öffnete und ſchloß die Hand, als ob ſie Fliegen fange. „Unter meinen Erben? — — Nein, mein Lieber; mein Erbe iſt der, den ich zu beſtimmen beliebe; — und ich habe ihn beſtimmt!“

Sie begann nun mit ſichtlicher Genugthuung mir den Inhalt des Teſtamentes aus einander zu ſetzen, wie er mir im Weſentlichen ſchon bekannt war.

„Aber jene Stiftung,“ ſagte ich, „ſoll ja an ſich ſehr reich dotirt ſein!“

„So, meinen Sie?“ erwiederte die Alte. „Aber es iſt nun einmal meine Freude! Die alten Taugenichtſe ſollen was Beſſeres in ihre Fläſchchen haben; bis jetzt wird es wohl nur Kartoffelfuſel geweſen ſein. Nach meinem Abſcheiden ſollen ſie Jamaika-Rum trinken, der drei Mal die Linie paſſirt iſt.“

„Und die vielen hübſchen Kinder Ihres Verwandten?“

„Ja, ja!“ ſagte ſie grimmig. „Das vermehrt ſich und will dann aus anderer Leute Beutel leben! Ich, mein Herr Stadtſecretär," — ſie ſchnarrte das Wort mit einer beſonderen Schärfe heraus — ich, habe keine Kinder."

Noch einmal ſtrengte ich meine Wohlredenheit an; ſie möge wenigſtens ein Codicill machen, um für die Ausſteuer der armen Mädchen ein paar Tauſend Thaler auszuſetzen.

Aber da kam ich übel an.

„Tauſend Thaler!" Sie ſchrie es faſt, und der greiſe Kopf zitterte auf und ab. „Keinen Schilling ſollen ſie haben; keinen Schilling!"

Sie legte ſich erſchöpft zurück, und ich betrachtete mit Grauen dies zerbrechliche Weſen, deſſen Glieder nur noch in den Zuckungen des Haſſes zu leben ſchienen. „Keinen Schilling!" wiederholte ſie noch einmal.

Der kleine runde Polizeimeiſter war ein Mann, der als armer Familienvater ſtark aufs Carrieremachen aus war, der aber ſonſt ganz hübſch im großen Haufen mitging. „Was haben Sie gegen Ihren Herrn Neffen?" fragte ich. „Hat er Sie irgendwie beleidigt?"

„Mich? — Nein, mein Lieber,“ erwiederte ſie. „Im Gegentheil; er machte mir ſogleich die feierliche Viſite, als er nur eben ſeine ſegensreiche Wirkſamkeit in dieſer Stadt begonnen hatte; natürlich“ — ſie ſchien mit Behagen auf dieſem Worte zu verweilen — „natürlich, um zu erbſchleichen; aber das thut ja nichts zur Sache! O, ein ganz charmanter Mann! Ich hatte vorher nicht das Vergnügen ihn zu kennen; aber das ging ſo glatt: ‚Liebe Tante‘ hinten und ‚liebe Tante‘ vorn.“ Sie ſtreckte einen Arm unter der Decke hervor und ließ die Hand wie eine Puppe gegen ſich auf und ab knixen.

„Ich habe ihn aber nicht eingeladen,“ fuhr ſie fort; „ich mache kein Haus mehr, es iſt zu unbequem in meinem hohen Alter.“

Es mochte ihren argwöhniſchen Augen nicht entgangen ſein, daß bei dieſer Aeußerung meine Blicke unwillkürlich die traurige Wüſtenei des Zimmers überflogen hatten.

„Sie wundern ſich wohl,“ ſagte ſie, „wie es hier unten bei mir ausſieht! Aber eben in der Bel-Etage habe ich meine Prunkgemächer! Einſt, mein Herr Stadtſecretär, waren ſie oft genug geöffnet! Caroſſen mit Rappen und Iſabellen hielten vor meiner Thür, und Grafen und Generalconſuln fremder Staaten haben an meiner Tafel geſeſſen!“

Dann ſprang ſie wieder auf jenen Antrittsbeſuch ihres Neffen über. „Er hatte mir auch ſein älteſtes Mädchen hergebracht — eine Dame, ſag' ich Ihnen; o, eine ganze Dame! Das müſſen reiche Leute ſein, der Herr Neffe und ſeine Demoiſellen Töchter; ein Kleid mit echten Spitzen, eine römiſche Camee zur Vorſtecknadel! Aber ſagen that ſie juſt nicht viel; ſie war auch wohl nur da, damit ich in das ſchmucke Lärvchen mich verliebe! — Ich!“ — ſie lachte voll Verachtung — „ich brauchte einſt nicht aus der Thür zu gehen, um ganz was Anderes zu erblicken! Aber das Mündchen wurde ſo ſüß, ſo unſchuldsvoll; — es that einem leid, zu denken, daß dadurch auch die liebe Leibesnothdurft, gebratene Hühnchen und Krammetsvögelchen hineinſpazieren mußten. Nicht wahr, Herr Stadtſecretarius, ein ſchönes Weib iſt doch auch nur ein ſchönes Raubthier?“

Sie nickte vor ſich hin, als gedächte ſie mit Befriedigung einer Zeit, wo auch ſie ſelber Beides dies geweſen ſei. Plötzlich aber den Kopf zu mir wendend, mit einem Aufblitzen der Augen, als käme es aus dem Abgrund, worin ihre Jugend begraben lag, ſagte ſie mit einem zitternden Pathos: „Sehen Sie mich an; ich bin einſt ſehr ſchön geweſen!“

Ich erſchrak faſt, als ich die kleine dürre Geſtalt wie durch einen Ruck ſich kerzengrade in den Kiſſen aufrichten ſah; aber ſchon waren die großen Augen wieder grell und kalt.

„Nicht wahr, Sie ſehen das nicht mehr? denn ich bin alt, und“ — ſie ſprach das faſt nur flüſternd — „der Tod iſt hinter mir her; des Nachts, immer nur des Nachts! Ich muß dann wandern; es iſt nur gut, daß mein Haus ſo groß iſt.“

„Sie leiden an Schlafloſigkeit,“ ſagte ich, „es iſt das Leiden vieler alten Leute!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein, nein, mein Lieber; ich halte mich gewaltſam wach; merken Sie wohl — gewaltſam! Ich fürchte den Hans Klapperbein auch nur im Schlaf; er hat ſchon Manchen ſo erwürgt; aber — ich bin nicht ſo dumm, er ſoll mich noch ſo bald nicht kriegen! Die Herren von der Stadt hätten freilich nichts dagegen; — aber ſie ſollen ſich in Acht nehmen! Am liebſten, glaub' ich, möchten ſie mich gar noch unmündig machen."

Auf einmal ſchien ihr etwas aufzudämmern. „Sie ſind auch bei der Stadt angeſtellt, mein Lieber!" ſagte ſie und ſah mich mit einem unbeſchreiblich lauernden Blicke an.

„Sie wiſſen das," antwortete ich; „Sie haben mich ja mehrfach mit meinem Amtstitel angeredet."

„Ja, allerdings!" Ihr Blick hatte mich noch immer feſtgehalten. „Hat man Sie," fragte ſie vorſichtig, „vielleicht mit einem Auftrage zu mir geſchickt?"

Ich ſtutzte einen Augenblick; dann aber beſchloß ich, ihr die ganze Wahrheit zu ſagen. „Man hatte freilich gefürchtet," ſagte ich, „daß Ihre Altersſchwäche die Einleitung einer Curatel erforderlich machen würde."

Sie wurde ſehr aufgeregt. „Schwach!" ſchrie ſie, und es war eine dünne gläſerne Stimme, die mir in die Seele ſchnitt —. „Nein, nicht ſchwach; reich bin ich — reich! Und plündern will man mich! Aber ich werde mein Haus vermauern laſſen, und ſollte ich darin verhungern!" Sie griff in die Vorhänge und ſuchte die Füße aus dem Bett zu ſtrecken; ſie wollte heraus, ſie wollte zeigen, daß ſie kräftig und geſund ſei.

Die Wärterin kam herbei, ich redete ihr zu; aber wir ſuchten vergebens ſie zu beruhigen. Dabei hatte ich meinen Stuhl verlaſſen, auf dem ich bisher mit dem Rücken gegen die Fenſter geſeſſen hatte, und ſtand jetzt ſo, daß mein Geſicht in der vollen Tagesbeleuchtung der Alten gegenüber war. Plötzlich wurde ſie ſtill, ſie ſchien ſogar meinen Worten zuzuhören. Ich konnte ihr jetzt ſagen, daß nach meiner Anſicht zu einer Curatel bei ihr keine Veranlaſſung ſei, daß aber das unnütze Aufſpeichern ihrer großen Zinſenerndten den Verdacht einer Unfähigkeit zur eignen Vermögensverwaltung erregen könne, und ſchlug ihr endlich vor, einem Mann, dem ſie vertraue, dieſelbe zu übertragen.

Schon während des Sprechens hatte ich gefühlt, daß ihre Augen feſt auf mein Geſicht gerichtet waren, faſt wie bei unſerer erſten Begegnung in den beiderſeitigen Gärten. „Vertrauen! Ja, vertrauen!“ ſtieß ſie ein paar Mal hervor; dabei wand ſie die Hände um einander, als wenn ſie einen inneren Kampf zu überſtehen habe. Plötzlich griff die eine Hand nach meiner und hielt ſie feſt. „Sie!“ ſagte ſie haſtig. „Ja, wenn Sie es wollten!“

„Ich, Madame Janſen! Sie kennen mich ja nicht!“

Wieder ſah ſie mir muſternd in die Augen.

„Nein,“ ſagte ſie dann; „Sie ſind ein junger Mann; aber ich weiß es, Sie werden ein armes altes Weib nicht hintergehen.“

Ob das der Zauber war, den mein heiterer Nachbar bei mir vorausſetzte! Aber ich gab meine Einwilligung und machte nur zur Bedingung, daß die Ueberlieferung unter Zuziehung eines Notars geſchehen ſolle; Tag und Stunde möge ſie mir ſelbſt beſtimmen.

Noch immer hielt ſie meine Hand, und als ich jetzt gehen wollte, ſchien ſie ſie nur zögernd loszulaſſen.

Beim Abſchiede fragte ich ſie, ob ich ihr einen Arzt beſorgen dürfe, damit ſie raſcher wieder zu Kräften komme.

Sie blickte mich an, als ſuche ſie in meinen Augen die Beſtätigung einer Theilnahme, die ſie in dem Ton meiner Worte gefühlt haben mochte; dann aber ſtreckte ſie mir lachend ihre linke Hand entgegen, in der, wie ich jetzt ſah, zwei Finger ſteif geſchloſſen lagen. „Ein Meiſterſtück unſeres berühmten Dr. Nicolovius!“ ſagte ſie in ihrer alten bitteren Weiſe. „Hat er denn noch nicht, wie ſeine Collegen, die Quackſalber, einen trompetenden Hanswurſt vor ſeiner Bude ſtehen? — — Nein, nein, mein Lieber, keinen Arzt! Ich ſelber kenne meine Natur am beſten.“

So war meine Aufgabe für heute denn beendet.

* * *

Wenigſtens das räthſelhafte Klingeln ſchien nicht nur geträumt zu ſein. Eine große Schleiereule hatte ſich — mit einigem Rechtsgrund, wie mir ſchien — auf den einſamen Böden einquartiert und mochte bei einer vergeblichen Mausjagd die Klingeldrähte geſtreift haben, die durch das ganze Haus und auch dort hinaufliefen. Die alte Dame ſelbſt war ſchon am zweiten Tage wieder aufgeſtanden, ja ſie hatte ſich ſogar mit Hülfe der Wärterin aus der Stange ihres Obſtpflückers und einem Tonnenbande einen Ketſcher angefertigt und ſolcherweiſe den keine Miethe zahlenden Vogel wie einen Nachtſchmetterling ebenſo eifrig als vergeblich über alle Böden hin verfolgt.

Ich erfuhr dies Alles, als ich eines Vormittags zu dem verabredeten Geſchäfte mit einem befreundeten Notar wieder in das Haus trat. Wir wurden in den dritten Stock hinaufgeführt; hier öffnete die Wärterin eine Thür, an der von einer eiſernen Krampe ein ſchweres Vorlegeſchloß herabhing.

Es war eine mäßig große düſtere Kammer; in deren Mitte ſtand die alte Madame Janſen vor einem Tiſche und ſortirte emſig allerlei Päckchen, wie ſich nachher ergab, mit den verſchiedenſten Werthpapieren; rings herum an den Wänden, ſo daß nur wenig Platz neben dem Tiſche blieb, ſtanden eine Menge ſtraff gefüllter Geldbeutel, von denen die meiſten aus den Reſten alter, ſogar ſeidener Frauenkleider angefertigt ſchienen.

So geſprächig die Alte bei meinem erſten Beſuche geweſen war, ſo wortkarg war ſie heute; mit zitternden Händen ſetzte ſie einen Beutel nach dem anderen vor uns hin; mit ſtummen faſt ſchmerzlichen Blicken verfolgte ſie das Zählen des Geldes, das Verſiegeln der Beutel, das Numeriren der Etiquetten. — Obwohl die einzelnen Münzſorten ſorgſam von einander geſondert waren, ſo dauerte die Aufnahme der Werthpapiere und des Baarbeſtandes doch bis in den Abend hinein; zuletzt arbeiteten wir bei dem Lichte einer Talgkerze, die in einem dreiarmigen Silberleuchter brannte.

Endlich wurde der letzte Beutel ausgeſchüttet. Er enthielt jene ſchon derzeit ſeltenen Vierſchillingſtücke mit dem Perrückenkopfe Chriſtian des Vierten, welche in dem Rufe eines beſonders feinen Silbergehaltes ſtanden. Als auch der beſeitigt war, fragte ich, ob das nun Alles, ob nichts mehr zurück ſei.

Die Alte blickte unruhig zu mir auf. „Iſt das nicht genug, mein Lieber?“

— „Ich meinte nur, weil ſich gar keine Goldmünzen unter dem Baarbeſtande finden.“

„Gold? — In Gold bezahlen mich die Leute nicht.“

— Somit wurde das Protocoll abgeſchloſſen, und, nachdem die Alte in zwar unſicherer aber immer noch zierlicher Schrift ihr „Botilla Janſen“ darunter geſetzt hatte, war das Geſchäft beendet; die Werthpapiere wurden in eine Kiſte gelegt, deren Schlüſſel ich an mich nahm; dieſe ſelbſt und die Baarbeſtände ſollten am anderen Tage in mein Haus geſchafft werden.

Als ich mit dem Notar auf die Straße hinausgetreten war, bemerkte ich, daß mir ein ſilberner Bleiſtifthalter fehle, den ich bei dem Notiren der Geldſummen benutzt hatte. Ich kehrte ſofort um und lief raſch die Treppen wieder hinauf; aber ich prallte faſt zurück, als ich nach flüchtigem Anklopfen die Thür der Kammer öffnete. Im Schein der Unſchlittkerze ſah ich die Alte noch immer an dem Tiſche ſtehen; ihre eine Hand hielt einen leeren Beutel von rothem Seidendamaſt, die andere wühlte in einem Haufen Gold, der vor ihr aufgeſchüttet lag.

Sie ſtieß einen Schreckensruf aus, als ſie mich erblickte, und ſtreckte beide Hände über den funkelnden Haufen; gleich darauf aber erhob ſie ſie bittend gegen mich und rief: „O laſſen Sie mir das! Es iſt meine einzige Freude; ich habe ja ſonſt gar keine Freuden mehr!“ Eine ſcharfe zitternde Stimme war es und doch der Ton eines Kinderflehens, was aus der alten Bruſt hervorbrach.

Dann griff ſie nach meiner Hand, riß mich an die Thür und zeigte in das dunkle gähnende Treppenhaus hinab. „Es iſt Alles leer!“ ſagte ſie; „Alles! Oder glauben Sie, mein Lieber, daß die Tochter aus Elyſium hier dieſe Stufen noch hinaufmarſchirt? — Nur das Gold — nehmen Sie mir es nicht — ich bin ſonſt ganz allein in all den langen Nächten!“

Ich beruhigte ſie. Ich hatte kein Recht zu nehmen, was ſie mir nicht gab; und übrigens — das Spielwerk war zwar koſtbar; aber weshalb ſollte die reiche Frau es ſich denn nicht erlauben! — Raſch nur noch meinen Bleiſtift, und dann fort aus dieſer erdrückenden Umgebung, in die ich den ganzen Tag hineingebannt geweſen war.

Als ich im Vorbeigehen einen Blick auf die blinkenden Goldhaufen warf, bemerkte ich, daß auch Schauſtücke und fremde, namentlich mexicaniſche und portugieſiſche Goldmünzen darunter waren. Das erinnerte mich an die Spielgeſellin meines Großvaters; der reizende Mädchenkopf, der ſchon mein Knabenherz erglühen machte, tauchte plötzlich mit all dem erlöſen den Zauber der Schönheit vor mir auf, und einen Augenblick dachte ich daran, jetzt meine Erkundigungen nach ihr anzuſtellen; aber die arme Greiſin mir gegenüber befand ſich in ſo fieberhafter Aufregung, daß ich nicht dazu gelangen konnte. Ich verſchob es auf gelegenere Zeit; und eilte, daß ich in die friſche Winternacht hinauskam.

* * *

Es war inzwiſchen Frühling geworden; die Buchenwälder um die ſchönen Ufer unſerer Meeresbucht lagen im lichteſten Maiengrün. Zwiſchen uns und der Familie des Polizeimeiſters hatten ſich gewiſſe Beziehungen ergeben; beſonders hatte ſich deſſen älteſte Tochter meiner Frau in jugendlicher Freundſchaft angeſchloſſen. Das friſche Mädchen mit den weitblickenden Augen gefiel uns Beiden wohl; mir niemals beſſer, als an einem Sonntagmorgen, da wir mit einer größeren Geſellſchaft auf einem Dampfſchiffe über die blaue Föhrde hinfuhren.

An der Schanzkleidung ſtanden junge Damen mit eben ſo jungen Officieren in einer jener wohlgecirkelten Unterhaltungen, die meiſtens harmlos genug, mitunter aber auch um deſto übler ſind, je mehr die jungen Köpfe nur die gedankenloſen Träger der Armſeligkeiten zu ſein pflegen, die darin zu Tage kommen. Der Gegenſtand mußte dies Mal ſehr anregend ſein; die Geſichter der hübſchen Frauenzimmer ſtrahlten vor Entzücken.

Unſere junge Freundin — ſie trug den etwas ungewöhnlichen Namen „Mechtild“ — war nicht darunter; ſie ſtand unweit davon, die Hände auf dem Rücken, an dem Schiffsmaſt, und wiegte wie im Vollbehagen ihrer Jugendkraft den ſchlanken Oberkörper auf und ab, wie die Wellen das Schiff, von welchem ſie getragen wurde. Die Stattlichkeit dieſer Mädchengeſtalt war mir noch niemals ſo in die Augen gefallen, wie hier unter dem blauen Frühlingshimmel, wo der Seewind ihr in Haar und Kleidern wühlte, und ihre blauen Augen in die Ferne nach den waldbekränzten Ufern ſchweiften.

Drüben unter der jungen Gruppe war das Geſpräch indeſſen lauter geworden; eine Majorstochter erzählte eben, Mama wolle noch eine große Tanzgeſellſchaft geben; einige Kaufmannstöchter würden dann natürlich auch mit eingeladen; aber das mache ja gar nichts! — O nein, das mache ja nichts, ſo in größerem Cirkel! Die jungen Damen hatten alle nichts dagegen. — Die jungen Herren vom Degen und ein junger auf Beſuch anweſender Geſandtſchafts-Attaché meinten auch, das gehe ja ganz vortrefflich! So zum Tanzen, und — was freilich nicht geſagt wurde — zum Heirathen, wenn ſie reich ſeien; warum denn nicht!

Mechtild hatte den Kopf gewandt und ſchien aufmerkſam zu lauſchen. Ein überlegenes Lächeln ſpielte mehr und mehr um ihren ſchönen aber keineswegs kleinen Mund; und jetzt mit allem Uebermuth der Jugend brach es hervor. Es war ein köſtlicher Bruſtton dieſes Lachen; die jungen Damen drüben verſtummten plötzlich wie erſchrocken.

Dann rief Eine zu ihr hinüber: „Waſt haſt du, Mechtild? Warum lachſt du ſo?“

— „Ich freu' mich über Euch!“

„Ueber uns? Weshalb, was haſt du wieder?“

— „Daß Ihr ſo allerliebſte Wachspuppen ſeid!“

„Was ſoll denn das nun wieder heißen?“

— „Oh, ich meine nur! Und das ſo hier, unter des lieben Gottes offenem Angeſicht.“

„Ach was! Komm her, und ſei nicht immer ſo apart!“

Aber ſie kam doch nicht; ein wilder Schwan mit blendend weißen Schwingen flog, raſch unſer Fahrzeug überholend, in der hohen Luft dahin; dem folgten ihre Augen. — Ich betrachtete ſie; ſie ſah gar nicht aus wie die Tochter eines carrieremachenden Vaters; ja, ich ſchämte mich aufrichtig, mich ſo kleinlich um eine Ausſteuer für ſie mit dem alten Alraun umhergezankt zu haben.

Dennoch reizte es mich; ich trat zu ihr und fragte: „Mechtild, möchten Sie wohl eine Erbſchaft machen?“

Sie ſah mich groß an. „Eine Erbſchaft? Ach, das möcht' ich wohl!“ Sie ſagte das faſt traurig, als ob eine Hoffnung daran hinge.

Die Stadt, von der wir uns mehr und mehr entfernten, war in der klaren Luft noch deutlich ſichtbar. „Sehen Sie zwiſchen den kleineren Häuſern das hohe graue Gebäude?“ fragte ich. „Dort lebt eine alte Frau; die weiß, auch heute, nichts von Licht und Sonnenſchein!“

„Ja, ich ſehe das Haus; wer wohnt darin?“

„Eine Tante von Ihnen oder Ihrem Vater.“

„O die! — das iſt nicht meine Tante; meine Großmutter war nur Geſchwiſterkind mit ihr; wir ſind auch einmal dort geweſen.“ Sie ſchüttelte ſich ein wenig. „Nein, die möcht' ich nicht beerben.“

„Aber ſonſt?“ ſagte ich und ſah ihr forſchend in die Augen.

„Sonſt? Ach ja!“ und die helle Lohe ſchlug dem ſchönen Mädchen ins Geſicht, daß ihre Augen dunkel wurden.

„Vertrauen wir den reinen Sternen, Mechtild!“ ſagte ich und drückte ihr die Hand. Ich hatte wohl gehört, daß ſie einem jungen Officier ihre Neigung geſchenkt habe, daß aber die Armuth Beider einer näheren Verbindung im Wege ſtehe; jetzt wußte ich es denn.

* * *

„Mama's“ große Tanzgeſellſchaft hatte richtig ſtattgefunden, und unter Anderem die praktiſche Folge gehabt, daß einer der Officiere, der ſogenannte „blaue Graf“, — ich weiß nicht, ob ſo genannt wegen ſeines beſonders blauen Blutes oder weshalb ſonſt — ſich kurz danach mit einer der zu dieſer Feſtlichkeit befohlenen reichen Kaufmannstöchter verlobt hatte.

Die ganze Stadt, namentlich die junge Damenwelt, beſprach den Fall auf das Gewiſſenhafteſte.

Aber die Folgen von „Mama's Tanzgeſellſchaft" ſollten ſich noch weiter fortſetzen. Eines Morgens kam die bewußte Brodfrau, vermuthlich die Hauptvermittlerin zwiſchen meiner verherlichen Mandantin und der Außenwelt, und brachte mir eine Empfehlung von der Madame Janſen, ich möchte doch nicht unterlaſſen noch heute bei ihr vorzuſprechen.

Kurz danach trat ich in das bewußte Zimmer; das Haus hatte ich offen gefunden, obgleich die Wärterin ſchon ſeit lange von ihr entlaſſen war. Ich traf meine alte Freundin unruhig mit einem Krückſtock auf und ab wandernd, trotz des heißen Junitages in ihren grauen Soldatenmantel eingeknöpft; dabei hatte ſie eine ſchwarze Tüllhaube auf dem Kopfe, worin eine dunkelrothe Roſe nickte; die falſchen Locken waren auch ſchon vorgebunden.

„Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu beſprechen;" hub ſie in ihrer feierlichen Weiſe an. „Man hat mir geſagt, daß eine reiche Kaufherrntochter dieſer Stadt einen Grafen heirathen wird. — Ich ſehe nicht ein, warum meine Erbin nicht auch eine Grafenkrone tragen ſollte?“

„Aber ich dachte,“ wagte ich zu bemerken, „die Spitalleute vor dem Norderthore“ — —

„Mein Herr Stadtſecretär,“ fiel ſie mir ins Wort, „wenn Sie gleich mein Mandatar ſind, — ich habe volle Gewalt, mein Teſtament zu ändern.“

Ich beſtätigte das nach Kräften. Die kleine Greiſin ſchien in großer Aufregung; ſie mußte oftmals innehalten beim Sprechen. „Es ſoll hier ja noch ſo ein hungriger Graf herumlaufen,“ begann ſie wieder; „dem könnte auch geholfen werden! Meine Nichte“ — —

„Sie meinen, die älteſte Tochter des Polizeimeiſters!“

„Freilich, die Tochter des Chef-Directors der hieſigen Polizei. Sie iſt eine ganz andere Schönheit als die ſemmelblonde Grafenbraut von heute; ſie erinnerte mich bei dem kurzen Beſuche, wo ich das Vergnügen hatte ſie zu ſehen, ſogar an meine eigene Jugend; die junge Dame ſcheint eine vorzügliche Bildung genoſſen zu haben; — ich werde ihr ein fürſtliches Vermögen hinterlaſſen.“

Ich war ſehr erſtaunt; aber ich hielt mich vorſichtig zurück und beſchloß der Kugel ihren Lauf zu laſſen; die Mechtild ſollte ſchon ſtill halten, wenn ihr die Hunderttauſende in den Schooß fielen; und der Graf — dieſe Luftſpiegelung würde wohl von ſelbſt verſchwinden.

Während ſolcher Gedanken erſuchte mich die Alte, auf morgen alles Nöthige zur Errichtung eines neuen Teſtamentes vorzubereiten. „Denn es hat Eile,“ ſetzte ſie hinzu. „Meine Nichte könnte bei ihrer Schönheit ſonſt gar leicht eine Verbindung unter ihrem jetzigen Stande eingehen. — Schon in nächſter Woche werde ich meine Prunkgemächer öffnen; ich werde den Herrn Grafen einladen und ihm meine Erbin vorſtellen; mein Neffe, der Herr Chef-Director, wird es übernehmen, die Honneurs zu machen! — — Aber jetzt, mein Lieber, begleiten Sie mich nach oben; wir wollen doch ein wenig revidiren!“

Bei dieſen Worten hatte ſie das große Schlüſſelbund unter dem Kopfkiſſen ihres Bettes hervorgeholt; dann ſteckte ſie ohne Weiteres ihre kleine Knochenhand unter meinen Arm, und ſo krochen wir mit einander die breiten Treppen zu dem oberen Stockwerk hinauf.

Es war ein großer nach hinten zu belegener Saal, den wir jetzt betraten, nachdem der Schlüſſel ſich kreiſchend und nur mit meiner Hülfe im Schloß herumgedreht hatte; die Wände mit einer verblichenen gelben Tapete bekleidet, in deren Muſter ſich cannelirte Säulen zu der mit Roſen verzierten Stuckdecke hinaufſtreckten; die Möbeln alle in den graden Linien der Napoleonszeit, in den Aufſätzen der Spiegel jene Glasmalereien mit auffahrenden Auroras oder einem ſpeerwerfenden Achilleus. Auf den Fenſterbänken lagerte dicker Staub und eine Schaar von todten Nachtſchmetterlingen.

Die Alte erhob ihren Stock und zeigte nach den beiden Kronleuchtern von geſchliffenem Glaſe und nach den Fenſtern auf die verſchoſſenen Seidengardinen, die vor Zeiten gewiß im leuchtendſten Roth geprangt hatten; dann ließ ſie meinen Arm los und begab ſich an eine Unterſuchung der mit Schutzdecken verſehenen Stuhlpolſter.

Mich hatte indeß ein anderer Gegenſtand gefeſſelt. An der Wand den Fenſtern gegenüber hingen, je über einem Sopha, zwei lebensgroße gut gemalte Bruſtbilder. Das eine zeigte einen ſchon älteren, etwas corpulenten Mann mit fleiſchigen Wangen und kleinen genußſüchtigen Augen. Das andere war das Bild eines bacchantiſch ſchönen Weibes; eine weiße Tunica umſchloß die volle Bruſt, durch das dunkle kurz verſchnittene Haar, von dem nur eine Locke ſich über der weißen Stirn kräuſelte, zog ſich ein kirſchrothes Band mit leichter Schleife an der einen Seite; darunter blitzten ein Paar Augen von unerſättlicher Lebensluſt.

Faſt wie ein Schrecken hatte es mich befallen, als ich dieſes Bild erblickte; denn ich kannte es ſeit lange ganz genau. Es konnte kein Zweifel ſein, dies war das Original jenes kleinen Porträts aus der Stube meines Großvaters; es war Zug für Zug daſſelbe, nur mit allen Vorzügen eines lebensgroßen und in unmittelbarer Gegenwart gemalten Bildes. Ein beſtrickender Sinnenzauber ging von dem jugendlichen Antlitz aus, das hier in wahrhaft funkelnder Schönheit auf mich herabſah. Tauſend Gedanken kreuzten ſich in meinem Hirn, ich hatte faſt vergeſſen, wo ich mich befand.

Da rührte der Krückſtock der Alten an meinen Arm; ſie mußte leiſe herangeſchlichen ſein und ſtand jetzt ſchmunzelnd neben mir. „Es ſoll den höchſten Grad der Aehnlichkeit beſeſſen haben," ſagte ſie pathetiſch, mit ihrer Krücke nach dem ſchönen Weiberkopfe deutend, „nur wurde derzeit die Meinung ausgeſprochen, daß die Friſche meiner Farben und der Glanz meiner Augen doch nicht ganz erreicht ſeien."

„Es iſt Ihr Porträt?" fragte ich.

— „Weſſen ſollte es denn ſonſt ſein? — Der berühmte Hamburger Gröger hat mich derzeit als Braut gemalt; mein Gemahl zahlte ihm ſpäter ſechshundert Ducaten für die beiden Bilder."

Es war freilich eine müßige Frage, die ich gethan hatte; aber ich war im Innerſten verwirrt; ſeltſame Gedanken umſchwirrten mich: als hätte ich möglicherweiſe nicht ich ſelber, als hätte ich der Enkel jener ſchönen Bacchantin ſein können: die Welt der Erſcheinungen fing mir an zu ſchwanken; die Alte an meiner Seite flößte mir faſt Grauen ein. —

Aber ich wollte noch größere Gewißheit haben. „Waren Sie je in Antwerpen?" fragte ich.

— „In Antwerpen!" — Sie ſchien das Unvermittelte meiner Frage nicht zu fühlen; die alten Augen wurden noch greller als zuvor; mit beiden

Händen auf der Krücke und vor Erregung mit dem Kopfe zitternd, ſtand ſie vor mir. „Ob ich in Antwerpen geweſen bin? — — In der höchſten Blüthe meiner Schönheit! — Mein Vater führte eins der größten Kauffahrteiſchiffe dieſer Handelsſtadt; er nahm mich mit dahin; ſechs Wochen lang verweilten wir dort im Hafen. Ob ich in Antwerpen geweſen bin!“

Die Alte begann an ihrem Stabe in dem öden Saale auf und ab zu wandern, immer eifriger dabei erzählend: „Es war derzeit ein außerordentliches Leben dort; eine ruſſiſche Flotille lag auf der Rhede, die Officiere gaben Bälle auf den breiten Orlogſchiffen; und gar bald hatten ſie denn auch entdeckt, daß am Bord meines Vaters ſich eine Schönheit erſten Ranges befinde, wie ſie dieſelbe unter den niederländiſchen Juffruwen auch mit der ſchärfſten Brille nicht hätten entdecken können. Bald war ich zu allen Bällen eingeladen — ich war die Königin des Feſtes!“

Sie ſtieß heftig mit ihrem Stock auf den Fußboden, daß die Glasbehänge der Kronleuchter aneinander klirrten. „In einem mit farbigen Wimpeln und Bändern geſchmückten Boote wurde ich von meines Vaters Schiff geholt! Unter den ruſſiſchen Officieren war ein griechiſcher Prinz; Conſtantin Paläologus hieß er, der letzte Sproſſe der alten byzantiniſchen Kaiſerfamilie; — er ließ es ſich nicht nehmen, mich ſelbſt auf ſeinen Armen von Bord zu heben und mich ſanft auf den ſeidenen Polſterſitz des Bootes niederzulaſſen. Nur in franzöſiſcher Sprache konnten wir uns unterhalten: ‚Rose du Nord!‘ ſagte er, indem er ſchmachtend zu mir aufblickte, und breitete mit eigenen Händen einen koſtbaren Teppich unter meine Füße. — O mein Herr Stadtſecretär!“ — ſie ſchnarrte das Wort noch ſchärfer heraus als ſonſt — „wie damals das Meer und meine ſchwarzen Augen glänzten! Sie lagen Alle zu meinen Füßen; Alle! Der Prinz, die Officiere, die Söhne der großen deutſchen Handelshäuſer, welche damals auf den Comptoiren dort ihre Ausbildung erhielten, und von denen die vornehmſten auch zu dieſen Bällen eingeladen wurden. — — Ich habe ſie Alle fortgeſtoßen, Alle! — Und das freut mich noch!“

Sie focht mit dem Stocke durch die Luft, daß der Soldatenmantel von ihrer Schulter glitt, und ſie nun in ihrer ganzen dürren Winzigkeit vor mir ſtand. In dem langen Spiegel drüben, wie in der Ferne, ſah ich noch einmal eine ſolche Geſtalt und mich an ihrer Seite ſtehen; noch einen zweiten Saal mit dem verblichenen Säulenmuſter, den ſteifen Sophas und mit den großen Glaskronen, deren Kryſtallbehänge vergebens unter dem Staube zu glitzern ſuchten, womit ſtill, aber emſig die Zeit ſie überzogen hatte. Mir war, als befinde ich mich in einer geſpenſtiſchen Welt, deren Wirklichkeit ſeit lange ſchon verſunken ſei.

Als ich den Mantel aufgehoben und ihn der Alten wieder unter dem Kinn zugeknöpft hatte, ſah ſie mich lange ſchweigend an. Die runzeligen Wangen waren geröthet; aber dennoch ſah ſie erſchreckend verfallen aus; und jetzt ſagte ſie mit einer ſo milden Stimme, daß ich ſie dieſer Menſchenmumie nicht zugetraut hätte: „Wiſſen Sie, mein Lieber, warum ich Ihnen mein Vertrauen ſchenkte? Gleich, da ich Sie ſah — Ihnen allein von allen Menſchen? — — Sie haben eine Aehnlichkeit;“ fuhr ſie fort, als ſie keine Antwort von mir erhielt, „eine Aehnlichkeit! — — Unter den jungen deutſchen Kaufleuten war Einer; ich kannte ihn ſeit lange! — Junger Mann, haben Sie es ſchon erlebt, daß ein Menſchenkind mit ſehenden Augen ſein beſtes Glück mit Füßen von ſich ſtieß? — War er nicht ſchön? — Ja, er war ſchön wie ein Johannes! — War er nicht reich? — Freilich, der da hatte mehr!“ und ſie wies mit dem Stabe auf das Seitenſtück ihres Jugendbildes.

„Es iſt das Bild Ihres ſeligen Mannes?“ fragte ich dazwiſchen.

„Selig?“ — Sie lachte grimmig in ſich hinein; dann fuhr ſie in ihrem Frage- und Antwortſpiele fort: „Und war er nicht auch gut?“ Sie lachte wieder. „Ja, ja, er war auch gut; aber da lag es! Ich glaube, ich konnte es nicht leiden, daß er gar ſo gut war! — — Und er hat mich geliebt, der arme Narr; ich weiß, er ließ ſich heimlich eine Copie von meinem Bilde machen und ging dann in die weite Welt. — — Vorbei, längſt vorbei!“ murmelte ſie leiſe in ſich hinein und begann wieder auf und ab zu wandern.

Plötzlich blieb ſie ſtehen. „Wenn ich wüßte, ob er noch am Leben ſei oder ſeine Kinder oder ſeine Enkel!“ Sie ließ den Krückſtock fallen und faltete wie betend ihre Hände; ich ſah, wie die ganze Geſtalt der kleinen Greiſin bebte.

Ein namenloſes Mitleid befiel mich; und ſchon öffnete ich die Lippen, um ihr zuzurufen: ich bringe dir den Gruß deiner Jugendliebe, ich bin ſeines Blutes, du ſollſt nicht ſterben in der Verlaſſenheit des Haſſes!

Da ſetzte ſie hinzu: „Wenn ich es wüßte, ich würde auch das ſchöne Lärvchen laufen laſſen! Sie, keine Anderen ſollten meine Erben ſein!“

Das verſchloß mir den Mund.

Sie nannte mir den Familiennamen meines Großvaters. — „Ich habe ihn nie gehört,“ ſagte ich.

Die Greiſin ſeufzte. Sie ſah ſich noch einmal in dem Saale um. „Es iſt Alles vorzüglich wohlerhalten!“ ſprach ſie dann wieder in ihrer alten hochtrabenden Weiſe; „machen wir das Teſtament in Ordnung! — Aber, mein Lieber, keine fremden Leute mir ins Haus! Der Mann der alten Brodfrau und ihr Enkelſohn können Zeugen ſein; die ſind dumm genug dazu!“

Sie nahm den Krückſtock, den ich ihr aufgehoben hatte, und hing ſich wieder an meinen Arm; aber ſie umklammerte mich jetzt, als fürchte ſie zu fallen, und da ich zu ihr hinabblickte, ſtarrte eine wahre Todtenmaske mir entgegen; die einſtmals ſchöne Naſe ſtand ſcharf und hippokratiſch zwiſchen den großen grellen Augen.

Ich erſchrak und ſuchte ſie nochmals zu bewegen, ſich einem Arzte anzuvertrauen; aber ſie ſchüttelte nur den Kopf, obgleich ihre Kinnbacken wie im Fieber an einander ſchlugen. „Die Aehnlichkeit!“ hörte ich ſie nochmals vor ſich hin murmeln; „o, die Aehnlichkeit!“

Sie war ſo ſchwach, daß ich ſie die Treppe faſt hinuntertragen mußte; dennoch, als wir unten angelangt waren, ſchleppte ſie ſich an die Hausthür, und ich hörte, wie ſie hinter mir die Kette einhakte.

— — Beim Austritt aus dem Hauſe ſah ich unſere junge Freundin Mechtild die Straße herabkommen. Schon verſpürte ich eine Neigung, ihr womöglich zu entweichen — denn ich ſchämte mich etwas meines Jeſuitismus zu ihren Gunſten — als ich in ihrer heiteren Weiſe von ihr angerufen wurde.

„Nun, Herr Stadtſecretär? Sie kommen aus dem Hauſe meiner Tante?“

„Freilich,“ erwiederte ich, „die, wie Sie ſagen, nicht Ihre Tante iſt.“

— „Was hatten Sie dort zu thun? Am Ende ſind Sie es, der mir die große Erbſchaft wegfiſcht!“

„Gewiß! Warten Sie nur noch ein paar Tage, da werden ſich große Dinge offenbaren.“

— „Und Sie glauben wohl, ich werde Ihnen jetzt eine Scene weiblicher Neugierde zum Beſten geben! Sie irren ſich, Herr Stadtſecretär! Aber“ — und ſie zeigte mit ihrem Sonnenſchirm nach dem finſteren Hauſe — „wenn Sie dort Gewalt haben, reißen Sie doch einmal alle Fenſter auf. Die arme alte Frau — das wird ihr wohlthun, wenn dieſe Frühlingsluft das Haus durchweht!“

Sie nickte mir zu und ging die Straße hinab.

Ich ſah ihr lange nach und dachte: „Komm du nur ſelbſt hinein! Dir wird auf die Länge auch jenes arme alte Herz nicht widerſtehen; du ſelber biſt der rechte Frühlingsſchein!“

⁂

„Das Teſtament! Die Alte ſagt, es habe Eile!“ Mit dieſem Gedanken war ich am anderen Morgen ſchon früh an meinem Schreibtiſch, um einen möglichſt vollſtändigen Entwurf deſſelben auszuarbeiten.

Während ich damit beſchäftigt war, brachte meine Frau mir den Kaffee, den ich mir heute nicht Zeit ließ im Familienzimmer einzunehmen.

„Du,“ ſagte ſie, „es ſoll die Nacht wieder recht unruhig geweſen ſein im Hauſe links.“

„Schön!“ erwiederte ich. „Nächſtens ſoll es darin auch bei Tage unruhig werden!“

— „Nein, ohne Scherz! Die Mägde — ihre Kammer liegt ja nach jener Seite hin — ſie haben es klirren hören, als wenn ein ſchwerer Geldſack auf den Boden fiele.“

„Thorheit!“ ſagte ich und ſchrieb, ohne aufzuſehen, weiter; „die Alte hat gar keinen Geldſack mehr im Hauſe, nur einen Haufen goldener Spielmarken.“

Da klopfte es.

Auf mein „Herein“ reckte ſich ein alter Weiberkopf ins Zimmer. „Keine Menſchenmöglichkeit, bei der Madame Janſen 'reinzukommen!“ ſagte die Brodfrau, die jetzt völlig zu uns eintrat. „Schon Glock' Sechſen hab' ich mit dem Klopfer aufgeſchlagen, daß die Nachbarsleute vor die Thür kamen; es muß abſolut was paſſirt ſein, Herr Stadtſecretär!“

Das machte mich doch von meinem Tiſche aufſpringen; denn das Klopfen hatte ich freilich auch gehört.

Als wir auf die Straße kamen, war ſchon ein benachbarter Schloſſer mit ſeinem Werkzeug angelangt. Ich hieß ihn die Hausthür öffnen und, als das geſchehen war, die innen vorgelegte Kette durchfeilen. Dann traten wir in das untere Zimmer.

Es ſah noch wüſter als gewöhnlich aus. Schränke und Commoden waren, von den Wänden abgerückt, das Bettzeug bis auf die unterſte Strohmatratze ausgepackt; ſogar der große Spiegel, wie beim Auflüpfen verſchoben, hing faſt quer vor den beiden Fenſtern; es mußte hier allerdings recht unruhig zugegangen ſein.

Aber noch mehr des nächtlichen Spukes beſtätigte ſich: der Fußboden war mit blanken Speciesthalern wie beſät; in der Mitte deſſelben lag der alte Soldatenmantel; ein offener, aber noch halbgefüllter Geldſack ragte daraus hervor, augenſcheinlich das Füllhorn, dem dieſe blinkenden Schätze entrollt waren.

Eine Weile ſtanden wir, ohne eine Hand zu rühren; dann bückte ſich der Schloſſer und hob den

Mantel auf. Ein kleiner zuſammengekrümmter Leichnam lag darunter, die Leiche meiner Nachbarin Madame Sievert Janſen. — Das ſchöne übermüthige Kind, das einſt das Knabenherz des Großvaters mit ſo unvergänglicher Leidenſchaft erfüllt hatte, das lebenſprühende Frauenbild, deſſen Scheingeſtalt noch jetzt von der Wand des öden Saales herabblickte — was hier zu meinen Füßen lag, es war der Reſt davon.

⁂

Was ſoll ich weiter erzählen! Eine förmliche Hausſuchung, die nach dem Begräbniß der alten Dame abgehalten wurde, ergab, daß überall, im Keller wie auf den Böden, hinter Dachſparren und Panelen noch mancher Jahrgang ihrer Zinſenernten verſteckt lag; nur der rothſeidene Beutel mit den fremden Goldmünzen iſt niemals aufgefunden worden.

Das neue Teſtament war nicht zu Stande gekommen; und ſo iſt das bedeutende, wenn auch nicht fürſtliche Vermögen, wie vorher beſtimmt war, mit drei Vierteln an das Land- und Seeſpital gefallen. — Ob die blaunaſigen alten Burſchen jetzt alten Jamaika-Rum in ihren Flötenvögeln haben, bin ich nicht in die Lage gekommen, zu unterſuchen; nur weiß ich, daß ſie jetzt in doppelten Reihen auf den Bänken ſitzen und ihren Vogel nach wie vor recht fleißig aus der Taſche holen.

Und Mechtild? — Sie hat dennoch ihren Lieutenant geehelicht, der jetzt ſogar ein Oberſtlieutenant iſt. Da ſie bald nach ihrer Verheirathung unſere Stadt verließ, ſo vermag ich Näheres über ſie nicht zu berichten; hoffen wir indeß, daß ſie auch in ihrem ſpäteren Alter ein wenig höher geblieben iſt, als das um ſie herum. Mitunter iſt ja doch dergleichen vorgekommen.

In dem alten Hauſe ſpukt es ſelbſtverſtändlich, zumal wenn ſich die Todesnacht der armen Greiſin jährt; dann hört man ſie auf Trepp' und Gängen ſtöhnen, als jammere ſie über die vergrabenen Schätze ihrer Jugend.

Und daß es noch dergleichen in der Welt giebt" — ſo ſchloß mein Freund ſeine Erzählung, indem er ſich ſtatt der längſt in Rauch aufgegangenen eine neue Cigarre anzündete — „das und den Dampf einer guten Importirten, Beides finde ich unter Umſtänden außerordentlich tröſtlich."

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Storm's geſammelte Schriften.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Vierzehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1882.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band II.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1882.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des elften Bandes.

Gedichte.

Geh nicht hinein 3
An Agnes Preller 6
Aquis submersus (1875–1876) 7

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedichte.

Geh nicht hinein.

Im Flügel oben hinterm Corridor,
Wo es ſo jählings einſam worden iſt,
— Nicht in dem erſten Zimmer, wo man ſonſt
Ihn finden mochte, in die blaſſe Hand
Das junge Haupt geſtützt, die Augen träumend
Entlang den Wänden ſtreifend, wo im Laub
Von Tropenpflanzen ausgebälgt Gethier
Die Flügel ſpreizte und die Tatzen reckte,
Halb Wunder noch, halb Wiſſensräthſel ihm,
— Nicht dort; der Stuhl iſt leer, die Pflanzen laſſen
Verdürſtend ihre ſchönen Blätter hängen;
Staub ſinkt herab; — nein, nebenan die Thür,

In jenem hohen dämmrigen Gemach,
— Beklommne Schwüle iſt drin eingeſchloſſen —
Dort hinterm Wandſchirm auf dem Bette liegt
Etwas — geh nicht hinein! Es ſchaut dich fremd
Und furchtbar an!
Vor wenig Stunden noch
Auf jenen Kiſſen lag ſein blondes Haupt;
Zwar bleich von Qualen, denn des Lebens Fäden
Zerriſſen jäh; doch ſeine Augen ſprachen
Noch zärtlich, und mitunter lächelt' er,
Als ſäh' er noch in goldne Erdenferne.
Da plötzlich loſch es aus; er wußt' es plötzlich,
— Und ein Entſetzen ſchrie aus ſeiner Bruſt,
Daß rathlos Mitleid, die am Lager ſaßen,
In Stein verwandelte — er lag am Abgrund;
Bodenlos, ganz ohne Boden. — „Hilf!
Ach, Vater, lieber Vater!“ Taumelnd ſchlug
Er um ſich mit den Armen; ziellos griffen
In leere Luft die Hände; noch ein Schrei —
Und dann verſchwand er.
Dort, wo er gelegen,
Dort hinterm Wandſchirm, ſtumm und einſam liegt
Jetzt etwas — bleich! Geh nicht hinein! Es ſchaut

Dich fremd und furchtbar an; für viele Tage
Kannſt du nicht leben, wenn du es erblickt.

„Und weiter — du, der du ihn liebteſt — haſt
Nichts weiter du zu ſagen?“
Weiter nichts.

An Agnes Preller.

Als ich Abends einen Roſenſtrauß auf meinem Zimmer fand.

Die Tage ſind gezählt, vorüber bald
Iſt Alles, was das Leben einſt verſüßt;
Was will ich mehr, als daß vorm Schlafengehn
Die Jugend mich mit friſchen Roſen grüßt.

Aquis submersus.

(1875–1876.)

Seinem Landsmann

Wilhelm Jenſen

ſendet dieſes Buch

als Gruß aus der Heimath

der Verfaſſer.

In unſerem zu dem früher herzoglichen Schloſſe gehörigen, ſeit Menſchengedenken aber ganz vernachläſſigten „Schloßgarten“ waren ſchon in meiner Knabenzeit die einſt im altfranzöſiſchen Stile angelegten Hagebuchenhecken zu dünnen, geſpenſtiſchen Alleen ausgewachſen; da ſie indeſſen immerhin noch einige Blätter trugen, ſo wiſſen wir Hieſigen, durch Laub der Bäume nicht verwöhnt, ſie gleichwohl auch in dieſer Form zu ſchätzen; und zumal von uns nachdenklichen Leuten wird immer der Eine oder Andere dort zu treffen ſein. Wir pflegen dann unter dem dürftigen Schatten nach dem ſogenannten „Berg“ zu wandeln, einer kleinen Anhöhe in der nordweſtlichen Ecke des Gartens oberhalb dem ausgetrockneten Bette eines Fiſchteiches, von wo aus der weiteſten Ausſicht nichts im Wege ſteht.

Die Meiſten mögen wohl nach Weſten blicken, um ſich an dem lichten Grün der Marſchen und darüberhin an der Silberfluth des Meeres zu ergötzen, auf welcher das Schattenbild der langgeſtreckten Inſel ſchwimmt; meine Augen wenden unwillkürlich ſich nach Norden, wo, kaum eine Meile fern, der graue, ſpitze Kirchthurm aus dem höher belegenen, aber öden Küſtenlande aufſteigt; denn dort liegt eine von den Stätten meiner Jugend.

Der Paſtorsſohn aus jenem Dorfe beſuchte mit mir die „Gelehrtenſchule“ meiner Vaterſtadt, und unzählige Male ſind wir am Sonnabendnachmittage zuſammen dahinaus gewandert, um dann am Sonntagabend oder Montags früh zu unſerem Nepos oder ſpäter zu unſerem Cicero nach der Stadt zurückzukehren. Es war damals auf der Mitte des Weges noch ein gut Stück ungebrochener Haide übrig, wie ſie ſich einſt nach der einen Seite bis faſt zur Stadt, nach der anderen ebenſo gegen das Dorf erſtreckt hatte. Hier ſummten auf den Blüthen des duftenden Haidekrauts die Immen und weißgrauen Hummeln und rannte unter den dürren Stengeln deſſelben der ſchöne, goldgrüne Laufkäfer; hier in den

Duftwolken der Eriken und des harzigen Gagelſtrauches ſchwebten Schmetterlinge, die nirgends ſonſt zu finden waren. Mein ungeduldig dem Elternhauſe zuſtrebender Freund hatte oft ſeine liebe Noth, ſeinen träumeriſchen Genoſſen durch all die Herrlichkeiten mit ſich fortzubringen: hatten wir jedoch das angebaute Feld erreicht, dann ging es auch um deſto munterer vorwärts, und bald, wenn wir nur erſt den langen Sandweg hinaufwateten, erblickten wir auch ſchon über dem dunklen Grün einer Fliederhecke den Giebel des Paſtorhauſes, aus dem das Studirzimmer des Hausherrn mit ſeinen kleinen, blinden Fenſterſcheiben auf die bekannten Gäſte hinabgrüßte.

Bei den Paſtorsleuten, deren einziges Kind mein Freund war, hatten wir allezeit, wie wir hier zu ſagen pflegen, fünf Quartier auf der Elle, ganz abgeſehen von der wunderbaren Naturalverpflegung. Nur die Silberpappel, der einzig hohe und alſo auch einzig verlockende Baum des Dorfes, welche ihre Zweige ein gut Stück oberhalb des bemooſten Strohdaches rauſchen ließ, war gleich dem Apfelbaum des Paradieſes uns verboten und wurde daher nur heimlich von uns erklettert; ſonſt war, ſo viel ich mich entſinne, Alles erlaubt und wurde je nach unſerer Altersſtufe beſtens von uns ausgenutzt.

Der Hauptſchauplatz unſerer Thaten war die große „Prieſterkoppel“, zu der ein Pförtchen aus dem Garten führte. Hier wußten wir mit dem den Buben angebornen Inſtincte die Neſter der Lerchen und der Grauammern aufzuſpüren, denen wir dann die wiederholteſten Beſuche abſtatteten, um nachzuſehen, wie weit in den letzten Stunden die Eier oder die Jungen nun gediehen ſeien; hier auf einer tiefen und, wie ich jetzt meine, nicht weniger als jene Pappel gefährlichen Waſſergrube, deren Rand mit alten Weidenſtümpfen dicht umſtanden war, fingen wir die flinken ſchwarzen Käfer, die wir „Waſſerfranzoſen“ nannten, oder ließen wir ein ander Mal unſere auf einer eigens angelegten Werft erbaute Kriegsflotte aus Wallnußſchalen und Schachteldeckeln ſchwimmen. Im Spätſommer geſchah es dann auch wohl, daß wir aus unſerer Koppel einen Raubzug nach des Küſters Garten machten, welcher gegenüber dem des Paſtorates an der anderen Seite der Waſſergrube lag; denn wir hatten dort von zwei verkrüppelten Apfelbäumen unſeren Zehnten einzuheimſen, wofür uns freilich gelegentlich eine freundſchaftliche Drohung von dem gutmüthigen alten Manne zu Theil wurde. — So viele Jugendfreuden wuchſen auf dieſer Prieſterkoppel, in deren dürrem Sandboden andere Blumen nicht gedeihen wollten; nur den ſcharfen Duft der goldknopfigen Rainfarren, die hier haufenweis auf allen Wällen ſtanden, ſpüre ich noch heute in der Erinnerung, wenn jene Zeiten mir lebendig werden.

Doch alles dieſes beſchäftigte uns nur vorübergehend; meine dauernde Theilnahme dagegen erregte ein Anderes, dem wir ſelbſt in der Stadt nichts an die Seite zu ſetzen hatten. — Ich meine damit nicht etwa die Röhrenbauten der Lehmwespen, die überall aus den Mauerfugen des Stalles hervorragten, obſchon es anmuthig genug war, in beſchaulicher Mittagsſtunde das Aus- und Einfliegen der emſigen Thierchen zu beobachten; ich meine den viel größeren Bau der alten und ungewöhnlich ſtattlichen Dorfkirche. Bis an das Schindeldach des hohen Thurmes war ſie von Grund auf aus Granitquadern aufgebaut und beherrſchte, auf dem höchſten Punkt des Dorfes ſich erhebend, die weite Schau über Haide, Strand und Marſchen. — Die meiſte Anziehungskraft für mich hatte indeß das Innere der Kirche; ſchon der ungeheure Schlüſſel, der von dem Apoſtel Petrus ſelbſt zu ſtammen ſchien, erregte meine Phantaſie. Und in der That erſchloß er auch, wenn wir ihn glücklich dem alten Küſter abgewonnen hatten, die Pforte zu manchen wunderbaren Dingen, aus denen eine längſt vergangene Zeit hier wie mit finſteren, dort mit kindlich frommen Augen, aber immer in geheimnißvollem Schweigen zu uns Lebenden aufblickte. Da hing mitten in die Kirche hinab ein ſchrecklich übermenſchlicher Crucifixus, deſſen hagere Glieder und verzerrtes Antlitz mit Blute überrieſelt waren; dem zur Seite an einem Mauerpfeiler haftete gleich einem Neſt die braungeſchnitzte Kanzel, an der aus Frucht- und Blattgewinden allerlei Thier- und Teufelsfratzen ſich hervorzudrängen ſchienen. Beſondere Anziehung aber übte der große, geſchnitzte Altarſchrank im Chor der Kirche, auf dem in bemalten Figuren die Leidensgeſchichte Chriſti dargeſtellt war; ſo ſeltſam wilde Geſichter, wie das des Kaiphas oder die der Kriegsknechte, welche in ihren goldenen Harniſchen um des Gekreuzigten Mantel würfelten, bekam man draußen im Alltagsleben nicht zu ſehen; tröſtlich damit contraſtirte nur das holde Antlitz der am Kreuze hingeſunkenen Maria; ja, ſie hätte leicht mein Knabenherz mit einer phantaſtiſchen Neigung beſtricken können, wenn nicht ein Anderes mit noch ſtärkerem Reize des Geheimnißvollen mich immer wieder von ihr abgezogen hätte.

Unter all dieſen ſeltſamen oder wohl gar unheimlichen Dingen hing im Schiff der Kirche das unſchuldige Bildniß eines todten Kindes, eines ſchönen, etwa fünfjährigen Knaben, der, auf einem mit Spitzen beſetzten Kiſſen ruhend, eine weiße Waſſerlilie in ſeiner kleinen, bleichen Hand hielt. Aus dem zarten Antlitz ſprach neben dem Grauen des Todes, wie hülfeflehend, noch eine letzte holde Spur des Lebens; ein unwiderſtehliches Mitleid befiel mich, wenn ich vor dieſem Bilde ſtand.

Aber es hing nicht allein hier; dicht daneben ſchaute aus dunklem Holzrahmen ein finſterer ſchwarzbärtiger Mann in Prieſterkragen und Sammar. Mein Freund ſagte mir, es ſei der Vater jenes ſchönen Knaben; dieſer ſelbſt, ſo gehe noch heute die Sage, ſolle einſt in der Waſſergrube unſerer Prieſterkoppel ſeinen Tod gefunden haben. Auf dem Rahmen laſen wir die Jahrzahl 1666; das war lange her. Immer wieder zog es mich zu dieſen beiden Bildern; ein phantaſtiſches Verlangen ergriff mich, von dem Leben und Sterben des Kindes eine nähere, wenn auch noch ſo karge Kunde zu erhalten; ſelbſt aus dem düſtern Antlitz des Vaters, das trotz des Prieſterkragens mich faſt an die Kriegsknechte des Altarſchranks gemahnen wollte, ſuchte ich ſie herauszuleſen.

— — Nach ſolchen Studien in dem Dämmerlicht der alten Kirche erſchien dann das Haus der guten Paſtorsleute nur um ſo gaſtlicher. Freilich war es gleichfalls hoch zu Jahren, und der Vater meines Freundes hoffte, ſo lange ich denken konnte, auf einen Neubau; da aber die Küſterei an derſelben Altersſchwäche litt, ſo wurde weder hier noch dort gebaut. — Und doch, wie freundlich waren trotzdem die Räume des alten Hauſes; im Winter die kleine Stube rechts, im Sommer die größere links vom Hausflur, wo die aus den Reformationsalmanachen herausgeſchnittenen Bilder in Mahagonirähmchen an der weißgetünchten Wand hingen, wo man aus dem weſtlichen Fenſter nur eine ferne Windmühle, außerdem aber den ganzen weiten Himmel vor ſich hatte, der ſich Abends in roſenrothem Schein verklärte und das ganze Zimmer überglänzte! Die lieben Paſtorsleute, die Lehnſtühle mit den rothen Plüſchkiſſen, das alte tiefe Sopha, auf dem Tiſch beim Abendbrot der traulich ſauſende Theekeſſel, — es war Alles helle, freundliche Gegenwart. Nur eines Abends — wir waren derzeit ſchon Secundaner — kam mir der Gedanke, welch eine Vergangenheit an dieſen Räumen hafte, ob nicht gar jener todte Knabe einſt mit friſchen Wangen hier leibhaftig umhergeſprungen ſei, deſſen Bildniß jetzt wie mit einer wehmüthig holden Sage den düſteren Kirchenraum erfüllte.

Veranlaſſung zu ſolcher Nachdenklichkeit mochte geben, daß ich am Nachmittage, wo wir auf meinen Antrieb wieder einmal die Kirche beſucht hatten, unten in einer dunklen Ecke des Bildes vier mit rother Farbe geſchriebene Buchſtaben entdeckt hatte, die mir bis jetzt entgangen waren.

„Sie lauten C. P. A. S.“, ſagte ich zu dem Vater meines Freundes; „aber wir können ſie nicht enträthſeln.“

„Nun,“ erwiderte dieſer; „die Inſchrift iſt mir wohl bekannt; und nimmt man das Gerücht zu Hülfe, ſo möchten die beiden letzten Buchſtaben wohl mit ‚Aquis Submersus‘, alſo mit ‚Ertrunken‘ oder wörtlich ‚Im Waſſer verſunken‘ zu deuten ſein; nur mit dem vorangehenden C. P. wäre man dann noch immer in Verlegenheit! Der junge Adjunctus unſeres Küſters, der einmal die Quarta paſſirt iſt, meint zwar, es könne ‚Casu Periculoso‘, ‚Durch gefährlichen Zufall‘ heißen; aber die alten Herren jener Zeit dachten logiſcher; wenn der Knabe dabei ertrank, ſo war der Zufall nicht bloß gefährlich.“

Ich hatte begierig zugehört. „Casu“ ſagte ich; „es könnte auch wohl ‚Culpa‘ heißen?“

„Culpa?“ wiederholte der Paſtor. „Durch Schuld? — aber durch weſſen Schuld!“

Da trat das finſtere Bild des alten Predigers mir vor die Seele, und ohne viel Beſinnen rief ich: „Warum nicht: ‚Culpa Patris?‘“

Der gute Paſtor war faſt erſchrocken. „Ei, ei, mein junger Freund,“ ſagte er und erhob warnend den Finger gegen mich. „Durch Schuld des Vaters? — So wollen wir trotz ſeines düſteren Anſehens meinen ſeligen Amtsbruder doch nicht beſchuldigen.

Auch würde er dergleichen wohl ſchwerlich von ſich haben ſchreiben laſſen."

Dies Letztere wollte auch meinem jugendlichen Verſtande einleuchten; und ſo blieb denn der eigentliche Sinn der Inſchrift nach wie vor ein Geheimniß der Vergangenheit.

Daß übrigens jene beiden Bilder ſich auch in der Malerei weſentlich vor einigen alten Predigerbildniſſen auszeichneten, welche gleich daneben hingen, war mir ſelbſt ſchon klar geworden; daß aber Sachverſtändige in dem Maler einen tüchtigen Schüler altholländiſcher Meiſter erkennen wollten, erfuhr ich freilich jetzt erſt durch den Vater meines Freundes. Wie jedoch ein ſolcher in dieſes arme Dorf verſchlagen worden, oder woher er gekommen und wie er geheißen habe, darüber wußte auch er mir nichts zu ſagen. Die Bilder ſelbſt enthielten weder einen Namen, noch ein Malerzeichen.

* * *

Die Jahre gingen hin. Während wir die Univerſität beſuchten, ſtarb der gute Paſtor, und die Mutter meines Schulgenoſſen folgte ſpäter ihrem

Sohne auf deſſen inzwiſchen anderswo erreichte Pfarrſtelle; ich hatte keine Veranlaſſung mehr, nach jenem Dorfe zu wandern. — Da, als ich ſelbſt ſchon in meiner Vaterſtadt wohnhaft war, geſchah es, daß ich für den Sohn eines Verwandten ein Schülerquartier bei guten Bürgersleuten zu beſorgen hatte. Der eigenen Jugendzeit gedenkend, ſchlenderte ich im Nachmittagsſonnenſcheine durch die Straßen, als mir an der Ecke des Marktes über der Thür eines alten, hochgegiebelten Hauſes eine plattdeutſche Inſchrift in die Augen fiel, die verhochdeutſcht etwa lauten würde:

Gleich ſo wie Rauch und Staub verſchwindt,
Alſo ſind auch die Menſchenkind'.

Die Worte mochten für jugendliche Augen wohl nicht ſichtbar ſein; denn ich hatte ſie nie bemerkt, ſo oft ich auch in meiner Schulzeit mir einen Heißewecken bei dem dort wohnenden Bäcker geholt hatte. Faſt unwillkürlich trat ich in das Haus; und in der That, es fand ſich hier ein Unterkommen für den jungen Vetter. Die Stube ihrer alten „Mödderſch“ (Mutterſchweſter) — ſo ſagte mir der freundliche

Meiſter —, von der ſie Haus und Betrieb geerbt hätten, habe ſeit Jahren leer geſtanden; ſchon lange hätten ſie ſich einen Gaſt dafür gewünſcht.

Ich wurde eine Treppe hinaufgeführt, und wir betraten dann ein ziemlich niedriges, alterthümlich ausgeſtattetes Zimmer, deſſen beide Fenſter mit ihren kleinen Scheiben auf den geräumigen Marktplatz hinausgingen. Früher, erzählte der Meiſter, ſeien zwei uralte Linden vor der Thür geweſen; aber er habe ſie ſchlagen laſſen, da ſie allzuſehr ins Haus gedunkelt und auch hier die ſchöne Ausſicht ganz verdeckt hätten.

Ueber die Bedingungen wurden wir bald in allen Theilen einig; während wir dann aber noch über die jetzt zu treffende Einrichtung des Zimmers ſprachen, war mein Blick auf ein im Schatten eines Schrankes hängendes Oelgemälde gefallen, das plötzlich meine ganze Aufmerkſamkeit hinwegnahm. Es war noch wohl erhalten und ſtellte einen älteren, ernſt und milde blickenden Mann dar, in einer dunklen Tracht, wie in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſie diejenigen aus den vornehmeren Ständen zu tragen pflegten, welche ſich mehr mit

Staatsſachen oder gelehrten Dingen als mit dem Kriegshandwerke beſchäftigten.

Der Kopf des alten Herrn, ſo ſchön und anziehend und ſo trefflich er immer gemalt ſein mochte, hatte indeſſen nicht dieſe Erregung in mir hervorgebracht; aber der Maler hatte ihm einen blaſſen Knaben in den Arm gelegt, der in ſeiner kleinen ſchlaff herabhängenden Hand eine weiße Waſſerlilie hielt; — und dieſen Knaben kannte ich ja längſt. Auch hier war es wohl der Tod, der ihm die Augen zugedrückt hatte.

„Woher iſt dieſes Bild?“ fragte ich endlich, da ich plötzlich inne wurde, daß der vor mir ſtehende Meiſter mit ſeiner Auseinanderſetzung innegehalten hatte.

Er ſah mich verwundert an. „Das alte Bild? Das iſt von unſerer Mödderſch,“ erwiderte er; „es ſtammt von ihrem Urgroßonkel, der ein Maler geweſen und vor mehr als hundert Jahren hier gewohnt hat. Es ſind noch andre Siebenſachen von ihm da.“

Bei dieſen Worten zeigte er nach einer kleinen Lade von Eichenholz, auf welcher allerlei geometriſche Figuren recht zierlich eingeſchnitten waren.

Als ich ſie von dem Schranke, auf dem ſie ſtand, herunternahm, fiel der Deckel zurück, und es zeigten ſich mir als Inhalt einige ſtark vergilbte Papierblätter mit ſehr alten Schriftzügen.

„Darf ich die Blätter leſen?“ fragte ich.

„Wenn's Ihnen Plaiſir macht,“ erwiderte der Meiſter, „ſo mögen Sie die ganze Sache mit nach Hauſe nehmen; es ſind ſo alte Schriften; Werth ſteckt nicht darin.“

Ich aber erbat mir und erhielt auch die Erlaubniß, dieſe werthloſen Schriften hier an Ort und Stelle leſen zu dürfen; und während ich mich dem alten Bilde gegenüber in einen mächtigen Ohrenlehnſtuhl ſetzte, verließ der Meiſter das Zimmer, zwar immer noch erſtaunt, doch gleichwohl die freundliche Verheißung zurücklaſſend, daß ſeine Frau mich bald mit einer guten Taſſe Kaffee regaliren werde.

Ich aber las und hatte im Leſen bald Alles um mich her vergeſſen.

— — — — — — — — — — — — — —

So war ich denn wieder daheim in unſerm Holſtenlande; am Sonntage Cantate war es anno 1661! —

Mein Malgeräth und ſonſtiges Gepäcke hatte ich in der Stadt zurückgelaſſen und wanderte nun fröhlich fürbaß, die Straße durch den maiengrünen Buchenwald, der von der See ins Land hinaufſteigt. Vor mir her flogen ab und zu ein paar Waldvöglein und letzeten ihren Durſt an dem Waſſer, ſo in den tiefen Radgeleiſen ſtund; denn ein linder Regen war gefallen über Nacht und noch gar früh am Vormittage, ſo daß die Sonne den Waldesſchatten noch nicht überſtiegen hatte.

Der helle Droſſelſchlag, der von den Lichtungen zu mir ſcholl, fand ſeinen Widerhall in meinem Herzen. Durch die Beſtellungen, ſo mein theurer Meiſter van der Helſt im letzten Jahre meines Amſterdamer Aufenthalts mir zugewendet, war ich aller Sorge quitt geworden; einen guten Zehrpfennig und einen Wechſel auf Hamburg trug ich noch itzt in meiner Taſchen; dazu war ich ſtattlich angethan: mein Haar fiel auf ein Mäntelchen mit feinem Grauwerk, und der Lütticher Degen fehlte nicht an meiner Hüfte.

Meine Gedanken aber eilten mir voraus; immer ſah ich Herrn Gerhardus, meinen edlen großgünſtigen

Protector, wie er von der Schwelle ſeines Zimmers mir die Hände würd' entgegenſtrecken, mit ſeinem milden Gruße: „So ſegne Gott deinen Eingang, mein Johannes!“

Er hatte einſt mit meinem lieben, ach, gar zu früh in die ewige Herrlichkeit genommenen Vater zu Jena die Rechte ſtudiret und war auch nachmals den Künſten und Wiſſenſchaften mit Fleiße obgelegen, ſo daß er dem Hochſeligen Herzog Friedrich bei ſeinem edlen, wiewohl wegen der Kriegsläufte vergeblichen Beſtreben um Errichtung einer Landesuniverſität ein einſichtiger und eifriger Berather geweſen. Obſchon ein adeliger Mann, war er meinem lieben Vater doch ſtets in Treuen zugethan blieben, hatte auch nach deſſen ſeligem Hintritt ſich meiner verwaiſeten Jugend mehr, als zu verhoffen, angenommen und nicht allein meine ſparſamen Mittel aufgebeſſert, ſondern auch durch ſeine fürnehme Bekanntſchaft unter dem holländiſchen Adel es dahin gebracht, daß mein theurer Meiſter van der Helſt mich zu ſeinem Schüler angenommen.

Meinte ich doch zu wiſſen, daß der verehrte Mann unverſehrt auf ſeinem Herrenhofe ſitze, wofür dem Allmächtigen nicht genug zu danken; denn, derweilen ich in der Fremde mich der Kunſt befliſſen, war daheim die Kriegsgreuel über das Land gekommen; ſo zwar, daß die Truppen, die gegen den kriegswüthigen Schweden dem Könige zum Beiſtand hergezogen, faſt ärger als die Feinde ſelbſt gehauſet, ja ſelbſt der Diener Gottes mehrere in jämmerlichen Tod gebracht. Durch den plötzlichen Hintritt des ſchwediſchen Carolus war nun zwar Friede; aber die grauſamen Stapfen des Krieges lagen überall; manch Bauern- oder Käthnerhaus, wo man mich als Knaben mit einem Trunke ſüßer Milch bewirthet, hatte ich auf meiner Morgenwanderung niedergeſenget am Wege liegen ſehen und manches Feld in ödem Unkraut, darauf ſonſt um dieſe Zeit der Roggen ſeine grünen Spitzen trieb.

Aber ſolches beſchwerete mich heut nicht allzuſehr; ich hatte nur Verlangen, wie ich dem edlen Herrn durch meine Kunſt beweiſen möchte, daß er Gab' und Gunſt an keinen Unwürdigen verſchwendet habe; dachte auch nicht an Strolche und verlaufen Geſindel, das vom Kriege her noch in den Wäldern Umtrieb halten ſollte. Wohl aber tückete mich ein Anderes, und das war der Gedanke an den Junker Wulf. Er war mir nimmer hold geweſen, hatte wohl gar, was ſein edler Vater an mir gethan, als einen Diebſtahl an ihm ſelber angeſehen; und manches Mal, wenn ich, wie öfters nach meines lieben Vaters Tode, im Sommer die Vacanz auf dem Gute zubrachte, hatte er mir die ſchönen Tage vergället und verſalzen. Ob er anitzt in ſeines Vaters Hauſe ſei, war mir nicht kund geworden, hatte nur vernommen, daß er noch vor dem Friedensſchluſſe bei Spiel und Becher mit den ſchwediſchen Offiziers Verkehr gehalten, was mit rechter Holſtentreue nicht zu reimen iſt.

Indem ich dies bei mir erwog, war ich aus dem Buchenwalde in den Richtſteig durch das Tannenhölzchen geſchritten, das ſchon dem Hofe nahe liegt. Wie liebliche Erinnerung umhauchte mich der Würzeduft des Harzes; aber bald trat ich aus dem Schatten in den vollen Sonnenſchein hinaus; da lagen zu beiden Seiten die mit Haſelbüſchen eingehegten Wieſen, und nicht lange, ſo wanderte ich zwiſchen den zwo Reihen gewaltiger Eichbäume, die zum Herrenſitz hinaufführen.

Ich weiß nicht, was für ein bang Gefühl mich plötzlich überkam, ohn' alle Urſach, wie ich derzeit dachte; denn es war eitel Sonnenſchein umher, und vom Himmel herab klang ein gar herzlich und ermunternd Lerchenſingen. Und ſiehe, dort auf der Koppel, wo der Hofmann ſeinen Immenhof hat, ſtand ja auch noch der alte Holzbirnenbaum und flüſterte mit ſeinen jungen Blättern in der blauen Luft.

„Grüß dich Gott!“ ſagte ich leis, gedachte dabei aber weniger des Baumes, als vielmehr des holden Gottesgeſchöpfes, in dem, wie es ſich nachmals fügen mußte, all Glück und Leid und auch all nagende Buße meines Lebens beſchloſſen ſein ſollte, für jetzt und alle Zeit. Das war des edlen Herrn Gerhardus Töchterlein, des Junkers Wulfen einzig Geſchwiſter.

Item, es war bald nach meines lieben Vaters Tode, als ich zum erſten Mal die ganze Vacanz hier verbrachte; ſie war derzeit ein neunjährig Dirnlein, die ihre braunen Zöpfe luſtig fliegen ließ; ich zählte um ein paar Jahre weiter. So trat ich eines Morgens aus dem Thorhaus; der alte Hofmann Dieterich, der ober der Einfahrt wohnt, und neben dem als einem getreuen Manne mir mein Schlafkämmerlein eingeräumt war, hatte mir einen Eſchenbogen zugerichtet, mir auch die Bolzen von tüchtigem Blei dazu gegoſſen, und ich wollte nun auf die Raubvögel, deren genug bei dem Herrenhaus umherſchrieen; da kam ſie vom Hofe auf mich zugeſprungen.

„Weißt du, Johannes," ſagte ſie; „ich zeig' dir ein Vogelneſt; dort in dem hohlen Birnbaum; aber das ſind Rothſchwänzchen, die darfſt du ja nicht ſchießen!"

Damit war ſie ſchon wieder vorausgeſprungen; doch eh ſie noch dem Baum auf zwanzig Schritte nah gekommen, ſah ich ſie jählings ſtille ſtehn. „Der Buhz, der Buhz!" ſchrie ſie und ſchüttelte wie entſetzt ihre beiden Händlein in der Luft.

Es war aber ein großer Waldkauz, der ober dem Loche des hohlen Baumes ſaß und hinabſchauete, ob er ein ausfliegend Vögelein erhaſchen möge. „Der Buhz, der Buhz!" ſchrie die Kleine wieder. „Schieß, Johannes, ſchieß!" — Der Kauz aber, den die Freßgier taub gemacht, ſaß noch immer und ſtierete in die Hohlung. Da ſpannte ich meinen Eſchenbogen und ſchoß, daß das Raubthier zappelnd auf dem

Boden lag; aus dem Baume aber ſchwang ſich ein zwitſchernd Vöglein in die Luft.

Seit der Zeit waren Katharina und ich zwei gute Geſellen miteinander; in Wald und Garten, wo das Mägdlein war, da war auch ich. Darob aber mußte mir gar bald ein Feind erſtehen; das war Kurt von der Riſch, deſſen Vater eine Stunde davon auf ſeinem reichen Hofe ſaß. In Begleitung ſeines gelahrten Hofmeiſters, mit dem Herr Gerhardus gern der Unterhaltung pflag, kam er oftmals auf Beſuch; und da er jünger war als Junker Wulf, ſo war er wohl auf mich und Katharinen angewieſen; inſonders aber ſchien das braune Herrentöchterlein ihm zu gefallen. Doch war das ſchier umſonſt; ſie lachte nur über ſeine krumme Vogelnaſe, die ihm, wie bei faſt Allen des Geſchlechtes, unter buſchigem Haupthaar zwiſchen zwo merklich runden Augen ſaß. Ja, wenn ſie ſeiner nur von fern gewahrte, ſo reckte ſie wohl ihr Köpfchen vor und rief: „Johannes, der Buhz! der Buhz!“ Dann verſteckten wir uns hinter den Scheunen oder rannten wohl auch ſpornſtreichs in den Wald hinein, der ſich in einem Bogen um die Felder und danach wieder dicht an die Mauern des Gartens hinanzieht.

Darob, als der von der Riſch deß inne wurde, kam es oftmals zwiſchen uns zum Haarrauſen, wobei jedoch, da er mehr hitzig denn ſtark war, der Vortheil meiſt in meinen Händen blieb.

Als ich, um von Herrn Gerhardus Urlaub zu nehmen, vor meiner Ausfahrt in die Fremde zum letzten Mal, jedoch nur kurze Tage, hier verweilte, war Katharina ſchon faſt wie eine Jungfrau; ihr braunes Haar lag itzt in einem goldnen Netz gefangen; in ihren Augen, wenn ſie die Wimpern hob, war oft ein ſpielend Leuchten, das mich ſchier beklommen machte. Auch war ein alt' gebrechlich Fräulein ihr zur Obhut beigegeben, ſo man im Hauſe nur „Baſ' Urſel" nannte; ſie ließ das Kind nicht aus den Augen und ging überall mit einer langen Tricotage neben ihr.

Als ich ſo eines Octobernachmittags im Schatten der Gartenhecken mit Beiden auf und ab wandelte, kam ein lang aufgeſchoſſener Geſell, mit ſpitzenbeſetztem Lederwamms und Federhut ganz à la mode gekleidet, den Gang zu uns herauf; und ſiehe da, es war der Junker Kurt, mein alter Widerſacher. Ich merkte allſogleich, daß er noch immer bei ſeiner ſchönen Nachbarin zu Hofe ging; auch, daß inſonders dem alten Fräulein ſolches zu gefallen ſchien. Das war ein „Herr Baron“ auf alle Frag' und Antwort; dabei lachte ſie höchſt obligeant mit einer widrig feinen Stimme und hob die Naſe unmäßig in die Luft; mich aber, wenn ich ja ein Wort dazwiſchen gab, nannte ſie ſtetig „Er“ oder kurzweg auch „Johannes“, worauf der Junker dann ſeine runden Augen einkniff und an ſeinem Theile that, als ſähe er auf mich herab, obſchon ich ihn um halben Kopfes Länge überragte.

Ich blickte auf Katharinen; die aber kümmerte ſich nicht um mich, ſondern ging ſittig neben dem Junker, ihm manierlich Red' und Antwort gebend; den kleinen rothen Mund aber verzog mitunter ein ſpöttiſch ſtolzes Lächeln, ſo daß ich dachte: „Getröſte dich, Johannes: der Herrenſohn ſchnellt itzo deine Wage in die Luft!“ Trotzig blieb ich zurück und ließ die andern Dreie vor mir gehen. Als aber dieſe in das Haus getreten waren und ich davor noch an Herrn Gerhardus' Blumenbeeten ſtand, darüber brütend, wie ich, gleich wie vormals, mit dem von der Riſch ein tüchtig Haarrauſen beginnen möchte, kam plötzlich Katharina wieder zurückgelaufen, riß neben mir eine Aſter von den Beeten und flüſterte mir zu: „Johannes, weißt du was? Der Bubz ſieht einem jungen Adler gleich; Baſ' Urſel hat's geſagt!“ Und fort war ſie wieder, eh ich mich's verſah. Mir aber war auf einmal all' Trotz und Zorn wie weggeblaſen. Was kümmerte mich itzund noch der von der Riſch. Ich lachte hell und fröhlich in den güldnen Tag hinaus; denn bei den übermüthigen Worten war wieder jenes ſüße Augenſpiel geweſen. Aber dies Mal hatte es mir gerad' ins Herz geleuchtet.

Bald danach ließ mich Herr Gerhardus auf ſein Zimmer rufen; er zeigte mir auf einer Karte noch einmal, wie ich die weite Reiſe nach Amſterdam zu machen habe, übergab mir Briefe an ſeine Freunde dort und ſprach dann lange mit mir, als meines lieben ſeligen Vaters Freund. Denn noch ſelbigen Abends hatte ich zur Stadt zu gehen, von wo ein Bürger mich auf ſeinem Wagen mit nach Hamburg nehmen wollte.

Als nun der Tag hinabging, nahm ich Abſchied. Unten im Zimmer ſaß Katharina an einem Stickrahmen; ich mußte der griechiſchen Helena gedenken, wie ich ſie jüngſt in einem Kupferwerk geſehen; ſo ſchön erſchien mir der junge Nacken, den das Mädchen eben über ihre Arbeit neigte. Aber ſie war nicht allein; ihr gegenüber ſaß Baſ' Urſel und las laut aus einem franzöſiſchen Geſchichtenbuche. Da ich näher trat, hob ſie die Naſe nach mir zu: „Nun, Johannes,“ ſagte ſie, „Er will mir wohl Ade ſagen! So kann Er auch dem Fräulein gleich ſeine Reverenze machen!“ — Da war ſchon Katharina von ihrer Arbeit aufgeſtanden; aber indem ſie mir die Hand reichte, traten die Junker Wulf und Kurt mit großem Geräuſch ins Zimmer; und ſie ſagte nur: „Lebwohl, Johannes!“ Und ſo ging ich fort.

Im Thorhaus drückte ich dem alten Dieterich die Hand, der Stab und Ranzen ſchon für mich bereit hielt; dann wanderte ich zwiſchen den Eichbäumen auf die Waldſtraße zu. Aber mir war dabei, als könne ich nicht recht fort, als hätt' ich einen Abſchied noch zu Gute, und ſtand oft ſtill und ſchauete hinter mich. Ich war auch nicht den Richtweg durch die Tannen, ſondern, wie von ſelber, den viel weiteren auf der großen Fahrſtraße hingewandert. Aber ſchon kam vor mir das Abendroth überm Wald herauf, und ich mußte eilen, wenn mich die Nacht nicht überfallen ſollte. „Ade, Katharina, ade!“ ſagte ich leiſe und ſetzte rüſtig meinen Wanderſtab in Gang.

Da, an der Stelle, wo der Fußſteig in die Straße mündet — in ſtürmender Freude ſtund das Herz mir ſtill — plötzlich aus dem Tannendunkel war ſie ſelber da; mit glühenden Wangen kam ſie hergelaufen, ſie ſprang über den trocknen Weggraben, daß die Fluth des ſeidenbraunen Haars dem güldnen Netz entſtürzete; und ſo fing ich ſie in meinen Armen auf. Mit glänzenden Augen, noch mit dem Odem ringend, ſchaute ſie mich an. „Ich — ich bin ihnen fortgelaufen!“ ſtammelte ſie endlich; und dann, ein Päckchen in meine Hand drückend, fügte ſie leis hinzu: „Von mir, Johannes! Und du ſollſt es nicht verachten!“ Auf einmal aber wurde ihr Geſichtchen trübe; der kleine ſchwellende Mund wollte noch was reden, aber da brach ein Thränenquell aus ihren Augen, und wehmüthig ihr Köpfchen ſchüttelnd, riß ſie ſich haſtig los. Ich ſah ihr Kleid im finſtern Tannenſteig verſchwinden; dann in der Ferne hört' ich noch die Zweige rauſchen, und dann ſtand ich allein. Es war ſo ſtill, die Blätter konnte man fallen hören. Als ich das Päckchen auseinander faltete, da war's ihr güldner Pathenpfennig, ſo ſie mir oft gewieſen hatte; ein Zettlein lag dabei, das las ich nun beim Schein des Abendrothes. „Damit du nicht in Noth geratheſt," ſtund darauf geſchrieben. — Da ſtreckt' ich meine Arme in die leere Luft: „Ade, Katharina, ade, ade!" wohl hundert Mal rief ich es in den ſtillen Wald hinein; — und erſt mit ſinkender Nacht erreichte ich die Stadt.

— — Seitdem waren faſt fünf Jahre dahingegangen. — Wie würd' ich heute Alles wiederfinden?

Und ſchon ſtund ich am Thorhaus, und ſah drunten im Hof die alten Linden, hinter deren lichtgrünem Laub die beiden Zackengiebel des Herrenhauſes itzt verborgen lagen. Als ich aber durch den Thorweg gehen wollte, jagten vom Hofe her zwei fahlgraue Bullenbeißer mit Stachelhalsbändern gar wild gegen mich heran; ſie erhuben ein erſchreckliches Geheul und der eine ſprang auf mich und fletſchte ſeine weißen Zähne dicht vor meinem Antlitz. Solch einen Willkommen hatte ich noch niemalen hier empfangen. Da, zu meinem Glücke, rief aus den Kammern ober dem Thore eine rauhe, aber mir gar traute Stimme: „Halloh!“ rief ſie; „Tartar, Türk!“ Die Hunde ließen von mir ab, ich hörte es die Stiege herabkommen, und aus der Thür, ſo unter dem Thorgang war, trat der alte Dieterich.

Als ich ihn anſchaute, ſahe ich wohl, daß ich lang in der Fremde geweſen ſei; denn ſein Haar war ſchloweiß geworden und ſeine ſonſt ſo luſtigen Augen blickten gar matt und betrübſam auf mich hin. „Herr Johannes!“ ſagte er endlich und reichte mir ſeine beiden Hände.

„Grüß Ihn Gott, Dieterich!“ entgegnete ich. „Aber ſeit wann haltet Ihr ſolche Bluthunde auf dem Hof, die die Gäſte anfallen gleich den Wölfen?“

„Ja, Herr Johannes,“ ſagte der Alte, „die hat der Junker hergebracht.“

„Iſt denn der daheim?“

Der Alte nickte.

„Nun,“ ſagte ich; „die Hunde mögen ſchon vonnöthen ſein; vom Krieg her iſt noch viel verlaufen Volk zurückgeblieben.“

„Ach, Herr Johannes!“ Und der alte Mann

ſtund immer noch, als wolle er mich nicht zum Hof hinauflaſſen. „Ihr ſeid in ſchlimmer Zeit gekommen!“

Ich ſah ihn an, ſagte aber nur: „Freilich, Dieterich; aus mancher Fenſterhöhlung ſchaut ſtatt des Bauern itzt der Wolf heraus; hab dergleichen auch geſehen; aber es iſt ja Frieden worden, und der gute Herr im Schloß wird helfen, ſeine Hand iſt offen.“

Mit dieſen Worten wollte ich, obſchon die Hunde mich wieder anknurreten, auf den Hof hinausgehen; aber der Greis trat mir in den Weg. „Herr Johannes,“ rief er, „ehe Ihr weiter gehet, höret mich an! Euer Brieflein iſt zwar richtig mit der königlichen Poſt von Hamburg kommen; aber den rechten Leſer hat es nicht mehr finden können.“

„Dieterich!“ ſchrie ich. „Dieterich!“

„— Ja, ja, Herr Johannes! Hier iſt die gute Zeit vorbei; denn unſer theurer Herr Gerhardus liegt aufgebahret dort in der Kapellen, und die Gueridons brennen an ſeinem Sarge. Es wird nun anders werden auf dem Hofe; aber — ich bin ein höriger Mann, mir ziemet Schweigen.“

Ich wollte fragen: „Iſt das Fräulein, iſt Katharina noch im Hauſe?“ Aber das Wort wollte nicht über meine Zunge.

Drüben, in einem hinteren Seitenbau des Herrenhauſes war eine kleine Kapelle, die aber, wie ich wußte, ſeit lange nicht benutzt war. Dort alſo ſollte ich Herrn Gerhard ſuchen.

Ich fragte den alten Hofmann: „Iſt die Kapelle offen?“ und als er es bejahete, bat ich ihn, die Hunde anzuhalten; dann ging ich über den Hof, wo Niemand mir begegnete; nur einer Grasmücke Singen kam oben aus den Lindenwipfeln.

Die Thür zur Kapellen war nur angelehnt, und leis und gar beklommen trat ich ein. Da ſtund der offene Sarg, und die rothe Flamme der Kerzen warf ihr flackernd Licht auf das edle Antlitz des geliebten Herrn; die Fremdheit des Todes, ſo darauf lag, ſagte mir, daß er itzt eines andern Lands Genoſſe ſei. Indem ich aber neben dem Leichnam zum Gebete hinknieen wollte, erhob ſich über den Rand des Sarges mir gegenüber ein junges blaſſes Antlitz, das aus ſchwarzen Schleiern faſt erſchrocken auf mich ſchaute.

Aber nur, wie ein Hauch verweht, ſo blickten die braunen Augen herzlich zu mir auf, und es war faſt wie ein Freudenruf: „O, Johannes, ſeid Ihr's denn! Ach, Ihr ſeid zu ſpät gekommen!“ Und über dem Sarge hatten unſere Hände ſich zum Gruß gefaßt; denn es war Katharina, und ſie war ſo ſchön geworden, daß hier im Angeſicht des Todes ein heißer Puls des Lebens mich durchfuhr. Zwar, das ſpielende Licht der Augen lag itzt zurückgeſchreckt in der Tiefe; aber aus dem ſchwarzen Häubchen drängten ſich die braunen Löcklein, und der ſchwellende Mund war um ſo röther in dem blaſſen Antlitz.

Und faſt verwirrt auf den Todten ſchauend, ſprach ich: „Wohl kam ich in der Hoffnung, an ſeinem lebenden Bilde ihm mit meiner Kunſt zu danken, ihm manche Stunde genüber zu ſitzen und ſein mild und lehrreich Wort zu hören. Laßt mich denn nun die bald vergehenden Züge feſtzuhalten ſuchen.“

Und als ſie unter Thränen, die über ihre Wangen ſtrömten, ſtumm zu mir hinüber nickte, ſetzte ich mich in ein Geſtühlte und begann auf einem von den Blättchen, die ich bei mir führte, des Todten Antlitz nachzubilden. Aber meine Hand zitterte; ich weiß nicht, ob alleine vor der Majeſtät des Todes.

Währenddem vernahm ich draußen vom Hofe her eine Stimme, die ich für die des Junker Wulf erkannte; gleich danach ſchrie ein Hund wie nach einem Fußtritt oder Peitſchenhiebe; und dann ein Lachen und einen Fluch von einer andern Stimme, die mir gleicherweiſe bekannt deuchte.

Als ich auf Katharinen blickte, ſah ich ſie mit ſchier entſetzten Augen nach dem Fenſter ſtarren; aber die Stimmen und die Schritte gingen vorüber. Da erhub ſie ſich, kam an meine Seite und ſahe zu, wie des Vaters Antlitz unter meinem Stift entſtund. Nicht lange, ſo kam draußen ein einzelner Schritt zurück; in demſelben Augenblick legte Katharina die Hand auf meine Schulter, und ich fühlte, wie ihr junger Körper bebte.

Sogleich auch wurde die Kapellenthür aufgeriſſen; und ich erkannte den Junker Wulf, obſchon ſein ſonſten bleiches Angeſicht itzt roth und aufgedunſen ſchien.

„Was huckſt du allfort an dem Sarge!“ rief er zu der Schweſter. „Der Junker von der Riſch iſt dageweſen, uns ſeine Condolenze zu bezeigen; du hätteſt ihm wohl den Trunk credenzen mögen!“

Zugleich hatte er meiner wahrgenommen und bohrte mich mit ſeinen kleinen Augen an. — „Wulf,“ ſagte Katharina, indem ſie mit mir zu ihm trat; „es iſt Johannes, Wulf.“

Der Junker fand nicht vonnöthen, mir die Hand zu reichen; er muſterte nur mein violenfarben Wamms und meinte: „Du trägſt da einen bunten Federbalg; man wird dich ‚Sieur‘ nun tituliren müſſen!“

„Nennt mich, wie's Euch gefällt!“ ſagte ich, indem wir auf den Hof hinaustraten. „Obſchon mir dorten, von wo ich komme, das ‚Herr‘ vor meinem Namen nicht gefehlet, — Ihr wißt wohl, Eueres Vaters Sohn hat großes Recht an mir.“

Er ſah mich was verwundert an, ſagte dann aber nur: „Nun wohl, ſo magſt du zeigen, was du für meines Vaters Gold erlernet haſt; und ſoll dazu der Lohn für deine Arbeit dir nicht verhalten ſein.“

Ich meinete, was den Lohn anginge, den hätte ich längſt voraus bekommen; da aber der Junker entgegnete, er werd' es halten, wie ſich's für einen

Edelmann gezieme, ſo fragte ich, was für Arbeit er mir aufzutragen hätte.

„Du weißt doch," ſagte er und hielt dann inne, indem er ſcharf auf ſeine Schweſter blickte — „wenn eine adelige Tochter das Haus verläßt, ſo muß ihr Bild darin zurückbleiben."

Ich fühlte, daß bei dieſen Worten Katharina, die an meiner Seite ging, gleich einer Taumelnden nach meinem Mantel haſchte; aber ich entgegnete ruhig: „Der Brauch iſt mir bekannt; doch wie meinet Ihr denn, Junker Wulf?"

„Ich meine," ſagte er hart, als ob er einen Gegenſpruch erwarte, „daß du das Bildniß der Tochter dieſes Hauſes malen ſollſt!"

Mich durchfuhr's faſt wie ein Schrecken; weiß nicht, ob mehr über den Ton oder die Deutung dieſer Worte; dachte auch, zu ſolchem Beginnen ſei itzt kaum die rechte Zeit.

Da Katharina ſchwieg, aus ihren Augen aber ein flehender Blick mir zuflog, ſo antwortete ich: „Wenn Eure edle Schweſter es mir vergönnen will, ſo hoffe ich Eueres Vaters Protection und meines Meiſters Lehre keine Schande anzuthun. Räumet mir nur wieder mein Kämmerlein ober dem Thorweg bei dem alten Dieterich, ſo ſoll geſchehen, was Ihr wünſchet.“

Der Junker war das zufrieden und ſagte auch ſeiner Schweſter, ſie möge einen Imbiß für mich richten laſſen.

Ich wollte über den Beginn meiner Arbeit noch eine Frage thun; aber ich verſtummte wieder, denn über den empfangenen Auftrag war plötzlich eine Entzückung in mir aufgeſtiegen, daß ich fürchtete, ſie könne mit jedem Wort hervorbrechen. So war ich auch der zwo grimmen Köter nicht gewahr worden, die dort am Brunnen ſich auf den heißen Steinen ſonnten. Da wir aber näher kamen, ſprangen ſie auf und fuhren mit offenem Rachen gegen mich, daß Kathanina einen Schrei that, der Junker aber einen ſchrillen Pfiff, worauf ſie heulend ihm zu Füßen krochen. „Beim Höllenelemente,“ rief er lachend, „zwei tolle Kerle; gilt ihnen gleich, ein Sauſchwanz oder flandriſch Tuch!“

„Nun, Junker Wulf,“ — ich konnte der Rede mich nicht wohl enthalten — „ſoll ich noch einmal Gaſt in Eueres Vaters Hauſe ſein, ſo möget Ihr Euere Thiere beſſere Sitten lehren!“

Er blitzte mich mit ſeinen kleinen Augen an und riß ſich ein paar Mal in ſeinen Zwickelbart. „Das iſt nur ſo ihr Willkommsgruß, Sieur Johannes,“ ſagte er dann, indem er ſich bückte, um die Beſtien zu ſtreicheln. „Damit Jedweder wiſſe, daß ein ander Regiment allhier begonnen; denn — wer mir in die Quere kommt, den hetz' ich in des Teufels Rachen!“

Bei den letzten Worten, die er heftig ausgeſtoßen, hatte er ſich hoch aufgerichtet; dann pfiff er ſeinen Hunden und ſchritt über den Hof dem Thore zu.

Ein Weilchen ſchaute ich hinterdrein; dann folgte ich Katharinen, die unter dem Lindenſchatten ſtumm und geſenkten Hauptes die Freitreppe zu dem Herrenhaus emporſtieg; eben ſo ſchweigend gingen wir mitſammen die breiten Stufen in das Oberhaus hinauf, allwo wir in des ſeligen Herrn Gerhardus Zimmer traten. — Hier war noch Alles, wie ich es vordem geſehen; die goldgeblümten Ledertapeten, die Karten an der Wand, die ſaubern Pergamentbände auf den Regalen, über dem Arbeitstiſche der ſchöne Waldgrund von dem älteren Ruysdael — und dann davor der leere Seſſel. Meine Blicke blieben daran haſten; gleich wie drunten in der Kapellen der Leib des Entſchlafenen, ſo ſchien auch dies Gemach mir itzt entſeelet und, obſchon vom Walde draußen der junge Lenz durchs Fenſter leuchtete, doch gleichſam von der Stille des Todes wie erfüllet.

Ich hatte auch Katharinen in dieſem Augenblicke faſt vergeſſen. Da ich mich umwandte, ſtand ſie ſchier reglos mitten in dem Zimmer, und ich ſah, wie unter den kleinen Händen, die ſie darauf gepreßt hielt, ihre Bruſt in ungeſtümer Arbeit ging. „Nicht wahr,“ ſagte ſie leiſe, „hier iſt itzt Niemand mehr; Niemand als mein Bruder und ſeine grimmen Hunde?“

„Katharina!“ rief ich; „was iſt Euch? was iſt das hier in Eueres Vaters Haus?“

„Was es iſt, Johannes?“ und faſt wild ergriff ſie meine beiden Hände; und ihre jungen Augen ſprühten wie in Zorn und Schmerz. „Nein, nein; laß erſt den Vater in ſeiner Gruft zur Ruhe kommen! Aber dann — du ſollſt mein Bild ja malen, du wirſt eine Zeit lang hier verweilen — dann, Johannes, hilf mir; um des Todten willen, hilf mir!“

Auf ſolche Worte, von Mitleid und von Liebe ganz bezwungen, fiel ich vor der Schönen, Süßen nieder und ſchwur ihr mich und alle meine Kräfte zu. Da löſete ſich ein ſanfter Thränenquell aus ihren Augen, und wir ſaßen neben einander und ſprachen lange zu des Entſchlafenen Gedächtniß.

Als wir ſodann wieder in das Unterhaus hinabgingen, fragte ich auch dem alten Fräulein nach.

„O," ſagte Katharina, „Baſ' Urſel! Wollt Ihr ſie begrüßen? Ja, die iſt auch noch da; ſie hat hier unten ihr Gemach; denn die Treppen ſind ihr ſchon längſthin zu beſchwerlich."

Wir traten alſo in ein Stübchen, das gegen den Garten lag, wo auf den Beeten vor den grünen Heckenwänden ſoeben die Tulpen aus der Erde brachen. Baſ' Urſel ſaß, in der ſchwarzen Tracht und Krebbhaube nur wie ein ſchwindend Häufchen anzuſchauen, in einem hohen Seſſel und hatte ein Nonnenſpielchen vor ſich, das, wie ſie nachmals mir erzählte, der Herr Baron — nach ſeines Vaters Ableben war er ſolches itzund wirklich — ihr aus Lübeck zur Verehrung mitgebracht.

„So," ſagte ſie, da Katharina mich genannt hatte, indeß ſie behutſam die helfenbeinern Pflöcklein um einander ſteckte, „iſt Er wieder da, Johannes? — Nein, es geht nicht aus! Oh, c'est un jeu très compliqué!“

Dann warf ſie die Pflöcklein über einander und ſchauete mich an. „Ei,“ meinte ſie; „Er iſt gar ſtattlich angethan; aber weiß Er denn nicht, daß Er in ein Trauerhaus getreten iſt?“

„Ich weiß es, Fräulein,“ entgegnete ich; „aber da ich in das Thor trat, wußte ich es nicht.“

„Nun,“ ſagte ſie und nickte gar begütigend; „ſo eigentlich gehöret Er ja auch nicht zur Dienerſchaft.“

Ueber Katharinens blaſſes Antlitz flog ein Lächeln, wodurch ich mich jeder Antwort wohl enthoben halten mochte. Vielmehr rühmte ich der alten Dame die Anmuth ihres Wohngemaches; denn auch der Ephen des Thürmchens, das draußen an der Mauer aufſtieg, hatte ſich nach dem Fenſter hingeſponnen und wiegete ſeine grünen Ranken vor den Scheiben.

Aber Baſ' Urſel meinete, ja, wenn nur nicht die Nachtigallen wären, die itzt ſchon wieder anhüben mit ihrer Nachtunruhe; ſie könne ohnedem den Schlaf nicht finden; und dann auch ſei es ſchier zu abgelegen; das Geſinde ſei von hier aus nicht im Aug' zu halten; im Garten draußen aber paſſire eben nichts, als etwan, wann der Gärtnerburſche an den Hecken oder Buxrabatten putze.

— Und damit hatte der Beſuch ſeine Endſchaft; denn Katharina mahnte, es ſei nachgerade an der Zeit, meinen wegemüden Leib zu ſtärken.

* * *

Ich war nun in meinem Kämmerchen ober dem Hofthor einlogiret, dem alten Dieterich zur ſondern Freude; denn am Feierabend ſaßen wir auf ſeiner Tragkiſt', und ließ ich mir, gleichwie in der Knabenzeit, von ihm erzählen. Er rauchte dann wohl eine Pfeife Tabak, welche Sitte durch das Kriegsvolk auch hier in Gang gekommen war, und holete allerlei Geſchichten aus den Drangſalen, ſo ſie durch die fremden Truppen auf dem Hof und unten in dem Dorf hatten erleiden müſſen; einmal aber, da ich ſeine Rede auf das gute Frölen Katharina gebracht und er erſt nicht hatt' ein Ende finden können, brach er gleichwohl plötzlich ab und ſchauete mich an.

„Wiſſet Ihr, Herr Johannes," ſagte er, „'s iſt grauſam Schad', daß Ihr nicht auch ein Wappen habet gleich dem von der Riſch da drüben!“

Und da ſolche Rede mir das Blut ins Geſicht jagete, klopfte er mit ſeiner harten Hand mir auf die Schulter, meinend: „Nun, nun, Herr Johannes; 's war ein dummes Wort von mir; wir müſſen freilich bleiben, wo uns der Herrgott hingeſetzet.“

Weiß nicht, ob ich derzeit mit Solchem einverſtanden geweſen, fragete aber nur, was der von der Riſch denn itzund für ein Mann geworden.

Der Alte ſah mich gar pfiffig an und paffte aus ſeinem kurzen Pfeiflein, als ob das theure Kraut am Feldrain wüchſe. „Wollet Ihr's wiſſen, Herr Johannes?“ begann er dann. „Er gehöret zu denen muntern Junkern, die im Kieler Umſchlag den Bürgersleuten die Knöpfe von den Häuſern ſchießen; Ihr möget glauben, er hat treffliche Piſtolen! Auf der Geigen weiß er nicht ſo gut zu ſpielen; da er aber ein luſtig Stücklein liebt, ſo hat er letzthin den Rathsmuſikanten, der überm Holſtenthore wohnt, um Mitternacht mit ſeinem Degen aufgeklopfet, ihm auch nicht Zeit gelaſſen, ſich Wamms und Hoſen anzuthun. Statt der Sonnen ſtand aber der Mond am Himmel, es war octavis trium regum und fror Pickelſteine; und hat alſo der Muſikante, den Junker mit dem Degen hinter ſich, im blanken Hemde vor ihm durch die Gaſſen geigen müſſen! — — Wollet Ihr mehr noch wiſſen, Herr Johannes?“

„— Zu Haus bei ihm freuen ſich die Bauern, wenn der Herrgott ſie nicht mit Töchtern geſegnet; und dennoch — — aber nach ſeines Vaters Tode hat er Geld, und unſer Junker, Ihr wiſſet's wohl, hat ſchon vorher von ſeinem Erbe aufgezehrt.“

Ich wußte freilich nun genug; auch hatte der alte Dieterich ſchon mit ſeinem Spruche: ‚Aber ich bin nur ein höriger Mann‘, ſeiner Rede Schluß gemacht.

— — Mit meinem Malgeräth war auch meine Kleidung aus der Stadt gekommen, wo ich im goldenen Löwen Alles abgeleget, ſo daß ich anitzt, wie es ſich ziemete, in dunkler Tracht einherging. Die Tagesſtunden aber wandte ich zunächſt in meinen Nutzen. Nämlich, es befand ſich oben im Herrenhauſe neben des ſeligen Herrn Gemach ein Saal, räumlich und hoch, deſſen Wände faſt völlig von lebensgroßen Bildern verhänget waren, ſo daß nur noch neben dem Kamin ein Platz zu zweien offen ſtund. Es waren das die Voreltern des Herrn Gerhardus, meiſt ernſt und ſicher blickende Männer und Frauen, mit einem Antlitz, dem man wohl vertrauen konnte; er ſelbſten in kräftigem Mannesalter und Katharinens frühverſtorbene Mutter machten dann den Schluß. Die beiden letzten Bilder waren gar trefflich von unſerm Landsmanne, dem Eiderſtedter Georg Ovens, in ſeiner kräftigen Art gemalet; und ich ſuchte nun mit meinem Pinſel die Züge meines edlen Beſchützers nachzuſchaffen; zwar in verjüngtem Maßſtabe und nur mir ſelber zum Genügen; doch hat es ſpäter zu einem größeren Bildniß mir gedienet, das noch itzt hier in meiner einſamen Kammer die theuerſte Geſellſchaft meines Alters iſt. Das Bildniß ſeiner Tochter aber lebt mit mir in meinem Innern.

Oft, wenn ich die Palette hingelegt, ſtand ich noch lange vor den ſchönen Bildern. Katharinens Antlitz fand ich in dem der beiden Eltern wieder: des Vaters Stirn, der Mutter Liebreiz um die Lippen; wo aber war hier der harte Mundwinkel, das kleine Auge des Junker Wulf? — Das mußte tiefer aus der Vergangenheit heraufgekommen ſein! Langſam ging ich die Reih' der älteren Bildniſſe entlang, bis über hundert Jahre weiter hinab. Und ſiehe, da hing im ſchwarzen, von den Würmern ſchon zerfreſſenen Holzrahmen ein Bild, vor dem ich ſchon als Knabe, als ob's mich hielte, ſtillgeſtanden war. Es ſtellete eine Edelfrau von etwa vierzig Jahren vor; die kleinen grauen Augen ſahen kalt und ſtechend aus dem harten Antlitz, das nur zur Hälfte zwiſchen dem weißen Kinntuch und der Schleierhaube ſichtbar wurde. Ein leiſer Schauer überfuhr mich vor der ſo lang ſchon heimgegangenen Seele; und ich ſprach zu mir: „Hier, dieſe iſt's! Wie räthſelhafte Wege gehet die Natur! Ein saeculum und drüber rinnt es heimlich wie unter einer Decke im Blute der Geſchlechter fort; dann, längſt vergeſſen, taucht es plötzlich wieder auf, den Lebenden zum Unheil. Nicht vor dem Sohn des edlen Gerhardus; vor dieſer hier und ihres Blutes nachgeborenem Sprößling ſoll ich Katharinen ſchützen." Und wieder trat ich vor die beiden jüngſten Bilder, an denen mein Gemüthe ſich erquickte.

So weilte ich derzeit in dem ſtillen Saale, wo um mich nur die Sonnenſtäublein ſpielten, unter den Schatten der Geweſenen.

Katharinen ſah ich nur beim Mittagstiſche, das alte Fräulein und den Junker Wulf zur Seiten; aber wofern Baſ' Urſel nicht in ihren hohen Tönen redete, ſo war es ſtets ein ſtumm und betrübſam Mahl, ſo daß mir oft der Biſſen im Munde quoll. Nicht die Trauer um den Abgeſchiedenen war deß Urſach, ſondern es lag zwiſchen Bruder und Schweſter, als ſei das Tiſchtuch durchgeſchnitten zwiſchen ihnen. Katharina, nachdem ſie faſt die Speiſen nicht berührt hatte, entfernte ſich allzeit bald, mich kaum nur mit den Augen grüßend; der Junker aber, wenn ihm die Laune ſtund, ſuchte mich dann beim Trunke feſtzuhalten; hatte mich alſo hiegegen und, ſo ich nicht hinaus wollte über mein geſtecktes Maß, überdem wider allerart Flosculn zu wehren, welche gegen mich geſpitzet wurden.

Inzwiſchen, nachdem der Sarg ſchon mehrere Tage geſchloſſen geweſen, geſchahe die Beiſetzung des Herrn Gerhardus drunten in der Kirche des Dorfes, allwo das Erbbegräbniß iſt und wo itzt ſeine Gebeine bei denen ſeiner Voreltern ruhen, mit denen der Höchſte ihnen dereinſt eine fröhliche Urſtänd wolle beſcheren!

Es waren aber zu ſolcher Trauerfeſtlichkeit zwar mancherlei Leute aus der Stadt und den umliegenden Gütern gekommen, von Angehörigen aber faſt wenige und auch dieſe nur entfernte, maßen der Junker Wulf der Letzte ſeines Stammes war und des Herrn Gerhardus Ehgemahl nicht hieſigen Geſchlechts geweſen; darum es auch geſchahe, daß in der Kürze Alle wieder abgezogen ſind.

Der Junker drängte nun ſelbſt, daß ich mein aufgetragen Werk begönne, wozu ich droben in dem Bilderſaale an einem nach Norden zu belegenen Fenſter mir ſchon den Platz erwählet hatte. Zwar kam Baſ' Urſel, die wegen ihrer Gicht die Treppen nicht hinauf konnte, und meinete, es möge am beſten in ihrer Stuben oder im Gemach daran geſchehen, ſo ſei es uns beiderſeits zur Unterhaltung; ich aber, ſolcher Gevatterſchaft gar gern entrathend, hatte an der dortigen Weſtſonne einen rechten Malergrund dagegen, und konnte alles Reden ihr nicht nützen. Vielmehr war ich am andern Morgen ſchon dabei, die Nebenfenſter des Saales zu verhängen und die hohe Staffelei zu ſtellen, ſo ich mit Hülfe Dieterichs mir ſelber in den letzten Tagen angefertigt.

Als ich eben den Blendrahmen mit der Leinewand darauf gelegt, öffnete ſich die Thür aus Herrn Gerhardus' Zimmer, und Katharina trat herein. — Aus was für Urſach, wäre ſchwer zu ſagen; aber ich empfand, daß wir uns diesmal faſt erſchrocken gegenüberſtanden; aus der ſchwarzen Kleidung, die ſie nicht abgeleget, ſchaute das junge Antlitz in gar ſüßer Verwirrung zu mir auf.

„Katharina," ſagte ich, „Ihr wiſſet, ich ſoll Euer Bildniß malen; duldet Ihr's auch gern?"

Da zog ein Schleier über ihre braunen Augenſterne und ſie ſagte leiſe: „Warum doch fragt Ihr ſo, Johannes?"

Wie ein Thau des Glückes ſank es in mein Herz. „Nein, nein, Katharina! Aber ſagt, was iſt, worin kann ich Euch dienen? — Setzet Euch, damit wir nicht ſo müßig überraſcht werden, und dann ſprecht! Oder vielmehr, ich weiß es ſchon. Ihr braucht mir's nicht zu ſagen!"

Aber ſie ſetzte ſich nicht, ſie trat zu mir heran.

„Denket Ihr noch, Johannes, wie Ihr einſt den Buhz mit Euerem Bogen niederſchoſſet? Das thut diesmal nicht noth, obſchon er wieder ob dem Neſte lauert; denn ich bin kein Vöglein, das ſich von ihm zerreißen läßt. Aber, Johannes, — ich habe einen Blutsfreund — hilf mir wider den!"

„Ihr meinet Eueren Bruder, Katharina!"

— „Ich habe keinen andern. — — Dem Manne, den ich haſſe, will er mich zum Weibe geben! Während unſeres Vaters langem Siechbett habe ich den ſchändlichen Kampf mit ihm geſtritten, und erſt an ſeinem Sarg hab' ich's ihm abgetrotzt, daß ich in Ruhe um den Vater trauern mag; aber ich weiß, auch das wird er nicht halten."

Ich gedachte eines Stiftsfräuleins zu Preetz, Herrn Gerhardus' einzigen Geſchwiſters, und meinete, ob die nicht um Schutz und Zuflucht anzugehen ſei.

Katharina nickte. „Wollt Ihr mein Bote ſein, Johannes? — Geſchrieben habe ich ihr ſchon, aber in Wulf's Hände kam die Antwort, und auch erfahren habe ich ſie nicht, nur die ausbrechende Wuth meines Bruders, die ſelbſt das Ohr des Sterbenden erfüllet hätte, wenn es noch offen geweſen wäre für den Schall der Welt; aber der gnädige Gott hatte das geliebte Haupt ſchon mit dem letzten Erdenſchlummer zugedecket.“

Katharina hatte ſich nun doch auf meine Bitte mir gegenüber geſetzet, und ich begann die Umriſſe auf die Leinewand zu zeichnen. So kamen wir zu ruhiger Berathung; und da ich; wenn die Arbeit weiter vorgeſchritten, nach Hamburg mußte, um bei dem Holzſchnitzer einen Rahmen zu beſtellen, ſo ſtelleten wir feſt, daß ich alsdann den Umweg über Preetz nähme und alſo meine Botſchaft ausrichtete. Zunächſt jedoch ſei emſig an dem Werk zu fördern.

* * *

Es iſt gar oft ein ſeltſam Widerſpiel im Menſchenherzen. Der Junker mußte es ſchon wiſſen, daß ich zu ſeiner Schweſter ſtand; gleichwohl — hieß nun ſein Stolz ihn, mich gering zu ſchätzen, oder glaubte er mit ſeiner erſten Drohung mich genug geſchrecket — was ich beſorget, traf nicht ein; Katharina und ich waren am erſten wie an den andern Tagen von ihm ungeſtöret. Einmal zwar trat er ein und ſchalt mit Katharinen wegen ihrer Trauerkleidung, warf aber dann die Thür hinter ſich, und wir hörten ihn bald auf dem Hofe ein Reiterſtücklein pfeifen. Ein ander Mal noch hatte er den von der Riſch an ſeiner Seite. Da Katharina eine heftige Bewegung machte, bat ich ſie, auf ihrem Platz zu bleiben, und malete ruhig weiter. Seit dem Begräbnißtage, wo ich einen fremden Gruß mit ihm getauſchet, hatte der Junker Kurt ſich auf dem Hofe nicht gezeigt; nun trat er näher und beſchauete das Bild und redete gar ſchöne Worte, meinete aber auch, weshalb das Fräulein ſich ſo ſehr vermummet und nicht vielmehr ihr ſeidig Haar in feinen Locken auf den Nacken habe wallen laſſen; wie es ein engelländiſcher Poet ſo trefflich ausgedrücket, „rückwärts den Winden leichte Küſſe werfend?“ Katharina aber, die bisher geſchwiegen, wies auf Herrn Gerhardus' Bild und ſagte: „Ihr wiſſet wohl nicht mehr, daß das mein Vater war!“

Was Junker Kurt hierauf entgegnete, iſt mir nicht mehr erinnerlich; meine Perſon aber ſchien ihm ganz nicht gegenwärtig oder doch nur gleich einer Maſchine, wodurch ein Bild ſich auf die Leinewand malete. Von letzterem begann er über meinen Kopf hin dies und jenes noch zu reden; da aber Katharina nicht mehr Antwort gab, ſo nahm er alsbald ſeinen Urlaub, der Dame angenehme Kurzweil wünſchend.

Bei dieſem Wort jedennoch ſah ich aus ſeinen Augen einen raſchen Blick gleich einer Meſſerſpitzen nach mir zücken.

— — Wir hatten nun weitere Störniß nicht zu leiden, und mit der Jahreszeit rückte auch die Arbeit vor. Schon ſtund auf den Waldkoppeln draußen der Roggen in ſilbergrauem Bluhſt und unten im Garten brachen ſchon die Roſen auf; wir beide aber — ich mag es heut wohl niederſchreiben — wir hätten itzund die Zeit gern ſtille ſtehen laſſen; an meine Botenreiſe wagten, auch nur mit einem Wörtlein, weder ſie noch ich zu rühren. Was wir geſprochen, wüßte ich kaum zu ſagen; nur daß ich von meinem Leben in der Fremde ihr erzählte und wie ich immer heimgedacht; auch daß ihr güldener Pfennig mich in Krankheit einſt vor Noth bewahrt, wie ſie in ihrem Kinderherzen es damals fürgeſorget, und wie ich ſpäter dann geſtrebt und mich geängſtet, bis ich das Kleinod aus dem Leihhaus mir zurückgewonnen hatte. Dann lächelte ſie glücklich; und dabei blühete aus dem dunkeln Grund des Bildes immer ſüßer das holde Antlitz auf; mir ſchien's, als ſei es kaum mein eigenes Werk. — Mitunter war's, als ſchaue mich etwas heiß aus ihren Augen an; doch wollte ich es dann faſſen, ſo floh es ſcheu zurück; und dennoch floß es durch den Pinſel heimlich auf die Leinewand, ſo daß mir ſelber kaum bewußt ein ſinnberückend Bild entſtand, wie nie zuvor und nie nachher ein ſolches aus meiner Hand gegangen iſt. — — Und endlich war's doch an der Zeit und feſtgeſetzet, am andern Morgen ſollte ich meine Reiſe antreten.

Als Katharina mir den Brief an ihre Baſe eingehändigt, ſaß ſie noch einmal mir gegenüber. Es wurde heute mit Worten nicht geſpielet; wir ſprachen ernſt und ſorgenvoll mitſammen; indeſſen ſetzete ich noch hie und da den Pinſel an, mitunter meine Blicke auf die ſchweigende Geſellſchaft an den Wänden werfend, deren ich in Katharinens Gegenwart ſonſt kaum gedacht hatte.

Da, unter dem Malen, fiel mein Auge auch auf jenes alte Frauenbildniß, das mir zur Seite hing und aus den weißen Schleiertüchern die ſtechend grauen Augen auf mich gerichtet hielt. Mich fröſtelte, ich hätte nahezu den Stuhl verrücket.

Aber Katharinens ſüße Stimme drang mir in das Ohr: „Ihr ſeid ja faſt erbleichet; was flog Euch übers Herz, Johannes?"

Ich zeigte mit dem Pinſel auf das Bild. „Kennet Ihr die, Katharine? Dieſe Augen haben hier all die Tage auf uns hingeſehen."

„Die da? — Vor der hab ich ſchon als Kind eine Furcht gehabt, und gar bei Tage bin ich oft wie blind hier durchgelaufen. Es iſt die Gemahlin eines früheren Gerhardus; vor weit über hundert Jahren hat ſie hier gehauſet."

„Sie gleicht nicht Euerer ſchönen Mutter," entgegnete ich; „dies Antlitz hat wohl vermocht, einer jeden Bitte nein zu ſagen."

Katharina ſah gar ernſt zu mir herüber. „So heißt's auch," ſagte ſie; „ſie ſoll ihr einzig Kind verfluchet haben; am andern Morgen aber hat man das blaſſe Fräulein aus einem Gartenteich gezogen, der nachmals zugedämmet iſt. Hinter den Hecken, dem Walde zu, ſoll es geweſen ſein."

„Ich weiß, Katharina; es wachſen heut noch Schachtelhalm und Binſen aus dem Boden.“

„Wiſſet Ihr denn auch, Johannes, daß eine unſeres Geſchlechtes ſich noch immer zeigen ſoll, ſobald dem Hauſe Unheil droht? Man ſieht ſie erſt hier an den Fenſtern gleiten, dann draußen in dem Gartenſumpf verſchwinden.“

Ohnwillens wandten meine Augen ſich wieder auf die unbeweglichen des Bildes. „Und weshalb,“ frug ich, „verfluchete ſie ihr Kind?“

„Weshalb?“ — Katharina zögerte ein Weilchen und blickte mich faſt verwirret an mit allem ihrem Liebreiz. „Ich glaub', ſie wollte den Vetter ihrer Mutter nicht zum Ehgemahl.“

— „War's denn ein gar ſo übler Mann?“

Ein Blick faſt wie ein Flehen flog zu mir herüber, und tiefes Roſenroth bedeckete ihr Antlitz. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie beklommen; und leiſer, daß ich's kaum vernehmen mochte, ſetzte ſie hinzu: „Es heißt, ſie hab' einen Andern lieb gehabt; der war nicht ihres Standes.“

Ich hatte den Pinſel ſinken laſſen; denn ſie ſaß vor mir mit geſenkten Blicken; wenn nicht die kleine

Hand ſich leis aus ihrem Schoße auf ihr Herz geleget, ſo wäre ſie ſelber wie ein leblos Bild geweſen.

So hold es war, ich ſprach doch endlich: „So kann ich ja nicht malen; wollet Ihr mich nicht anſehen, Katharina?“

Und als ſie nun die Wimpern von den braunen Augenſternen hob, da war kein Hehlens mehr; heiß und offen ging der Strahl zu meinem Herzen. „Katharina!“ Ich war aufgeſprungen. „Hätte jene Frau auch dich verflucht?“

Sie athmete tief auf. „Auch mich, Johannes!“ — Da lag ihr Haupt an meiner Bruſt, und feſt umſchloſſen ſtanden wir vor dem Bild der Ahnfrau, die kalt und feindlich auf uns niederſchauete.

Aber Katharina zog mich leiſe fort. „Laß uns nicht trotzen, mein Johannes!“ ſagte ſie. — Mit Selbigem hörte ich im Treppenhauſe ein Geräuſch, und war es, als wenn etwas mit dreien Beinen ſich mühſelig die Stiegen heraufarbeitete. Als Katharina und ich uns deshalb wieder an unſern Platz geſetzet und ich Pinſel und Palette zur Hand genommen hatte, öffnete ſich die Thür, und Baſ' Urſel, die wir wohl zuletzt erwartet hätten, kam an ihrem Stock hereingehuſtet. „Ich höre," ſagte ſie, „Er will nach Hamburg, um den Rahmen zu beſorgen: da muß ich mir nachgerade doch Sein Werk beſehen!"

Es iſt wohl männiglich bekannt, daß alte Jungfrauen in Liebesſachen die allerfeinſten Sinne haben und ſo der jungen Welt gar oft Bedrang und Trübſal bringen. Als Baſ' Urſel auf Katharinens Bild, das ſie bislang noch nicht geſehen, kaum einen Blick geworfen hatte, zuckte ſie gar ſtolz empor mit ihrem runzeligen Angeſicht und frug mich allſogleich: „Hat denn das Fräulein Ihn ſo angeſehen, als wie ſie da im Bilde ſitzet?"

Ich entgegnete, es ſei ja eben die Kunſt der edlen Malerei, nicht bloß die Abſchrift des Geſichts zu geben. Aber ſchon mußte an unſern Augen oder Wangen ihr Sonderliches aufgefallen ſein, denn ihre Blicke gingen ſpähend hin und wieder: „Die Arbeit iſt wohl bald am Ende?" ſagte ſie dann mit ihrer höchſten Stimme. „Deine Augen haben kranken Glanz, Katharina; das lange Sitzen hat dir nicht wohl gedienet."

Ich entgegnete, das Bild ſei bald vollendet, nur an dem Gewande ſei noch hie und da zu ſchaffen.

„Nun, da braucht Er wohl des Fräuleins Gegenwart nicht mehr dazu! — Komm, Katharina, dein Arm iſt beſſer als der dumme Stecken hier!“

Und ſo mußt' ich von der dürren Alten meines Herzens holdſelig Kleinod mir entführen ſehen, da ich es eben mir gewonnen glaubte; kaum daß die braunen Augen mir noch einen ſtummen Abſchied ſenden konnten.

* * *

Am andern Morgen, am Montage vor Johannis, trat ich meine Reiſe an. Auf einem Gaule, den Dieterich mir beſorget, trabte ich in der Frühe aus dem Thorweg; als ich durch die Tannen ritt, brach einer von des Junkers Hunden herfür und fuhr meinem Thiere nach den Flechſen, wann ſchon ſelbiges aus ihrem eigenen Stalle war; aber der oben im Sattel ſaß, ſchien ihnen allzeit noch verdächtig. Kamen gleichwohl ohne Bleſſur davon, ich und der Gaul, und langeten Abends bei guter Zeit in Hamburg an.

Am andern Vormittage machte ich mich auf und befand auch bald einen Schnitzer, ſo der

Bilderleiſten viele fertig hatte, daß man ſie nur zuſammenzuſtellen und in den Ecken die Zierrathen darauf zu thun brauchte. Wurden alſo handelseinig, und verſprach der Meiſter, mir das Alles wohlverpacket nachzuſenden.

Nun war zwar in der berühmten Stadt vor einen Neubegierigen gar Vieles zu beſchauen; ſo in der Schiffer-Geſellſchaft des Seeräubern Störtebecker ſilberner Becher, welcher das zweite Wahrzeichen der Stadt genennet wird, und ohne den geſehen zu haben, wie es in einem Buche heißet, Niemand ſagen dürfe, daß er in Hamburg ſei geweſen; ſodann auch der Wunderfiſch mit eines Adlers richtigen Krallen und Fluchten, ſo eben um dieſe Zeit in der Elbe war gefangen worden und den die Hamburger, wie ich nachmalen hörete, auf einen Seeſieg wider die türkiſchen Piraten deuteten; allein, obſchon ein rechter Reiſender ſolcherlei Seltſamkeiten nicht vorbeigehen ſoll, ſo war doch mein Gemüthe, beides, von Sorge und von Herzensſehnen, allzuſehr beſchweret. Derohalben, nachdem ich bei einem Kaufherrn noch meinen Wechſel umgeſetzet und in meiner Nachtherbergen Richtigkeit getroffen hatte, beſtieg ich um Mittage wieder meinen Gaul und hatte allſobald allen Lärmen des großen Hamburg hinter mir.

Am Nachmittage danach langete ich in Preetz an, meldete mich im Stifte bei der hochwürdigen Dame und wurde auch alsbald vorgelaſſen. Ich erkannte in ihrer ſtattlichen Perſon allſogleich die Schweſter meines theueren ſeligen Herrn Gerhardus; nur, wie es ſich an unverehelichten Frauen oftmals zeiget, waren die Züge des Antlitzes gleichwohl ſtrenger als die des Bruders. Ich hatte, ſelbſt nachdem ich Katharinens Schreiben überreichet, ein lang und hart Examen zu beſtehen; dann aber verhieß ſie ihren Beiſtand und ſetzete ſich zu ihrem Schreibgeräthe, indeß die Magd mich in ein ander Zimmer führen mußte, allwo man mich gar wohl bewirthete.

Es war ſchon ſpät am Nachmittage, da ich wieder fortritt; doch rechnete ich, obſchon mein Gaul die vielen Meilen hinter uns bereits verſpürete, noch gegen Mitternacht beim alten Dieterich anzuklopfen. — Das Schreiben, das die alte Dame mir für Katharinen mitgegeben, trug ich wohlverwahret in einem Ledertäſchlein unterm Wammſe auf der Bruſt. So ritt ich fürbaß in die aufſteigende Dämmerung hinein; gar bald an ſie, die Eine, nur gedenkend und immer wieder mein Herz mit neuen lieblichen Gedanken ſchreckend.

Es war aber eine lauwarme Juninacht; von den dunkelen Feldern erhub ſich der Ruch der Wieſenblumen, aus den Knicken duftete das Geißblatt; in Luſt und Laub ſchwebete ungeſehen das kleine Nachtgeziefer oder flog auch wohl ſurrend meinem ſchnaubenden Gaule an die Rüſtern; droben aber an der blauſchwarzen ungeheueren Himmelsglocke über mir ſtrahlte im Süd-Oſt das Sternenbild des Schwanes in ſeiner unberührten Herrlichkeit.

Da ich endlich wieder auf Herrn Gerhardus' Grund und Boden war, reſolvirte ich mich ſofort, noch nach dem Dorfe hinüberzureiten, welches ſeitwärts von der Fahrſtraßen hinterm Wald belegen iſt. Denn ich gedachte, daß der Krüger Hans Ottſen einen paßlichen Handwagen habe; mit dem ſolle er morgen einen Boten in die Stadt ſchicken, um die Hamburger Kiſte für mich abzuholen; ich aber wollte nur an ſein Kammerfenſter klopfen, um ihm ſolches zu beſtellen.

Alſo ritte ich am Waldesrande hin, die Augen faſt verwirret von den grünlichen Johannisfünkchen, die mit ihren ſpieleriſchen Lichtern mich hier umflogen. Und ſchon ragete groß und finſter die Kirche vor mir auf, in deren Mauern Herr Gerhardus bei den Seinen ruhte; ich hörte, wie im Thurm ſoeben der Hammer ausholete, und von der Glocken ſcholl die Mitternacht ins Dorf hinunter. „Aber ſie ſchlafen Alle,“ ſprach ich bei mir ſelber, „die Todten in der Kirchen oder unter dem hohen Sternenhimmel hieneben auf dem Kirchhof, die Lebenden noch unter den niederen Dächern, die dort ſtumm und dunkel vor dir liegen.“ So ritt ich weiter. Als ich jedoch an den Teich kam, von wo aus man Hans Ottſen's Krug gewahren kann, ſahe ich von dorten einen dunſtigen Lichtſchein auf den Weg hinausbrechen, und Fiedeln und Klarinetten ſchalleten mir entgegen.

Da ich gleichwohl mit dem Wirthe reden wollte, ſo ritt ich herzu und brachte meinen Gaul im Stalle unter. Als ich danach auf die Tenne trat, war es gedrangvoll von Menſchen, Männern und Weibern, und ein Geſchrei und wüſt Getreibe, wie ich ſolches, auch beim Tanz, in früheren Jahren nicht vermerket.

Der Schein der Unſchlittkerzen, ſo unter einem Balken auf einem Kreuzholz ſchwebten, hob manch bärtig und verhauen Antlitz aus dem Dunkel, dem man lieber nicht allein im Wald begegnet wäre. — Aber nicht nur Strolche und Bauernburſche ſchienen hier ſich zu vergnügen; bei den Muſikanten, die drüben vor der Döns auf ihren Tonnen ſaßen, ſtund der Junker von der Riſch; er hatte ſeinen Mantel über dem einen Arm, an dem andern hing ihm eine derbe Dirne. Aber das Stücklein ſchien ihm nicht zu gefallen; denn er riß dem Fiedler ſeine Geigen aus den Händen, warf eine Hand voll Münzen auf ſeine Tonne und verlangte, daß ſie ihm den neumodiſchen Zweitritt aufſpielen ſollten. Als dann die Muſikanten ihm gar raſch gehorchten und wie toll die neue Weiſe klingen ließen, ſchrie er nach Platz und ſchwang ſich in den dichten Haufen; und die Bauerburſchen glotzten drauf hin, wie ihm die Dirne im Arme lag, gleich einer Tauben vor dem Geier.

Ich aber wandte mich ab und trat hinten in die Stube, um mit dem Wirth zu reden. Da ſaß der Junker Wulf beim Kruge Wein und hatte den alten Ottſen neben ſich, welchen er mit allerhand

Späßen in Bedrängniß brachte; ſo drohete er, ihm ſeinen Zins zu ſteigern, und ſchüttelte ſich vor Lachen, wenn der geängſtete Mann gar jämmerlich um Gnad' und Nachſicht ſupplicirte. — Da er mich gewahr worden, ließ er nicht ab, bis ich ſelb dritt mich an den Tiſch geſetzet; frug nach meiner Reiſe und ob ich in Hamburg mich auch wohl vergnüget; ich aber antwortete nur, ich käme eben von dort zurück, und werde der Rahmen in Kürze in der Stadt eintreffen, von wo Hans Ottſen ihn mit ſeinem Handwäglein leichtlich möge holen laſſen.

Indeß ich mit Letzterem ſolches nun verhandelte, kam auch der von der Riſch hereingeſtürmet und ſchrie dem Wirthe zu, ihm einen kühlen Trunk zu ſchaffen. Der Junker Wulf aber, dem bereits die Zunge ſchwer im Munde wühlete, faßte ihn am Arm und riß ihn auf den leeren Stuhl hernieder.

„Nun, Kurt!“ rief er. „Biſt du noch nicht ſatt von deinen Dirnen! Was ſoll die Katharina dazu ſagen? Komm, machen wir alamode ein ehrbar hazard mitſammen!“ Dabei hatte er ein Kartenſpiel unterm Wamms hervorgezogen. „Allons donc! — Dix et dame! — dame et valet!“

Ich ſtand noch und ſah dem Spiele zu, ſo dermalen eben Mode werden; nur wünſchend, daß die Nacht vergehen und der Morgen kommen möchte. — Der Trunkene ſchien aber dieſes Mal des Nüchternen Uebermann; dem von der Riſch ſchlug nach einander jede Karte fehl.

„Tröſte dich, Kurt!“ ſagte der Junker Wulf, indeß er ſchmunzelnd die Speciesthaler auf einen Haufen ſcharrte:

„Glück in der Lieb'
Und Glück im Spiel,
Bedenk, für Einen
Iſt's zuviel!

Laß den Maler dir hier von deiner ſchönen Braut erzählen! Der weiß ſie auswendig; da kriegſt du's nach der Kunſt zu wiſſen.“

Dem Andern, wie mir am beſten kund war, mochte aber noch nicht viel von Liebesglück bewußt ſein; denn er ſchlug fluchend auf den Tiſch und ſah gar grimmig auf mich her.

„Ei, du biſt eiferſüchtig, Kurt,“ ſagte der Junker Wulf vergnüglich, als ob er jedes Wort auf ſeiner ſchweren Zunge ſchmeckete; „aber getröſte dich, der

Rahmen iſt ſchon fertig zu dem Bilde; dein Freund der Maler kommt eben erſt von Hamburg.“

Bei dieſem Worte ſahe ich den von der Riſch aufzucken gleich einem Spürhund bei der Witterung. „Von Hamburg heut? — So muß er Fauſti Mantel ſich bedienet haben; denn mein Reitknecht ſah ihn heut zu Mittag noch in Preetz! Im Stift, bei deiner Baſe iſt er auf Beſuch geweſen.“

Meine Hand fuhr unverſehens nach der Bruſt, wo ich das Täſchlein mit dem Brief verwahret hatte; denn die trunkenen Augen des Junkers Wulf lagen auf mir; und war mir's nicht anders, als ſähe er damit mein ganz Geheimniß offen vor ſich liegen. Es währete auch nicht lange, ſo flogen die Karten klatſchend auf den Tiſch. „Oho!“ ſchrie er. „Im Stift, bei meiner Baſe! Du treibſt wohl gar doppelt Handwerk, Burſch! Wer hat dich auf den Botengang geſchickt?“

„Ihr nicht, Junker Wulf!“ entgegnet' ich; „und das muß Euch genug ſein!“ — Ich wollt' nach meinem Degen greifen, aber er war nicht da; fiel mir auch bei nun, daß ich ihn an den Sattelknopf gehänget, da ich vorhin den Gaul zu Stalle brachte.

Und ſchon ſchrie der Junker wieder zu ſeinem jüngeren Kumpan: „Reiß ihm das Wamms auf, Kurt! Es gilt den blanken Haufen hier, du findeſt eine ſaubere Briefſchaft, die du ungern möchteſt beſtellet ſehen!“

Im ſelbigen Augenblick fühlte ich auch ſchon die Hände des von der Riſch an meinem Leibe, und ein wüthend Ringen zwiſchen uns begann. Ich fühlte wohl, daß ich ſo leicht, wie in der Bubenzeit, ihm nicht mehr über würde; da aber fügete es ſich zu meinem Glücke, daß ich ihm beide Handgelenke packte und er alſo wie gefeſſelt vor mir ſtund. Es hatte keiner von uns ein Wort dabei verlauten laſſen; als wir uns aber itzund in die Augen ſahen, da wußte Jeder wohl, daß er's mit ſeinem Todfeind vor ſich habe.

Solches ſchien auch der Junker Wulf zu meinen; er ſtrebte von ſeinem Stuhl empor, als wolle er dem von der Riſch zu Hülfe kommen; mochte aber zu viel des Weins genoſſen haben, denn er taumelte auf ſeinen Platz zurück. Da ſchrie er, ſo laut ſeine lallende Zung es noch vermochte: „He, Tartar! Türk! Wo ſteckt ihr! Tartar, Türk!“ Und ich wußte nun, daß die zwo grimmen Köter, ſo ich vorhin auf der Tenne an dem Ausſchank hatte lungern ſehen, mir an die nackte Kehle ſpringen ſollten. Schon hörete ich ſie durch das Getümmel der Tanzenden daher ſchnaufen, da riß ich mit einem Rucke jählings meinen Feind zu Boden, ſprang dann durch eine Seitenthür aus dem Zimmer, die ich ſchmetternd hinter mir zuwarf, und gewann alſo das Freie.

Und um mich her war plötzlich wieder die ſtille Nacht und Mond- und Sternenſchimmer. In den Stall zu meinem Gaul wagt' ich nicht erſt zu gehen, ſondern ſprang flugs über einen Wall und lief über das Feld dem Walde zu. Da ich ihn bald erreichet, ſuchte ich die Richtung nach dem Herrenhofe einzuhalten; denn es zieht ſich die Holzung bis hart zur Gartenmauer. Zwar war die Helle der Himmelslichter hier durch das Laub der Bäume ausgeſchloſſen; aber meine Augen wurden der Dunkelheit gar bald gewohnt, und da ich das Täſchlein ſicher unter meinem Wammſe fühlte, ſo tappte ich rüſtig vorwärts; denn ich gedachte den Reſt der Nacht noch einmal in meiner Kammer auszuruhen, dann aber mit dem alten Dieterich zu berathen, was allfort geſchehen ſolle; maßen ich wohl ſahe, daß meines Bleibens hier nicht fürder ſei.

Bisweilen ſtund ich auch und horchte; aber ich mochte bei meinem Abgang wohl die Thür ins Schloß geworfen und ſo einen guten Vorſprung mir gewonnen haben: von den Hunden war kein Laut vernehmbar. Wohl aber, da ich eben aus dem Schatten auf eine vom Mond erhellete Lichtung trat, hörete ich nicht gar fern die Nachtigallen ſchlagen; und von wo ich ihren Schall hörte, dahin richtete ich meine Schritte; denn mir war wohl bewußt, ſie hatten hier herum nur in den Hecken des Herrengartens ihre Neſter; erkannte nun auch, wo ich mich befand, und daß ich bis zum Hofe nicht gar weit mehr hatte.

Ging alſo dem lieblichen Schallen nach, das immer heller vor mir aus dem Dunkel drang. Da plötzlich ſchlug was Anderes an mein Ohr, das jählings näher kam und mir das Blut erſtarren machte. Nicht zweifeln konnt' ich mehr, die Hunde brachen durch das Unterholz; ſie hielten feſt auf meiner Spur, und ſchon hörete ich deutlich hinter mir ihr Schnaufen und ihre gewaltigen Sätze in dem dürren Laub des Waldbodens. Aber Gott gab mir ſeinen gnädigen Schutz; aus dem Schatten der Bäume ſtürzte ich gegen die Gartenmauer und an eines Fliederbaums Geäſte ſchwang ich mich hinüber. — Da ſangen hier im Garten noch die Nachtigallen; die Buchenhecken warfen tiefe Schatten. In ſolcher Mondnacht war ich einſt vor meiner Ausfahrt in die Welt mit Herrn Gerhardus hier gewandelt. „Sieh dir's noch einmal an, Johannes!“ hatte dermalen er geſprochen; „es könnt' geſchehen, daß du bei deiner Heimkehr mich nicht daheim mehr fändeſt, und daß alsdann ein Willkomm nicht für dich am Thor geſchrieben ſtünde; — ich aber möcht' nicht, daß du dieſe Stätte hier vergäßeſt.“

Das flog mir itzund durch den Sinn, und ich mußte bitter lachen; denn nun war ich hier als ein gehetzet Wild; und ſchon hörete ich die Hunde des Junker Wulf gar grimmig draußen an der Gartenmauer rennen. Selbige aber war, wie ich noch Tags zuvor geſehen, nicht überall ſo hoch, daß nicht das wüthige Gethier hinüber konnte; und rings im Garten war kein Baum, nichts als die dichten Hecken und drüben gegen das Haus die Blumenbeete des ſeligen Herrn. Da, als eben das Bellen der Hunde wie ein Triumphgeheule innerhalb der Gartenmauer ſcholl, erſahe ich in meiner Noth den alten Epheubaum, der ſich mit ſtarkem Stamme an dem Thurm hinaufreckt; und da dann die Hunde aus den Hecken auf den mondhellen Platz hinausraſeten, war ich ſchon hoch genug, daß ſie mit ihrem Anſpringen mich nicht mehr erreichen konnten; nur meinen Mantel, ſo von der Schulter geglitten, hatten ſie mit ihren Zähnen mir herabgeriſſen.

Ich aber, alſo angeklammert und fürchtend, es werde das nach oben ſchwächere Geäſte mich auf die Dauer nicht ertragen, blickte ſuchend um mich, ob ich nicht irgend beſſern Halt gewinnen möchte; aber es war nichts zu ſehen als die dunklen Epheublätter um mich her. — Da, in ſolcher Noth, hörete ich ober mir ein Fenſter öffnen, und eine Stimme ſcholl zu mir herab — möcht' ich ſie wieder hören, wenn du, mein Gott, mich bald nun rufen läßt aus dieſem Erdenthal! — „Johannes!“ rief ſie; leis doch deutlich hörete ich meinen Namen, und ich kletterte höher an dem immer ſchwächeren Gezweige, indeß die ſchlafenden Vögel um mich auffuhren und die Hunde von unten ein Geheul heraufſtießen. — „Katharina! Biſt du es wirklich, Katharina?“

Aber ſchon kam ein zitternd Händlein zu mir herab und zog mich gegen das offene Fenſter; und ich ſah in ihre Augen, die voll Entſetzen in die Tiefe ſtarrten.

„Komm!“ ſagte ſie. „Sie werden dich zerreißen.“ Da ſchwang ich mich in ihre Kammer. — Doch als ich drinnen war, ließ mich das Händlein los, und Katharina ſank auf einen Seſſel, ſo am Fenſter ſtund, und hatte ihre Augen dicht geſchloſſen. Die dicken Flechten ihres Haares lagen über dem weißen Nachtgewand bis in den Schoß hinab; der Mond, der draußen die Gartenhecken überſtiegen hatte, ſchien voll herein und zeigete mir Alles. Ich ſtund wie feſt gezaubert vor ihr; ſo lieblich fremde und doch ſo ganz mein eigen ſchien ſie mir; nur meine Augen tranken ſich ſatt an all der Schönheit. Erſt als ein Seufzen ihre Bruſt erhob, ſprach ich zu ihr: „Katharina, liebe Katharina, träumet Ihr denn?“

Da flog ein ſchmerzlich Lächeln über ihr Geſicht:

„Ich glaub wohl faſt, Johannes! — Das Leben iſt ſo hart; der Traum iſt ſüß!“

Als aber von unten aus dem Garten das Geheul aufs neu heraufkam, fuhr ſie erſchreckt empor. „Die Hunde, Johannes!“ rief ſie. „Was iſt das mit den Hunden?“

„Katharina,“ ſagte ich, „wenn ich Euch dienen ſoll, ſo glaub ich, es muß bald geſchehen; denn es fehlt viel, daß ich noch einmal durch die Thür in dieſes Haus gelangen ſollte.“ Dabei hatte ich den Brief aus meinem Täſchlein hervorgezogen und erzählete auch, wie ich im Kruge drunten mit den Junkern ſei in Streit gerathen.

Sie hielt das Schreiben in den hellen Mondenſchein und las; dann ſchaute ſie mich voll und herzlich an, und wir beredeten, wie wir uns morgen in dem Tannenwalde treffen wollten; denn Katharina ſollte noch zuvor erkunden, auf welchen Tag des Junker Wulfen Abreiſe zum Kieler Johannismarkte feſtgeſetzet ſei.

„Und nun, Katharina,“ ſprach ich, „habt Ihr nicht etwas, das einer Waffe gleichſieht, ein eiſern Ellenmaß oder ſo dergleichen, damit ich der beiden Thiere drunten mich erwehren könne?“

Sie aber ſchrak jäh wie aus einem Traum empor: „Was ſprichſt du, Johannes!“ rief ſie; und ihre Hände, ſo bislang in ihrem Schoß geruhet, griffen nach den meinen. „Nein, nicht fort, nicht fort! da drunten iſt der Tod; und gehſt du, ſo iſt auch hier der Tod!“

Da war ich vor ihr hingeknieet und lag an ihrer jungen Bruſt, und wir umfingen uns in großer Herzensnoth. „Ach, Käthe,“ ſprach ich, „was vermag die arme Liebe denn! Wenn auch dein Bruder Wulf nicht wäre; ich bin kein Edelmann und darf nicht um dich werben.“

Sehr ſüß und ſorglich ſchauete ſie mich an; dann aber kam es wie Schelmerei aus ihrem Munde: „Kein Edelmann, Johannes? — Ich dächte, du ſeieſt auch das! Aber — ach nein! Dein Vater war nur der Freund des meinen — das gilt der Welt wohl nicht!“

„Nein, Käthe; nicht das, und ſicherlich nicht hier,“ entgegnete ich und umfaßte feſter ihren jungfräulichen Leib; „aber drüben in Holland, dort gilt ein tüchtiger Maler wohl einen deutſchen Edelmann; die Schwelle von Minheer van Dyk's Palaſte zu

Amſterdam iſt wohl dem Höchſten ehrenvoll zu überſchreiten. Man hat mich drüben halten wollen, mein Meiſter van der Helſt und Andre! Wenn ich dorthin zurückginge, ein Jahr noch oder zwei; dann — wir kommen dann ſchon von hier fort; bleib mir nur feſte gegen eure wüſten Junker!"

Katharinens weiße Hände ſtrichen über meine Locken; ſie herzete mich und ſagte leiſe: „Da ich in meine Kammer dich gelaſſen, ſo werd' ich doch dein Weib auch werden müſſen."

— — Ihr ahnete wohl nicht, welch einen Feuerſtrom dies Wort in meine Adern goß, darin ohnedies das Blut in heißen Pulſen ging. — Von dreien furchtbaren Dämonen, von Zorn und Todesangſt und Liebe ein verfolgter Mann, lag nun mein Haupt in des vielgeliebten Weibes Schoß.

Da ſchrillte ein geller Pfiff; die Hunde drunten wurden jähling ſtille, und da es noch einmal gellte, hörete ich ſie wie toll und wild von dannen rennen.

Vom Hofe her wurden Schritte laut; wir horchten auf, daß uns der Athem ſtille ſtund. Bald aber wurde dorten eine Thür erſt auf-, dann zugeſchlagen und dann ein Riegel vorgeſchoben. „Das iſt Wulf," ſagte Katharina leiſe; „er hat die beiden Hunde in den Stall geſperrt.“ — Bald hörten wir auch unter uns die Thür des Hausflurs gehen, den Schlüſſel drehen und danach Schritte in dem untern Corridor, die ſich verloren, wo der Junker ſeine Kammer hatte. Dann wurde Alles ſtill.

Es war nun endlich ſicher, ganz ſicher; aber mit unſerm Plaudern war es mit einem Male ſchier zu Ende. Katharina hatte den Kopf zurückgelehnt; nur unſer Beider Herzen hörete ich klopfen. — „Soll ich nun gehen, Katharina?“ ſprach ich endlich.

Aber die jungen Arme zogen mich ſtumm zu ihrem Mund empor; und ich ging nicht.

Kein Laut war mehr als aus des Gartens Tiefe das Schlagen der Nachtigallen und von fern das Rauſchen des Wäſſerleins, das hinten um die Hecken fließt. — —

Wenn, wie es in den Liedern heißt, daß mitunter noch in Nächten die ſchöne heidniſche Frau Venus auferſteht und umgeht, um die armen Menſchenherzen zu verwirren, ſo war es dazumalen eine ſolche Nacht. Der Mondſchein war am Himmel ausgethan, ein ſchwüler Ruch von Blumen hauchte durch das Fenſter und dorten überm Walde ſpielete die Nacht in ſtummen Blitzen. — O Hüter, Hüter, war dein Ruf ſo fern?

— — Wohl weiß ich noch, daß vom Hofe her plötzlich ſcharf die Hähne krähten, und daß ich ein blaß und weinend Weib in meinen Armen hielt, die mich nicht laſſen wollte, unachtend, daß überm Garten der Morgen dämmerte und rothen Schein in unſre Kammer warf. Dann aber, da ſie deß inne wurde, trieb ſie, wie von Todesangſt geſchreckt, mich fort.

Noch einen Kuß, noch hundert; ein flüchtig Wort noch: wann für das Geſind zu Mittage geläutet würde, dann wollten wir im Tannenwald uns treffen; und dann — ich wußte ſelber kaum, wie mir's geſchehen — ſtund ich im Garten, unten in der kühlen Morgenluft.

Noch einmal, indem ich meinen von den Hunden zerfetzten Mantel aufhob, ſchaute ich empor und ſah ein blaſſes Händlein mir zum Abſchied winken. Nahezu erſchrocken aber wurd' ich, da meine Augen bei einem Rückblick aus dem Gartenſteig von ungefähr die unteren Fenſter neben dem Thurme ſtreiften;

denn mir war, als ſähe hinter einem derſelbigen ich gleichfalls eine Hand; aber ſie drohete nach mir mit aufgehobenem Finger und ſchien mir farblos und knöchern gleich der Hand des Todes. Doch war's nur wie im Huſch, daß ſolches über meine Augen ging; dachte zwar erſtlich des Märleins von der wiedergehenden Urahne; redete mir dann aber ein, es ſeien nur meine eigenen aufgeſtörten Sinne, die ſolch Spiel mir vorgegaukelt hätten.

So, deß nicht weiter achtend, ſchritt ich eilends durch den Garten, merkete aber bald, daß in der Haſt ich auf den Binſenſumpf gerathen; ſank auch der eine Fuß bis übers Aenkel ein, gleichſam als ob ihn was hinunterziehen wollte. „Ei," dachte ich, „faßt das Hausgeſpenſte doch nach dir!" Machte mich aber auf und ſprang über die Mauer in den Wald hinab.

Die Finſterniß der dichten Bäume ſagte meinem träumenden Gemüthe zu; hier um mich her war noch die ſelige Nacht, von welcher meine Sinne ſich nicht löſen mochten. — Erſt da ich nach geraumer Zeit vom Waldesrande in das offene Feld hinaustrat, wurd' ich völlig wach. Ein Häuflein Rehe ſtund nicht fern im ſilbergrauen Thau, und über mir vom Himmel ſcholl das Tageslied der Lerche. Da ſchüttelte ich all müßig Träumen von mir ab; im ſelbigen Augenblick ſtieg aber auch wie heiße Noth die Frage mir ins Hirn: „Was weiter nun, Johannes? Du haſt ein theures Leben an dich riſſen; nun wiſſe, daß dein Leben nichts gilt, als nur das ihre!“

Doch was ich ſinnen mochte, es deuchte mir allfort das Beſte, wenn Katharina im Stifte ſichern Unterſchlupf gefunden, daß ich dann zurück nach Holland ginge, mich dort der Freundeshülf' verſicherte und alſobald zurückkäm', um ſie nachzuholen. Vielleicht, daß ſie gar der alten Baſe Herz erweichet; und ſchlimmſten Falles — es mußt' auch gehen ohne das!

Schon ſahe ich uns auf einem fröhlichen Barkſchiff die Wellen des grünen Zuiderſees befahren, ſchon hörete ich das Glockenſpiel vom Rathhausthurme Amſterdams und ſah am Hafen meine Freunde aus dem Gewühl hervorbrechen und mich und meine ſchöne Frau mit hellem Zuruf grüßen und im Triumph nach unſerem kleinen, aber trauten

Heim geleiten. Mein Herz war voll von Muth und Hoffnung; und kräftiger und raſcher ſchritt ich aus, als könnte ich bälder ſo das Glück erreichen.

— Es iſt doch anders kommen.

In meinen Gedanken war ich allmählich in das Dorf hinabgelanget und trat hier in Hans Ottſen's Krug, von wo ich in der Nacht ſo jählings hatte flüchten müſſen. — „Ei, Meiſter Johannes,“ rief der Alte auf der Tenne mir entgegen; „was hattet Ihr doch geſtern mit unſeren geſtrengen Junkern? Ich war juſt draußen bei dem Ausſchank; aber da ich wieder eintrat, flucheten ſie ſchier grauſam gegen Euch; und auch die Hunde raſeten an der Thür, die Ihr hinter Euch ins Schloß geworfen hattet.“

Da ich aus ſolchen Worten abnahm, daß der Alte den Handel nicht wohl begriffen habe, ſo entgegnete ich nur: „Ihr wiſſet, der von der Riſch und ich, wir haben uns ſchon als Jungen oft einmal gezauſet; da mußt's denn geſtern noch ſo einen Nachſchmack geben.“

„Ich weiß, ich weiß!“ meinete der Alte; „aber der Junker ſitzt heut auf ſeines Vaters Hof; Ihr ſolltet Euch hüten, Herr Johannes; mit ſolchen Herren iſt nicht ſauber Kirſchen eſſen.“

Dem zu widerſprechen hatte ich nicht Urſach, ſondern ließ mir Bret und Frühtrunk geben und ging dann in den Stall, wo ich mir meinen Degen holete, auch Stift und Skizzenbüchlein aus dem Ranzen nahm.

Aber es war noch lange bis zum Mittagläuten. Alſo bat ich Hans Ottſen, daß er den Gaul mit ſeinem Jungen mög' zum Hofe bringen laſſen, und als er mir ſolches zugeſaget, ſchritt ich wieder hinaus zum Wald. Ich ging aber bis zu der Stelle auf dem Haidenhügel, von wo man die beiden Giebel des Herrenhauſes über die Gartenhecken ragen ſieht, wie ich ſolches ſchon für den Hintergrund zu Katharinens Bildniß ausgewählet hatte. Nun gedachte ich, daß, wann in zu verhoffender Zeit ſie ſelber in der Fremde leben und wohl das Vaterhaus nicht mehr betreten würde, ſie ſeines Anblicks doch nicht ganz entrathen ſolle; zog alſo meinen Stift herfür und begann zu zeichnen, gar ſorgſam jedes Winkelchen, woran ihr Auge einmal mocht' gehaftet haben. Als farbig Schilderei ſollt' es dann in Amſterdam gefertigt werden, damit es ihr ſofort entgegengrüße, wann ich ſie dort in unſre Kammer führen würde.

Nach ein paar Stunden war die Zeichnung fertig. Ich ließ noch wie zum Gruß ein zwitſchernd Vögelein darüber fliegen; dann ſuchte ich die Lichtung auf, wo wir uns finden wollten, und ſtreckte mich nebenan im Schatten einer dichten Buche; ſehnlich verlangend, daß die Zeit vergehe.

Ich mußte gleichwohl darob eingeſchlummert ſein; denn ich erwachte von einem fernen Schall und wurd' deß inne, daß es das Mittagläuten von dem Hofe ſei. Die Sonne glühte ſchon heiß hernieder und verbreitete den Ruch der Himbeeren, womit die Lichtung überdeckt war. Es fiel mir bei, wie einſt Katharina und ich uns hier bei unſern Waldgängen ſüße Wegzehrung geholet hatten; und nun begann ein ſeltſam Spiel der Phantaſie: bald ſahe ich drüben zwiſchen den Sträuchen ihre zarte Kindsgeſtalt, bald ſtund ſie vor mir, mich anſchauend mit den ſeligen Frauenaugen, wie ich ſie letztlich erſt geſehen, wie ich ſie nun gleich, im nächſten Augenblicke ſchon leibhaftig an mein klopfend Herze ſchließen würde.

Da plötzlich überfiel mich's wie ein Schrecken.

Wo blieb ſie denn? Es war ſchon lang, daß es geläutet hatte. Ich war aufgeſprungen, ich ging umher, ich ſtund und ſpähete ſcharf nach aller Richtung durch die Bäume; die Angſt kroch mir zum Herzen; aber Katharina kam nicht; kein Schritt im Laube raſchelte; nur oben in den Buchenwipfeln rauſchte ab und zu der Sommerwind.

Böſer Ahnung voll ging ich endlich fort und nahm einen Umweg nach dem Hofe zu. Da ich unweit dem Thore zwiſchen die Eichen kam, begegnete mir Dieterich. „Herr Johannes,“ ſagte er und trat haſtig auf mich zu: „Ihr ſeid die Nacht ſchon in Hans Ottſen's Krug geweſen; ſein Junge brachte mir Euren Gaul zurück; — was habet Ihr mit unſern Junkern vorgehabt?“

„Warum fragſt du, Dieterich?“

— „Warum, Herr Johannes? — Weil ich Unheil zwiſchen Euch verhüten möcht'.“

„Was ſoll das heißen, Dieterich?“ frug ich wieder; aber mir war beklommen, als ſollte das Wort mir in der Kehle ſticken.

„Ihr werdet's ſchon ſelber wiſſen, Herr Johannes!“ entgegnete der Alte. „Mir hat der Wind nur ſo einen Schall davon gebracht; vor einer Stunde mag's geweſen ſein; ich wollte den Burſchen rufen, der im Garten an den Hecken putzte. Da ich an den Thurm kam, wo droben unſer Fräulein ihre Kammer hat, ſah ich dorten die alte Baſ' Urſel mit unſerem Junker dicht beiſammen ſtehen. Er hatte die Arme unterſchlagen und ſprach kein einzig Wörtlein; die Alte aber redete einen um ſo größeren Haufen und jammerte ordentlich mit ihrer feinen Stimme. Dabei wies ſie bald nieder auf den Boden, bald hinauf in den Epheu, der am Thurm hinaufwächſt. — Verſtanden, Herr Johannes, hab' ich von dem Allen nichts; dann aber, und nun merket wohl auf, hielt ſie mit ihrer knöchern Hand, als ob ſie damit drohete, dem Junker was vor Augen; und da ich näher hinſah, war's ein Fetzen Grauwerk, juſt wie Ihr's da an Euerem Mantel traget."

„Weiter, Dieterich!" ſagte ich; denn der Alte hatte die Augen auf meinen zerriſſenen Mantel, den ich auf dem Arme trug.

„Es iſt nicht viel mehr übrig," erwiderte er; „denn der Junker wandte ſich jählings nach mir zu und frug mich, wo Ihr anzutreffen wäret. Ihr möget mir es glauben, wäre er in Wirklichkeit ein Wolf geweſen, die Augen hätten blutiger nicht funkeln können.“

Da frug ich: „Iſt der Junker im Hauſe, Dieterich?“

— „Im Haus? Ich denke wohl; doch was ſinnet Ihr, Herr Johannes?“

„Ich ſinne, Dieterich, daß ich allſogleich mit ihm zu reden habe.“

Aber Dieterich hatte bei beiden Händen mich ergriffen. „Gehet nicht, Johannes,“ ſagte er dringend; „erzählet mir zum wenigſten, was geſchehen iſt; der Alte hat Euch ja ſonſt wohl guten Rath gewußt!“

„Hernach, Dieterich, hernach!“ entgegnete ich. Und alſo mit dieſen Worten riß ich meine Hände aus den ſeinen.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Hernach, Johannes,“ ſagte er, „das weiß nur unſer Herrgott!“

Ich aber ſchritt nun über den Hof dem Hauſe zu. — Der Junker ſei eben in ſeinem Zimmer, ſagte eine Magd, ſo ich im Hausflur drum befragte.

Ich hatte dieſes Zimmer, das im Unterhauſe lag, nur einmal erſt betreten. Statt wie bei ſeinem Vater ſel. Bücher und Karten, war hier vielerlei

Gewaffen, Handröhre und Arkebuſen, auch allerart Jagdgeräthe an den Wänden angebracht; ſonſt war es ohne Zier und zeigete an ihm ſelber, daß Niemand auf die Dauer und mit ſeinen ganzen Sinnen hier verweile.

Faſt wär' ich an der Schwelle noch zurückgewichen, da ich auf des Junkers „Herein" die Thür geöffnet; denn als er ſich vom Fenſter zu mir wandte, ſahe ich eine Reiterpiſtole in ſeiner Hand, an deren Radſchloß er handtirete. Er ſchauete mich an, als ob ich von den Todten käme. „So!" ſagte er gedehnet; „wahrhaftig, Sieur Johannes, wenn's nicht ſchon ſein Geſpenſte iſt!"

„Ihr dachtet, Junker Wulf," entgegnet' ich, indem ich näher zu ihm trat, „es möcht' der Straßen noch andre für mich geben, als die in Euere Kammer führen!"

— „So dachte ich, Sieur Johannes! Wie Ihr gut rathen könnt! Doch immerhin, Ihr kommt mir eben recht; ich hab' Euch ſuchen laſſen!"

In ſeiner Stimme bebte was, das wie ein lauernd Raubthier auf dem Sprunge lag, ſo daß die Hand mir unverſehens nach dem Degen fuhr. Jedennoch ſprach ich: „Höret mich und gönnet mir ein ruhig Wort, Herr Junker!“

Er aber unterbrach meine Rede: „Du wirſt gewogen ſein, mich erſtlich auszuhören! Sieur Johannes,“ — und ſeine Worte, die erſt langſam waren, wurden allmählich gleichwie ein Gebrüll — „vor ein paar Stunden, da ich mit ſchwerem Kopf erwachte, da fiel's mir bei und reuete mich gleich einem Narren, daß ich im Rauſch die wilden Hunde dir auf die Ferſen gehetzet hatte; — ſeit aber Baſ' Urſel mir den Fetzen vorgehalten, den ſie dir aus deinem Federbalg geriſſen, — beim Höllenelement! mich reut's nur noch, daß mir die Beſtien ſolch Stück Arbeit nachgelaſſen!“

Noch einmal ſuchte ich zu Worte zu kommen; und da der Junker ſchwieg, ſo dachte ich, daß er auch hören würde. „Junker Wulf,“ ſagte ich, „es iſt ſchon wahr, ich bin kein Edelmann; aber ich bin kein geringer Mann in meiner Kunſt und hoffe, es auch wohl noch einmal den Größeren gleich zu thun; ſo bitte ich Euch geziementlich, gebet Eure Schweſter Katharina mir zum Ehgemahl“ — —

Da ſtockte mir das Wort im Munde. Aus ſeinem bleichen Antlitz ſtarrten mich die Augen des alten Bildes an; ein gellend Lachen ſchlug mir in das Ohr, ein Schuß — — — dann brach ich zuſammen und hörete nur noch, wie mir der Degen, den ich ohn' Gedanken faſt gezogen hatte, klirrend aus der Hand zu Boden fiel.

* * *

Es war manche Woche danach, daß ich in dem ſchon bleicheren Sonnenſchein auf einem Bänkchen vor dem letzten Haus des Dorfes ſaß; mit matten Blicken nach dem Wald hinüberſchauend, an deſſen jenſeitigem Rande das Herrenhaus belegen war. Meine thörichten Augen ſuchten ſtets aufs neue den Punkt, wo, wie ich mir vorſtellete, Katharinens Kämmerlein von drüben auf die ſchon herbſtlich gelben Wipfel ſchaue; denn von ihr ſelber hatte ich keine Kunde.

Man hatte mich mit meiner Wunde in dies Haus gebracht, das von des Junkers Waldhüter bewohnt wurde; und außer dieſem Mann und ſeinem Weibe und einem mir unbekannten Chirurgus war während meines langen Lagers Niemand zu mir kommen. — Von wannen ich den Schuß in meine Bruſt erhalten, darüber hat mich Niemand befragt, und ich habe Niemandem Kunde gegeben; des Herzogs Gerichte gegen Herrn Gerhardus' Sohn und Katharinens Bruder anzurufen, konnte nimmer mir zu Sinne kommen. Er mochte ſich deſſen auch wohl getröſten; noch glaubhafter jedoch, daß er allen dieſen Dingen trotzete.

Nur einmal war mein guter Dieterich dageweſen; er hatte mir in des Junkers Auftrage zwei Rollen ungariſcher Dukaten überbracht als Lohn für Katharinens Bild, und ich hatte das Geld genommen, in Gedanken, es ſei ein Theil von deren Erbe, von dem ſie als mein Weib wohl ſpäter nicht zu viel empfahen würde. Zu einem traulichen Geſpräch mit Dieterich, nach dem mich ſehr verlangete, hatte es mir nicht gerathen wollen, maßen das gelbe Fuchsgeſicht meines Wirthes allaugenblicks in meine Kammer ſchaute; doch wurde ſo viel mir kund, daß der Junker nicht nach Kiel gereiſet, und Katharina ſeither von Niemandem weder in Hof noch Garten war geſehen worden; kaum konnte ich noch den Alten bitten, daß er dem Fräulein, wenn ſich's treffen möchte, meine Grüße ſage, und daß ich bald nach Holland zu reiſen, aber bälder noch zurückzukommen dächte, was alles in Treuen auszurichten er mir dann gelobete.

Ueberfiel mich aber danach die allergrößeſte Ungeduld, ſo daß ich gegen den Willen des Chirurgus und bevor im Walde drüben noch die letzten Blätter von den Bäumen fielen, meine Reiſe ins Werk ſetzete; langete auch ſchon nach kurzer Friſt wohlbehalten in der holländiſchen Hauptſtadt an, allwo ich von meinen Freunden gar liebreich empfangen wurde, und mochte es auch ferner vor ein glücklich Zeichen wohl erkennen, daß zwo Bilder, ſo ich dort zurückgelaſſen, durch die hülfsbereite Vermittelung meines theueren Meiſters van der Helſt beide zu anſehnlichen Preiſen verkaufet waren. Ja, es war deſſen noch nicht genug: ein mir ſchon früher wohlgewogener Kaufherr ließ mir ſagen, er habe nur auf mich gewartet, daß ich für ſein nach dem Haag verheirathetes Töchterlein ſein Bildniß malen möge; und wurde mir auch ſofort ein reicher Lohn dafür verſprochen. Da dachte ich, wenn ich ſolches noch vollendete, daß dann genug des helfenden Metalles in meinen Händen wäre, um auch ohne andere Mittel Katharinen in ein wohlbeſtellet Heimweſen einzuführen.

Machte mich alſo, da mein freundlicher Gönner deſſelbigen Sinnes war, mit allem Eifer an die Arbeit, ſo daß ich bald den Tag meiner Abreiſe gar fröhlich nah und näher rücken ſahe, unachtend, mit was vor üblen Anſtänden ich drüben noch zu kämpfen hätte.

Aber des Menſchen Augen ſehen das Dunkel nicht, das vor ihm iſt. — Als nun das Bild vollendet war und reichlich Lob und Geld um deſſen willen mir zu Theil geworden, da konnte ich nicht fort. Ich hatte in der Arbeit meiner Schwäche nicht geachtet, die ſchlecht geheilte Wunde warf mich wiederum danieder. Eben wurden zum Weihnachtsfeſte auf allen Straßenplätzen die Waffelbuden aufgeſchlagen, da begann mein Siechthum und hielt mich länger als das erſte Mal gefeſſelt. Zwar der beſten Arzteskunſt und liebreicher Freundespflege war kein Mangel, aber in Aengſten ſahe ich Tag um Tag vergehen, und keine Kunde konnte von ihr, keine zu ihr kommen.

Endlich nach harter Winterzeit, da der Zuiderſee wieder ſeine grünen Wellen ſchlug, geleiteten die Freunde mich zum Hafen; aber ſtatt des frohen Muthes nahm ich itzt ſchwere Herzenſorge mit an Bord. Doch ging die Reiſe raſch und gut von Statten.

Von Hamburg aus fuhr ich mit der königlichen Poſt; dann, wie vor nun faſt einem Jahre hiebevor, wanderte ich zu Fuße durch den Wald, an dem noch kaum die erſten Spitzen grüneten. Zwar probten ſchon die Finken und die Ammern ihren Lenzgeſang; doch was kümmerten ſie mich heute! — Ich ging aber nicht nach Herrn Gerhardus' Herrengut; ſondern, ſo ſtark mein Herz auch klopfete, ich bog ſeitwärts ab und ſchritt am Waldesrand entlang dem Dorfe zu. Da ſtund ich bald in Hans Ottſen's Krug und ihm gar ſelber gegenüber.

Der Alte ſah mich ſeltſam an, meinete aber dann, ich laſſe ja recht munter. „Nur," fügte er bei, „mit Schießbüchſen müſſet Ihr nicht wieder ſpielen; die machen ärgere Flecken als ſo ein Malerpinſel."

Ich ließ ihn gern bei ſolcher Meinung, ſo, wie ich wohl merkete, hier allgemein verbreitet war.

und that vers Erſte eine Frage nach dem alten Dieterich.

Da mußte ich vernehmen, daß er noch vor dem erſten Winterſchnee, wie es ſo ſtarken Leuten wohl paſſiret, eines plötzlichen wenn auch gelinden Todes verfahren ſei. „Der freuet ſich,“ ſagte Hans Ottſen, „daß er zu ſeinem alten Herrn da droben kommen; und iſt für ihn auch beſſer ſo.“

„Amen!“ ſagte ich; „mein herzlieber alter Dieterich!“

Indeß aber mein Herz nur, und immer banger, nach einer Kundſchaft von Katharinen ſeufzete, nahm meine furchtſame Zunge einen Umweg, und ich ſprach beklommen: „Was machet denn Euer Nachbar, der von Riſch?“

„Oho,“ lachte der Alte; „der hat ein Weib genommen, und eine, die ihn ſchon zu Richte ſetzen wird.“

Nur im erſten Augenblick erſchrak ich; denn ich ſagte mir ſogleich, daß er nicht ſo von Katharinen reden würde; und da er dann den Namen nannte, ſo war's ein ältlich aber reiches Fräulein aus der Nachbarſchaft; forſchete alſo muthig weiter, wie's drüben in Herrn Gerhardus' Haus beſtellet ſei, und wie das Fräulein und der Junker mit einander hauſeten.

Da warf der Alte mir wieder ſeine ſeltſamen Blicke zu. „Ihr meinet wohl," ſagte er, „daß alte Thürm' und Mauern nicht auch plaudern könnten!"

„Was ſoll's der Rede?" rief ich; aber ſie fiel mir centnerſchwer aufs Herz.

„Nun, Herr Johannes," und der Alte ſahe mir gar zuverſichtlich in die Augen, „wo das Fräulein hinkommen, das werdet doch Ihr am beſten wiſſen! Ihr ſeid derzeit im Herbſt ja nicht zum Letzten hier geweſen; nur wundert's mich, daß Ihr noch einmal wiederkommen; denn Junker Wulf wird, denk' ich, nicht eben gute Mien' zum böſen Spiel gemachet haben."

Ich ſahe den alten Menſchen an, als ſei ich ſelber hinterſinnig worden; dann aber kam mir plötzlich ein Gedanke. „Unglücksmann!" ſchrie ich, „Ihr glaubet doch nicht etwan, daß Fräulein Katharina ſei mein Eheweib geworden?"

„Nun, laſſet mich nur los!" entgegnete der Alte — denn ich ſchüttelte ihn an beiden Schultern. — „Was geht's mich an! Es geht die Rede ſo! Auf alle Fäll'; ſeit Neujahr iſt das Fräulein im Schloß nicht mehr geſehen worden.“

Ich ſchwur ihm zu, derzeit ſei ich in Holland krank gelegen; ich wiſſe nichts von alle dem.

Ob er's geglaubet, weiß ich nicht zu ſagen; allein er gab mir kund, es ſolle dermalen ein unbekannter Geiſtlicher zur Nachtzeit und in großer Heimlichkeit auf den Herrenhof gekommen ſein; zwar habe Baſ' Urſel das Geſinde ſchon zeitig in ihre Kammern getrieben; aber der Mägde eine, ſo durch den Thürſpalt gelauſchet, wolle auch mich über den Flur nach der Treppe haben gehen ſehen; dann ſpäter hätten ſie deutlich einen Wagen aus dem Thorhaus fahren hören, und ſeien ſeit jener Nacht nur noch Baſ' Urſel und der Junker in dem Schloß geweſen.

— — Was ich von nun an Alles und immer doch vergebens unternommen, um Katharinen oder auch nur eine Spur von ihr zu finden, das ſoll nicht hier verzeichnet werden. Im Dorfe war nur das thörichte Geſchwätz, davon Hans Ottſen mich die Probe ſchmecken laſſen; darum machete ich mich auf nach dem Stifte zu Herrn Gerhardus' Schweſter aber die Dame wollte mich nicht vor ſich laſſen; wurde im Uebrigen mir auch berichtet, daß keinerlei junges Frauenzimmer bei ihr geſehen worden. Da reiſete ich wieder zurück und demüthigte mich alſo, daß ich nach dem Hauſe des von der Riſch ging und als ein Bittender vor meinen alten Widerſacher hintrat. Der ſagte höhniſch, es möge wohl der Buhz das Vöglein ſich geholet haben; er habe dem nicht nachgeſchaut; auch halte er keinen Aufſchlag mehr mit denen von Herrn Gerhardus' Hofe.

Der Junker Wulf gar, der davon vernommen haben mochte, ließ nach Hans Ottſen's Kruge ſagen, ſo ich mich unterſtünde, auch zu ihm zu dringen, er würde mich noch einmal mit den Hunden hetzen laſſen. — Da bin ich in den Wald gegangen und hab' gleich einem Strauchdieb am Weg auf ihn gelauert; die Eiſen ſind von der Scheide bloß geworden; wir haben gefochten, bis ich die Hand ihm wund gehauen und ſein Degen in die Büſche flog. Aber er ſahe mich nur mit ſeinen böſen Augen an; geſprochen hat er nicht. — Zuletzt bin ich zu längerem Verbleiben nach Hamburg kommen, von wo aus ich ohne Anſtand und mit größerer Umſicht meine Nachforſchungen zu betreiben dachte.

Es iſt Alles doch umſonſt geweſen.

* * *

Aber ich will vors Erſte nun die Feder ruhen laſſen. Denn vor mir liegt dein Brief, mein lieber Joſias; ich ſoll dein Töchterlein, meiner Schweſter ſel. Enkelin, aus der Taufe heben. — Ich werde auf meiner Reiſe dem Walde vorbeifahren, ſo hinter Herrn Gerhardus' Hof belegen iſt. Aber das Alles gehört ja der Vergangenheit.

— — — — — — — — — — — — — —

Hier ſchließt das erſte Heft der Handſchrift. — Hoffen wir, daß der Schreiber ein fröhliches Tauffeſt gefeiert und inmitten ſeiner Freundſchaft an friſcher Gegenwart ſein Herz erquickt habe.

Meine Augen ruhten auf dem alten Bild mir gegenüber: ich konnte nicht zweifeln, der ſchöne ernſte Mann war Herr Gerhardus. Wer aber war jener todte Knabe, den ihm Meiſter Johannes hier ſo ſanft in ſeinen Arm gebettet hatte? — Sinnend nahm ich das zweite und zugleich letzte Heft, deſſen

Schriftzüge um ein Weniges unſicherer erſchienen. Es lautete, wie folgt:

Geliek as Reek un Stoof verſwindt,
Alſo ſind ock de Minſchenkind.

Der Stein, darauf dieſe Worte eingehauen ſtehen, ſaß ob dem Thürſims eines alten Hauſes. Wenn ich daran vorbei ging, mußte ich allezeit meine Augen dahin wenden, und auf meinen einſamen Wanderungen iſt dann ſelbiger Spruch oft lange mein Begleiter blieben. Da ſie im letzten Herbſte das alte Haus abbrachen, habe ich aus den Trümmern dieſen Stein erſtanden, und iſt er heute gleicherweiſe ob der Thüre meines Hauſes eingemauert worden, wo er nach mir noch Manchen, der vorübergeht, an die Nichtigkeit des Irdiſchen erinnern möge. Mir aber ſoll er eine Mahnung ſein, ehbevor auch an meiner Uhr der Weiſer ſtille ſteht, mit der Aufzeichnung meines Lebens fortzufahren. Denn du, meiner lieben Schweſter Sohn, der du nun bald mein Erbe ſein wirſt, mögeſt mit meinem kleinen Erdengute dann auch mein Erdenleid dahin nehmen, ſo ich bei meiner Lebzeit Niemandem, auch, aller Liebe ohnerachtet, dir nicht habe anvertrauen mögen.

Item; anno 1666 kam ich zum erſten Mal in dieſe Stadt an der Nordſee; maßen von einer reichen Branntweinbrenner-Wittwen mir der Auftrag worden, die Auferweckung Lazari zu malen, welches Bild ſie zum ſchuldigen und freundlichen Gedächtniß ihres Seligen, der hieſigen Kirchen aber zum Zierrath zu ſtiften gedachte, allwo es denn auch noch heute über dem Taufſteine mit den vier Apoſteln zu ſchauen iſt. Daneben wünſchte auch der Bürgermeiſter, Herr Titus Axen, ſo früher in Hamburg Thumherr und mir von dort bekannt war, ſein Contrefey von mir gemalet, ſo daß ich für eine lange Zeit allhier zu ſchaffen hatte. — Mein Loſament aber hatte ich bei meinem einzigen und älteren Bruder, der ſeit lange ſchon das Sekretariat der Stadt bekleidete; das Haus, darin er als unbeweibter Mann lebte, war hoch und räumlich, und war es dasſelbig Haus mit den zwo Linden an der Ecken von Markt und Krämerſtraße, worin ich, nachdem es mir durch meines lieben Bruders Hintritt angeſtorben, anitzt als alter Mann noch lebe und der Wiedervereinigung mit den vorangegangenen Lieben in Demuth entgegenharre.

Meine Werkſtätte hatte ich mir in dem großen

Peſel der Wittwe eingerichtet; es war dorten ein gutes Oberlicht zur Arbeit und bekam Alles gemacht und geſtellet, wie ich es verlangen mochte. Nur daß die gute Frau ſelber gar zu gegenwärtig war; denn allaugenblicklich kam ſie draußen von ihrem Schenktiſch zu mir hergetrottet mit ihren Blechgemäßen in der Hand; drängte mit ihrer Wohlbeleibtheit mir auf den Malſtock und roch an meinem Bild herum; gar eines Vormittages, da ich ſoeben den Kopf des Lazarus untermalet hatte, verlangte ſie mit viel überflüſſigen Worten, der auferweckte Mann ſolle das Antlitz ihres Seligen zur Schau ſtellen, obſchon ich dieſen Seligen doch niemalen zu Geſicht bekommen, von meinem Bruder auch vernommen hatte, daß ſelbiger, wie es die Brenner pflegen, das Zeichen ſeines Gewerbes als eine blaurothe Naſen im Geſicht herumgetragen; da habe ich denn, wie man glauben mag, dem unvernünftigen Weibe gar hart den Daumen gegenhalten müſſen. Als dann von der Außendiele her wieder neue Kundſchaft nach ihr gerufen und mit den Gemäßen auf den Schank geklopfet, und ſie endlich von mir laſſen müſſen, da ſank mir die Hand mit dem Pinſel in den Schoß, und ich mußte plötzlich des Tages gedenken, da ich eines gar andern Seligen Antlitz mit dem Stifte nachgebildet, und wer da in der kleinen Kapelle ſo ſtill bei mir geſtanden ſei. — Und alſo rückwärts ſinnend ſetzete ich meinen Pinſel wieder an; als aber ſelbiger eine gute Weile hin und wieder gegangen, mußte ich zu eigener Verwunderung gewahren, daß ich die Züge des edlen Herrn Gerhardus in des Lazari Angeſicht hineingetragen hatte. Aus ſeinem Lailach blickte des Todten Antlitz gleichwie in ſtummer Klage gegen mich, und ich gedachte: ſo wird er dir einſtmals in der Ewigkeit entgegentreten!

Ich konnte heute nicht weiter malen, ſondern ging fort und ſchlich auf meine Kammer ober der Hausthür, allwo ich mich ans Fenſter ſetzte und durch den Ausſchnitt der Lindenbäume auf den Markt hinabſah. Es gab aber groß Gewühl dort, und war bis drüben an die Rathswage und weiter bis zur Kirchen Alles voll von Wagen und Menſchen; denn es war ein Donnerstag und noch zur Stunde, daß Gaſt mit Gaſte handeln durfte, alſo daß der Stadtknecht mit dem Griper müßig auf unſeres Nachbaren Beiſchlag ſaß, maßen es vor der Hand keine Brüchen zu erhaſchen gab. Die Oſtenfelder Weiber mit ihren rothen Jacken, die Mädchen von den Inſeln mit ihren Kopftüchern und feinem Silberſchmuck, dazwiſchen die hochgethürmeten Getreidewagen und darauf die Bauern in ihren gelben Lederhoſen — dies Alles mochte wohl ein Bild für eines Malers Auge geben, zumal wenn ſelbiger, wie ich, bei den Holländern in die Schule gegangen war; aber die Schwere meines Gemüthes machte das bunte Bild mir trübe. Doch war es keine Reu', wie ich vorhin an mir erfahren hatte; ein ſehnend Leid kam immer gewaltiger über mich; es zerfleiſchete mich mit wilden Krallen und ſah mich gleichwohl mit holden Augen an. Drunten lag der helle Mittag auf dem wimmelnden Markte; vor meinen Augen aber dämmerte ſilberne Mondnacht, wie Schatten ſtiegen ein paar Zackengiebel auf, ein Fenſter klirrte, und gleich wie aus Träumen ſchlugen leis und fern die Nachtigallen. O du mein Gott und mein Erlöſer, der du die Barmherzigkeit biſt, wo war ſie in dieſer Stunde, wo hatte meine Seele ſie zu ſuchen? — —

Da hörete ich draußen unter dem Fenſter von einer harten Stimme meinen Namen nennen, und als ich hinausſchaute, erſahe ich einen großen hageren Mann in der üblichen Tracht eines Predigers, obſchon ſein herriſch und finſter Antlitz mit dem ſchwarzen Haupthaar und dem tiefen Einſchnitt ob der Naſe wohl eher einem Kriegsmann angeſtanden wäre. Er wies ſoeben einem andern, unterſetzten Manne von bäueriſchem Ausſehen, aber gleich ihm in ſchwarzwollenen Strümpfen und Schnallenſchuhen, mit ſeinem Handſtecke nach unſerer Hausthür zu, indem er ſelbſt zumal durch das Marktgewühle von dannen ſchritt.

Da ich dann gleich darauf die Thürglocke ſchellen hörte, ging ich hinab und lud den Fremden in das Wohngemach, wo er von dem Stuhle, darauf ich ihn genöthigt hatte, mich gar genau und aufmerkſam betrachtete.

Alſo war ſelbiger der Küſter aus dem Dorfe norden der Stadt, und erfuhr ich bald, daß man dort einen Maler brauche, da man des Paſtors Bildniß in die Kirche ſtiften wolle. Ich forſchete ein wenig, was für Verdienſt um die Gemeine dieſer ſich erworben hätte, daß ſie ſolche Ehr' ihm anzuthun gedächten, da er doch ſeines Alters halben noch nicht gar lang im Amte ſtehen könne; der Küſter aber meinete, es habe der Paſtor freilich wegen eines Stück Ackergrundes einmal einen Proceß gegen die Gemeinde angeſtrenget, ſonſt wiſſe er eben nicht, was Sondres könne vorgefallen ſein; allein es hingen allbereits die drei Amtsvorweſer in der Kirchen, und da ſie, wie er ſagen müſſe, vernommen hätten, ich verſtünde das Ding gar wohl zu machen, ſo ſollte der guten Gelegenheit wegen nun auch der vierte Paſtor mit hinein; dieſer ſelber freilich kümmere ſich nicht eben viel darum.

Ich hörete dem Allen zu; und da ich mit meinem Lazarus am liebſten auf eine Zeit pauſiren mochte, das Bildniß des Herrn Titus Axen aber wegen eingetretenen Siechthums deſſelbigen nicht beginnen konnte, ſo hub ich an, dem Auftrage näher nachzufragen.

Was mir an Preis für ſolche Arbeit nun geboten wurde, war zwar gering, ſo daß ich erſtlich dachte: ſie nehmen dich für einen Pfennigmaler, wie ſie im Kriegstroſſe mitziehen, um die Soldaten für ihre heimgebliebenen Dirnen abzumalen: aber es muthete mich plötzlich an, auf eine Zeit allmorgentlich in der goldnen Herbſtesſonne über die Haide nach dem Dorf hinauszuwandern, das nur eine Wegſtunde von unſerer Stadt belegen iſt. Sagete alſo zu, nur mit dem Beding, daß die Malerei draußen auf dem Dorfe vor ſich ginge, da hier in meines Bruders Hauſe paßliche Gelegenheit nicht befindlich ſei.

Deß ſchien der Küſter gar vergnügt, meinend, das ſei Alles hiebevor ſchon fürgeſorget; der Paſtor hab' ſich ſolches gleichfalls ausbedungen; item, es ſei dazu die Schulſtube in ſeiner Küſterei erwählet; ſelbige ſei das zweite Haus im Dorfe und liege nah am Paſtorate, nur hintenaus durch die Prieſterkoppel davon geſchieden, ſo daß alſo auch der Paſtor leicht hinübertreten könne. Die Kinder, die im Sommer doch nichts lernten, würden dann nach Haus geſchicket.

Alſo ſchüttelten wir uns die Hände, und da der Küſter auch die Maße des Bildes fürſorglich mitgebracht, ſo konnte alles Malgeräth, deß ich bedurfte, ſchon Nachmittages mit der Prieſterfuhr hinausbefördert werden.

Als mein Bruder dann nach Hauſe kam — erſt ſpät am Nachmittage; denn ein Ehrſamer Rath hatte dermalen viel Bedrängniß von einer Schinder-Leichen, ſo die ehrlichen Leute nicht zu Grabe tragen wollten — meinete er, ich bekäme da einen Kopf zu malen, wie er nicht oft auf einem Prieſterkragen ſitze, und möchte mich mit Schwarz und Braunroth wohl verſehen; erzählete mir auch, es ſei der Paſtor als Feldcapellan mit den Brandenburgern hier ins Land gekommen, als welcher er's faſt wilder als die Offiziers getrieben haben ſolle; ſei übrigens itzt ein ſcharfer Streiter vor dem Herrn, der ſeine Bauern gar meiſterlich zu packen wiſſe. — Noch merkete mein Bruder an, daß bei desſelbigen Amtseintritt in unſerer Gegend adelige Fürſprach' eingewirket haben ſolle, wie es heiße, von drüben aus dem Holſteiniſchen her; der Archidiakonus habe bei der Kloſterrechnung ein Wörtlein davon fallen laſſen. War jedoch Weiteres meinem Bruder darob nicht kund geworden.

* * *

So ſahe mich denn die Morgenſonne des nächſten Tages rüſtig über die Haide ſchreiten, und war mir nur leid, daß letztere allbereits ihr rothes Kleid und ihren Würzeduft verbrauchet und alſo dieſe Landſchaft ihren ganzen Sommerſchmuck verloren hatte; denn von grünen Bäumen war weithin nichts zu erſehen; nur der ſpitze Kirchthurm des Dorfes, dem ich zuſtrebte — wie ich bereits erkennen mochte, ganz von Granitquadern auferbauet — ſtieg immer höher vor mir in den dunkelblauen Oktoberhimmel. Zwiſchen den ſchwarzen Strohdächern, die an ſeinem Fuße lagen, krüppelte nur niedrig Buſch- und Baumwerk; denn der Nordweſtwind, ſo hier friſch von der See herauf kommt, will freien Weg zu fahren haben.

Als ich das Dorf erreichet und auch alsbald mich nach der Küſterei gefunden, ſtürzete mir ſofort mit luſtigem Geſchrei die ganze Schul entgegen; der Küſter aber hieß an ſeiner Hausthür mich willkommen. „Merket Ihr wohl, wie gern ſie von der Fibel laufen!“ ſagte er. „Der eine Bengel hatte Euch ſchon durchs Fenſter kommen ſehen.“

In dem Prediger, der gleich danach ins Haus trat, erkannte ich denſelbigen Mann, den ich ſchon Tags zuvor geſehen hatte. Aber auf ſeine finſtere Erſcheinung war heute gleichſam ein Licht geſetzet;

das war ein ſchöner blaſſer Knabe, den er an der Hand mit ſich führete; das Kind mochte etwan vier Jahre zählen und ſahe faſt winzig aus gegen des Mannes hohe knochige Geſtalt.

Da ich die Bildniſſe der früheren Prediger zu ſehen wünſchte, ſo gingen wir mitſammen in die Kirche, welche alſo hoch belegen iſt, daß man nach den anderen Seiten über Marſchen und Haide, nach Weſten aber auf den nicht gar fernen Meeresſtrand hinunterſchauen kann. Es mußte eben Fluth ſein; denn die Watten waren überſtrömet und das Meer ſtund wie ein lichtes Silber. Da ich anmerkete, wie oberhalb desſelben die Spitze des Feſtlandes und von der andern Seite diejenige der Inſel ſich gegen einander ſtrecketen, wies der Küſter auf die Waſſerfläche, ſo dazwiſchen liegt. „Dort," ſagte er, „hat einſt meiner Eltern Haus geſtanden; aber anno 34 bei der großen Fluth trieb es gleich hundert anderen in den grimmen Waſſern; auf der einen Hälfte des Daches ward ich an dieſen Strand geworfen, auf der anderen fuhren Vater und Bruder in die Ewigkeit hinaus."

Ich dachte: „So ſtehet die Kirche wohl am rechten

Ort: auch ohne den Paſtor wird hier vernehmentlich Gottes Wort gepredigt."

Der Knabe, welchen Letzterer auf den Arm genommen hatte, hielt deſſen Nacken mit beiden Aermchen feſt umſchlungen und drückte die zarte Wange an das ſchwarze bärtige Geſicht des Mannes, als finde er ſo den Schutz vor der ihn ſchreckenden Unendlichkeit, die dort vor unſeren Augen ausgebreitet lag.

Als wir in das Schiff der Kirche eingetreten waren, betrachtete ich mir die alten Bildniſſe und ſahe auch einen Kopf darunter, der wohl eines guten Pinſels werth geweſen wäre; jedennoch war es Alles eben Pfennigmalerei, und ſollte demnach der Schüler van der Helſt's hier in gar ſondere Geſellſchaft kommen.

Da ich ſolches eben in meiner Eitelkeit bedachte, ſprach die harte Stimme des Paſtors neben mir: „Es iſt nicht meines Sinnes, daß der Schein des Staubes dauere, wenn der Odem Gottes ihn verlaſſen; aber ich habe der Gemeine Wunſch nicht widerſtreben mögen; nur, Meiſter, machet es kurz; ich habe beſſeren Gebrauch für meine Zeit."

Nachdem ich dem finſteren Manne, an deſſen

Antlitz ich gleichwohl für meine Kunſt Gefallen fand, meine beſte Bemühung zugeſaget, fragete ich einem geſchnitzten Bilde der Maria nach, ſo von meinem Bruder mir war gerühmet worden.

Ein faſt verachtend Lächeln ging über des Predigers Angeſicht. „Da kommet Ihr zu ſpät,“ ſagte er, „es ging in Trümmer, da ich's aus der Kirche ſchaffen ließ.“

Ich ſah ihn faſt erſchrocken an. „Und wollet Ihr des Heilands Mutter nicht in Euerer Kirche dulden?“

„Die Züge von des Heilands Mutter,“ entgegnete er, „ſind nicht überliefert worden.“

— „Aber wollet Ihr's der Kunſt mißgönnen, ſie in frommem Sinn zu ſuchen?“

Er ſahe eine Weile finſter auf mich herab; denn, obſchon ich zu den Kleinen nicht zu zählen, ſo überragte er mich doch um eines halben Kopfes Höhe; — dann ſprach er heftig: „Hat nicht der König die holländiſchen Papiſten dort auf die zerriſſene Inſel herberufen; nur um durch das Menſchenwerk der Deiche des Höchſten Strafgericht zu trotzen? Haben nicht noch letztlich die Kirchenvorſteher drüben in der

Stadt ſich zwei der Heiligen in ihr Geſtühlte ſchnitzen laſſen? Betet und wachet! Denn auch hier geht Satan noch von Haus zu Haus! Dieſe Marienbilder ſind nichts als Säugammen der Sinnenluſt und des Papismus; die Kunſt hat allezeit mit der Welt gebuhlt!"

Ein dunkles Feuer glühte in ſeinen Augen, aber ſeine Hand lag liebkoſend auf dem Kopf des blaſſen Knaben, der ſich an ſeine Kniee ſchmiegte.

Ich vergaß darob des Paſtors Worte zu erwidern; mahnete aber danach, daß wir in die Küſterei zurückgingen, wo ich alsdann meine edele Kunſt an ihrem Widerſacher ſelber zu erproben anhub.

* * *

Alſo wanderte ich faſt einen Morgen um den andern über die Haide nach dem Dorfe, wo ich allezeit den Paſtor ſchon meiner harrend antraf. Geredet wurde wenig zwiſchen uns; aber das Bild nahm deſto raſcheren Fortgang. Gemeiniglich ſaß der Küſter neben uns und ſchnitzete allerlei Geräthe gar ſäuberlich aus Eichenholz, dergleichen als eine Hauskunſt hier überall betrieben wird; auch habe ich das Käſtlein, woran er derzeit arbeitete, von ihm erſtanden und darin vor Jahren die erſten Blätter dieſer Niederſchrift hinterleget, alswie denn auch mit Gotteswillen dieſe letzten darin ſollen beſchloſſen ſein.

— In des Predigers Wohnung wurde ich nicht geladen und betrat ſelbige auch nicht; der Knabe aber war allzeit mit ihm in der Küſterei; er ſtand an ſeinen Knieen oder er ſpielte mit Kieſelſteinchen in der Ecke des Zimmers. Da ich ſelbigen einmal fragte, wie er heiße, antwortete er: „Johannes!“ — „Johannes?“ entgegnete ich, „ſo heiße ich ja auch!“ — Er ſah mich groß an, ſagte aber weiter nichts.

Weshalb rühreten dieſe Augen ſo an meine Seele? — Einmal gar überraſchete mich ein finſterer Blick des Paſtors, daß ich den Pinſel müßig auf der Leinewand ruhen ließ. Es war etwas in dieſes Kindes Antlitz, das nicht aus ſeinem kurzen Leben kommen konnte; aber es war kein froher Zug. So, dachte ich, ſieht ein Kind, das unter einem kummerſchweren Herzen ausgewachſen. Ich hätte oft die Arme nach ihm breiten mögen; aber ich ſcheuete mich vor dem harten Manne, der es gleich einem Kleinod zu behüten ſchien. Wohl dachte ich oft: „Welch eine Frau mag dieſes Knaben Mutter ſein?“ —

Des Küſters alte Magd hatte ich einmal nach des Predigers Frau befraget; aber ſie hatte mir kurzen Beſcheid gegeben: „Die kennt man nicht; in die Bauernhäuſer kommt ſie kaum, wenn Kindelbier und Hochzeit iſt.“ — Der Paſtor ſelbſt ſprach nicht von ihr. Aus dem Garten der Küſterei, welcher in eine dichte Gruppe von Fliederbüſchen ausläuft, ſahe ich ſie einmal langſam über die Prieſterkoppel nach ihrem Hauſe gehen; aber ſie hatte mir den Rücken zugewendet, ſo daß ich nur ihre ſchlanke jugendliche Geſtalt gewahren konnte, und außerdem ein paar gekräuſelte Löckchen, in der Art, wie ſie ſonſt nur von den Vornehmeren getragen werden, und die der Wind von ihren Schläfen wehte. Das Bild ihres finſteren Ehgeſponſen trat mir vor die Seele, und mir ſchien, es paſſe dieſes Paar nicht wohl zuſammen.

— — An den Tagen, wo ich nicht da draußen war, hatte ich auch die Arbeit an meinem Lazarus wieder aufgenommen, ſo daß nach einiger Zeit dieſe Bilder mit einander nahezu vollendet waren.

So ſaß ich eines Abends nach vollbrachtem Tagewerke mit meinem Bruder unten in unſerem Wohngemache. Auf dem Tiſch am Ofen war die Kerze faſt herabgebrannt, und die holländiſche Schlaguhr hatte ſchon auf Elf gewarnt; wir aber ſaßen am Fenſter und hatten der Gegenwart vergeſſen; denn wir gedachten der kurzen Zeit, die wir mitſammen in unſerer Eltern Haus verlebet hatten; auch unſeres einzigen lieben Schweſterleins gedachten wir, das im erſten Kindbette verſtorben und nun ſeit lange ſchon mit Vater und Mutter einer fröhlichen Auferſtehung entgegenharrete. — Wir hatten die Läden nicht vorgeſchlagen; denn es that uns wohl, durch das Dunkel, ſo draußen auf den Erdenwohnungen der Stadt lag, in das Sternenlicht des ewigen Himmels hinaufzublicken.

Am Ende verſtummeten wir Beide in uns ſelber, und wie auf einem dunklen Strome trieben meine Gedanken zu ihr, bei der ſie allzeit Raſt und Unraſt fanden. — — Da, gleich einem Stern aus unſichtbaren Höhen, fiel es mir jählings in die Bruſt: Die Augen des ſchönen blaſſen Knaben, es waren ja ihre Augen! Wo hatte ich meine Sinne denn gehabt! — — Aber dann, wenn ſie es war, wenn ich ſie ſelber ſchon geſehen! — Welch ſchreckbare Gedanken ſtürmten auf mich ein!

Indem legte ſich die eine Hand meines Bruders mir auf die Schulter, mit der andern wies er auf den dunkeln Markt hinaus, von wannen aber itzt ein heller Schein zu uns herüberſchwankte. „Sieh nur!“ ſagte er. „Wie gut, daß wir das Pflaſter mit Sand und Haide ausgeſtopfet haben! Die kommen von des Glockengießers Hochzeit; aber an ihren Stockleuchten ſieht man, daß ſie gleichwohl hin und wieder ſtolpern.“

Mein Bruder hatte Recht. Die tanzenden Leuchten zeugeten deutlich von der Trefflichkeit des Hochzeitſchmauſes; ſie kamen uns ſo nahe, daß die zwei gemalten Scheiben, ſo letztlich von meinem Bruder als eines Glaſers Meiſterſtück erſtanden waren, in ihren ſatten Farben wie in Feuer glühten. Als aber dann die Geſellſchaft an unſerem Hauſe laut redend in die Krämerſtraße einbog, hörete ich Einen unter ihnen ſagen: „Ei freilich; das hat der Teufel uns verpurret! Hatte mich leblang darauf geſpitzet, einmal eine richtige Hex' ſo in der Flammen ſingen zu hören!“

Die Leuchten und die luſtigen Leute gingen weiter, und draußen die Stadt lag wieder ſtill und dunkel.

„O weh!“ ſprach mein Bruder; „den trübet, was mich tröſtet.“

Da fiel es mir erſt wieder bei, daß am nächſten Morgen die Stadt ein grauſam Spektakul vor ſich habe. Zwar war die junge Perſon, ſo wegen einbekannten Bündniſſes mit dem Satan zu Aſchen ſollte verbrannt werden, am heutigen Morgen vom Frohne todt in ihrem Kerker aufgefunden worden; aber dem todten Leibe mußte gleichwohl ſein peinlich Recht geſchehen.

Das war nun vielen Leuten gleich einer kalt geſtellten Suppen. Hatte doch auch die Buchführer-Wittwe Liebernickel, ſo unter dem Thurm der Kirche den grünen Bücherſchranken hat, mir am Mittage, da ich wegen der Zeitung bei ihr eingetreten, aufs Heftigſte geklaget, daß nun das Lied, ſo ſie im Voraus darüber habe anfertigen und drucken laſſen, nur kaum noch paſſen werde, wie die Fauſt aufs Auge. Ich aber, und mit mir mein viel lieber Bruder, hatte ſo meine eigenen Gedanken von dem Hexenweſen; und freuete mich, daß unſer Herrgott —

denn der war es doch wohl geweſen — das arme junge Menſch ſo gnädiglich in ſeinen Schoß genommen hatte.

Mein Bruder, welcher weichen Herzens war, begann gleichwohl der Pflichten ſeines Amts ſich zu beklagen; denn er hatte drüben von der Rathhaustreppe das Urthel zu verleſen, ſobald der Racker den todten Leichnam davor aufgefahren, und hernach auch der Juſtification ſelber zu aſſiſtiren. „Es ſchneidet mir ſchon itzund in das Herz,“ ſagte er, „das greuelhafte Gejohle, wenn ſie mit dem Karren die Straße herabkommen; denn die Schulen werden ihre Buben und die Zunftmeiſter ihre Lehrburſchen loslaſſen. — An deiner Statt,“ fügete er bei, „der du ein freier Vogel biſt, würde ich aufs Dorf hinausmachen und an dem Conterfey des ſchwarzen Paſtors weiter malen!“

Nun war zwar feſtgeſetzet worden, daß ich am nächſtfolgenden Tage erſt wieder hinauskäme; aber mein Bruder redete mir zu, unwiſſend, wie er die Ungeduld in meinem Herzen ſchürete; und ſo geſchah es, daß Alles ſich erfüllen mußte, was ich getreulich in dieſen Blättern niederſchreiben werde.

* * *

Am andern Morgen, als drüben vor meinem Kammerfenſter nur kaum der Kirchthurmhahn in rothem Frühlicht blinkte, war ich ſchon von meinem Lager aufgeſprungen; und bald ſchritt ich über den Markt, allwo die Bäcker, vieler Käufer harrend, ihre Brodſchragen ſchon geöffnet hatten; auch ſahe ich, wie an dem Rathhauſe der Wachtmeiſter und die Fußknechte in Bewegung waren, und hatte Einer bereits einen ſchwarzen Teppich über das Geländer der großen Treppe aufgehangen; ich aber ging durch den Schwiebbogen, ſo unter dem Rathhauſe iſt, eilends zur Stadt hinaus.

Als ich hinter dem Schloßgarten auf dem Steige war, ſahe ich drüben bei der Lehmkuhle, wo ſie den neuen Galgen hingeſetzet, einen mächtigen Holzſtoß aufgeſchichtet. Ein paar Leute handtirten noch daran herum, und mochten das der Frohn und ſeine Knechte ſein, die leichten Brennſtoff zwiſchen die Hölzer thaten; von der Stadt her aber kamen ſchon die erſten Buben über die Felder ihnen zugelaufen. — Ich achtete deß nicht weiter, ſondern wanderte rüſtig fürbaß, und da ich hinter den Bäumen hervortrat, ſahe ich mir zur Linken das Meer im erſten Sonnenſtrahl entbrennen, der im Oſten über die Haide emporſtieg. Da mußte ich meine Hände falten:

„O Herr, mein Gott und Chriſt,
Sei gnädig mit uns Allen,
Die wir in Sünd' gefallen,
Der du die Liebe biſt!“ — —

Als ich draußen war, wo die breite Landſtraße durch die Haide führt, begegneten mir viele Züge von Bauern; ſie hatten ihre kleinen Jungen und Dirnen an den Händen und zogen ſie mit ſich fort.

„Wohin ſtrebet Ihr denn ſo eifrig?“ fragte ich den einen Haufen; „es iſt ja doch kein Markttag heute in der Stadt.“

Nun, wie ich's wohl zum Voraus wußte, ſie wollten die Hexe, das junge Satansmenſch, verbrennen ſehen.

— „Aber die Hexe iſt ja todt!“

„Freilich, das iſt ein Verdruß,“ meineten ſie; „aber es iſt unſerer Hebamme, der alten Mutter Siebzig, ihre Schweſtertochter; da können wir nicht außen bleiben und müſſen mit dem Reſte ſchon fürlieb nehmen.“

— — Und immer neue Scharen kamen daher;

und itzund tauchéten auch ſchon Wagen aus dem Morgennebel, die ſtatt mit Kornfrucht heut mit Menſchen vollgeladen waren. — Da ging ich abſeits über die Haide, obwohl noch der Nachtthau von dem Kraute rann; denn mein Gemüth verlangte nach der Einſamkeit; und ich ſahe von fern, wie es den Anſchein hatte, das ganze Dorf des Weges nach der Stadt ziehen. Als ich auf dem Hünenhügel ſtund, der hier inmitten der Haide liegt, überfiel es mich, als müſſe auch ich zur Stadt zurückkehren oder etwan nach links hinab an die See gehen, oder nach dem kleinen Dorfe, das dort unten hart am Strande liegt; aber vor mir in der Luft ſchwebete etwas wie ein Glück, wie eine raſende Hoffnung, und es ſchüttelte mein Gebein, und meine Zähne ſchlugen aneinander. „Wenn ſie es wirklich war, ſo letztlich mit meinen eigenen Augen ich erblicket, und wenn dann heute“ — — Ich fühlte mein Herz gleich einem Hammer an den Rippen; ich ging weit um durch die Haide; ich wollte nicht ſehen, ob auf der Wagen einem auch der Prediger nach der Stadt fahre. — Aber ich ging dennoch endlich ſeinem Dorfe zu.

Als ich es erreichet hatte, ſchritt ich eilends nach der Thür des Küſterhauſes. Sie war verſchloſſen. Eine Weile ſtund ich unſchlüſſig; dann hub ich mit der Fauſt zu klopfen an. Drinnen blieb Alles ruhig; als ich aber ſtärker klopfte, kam des Küſters alte halbblinde Trienke aus einem Nachbarhauſe.

„Wo iſt der Küſter?“ fragte ich.

— „Der Küſter? Mit dem Prieſter in die Stadt gefahren.“

Ich ſtarrete die Alte an; mir war, als ſei ein Blitz durch mich dahin geſchlagen.

„Fehlet Euch etwas, Herr Maler?“ frug ſie.

Ich ſchüttelte den Kopf und ſagte nur: „So iſt wohl heute keine Schule, Trienke?“

— „Bewahre! Die Hexe wird ja verbrannt!“

Ich ließ mir von der Alten das Haus aufſchließen, holte mein Malergeräthe und das faſt vollendete Bildniß aus des Küſters Schlafkammer und richtete, wie gewöhnlich, meine Staffelei in dem leeren Schulzimmer. Ich pinſelte etwas an der Gewandung; aber ich ſuchte damit nur mich ſelber zu belügen: ich hatte keinen Sinn zum Malen; war ja um deſſen willen auch nicht hieher gekommen.

Die Alte kam hereingelaufen, ſtöhnte über die arge Zeit und redete über Bauern- und Dorfſachen, die ich nicht verſtund; mich ſelber drängete es, ſie wieder einmal nach des Predigers Frau zu fragen, ob ſelbige alt oder jung, und auch, woher ſie gekommen ſei; allein ich brachte das Wort nicht über meine Zungen. Dagegen begann die Alte ein lang Geſpinnſte von der Hex' und ihrer Sippſchaft hier im Dorfe und von der Mutter Siebenzig, ſo mit Vorſpuk-Sehen behaftet ſei; erzählete auch, wie ſelbige zur Nacht, da die Gicht dem alten Weibe keine Ruh gelaſſen, drei Leichlaken über des Paſtors Hausdach habe fliegen ſehen; es gehe aber ſolch Geſichte allzeit richtig aus, und Hofart komme vor dem Falle; denn ſei die Frau Paſtorin bei aller ihrer Vornehmheit doch nur eine blaſſe und ſchwächliche Kreatur.

Ich mochte ſolch Geſchwätz nicht fürder hören; ging daher aus dem Hauſe und auf dem Wege herum, da wo das Paſtorat mit ſeiner Fronte gegen die Dorfſtraße liegt; wandte auch unter bangem Sehnen meine Augen nach den weißen Fenſtern, konnte aber hinter den blinden Scheiben nichts gewahren als ein paar Blumenſcherben, wie ſie überall zu ſehen ſind. — Ich hätte nun wohl umkehren mögen; aber ich ging dennoch weiter. Als ich auf den Kirchhof kam, trug von der Stadtſeite der Wind ein wimmernd Glockenläuten an mein Ohr; ich aber wandte mich und blickte hinab nach Weſten, wo wiederum das Meer wie lichtes Silber am Himmelsſaume hinfloß, und war doch ein tobend Unheil dort geweſen, worin in einer Nacht des Höchſten Hand viel tauſend Menſchenleben hingeworfen hatte. Was krümmete denn ich mich ſo gleich einem Wurme? — Wir ſehen nicht, wie ſeine Wege führen!

Ich weiß nicht mehr, wohin mich damals meine Füße noch getragen haben; ich weiß nur, daß ich in einem Kreis gegangen bin; denn da die Sonne faſt zur Mittagshöhe war, langete ich wieder bei der Küſterei an. Ich ging aber nicht in das Schulzimmer an meine Staffelei, ſondern durch das Hinterpförtlein wieder zum Hauſe hinaus. — —

Das ärmliche Gärtlein iſt mir unvergeſſen, obſchon ſeit jenem Tage meine Augen es nicht mehr geſehen. — Gleich dem des Predigerhauſes von der anderen Seite, trat es als ein breiter Streifen in die Prieſterkoppel; inmitten zwiſchen beiden aber war eine Gruppe dichter Weidenbüſche, welche zur Einfaſſung einer Waſſergrube dienen mochten; denn ich hatte einmal eine Magd mit vollem Eimer wie aus einer Tiefe daraus hervorſteigen ſehen.

Als ich ohne viel Gedanken, nur mein Gemüthe erfüllet von nicht zu zwingender Unraſt, an des Küſters abgeheimſeten Bohnenbeeten hinging, hörete ich von der Koppel draußen eine Frauenſtimme von gar holdem Klang, und wie ſie liebreich einem Kinde zuſprach.

Unwillens ſchritt ich ſolchem Schalle nach; ſo mochte einſt der griechiſche Heidengott mit ſeinem Stabe die Todten nach ſich gezogen haben. Schon war ich am jenſeitigen Rande des Hollundergebüſches, das hier ohne Verzäunung in die Koppel ausläuft, da ſahe ich den kleinen Johannes mit einem Aermchen voll Moos, wie es hier in dem kümmerlichen Graſe wächſt, gegenüber hinter die Weiden gehen; er mochte ſich dort damit nach Kinderart ein Gärtchen angeleget haben. Und wieder kam die holde Stimme an mein Ohr: „Nun heb nur an; nun haſt du einen ganzen Haufen! Ja, ja; ich ſuch' derweil noch mehr; dort am Hollunder wächſt genug!“

Und dann trat ſie ſelber hinter den Weiden hervor; ich hatte ja längſt ſchon nicht gezweifelt. — Mit den Augen auf dem Boden ſuchend, ſchritt ſie zu mir her, ſo daß ich ungeſtöret ſie betrachten durfte; und mir war, als gliche ſie nun gar ſeltſam dem Kinde wieder, das ſie einſt geweſen war, für das ich den „Buhz" einſt von dem Baum herabgeſchoſſen hatte; aber dieſes Kinderantlitz von heute war bleich und weder Glück noch Muth darin zu leſen.

So war ſie mählich näher kommen, ohne meiner zu gewahren; dann knieete ſie nieder an einem Streifen Moos, der unter den Büſchen hinlief; doch ihre Hände pflückten nicht davon; ſie ließ das Haupt auf ihre Bruſt ſinken, und es war, als wolle ſie nur ungeſehen vor dem Kinde in ihrem Leide ausruhen.

Da rief ich leiſe: „Katharina!"

Sie blickte auf; ich aber ergriff ihre Hand und zog ſie gleich einer Willenloſen zu mir unter den Schatten der Büſche. Doch als ich ſie endlich alſo nun gefunden hatte und keines Wortes mächtig vor ihr ſtund, da ſahen ihre Augen weg von mir, und mit faſt einer fremden Stimme ſagte ſie: „Es iſt nun einmal ſo, Johannes! Ich wußte wohl, du ſeieſt der fremde Maler; ich dachte nur nicht, daß du heute kommen würdeſt.“

Ich hörete das, und dann ſprach ich es aus: „Katharina, — — — ſo biſt du des Predigers Eheweib?“

Sie nickte nicht; ſie ſah mich ſtarr und ſchmerzlich an. „Er hat das Amt dafür bekommen,“ ſagte ſie, „und dein Kind den ehrlichen Namen.“

— „Mein Kind, Katharina?“

„Und fühlteſt du das nicht? Er hat ja doch auf deinem Schoß geſeſſen; einmal doch, er ſelbſt hat es mir erzählet.“

— — Möge keines Menſchen Bruſt ein ſolches Weh zerfleiſchen! — „Und du, du und mein Kind, Ihr ſolltet mir verloren ſein!“

Sie ſah mich an, ſie weinte nicht, ſie war nur gänzlich todtenbleich.

„Ich will das nicht!“ ſchrie ich; „ich will“ . . . Und eine wilde Gedankenjagd raſete mir durchs Hirn.

Aber ihre kleine Hand hatte gleich einem kühlen Blatte ſich auf meine Stirn gelegt, und ihre braunen

Augenſterne aus dem blaſſen Antlitz ſahen mich flehend an. „Du, Johannes,“ ſagte ſie, „du wirſt es nicht ſein, der mich noch elender machen will.“

— „Und kannſt denn du ſo leben, Katharina?“

„Leben? — — Es iſt ja doch ein Glück dabei; er liebt das Kind; — was iſt denn mehr noch zu verlangen?“

— „Und von uns, von dem, was einſt geweſen iſt, weiß er davon?“ — —

„Nein, nein!“ rief ſie heftig. „Er nahm die Sünderin zum Weibe: mehr nicht. O Gott, iſt's denn nicht genug, daß jeder neue Tag ihm angehört!“

In dieſem Augenblicke tönete ein zarter Geſang zu uns herüber. — „Das Kind,“ ſagte ſie. „Ich muß zu dem Kinde; es könnte ihm ein Leids geſchehen!“

Aber meine Sinne zieleten nur auf das Weib, das ſie begehrten. „Bleib doch,“ ſagte ich, „es ſpielet ja fröhlich dort mit ſeinem Mooſe.“

Sie war an den Rand des Gebüſches getreten und horchete hinaus. Die goldene Herbſtſonne ſchien ſo warm hernieder, nur leichter Hauch kam von der

See herauf. Da höreten wir von jenſeit durch die Weiden das Stimmlein unſeres Kindes ſingen:

„Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich ſtrecken,
Und zweie, ſo mich weiſen
In das himmliſche Paradeiſen.“

Katharina war zurückgetreten, und ihre Augen ſahen groß und geiſterhaft mich an. „Und nun leb' wohl, Johannes,“ ſprach ſie leiſe; „auf Nimmerwiederſehen hier auf Erden!“

Ich wollte ſie an mich reißen; ich ſtreckte beide Arme nach ihr aus; doch ſie wehrete mich ab und ſagte ſanft: „Ich bin des anderen Mannes Weib; vergiß das nicht.“

Mich aber hatte auf dieſe Worte ein faſt wilder Zorn ergriffen. „Und weſſen, Katharina,“ ſprach ich hart, „biſt du geweſen, ehe bevor du ſein geworden?“

Ein weher Klaglaut brach aus ihrer Bruſt; ſie ſchlug die Hände vor ihr Angeſicht und rief: „Weh mir! O wehe, mein entweihter armer Leib!“

Da wurd' ich meiner ſchier unmächtig; ich riß ſie jäh an meine Bruſt, ich hielt ſie wie mit Eiſenklammern und hatte ſie endlich, endlich wieder! Und ihre Augen ſanken in die meinen, und ihre rothen Lippen duldeten die meinen; wir umſchlangen uns inbrünſtiglich; ich hätte ſie tödten mögen, wenn wir alſo miteinander hätten ſterben können. Und als dann meine Blicke voll Seligkeit auf ihrem Antlitz weideten, da ſprach ſie, faſt erſtickt von meinen Küſſen: „Es iſt ein langes, banges Leben! O, Jeſu Chriſt, vergieb mir dieſe Stunde!“

— — Es kam eine Antwort; aber es war die harte Stimme jenes Mannes, aus deſſen Munde ich itzt zum erſten Male ihren Namen hörte. Der Ruf kam von drüben aus dem Predigergarten, und noch einmal und härter rief es: „Katharina!“

Da war das Glück vorbei; mit einem Blicke der Verzweiflung ſahe ſie mich an; dann ſtille wie ein Schatten war ſie fort.

— — Als ich in die Küſterei trat, war auch ſchon der Küſter wieder da. Er begann ſofort von der Juſtification der armen Hexe auf mich einzureden. „Ihr haltet wohl nicht viel davon,“ ſagte er; „ſonſt wäret Ihr heute nicht aufs Dorf gegangen, wo der Herr Paſtor gar die Bauern und ihre Weiber in die Stadt getrieben.“

Ich hatte nicht die Zeit zur Antwort; ein gellender Schrei durchſchnitt die Luft; ich werde ihn leblang in den Ohren haben.

„Was war das, Küſter?“ rief ich.

Der Mann riß ein Fenſter auf und horchete hinaus; aber es geſchah nichts weiter. „So mir Gott,“ ſagte er, „es war ein Weib, das ſo geſchrieen hat; und drüben von der Prieſterkoppel kam's.“

Indem war auch die alte Trienke in die Thür gekommen. „Nun, Herr?“ rief ſie mir zu. „Die Leichlaken ſind auf des Paſtors Dach gefallen!“

— „Was ſoll das heißen, Trienke?“

„Das ſoll heißen, daß ſie des Paſtors kleinen Johannes ſoeben aus dem Waſſer ziehen.“

Ich ſtürzete aus dem Zimmer und durch den Garten auf die Prieſterkoppel; aber unter den Weiden fand ich nur das dunkle Waſſer und Spuren feuchten Schlammes daneben auf dem Graſe. — Ich bedachte mich nicht, es war ganz wie von ſelber, daß ich durch das weiße Pförtchen in des Paſtors Garten ging. Da ich eben ins Haus wollte, trat er ſelber mir entgegen.

Der große knochige Mann ſah gar wüſte aus;

ſeine Augen waren geröthet und das ſchwarze Haar hing wirr ihm ins Geſicht. „Was wollt Ihr?“ ſagte er.

Ich ſtarrete ihn an; denn mir fehlete das Wort. Was wollte ich denn eigentlich?

„Ich kenne Euch!“ fuhr er fort. „Das Weib hat endlich Alles ausgeredet.“

Das machte mir die Zunge frei. „Wo iſt mein Kind?“ rief ich.

Er ſagte: „Die beiden Eltern haben es ertrinken laſſen.“

— „So laßt mich zu meinem todten Kinde!“

Allein, da ich an ihm vorbei in den Hausflur wollte, drängete er mich zurück. „Das Weib,“ ſprach er, „liegt bei dem Leichnam und ſchreit zu Gott aus ihren Sünden. Ihr ſollt nicht hin, um ihrer armen Seelen Seligkeit!“

Was dermalen ſelber ich geſprochen, iſt mir ſchier vergeſſen; aber des Predigers Worte gruben ſich in mein Gedächtniß. „Höret mich!“ ſprach er. „So von Herzen ich Euch haſſe, wofür dereinſt mich Gott in ſeiner Gnade wolle büßen laſſen, und Ihr vermuthendlich auch mich, — noch iſt Eines uns gemeinſam. — Geht itzo heim und bereitet eine Tafel oder Leinewand! Mit ſolcher kommet morgen in der Frühe wieder und malet darauf des todten Knaben Antlitz. Nicht mir oder meinem Hauſe; der Kirchen hier, wo er ſein kurz unſchuldig Leben ausgelebet, möget Ihr das Bildniß ſtiften. Mög' es dort die Menſchen mahnen, daß vor der knöchern' Hand des Todes Alles Staub iſt!"

Ich blickte auf den Mann, der kurz vordem die edle Malerkunſt ein Buhlweib mit der Welt geſcholten; aber ich ſagte zu, daß Alles ſo geſchehen möge.

— — Daheim indeſſen wartete meiner eine Kunde, ſo meines Lebens Schuld und Buße gleich einem Blitze jählings aus dem Dunkel hob, ſo daß ich Glied um Glied die ganze Kette vor mir leuchten ſahe.

Mein Bruder, deſſen ſchwache Conſtitution von dem abſcheulichen Spektakul, dem er heute aſſiſtiren müſſen, hart ergriffen war, hatte ſein Bette aufgeſucht. Da ich zu ihm eintrat, richtete er ſich auf. „Ich muß noch eine Weile ruhen," ſagte er, indem er ein Blatt der Wochenzeitung in meine Hand gab;

„aber lies doch dieſes! Da wirſt du ſehen, daß Herrn Gerhardus' Hof in fremde Hände kommen, maßen Junker Wulf ohn' Weib und Kind durch eines tollen Hundes Biß gar jämmerlichen Todes verfahren iſt."

Ich griff nach dem Blatte, das mein Bruder mir entgegenhielt; aber es fehlte nicht viel, daß ich getaumelt wäre. Mir war's bei dieſer Schreckenspoſt, als ſprängen des Paradieſes Pforten vor mir auf; aber ſchon ſahe ich am Eingange den Engel mit dem Feuerſchwerte ſtehen, und aus meinem Herzen ſchrie es wieder: O Hüter, Hüter, war dein Ruf ſo fern! — — Dieſer Tod hätte uns das Leben werden können; nun war's nur ein Entſetzen zu den andern.

Ich ſaß oben auf meiner Kammer. Es wurde Dämmerung, es wurde Nacht; ich ſchaute in die ewigen Geſtirne, und endlich ſuchte auch ich mein Lager. Aber die Erquickung des Schlafes ward mir nicht zu Theil. In meinen erregten Sinnen war es mir gar ſeltſamlich, als ſei der Kirchthurm drüben meinem Fenſter nah gerückt; ich fühlte die Glockenſchläge durch das Holz der Bettſtatt dröhnen, und ich zählete ſie alle die ganze Nacht entlang. Doch endlich dämmerte der Morgen. Die Balken an der Decke hingen noch wie Schatten über mir, da ſprang ich auf, und ehbevor die erſte Lerche aus den Stoppelfeldern ſtieg, hatte ich allbereits die Stadt im Rücken.

Aber ſo frühe ich auch ausgegangen, ich traf den Prediger ſchon auf der Schwelle ſeines Hauſes ſtehen. Er geleitete mich auf den Flur und ſagte, daß die Holztafel richtig angelanget, auch meine Staffelei und ſonſtiges Malergeräth aus dem Küſterhauſe herübergeſchaffet ſei. Dann legte er ſeine Hand auf die Klinke einer Stubenthür.

Ich jedoch hielt ihn zurück und ſagte: „Wenn es in dieſem Zimmer iſt, ſo wollet mir vergönnen, bei meinem ſchweren Werk allein zu ſein!“

„Es wird Euch Niemand ſtören,“ entgegnete er und zog die Hand zurück. „Was Ihr zur Stärkung Eures Leibes bedürfet, werdet Ihr drüben in jenem Zimmer finden.“ Er wies auf eine Thür an der anderen Seite des Flures; dann verließ er mich.

Meine Hand lag itzund ſtatt der des Predigers auf der Klinke. Es war todtenſtill im Hauſe; eine Weile mußte ich mich ſammeln, bevor ich öffnete.

Es war ein großes, faſt leeres Gemach, wohl für den Confirmanden Unterricht beſtimmt, mit kahlen weißgetünchten Wänden; die Fenſter ſahen über öde Felder nach dem fernen Strand hinaus. Inmitten des Zimmers aber ſtund ein weißes Lager aufgebahret. Auf dem Kiſſen lag ein bleiches Kinderangeſicht; die Augen zu; die kleinen Zähne ſchimmerten gleich Perlen aus den blaſſen Lippen.

Ich fiel an meines Kindes Leiche nieder und ſprach ein brünſtiglich Gebet. Dann rüſtete ich Alles, wie es zu der Arbeit nöthig war; und dann malte ich; — raſch, wie man die Todten malen muß, die nicht zum zweiten Mal daſſelbig' Antlitz zeigen. Mitunter wurd' ich wie von der andauernden großen Stille aufgeſchrecket; doch wenn ich inne hielt und horchte, ſo wußte ich bald, es ſei nichts dageweſen. Einmal auch war es, als drängen leiſe Odemzüge an mein Ohr. — Ich trat an das Bette des Todten, aber da ich mich zu dem bleichen Mündlein niederbeugete, berührte nur die Todeskälte meine Wangen.

Ich ſahe um mich; es war noch eine Thür im Zimmer; ſie mochte zu einer Schlafkammer führen, vielleicht daß es von dort gekommen war! Allein ſo ſcharf ich lauſchte, ich vernahm nichts wieder; meine eigenen Sinne hatten wohl ein Spiel mit mir getrieben.

So ſetzete ich mich denn wieder, ſahe auf den kleinen Leichnam und malete weiter; und da ich die leeren Händchen anſahe, wie ſie auf dem Linnen lagen, ſo dachte ich: „Ein klein Geſchenk doch mußt du deinem Kinde geben!“ Und ich malete auf ſeinem Bildniß ihm eine weiße Waſſerlilie in die Hand, als ſei es ſpielend damit eingeſchlafen. Solcher Art Blumen gab es ſelten in der Gegend hier, und mocht es alſo ein erwünſchet Angebinde ſein.

Endlich trieb mich der Hunger von der Arbeit auf, mein ermüdeter Leib verlangte Stärkung. Legete ſonach den Pinſel und die Palette fort und ging über den Flur nach dem Zimmer, ſo der Prediger mir angewieſen hatte. Indem ich aber eintrat, wäre ich vor Ueberraſchung bald zurückgewichen; denn Katharina ſtund mir gegenüber, zwar in ſchwarzen Trauerkleidern, und doch in all dem Zauberſchein, ſo Glück und Liebe in eines Weibes Antlitz wirken mögen.

Ach, ich wußte es nur zu bald; was ich hier ſahe, war nur ihr Bildniß, das ich ſelber einſt gemalet. Auch für dieſes war alſo nicht mehr Raum in ihres Vaters Haus geweſen. — Aber wo war ſie ſelber denn? Hatte man ſie fortgebracht oder hielt man ſie auch hier gefangen? — Lang, gar lange ſahe ich das Bildniß an; die alte Zeit ſtieg auf und quälete mein Herz. Endlich, da ich mußte, brach ich einen Biſſen Brod und ſtürzete ein paar Gläſer Wein hinab; dann ging ich zurück zu unſerem todten Kinde.

Als ich drüben eingetreten und mich an die Arbeit ſetzen wollte, zeigete es ſich, daß in dem kleinen Angeſicht die Augenlider um ein Weniges ſich gehoben hatten. Da bückete ich mich hinab, im Wahne, ich möchte noch einmal meines Kindes Blick gewinnen; als aber die kalten Augenſterne vor mir lagen, überlief mich Grauſen; mir war, als ſähe ich die Augen jener Ahne des Geſchlechtes, als wollten ſie noch hier aus unſeres Kindes Leichenantlitz künden: „Mein Fluch hat doch Euch Beide eingeholet!“ — Aber zugleich — ich hätte es um alle Welt nicht laſſen können — umfing ich mit beiden Armen den kleinen blaſſen Leichnam und hob ihn auf an meine Bruſt und herzete unter bitteren Thränen zum erſten Male mein geliebtes Kind. „Nein, nein, mein armer Knabe, deine Seele, die gar den finſtern Mann zur Liebe zwang, die blickte nicht aus ſolchen Augen; was hier herausſchaut, iſt alleine noch der Tod. Nicht aus der Tiefe ſchreckbarer Vergangenheit iſt es heraufgekommen; nichts Anderes iſt da als deines Vaters Schuld; ſie hat uns alle in die ſchwarze Fluth hinabgeriſſen."

Sorgſam legte ich dann wieder mein Kind in ſeine Kiſſen und drückte ihm ſanft die beiden Augen zu. Dann tauchete ich meinen Pinſel in ein dunkles Roth und ſchrieb unten in den Schatten des Bildes die Buchſtaben: C. P. A. S. Das ſollte heißen: Culpa Patris Aquis Submersus, „Durch Vaters Schuld in der Fluth verſunken." — Und mit dem Schalle dieſer Worte in meinem Ohre, die wie ein ſchneidend Schwert durch meine Seele fuhren, malete ich das Bild zu Ende.

Während meiner Arbeit hatte wiederum die Stille im Hauſe fortgedauert, nur in der letzten Stunde war abermalen durch die Thür, hinter welcher ich eine Schlafkammer vermuthet hatte, ein leiſes Geräuſch hereingedrungen. — War Katharina dort, um ungeſehen bei meinem ſchweren Werk mir nah zu ſein? — Ich konnte es nicht enträthſeln.

Es war ſchon ſpät. Mein Bild war fertig, und ich wollte mich zum Gehen wenden; aber mir war, als müſſe ich noch einen Abſchied nehmen, ohne den ich nicht von hinnen könne. — So ſtand ich zögernd und ſchaute durch das Fenſter auf die öden Felder draußen, wo ſchon die Dämmerung begunnte ſich zu breiten; da öffnete ſich vom Flure her die Thür, und der Prediger trat zu mir herein.

Er grüßte ſchweigend; dann mit gefalteten Händen blieb er ſtehen und betrachtete wechſelnd das Antlitz auf dem Bilde und das des kleinen Leichnams vor ihm, als ob er ſorgſame Vergleichung halte. Als aber ſeine Augen auf die Lilie in der gemalten Hand des Kindes fielen, hub er wie im Schmerze ſeine beiden Hände auf, und ich ſahe, wie ſeinen Augen jählings ein reicher Thränenquell entſtürzete.

Da ſtreckte auch ich meine Arme nach dem Todten und rief überlaut: „Lebwohl, mein Kind! O mein Johannes, lebewohl!“

Doch in demſelben Augenblicke vernahm ich leiſe Schritte in der Nebenkammer; es taſtete wie mit kleinen Händen an der Thür; ich hörte deutlich meinen Namen rufen — oder war es der des todten Kindes? — Dann rauſchte es wie von Frauenkleidern hinter der Thüre nieder, und das Geräuſch vom Falle eines Körpers wurde hörbar.

„Katharina!“ rief ich. Und ſchon war ich hinzugeſprungen und rüttelte an der Klinke der feſtverſchloſſenen Thür; da legte die Hand des Paſtors ſich auf meinen Arm. „Das iſt meines Amtes!“ ſagte er. „Gehet itzo! Aber gehet in Frieden; und möge Gott uns Allen gnädig ſein!“

— — Ich bin dann wirklich fortgegangen; ehe ich es ſelbſt begriff, wanderte ich ſchon draußen auf der Haide auf dem Weg zur Stadt.

Noch einmal wandte ich mich um und ſchaute nach dem Dorf zurück, das nur noch wie Schatten aus dem Abenddunkel ragte. Dort lag mein todtes Kind — Katharina — Alles, Alles! — Meine alte Wunde brannte mir in meiner Bruſt; und ſeltſam, was ich niemals hier vernommen, ich wurde plötzlich mir bewußt, daß ich vom fernen Strand die Bran dung toſen hörete. Kein Menſch begegnete mir, keines Vogels Ruf vernahm ich; aber aus dem dumpfen Brauſen des Meeres tönete es mir immerfort, gleich einem finſteren Wiegenliede: Aquis submersus — aquis submersus!

— — — — — — — — — — — — — —

Hier endete die Handſchrift.

Deſſen Herr Johannes ſich einſtens im Vollgefühle ſeiner Kraft vermeſſen, daß er's wohl auch einmal in ſeiner Kunſt den Größeren gleich zu thun verhoffe, das ſollten Worte bleiben, in die leere Luft geſprochen.

Sein Name gehört nicht zu denen, die genannt werden, kaum dürfte er in einem Künſtlerlexikon zu finden ſein; ja ſelbſt in ſeiner engeren Heimath weiß Niemand von einem Maler ſeines Namens. Des großen Lazarusbildes thut zwar noch die Chronik unſerer Stadt Erwähnung, das Bild ſelbſt aber iſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts nach dem Abbruch unſerer alten Kirche gleich den anderen Kunſtſchätzen derſelben verſchleudert und verſchwunden.

Aquis submersus.

Storm's geſammelte Schriften.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Vierzehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1882.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 12.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1882.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt
des zwölften Bandes.

Renate (1877–1878) 1
Carſten Curator (1877) 121

Renate.

(1877—1878.)

In einiger Entfernung von meiner Vaterſtadt, doch ſo, daß es für Luſtfahrten dahin nicht zu weit iſt, liegt das Dorf Schwabſtedt, welcher Name nach einigen Chroniſten ſo viel heißen ſoll als: Suavestätte d. i. lieblicher Ort. Hoch oberhalb des weiten wieſenreichen Treenethales, durch welches ſich der Fluß in ſchönen Krümmungen windet, iſt der alte Kirchſpielskrug, deſſen Wirth bis zu der neueſten, alle Traditionen aufhebenden Zeit immer Peter Behrens hieß, und wo „Mutter Behrens“, je nach den Geſchlechtern eine andere, aber immer eine ſaubere, ſei es junge oder alte Frau, als eine wahre Mutter für die Leibesnothdurft ihrer Gäſte ſorgte. Die lange Lindenlaube mit dem „ſchloweiß“ gedeckten Kaffeetiſch darunter, die ſteile granitne Treppe, die unter den alten Silberpappeln zum Fluß hinabführte, die Kahnfahrten zwiſchen den ſchwimmenden Teichroſen, dieſe Dinge werden bei vielen älteren Leuten ein hübſches Abſeits ihres Jugendparadieſes bilden.

Und Schwabſtedt bot noch Anderes für die jugendliche Phantaſie; denn Sage und halberloſchene Geſchichte flechten ihren dunklen Epheu um dieſen Ort. Freilich wenn man ſichtbare Spuren aufſuchen wollte, ſo mußte man genügſam ſein: wo einſt oſten dem Dorfe ein Hafen der gefürchteten Vitalienbrüder geweſen ſein ſollte, ſah man jetzt nur aus dem Flußthal eine Schlucht ins Land hinein; von dem feſten Hauſe der ſchleswigſchen Biſchöfe, welches ſich einſt oberhalb des Fluſſes hart am Dorf erhob, war nichts mehr übrig als die Vertiefungen der Burggräben und karge Mauerreſte, die hie und da aus dem Raſen hervorſahen; wenn man nicht etwa die Zähne von Wildſchweinen hinzurechnen will, deren wir Knaben einmal eine Menge unter der Grasnarbe hervorwühlten, ſo daß wir das Zeugniß des großen Wild- und Waldreichthums, der einſt hier geherrſcht haben ſollte, leibhaftig in den Händen hielten.

Aber mehr noch als durch dieſe Oertlichkeiten wurde meine Neugier durch ein ſichtlich dem Verfalle preisgegebenes Gehöft erregt, das ſeitwärts von der Biſchofshöhe lag, faſt verſteckt unter uralten hohen Eichbäumen. Das Haus, das ſchon durch ſeine zwei Stockwerke ſich von den übrigen Bauernhäuſern unterſchied, gewann allmälig eine geheimnißvolle Anziehungskraft für mich, aber die Blödigkeit der Jugend hinderte mich näher heranzugehen. Ich mochte ſchon ein hochaufgeſchoſſener Junge ſein, als ich dieſes Wagſtück ausführte; ich entſinne mich deſſen noch mit allen Umſtänden.

Während ich zögernd auf der einſamen Hofſtätte umherging und bald auf die blinden Fenſter des Hauſes blickte, bald hinauf in das Gezweig der alten Bäume, wo ein paar Elſtern aus ihrem Neſte ſchrieen, kam ein altes Weib um die Ecke, die von dem herabgefallenen Aſtholz in ihre Schürze ſammelte. Als ich ihr unter den groben Strohhut guckte, erkannte ich das braune ſcharfe Geſicht der allbekannten „Mutter Pottſackſch“, welche je nach der Jahreszeit mit Maililien und Waldmeiſterkränzen oder Nüſſen und Moosbeeren in der Stadt hauſiren ging.

„Mutter Pottſackſch!“ rief ich, „wohnt Sie hier in dem großen Hauſe?“

„Je, junge Herr,“ erwiderte in ihrem Platt die Alte; „ick hol de Kram hier man wat uprecht!“

Und auf weitere Fragen erfuhr ich, daß einſt ein großes Bauerngut bei dieſem Hauſe geweſen, daß aber ſchon vor hundert Jahren das Land davongekommen ſei und in nächſter Zeit auch der Hof — denn ſo werde das Haus noch jetzt genannt — auf Abbruch verkauft und die Bäume niedergeſchlagen werden ſollten.

Mich dauerten die armen Elſtern, die droben ſo mühſam ſich ihr Neſt gebaut hatten; dann aber fragte ich: „Und vor hundert Jahren, wer hat denn damals hier gewohnt?“

„Dotemal?“ rief die Alte und ſtemmte die freie Hand in ihre Seite. „Dotemal hätt de Hex hier wahnt!“

„De Hex?“ wiederholte ich. „Hat's denn Hexen hier bei Euch gegeben?“

Die Alte winkte mit der Hand. „Oha! Lat de Herr dat man betämen!“ womit ſie ſagen wollte, ich ſolle das nur ſachte angehen laſſen, es ſei damit auch heut noch nicht geheuer.

Als ich frug, ob jene Hexe denn verbrannt ſei, ſchüttelte ſie heftig ihren alten Kopf. „Oha, Oha!“ rief ſie wieder und gab dann zu verſtehen, der Amtmann und der Landvogt hätten nur nicht heranwollen; denn — na ich verſtünde wohl — —; und nun machte ſie unter bedeutſamem Kopfnicken die Gebärde des Geldzählens. Die Zerſtückelung des Gutes ſei nämlich erſt nach dem Tode der Hexe vor ſich gegangen, ſie ſelber habe noch ihre Wirthſchaft ſtreng betrieben und ſei eine gewaltige Bäuerin geweſen.

Was dieſe Hexe denn aber eigentlich gehext habe, davon ſchien Mutter Pottſackſch nichts zu wiſſen. „Düwelswark, Herr!“ ſagte ſie. „Wat ſo'n Slag bedrivt!“ Soviel jedoch ſei ſicher: Sonntags, wenn andre Chriſtenmenſchen in der Kirche geſeſſen hätten, um Gottes Wort zu hören, dann habe ſie ſich auf ein Pferd geſetzt und ſei nach Norden zu in Haide und Moor hinaus geritten; was ſie dort betrieben habe, davon ſei wohl übel Nachricht einzuholen. Plötzlich aber habe dieſes aufgehört, und ſeitdem habe ſie Sonntags ihr großes düſteres Zimmer nicht mehr verlaſſen; noch Mutter Pottſackſch's Urgroßmutter habe das blaſſe Geſicht mit den großen brennenden Augen hinter den kleinen Fenſterſcheiben ſitzen ſehen.

Mehr vermochte ich von der Alten nicht herauszubringen.

„Und war das Pferd, worauf ſie ritt, denn ſchwarz?“ fragte ich endlich, um mein ſchnell geſchaffenes Phantaſiebild doch in etwas zu vervollſtändigen.

„Swart?“ ſchrie Mutter Pottjackſch, wie entrüſtet über eine ſo überflüſſige Frage. „Gnidderſwart! Dat mag de Herr wull löwen!“ (glauben.)

* * *

Noch lange mußte ich an die Schwabſtedter Hexe denken; auch that ich nach verſchiedenen Seiten hin noch manche Fragen nach ihrem näheren Geſchick; allein was Mutter Pottjackſch nicht erzählt hatte, das konnten auch Andere nicht erzählen. Mir ahnte freilich nicht, daß ich die Antwort in nächſter Nähe, daß ich ſie auf dem Boden meines elterlichen Hauſes hätte ſuchen ſollen.

Viele Jahre nachher, da ich dieſe Dinge längſt vergeſſen hatte, ſaß ich vor einer dort bei Seite geſtellten Schatulle aus meines Großvaters Hausrath und kramte in ihren Schubfächern nach deſſen Bräutigamsbriefen an meine Großmutter. Bei dieſer Gelegenheit fiel mir ein Heft in augenſcheinlich noch viel älterer Schrift in die Hände, welches ich, nachdem ſpäter noch ein demnächſt zu erwähnender Fund hinzugekommen, nunmehr in Nachſtehendem mittheile.

An der Schreib- und Vortragsweiſe habe ich ſo viel geändert, als zur lebendigern Darſtellung des Inhalts nöthig erſchien; an einzelnen Stellen für manche Leſer vielleicht kaum genug; an dem Inhalte ſelbſt iſt nicht von mir gerührt worden.

Und ſomit möge der Schreiber jenes alten Aufſatzes ſelbſt das Wort nehmen.

— — — — — — — — — — — — — —

1700. Um dieſe Zeit war mein lieber nun in Gott ruhender Vater Kapellan oder Diaconus im Dorfe Schweſen, allwo er ſeine dürftige Einkünfte, als mehrentheils an Butter, Korn und Fleiſch, von Haus zu Hauſe einſammeln und überdies zu ſeinem Predigtdienſt auch noch die Schule halten mußte. Da aber meine lieben Eltern ſich Alles an ihrem

Munde abſparten und anderſeits wohlgeſinnte Leute mir Mittags einen Platz an ihrem Tiſche gönneten, ſo kam ich auf die lateiniſche Schule zu Huſum, welcher derzeit der treffliche Nicolaus Rudlof als Rector vorſtund, und hatte bei einer frommen Schneiderswittwen mein Quartier. War auch mit Gottes Hülfe ſchon in die Secunda aufgerücket, als mir eine Leibesgefahr widerfuhr, welche gar leicht allen Studien eine plötzliche Endſchaft hätte bereiten können.

So war es am Nachmittage letzten Sonntages Octobris, daß ich nach der gewöhnten Sonnabendseinkehr unter mein elterlich Dach von unſerem Dorfe wieder nach der Stadt zurückwanderte! Ich hatte mich jedoch zuvor ſchon müd gelaufen: denn da die Gemeinde einen Schweinehirten, wie mein Vater ſelig zu ſagen pflegte, einen Gergeſener, in den letzten Jahren nicht mehr dulden wollen, ſo waren unſere Ferkel von dem grünen Weideplane äußerſt des Dorfes ausgeriſſen, alſo daß wir an dieſem letzten heißen Tage des Jahres eine gar tolle Jagd hatten anſtellen müſſen. Schritt aber deßunerachtet auch itzt, da es über ſolchem Beginnen ſpät geworden und ſchon die ſinkende Sonne einen rothen Dunſt über die Haide warf, mit eilenden Schritten fürbaß; ſtreifete nämlich nach dem erſt jüngſt verglichenen Kriege mit dem Könige von Dänemark allerlei loſes Volk umher und verübte Raub und Einbruch; auch ſollten drüben nach dem Holze zu, wo die alten Weiber die Moosbeeren holen, in voriger Nacht die Irrwiſch gar arg getanzet haben, deſſen Anblick in alle Wege beſſer zu umgehen.

Da ich endlich in die Stadt und nach dem Markt hinunter kam, ſtunden ſchon die Giebel der Häuſer dunkel gegen den Abendhimmel, und war ob des Sonntages eine große Stille auf der Gaſſen; nur aus der alten Kirche hinter den Lindenbäumen tönete ein ſanftes Orgelſpiel.

Ich wußte wohl, es ſei der Organiſte Georg Bruhn, des noch berühmteren Nicolaus Bruhn Bruder und successor, der es liebte, in den Schummerſtunden nur für ſich und ſeinen Gott ſeine meiſterliche Kunſt zu üben; und da ich inne ward, daß die Kirchthür unter der ſogenannten Mutterlinden offen ſtund, ſo ging ich hinein und ſetzete mich in der Nordſeite ſtill in eines der alten Mönchsgeſtühlte.

Es war aber, wenngleich die Bäume draußen ſchon die meiſten Blätter abgeworfen hatten, hier innen eine Dämmerung, daß ich die Bilder und Figuren an den Epitaphien, ſo dieſe gewaltige Kirche zieren, nur kaum erkennen mochte. Gleichwohl ſpielte da droben der unvergleichliche Meiſter noch immer zu; und wie ich ſo in meiner Ecken ſaß, ganz allein hier unten, und von dem Dunkel immer mehr umhüllet ward, in das hinein die lieblichen Tongänge der Flöten und Oboen gleich ſanften Lichtern ſpielten, da war mir, als wenn die beiden Engel drüben von dem Crucifix des Altarbildes zu mir herabflögen und mich mit ihren goldenen Flügeln deckten. Wie lange ich in ſolcher Hut geruhet, iſt mir unbewußt; ſchreckte aber itzt davon empor, daß der Schlag der Thurmuhr dröhnend in den weiten Raum hinunter hallte. Durch die nahezu kahlen Bäume ſchien der Mond in die hohen Fenſter; inſonders war das mächtige Reiterſtandbild des St. Jürgen mit dem Drachen, ſo eigentlich dem Gaſthaus angehörte, zur Zeit aber hier neben dem Altar aufgeſtellet war, in einer ſo hellen Beleuchtung, daß ich das grimme Antlitz des Ritters und unter den Hufen des bäumenden Hengſtes gleicherweiſe den aufgeſperrten Schlund des Drachen von meinem Sitze aus gar wohl erkennen mochte.

Aber das Tonſpiel droben von der Orgel hatte aufgehört, und drüben an dem Altarbilde ſchwebten wieder die Engel zur Seiten des Gekreuzigten. Es war eine große Stille um mich her; nur da ich, um hinauszugehen, die Thür des Geſtühltes öffnete, ſcholl es von meinen Tritten weithin durch das Schiff der Kirchen. Eilends rannte ich, erſt an die Norder-, dann an die Thurm-, dann an die Süderthür, fand aber alle feſtgeſchloſſen, und alles Klopfen, ſo ich mit meinen Fäuſten itzt vollführete, ſchien an keines Menſchen Ohr zu reichen. Da ich mich dann rathlos umwandte, fielen meine Blicke auf das große Epitaphium, das ſich gegenüber an dem Pfeiler zeigt, bei deſſen Fuße der alte Bürgermeiſter Aegidius Herfort begraben lieget. Man hatte aber an ſelbigem vorgeſtellet, daß der Tod, als ein natürliches Gerippe ganz aus Holz geſchnitzt, gleich einer ungeheueren Spinnen an dem Conterfey des ſeligen Mannes heraufkriechet. Solches wollte mir anitzt nicht eben wohl gefallen; denn durch die Schatten der vor den Fenſtern wankenden Gezweige, ſo mit den Mondlichtern ihr Spiel darüber trieben, wollte mich faſt bedünken, als ob das grimmig Unweſen mit dem Kopfe rucke und die ſpitzen Knochenfinger an des Seligen Geſicht hinaufſtrecke. Da fuhr es mir gar noch durch den Sinn, ſelbiges könne auch wohl einmal abwärts an dem Pfeiler hinunterklettern oder ſich gar umwenden und auf das nächſte Geſtühlte zuſpringen. Wußte zwar, es ſei das nur ein thörichtes Phantasma, drückte mich aber doch längs dem Steige nach dem großen Reiterbilde des Heiligen; faſt unwillens wähnend, daß ich bei ſelbigem Schutz und Hülfe finden müſſe. Freilich fiel mir bei, daß dies papiſtiſche Gedanken und das hölzern Standbild nur gleichſam als ein symbolum zu betrachten ſei, legte aber doch meine Hand um den geſporunten Fuß des Ritters. Da vernahm ich, wie drüben in der Vorderthür der große Schlüſſel raſſelte, und wollte ſchon dem Ausgange zuſtürzen, als ich die ſchwere Thür ſich aufthun, aber in ſelbigem Augenblick ſich wieder ſchließen ſahe. Darauf vermochte ich hier innen weder etwas zu ſehen noch eines Menſchen Tritte zu vernehmen. Däuchte mir aber gleichwohl, daß etwas mit mir in der Kirchen ſei, und itzo, da ich mit beklommenem Odem lauſchte, hörte ich es deutlich ſchnaufen und drunten durch den Quergang treten. Zitternd ſetzte ich meinen Fuß auf den des Reiterbildes, um ſolcher Weiſe mich auf das hölzern Roß hinaufzuſchwingen. Es mochte dabei einiges Geräuſch erfolget ſein; denn mit ſelbigem erſcholl ein furchtbar dröhnend Geheul, und in weiten Sprüngen ſahe ich einen ſchwarzen gar gewaltigen Hund gegen mich daher rennen. Aber ſchon ſtund ich oben auf dem Bug des Pferdes; die eine Hand hatte ich um des Ritters Hals geleget, mit der andern nach des barmherzigen Gottes Eingebung deſſen Lanze herausgeriſſen, ſo nur loſe durch den Handſchuh ſteckte.

Da gab es einen Kampf zwiſchen einem vierzehnjährigen Buben und einer gar grimmigen und ſtarken bestia. Mit funkelnden Augen ſprang das Unthier an mir auf, mit ſeinen Tatzen riß es an meinem Schuhzeug, und ich ſahe in den offenen Rachen mit der rothen dampfenden Zunge; nur einer Spannen Weite brauchte es, ſo hatten die weißen Zähne, ſo gegen mich gefletſchet waren, mich gefaßt und auf den Grund geriſſen. Aber ich wehrte mich meines Leibes und ſtach dem Unthier mit meiner Lanzen in ſein zottig Fell, daß es mehrmals heulend auf die Seite flog.

Mir iſt nicht bewußt, daß ich in ſolcher Noth der Menſchen Hülfe angerufen; nur ein ſtumm und heiß Gebet zu Gott und ſeinen Engeln ſtieg aus meiner Bruſt; auch meiner lieben Eltern gedachte ich, wenn ſie mich hier an Gottes Altar ſo elendiglich zerriſſen finden ſollten. Denn da das Thier unter heiſerem Geſchnaufe allzeit aufs Neue gegen mich ſprang, ſo ſahe ich wohl, daß ich aufs Letzt ihm doch zur Beute werden mußte. Schon begunnten die Sinne mir zu ſchwinden, und war mir, als ſei es nun nicht mehr der Hund, ſondern der Tod ſelber ſei von dem Epitaphio herabgeklommen und von einem der Geſtühlte auf mich zugeſprungen. Schon packten die knöchern Hände meine Lanze, da vernahm ich drunten in der Kirchen ein Rufen und Getöſe, und wurde mir allzugleich, als flöge oben von dem Crucifix der eine Engel wiederum zu mir herab und riſſe mit ſeinen Armen den grimmen Tod von meinem jungen Leibe.

„Türk, Türk, du Mordshund!“ hörte ich eine kleine tapfere Stimme unter mir, und als ich ſchwindelnd niederblickte, ſahe ich hart an dem rauhen Kopf des Unthiers ein gar lieblich Angeſicht, das mit zwei dunklen Augen angſtvoll zu mir emporſtarrete. Wohl ſtrebte das Unthier noch mit Gewinſel zu mir auf; aber zwei braune Aermchen hatten ſich um ſeinen Hals geklammert und ließen es nicht los; auch leckte des Thieres Zunge ein paar Mal wie liebkoſend nach dem ſchönen Antlitz hin. Das Alles gewahrte ich gleichſam mit einem Blick, da der Mond noch hell durch die Kirchenfenſter leuchtete. Noch hörte ich eine Männerſtimme rufen: „Ein Kind, ein Knabe, des Paſtors Sohn aus Schweſen!“ dann vergingen mir die Sinne, und ich ſtürzte von dem hölzern Roß herab.

— — Da ich meiner wieder mächtig worden, fand ich mich in meinem Logement in meiner Bettſtatt liegend und ſahe meine alte Schneiderswittwen neben mir auf dem Stuhle, ihr grünes Fläſchchen mit den Herztropfen auf dem Schoße. Ich that aber gleichwohl, als ob ich noch in Ohnmacht läge; denn das Geſichtlein neben dem Kopf des grimmen

Thieres ſtand mir gar lieblich vor, ſobald ich nur die Augen ſchloß; erwog auch bei mir ſelber, wenn es ein Engel möge geweſen ſein, ſo hab es doch das Haar unter ein goldglitzernd Käpplein zurückgeſtrichen gehabt, wie es am Sonntag hier herum die Dirnen auf den Dörfern tragen; ja, überkam mich faſt die Luſt, noch einmal auf St. Jürgen's Gaul hinaufzuklettern. Erſt als das gute Mütterchen mit der qualmenden Lampe mir unter die Naſe fuhr, richtete ich mich auf in meinen Kiſſen. Da rief ſie einmal über das andere ein großes Lobe-Gott; dann zapfte ſie mir aus ihrer grünen Flaſchen und ſagte: „Es iſt gut, Joſias, daß du heut Morgen bei deinem Vater Gottes Wort gehört; denn unter dem Thurm bei dem alten Taufſtein ſoll unterweilen itzt der Teufel ſitzen, und bös Ding ſein, mit weltlichen Gedanken ihm vorbei zu kommen.“

Ich aber frug gar ängſtlich, ob ſie mich denn dort hinaus getragen.

„Freilich, Joſias,“ entgegnete ſie; „'s war ja der Küſter; wer im Beruf gehet, der braucht ſich nicht zu fürchten.“

Da freuete ich mich, daß ich meiner Sinne ganz unmächtig geweſen; denn ob meine Engel-Gedanken, die ich aus der Kirchen mitgenommen, geiſtlich oder aber weltlich ſeien, das wollte mir allganz nicht deutlich werden. Im Uebrigen fiel mir bei, daß der grauſame Quadrupede, mit welchem ich gekämpfet, des Küſters Albert Carſtens' ſeiner müſſe geweſen ſein; er hatte, wie ich wußte, einem däniſchen Capitän gehört, der bei Letzterem in Quartier gelegen, bei der Berennung der Finkenhaus-Schanze aber ſein Leben hatte laſſen müſſen. Und erzählete mir auch das gute Mütterlein, daß der vielen Einbrüch wegen ſie den Hund zur Wache hätten in die Kirchen eingelaſſen. Woher aber der Engel kommen, der mich vor ihm bewahret, das wurde mir nicht kund; mochte auch ſpäterhin, aus weß Urſach war mir ſelber nicht bewußt, bei anderen Leuten mich nicht darum befragen. Und iſt mir in meiner noch übrigen Schulzeit, ſoviel ich an den Markttagen danach ſpähete, das lieblich Antlitz mit dem glitzernden Käpplein niemalen mehr begegnet.

* * *

Anno Dom. 1705. Es gab zwar zu Zeiten des Administratoris, Hochfürſtlichen Durchlaucht

Chriſtian Auguſt, mit denen geiſtlichen Aemtern ſonderbaren Umgang; hatte doch der gewaltige Rath von Goertz das Paſtorat zu Böel in Angeln auf der Hamburger Börſen an den Meiſtbietenden verkaufen laſſen; an einen Schlemmer und Spielbruder, den man, da es hernach mit ihm zum Sterben ging, die Karten vorgehalten, ob er daran die Farben noch erkennen möge. Gleichwohl glückete es meinem lieben Vater, daß er aus ſeinem elendigen Diaconate zu Schweſen in das einträglichere Paſtorat zu Schwabſtätte gelangte und darin beſtätiget wurde. Da ich bereits auf der Univerſität zu Kiel inſcribiret war, ſo machten mich die von meinen lieben Eltern nun viel reichlicher fließende Subſidien für eine Weile gar übermüthig; denn ich ſtolzirte in hohen Stiefeln und einem rothen Rockelor mit einem Degen an der Seiten; ja, hatte gar einmal einen Ehrenhandel mit einem aus dem Adel, maßen ſelbiger meines Hauswirths ehrbare Tochter, ſo mich aber ſonſten nichts anging, vor eine Studentenmetze proclamiret hatte. Im Uebrigen blieb ich nicht dahinter, weder in theologicis noch in philosophicis; hielt mich in Erſteren aber meiſt zu denen älteren professoribus: denn inſonders unter den magistri legentes waren derer, ſo entgegen der Lehre Pauli und unſers Dr. Martini die Macht des Teufels zu verkleinern und ſein Reich bei den Kindern dieſer Welt aufzuheben trachteten. Solches aber war nicht in meinem und meines lieben Vaters Sinne.

Weil nun aber nach dem alten Spruche die Repetition die Mutter der Studien iſt, ſo wurde nach abſolvirtem biennio unter uns beſchloſſen, daß ich zu ſolchem Zwecke den Sommer des obbezeichneten Jahres im elterlichen Hauſe verleben, ſodann aber zu weiterer Erudition für eine Zeit lang noch die berühmte Univerſität zu Halle beziehen ſolle. Langte alſo eines Nachmittages mit guter Gelegenheit in Huſum an und bedienete mich für die noch übrige zwo Meilen der Beförderung der heiligen Apoſtel.

Ich war freilich bislang in Schwabſtätte noch nicht geweſen und des Weges unbekannt; es führete ſelbiger aber zuerſt durch die Marſch, wo er auf dem Lagedeiche geradehin läuft; und wo es aufwärts dann in Sand und Haide ging, zeigte ſich wohl hie und da eine Kathe, ſo daß ich mich leidlich weiter fragen mochte. Plötzlich, da der Weg ſich zu einer

Anhöhe hinauf gewunden und ſchon der Abend ſeine Schatten warf, ſahe ich unter mir das Dorf mit ſeinen rauchenden Dächern, wie es zwiſchen Buſch und Bäumen längs dem Ufer des lieblichen Treenefluſſes hingeſtrecket lag. Da klopfte mir das Herz, daß ich zu meinen lieben Eltern käme, und warf nur kaum noch einen Blick auf den Thurm des alten Biſchofshauſes, der im Abendgeleucht wie gülden an der Waſſerſeite aufragete, ſondern ſchwang meinen Stab und ſang gar luſtig:

„Hier eben von der Höhe
Da kommt der Herr Student!
Herr Vater, o Frau Mutter,
Nun ſchüttelt mir die Händ'!“

Mit ſolchem war ich auch ſchon unten, und die Dorfshunde fuhren bellend nach meinen Stiefeln, die Weiber, ſo vor den Thüren ſtunden, glotzeten nach meinem rothen Rocke und ſtießen ſich mit den Ellenbogen. Da ich aber durch die kleinen Häuſer in das Dorf hineinſchritt, erblickte ich hinter denſelben, nach dem Fluſſe zu, ein groß und zweiſtöckig Gebäu, das lag wie in Einſamkeit und nahezu verſteckt unter gewaltigen Bäumen: war auch kein lebend Weſen dort zu ſehen, weder am Hauſe noch an der Scheune, ſo dahinter lag; nur oben aus den Baumkronen erhub ſich groß Gevögel und flog dazwiſchen hin und wieder.

Da frug ich einen Alten: „Wer wohnet denn dort unten?“

— „Das wiſſet Ihr nicht?“

„Nein; ich frage Euch eben derohalben.“

— „Dort wohnet der Hofbauer,“ entgegnete er, ſtrich mit der Hand um ſeinen Stoppelbart und ging in ſeine Kathen.

Schritt alſo mit ſolchem Beſcheide fürbaß; wandte aber, unwillens faſt, wiederholentlich den Kopf und ſahe rückwärts nach den Fenſtern, die dorten ſo ſchwarz und heimlich unter den düſteren Bäumen glitzerten. Da, wie ich ſo eine Weile faſt in Gedanken fortgegangen, hörete ich plötzlich: „Joſias, Joſias!“ wie aus der Luft zu mir herabgerufen. Und war es mein lieb Mütterlein, die ſtund oberhalb des Kirchhofes auf der Höhe, darauf ſie das Glockenhaus gebaut, und hatte durch den Abend nach mir ausgeſehen. Da war ich flugs an ihrer Seiten und hielt ſie an meiner Bruſt und frug alsbald, wo unſere

Heimſtätte itzo denn belegen ſei; und da ſie nur über den Weg hinüber auf ein freundlich Haus und Garten zeigte, hub ich die fein und handlich Frau auf meine Arme und trug ſie den Berg hinab.

Und wiederum, aber ſolches Mal vom Hauſe her, rief es: „Joſias, Joſias!“ und unter herzlichem Lachen: „Aber gehet man ſo mit ſeiner Mutter um!“ Das war mein lieber Vater; der war vor die Thür getreten und nahm ſich nun die Mutter aus des Sohnes Armen; denn er war von Denen, welche wohl wiſſen, was ein Scherz bedeute, der aus reiner Herzensfreude quillet. Da aber mein Mütterlein nach ihrer lebhaften Art ihn drängte, ihren ſtattlichen Sohn gleich ihr mit Worten zu bewundern, entgegnete er fürſichtig: „Ja, ja, Mutter; ich ſehe, der Bruder studiosus iſt gar wohl gerathen; wollen ſehen, ob der theologus darum nicht ſchlechter ſei.“

Dann führten die Eltern mich in meine Kammer; die lag anmuthig nach dem Wald hinaus, und hat ſelbiger mich dorten oftmals nach meinem Nachtgebete ſanft in Schlaf gerauſchet. Zwar war der Fußboden nur mit Backſteinen ausgelegt; aber mein Mütterlein hatte eine Decken übergebreitet, wie ſolche von den kleinen Leuten hier aus den Flußbinſen angefertigt werden.

Bald ſtellete ich meine Bücher und die wohlgebundenen Collegienhefte auf den großen Tiſch und ſaß zu meines lieben Vaters Freude mit großem Eifer über meiner Arbeit. Meine Mutter aber ſtörete mich dann wohl, ſuchte mich ins Freie hinauszutreiben und ſprach: „Was ſollten doch die Leute denken, ſo dir in deiner Mutter Pflege die friſchen Wangen einfielen!“ Und eines Abends, da es eben neun vom Glockenthurm geſchlagen hatte, rief ſie gar: „Da ſitzeſt du noch, Joſias, und weißt doch, daß des Kirchenälteſten Tochter Hochzeit hält! Da will es ſich ſchicken, daß auch des Paſtors Sohn mit der Braut ein Tänzchen mache!“ Dann hub ſie meinen Rock vom Nagel, bürſtete ihn ſäuberlich und ſteckte mir einen Hochzeitsthaler in die Taſchen. Und itzt vernahm ich auch von fern das Fiedeln und Trompetten, und währete es nicht lang, ſo war ich mitten in der Hochzeit.

Es ſind aber nach altſächſiſcher Art die Häuſer hier gebaut, alſo daß das Vieh, welches, wie dazumal im Sommer, auf den Koppeln oder Fennen weidet, zur Winterszeit zu beiden Seiten der großen Diele ſeinen Stand hat, die Stuben für den Bauern und ſeine Leute aber, was ſie „Döns“ benennen, der Thorfahrt gegenüber zu unterſt an der Dielen liegen.

Da ich nun von draußen aus der ſommerlichen Abendſtille eintrat, war mir erſtan, als ſehe ich in ein ſeltſam und beweglich Schattenſpiel; denn die Unſchlittkerzen an den Ständern warfen nur karge rothe Lichter über die Köpfe Derer, die hier ſich durch einander drängten oder zu Paaren ihren Zweitritt tanzten und mit Juchzen und Geſtampf den Muſikanten Hülfe gaben. Und da der große Raum mit Gäſten faſt gefüllt war, ſo dauerte es eine Weile, ehe ich die Flitterkrone der Braut daraus emportauchen ſahe; machte dann meine Reverenz und drehte mich, obſchon in dem Gedrang eine eigene Baurenkunſt dazu gehörte, ein Dutzend Male mit ſelbiger hindurch. Hienach aber ſetzete ich mich zu einem Krämer aus der Stadt, ſo von der Schulzeit mir bekannt war, oder zu dem und jenen von denen älteren Bauren, die unter den Tonnen der Muſikanten oder drinnen in der Döns an ihrem Bierkrug ſaßen.

Es mochte ſolcherweiſe die Zeit bis Mitternacht verfloſſen ſein, da ſahe ich auf dem Tritt zur Oberſtuben eine Dirne ſtehen, abſeits von den andern, als zieme ihr nicht, ſich in den Haufen zu verlieren; und da ich ihr im Rücken näher trat, gewahrte ich, daß ſie zwar in Baurentracht gekleidet, ihr Röcklein aber von ſchwarzem Seidentaffet und das Käppchen auf ihrem braunen Haar von rothem Sammet und gar reich mit Gold geſticket war. Mit dem, da itzt die Muſikanten auf einen neuen Tanz anhuben, war ein junger Knecht zu ihr herangetreten; der ſtieß einen Juchzer aus und winkte ihr, daß ſie mit ihm in die Reihe träte. Aber ſie wandte nur leichthin den Kopf, als ſähe ſie ihn kaum, und rührte ſich nicht von ihrem Platze. Da ſtampfte der Burſche gar grimmig und mit einem Fluche auf den Boden; und dauerte es nicht lang, ſo ſahe ich ihn mit einer Andern im Gedrang verſchwinden.

Die zierliche Dirn aber ſtund noch an dem Thürgerüſte; und hatte ich, da ſie vorhin den Kopf gewandt, bemerket, daß ſie die Kinderſchuh noch nicht gar lang verworfen habe; denn ihre bräunlichen Wangen waren noch wie von zartem Pfirſichflaum bedecket.

„Saget mir," frug ich ein altes Weib, ſo eben mit einem Fäßchen Bier an mir vorüber wollte, „wer iſt die feine Dirne dort?"

„Die, Jungherr? Das iſt die Renate vom Hof."

— „Vom Hof? da norden vor dem Dorf?"

„Ja, ja, Herr! O, die iſt ſtolz! Wollen immer was Beſſers ſein die vom Hof; ſind aber auch nur Bauern, ſind ſie!"

— „Und wer war," frug ich wieder, „der junge Knecht, den ſie ſoeben fortſchickte?"

„Hab's nicht geſehen, Herr; wird aber wohl nicht hoch genug geweſen ſein."

Nach ſolchem ſahe ich gar fröhlich auf meinen rothen Rock und meine hohen Stiefel, zu mir ſelber ſprechend: „Du biſt der Rechte!" Ging alſo näher, und indem ich ſanft mit der Hand an ihren Arm faſſete, ſprach ich: „Mit Verlaub, Jungfer, wir tanzen wohl einmal mitſammen!" Erhielt aber auf ſo zierliche Anrede von dem kleinen Ellenbogen einen Stoß, daß ich faſt getaumelt wäre. „Was will der dumme Jung!" rief ſie; und als ſie dabei das Köpfchen zu mir kehrte, da blickten ein Paar großer dunkler Augen gar zornig auf mich hin.

Da ich dann entgegnete: „Das war nicht fein, Jungfer; aber ich hab' dich wohl erſchrecket," geſchah es mit einem Male, als fiele es mir wie Schuppen von den Augen: der Engel von St. Jürgen's Standbild, er war es, und hatte mich gar eben kräftiglich gegrüßet! Da ſie aber noch ſtumm mit offenem Mündlein mir ins Antlitz blickte, rief ich: „Ja, ja, Jungfer, gucket nur; ich bin's und habe den Engel nicht vergeſſen!"

Bei ſolchen Worten flog ein lieblich Roth über ihr junges Geſicht; da ich nun aber dachte, ſie zum Tanze friſchweg von ihrem Tritt herabzuziehen, ſetzten jählings die Muſikanten ihre Geigen und Trompetten ab, und lief Alles in großem Tumulte auf der Dielen durch einander; angeſehen nunmehro die Ueberreichung der Hochzeitsgaben vor ſich gehen ſollte. War auch bald eine Tafel hergerichtet; dahinter ſaßen Braut und Bräutigam, jeder von ihnen mit einer irden Schüſſeln vor ſich. Da drängte Alles ſich heran und brachte, wie es Brauch iſt, der Eine einen Kronthaler, der Andere ein lübiſch Markſtück, die Fürnehmeren auch wohl ein ſilbern Geräthſtück; und in weſſen Schüſſel es geleget wurde, der trank dem Geber aus einem Glaſe zu, ſo neben einer Flaſche Weines gleichfalls vor ihrer jedem ſtund. Griff alſo auch in meine Taſchen und hatte nicht groß Mühe, das ſchöne Silberſtück darin zu finden; doch waren meine Gedanken bei dem Dirnlein, das ich ſchier nirgendwo erſchauen mochte. So trat ich auf die Stufen, da ſie zuvor geſtanden; und ſiehe, mitten im Gedrange glitzerte das güldne Käpplein; gewahrete auch einen ſilbern Suppenlöffel, ſo von einer kleinen Fauſt emporgehalten wurde. Aber hart vor dem Mädchen ſpreizete ſich der junge Knecht, dem ſie zuvor den Tanz verſagt hatte; der winkte ſeinen Kameraden, worauf Alle ſich feſt zuſammenſchloſſen und alſo das Mädchen nicht mehr vorwärts konnte.

Ei Tauſend, war ich raſch von meinem Tritt herunter und brauchte meine Arme, bis ich gar bald an ihrer Seiten war. „Renate,“ frug ich, „darf ich dir helfen?“

Da nickte ſie faſt ſcheu zu mir hinüber; ich aber in dem dichten Haufen, wo wir ſtunden, ſuchte ihre freie Hand und ſprach: „Nun danke ich dir auch herzlich für dazumalen an St. Jürgen's Reiterbildniß.“

Sie ſchlug die Augen nieder und entgegnete: O ja, Ihr hattet meinem armen Türk gar jämmerlich das Fell zerſtochen!“

„Und wollteſt du denn lieber, daß mich das grimmig Vieh zerriſſen hätte?“

Da lachte ſie leiſe auf; dann aber ſprach ſie traurig: „Das war ja gar kein grimmig Vieh; das war der frömmſte Hund im ganzen Dorf!“

„Möchte ihm doch lieber nicht begegnen!“ ſagte ich.

„Begegnet ihm hier auch Keiner mehr,“ entgegnete ſie; „die Tatern haben ihn über Nacht verlockt; er muß nun wohl ihre Karren ziehen oder ihre ſchmutzigen Kinder auf ſich reiten laſſen.“

Indem ſie dieſes ſagte, rückten vor uns die Burſche nach dem Brauttiſche zu. Da faſſete ich ihre kleine Hand feſt in die meine. „Jetzt!“ raunte ich ihr ins Ohr, und mit einem Rucke brach ich für uns Beide Bahn; merkete aber noch, wie Renate das Näschen hob, als wolle ſie ihrer Keinen ſehen, ſo da mit einem Fluche oder höhniſchem Lachen auf die Seiten wichen. Dann aber traten wir mitſammen vor die Hochzeitleute. Ich warf mein Silberſtück in des Bräutigams Schüſſel und leerete das

Glas, daraus er mir zutrank, auf einen Zug; da ich mich aber nach dem Mädchen wandte, ſahe ich wohl, daß ſie von ihrem Munde das volle Glas der Braut zurückgab.

Als wir ſodann uns wieder rückwärts durch den Haufen drängten, erhub ſich wiederum ein ſpöttlich Reden hinter uns, ſo daß ich ſagte: „Du haſt dir übel Feindſchaft gemacht, Renate; war dir der junge Knecht nicht gut genug zum Tanze?“

Da ſahe ſie mich gar fürnehm aus ihren dunkeln Augen an: „Den kennet Ihr nicht, Herr Studioſi; das iſt des Bauervogten Sohn; der iſt ein Prunkhans, er trotzet auf ſeines Vaters Geldſack und meinet, er brauche nur zu winken.“

Gläubete wohl ihrer Rede; denn es koſtete dazumal noch die Laſt Gerſte hundert und der Weizen mehr denn hundertundfünfzig Thaler; das machte die Bauern überthätig, die Jungen mehr noch denn die Alten.

Wir ſtunden aber wiederum in dem offenen Thürgerüſte zu der Oberſtuben, darin von den ſtädtiſchen Gäſten mit den fürnehmeren Bauern am Kartentiſche ſaßen und viele Lichter brannten. So konnte ich in rechter Muße ihr Angeſicht betrachten.

Betrachtete es alſo, ſo daß ich es von Stund an nimmer hab vergeſſen können; deß klage ich zu Gott und danke ihm doch dafür. Es war aber von lieblich ovaler Bildung, die Stirn faſt ſchmal und die obere Lippe ihres Mündleins ein wenig aufgeworfen, als hebe es eben an zu ſprechen: „Ja, gläubet nur, ich laß mir ſo nicht winken!“

Schon war der Brauttiſch fortgeräumt, und die Muſikanten von ihren hohen Sitzen probireten wieder ihre Inſtrumente. „Wie wird's, Renate,“ wollte ich eben fragen, „tanzen wir denn itzo mit einander?“ Da hörte ich neben aus der Stuben des Mädchens Namen rufen; und da ich den Kopf wandte, ſahe ich ſie ſchon am Stuhle eines hageren Mannes ſtehen, der hatte gleich ihr ſo dunkle, ſpitze Wimpern an den Augen, und dachte wohl, daß es ihr Vater wäre. Sie hatte aber ihren Arm um des Mannes Nacken und er den ſeinen um ihren Leib geleget; ſo hielt er müßig in der Hand ſein Kartenſpiel und ſchaute in ſeines Kindes Angeſicht, unachtend, daß die Andern Trumpf und Herzendaus von ihm verlangten. Da Renate aber meines Vaters Namen nannte, ſo trat ich näher und grüßete den Mann.

Selbiger ſtreifte mit einem ſcharfen Blick an meinem prunkenden Habit und ſprach: „Ihr ſchaut gar luſtig aus, Herr Studioſi; werden aber wohl bald die ſchwarzen Federn darüber wachſen!“

Worauf in gleichem Scherz ich gegenredete, die müßten freilich ſchon noch wachſen; gäb's ohne ſolche ja auch keinen ausgewachſenen Raben, der doch, wie wohlbekannt, der Paſtor unter dem Vogelvolke ſei.

Hierauf ſah er mich wieder mit ſeinen ſcharfen Augen an und meinete, er kenne auch ſo was die modi auf denen Univerſitäten; „denn,“ ſagte er, „Ihr wiſſet wohl, drüben in Huſum meines Schwagers Sohn gehöret auch zu Euerem Orden.“

Da frug ich geziementlich, wie denn der Name ſei, und erhielt die Antwort: „Es iſt der Küſter Albert Carſtens; meine Renate war das letzte Jahr in ſeinem Hauſe, damit ſie ein wenig mehr erlerne, als hier in der Bauernſchul zu kaufen iſt.“

Hierüber erſchrak ich ſehr und dachte: „Weh deinem armen Engel, daß er unter eines ſolchen Atheiſten Dach gerathen!“ War mir nämlich bewußt, daß ſelbiger Carſtens, als derzeit noch ein ſtudioſus, hier im Dorf geweſen und gar heftig gegen den exorcismum geredet, auch ein alt mandatum, ſo die Gottorpiſchen Calviniſten im vorigen saeculo zu Wege gebracht, wieder vorgekramet habe, wonach es in der Taufeltern Belieben war geſtellet worden, ob ſie den Antichriſt in ihrem Kinde wollten beſchworen haben oder nicht. Deß hatte mein Vater als bei ſeinem hieſigen Amtsantritte große Noth gehabt, maßen der redefertige Neuerer auch den Diaconum und manchen ſonſt gläubigen Chriſten in ſeine Schwärmerei hineingezogen hatte.

Da mir nun ſolches gar widerwärtig meinen Sinn durchkreuzete, fühlte ich plötzlich meine Hand ergriffen: „Aber, Herr Studioſi,“ ſprach Renate, „Ihr wolltet ja mit des Hofbauern Tochter tanzen!“

„Ja, ja,“ fügte der Bauer bei, „tanzet nun mit einander; Renate hat es in der Stadt gelernt. Und beſuchet uns einmal, Herr Studioſi; der Hofbauer hat wohl noch eine Flaſche Rheiniſchen in ſeinem Keller.“

Da flogen all ſchwere Gedanken fort. Mit dem ſchönen Dirnlein an der Hand tauchte ich gleichſam in das dunkle Gedräng hinab, ſo daß mir däuchte, wir ſeien ſchier darin verloren. Ueber uns weg von ihren Tonnen blieſen und fiedelten die Muſikanten; und um uns her ſtampfeten und ſchrieen die jungen Knechte und Dirnen. Kümmerte aber das Alles uns nicht ſehr; ſo nur ein freier Raum entſtund, faſſete ich ſie um und ſchwenkte das leichte Kind in meinen Armen, und wenn's nicht weiter gehen wollte, ſtunden wir ſtill und ſchaueten uns voll Freud und Neugier in die Augen. Und wenn ich heut zurücke denke, ſo wüßt ich nicht zu ſagen, wobei ſich mein Herz zumeiſt ergötzete; auch nicht, wie in ſolch anmuthigem Wechſel uns die Nacht zerronnen; denn da ich einmal über der Tänzer Köpfen nach dem offenen Thore blickte, waren am Himmel ſchier die Stern erblichen und ſtreifete ein bleicher Schein die Balken an der Bodendecke. „Sieh, Renate,“ ſprach ich, „ſo geht die Luſt zu End.“

Da fühlete ich, daß ſie ſich leiſe an mich drängte; aber ſie entgegnete nichts und ſchaute auch nicht auf. Als ich aber gewahrete, wie ihre Wangen glühten, frug ich: „Dürſtet dich auch, Renate? So wollen wir drüben zu dem Tiſche gehen.“

Und da ſie nickte, gingen wir hin; und ich nahm einer friſchen Dirne, ſo eben dort getrunken hatte, das Glas aus der Hand, um es aus einem Bierkrug wiederum zu füllen. Aber Renate ergriff ein anderes, das auf dem Tiſche ſtund, und bückte ſich damit zu einem Eimer Waſſer.

„Ei," rief ich lachend, „trinkſt du mit den Vögeln, was unſer Herrgott ſelbſt gebrauet?" Doch ſie hatte das Glas nur ausgeſchwenkt.

„O nein, Herr Studioſi," entgegnete ſie faſt verſchämet; „ſchenket nur ein; ich trink ſchon, was die Männer trinken!"

Da ſie dann aber ihr Hälschen aufreckte und gar durſtig trank, kam eine ſehr alte Frau mit einer ſchwarzen Kappen auf dem greiſen Haar gelaufen, zupfte ſie an ihrem Taffetröckchen und raunete: „Der Bauer iſt ſchon heim; der Bauer iſt ſchon heim!"

Und als Renate ihr Glas hinſetzte, rufend: „Marik, ich komme ſchon, Marik!" da war die Alte nimmermehr zu ſchauen.

Ich aber haſchte des Mädchens Hand und ſagte: „Du wollteſt mir doch alſo nicht entlaufen? Ich gehe ſchon mit dir, Renate, ſo du gehſt!"

Und ſo gingen wir ſchweigend mitſammen aus dem Hochzeithauſe. Und da wir auf die Höhe vor dem Biſchofshauſe kamen, wo der Steig hinüber führt, blieben wir unter dem Thurme ſtehen und ſchauten in die Tiefe unter uns; denn vor dem aufſteigenden Morgen floß dorten der Strom mit dunkelrothem Glanze in das noch dämmerige Land hinaus. Zugleich aber wehete eine ſcharfe Luft von Oſten her, und da Renaten ſchauderte, legte ich meinen Arm ihr um das nackte Hälschen und zog ihre Wange dicht zu mir heran. Da wehrete ſie mir ſanft: „Laſſet, Herr Studioſi,“ ſprach ſie, „ich muß nun heim!“ und wies hinab nach ihres Vaters Hauſe, ſo ſeitwärts unter den düſteren Bäumen lag. Und als nun gar ein heller Hahnenkraht daraus emporſtieg, da ſahe ich ſie ſchon den Berg hinunterlaufen; dann aber wandte ſie ſich und ſchaute unverhohlen mit ihren dunkeln Augen zu mir auf.

„Renate!“ rief ich.

Da nickte ſie noch einmal und ſchritt dann eilig über die bethauten Wieſen nach dem Hofe zu. Ich aber ſtund noch lange oben in der ſcharfen Morgenluft und ſtarrete hinunter auf die düſteren Eichen, aus deren dürrer Krone itzt ein paar Elſtern auf flogen und krächzend den Nachtſchlaf von den ſchweren Flügeln ſchüttelten.

* * *

Andern Tages fiel die Sonne ſchon hoch in meine Kammer, da mein Mütterlein mir die Morgenſuppe an meine Bettſtatt brachte; und da ſie in ihrer liebreichen Weiſe mich über die Luſtbarkeit befragte, hörete ſie nicht ungern von der Bekanntſchaft mit des reichen Hofbauren Tochter und ſpann, wie die Mütter pflegen, ſchon ihre feſten Fäden für die Zukunft. Als ſie dann aber Nachmittags, da ihr Geſpinnſte nahezu fertig war, ſolches voll Freudigkeit vor meinem lieben Vater auszubreiten begann, ſchien ſelbiger nicht völlig gleichen Sinnes, ſondern rieb ſich, wie er in Zweifelsfällen es gewöhnt war, bedächtig mit dem Finger an der Naſen und wiegte ſchweigend ſeinen Kopf dazu.

„Wie, Vater,“ brauſete die Mutter auf, „iſt dir die liebe Gottesgabe, das Geld und Gut, etwan im Wege? Und meineſt du, daß ein künftiger Diener Gottes müſſe alle Mal in Armuth leben, weil ſolches, leider Gottes, unſer Theil geweſen iſt?“

„Nein, o nein, Mutter!“ entgegnete er. „Nein, das gewißlich nicht!“

„Nun, Gott ſei gedanket!“ rief die Mutter. „Was iſt denn nun noch für ein Aber?“

— „Ja, Mutter, ihr Weiber wollet euch gar am eignen Sohn den Kuppelpelz verdienen; aber — ich denke, der Joſias geht wohl andere Wege.“

Damit ging er in ſeine Kammer und ſetzete ſich zu ſeiner morgenden Sonntagspredigt; und hatte ich, der faſt beſchämt dabei geſtanden, nun wohl vermerket, daß mein lieber Vater von dieſen Dingen nicht mehr wolle geredet haben; — nicht minder, daß wegen der Hofleute was immer für eine Bedenklichkeit in ihm verſire.

Ich war aber hierdurch in eine gar üble Unruhe verſetzet worden. Ich lief aus dem Hauſe und über den Weg auf den Glockenberg und ſahe hinüber nach dem Schloßthurm, von wo ich in der Frühe mit Renaten in das ſtille Land hinausgeblicket; lief wiederum zurücke, warf mich an meine Arbeit und brachte aber nichts zu Stande, als daß ich den Buchſtaben R wohl hundert Mal in meine Hefte malte, gleichſam als hätt ich's wegen dieſes einen noch von der Schreibſtub nachzuholen.

Drum, als es Abend wurde, trieb mich's nach dem Kruge, der oberhalb der Treene liegt, ob ich dorten was erfahren möchte; redete auch mit dem und jenem und kehrete dann gelegentlich das Wort auch auf den Hofbauren. Da ſahe ich wohl, daß er geringen Anhang hatte; redeten ihm nach, obſchon er weitaus noch kein Bauer aus dem Fundamente ſei, ſo ſchlage Alles ihm doch zu; denn da vor Jahren hier die Seuche in das Vieh gekommen, ſo ſei in ſeinem Stalle ihm kein Stück gefallen, und wenn auf ihrem Boden die Mäus und Ratzen ihnen das Korn zerſchroten, ſo habe in einer mondhellen Herbſtnacht der Feldhüter es mit leiblichen Augen angeſehen, wie aus des Hofbauren Scheune, gar greulich anzuſchauen, ſothanes Geſchmeiß in hellen Haufen zur Treene hinabgerannt und ſich mit Quiekſen und Gepfeiſe in den Fluß geſtürzet habe. Zog mich ſogar der blaſſe Dorfſchneider bei einem Rockknopf in die Ecken und ſprach gar heimlich: „Jungherr, Jungherr! Wiſſet Ihr, was die ſchwarze Kunſt bedeutet?“ Schlug ſich dann aufs Maul und zeigte mit der Hand dahin, als wo der Hof belegen.

War mir nun zwar bewußt, daß wohl gar geiſtliche Herren ſich mit ſolcher Kunſt befaſſet, wie denn der vorig Paſtor in Medelbye darin gar ſonderbar geſchickt ſollte geweſen ſein; auch daß ſolches, wenn gleich kein endgültig pactum mit dem Seelenfeinde, ſo doch ein frevelig Spiel um Seel und Seligkeit ſei, ſo bei der menſchlichen Schwachheit gar leicht in das ewige Verderben führen könne; ſahe aber gleicherweiſe, daß dieſe Leute dem Hofbauren ſeinen Reichthum neideten, ihm auch aufſäßig waren wegen ſeiner Hofart und ſchon von ſeines Vaters wegen nicht vergeſſen konnten, daß ſelbiger gegen der Gemeinde Willen ſich einen Emporſtuhl in der Kirchen durchgeſetzet.

— — Schritt alſo, wie ich dem Hofbauren das verſprochen, am andren Nachmittage nach der Predigt über die Biſchofshöhe den Fußſteig zu dem Hof hinab. Da ich herzutrat, lag das große Gebäu gar ſtille unter ſeinen alten Eichbäumen; bellte auch kein Hund vom Flur heraus; nur droben in den Wipfeln erhuben die Elſtervögel ein Gekrächze, als ob ſie hier die Wacht am Hauſe hätten. Indem vernahm ich einen Tritt von drinnen, und das alte Baurenweib, ſo in der Nacht Renaten von der Hochzeit abgerufen hatte, öffnete die Hausthür; dabei hatte ſie einen langen Wollenſtrumpf in Händen, an welchem ſie ſogleich wieder zu ſtricken fortfuhr.

„Iſt Er des Prieſters Sohn?“ frug ſie; und als ich das bejahete, that ſie ein Zimmer auf und ſagte: „Geh Er nur hinein; da ſteht auch eine Faulbank; ich will den Bauren rufen.“

Und war das ein breit und hoch, aber gleichwohl düſteres Gemach; denn zu Nord und Oſten, überall vor den Fenſtern hing das Gezweig herab, ſo daß man aus den letzteren nur kaum noch an den Fluß hinunter ſchauen mochte. Unter den Stühlen war wohl auch ein Kanapee; ſonſt aber an den weiß getünchten Wänden ein paar große Tragkiſten und ſonſtig Bauerngeräth; doch prunkete auf einer Schatullen eine Theekanne mit einem halben Dutzend Taſſen, desgleichen ich bei Bauern bislang nur noch auf den großen Marſchhöfen geſehen hatte. Daneben aber erblickte ich, und deuchte mir ſolches wohl ein ſeltſam Zierrath, ein unförmlich und ſcheußlich Graunbild, faſt eines Fußes hoch und, wie mir ſchien, aus rothem Thon gebildet. Da ich ſolch Unding noch mit widerwilliger Neubegier betrachtete, trat der Bauer in die Stuben. „Ja, ja, Herr Studioſi,“ ſprach er und reichte mir die Hand, „beſchaut's Euch nur! Wird in der Welt zu allerlei Ding gebetet! Der Rothe hier, das iſt ein Heidengötze, den hat mein Vaterbruder, ſo ein Steuermann geweſen, mit über See gebracht.“

Ich ſahe nun erſt, welch ein groß gewachſener Mann es war, der ſolches redete. Sein Antlitz war etwas bleich; aber er trug ſeinen Kopf mit dem ſchwarzen Bart und dem dunkelen, kurz geſchorenen Hauptḥaar gar hoch auf ſeinen Schultern.

Das alte Weib, das mit dem Bauren eingetreten und mit ihrem langen Strickſtrumpf auf und ab gewandert war, zeigete mit ſelbigem auf den Götzen und raunte mir ins Ohr: „Das iſt der Fingaboli! Der Paſter darf's nicht wiſſen; aber gläub' Er's mir, der iſt gar gut gegen die Mäus und Ratten.“

Mir fielen die Reden des Schneiders bei; aber der Bauer, der es wohl vernommen hatte, lachete und ſprach: „Ich meint, daß du mir die vertrieben hättſt, Marike!“

Die Alte warf ihm einen böſen Blick zu und begann vor ſich hin ſcheltend und ſtrickend wieder auf- und abzuwandern.

Draußen in den Bäumen ſchrachelten die Elſtern; mir war's mit einem Mal gar einſam in dem großen, düſteren Gemache.

Da that die Thür ſich abermalen auf und geſchahe mir, als ſei es itzt jählings helle werden; und war doch nur ein braun und bläßlich Dirnlein, ſo herein getreten. Ein Brett mit Flaſch und Gläſern ſetzete ſie vor dem Kanapee auf den Tiſch, worauf der Bauer rief: „Da kommt der Rheiniſche, Herr Studioſi; ſetzet Euch nun, ſo wollen wir Eins mitſammen reden.“

Renate aber, welche ein ſorglich Auge auf die alte Frau gewendet, hing ſich an deren Arm und redete ihr leiſe zu, indeß ſie einige Male mit ihr auf und ab wanderte. So wurde die Alte wieder ruhig und ging gar bald hinaus. „Es iſt meines Vaters Kindsmagd, Herr Studioſi,“ ſprach das Mädchen; „ſie meinet noch immer, ſie allein nur könne ihm die Strümpfe ſtricken. Sonſt aber iſt ſie nur ſchwach — wiſſet, da, hier herum!" und dabei ſtrich ſie mit dem Finger über ihre Stirn. Dann trat ſie zu dem Bauren, der ſchon den hellen Wein in die Gläſer goß, und wie im Scherze mit ihrer kleinen Fauſt ihm drohend, ſprach ſie: „Vater, Vater, was hat Er mit Seiner Marike wieder angeſtellt."

Der aber ſahe ſie unwirſch an und ſagte: „Laß gut ſein, Renate; das alte Tropf, es könnt' mich noch zu Ding und Recht reden! Kommet, Herr Studioſi," fügte er bei, „und probet einmal! Weiß nicht, ob im Paſtorshauſe beſſerer zu haben iſt."

That alſo Beſcheid und entgegnete, im Paſtorshauſe ſei der Wein gar ſelten; aber daß in dem dumpfen Keller gar das Bier verderben müſſe, deß habe mein lieber Vater arge Noth.

Da lachte der Mann und griff ſich in die ſilbern Knöpfe ſeines Wamſes: „Laſſet den Paſtor nur mit dem Hofbauren reden: er ſoll bald einen Keller für ſein Bier bekommen."

Ich ſahe auf Renaten, die am Fenſter ſaß und an einem Namentüchlein ſtickelte. Dachte immer, ſie ſolle einmal wieder die großen Augen auf mich wenden; aber ſie ſchaute nur auf ihre Arbeit, und ich, des jungfräulichen Herzens unkundig, wurde in mir faſt unwillig, daß ſie unſere Bekanntſchaft alſo verleugnen mochte. Dachte aber, ich müſſe der höflichen Anerbietung des Bauren Eins entgegenbringen und begann alſo die anmuthige Lage ſeines Hofes oberhalb des Treenefluſſes in das Licht zu ſtellen, was er gar gern zu hören ſchien.

„Das möget Ihr wohl ſagen, Herr Studioſi," hub er an, „und hat auch ſeine eigene Bewandtniß. Der ſtammet noch aus der katholiſchen Zeit vom alten Gottorpſchen Biſchof Schondeleff, der drüben in dem wüſten Thurmgebäu reſidiret, wo ſpäter der König ſeinen Amtmann ſitzen hatte. Müſſet nämlich wiſſen, bevor ſie anno 1621 da drunten die Stadt und die große Eiderſchleuße bauten, kam die Fluth auch hier herauf, und was Ihr drunten durch das Fenſter ſehet, war damals ein breit und mächtig Waſſer, ſo mit ſeinen Buchten in den Wald hineinging. Trieb ſich aber damals auf allen Meeren ein wild und gefährlich Geſindel um, die ſich Likedeler hießen; Ihr wiſſet, die Vitallienbrüder unter dem Godeke

Michels und dem Störtebeker, dem ſie auf dem Hamburger Grasbrooke den Kopf herunterſchlugen.“

Von denen hatte ich denn freilich wohl vernommen. Nicht minder, daß ſelbige, ſo ſie von den Hanſeſtädten oder den Mecklenburgern gejaget wurden, ſich oftmalen mit ihren Schiffen die Treene hier herauf retiriret hätten, allwo ihnen der dicke Wald im Rücken war. Merkte das alſo an und ſagte auch: „Es wird aber erzählet, der Biſchof ſelber habe hier den Räubern einen Hafen angewieſen.“

Da lachte der Bauer und griff in ſeinen ſchwarzen Bart: „Ihr meinet nach der Regel, wo der Marder ſein Neſt hat, da holet er die Hühner nicht! Iſt aber Altweiberrede; der alte Schondeleff hatte gar übeln Vertrag mit denen und hätte wohl gar ſein Leben an ſie laſſen müſſen, wenn meiner Mutter Urahn ihn nicht mit ſeiner guten Axt herausgehauen hätte. Derohalben aber hat er ihn mit dieſem Hof nebſt Wald und Gründen begabt und ihm den Namen ‚Ohm‘ beigeleget, weil er nicht als ein Diener, ſondern als ein Freund und Ohm an ihm gehandelt habe.“

Und da ich frug, wo ſolche Kriegsthat denn geſchehen ſei, antwortete der Bauer: „Es iſt nur ein Viertelſtündchen oſten dem Dorfe, an dem Vitallienhafen, der freilich itzo nichts als eine leere Höhlung iſt, darum ſie es auch „Holbek‘ zu nennen pflegen; aber hart dahinter ſtehet noch der Wald wie dazumal, und von der Höhe iſt ein Ausblick weit in das Dithmarſcher Land hinaus.“

Muß wohl bekennen, daß bei ſolchem Zwieſprach meine Gedanken nur halb zugegen waren; ſie gingen nach drüben zu dem Fenſter, daran Renate ſaß, noch immer über ihre Nähterei geneiget. Hier innen war's noch düſterer geworden; aber draußen hinter den Bäumen ſpielten die Lichter der Nachmittagsſonne, daß ſich der Abriß ihres lieblichen Angeſichtes gleich einem Schattenbilde auf grüngüldenem Grunde abhub.

„Nun, Herr Studioſi,“ rief der Bauer, da ich im Hinſchauen wohl ſchier mochte verſtummet ſein, „was gucket Ihr ſo ans Fenſter? Ihr meinet auch wohl, ich ſollte ein paar Klaftern Holz aus meinen alten Bäumen hauen?“

Da ſtürzte ich raſch mein Glas herunter; war es mir doch ſchier, als ſei ich auf verbotenem

Weg ertappet worden; ingleichen aber, als ob der Bauer mit ſeinem Rheiniſchen mich hier am Tiſch gefangen halte. Sprang alſo von meinem Stuhle auf und ſprach: „Was meinet Ihr, Hofbauer; draußen iſt noch lichter Tag; kommet mit Eurer Tochter und zeiget mir, wo Euer Ohm den Biſchof freigehauen!"

Der Bauer entgegnete, er wolle ſchon mit durchs Dorf hinaus; danach aber habe er noch einen Gang aufs Moor, wo in der Woche ſeine Leute bei dem Torf gearbeitet; doch werde ſeine Tochter mir den Weg ſchon weiſen.

Und als ich hinſah, nickte Renate ihrem Vater zu und ſtund von ihrem Stuhle auf; der Bauer aber ging noch erſt mit mir auf ſeine Hofſtelle und durch Stall und Scheuer; und gewahrete ich darinnen Manches, das deuchte mir anders und auch verſtändiger, als wie es ſonſt von Vater auf den Sohn die Bauren ſich herzurichten pflegen.

„Sehet einmal hier, Herr Studioſi," ſagte der Hofbauer, „Ihr mögt's mir glauben, um dieſer Rinne wegen möchten die Kerle hier mich gar am liebſten freſſen; nur weil ich letzt beim Neubau den alten Ungeſchick nicht wiederum verneuern wollte. Aber, 'ſ iſt ſchon richtig, die Ochſen, wenn ſie ziehen ſollen, müſſen das Brett vorm Kopfe haben." Er nahm eine Furke, ſo am Wege lag, und warf ſie mit kraftvollem Schwung in eine Ecken.

Als wir aus dem Stalle traten, kam Renate zu uns, und wir ſchritten mit einander durch das Dorf. Einen Büchſenſchuß dahinter, unweit des Waldes, nahm der Bauer ſeinen Abſchied. „Ihr kennet nun den Hof," ſagte er; „und vergeſſet das Wiederkommen nicht; ich muß hier nach Norden zu. In Huſum der Rathsverwandte Fedderſen ſoll ein Dutzend Tagesgrift für ſeine Brauerei geliefert haben, da muß ich ſchauen, ob auch die richtige Stückzahl in den Ringeln iſt."

Und dann gingen wir zu zweien weiter.

* * *

Nur das Moor liegt zwiſchen hier und dorten, ein Vogel mag ſich bald hinüberſchwingen; aber auch wohl dreißig Jahre ſind ſeit jenem Tag zur Ewigkeit gegangen — ohne ſie zu mehren; denn nur der Menſch iſt in der Zeitlichkeit — im Dorfe Oſtenfelde ſitze ich hier als ein zu früh mit Körperſchwäche befallener emeritus und leidiger Koſtgänger bei dem pastor loci, meinem lieben kerngeſunden Vetter Chriſtian Mercatus. Hätte ſomit der Muße genug, um, wie meine übrigen Lebensumſtände, ſo auch die Vorgänge jenes Nachmittages aufzuzeichnen. Lieget mir ſelbiger doch gleich einem Ueberſchwang holdſeliger Erinnerung im Gemüthe; habe auch einen ganzen Bogen Papieres dazu hergerichtet und mir die Federn von dem Küſter ſchneiden laſſen, und nun vermag mein inneres Auge nichts zu ſehen als vor mir einen einſamen Weg zwiſchen grünen Knicken, der ſich allgemach zum Wald hinaufwindet. Weiß aber wohl, es iſt der Weg, den wir dazumal an jenem Nachmittage gingen, und iſt mir, als wehe noch ein ſommerlich Düften von Geißblatt und Hageroſen um mich her. — —

„Renate!“ ſagte ich, nachdem wir lange ſtumm dahin geſchritten.

„Ja, Herr Studioſi?“ Sie hatte den Kopf gewandt und hielt die dunkeln Augen mir entgegen.

Da wußt ich nimmer, was ich ſagen ſollte, und dachte doch: „Es muß nicht gelten, daß ein Studirter und zukünftiger Kanzelmann einem Bauerdirnlein gegenüber alſo den Text verlieret.“ Aber ſelbiges Dirnlein war ja der Engel von St. Jürgen's Bildniß, und ſo fiel's mir bei: „Renate,“ frug ich, „habet Ihr denn itzo keinen Hund auf Eurem Hofe?“

„Einen Hund? Nein, Herr Studioſi; es wollt nicht gehen mit dem Aufziehn. Ich mag auch keinen, ſeit ſie meinen Türk geſtohlen haben.“

— „Ich mein aber, der Türk habe dem Küſter in Huſum zugehört?“

„Freilich; aber er hatte ſich mir zugewöhnt und iſt mir nachgelaufen; da hat ihn der Vetter mir gelaſſen.“

— „Und nun,“ ſagte ich, „habet Ihr nur die Krähenvögel in Eueren alten Bäumen.“

„Ihr ſpaßet, Herr Studioſi,“ entgegnete ſie; „aber es braucht bei uns kaum eines Hundes; mein armer Vater leidet an der Luft und ſchläft allzeit nur leis. Wenn es arg ihn überfällt, rufet er wohl nach mir; wir wandern dann gar manche Stunde mit einander; in der Stube und über den Flur in den Peſel, wo das Bild vom Schloß und von dem alten Biſchof hängt. Da ſind die draußen nimmer ſicher, daß nicht ein Paar Augen durchs Fenſter in die Nacht hinausſchauen."

Sie ſahe gar bekümmert aus, da ſie ſolches erzählte, und ich ſagte: „Du biſt doch noch ſo jung, Renate!"

— „Ja; aber mein Vater hat gar Niemanden ſonſt; meine Mutter iſt lang ſchon todt."

Und ſomit waren wir unter die breiten Buchen in den Wald geſchritten; da ſchlug noch eine Droſſel aus dem Wipfel eines Baumes, und in der Ferne hörten wir es durch die Büſche brechen. „Das ſind die Hirſche," ſagte das Mädchen; „zu Herzog Adolph's Zeiten ſoll die Unmenge hier geweſen ſein."

Dann theilete ſie mit den Händen das Gezweige von einander und ſprach: „Hier iſt's, Herr Studioſi!" — Und wir ſtanden oben an Störtebeker's Hafen und ſahen unter uns in das weite Treenethal hinaus. Es war aber nur eine Höhlung, ſo in das ſandige Hochland hier hineinging; das Waſſer floß itzt fern davon in ſeinem ſchön geſchlängelten Laufe durch die Wieſen. Renate führte mich zu einer dicken ſchrundigen Eichen und zeigete auf einen ſchier vernarbten Spalt in deren Stamme. „Sehet, Herr

Studioſi, hier hat der Urahn ſeine Axt hineingehauen, als die Kriegsarbeit gethan war und die Räuber da hinab zu ihren Schiffen rannten. Er hat auch eine Tochter gehabt, die hat, wie ich, Renate geheißen, und weil ihr Vater im Gefecht es ſo gelobet, ſo hat ſie in ein Kloſter ſollen; da ſie aber aufgewachſen, hat ſie dazu nein geſprochen und iſt hernach dann meine Ahne worden."

Sie hatte ſich an den Baum gelehnt und ihre Hände vor ſich in den Schoß gefaltet; ſo ſchauete ſie in das Abendgold hinaus, das itzo allgemach am Erdenrand emporglomm. Ich aber blickte auf dies junge ernſte Antlitz und mußte mich faſt ſorglich fragen, was denn wohl ſie in ſolchem Fall geſprochen haben würde; und lobete im Stillen unſern Vater, Dr. Martinum, daß er dem Unweſen der Klöſter bei uns ein Ziel geſetzet.

Indem ich ſolches dachte, richtete ſie ſich jählings auf. „Nehmt's nicht für ungut," ſprach ſie haſtig; „aber ich bitt Euch, wollet itzo mit mir durch das Holz gehen; es führt von hier ein Richtſteig nach dem Moor hinüber."

Und da ich eine Unruhe auf ihrem Antlitz las, ſo frug ich, ob ſie etwan um ihren Vater ſorge.

Da ſchüttelte ſie ſich als wie aus einem Traume und ſagte: „Es wird nichts ſein, Herr Studioſi; aber wenn Ihr wollt, ſo laſſet uns eilen; vielleicht, er mag uns dann entgegen kommen!“

So gingen wir in den tiefen Wald hinein. Immer ſtiller wurde es um uns her, und immer mächtiger wuchs die Dunkelheit; nur kaum noch mochte ich Renatens anmuthige Geſtalt erkennen, wie ſelbige unter den hohen Stämmen ſo raſch vor mir dahin ſchritt. War mir mitunter, als gaukele vor mir dort mein Glück, und müſſe ich es halten, wenn ich's nicht verlieren wolle. Wußte aber gar wohl, daß des Mädchens Sinnen itzo auf nichts als einzig nur auf ihren Vater zielete.

Endlich dämmerte es durch die Bäume wie graues Abendlicht, der Wald hörete auf, und da lag es vor uns — weit und dunſtig; hie und da blänkerte noch ein Waſſertümpel, und ſchwarze Torfringeln rageten daneben auf; ein großer dunkler Vogel, als ob er Verlorenes ſuchte, revierete mit trägem Flügelſchlage über dem Boden hin. An meiner Seite ſtund

Renate; ich hörte ihren Odem gehen und konnte gewahren, wie ihre Augen angſtvoll und nach allen Seiten in die vor uns hingeſtreckete Nacht hinausſchauten; denn uns im Rücken hinter den gewaltigen Schatten des Waldes lag das letzte Tageleuchten. Da mußte ich mit dem Pſalmiſten ſprechen: „Herr, du macheſt Finſterniß, und es wird Nacht; aber Himmel und Erde ſind dein: denn du haſt ſie gegründet und Alles, was darinnen iſt!“

Indem aber rührete Renate mit der einen Hand an meine Schulter, und mit der anderen wies ſie auf das Moor hinaus.

„Was meineſt du, Renate?“ frug ich.

— „Sehet Ihr nicht? Dort?“

Und da ich meine Augen anſtrengte, meinete ich fern im Dufte einen Schatten ſchreiten zu ſehen; aber nur eines Athemzuges lang. „War das dein Vater?“ frug ich wieder.

Da nickte ſie und ſprach: „Verzeihet, meine Angſt war thöricht; er iſt ſchon jenſeits unſeres Moores auf der feſten Geeſt.“

„So laſſet uns eilen,“ rief ich; „ob wir ihn noch erreichen mögen!“

Aber ſie ergriff mit beiden Händen meinen Arm: „Das Moor, Herr Studioſi, kennt Ihr das Moor? Wir können nimmermehr hinüber!“ Dann, als ob ein plötzliches Grauen ſie befiele, zog ſie mich zurück und ſagte: „Kommet, hier führt der Weg am Wald hinab!“ und ließ meine Hand nicht los, ſo lange wir den düſtern Ungrund an unſerer Seiten . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Die Handſchrift iſt hier lückenhaft; zunächſt fehlen einige Blätter gänzlich, das dann Folgende iſt durch Waſſerflecke faſt zerſtört. Doch iſt zu erſehen, daß der studiosus Josias ein Muſikfreund und mit ſeinem Vater der Anſicht Dr. Luther's war, die lateiniſche Sprache habe viel feiner musica und Geſanges in ſich, daher man ſie keineswegs aus dem Gottesdienſte ſolle wegkommen laſſen. — Schon als Knabe hatte er zu den auserwählten Schülern gehört, welche dem derzeitigen Huſumer Cantor Petrus Steinbrecher vor der Frühpredigt aſſiſtirten und „zur Ehre Gottes und zur Erweckung eines jeden Chriſten Devotion“ von der Orgel in die damalige gewaltige Kirche hinab das Te Deum laudamus mitgeſungen. Hier in Schwabſtedt werden derzeit ſich auch noch Reſte des lateiniſchen Kirchengeſanges erhalten haben; denn es gelingt ihm — wo, iſt nicht erſichtlich — eine Anzahl junger Kirchenſänger und Sängerinnen um ſich zu verſammeln, wie es heißt, „zur beſſeren Einübung der bekannten, ſowie Erlernung einiger neu hinzugebrachter Lieder." Renatens Stimme, welche „gleich einem ſilbern Licht ob allen andern ſchwebete", ſcheint den Zauber noch verſtärkt zu haben, den die Bauerntochter ſo unbewußt auf unſeren Gottesgelahrten ausübte. Worauf ſonſt in jenem Sommer der Verkehr der beiden jungen Menſchen ſich erſtreckt habe, iſt nicht erkennbar; erſt mit dem Ende desſelben beginnen wieder die bis zu einem gewiſſen Punkte fortlaufend erhaltenen Theile der Handſchrift, der nun wieder wie vorhin das Wort gelaſſen wird.

— — — — — — — — — — — — —

.... war es eines Abends Ende Septembris, als ich mit meinem Vater ſel. in deſſen Studierſtüblein über Abfaſſung einer Supplike an unſern allergnädigſten Herzog beiſammen ſaß; denn da meinem lieben Vater wegen übermäßiger studia in ſeiner Jugend eine Augenſchwäche befallen, ſo hatte er es gern, wenn ich für ihn die Feder führete. Wollte nämlich die Angelegenheit mit unſerem Keller noch immer keinen Fortgang nehmen. Zwar hatte der Hofbauer, nur auf meine frühere Rede — denn mein Vater wollte ihn nicht um ſeine Dienſte angehen — die Sache noch einmal in der Gemeinde fürbracht; aber die Bauern hatten ihm erwidert, der alte Paſtor habe bei ſeinem Bier gut predigen können, ſo werd der Keller auch wohl für den neuen reichen.

Es war nun an dieſem Abend ein gar wüſtes Wetter, und brauſete es draußen von dem Walde her, daß man hier innen oft die Worte kaum erfaſſen konnte.

„Schreibe nun ſo,“ ſagte mein Vater, indem er zu mir rückte: „Obgleich die meiſten meiner Beichtkinder mir herzlich gern einen beſſeren Keller gönneten, ſo waren doch derer, die halsſtarrig dawider ſtritten; von Mitten Maji bis hieher habe kein friſch und kühl, ſondern nur ſauer Bier gehabt; und was mir das vor eine Plage geweſen, iſt Gott am beſten bekannt; wie viel aber von ſolchen Gaben Gottes, salvo honore, zum Schweinetrank hingießen laſſen, will ich hier ſeufzend übergeben.“

Ich entſinne mich noch aller dieſer Worte meines lieben Vaters; denn ich ſetzete die Feder ab, weil mich ein Bedenken anwandelte, Hochfürſtliche Gnaden alſo wegen des pastoris ſauerem Bier in Compaſſion zu nehmen. Als ich aber ſolches eben nur geäußert, hörte ich draußen auf der Hausdiele ein laut Gerede mit unſerer alten Margreth. Wurde dann auch unſere Stubenthür gewaltſam aufgeriſſen, und erſchien ein Mann in ſchier beſchmutzten Reiſekleidern, ſcheinbar von meines Vaters Alter und auch wohl geiſtlichen Standes, aber mit vollem braunrothen Antlitz, daraus ein paar kleine blanke Augen gar hurtige Blicke über uns hinlaufen ließen. „Salve, Christiane, confrater dilectissime!“ ſchrie er; „komme gar ſpät unter dein gaſtlich Dach! aber der Teufel, der mir als ſeinem ſcharfen Widerſacher allzeit auf den Hacken iſt, hatte mit ſeiner hölliſchen Kunſt meinen Gaul vom Wege in das Moor hineingegaukelt, alſo daß ich ihn durch ein paar Käthner zwiſchen den Bülten habe müſſen herausgraben laſſen; der Unſaubere hatte es wohl gerochen, daß ich unter meinem Wamſe eine neugeſchmiedete Waffen gegen ihn am Leibe trug.“ Und dabei ſchlug der heftige Mann gegen ſeine Bruſt und zog alsdann unter ſeinem Mantel ein dick manuscriptum herfür; das warf er vor uns auf den Tiſch in meine Schreiberei hinein. „Siehe da," rief er, „mein ‚hölliſcher Morpheus' hat zwar dem holländiſchen Schwarmgeiſt, dem unverſchämten Dr. Balthaſar Beckern und ſeiner ‚Bezauberten Welt', den Text gefeget; aber der verworfenen Zauberer- und Hexenadvokaten erſtehen immer mehr! Nitimur in vetitum, Herr Bruder! Es thut Noth der unvernünftigen Vernunft den Daumen gegenzuhalten!"

Aus ſolcher Rede wurd mir inne, daß ein gar hochgelahrter Mann in unſer Haus getreten; und war es Herr Petrus Goldſchmidt, derzeitiger Paſtor zu Sterup, welcher als ein Huſumer einſtmals mit meinem lieben Vater auf dortiger Schulen und ſpäter auf der Univerſität beiſammen geweſen. Er hatte aber nach ſeinem hochberühmten ‚Morpheus' ein zweites Werk fertig geſtellet, und zwar gegen den Halliſchen Profeſſor Thomaſius, der in ſeinem derzeit erſt verdeutſcheten Buche ‚De crimine magiae' all Teufelsbündniß vor ein Hirngeſpinnſt erkläret und ſolcher Weiſe als ein rechter advocatus das unſelige Hexen- und Trudenvolk der irdiſchen Gerechtigkeit zu entreißen ſtrebte. Fehlete dem Herrn Petrus zur Edirung ſeines neuen Werkes nur noch die Einſicht etlicher Schriften, ſo er ſelber nicht beſaß, aber wußte, daß ſelbige unter meines Vaters Büchern ſeien; ad exemplum des Remigii Daemonologia, des Chriſt. Kortholdi Tractätlein von dem glühenden Ringe und etliche andere.

„Habe zwar einen feſten Kopf, Christiane," rief er; „mißtraue aber weislich der menſchlichen Schwachheit; und würde doch dem Paſtor zu Sterup übel anſtehen, ſich von dem Vater der Lügen über faulen Citaten ertappen zu laſſen!"

Da nun mein Vater ihn willkommen hieß, warf er Hut und Mantel hochvergnüget von ſich, und hörete ich mit Attention der beeden wohlerfahrenen Männer Wechſelreden, ſo bald emſig hin und wieder gingen. Zwar hatte ich wegen meiner Studien und um jugendlicher allotria willen, mit denen ich meine Zeit erfüllet, weder den Goldſchmidtiſchen Morpheus noch ſeiner Widerſacher Schriften geleſen, faſſete aber gegen letztere, da der gelahrte Mann ſie explicirte, gar bald einen lebhaften Abſcheu und wurde auch, da ich ſolchen kund that, von ſelbigem weidlich belobt und verwarnet, daß ich auch künftig hin mich nicht zu denen Atheiſten und Schwarmgeiſtern geſellen möge.

Auch über dem Reisbrei, den meine liebe Mutter dem Gaſte zu Ehren auf die Abendtafel brachte, nahmen dieſe Geſpräche ihren Fortgang, ſo daß mein Mütterlein wohl gern von Anderem gehöret hätte, und ſie lieber anhub, ihr mäßig Bier mit vielen Worten zu entſchuldigen und die Elendigkeit des Kellers zu beklagen.

Der Mann Gottes aber ergriff den vor ihm ſtehenden vollen Krug, ſtürzete ihn mit Eins hinunter und ſprach mit gravitätiſcher Verbeugung: „Frau Paſtorin, man ſoll auch ſo der Gottesgabe nicht verſchmähen!“ Dann ſtäubte er ſich mit der Hand die Tropfen aus dem Barte und begann ein neu Geſpräch vom exorcismo, ſo daß meiner lieben Mutter nichts verblieb, als den geleerten Krug zu neuer Füllung an das Faß zu tragen. Herr Petrus aber frug nun meinen Vater, was eine formula bei der Taufen allhier gebräuchlich ſei, und da dieſer entgegnete, daß er zum Täufling rede: „Entſageſt du dem böſen Geiſt und ſeinen Werken?“ ſo ſprang der gewaltige Mann von ſeinem Stuhle auf, daß ihm der Löffel über den Tiſch hinüberflog. „Christiane, eheu Christiane!“ rief er. „Was weiß denn ſolch ein Saugkalb, ob es den Widerchriſt in ſeinen dünnen Därmen hat! Exi immunde spiritus! Fahre aus, unſauberer Geiſt! So ſollſt du ſprechen! Dann mag es dir wohl glücken, daß du den Argen als einen ſtinkenden Rauch aus des Täuflings Mündlein herfürgehen ſieheſt!“ Er ergriff aufs Neue ſeinen Löffel, den meine Mutter auf ſeinen Platz zurückgelegt, und that der wohlmeinenden Gaſtfreundſchaft meiner lieben Eltern nochmals alle Ehre an. Da aber mein Vater geziementlich fürbrachte, daß doch das Kind durch der Gevattern Mund die Antwort gebe, da ſchüttelte der Herr Petrus nur ſeinen Löwenkopf und meinete: „Ja, wenn die Klotzköpfe der unſauberen Geiſter nur nicht in ihrem eigenen Leibe hätten!“

Ueber ſolcher Materie war es nach Mitternacht worden, daß wir den verehrten Mann zum Schlaf in ſeine Kammer brachten.

„Laß dich nicht ſtören, Petre, ſo du etwas hören ſollteſt,“ ſagte mein Vater, indem er ihm das Nachtlicht auf den Tiſch ſetzte; „es ſind nur die Ratten, die auf unſerem Boden hauſen.“

Da entfuhr mir das Wort, das ich im Scherze ſagte: „Wir müſſen den Hofbauren nur um ſeinen Fingaholi bitten!“

Auf ſolches ſtutzete der Gaſt und frug: „Was iſt das mit dem Fingaholi?“

Und da ich's ihm erzählet hatte, kniff er mit Daumen und Zeigefinger ſich ſeine ſtarken Lippen und ſagte: „Der Fingaholi, wie Ihr ihn nennet, junger Mann, iſt nur ein Fetiſch; aber dem mit unſeres Gottes Zulaſſung die Herrſchaft über das Geſchmeiß verliehen wurde, iſt gar ein Anderer und kein leblos und unmächtig Bild gleich dieſem Heidengötzen oder den papiſtiſchen Heiligen.“

Hierauf entgegnete ich, es ſei das nur ein alt und ſchwachſinnig Weib, das dieſe Dinge hingeredet habe. Er aber wandte ſich zu meinem Vater und rief abermalen: „Christiane, Christiane! Siehe zu in der Gemeinde! Und packe den hölliſchen Gaukelnarren, ſo du ihn findeſt, feſte bei den Ohren, daß du ihn ſammt ſeinem Sauſchwanze fundatim exſtirpiren mögeſt!“

— — In dieſer Nacht lag ich gar lange wachend in meiner Bettſtatt, ſahe durch die Scheiben die ſchwarzen Wolken über den hellen Himmel fliegen und hörte auf das Brauſen, das vom Wald herüberfuhr. Wollte mich faſt reuen, daß ich das von dem Fingaholi gegen unſern Gaſt herausgeredet; denn an die leutſelige Art meines lieben Vaters gewöhnet, wollte deſſen gewaltige Rede mir nicht ſogleich gefallen, obſchon ſeine geiſtliche Weisheit und Eifer für das Reich Gottes meine gerechte Ehrerbietung heiſcheten.

Er ſelber aber ſchien indeſſen eines gar kräftigen Schlafes zu genießen; denn da gegen Morgen draußen das Toben ſich geleget hatte, hörte ich durch Böden und Wände von der Gaſtkammer herauf ſein mächtig und ebenmäßig Schnarchen.

* * *

In den zweien Tagen, welche Herr Petrus Goldſchmidt noch bei uns verblieb, ſaß ſelbiger am Vormittage eifrig unter meines Vaters Büchern, wobei er, wenn ich zu ihm eintrat, durch ſeine prompte Kenntniß der ſonderbarſten loci mein gerechtes Staunen herausforderte. Meine Anerbietung, ihm dabei zu dienen, wies er mit einer ruhevollen Bewegung ſeiner Hand zurück: „Betreibet Euere eigenen studia, junger Mann! Was Einer vermag, dazu ſoll man nicht Zweie brauchen!“

Am Nachmittage aber, wenn mein lieber Vater der Ruhe pflegte, nahm er ſeinen Stock und Dreiſpitz und wanderte im Dorf umher, redete mit Weibern und Greiſen und klopfete die Kinder auf ihre blonden Köpfe, daß am anderen Tage ſchon Alles vor die Thüren lief, da er wieder mit ſeinem tönenden Räuſpern nur von fern daher geſchritten kam.

Als ſodann am dritten Tage der merkwürdige Mann ſeinen Gaul beſtiegen hatte und davon geritten war, wurde es gar ſtill in unſerem Hauſe. Mein lieber Vater ſahe ein wenig müde aus, und meine Mutter ſagte ſcherzend: „Ich muß dich pflegen, Chriſtian; eine ſo gewaltige und robuſte Gottesgelahrtheit iſt nicht vor eines Jeden Conſtitution!“

Im Dorfe aber war es wie in einem Bienenſtocke, der da ſchwärmen ſoll; überall ein Gemunkel, welches nicht laut werden wollte und doch nicht ſtumm ſein konnte; die Aelteren redeten wieder von der Hexen, ſo ſie vor zwanzig Jahren in Huſum hätten einäſchern ſehen ſollen, der aber die Nacht zuvor in der Frohnerei ihr Herr und Meiſter das Genick gebrechen; aus Flensburg kam Einer, der hatte auf dem Südermarkt gehört, die Hexen hätten wieder einmal in der Föhrde alle Fiſche vergiftet; im Dorfe ſelber wurde Unheimliches über den und jenen gedeutet; ſo faſt beklommen ich aber aufmerkete, des Hofbauren geſchah darunter nicht Erwähnung.

So rückete die Zeit heran, daß auch ich, und auf gar lange, meinen Abſchied nehmen ſollte. Renate war ſeit etlichen Tagen bei dem Huſumer Küſter auf Beſuch, und da ich Abends vor meiner Abreiſe auf den Hof kam, war ſie noch nicht wieder da. „Ich hätt ſie heut erwartet,“ ſagte der Bauer; „nun wird's wohl morgen werden; da möget Ihr ſie unterweges treffen oder in Huſum zu dem Küſter gehen!“

Mit dem kam die alt Marike mit ihrem langen Strickſtrumpf in die Thür, ſahe den Bauer faſt verſtöret an und wollte wieder fort. Der aber rief ihr zu, ſie ſolle heut als wie zum Abſchiedstrunke noch eine von den Rheiniſchen aus dem Keller holen; und die Alte brummelte ſo etwas für ſich hin und lief zur Thür hinaus. Nach einer Weile kam auch die Jungmagd und ſetzete eine Flaſche auf den Tiſch; aber der gute Wein wollte mir heut gar übel munden, da wir in dem weiten Gemache ſo allein beiſammen ſaßen. Nahm deshalben auch bald meinen Abſchied und war mir gar ſeltſam im Gemüthe, da ich aus dem Hauſe unter die alten Eichen hinaustrat, welche mit ihrem gelben Herbſtlaub ſchon den Grund beſtreuet hatten.

Der Hofbauer ſtund noch und hatte meine Hand gefaßt. „Lebet wohl, Herr Studioſi," ſagte er; „habet nur da draußen recht die Augen offen; und wenn Ihr heim kommet, ich denke, des Hofbauren Thür, die werdet Ihr wohl wiederfinden!"

Er ſchaute mich mit ſeinen dunklen Augen an, als wolle er mich noch zurückhalten, oder als habe er noch etwas mir zu ſagen. Aber er ſprach nichts mehr, und ich ging fort, ohn Ahnung, daß ich dieſen Mann niemalen ſollte wiederſehen.

— — Da ich an dieſem Abend meinen lieben Eltern gute Nacht gegeben hatte, öffnete ich mein Kammerfenſter und ſchaute auf das Dorf hinaus. Eine Weile ſahe ich nach einem einzeln Lichtſchein drüben in des diaconi Hauſe, bis auch der erloſch; aber mein Gemüthe war voll Unruh, und endlich, da es vom Glockenthurm die eilfte Stunde ſchlug, war ich ſchon draußen in der freien Nacht und ſchritt bald danach über die Biſchofshöhe den bekannten Steig hinab.

Es war aber Anfang Octobris, und eine klare Mondhelle ſtund über der ſchönen Gotteswelt; der Hof unter ſeinen düſteren Bäumen lag, als ob er ſchliefe, in dem mit ſanftem Licht erfülleten Erdenraume. Es war ſo ſtill, daß ich nur das Fallen der Blätter hörte und unterweilen den Schrei eines Hirſchen aus dem Wald herüber. Ich horchte nach dem Hauſe; aber dorten war kein Laut zu hören; dann trat ich unter die Bäume und ſchaute durch ein Fenſter in die große Stube. Dicht vor mir ſahe ich die Lehne von Renatens Stuhle ragen; ſonſt war es ſtill und finſter drinnen. Ich konnte gleichwohl nicht von hinnen finden und ging hart an der Mauer und um die Ecke herum, bis wo die Hausthür iſt. Dort, in dem tiefen Schatten, regete ſich etwas, und ein Freudenſchauer überſtrömete mein Herz; denn obſchon ich nichts gewahren konnte, ſo wußte ich doch, es war das Rauſchen ihres Kleides, welches ich vernommen hatte.

„Renate!“ rief ich.

Da lagen ein paar warme Hände in den meinen. „Ich wußte wohl, Joſias, daß Ihr kommen würdet!"

Sie horchte noch einmal in die Thür; dann zog ich ſie in den hellen Mondſchein hinaus; denn mich verlangte ſehr nach ihrem Anblick.

Wir ſchloſſen unſere Hände in einander und ſchritten ſo mitſammen über die weite Hofſtatt nach dem Fluſſe zu. Was wir ſprachen, mag nicht viel geweſen ſein; doch iſt mir noch bewußt, wir ſahen beid auf unſere Schatten, wie ſie vereinet vor uns auf den Raſen fielen, und ſo das Mondlicht zwiſchen ihnen Platz gewinnen wollte, neigeten wir uns ſchweigend zu einander und ſchaueten darauf hin, wie ſie aufs Neu in Eins zuſammenfloſſen. Dann ſtunden wir auf der Uferhöhe und ſahen ſchweigend in das Land hinaus und hörten auf das Strömen des Fluſſes, der darunten mit ſeinen Waſſern nach dem Meer hinabzog.

Da ſchlug es Mitternacht vom Dorf herüber; und mit jedem Schlage, auf den wir mit verhaltenem Odem lauſchten, ſchloſſen unſere Hände ſich feſter in einander. „Renate," ſagte ich leiſe; „das war der letzte Tag."

„Ja, Joſias!“ entgegnete ſie ebenſo.

— „Und werde ich dich denn hier noch finden, ſo ich wieder heimgekommen?“

„Ich denke; wer ſollte mich denn holen?“

— „Wer, Renate? Verſuch' es nur, ſie nicht mehr fortzuſtoßen!“

Ich weiß nicht, was mich alſo zwang zu reden; denn einem Geyer gleich hatte plötzlich die Angſt der Eiferſucht mich überfallen. Sie aber warf das Köpfchen in den Nacken, daß das Gold auf ihrem Käpplein glitzerte.

„Was redet Ihr, Joſias!“ ſprach ſie. „Mit denen Lümmeln hab' ich nichts zu ſchaffen; ſie mögen kommen oder nicht!“

Das war nun wohl ein hoffärtig Wort; und müßte doch lügen, daß es ſich mir derzeit nicht wie Balſam auf mein Herz geleget.

Aber es kam itzt ein Anderes, das ſolche Gedanken jählings von mir nahm.

Wir ſtunden nämlich, da wir ſolches ſprachen, vor dem großen Scheunenthor, welches faſt taghell vom Mond beleuchtet war. Vor etlichen Wochen hatte ich dort unter Peitſchenknall den ſchweren

Gottesſegen einfahren ſehen; nun lag Alles da in großer Stille.

Und doch; oder hatte mich mein Ohr getäuſcht? Da drinnen in der Scheuer rührete es ſich; Renatens Hand zuckte in der meinen und ihre Augen ſtarreten; und itzt, gleich einem breiten grauen Schatten, quoll es unter dem Scheunenthor herfür, immer mehr und mehr, als ob's von unhörbarem Peitſchenſchlag getrieben würde. Das rannte, daß wir kaum die Füße wahreten, an uns vorbei und über die bethaueten Wieſen nach dem Fluß hinab; und weiß ich nimmer, wo es in der Nacht verſchwunden blieb.

Wohl merkte ich, wie Renate am ganzen Leibe bebte; ich aber ſchwieg lange Zeit, denn was meine Augen hier geſehen, das konnte ich fürder nicht vor mir verleugnen. Endlich ſagte ich: „Das war gar wunderbar, Renate; du biſt gar ſehr erſchrocken!"

Da richtete ſie ſich auf und ſprach: „Die Ratten machen mich nicht fürchten; die laufen hier und überall; aber ich weiß gar wohl, was ſie von meinem Vater reden; ich weiß es gar wohl! Aber ich haſſe ſie, das dumm und übergläubig Volk! Wollt nur, daß er über ſie käme, den ſie allezeit in ihren böſen Mäulern führen!“

Wegen ſolcher Rede entſetzete ich mich arg; denn das Mädchen hatte dräuend ihre kleine Fauſt zum Himmel aufgehoben. „Renate!“ rief ich, „Renate!“

„Ja, ja; ich wollt es!“ ſprach ſie wieder. „Aber er iſt unmächtig; er kann nicht kommen!“

Ich hatte ihre erhobene Hand herabgezogen. „Berufe ihn nicht, Renate,“ rief ich; „bete zu Gott und unſerem Heiland, daß ſie ihn von dir halten! Aber es iſt der Geiſt des Huſumer Atheiſten, der aus deinem jungen Munde redet.“

„Atheiſt?“ frug ſie. „Ich kenne das Wort nicht; wen wollt Ihr damit ſchelten?“

Was Art Erklärung ich ihr hierauf gegeben, entſinne mich nicht mehr. Aber ſie ſchüttelte nur den Kopf und ſagte traurig: „Und unſer arm alt Mariken, das haben ſie mir nun auch allganz verwirret, daß ſchier nicht mehr mit ihr zu hauſen iſt! Es wird gar einſam werden, wenn auch Ihr nicht mehr kommt, Joſias.“

Ich nahm ihr Antlitz in meine beiden Hände, und da ich es gegen das volle Mondlicht wandte, ſahe ich, daß es ſehr blaß war und ihre Augen voll von Thränen ſtunden. Da konnte ich es nicht laſſen, daß ich ſie an mich zog; und ſie duldete es und legte ihren Kopf, als ob ſie müde ſei, in meinen Arm, und ſahe zu mir auf, als ob ſie alſo ruhen möchte.

In ſelbigem Augenblick aber wurde aus der Tiefe des Hauſes, ſo daß ich ſchier davor erſchrak, mit einer angſtvollen und ſtöhnenden Stimme ihr Namen wiederholentlich gerufen.

„Mein Vater! Mein armer, lieber Vater!“ ſtieß ſie da herfür. Dann fühlte ich ihre Arme um meinen Hals und einen warmen Kuß auf meinem Munde. „Leb' wohl, Joſias! Lieber Joſias, lebe wohl!“

Und da ſich dann von innen auch die Hausthür ſchloß, ſo ſtund ich alleine auf der Hofſtatt und hörete wieder nur den Fall des Laubes und den leiſen nächtlichen Geſang der Waſſer. Aber das unheimlich Weſen, das vorhin ich hatte tagen ſehen, lag noch gleich einem Schauder auf mir und ſtritt wider meines jungen Herzens Seligkeit.

* * *

Am andern Morgen, da ich von meinen lieben Eltern Abſchied genommen hatte und ſchon auf den Wagen ſteigen wollte, kam der blaſſe Schneider angelaufen, bittend, er ſolle zur Stadt zum Ellenkrämer, ob er mit dem Jungherrn die Gelegenheit benützen dürfe. Hatte alſo einen Reiſegefährten; dazu einen, dem allezeit das Maul überlief, während ich doch lieber mit meinem bedrängten Herzen allein dahin gefahren wäre. Wickelte mich auch in meinen Mantel und hörete nur halb im Traum, wie ſeine unruhige Zunge in allem Unholden rührete, was die letzte Zeit unter den Dorfleuten war im Schwang geweſen.

Als wir aber eben von der Sandgeeſt in die Marſch hinunterfuhren, hub er an, und mochte wohl wiſſen, daß er damit ſich Gehör erwerbe: „Ja, Jungherr,“ ſprach er; „Ihr kennet ihn ja beſſer als wie ich, den fremden Paſtor; aber das iſt Einer, ſo ein Allerweltskerl! Auch dem alt’ Mariken auf dem Hofe hat er das Maul aufgethan. Ihr habet wohl geſehen, Jungherr, wie dem Bauren allzeit der eine Strumpf um ſeine Hacke ſchlappet! Hat immer ſchon geheißen, er dürfe nur ein Knieband tragen, ſonſt ſei es mit all ſeinem Reichthum und mit ihm ſelbſt am böſen Ende; möcht Euch aber gerathen haben, rühret nicht daran; denn da mich eines Tages der Fürwitz plagte, fuhr er mir übers Maul: ‚Ja, Schneider,‘ ſprach er, ‚das eine hat die Katz geholt; willt du das ander haben, um deinen dürren Hals daran zu henken?‘“

Als ich entgegnete, daß ich dergleichen an des Bauren Strümpfen nicht geſehen, meinte er: „Ja, ja; Ihr kommet nur des Sonntags auf den Hof, da trägt der Bauer ſeine hohen Stiefeln!“

Da ſich das in Wahrheit alſo verhielt, ſo ſchwieg ich; der Schneider ſchob ſich einen Schrot Tabak hinter ſeine magere Wange und ſagte, ſeinen Hals zu meinem Ohre reckend: „Es liegen wohl oftmalen zwei der Strumpfbänder vor ſeinem Bette; aber der Bauer hütet ſich; er weiß es wohl, wer ihm das zweite hingelegt! Die alt Marike hat zwar verſucht, die Strümpf ihm enger zu ſtricken, damit ſie nicht herunterfallen; aber wenn ſie dran kommt — ſie hat's mir geſtern ſelbſt erzählt — ſo tanzet es ihr wie Fliegen vor den Augen oder wimmelt wie Unzeug über ihren alten Leib. Will auch wohl ſcheinen, als ob dem — Ihr wiſſet, wen ich meine, Jungherr — das Spiel ſchon allzu lange währe; denn der Bauer hat Nächtens oft harte Anfechtungen zu beſtehen, daß er in ſeinem Bett nicht dauern kann; es wälzet ſich was über ihn und dränget ihm den Odem ab; dann ſpringt er auf und wandert umher in ſeinen finſteren Stuben und ſchreit nach ſeinem Kinde.“

Als ich bei dieſen Worten mich in meinem Sitze aufhub, ſagte der Schneider: „Ich weiß, Jungherr, Ihr habet vielen Aufſchlag gehabt mit dem Mädchen; wüßt auch kein Unthätlein an ihr, als daß ſie gar ſtolz thut gegen unſer Einen; mag aber auch beſſer zu Eures Gleichen paſſen!“

Der Mann redete in ſolcher Art noch lange fort, obſchon ich fürder mit keinem Wörtlein ihn ermunterte. War aber eine üble Wegzehrung, welche ich alſo mitbekommen. Zwar ſagte ich mir zu hundert Malen: es war ein Schwätzer, der dir ſolches zutrug, ſo einer, der die ſchwimmenden Gerüchte ſich fetzenweiſe aus der Luft herunterholet, um ſeinen leeren Kopf damit zu füllen; wollte aber gleichwohl der bittere Schmack mir nicht von meiner Zungen weichen.

* * *

1706. In Anbetracht meiner Studien zu Halle will hier nur anmerken, daß ich dort manche hochberühmte Theologos und andere zu meinem Zwecke arbeitende Männer hörte und deren collegia gewiſſenhaft frequentirte, ſo daß ich hoffen durfte, in Kurzem eine ſolide ſyſtematiſche Erudition mir anzueignen. Spürete auch kein Verlangen, meinen ſchwarzen Habit, ſo ich vor meiner Abreiſe mir von dem blaſſen Schneider hatte anmeſſen laſſen, aufs Neu mit einem rothen zu vertauſchen.

Nur unterweilen, zumal wenn ich zum abendlichen Spaziergange dem Ufer der Saale entlang wandelte, wenn die Waſſer ſich rötheten und ihr ſanftes Strömen an mein Ohr klang, überfielen mich wohl ſchwere ſehnende Gedanken nach der Heimath; und wenn dann im Südoſt der Mond emporſtieg und mit ſeinem bleichen Licht die Gegend füllte, ſo ſahe ich in jedem düſtern Fleck den Hof am fernen Treenefluſſe, und mein Herz ſchrie nach dem Mädchen, ſo ich dort verlaſſen hatte.

Nach einem ſolchen Gange, da ſchon ein Jahr verfloſſen und wiederum der Herbſt ſein rothes Laub verſtreuete, kam ich eines Abends heim auf meine

Kammer, und da ich das Licht mir angezündet, fand ich einen dicken Brief mit meines lieben Vaters Handſchrift auf dem Tiſche liegen. Ich brach das Siegel, und meine Hände zitterten vor Freude; denn auch meine Mutter pflegte ſtets ein Blättlein anzulegen, und wenn auch nur ein kurz und unterlaufend Wörtlein von Renaten drinnen ſtand, ſo konnt ich's wohl zu hundert Malen leſen. Aber das Schreiben, ſo ich gleich den wenigen, welche ich noch von dieſer verehrten Hand erhalten ſollte, getreulich aufbewahret, war allein von meinem Vater und lautete nach viel herzlichen Worten, wie hier folget:

‚Was aber die Gemeinde in ſolche Wirrniß ſetzet, daß ſelbſt mein mahnend Wort nur kaum gehöret wird, das darf auch dir, mein Joſias, nicht gar verſchwiegen bleiben.

Es war am letzten Sonnabend, da ich Nachmittags an meiner Predigt ſaß, als der Höſtmann Hanſen mit ungeſtümen Schritten zu mir eintrat. „Was habt Ihr, Höſtmann?“ ſagte ich; „Ihr wiſſet, daß ich um dieſe Zeit ungern geſtöret bin.“

„Ja, ja, Herr Paſtor,“ ſprach er; „wiſſet Ihr's denn ſchon? Fort iſt er und wird nicht wieder kommen!“

Und da ich ſchier erſchrocken nachfrug: „Wer iſt denn fort?“ entgegnete er: „Wer anders als der Hofbauer! Hab's mir ſchon lang gedacht, daß es ſo kommen müſſe!“

„So ſprecht, Höftmann,“ ſagte ich und ſchob mein Schreibewerk zurück; „was iſt's mit dem?“

„Weiß nicht, Herr Paſtor; aber ein Stöhnen und Ramenten haben die Mägde Nachts von ſeiner Kammer aus gehört; doch da die Tochter nicht daheim iſt, ſo hat keine ſich hinein getrauet; erſt als die alt Marike aufgeſtanden, haben ſie der ſich an den Rock gehangen. Iſt auch ein groß Geſchrei geworden, da ſie in die Kammerthür getreten; denn als ſei die ganze Bettſtatt umgeſtürzet, ſo hat Alles, Pfühl und Kiſſen, über den Fußboden hin verſtreut gelegen; das alte Weib aber iſt auf ihren Knieen in dem Wuſt umhergerutſchet, hat darin umhergefunſelt und jedes Häuflein Bettſtroh ſorgſam aufgehoben, als wolle ſie darunter ihren Bauren ſuchen, von dem doch keine Spur zu finden war.“

„Nun, Höftmann,“ ſagte ich fürſichtig; „es iſt noch früh am Tage; der Hofbauer wird ſchon wieder kommen.“

Der aber ſchüttelte den Kopf: „Herr Paſtor, es iſt ſchon über eine Stunde Mittag."

Da ich dann erfuhr, daß die Tochter wieder einmal bei dem Küſter und Kloſterprediger Carſtens in Huſum auf Beſuch ſei, ſo vermochte ich den Höftmann, ihres Vaters Wagen mit Botſchaft nach der Stadt zu ſchicken. Aber ſchon um drei Uhr iſt ſie von ſelber wieder auf dem Hof geweſen; und hat es die Weiber, welche dort zuſammengelaufen, ſchier verwundert, daß das Mädchen, ſo doch kaum achtzehn Jahre alt, ſo ſchweigend zwiſchen ihnen hingegangen und nicht geweinet, noch eine Klage um den Vater ausgeſtoßen; nur ihre Augen ſeien noch viel dunkler in dem blaſſen Angeſicht geſtanden. In den alten Bäumen — ſo wird erzählet — habe es von den Vögeln an dieſem Tag gelärmet, als ſeien alle Elſtern aus dem ganzen Wald dahin berufen worden.

Das Mädchen hat aber fürgeben, ihr Vater müſſe auf dem Moor bei ſeinem Torf verunglückt ſein, wo er die letzten Tage noch habe fahren laſſen; da ſie jedoch außer ihren beiden Knechten noch Leute aus dem Dorf hat aufbieten wollen, ſo ſind nur gar Wenige ihr dahin gefolget, denn ſie fand keinen

Glauben mit ihren Worten, und auch die Wenigen ſind ſchon vor Dunkelwerden heimgekehret; denn bei den Torfgruben ſei vom Bauer keine Spur zu finden, und ſei das Moor zu unermeßlich groß, um alle Sümpf und Tümpel darin durchzuſuchen.

Als nun der allmächtige Gott Wald und Felder und auch das wüſte Moor mit Finſterniß gedecket, iſt der Schmidt Held Carſtens, der ſeine Schwiegermutter, ſo ihrer Tochter in den Wochen beigeſtanden, nach Oſtenfeld zurückgebracht, um Mitternacht am Rand des Waldes wieder heimgefahren. Der Mann hat ſein alt treuherzig Geſpann am Zügel gehabt und iſt ſchier ein wenig eingenicket; da aber die ſonſt ſo frommen Gäule plötzlich unruhig worden und mit Schnauben nach der Waldſeite zu gedränget, ſo hat er ſich ermuntert und iſt nun ſelber ſchier erſchrocken; denn drüben auf dem Moore hat aus der Finſterniß ein Schein gleich einem Licht gezucket; das iſt bald ſtill geſtanden, bald hat es hin und her gewanket. Er hat gemeinet, daß die Irrwiſch ihren Tanz beginnen würden, hat aber als ein beherzter Mann während dem Fahren noch mehrmals hingeſehen, und da es letzlich näher kommen, iſt eine dunkle Geſtalt ihm kenntlich worden, ſo neben dem Irrſchein zwiſchen den ſchwarzen Gruben und Bülten umgegangen. Da hat er ein ſtill Gebet geſprochen und auf ſeine Gäule losgepeitſchet, damit er nur nach Hauſe komme. Am andern Morgen in der Frühe aber haben die Leute drunten an der Straße des Hofbauren Tochter ohne Kappe, mit zerzauſetem Haar und eine zertrümmerte Laterne in der Hand, langſam nach ihres Vaters Hofe zuſchreiten ſehen.

Als ich am Vormittage dann dahin ging, wie es meine Amtspflicht heiſchet, vernahm ich, daß ſie abermalen mit ihren Knechten nach dem Moor hinaus ſei; da ich aber ſpät am Nachmittage wiederkam, trat ſie in ſchier zerriſſenen und beſudelten Kleidern mir entgegen und ſahe mich faſt finſter aus ihren dunkeln Augen an. Ich wollte ſie auf den verweiſen, ohn deſſen Hülf und Willen all unſre Kraft nur eitel Unmacht iſt; allein ſie ſprach: „Habet Dank, Herr Paſtor, für die gute Meinung; aber es iſt nicht Zeit zu dem; ſchaffet mir Leute, ſo Ihr helfen wollet!“ Was ich entgegnete, hörte ſie ſchon nicht mehr; denn ſie war nach Leitern und Stricken mit ihren Knechten der Scheune zugegangen. Auf dem Heimweg, den ich alſo nothgedrungen antrat, glückte es mir, ihr ein paar junge Burſchen nachzuſenden; und auf deiner guten Mutter Zureden, dem jungen Blut zum Troſte, wie ſie meinte, hat auch unſere Margreth ſich denſelben angeſchloſſen. Dieſe verſtändige und, wie auch dir bekannt, in keine Wege ſchreckbare Perſon iſt jedoch am ſpäten Abend mit wankenden Knieen und verſtürzetem Antlitz wieder heimgekommen. Das Suchen nach dem verlorenen Mann — ſo berichtete ſie, alsbald ſie ihres Odems wieder Herr geworden — ſei ganz umſonſt geweſen. Aber da endlich alle jungen Knechte ſchier verdroſſen fortgegangen und Margreth mit dem Mädchen, das nicht wegzubringen geweſen, nun dorten ganz allein verblieben, ſo iſt mit Dunkelwerden ein Irrwiſch nach dem andern aus dem Moore aufgeduket, und ein Gemunkel und Geſlimmer angegangen, daß ſie das Blänkern des Waſſertümpels habe ſehen können, an welchem dieſer gräueliche Tanz ſich umgedrehet. — Laſſe das dahin geſtellet. Es iſt aber noch ein Anderes geſchehen, und will dir zuvor ins Gedächtnis bringen, daß wir unſre Margreth auf einer Lügen niemals noch betreten haben.

Als nämlich die Irrwiſch ſo getanzet, hat des Bauren Tochter gleich einer ſtummen Säulen darauf hingeſchaut; da aber Margreth ſie bei der Hand gezogen, daß ſie ſchleunig mit ihr heimgehe, hat ſie plötzlich überlaut um ihren Vater gejammert und wie in das Leere hineingeſchrieen, ob ihr etwas von ihm Kunde geben möchte. Und hat es darauf eine kurze Weile nur gedauert, ſo iſt aus der finſteren Luft gleichwie zur Antwort ein erſchreckliches Geheul herabgekommen, und iſt es geweſen, als ob hundert Stimmen durch einander riefen und eine mehr noch habe künden wollen als die andere.

Da hat die Alte Gott und ſeine Heerſcharen angerufen, hat aber das Mädchen, als ob es angeſchmiedet geweſen, mit ihren ſtarken Armen nicht vom Platze bringen können, als bis das Toben über ihnen, gleich wie es gekommen, ſo wieder in der Finſterniß verſchollen war.

Wenn dich, mein Joſias, ſchmerzet, was ich hier hab ſchreiben müſſen, da des Mädchens irdiſche Schönheit, wie mir wohl bewußt, dein unerfahren Herz bethöret hat, ſo gedenke deſſen und baue auf ihn, welcher geſprochen: „Wer ſein Leben verlieret um meinetwillen, der findet es.“ Und ſinne dieſem nach, daß du das Rechte wähleſt!

Will dann zum Schluſſe noch Erwähnung thun, daß unſer Gaſtfreund Petrus Goldſchmidt, welchen in meiner geiſtlichen Bedrängniß wegen obbemeldter Dinge ich mir vielmals hergewünſchet, letzthin zum Superintendenten in der Stadt Güſtrow, ſowie ob ſeiner Gelahrtheit und Verdienſte um das Reich Gottes von der . . . . . (die Handſchrift iſt hier unleſerlich) Facultät zum Doctor honoris causa iſt creiret worden.‘

— — Alſo lautete meines lieben Vaters Brief. Und will hier nicht vermerken, was Herzensſchwere ich davon empfangen, wie ich in vielen ſchlafloſen Nächten mit mir und meinem Gott gerungen, auch gemeinet, ich könne nicht anders, als daß ich heim müſſe, um der Armen Leib und Seel zu retten, und wie dann immer das erwachend Tageslicht mir die Unmöglichkeit für ſolch Beginnen klar geleget.

Aber, wie die Rede iſt, es ſei das eine Leid ein Helfer für das andre, ſo geſchahe es auch mir. Denn noch vor dem heil. Chriſtfeſte empfing ich von meiner Mutter einen Brief, daß mein lieber Vater mit unvermutheter Schwachheit befallen ſei und ſelbige allen gebraucheten irdiſchen Mitteln entgegen ihn faſt ſehr entkräftet habe; und dann nach wenig Wochen einen zweiten, der mich drängte, meine Studien zu vollenden, da der theuere und getreue Mann nicht lang mehr ſelber ſeines Amtes werde warten können.

Solche mein Herz aufs Neu erſchütternde Nachrichten trieben mich früh und ſpät zu ſtrenger Arbeit, und wurd ich bald auch deſſen inne, daß ich nur ſo den Weg zur Heimath kürzen könne.

* * *

1707. Es währete doch noch bis gegen den März des beigefügeten Jahres, daß ich als ordinirter Adjunctus meines Vaters in meiner lieben Eltern Hauſe eintraf. Nur noch zum Troſte, nicht zur Freude; denn ich fand meinen Vater auf ſeinem Siechbette, von dem ich wohl ſahe, daß er nach Gottes allweiſem Rathſchluß nicht mehr erſtehen ſolle. Da er nun in den Tagen, die er als ſeine letzten wohl erkannte, ſeines einzigen Kindes nicht entbehren mochte, ſo hatte ich Niemanden aus dem

Dorfe noch geſehen; auch Renaten nicht. Meine Eltern itzt nach ihr zu fragen, trug ich billig Scheu, und ſo hörete ich nur noch einmal von unſerer alten Margreth, was ich in meines Vaters Briefe ſchon geleſen hatte.

Es war aber am Sonntage Reminiscere, an welchem ich zum erſten Male für meinen lieben Vater predigen ſollte. Er hatte das heilige Abendmahl ſeit lange nicht ertheilen können, und ſo hatten Viele ſich gemeldet, um es bei ſeinem Sohne zu empfangen. Dachte auch, Renate würde unter ihnen kommen; aber ſie kam nicht.

Die Nacht zuvor, in welcher mit meiner lieben Mutter ich die Krankenwacht getheilet, hatte der Sturm gar laut gebrauſt; nun aber lag Alles in der lichten Morgenſonne, und eben da ich in den Kirchhof eintrat, ſcholl mir gleich Auferſtehungsgruß ein Droſſelſchlag vom Wald herüber. Und währete es nicht lange, ſo ſtund ich in der Kirchen vor dem Altar und ſprach aus inbrünſtigem Herzen das: „Ostende nobis, Domine, misericordiam tuam;" und die Gemeinde reſpondirte andächtig: „Et salutare tuum da nobis!" „Ja, Gott Vater," ſprach ich leiſe nach, „dein Heil ſchenke uns; und auch ihr, für die ich hier im Staube zu dir flehe!“ Und da itzt der Geſang anhub: „Benedicamus Domino,“ wobei die rauhen Kehlen der Männer mit darein ſangen, da ſchwamm gleich einem ſilbern Lichtlein ein Ton dazwiſchen, der leuchtete hinab in mein bekümmert Herz; denn ich wußte, welche Stimme ich gehöret hatte.

Alſo in faſt freudigem Muthe erſtieg ich die Stufen zu der Kanzel, und da ich die Augen aufhub, ſahe ich gegenüber in dem Emporſtuhl ein blaſſes Angeſicht, das ich des Gitters ohnerachtet wohl erkennen mochte. Da hub ich meine Predigt an: „Und ſiehe, ein kananäiſch Weib ſchrie ihm nach: ‚Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner; meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget!‘ und er entgegnete ihr kein Wort. Da aber die Jünger ſprachen: ‚Laß ſie von dir, Herr; denn ſie ſchreitet uns nach,‘ antwortete er und ſprach: ‚Ich bin nicht geſandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hauſe Iſrael!‘“ — Und mein Herz ſchwoll mir, und das Wort kam auf meine Lippen; was ich daheim für meine Predigt angemerket, war nur ein

Staub, darüber meine Seele ſich erhob, und meine Rede ging hervor einem Strome gleich aus heiligen Quellen. In der vollen Kirchen war kaum eines Odems Leben; Männer und Greiſe ſahen zu mir auf, und die Weiber in ihren Geſtühlten ſaßen mit betendem Angeſicht. Neben mir in dem Stundenglaſe verrann der Sand; aber ich merkte es nicht und wußte nicht, wie ich an das Ende meiner Rede kam: „Herr, Herr! Locke ſie mit deiner lieblichen Stimme; denn dein Tiſch ſteht bereitet, wo ſie dich empfahen mögen und dein Heil und deine Gnade. Amen.“

Und da ich nach dem Vaterunſer einen Blick genüber nach dem Gitter warf, ſahe ich in dem blaſſen Angeſicht die großen, dunkelen Augen ſtarr auf mich gerichtet.

„Mit deiner Stimme, Herr, o locke ſie!“ So betete ich nochmals und ſchritt dann hinab in die Sacriſtei, um mit dem feierlichen Meßgewand mich zu bekleiden, ſo derzeit noch gebräuchlich war.

Da ich dann vor den Altar trat, brannten auf ſelbigem ſchon die Kerzen in den großen Leuchtern, und aus den Geſtühlten drängten ſie ſich heran, Mann und Weib, Alt und Jung; doch indeß ich den Leib des Herrn austheilete und den Kelch an Aller Lippen reichte, rief es unaufhörlich in meinem Herzen: „Herr, bringe auch ſie, auch ſie zu deinem Tiſche!“ Aber über dem Geſang der Gemeinde ſchwebte noch immerfort der ſilberne Ton ihrer Stimme. Da plötzlich, als ſchon die Letzten ſich dem Altar naheten, verſtummte er, und ich vernahm einen leichten Schritt die Stufen des Emporſtuhles herabkommen. — Aber noch waren Andre, ſo auch des Heils begehrten; ein Greis und eine Greiſin, von ihren Enkeln unterſtützet, kamen heran gewankt und ſchauten mit blöden Augen zu mir auf; und da ich ihnen den Kelch bot, vermochten ihre zitternden Lippen den Rand deſſelben kaum zu faſſen.

Sie wurden hinweggeführet; und dann ſtand ſie, Renate, vor mir; blaß und mit geſenkten Augen, in ſchwarz Gewand gekleidet, ein ſchwarzes Käpplein auf den braunen Haaren. Nach faſt zwei Jahren ſahe ich ſie hier zum erſten Male wieder; ich zögerte, denn mein Herz wallete mir über; und indem ich dann die Hoſtie aus der Patene nahm und zwiſchen ihre Lippen legte, betete ich: „Herr, mache meine

Seele heilig!“ Dann erſt ſprach ich: „Nimm hin! dies iſt mein Leib, der für Euch gegeben wurde!“

Ich wandte mich zum Altare und nahm den Kelch. Da ich aber ſelbigen an ihre Lippen brachte, ſahe ich, wie ihr ſchönes Antlitz ſich verzog und wie ſie ſchauderte ob dem Trunke, der darinnen war. Da ſprach ich die Einſetzungsworte: „Das iſt mein Blut, das für Euch vergoſſen wurde!“ Und ſie neigete ihr Antlitz in den faſt geleerten Kelch; ob ihre Lippen ihn berühret, vermochte ich nicht zu ſehen. Da ich aber — aus weß Urſach, vermag ich nicht zu ſagen — auf die Seite blickte, gewahrete ich die Hoſtie in dem Schmutz des Fußbodens; ihre Lippen hatten ſie verſchmähet, und die Spitze ihres Schuhes trat das Brod, ſo als den Leib des Herren ſie empfangen hatte.

Mein Gebein erzitterte, und faſt wäre der Kelch aus meiner Hand geſtürzet. „Renate!“ rief ich leiſe; in Todesangſt brach dieſer Ruf aus meinem Munde; „Renate!“

Wohl ſahe ich, daß ein Zittern über die ſchöne Geſtalt des Mädchens hinlief; dann aber, ohne aufzuſehen, ihr weißes Sacktuch in die Hände preſſend, wandte ſie ſich ab, und bei dem Schlußgeſange der Gemeinde ſahe ich ſie langſam den langen Steig hinabſchreiten.

— — Wie ich mein Meßgewand abgeleget und in meiner Eltern Haus zurückgekommen, vermöchte ich kaum zu ſagen; wußte nur, als ich daheim an meinem Pulte ſtand, daß auch wohl ein junger Prediger, der ich war, nicht mit alſo ungeſtümen Schritten über den Kirchſteig hätte dahinſtürmen ſollen. An meines Vaters Krankenbette vermochte ich itzo nicht zu treten; ich ſtützte den Kopf in beide Hände, und mit geſchloſſenen Augen ſpähete ich nach dem Weg der Pflicht, den ich zu gehen hatte.

Aber nur eine kurze Weile; dann ſchritt ich den wohlbekannten Fußſteig nach dem Hof hinab. Wieder, wie vor Jahren, ſchrieen die Elſtern oben in den Bäumen; und da ich links vom Flur in das Zimmer eingetreten war, ſchien es mir weiter und einſamer, als ich es zuvor geſehen. Dennoch hatte ich Renaten ſogleich erblickt; ſie ſaß drüben auf ihrem Platz am Fenſter, den Kopf geſenkt, die Hände vor ſich hingefaltet. Da ich dann näher trat, erhub ſie ſich langſam, als ob ſie müde ſei; und in dem langen, ſchwarzen Gewande, das ſie itzo trug, erſchien ſie mir größer und faſt gleich einer Fremden. Als ich aber ſtehen blieb und ſie mit ihrem Namen anredete, rief auch ſie: „Joſias!“ und ſtreckte beide Arme gegen mich.

War es die Liebe, ſo Gott zwiſchen Mann und Weib geſetzet, die aus ihrer Stimme klang, oder war es ein Hülferuf, ich vermochte das nicht zu erkennen; aber ich zog ſie nicht an meine Bruſt, wozu mein Herz mich mit gewaltigen Schlägen drängte, ſondern beharrete auf meinem Platz und ſprach: „Du irreſt, Renate; es iſt nicht Joſias, es iſt der Prieſter, der hier vor dir ſtehet.“

Da ließ ſie die Arme ſinken und ſagte dumpfen Tones: „So ſprecht! Was habt Ihr mir zu ſagen?“

Und wie ſie mich itzt aus dem ernſten Antlitz mit ihren großen Augen anſah, da ſchrie es in mir auf: „Du kannſt ſie nimmer laſſen; in dieſem Weibe iſt all dein irdiſch Glück!“ Aber ich rief zu meinem Gott, und er half mir, bei meinem heiligen Amte die weltlichen Gedanken in die Tiefe bannen.

„Renate!“ ſprach ich; „wer war es, der dich zu der Todſünde verſuchte, daß du den Leib des Herren von deinen Lippen ſpieeſt? Nenne ſeinen Namen, daß wir mit Gottes Engeln ihn beſiegen!“

Aber ſie wiegete nur das Haupt. „O die armen alten Leute!“ rief ſie. „Ich weiß, es war eine Sünde! Aber da ich ihr Antlitz ſahe, von den greiſenhaften Gebreſten ſo ganz entſtellt, da ſchauderte mich, daß ich mit ihnen aus einem Kelche trinken ſollte, und die heilige Hoſtie entfiel meinen Lippen in den Staub. Bete für mich, Joſias, daß ich dieſer Schuld entlaſtet werde!“

Ich glaubte ihren Worten nicht. „So,“ dachte ich, „will der Verſucher dir entrinnen,“ und ſprach laut: „Vor einem Schenkenglaſe mag dir ekeln; aber der Kelch des Herrn iſt rein für Alle, denen er geboten wird! Ein hölliſch Blendwerk hat dein Aug verwirret; und es kommt von dem, mit welchem auch dein Vater ſein unſelig Spiel getrieben, bis Leib und Seele ihm dabei verloren worden.“

Bei dieſen meinen Worten ſtürzete ſie auf ihre Kniee und hub die Arme auf und ſchrie:

„Mein Vater, o mein armer Vater!“

„Ja, ſchreie nur um ihn, Renate!“ ſprach ich.

„Und möge unſeres Gottes Allbarmherzigkeit in ſeinen tiefen Pfuhl hinunterleuchten!“

Sie ſahe zu mir auf und ſprach mit feſter Stimme: „Die wird ihm leuchten, Joſias, ſo gut wie allen Andern, die ein jäher Tod ereilet!“

Ich aber rief: „Das iſt des Teufels Hochmuth, der von deinen Lippen redet! Demüthige dich gegen den, bei dem alleine Rettung iſt, und ſchütte dein Herz aus vor mir, der hier ſtehet an ſeiner Statt!“ Und da ſie hierauf ſchwieg, ſo ſprach ich weiter: „Da du mit unſerer alten Margreth nächtens auf dem Moore gingeſt, wen haſt du angerufen, daß er dir von deinem Vater Kunde brächte, und was war es, das aus der leeren Luft herab mit ſchrecklichem Geheul dir Antwort gab?“

„Ich weiß von keinem Geheul,“ entgegnete ſie; „aber du, Prieſter Gottes,“ — und ein trotzig Feuer brannte in ihren ſchönen Augen — „ſo ich wüßte, daß dort Kunde wär, zur Stund noch ging ich und ſchriee meine Noth ins Moor hinaus und fragete nicht viel, von wannen mir die Antwort käme!“

„Renate!“ rief ich. „Exi immunde spiritus!“

und ſpreizete beide Hände ihr entgegen. „Bekenne! Bekenne, mit welch argen Geiſtern haſt auch du dein Spiel getrieben!“

Sie hatte ſich vom Boden aufgerichtet; und da ich ſie anſchaute, war ein kalter Glanz in ihren Augen. Sie ſtrich mit den Händen über ihr Gewand und ſagte: „Ich verſtehe nicht, was Ihr redet; aber mir iſt, als ſei das große Gemach hier ſo düſter, wie es nimmer noch geweſen.“ Und da in dieſem Augenblicke an die Thür gepocht ward, welcher ich den Rücken wandte, und ſelbige ſich aufthat, ſetzete ſie hinzu: „Tretet näher, Margreth! Euer Herr iſt hier!“

Ich aber wandte mich um und ſahe unſre alte Margreth vor mir ſtehen; die ſchaute mich gar ernſthaft an und ſprach nach einer Weile: „Kommet heim, Herr Joſias; denn Euer lieber Vater will nun ſterben, und ihn verlangt nach einem letzten Wort mit Euch.“

Da war mir, als bräche der Boden unter mir zuſammen, und ich verließ Renaten und eilete nach meines Vaters Sterbekammer.

Da ich eintrat, ſaß er laut redend in ſeinen

Kiſſen; aber ſeine Stimme deuchte mir fremd, gleich als hätt ich nimmer ſie gehöret.

„Es iſt dein Großvater, von dem er redet," raunete mir meine Mutter zu.

„Er ſieht mich nicht, Mutter!" entgegnete ich leiſe.

„Nein, Joſias, er iſt bei denen, die ihm zu Gottes Thron vorausgegangen."

Und mein Vater ſahe mit glänzenden Augen vor ſich hin und redete weiter: „Lang, gar lange habe ich für ihn gepredigt — Joſias thäte das gar gerne auch für mich — denn er wurde ſehr alt; ſein leiblich Augenlicht war erloſchen und der Schall der Welt drang nur verworren noch zu ſeinem Ohre. Aber da er ſeine Stunde nahen fühlte, hieß er mich und meine Schweſtern ihn in die Kirche führen, und wir geleiteten ihn auf die Kanzel. Da wandte er ſein Antlitz rings umher und grüßte unmerklich mit der Hand; und ſein ſilbern Haar hing über ſeine blinden Augen. Er meinete, es ſei Sonntag, und die Gemeinde ſei verſammelt. Er irrte; die Schweſtern waren oben an ſeiner Seiten, und drunten war nur ich allein. Aber der Greis auf der Kanzel erhub ſeine Stimme, und ſie ſcholl ſtark in der leeren

Kirchen; denn er nahm Abſchied und redete erſchütternd zu Allen, die hier nicht zugegen waren.“

Der Kranke hatte die Arme über das Deckbett hingeſtrecket, und ſein abgezehrtes Antlitz leuchtete wie von innerem Lichte. „Ja, mein Vater,“ rief er, „aus der Ewigkeit herüber höre ich deine Stimme, wie du ſpracheſt: ‚Und ſo wie einſt herauf, ſo führe an deiner Hand mich jetzt hinab von dieſer Stätte! Aber, mein Gott und Herr, du helleſt das Dunkel vor mir; gleich meinen Vätern werden Sohn und Enkelſöhne von deinem Stuhle aus dein Wort verkünden. Laß ſie dein ſein, o Herr! Nimm ihren ſchwachen Geiſt in deiner Gnaden Schutz!‘“

Nach dieſen Worten ſchwieg mein lieber Vater; und als nun meine Mutter ihre Arme um ihn ſchlang, da ſank ſein Haupt zurück auf ihre Schulter. — Aber er erhub es wieder; und da ſie zu ihm redete: „Mein Chriſtian, ſpare deine Kräfte, und ruhe nun,“ da ſchüttelte er leiſe mit dem Haupt und ſagte nur: „Nachher; nachher, Maria!“ Dann ſahe er liebevoll, aber mit faſt flehentlichen Blicken zu mir auf und ſprach langſam und wie mit großer Mühe: „Du kommſt vom Hof, Joſias; ich weiß es.

Der Bauer iſt nicht mehr, und möge Gott ihm ein barmherziger Richter ſein — aber ſeine Tochter lebt! Joſias, das rechte Leben iſt erſt das, wozu der Tod mir ſchon die Pforten aufgethan!“

Die Hand des Sterbenden haſchete ins Leere nach der meinen, und da ich ſie ihm gegeben, hielt er ſie ſehr feſt in ſeinen magern Fingern.

Noch einmal begann er: „Wir ſind ein alt Geſchlecht von Predigern; die Erſten von den Unſern ſaßen zu Dr. Martin's und Melanchthon's Füßen. Joſias!“ er rief meinen Namen, daß es gleich Schwertesſchnitt durch meine Seele ging — „vergiß nicht unſeres heiligen Berufes! — — Des Hofbauren Haus iſt keines, daraus der Diener Gottes ſich ein Weib zur Ehe holen ſoll!“

Der Odem des Sterbenden wurde ſtärker; aber ſeine Stimme ſank zu einem Flüſtern, und da wir lautlos horchten, kamen wie fernhin verhallend noch die Worte: „Verſprich — — das Irdiſche iſt eitel — —“

Darauf verſtummete er ganz; ſeine Finger löſeten ſich von meiner Hand und der Friede des Herrn ging über ſein erbleichend Angeſicht. Ich aber neigete mich zu dem Ohr des Todten und rief: „Ich gelobe es, mein Vater! Mög die entfliehende Seele noch deines Sohnes Wort vernehmen!“

Da ſahe meine Mutter mich voll Mitleid an; dann zog ſie das Laken über das geliebte Todtenantlitz, fiel an dem Bette nieder und ſprach: „Gott gebe uns ſelige Nachfolge und ſammle uns wieder in der frohen Ewigkeit.“

* * *

Als meines lieben Vaters Grab geſchloſſen war, kamen noch mehr der erſten Frühlingstage; von dem Strohdach unſeres Hauſes tropfete der Schnee herab, und die Vögel trugen den Sonnenſchein auf ihren Schwingen; aber das Schöpfungswort: „Es werde Licht!“ wollte ſich noch nicht an mir bewähren. Da geſchahe es am Sonntage danach, Nachmittages, daß ich von dem Dorfe Hude auf dem Fußſteig nach Schwabſtedte zurückging: ich war in meiner Amtstracht, denn ich hatte einen Kranken mit den Tröſtungen unſerer heiligen Religion verſehen. Die erſten Tage meines Amtes waren ſchwer geweſen, und ich ging dahin in tiefem Sinnen.

Unweit vom Dorfe aber ſchneidet ein Bach den Weg, der aus dem Walde zu dem Treenefluß hinabgeht. An ſelbigem pflegen die Vögel ſich zu ſammeln, welche das Waſſer lieben, und war auch itzt von Finken und Amſeln hier ein fröhlich Schallen, als wollten ſie ſchon des Maien Ankunft melden. Und ſo von des Ortes Lieblichkeit gehalten, ſchritt ich nicht über den Steg, der von dem Fußweg hinüber führet, ſondern ging diesſeits ein paar Schritte an den Wald hinauf und ſetzete mich an das Ufer, wo ſich der Bach zu einem kleinen Teich erweitert. Das Waſſer aber, wie es um dieſe Zeit zu ſein pflegt, war ſo klar, daß ich am tiefen Grunde das Wurzelgeflecht der Teichroſen und die daran keimenden Blätter gar leicht erkennen und alſo Gottes Weisheit auch in dieſen kleinen Dingen bewundern mochte, ſo für gewöhnlich unſerem Aug verborgen ſind.

Da wurd ich jählings aufgeſchrecket, und auch die Vögel, die eben ihren durch meine Ankunft geſtöreten Geſang aufs Neue anhuben, rauſchten auf und flogen fort: denn von jenſeit des Baches kam ein Geſchrei: Heidoh! heidoh! und war es, als wie bei der Kleppjagd die Bauerkerle den Hirſch zu jagen pflegen. Da ich aber den Kopf wandte, ſahe ich drüben aus den Tannen einen Haufen junger Knechte hervorbrechen. „Schwimmen! ſchwimmen!“ ſchrieen ſie. „Ins Waſſer mit der Hex!“ Und jetzt erſt gewahrete ich unter ihnen ein Frauenbild, das geſcheuchet vor dem Einen und dem Anderen floh und nach dem Stege zu entkommen ſuchte. Aber einer von den Burſchen ſprang voran dahin und verſperrte ihr ſo den Weg. Ich kannte ihn wohl, von Zeit der großen Hochzeit ſchon; denn es war der Sohn des Bauervogten; und das Wild, ſo hier gejaget wurde, war Renate.

Nun kam ich eilends auf die Füße, lief zu dem Steg hinab und rief hinüber: „Ihr dort, was wollet Ihr beginnen!“

Da ſchrieen ſie hinwieder: „Die Hex! Die Hex!“

Ich aber frug ſie: „Wollet Ihr richten? Wer hat zu Richtern Euch beſtellt?“

Und als ſie hierauf ſchwiegen, trat Einer aus dem Haufen und ſprach: „Das Brennholz iſt theuer worden; die Unholden laufen frei herum, und der Amtmann und der Landvogt faſſen ſie nicht an.“

Und Alle ſchrieen wieder: „Hoidoh! hoidoh! Ins Waſſer mit der Hex!“

Da ſetzete ich meinen Fuß auf den Steg und rief: „Rühret ſie nicht an! Im Namen Gottes, ich gebiete es Euch!“

Aber der Burſche, welcher auf dem Stege war, drängte mich zurück. „Ihr trotzet auf Euer Prieſterkleid!“ ſprach er. „Ihr würdet ſonſt die großen Worte ſparen; ich rath Euch, thut das nicht zu ſicher!“ Und dabei ſtund er vor mir mit gekniffenen Fäuſten, und unter ſeinem Kraushaar funkelten die kleinen Augen.

Da überkam es mich, und ich löſete mein geiſtlich Gewand und warf es von mir auf den Boden; denn das junge Blut war damals noch in meinen Adern. Und als ich einen Blick nach drüben that, ſahe ich, daß einer von den Burſchen Renaten gefaßt hatte und ihr die Hände über ihrem Rücken hielt; ihre Augen aber ruheten auf mir und waren wie leuchtend in dem blaſſen Angeſicht.

„Gieb Raum!“ ſchrie ich und packte den Burſchen mit meinen beiden Fäuſten; und ich bin mir heut noch wohl bewußt, in den tiefſten Abgrund hätt ich ihn geſtürzet, ſo ich das vermocht und ſolcher unter uns geweſen wäre.

Einen Augenblick wurd eine Todtenſtille; denn er hatte auch mich ergriffen, und wir ſtunden wie in Erz gegoſſen an einander. Da gewahrete ich, daß ſie Renaten an den Bach hinabzuzerren ſtrebten; und ohne Laut zu geben, rang ich mit meinem Feinde, Knie an Knie und Aug in Auge. „Geduld, du Hexenprieſter!“ ſchrie er mit heiſerer Stimme. „Erſt ſoll ſie ſchwimmen, eh ſie der Teufel dir ins Brautbett leget!“

Ein laut Gelächter und Hoidoh von drüben ſcholl als Antwort; vergebens ſuchte ich Renaten zu erblicken. Aber ſchon hatte ich den Burſchen auf den Steg zurückgedrängt und griff nach ſeinem Hals, um ihn hinabzuwerfen, da empfing ich ſelber einen Stoß auf meine Bruſt, und mit einem Schrei, der mir unwillens von dem jähen Schmerz entfuhr, ſank ich zu Boden.

Es mochte ein Schrecken dadurch in die ganze Schar gefallen ſein; denn ich fühlte nicht, daß eine fremde Hand noch an mir ſei, und hörte, wie jenſeit des Waſſers der Trupp von dannen zog.

Als ich aber mich mühſelig aufgerichtet hatte, da ſchlangen zwei Weiberarme ſich um meinen Hals, und die Stimme, welche ich niemalen hab vergeſſen können, ſprach leiſe meinen Namen: „Joſias, ach, Joſias!“ Und da ich mit der Hand des Mädchens Haar zurückſtrich, ſo ihr wirr auf Stirn und Augen fiel, da ſahe ich um ihren Mund, was ich noch itzt ein ſelig Lächeln nennen muß, und ihr Antlitz erſchien mir in unſäglicher Schönheit.

„Renate!“ rief ich leiſe, und meine Augen hingen in ſehnſüchtiger Begier an ihren Lippen.

Sie regeten ſich noch einmal, als wollten ſie mir Antwort geben; aber ich lauſchte vergebens; des Mädchens Arme ſanken von meinem Halſe, ein Zittern flog um ihren Mund und ihre Augen ſchloſſen ſich.

Ich ſtarrte angſtvoll auf ſie hin und wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Als ich aber auf dem ſchönen Antlitz das Leben alſo in den Tod vergehen ſahe, wurd mir mit einem Male, als blickten meine Augen weithin über den Rand der Erde, und vor meinen Ohren hörte ich meines ſterbenden Vaters Stimme: „Vergiß nicht unſeres heiligen Berufes! — — — das Irdiſche iſt eitel!“

Und da ich noch die ohnmächtige Geſtalt in meinen Armen hielt, gewahrete ich, daß unſer Nachbar, der Schmidt Held Carſtens, mit ſeinem Weibe von diesſeits des Weges daher gegangen kam. Da erzählete ich ihnen, wie von den jungen Knechten das Mädchen ſei geſchrecket worden, und bat, daß ſie ſich um ſie annehmen möchten; denn es ſei eine andre Pflicht, ſo mich von hinnen rufe.

Der Schmidt aber trat nur zögernd näher; und auf die Ohnmächtige hinblickend, ſprach er: „Die da? — — Nun, wenn Ihr es heiſchet, Herr Joſias?“

Da bat ich abermalen; und itzt kam auch das Weib heran, welches als gar verſtändig im ganzen Dorf berufen iſt. Als ich dann aber des Mädchens Leib aus meinen Armen in die ihren ſinken ließ, durchſtach mir ein jäher Schmerz die Bruſt, daß nicht viel fehlete, es hätt mich aufs Neu dahin geworfen.

Und ſo, zwiefach verwundet, ging ich heim und ſahe nicht mehr hinter mich zurück. Aber in meines Vaters Sterbekammer hab ich an dieſem Abend lang inbrünſtiglich gebetet.

* * *

Was meine liebe Mutter auch dagegen reden mochte, und obſchon die Nachfolge in meines Vaters Amte mir ſo gut wie zugeſaget war, ich wußte doch, daß meines Bleibens nicht mehr hier am Orte ſei. Und ſo reiſete ich ſchon andern Tags nach Schleswig, um mich nach einem anderen Amte umzuſehen. Aber dort angekommen, befiel mich eine Schwäche, daß meine Mutter zu meinem Krankenbett herbeigeholet werden mußte. Und als dann eines Nachts gar ein Blutſtrom aus meinem Mund hervorbrach, da ſchrie ſie laut, daß ſie anitzo auch ihr einzig Kind dahin geben müſſe.

Aber ich genas mit Gottes Hülfe, erhielt auch ein geiſtlich Amt im Norden unſeres Landes, von Schwabſtedte viele Meilen fern, und dienete noch über zwanzig Jahre dieſer Gemeinde mit redlichem Willen und nach meinen beſten Kräften. Ich begrub dort meine liebe Mutter und beweinete ſie ſehr; nach ihrem Tode hatte ich Keine, in der die Liebe ſo ſichtbarlich an meiner Seite ging.

Von Renaten hörete ich noch einige Male; zunächſt und bald nach meinem Fortgange, daß ſie derzeit über das Waſſer und auf den Blättern der

Teichroſen, welche ſie getragen hätten, zu mir hingelaufen ſei. Ich aber weiß von ſolchem nichts; müßte auch ein Gaukelwerk des argen Geiſtes geweſen ſein, maßen ich ja ſelbſt die Mummelblätter unter dem Kryſtall des Waſſers noch in ihren Hüllen hatte liegen ſehen.

Dann, wohl fünf Jahre ſpäter, von einem Manne, der mit Binſenmatten durch das Land ging, wurde mir erzählet, daß eines Abends ein mächtig großer ſchwarzer Hund auf ihren Hof gekommen ſei, beſchmutzt und abgemagert und mit einem abgeriſſenen Strick an ſeinem Halſe. Da ſei ſie zu ihm hingekniet und habe mit beiden Armen das alte Thier umfangen und ſeinen rauhen Kopf an ihre Bruſt gezogen.

— Ob ſie noch itzt auf dieſer Erde iſt, ob Gott ſich ihrer ſchon barmherzig angenommen, darüber iſt mir keine Kunde mehr geworden.

— — — — — — — — — — — — — —

Soweit die Handſchrift.

Aber der Zufall, der uns vergönnt hat, das Bahrtuch über einem verſchollenen Menſchenleben aufzuheben, lüpft es noch einmal; wenn auch weniger, als Manche, die dies leſen, wünſchen mögen.

Die zu Anfang der Erzählung erwähnte Schatulle auf dem Boden unſeres alten Erbhauſes ward eine tönende Vergangenheit, ſobald man Muth und Geduld hatte, den Staub in ihrem Innern aufzuregen. Ich hatte das nicht immer. Aber ein paar Jahre nach dem Funde unſerer Handſchrift, an einem herbſtlichen Sonntagnachmittage, ſaß ich doch wieder einmal vor ihren eingeklemmten Schubfächern und zog, oft mühſam, eines um das andere auf. Papiere über Papiere; und faſt überall jene anheimelnde leſerliche Schrift des vorigen Jahrhunderts. Von vielen Päckchen hatte ich ſchon die Bindfäden aufgelöſt, und ſie, nachdem ich dies und das darin geleſen, wiederum zu ihrer Ruh gelegt. Da kam ich an eines, welches allerlei Papiere über die Erbſchaft eines alten Predigers in Oſtenfeld enthielt; ein Bruder meines Urgroßvaters, wie ich aus beiliegenden, an ihn gerichteten Briefen ſah, hatte ſich dieſer Angelegenheit für eine in Huſum wohnende Predigerwittwe angenommen. Und bald nahm ein ungewöhnlich langes Schreiben, datirt von 1778 aus einem oſtſchleswigſchen Dorfe und unterſchrieben „Jenſen past.“, meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch; denn es war augenſcheinlich der Begleitbrief, mit dem einſt das Manuſcript des Paſtors Joſias, allerdings sub pet. rem., an meinen Urgroßonkel überſandt war.

Die erſten Seiten beſchäftigten ſich unter Beifügung eines ſauber ausgeführten Stammbaumes nur mit den Erbverhältniſſen jenes Oſtenfelder Paſtors, wie bald erſichtlich, des Vetters unſeres Joſias, in deſſen Hauſe er das Gedächtniß ſeines Jugendlebens niederſchrieb. Dann aber hieß es weiter:

Unſeres von dir erwähnten Schülerbeſuches bei meinen Junggeſellen-Onkeln in dem Oſtenfelder Paſtorate entſinne ich mich gar wohl; und daß du den Onkel Joſias in ſo warmer Affection behalten, hat mir inſonders wohlgethan; die Fragen aber, die du über ihn geſtellet, wirſt du in deſſen hier angeſchloſſener eigener Handſchrift insgeſammt beantwortet finden.

In Wahrheit, es waren zwei recht verſchiedene Menſchen, der Herr Joſias mit ſeinem Johanneskopfe und der derbe aufbrauſende pastor loci. Oftmals in meiner eigenen Amtsthätigkeit habe ich des erſten Sonntags dort gedenken müſſen; du kameſt erſt des Abends zu uns, ich aber ſaß ſchon Vormittags an Onkel Joſias' Seite in der Kirche. Noch ſehe ich unter den Abendmahlsgäſten die leidtragenden Frauen vor dem Altare, welche nach damaliger Sitte bis über das Kinn in ſchwarze Decken eingehüllt waren; und wie der Onkel Paſtor der einen mit den durch die ganze Kirche hin vernehmlichen Worten: „Weg, weg damit!" die Decken voll Ungeduld zur Seite riß, indeß er mit der anderen Hand den Kelch emporhielt. Onkel Joſias aber ſchüttelte ſtill den Kopf und lehnte mit einem Lächeln ſich in ſeinen Stuhl zurück. Gleichwohl, wie ich ſpäter beobachtet, da ich den letzten Sommer vor dem großen Examen dort meine Repetitionen machte, lebten die beiden Verwandten in guter Eintracht mit einander. Beide waren Männer, die, wie man ſagt, das Ihrige gelernet hatten und dies nicht in Vergeſſenheit gerathen laſſen wollten. Sie unterhielten ſich oft über gelehrte Gegenſtände und disputirten dann, auch wohl lateiniſch, mit einander.

In einem Punkte aber ſtimmten ſie völlig überein; ſie beide glaubten noch an Teufelsbündniſſe und an ſchwarze Kunſt und erachteten ſolch thörichten Wahn für einen nothwendigen Theil des orthodoxen

Chriſtenglaubens. Der Oſtenfelder Paſtor that dies im zornigen Bewußtſein eines wohlgerüſteten Kämpfers, der Onkel Joſias dagegen, zu deſſen zarter Gemüthsbeſchaffenheit dieſer wilde Glaube gar übel paßte, ſchien ſelbigen mir gleich einer Laſt zu tragen. Deshalb ſuchte ich oft, wenn wir alleine waren, mit Gründen aus der heiligen Schrift wie aus der menſchlichen Vernunft ihm ſolches auszureden; allein mit allem ſeinem Scharfſinn, wenngleich als wie in ſchmerzlicher Ergebung, vertheidigte er die gottloſe Macht des Erzfeindes.

Als der Sommer zu Ende ging, wurde für ſeine Geſundheit die ſtrengſte Vorſicht nöthig; er durfte Sonntags die Kirche nicht mehr beſuchen, kaum noch das Haus verlaſſen; aber ſeine milde Freundlichkeit und ſeine, ich möchte ſagen, ſchwermuthsvolle Heiterkeit blieben ſich auch dann noch gleich.

Da war es kurz vor meiner Abreiſe an einem Morgen im October; der erſte Reif war gefallen und eine friſche Klarheit durch die Luft verbreitet. Ich wandelte im Garten auf und ab und ſah dabei bisweilen in die Zeitung, welche der Stadtbote mir ſoeben durch den Zaun gereicht hatte. Als ich nun las, daß der einſt vielberühmte, aber ſeit lange ſeines Amtes wegen Simonie entſetzte Petrus Goldſchmidt als ein Schenkenwirth bei Hamburg das Zeitliche geſegnet habe, eilete ich ins Haus und dachte, nicht ohne eine kleine Schadenfreude, ſolches dem Onkel Joſias zu verkünden.

Als ich zu ihm eintrat, war mir, als ſei auch in dieſes ſonſt etwas dunkle Zimmer der ſchöne lichte Morgen eingedrungen; denn trotz des brennenden Ofenfeuers ſtanden beide Fenſterflügel offen, und der Schall von den benachbarten Dreſchtennen und von hellen Kinderſtimmen hatte freien Eingang.

Aber zu meiner beabſichtigten Mittheilung kam ich nicht.

Feierlich, mit ſtrahlendem Antlitz trat Herr Joſias mir entgegen. „Mein Andreas,“ rief er, „wir werden fürder nicht mehr diſputiren; ich weiß es itzt in dieſem Augenblick: der Teufel iſt nur ein im Abgrund liegender unmächtiger Geiſt!“

Indeß ich vor Erſtaunen ſchier verſtummte, gewahrte ich das Buch des Thomaſius von dem Laſter der Zauberei auf ſeinem Tiſche aufgeſchlagen. Ich hatte es nach unſerer letzten Diſputation dort heimlich hingelegt und frug nun, ob ihm daraus die heilvolle Erkenntniß zugekommen.

Aber Herr Johannes ſchüttelte den Kopf. „Nein,“ ſprach er, „nicht aus jenem guten Buche; es hat das Licht ſich plötzlich in mein Herz ergoſſen. Ich denke ſo, Andreas: die Schatten des Todes wachſen immer höher; da will der Allbarmherzige die anderen Schatten von mir nehmen.“

Seine Augen leuchteten wie in überirdiſcher Verklärung; er wandte ſich gegen das Licht und breitete die Arme aus. „O Gott der Gnaden,“ rief er, „aus meiner Jugend tritt ein Engel auf mich zu; verwirf mich nicht ob meiner finſteren Schuld!“

Ich wollte ihn ſtützen; denn er wurde todtenbleich, und mir war, als ſähe ich ihn wanken; er aber lächelte und ſprach: „Ich bin nicht ſchwach in dieſem Augenblick.“

Dann ging er an ſeinen Schrank und reichte mir daraus daſſelbe manuscriptum, welches du mit dieſem Brief empfängſt.

„Nimm es, mein Andreas,“ ſagte er, „und bewahre es zu meinem Gedächtniß; ich bedarf deſſelbigen nun nicht mehr.“

— — Kurz darauf reiſte ich ab; und was nun folget, hat mir erſt lange nachher der Sohn des dortigen Küſters erzählt, welcher einige Jahre hier im Dorfe Lehrer war.

Noch in dem Monat meiner Abreiſe nämlich verbreitete ſich das Gerücht im Dorfe: wenn Sonntags Alles in der Kirche und die Straßen leer ſeien, ſo ſtehe ein fahlgraues Pferd, desgleichen man ſonſt in der Gemeinde nicht geſehen, vor der Pforte des Paſtorates angebunden; und bald danach: es komme von Süden her ein Weib über die Haide geritten, die binde ihr Pferd an den Mauerring und kehre im Paſtorate ein; wenn aber der Paſtor und der Strom der Gemeinde aus der Kirche heimkomme, dann ſei ſie jedesmal ſchon wieder fortgeritten.

Daß dieſes Weib den Herrn Joſias beſuche, war unſchwer zu errathen; denn um ſolche Stunde weilte Niemand außer ihm im Hauſe. Dabei aber ereignete ſich gar Sonderliches; denn obſchon ſie unzweifelhaft ſchon in älteren Jahren geſtanden, ſo iſt doch von Etlichen, welche ſie geſehen haben, dawider geſtritten und behauptet worden, daß ſie noch jung, von Anderen, daß ſie auch ſchön geweſen ſei; wenn man aber des Näheren nachgefragt, ſo hatten ſie nichts wahrgenommen als zwei dunkle Augen, aus denen das Weib ſie im Vorüberreiten angeblickt.

Im ganzen Dorfe iſt nur ein Einziger geweſen, der von dieſen Dingen nichts erfahren hat, und zwar der Paſtor ſelber; denn Alle haben des Mannes aufflammende Heftigkeit gefürchtet, und Alle haben den Onkel Joſias lieb gehabt.

Aber eines Sonntages, da es wieder Frühling worden und die Veilchen in den Gärten ſchon geblüht haben, iſt die Haidefrau auch wieder dageweſen; und auch dies Mal, da der Paſtor aus der Kirche heimgekommen, hat er weder ſie noch ihren Gaul geſehen; es iſt wie immer Alles ſtill und einſam geweſen, da er ſeinen Hof und dann ſein Haus betreten hat. Und da er, wie er itzo nach der Kirche pflegte, in ſeines Verwandten Zimmer ging, war es auch dort ſehr ſtill. Die Fenſter ſtanden offen, ſo daß von draußen aus dem Garten die Frühlingsdüfte den ganzen Raum erfüllet hatten, und der Eintretende ſah Herrn Joſias in ſeinem großen Lehnſtuhl ſitzen; doch, was ihn Wunder nahm, ein kleiner Vogel ſaß furchtlos auf einer ſeiner Hände, die er vor ſich auf dem Schoß gefaltet hatte. Aber der Vogel flog fort und in die freie Himmelsluft hinaus, als der Paſtor itzt mit ſeinem ſchweren Schritt herankam und ſich über den Lehnſtuhl beugte.

Herr Joſias ſaß noch immer unbeweglich, und ſein Angeſicht war voller Frieden; nur war derſelbe nicht von dieſer Welt.

— Nun aber hat es bald ein laut Gerücht im Dorf gegeben, und auch dem Onkel Paſtor haben Alle es erzählt, von denen er es hat hören wollen; man wiſſe nun, die Hexe von Schwabſtedte ſei es geweſen, die auf ihrem Roß all Sonntags in das Dorf gekommen; ja derer Etliche hatten ſichere Kunde, daß ſie, unter Vorſpiegelung trügeriſcher Heilkunſt, dem armen Herrn Joſias das Leben abgewonnen habe.

Wir aber, wenn du Alles nun geleſen, du und ich, wir wiſſen beſſer, wer ſie war, die ſeinen letzten Hauch ihm von den Lippen nahm.

Carſten Curator.

(1877.)

Eigentlich hieß er Carſten Carſtens und war der Sohn eines Kleinbürgers, von dem er ein ſchon vom Großvater erbautes Haus an der Twiete des Hafenplatzes ererbt hatte und außerdem einen Handel mit geſtrickten Wollwaaren und ſolchen Kleidungsſtücken, wie deren die Schiffer von den umliegenden Inſeln auf ihren Seefahrten zu gebrauchen pflegten. Da er indeß von etwas grübelnder Gemüthsart und ihm, wie manchem Nordfrieſen, eine Neigung zur Gedankenarbeit angeboren war, ſo hatte er ſich von jung auf mit allerlei Büchern und Schriftwerk beſchäftigt und war allmälig unter ſeines Gleichen in den Ruf gekommen, daß er ein Mann ſei, bei dem man ſich in zweifelhaften Fällen ſicheren Rath erholen möge. Geriethen, was wohl geſchehen konnte, durch ſeine Leſerei ihm die Gedanken auf einen Weg, wo ſeine Umgebung ihm nicht hätte folgen können ſo lud er auch Niemanden dazu ein und erregte folglich dadurch auch Niemandes Mißtrauen. So war er denn der Curator einer Menge von verwittweten Frauen und ledigen Jungfrauen geworden, welche nach der damaligen Geſetzgebung bei allen Rechtsgeſchäften noch eines ſolchen Beiſtandes bedurften.

Da bei ihm, wenn er die Angelegenheiten Anderer ordnete, nicht der eigene Gewinn, ſondern die Theilnahme an der Arbeit ſelbſt voranſtand, ſo unterſchied er ſich weſentlich von denen, welche ſonſt derartige Dinge zu beſorgen pflegten; und bald wußten auch die Sterbenden als Vormund ihrer Kinder und die Gerichte als Verwalter ihrer Concurs- und Erbmaſſen keinen beſſeren Mann als Carſten Carſtens an der Twiete, der jetzt unter dem Namen „Carſten Curator“ als ein unantaſtbarer Ehrenmann allgemein bekannt war.

Der kleine Handel freilich ſank bei ſo vielen Vertrauensämtern, welche ſeine Zeit in Anſpruch nahmen, zu einer Nebenſache herab und lag faſt nur in den Händen einer unverheiratheten Schweſter, welche mit ihm im elterlichen Hauſe zurückgeblieben war.

Im Uebrigen war Carſten ein Mann von wenig Worten und kurzem Entſchluß und, wo er eine niedrige Abſicht ſich gegenüber fühlte, auch auf eigene Koſten unerbittlich. Als eines Tages ein ſogenannter „Schiengräſer“, der ſeit Jahren eine Fenne Landes, nach derzeitigen Verhältniſſen zu billigem Zinſe, von ihm in Heuer gehabt hatte, unter Betheuerungen verſicherte, daß er für das nächſte Jahr bei ſolchem Preiſe nicht beſtehen könne, und endlich, als er damit kein Gehör fand, ſich dennoch zu dem früheren und, da jetzt auch dieſes Angebot zurückgewieſen wurde, ſogar zu einem höheren Heuerzinſe verſtand, erklärte Carſtens ihm, daß es keineswegs ſeine Sache ſei, Jemanden mit ſeiner Fenne in unbedachten Schaden zu bringen, und gab hierauf das Landſtück zu dem alten Preiſe an einen Bürger, der ihn früher darum angegangen war.

Und dennoch hatte es einen Zeitraum in ſeinem Leben gegeben, wo man auch über ihn die Köpfe ſchüttelte. Nicht als ob er in den ihm anvertrauten Angelegenheiten etwas verſehen hätte, ſondern weil er in der Leitung ſeiner eigenen unſicher zu werden ſchien; aber der Tod, bei einer Gelegenheit, die er öfters wahrnimmt, hatte nach ein paar Jahren Alles wieder ins Gleiche gebracht. — Es war während der Continentalſperre, in der hier ſogenannten Blokadezeit, wo die kleine Hafenſtadt ſich mit däniſchen Offizieren und franzöſiſchem Seevolk und andererſeits mit mancher Art fremder Speculanten gefüllt hatte, als einer der letzteren auf dem Boden ſeines Speichers erhängt gefunden wurde. Daß dies durch eigene Hand geſchehen, war nicht anzuzweifeln; denn die Verhältniſſe des Todten waren durch raſch folgende Verluſte in Ruin gerathen; der einzige Activbeſtand ſeines Nachlaſſes, ſo wurde geſagt, ſei ſeine Tochter, die hübſche Juliane; aber bis jetzt hätten ſich viele Beſchauer und noch keine Käufer gefunden.

Schon am anderen Vormittag gelangte von dieſer die Bitte an Carſtens, ſich der Regulirung ihrer Angelegenheiten zu unterziehen; aber er wies das Anſuchen kurz zurück: „Ich will mit den Leuten nichts zu thun haben.“ Als indeſſen der alte Hafenarbeiter, der daſſelbe überbracht hatte, am Nachmittage wieder kam: „Seid nicht ſo hart, Carſtens; es iſt ja nur noch das Mädchen da; ſie ſchreit, ſie müſſe ſich ein Leides thun,“ da ſtand er raſch auf, nahm ſeinen Stock und folgte dem Boten in das Sterbehaus.

In der Mitte des Zimmers, wohinein ihn dieſer führte, ſtand der offene Sarg mit dem Leichnam; daneben auf einem niedrigen Schemel, mit angezogenen Knieen ſaß halb angekleidet ein ſchönes Mädchen. Sie hatte einen ſchildpattenen Friſirkamm in der Hand und ſtrich ſich damit durch ihr ſchweres goldblondes Haar, das aufgelöſt über ihren Rücken herabhing; dabei waren ihre Augen geröthet, und ihre Lippen zuckten von heftigem Weinen; ob aus Rathloſigkeit oder aus Trauer über ihren Vater, mochte ſchwer entſcheidbar ſein.

Als Carſtens auf ſie zuging, ſtand ſie auf und empfing ihn mit Vorwürfen: „Sie wollen mir nicht helfen?“ rief ſie; „und ich verſtehe doch nichts von alle dem. Was ſoll ich machen? Mein Vater hat viel Geld gehabt; aber es wird wohl nichts mehr da ſein! Da liegt er nun; wollen Sie, daß ich auch ſo liegen ſoll?“

Sie ſetzte ſich wieder auf ihren Schemel, und Carſtens ſah ſie faſt ſtaunend an. „Sie ſehen ja, Mamſell,“ ſagte er dann, „ich bin eben hier, um

Ihnen zu helfen; wollen Sie mir die Bücher Ihres Vaters anvertrauen?"

„Bücher? Ich weiß nichts davon; aber ich will ſuchen." Sie ging in ein Nebenzimmer und kam bald wieder mit einem Schlüſſelbunde zurück. „Da," ſagte ſie, indem ſie es vor Carſtens auf den Tiſch legte; „Sie ſollen ein guter Mann ſein; machen Sie, was Sie wollen; ich kümmere mich nun um nichts."

Carſtens ſah verwundert, wie anmuthig es ihr ließ, da ſie dieſe leichtfertigen Worte ſprach; denn ein Aufathmen ging durch ihren ganzen Körper und ein Lächeln wie plötzlicher Sonnenſchein über ihr hübſches Angeſicht.

Und wie ſie es geſagt hatte, ſo ward es: Carſtens arbeitete, und ſie kümmerte ſich um nichts; wozu ſie eigentlich ihre Zeit verbrauchte, konnte er nie erforſchen. Aber die friſchen rothen Lippen lachten wieder, und der ſchwarze Traueranzug ward an ihr zum verführeriſchen Putze. Einmal, da er ſie ſeufzen hörte, fragte er, ob ſie Kummer habe; ſie möge es ihm ſagen. Sie ſah ihn mit einem halben Lächeln an: „Ach, Herr Carſtens," ſagte ſie und ſeufzte noch einmal; „es iſt ſo langweilig, daß man in den ſchwarzen Kleidern gar nicht tanzen darf!“ Dann, wie ein ſpielluſtiges Kind, fragte ſie ihn, was er meine, ob ſie dieſelben nicht, mindeſtens für einen Abend, einmal würde wechſeln können; der Vater hab' ſie immer tanzen laſſen, und nun ſei er ja auch längſtens ſchon begraben.

Als Carſtens demungeachtet es verneinte, ging ſie ſchmollend fort. Sie hatte längſt gemerkt, daß ſie ihn ſo für ſeine Sittenſtrenge am beſten ſtrafen könne; denn während unter ſeiner Hand die Vermögensverwirrung des Todten ſich wenigſtens inſoweit gelöſt hatte, daß Gut und Schuld ſich auszugleichen ſchienen, war er ſelbſt in eine andere Verwirrung hineingerathen; die lachenden Augen der ſchönen Juliane hatten den vierzigjährigen Mann bethört. Was ihn ſonſt wohl ſtutzen gemacht hätte, erſchien in dieſer Zeit, wo der gleichmäßige Gang des bürgerlichen Lebens ganz zurückgedrängt war, weit weniger bedenklich, und da andererſeits das der Arbeit ungewohnte Mädchen einen ſicheren Unterſchlupf den ſie ſonſt erwartenden Mühſeligkeiten vorzog, ſo kam trotz Schweſter Brigittens Kopfſchütteln zwiſchen dieſen beiden ungleichen Menſchen ein raſch geſchloſſener Ehebund zu Stande. Die Schweſter freilich, die jetzt in der Wirthſchaft nur um ſo unentbehrlicher war, hatte nichts als eine doppelte Arbeitslaſt dadurch empfangen; den Bruder aber erfüllte der plötzliche Beſitz von ſo viel Jugend und Schönheit, worauf er nach ſeiner Meinung weder durch ſeine Perſon noch durch ſeine Jahre einen Anſpruch hatte, mit einem überſtrömenden Dankgefühl, das ihn nur zu nachgiebig gegen die Wünſche ſeines jungen Weibes machte. So geſchah es, daß man den ſonſt ſo ſtillen Mann bald auf allen Feſtlichkeiten finden konnte, mit denen die ſtadt- und landfremden Offiziere bemüht waren, die Ueberfülle ihrer müßigen Stunden zu beſeitigen; eine Geſelligkeit, die nicht nur über ſeinen Stand und ſeine Mittel hinausging, ſondern in die man ihn auch nur ſeines Weibes wegen hineinzog, während er ſelbſt dabei eine unbeachtete und unbeholfene Rolle ſpielte.

Doch Juliane ſtarb im erſten Kindbett. — „Wenn ich erſt wieder tanzen kann!" hatte ſie während ihrer Schwangerſchaft mehrmals geäußert: aber ſie ſollte niemals wieder tanzen; und ſomit war für Carſten die Gefahr beſeitigt. Freilich auch zugleich das Glück;

denn mochte ſie auch kaum ihm angehört haben, wie ſie vielleicht Niemandem angehören konnte, und wie man ſie auch ſchelten mochte, ſie war es doch geweſen, die mit dem Licht der Schönheit in ſein Werktagsleben hineingeleuchtet hatte; ein fremder Schmetterling, der über ſeinen Garten hinflog und dem ſeine Augen noch immer nachſtarrten, nachdem er längſt ſchon ſeinem Blick entſchwunden war. Im Uebrigen wurde Carſtens wieder, und mehr noch, als er es zuvor geweſen, der verſtändige, ruhig abwägende Mann. Den von der Todten nachgelaſſenen Knaben, der ſich bald als der körperliche und allmälig auch als der geiſtige Erbe ſeiner ſchönen Mutter herausſtellte, erzog er mit einer ſeinem Herzen abgekämpften Strenge; dem gutmüthigen, aber leicht verführbaren Liebling wurde keine verdiente Züchtigung erſpart; nur wenn die ſchönen Kinderaugen, wie es in ſolchen Fällen ſtets geſchah, mit einer Art rathloſen Entſetzens zu ihm aufblickten, mußte der Vater ſich Gewalt thun, um nicht den Knaben gleich wieder mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit in ſeine Arme zu ſchließen.

* * *

Seit Julianens Tode waren über zwanzig Jahre vergangen. Heinrich — ſo hatte man nach ſeines Vaters Vater den Knaben getauft — war in die Schule und aus der Schule in die Kaufmannslehre gekommen; aber in ſeinem angeborenen Weſen hatte ſich nichts Merkliches verändert. Seine Anſtelligkeit ließ ihn ſich leicht an jedem Platz zurecht finden; aber auch ihm, wie einſt ſeiner Mutter, ſtand es hübſch, wenn er den Kopf mit den lichtbraunen Locken zurückwarf und lachend ſeinen Kameraden zurief: „Muß gehen! Wir kümmern uns um nichts!“ Und in der That war dies der einzige Punkt, in dem er gewiſſenhaft ſein Wort zu halten pflegte; er kümmerte ſich um nichts oder doch nur um Dinge, um die er beſſer ſich nicht gekümmert hätte. Tante Brigitte weinte oftmals ſeinetwegen, und auch mit Carſten legte ſich Abends in ſeinem Alkovenbette etwas auf das Kiſſen, was ihm, er wußte nicht wie, den Schlaf verwehrte; und wenn er ſich aufrichtete und ſich beſann, ſo ſah er ſeinen Knaben vor ſich, und ihm war, als ſähe er mit Angſt ihn größer werden.

Aber Heinrich blieb nicht das einzige Kind des Hauſes. — Ein entfernter Verwandter, der mit

Carſtens durch gegenſeitige Anhänglichkeit verbunden war, ſtarb plötzlich mit Hinterlaſſung eines achtjährigen Mädchens; und da das Kind die Mutter bereits bei ſeiner Geburt verloren hatte, ſo wurde nach dem Wunſche des Verſtorbenen Carſtens nicht nur der Vormund der kleinen Anna, ſondern ſie kam auch völlig zu Koſt und Pflege in ſein Haus. Seine Treue gegen den Heimgegangenen aber bewies er insbeſondere damit, daß er durch Leiſtung von Vorſchüſſen und derzeit nicht gefahrloſer Bürgſchaft für deſſen Tochter derſelben einen kleinen Landbeſitz erhielt, der ſpäter unter verbeſſerten Zeitläuften zu erhöhtem Werthe veräußert werden konnte.

Anna war einer anderen Mutter nachgeartet als der um ein Jahr ältere Heinrich. Dieſer, trotz des beſten Willens, brachte es nie zu Stande, ſo wenig wie ſein eigenes, ſo auch nur der Allernächſten Wohl und Wehe bei ſeinem Treiben zu bedenken; bei Anna dagegen — wie oft griff Tante Brigitte in die Taſche und gab ihr zur Schadloshaltung einen Dreiling und einen derben Schmatz dazu. „Du dumme Trine, haſt dich denn richtig wieder ſelbſt vergeſſen!“ Zu ihrem Bruder aber, wenn ſie ihn erwiſchen konnte, ſprach ſie dann wohl: „Der Vetter Martin hat's doch gut mit uns gemeint; er hat uns ſeinen Segen nachgelaſſen!“

Bei aller Herzensgüte war das Weſen des Mädchens doch von einer frohen Sicherheit, und wenn Carſtens auf ſeine mitunter ängſtliche Erkundigung nach Heinrich von Brigitte die Antwort erhielt: „Er iſt bei Anna; ſie näht ihm Segel zu ſeinen Schiffen,“ oder: „Sie hat ihn ſich geholt; er muß ihr die Kirſchbaumnetze flicken helfen,“ dann nickte er und ſetzte ſich beruhigt an ſeine Arbeit. — — Zur Zeit, wo wir dieſe Erzählung weiter führen, an einem Spätſommer-Vormittage, war das Mädchen eben mündig geworden und ſtand, eine voll ausgewachſene blonde Jungfrau, mit ihrem grauhaarigen Vormunde auf dem Rathhauſe vor dem Bürgermeiſter, um die in Folge deſſen nöthigen Handlungen zu vollziehen.

„Ohm,“ hatte ſie vor dem Eintritt in das Gerichtszimmer geſagt: „ich fürcht' mich.“

— „Du, Kind? Das iſt nicht deine Art.“

„Ja, Ohm; aber auf Herrendiele!“

Der alte hagere Mann, der dort ganz zu Hauſe war, hatte lächelnd auf das friſche Mädchenantlitz geblickt, das mit heißen Wangen zu ihm aufſah, und dann die Thür des Gerichtszimmers aufgedrückt.

Aber der Bürgermeiſter war ein alter jovialer Herr. „Mein liebes Kind,“ ſagte er, mit Wohlgefallen ſie betrachtend, „Sie wiſſen doch, daß Sie noch einmal wieder unmündig werden müſſen; freilich nur, wenn Sie ſich den goldenen Ring an den Finger ſtecken laſſen! Mög' dann Ihr Leben in eben ſo getreue Hand kommen!“

Er warf einen herzlichen Blick zu Carſtens hinüber. Dem Mädchen aber, obgleich ein leichtes Roth ihr hübſches Antlitz überflog, war bei dieſem Lobe ihres Vormundes alle Befangenheit vergangen. Ruhig ließ ſie ſich den Beſtand ihres Vermögens vorlegen und ſah, wie man es von ihr verlangte, Alles ſorgfältig und verſtändig durch; dann aber ſagte ſie faſt beklommen: „Achttauſend Thaler! Nein, Ohm, das geht nicht.“

— „Was geht nicht, Kind?“ fragte Carſtens.

„Das da, Ohm, das mit den vielen Thalern —“ und ſie richtete ſich in ihrer ganzen jugendlichen Geſtalt vor ihm auf — „was ſoll ich damit machen? Ihr habt mich das nicht lernen laſſen; nein, Herr

Bürgermeiſter, verzeiht, ich kann heute noch nicht mündig werden.“

Da lachten die beiden Alten und meinten, das hülfe ihr nun nichts; mündig ſei ſie und mündig müſſe ſie für jetzt auch bleiben. Aber Carſtens ſagte: „Sei ruhig, Anna; ich werde dein Curator; bitte nur den Herrn Bürgermeiſter, daß er mich dazu beſtelle.“

— „Curator, Ohm? Ich weiß wohl, daß die Leute Euch ſo heißen.“

„Ja, Kind; aber diesmal iſt es ſo: Du behältſt mein und meiner alten Schweſter Leib und Seele in deiner Obhut; und ich helfe dir wie bisher die böſen Thaler tragen; ſo wird's wohl richtig ſein.“

„Amen,“ ſagte der alte Bürgermeiſter; dann wurde die Quittung über richtige Verwaltung des Vermögens von Anna durch ihre ſaubere Namensunterſchrift vollzogen.

Während ſie und Carſten ſich hierauf beurlaubten, hatte der Bürgermeiſter, wie von Geſchäften aufathmend, einen Blick auf die Straße hinaus gethan.

„O weh!“ rief er; „Herr Makler Jaspers! Was mag der Stadtunheilsträger mir wieder aufzutiſchen haben!“

Carſten lächelte und faßte unwillkürlich die Hand ſeiner Pflegetochter.

Als die Beiden draußen die breite Treppe ins Unterhaus hinabzuſteigen begannen, ſtieg ein kleiner ältlicher Mann in einem braunen abgeſchliſſenen Rock dieſelbe in die Höhe. Auf dem Treppenabſatz angelangt, ſtützte er ſich keuchend auf ſein ſchwankes Stöckchen und ſtarrte aus kleinen grauen Augen zu den Herabſteigenden hinauf, indem er ein paar Mal ſeinen hohen Cylinderhut über einer fuchſigen Perrücke lüftete.

Carſten wollte mit einem kurzen „Guten Tag" vorbeipaſſiren; aber der Andere ſtreckte ſeinen Stock vor den Beiden aus. „Oho, Freundchen!" — und es war eine wirkliche Altweiberſtimme, die aus dem kleinen faltigen Geſicht herauskrähte. — „So kommt Ihr mir nicht durch!"

„Der Bürgermeiſter wartet ſchon auf Euch," ſagte Carſten und ſchob den Stock zur Seite.

„Der Bürgermeiſter?" Herr Jaspers lachte ganz vergnüglich. „Laßt ihn warten! Dieſes Mal war's auf Euch abgeſehen, Freundchen; ich wußte, daß Ihr hier herum zu haben waret."

„Auf mich, Jaspers?“ wiederholte Carſtens, und aus ſeiner Stimme klang eine Unſicherheit, die ihm ſonſt nicht eigen war. Wie ſchon ſeit lange bei allem Unerwarteten, das ihm angekündigt wurde, war der Gedanke an ſeinen Heinrich ihm durch den Kopf gefahren. Derſelbe ſtand ſeit Kurzem bei einem hieſigen Senator im Geſchäft; aber der ſtrenge alte Herr, mit dem Carſtens ſelbſt einſt bei deſſen Vater in der Kaufmannslehre geweſen war, hatte ſich bis jetzt zufrieden gezeigt und nur einmal ein ſcharfes Wort über den jungen Menſchen fallen laſſen. Erſt geſtern, am Sonntag, war Heinrich von einer Geſchäftsreiſe für ſeinen Principal zurückgekehrt. Nein, nein; von Heinrich konnte Herr Jaspers nichts zu erzählen haben.

Dieſer hatte indeß mit offenem Munde zu dem weit größeren Carſtens aufgeblickt und voll augenſcheinlichen Behagens deſſen wechſelnden Geſichtsausdruck beobachtet. „He, Freundchen!“ rief er jetzt, und es klang eine einladende Munterkeit aus ſeiner Stimme. „Ihr wißt ja, 's kann immer noch ſchlimmer kommen: und wenn der Kopf auch weggeht, es bleibt doch immer noch ein Stummel ſitzen.“

„Was wollt Ihr von mir, Jaspers?“ ſagte Carſtens düſter. „Thut's nur hier gleich von Euch, ſo ſeid Ihr die Laſt ja los.“

Doch Herr Jaspers zog ihn am Rockſchoß zu ſich herab. „Das ſind nicht Dinge, von denen man hier im Rathhaus ſpricht.“ Dann ſich zu dem Mädchen wendend, ſetzte er hinzu: „Die Mamſell Anna findet wohl allein den Weg nach Hauſe.“

Und mit ſeiner haspeligen Hand, die immer nach etwas zu greifen ſchien, noch einmal den Cylinder lüftend, ſtapfte er geſchäftig die Treppe wieder hinab.

Als ſie aus dem Hauſe getreten waren, wies er mit ſeinem Stöckchen nach einer Nebengaſſe, an deren Ecke ſeine Wohnung lag. Anna blickte fragend ihren Vormund an; der aber winkte ihr ſchweigend mit der Hand und folgte wie unter lähmendem Bann dem „Stadtunheilsträger“, der jetzt an ſeiner Seite eifrig die Straße hinaufſtrebte.

* * *

In dem kleinen Hofe hinter dem Hauſe an der Twiete ſtand außer dem Kirſchbaum, für den die Kinder einſt die Netze flickten, an der Längsſeite eines ſchmalen Bleichplätzchens ein mächtiger Birnenbaum, der die Freude der Nachbarkinder und zugleich eine Art Familienheiligthum war; denn der Großvater des jetzigen Beſitzers hatte ihn gepflanzt, der Vater ſelbſt in ſeiner Lehrzeit ihn aus den in der Stadt beliebteſten Sorten mit drei verſchiedenen Reiſern gepfropft, die jetzt, zu viel verzweigten Aeſten aufgewachſen, je nach der ihnen eigenen Zeit eine Fülle ſaftiger Früchte reiften. Was davon mit der Brunnenſtange zu erreichen war, das pflegte freilich nicht ins Haus zu kommen; ſonſt hätten die Kinder bei Jungfer Anna nicht ſo freien Anlauf haben müſſen. So aber, wenn von den nach Weſten anliegenden Höfen aus die Nachbarn ein herzliches Mädchenlachen hörten, wußten ſie auch ſchon, daß Anna an dem Baum zu Gange war, und daß die junge Brut ſich auf dem Raſen um die herabgeſchlagenen Früchte balgte.

Auch jetzt, als ſie vom Rathhaus kommend ins Haus treten wollte, hatte Anna ein ſolches Nachbars-Pummelchen ſich aufgeſackt. Im Peſel, einem kühlen mit Flieſen ausgelegten Raume hinter dem Hausflur, legte ſie Hut und Tuch ab und trat dann, das

Kind rittlings vor ſich auf den Armen haltend, durch die von hier nach dem Hofe führende Thür in den Schatten des mächtigen Baumes.

„Siehſt du, Levke,“ ſagte ſie, „da oben liegt die Katz'; die möchte auch die ſchöne gelbe Birne haben! Aber wart' nur, ich will die Stange holen.“

Als ſie ſich aber hierauf dem hinter der Hofthür des Hauſes befindlichen Brunnen zuwandte, ſtieß ſie einen Schrei aus und ließ das Kind faſt hart zu Boden fallen. Auf der vermorſchten Holzeinfaſſung, deren Erneuerung nur durch einen Zufall verzögert war, ſaß ihr Jugendgenoſſe, ihr Kindsgeſpiel, die Füße über der Tiefe hängend, den Kopf wie ſchon zum Sturze vorgebeugt.

Im ſelben Augenblicke aber war ſie auch ſchon dort, hatte von hinten mit beiden Armen ihn umſchlungen und zog ihn rückwärts, daß die morſchen Bretter krachend unter ihm zuſammenbrachen. Sie war in die Kniee geſunken, während der blaſſe, faſt weiblich hübſche Kopf des jungen Menſchen noch an ihrer Bruſt ruhte.

Dieſer rührte ſich nicht; es war, als wenn er ſich Allem, was ihm geſchähe, willenlos überlaſſen habe. Auch als das Mädchen endlich aufſprang, blieb er, ohne ſie anzuſehen, mit aufgeſtütztem Kopfe zwiſchen den Brettertrümmern liegen. Sie aber ſah ihn faſt zornig an, indem ein paar Thränen in ihre blauen Augen ſprangen. „Was fehlt dir, Heinrich? Warum haſt du mich ſo erſchreckt? Weshalb biſt du nicht auf deinem Comptor beim Senator?“

Da ſtrich er ſich das ſeidenweiche Haar aus der Stirn und ſah ſie müde an. „Zum Senator geh ich nicht wieder,“ ſagte er.

„Nicht wieder zum Senator?“

„Nein; denn ich habe nur noch zwei Wege; entweder hier in den Brunnen oder zum Büttel ins Gefängniß.“

„Was ſprichſt du für dummes Zeug! Steh auf, Heinrich! Biſt du toll geworden?“

Er ſtand gehorſam auf und ließ ſich von ihr nach der kleinen Bank unter dem Birnbaum führen. — Aber da war noch das Kind, das mit verwunderten Augen dem Allen zugeſehen hatte. „Armes Ding,“ ſagte Anna, „haſt noch immer keine Birne! Da, kauf' dir heute einen Dreilingskuchen!“

Und als das Kind mit der geſchenkten Münze davongelaufen war, ſtand das Mädchen wieder vor dem jungen Menſchen.

„Nun ſprich!“ ſagte ſie, während ſie ſich den dicken blonden Zopf wieder aufſteckte, der ihr vorhin in den Nacken geſtürzt war. „Sprich raſch, bevor dein Vater wieder da iſt!“

Mit fliegendem Athem harrte ſie einer Antwort; aber er ſchwieg und ſah zur Erde.

„Du kamſt am Sonnabend von Flensburg!“ ſagte ſie dann. „Du hatteſt Geld für den Senator einzucaſſiren!“

Er nickte, ohne aufzublicken.

„Sag's nur! Ich kann's ſchon denken — du biſt einmal wieder leichtſinnig geweſen; du haſt das Geld umherliegen laſſen, im Gaſtzimmer oder ſonſt wo! Und nun iſt's fort!“

„Ja, es iſt fort,“ ſagte er.

„Aber vielleicht iſt es noch wieder zu bekommen! Warum ſprichſt du nicht? So erzähl' doch!“

„Nein, Anna — es iſt nicht ſo verloren, wie du es meinſt. Wir waren luſtig; es wurde geſpielt —“

„Verſpielt, Heinrich? verſpielt?“ Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, und ſie warf ſich an ſeine Bruſt, mit beiden Armen ſeinen Hals umſchlingend.

Oben in der Krone des Baumes rauſchte ein leiſer Wind in den Blättern; ſonſt war nichts hörbar, als dann und wann ein tiefes Schluchzen des Mädchens, in der alle kurz zuvor entwickelte Thätigkeit gebrochen ſchien.

Aber der junge Menſch ſelbſt ſuchte ſie jetzt mit ſanfter Abwehr zu entfernen; die ſchöne Laſt, die das Mitleid ihm an die Bruſt geworfen hatte, ſchien ihn zu erdrücken. „Weine nicht ſo,“ ſagte er; „ich kann das nicht ertragen.“

Es hätte dieſer Mahnung nicht bedurft; Anna war ſchon von ſelber aufgeſprungen und ſuchte eilig ihre Thränen abzutrocknen. „Heinrich,“ rief ſie, „es iſt ſchrecklich, daß du es gethan haſt; aber ich habe Geld, ich helfe dir!“

„Du, Anna?“

„Ja, ich! Ich bin ja mündig geworden. Sag' nur, wie viel du dem Senator abzuliefern haſt.“

„Es iſt viel,“ ſagte er zögernd.

„Wie viel denn? Sprich nur raſch!“

Er nannte eine nicht eben kleine Summe.

„Nicht mehr? Gott ſei Dank! Aber —“ und ſie ſtockte, als ſei ein neues Hinderniß ihr aufgeſtiegen — „du hätteſt heute auf deinem Comptor ſein ſollen. Wenn er fragt, was willſt du dem Senator ſagen?“

Heinrich ſchüttelte ſich die weichen Locken von der Stirn, und ſchon flog wieder der alte Ausdruck ſorgloſen Leichtſinns über ſein Geſicht. „Dem Senator, Anna? O, der wird nicht fragen; und wenn auch, das laß meine Sorge ſein.“

Sie blickte ihn ernſthaft an. „Siehſt du; nun müſſen wir auch ſchon lügen!“

„Nur ich, Anna; und, ich verſprech' es dir, nicht mehr, als nöthig iſt. Und das Geld —“

„Ja, das Geld!“

„Ich verzinſ' es dir, ich ſtelle dir einen Schuldſchein aus; du ſollſt keinen Schaden bei mir leiden.“

„Sprich nicht wieder ſo dummes Zeug, Heinrich. Bleib hier im Garten; wenn dein Vater kommt, werd' ich ihn um die Summe bitten.“

Er wollte etwas erwidern; aber ſie war ſchon ins Haus zurückgegangen. Behutſam ſchlich ſie an der Küche vorüber, wo heute Tante Brigitte für ſie am Herd hantierte, und dann hinauf in ihre Kammer, um ſich zunächſt die verweinten Augen klar zu waſchen.

* * *

Nicht viel jüngeren Datums als der alte Birnbaum waren Einrichtung und Geräth des ſchmalen Wohnzimmers, das mit ſeinen Ausbaufenſtern nach dem Hafenplatze hinauslag. In dem Alkovenbette, dort in der Tiefe desſelben, deſſen Glasthüren über Tag geſchloſſen waren, hatten ſchon die Eltern des Hausherrn ſich zum nächtlichen und nach einander auch zum ewigen Schlafe hingelegt; ſchon derzeit, wie noch heute, ſtand in der Weſtecke des Ausbaues der lederbezogene Lehnſtuhl, in dem nach beendigtem Einkauf die alten Capitäne vor dem ihnen gegenüberſitzenden Hausherrn ihr Geſpinnſte abzuwickeln pflegten. Die Sachen waren dieſelben geblieben; nur den Menſchen hatten ſich unmerklich andere untergeſchoben; und während einſt dem weiland Vater Carſtens derlei Berichte aus fremden Welten nur einen Stoff zum behaglichen Weitererzählen geliefert hatten, regten ſie in dem Sohne oft eine Kette von Gedanken an, für deren Verarbeitung er nur auf ſich ſelber angewieſen war.

Auch der Tiſch, der zwiſchen einem Stuhle und dem Lederſeſſel unter den Ausbaufenſtern ſtand, hatte ſeinen alten Platz behauptet; nur waren die ausländiſchen Muſcheln, welche jetzt auf demſelben als Papierbeſchwerer für allerlei Schriftwerk dienten, früher eine Zierde der ſeitwärts ſtehenden Schatulle geweſen; ſtatt deſſen hatte auf dieſer der jetzige Beſitzer ein kleines Regal errichten laſſen, auf welchem außer einzelnen mathematiſchen Werken und den Chroniken von Stadt und Umgegend auch Bücher, wie Leſſing's „Nathan“ und Hippel's „Lebensläufe in auf- und abſteigender Linie“, zu finden waren.

Ein Kanapee war nicht ins Zimmer gekommen; es wäre auch kein Platz dazu geweſen. Andererſeits aber fehlte es nicht an einem ziemlich ſtattlichen Ahnenbilde, in deſſen Anſchauung der kleinbürgerliche Mann, wenn auch nicht in der franzöſiſchen Formulirung „noblesse oblige“, in ſchweren Stunden ſein wankendes Gemüth zu ſtärken pflegte.

Es war dies freilich kein farbenbrennendes Oelbild, ſondern ganz im Gegentheil nur eine mächtig große Silhouette, welche, in braun untermalten Glasleiſten eingerahmt, an der weſtlichen Wand zunächſt dem Ausbaue hing, ſo daß der Hausherr von ſeinem Arbeitstiſche aus die Augen darauf ruhen laſſen konnte. Sein Vater, von dem freilich nicht viel mehr zu ſagen iſt, als daß er ein einfacher und ſittenſtrenger Mann geweſen, hatte es bald nach dem Tode ſeiner Ehefrau von einem durchreiſenden Künſtler anfertigen laſſen; ſo zwar, daß es einen Abendſpaziergang der nun halb verwaiſten Familie darſtellte. Voran ging der Vater ſelbſt, wie jetzt der Sohn, eine hagere Geſtalt, im Dreiſpitz und langem Rockelor, eine gebückte, alte Frau, die Mutter der Verſtorbenen, am Arme führend; dann kam ein hoher Baum von unbeſtimmter Gattung, ſonſt aber augenſcheinlich auf den Spätherbſt deutend; denn ſeine Aeſte waren faſt entlaubt, und unter dem Glaſe der Schilderei klebten hier und dort kleine ſchwarze Fetzchen, die man mit einiger Phantaſie als herabgewehte Blätter erkennen mochte. Dahinter folgte ein etwa vierjähriger Junge, gar munter mit geſchwungener Peitſche auf einem Steckenpferde reitend;

den Beſchluß machten ein ſtakig aufgeſchoſſenes Mädchen und ein anderer etwa zehnjähriger Knabe mit einer tellerrunden Mütze, welche Beiden, wie es ſchien, in bewundernder Betrachtung des munteren Steckenreiters, keinen Blick für die Anmuth der Abendlandſchaft übrig hatten. Und doch war hierzu juſt die rechte Stunde und ſolches auch in dem Bilde ſinnig ausgeführt; denn während im Vordergrunde Baum und Menſchen aus tiefſchwarzem Papier geſchnitten waren, zogen ſich dahinter, abendliche Ferne andeutend, die Linien einer ſanft gehobenen Ebene, aus dunklem und dann aus lichtgrauem Löſchpapier gebildet. Das Uebrige aber hatte die Malerei vollendet; hinter der letzten Ferne ergoß ſich durch den ganzen Horizont ein mild leuchtendes Abendroth, das die Schatten der ſämmtlichen Spaziergänger nur um ſo ſchärfer hervortreten ließ; darüber in braunvioletter Dämmerung kam dann die Nacht herab.

Das luſtige Reiterlein war bald nach Anfertigung des Bildes von den ſchwarzen Blattern hingerafft, und nur ſein Steckenpferdchen hatte noch lange in dem Gehäuſe der Wanduhr geſtanden, die dem Bilde gegenüber noch jetzt wie damals mit gleichmäßigem Ticktack die fliegende Zeit zu meſſen ſuchte. Von den fünf Abendſpaziergängern lebten nur noch die beiden älteren Geſchwiſter, wie damals unter demſelben Dache und, ſelbſt während der kurzen Ehe des Bruders, ungetrennt. Manchmal, in ſtiller Abendſtunde oder wenn ein Leid ſie überfiel, hatten ſie — ſie wußten ſelbſt kaum wie — ſich vor dem Bilde Hand in Hand gefunden und ſich der Eltern Thun und Weſen aus der Erinnerung wachgerufen. „Da ſind wir Uebrigen denn noch beiſammen,“ hatte der Vater geſagt, als er das Bild an demſelben Stifte an die Wand hing, der es auch noch heute trug; „eure Mutter iſt nicht mehr da, dafür iſt nun das Abendroth am Himmel“; und dann nach einer Weile, nachdem er den Kindern ſein Antlitz abgewendet und einige ſtarke Hammerſchläge auf den Stift gethan: „Auch von den Todten bleibt auf Erden noch ein Schein zurück; und die Nachgelaſſenen ſollen nicht vergeſſen, daß ſie in ſeinem Lichte ſtehen, damit ſie ſich Hände und Antlitz rein erhalten.“

Tante Brigitte, die als alte Jungfer von etwas ſeufzender Gemüthsart war und es liebte, mit völliger

Uneigennützigkeit Luftſchlöſſer in die Vergangenheit hineinzubauen, pflegte nach ſolchen Erinnerungen, auf den Schatten des kleinen Steckenreiters deutend, wohl hinzuſetzen:

„Ja, Carſten, wenn nur unſer Bruder Peter noch am Leben wäre! Meinſt du nicht auch, daß er von uns Dreien doch der Klügſte war?“ Und das Geſpräch der Geſchwiſter mochte dann etwa folgenden Verlauf nehmen.

„Wie meinſt du das, Brigitte?“ entgegnete der Bruder. „Er ſtarb ja ſchon in ſeinem fünften Jahre.“

„Freilich ſtarb er leiderdeſſen, Carſten; aber du weißt doch, wie unſere große, gelbbunte Henne immer ihre Eier hinter dem Aſchberg weglegte! Er war erſt vier Jahre alt, aber er war ſchon klüger als die Henne; er ließ ſie erſt ihre Eier legen, und dann eines ſchönen Morgens brachte er ſein ganzes Schürzchen voll mir in die Küche. Ach, Carſten, des Senators Vater hatte ja zu ihm Gevatter geſtanden; er würde gewiß auf die lateiniſche Schule gekommen ſein und nicht wie du bloß beim Rechenmeiſter.“

Und der lebende Bruder ließ ſich eine ſolche Bevorzugung des früh Verſtorbenen allzeit gern gefallen. — —

Das Zimmer mit ſeinem alten Geräthe und ſeinen alten Erinnerungen war noch immer leer, obgleich nur die vor dem Hauſe ſtehende Lindenreihe die Strahlen der ſchon hoch geſtiegenen Mittagsſonne abhielt. Der weiße Seeſand, womit Anna vor ihrem Gange nach dem Rathhauſe die Dielen beſtreut hatte, zeigte noch faſt keine Fußſpur, und die alte Wanduhr tickte in der Einſamkeit ſo laut, als wolle ſie ihren Herrn an die gewohnte Arbeit rufen. Da endlich ſchellte die Hausthürglocke, und Anna, die oben harrend in ihrer Kammer ſaß, hörte den Schritt ihres Pflegevaters, der gleich darauf unten in dem Wohnzimmer verſchwand. Noch eine kleine Weile, dann richtete ſie ſich zu raſchem Entſchluß auf, drückte noch ein paar Mal mit einem feuchten Tuch auf ihre Augen und ging ins Unterhaus hinab.

Als ſie das Wohnzimmer betrat, ſah ſie ihren Pflegevater noch mit Hut und Stock in der Hand ſtehen, faſt als müſſe er ſich erſt beſinnen, was er in ſeinen eigenen Wänden jetzt beginnen ſolle. Eine Furcht befiel das Mädchen; es kam ihr vor, als ſei er auf einmal unſäglich alt geworden. Gern wäre ſie unbemerkt wieder fortgeſchlichen; aber ſie hatte ja keine Zeit zu verlieren.

„Ohm!“ ſagte ſie leiſe.

Der Ton ihrer Stimme machte ihn faſt zuſammenſchrecken; als er aber das Mädchen vor ſich ſtehen ſah, trat ein freundliches Licht in ſeine Augen. „Was willſt du von mir, mein Kind?“ ſagte er milde.

„Ohm!“ — nur zögernd brachte ſie es heraus. „Ich bin doch mündig; ich möchte etwas von meinem Vermögen haben; ich brauche es ganz nothwendig.“

„Jetzt ſchon, Anna? Das geht ja ſchnell.“

„Nicht viel, Ohm; das heißt, ich habe ja noch ſo viel mehr; nur etwa hundert Thaler!“

Sie ſchwieg; und der alte Mann ſah eine Weile ſtumm auf ſie herab. „Und wozu wollteſt du das viele Geld gebrauchen?“ fragte er dann.

Ein flehender Blick traf ihn aus ihren Augen; ſie murmelte etwas, das er nicht verſtand.

Er faßte ihre Hand. „So ſag' es doch nur laut, mein Kind!“

„Ich wollte es nicht für mich,“ erwiderte ſie zögernd.

„Nicht für dich, für wen denn anders?“

Sie hob wie ein bittendes Kind beide Hände gegen ihn auf. „Laß mich's nicht ſagen, Ohm! O, ich muß, ich muß es aber haben!“

„Und nicht für dich, Anna?“ — Wie in plötzlichem Verſtändniß ließ er die Augen auf ihr ruhen. „Wenn du es für Heinrich wollteſt, — da ſind wir Beide ſchon zu ſpät gekommen.“

„O nein, Ohm! o nein!“ Und ſie ſchlang ihre Arme um den Hals des alten Mannes.

„Doch, Kind! Was meinſt du, daß Herr Jaspers mir anders zu erzählen hatte? Schon geſtern war der Senator von Allem unterrichtet.“

„Aber wenn doch Heinrich ihm das Geld nun bringt?“

„Ich habe es ihm ſelber bringen wollen; aber er wollte weder mein Geld noch meinen Sohn. Und was das Letzte anbelangt, — ich konnte nichts dawider ſagen.“

„Ach, Ohm, was wird mit ihm geſchehen?“

„Mit ihm, Anna? Er wird mit Schande das ehrenwerthe Haus verlaſſen.“

Als ſie erſchreckt das reine Antlitz zu dem ihres Pflegevaters emporhob, blickte ihr daraus ein Gram entgegen, wie ſie ihn nie in einem Menſchenangeſichte noch geſehen hatte. „Ohm, Ohm!“ rief ſie. „Was aber habt denn Ihr verbrochen?“ Und aus den jungfräulichen Augen brach ein ſo mütterliches Erbarmen, daß der alte Mann den grauen Kopf auf ihren Nacken ſenkte.

Dann aber, ſich wieder aufrichtend und die Hand auf ihren blonden Scheitel legend, ſprach er ruhig: „Ich, Anna, bin ſein Vater. Geh nun und rufe mir meinen Sohn!“

* * *

Auch dieſer Tag verging. Nach dem ſchweren Vormittag eine Mittags- und ſpäter ebenſo eine Abendmahlzeit, bei der die Speiſen, faſt wie ſie aufgetragen, wieder abgetragen wurden; dazwiſchen ein nicht enden wollender Nachmittag, während deſſen Heinrich, durch den überlegenen Willen des Vaters gezwungen, noch einmal zum Senator mußte und von dem entlaſſen wurde. — Auch dieſer Tag war endlich nun vergangen und die Nacht gekommen.

Nur der Hausherr wanderte noch unten im Zimmer auf und ab; mitunter blieb er vor dem Bilde mit den Familienſchatten ſtehen, bald aber ſtrich er mit der Hand über die Stirn und ſetzte ſein unruhiges Wandern fort. Daß Anna in raſchem jugendlichem Entſchluſſe ebenfalls bei dem Senator geweſen war, davon hatte er eben ſo wenig etwas erfahren, als daß dieſer ihr gegenüber nur kaum, aber ſchließlich dennoch ſeine Unerbittlichkeit behauptet hatte.

Die kleine Schirmlampe, welche auf dem Arbeitstiſche brannte, beleuchtete zwei Briefe, der eine nach Kiel, der andere nach Hamburg adreſſirt: denn für Heinrich mußten auswärts neue Wege aufgeſucht werden.

Carſten war ans Fenſter getreten und blickte in die mondhelle Nacht hinaus; es war ſo ſtill, daß er weit unten das Rinnenwaſſer in den Hafen ſtrömen hörte, mitunter ein mattes Flattern in den Wimpeln der Halligſchiffe. Jenſeits des Hafens zog ſich der Seedeich wie eine ſchimmernde Nebelbank; wie oft an der Hand ſeines Vaters war er als Knabe dort hinaus gewandert, um ihre derzeit erworbene Fenne zu beſichtigen!

Carſten wandte ſich langſam um: dort lagen die beiden Briefe auf ſeinem Arbeitstiſche; er hatte ja jetzt ſelber einen Sohn.

In der Tiefe des Zimmers waren die Glasthüren des Alkovens, wie jeden Abend von Anna offen geſtellt, und die abgedeckten Kiſſen des darin ſtehenden Bettes ſchienen den an gute Bürgerszeit Gewöhnten einzuladen, dem überlangen Tag ein Ende zu machen. Er nahm auch ſeine große ſilberne Taſchenuhr aus dem Gehäuſe und zog ſie auf. „Mitternacht!“ ſagte er, indem er in den Alkoven trat. Als er aber, wie er zu thun pflegte, die Uhr am Bettpfoſten aufhängen wollte, hatte die ſtählerne Kette ſich in einen goldnen Ring verhäkelt, den er am kleinen Finger trug, daß dieſer herabgeriſſen wurde und klirrend auf dem Boden fortrollte. Mit faſt jugendlicher Raſchheit bückte ſich der alte Mann danach, und als der Ring wieder in ſeiner Hand war, trat er in das Zimmer zurück und hielt ihn ſorgſam unter den Schirm der Lampe. Seine Augen ſchienen nicht los zu können von dem Weibernamen, der auf der inneren Seite eingegraben war; aber aus ſeinem Munde brach ein Stöhnen, wie um Erlöſung flehend.

Da hörte er auf dem Flur die Stiegen der Treppe krachen. Er machte eine haſtige Bewegung, als wolle er den Ring an den Finger ſtecken, als eine Hand ſich ſanft auf ſeinen Arm legte. „Bruder Carſten,“ ſagte ſeine alte Schweſter, die in ihrem Nachtgewande zu ihm eingetreten war, „ich hörte dich hier unten wandern; willſt du noch nicht zur Ruhe gehen?“

Er ſah ihr wie erwägend in die Augen. „Es giebt Gedanken, Brigitte, die uns keine Ruhe gönnen, die immer wieder ins Gehirn ſteigen, weil ſie nie herausgelaſſen werden.“

Die alte Jungfrau blickte ihren Bruder völlig rathlos an. „Ach, Carſten,“ ſagte ſie, „ich bin eine alte einfältige Perſon! Wäre unſer Bruder Peter nur am Leben geblieben; vielleicht wäre er jetzt unſer Paſtor und hätte unſeren Heinrich getauft und confirmirt; der hätte gewiß auch heute Rath gewußt.“

„Vielleicht, Brigitte,“ erwiderte der Bruder ſanft; „vielleicht auch hätten wir uns nicht ſo ganz verſtanden; du aber lebſt und biſt meine alte treue Schweſter.“

„Ja, ja, Carſten, leider Gottes! Wir Beide ſind allein noch übrig.“

Er hatte ihre Hand gefaßt. „Brigitte,“ ſagte er haſtig, „ſahſt du, wie blaß der Junge heute Abend war, als er in ſeine Kammer hinaufging? Noch nimmer hat er ſeiner Mutter ſo geglichen; ſo ſah Juliane in ihren letzten Tagen aus, als ſchon der Tod die irdiſchen Gedanken von ihr genommen hatte.“

„Sprich nicht von ihr, Bruder; das thut dir jetzt nicht gut; ſie ruht ja längſt.“

„Längſt, Brigitte; — aber nicht hier, hier nicht!“ Und er drückte die Hand, in der er noch den Ring umſchloſſen hielt, an ſeine Bruſt. „Es kommt mir Alles immer wieder; am letzten Oſterſonntag waren es gerade dreiundzwanzig Jahre!“

„Am letzten Oſterſonntage? Ja, ja, Bruder, ich weiß es nun wohl; ihr waret dazumal Beide, wo ihr nimmer hättet ſein ſollen.“

„Schilt jetzt nicht, Schweſter,“ ſagte Carſten; „du ſelber konnteſt nicht die Augen von ihr wenden, als du ihr damals die blaue Schärpe umgeknüpft hatteſt. Ich weiß jetzt wohl, daß ſie nicht für mich ihr ſchönes Haar aufſteckte und die Atlasſchuhe über ihre kleinen Füße zog; ich gehörte nicht in dieſe Geſellſchaft vornehmer und ausgelaſſener Leute, wo ſich Niemand um mich kümmerte, am wenigſten mein eigenes Weib.

„Nein, nein!“ rief er, da die Schweſter ihn unterbrechen wollte, „laß mich es endlich einmal ſagen! — Siehſt du, ich wollte zwar auch meinen Platz ausfüllen, ich tanzte ein paar Mal mit meiner Frau; aber ſie wurde mir immer von den Offizieren fortgeholt. Und wie anders tanzte ſie mit dieſen Menſchen! Ihre Augen leuchteten vor Luſt; ſie ging von Hand zu Hand; ich fürchtete, ſie würden mir mein Weib zu Tode tanzen. Sie aber konnte nicht genug bekommen und lachte nur dazu, wenn ich ſie bat, daß ſie ſich ſchonen möchte. Ich ertrug das nicht länger und konnt' es doch nicht ändern; darum ſetzte ich mich in die Nebenſtube, wo die alten Herren an ihrem L'Hombre ſaßen, und nagte an meinen Nägeln und an meinen eigenen Gedanken.

„Du weißt, Brigitte; der franzöſiſche Capercapitän, den die Anderen den „ſchönen Teufel“ nannten — wenn ich je zuweilen in den Saal hinguckte, immer war ſie mit ihm am Tanzen. Als es gegen drei Uhr und der Saal ſchon halb geleert war, ſtand ſie neben ihm am Schenktiſch; Beide mit einem vollen Glas Champagner in der Hand. Ich ſah, wie ſie raſch athmete, und wie ſeine Worte, die ich nicht verſtehen konnte, einmal über das andere ein fliegendes Roth über ihr blaſſes Geſicht jagten; ſie ſelber ſagte nichts, ſie ſtand nur ſtumm vor ihm; aber als Beide jetzt das Glas an ihre Lippen hoben, ſah ich, wie ihre Augen in einander gingen. — Ich ſah das Alles wie ein Bild, als ſei es hundert Meilen von mir; dann aber plötzlich überfiel es mich, daß jenes ſchöne Weib dort mir gehöre, daß ſie mein Weib ſei; und dann trat ich zu ihnen und zwang ſie, mit mir nach Hauſe zu gehen.“

Carſten ſtockte, als habe er die Grenze ſeiner Erzählung erreicht; ſeine Bruſt hob ſich mühſam, ſein hageres Geſicht war geröthet. Aber er war noch nicht zu Ende; nur blickte er nicht wie vorhin zur Schweſter hinab, er ſprach über ihren Kopf weg in die leere Luft.

„Und als wir dann in unſerer Kammer waren, als ſie mir keinen Blick gönnte, ſondern wie zornig Gürtel und Mieder von ſich warf, und als ſie dann mit einem Ruck den Kamm aus ihren Haaren riß, daß es wie eine goldene Fluth über ihre Hüften ſtürzte — es iſt nicht immer, wie es ſein ſollte, Schweſter — denn was mich hätte von ihr ſtoßen ſollen, — ich glaub' faſt, daß es mich nur mehr bethörte.“

Die Schweſter legte ſanft die Hand auf ſeinen Arm. „Laß das Geſpenſt in ſeiner Gruft, Bruder; laß ſie, ſie gehörte nicht zu uns.“

Er achtete nicht darauf. „So“ — ſprach er weiter — „hatte ich nimmer ſie geſehen; nicht in unſerer kurzen Ehe und auch im Brautſtande nicht. Aber es war nicht die Schönheit, die unſer Herrgott ihr gegeben hatte, es war die böſe Luſt, die ſie ſo ſchön machte, die noch in ihren Augen ſpielte. — Und ſo wie an jenem Abend und in jener Nacht war es noch viele Male, viele Wochen und Monde, bis nur ein halbes Jahr vor ihrem Tode übrig war; — als alle dieſe Fremden unſere Stadt verließen.“

„Bruder Carſten,“ ſagte Brigitte wieder, „haſt du nicht neues Leid genug? Wenn du ſchwach warſt gegen dein Weib, weil du ſie lieber hatteſt, als dir gut war — es iſt ſchon bald ein Menſchenleben darüber hin; was quälſt du dich noch jetzt damit!“

„Jetzt, Brigitte? Ja, warum ſprech' ich denn dies Alles jetzt zu dir? — War ſie mein Eheweib in jener Zeit, wo ihre Sinne von leichtfertigen Gedanken taumelten, die nichts mit mir gemein hatten? — Und doch — aus dieſer Ehe wurde jener arme Junge dort geboren. Meinſt du“ — und er bückte ſich hinab zum Ohr der Schweſter — „daß die Stunde gleich ſei, in der unter des allweiſen Gottes Zulaſſung ein Menſchenleben aus dem Nichts hervorgeht? — Ich ſage dir, ein jeder Menſch bringt ſein Leben fertig mit ſich auf die Welt; und Alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu ſeinem Blute gaben, haben ihren Theil daran.“

Draußen vom Kirchthurm ſchlug es Eins. „Stell' es dem lieben Gott anheim, Bruder,“ ſagte Brigitte; „ich verſteh das nicht, was aus deinen Büchern dir im Kopf herumgeht; ich weiß nur, daß der Junge, leider Gottes, nach der Mutter eingeſchlagen iſt.“

Carſten fühlte wohl, daß er eigentlich nur mit ſich ſelbſt geſprochen habe und daß er nach wie vor mit ſich allein ſei. „Geh ſchlafen, meine gute alte Schweſter,“ ſagte er und drängte ſie ſanft auf den Flur hinaus; „ich will es auch verſuchen.“

Auf der unterſten Treppenſtiege, wo Brigitte es zuvor gelaſſen hatte, brannte ein Licht mit langer Schnuppe. Sie blickte noch einmal mit feſtgeſchloſſenen Lippen und gefalteten Händen den Bruder an; dann nickte ſie ihm zu und ging mit dem Lichte in das Oberhaus hinauf.

Aber Carſten dachte nicht an Schlaf; nur allein hatte er wieder ſein wollen. Noch einmal nahm er den kleinen Ring und hielt ihn vor ſich hin; durch den engen Rahmen ſah er, wie tief in der Vergangenheit, die Luftgeſtalt des ſchönen Weibes, deren außer ihm kein Menſch auf Erden noch gedachte. Ein ſeliges Selbſtvergeſſen lag auf ſeinem Antlitz; dann aber zuckte plötzlich ein Schmerz darüber hin: ſie ſchien ſogar verlaſſen ihm dort unten. — Als er ſich aufrichtete, ſteckte er den Ring an ſeinen Finger; und es geſchah das mit einer feierlichen Innigkeit, als wolle er die Todte ſich noch einmal, und feſter als zuvor im Leben, anvermählen; ſo wie ſie einſt geweſen war, in ihrer Schönheit und in ihrer Schwäche und mit der kargen Liebe, die ſie einſt für ihn gehegt hatte. Dann ſchritt er zur Thür und horchte auf den Flur hinaus; als Alles ruhig blieb, ging er zur Treppe und ſtieg behutſam zur

Kammer ſeines Sohnes hinauf. Er fand den jungen Menſchen ruhig athmend und in tiefem Schlafe, obgleich der Mond ſein volles Licht über das unter dem Fenſter ſtehende Bett ausgoß. Bei dem gelockten lichtbraunen Haar, das ſich ſeidenweich an die Schläfen legte, hätte man das hübſche blaſſe Antlitz des Schlafenden für das eines Weibes halten können.

Carſten war dicht herangetreten; ein leiſes Zittern lief durch ſeinen Körper. „Juliana!“ ſagte er. „Dein Sohn! Auch er wird mir das Herz zerreißen!“ Und gleich darauf: „Mein Herr und Gott, ich will ja leiden für mein Kind, nur laß ihn nicht verloren gehen!“

Bei dieſen unwillkürlich laut geſprochenen Worten ſchlug der Schlafende die Augen auf; ſeine Seele aber mochte ſchlummernd in den Schreckniſſen des vergangenen Tages fortgeträumt haben; denn als er plötzlich in der Nacht die brennenden Augen und den zitternd über ihn erhobenen Arm des alten Mannes erblickte, ſtieß er einen Schrei aus, als ob er den Todesſtoß von ſeines Vaters Hand erwarte; dann aber ſtreckte er flehend beide Arme zu ihm auf.

Und mit einem Laut, als müſſe es ihm die Bruſt zerſprengen: „Mein Kind, mein einziges Kind!“ brach der Vater an dem Bette des verbrecheriſchen Sohns zuſammen.

* * *

Durch einen Freund in Hamburg hatte Carſtens es möglich gemacht, ſeinen Sohn dort in einem kleineren Geſchäfte unterzubringen. Indeſſen war trotz der Achtung, der er ſich erfreute, dies Ereigniß ſeines Hauſes ſchonungslos genug in der kleinen Stadt beſprochen, freilich bei dieſer Gelegenheit auch das Gedächtniß der armen Juliane nicht eben ſanft aus ihrer Gruft hervorgeholt worden. Nur Carſten ſelbſt erfuhr nichts davon. Als er eines Tages aus einem befreundeten Bürgerhauſe auffallend gedrückt nach Haus gekommen war, fragte Brigitte ihn beſorgt: „Was iſt dir, Carſten? Du haſt doch nichts Schlimmes über unſeren Heinrich gehört?“ — „Schlimmes?“ erwiderte der Bruder; „o nein, Brigitte; man hat, ſeit er fort iſt, auch nicht einmal ſeinen Namen gegen mich genannt.“ — Und mit geſenktem Haupte ging er an ſeinen Arbeitstiſch.

Briefe von Heinrich kamen ſelten, und oftmals forderten ſie Geld, da mit dem geringen Gehalte ſich dort nicht auskommen laſſe. — Sonſt ging das Leben ſeinen ſtillen Gang; der alte Birnbaum im Hofe hatte wieder einmal geblüht und dann zur rechten Zeit und zur Freude der Nachbarkinder ſeine Frucht getragen. Beſonderes war nicht vorgefallen, wenn nicht, daß Anna den Heirathsantrag eines wohlſtehenden jungen Bürgers abgelehnt hatte; ſie war keine von den Naturen, die durch ihr Blut der Ehe zugetrieben werden: ſie hatte ihre alten Pflegeeltern noch nicht verlaſſen wollen.

Als aber kurz vor Weihnachten Carſtens ſeinem Sohne den plötzlich eingetroffenen Tod des Senators gemeldet hatte, erfolgte in einigen Tagen ſchon eine Antwort, worin Heinrich ſeinen Beſuch zum Weihnachtsabend anſagte. Eine Geldforderung enthielt der Brief nicht; nicht einmal die Reiſekoſten hatte er ſich ausgebeten.

Es war doch eine Freudenbotſchaft, die ſofort im Hauſe verkündigt wurde. Und wie eine glückliche Unruhe kam es über Alle, da nun das Feſt heranrückte; die Händedrücke, die Carſten im Vorbeigehen mit ſeiner alten Schweſter zu wechſeln pflegte, wurden inniger; Mitunter haſchte er ſich die geſchäftige Pflegetochter, hielt ſie einen Augenblick an beiden Händen und ſah ihr zärtlich in die heiteren Augen.

Endlich war der Nachmittag des heiligen Abends herangekommen. Im Hauſe hatte eine erwartungsvolle Thätigkeit gewaltet; doch bald ſchien Alles zum Empfange des Chriſtkinds und des Gaſtes vorbereitet. Vom Arbeitstiſche, der heute von allen Rechnungs- und Contobüchern entlaſtet war, blinkte auf ſchneeweißem Damaſt das Theegeſchirr mit goldenen Sternchen, während daneben die friſchgebackenen Weihnachtskuchen dufteten. Der Thür gegenüber auf der Commode war Heinrich's Beſcheerung von den Frauen ausgebreitet: ein Dutzend Strümpfe aus feinſter Zephyrwolle, woran die ſorgſame Tante das ganze Jahr geſtrickt hatte; daneben von Anna's ſauberen Händen eine reich geſtickte Atlasweſte und eine grünſeidene Börſe, durch deren Maſchen die von Carſten geſpendeten Ducaten blinkten. Dieſer ſelbſt ging eben in den Keller, um aus ſeinem beſcheidenen Vorrath zwei ganz beſondere Flaſchen herauf zu holen, die er vor Zeiten von einem dankbaren Schutz befohlenen zum Geſchenk erhalten hatte; es ſollte heute einmal nichts geſpart werden.

Statt ſeiner trat Tante Brigitte herein, zwei blank polirte Leuchter in den Händen, auf denen ſchneeweiße ruſſiſche Lichte in eben ſo weißen Papiermanſchetten ſteckten; denn ſchon war die Dämmerung des heiligen Abends hereingebrochen; draußen zogen ſchon die Scharen der kleinen Weihnachtsbettler, und ihr Geſang tönte durch die Straßen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“

Als Carſten wieder eintrat, brannten auch die Lichter ſchon; die Stube ſah ganz feſtlich aus. Die alten Geſchwiſter wandten die Geſichter gegen einander und blickten ſich herzlich an. „Es wird auch Zeit, Carſten!“ ſagte Brigitte; „die Poſt pflegt immer ſchon um Vier zu kommen.“

Carſten nickte, und nachdem er noch eilig ſeine Flaſchen hinter dem warmen Ofen aufgepflanzt hatte, langte er mit zitternder Hand ſeinen Hut vom Thürhaken.

„Soll ich nicht mit Euch, Ohm?“ rief Anna; „hier iſt für mich nichts mehr zu thun.“

— „Nein, nein, mein Kind; das muß ich ganz allein.“ Mit dieſen Worten nahm er ſein Bambusrohr aus dem Uhrgehäuſe und ging hinaus.

Das Poſtgebäude lag derzeit hoch oben in der Norderſtraße; aber es war völlig windſtill, ein leichter Froſtſchnee ſank ebenmäßig herab. Carſten ſchritt rüſtig vorwärts, ohne rechts oder links zu ſehen; als er jedoch faſt ſein Ziel erreicht hatte, hörte er ſich plötzlich angerufen: „He, Freundchen, Freundchen, nehmt mich mit!“ Und Herrn Jaspers' ſelbſt in der Dunkelheit nicht zu verkennende Geſtalt ſchritt aus einer Nebenſtraße, munter mit dem Schnupftuche winkend, auf ihn zu. „Merk's ſchon,“ ſagte er, „Ihr wollt Euern Heinrich von der Poſt holen? Hab nur gehört, ſoll ein Staatskerl geworden ſein, der junge Schwerenöther!“

„Aber,“ ſagte Carſten, indem er längere Schritte machte, denen der Andere, mit beiden Armen ſchaukelnd, nachzukommen ſtrebte, „ich dächte, Jaspers, Ihr hättet Niemanden zu erwarten!“

„Nein, Gott ſei Dank, Carſten! Nein, Niemanden! Aber — zum Henker, Ihr braucht nicht ſo zu rennen — man muß doch ſehen, was zum lieben Feſt für Gäſte kommen.“

Sie waren an einer Straßenecke in der Nähe des Poſthauſes angelangt, wo ſich bereits eine Anzahl Menſchen angeſammelt hatte, um die Ankunft der Poſt hier abzuwarten, als Herr Jaspers von einem vorübergehenden Amtsſchreiber angerufen wurde.

„Hört Ihr nicht, Jaspers? Der Mann wünſcht Euch zu ſprechen," ſagte Carſten, der eben aus der Tiefe der Straße das Rummeln eines ſchweren Wagens heraufkommen hörte.

Aber der Andere ſtand wie gemauert. „Ei, Gott bewahre, Carſten! Laßt den Haſenfuß laufen! Ich bleibe bei Euch, Freundchen; wer weiß, was noch paſſiren kann! Ihr kennt doch die Geſchichte von dem Flensburger Candidaten, der ſeine Liebſte aus der Kutſche heben wollte, und dem ein ſchwarzer Negerjunge auf den Nacken ſprang!"

„Ich kenne alle Eure Geſchichten, Jaspers," erwiderte Carſten ungeduldig; „aber wenn Ihr's denn wiſſen wollt, ich wünſche meinen Sohn allein zu empfangen; ich brauche Euch nicht dabei!"

Herrn Jaspers' unerſchütterliche Antwort wurde von Peitſchenknall und dem ſchmetternden Klange eines Poſthorns übertönt; und gleich darauf rollte auch der ſchwerfällige Wagen vor die Thür des Poſthauſes, in den matten Schein, den die darüber befindliche Laterne auf die leicht beſchneite Straße hinauswarf. Dann ſprang der Poſtillon vom Bock, vom Schirrmeiſter wurde die Wagenthür aufgeriſſen, und die Leute drängten ſich herzu, um die Fahrgäſte ausſteigen zu ſehen.

Carſten war etwas zurück im Schatten der Mauer ſtehen geblieben. Da er von hoher Statur war, ſo konnte er auch von hier aus die in Mäntel und Pelze vermummten Geſtalten, welche eine nach der anderen aus dem Wagenkaſten auf die Straße traten, deutlich genug erkennen.

„Niemand mehr darin?“ frug der Schirrmeiſter.

„Nein, nein!“ tönte es von mehreren Seiten; und die Wagenthür wurde zugeworfen.

Carſten umklammerte die Krücke ſeines Stockes und ſtützte ſich darauf; ſein Heinrich war nicht gekommen. — Er blickte wie abweſend auf die dampfenden Pferde, die auf dem Pflaſter ſcharrten und klirrend ihre Meſſingbehänge ſchüttelten, und wollte ſich endlich ſchon zum Gehen wenden, als er bemerkte, daß er hier nicht der einzige Getäuſchte ſei. Eine junge Dirne hatte ſich an den Poſtillon herangemacht, der eben die Decken über ſeine Thiere warf, und ſchien ihn mit aufgeregten Fragen zu bedrängen. „Ja, ja, Mamſellchen," hörte er dieſen antworten, „es kann noch immer ſein; es kommt noch eine Beichaiſe."

„Noch eine Beichaiſe!" Carſten wiederholte die Worte unwillkürlich; ein tiefer Athemzug entrang ſich ſeiner Bruſt. Der Poſtillon war ihm bekannt; er hätte ihn fragen können: „Sitzt denn mein Heinrich mit darin?" Aber er vermochte ſich nicht vom Fleck zu rühren; mit geſchloſſenen Lippen ſtand er und ſah bald darauf den Wagen fortfahren und blickte auf die leeren Geleiſe, die in dem Schnee erkennbar waren, auf welche leis und unaufhaltſam neuer Schnee herabſank und ſie bald bedeckte.

Um ihn her war es ganz ſtill geworden, ſelbſt Herr Jaspers ſchien verſchwunden; das Mädchen hatte ſich ſchweigend neben ihn geſtellt, die Arme in ihr Umſchlagetuch gewickelt. Mitunter klingelte eine Thürſchelle, dann ſangen die Kinderſtimmen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!" Die kleinen Weihnachtsbettler mit ihrem tröſtlichen Verkündigungsliede zogen noch immer von Haus zu Haus.

Endlich kam es abermals die Straße herauf, näher und näher kam es, noch einmal knallte die Peitſche und ſchmetterte das Poſthorn, und jetzt rollte die verheißene Beichaiſe in den Laternenſchein des Poſthauſes hinein.

Und ehe die Pferde noch zum Stehen gebracht waren, ſah Carſten die Geſtalt eines hohen Mannes behende aus dem Wagen ſpringen und gegen ſich herankommen. „Heinrich!“ rief er und ſtürzte vorwärts, daß er faſt geſtrauchelt wäre; aber der Mann wandte ſich zu dem Mädchen, die jetzt mit einem Freudenſchrei an ſeinem Halſe hing. — „Ich dachte ſchon, du wärſt nicht mehr gekommen!“ — „Ich? Nicht kommen am Weihnachtsabend? O!“

Carſten blickte den Beiden nach, wie ſie durch den fallenden Schnee Arm in Arm die Straße hinabgingen; als er ſich umwandte, war auch der Platz vor dem Hauſe leer, wo vorhin die Chaiſe gehalten hatte. „Er iſt nicht gekommen, er wird krank geworden ſein,“ ſagte er halblaut zu ſich ſelber.

Da legte ſich eine breite Hand auf ſeinen Arm.

„Oho, Freundchen!“ ſprach dicht neben ihm Herrn Jaspers' wohlbekannte Stimme, „dachte ich's nicht, daß Ihr Euch Grillen fangen würdet! Krank meint Ihr? Nein, Carſten, das laßt Euch den heiligen Abend nicht verderben. Ihr wißt doch, in Hamburg giebt's ganz andere Weihnachten für die jungen Burſche als in Eurem alten Urgroßvaterhauſe an der Twiete. Aber, ſeht Ihr, war's nicht hübſch, daß ich Euch warten half? Da habt Ihr doch Geſellſchaft auf dem Rückweg!“

Herrn Jaspers' Stimme hatte einen faſt zärtlichen Ausdruck angenommen; aber Carſten hörte nicht darauf. Auch auf dem Rückwege ließ er Herrn Jaspers ungeſtört an ſeiner Seite traben; er war ein geduldiger Mann geworden.

Als er wieder in ſein Haus trat, hörte er raſch die Stubenthür von innen anziehen. „Noch einen Augenblick Geduld!“ rief Anna's helle Stimme; dann gleich darauf wurde die Thür weit aufgeſchlagen und die ſchlanke Mädchengeſtalt ſtand wie in einem Bilderrahmen auf der Schwelle. Sie ſchritt auch nicht hinaus, ſie ſtarrte regungslos auf ihren alten Pflegevater.

„Allein, Ohm?“ fragte ſie endlich.

„Allein, mein Kind.“

Dann gingen Beide zu Tante Brigitte in die feſtlich aufgeſchmückte Stube, und die Frauen, während Carſten ſchweigend in dem Lederſeſſel daneben ſaß, erſchöpften ſich in immer neuen Muthmaßungen, was es nur geweſen ſein könne, das ihnen alle Freude ſo zerſtört habe, bis endlich der Abend vergangen war und ſie ſtill die Lichter löſchten und die Geſchenke wieder forträumten, welche ſie kurz zuvor ſo geſchäftig zuſammengetragen hatten.

* * *

Auch die Weihnachtsfeiertage verfloſſen, ohne daß Heinrich ſelber oder ein Lebenszeichen von ihm erſchienen wäre. Als auch der Neujahrsabend herankam und die lang erwartete Poſtſtunde wieder ſo vorüberging, hatten in dem alten Manne die Sorgen der letzten Tage ſich zu einer faſt erſtickenden Angſt geſteigert. Was konnte geſchehen ſein? Wenn Heinrich krank läge dort in der großen fremden Stadt! Die diesmal ruhigere Ueberlegung der Frauen vermochte ihn nicht zurückzuhalten, er mußte ſelber hin und ſehen. Vergebens ſtellten ſie ihm die Beſchwerlichkeit der langen Reiſe bei dem eingetretenen ſcharfen Froſt vor Augen; er ſuchte ſich das nöthige Reiſegeld zuſammen und hieß Brigitte ſeinen Koffer packen; dann ging er in die Stadt, um ſich zum anderen Morgen Fuhrwerk zu verſchaffen.

Als er nach vielfachem Umherrennen erſchöpft nach Hauſe kam, war ein Brief von Heinrich da; ein Verſehen des Poſtboten hatte die Abgabe verſpätet. Haſtig riß er das Siegel auf; die Hände flogen ihm, daß er kaum ſeine Brille aus der Taſche ziehen konnte. Aber es war ein ganz munterer Brief; Herr Jaspers hatte Recht gehabt, mit Heinrich war nichts Beſonderes vorgefallen; er hatte nur gedacht, es ſei doch richtiger, den Weihnachtsmarkt in Hamburg zu genießen und dann ſpäter nach Haus zu kommen, wenn erſt im Hof der große Birnbaum blühe und ſie mit einander auf den Deich hinausſpazieren könnten; dann folgte die luſtige Beſchreibung verſchiedener Feſte und Schauſtellungen; von den Kümmerniſſen, die er den Seinen zugefügt, ſchien ihm keine Ahnung gekommen zu ſein.

Auch eine Nachſchrift enthielt der Brief: er habe auf eigene Hand mit einem guten Freunde einige Geſchäfte eingefädelt, die ſchon hübſchen Gewinn abgeworfen hätten; er wiſſe jetzt, wo Geld zu holen ſei, ſie würden bald noch Anderes von ihm hören. — Wie gewagt, nach mehr als einer Seite hin, dieſe Geſchäftsverbindung ſei, davon freilich war nichts geſchrieben.

Carſten, da er Alles einmal und noch einmal geleſen hatte, lehnte ſich müde in ſeinen Stuhl zurück; der Name „Juliane“ drängte ſich unwillkürlich über ſeine Lippen. Aber jedenfalls — Heinrich war geſund; es war nichts Schlimmes vorgefallen.

„Nun, Ohm?“ fragte Anna, die auf Mittheilung harrend mit Tante Brigitte vor ihm ſtand.

Er reichte ihnen den Brief. „Leſet ſelbſt,“ ſagte er, „vielleicht daß ich heute einmal beſſer ſchlafe! Und dann, Anna, beſtelle mir den Fuhrmann ab, meine alten Beine können nun nicht mehr!“ Er ſah faſt glücklich aus bei dieſen Worten; ein Ruhepunkt war eingetreten, und er wollte ihn redlich zu benutzen ſuchen.

Am anderen Morgen wurden die Weihnachtsgeſchenke aus den Schubladen wieder hervorgeholt und, ſorgſam in ein Kiſtchen verpackt, an Heinrich auf die Poſt gegeben; obenauf lag ein Brief von Anna, voll herzlichen Zuredens und voll ehrlicher Entrüſtung. Als Antwort erhielt ſie nach einigen Monaten ein Oſterei von Zucker, aus welchem, da es ſich öffnen ließ, eine goldene Vorſtecknadel zum Vorſchein kam; einige neckende Knittelverſe, welche für die guten Lehren dankten, waren auf einem Papierſtreifchen darumgewunden.

Wenn die goldene Nadel ein Ertrag der eingefädelten Geſchäfte war, ſo blieb ſie jedenfalls das einzige Zeichen, das davon nach Haus gelangte; in den ſpärlichen Briefen geſchah derſelben entweder gar nicht oder nur noch in allgemeinen Andeutungen Erwähnung.

Die Zeit rückte weiter, und nach den Oſtern war jetzt der Nachmittag des Pfingſtfeſtes herangekommen. Die Frauen befanden ſich beide auf dem ſonnigen Hausflur in emſiger Beſchäftigung; Tante Brigitte hatte das Gardinenbrett des Ladenfenſters vor ſich auf dem Zahltiſch liegen, bemüht, einen blüthenweißen Vorhang daran feſtzunadeln; Anna, der eine

Anzahl grüner Waldmeiſterkränze über dem einen Arm hingen, ſuchte gegenüber an der friſch getünchten Wand nach Haken oder Nägeln, um daran den Feſtſchmuck zu befeſtigen. Zwei der Kränze waren glücklich angebracht; bei dem dritten ſaß der Nagel doch zu hoch, als daß der ausgeſtreckte Arm des ſchlanken Mädchens ihn mit dem Kranz erreichen konnte.

„Kind, Kind!“ rief Tante Brigitte vom Ladentiſch herüber; „du wirſt ja kochheiß, ſo hol' doch einen Schemel!“

„Nein, Tante, es muß!“ erwiderte Anna lachend und begann unter herzlichem Stöhnen ihre vergeblichen Anſtrengungen zu erneuern.

Plötzlich wurde die Hausthür aufgeriſſen, daß das Läuten der Schelle betäubend durch den Flur ſchallte; dazwiſchen rief eine jugendliche Männerſtimme: „Mannshand oben!“ und zugleich war auch der Kranz aus Anna's aufgeſtreckter Hand genommen und hing im ſelben Augenblicke oben an dem Nagel. Anna ſelbſt ſah ſich in den Armen eines ſchönen Mannes mit gebräuntem Antlitz und ſtattlichem Backenbarte, deſſen Kleidung den Großſtädter nicht verkennen ließ. Aber ſchon hatte ſie mit einer ſo kräftigen Bewegung ihn von ſich geſtoßen, daß er geradewegs auf Tante Brigitte zuflog, die vor ihrem Gardinenbrett beide Hände über dem Kopf zuſammenſchlug. Da brach der Mißhandelte in ein luſtiges Gelächter aus, das noch das Ausläuten der Thürſchelle übertönte.

„Heinrich, Heinrich! Du biſt es!“ riefen die Frauen wie aus einem Munde.

„Nicht wahr, Tante Brigitte, das nennt man überraſchen!“

„Junge,“ ſagte die Alte noch halb erzürnt; „in deinem modiſchen Rock ſteckt doch noch der alte Hans Dampf; wenn du dich anſagſt, kann man ſich zu Tode warten, und wenn du kommſt, könnte man vor Schreck den Tod davon haben.“

„Nun, nun, Tante Brigitte; ihr ſollt mich auch bald genug ſchon wieder los werden; unſereiner hat nicht lange Zeit zu feiern.“

„Ei, Heinrich,“ ſagte die gute Tante, indem ſie ihn mit ſichtlicher Zufriedenheit betrachtete, „ſo ſollte es nicht gemeint ſein! Was du geſund ausſiehſt, Junge! Nun aber hilf auch mir noch ein paar Augenblicke mit deiner hübſchen Leibeslänge!“

Mit einem Satz war Heinrich über den Ladentiſch hinüber und ſtand gleich darauf auf der Fenſterbank, das Gardinenbrett mit den daranhängenden weißen Fahnen in den Händen.

Als kurz darauf ein gemeſſenes Läuten der Thürſchelle die Ankunft des bisher abweſenden Hausherrn anzeigte, ſaß Heinrich bereits wohl verſorgt im Zimmer vor dem Kaffeetiſche, den aufhorchenden Frauen Wunder der Großſtadt und ſeiner eigenen Thätigkeit verkündend. Gleich darauf ſtand er dem Vater gegenüber, und dieſer ergriff ſeine beiden Hände und ſah ihm mit verhaltenem Athem in die Augen. „Mein Sohn!“ ſagte er endlich; und Heinrich fühlte, wie aus dem Körper des alten Mannes ein Zittern in den ſeinen überging.

Noch lange, als ſie ſchon mit den Anderen am Tiſche ſaßen, hingen ſo die Blicke des Vaters an des Sohnes Antlitz, während deſſen bald wieder in Fluß gekommene Reden faſt unverſtanden an ſeinem Ohr vorübergingen. Heinrich ſchien ihm äußerlich faſt ein Fremder; die Aehnlichkeit mit Juliane war zurückgetreten, er ſagte ſich das mit ſchmerzlicher Befriedigung; die Zeit ſeines Fortganges aus der

Vaterſtadt, obgleich nur wenige Jahre ſeitdem vergangen waren, lag jetzt weit dahinter. Ein freudiger Gedanke erfüllte plötzlich das Herz des Vaters: was auch damals geſchehen war, es war nur der Fehler eines in der Entwickelung begriffenen, noch knabenhaften Jünglings, wofür die Verantwortlichkeit dem jetzt vor ihm ſitzenden Manne nicht mehr aufgebürdet werden konnte. Carſten faltete unwillkürlich ſeine Hände; als Anna's Blicke ſich zufällig auf ihn wandten, hörte auch ſie nicht mehr auf Heinrich's Wunderdinge: ihr alter Ohm ſaß da, als ob er betete.

Später freilich, als Sohn und Vater ſich allein gegenüberſaßen, mußte Heinrich auch dieſem Rede ſtehen. Er war jetzt auf einer Geſchäftsreiſe für ſeine Firma; am zweiten Feſttag ſchon mußte er weiter, dem Norden zu. Aus dem eleganten Taſchenbuche, das Heinrich hervorzog, wurde Carſten in manche Einzelnheiten eingeweiht, und er nickte zufrieden, da er den Sohn in wohlgeordneter Thätigkeit erblickte. Weniger deutlich waren die Mittheilungen, die Heinrich über ſeine auf eigene Hand betriebenen Geſchäfte machte; er verſtand es, über dieſe ſelbſt mit leichter Andeutung fortzugehen und ſich dagegen ausführlich über neue Unternehmungen auszulaſſen, die mit dem unzweifelhaften Gewinn der erſteren begonnen werden ſollten. Carſten war in ſolchen Dingen nicht erfahren; aber wenn in Heinrich's wortreicher Darlegung die Projecte immer höher ſtiegen und das Gold aus immer reicheren Quellen floß, dann war es mitunter, als blickten wieder Julianens Züge aus des Sohnes Antlitz, und zugleich in Angſt und Zärtlichkeit ergriff er deſſen Hände, als könnte er ihn ſo auf feſtem Boden halten.

Dennoch, als ſie am anderen Vormittage mit einander in der Kirche ſaßen, konnte er ſich einer kleinen Genugthuung nicht erwehren, wenn über den Geſangbüchern in allen Bänken ſich die Köpfe nach dem ſtattlichen jungen Mann herumwandten; ja, es war ihm faſt leid, daß heute nicht auch Herr Jaspers aus ſeinem gewohnten Stuhl herüberpſalmodirte.

Am Nachmittage, während drinnen Carſten und Brigitte ihr Schläfchen hielten, ſaßen Heinrich und Anna draußen auf der Bank unter dem Birnbaume. Auch ſie hielten Mittagsruhe, nur daß die jungen

Augen nicht zufielen wie die alten drinnen; zwar ſprachen ſie nicht, aber ſie hörten auf den Sommergeſang der Bienen, der tönend aus dem mit Blüthen überſchneiten Baume zu ihnen herabklang. Bisweilen, und dann immer öfter, wandte Anna den Kopf und betrachtete verſtohlen das Geſicht ihres Jugendgeſpielen, der mit ſeinem Spazierſtöckchen den Namen einer berühmten Kunſtreiterin in den Sand ſchrieb. Sie konnte ſich noch immer nicht zurechtfinden; der bärtige Mann an ihrer Seite, deſſen Stimme einen ſo ganz anderen Klang hatte, war das der Heinrich noch von ehedem? — Da flog ein Staar vom Dach herab auf die Einfaſſung des Brunnens, blickte ſie mit ſeinen blanken Augen an und begann mit geſchwellter Kehle zu ſchnattern, als wollte er ihr ins Gedächtniß rufen, wer dort ſtatt ſeiner einſt geſeſſen habe. Anna öffnete die Augen weit und blickte hinauf nach einem Stückchen blauen Himmels, das durch die Zweige des Baumes ſichtbar war; ſie fürchtete den Schatten, der drunten aus der Brunnenecke in dieſen goldenen Sommertag hineinzufallen drohte.

Aber auch Heinrich's Erinnerung war durch den geſchwätzigen Vogel geweckt worden; nur ſahen ſeine Augen keinerlei Schatten aus irgend einer Ecke. „Was meinſt du, Anna,“ ſagte er, mit ſeinem Stöckchen nach dem Brunnen zeigend; „glaubſt du, daß ich damals wirklich in das dumme Ding hineingeſprungen wäre?“

Sie erſchrak faſt über dieſe Worte. „Wenn ich es glauben müßte,“ erwiderte ſie, „ſo wäreſt du jedenfalls nicht werth geweſen, daß ich dich davon zurückgeriſſen hätte.“

Heinrich lachte. „Ihr Frauen ſeid ſchlechte Rechenmeiſter! Dann hätteſt du mich ja jedenfalls nur ſitzen laſſen können!“

„O Heinrich, ſage lieber, daß ſo etwas nie — nie wieder geſchehen könne!“

Statt der Antwort zog er ſeine koſtbare goldene Uhr aus der Taſche und ließ dieſe und die Kette vor ihren Augen ſpielen. „Wir machen jetzt ſelbſt Geſchäfte,“ ſagte er dann; „nur noch einige Monate weiter, da werfe ich den Erben des Senators die paar lumpigen Thaler vor die Füße; wollen ſie's nicht aufheben, ſo mögen ſie es bleiben laſſen; denn freilich, bezahlt muß ſo was werden.“

„Sie werden es ſchon nehmen, wenn du es beſcheiden bieteſt,“ ſagte Anna.

„Beſcheiden?“ Er hatte ſich vor ihr hingeſtellt und ſah ihr ins Geſicht, das ſie ſitzend zu ihm erhoben hatte. „Nun, wenn du meinſt,“ ſetzte er wie gedankenlos hinzu, während ſeine Augen den Ausdruck aufmerkſamer Betrachtung annahmen. „Weißt du wohl, Anna,“ rief er plötzlich, „daß du eigentlich ein verflucht hübſches Mädchen biſt!“

Die Worte hatten ſo ſehr den Ton unwillkürlicher Bewunderung, daß Anna faſt verlegen wurde. „Du haſt dir wohl andere Augen aus Hamburg mitgebracht,“ ſagte ſie.

„Freilich, Anna; ich verſtehe mich jetzt darauf! Aber weißt du auch wohl, daß du nun bald dreiundzwanzig Jahre alt biſt! Warum haſt du immer noch keinen Mann?“

„Weil ich keinen wollte. Was ſind das für Fragen, Heinrich!“

„Ich weiß wohl, was ich frage, Anna; heirathe mich, dann biſt du aus aller Verlegenheit.“

Sie ſah ihn zornig an. „Das ſind keine ſchönen Späße!“

„Und warum ſollen es denn Späße ſein?" erwiderte er und ſuchte ihre Hand zu faſſen.

Sie richtete ſich faſt zu gleicher Höhe vor ihm auf. „Nimmer, Heinrich, nimmer." Und als ſie dieſe Worte, heftig mit dem Kopfe ſchüttelnd, ausgeſtoßen hatte, machte ſie ſich los und ging ins Haus zurück; aber ſie war blutroth dabei geworden bis in ihr blondes Stirnhaar hinauf.

* * *

Die Geſchäfte, von denen Heinrich ſich goldene Berge verſprochen hatte, mußten doch einen anderen Erfolg gehabt haben. Kaum einen Monat nach ſeiner Abreiſe kamen Briefe aus Hamburg, von ihm ſelbſt und auch von Dritten, deren Inhalt Carſten den Frauen zu verbergen wußte, der ihn aber veranlaßte, ſich bei ſeinem Gönner, dem ſowohl im bürgerlichen als im peinlichen Rechte wohlerfahrenen alten Bürgermeiſter, eine vertrauliche Beſprechung zu erbitten. Und ſchon am nächſten Abend im Rathsweinkeller raunte Herr Jaspers bei ſeinem Spitzglas Rothen ſeinem Nachbar, dem Stadtwagemeiſter, zu, der alte Carſtens — der Narr mit ſeinem liederlichen Jungen — es ſei aus guter Quelle, daß er Vormittags mehrere ſeiner beſten Hypothekverſchreibungen mit einer hübſchen Draufgabe gegen Baares umgeſetzt habe. Der Stadtwagemeiſter wußte ſchon noch mehr: das Geld, eine große Summe, war bereits am Nachmittage nach Hamburg auf die Poſt gegeben. Man kam überein, es müſſe dort etwas geſchehen ſein, das raſche und unabweisbare Hülfe erfordert habe. „Hülfe!“ wiederholte Herr Jaspers, mit den dünnen Lippen behaglich den Reſt ſeines Rothen ſchlürfend; „Hans Chriſtian wollte auch der Katze helfen und füllte kochend Waſſer in die Keſſelfalle!“

Jedenfalls, wenn eine Gefahr vorhanden geweſen war, ſo ſchien ſie für dies Mal abgewendet; ſelbſt Herr Jaspers konnte nichts Weiteres erkundſchaften, und was an Geſprächen darüber in der kleinen Stadt geſummt hatte, verſtummte allmälig. Nur an Carſten zeigte ſich von dieſer Zeit an eine auffallende Veränderung; ſeine noch immer hohe Geſtalt ſchien plötzlich zuſammengeſunken, die ruhige Sicherheit ſeines Weſens war wie ausgelöſcht; während er das eine Mal erſichtlich den Blicken der Menſchen auszuweichen ſuchte, ſchien er ein ander Mal in ihnen faſt ängſtlich eine Zuſtimmung zu ſuchen, die er ſonſt nur in ſich ſelbſt gefunden hatte. Ueber mancherlei unbedeutende Dinge konnte er in jähem Schreck zuſammenfahren; ſo, wenn unerwartet an ſeine Stubenthür geklopft wurde, oder wenn der Poſtbote Abends zu ihm eintrat, ohne daß er ihn vom Fenſter aus vorher geſehen hatte. Man hätte glauben können, der alte Carſten habe ſich noch in ſeinen hohen Jahren ein böſes Gewiſſen zugelegt.

Die Frauen ſahen das; ſie hatten auch wohl ihre eigenen Gedanken, im Uebrigen aber trug Carſten ſeine Laſt allein; nur ſprach er mitunter ſein Bedauern aus, daß er ſtatt aller anderen Dinge nicht lieber ſeine ganze Kraft auf die Vergrößerung des ererbten Geſchäftes gelegt habe, ſo daß Heinrich es jetzt übernehmen und in ihrer Aller Nähe leben könnte. — Es ſtand nicht zum beſten in dem Hauſe an der Twiete; denn auch Tante Brigitte, deren ſorgende Augen ſtets an ihrem Bruder hingen, kränkelte; nur aus Anna's Augen leuchtete immer wieder die unbeſiegbare Heiterkeit der Jugend.

Es war an einem heißen Septembernachmittag, als die Glocke an der Hausthür läutete und gleich darauf Tante Brigitte aus der Küche, wo ſie mit Anna beſchäftigt war, auf den Flur hinaustrat. „In Chriſti Namen!“ rief ſie, „da kommt der Stadtunheilsträger, wie der Herr Bürgermeiſter ihn nennt! Was will der von uns!“

„Fort mit Schaden!“ ſagte Anna und klopfte mit dem Meſſer, das ſie in der Hand hielt, unter den Tiſch. „Nicht wahr, Tante, das hilft?“

Mittlerweile ſtand der Berufene ſchon vor der offenen Küchenthür. „Ei, ſchönſten guten Tag miteinander!“ rief er mit ſeiner Altweiberſtimme, indem er mit ſeinem blaucarrirten Taſchentuche ſich die Schweißtropfen von den Haarſpitzen ſeiner fuchſigen Perrücke trocknete. „Nun, wie geht's, wie geht's? Freund Carſtens zu Hauſe? Immer fleißig an der Arbeit?“

Aber bevor er noch eine Antwort bekommen konnte, hatte er die alte Jungfrau mit einem neugierigen Blick gemuſtert. „Ei, ei, Brigittchen, Ihr ſeht übel aus; Ihr habt verſpielt, ſeit wir uns nicht geſehen.“

Tante Brigitte nickte. „Freilich, es will nicht mehr ſo recht; aber der Phyſikus meint, jetzt bei dem ſchönen Wetter werd' es beſſer werden."

Herr Jaspers ließ ein vergnügliches Lachen hören. „Ja, ja, Brigittchen, das meinte der Phyſikus auch bei der kleinen däniſchen Marie im Kloſter, als ſie die Schwindſucht hatte. Ihr wißt, ſie nannte ihr Stübchen immer „min lütje Paradies" — er lachte wieder höchſt vergnüglich — „aber ſie mußte doch fort aus dat lütje Paradies."

„Gott bewahr' uns in Gnaden," rief Tante Brigitte, „Ihr alter Menſch könntet einem ja mit Euren Reden den Tod auf den Hals jagen!"

„Nun, nun, Brigittchen: alte Jungfern und Eſchenſtangen, die halten manche Jahre!"

„Jetzt aber macht, daß Ihr aus meiner Küche kommt, Herr Jaspers," ſagte Brigitte; „mein Bruder wird Euch beſſer auf Eure Complimente dienen."

Herr Jaspers retirirte; zugleich aber hob er ſich die dampfende Perrücke von ſeinem blanken Schädel und reichte ſie auf einem Finger gegen Anna hin. „Jungfer," ſagte er, „ſei Sie doch ſo gut und hänge Sie mir derweile das Ding zum Trocknen auf

Ihren Plankenzaun; aber paſſ' Sie auch ein wenig auf, daß es die Katz' nicht holt."

Anna lachte. „Nein, nein, Herr Jaspers; tragt Euer altes Scheuſal nur ſelbſt hinaus! Und unſere Katz', die frißt ſolch rothe Ratzen nicht."

„So, ſo? Ihr ſeid ja ein naſeweiſes Ding!" ſagte der Stadtunheilsträger, beſah ſich einen Augenblick ſeinen abgehobenen Haarſchmuck, trocknete ihn mit ſeinem blaucarrirten Taſchentuche, ſtülpte ihn wieder auf und verſchwand gleich darauf in der Thür des Wohnzimmers.

Als Carſten, der bei ſeinen Rechnungsbüchern ſaß, Herrn Jaspers' vor Geſchäftigkeit funkelnde Aeuglein durch die Stubenthür erſcheinen ſah, legte er mit einer haſtigen Bewegung ſeine Feder hin. „Nun, Jaspers," ſagte er, „was für Botſchaft führt Ihr denn heute wiederum ſpazieren?"

„Freilich, freilich, Freundchen," erwiderte Herr Jaspers, „aber Ihr wißt ja, des Einen Tod, des Anderen Brot!"

„Nun, ſo macht es kurz und ſchüttet Eure Taſchen aus!"

Herr Jaspers ſchien den geſpannten Blick nicht zu beachten, der aus den großen, tiefliegenden Augen auf ſein kleines, faltenreiches Geſicht gerichtet war. „Geduld, Geduld, Freundchen!“ ſagte er und zog ſich behaglich einen Stuhl herbei — „alſo: der kleine Krämer in der Süderſtraße, wo die Oſtenfelder immer ihre Nothdurft holen — Ihr kennt ihn ja; das Kerlchen hatte immer eine blanke wohlgekämmte Haartolle; aber das hat ihm nichts geholfen, Carſten, nicht für einen Sechsling! Ich hoffe nicht, daß Ihr mit dieſem kleinen Kiebitz irgendwo verwandt ſeid.“

„Ihr meint durch meinen Geldbeutel? Nein, nein, Jaspers; aber was iſt mit dem? Es war bei ſeinen Eltern eine gute Brotſtelle.“

„Allerdings, Carſten; aber eine gute Brotſtelle und ein dummer Kerl, die bleiben doch nicht lang zuſammen; er muß verkaufen. Ich hab's in Händen; viertauſend Thaler Anzahlung, fünftauſend protocollirte Schulden gehen in den Kauf. — Nun? Guckt Ihr mich an? — Aber ich dachte gleich, das wäre ſo etwas für Euren Heinrich, wie es Euch nicht alle Tage in die Hände läuft!“

Carſten hörte das; er wagte nicht zu antworten;

unruhig ſchob er die Papiere, die vor ihm lagen, durch einander. Dann aber ſagte er, und die Worte ſchienen ihm ſchwer zu werden: „Das geht noch nicht; mein Heinrich muß erſt noch älter werden!“

„Aelter werden?“ Herr Jaspers lachte wieder höchſt vergnüglich. „Das meinte auch unſer Paſtor von ſeinem Jungen; aber, Freundchen, was zu einem Eſel geboren iſt, wird ſein' Tage nicht kein Pferd.“

Carſten ſpürte ſtarken Drang, gegen ſeinen Gaſt ſein Hausrecht zu gebrauchen; aber er fürchtete unbewußt, die Sache ſelber mit zur Thür hinauszuwerfen.

„Nein, nein, Freundchen,“ fuhr der Andere unbeirrt fort; „ich weiß Euch beſſeren Rath: eine Frau müßt Ihr dem Heinrich ſchaffen, verſteht mich, eine fixe; und eine, die auch noch ſo ein paar Tauſende in bonis hat! Nun“ — und er machte mit ſeiner Fuchsperrücke eine Bewegung nach der Gegend der Küche hin — „Ihr habt ja Alles nahe bei.“

Carſten ſagte faſt mechaniſch: „Was Ihr Euch doch um anderer Leute Kinder für Sorgen macht!“

Aber Herr Jaspers war aufgeſtanden und ſah mit einem ſchlauen Blick auf den Sitzenden hinab.

„Ueberlegt's Euch, Freundchen, ich muß noch auf die Kämmerei; bis morgen halt ich Euch die Sache offen."

Er war bei dieſen Worten ſchon zur Thür hinaus. Carſten blieb mit aufgeſtütztem Kopf an ſeinem Tiſche ſitzen; er ſah es nicht, wie gleich darauf, während Herrn Jaspers' hoher Cylinder ſich draußen an den Fenſtern vorüberſchob, die kleinen zudringlichen Augen noch einen ſcharfen Blick ins Zimmer warfen.

* * *

Die Vorſchläge des „Stadtunheilträgers" ſchienen dennoch nachgewirkt zu haben. — Das war es ja, wonach Carſten ſich ſo lange umgeſehen; das zu Kauf geſtellte, jetzt zwar herabgekommene Geſchäft konnte bei guter Führung und ohne zu hohe Zinſenlaſt als eine ſichere Verſorgung gelten. Hier am Orte konnte der Vater ſelbſt ein Auge darauf halten, und Heinrich würde allmälig auf ſich ſelber ſtehen lernen. Carſten faßte ſich ein Herz; mit zitternder Hand holte er noch einmal aus ſeinem Schreibpult jene Hamburger Briefe, die ihm vor nicht langer Zeit den größten Theil ſeines kleinen Vermögens gekoſtet hatten, und las ſie, einen nach dem anderen, ſorgſam durch. Dem letzten lag ein quittirter Wechſel bei; der Name unter dem Accept war mit vielen Strichen unleſerlich gemacht.

Wie oft hatte er jene Briefe nicht ſchon durchgeſehen, um immer aufs Neue ſich zu überzeugen, daß Alles geordnet ſei, daß für die Zukunft kein Unheil mehr daraus entſtehen könne! Aber ſie ſollten endlich nun vernichtet werden. Er zerriß ſie in kleine Fetzen und warf ſie in den Ofen, wo dann das erſte Winterfeuer ſie ganz verzehren mochte.

Als habe er heimlich eine böſe That begangen, ſo leiſe drückte er die Thür des Ofens wieder zu. Dann ſtand er lange noch vor ſeinem offenen Pulte, den Schlüſſel in der Hand; er athmete mühſam, und ſein grauer Kopf ſank immer tiefer auf die Bruſt. Aber dennoch — und immer wieder ſtand ihm das vor Augen — wozu die Verhältniſſe der Großſtadt den ſchwachen Sohn verführt hatten, hier in der kleinen Stadt war das unmöglich! Wenn er ihn nur bald, nur gleich zur Stelle hätte! Eine fieberhafte Angſt befiel ihn, ſein Sohn könne eben jetzt, im letzten Augenblick, wo doch vielleicht der ſichere

Hafen ihm bereit ſtehe, noch einmal ſich in jenen Strudel wagen.

Das Pult zwar wurde endlich abgeſchloſſen; aber wohl eine Stunde lang ging der ſonſt nie müßige Mann wie zwecklos in Haus und Hof umher, ſprach bald mit den Frauen ein Wort über Dinge, um die er ſich nie zu kümmern pflegte, bald ging er durch den Peſel in den Hof, um die ſeit lange hergeſtellte Brunneneinfaſſung zu beſichtigen. Von hier zurückkommend, öffnete er eine Thür, die aus dem Peſel in einen Seitenbau und in deſſen oberem Stockwerk zu Julianens Sterbekammer führte. Die ſchmale, ſeit Jahren nicht gebrauchte Treppe krachte unter ſeinen Tritten, als führe die alte Zeit aus ihrem Schlafe auf. Droben in der Kammer, unter dem Fenſter, das auf die düſtere Twiete ging, ſtand ein leeres, von Würmern halb zerſtörtes Bettgeſtell. Carſten zog den einzigen Stuhl heran und blieb hier ſitzen. Vor ſeinen Augen füllten ſich die nackten Bretter; aus weißen Kiſſen ſah ein blaſſes Antlitz, zwei brechende Augen blickten ihn an, als wollten ſie ihm jetzt verheißen, was zu gewähren doch zu ſpät war.

Erſt ſpät am Nachmittage ſaß Carſten wieder an ſeinem Arbeitstiſch. Doch waren es nicht die gewohnten Dinge, die er heute vornahm; eine Curatelrechnung, obwohl ſie morgen zur Concursſache eingereicht werden ſollte, war bei Seite geſchoben und dagegen ein kleines Buch aus dem Pult genommen, das den Nachweis des eigenen Vermögensſtandes enthielt; die großen dunkeln Augen irrten unſtät über die aufgeſchlagenen Paginas. Der Alte ſeufzte; über die beſten Nummern war ein rother Strich gezogen. Dennoch begann er ſorgſam ſeinen status aufzuſtellen: was gegenwärtig an Mitteln noch vorhanden war, worauf er in Zukunft noch zu rechnen hatte. Da es nicht reichen wollte, calculirte er überdies den Werth ſeiner kleinen Marſchfenne, die er bisher noch immer feſtgehalten hatte; aber die Landpreiſe waren in jener Zeit nur unerheblich. Er dachte daran, zu ſeinen übrigen Arbeiten noch ein ſtädtiſches Amt zu übernehmen, das man ihm neulich angeboten, das er aber ſeiner geſchwächten Geſundheit halber nicht anzunehmen gewagt hatte; nun meinte er, er ſei zu zag geweſen; gleich morgen wolle er ſich zu der noch immer unbeſetzten Stelle melden. Und aufs Neue machte er ſeine Berechnung; aber das gehoffte Reſultat wollte nicht erſcheinen. Er legte die Feder hin und wiſchte ſich den Schweiß aus ſeinen grauen Haaren.

Da klang ihm vor den Ohren, was Herr Jaspers ihm gerathen hatte, und ſeine Gedanken begannen in den wohlhabenden Bürgerhäuſern herum zu wandern. Freilich, es waren ſchon Mädchen dort zu finden, wirthſchaftlich und ſittſam, und einzelne — ſo dachte er — wohl feſt genug, um einen ſchwachen Mann zu ſtützen; aber würde er für ſeinen Heinrich dort anzuklopfen wagen?

Während er ſich ſelbſt zur Antwort langſam ſeinen Kopf ſchüttelte, trat Anna in der ganzen heiteren Entſchloſſenheit ihres Weſens in die Stube; wie ein Aufleuchten flog es über ſeine Augen, und unwillkürlich ſtreckte er beide Arme nach ihr aus.

Anna ſah ihn befremdet an. „Wolltet Ihr was, Carſten Ohm?“ fragte ſie freundlich.

Carſten ließ die Arme ſinken. „Nein, Kind,“ ſagte er faſt beſchämt, „ich wollte nichts; laß dich nicht ſtören; du wollteſt wohl zum Vesperbrote anrichten.

Er nahm wieder die Feder, als wolle er in der vor ihm liegenden Berechnung fortfahren; aber ſeine Augen blieben an dem Mädchen hängen, während dieſe den Klapptiſch von der Wand ins Zimmer rückte und dann, kaum hörbar, mit ihrer ſicheren Hand die Dinge zum gewohnten Abendthee zurecht ſetzte. Ein Bild der Zukunft ſtieg in ſeiner Seele auf, vor dem er alle ſeine Sorgen niederlegte. — — Aber nein, nein; er hatte immer treu für dieſes Kind geſorgt! Ja, wenn das Letzte nicht geſchehen wäre!

Er war aufgeſtanden und vor ſein beſcheidenes Familienbild getreten. Als er es anſah, ſchien ihm das gemalte Abendroth zu flammen, und die Schattengeſtalten begannen einen Körper anzunehmen. Er nickte ihnen zu; ja, ja, das war ſein Vater, ſeine Großmutter; das waren ehrliche Leute, die da ſpazieren gingen!

— — Als bald darauf die Hausgenoſſen beim Abendbrot zuſammenſaßen, forſchten Brigittens ſchweſterliche Augen immer eindringlicher in des Bruders Antlitz, das den Ausdruck der Verſtörung nicht verhehlen konnte. „Thu's von dir, Carſten!“ ſagte ſie endlich, ſeine Hand erfaſſend. „Was für eine Tracht

Unheils hat der elende Menſch denn dieſes Mal auf dich abgeladen?“

„Kein Unheil juſt, Brigitte,“ erwiderte Carſten, „nur eine Hoffnung, die ſich nicht erfüllen kann.“ Und dann berichtete er den Frauen von dem Anbot des Geweſes, von ſeinen Wünſchen und endlich — daß es ſich denn doch nicht zwingen laſſe.

Es folgte eine Stille nach dieſen Worten. Anna ſchaute auf das Theekraut in ihrer leeren Taſſe; aber ſie fand kein Orakel darin, wie die alten Weiber das verſtehen. Ihr kleiner Reichthum drückte ſie wieder einmal; endlich faßte ſie ſich Muth, und die Augen zu ihrem Pflegevater aufhebend, ſagte ſie leiſe: „Ohm!“

„Was meinſt du, Kind?“

— „Zürnt mir nicht, Ohm! Aber Ihr habt nicht gut gerechnet!“

„Nicht gut gerechnet! Anna, willſt du es etwa beſſer machen?“

„Ja, Ohm!“ ſagte ſie feſt, und ein paar helle Thränen ſprangen aus ihren blauen Augen: „ſind meine dummen Thaler denn auch dieſes Mal nicht zu gebrauchen?“

Carſten blickte eine Weile ſchweigend zu ihr hinüber. „Ich hätte es mir von dir wohl denken ſollen," ſagte er dann; „aber, nein, Anna, auch dies Mal nicht."

— „Weshalb nicht? Saget nur, weshalb nicht?"

„Weil eine ſolche Vermögensanlage keine Sicherheit gewährt."

„Sicherheit?" — — Sie war aufgeſprungen, und ſeine beiden Hände ergreifend, war ſie vor ihm hingekniet; ihr junges Antlitz, das ſie jetzt zu ihm erhob, war ganz von Thränen überſtrömt. „Ach, Ohm, Ihr ſeid ſchon alt; Ihr haltet das nicht aus; Ihr ſolltet nicht ſo viele Sorgen haben!"

Aber Carſten drängte ſie von ſich. „Kind, Kind, du willſt mich in Verſuchung führen; weder ich noch Heinrich dürfen ſolches annehmen."

Hülfe ſuchend wandte Anna den Kopf nach Tante Brigitte; die aber ſaß wie ein Bild, die Hände vor ſich auf den Tiſch gefaltet. „Nun, Ohm," ſagte ſie, „wenn Ihr mich zurückſtoßet, ſo werde ich an Heinrich ſelber ſchreiben."

Carſten legte ſanft die Hand auf ihren Kopf.

„Gegen meinen Willen, Anna? Das wirſt du nimmer thun.“

Das Mädchen ſchwieg einen Augenblick; dann ſchüttelte ſie leiſe den Kopf unter ſeiner Hand. „Nein, Ohm, das iſt wohl wahr, nicht gegen Euren Willen. Aber ſeid nicht ſo hart: es gilt ja doch ſein Glück!“

Carſten hob ihr Antlitz von ſeinen Knieen zu ſich auf und ſagte: „Ja, Anna, das denk' ich auch; aber den Einſatz darf nur Einer geben; der Eine, der ihm auch das Leben gab. Und nun, mein liebes Kind, nichts mehr von dieſer Sache!“

Er drückte ſie ſanft von ſich ab; dann ſchob er ſeinen Stuhl zurück und ging hinaus.

Anna blickte ihm nach; bald aber ſprang ſie auf und warf ſich Tante Brigitte in die Arme.

„Wir wollen es dem lieben Gott anheimſtellen,“ ſagte die alte Frau; „ich habe dieſes Mal meinen Bruder wohl verſtanden.“ Dann hielt ſie das große Mädchen noch lange in ihren Armen.

— — Carſten war in den Hof gegangen. In der ſchon eingetretenen Dunkelheit ſaß er unter dem alten Familienbaum, der längſt von Früchten leer war und aus deſſen Krone er jetzt Blatt um Blatt neben ſich zu Boden fallen hörte. Er dachte rückwärts in die Vergangenheit; und bald waren es Bilder, die von ſelber kamen und vergingen. Die Geſtalt ſeines ſchönen Weibes zog an ihm vorüber, und er ſtreckte die Arme in die leere Luft; er wußte ſelbſt nicht, ob nach ihr oder nach dem fernen Sohn, der ihn noch unauflöslicher an ihren Schatten band. Dann wieder ſah er ſich ſelber auf der Bank ſitzen, wo er gegenwärtig ſaß; aber als einen Knaben, mit einem Buche in der Hand; aus dem Hauſe hörte er die Stimme ſeines Vaters, und der kleine Peter kam auf ſeinem Steckenpferde in den Hof geritten. Bald aber mußte er ſich fragen, weshalb dieſes friedensvolle Bild ihn jetzt mit ſolchem Weh erfüllte. Da überkam's ihn plötzlich: „Damals — — ja, damals hatte er ſein Leben ſelbſt gelebt; jetzt that ein Anderer das; er hatte nichts mehr, das ihm ſelbſt gehörte — — keine Gedanken — — keinen Schlaf —“

Er ließ ſeinen müden Körper gegen den Stamm des Baumes ſinken; faſt beruhigend klang der leiſe Fall der Blätter ihm ins Ohr.

— — Aber es ſollte noch ein Anderes geſchehen, ehe dieſer Tag zu Ende ging. — Drinnen hatte Brigitte ſich endlich in gewohnter Weiſe an ihr Spinnrad geſetzt, und Anna begann den Tiſch abzuräumen. Als ſie mit dem Geſchirr auf den Flur hinaustrat, ging eben der Poſtbote vorüber. „Für die Mamſell," ſagte er und reichte ihr einen Brief durch die halb offene Hausthür. Bei dem Lichte, das auf dem Ladentiſch brannte, erkannte Anna mit Verwunderung in der Adreſſe Heinrich's Handſchrift; er hatte niemals ſo an ſie geſchrieben. Nachdenklich nahm ſie das Licht und zog, als ſie hinein getreten war, die Thür der Küche hinter ſich ins Schloß.

Es dauerte lange, bevor ſie wieder in die Stube kam; aber Brigitte hatte es nicht gemerkt; ihr Spinnrad ſchnurrte gleichmäßig weiter, während Anna wie alle Tage jetzt den Tiſch zuſammenklappte und wieder an die Wand ſetzte. Nur etwas unſicherer und lauter geſchah das heute; von dem Briefe ſagte ſie weder der alten Frau noch ihrem Pflegevater, als dieſer nach einiger Zeit ins Zimmer kam und ſich an ſeine Bücher ſetzte.

Endlich gingen die Frauen in das Oberhaus nach ihrer gemeinſchaftlichen Schlafkammer, welche gegen den Hof hinaus lag. Die Fenſter hatten offen geſtanden und die Abendfriſche eingelaſſen; aber Anna konnte den Schlaf nicht finden; in das Rauſchen des Birnbaums trug der Wind in langen gemeſſenen Pauſen den Schall der Kirchenuhr herüber, und ſie zählte eine Stunde nach der anderen.

Auch Brigitte ſchien heute nicht zu ihrem Recht zu kommen; denn ſie ſetzte ſich auf und ſah nach dem Bette des Mädchens, das dem ihrigen gegenüber an der Wand ſtand. „Kind, haſt du noch immer nicht geſchlafen?“ fragte ſie.

— „Nein, Tante Brigitte.“

„Nicht wahr, du grämſt dich um meinen alten Bruder? Aber ich kenne ihn, bitte ihn nicht mehr darum; es wäre ganz um ſeine Ruh geſchehen, wenn du ihn bereden könnteſt.“

Anna antwortete nicht.

„Schläfſt du, Kind?“ fragte Brigitte wieder.

— „Ich will es verſuchen, Tante.“

Brigitte fragte nicht mehr; Anna hörte ſie bald im ruhigen Schlummer athmen.

* * *

Es war faſt Vormittag, als das junge Mädchen aus einem tiefen Schlaf erwachte, den ſie endlich doch gefunden und aus dem die gute Tante ſie nicht hatte wecken wollen. Raſch war ſie in den Kleidern und ging ins Unterhaus hinab, wo ſie durch die offene Thür des Peſels Brigitte an einem der dort befindlichen großen Schränke beſchäftigt ſah; aber ſie ging nicht zu ihr, ſondern in die Küche und ließ ſich auf dem hölzernen Stuhl am Herde nieder. Nachdem ſie von dem Kaffee, der für ſie warm geſtellt war, in eine Taſſe geſchenkt, eine Weile müßig davor geſeſſen und dann dieſelbe zur Hälfte ausgetrunken hatte, ſtand ſie mit einer entſchloſſenen Bewegung auf und trat gleich darauf ins Wohnzimmer.

Carſten ſtand am Fenſter und ſchaute müßig auf den Hafenplatz hinaus. Jetzt wandte er ſich langſam zu der Eintretenden: „Du haſt nicht ſchlafen können,“ ſagte er, ihr die Hand reichend.

— „O doch, Ohm; ich hab ja nachgeſchlafen.“

„Aber du biſt blaß, Anna. Du biſt zu jung, um für anderer Leute Sorgen deinen Schlaf zu geben.“

„Anderer Leute, Ohm?“ Sie ſah ihm eine Weile ruhig in die Augen. Dann ſagte ſie: „Ich habe auch für mich ſelber viel zu denken gehabt.“

— „So ſprich es aus, wenn du meinſt, daß ich dir rathen kann!“

„Sagt mir nur,“ erwiderte ſie haſtig, „iſt das Geweſe in der Süderſtraße noch zu kaufen? Ich hab's doch nicht verſchlafen? Herr Jaspers iſt doch nicht ſchon wieder hier geweſen?“

Carſten ſagte faſt hart: „Was ſoll das, Anna? Du weißt, daß ich es nicht kaufen werde.“

— „Das weiß ich, Ohm, aber — —“

„Nun, Anna, was denn: aber?“

Sie war dicht vor ihn hingetreten. „Ihr ſagtet geſtern, ich dürfe nicht zu Heinrich's Glück den Einſatz geben; aber — wenn Ihr geſtern Recht hattet, es iſt nun anders geworden über Nacht.“

„Laß das, Kind!“ ſagte Carſten; „du wirſt mich nicht bereden.“

„Ohm, Ohm!“ rief Anna, und eine freudige Zärtlichkeit klang aus ihrer Stimme; „es hilft Euch nun nichts mehr; denn Euer Heinrich hat mich zur Frau verlangt, und ich werde ihm mein Jawort geben.“

Carſten ſtarrte ſie an, als ſei der Blitz durch ihn hindurchgeſchlagen. Er ſank auf den neben ihm ſtehenden Lederſeſſel, und mit den Armen um ſich fahrend, als müſſe er unſichtbare Feinde von ſich abwehren, rief er heftig: „Du willſt dich uns zum Opfer bringen! Weil ich dein Geld allein nicht wollte, ſo giebſt du dich nun ſelber in den Kauf!“

Aber Anna ſchüttelte den Kopf: „Ihr irrt Euch, Ohm! So lieb Ihr mir auch Alle ſeid, das könnt' ich nimmer; danach bin ich nicht geſchaffen.“

Zaghaft, als könne ſein Wort das nahende Glück zerſtören, entgegnete Carſten: „Wie iſt denn das? Ihr waret doch alle Zeit nur wie Geſchwiſter!“

„Ja, Ohm!“ und ein faſt ſchelmiſches Lächeln flog über ihr hübſches Angeſicht; „ich habe das auch gemeint; aber auf einmal war's doch nicht mehr ſo.“ Dann plötzlich ernſt werdend, zog ſie einen Brief aus ihrer Taſche. „Da leſet ſelbſt,“ ſagte ſie, „ich erhielt ihn geſtern vor dem Schlafengehen.“

Seine Hände griffen danach; aber ſie bebten, daß ſeine Augen kaum die Zeilen faſſen konnten.

Was ſie ihm gegeben hatte, war der Brief eines Heimwehkranken. „Ich tauge nicht hier!“ ſchrieb

Heinrich: „ich muß nach Hauſe; und wenn du bei mir bleiben willſt, du, Anna, mein ganzes Leben lang, dann werde ich gut ſein, dann wird Alles gut werden.“

Der Brief war auf den Tiſch gefallen; Carſten hatte mit beiden Armen das Mädchen zu ſich herabgezogen. „Mein Kind, mein liebes Kind,“ flüſterte er ihr zu, während unaufhörlich Thränen aus ſeinen Augen quollen, „ja, bleibe bei ihm, verlaß ihn nicht; er war ja doch ein ſo guter kleiner Junge!“

Aber plötzlich, wie von einem inneren Schrecken getrieben, drückte er ſie wieder von ſich. „Haſt du es bedacht, Anna?“ ſagte er; — „ich könnte dir nicht rathen, meines Sohnes Frau zu werden.“

Ein leichtes Zucken flog über das Geſicht des Mädchens, während der alte Mann mit geſchloſſenen Lippen vor ihr ſaß. Ein paar Mal nickte ſie ihm zu: „Ja, Ohm,“ ſagte ſie dann, „ich weiß wohl, er iſt nicht der Bedachteſte, ſonſt hättet Ihr ja keine Sorgen; aber was damals, vor Jahren hier geſchah, Ihr ſagtet ſelbſt einmal, Ohm, es war ein halber Bubenſtreich; und wenn er auch den Erſatz noch nicht geleiſtet hat, ſo etwas iſt doch nicht mehr vorgekommen.“

Carſten erwiderte nichts. Unwillkürlich gingen ſeine Blicke nach dem Ofen, worin die Fetzen jener Briefe lagen. — Wenn er ſie jetzt hervorholte! Wenn er vor ihren Augen ſie jetzt wieder Stück für Stück zuſammenfügte! — Weder Anna noch Brigitte wußten von dieſen Dingen.

Seine Thränen waren verſiegt; aber er nahm ſein Schnupftuch, um ſich die hervorbrechenden Schweißperlen von der Stirn zu trocknen. Er verſuchte zu ſprechen; aber die Worte wollten nicht über ſeine Lippen.

Das ſchöne blonde Mädchen ſtand wieder aufgerichtet vor ihm; mit ſteigender Angſt ſuchte ſie die Gedanken von ſeinem ſtummen Antlitz abzuleſen.

„Ohm, Ohm!“ rief ſie. „Was iſt geſchehen? Ihr waret ſo ſtill und ſorgenvoll die letzte Zeit!“ — Aber als er wie flehend zu ihr aufblickte, da ſtrich ſie mit der Hand ihm die gefurchte Wange. „Nein, ſorget Euch nur nicht ſo ſehr: nehmt mich getroſt zur Tochter an; Ihr ſollet ſehen, was eine gute Frau vermag!“

Und als er jetzt in ihre jungen muthigen Augen blickte, da vermochte er das Wort nicht mehr vervorzubringen, vor dem mit einem Schlag ſeines Kindes Glück verſchwinden konnte.

Plötzlich ergriff Anna, die einen Blick durchs Fenſter gethan hatte, ſeine Hände. „Da kommt Herr Jaspers!“ ſagte ſie. „Nicht ſo? Ihr macht nun Alles richtig?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging ſie raſch zur Thür hinaus.

Da wurde ihm die Zunge frei. „Anna, Anna!“ rief er; wie ein Hülferuf brach es aus ſeinem Munde. Aber ſie hörte es nicht mehr; ſtatt ihrer ſchob ſich Herrn Jaspers' Fuchsperrücke durch die Stubenthür, und mit ihm hinein drängten ſich wieder die ſchmeichelnden Zukunftsbilder und halfen, unbekümmert um das Dunkel hinter ihnen, den Handel abzuſchließen.

⁂

Mit dem Eckhauſe an der anderen Seite der Twiete beginnt vom Hafenplatz nach Oſten zu die Krämerſtraße, deren gegenüberliegende Häuſerreihe, am Markt vorüber, ſich in der langen Süderſtraße fortſetzt. Dort, in einem geräumigen Hauſe, wohnten Heinrich und Anna. Vor dem Laden auf dem geräumigen Hausflur wimmelte es an den Markttagen jetzt wieder von einkaufenden Bauern, und Anna hatte dann vollauf zu thun, die Gewichtigeren von ihnen in die Stube zu nöthigen, zu bewirthen und zu unterhalten; denn das gewandte und umgängliche Weſen ihres Mannes hatte die Kundſchaft nicht nur zurückgebracht, ſondern auch vermehrt.

Carſten konnte es ſich nicht verſagen, täglich einmal bei ſeinen Kindern vorzugucken. Von dem Hafenplatze, dort wo die Schleuſe nach Oſten zu die Häuſerreihe unterbricht, führte ein anmuthiger Fußweg hinter den Gärten jener Straßen, auf welchem man derzeit zu einer beſtimmten Vormittagsſtunde ihn unfehlbar wandern ſehen konnte. Aber er gönnte ſich Weile; geſtützt auf ſeinen treuen Bambus, ſtand er oftmals im Schatten der hohen Gartenhecken und ſchaute nach der anderen Seite auf die Wieſen, durch welche der Meerſtrom ſich ins grüne Land hinausdrängt; jetzt zwar gebändigt durch die Schleuſe, im Herbſt oder Winter aber auch wohl darüber hinſtürzend, die Wieſen überſchwemmend und die Gärten arg verwüſtend. — Bei ſolchen Gedanken kamen Stock und Beine des Alten wieder in Bewegung:

er mußte ſogleich doch Anna warnen, daß ſie zum October ihre ſchönen Sellerie zeitig aus der Erde nehme. Hatte er dann das Lattenpförtchen zu Anna's Garten erreicht, ſo kam die hohe Frauengeſtalt ihm meiſtens auf dem langen Steige ſchon entgegen; ja, als es zum zweiten Male Sommer wurde, kam ſie nicht allein; ſie trug einen Knaben auf ihrem Arm, der ihr eigen und der auf den Namen ſeines Vaters getauft war. Und wie gut ihr das mütterliche Weſen ließ, wenn ſie, die friſche Wange an die ihres Kindes lehnend, leiſe ſingend den Garten hinabſchritt! Selbſt Carſten hatte auf dieſen Gängen jetzt Geſellſchaft; denn durch das Kind war, trotz ihrer vorgeſchrittenen Altersſchwäche, auch Brigitte in Bewegung gebracht. Unten am Pförtchen ſchon, wenn droben kaum die junge Frau mit dem Kinde aus den Bäumen trat, riefen die alten Geſchwiſter den Beiden zärtliche Worte zu. Brigitte nickte und Carſten winkte grüßend mit ſeinem Bambusrohr, und wenn ſie endlich nahe gekommen waren, ſo konnte Brigitte an dem Anblick des Kindes, Carſten noch mehr an dem der Mutter ſich kaum erſättigen.

— — Das Glück ging vorüber, ja, es war

ſchon fort, als Carſten und Brigitte noch in ſeinem Schein zu wandeln glaubten; ihre Augen waren nicht mehr ſcharf genug, um die feinen Linien zu gewahren, die ſich zwiſchen Mund und Wangen allmälig auf Anna's klarem Antlitz einzugraben begannen.

Heinrich, der anfänglich mit ſeinem raſch verfliegenden Feuereifer das Geſchäft angefaßt hatte, wurde bald des Kleinhandels und des dabei vermachten perſönlichen Verkehrs mit dem Landvolke überdrüſſig. Zu mehrerem Unheil war um jene Zeit wieder einmal ein großſprechender Speculant in die Stadt gekommen, nur wenig älter als Heinrich und deſſen Verwandter von mütterlicher Seite; er war zuletzt in England geweſen und hatte von dort zwar wenig Mittel, aber einen Kopf voll halbreifer Pläne mit herübergebracht, für die er bald Heinrich's lebhafte Theilnahme zu entzünden wußte.

Zunächſt verſuchte man es mit einem Viehexport auf England, der bisher in den Händen einer günſtig belegenen Nachbarſtadt geweſen war. Nachdem dies mißlungen war, wurde draußen vor der Stadt unter dem Seedeich ein Auſterbehälter angelegt, um mit den engliſchen Natives den hieſigen Pächtern Concurrenz zu machen; aber dem an ſich ausſichtsloſen Unternehmen fehlte überdies die ſachkundige Hand, und Carſten, deſſen Warnung man vorher verachtet hatte, mußte einen Poſten nach dem anderen decken und eine Schuld über die andere auf ſeine Grundſtücke einſchreiben laſſen.

Anna ſah jetzt ihren Mann nur ſelten einen Abend noch im Hauſe; denn der unverheirathete Vetter nahm ihn mit in eine Wirthsſtube, in der er den Beſchluß ſeines Tagewerkes zu machen pflegte. Hier beim heißen Glaſe wurden die Unternehmungen berathen, womit man demnächſt die kleine Stadt in Staunen ſetzen wollte; nachher, wenn dazu der Kopf nicht mehr taugte, kamen die Karten auf den Tiſch, wo Einſatz und Erfolg ſich raſcher zeigte.

Heinrich hatte bei alledem die Augen für ſein Weib noch nicht verloren. Warf das Glück ihm einen augenblicklichen Gewinn zu, der ihn in ſeinem Sinne jedesmal zum reichen Manne machte, ſo gab er wohl die Hälfte davon hin, ſei es für goldene Ketten oder Ringe oder für einen koſtbaren Stoff, um ihren ſchönen Leib damit zu ſchmücken. Aber was ſollte

Anna, als die Frau eines Kleinhändlers, mit dieſen Dingen, zumal da nach und nach die ganze Leitung des Ladengeſchäftes auf ihre Schultern gekommen war?

Eines Sonntags — die erſte Ladung Auſtern war damals eben raſch und glücklich ausverkauft — da ſie, ihren Knaben auf dem Arm, im Zimmer auf und ab ging, trat Heinrich raſch und fröhlich zu ihr ein. Nachdem er eine Weile ſeine Augen auf ihrem Antlitz hatte ruhen laſſen, führte er ſie vor den Spiegel und legte dann plötzlich ein Halsband mit à jour gefaßten Saphiren um ihren Nacken; glücklich wie ein Kind betrachtete er ſie. „Nun, Anna? — Laß dir's gefallen, bis ich dir Diamanten bringen kann!“

Der Knabe griff nach den funkelnden Steinen und ſtieß Laute des Entzückens aus, aber Anna ſah ihren Mann erſchrocken an. „O Heinrich, du haſt mich lieb; aber du verſchwendeſt! Denk an dich, an unſer Kind!“

Da war die Freude auf ſeinem Antlitz ausgelöſcht; er nahm den Schmuck von ihrem Halſe und legte ihn wieder in die Kapſel, aus der er ihn zuvor genommen hatte. „Anna!“ ſagte er nach einer Weile und ergriff faſt demüthig die Hand ſeiner Frau. „ich habe meine Mutter nicht gekannt, aber ich habe von ihr gehört — nicht zu Hauſe, mein Vater hat mir nie von ihr geſprochen, ein alter Capitän in Hamburg, der in ſeiner Jugend einſt ihr Tänzer war, erzählte mir von ihr — ſie iſt ſchön geweſen: aber ſie hat auch nichts Anderes wollen, als nur ſchön und fröhlich ſein; für meinen Vater iſt ihr Tod vielleicht ein Glück geweſen — ich hatte oftmals Sehnſucht nach dieſer Mutter; aber, Anna — ich glaube, ihren Sohn den hätteſt du beſſer nicht zum Mann genommen."

In leidenſchaftlicher Bewegung ſchlang das junge Weib den freien Arm um ihres Mannes Nacken. „Heinrich, ich weiß es, ich bin anders als du, als deine Mutter; aber darum eben bin ich dein und bin bei dir; wolle auch du nur bei mir ſein, geh nur Abends nicht immer fort, auch um deines alten Vaters willen thu das nicht! Er grämt ſich, wenn er dich in der Geſellſchaft weiß."

Aber bei Heinrich hatte in Folge der letzten Worte die Stimmung ſchon gewechſelt. Er löſte Anna's Arm von ſeinem Halſe, und mit einem

Scherz, der etwas unſicher über ſeine Lippen kam, ſagte er: „Was kann denn ich dafür, wenn der Wein, den ich trinke, meinem Vater Kopfweh macht?“

Mit einer heftigen Bewegung ſchloß Anna den Knaben an ihre Bruſt. „Sei verſichert, Heinrich, ich werde treulich ſorgen, daß dieſes Kind das nicht dereinſt von ſeinem Vater ſage!“

„Nun, nun, Anna! Es war ja nicht ſo bös gemeint.“

— — Wie es immer gemeint ſein mochte, anders war es deshalb nicht geworden. Der Nachtwächter, wenn er derzeit auf ſeiner Runde ſich Heinrich's Hauſe näherte, ſah oft den Kopf der jungen Frau aus dem offenen Fenſter in die nächtlich ſtille Gaſſe hinaushorchen; er kannte ſie wohl, denn er war der Vater jenes Nachbarkindes, mit dem Anna ſich einſt ſo liebreich umhergeſchleppt hatte. Ehrerbietig, ohne von ihr bemerkt zu werden, zog er im Vorübergehen ſeinen Hut und rief erſt weit hinter ihrem Hauſe die ſpäte Stunde ab. Aber Anna hatte doch jeden Glockenſchlag gezählt, und wenn endlich der bekannte Schritt von unten aus der Straße ihr entgegenſcholl, ſo war er meiſtens nicht ſo ſicher, als ſie ihn am

Tage doch noch zu hören gewohnt war. Dann floh ſie ins Zimmer zurück und warf angſtvoll die Arme über die Wiege ihres Kindes.

In der Stadt ſchüttelten ſchon längſt die klugen wie die dummen Leute ihre Köpfe, und Abends im Rathskeller konnte man von vergnüglichem Lachen die Fuchsperrücke auf Herrn Jaspers' Haupte hüpfen ſehen; ja, er konnte ſich nicht enthalten, ſeinem Freunde, dem Stadtwagemeiſter, wiederholt die tröſtliche Zuverſicht auszuſprechen, daß das Haus in der Süderſtraße bald noch einmal durch ſeine ſchmutzigen Maklerhände gehen werde.

Indeſſen hatte Carſten einen ſtillen, immer wiederkehrenden Kampf mit ſeinem eigenen Kinde zu beſtehen. Damals bei Eingehung der Ehe hatte er es bei den Brautleuten durchgeſetzt, daß ein Theil von Anna's Vermögen als deren Sondergut unter ſeiner Verwaltung geblieben war; jetzt ſollte auch dieſes in das Compagniegeſchäft hineingeriſſen werden; aber Anna, welche, ſeit ſie Mutter geworden war, dieſen Reſt als das Eigenthum ihres Kindes betrachtete, hatte Alles in ihres Ohms und Vaters treue Hand gelegt. — Stöhnend, wenn nach ſolcher

Verhandlung der Sohn ihn unwillig verlaſſen hatte, blickte der Greis wohl nach dem Ofen, in dem vor Jahren die Reſte jener Briefe verbrannt waren, oder er ſtand vor ſeinem Familienbilde und hielt ſtummen, ſchmerzlichen Zwieſprach mit dem Schatten ſeiner eigenen Jugend.

Ein anſcheinend unbedeutender Umſtand kam noch hinzu. In einer Nacht, es mochte ſchon gegen zwei Uhr Morgens ſein, erkrankte die alte Brigitte plötzlich, und da nur über Tag eine Aushülfsfrau im Hauſe war, ſo machte Carſten ſich ſelber auf, den Arzt zu holen.

Sein Rückweg führte ihn an jener vorerwähnten Wirthsſtube vorüber, aus deren Fenſtern allein in der dunkeln Häuſerreihe noch ein Lampenſchein auf die Straße hinausfiel. Gäſte ſchienen nicht mehr dort zu ſein, denn es war ganz ſtill darinnen; und ſchon hatte Carſten das Haus im Rücken, da drang von dort ein heiſerer Laut in ſeine Ohren, der ihn plötzlich ſtill ſtehen machte; in dieſer häßlichen Menſchenſtimme, in der ſich eine andere ihm bekannte zu verſtecken ſchien, war etwas, das ihn auf den Tod erſchreckte. Er konnte nicht weiter, er mußte zurück;

lauernd und gierig, noch einmal und genauer dann zu hören, ſtand er unter dem Fenſter der verrufenen Kneipe. Und noch einmal kam es, müde wie von lallender Zunge ausgeſtoßen. Da ſchlug der Alte beide Hände über den Kopf zuſammen, und ſein Stock fiel ſchallend auf die Steine.

Brigitte genas allmälig, ſoweit man im fünfundſiebzigſten Jahre noch geneſen kann; Carſten aber hatte ſeit jener Nacht auch ſeinen letzten Schlaf verloren. Immer meinte er von jener Trinkſtube her, die doch mehrere Straßen weit entfernt lag, die heiſere Stimme ſeines Sohnes zu hören; er ſetzte ſich auf in ſeinen Kiſſen und horchte auf die Stille der Nacht; aber immer wieder in kleinen Pauſen löſte ſich aus ihr jener furchtbare Ton; ſeine hagere Hand griff in das Dunkel hinein, als wolle ſie die des Sohnes faſſen; aber ſchlaff fiel ſie alsbald über den Rand des Bettes nieder.

Seine Gedanken flogen zurück in Heinrich's Kinderzeit; er ſuchte ſich das glückliche Geſicht des Knaben zurückzurufen, wenn es hieß: „Am Deich ſpazieren gehen“; er ſuchte ſeinen Jubel zu hören, wenn ein Lerchenneſt gefunden oder eine große Seeſpinne von der Fluth ans Ufer getrieben wurde. Aber auch hier kam etwas, um ſeinen kargen Schlaf mit ihm zu theilen. Nicht nur, wenn es von den Nordſee-Watten her an ſein Fenſter wehte, ſondern auch in todtſtiller Nacht, immer war jetzt das eintönige Toſen des Meeres in ſeinen Ohren; wie zur Ebbezeit von weit draußen, hinter der Schmaltiefe ſchien es herzukommen; ſtatt des glücklichen Geſichtes ſeines Knaben ſah er die bloßgelegten Strecken des gährenden Wattenſchlamms im Mondſchein blänkern, und daraus flach und ſchwarz erhob ſich eine öde Hallig. Es war dieſelbe, bei der er einſt mit Heinrich angefahren, um Möven- oder Kiebitzeier dort zu ſuchen. Aber ſie hatten keine gefunden; nur den aufgeſchwemmten Leichnam eines Ertrunkenen. Er lag zwiſchen dem urweltlichen Kraut des Queller, von großen Vögeln umflogen, die Arme ausgeſtreckt, das furchtbare Todtenantlitz gegen den Himmel gekehrt. Schreiend, mit entſetzten Augen hatte bei dieſem Anblick der Knabe ſich an den Vater angeklammert.

Immer wieder, ja ſelbſt im Traum, wohin dieſe Vorſtellungen ihn verfolgten, ſuchte der Greis ſeine

Gedanken nach friedlicheren Orten hinzulenken: aber jedes Wehen der Luft führte ihn zurück auf jenes furchtbare Eiland.

Auch die Tage waren anders geworden; der alte Carſten Curator führte zwar noch dieſen ſeinen Beinamen; aber er führte ihn faſt nur noch wie ein penſionirter Beamter ſeinen Amtstitel, und freilich ohne alle Penſion. Die meiſten ſeiner derartigen Geſchäfte waren in jüngere Hände übergegangen; nur das kleine ſtädtiſche Amt, das er derzeit wirklich erhalten hatte, wurde noch von ihm bekleidet, und auch der Wollwaarenhandel ging in Brigittens alternder Hand ſeinen, freilich immer ſchwächeren Gang.

* * *

Es war an einem Nachmittag zu Anfang des November. Der Wind kam ſteif aus Weſten; der Arm, mit dem die Nordſee in Geſtalt des ſchmalen Hafens in die Stadt hineinlangt, war von trübgrauem Waſſer angefüllt, das kochend und ſchäumend ſchon die Hafentreppen überfluthet hatte und die kleinen vor Anker liegenden Inſelſchiffe hin und wieder warf. Hier und da begann man ſchon vor

Hausthüren und Kellerfenſtern die hölzernen Schotten einzulaſſen, zwiſchen deren doppelte Wände dann der Dünger eingeſtampft wurde, der ſchon ſeit Wochen auf allen Vorſtraßen lagerte.

Aus dem Hauſe an der Twiete trat, von Brigitte zur Thür geleitet, ein junger Schiffer, der ſich mit einer wollenen Jacke für den Winter ausgerüſtet hatte; aber der Sturm riß ihm das Papier von ſeinem Packen und den Hut vom Kopfe. „Oho, Jungfer Brigitte,“ rief er, indem er ſeinem Hute nachlief, „der Wind iſt umgeſprungen; das giebt bös Waſſer heut!“

„Herr du mein Jeſus!“ ſchrie die Alte; „ſie dämmen überall ſchon vor! Chriſtinchen, Chriſtinchen!“ — ſie wandte ſich zu einem Nachbarskinde, das ſie in Abweſenheit der Eltern in ihrer Obhut hatte — „die Schotten müſſen aus dem Keller! Lauf' in die Krämerſtraße; der lange Chriſtian, er muß ſogleich herüberkommen!“

Das Kind lief; aber der Sturm faßte es und hätte es wie einen armen Vogel gegen die Häuſer geworfen, wenn nicht zum Glück der lange Chriſtian ſchon gekommen wäre und es mit zurückgebracht hätte.

Die Schotten wurden herbeigeholt und vor der Hausthür bis zu halber Mannshöhe eingelaſſen. Als die Dämmerung herabfiel, war faſt der ganze Hafenplatz ſchon überfluthet; aus den dem Bollwerk nahe gelegenen Häuſern brachte man mit Böten die Bewohner nach den höheren Stadttheilen. Die Schiffe drunten riſſen an den Ankerketten, die Maſten ſchlugen gegen einander; große weiße Vögel wurden mitten zwiſchen ſie hineingeſchleudert oder klammerten ſich ſchreiend an die ſchlotternden Taue.

Brigitte und das Kind hatten eine Zeit lang der Arbeit des langen Chriſtian zugeſehen; jetzt ſaßen ſie im Dunkeln in der Stube hinter den feſt angeſchrobenen Fenſterläden. Draußen das Klatſchen des Waſſers, das Pfeifen in den Schiffstauen, das Rufen und Schreien der Menſchen; wie grimmig zerrte es an den Läden, als wollte es ſie herunterreißen. „Hu," ſagte das Kind, „es kommt herein, es holt mich!"

„Kind, Kind," rief die Alte, „was ſprichſt du da? Was ſoll herein kommen?"

„Ich weiß nicht, Tante, das, was da außen iſt!"

Brigitte nahm das Kind auf ihren Schoß.

„Das iſt der liebe Gott, Chriſtinchen; was der thut, das iſt wohl gethan. — Aber komm, wir wollen oben nach meiner Kammer gehen!"

Während deſſen war Carſten hinten im Peſel beſchäftigt; er packte die in dem einen Schranke lagernden alten Papiere und Rechnungsbücher aus und trug ſie nach der Kammer des Seitenbaues hinauf; denn erſt nach etwa einer Stunde war hohe Fluth; das untere Haus war heute nicht ſicher vor dem Waſſer.

Eben trat er, eine brennende Unſchlittkerze in der Hand, wieder in den Peſel; das im Zuge qualmende Licht, welches er in Ermangelung eines Tiſches auf die Fenſterbank niederſetzte, ließ den hohen Raum mit den mächtigen Schränken nur um ſo düſterer erſcheinen; bei dem ſchräg von Weſten einfallenden Sturme raſſelten die in Blei gefaßten Scheiben, als ſollten ſie jeden Augenblick auf die Flieſen hineingeſchleudert werden.

Der Greis ſchien es desungeachtet und trotz der Schreie und Rufe, die von der Straße zu ihm hereindrangen, nicht eben eilig mit ſeiner Arbeit zu haben. Sein Haus, das ſteinerne, würde ſchon ſtehen bleiben; ein anderer Untergang ſeines Hauſes ſtand ihm vor der Seele, dem er nicht zu wehren wußte. Am Vormittage war Anna dageweſen und hatte, als letzte Rettung ihres Mannes, nun ſelbſt die Auslieferung ihrer Werthpapiere von ihm verlangt; aber auch ihr, die zu dieſer Forderung berechtigt war, hatte er ſie abgeſchlagen. „Verklage mich; dann können ſie mir gerichtlich abgenommen werden!“

Er wiederholte ſich jetzt dieſe Worte, mit denen er ſie entlaſſen hatte, und Anna's gramentſtelltes Antlitz ſtand vor ihm auf, eine ſtumme Anklage, der er nicht entgehen konnte.

Als er ſich endlich wieder an dem Schranke niederbückte, hörte er draußen die Thür, welche von der Twiete in den Hof führte, gewaltſam aufreißen; bald darauf wurde auch die Hofthür des Peſels aufgeklinkt, und wie vom Sturm hereingeworfen, ſtand mitten in dem düſteren Raume eine Geſtalt, in der Carſten allmälig ſeinen Sohn erkannte.

Aber Heinrich ſprach nicht und machte auch keine Anſtalt, die Thür, durch welche der Sturm hereinblies, wieder zu ſchließen. Erſt, nachdem ſein Vater ihn aufgefordert hatte, that er das; doch war ihm mehrmals die Klinke dabei aus der Hand geflogen.

„Du haſt mir noch keinen guten Abend geboten, Heinrich,“ ſagte der Alte.

„Guten Abend, — Vater.“

Carſten erſchrak, als er den Ton dieſer Stimme hörte; nur einmal, in einer Nacht nur hatte er ihn gehört. „Was willſt du?“ frug er. „Weshalb biſt du nicht bei Frau und Kind? Das Waſſer wird ſchon längſt in eurem Garten ſein.“

Was Heinrich hierauf erwiderte, war bei dem Toſen, das von allen Seiten um das Haus fuhr, kaum zu hören.

„Ich verſtehe dich nicht! Was ſagſt du?“ rief der Greis. — „Das Geld? Die Papiere deiner Frau? — Nein, die gebe ich nicht!“

„Aber — ich bin bankerott — ſchon morgen!“ Die Worte waren gewaltſam hervorgeſtoßen, und Carſten hatte ſie verſtanden.

„Bankerott!“ Wie betäubt wiederholte er das eine Wort. Aber bald danach trat er dicht zu ſeinem Sohn, und die hagere Hand wie zu eigener Stütze gegen ſeine Bruſt preſſend, ſagte er faſt ruhig: „Ich bin weit mit dir gegangen, Heinrich; Gott und dein armes Weib wollen mir das verzeihen! Ich gebe nun nicht weiter; was morgen kommt, — wir büßen Beide dann für eigene Schuld.“

„Vater! mein Vater!“ ſtammelte Heinrich. Er ſchien die Worte, die zu ihm geſprochen wurden, nicht zu faſſen.

In jähem Andrang ſtreckte der Greis beide Arme nach dem Sohne aus; und wenn die in dem großen Raume herrſchende Dämmerung es geſtattet hätte, und wenn ſeine Augen klar genug geweſen wären, Heinrich hätte vor dem Ausdruck in ſeines Vaters Angeſicht erſchrecken müſſen; aber die Schwäche, welche dieſen für einen Augenblick überwältigt hatte, ging vorüber. „Dein Vater?“ ſagte er, und ſeine Worte klangen hart. „Ja, Heinrich! — Aber ich war noch etwas Anderes — die Leute nannten mich danach — nur ein Stück noch habe ich davon behalten; ſieh zu, ob du es aus meinen alten Händen reißen kannſt! Denn — betteln gehen, das ſoll dein Weib doch nicht, weil ihr Curator ſie für ſeinen ſchlechten Sohn verrathen hat!“ Von draußen drang ein Geſchrei herein, und aus entfernten Straßen ſcholl der dumpfe herkömmliche Nothruf: „Water! Water!“

„Hörſt du nicht?“ rief der Alte; „die Schleuſe iſt gebrochen! Was ſtehſt du noch? Ich habe keine Hülfe mehr für dich!“

Aber Heinrich antwortete nicht; er ging auch nicht; mit ſchlaff herabhängenden Armen blieb er ſtehen.

Da, wie in plötzlicher Anwandlung, griff Carſten nach der flackernden Unſchlittkerze und hielt ſie dicht vor ſeines Sohnes Angeſicht.

Zwei ſtumpfe gläſerne Augen ſtarrten auf ihn hin.

Der Greis taumelte zurück. „Betrunken!“ ſchrie er, „du biſt betrunken!“

Er wandte ſich ab; mit der einen Hand die qualmende Kerze vor ſich haltend, die andere abwehrend hinter ſich geſtreckt, wankte er nach der Thür des Seitenbaues. Als er hindurchſchritt, fühlte er ſich an ſeinem Rocke gezerrt; aber er machte ſich los, und es wurde finſter im Peſel, und von der anderen Seite drehte ſich der Schlüſſel in der Thür.

Der Trunkene war plötzlich ſeiner Sinne mächtig geworden. Wie aus dem Nebel eines Traumes erwachend, fand er ſich allein in dem ihm wohlbekannten dunklen Raume; er wußte mit einem Male jedes Wort, das zu ihm geſprochen war. Er taſtete an der verſchloſſenen Thür, er rüttelte daran. „Vater! hör' mich!" rief er, „hilf mir, mein Vater! nur noch dies eine, letzte Mal!" Und wieder rüttelte er, und noch einmal mit lauter Stimme rief er es. Aber, ob der Sturm es verwehte, oder ob ſeines Vaters Ohr für ihn verſchloſſen war, ihm wurde nicht geöffnet; nichts hörte er als das Toben in den Lüften und zwiſchen den Schluchten der Höfe und Häuſer.

Eine Weile noch ſtand er, das Ohr gegen die Thür gedrückt; dann endlich ging er fort. Aber nicht durch den Hof nach der Twiete, wo die Thür vielleicht noch frei von Waſſer war; er ging durch den Flur an die Schotten der offenen Hausthür, an denen ſchon bis zur halben Höhe das Waſſer hinaufklatſchte. Der Mond war aufgeſtiegen; aber am Himmel flogen die Wolken; Licht und Dunkel jagten abwechſelnd über die ſchäumenden Waſſer. Vor ihm über der Schleuſe, wo es oſtwärts durch die Häuſerlücke nach den Gärten und Wieſen geht, ſchien jetzt ein mächtiger Strom hinabzuſchießen; er glaubte den Todesſchrei der Thiere zu hören, welche die erbarmungsloſen Naturgewalten wie im Taumel dort vorüberriſſen. Ihn ſchauderte; — was wollte er hier? — Aber gleich darauf warf er den bleichen, noch immer jugendlich ſchönen Kopf zurück. „Oiho, Jens!“ rief er plötzlich; er hatte ſeitwärts unter den Häuſern ein mit zwei Leuten bemanntes Boot erblickt, das zu einem der früheren Auſterſchiffe gehörte. Ein trotziger Uebermuth ſprühte aus ſeinen eben noch ſo ſtumpfen Augen. „Gieb mir das Boot, Jens! Oder habt Ihr ſelbſt noch was damit?“

„Diesmal nicht!“ ſcholl es zurück. „Aber wohin will der Herr?“

„Wohin? Ja, wohin? Dort, nur querüber nach der Krämerſtraße!“

Das winzige Boot legte ſich an die Schotten.

„Steigt ein, Herr; aber ſetzt uns hier nebenan beim Schlachter ab!“

Heinrich ſtieg ein, und die beiden Anderen wurden, wie ſie es verlangten, ausgeſetzt. Als ſie aber dort hinter den Schotten in der Hausthür ſtanden, ſahen ſie bald, daß das Boot nicht, wie Heinrich angegeben, in den ſicheren Paß der Straße lenkte. „Herr, zum Teufel,“ ſchrie der Eine, „wo wollt Ihr hin?“

Heinrich war noch im Schutze der Häuſerreihe.

„Nach Haus!“ rief er zurück. „Hintenum nach Haus!“

„Herr, ſeid Ihr toll! Das geht nicht; das Boot kentert, eh Ihr um die Schleuſe ſeid!“

„Muß gehen!“ kam es noch einmal halbverweht zurück; dann ſchoß das Boot in den wüſten Waſſerſchwall hinaus. Noch einen Augenblick ſahen ſie es wie einen Schatten von den Wellen auf- und abgeworfen; als es über der Schleuſe in die Häuſerlücke gelangte, wurde es vom Strom gefaßt. Die Leute ſtießen einen Schrei aus; das Boot war jählings ihrem Blick verſchwunden. — —

„War mir doch,“ ſagte Brigitte oben in ihrer Kammer zu dem Kinde, „als hätte ich vorhin des Onkel Heinrich's Stimme gehört! Aber wie ſollte der hierher kommen!“ Dann ging ſie hinaus und rief von der Treppe in den dunklen Flur hinab: „Heinrich, biſt du da, Heinrich?“ — Als keine Antwort kam, ſchüttelte ſie den Kopf und horchte noch einmal; aber nur das Waſſer klatſchte gegen die Schotten.

Sie ging vollends in das Unterhaus hinab, entzündete mit Mühe ein Licht und ſtellte es in das

Ladenfenſter; dann, nachdem ſie den Waſſerſtand beſichtigt hatte, ſtieg ſie wieder hinauf in ihre Kammer. „Sei ruhig, Chriſtinchen, das Waſſer kommt heute nicht ins Haus; aber der Onkel Heinrich iſt auch nicht dageweſen.“

Wohl eine Viertelſtunde war vergangen; draußen ſchien es ruhiger zu werden, die Leute ſaßen abwartend in ihren Häuſern. Da ſetzte Brigitte plötzlich das Kind von ihrem Schoße. „Was war das? Hörteſt du das, Chriſtinchen?“ Und wieder lief ſie nach der Treppe. „Iſt Jemand unten?“ rief ſie in den Flur hinab.

Eine Männerſtimme antwortete durch die offene Hausthür.

„Was wollt Ihr? Seid Ihr's denn, Nachbar?“ fragte die Alte. „Wie ſeid Ihr an das Haus gekommen?“

„Ich hab' ein Boot, Brigitte; aber kommt einmal herab!“

So raſch ſie vor dem Kinde konnte, das ſich wieder an ihren Rock geklammert hatte, ſtieg ſie die Treppe hinab. „Was iſt denn, Nachbar? Gott ſchütze uns vor Unglück!“

„Ja, ja, Brigitte, Gott ſchütze uns! Aber hinter der Krämerſtraße auf den Fennen iſt ein Menſch in Noth.“

„Allbarmherziger Gott, ein Menſch! Wollt Ihr das große Tau von unſerem Boden?“

Der Mann ſchüttelte den Kopf. „Es iſt zu weit, der Menſch ſitzt auf dem hohen Scheuerpfahl, der nur noch eben über Waſſer iſt. Hört nur! Man kann ihn ſchreien hören! — Nein, nein, es war nur der Wind. Aber drüben von des Bäckers Hausboden können ſie ihn ſehen.“

„Bleibt noch!“ ſagte die Alte. „Ich will Carſten rufen; vielleicht weiß der noch Rath.

Ein paar Worte noch wechſelten ſie; dann lief Brigitte nach dem Peſel. Aber es war dunkel, Carſten war nicht dort. Als ſie ſich mit dem Kinde nach der Ecke des Seitenbaues hingetaſtet hatte, fand ſie die Thür verſchloſſen.

„Carſten, Carſten!“ rief ſie und ſchlug mit beiden Händen darauf los. Endlich kam es die Treppe herab, der Schlüſſel drehte ſich, und Carſten mit der heruntergebrannten Kerze in der Hand trat ihr todtenbleich entgegen.

„Um Gotteswillen, Bruder, wie ſiehſt du aus! Warum verſchließt du dich? Was haſt du oben in der Todtenkammer aufgeſtellt?“

Er ſah ſie ruhig, aber wie abweſend aus ſeinen großen Augen an.

„Was willſt du, Schweſter?“ fragte er. „Iſt denn das Waſſer ſchon im Fallen?“

„Nein, Bruder; aber es hat ein Unglück gegeben!“ Und ſie berichtete mit fliegenden Worten, was der Nachbar ihr erzählt hatte.

Die ſteinerne Geſtalt des Alten wurde plötzlich lebendig. „Ein Menſch? Ein Mann, Brigitte?“ rief er und packte den Arm ſeiner alten Schweſter.

„Freilich, freilich; ein Mann, Bruder!“

Das Kind, das Brigittens Rock nicht losgelaſſen hatte, ſtreckte jetzt ſein Köpfchen vor. „Ja, Carſten Ohm,“ ſagte es wichtig, „und der Mann ruft immer nach ſeinem Vater! Von Nachbar Bäcker ſeinem Boden können ſie ihn ſchreien hören!“

Carſten ließ das Licht auf die Flieſen fallen und ſtürzte fort. Er war ſchon drunten vor den Schotten und wäre in das Waſſer hinausgeſtiegen, wenn ihm der Nachbar nicht noch zur Noth ins Boot geholfen hätte.

Einige Augenblicke ſpäter ſtand er drüben in der Krämerſtraße auf dem dunklen Boden des Bäckers und ließ durch die offene Luke ſeine Blicke in den nächtlichen Graus hinausirren.

„Wo? wo?“ fragte er zitternd.

„Guckt nur gerade aus! Der Pfahl auf Peter Hanſen's Fenne!“ antwortete der dicke Bäcker, der, mit den Daumen in den Armlöchern ſeiner Weſte, neben ihm ſtand; „'s iſt nur zu dunkel jetzt; Ihr müßt warten, bis der Mond wieder vorkommt! Aber ich geh nach unten; ich bin zu weich; ich halt's nicht aus, das Schreien hier mit anzuhören.“

„Schreien? Ich höre nichts!“

„Nicht? Nun, helfen kann's Dem drüben auch nicht weiter.“

Eine blendende Mondhelle brach durch die vorüberjagenden Wolken und beleuchtete das geiſterbleiche Geſicht des Greiſes, der ſein fliegendes Haar mit beiden Händen hielt, während die großen Augen angſtvoll über die ſchäumende Waſſerwüſte ſchweiften.

Plötzlich zuckte er zuſammen.

„Carſten, alle Teufel, Carſten!“ rief der Bäcker, der trotz ſeines weichen Herzens noch zur Stelle war; denn in demſelben Augenblicke war Carſten lautlos in die Arme des dicken Mannes hingefallen.

„Ja, ſo," ſetzte der hinzu, als er nun auch einen Blick durch die Luke that; „der Pfahl iſt, bei meiner armen Seele, leer! Aber was zum Henker ging denn das den Alten an!"

* * *

Es iſt zwar nie ermittelt worden, wer der Menſch geweſen, deſſen Nothſchrei derzeit von der Fluth erſtickt wurde; gewiß aber iſt es, daß Heinrich weder in jener Nacht noch ſpäter wieder nach Hauſe gekommen oder überhaupt geſehen worden iſt.

Im Uebrigen hat Herrn Jaspers' fröhliche Zuverſicht ſich mehr noch als bewährt; nicht nur das Haus in der Süderſtraße, auch das an der Twiete ging bald durch ſeine Hände. Nur Tante Brigittens Sarg ſtand noch im kühlen Peſel und wurde von da zur ewigen Ruhe hinausgetragen. Carſten mußte ausziehen; während drinnen der Auctionshammer ſchallte, ging er, von Anna geſtützt, aus ſeinem alten Hauſe, um es niemals wieder zu betreten. Oben in der Süderſtraße, weit hinter Heinrich's früherem

Geweſe, dort wo die letzten kleinen Häuſer mit Stroh gedeckt ſind, war jetzt ihre gemeinſchaftliche Heimath. Ein Amt bekleidete Carſten nicht mehr, auch ſonſt betrieb er keine Geſchäfte; denn in jener Nacht war er vom Schlage getroffen worden, und ſein Kopf hatte gelitten; dagegen war er noch wohl geeignet, den kleinen Heinrich zu warten, welcher den halben Tag auf ſeines Großvaters Schoße zubrachte. Noth litt der Alte nicht, obgleich Anna auch den letzten Bruchtheil ihres Vermögens um des Gedächtniſſes ihres Mannes willen hingegeben hatte; aber ihre Hände und ihr Muth waren nimmer müde. Sie war völlig verblüht, nur ihr ſchönes blondes Haar hatte ſie noch behalten; aber eine geiſtige Schönheit leuchtete jetzt von ihrem Antlitz, die ſie früher nicht beſeſſen hatte; und wer ſie damals in ihrer hohen Geſtalt zwiſchen dem Kinde und dem zum Kind gewordenen Manne erblickt hat, dem mußten die Worte der Bibel ins Gedächtniß kommen: Stirbt auch der Leib, doch wird die Seele leben!

Für den Greis aber bildete es eine täglich wiederkehrende Luſt, die Züge der Mutter in dem kleinen Antlitz ſeines Enkels aufzuſuchen. „Dein Sohn, Anna; ganz dein Sohn!" pflegte er nach längerer Betrachtung auszurufen. „Er hat ein glückliches Geſicht!" Dann nickte Anna und ſagte lächelnd: „Ja, Großvater; aber der Junge hat ganz Eure Augen."

* * *

Und ſo geht es fort in den Geſchlechtern: die Hoffnung wächſt mit jedem Menſchen auf; aber Keiner denkt daran, daß er mit jedem Biſſen ſeinem Kinde zugleich ein Stück des eigenen Lebens hingiebt, das von demſelben bald nicht mehr zu löſen iſt.

Heil Dem, deſſen Leben in ſeines Kindes Hand geſichert iſt; aber auch Dem noch, welchem von Allem, was er einſt beſeſſen, nur eine barmherzige Hand geblieben iſt, um ſeinem armen Haupte die letzten Kiſſen aufzuſchütteln.

Im Verlage von **George Weſtermann** in Braunſchweig ſind erſchienen:

Krähenfelder Geſchichten.

Von

Wilhelm Raabe.

3 Bände. 8. Fein Velinpap. geb. Preis 12 Mk.

Inhalt: Zum wilden Mann. — Höxter und Corvey. — Eulenpfingſten. — Frau Salome. — Die Innerſte. — Vom alten Proteus.

Louiſon.

Novelle

von

Heinrich Laube.

8. Fein Velinpapier. geb. Preis 5 Mk. Eleg. geb. 6 Mk.

Neueſte Novellen.

Von

Karl Heigel.

8. Fein Velinpapier. geb. Preis Mk. 1,80.

Inhalt: Arion. — Unterm Krummſtab. — Goldheim's Glücksſtiefel.

Welt und Haus.

Novellen

von

Otto Roquette.

2 Bände. 8. Fein Velinpapier. geb. Preis 12 Mk.

Inhalt. 1. Band: Die Freunde vom Athos. Waldſchmetterlinge. Die Thurmfalken. Das Paradies. — 2. Band: Wintermärchen. Vogel, flieg' aus! Der ſchlimme Finger.

Im Verlage von **George Weſtermann** in Braunſchweig ſind erſchienen:

Das Horn von Wanza.

Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.
8. Fein Velinpapier. geh. Preis 5 Mk. Eleg. geb. 6 Mk.

Deutſcher Adel.

Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.
8°. Fein Velinpapier. geh. Preis Mk. 3,60.

Wunnigel.

Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.
8. Fein Velinpapier. geh. Preis 4 Mark.

Alte Neſter.

Zwei Bücher Lebensgeſchichten
von
Wilhelm Raabe.
8. Fein Velinpapier. geh. Preis 6 Mark.

Die Leute aus dem Walde,

ihre Sterne, Wege und Schickſale.
Ein Roman
von
Wilhelm Raabe.
3 Bände. 8. Fein Velinp. geh. Preis 15 Mk.

Storm's geſammelte Schriften.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Vierzehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1882.

2

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 13.

Braunschweig. Verlag von G. Westermann
1882.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt

des dreizehnten Bandes.

Eckenhof (1879) 1
Zur Wald- und Waſſerfreude (1878) 81

Eekenhof.

(1879.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Es klingt wie eine Sage, und man könnte es faſt für eine ſolche halten; an mehreren Orten ſoll es geſchehen ſein, und die Poeten haben hie und da einen Fetzen davon abgeriſſen, um ihn, jeder nach ſeiner Weiſe, zu verwenden. Dennoch möchte ich eine abgelegene Wieſe unſerer engeren Heimath, auf welcher die deutlich erkennbare Vertiefung eines jetzt verſchütteten Ringgrabens und einige halbzerſplitterte Eichenrieſen am Rande derſelben die Stätte eines einſtigen Herrenſitzes anzeigen, für den Schauplatz halten, auf welchem dieſe Schatten der Erinnerung einſt in lebendiger Geſtalt vorübergingen. Nicht etwa, weil es dort vor Jahren noch in ſelten ausführlicher Ueberlieferung erzählt wurde; aber es iſt nachweisbar von Geſchlecht zu Geſchlecht bis in die Gegenwart heraufgeklommen, und wenn wir die Stufen wieder abwärts ſteigen, ſo treffen wir auf den erſten

Erzähler, deſſen Name in dem noch erhaltenen Kirchenbuche verzeichnet ſteht, der nicht nur die Uhr des alten Herrenhauſes in ſeinem Dorfe noch hat ſchlagen hören, wenn juſt die Luft nach dieſer Richtung wehte, ſondern der im Vorbeigehen auch noch den alten menſchenſcheuen Herrn in einſamer Mittagszeit unter einer der großen Eichen ſitzen ſah, den greiſen Kopf unbeweglich nach dem in jähem Verfall begriffenen Gebäude hingewandt. Bei ſtillem Wetter, wenn etwa die Auguſtſonne recht heiß vom Himmel brannte, hat man es hören können, wie drinnen der Kalk herabgerieſelt, wie es im Gebälk gekracht oder gar, wer mag wiſſen was, mit dumpfem Fall herabgeſtürzt iſt.

Jetzt iſt Alles längſt verſchwunden; aber auf den verſtaubten Trümmern eines hölzernen Epitaphiums, welche in meiner Jugend auf dem Boden der dortigen Dorfkirche lagen, war noch das Bild des alten Herrenhauſes ſichtbar, wie es ſich einſtöckig mit hohem, faſt fenſterloſem Unterbau innerhalb des Ringgrabens erhoben hat. Nach der Structur der beiden Zackengiebel zu urtheilen, mußte es im ſechzehnten Jahrhundert erbaut ſein; die gegen Morgen belegenen

Fenſter des oberen Stockwerks ſchienen in ihrer Zuſammenſtellung anzudeuten, daß ſich dort, wie in den meiſten derzeitigen Landſitzen des Adels, zunächſt der Stiege die kleinere Winter- und daran in gleicher Lage die geräumige Sommerſtube oder, wie man gern zu ſagen pflegte, der Ritterſaal befunden hatte.

Und ſo ſtimmt es auch mit jener bis auf uns gekommenen Erzählung; aus dieſer iſt ſogar noch weiterhin zu ſchließen, daß man aus dem Saal in einige gegen Abend belegene Kammern habe eintreten und durch dieſe wieder auf den oberen Flur habe hinausgelangen können. Der Saal ſelbſt aber, welcher die Bildniſſe aus dem mütterlichen Geſchlechte des letzten, in ſeiner Jugend verſchollenen Eigenthümers ſoll enthalten haben, ſpielt noch heute in der Phantaſie des Volkes eine Rolle; noch jetzt weiß man von dem Bilde eines jungen blonden Obriſters im Reiterkoller aus der Zeit der Grafenfehde, über deſſen blaſſes Antlitz eine blutrothe Narbe hingelaufen, und neben dieſem von einer ſtolzen ſchwarzäugigen Dame mit Reiherfedern auf dem Schlapphute und einem Stieglitz auf der Hand. Das verbundene Geſchick dieſes Paares ſoll für das des ganzen Geſchlechtes vorbeſtimmend geweſen ſein; aber die Sage über ſie iſt verſchollen; nur will man wiſſen, wenn bei der Ihren einem der Todeskampf begonnen habe, dann ſei, wann immer und zu welcher Tages- oder Jahreszeit, ein wunderſamer Vogelgeſang erſchollen und jählings wieder ſtumm geworden, ſobald die Seele ſich von ihrem Leib gelöſet habe. Neben der Thür aber, welche in eine der weſtlichen Kammern führte, hing ein anderes Frauenbild, an welches unſere Erzählung ihre Fäden anknüpft.

Wenn außerdem die Ueberlieferung von einem Walde wiſſen will, an deſſen Rande einſt das Haus gelegen habe, ſo gab auch hievon jenes Epitaphienbild eine Andeutung; denn zur Linken außerhalb des Ringgrabens zeigte ſich ein Heckthor, hinter dem ſich ein Weg in Bäumen zu verlieren ſchien.

* * *

In der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, um die Zeit da Herzog Chriſtian Albrecht und der däniſche König gemeinſchaftlich das Land regierten, iſt es geweſen, als dieſer Hof — im Volksmunde, wie noch jetzt der Platz, wo einſt das Haus geſtanden, „Eckenhof“ genannt — durch Heirath in den Beſitz eines Herrn Hennicke kam, der vordem als Hofjunker unter des Herzogs Leuten lebte. Er iſt ein jüngerer Sohn geweſen und ſoll von ſeinen Knabenjahren an das Majoratsgut ſeines Hauſes nur mit Neid und Haß in ſeines älteſten Bruders Hand geſehen haben; denn Habgier und Verſchwendung haben in ſeinem Herzen ſich geſtritten. Zum Glücke aber gab es auch ſchon derzeit jenes zweite Mittel, um mühelos, wie durch Geburt, zu Hab und Gütern zu gelangen; und es iſt auch zwei Mal glücklich von ihm angewandt worden, ſo daß ſpäterhin die Rede ging, Herr Hennicke lebe von ſeinen beiden Weibern, der lebenden und der todten.

Die erſte, die er freite, war ein ſcheues Kind vom Lande; ſie hatte weder Eltern noch nahe Blutsfreunde; aber das Herrenhaus zwiſchen den alten Eichen war ihr freies Eigen; dazu der Wald und drunten das Kirchdorf mit den Strohdächern der Pachtbauern und der Hörigen. Nicht aus Luſt hatte ſie nach ihres Vaters Tode ſich in die Stadt begeben; auch war die Baſe, der Herzogin Hoffräulein, die ſie in ihr Haus geladen hatte, ihr viel zu muthwillig; aber ihrem Vater, der ſehr jung geſtorben war, hatte ſie geloben müſſen, nach ſeinem Abſcheiden für die Sommerſtube ihr Bildniß von des Herzogs Maler Jurian Ovens fertigen zu laſſen. „Das gehört noch an die leere Stelle,“ hatte er geſagt; „dann kann der Schlüſſel abgezogen werden, wir ſind dann Alle wie in einer Gruft beiſammen.“

Die düſteren Worte hatten ſie erſchreckt, und ſie hätte ſich wohl lieber um eine andere Urſach malen laſſen; aber des Vaters Wille mußte doch geſchehen.

Und das Bildniß wurde wie ſie ſelber. Das Hoffräulein mochte ihr noch ſo oft das Kinn emporheben und lachend zu ihr ſagen: „Du ſollſt nur wiſſen, was für beſondere Schönheit an dir iſt!“ — die blauen Augen wußten nichts von dieſer Schönheit und blickten nach wie vor, als bäten ſie nur um Schutz in ihrer Einſamkeit.

Daß ſie als Braut nach ihrem ſtillen Herrenhaus zurückkehren ſollte, hatte ſie wohl nicht gedacht; auch ſoll die muntere Baſe oft nachher geſprochen haben, ſie habe den ſchwarzen Henne wohl gerne nicht genommen; ſie hab' nur nicht gewagt, ihm nein zu ſagen, und da ſie einmal ja geſagt, ſo ſei ſie viel zu gut und lang nicht klug genug geweſen, ihm wieder nein zu ſagen.

* * *

Als Herr Hennicke zu ſeiner Hochzeit über die Ziehbrücke in den Eekenhof einritt, war droben an der Wand des Saales, wo das Feſt bereitet ſtand, die leere Stelle ausgefüllt, und die Gäſte ſahen mit Verwunderung bald auf die ſtille, in lichtes Gewand gekleidete Braut in ihrer Mitte, bald auf ihr Bild, das, ganz ihr gleichend, ein blühend Myrtenzweiglein in der Hand, aus dunklem Rahmen von der Wand herniederblickte und die Bilderreihe des zu Ende gehenden Geſchlechts beſchloß.

Unter den Hochzeitsgäſten iſt von der Sippſchaft der Braut nur die Baſe aus der Stadt geſehen worden; die Freundſchaft des Bräutigams ſind ſtolze herriſche Männer geweſen, und Herr Hennicke hat mit ihnen getrunken und ſich wenig um die Braut gekümmert.

Als der Tag vorüber und dann Alle, mit ihnen auch die luſtige Baſe, den Eekenhof verlaſſen hatten, iſt die junge Frau in Einſamkeit zurückgeblieben;

denn ihr Eheherr, wenn er nicht zu Gelag und Spiel bei ſeinen Nachbarn war, hatte draußen genug zu thun, um, wie er ſagte, ein richtig Regiment zu ſchaffen; die Pachtbauern ſollten ganz anders jetzt den Säckel ziehen, der Schweiß der Hörigen ganz anders noch den Acker düngen. Den Vogt und das Geſinde ſah er ſich mit ſcharfen Augen an: die alten Diener, deren Knochen ihm nicht ſtark genug erſchienen, hieß er gehen. Seines Weibes Fürbitte, wenn ſie ſich je und je hervorwagte, hat er mit hartem Wort zurückgeſchreckt, daß ſie mit ſcheuem Aufblick ſtumm geworden iſt; und bald hat ſie gezittert, wenn draußen auf der Treppe nur ſein Schritt erſcholl. Mitunter, wenn ſie aus ihrer Wirthſchaft über die Brücke hinaus gegangen war, ſei es, um drüben unter den Eichen ein Weilchen auf der kleinen Bank zu ruhen oder ſeitwärts durch das Heckthor ein paar Schritte in den Wald zu ſchlendern, dann iſt es wie ein Traum auf ſie gekommen, als ſei vor Zeiten — und wenn ſie nachgeſonnen, gar noch nach ihres Vaters Tode — hier große heitere Geſellſchaft um ſie her geweſen, die dieſe Orte nun für alle Zeiten verlaſſen habe; und doch hat ſie gewußt, es ſei auch damals ſo einſam hier wie jetzt geweſen, und grübelnd iſt ſie in das ſtille Haus zurückgegangen.

Dennoch, nachdem die Zeit verlaufen war, iſt es gekommen, daß bei einem Gelage in der Nachbarſchaft die Gäſte auf die Ankunft des erwarteten Erben haben trinken wollen. Als aber ein alter Herr gemeint, man ſolle zunächſt des jungen Weibes denken, daß ſie die ſchwere Stunde glücklich überſtehe, iſt eine Gegenrede laut geworden: „Was Weib! ein Weib iſt ein zerbrechlich Ding! Stoßt an, wir wollen auf den Buben trinken.“

Und als Herr Hennicke hierauf nur träg ſein Glas erhoben, hat ihm ein Anderer lachend zugerufen: „Du ſinnſt wohl, Hennicke, wenn du dein Weib mit einem Buben tauſchen müßteſt, wie lang du auf dem Hofe noch den Herrn zu ſpielen hätteſt? Ich will dir rechnen helfen; mit einundzwanzig Jahren ſind die Junker mündig!“

Der halbtrunkene Gaſt mochte nicht weit vom Ziel getroffen haben; denn Herr Hennicke hat ihn drohend angeſehen: „Schweig, Wulf! Ruf den Tod dir in dein eigen Haus!“ Dann hat er im vollen

Haufen angeſtoßen, daß das Glas zerſprungen und der Wein verſchüttet iſt.

Danach aber, wenn er je zuweilen das bleicher werdende Antlitz ſeines Weibes geſehen hat, ſind jene Worte ihm allzeit wieder vor den Ohren und die weinrothen Augen deß, der ſie geſprochen, vor dem innern Blick geweſen.

— — Und die ſchwülen Spätſommer-Monde ſind gekommen. — Und, da ihre ſchwere Stunde näher rückte, hat das junge Weib die Nachmittage in dem Ritterſaal verbracht; denn hier in dem weiten Raume, deſſen Fenſter dann im Schatten lagen, war es friſch und kühl. Schon als Mädchen hatte ſie gern mit ihrer Arbeit hier geſeſſen; jetzt nähte ſie eifrig an der kleinen Ausſteuer für die Wiege, die voll ſchwellender Kiſſen ſchon daneben in der Kammer ſtand; und wenn ein Käppchen oder ein Hemdlein auch nur zur Hälfte fertig war, dann hielt ſie's vor ſich hin und betrachtete es, halb im Entzücken, halb in dunklem Grauen. Früher und noch bis vor Kurzem war die Schaffnerin, die alte Maike, ihr zur Geſellſchaft dageweſen, aber auch dieſe hatte Herr Hennicke verabſchiedet, weil ſie, ſo ſagte er, zu alt in der Herberge geworden ſei; in Wahrheit, weil ſie der ſtummen Klage in ſeines Weibes Auge unterweilen ihren fertigen und dreiſten Mund geliehen hatte. Daher iſt jetzt nur die ſtille Geſellſchaft der Bilder ihrer Vorfahren um die junge Frau geweſen; aber faſt von allen wußte ſie, ſei es, was ihr Leben einſt erfüllt oder was, oft jählings, aus demſelben ſie hinausgetrieben hatte. Einſt hatte die alte Maike ihr das erzählt; jetzt war ihr, wenn ſie auf die einen oder andern blickte, als erzählten es die todten Bilder ſelber, daß ihres Lebens Luſt und Jammer nicht vergeſſen werde. Und von dem milden Antlitz ihres Vaters gingen ihre Blicke ſtets nach jener fernſten Ecke, wo in dem Schatten der Fenſterwand des jungen bleichen Obriſters Bildniß hing; von dieſem weiter zu der ſtolzen Dame mit der Reiherfeder, die jetzt mit ihren dunkeln Augen in das Leere ſchaute. Dann ſchrak ſie wohl zuſammen und ließ die kleine Arbeit aus den Händen fallen; denn ihr war geweſen, als hübe auf der Dame Hand der Stieglitz ſeine Flügel, als ob er plötzlich ſeinen Sang beginnen wolle. Aber wenn ſie mit aufgeriſſenen Augen horchte, ſo war es todtenſtill im Saale.

Auch einmal, da in der ſteigenden Dämmerung es immer einſamer um ſie geworden war, als auch draußen das Rauſchen in den Eichen aufgehört hatte und ihr die müden Hände in den Schoß geſunken waren, iſt es über ſie gekommen, als wäre in dem leeren Saal nun auch ſie ſelber nicht mehr da, ſondern ſtatt ihrer nur noch ihr Bildniß, das mit den anderen in den ſtillen Raum hinabſehe. Sie hat verſucht, die Arme oder den Fuß zu ſtrecken, aber ſie hat es nicht vermocht; ihr iſt geweſen, als ſei ſie nun für immer leblos in den dunkeln Rahmen des Bildes feſtgebannt. Das finſtere Wort des Vaters hat vor ihr geſtanden; doch als es jählings ſie durchfuhr, daß dies den Tod bedeuten möge, da hat die Mutterangſt aus ihr geſchrieen: „Mein Kind, mein Kind! Was ſoll aus meinem Kinde werden!“ Und mit gelöſten Gliedern iſt ſie aufgeſprungen und in dem faſt dunklen Saal umhergewandert; als ſie aber an ihrem eigenen Bild vorüber gekommen, hat ſie geſchaudert und iſt dann eilig in die Kammer nebenan geflohen, allwo ſie mit der theuren Bürde unter ihrem Herzen an der Wiege hingeſunken iſt.

Herr Hennicke hat dies nie erfahren; aber ſein junges Weib hat es in ihrer letzten Noth ihrem alten Seelſorger, dem Paſtor drunten aus dem Dorfe, anvertraut; von dieſem iſt es auf ſeinen Nachfolger Albertus Petri übertragen worden, welcher vor ſeinem Dienſtantritt als Informator in Herrn Hennicke's Hauſe lebte und ſpäter der erſte Erzähler dieſer Geſchichte wurde.

* * *

Und als die Zeit erfüllt war, ſind nach ſchwerer Angſt die Kammerwände von der matten Stimme eines Knäbleins angeſchrieen worden; die Mutter ſelber aber hat am dritten Tage ein Schlaf befallen, aus welchem die Seele nicht mehr Kraft gehabt hat ſich emporzuringen. Und wieder danach am dritten Tage, da eben durch die kleinen Scheiben das letzte Sonnengold hereinleuchtete, iſt draußen aus der Abendſtille ein ſüßer Vogelgeſang erſchollen, obwohl die Zeit des Singens längſt vorüber war und ſchon der Herbſt die Blätter von den Bäumen riß. Die Kranke aber iſt aus ihrem Fieber aufgefahren und hat mit Wehelaut gerufen: „Der Stieglitz! Maike, ach, der Stieglitz ſingt!“ Und als im ſelben Augenblick Herr Hennicke mit hartem Schritt hereintrat, iſt er in jähem Schrecken an der Schwelle feſtgehalten worden und hat mit vorgerecktem Halſe horchend dageſtanden.

Da war es, als ob der Vogelſang ſich nebenan im Bilderſaal verliere; dann ward es völlig ſtill, und auch die Wöchnerin ſank ſtumm in ihre Kiſſen; doch als Herr Hennicke herzutrat, lag nur noch ſeines Weibes Leiche vor ihm.

Als bald danach die Wehmutter, welche im Hauſe verblieben war, das weiße Linnen über der Todten Antlitz deckte, ſtand der Wittwer an der Wiege und ſtarrte ſchweigend auf das ſchwache Weſen, das dort in den Kiſſen um die Lebensluft zu ringen ſchien. Da trat das Weib auf leiſen Sohlen zu ihm: „Betet zu Gott, Herr Hennicke!“ ſprach ſie; „aber getröſtet Euch nicht, daß Euch das Kind behalten bleibe!“

Er fuhr zuſammen und wandte raſch den Kopf. Das Weib erſchrak faſt, als er ſie mit ſeinen ſchwarzen Augen anſah. „Das Kind? Was meinſt du?“ rief er. „Daß auch das Kind noch ſterben ſollte?“

Die Alte wurde faſt verwirrt; er ſprach ſo laut;

doch weder Schreck noch Kummer war in ſeiner Stimme. „Das liegt in Chriſti Händen,“ ſagte ſie; „aber ſaht Ihr's denn nicht? Es ſteht ein Lächeln um der Leiche Mund; ſo liegen nur, die bald ihr Liebſtes nach ſich ziehen.“

Sie trat zurück, um von der Todten Angeſicht das Linnen abzudecken; aber Herr Hennicke packte raſchen Griffes ihren Arm. „Geſchwätz,“ ſtieß er mit heiſerem Laut hervor, „wenn du nichts Anderes zu berichten weißt!“

„Laßt mich, Herr Hennicke!“ ſagte die alte Frau. „Ihr ſeid ein großer Herr; aber der Todten Angeſichter verſteh ich beſſer doch als Ihr! Harret eine Viertelſtunde hier an Eures Kindes Wiege, ſo werdet Ihr die Gichter kommen ſehen.“

Und Herr Hennicke blieb und ſah die Gichter in dem kleinen Antlitz zucken. Dann ſchritt er aus der Kammer und durch den Saal; aber er ſah nicht auf, wo ſeines Weibes Bildniß hing. Eilends ſtieg er in den Hof hinab und bald ſaß er zu Pferde, und ſeine großen Hunde neben ſich, ritt er über die Brücke in die ſchon dunkelnde Nacht hinaus. Er ritt auf dem engen Wege um den Wald herum, quer über die Felder um das ganze Gutsgebiet; ſeine Blicke ſtreiften über das dämmernde Land mit einer Sicherheit, wie ſie es nie gethan. Der Erbe dieſes Grundbeſitzes lag ſterbend in der Wiege; er aber war der Vater und der Erbe dieſes Erben! Er ſtieß ſeinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es bäumend in die Luft ſtieg; aber er zwang es nieder auf die Vorderfüße, ſeine Fauſt war kräftiger als je. „Vorwärts! Wir traben bald auf eigenem Grund und Boden!“ Seine Bruſt hob ſich; mit Mühe bändigte er ein Jauchzen, das faſt die ſtille Nacht erſchüttert hätte. Als er zu Hauſe von dem ſchäumenden Rappen ſtieg, kam ihm die Bauerndirne, die als Kindsmagd war gemiethet worden, mit Geheul entgegen, das Kind lag abermals in ſeinen Gichtern.

Am anderen Morgen kam der Arzt, und am folgenden Tage kam er wieder; und während er an der Wiege des Kindes war, ging Herr Hennicke in athemloſem Wandern in der Winterſtube auf und ab; aber die Wage ſtand immer noch zwiſchen Tod und Leben. Als am dritten Tage der Doctor zu ihm ins Gemach trat, ſtreckte er Herrn Hennicke die

Hand entgegen und ſprach mit heiteren Augen: „Die edle Todte hat Euch ein theueres Pfand gelaſſen; Gott hat geholfen, Euer Kind wird leben!“

Seit jenem Augenblicke haßte Herr Hennicke den alten Arzt; noch mehr aber ſeinen eigenen Sohn.

* * *

Das Weſen des Mannes wurde ſeit dem Tode der ſanften Frau noch finſterer und gewaltſamer. Wenn die Hörigen ſäumig waren oder die Pachtbauern mit ihrem Zinſe oder den Maſt- und Schweinegeldern im Rückſtand blieben, ließ er die einen in den Block legen oder peitſchen, für die anderen ſuchte er alte, längſtvergeſſene Strafen aus dem Staube der Archive. Freilich, der Gelder konnte er nicht entrathen; denn er liebte Weiber und Gelage und war auf Wochen oftmals in der Stadt, im fröhlichen Verkehre mit des Herzogs Leuten; und wenn auch noch auf zwei Jahrzehnte der Gutsertrag in ſeine Kaſſe floß, er war noch jung, und die Mündigkeit des Kindes traf noch in ſeine beſten Mannesjahre. Wenn der Geburtstag ſeines Sohnes ſich jährte, es war ihm nur ein Merkmal der ihm drohenden Verarmung. Ueberdies war ſchwere Zeit damals in den ſiebziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts; Kriegs- und andere Laſten drückten, und der mitregierende König achtete weder des Volkes noch der Stände Rechte. Es half Herrn Hennicke nicht viel, daß er jeden Anlaß nahm, um Bauernfeld in Hoffeld umzuwandeln; es wurde noth, nach einer zweiten Erbtochter mit freiem Eigen auszuſchauen; vielleicht in einer Zeit, wo er weniger als je dazu den Antrieb ſpürte.

Allein es wollte nicht ſo glücken wie das erſte Mal. Auf mehreren Herrenſitzen hatte er ſchon angeklopft; aber die Töchter waren meiſtens aus der anderen Thür gegangen, wenn er zur einen eingetreten war. Die niedrige Stirn des Mannes unter dem ſchwarzen, kurz geſchorenen Kraushaar wollte ihnen nicht gefallen; ſie ſahen lieber auf ihre Vettern und Freunde, welche ſchon die zierliche, von Herrn Hennicke ſtets verſchmähte franzöſiſche Perrücke auf ihren jungen Köpfen trugen; auch munkelte es ſtark, daß trotz des Freierganges der ſchwarze Mann von einer niederen Leidenſchaft gehalten ſei und, gleich dem Bauern, nur das Gut freien gehe.

So kam es endlich, daß er zu einem lang gemiedenen ſaueren Weg ſich rüſtete.

Hinter dem Walde von Eckenhof, von deſſen Herrenhaus nur eine halbe Stunde fern, ſaß eine Erbtochter ganz allein auf ihrem nicht gar großen, aber ſchuldenfreien Hofe. Sie war ein Waiſenkind von etlichen dreißig Jahren, eine herbe wirthſchaftliche Jungfrau, deren farbloſes Antlitz mit dem glatt geſcheitelten Flachshaar ſtets ſo ſauber gehalten war wie die tannenen Fußböden ihrer Zimmer, von denen die Bauern ſagten, daß man den Braten von den Dielen eſſen könne. Vor etwa zehn Jahren war die Meinung aufgekommen, ein armer Vetter werde bei der wohlhäbigen Baſe ſich ein ſicheres Neſt erwerben; aber es war nicht dazu gekommen, und einem neugierigen Frager hatte mit verſchmitztem Lächeln der junge Fant erwidert: „Wenn ſie nur Brauen auf den Schädelbogen hätte! Ich fürchte mich vor ihren nackten Augen!"

Seit jener Zeit hatte die Jungfrau an ihrer Ausſteuer nur noch emſiger geſponnen als je zuvor. Des Tages über ſaß ſie allein an ihrem Rade und ſpähte unterweilen aus ihren kleinen Augen auf die vorbeiführende Heerſtraße, ob nicht zu Roß oder zu Wagen ein Freier angefahren komme; am Abend, zumal im Winter, wenn die Wirthſchaftsarbeit abgethan war, ſchnurrten auch die Räder der leibeigenen Mägde um ſie her, und war die Herrin zum Schlaf in ihre Kammer gegangen, ſo mußten die Dirnen ſtundenlang noch in der kalten Stube weiter ſpinnen; klagten ſie am anderen Morgen, daß ſie mit den ſteifen Fingern den dicken Wocken, den ſie ihnen zur Nacht noch aufzuſtecken pflegte, nicht völlig hätten zwingen können, ſo wickelte ſie den Flachs um ihre Finger und ſengte ihnen denſelben daran ab. Sie ſoll dabei geſagt haben: „Nun wird's wohl heiß genug ſein für die ganze Woche!“

Da eines Morgens, als ſie von ihrem Spinnrade in den grauen Regentag hinausäugte, kam ein Reiter mit zwei großen Hunden dem Thore ihres Hofes zugetrabt. Ihre dünnen Lippen verzogen ſich zum Lächeln; denn es war Hennicke, den ſie ſeit ſeiner Frauen Hingang ſchon jeden Tag erwartet hatte. Sie lächelte ſogar noch, wenn auch ein wenig ſäuerlich, als mit Herrn Hennicke ſeine Hunde ſich ins Zimmer drängten und ihre ſchmutzigen Tatzen auf die weißen Dielen ſetzten.

Herr Hennicke ſah weder ihr ſüßes noch ihr ſaueres Lächeln; bald aber ließ er ſich von ihr Trepp' auf Trepp' ab im Hauſe umherführen; ſie ſchloß ihm, einen nach dem anderen, die ſchweren Eichenſchränke auf und wies ihm prunkend die aufgeſpeicherten Geſpinnſte; und da nun Land und Sand ſich ſelber lobte, ſo lobte der Freier auch die Schätze in den Schränken. Die Dirnen aus der Küche aber ſchlichen ihnen nach, kicherten und guckten um die Ecken und hatten es bald heraus, daß hier ein Liebeswerk im beſten Gange ſei.

Nur eine Bedingung, vielleicht um ſicherer die Zügel zu behalten, knüpfte die Jungfer Benedicte an die Vergabung ihrer Hand: der Bräutigam ſollte zu ihr auf ihren Erbhof ziehen; ſie wollte nicht auf fremdem Boden wirthen. — Und ſo kam es, daß das alte Haus des Eekenhofs verlaſſen wurde und nichts zurückblieb als droben in der großen Sommerſtube ein paar verblichene Seſſel und die Bilder der Verſtorbenen.

Auch der Erbe des alten Hofes, der kleine Junker

Detlev, ſtörte die junge Ehe nicht. Bei ſeines Vaters Hochzeit war er noch im Dorfe drunten in Koſt und Pflege einer Bäuerin; dann aber hatte die luſtige Baſe den Knaben zu ſich in die Stadt genommen; denn ein Gerücht hatte ſich erhoben, daß auf dem Eekenhof das Bild der todten Frau in hellen Mondnächten aus dem Rahmen ſteige und ihr Kind durch alle leeren Kammern ihres Hauſes ſuche. Seitdem es nun bei einer von den Ihren war, ſollte das unruhige Wandern ſich verloren haben.

Herr Hennicke lachte zwar, als er von einem Nachbarn darauf angeſprochen wurde; der aber meinte, hinter ſeinen weißen Zähnen ſei es dem Hennicke ſchon recht geweſen, daß ſein Lager nicht noch unter dem alten Dache ſtehe und daß die Todte nun zufrieden ſchiene. Nicht unrecht mag es ihm auch geweſen ſein, daß die wohlhabende Baſe den Knaben ohne Entgelt aufgenommen hatte; denn die Zeiten wurden immer knapper, von den Ständen wurde auf den Landtagen immer mehr gefordert, ſogar die Koſten der auswärtigen Geſandtſchaften waren ihnen letzthin aufgebürdet; im Hauſe aber ließ Frau Benedicte ihn zur Genüge darüber hören, daß er nicht zwei Mal in der Woche, was ihr doch ſelbſt in ihrem Jungfrauenſtande allzeit genug geweſen ſei, bei Weißfiſch und dünnem Bier mit ihr zu Mittag ſitzen wollte.

* * *

Der Kinderſegen dieſer Ehe war ſchon im erſten und im zweiten Jahre eingetroffen und damit abgeſchloſſen worden. Es ſind zwei unterſetzte, kurzbeinige Buben geweſen; trotz des Vaters mit ſchier rothbrandigem Haar, wie auch nach einem ſchwarzen Juden mitunter wohl ein Rothkopf aufzuſtehen pflegt. Herr Hennicke hat ſie ſeine beiden Füchſe geheißen und an ihren Streichen ſeine Luſt gehabt. Man erzählt, da ſie noch klein geweſen, hat er auf ihr Begehr zwei handliche Schubkarren für ſie fertigen laſſen; die pflegten ſie in einer nahen Sandgrube mit Kieſelſteinen aufzufüllen; dann ſind ſie damit auf den Hof gezogen, wo auf dem Raſen vor dem Herrenhauſe ſich ein Ring befand, in dem Herr Hennicke ſeine jungen Roſſe an der Leine laufen ließ. In dieſem Ringe haben ſie mit ihren kurzen Beinen in unſagbarer Hurtigkeit ihre Schubkarren vor ſich hergefahren und haben ſich von hüben und drüben ihr „Hott“ und „Hü“ einander zugerufen, daß alſo ein Schall entſtanden iſt, als wenn von einem Haufen Menſchen ein großes Werk betrieben würde. Wenn ſie aber deſſen müde geworden, ſo haben ſie ihre Schubkarren hingeſtellt und, abermals unter mächtigem Lärmen, ſich mit den Steinen nach den Köpfen geworfen, bis dieſe blutig und die Karren leer geweſen ſind. — Iſt über ſolchem Spiel Herr Hennicke auf den Platz gekommen, ſo hat er, je nach ſeiner Laune, entweder, die Hände unterm Wamms, mit finſterem Angeſicht dabei geſtanden, oder unter kurzem Lachen ein „Drauf, ihr Füchſe, drauf!“ den Buben zugerufen. Meiſtens aber iſt aufs Letzte Frau Benedicte aus dem Herrenhauſe über die Freitreppe hinabgeſchritten; da ſind die Buben, wenn ſie ſelbige nur kaum aus ihren nackten Augen angeſehen hat, wie in Erſtarrung ſtehen geblieben: und während dann das Weib mit ihren mageren Händen, mit jeder einen derſelben an ſeinen rothbrandigen Haaren in das Haus hineinzog, hat Herr Hennicke ſich abgewandt und iſt zu Roß und Hund in ſeinen Stall gegangen.

— — Zwiſchen den Buben, oder lieber noch abſeits von ihnen, iſt mitunter auch ein Dirnlein umhergeſprungen, dem älteſten von dieſen im Alter etwa um ein halbes Jahr voraus; von ſchlankem, kräftigem Wuchs, mit ſchwarzem Kraushaar, darunter ein paar milde blaue Augen. Sie hat nicht auf den Hof gehört, ſondern mit ihrer Großmutter, der Wittwe des früheren Förſters, in dem Unterbau des Eckenhofs gewohnt; aber Herr Hennicke hat einen Narren an dem Mädchen gehabt; er hat auch damals, als die Mutter ihr im Kindbett weggeſtorben war, ſie ſelber aus der Taufe gehoben, was ihm von Frau Benedicte, mit der er kurz zuvor den Ring gewechſelt hatte, nicht eben liebreich aufgenommen war; denn die Kleine war ein Jungfernkind, ja die Bauern und Hörigen wußten es an den Fingern, daß ſie dem Herrn noch näher als nur durch die Taufe angehöre; auch, daß er ſtatt ſeines hageren Ehekreuzes wohl gern die ſchöne Förſterstochter heimgeführt hätte, wenn dieſe nur adeligen Standes oder zum Mindeſten adeligen Vermögens geweſen wäre. Vor Herrn Hennicke's Ohren freilich wurde ſolch Gerede niemals laut; auch hätte es ihn weiter nicht gekümmert, als daß er etwa die Schwatzmäuler zu beſſerem Beſinnen in den Block gelegt hätte. Mitunter, wenn ihn ſeine ſchwarzen Stunden plagten, konnte es geſchehen, daß er plötzlich zu Pferde ſtieg und nach dem alten Haus hinüberjagte. „Heilwig! Heilwig!“ rief er ſchon von weitem, wenn er die Kleine am Ringgraben oder auf der Schwelle des Thores ſpielen ſah. Sie erſchrak dann wohl und lief ins Haus; aber es half ihr nicht; mit dem Kinde vor ſich auf dem Sattel kam er nach Frau Benedicte's Hof zurück und hieß demſelben für die Nacht die Kammer an der ſeinen rüſten.

Freilich die kleine Heilwig ſelber hatte keine Luſt davon; Frau Benedicte gab ihr weder Blick noch Wort, und bei den Mahlzeiten, bei denen ſie auf ihres Pathen Geheiß an deſſen Seite ſitzen mußte, wurde ihr der Teller wie einem Hunde oder einer Katze zugeſchoben. War Herr Hennicke kurz zuvor in der Stadt geweſen, ſo hatte er wohl einen China-Apfel oder eine andere Leckerei auf ihren Platz gelegt; aber ſie rührte ſie nicht an, denn die beiden Füchſe ſahen mit ſo gierigen Augen darauf hin, daß ſie den Biſſen nicht einmal zu theilen wagte. Am meiſten vielleicht fürchtete ſie die ihr unverſtändliche, gewaltſame Zärtlichkeit des finſteren Mannes ſelber. Nicht ſelten, wenn Morgens ſie in ihrem Bett erwachte, ſah ſie die ſchwarzen Augen ihres Pathen über ſich; er ſagte nichts, er ſtrich ihr ſtumm die Löckchen von der Stirn oder drückte ihr verſchlafenes Köpfchen zwiſchen ſeine beiden rauhen Hände; mitunter riß er ſie vom Kiſſen auf an ſeine Bruſt, daß ſie mit ihren nackten Aermchen gleich einem Opfer in des Mannes Armen hing. Wenn er dann wieder plötzlich von ihr abließ und ſchweigend, wie er gekommen, zur Kammerthür hinausgeſchritten war, ſo lag ſie auf ihr Kiſſen hingeſunken und wagte ſich nicht zu rühren, bis unten auf dem ſteinernen Hausgang ſein harter Tritt verſchollen war.

War ſie dann aufgeſtanden und hatte unter Frau Benedicte's Augen ihr Frühſtücksbrot verzehrt, dann lief ſie gern ins Freie, um der Liebe des Einen und dem Haß der Anderen zu entkommen; ſei es in den Garten hinterm Hauſe, wo freilich außer den Bohnen- und den Wurzelbeeten nicht viel Liebliches zu ſehen war, oder über den weiten Hof auf die Heerſtraße, um dort von einem Walle oder einem großen Steine aus ſehnſüchtig nach der Richtung des hinter dem Walde belegenen Eekenhofes hinzuſchauen. Aber die unterſetzten Buben rannten ihr, wo ſie nur konnten, nach und plagten ſie auf alle Weiſe; ſie hießen ſie den „Kukuk", weil ſie ihnen das beſte Futter nehme, und brachten ſie, trotz tapferer Gegenwehr, oftmals in bittere Thränen. „Ich will zu meiner Großmutter!" rief ſie dann wohl in ihrer Noth; ſie hätte das auch ſonſt wohl gerufen; aber wenn ihres Pathen Augen auf ihr lagen, dann waren ihr die Lippen wie verſchloſſen.

Eines Nachmittages, da ein fremder Pferdezieher auf den Hof gekommen war, hatte Herr Hennicke ein kleines Nordlandspferdchen eingehandelt; als aber die beiden Füchſe, welche ihn ſchon lange um ein ſolches Thier geplagt hatten, in lauten Jubel ausbrachen, erklärte er ihnen, daß ſie deſſen keine Urſach hätten; „den Pony habe er für Heilwig eingekauft; für ſolche Buben, wie ſie beide, ſeien die Milcheſel annoch die beſten Roſſe." Bei dieſen Worten hob er das zitternde Mädchen, das dabei geſtanden, gleich einem Vogel auf den Rücken der kleinen Stute und führte dieſe behutſam auf dem Hof umher; die beiden

Füchſe aber rannten heulend in das Haus, um ihrer Mutter dieſe neue Unbill zu berichten.

Frau Benedicte ſchwieg; ſie wagte, wo es das Mädchen galt, nicht gern gegen ihren Eheherrn zu reden; nur ihre Wangen wurden etwas bleicher und ihre bläulichen Lippen etwas blaſſer, als ſie ohnedies ſchon waren.

Die kleine Heilwig aber, als Herr Hennicke zu den Arbeitern auf das Feld gegangen war, fürchtete ſich ins Haus zu gehen, obgleich die Dämmerung ſtieg und kalte Herbſtluft wehte. Sie ſchlich ſich frierend auf den Weg hinaus; bald ſchritt ſie muthig fürbaß und wollte drüben durch den dunklen Wald zur Großmutter nach dem Eekenhof zurück, bald ſtand ſie rathlos ſtill und wickelte ſich ihr Schürzchen um die kalten Arme, bis ſie am Ende, da eben überm Herrenhaus der Mond heraufſtieg, von kindiſcher Furcht ergriffen, nach dem Hof zurücklief. Kaum aber war ſie durch das Thorhaus auf den hellen Platz getreten, ſo ſah ſie plötzlich aus dem Schatten einer Scheune die beiden Buben auf ſich zuſtürzen.

„Was wollt ihr!“ rief ſie erſchreckt. „Was hab’ ich euch gethan?“

Aber die Füchſe packten ſie bei den Armen und zerrten ſie gegen den ſteilen Rand einer Waſſergrube, aus welcher bei kalten Nächten das heimkehrende Vieh getränkt zu werden pflegte.

„Laßt mich!“ ſchrie das Kind. „Ich will das dumme Pferd nicht haben; ich will nichts, gar nichts von euch und eurem Vater haben!“

Doch die beiden Füchſe fuhren ſtumm und emſig in ihrer gemeinſchaftlichen Arbeit fort, und ſchon blinkte von unten das Waſſer in die entſetzten Kinderaugen, da plötzlich ließen ſie mit jammerndem Geſchrei von ihrer Beute ab. Herr Hennicke, vom Felde heimkehrend, einen derben Stock in ſeiner Fauſt, ſtand über ihnen. Aber auch Frau Benedicte war alsbald zur Stelle und frug, was denn die Kinder abermals verbrochen hätten.

Da ſchrie der Aelteſte, durch der Mutter Gegenwart ermuthigt: „Der Kukuk! Wir wollten nur den Kukuk aus dem Neſte ſchmeißen!“

Frau Benedicte ſtieß ein Lachen aus. „Die da?“ rief ſie. „Nicht wahr, Herr Hennicke, das iſt kein Kukuk? Ihr kraus Gefieder ſtammt von einem anderen Vogel; auch gäbeſt du gar gern wohl Weib und Kind, wenn du der Dirne Augen noch in einem andern Kopf erſchauen könnteſt!“ Sie ſtreckte ihre hageren Finger nach dem Kinde, daß dieſes ſich erſchrocken an ihres finſteren Pathen Seite drängte.

Dieſer aber hob die Kleine auf ſeinen Arm und wiſchte mit ihrem Schürzchen ihr die Thränen aus den Augen. „Wenn du das Alles weißt, Frau Benedicte,“ ſprach er, „dann weißt du auch, weshalb der Vogel hier ins Neſt gehört.“

Die Frau wollte ein haſtig Wort erwidern; aber ſie biß ſich nur auf ihre bleichen Lippen, denn die Zornader lag dick auf ihres Mannes Stirn. So gingen die Beiden ſchweigend mit einem Blick des Haſſes aus einander: er mit dem ſchwarzen heimathloſen Vogel, ſie mit den beiden rothen Buben, die ſich an ihre Röcke hingen.

⁂

Nach dieſem, als die unterſetzten Junker in die Länge ſchoſſen, iſt ein armer candidatus reverendi ministerii als Informator in das Haus gekommen; denn da Herr Hennicke ihm die Nachfolge in den Dienſt des greiſen Paſtors zu Eckenhof in Ausſicht ſtellte, ſo iſt er um ein Billiges zu haben geweſen. Aber noch in ſpäten Jahren, da er ſelber als emeritus in der müßigen Geſchwätzigkeit des Alters hier umherwanderte, hat er deß kein Ende finden können, was dieſe Schüler ihm für Noth geſchaffen haben. Hatte er ſie eben zur Arbeit an ihre Lectionen fortgeſchickt, ſo fand er ſie ſtatt deſſen draußen auf dem Hofe oder in der nahen Sandgrube heftig an einem unnützen Werke arbeitend; kam er dann auch noch ſo hurtig mit der Haſelgerte, ſo ſaßen ſie zu ſeinem unausſprechlichen Erſtaunen rittlings auf dem Scheunendach und machten, gleich Eulenſpiegel, unehrerbietige Geberden.

In einem jetzt noch in dem Kirchenarchive des Eekenhofer Paſtorats vorhandenen Exemplare von Henrici Müllers „Liebeskuß“ ſieht man auf dem Titelbilde neben den pausbackigen Engeln eine Anzahl kleiner ungefüger Säue mit Röthel hingezeichnet, und dazu in kleinen ſteilen Zügen die vergilbte Randſchrift: „Von den Herrn Junkern Henno und Benno more solito hinzugefüget.“

Aber auch ſeine Freuden hat der Candidat gehabt; denn wöchentlich an zweien Nachmittagen iſt er auf Herrn Hennicke's Anordnung nach dem Eekenhof hinübergewandert, um auch an Heilwig Lectionen zu ertheilen. Wenn er hier in ſeinem abgeſchabten Mäntelchen aus dem Eichenſchatten dem Hauſe zugeſchritten iſt, dann hat er, vergnüglich ſeine Hände reibend, vor ſich hingerufen: „O arboretum recreationis! Luſtwäldlein, drin Erquickung weht!“ Von der Treppe des Hauſes iſt ihm dann wohl ein Mädchen mit einem Büchlein in der Hand entgegengelaufen; ſie hat ſich raſch die ſchwarzen Löckchen fortgeſtrichen, die ihr beim Leſen in die Stirn gefallen waren; dann aber, bevor der Unterricht begann, dem guten Informator die Klettenbüſchel und etwa auch den Fuchsſchwanz von wildem Sauerampfer abgenommen, was Alles ſeine männlichen Scholaren ihm zum Abſchied auf den Weg gegeben hatten.

* * *

Der Candidat ſollte noch einen vierten Schüler erhalten.

Von dem Junker Dethlev, ſeit ihn als Kind die Baſe in die Stadt genommen hatte, war in ſeiner Heimath weder etwas geſehen, noch gehört worden;

ja in Frau Benedicte's Hauſe wußten die beiden Füchſe kaum, daß noch ein älterer Bruder da ſei. Jetzt aber wurde ihnen ſolches und dazu noch, daß dieſer nächſtens auf dem Hofe eintreffen werde, mit einem Male verkündet. Denn die freigebige Baſe in der Stadt war trotz ihrer Munterkeit von einem jähen Tode angeſprochen worden, und da ſich keine zweite fand, ſo war es, nach einem diesmal von Frau Benedicte und Herrn Hennicke gleichmäßig gelöſten Rechenexempel, das Gerathenſte, den Buben heimzurufen und gleichfalls in des doch einmal vorhandenen Candidaten Information zu geben.

— — Und eines Nachmittages im September, da auf Eekenhof die hohen Bäume im warmen Sonnengolde ſtanden, iſt von der Heerſtraße ein blonder Knabe darauf zugewandert. Man hat ihn auf zwölf Jahre ſchätzen können; einen Schulranzen hat er auf dem Rücken und einen dicken Stab in ſeiner Hand gehabt. Als er auf die jetzt immer herabgelaſſene Zugbrücke getreten iſt, hat er feſter ſeinen Stab gefaßt, wie um den großen Hunden zu begegnen, welche derzeit aus den Herrenſitzen mit Gebell den Ankommenden entgegen zu ſtürzen pflegten.

Aber es iſt dergleichen nichts geſchehen; nur ein ſchwarzhaariges Dirnlein hat mit den Armen über das Brückengeländer gehangen und von einem Stücklein Brotes für die Fiſche drunten abgebröckelt.

„Wer biſt du?“ frug der Knabe, als ſie jetzt den Kopf zu ihm herumwandte. „Wohnſt du hier?“

„Das Haus ſteht leer,“ ſagte das Mädchen; „ich und meine Großmutter wohnen allein darin; wir halten auch die Uhr in Ordnung. Hörſt du? Da ſchlägt es eben Vier!“

Als die Uhr vom Hauſe ausgeſchlagen hatte, frug der Knabe wieder: „Wer iſt denn deine Großmutter?“

— „Mein Großvater war der Förſter hier im Walde.“

„So?“ ſagte der Knabe. „Ich kenne euch nicht; aber ihr dürft hier ſchon noch wohnen bleiben; denn ich brauche das Haus noch lange nicht!“

Die Kleine hatte ſich gerade vor ihm hingeſtellt. „Du!“ rief ſie. „Da werden wir dich wenig fragen; das Haus gehört Herrn Hennicke, der drüben hinter dem Walde wohnt.“

Aber der Bube ließ ſich das nicht anfechten.

„Herr Hennicke iſt mein Vater," ſagte er; „aber das Haus iſt mein; denn es iſt meiner Mutter Haus geweſen."

Als er ſo redete, iſt von dem Hauſe her eine ältliche Frau zu ihnen getreten, deren Antlitz von verwundenem Leide zeugte, und auch davon, daß ſie fremdem Willen ſich zu beugen hatte lernen müſſen. Eine Weile ließ ſie ihre Augen auf dem Knaben ruhen; dann ſprach ſie: „Siehſt du es denn nicht, Heilwig? Das iſt der Junker Dethlev! Ich kenne ihn nach ſeiner Mutter Angeſicht; und alle Armen und Bedrückten werden ihn auch daran erkennen."

Sie hatte dem Knaben ihre Hand gereicht, Heilwig aber ſah ihn groß aus ihren blauen Augen an. „O Junker Dethlev," rief ſie, „du ſiehſt ganz anders aus als deine Brüder!"

„Ich kenne meine Brüder nicht," ſagte der Junker; „ich kenne euch hier Alle nicht! Wenn meine gute Baſe nur noch lebte, ſo wäre ich erſt gekommen, wenn ich mündig war; der Herzog hat mir auch verſprochen, daß ich auf ſeiner neuen Univerſität ſtudiren ſoll!"

„Aber," ſagte die Förſtersfrau, „hat denn Herr

Hennicke Euch kein Roß zum Reiten in die Stadt geſchickt?"

„Ich gehe lieber," entgegnete er kurz, „als daß ich auf Frau Benedicte's Pferden reite!"

— „Und wißt Ihr denn auch, daß Ihr an der jetzigen Wohnung Eueres Vaters vorbeigewandert ſeid?"

Der Knabe nickte. „Das weiß ich wohl; ich will erſt meiner Mutter Bildniß ſehen, bevor ich nach dem fremden Hauſe komme!"

„Mit Gott, Junker Dethlev!" ſprach die Alte, indem ſie einen Schlüſſel von ihrem Gürtel löſte; „Heilwig mag Euch die Sommerſtube aufſchließen, indeſſen ich Euch einen Imbiß unter Eurer Mutter Dach beſorge!"

Das war der Junker wohl zufrieden; und während dann die Alte in der düſteren Küche zu hantieren anfing, ſtiegen die Kinder mit einander in das Oberhaus hinauf.

— — Als ſpät mit Dunkelwerden der Junker Dethlev auf Frau Benedicte's Hof kam, haben die beiden Füchſe ſchon am Thor auf ihn gelauert und ihn mit Lärmen in das Haus gezogen; er ſollte ihnen gegen den dummen Informator beiſtehen und ihnen den Kukuk aus dem Neſte ſchmeißen helfen! Frau Benedicte, da er bei ſeiner Abendſchüſſel geſeſſen, hat das feine Tuch ſeines Wammſes mit ihren mageren Fingern ausgeprüft und ihm geſagt, das paſſe hier nicht auf dem Lande; auch werde ſie ſchon morgen ihm die blonden Locken ſtutzen. Herr Hennicke aber iſt auswärts bei einem Nachbar zum Gelag geweſen.

* * *

Gleichwie indeß der Junker Dethlev ſich Frau Benedicte's Scheere zu erwehren verſtand, ſo wurden auch die Hoffnungen der beiden Füchſe nicht erfüllt. Sie wußten freilich nicht, daß Dethlev mit dem „Kukuk“ vor ſeiner Mutter Bild geſtanden hatte, und konnten deshalb nicht begreifen, warum er nicht ihre Kameradſchaft der des dummen Mädchens vorzog, ja gleich dieſer und zu des verhaßten Informators Freude emſig bei den Büchern ſaß.

Herr Hennicke ſelber iſt ſeinem älteſten Sohne meiſtens aus dem Weg gegangen und hat weder in Schimpf noch Ernſt zu ihm geredet. Nur wenn der Junker ſich bisweilen ſeines mütterlichen Erbes annahm, ſei es, daß er für einen armen Hörigen Fürſpruch that, oder daß er den ſichtlichen Verfall des alten Hauſes aufzuhalten wünſchte, dann hat Herr Hennicke ihn drohend angeſchaut und ihn mit hartem Wort zurückgewieſen; doch noch niemals, was die beiden Füchſe ſich mit Neid erzählten, hatte er eine Hand zum Schlage gegen ihn erhoben.

Auf dem Eckenhofe iſt der Junker oft geſehen worden. An Winterabenden ſaßen er und Heilwig vor dem Ofenfeuer, und die ſpinnende Förſtersfrau erzählte ihnen die Geſchichten von den Bildern droben, ſoweit ſie ſelber davon wußte. Im Sommer, zumal wenn draußen gar zu dumpfe Schwüle lagerte, gingen ſie auch wohl nach dem kühlen Saal hinauf. Als einſt die Schritte des Knaben gar zu hallend in dem ſtillen Raume tönten, legte Heilwig die Hand auf ſeinen Arm: „Du! du mußt leiſe gehen!“

— „Leiſe? Warum denn leiſe?“

„Ja, deine Mutter iſt doch todt; und auch die Anderen, die hier abgebildet ſind!“

Da that er, wie ſie ſagte; und flüſternd gingen ſie von einem Bild zum andern, bis vor dem Bilde von Dethlev's Mutter ihr Geſpräch verſtummte.

An anderen Tagen ſtrichen ſie mit einander durch den nahen Wald, und wenn der Durſt ſie überfiel, liefen ſie zu einem Käthner, deſſen kleines Heimweſen dicht am Waldesrand gelegen war. „Forthmann,“ ſagte dann wohl der Knabe, wenn er das Krüglein Milch aus deſſen Hand an Heilwig reichte, „warte nur, du ſollſt zu deiner einen Kuh noch einmal zwei dazu bekommen!“ Und der arme Hörige antwortete: „Ja, ja, Herr Junker, Euer Großvater iſt auch ein guter Mann geweſen.“

Mitunter redeten die Kinder gar ernſthaft mit einander; und einmal, da ſie in einſamer Waldlichtung im Graſe beiſammen ſaßen, ſagte Dethlev: „Erzähl' mir doch einmal von deinem Vater, Heilwig! Iſt er denn niemals hier geweſen?“

Heilwig ſchüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „Großmutter ſpricht nicht gern von ihm; ich glaube, Dethlev, er iſt kein guter Mann geweſen; denn er hat meine Mutter verlaſſen, bevor ich noch geboren wurde, und ſie iſt dann darum geſtorben.“

Der Knabe wurde nachdenklich; dann aber ergriff er die kleine Hand des Mädchens und flüſterte ihr zu: „Sag' es zu keinem Menſchen, Heilwig, auch nicht zum Informator; aber ich glaube, mein Vater iſt auch kein guter Mann!“

Heilwig rührte ſich nicht; und ſo ſaßen die Kinder in ihrer Einſamkeit noch lange ſchweigend Hand in Hand.

* * *

Ein paar Jahre waren dahingegangen; aber je höher die gegenſeitige Anhänglichkeit der Kinder geſtiegen war, deſto tiefer hatte ſich in Herrn Hennicke's Bruſt der Groll gegen den Junker Dethlev eingegraben, bei welchem jetzt allein ſein Liebling vor der Anderen Unbill Hülfe ſuchte. Und wenn er grübelnd den beiden Kindern nachſchaute, ſo vermochte, trotz der Furcht vor dem Jähzorn ihres Eheherrn, Frau Benedicte ſich kleiner Stachelreden nicht mehr völlig zu enthalten. „Was läufſt du allzeit hinter dem flüggen Vogel!“ ſprach ſie dann wohl, und es blitzte vergnüglich in ihren kleinen Augen; „ſie hat doch den blonden Jungen lieber, ſo ſchwarz ſie ſelber iſt!“ Oder ein ander Mal: „Es wird nicht anders, Hennicke; noch ein paar Jahre, ſo mußt du dir den Paſtor ſuchen gehen, der das ſüße Pärchen trauen darf!“

Und eines Nachmittags nach ſolcher Aufreizung iſt Herr Hennicke nach Ekenhof gekommen, wo in einer Waldkoppel die Leute im Heuen arbeiteten. Er ging aber nicht dahin, ſondern trat in die Kammer der Förſtersfrau, die hinter ihrem Rade ſaß.

„Wo iſt Heilwig?" frug er.

„Sie iſt um Erdbeeren mit dem Junker Detlev in den Wald gegangen."

„Ihr ſolltet ſie beſſer an Euch halten!" ſprach er barſch.

Die Frau ſeufzte, und Herr Hennicke ging hinaus. Als er danach grollend und unſchlüſſig draußen über dem Heckthor des Waldes lehnte, vernahm er vor ſich aus der Ferne das Lachen zweier junger Stimmen. Da rief er: „Heilwig! Detlev!" Aber es antwortete Niemand; es wurde völlig ſtill nach ſeinem Rufen. Dann, da er mit allen Sinnen horchte, kam auf ſeinen wiederholten Ruf noch einmal ein Geräuſch; aber es war nur, wie wenn von Forteilenden die Büſche knickten.

Zornig ging er auf dem Waldwege fort, bis die Holzkoppel ihm zur Seite lag, wo unter dem Vogte die Leute in der Arbeit waren. Da hielt er an.

„Vogt!“ rief er, „haſt du den Junker Dethlev und die Heilwig hier geſehen?“

„Wohl, Herr!“ Und er wies mit ſeinem Knittel ein Stückchen aufwärts an den Waldesrand. „Sie ſind dort nach des Forthmann Hauſe zugelaufen. Soll ich ſie holen, Herr?“

Herr Hennicke warf einen raſchen Blick über die Schar der Arbeiter. „Wo iſt der Forthmann?“ frug er.

„Der iſt morgen an der Reihe.“

Herr Hennicke hieß den Vogt zur Stelle bleiben; er ſelber aber ſchritt haſtig über die Felder, bis er des Käthners Haus erreicht hatte. „Wo ſind der Junker Dethlev und die Heilwig?“ frug er dieſen, der eben einen Eimer Waſſers aus ſeinem Brunnen aufgezogen hatte.

Der aber, als er das zornrothe Antlitz ſeines Herrn erblickte, fürchtete, daß den Kindern ein Leids geſchehen werde, und antwortete ſtockend: „Ich weiß nicht, Herr; ſie ſind nicht hier geweſen.“

„Du lügſt, Forthmann!“ rief Herr Hennicke.

„Nein, nein, Herr; ich weiß nichts von dem Junker!“

Herr Hennicke hieß den Mann ins Haus gehen und dort auf ihn warten. Er ſelber ſuchte draußen nach den Kindern; er ſtieß einen Haufen Reiſig aus einander, er riß die Pforte des kleinen Immenhofes auf; aber er fand ſie nicht. Endlich an einem Dornbuſch ſah er Heilwig's rothes Tüchlein flattern.

Als er damit in die Thür des Hauſes trat, ſtand der Käthner an einem hellen Feuer, das im Hintergrund der Lehmdiele unter dem Keſſelhaken lohte. Er rief ihn zu ſich und zeigte ihm das Tüchlein. „Weißt du, Forthmann,“ frug er, „wie mein Großvater die freveligen Bauern ſtrafte?“

Der Mann ſtarrte ihn nur angſtvoll an.

„Geh,“ rief er, „und hol' den Eimer Waſſer, den du vorhin aus dem Brunnen zogſt!“

Und als der Bauer mit dem vollen Eimer wieder in die Hütte trat, nahm Herr Hennicke ihm denſelben aus der Hand und goß das Waſſer in die Herdflamme, daß ſie ziſchend und praſſelnd in Wolken weißen Dampfes erloſch.

Eine Weile blieb er ſtehen, bis die ſtäubende Aſche ſich verflogen hatte; dann ſprach er: „Dein Feuer iſt todt; und wehe denen, die vor Wochenſchluß es wieder anzuzünden wagen; ſie ſollte ſchwere Buße dafür treffen!“

Er wandte ſich zum Gehen.

Da bekam der Hörige die Sprache wieder. „Herr, mein Weib iſt krank; die Woche hat ja erſt begonnen!“

Aber Herr Hennicke ging, während der Käthner wie in Betäubung beide Arme nach dem Fortſchreitenden ausſtreckte.

— — Am andern Morgen in der Frühe ritt Herr Hennicke wieder nach dem Eekenhof; er ritt durch das Heckthor in das Holz hinein. Als er an die Koppel kam, ſtand am Rande derſelben der Vogt mit einer Peitſche in der Hand; denn er paßte auf einen Säumigen, dem er den Willkomm geben wollte.

„Gieb's ihm doppelt auf den Mittag!“ rief Herr Hennicke. „Jetzt komm mit mir; wir wollen nach dem kalten Herde ſehen!“ Und er erzählte, was geſtern in des Käthners Forthmann Haus geſchehen war.

„Herr,“ ſagte der Vogt, „es wird ſich Niemand dort die Fauſt verbrennen wollen!“

Herr Hennicke nickte. „Sie ſollen aber wiſſen, daß ſie nimmer ſicher ſind." Er gab ſeinem ſchwarzen Gaul die Sporen und der Vogt trabte nebenher.

Weiter oben am Rande des Gehölzes lag die Kathe in der Morgenſonne; nichts Lebendes war zu ſehen als eine Katze, welche auf der Schwelle ſchlief.

„Iſt Forthmann in der Arbeit?" frug Herr Hennicke ſeinen Vogt.

„Ja, Herr."

„Und das Weib?"

„Sie kann nicht; ſie liegt ſchon wieder mal an ihrem ſchweren Schaden."

Plötzlich riß Herr Hennicke ſein Roß zurück. „Was iſt das, Vogt?" rief er und wies nach dem zerfallenen Strohdach, aus deſſen Firſt es bläulich in die Luft ſtieg.

„Das, Herr," erwiderte der Mann und deckte ſich die Augen vor den ſchrägen Sonnenſtrahlen; „das iſt Rauch; und wenn's nicht auf dem Boden brennt, ſo iſt auch Feuer auf dem Herd."

Herr Hennicke war raſch vom Gaul herunter. Als er die Lehmdiele der Hütte betrat, ſah er wie geſtern ein helles Feuer unter einem Topfe lodern. Auf der einen Seite des Herdes ſtand die kleine

Tochter des Käthners in ihrem Lumpenkleidchen, auf der andern ſtand der Junker Dethlev, der leuchtenden Auges in die Flammen blickte und dem Feuer eben eine friſche Hand voll Reiſig zuſchob.

Erſt als die Dirne einen Schrei ausſtieß, ſah er ſeinen Vater vor ſich ſtehen. Er erſchrak heftig; als aber dieſer mit bebender Stimme frug: „Haſt du dich unterſtanden, dieſes Feuer anzuzünden?“ ſprach er: „Ja, Herr Vater; aber das Weib des Käthners liegt in ſchwerem Siechthum und kann der warmen Speiſe nicht entrathen.“

Herr Hennicke wies auf einen Eimer mit Waſſer, der neben dem Herde ſtand. „Nimm!“ ſagte er, „und gieß das Feuer aus!“

Aber der Junker rührte ſich nicht.

„Nimm!“ ſchrie Herr Hennicke. „Oder glaubſt du, daß du ſchon Herr auf dieſem Boden biſt?“

Da ſprach der Junker: „Nein, Herr Vater; wohl bin ich hier der Herr; aber ich weiß auch, daß die Gewalt annoch in Euren Händen liegt. Wenn ſie einmal in meinen iſt, ſo ſollen's meiner Mutter Leute beſſer haben!“

Bei dieſen Worten iſt der Grimm des Mannes losgebrochen. „Gieb ihm die Peitſche!“ ſchrie er dem Vogte zu, der eben eingetreten war. „Gieb ihm die Peitſche!“ Als aber der Vogt vor ſolcher Anmuthung zurückgewichen iſt, hat er den Stock aus deſſen Hand geriſſen und den Junker in das Angeſicht geſchlagen, daß das Blut hervorgeſchoſſen iſt.

Keinen Laut hat dieſer ausgeſtoßen; er iſt ruhig ſtehen geblieben, bis ſein Vater fortgeritten war. Aber nach Hauſe iſt er nicht gekommen und auch ſpäter in dieſer Gegend nicht mehr geſehen worden; nur auf dem Eekenhof ſoll er desſelbigen Abends noch geweſen ſein.

* * *

Der Sommer iſt dahin gegangen, ohne daß Heilwig nach Frau Benedicte's Hof gekommen wäre; als aber Herr Hennicke eines Morgens nach Eekenhof geritten kam, iſt ſie ſchreiend vor ihm davon gelaufen. Danach hätten die beiden Füchſe am liebſten ſelbſt den Kukuk in ihr Neſt geholt, denn es iſt böſe Zeit für ſie gekommen. Und immer ſeltſamer iſt Herr Hennicke in ſeinem Zorn geworden, daß ſeine Nachbarn ſprachen, der ſchwarze Henne gehe nun die Straße nach dem Narrenhaus: aber es iſt nur ſeine eigenwillige und trotzige Seele geweſen, die den Geboten Gottes ſich nicht hat fügen wollen.

Im Herbſt desſelben Jahres iſt es geweſen, daß der Stier eines Bauern ſtößig wurde und Herrn Hennicke's Lieblingshunde die Därme aus dem Leib geriſſen hat, ſo daß das Thier daran verrecken mußte. Als ihm ſolches kund geworden, hat er zuerſt dem Bauern an Leib und Leben wollen; dann aber iſt er anderen Sinnes geworden; er hat den Bullen greifen laſſen und ihn zum Hungertod verurtheilt.

Vom Hofe aus führte eine Thür zu einem Gefängniß, für welches man in dem Unterbaue eines Treppenthürmchens Platz gefunden hatte; ſtatt der Strolche und Vaganten, denen ſonſt darin Quartier gegeben wurde, war jetzt der Stier dort in der leeren Zelle angekettet, zu der Herr Hennicke den Schlüſſel in ſeiner eignen Taſche trug.

Als es aber in die zweite Nacht gekommen war, iſt ein ſolches Toben von der hungernden Creatur geweſen, daß im Hauſe Niemand den Schlaf hat finden können, als etwa die beiden Junker Henno und Benno, die ſich nur ſchnarchend umgeworfen, wenn das Stampfen und Gebrüll zu dröhnend durch die Mauern fuhr. Frau Benedicte ſelbſt in all ihrer Hagerkeit hat aufrecht in den Kiſſen wach geſeſſen; mit jedem Nothruf des gefangenen Thieres hat ſie mehr Grimm und Ungeduld hinabgeſchluckt; dann aber iſt ſie jählings nach ihres Eheherrn Bette zugeſprungen, und da ſie in der mondhellen Kammer ſah, daß auch Herr Hennicke mit aufgeſtütztem Arm und offenen Augen dalag, ſo hat ſie Alles nun mit einem Male wider ihn geſpieen und verlangt, daß er den Bullen von der Kette löſe. Er aber hat ſich nicht gerührt und nur geſagt, ſie ſolle ihre Kehle ſparen, ſo werde ſie es leichtlich noch dem Bullen abgewinnen.

Frau Benedicte hat nun nichts weiter richten können; als aber am Morgen der Bauer, dem der Stier zu eigen war, ſie gar um Fürwort bei dem Herrn angegangen, da hat ſie ihn voll Zornes angeſchrieen, er möge damit nach dem Eekenhof zur Baſtarddirne laufen.

— — Am ſelben Nachmittage, als Herr Hennicke in der Gewehrkammer verdroſſen ſeine Hakenbüchſe putzte, trat zögernden Schrittes Heilwig zu ihm ein.

Als er ſie erblickte, ſchien ſein ſchwarzes Auge licht zu werden; er ſtreckte ihr die freie Hand entgegen, als wolle er nach einem Glücke greifen. Da ſie dennoch ſcheu und ſchweigend an der Schwelle blieb, ſprach er: „Weshalb kommſt du nicht näher, Heilwig, da du doch gekommen biſt?“

Da trat ſie näher zu ihm hin. „Herr Pathe,“ ſprach ſie, doch ſo leiſe, daß er ſein Ohr zu ihrem Munde neigen mußte; „ich komme, ich wollte Euch um etwas bitten!“

Wie eine Freudenbotſchaft hat das Wort dem finſteren Manne geklungen; er warf ſein Jagdgewehr bei Seite und ergriff die beiden Hände des Mädchens. „Bitte nur, Heilwig!“ ſagte er, ſie heftig ſchüttelnd; „du haſt mich nie gebeten, nun mach's gleich ſo, daß ich es fühlen kann!“

Doch als ſie darauf ſprach: „Herr Pathe, ſo laſſet doch den armen Stier am Leben!“ da fuhr er auf und ſchrie: „Wer hat dich hergeſchickt? Du redeſt mit Frau Benedicte's Zunge!“ Dann wieder, da das Kind ob ſeiner Heftigkeit in Thränen ausbrach, hat er ſie plötzlich auf den Arm gehoben und iſt mit ihr die Treppe nach dem Hof hinabgeſtürmt.

Erſt vor der Zelle, aus der das dröhnende Gebrüll hervorbrach, ließ er ſie zur Erde. Als aber die Bohlenthür geöffnet war, und Heilwig, von den blutrothen Augen des raſenden Thiers erſchreckt, entfliehen wollte, hielt er ſie feſt und hieß einem Hofjungen ein Bündel Heu herbeiholen, ſo groß er es mit beiden Armen faſſen könne. „Nun, Heilwig,“ rief Herr Hennicke, als jetzt der Stier den duftigen Haufen ſtampfend und ſchnaubend mit dem rauchenden Maul durchwühlte; „da haſt du deinen Willen; nun aber ſollſt du für dich ſelber bitten!“

Das jetzt zwölfjährige Mädchen, das nur mit Widerſtreben feſtgehalten wurde, zuckte bei dieſem Wort erſchreckt zuſammen; dann aber hob ſie ſich auf den Zehen zu dem großen Mann empor, und ihre blauen Augen glänzten plötzlich, nicht wie eines Kindes, ſondern wie die Augen eines Weibes.

„Sprich!“ ſagte er erwartungsvoll.

Da ſprach ſie; aber es klang faſt mehr wie zornig, als wie bittend: „Herr Pathe, ſo ſollet Ihr den Junker Dethlev wieder kommen laſſen!“

Herr Hennicke zuckte jäher noch zuſammen als vorhin Heilwig; er antwortete nicht, er ließ nur die

Hand des Mädchens fahren. Und ſo ſtanden Beide wortlos neben einander, bis das erneuete Gebrüll des Thieres kund gab, daß auch das vorgeworfene Futter ſeinen Hunger noch nicht geſtillt habe.

— — Als es Winter wurde, kam eine Rede über den Junker Dethlev, er ſei von Lübeck aus mit einem Spanienfahrer als Schiffsjunge in die weite Welt gegangen; zugleich erhob ſich das Gerücht, im Ritterſaale auf Eekenhof ſteige wiederum das Bild aus ſeinem Rahmen, in hellen Nächten zeige ſich die todte Frau am Fenſter und ſchaue aus nach dem Verſtoßenen.

Als das zu Herrn Hennicke's Ohren drang, ergrimmte er heftig und verſchwor ſich, er wolle dem verfluchten Spuk ein Ende machen. Mit blankem Jagdmeſſer, ſo heißt es, habe er vor dem Bilde geſtanden, um es zu zerſtören; aber die ſtillen Augen hätten ihn angeſchaut, daß ſein zum Stoße ſchon erhobener Arm herabgeſunken ſei.

Nach dieſem iſt der Saal von keinem mehr betreten worden; wie einſt der Letzte des Geſchlechts es ausgeſprochen hatte, die Bilder der Abgeſchiedenen ſind jetzt alle wie in einer Gruft beiſammen geweſen. Nur wenn in Mondnächten ſich die weite Himmelsferne öffnete, zumal wenn im Aequinoctium die Stürme tobten, ſoll jene nächtliche Erſcheinung ſich noch oftmals wiederholt haben.

Die beiden Bewohnerinnen von Eekenhof hatten nichts davon geſehen; nur einmal, da ſie Nachts in ihrer Schlafkammer, welche unter dem Saale lag, vom Sturm erwachten, haben ſie über ſich ein Rauſchen wie von Frauengewändern hören können, und haben dann für den Junker Dethlev und für die todte Frau ein ſtill Gebet geſprochen.

* * *

Manches Jahr war dahin gegangen; längſt war der Informator in das ſtatt Ehrenſoldes ihm verheißene Pfarramt eingetreten; in dem Hauſe auf Eekenhof wohnte eine halbblinde Greiſin mit einer friſch erblühten Jungfrau, deren wehendes Kraushaar jetzt in ſchwarzen Flechten gefeſſelt lag. Nur zum Kirchgange an Sonn- und Feiertagen oder wenn ihr Pathe ſie zu ſich kommen hieß, und auch dann nur für kurze Stunden, verließ Heilwig die Großmutter und den einſamen Bezirk des Hofes. Doch wenn der Tag ſich neigte, zumal im Frühjahr, wenn vom Norden her die Vogelſchwärme zogen, ſchritt ſie manchmal über die Landſtraße nach einem jenſeits belegenen Haidehügel und ſpähte in die Ferne, bis das Abendgold verglommen war. Mitunter, am Sonntag Abend, kam der junge Paſtor die Straße herauf gewandert; dann lief ſie ihm entgegen, und ſie gingen Hand in Hand über die Brücke und nach dem Hauſe zu der blinden Großmutter.

Im Dorfe hieß es eine Zeit lang, der junge Paſtor freie um das ſchwarze Mädchen auf Eekenhof. Allein ſie irrten; er war es nicht, nach welchem das Mädchen in die Nacht hinausſah.

— — Drüben in der Stadt, in einer Maienwoche, war wieder einmal Landgericht gehalten worden; ſechs königliche Trompeter und ein herzoglicher Heerpauker, durch die Straßen reitend, hatten es verkündigt; und von allen Seiten war man herbeigekommen, ſei es, um alten Streit zu ſchlichten oder um neue Rechte zu begründen.

Auch Herr Hennicke war dort geweſen. Schon zuvor hatte er durch Zeugen dargethan, daß ſein jetzt mündiger Sohn aus erſter Ehe vor nunmehr faſt zehn Jahren auf einem Lübiſchen Kauffahrer nach dem Mittelmeer das Land verlaſſen habe, und daß von Schiff und Mannſchaft ſpäter keine Kunde laut geworden ſei; nun hatte er es ſo gut wie unter Brief und Siegel, daß der Junker Detlev als ein Verſchollener durch Spruch des Landgerichts für todt erklärt, und ſomit der Eekenhof des Vaters Erb und Eigen werde.

Aber noch ein Anderes wollte Herr Hennicke in der Stadt betreiben. Etwas war doch auf Erden, woran ſeine Seele hing; nicht etwa ſeine anderen Söhne, die beiden Füchſe, welche jetzt ſchon gleich dem Vogte zwiſchen den Leibeigenen die Peitſche führten; es war noch immer das Kind mit dem ſchwarzen Haar gleich ſeinem und mit jenen Augen, aus denen ein längſt verblichenes Antlitz wider ihn zu klagen ſchien. War es auch zur ſchlanken Jungfer aufgewachſen, das alte Spiel war geblieben; noch immer floh ſie ihren wilden Pathen und noch immer dürſtete ihn nach einem trauten Wort aus ihrem Munde. Nun aber — und Herr Hennicke, der auf der Heimreiſe war, ließ bei dem Gedanken ſeinen Gaul in Sprüngen tanzen — nun ſollte ſie ihm bald nicht mehr entrinnen können! Frau Benedicte's Zunge war in den letzten Jahren immer ſchärfer und ſpitziger geworden; das Schlüſſelbund zu Kammer und Keller hielt ſie ſo feſt in ihren mageren Fingern, daß ſelbſt Herr Hennicke es ihr nicht zu entreißen wagte; aber auch ihre Backenknochen traten ſpitz hervor; der Strom ihrer Rede wurde oft durch dumpfes Hüſteln unterbrochen, und es ſchien unvermeidlich, daß zum nächſten Frühjahr nur noch ein geſpenſtiger Nachhall ihres wirthſchaftlichen Waltens auf Trepp' und Gängen das Geſinde ſchrecken werde. Herr Hennicke aber ſah daraus das Kräutlein „Hoffnung“ grünen; er wollte dann das Kind, das einzige, das ihm im Sinne lag, nach Recht und Ordnung zu dem ſeinen machen; mit ihr allein wollte er dann auf ſeinem neuen Eigen hauſen und ſpäter ſollte ſie ſeine Erbin ſein; die beiden Füchſe mochten ſich auf ihrem mütterlichen Gute nähren. Schon jetzt hatte er wegen des erforderlichen Gnadenbriefes bei des Herzogs Kanzler vorgefragt und auch hierüber, wie er meinte, für den eintretenden Fall einen guten Zuſpruch mitbekommen.

Auf halbem Wege war Herr Hennicke bei einem

Nachbar zum zweiten Morgenimbiß eingekehrt. „Was bringſt du, Henne?“ frug ihn dieſer: „dein ſchwarzes Antlitz leuchtet wie die gute Zeit!“ und dabei ſchenkte er ihm von Neuem in das weite Glas. Herr Hennicke trank; aber er war nicht der Mann, ſeine Gedanken beim Weine zu verrathen. Er wollte freilich plaudern; aber anderswo.

Fröhlich nickend ſchwang er ſich in den Sattel; und immer ſchneller ging der Ritt, vorüber an Frau Benedicte’s Haus, dann auf der Straße fort nach Eckenhof. Als er an die ſchmale Holzbrücke kam, ſcheute das Pferd und wollte nicht mehr vorwärts; aber der Reiter drückte ihm die ſcharfen Sporen in die Weichen, daß es mit donnerndem Hufſchlag hinüber flog; oben aus den Eichenwipfeln fuhr krächzend eine Schaar von ſchwarzen Krähen, die ſeit Junker Dethlev’s Fortgang dort Beſitz genommen hatten.

Nur mit Mühe brachte Herr Hennicke ſein Pferd zum Stehen; dann rief er: „Heilwig! Heilwig!“ nach dem Hauſe zu. Und als ſie kam und zögernd näher trat, ergriff er ihre Hand und zog das erſchreckte Mädchen hart bis an die Hufen ſeines unruhig ſtampfenden Pferdes. Seine ſchwarzen Augen glänzten in dem von Wein und wilden Hoffnungen gerötheten Antlitz, und während ſie wie betäubt zu ihm emporſah, überſchüttete er ſie mit dunklen und verworrenen Andeutungen ſeiner Zukunftsträume. „Geduld nur, Heilwig!“ rief er. „Nicht mehr im Unterbau; da droben in den großen Stuben ſollſt du wohnen; die Todten kommen nicht wieder; aber die dummen Bilder ſollen fort; ich will die begrabenen Augen nicht mehr um mich haben!“ Dann plötzlich riß er das Pferd herum und jagte fort, ſo wie er eben erſt gekommen war.

Eine Weile ſtarrte ihm das ſchlanke Mädchen nach; dann floh ſie ins Haus zurück und warf ſich weinend zu den Füßen der halbblinden Greiſin. Nur Eines aus den wüſten Reden ihres Pathen hatte ſie herausgehört; ihr war, als habe er ihr Junker Dethlev's Tod verkünden wollen.

Aber die Großmutter ſtrich ihr die ſchwarzen Löckchen von der Stirn. „Sei ruhig, Heilwig,“ ſprach ſie; „der Stieglitz hat noch nicht geſungen!“

Und als Heilwig meinte: „Großmutter, hier ſingen keine Vögel mehr; die ſchwarzen Krähen haben ſie alle ja zerriſſen,“ da erhob die Greiſin ihren

Finger, als wolle ſie oben nach dem Saale weiſen: „den einen nicht, Heilwig; den einen nicht; der iſt kein Futter für die Krähen!“

* * *

Nicht lange danach, an einem Sonntag Nachmittage, als eben Frau Benedicte ein ſelbſt gebrautes Kräutertränklein zum Kühlen in das offene Fenſter ſtellte, iſt auf dem Hofe dort ein Reiter von einer Schecken abgeſtiegen. Er iſt noch jung geweſen; aber in einer Tracht, wie man ſie einige Jahre früher, da die Pariſer Moden noch nicht die Herrſchaft gewonnen hatten, in Hamburg oder Lübeck an den vornehmeren Kaufherren hatte ſehen können, die aber auswärts in den deutſchen Handelsplätzen auch derzeit noch im Schwange ſein mochte. Der volle blonde Bart floß lang herab auf einen dunklen mit Marderpelz verbrämten Mantel, an welchem das Halstuch von weißem Linnen mit goldener Spange feſtgeheftet war; dagegen erſchien unter dem breiten Rand des Hutes das Haupthaar ſo kurz geſchoren, wie es nur immer Frau Benedicte einſt dem kleinen Junker Dethlev zugedacht haben mochte. Als er ſein

Pferd einem herbeigerufenen Jungen übergeben hatte und nun die Freitreppe zum Hauſe hinaufſchritt, wurden in einem Leibgurt unter ſeinem Mantel ein Paar Piſtolen ſichtbar, deren Schlöſſer nach der neueſten Erfindung und außerdem von beſonders kunſtvoller Arbeit zu ſein ſchienen.

In höflichen, aber knappen Worten frug er die auf dem Flur ihm entgegentretende Schloßfrau nach ihrem Eheherrn, und wurde von dieſer, während ihre Augen eine behende Muſterung an ihm vollzogen, in das Oberhaus hinaufgewieſen. — — Droben, in einem ſonſt nicht benutzten Zimmer, ſaß Herr Hennicke ſchon ſeit dem frühen Morgen rechnend und vergleichend über den alten Papieren von Eekenhof; in der einen Hand die Feder, in der anderen den großen ſeltſam geformten Doppelſchlüſſel, der dort alle Thüren öffnete und ſchloß. Eben ſtützte er den Kopf, um von der ungewohnten Arbeit auszuruhen, und ſtarrte mit heiterem Antlitz in den öden Raum, der außer ein paar wurmſtichigen Archivſchränken keine Ausſtattung an den getünchten Wänden aufzuweiſen hatte. In ſeinen Gedanken mochte er zwei Gräber vor ſich ſehen; auf dem ſchweren Leichenſtein des einen eine hagere Frauengeſtalt mit feſtgeſchloſſenen Händen und darüber den Namen „Benedicte“ eingemeißelt; das andere ohne Namen, fern überm Ocean, unfindbar von fremdem Kraut und Ranken überwuchert. Da pochte es an die Thür, und als er auffahrend das Willkommswort gerufen hatte, trat der Fremde zu ihm ein.

Frau Benedicte war unten an dem Treppenaufgang ſtehen geblieben; aber ſie mühte ſich vergebens zu erhorchen, was droben hinter der dicht verſchloſſenen Thür verhandelt wurde. Einmal freilich war ein Geräuſch, als würde ein ſchwerer Stuhl erſchüttert, wie wenn etwa die Lehne von unſicherer Hand umklammert würde. Danach aber vernahm ſie nur den ruhigen Laut einer jungen Stimme, welcher die düſtere ihres Eheherrn zu antworten ſchien. Schon war ſie des vergeblichen Horchens müde, da wurde droben die Thür geöffnet, und ſie hörte den jungen Kaufherrn, während er hinaustrat, ſagen: „Prüfet nur, Ihr werdet alle Schriften und Sigille richtig finden; vor Allem aber denket, wenn ich morgen wiederkehre, daß Ihr mit keinem Fremden unterhandeln ſollt!“

Ein Huſtenanfall, den ſie vergebens zu erſticken ſuchte, trieb Frau Benedicte von ihrem Poſten; der Reiter aber, der ſchon gegen die Treppe zugeſchritten war, zu welcher der Hausherr ihn nicht geleitet hatte, ging jetzt raſch hinab und unten über den Hausflur nach dem Hof hinaus. Als ein Windhauch ſeinen Mantel blähte, waren darunter in dem Leibgurt die koſtbaren Piſtolen nicht mehr ſichtbar; irgend etwas, ſei es ein beſtehendes Verhältniß oder ein einſt Geſchehenes, mochte ihn veranlaßt haben, dieſelben bei ſeiner Verhandlung mit dem Gutsherrn abzulegen und auch ſpäter nebſt gewiſſen Schriften dort zu laſſen. Seine Gedanken wie ſein Pferd führten ihn nach einem alten einſamen Hauſe; vielleicht auch, daß er nach den eben verlaufenen Kriegszeiten die dort wohnenden Frauen zu erſchrecken fürchtete, wenn er in Waffen zu ihnen einträte.

Herr Hennicke aber in ſeinem Archivzimmer ſah noch mit ſtumpfen Blicken auf die zurückgelaſſenen Papiere, als ſich von draußen die Stiege herauf Frau Benedicte's Hüſteln hören ließ. Sie hatte vom Fenſter aus dem Fremden nachgeſpäht, ſie hatte ihn im Hofe ſein ſcheckiges Roß beſteigen und dann durch das Thorhaus auf die Heerſtraße hinausreiten ſehen; aber des Mannes Antlitz und Gewandung war ihr unbekannt geblieben. Nun trat ſie athemlos zu ihrem Eheherrn in die Stube. „Rechneſt du noch immer um dein neues Erbgut?“ frug ſie ſcharf.

Er ſtieß ein Lachen aus. „Was willſt du?“ entgegnete er kurz.

„Du hatteſt Beſuch,“ ſprach ſie; „ſag' doch, wer war's denn?“

Herr Hennicke ſah ſie mit düſteren Augen an. „Geh,“ ſagte er; „ich brauch' hier keine Weiberzungen.“

Aber ſie forſchte weiter: „War's etwa einer von den Lübiſchen Stadtjunkern, bei denen du in der Kreide ſtehſt? Mach' dir auf meine Gülten keine Rechnung!“

Herr Hennicke war aufgeſprungen und that einen dröhnenden Fauſtſchlag auf den Tiſch. „Ein Stadtjunker, Frau Benedicte? — Beim Teufel, ich gäbe dich mitſammt deinem Hof darum, ſo es Einer von dem Krämervolk geweſen wäre! Da lies!“ rief er und ſchob ihr eines der Papiere zu. „Du ſollſt auch deine Freude haben!“

Und Frau Benedicte nahm es und durchwanderte Zeil' um Zeile mit ihren nackten Augen; dann, als ſie ausgeleſen hatte, legte ſie es auf den Tiſch und ſagte: „Du wirſt ein Lump, Herr Hennicke, aber nicht der erſte, der aus ſeines Weibes Hand gefüttert wurde."

Einige Augenblicke war es todtenſtill im Zimmer. Als aber Frau Benedicte den Blick auf ihres Eheherrn Antlitz wandte, that ſie einen gellen Schrei und ſtreckte jählings die Hände über ihren Kopf, als gälte es ſich vor Mord zu ſchützen. Und doch hatte Herr Hennicke kein Glied gerührt; ja ſeine Arme hingen wie gelähmt an ſeinem Leibe; es waren nur die Augen, vor denen ſich das Weib erſchrocken hatte, worin es wie aus einem Abgrund aufgeſtiegen war.

„Was ſchreiſt du?" ſagte er; aber es war, als wollten die Worte aus dem trockenen Halſe nicht heraus. „Lies noch einmal, ſo wirſt du ſehen, daß die Schrift gefälſcht iſt! Ich habe den Betrüger fortgejagt; er wird ſich hüten, zum zweiten Mal zu kommen."

Frau Benedicte aber las nicht wieder; ſie ſah

Herrn Hennicke mit ihren kleinen Augen an, als ob ſie ihm bis auf den Grund der Seele bohren wolle; dann, ihr ſchweres Schlüſſelbund vom Gürtel neſtelnd, ging ſie ſchweigend aus dem Zimmer.

* * *

Draußen lag noch derſelbe Sommertag auf Wald und Wieſen; doch neigte ſich die Sonne ſchon allmälig, und auf Eekenhof ſtreckten ſich die Schatten der beiden Treppengiebel ſchon bis auf die andere Uferſeite des Ringgrabens; die mächtigen Eichen aber leuchteten noch bis zur Wurzel im warmen Sonnengold.

An einem Mauerringe des Hauſes ſtand mit geſenktem Kopf die Schecke des blonden Reiters angebunden, und eben trat er ſelber aus der Thür und mit ihm die jungfräuliche Geſtalt Heilwig's. Der Reiter löſte ſein Pferd von dem Ringe; dann, je zu einer Seite es am Zügel faſſend, ſchritten Beide mit dem ruhig folgenden Thiere über die Zugbrücke, um es in einer der jenſeits ſtehenden Scheuern unterzubringen. Schweigend gingen die ſchönen jungen Menſchen neben einander; aber das

Antlitz des Mädchens war von Freude geröthet und in ihren Augen war ein ſtiller Glanz; wie eine Braut nach dem erharrten Bräutigam blickte ſie mitunter über den Bug des Pferdes nach dem Reiter hin.

Als ſie dieſes in dem verfallenen Gebäude untergebracht hatten und wieder in das Freie traten, lag ein ſchweres Sinnen auf der Stirn des jungen Reiters. „Nein, Heilwig,“ ſprach er zu dem Mädchen, das ſorgend zu ihm aufblickte; „es iſt nicht um meines Erbes willen; ich trag' ernſte Kunde für uns Beide.“

Und da ſie leicht zuſammenbebte, ſetzte er hinzu: „Wir wollen nach unſeren Kinderplätzen, Heilwig; erſchrick nur nicht; meine Hand ſoll dich um ſo feſter halten!“

Sie gingen um den Ringgraben, dem Heckthore des Waldes zu und waren in deſſen Schatten bald verſchwunden.

— — Ueber eine Stunde iſt dann wohl vergangen, und der Eekenhof hat wie verzaubert einſam dagelegen. Leiſe breiteten ſich die Schatten aus und verbleichte das Licht des Himmels.

Und als im letzten Abendſchein die beiden jugendlichen Geſtalten aus dem Dunkel des Waldes wieder aufgetaucht, da iſt das Mädchen mit den ſchwarzen Flechten blaß wie eine Lilie geweſen, und die blauen Augen haben weit offen und von Thränen voll geſtanden. Mit geſenktem Haupte ging ſie neben ihrem ernſt blickenden Genoſſen. „Und iſt es denn ganz, ganz gewißlich wahr?“ frug ſie leiſe.

Der junge Reiter hatte ihre Hand gefaßt, als ob er ſie daran halten müſſe. „Dem reichen Kaufherrn,“ ſprach er, „der unerkannt ſeines Vaters und Geſchlechts Geſchicken nachforſchte, iſt nichts verſchwiegen worden.“

Stumm ſchritten ſie über die Zugbrücke dem Hauſe zu; da ſprach er wieder: „Es iſt ſpät, und wir müſſen den kargen Schlaf des Alters ſchonen; morgen, deß bin ich ſicher, wird da drinnen die alte Frau es uns beſtätigen.“

Sie neigte ihr Haupt noch tiefer, und wie in Demuth zog ſie ſeine Hand an ihren Mund. „Mein Bruder!“ ſprach ſie; es kam nur wie ein Hauch von ihren Lippen.

* * *

In der Kammer eben neben dem Ritterſaal, an deren Wänden einſt ſein erſter Schrei und ſeiner Mutter letzter Hauch erloſchen war, hatte man zur Nacht dem Gaſt die Lagerſtatt bereitet. Aber ſie blieb unberührt; im offenen Fenſter lehnte er und blickte über die Waldblöße hinaus, die ſich unten jenſeits des Ringgrabens ausdehnte. Es war eine jener lichtgrauen, ſchwülen Sommernächte; nichts rührte ſich draußen, weder das Schleichen eines Nachtthieres, noch das Flattern eines Vogels; dann aber rauſchte es plötzlich wie aufathmend durch die Wipfel, und hinter ihm im Hauſe war es, als ob unſichtbare Hände an allen Klinken rührten. Die Nachtkerze, welche man ihm mitgegeben hatte, flackerte und erloſch; zugleich ſprang die Thür auf, welche durch eine Reihe anderer Kammern nach dem oberen Flur hinausführte. Er trat zurück und ſpähte in die leeren Räume nebenan; dann zog er die offene Thür ins Schloß und drehte wie unwillkürlich von innen den roſtigen Schlüſſel um.

Wieder ſank die ſchwüle Stille auf Haus und Wald, und wieder lehnte er halb wach, halb träumend in dem offenen Fenſter. Schon ſeit lange hatte es von der Glocke aus dem Giebel Zwölf geſchlagen: nun war nichts hörbar als oben von dem Uhrboden her das einförmige Klirren der Eiſenräder und das Rucken der Ketten, an denen die Gewichte hingen. Da endlich ſcholl wieder ein dröhnender Glockenſchlag in das Haus hinunter; der Junker wandte ſich vom Fenſter ab und lauſchte. Es folgte kein weiterer Schlag, es hatte Eins geſchlagen. Aber nebenan im Ritterſaale rauſchte es wie von Frauenkleidern, und jetzt deutlich hörte er: „Dethlev, Dethlev!“ wie mit angſterſtickter Stimme ſeinen Namen rufen.

Als er die Thür zum Saale aufriß, erblickte er bei dem Nachtſchimmer, der durch die Fenſter drang, eine weiße Frauengeſtalt, welche beide Arme ihm entgegenſtreckte.

Einen Augenblick nur ſtutzte er; dann trat er raſch auf die Erſcheinung zu. „Du, Heilwig!“ rief er, als eine warme Hand die ſeine faßte. „Was iſt dir? Was hat dich Nachts hier nach dem öden Saal hinaufgetrieben?“

Sie blickte ängſtlich um ſich her. „Die Uhr ſchlug ſo fürchterlich; ich wollte zu dir; mir war, als droh' dir Unheil hier im Hauſe!“

Er ſtützte ſie ſanft in ſeinen Armen. „Du träumſt, Heilwig!“ ſagte er; „was ſollte mir in meiner Mutter Haus geſchehen?“

— „Ich weiß nicht, Dethlev; aber laß mich bei dir bleiben; die Sommernacht geht ja bald herum.“

„Nicht nur die Sommernacht; bleib’ immer bei mir, Heilwig!“

— „Ja, immer, wenn du es willſt.“

Sie führte ihn zu einem der alten Seſſel, der noch wie einſtens, da ſie als Kinder ihn gemeinſchaftlich dorthin getragen hatten, vor dem Bildniß ſeiner Mutter ſtand; er ſollte nach ſeiner Reiſe jetzt der Ruhe pflegen. Als er ihr den Willen gethan hatte, zog ſie eine Fußbank darunter vor und ſetzte ſich zu ſeinen Knieen, den Kopf in ſeine beiden Hände legend. Und als er dann im Schlummer ſanft zu athmen ſchien, ſprach ſie wie aus Träumen vor ſich hin: „Mein Bruder! Mein lieber Bruder!“

Aber er hatte nicht geſchlafen; er neigte ſich zu ihr herab und flüſterte: „Mein traut Geſchwiſter!“

Dann wieder hob ſie den Kopf ein wenig aus des Bruders Hand. „Wie ſeltſam, Dethlev,“ ſprach ſie leiſe; es iſt doch dunkel; aber ich ſehe deutlich deiner Mutter Bildniß: ſie blickt uns freundlich an!"

„Ja, Heilwig; ſehr freundlich."

Und dann ſchwiegen ſie. Sie wären faſt entſchlummert; da horchte Heilwig auf: „Was war das, Dethlev?"

— „Ich hörte nichts."

„Doch! Da iſt es wieder; hörſt du nicht? Da drinnen riß es an der Kammerthür!"

Der Junker hatte ſich aufgerichtet. „Die Thür iſt verſchloſſen," ſagte er.

Es war wieder Alles ſtill geworden; ſie hörten nichts mehr; es mochte nur der Wind geweſen ſein. Heilwig legte wieder das Haupt in ihres Bruders Hände; dann ſchwiegen Beide, ein plötzlicher Schlummer hatte ſie befangen.

Aber die Nacht war noch nicht herum, und es ſchlief nicht Alles in dieſem Hauſe. Wäre ſonſt ein Ohr noch wach geweſen, es hätte draußen im Flur das leiſe Oeffnen der Thür zur Winterſtube vernehmen müſſen; dann ebenſo leiſe unſichere Schritte durch dieſelbe bis zur Thür des Saales ſelbſt.

Unhörbar that ſich dieſe auf, und wie vorſichtig gegen die Kammerthür hinſchreitend, näherte es ſich den Schlafenden. Doch erreichte es dieſelben nicht; ein dumpfer Schrei, wie aus der Bruſt eines entſetzten Thieres, durchbrach die Stille der Nacht.

Heilwig war jäh emporgefahren, als müſſe ſie mit ihrem Leibe den des Bruders decken; aber es war nicht mehr vonnöthen; ſie ſah nur noch eine taumelnde Geſtalt mit beiden Armen um ſich greifen und dann in ſchwerem Fall zu Boden ſtürzen. Zugleich erſcholl ein Klirren, als würde eine Waffe über den Fußboden bis zu ihren Füßen fortgeſchleudert.

Heilwig hielt mit beiden Armen des Junkers Hals umklammert. „Dethlev! Dethlev!“ raunte ſie ihm zu. Er aber antwortete nicht; er hatte ſich gebückt, und ſeine Hand griff ſuchend auf dem Fußboden umher. Als er die Waffe erfaßt hatte, die unter ihrem Seſſel lag, und ſeine Finger an dem Schloſſe rührten, zuckte er zuſammen und es ſchüttelte ihn wie Fieberfroſt. Zugleich aber ſprang er auf, und den Arm feſt um ſie legend, riß er Heilwig mit ſich in die Kammer und weiter, nachdem er haſtig aufgeſchloſſen, durch die Reihe der übrigen Kammern auf den Flur hinaus und hinab die Wendelſtiege.

„Wer war das?“ rief ſie, als Beide athemlos im Unterhauſe angekommen waren. „Der wollte dich tödten, Dethlev!“

„Ich weiß nicht; frag mich nicht, Heilwig; ich will jetzt nur Eines wiſſen! — Aber meiner Mutter Erbe werde ich nimmermehr verlangen.“

Er zog das Mädchen wieder mit ſich fort, bis in die Schlafkammer der Großmutter, bis an das Bett der ſchlummernden Greiſin.

Sie hörten es nicht, wie draußen über der Zugbrücke eilige Schritte laut wurden, und ſahen nicht die fliehende Geſtalt, die jenſeits derſelben unter dem Schatten der Eichen in die Nacht verſchwand.

* * *

Herr Hennicke hatte Recht behalten; der blonde Reiter iſt nicht wieder auf den Hof gekommen, ſo emſig auch Frau Benedicte nach ihm ausgeſehen. Mit Erſterem ſelber aber mußte Seltſames geſchehen ſein; denn als, wie hergebracht, die Hausmagd mit der Morgenſuppe an ſein Bett kam, lag dort ein eisgrauer Mann mit eingeſunkenem Antlitz; als ſie aber mit Geſchrei von dannen ſtürzen wollte, war es die Stimme ihres Herrn, welche die Närrin erſt zurückrief und ſie dann ſammt ihrer Suppe zu allen Teufeln ſchickte.

Er hat aber wochenlang in der dumpfen Kammer fortgeſeſſen, bis eines Morgens drüben aus dem Dorf zu Eekenhof das Thurmgeläute hell herüberwehte, das man des dazwiſchen liegenden Waldes wegen nur ſelten hat vernehmen können. Da hat er aufgehorcht und den eben eintretenden Vogt gefragt, wer denn begraben würde. Als dieſer ihm berichtet, es ſei die alte Förſtersfrau vom Eekenhof, hat er ſich arg erboſt, daß man ihm nichts davon vermeldet, dann aber plötzlich nur den Namen „Heilwig“ ausgeſtoßen und befohlen, ihm ſein Pferd zu ſatteln. Er iſt jedoch nicht fortgeritten; der Hofjunge hat ſtundenlang das aufgezäumte Thier im Hofe umhergeführt, bis es endlich wieder abgeſattelt werden mußte. Und ebenſo erging es am anderen und am dritten Morgen.

Danach aber eines Tages ſah der Käthner Forthmann, welcher eine blanke Kuh am Seile führte, eine greiſe Reitergeſtalt über die Zugbrücke nach dem Eekenhof hinaufjagen und dort am Hauſe von dem Pferde ſteigen.

Der Käthner ſchüttelte den Kopf; er konnte ſich nicht denken, was der Mann dort ſuche, denn es wohnte Niemand mehr darin; ſeine Grethe war zu dreien Malen mit der Morgenmilch ans Haus gekommen; aber immer hatte ſie vergebens an die ringsum verſchloſſenen Thüren gepocht.

Auch jetzt iſt nichts Lebendiges zu ſpüren geweſen; ſelbſt die ſchwarzen Krähen mußten auf Atzung fortgeflogen ſein.

Der Reiter aber hatte mit einem ſchweren Doppelſchlüſſel die Hauptthür aufgeſchloſſen. Vom Flur aus hatte er die Räume des Unterhaus durchwandert; aber es iſt nichts darin geweſen als nur das ſtumme Geräth, das einſt den beiden Frauen zu ihrem einſamen Leben diente. Als er auf den Flur zurückgekehrt war, iſt er vor der Treppe ſtill geſtanden, als müſſe er auch hier die Stiegen noch hinauf; er hat aber nur den Fuß auf die unterſte Stufe geſetzt und mit heiſerer Stimme einen Namen in das Oberhaus hineingerufen. Als ihm von dorther nur ein dumpfer Hall zurückgekommen, hat er, wie von jäher Furcht befallen, das Haus verlaſſen und iſt vom Hofe fortgeritten; aber immer langſamer iſt das

Pferd gegangen, und immer zuſammengeſunkener iſt die darauf ſitzende Geſtalt erſchienen.

Das alte Haus innerhalb des Ringgrabens lag wieder in ſeiner ſtillen Abgeſchiedenheit; nur die Krähen, als es Abend wurde, kehrten zurück und lärmten eine Zeit lang, bevor ſie ſich zum Schlafe in die Eichenwipfel ſetzten.

* * *

Herrn Hennicke's Wünſche hatten ſich erfüllt; der Junker Dethlev war durch landgerichtlichen Spruch für todt erklärt worden; Frau Benedicte lag unter ihrem ſchweren Leichenſtein. Aber Herr Hennicke iſt ein gebrochener Mann geweſen. Die beiden Füchſe, welche ſich allmälig zu ein paar breitſchulterigen geizigen Hageſtolzen ausgewachſen, wirthſchafteten emſig auf dem einen wie auf dem anderen Hofe; ſie ackerten und ernteten und ſäckelten die Korngelder ein, ohne daß Herr Hennicke darein geredet hätte. Niemals hat er mehr ein Pferd beſtiegen; aber in beſtimmten Zwiſchenräumen iſt er am Stabe nach Eekenhof gewandert. Das Haus hat er nie betreten; aber auf der kleinen Bank unter den Eichen hat er oft geſeſſen, wie erwartungsvoll das Antlitz dem Hauſe zugewandt, als ob dort in jedem Augenblick die Thür ſich öffnen müſſe. Nur wenn vom Giebel plötzlich der Schlag der Uhrglocke herabgeſchollen, hat er wie erſchreckt emporgeblickt; denn die Uhr ſchlug nach wie vor; er ſelber hat dem Küſter aus dem Dorfe einen hohen Lohn gezahlt, daß er auf dem verfallenen Boden das Werk in ſtetem Gange halte. Wenn die Dorfkinder, vom Felde herkommend, hier vorübergingen, haben ſie ſich ſcheu von ferne die regungsloſe Greiſengeſtalt gezeigt und heimlich unter einander flüſternd ihren Weg verfolgt; denn ein unſicheres, aber furchtbares Gerücht iſt in den Bauernſtuben umgelaufen: es ſeien die Schattenhände der todten Frau geweſen, die Herrn Hennicke's Kraft gebrochen hätten.

Und ſo in ſeiner Einſamkeit iſt er bis an die äußerſte Grenze des Menſchenlebens gelangt. Von Heilwig aber und dem blonden Reiter hat ſich jede Spur verloren.

Zur

„Wald- und Waſſerfreude“.

(1878.)

Im dritten Hauſe von der Marktecke, wo in dem Schaufenſter der Tempel aus weißem Dragant mit Roſenguirlanden und fliegenden Amoretten zwiſchen einer Garnitur von Franz- und Sauerbrötchen prangte, wohnte derzeit Herr Hermann Tobias Zippel. Er hatte vordem in einer anderen Stadt des Landes allerlei Handelsgeſchäfte getrieben, war aber, nachdem er ſich ſolcherweiſe ein kleines Vermögen erworben hatte, ſeiner unruhigen Natur gemäß von dort verzogen, um einmal anderswo was Anderes zu beginnen. In ſeinem jetzigen Hauſe hatte er eine Conditorei und eine Bäckerei errichtet, deren nothwendige Verbindung dem beſchränkten Geiſte dieſer Stadt bisher noch unentdeckt geblieben war; nach Erbauung des weißen Draganttempels wurde dann auch noch eine Tapetenhandlung angelegt; d. h. was man wirklich ſo Tapeten nennen konnte; denn vor ihm, wie er händereibend zu verſichern pflegte, hatten die Leute ſich ihre Stuben nur mit einer Art von buntem Löſchpapier verkleiſtert.

Herr Zippel war ein blaſſes Männchen mit vollem dunklem Haupthaar, das er, um ſeinem arbeitenden Gehirne Luft zu ſchaffen, alle Augenblicke mit ſeinen fünf geſpreizten Fingern in die Höhe zog. Wohl zehn Mal in einer Stunde, gleich einem Marionettenmännchen, erſchien und verſchwand er in dem Rahmen ſeiner allzeit offenen Hausthür; und den an dem gegenüberliegenden Straßenfenſter ſtrickenden Damen begann etwas zu fehlen, ſobald das gewohnte Spiel einmal verſagte.

Das einzige Kind des Hauſes war eine Tochter, ein braunes, grätiges Ding mit zwei langen ſchwarzen Zöpfen und damals kaum dreizehn Jahre alt. In der Taufe hatte ſie den Namen „Roſalie“ erhalten, und wenn Herr Zippel, ſei es pathetiſch oder auch nur zornig war, dann wurde ſie auch ſo von ihm gerufen, für gewöhnlich aber nannte man ſie, aus Gott weiß welchem Grunde, „Kätti“. Herr Zippel ſchickte ſeine Tochter in die beſte Mädchenſchule, aber ſie war eine berufen ſchlechte Schülerin.

Nur in der Geographieſtunde pflegte ſie mitunter aufzumerken; der Lehrer war einſt in vielen Ländern herumgekommen, und ſeine Vorträge gewannen zuweilen den Ton der Sehnſucht in die weit', weite Welt; dann ſtarrten ihn die ſchwarzen Augenſterne an, und die mageren Arme des Kindes reckten ſich über den Schultiſch immer weiter ihm entgegen. Auch in den Clavierſtunden, die ihr der Vater geben ließ, blieb ſie nicht dahinter; ja ſie zeigte bisweilen eine Auffaſſung, die über ihre Jahre hinauszugehen ſchien, und es konnte dann wohl geſchehen, daß ſie mitten im Stücke aufſprang und davonlief, als ob was Fremdes über ſie hereingebrochen ſei.

Aber der ſchwere Clavierkaſten, der ſo feſt gegen die Wand geſchoben ſtand, war nicht das Inſtrument, das ihre eigenſte Natur verlangte. Ein ſolches, das ſie bis jetzt nur in den Händen durchziehender Künſtlerinnen geſehen hatte, ſollte ihr erſt jetzt zu Theil werden.

Auf dem Boden des langgeſtreckten Hauſes befand ſich nach dem Hofe zu eine Giebelſtube, in welche unlängſt bei Beginn des Sommerſemeſters ein ſchon älterer Primaner eingezogen war. Aus irgend einem

Winkel hatte Kätti von rothbemützten jungen Herren neben vielen Büchern auch eine Guitarre hineintragen und mit verlangenden Augen hinter der ſich ſchließenden Stubenthür verſchwinden ſehen. Aber eines Nachmittags, da ſie ihren Hausgenoſſen ſicher in ſeiner Gelehrtenſchule wußte, und während ſie ſelber freilich in ihrer Mädchenſchule ſitzen ſollte, huſchte ſie leiſe über den Boden und blickte durch die geöffnete Thür in die leere Stube. Als ſie die Guitarre gegenüber an der Wand hängen ſah, ſchlüpfte ſie hinein und zog hinter ſich die Thür ins Schloß.

Ebenſo ging es am folgenden Nachmittage und noch ein paar Tage weiter; endlich kam Klage aus der Mädchenſchule; Kätti hatte die letzte Woche jeden Nachmittag gefehlt. Es war kein Zweifel, ſie mußte ſich bis dahin zierlich durchgelogen haben; nun aber brach das Wetter über ſie herein. Herr Zippel erinnerte ſich plötzlich ihres Taufnamens; mit geſträubtem Haupthaar lief er im Hauſe umher; den Brief der Lehrerin hielt er in der einen Hand und ſchlug ihn mit der anderen. „Roſalie!“ rief er, „Roſalie! Wo hat das Unglückskind ſich wieder hinverflogen!“

Endlich, irgendwoher, erſchien ſie vor ihm; bald lauernd, halb ängſtlich ſah ſie ihren Vater an. „Weißt du, daß du mein einziges Kind biſt,“ ſprach Herr Zippel nachdrücklich, „und daß deine Mutter in der Erde ruht?“

Kätti ließ das Köpfchen hängen, daß ihr die langen Flechten über die Bruſt herabfielen.

„Kannſt du leſen?“ fragte Herr Zippel wieder.

Sie antwortete nicht.

„Da!“ ſagte er und gab ihr den Brief der Lehrerin. „Verſuch' es; aber es iſt geſchriebene Schrift! Wie kann man geſchriebene Schrift leſen, wenn man nicht zur Schule geht!“

„Ich kann wohl leſen!“ ſagte ſie trotzig und erſchrak doch, als ſie einen Blick hineingethan hatte. Aber ſie kannte ihren Vater, ſie mußte ihn ruhig austoben laſſen.

Er hatte den Brief ihr aus der Hand geriſſen und vollzog an dieſem aufs Neue ſeine ſymboliſche Züchtigung; dabei ſagte er ſeiner Tochter, ſie würde ſeinen ſauer erworbenen Ruf zu Grunde richten, ſein ſchwarzes Haar würde vor Weihnachten noch weißer als der Schnee ſein und ſie ſelber würde am Ende ihres Lebens an einem ſehr hohen Galgen hängen.

Das war denn doch zu viel; Kätti brach in bittere Thränen aus.

„Aber, Unglückskind, was haſt du denn getrieben?“ Herr Zippel hatte ihre Hände ergriffen und blickte zweifelnd und rathlos auf ſie hin.

„Ich habe nicht gefaullenzt,“ ſagte Kätti.

„Nicht gefaullenzt! Aber was denn ſonſt?“

„Ich habe nur was Anderes gethan, als was ſie in der Schule thun!“ Und dabei zeigte ſie ihrem Vater die Fingerſpitzen ihrer beiden Händchen.

Herr Zippel beſichtigte eine nach der anderen mit wachſendem Erſtaunen. „Aber, zum Erbarmen! die ſind ja alle wund, die einen noch ſchlimmer als die anderen!“

„Ja,“ ſagte Kätti, „das iſt auch nicht ſo leicht!“

„Aber, um des Himmels willen, wo haſt du denn geſteckt?“

Sie ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Iſt der Primaner zu Hauſe?“

„Der Primaner? Nein, der iſt eben fortgegangen. Aber was ſoll denn der Primaner?“

„Komm!“ ſagte ſie. Und ſchon hatte ſie ihres Vaters Hand ergriffen und zog ihn mit ſich fort:

die Treppe hinauf, über den Boden, dann in das Giebelſtübchen.

Raſch langte ſie die Guitarre von der Wand, ſetzte ihr eines Füßchen auf ein dickes Lexikon, das auf dem Fußboden lag, und ein paar voll gegriffene Accorde erklangen unter ihren Fingern.

Herr Zippel ſtand mit untergeſchlagenen Armen und weit aufgeriſſenen Augen gegen die Wand gelehnt. Er hatte eine Lieblingscanzonetta. „Kätti,“ ſagte er mit vor Erwartung bebender Stimme: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus!“

Kätti hatte es tauſendfach von ihrem Vater ſingen, pfeifen und brummen gehört; es war auch das Erſte geweſen, wozu ſie ſich die Begleitung auf dem Inſtrument zuſammengeleſen hatte. Und nun, während die kleinen Finger aufs Neue das Griffbrett faßten, hub ſie an und ſang mit ihrer etwas ſchrillen Kinderſtimme: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, ade!“

„Ade!“ ſang Herr Zippel ſchüchtern und wie fragend mit.

„Und wenn es denn ſoll geſchieden ſein —“

Herr Zippel hatte ſich hoch aufgerichtet; ſeine

Augen begannen zu leuchten, bald ſchlug er die Hände über dem Rücken in einander, bald fuhr er damit durch ſeine aufgeregten Haare; dann aber, als der Refrain wiederkehrte, ſetzte er muthig mit ſeiner ſcharfen Tenorſtimme ein, und bald ſangen Vater und Tochter mit einander, daß es durch Haus und Boden ſchallte:

„Ade, ade, ade!
Ja Scheiden und Meiden thut weh!“

„Roſalie! Mein Kind, mein Genie!“ Herr Zippel ſchloß das winzige Geſchöpfchen in ſeine Arme und bethaute es mit ſeinen Thränen. „Ja, ja, die alte Schulmamſell mit ihrem Strickſtrumpf, mit ihrer trockenen gelben Jungfernnaſe, was weiß auch die —“

Als er in Folge eines Geräuſches umblickte, ſtand die dicke Magd mit ihrem Kochlöffel in der offenen Stubenthür. „Herr Zippel, vorm Laden iſt ein Junge, der will für'n Schilling Butterkringel!“

„Der Junge ſoll zum Teufel gehen!“

„Aber, Herr Zippel!“

„So ruf den Burſchen!“

„Herr Zippel, ich weiß nicht, wo der Burſche iſt.“

„Nun, ſo gieb ihm ſelbſt die Kringel!“

„Aber ich bin nicht für den Laden, Herr Zippel!“

Er ſtieß die dicke Magd zur Seite und rannte ſcheltend über den Boden in das Unterhaus hinab. Die Magd ſah ihm ruhig nach und watſchelte dann langſam hinterdrein.

Kätti war allein. Sie ſetzte ſich ans Fenſter, hauchte auf ihre Fingerchen, ſtützte dann ihr Köpfchen an den Hals der Guitarre und blickte nachdenklich in das Gezweige des großen im Hofe ſtehenden Wallnußbaumes, wo ihr grauer Kater „Rickebold“ ſich mit der Sperlingsjagd beſchäftigte. Was half das Alles! Das häusliche Ungewitter war zwar vorübergezogen; aber in die dumme Schule mußte ſie ja nun doch wieder jeden Nachmittag; und außer den Schulſtunden — wann war ſie dann vor dem Ueberfalle des Primaners ſicher? — Plötzlich trat ein entſchloſſener Zug um ihren hübſchen Mund; aber da ſie eben wie zur Ermuthigung einen nach dem anderen ihrer eingelernten Accorde griff, ſchallten junge Männerſtimmen von unten und jetzt ſchon aus dem Treppenhaus hinauf.

Im Nu hing die Guitarre an der Wand, und Kätti war wie fortgeblaſen.

* * *

Ein paar Stunden ſpäter ſaß der hübſche Primaner — Wulf Fedders hieß er — in voller Arbeitsthätigkeit an ſeinem Tiſche. Vor ſich hatte er die Thür nach dem weiten Boden offen ſtehen; vermuthlich nur weil der geſchloſſene Stubenraum ihm ſeinen Geiſt beengte; denn er blickte nicht hinaus, ſondern war emſig bemüht, für ſeinen deutſchen Aufſatz eine Kette von Satzfolgen zu Papier zu bringen, welche er eben auf einem Spaziergange in Gedanken ſich zurecht gelegt hatte. Anmuthig ſchwebte ihm bei ſeiner Arbeit das ſonſt ſo griesgrämige Geſicht des alten Rectors vor; er hatte ihm heute bei ſeiner Verdeutſchung des Thukydides ſo wohlgefällig zugenickt; Wulf Fedders ſah ſchon deutlich dasſelbe Nicken bei Rückgabe dieſes Aufſatzes. Und die Feder des jungen Primaners arbeitete behaglich weiter.

Als er aufblickte, ſtand Kätti ihm gegenüber; es war ihr eigen, plötzlich da zu ſein, ohne daß man ſie hatte kommen hören.

„Du!“ rief er. „Biſt du ſchon lange da?“

Sie nickte.

„Was willſt du, Kind?“ ſagte er und betrachtete das braune Köpfchen, das er bisher nur ein paar Mal flüchtig hatte vorüberhuſchen ſehen.

Kätti zeigte auf das vor ihm liegende Papier und ſagte: „Haben Sie noch mehr darauf zu ſchreiben?“

Er ſchüttelte ſein blondes Haar aus der Stirn und lachte. „Noch ein paar Sätze; dann iſt's vorläufig genug.“

„Darf ich ſo lang hier bleiben?“

„Weshalb nicht? Setz' dich!“ ſagte er, indem er ſchon wieder weiter ſchrieb.

Sie ſetzte ſich auf den Stuhl am Fenſter; aber ihre Augen ruhten unabläſſig auf dem Antlitze des Schreibenden, als wolle ſie erwägen, was hinter den geſenkten Lidern ſich verbergen möge. Als er dann die Feder wegwarf, ſchrak ſie faſt zuſammen. „Fertig!“ rief er. „Nun, Kätti? — Du heißt doch Kätti?“

„Ja, Kätti.“

„Nun, ſo komm her und ſprich, was du auf dem Herzen haſt!“

Sie war zögernd wieder vor den Tiſch getreten. „Wollen Sie auch nicht böſe werden?“

„Das werd' ich nicht ſo leicht; aber ich kann's dir doch im Voraus nicht verſprechen.“

Sie beſann ſich eine Weile. „Dann mögen Sie auch böſe werden,“ ſagte ſie und zeigte nach der Wand; „ich habe alle Nachmittag auf Ihrer Guitarre da geſpielt.“

„Und weshalb erzählſt du mir das jetzt? Nur, weil es die Wahrheit iſt?“

Sie ſchüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Nein? Aber weshalb denn?“

„Ich möcht' es lernen,“ ſagte ſie leiſe; „aber es iſt hier Keiner, der darin Stunden giebt.“

„Ja ſo! — Nun, Fräulein Kätti, was ich davon verſtehe, iſt zu Dienſten!“

Freudenroth und zitternd folgte das Kind mit ſeinen dunklen Augen, wie er jetzt die Bücher fortſchob und die Guitarre von der Wand herunterlangte.

* * *

Und ſomit wurde das erſte Ringlein fertig als Glied zu einer feinen unſichtbaren Kette.

Wie von ſelbſt waren die Stunden herausgefunden, in denen der kleine muſikaliſche Verkehr ſich ungeſtört entfalten konnte; Kätti ſäumte nicht zu kommen, und auch Wulf Fedders blickte mitunter über ſeine Bücher nach der halb offenen Stubenthür, ob denn das braune Köpfchen noch nicht durch die Spalten gucke. Wenn ſie dann eintrat, hatte er oftmals Mühe, ſeine bewundernden Augen abzuwenden, damit — ſo warnte er ſich ſelber — das Kind nicht eitel werde. Er hatte freilich nicht geſehen, wie ſie kurz zuvor an ihrem aufgezogenen Schubfache kniete, um ein beſtes Krägelchen oder ein anderes Putzſtück daraus hervorzukramen; hatte er doch nicht einmal bemerkt, daß erſt ſeit ein paar Tagen eine rothe Seidenſchleife gleich einem angeflogenen Schmetterling auf ihrem ſchwarzen Haare ſaß.

Uebrigens waren Kätti's muſikaliſche Fortſchritte unverkennbar; was der junge Lehrer an Griffen und Fingerſatz ihr beizubringen wußte, war Alles raſch erlernt worden. Dagegen kam eines Tages wieder Klage aus der Mädchenſchule; als Wulf Fedders nach der Claſſe in das Haus trat, zog Herr Zippel ihn in die Stube und rief ihn gegen das ungelehrige Kind zu Hülfe. Und der blonde Primaner, unter deſſen Scheitel ſich neben Anderem auch ein Quintchen Altklugheit verſteckte, redete zu Herrn Zippel's Entzücken in das arme Ding hinein, daß ſie ſchier verblaſen daſtand und in den nächſten Tagen brennend fleißig war.

Ganz anders freilich geſchah es, wenn ſie oben in der Giebelſtube ſaßen, wo die grünen Zweige des Nußbaums in das offene Fenſter nickten und wo von ſolchen heiklen Dingen nie die Rede war. Zwar hatte bei Wulf Fedders die Guitarre keine weitere Bedeutung als das Vögelſingen, wenn es Frühling iſt; dennoch hörte es ſich anmuthig, wenn er mit ſeinem weichen Bariton aus ſeinem Liederſchatz zum Beſten gab.

„Ein Vöglein ſingt ſo ſüße
Vor mir von Ort zu Ort!“

Wenn er das anhub, ſaß Kätti gewiß auf ein paar über einander gepackten Büchern zu ſeinen Füßen, und wenn er geendet hatte, ſprach ſie ebenſo gewiß: „Noch einmal, bitte!“ Und dann ſang er es noch einmal. Der Worte dieſes Liedes wurde ſie ſich kaum bewußt, es war ihr nur die Melodie zu der ſich dunkel regenden Empfindung, mit der ſie in das hübſche Jünglingsantlitz blickte.

Eine unſchuldige Heimlichkeit begleitete dies Beiſammenſein. Kätti ſchwieg gegen Jedermann, aus unbeſtimmter Furcht, es könne ihr geraubt werden: den jungen Primaner aber hielt eine ſehr bewußte Scheu zurück, ſeinen Verkehr mit dem eigenartigen Backfiſchchen der Kritik ſeiner Commilitonen auszuſetzen. Und da Kätti für jeden Ton das feinſte Ohr hatte, ſo entging es ihr nie, wenn unten durch die Hausthür ein Gymnaſiaſtenſchritt hereinſtürmte. Bevor er noch die unterſte Treppenſtufe erreicht hatte, war ſie jedes Mal verſchwunden und huſchte ſpäter aus irgend einem Bodenwinkel in das Unterhaus hinab.

Und dennoch ein Mal! Wulf Fedders hatte eben ihr Lieblingslied geſungen, und Kätti ſaß vor ihm auf ihren dicken Büchern, die dunkeln Augen wie im Traum auf ihn gerichtet, die eine ihrer ſchwarzen Flechten um die Hand geſchlungen.

„Die Blumen in dem Walde,
Die Blumen auf der Halde,
Die blühn im Dunkeln fort.“

Er hatte kaum geendet, da trat, ohne daß Einer von Beiden es bemerkte, der „forſcheſte“ aller künftigen Studenten in das Zimmer und warf mit einem derben „'n Morgen!“ — es war nicht einmal Morgen — ſeine rothe Mütze neben ihnen auf den Tiſch.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Im Nu war Kätti aufgeſprungen und flog an ihm vorüber.

„Was war denn das für eine ſchwarze Katze?“ rief der Forſche.

„Es iſt die Wirthstochter,“ entgegnete Wulf nicht ohne ſichtbare Verlegenheit.

Der Andere klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Ja ſo! — Du ſcheinſt mit ihr zu ſchwärmen, alter Freund!“

„Sie iſt ein Kind; ſie hatte mir den Thee gebracht.“

Kätti ſtand noch hinter der halboffenen Stubenthür und machte mit ihren kleinen Händen ein paar Krallen gegen den groben Eindringling, bevor ſie ganz verſchwand. Mit ihrem Freunde war ſie wohl zufrieden. „Wirthstochter!“ Nur „die Wirthstochter!“ das Wort war ihr eben recht; auch er hatte nichts verrathen wollen.

— — Aber das letzte Semeſter des Schülerlebens ging zu Ende. Als Wulf Fedders, um von ſeinem Wirthe Abſchied zu nehmen, in deſſen Wohnzimmer trat, kam ihm dieſer mit einer Rolle in der Hand entgegen. „Leben Sie wohl, Herr Fedders,“ rief er; „es iſt ganz recht, daß Sie dem Neſt den Rücken kehren! Sehen Sie da!“ und er entrollte eine wirklich prächtige Tapete. „Zehn Mark Courant per Stück, ich hab' ſie ſelbſt für feſte Rechnung; aber glauben Sie, daß dieſe knickerige Geſellſchaft auch nur zu einem Ofenſchirm davon gekauft hat? Wenn Sie wieder dieſe werthe Stadt beſuchen ſollten, nach Hermann Tobias Zippel brauchen Sie nicht mehr zu fragen.“

Kätti wurde vergebens gerufen; erſt als das Fortrollen des Wagens durch das Haus dröhnte, ſchlüpfte ſie oben aus einem dunkeln Seitenraume des Bodens.

In der Giebelſtube war Alles ausgeräumt; nur die Guitarre hing noch an der Wand. „Für Kätti“ ſtand auf dem Zettel, der durch die Saiten geſchlungen war. Jetzt wurde leis die Thür geöffnet, und auf den Zehen, als fürchte es auch jetzt noch überraſcht zu werden, ſchlich das Kind herein. Als ſie die Worte auf dem Papierſtreifen geleſen hatte, drückte ſie ihre Lippen darauf und brach in lautes Schluchzen aus.

* * *

Zum Amtsbezirke der Stadt gehörig, aber reichlich eine Meile ſüdwärts, lag ein großes Dorf; im Rücken Buchen- und Tannenwälder, vor ſich das breite ſilberne Band eines Fluſſes, der ein weites Wieſenthal durchſtrömte. Auf einem Vorſprunge oberhalb des Waſſers ſtand der Kirchſpielskrug mit ſeinem alten wetterbraunen Strohdach, den ſeit Menſchengedenken ſtets der Sohn von dem noch immer rüſtigen Vater überkommen hatte. Land- und Gaſtwirthſchaft gingen Hand in Hand: die Gäſte fanden neben bäuerlicher Behaglichkeit billige Preiſe, friſche Butter zum ſelbgebackenen Brote und goldgelben Rahm zum wohlgekochten und geklärten Kaffee.

Unterhalb des Gartens, der ſich ſchräg abfallend bis faſt an das Flußufer hinabzog, war das Abnahmehaus, wo noch vor Kurzem der Vater des letzten bäuerlichen Wirthes wohnte. Zwar hatte auch er, gleich ſeinen Vorvätern, den Staven mit allen Gerechtigkeiten ſeinem Sohne abgetreten; aber an Sonn- und Feſttagen, wenn die Gäſte zu Waſſer und zu Lande aus den benachbarten Städten herangezogen, ſtieg er in ſeinem beſten Staate nach ſeiner alten Wirthſchaft hinauf, um vorne in der kleinen

Gaſtſtube den Ausſchank zu verwalten und dabei ſeine Geſchichten von anno damals an den Mann zu bringen. Und ſelbſt die Stammgäſte hörten es gern noch einmal, wie er im Walde drüben den großen Wildeber von ſeines Vaters gelben Sauen abgejagt, oder wie er drunten am Fluſſe den Ottern aufgelauert hatte, die in mondhellen Nächten an dem Dorf verbeigeſchwommen waren.

Aber die bäuerlichen Beſitzer hatten Haus und Garten verkauft und ſich weit vom Dorfe auf ihr Land hinausgebaut; und mit ihnen verſchwanden neben den alten Geſchichten auch die billigen Preiſe, der goldgelbe Rahm und die friſch gekarnte Butter.

— — Der neue Wirth war Herr Zippel. Es ſchien unglaublich, was er Alles leiſtete, noch mehr, was er Alles leiſten wollte. Sein jetzt ſchon ziemlich angegrautes Haar befand ſich ſtets im Zuſtande höchſter Aufgeregtheit; er wollte zeigen, was aus dieſem Erdenfleck zu machen ſei, den ſeine dummen Vorgänger ſo lange als todtes Capital von Hand zu Hand gegeben hatten; nicht einmal einen Namen hatten ſie für ihr „Etabliſſement“ erſinnen können. Es ſollte gründlich anders werden!

Und ſchon war der hinter der Gaſtſtube liegende Tanzſaal durchbrochen worden und daran nach der Flußſeite eine große Veranda in den Garten hinausgebaut. Eben wurde von den Zimmerleuten eine ſchwere Bekrönung darauf befeſtigt, welche auf blauem Grunde in goldenen Buchſtaben eine fußhohe Inſchrift in die Welt hinausſtrahlte.

Herr Zippel ſelber ſtand betrachtend der Veranda gegenüber neben einem alten Bauer aus der Nachbarſchaft. Der Alte rauchte behaglich ſeine kurze Pfeife; Herr Zippel hatte die vor fünf Minuten angezündete Cigarre ſchon bis zur Unkenntlichkeit zerbiſſen, ſeine Augen leuchteten, ſeine Finger ſpielten unruhig in der Luft; als nun aber endlich da droben der letzte Hammerſchlag verhallt war, las er halblaut, mit der Erregung bebender Stimme: „Hermann Tobias Zippel's Wald- und Waſſerfreude!“ Dann nickte er beſtätigend mit dem Kopfe, ergriff den Arm ſeines Nachbarn und zeigte nach dem Fluß hinab, wo an zwei neuen, weiß und grün geſtrichenen Böten dieſelbe Inſchrift auf dem Waſſer ſchaukelte.

„Ja, ja, Nawer,“ ſagte der Bauer in ſeinem

Platt, „dat koſt't wat!“ dann nickte er auch und rauchte ruhig weiter.

Herr Zippel ſah ihn faſt entſetzt an. „Koſt't was, meint Ihr? — Bringt was ein, lieber Freund! Bringt was ein!“ Und liebreich, aber mit begeiſterter Ueberlegenheit klopfte er dem Alten auf die Schulter.

„Ihr verſteht das nicht,“ fuhr er fort, da jener ſtatt der Antwort nur ein paar Mal huſtete; „wird auch kein Menſch von Euch verlangen!“

Damit führte er den ruhig Fortrauchenden durch die offene Veranda in den Tanzſaal und blieb derſelben gegenüber vor einem Pianino ſtehen, deſſen Deckel er mit gewandter Hand zurückklappte.

„Hm!“ ſagte der Alte, nachdem er ſich die Sache eine Zeit lang angeſehen hatte.

„Nun?“ frug Herr Zippel.

Und endlich kam die erſehnte Gegenfrage, ob denn die Tochter, „dat lütt Deern,“ auf dieſem Ding da ſpiele.

Jetzt aber war Herr Zippel in ſeinem Fahrwaſſer: das Kind, das Genie, das ſie in ihren rothen, fünf Zoll langen Schühchen ſchon geweſen! Sein unerſchöpfliches Thema war angebrochen.

Der alte Nachbar betrachtete unterdeſſen eine ſeitwärts angebrachte Einrichtung; es war eine Eſtrade mit einem kleinen Sitz und einem beweglichen Notenpult davor, Alles hübſch in Holzmanier geſtrichen und lackirt. Dieſe Einrichtung war für ein zweites Genie, das der neue Wirth ſchon innerhalb der erſten acht Tage hier im Dorfe ſelbſt entdeckt hatte. Es ſteckte in einem kleinen hinkenden Schneider, welcher die Violine ſpielte und von dem einmal ein Muſikfreund geſagt hatte, es ſei ſchade, daß er nichts gelernt habe. In der That aber hatte er ſich zu einer Art natürlicher Fertigkeit hinaufgearbeitet, ja mitunter brach durch ſeine ungeſchulten Töne etwas, das aus der Tiefe der Menſchenbruſt zu kommen ſchien und ſelbſt den kundigen Hörer ſtutzen machte. Er hieß Peter Jenſen; die Bauern aber, vielleicht in unbewußter Anerkennung, nannten ihn „Sträkelſtrakel“. — Das dürre Männchen ſaß jetzt faſt alle Feierabend auf dem Bänkchen der Eſtrade und blickte auf ein dunkelfarbiges Mädchen, das ſchräg ihm gegenüber am Claviere ſaß. Und nicht nur Tänze und Liedermelodien, ſelbſt eine Mozart'ſche Sonate hatte die junge Virtuoſin mit ihm einſtudirt. Herr Zippel unterſtützte das nach Kräften; denn es gehörte mit zu ſeiner „Wald- und Waſſerfreude“; während draußen in der Veranda die Gäſte ſeinen Wein tranken und ſeine „Soupers“ und „Dejeuners“ verzehrten, ſollte vom Saale aus die Kunſt ihre höhere Natur ergötzen.

„Seht Ihr, Nachbar,“ ſchloß er ſeine beredte Auseinanderſetzung; „das iſt es, was in der Bauernwirthſchaft hier gefehlt hat!“

Der Alte nickte ein paar Mal, während er wie prüfend mit ſeiner rauhen Hand das Notenpult betaſtete. „Süh, ſüh!“ ſagte er endlich, ohne aufzublicken, „ward unſ' Sträkelſtrakel noch up ſin olen Dagen en Staatsmuſ'kant!“

Aber Herr Zippel wurde von einem Arbeiter in den Garten gerufen, und der Alte wanderte langſam hinterher, um zu ſehen, was es denn dorten wieder Neues gäbe.

Statt ihrer traten aus der Thür der Gaſtſtube zwei andere Geſtalten in den dämmerigen Raum des Saales. Kätti, ſie war die eine, obgleich jetzt volle ſiebzehn Jahre alt, glich faſt noch einem halberwachſenen Kinde, nur ihre Wangen waren jetzt ſanft gerundet, und das bleiche Braun derſelben war von einem rothen Hauch durchbrochen. Ihr ſchwarzes Haar aber trug ſie noch immer in zwei langen Zöpfen; ſie war eigenſinnig, ſie wollte es nicht anders, und auch die rothe Schleife an der linken Seite durfte niemals fehlen.

Mit ihr, Geige und Bogen in der Hand, war der kleine Muſikant hereingetreten. Er pflegte ſonſt nicht ſo früh am Nachmittage, ſondern erſt zu dem ſtets für ihn bereiten Abendbrot ſich einzuſtellen; aber heute galt es, die Mozartſonate zu dem Einweihungsfeſte der Veranda einzuüben. Nun hatte er auf den Ruf ſeiner jungen Meiſterin mitten im Tagewerke Nadel und Bügeleiſen fortgeworfen.

Es war etwas Stilles in der Erſcheinung des Mädchens, wie ſie jetzt ans Clavier ſchritt und die Noten auflegte, während der kleine Mann ſchweigend ſeinen Platz erkletterte und, den Bogen im Anſtrich, erwartend nach ihr hinblickte.

Plötzlich, „Allegro, Strälelſtrakel!“ rief eine junge Stimme, und dahin brauſten die Töne der ungeſchulten aber tapferen Muſikanten. Mitunter freilich, wenn es gar zu ſorglos überhin ging, gebot dieſelbe auch wohl „Halt“, und wieder „Halt“; und der Geigenbogen ſtockte endlich, nachdem er noch eine Weile feurig in die Figuren der nächſten Tacte hinausgeſchoſſen war.

Der kleine Geiger hörte ſich nicht gern bei ſeinem Uebernamen nennen; wenn aber bei ſolcher Gelegenheit Kätti ihren Finger hob und mit einer eigenthümlich lieblichen Betonung ſagte: „Sträkel — Strakel?“ dann krümmte er ſich vor Wohlbehagen auf ſeinem lackirten Holzbänkchen, und unermüdlich wurden hierauf die hapernden Tacte wiederholt, bis das dunkle Köpfchen nickte und es wiederum mit loſen Zügeln weiter ging.

Als ſie mit der Sonate fertig waren, hob Kätti ſich auf den Fußſpitzen und langte über dem Claviere ihre Guitarre von der Wand. „Nun zur Belohnung!“ ſagte ſie, lächelnd auf ihren Spielgenoſſen blickend, und dieſer, als ob er nun das Höchſte leiſten müſſe, drehte emſig an den Stimmwirbeln, klimperte und ſtrich und drückte faſt das Ohr an ſeine Geige.

„Sträkel — Strakel!“ rief wiederum die junge Stimme; da kletterte er eilig von ſeinem Thron herab, und bald wanderten die beiden neben einander im Saale auf und ab; ſie leicht dahin ſchreitend und mit ihrer lichten Sopranſtimme ſingend, daß es von den leeren Wänden ſchallte; er mit ſeinem lahmen Fuße ſtets nach einer Seite wippend und zu ihrer Guitarre begeiſtert ſeine Geige ſtreichend. Was hatten ſie nicht Alles ſchon geſungen, den „Jäger aus Kurpfalz“ nicht weniger als „So viel Stern' am Himmel ſtehen.“ Plötzlich mitten in einem Schelmenliedchen brach ſie ab; „Sträkelſtrakel!“ rief ſie, indem ſie ſtehen blieb.

Er war in ſeinem Perpendikelgange ſchon um ein paar Schritte weiter; als er Poſto gefaßt hatte, wandte er ſich um, und das ſchlichte ſtaubfarbene Haar von ſeiner mageren Naſe ſtreichend, erwartete er ehrerbietig das Orakel aus ihrem jungen Munde.

„Peter Jenſen!“ ſagte Kätti feierlich und nannte ihn bei ſeinem vollen Taufnamen; „was kann Er geigen!“

„O, aber Mamſellchen!“

„Und iſt Er auch noch niemals draußen in der Welt geweſen?“

„Draußen in der Welt? — Was ſollt' ich da, Mamſellchen?“

„Ja,“ ſagte ſie träumeriſch und heftete die Augen auf das arme Körperchen des Muſikanten, als wolle ſie ſelbſt das Wunder nun vollbringen; „wenn Er doch jung und hübſch wär’, Sträkelſtrakel!“

Er nickte nachdenklich, als ob ihm das ſchon wohl gefallen mochte. „Was dann, Mamſellchen?“ frug er ſchüchtern.

„Dann — aber das verſteht Er nicht, dann wollten wir Beide mit einander in die Welt hinaus!“

Er ſagte nichts; er kniff die dünnen Lippen zuſammen und ſah ſie halb anbetend und halb traurig an.

„Nun?“ frug ſie endlich.

Der arme, kleine Muſikant hatte ſie wirklich nicht verſtanden, er fand es hier im Dorfe jetzt ſo ſchön wie niemals noch zuvor bei ſeinen jetzt bald vierzig Jahren. „Warum denn in die weite Welt, Mamſellchen?“

„Warum?“ — Aber ſie blieb ſelbſt die Antwort ſchuldig; der Anfang eines Liedes tauchte plötzlich in ihr auf, deſſen Worte ſie kaum jemals recht gefaßt hatte. Wie taſtend griff ſie einen Accord und hob mit halber Stimme an:

„Ein Vöglein ſingt ſo ſüße
Vor mir von Ort zu Ort;
O meine müden Füße!
Das Vöglein ſingt ſo ſüße;
Ich wandre immer fort.“

Sträkelſtrakel hatte ſich ſelig lauſchend gegen die Wand gelehnt, Geige und Bogen müßig in der herabhängenden Hand. „Geht es nicht weiter?“ frug er leiſe, als Kätti nach dieſer erſten Strophe ſchwieg.

„O doch! Aber ich weiß nur noch das Ende!“ Dann griff ſie wieder in die Saiten und ſang aufs Neue:

„Wo iſt nun hin das Singen?
Schon ſank das Abendroth —
Die Nacht hat es verſtecket,
Hat Alles zugedecket;
Wem klag' ich meine Noth?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
Weiß weder Weg noch Ort;
Die Blumen an der Halde,
Die Blumen in dem Walde,
Die blühn im Dunkeln fort.“

Von der offenen Veranda her erſcholl ein lautes Händeklatſchen: „Bravo, braviſſimo!“ — Herr Zippel war während der letzten Strophe ein ungeſehener Zuhörer geweſen und jetzt im beſten Anſatz, ſeiner

Begeiſterung Luft zu machen. Aber Kätti hatte wohl dies Mal keine Neigung gehabt, den Reden ihres Vaters Stand zu halten; als er in den Saal trat, fand er nur noch den kleinen Muſikanten, der ſich mit ſeinem blaucarrirten Taſchentuch die Augen wiſchte.

* * *

Das Einweihungsfeſt und noch verſchiedene andere Feſte, Wald- und Waſſerfahrten, waren unter lebhafter Betheiligung vorüber gegangen; als dann der Winter ſeine dunkle Eisdecke über den Fluß breitete, ſtanden Herrn Zippel's fröhlich bewimpelte Zelte auf derſelben, und aus der an der Flußmündung belegenen Nachbarſtadt flogen Schlitten und Schlittſchuhläufer ab und zu. Der hagere, milzſüchtige Paſtor, der die neue Wirthſchaft nie anders als „Zipperlein's Wald- und Waſſerleiden" nannte, hatte in ſeiner Sonntagspredigt ſchon die deutlichſten Anſpielungen auf Sodom und Gomorrha fallen laſſen.

Dann aber kam die trübe Zeit, wo Alles in Thau- und Schlackerwetter untergeht, und dann der Frühling und der neue Sommer. Die goldene Inſchrift über der Veranda hatte nun ſchon faſt eines vollen Jahres Gluth und Winterungemach beſtehen müſſen, ſie leuchtete nicht mehr ſo luſtig wie im vorigen Sommer, und vielleicht mochte es damit zuſammenhängen, daß jetzt ſelbſt an Sonntagen die Zahl der Gäſte nur eine dürftige war, ja daß man allerlei unbillige und bedenkliche Vergleiche zwiſchen dem neuen und dem alten bäuerlichen Wirthe anzuſtellen begann. So viel war gewiß, Kätti hatte eine Menge Zeit und wußte nicht recht, wohin damit. Sie muſicirte wohl noch an einzelnen Abenden mit Sträkelſtrakel in dem leeren Saale, ſie ſang und ſpielte auch wohl einmal, wenn Gäſte unter der Veranda ſaßen; aber ſie that das Eine mehr, um die ſchüchtern fragenden Augen des kleinen Muſikanten zu befriedigen, das Andere nach dem Willen ihres Vaters, dem ſie nicht entgehen konnte. Mit den Töchtern der Bauern wußte ſie nichts zu reden und dieſe nichts mit ihr; nur der junge Unterlehrer, ein gutmüthiger Menſch mit Plattfüßen und gelbblonden Haaren, ſaß oft ſtundenlang neben ihr am Clavier und blickte, gleich Sträkelſtrakel, in ſtummer Anbetung zu ihr auf. Aber was kümmerten ſie eigentlich dieſe beiden Menſchen!

Manchmal nahm ſie das kleinſte der beiden weiß und grün geſtrichenen Böte und ruderte den Fluß hinauf, bis wo am Ufer entlang ſich große Binſenfelder ſtreckten. Durch einige führte eine Waſſerſtraße wieder auf die Flußbreite hinaus; in anderen gelangte ſie nach einer ſchmalen Oeffnung, durch welche das Boot nur mit eingezogenen Rudern hindurchglitt, auf einen ſtillen, rings umſchloſſenen Waſſerſpiegel. Hier, an ſchwülen Sommernachmittagen, legte ſie gern ihr Fahrzeug in den Schatten einer hohen Binſenwand; auf dem Boden des Bootes hingeſtreckt, die ſchmalen Hände über dem ſchwarzen Haar gefaltet, konnte ſie ganze Stunden hier verbringen. Die Abgeſchiedenheit des Ortes, das leiſe Rauſchen der Binſen, über denen das lautloſe Gaukeln der Libellen ſpielte, verſenkte ſie in einen Zuſtand der Geborgenheit vor jener doch ſo nahen Welt ihres Vaterhauſes, in der ſie immer weniger ſich zurecht zu finden wußte.

Da ſie nach einer ſolchen Ausflucht eines Nachmittags durch den Garten ging, ſah ſie in einer der Lauben den Unterlehrer vor einem leeren Bierglas ſitzen. Bei ihrer Annäherung ſtand er ſchüchtern auf. „O bitte, Fräulein," ſagte er, „ich habe Ihrer lange hier gewartet." Da ſie aber frug, was er denn von ihr begehre, ſtammelte er etwas und bat ſie endlich, ihm ein Seidel Bier zu bringen.

Kätti ging mit dem Glaſe in das Haus; als ſie in die leere Gaſtſtube trat, ſah ſie ihren Vater vor einem Papiere ſitzen, auf dem er lebhaft mit einem Bleiſtift hin und wieder arbeitete. „Unausläßlich!" murmelte er. „Unausläßlich! Das reine Wald- und Wieſenwaſſer! Daß Einem das nicht ſchon im vorigen Sommer eingefallen iſt!"

„Was denn, Vater?" frug Kätti.

Aber er beachtete ſie gar nicht; ſein ſchon recht grau gewordenes Haar mit allen Fingern in die Höhe ziehend, fuhr er fort zu murmeln und zu ſtricheln.

Kätti zapfte das Bier ein und ging mit ihrem vollen Seidel fort. Als ſie im Garten zu der Laube kam, ſtand dort der Unterlehrer und hatte gleichfalls einen beſchriebenen Bogen in der Hand, den er eben aus einander faltete, in der offenbaren Abſicht, ſeinen Inhalt vorzutragen. „Fräulein," ſagte er demüthig, „Sie werden mich nicht verkennen!"

„Gewiß nicht, Herr Peterſen," erwiderte Kätti, indem ſie das Bier neben ihm auf den Tiſch ſtellte; der Unterlehrer erſchien ihr noch wunderlicher als ihr Vater.

Herr Peterſen räusperte ſich und begann hierauf zu leſen; aber ſchon nach den erſten Verſen — denn Verſe waren es — die von der Seligkeit des Himmels handelten, gerieth er ins Stocken und wurde von irgend einer ihn beſtürmenden Erregung ſo kirſchbraun im Geſicht, daß Kätti ſich im Ernſt um ihn zu ängſtigen begann.

„Leſen Sie doch weiter, Herr Peterſen,“ bat ſie; „es klingt ganz hübſch; haben Sie das ſelbſt gemacht?“

Aber er wagte keinen weiteren Verſuch; noch einmal, wie in gewaltſamer Ermuthigung, ſah er ſie mit aufgeriſſenen Augen an; dann drückte er haſtig das Papier in ihre Hand, und Bier und Mütze auf dem Tiſch im Stiche laſſend, ſtolperte er auf ſeinen Plattfüßen eiligſt die Steige nach dem Fluß hinab.

Kätti ſah ihm ziemlich gleichgültig nach; als ſie jedoch in dem anvertrauten Schriftwerk weiter las, ſchlug eine flammende Röthe ihr ins Angeſicht: auf dem großen Papierbogen in ſchulgemäßer Schrift und zwiſchen ausgelöſchten Bleiſtiftlinien ſtand hinter der Seligkeit des Himmels eine unverkennbar irdiſche Liebeserklärung, der ein gut bürgerlicher Heirathsantrag folgte.

Ihre Hand ließ das Papier zur Erde fallen, und faſt zuckte eins der flinken Füßchen danach hin; aber es kam nicht weiter: Kätti ſchüttelte ſich nur ein wenig; dann hob ſie das verachtete Schriftſtück auf und trug es ſorgſam in die Küche, wo eben ein einſames Feuer unter dem großen Keſſel lohte.

Noch einen Augenblick, und die Flammen hatten die ungelegene Liebeserklärung ergriffen; und Kätti ſchaute ſorgſam zu, bis auch das letzte Wort davon vernichtet war.

— — Am Abend dieſes Tages hatte ein Bruchtheil von einer verſprengten Sängerbande ſich ins Dorf verſchlagen, und Herr Zippel verſäumte nicht, mit derſelben für den folgenden Tag eine jener Feſtivitäten zu veranſtalten, die ſo wenig den Beifall ſeines Seelenhirten fanden. Die Geſellſchaft beſtand zunächſt aus einem Geſchwiſterpaar, einem Geiger und einer Harfenſpielerin: letztere wenig hübſch und mürriſch um ſich ſchauend, aber, gleich dem anſehnlicheren Bruder, von geſchmeidigem Wuchſe. Neben ihnen war noch eine Guitarreſpielerin, ein blondes bewegliches Ding, mit zwei blauen verliebten Augen; ſie lief ſogleich durch Hof und Haus und machte ſich überall zu ſchaffen. Als draußen der Mond am Himmel ſtand, ſchob ſie ihren Arm in Kätti's Arm und zog dieſe mit ſich in den Garten. „Komm,“ ſagte ſie, „ich muß meinen Mund einmal wieder laufen laſſen; da drinnen die Gundel und ihr Bruder könnten Einen ſchier zu Tode ſchweigen!“

„Was ſchauen Sie mich denn ſo an?“ fuhr ſie fort, als Kätti ihre dunkeln Augen auf dem hübſchen lachenden Antlitz ruhen ließ. „Meine Schweſter hätten Sie ſehen ſollen; ach, war die ſchön! Nur gut, daß ich nicht mehr neben der zu ſingen brauche; ſie hat einen reichen Mann geheirathet; o, es heirathen Viele von uns ſehr reiche Männer!“

„So?“ ſagte Kätti. „Wo wohnt denn Ihre Schweſter?“

„In Wien, in einem ſehr ſchönen Hauſe; ihr Mann iſt ein berühmter Uhrenhändler.“

„In Wien?“ Kätti's Aufmerkſamkeit wurde jetzt doch rege. „Kommen Sie ſo weit herum?“

— „So weit? Wir kommen allenthalben. Aber Sie ſingen und ſpielen ja auch; Sie ſollten mit uns kommen; was wollen Sie hier länger auf dem Dorfe ſitzen! Ich freilich muß noch morgen von den Anderen fort; ich muß zu meinem ſchwediſchen Grafen, der erwartet mich!"

„Ein Graf!" wiederholte Kätti voll Verwunderung. „Werden Sie ſich mit dem verheirathen?"

„Weshalb denn nicht? Erſt reiſen wir zuſammen auf ein paar Monate nach Baden-Baden."

Kätti kannte den Ort aus ihren Geographieſtunden. „Nicht wahr," ſagte ſie, „da wo die vornehmen Leute hinreiſen und ihr Geld verſpielen?"

Die Andere nickte. „Ich bin ſchon einmal dort geweſen; das ſollten Sie ſehen, die ſchönen Menſchen, die großen Feuerwerke, als ob auf einmal alle Sterne vom Himmel herunterfallen; wie in einem Märchen, ſagt mein Graf!"

Noch lange gingen Kätti und die Guitarreſpielerin Arm in Arm auf den mondhellen Gartenſteigen: der hübſche Plaudermund des fahrenden Mädchens wußte immer Neues zu erzählen; vor Kätti's Augen ſtiegen die Zauber der Ferne auf.

„Ein Vöglein ſingt ſo ſüße
Vor mir von Ort zu Ort;“

ſie wußte nicht, warum die Melodie ihr immer vor den Ohren ſummte.

* * *

Etwa vier Wochen ſpäter und etwa zwanzig Meilen weiter ſüdlich ins deutſche Land hinein geſchah es, daß eines Vormittages Wulf Fedders, der einſtige Primaner, jetzt doctor juris utriusque, in einer mittelgroßen Stadt aus einem Wochenwagen ſtieg. Eine Weile ſah er die Straße hinauf, wo eben Jahrmarkt war, warf noch einen Blick auf das Schild zum blauen Löwen, unter dem der Wagen hielt, und trat dann ins Haus, um ſich zur Weiterreiſe auf der von hier nach Norden hin beginnenden Eiſenbahn zu ſtärken.

In der Thür zur Gaſtſtube ging ein etwas bleicher, aber ſtattlich ausſehender Herr an ihm vorüber, der ſich ſein weißes Schnupftuch gegen die eine Wange drückte. Der junge Doctor ſah das; aber er achtete nicht weiter darauf, ſondern ſetzte ſich an einen Tiſch und ließ ſich auftragen.

Außer einigen Gäſten, welche aus- und eingingen, bemerkte er nur ein Muſikantenpaar, einen Geiger und eine Harfenſpielerin, welche neben dem Eingang ſaßen und der Stunde zu harren ſchienen, wo der leere Raum ſich wieder füllen würde. Wulf Fedders hatte freilich wenig Theilnahme für ſeine Umgebung, er ſchmeckte vielleicht nicht einmal die Speiſen, die deſſenungeachtet raſch genug von ſeinem Teller verſchwanden; denn in ſeinem Kopfe kreuzten ſich allerlei Gedanken. Er hatte eben ſeinen „Doctor“ cum laude abſolvirt, und da der Tod beider Eltern ihn in die Lage gebracht hatte, ein paar Jahre vom eigenen Capital zu zehren, ſo ſtand die akademiſche Lehrkanzel als längſt geplantes Ziel vor ſeinen Augen. Zunächſt freilich nach all der angeſtrengten Arbeit mußte er ſich ein paar Monden Ruhe gönnen; das heißt, was ſolche junge Büchermenſchen Ruhe nennen; denn die Doctorabhandlung, die nur eine Quinteſſenz enthielt, ſollte zu einem epochemachenden Werke ausgearbeitet, allerlei emſig geſammelte Drucke und Excerpte nun erſt gründlich benutzt werden. — Als den Ort ſeiner Sommerfriſche hatte er ſich das große wald- und waſſerreiche Dorf erſehen, in deſſen patriarchaliſcher Krugwirthſchaft es ihm an manchem Sommerſonntag ſeiner Primanerzeit ſo wohl geweſen war. Er dachte es ſich lebhaft, wie in ſolch ländlicher Ruhe das neue Werk gedeihen und wie er außerdem zu geſundheitſtärkenden Wanderungen die Mußezeit benutzen werde. Und dann! Ja, auch das noch kam hinzu: die Stadt ſeines Schülerlebens war von dort in ein paar Stunden zu erreichen, und in jener Stadt — er wußte das aus beſter Quelle — war für die nächſten Monate eine junge Dame auf Beſuch, eine blonde blauäugige Majorstochter, die er im letzten Winter bei einem Profeſſorenthee geſehen hatte und die ſeitdem mit dem epochemachenden Buche ſich geſchwiſterlich in ſein Herz theilte. — —

Der Doctor Wulf Fedders hatte es nicht bemerkt, daß während ſeiner nachdenklichen Mahlzeit zwar nicht zwei blaue, aber doch zwei glänzend ſchwarze Augen unabläſſig auf ihn gerichtet waren. Als er jetzt aufblickte, ſah er eine junge Guitarreſpielerin, welche abgeſondert mit ihrem Inſtrumente in der Ofenecke ſaß. Er erſchrak faſt, als ihre Blicke ſich begegneten; wie um erſt ſich zu beſinnen, wandte er ſeine Augen ab; dann blickte er wieder hin, um ſchärfer zu betrachten. Plötzlich ſtand er auf und ging gerade auf das Mädchen zu, während ſie, ohne ſich zu regen, ihn näher kommen ließ.

„Kätti!“ rief er, als er vor ihr ſtand.

Sie ließ den Kopf auf ihre Bruſt ſinken. „Ja, Kätti,“ ſagte ſie leiſe.

Als ſie dann die Augen langſam zu ihm aufhob, machte die eigenthümliche Schönheit des Mädchens ihn faſt verſtummen. Erſt als aus der Muſikantenecke ein herriſcher Ruf an ſie erging, brach es hervor. „Alſo zu denen da gehörſt du?“ rief er — und es war faſt derſelbe Ton, womit er einſt das faule Schulkind abgekanzelt hatte — „eine fahrende Marktſängerin iſt aus dir geworden, und ich ſelber hab' wohl gar noch dazu helfen müſſen! Ich kann's mir denken, du haſt dich in den jungen Vagabonden da verliebt und biſt mit ihm davon gelaufen!“

Kätti ſah ihn ganz erſchrocken an und ſchüttelte heftig ihr dunkles Köpfchen.

„Nicht? Aber weshalb biſt du denn fortgegangen?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie ſchüchtern; „ich glaube, ich mochte nicht mehr mit Sträkelſtrakel ſpielen.“

Er lachte doch. „Was iſt das: Sträkelſtrakel?“

„Ein kleiner Schneider, der bei uns die Violine ſpielt.“

„Mamſell!“ rief es wieder aus der Muſikantenecke. „Kommen Sie an Ihren Platz!“

„Und weshalb,“ frug der Doctor, ohne auf dieſen Ruf zu achten, „ſitzeſt du hier ſo abſeits? Haſt du Streit mit jenen Leuten?“

Kätti ſchwieg erſt einen Augenblick; dann ſagte ſie: „Er iſt frech gegen mich geweſen; ich will nicht ſpielen.“

Wulf Fedders trat an den Muſikantentiſch.

„Wie kommt Ihr zu dem Mädchen?“ frug er drohend; „ſie iſt guter Leute Tochter.“

Der Burſche ſah ihn an und nahm einen Schluck aus dem Glaſe, das er vor ſich hatte. „Weiß ſchon,“ ſagte er, „wo ſie zu Haus iſt!“

„Sie iſt ein halbes Kind,“ fuhr der Doctor fort, „Ihr könnt dafür beſtraft werden, Ihr durftet ſie nicht mit Euch nehmen!“

„Sind Sie dabei geweſen, Herr?“ rief der Burſche und ſtieß mit ſeiner Geige tönend auf die Tiſchplatte. „Mitten in der Nacht, da wir mit unſerem Fuhrwerk eine Viertelſtunde hinterm Dorfe waren, iſt ſie mit ihrer Guitarre aus dem Buſch hervorgeſprungen; ſie hat ſich meinem Bräunchen an den Zügel gehängt, daß ich nicht hab' fahren können, und hat gebettelt und geweint, daß wir ſie mit uns nehmen möchten."

Der Geigenſpieler hielt einen Augenblick inne; denn der Herr, der zuvor hinausgegangen war, ſetzte ſich draußen vor dem Fenſter auf die Bank.

„Nun?" rief Wulf Fedders ungeduldig.

„Nun, Herr? — Es fand ſich juſt ein leerer Platz im Karren, weil unſere vorige Mamſell uns durchgegangen war. Da ließ ich ſie drauf hinſitzen, um dem Lamento nur ein End' zu machen."

„Der Tauſch mag Euch ſchon angeſtanden haben," ſagte der Doctor; „Ihr habt Euch wohl nicht gar zu lang bedacht!"

„Meinen Sie, Herr? — Nun, allzu viel hat ſie uns juſt nicht zugebracht; ſie trägt ſchon meiner Schweſter Hemd am Leibe, und die Schuhe werden auch wohl bald zerriſſen ſein!"

Der junge Doctor warf unwillkürlich einen Blick in die andere Ecke, wo Kätti, den Kopf an ihre Guitarre lehnend, unbeweglich mit geſchloſſenen Augen ſaß. Die Schuhe an ihren über Kreuz gelegten Füßchen waren freilich in erbarmungswerthem Zuſtand.

„Aber,“ ſagte er und wandte ſich wieder zu dem Geiger, „Ihr ſeid unehrerbietig gegen das Kind geweſen; was habt Ihr mit ihr vorgehabt?“

Der Burſche ſtieß lachend ſeine Schweſter an, eine Dirne mit harten Zügen, welche, ihre Harfe im Arm, die Pauſe zur Verſpeiſung eines Butterbrots benutzte. „Da hör', Gundel!“ rief er. „Hörſt du, was ich geweſen bin?“

Dann wandte er ſich wieder zu ſeinem jungen Gegner und ſagte nachdrücklich: „Ich weiß eben nicht, warum ich Euch hier Antwort ſteh; aber der Herr da draußen iſt einer von unſeren Freunden; er hatte ſein Späßchen mit der neuen Mamſell, wie er's mit der anderen auch gehabt hat; aber der ſchwarze Fratz that wild wie eine Katze und hat ihm ſeine Wange aufgeriſſen!“

„Und dann?“ frug Wulf und faßte krampfhaft ſeinen Ziegenhainer, den er vorhin faſt unwillkürlich in die Hand genommen hatte.

„Dann? — Nun, Herr, Ihr ſeht's ja, daß ich ſie nicht gefreſſen habe!“ Der Menſch zeigte ſeine weißen Zähne und ſtieß ſein Trinkglas auf den Tiſch, daß die Scherben dem Doctor ums Geſicht flogen.

Wulf Fedders verlor für einen Augenblick ſeine ſonſtige Beſonnenheit; ein zorniges Wort, ein Schlag mit dem geſchwungenen Ziegenhainer war die augenblickliche Erwiderung. Aber der Schlag ging fehl; Kätti, die bei den heftigen Worten auf ihn zugeflogen war, taumelte mit blutender Stirn an ſeine Bruſt.

Der junge Vagabond, eine breite musculöſe Geſtalt, war hinter ſeinem Tiſche aufgeſprungen. Er hatte die Fauſt, aus der er die Geige fallen ließ, ſchon dräuend über ſeinen Kopf erhoben; aber es kam nicht ſo weit, er ſchien ſich zu beſinnen, der Handel mochte ihm doch bedenklich ſcheinen. „Mag der Herr die Mamſell behalten, wenn ſie ſonſt noch zu curiren iſt,“ rief er höhnend; „es laufen der Dirnen noch genug herum!“

* * *

Das leicht rieſelnde jungfräuliche Blut hatte indeſſen die Sache ſchlimmer erſcheinen laſſen, als ſie war. Die kleine Streifwunde hatte keine Bedeutung, und auch der Schrecken war bald überwunden; für den Doctor aber erſchien nun die Pflicht, ſich der Verlaſſenen anzunehmen, nur um ſo deutlicher; und ſchon am anderen Nachmittage langten Beide wohlbehalten vor der Wald- und Waſſerfreude an.

Die dicke Magd, welche als perfecte Köchin aus dem früheren Wohnorte mit herübergenommen war, ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, da ſie ihren alten Primaner ſo plötzlich mit ihrer verſchwundenen Mamſell aus einem Wagen ſteigen ſah. Uebrigens enthielt ſie ſich aller unnützen Reden, und als der Doctor nach dem Hausherrn frug, ſtreckte ſie die Hand nach der Flußſeite und ſagte: „Ich bin bloß für die Küche; aber gehen Sie nur dreiſt hinunter!“

Und wirklich, hier ſtand Herr Zippel barfuß bis an die Knie im Waſſer, und um ihn her eine Schar von Arbeitern, welche Pfähle in den Flußgrund rammten. Sein Haar flog im Winde, und Kätti, die hinter ihrem Beſchützer herſchlich, ſpähte voll Angſt, ob es — wie ihr Vater einſtens prophezeit hatte — vor Kummer über ſie nicht ſchon ſchneeweiß geworden ſei. Aber er ſah nicht anders aus, als da ſie fortgegangen war. Dagegen ſchien der Augenblick nicht eben angethan, um eine beſondere Erregung des Wiederſehens in Herrn Zippel's Herzen zu erwecken. Erſt als der Doctor ihn wiederholt mit lautem Ruf begrüßt hatte, kam er an das Ufer gewatet, nachdem er noch zwei Mal ſeinen Arbeitern einen Befehl zurückgerufen und ihn dann zum dritten Male widerrufen hatte.

Er erkannte ſogleich ſeinen alten Miethsmann und machte ihm einige raſch hervorgeſtoßene Complimente über ſeine ſtattlichere Geſtalt und ſeinen Backenbart; dann aber, zur Hauptſache kommend, beſchrieb er mit ausgeſpreizten Fingern einen Halbkreis nach dem Lande zu. „Das hier,“ ſagte er, „wenn Sie es früher geſehen haben, Sie werden es nicht wiedererkennen! Nun wollen wir dem Fluß noch ſeine Ehre thun! Dort ſehen Sie die Böte; hier entſteht das neue Bad; in all den tauſend Jahren iſt das Keinem eingefallen! Das reine Wald- und Wieſenwaſſer, das Entzücken aller Aerzte auf zehn Meilen in die Runde!“

In dieſem Augenblicke erſt bemerkte er ſeine Tochter, welche ein paar Schritte ſeitwärts ſtand. „Kätti! Roſalie! Beim Himmel, die Roſalie!“ rief er und ſchleuderte beide Arme in die Luft. „Herr Fedders,“ wandte er ſich an dieſen, „haben Sie meine Aufrufe in den Blättern geleſen? Die Dummheit hat mir einen Haufen Geld gekoſtet!“ — Aber damit ſchien auch die Sache abgethan; das von dem Mädchen ſo ſehr gefürchtete Wiederſehen ging nach einigen weiteren Ausrufungen wie ein beiläufiges Zwiſchenſpiel in dem großen Werke des Wald- und Wieſenwaſſerbades beinahe unbemerkt vorüber.

Erſt nach Stunden, da er zufällig ins Haus hinaufgelaufen kam, frug Herr Zippel ſeine Tochter, ob ſie denn mit dem Primaner Fedders — „Doctor“ ſagte Kätti — alſo dem Doctor Fedders heimgereiſt ſei, und ob ſie unterwegs wohl ein ſo wunderſam belegenes Bad geſehen habe, als dieſes bisher unbekannte Dorf ihm jetzt verdanken werde. „Wenn wir nur auch den Sträkelſtrakel wieder hätten!“ ſetzte er hinzu. „Ich hab' es ausprobirt; die Badenden werden es im Waſſer hören können, wenn Ihr hier oben muſicirt!“

„Sträkelſtrakel!“ rief Kätti; „was iſt mit dem?“

Herr Zippel lachte. „Als die Guitarre fort war, iſt die Violine hinterdrein gelaufen; er war ohne dich doch auch nur eine magere Verzierung für die Wald- und Waſſerfreude!“

Kätti ſprang voll Schrecken von ihrem Stuhle auf. „Er iſt fort? und noch nicht wieder da?“

„Nein, noch nicht. Aber, der Tauſend, ich muß nach meinen Leuten ſehen!“

* * *

Dem Doctor, welcher ſich entſchloſſen hatte, hier ſeine Sommerfriſche zu genießen, waren in dem unten am Flußufer belegenen Abnahmehauſe ein paar Zimmer eingeräumt, in denen für die künftigen Badegäſte die erſte Einrichtung ſchon getroffen war. Seine Aufwartung hatte Kätti übernommen, und ſie that Alles mit einer ſo ſtillen nie nachlaſſenden Aufmerkſamkeit, daß er dem ſonſt ſo flüchtigen Mädchen oft verwundert zuſah; auch als nach einigen Tagen ſeine Kiſte mit Büchern und Papieren anlangte, ging ſie ſo anſtellig ihm zur Hand, als wüßte ſie von ſelbſt, wohin er jegliches geordnet haben wollte.

„Wie dir das anſteht, Kätti!“ ſagte er ſcherzend. „Nicht wahr, du läufſt nicht wieder in die Welt hinaus?“

Bei ihrer ſchmächtigen Geſtalt und den herabhängenden Zöpfen, die ſie in ſeiner Primanerzeit ſchon ebenſo getragen, konnte er ſich nicht entwöhnen, ſie auch jetzt noch gleich einem halben Kinde zu behandeln; aber ſie ſtand bei dieſen Worten plötzlich todtbleich vor ihm. „O, bitte!“ ſagte ſie und hob flehend die Augen zu ihm auf.

Er warf einen faſt erſtaunten Blick auf ſie. „Verzeih, Kätti,“ ſagte er dann; „wir reden niemals mehr davon.“

Zum Singen, wie einſtens in der Giebelſtube, wurde ſie nicht mehr von ihm aufgefordert, er ſelber hatte ſein Muſiciren wie eine Jugendthorheit hinter ſich gelaſſen; zum Ausgleich ſchädlichen Studirenſitzens fand er es weit erſprießlicher, ſtatt der Guitarre ſich eine Botaniſirtrommel umzuhängen und ſo, zugleich lernend und marſchirend, ſeine Mußeſtunden zu verwerthen.

Zu ſolchen Wanderungen war hier die weiteſte Gelegenheit; aber es waren nicht die einzigen, welche von ihm unternommen wurden; ſchon mehrere Male war er in der Stadt geweſen und dann immer erſt am nächſten Tage heimgekehrt.

Bei ſolcher Rückkunft fand er ſtets einen friſchen Blumenſtrauß auf ſeinem Tiſche; aber obgleich er wiſſen mußte, daß nur Kätti ihn dahin geſtellt haben konnte, ſo erhielt dieſe doch nie ein freundliches Wort darüber. Anfänglich verwunderte ſie ſich nur; dann aber begann es ſie lebhaft zu beſchäftigen, und endlich beſchloß ſie, ihm an ſolchen Tagen lieber gar nicht mehr vor Augen zu kommen; und ſo fand er denn künftig neben dem Blumenſtrauß auch ſein Abendbrot als wie von unſichtbaren Händen aufgetragen. Sie dachte nicht, daß er auch hierin nichts Beſonderes fand.

Einmal aber, da er von ſolcher Wanderung in ſein Zimmer trat, fand er das Mädchen weinend an der Hausthür ſtehen. Nun ſah er ſie denn doch.

„Kätti! Kind! Was fehlt dir?“ frug er.

Ihr fehlte nichts; aber Sträkelſtrakel war vor einer Stunde per Schub von der Polizei ins Dorf zurücktransportirt worden. „Um meinetwegen!“ rief Kätti, und ihre Thränen brachen reichlicher hervor. „Und ſeine Geige — er hat ſie verſetzen müſſen, weil er gehungert hat; er hat nicht einmal ſpielen dürfen; denn er hat keine Conceſſion gehabt!“

Der Doctor hörte ſchon nicht mehr, was ſie noch weiter ſprach, was kümmerte ihn der kleine Fiedelmuſikante, den er nie geſehen hatte!

„Aber er muß ſeine Geige wieder haben!“ ſagte Kätti; und da der Doctor hierauf nur wie in Gedanken mit dem Kopfe nickte, rief ſie, ihre ſchmalen Hände ringend: „Ich habe kein Geld; ich habe nichts, gar nichts!“

Sie wollte dem jungen Mann zu Füßen fallen; da ſchüttelte er die Träume, die er von der Stadt mit hergebracht hatte, aus ſeinen blonden Haaren und fing ſie mit beiden Armen auf. „Kätti, Kätti! Beſinne dich! Wie heißt der Mann? Ich will ihm ſeine Geige wiederſchaffen!“

Bis ſie plötzlich fort war, blieb er wie gefangen in der Gluth der ſtummen Dankbarkeit, die aus den dunklen Augen ihm entgegenſtrömte. Bald aber, da er allein an ſeinem Arbeitstiſche ſaß, ſchalt er ſich ſelbſt darüber und ſuchte ſeine Gedanken auf den Weg zur Stadt zurückzubringen.

* * *

Schon am anderen Tage ging er ſelbſt dahin, ja er blieb dort auch den folgenden; als er am dritten Tage endlich wiederkam, ſchien er abſichtlich Kätti's Gegenwart zu meiden. Gekränkt und grübelnd ging das Kind umher: was hatte ſie ihm denn gethan? Sie verlangte ja nichts weiter als freundlichen „Guten Tag“ und „guten Weg“!

Da geſchah es eines Nachmittags, daß Herr Zippel ſeinen Wachtelhund vermißte. Da das Thier ſchon ſeit geſtern nicht mehr geſehen war, ſo lief Kätti von Haus zu Haus, um es zu ſuchen, denn es war faſt mit ihr aufgewachſen. Aber ſie erfuhr nichts Beſtimmtes; nur ein Kind behauptete, es habe die lange Trina, die dort hinterm Holze wohne, mit einem ſchwarz und weiß gefleckten Hündchen auf dem Weg geſehen.

„O weh!“ ſagte die dicke Magd, als Kätti mit dieſem Bericht nach Hauſe kam.

„Warum o weh, Anngrethje?“

„Darum,“ ſagte die Magd, „weil das Fidelchen immer Butterſemmeln aß und ſehr gut bei Schicke war.“

„Deshalb?“ — Kätti mußte lachen.

„Ja, ja, Kättichen; die lange Trina ſchlachtet die kleinen fetten Hunde; das Fett verkauft ſie an den Apotheker in der Stadt und macht auch Sympathie damit."

Nun erſchrak das Mädchen ernſtlich; aber Herr Zippel, der eben hinzutrat, langte in die Taſche und drückte ihr ein Geldſtück in die Hand. „Geh ſelbſt und kauf's der alten Hexe ab," ſagte er; „Fidélchen wird ſchon noch am Leben ſein!"

— — Es führte durch den Wald ein Weg und von dieſem ein Fußſteig zu der Wohnung der langen Trina; Kätti aber fürchtete ſich zu verirren und ging lieber im weiten Bogen um den Wald herum. Als ſie nach ſtundenlanger Wanderung die Kathe erreicht hatte, welche im Schatten eines Tannenſchlages lag, fiel ihr Blick zuerſt auf ein gegen die Mauer gelehntes Brett, an dem die Felle von allerlei kleinem Gethier, dem Anſcheine nach zum Trocknen, feſtgeheftet waren; Kätti beſah eines nach dem anderen, doch ſchien Fidélchen's Fell noch nicht dabei zu ſein.

Bei ihrem Eintritt in die Wohnung ſaß die hagere Alte vor einer dampfenden Kaffeetaſſe. Sie hatte früher einmal bei einer verwittweten Kammerherrin in der Stadt gedient und nach deren Tode nebſt anderem Plunder auch die ſchwarzen Krepphauben der Dame zum Geſchenk erhalten, welche ſie ſeitdem, mit bunten Bänderfetzen verziert, auf ihrem eigenen Kopfe trug. Kätti, obwohl vom Dorfe her die lange Trina ihr nicht unbekannt war, erſchrak hier in der Einſamkeit doch vor dem knochigen Bauernantlitz, das ſo grotesk unter dem Flitterputz hervorſchaute.

Aber die Alte rückte ihr einen Stuhl zum Tiſche und nöthigte ſie wiederholt, wenn auch vergebens, ein Schlückchen aus ihrer Taſſe zu probiren; von dem Hunde aber wollte ſie nichts geſehen haben. „Es iſt meine Katze geweſen,“ ſagte ſie; „die läuft mir oftmals nach; ſieh nur, dort liegt ſie unterm Ofen!“

Und wirklich lag dort eine ſchwarz und weiß gefleckte Katze, die ſich, wie ihr behagliches Schnurren zu erkennen gab, um all die abgezogenen Fellchen draußen wenig zu bekümmern ſchien.

Aber Kätti traute doch nicht; ſie drückte dem Weibe das Geldſtück in die Hand und ſagte: „Da habt Ihr ein Trinkgeld; mein kleiner Hund heißt Fidél, und wenn Ihr ihn uns wiederbringt, ſo giebt mein Vater Euch gern das Doppelte!“

„Ich weiß nichts von deinem Hund,“ rief die Alte unwirſch. „Aber,“ fuhr ſie wie in plötzlichem Beſinnen fort, „du ſollſt den Weg doch nicht umſonſt gemacht haben! Kennſt du, was man den Speiteufel heißt?“

Kätti ſchüttelte den Kopf.

„Es iſt ein Pilz, und es giebt deren blaue, rothe und auch grüne; aber von dem rothen muß es ſein; er wächſt hier im Holze, juſt um dieſe Zeit.“

Das Mädchen ſah geſpannt die Alte an.

„Wenn du dir wieder ein Hündchen ziehen willſt, ſo tupfe mit dem Finger in den rothen Schaum, der auf dem Hute liegt, und netze das mit deinen Lippen! Es brennt ein wenig; aber das ſchadet nicht. Warte nur, es iſt auch ein Spruch dabei!“ Sie zog ihre Tiſchſchublade auf, kramte darin umher und holte endlich einen ſchmutzigen Zettel daraus hervor, den ſie Kätti vor die Augen hielt. „Das muß dabei geſprochen werden,“ ſagte ſie, „wenn dann das Hündchen davon frißt, ſo wird es nimmer von dir weichen.“

Die lange Trina rückte näher und fuhr mit ihrer harten Hand über die Wange des Mädchens. „Es hilft nicht bloß für Hündchen," ſagte ſie heimlich, „die gelbe Marthe weiß wohl, warum ſie jetzund auf der großen Hufe ſitzt; der Niklas hatte Zwei und wußte nicht, an welche er ſich hängen ſollte."

Kätti ſaß plötzlich wie mit abweſenden Augen; ihr dunkles Geſicht war merklich bleich geworden.

Die Alte ſah ſie ſchmunzelnd an; dann ergriff ſie eine ihrer ſchwarzen Flechten und zog den Kopf des Mädchens an den ihren, während ein lüſterner Zug den groben Mund umſpielte. „Du," flüſterte ſie, „du biſt wohl gar um deſſenwillen hergekommen; du haſt wohl auch ſo einen Hin-und-wieder-Burſchen! Streich's ihm auf ein Brötchen, auf ein Stückchen Zucker; es giebt Rath für Alles in der Welt! Nur merk's dir, fürſichtig mußt du ſein; ein wenig macht lebendig, zu viel — da könnt' der Teufel leicht ſein Spiel gewinnen!"

Wie aus einem böſen Traume ſprang das Kind empor. „Nein, nein! Laßt mich los; ich will nichts von Euren Teufelskünſten wiſſen!"

Sie war ſchon draußen vor der Hausthür; aber das Weib kam hinterher. „Narre, Narre, wohin läufſt du?" rief ſie, als ſie das Mädchen auf dem

Wege ſah, der um das Holz herumführte. Sie war zu ihr getreten und zeigte auf einen Eingang in den Tannenſchlag: „Dort,“ ſagte ſie, „und immer gerade aus, ſo kommſt du auf den Fahrweg!“ Sie führte Kätti an der Hand, bis wo der Fußſteig deutlich zu erkennen war. „Nun lauf; und wenn du dich beſonnen haſt, in einem halben Stündchen kannſt du bei mir ſein!“

Faſt willenlos hatte Kätti ſich in den finſteren Tannenſteig hineinführen laſſen. In ihrem Köpfchen war kein Raum jetzt für die Furcht; das Hündchen freilich war vergeſſen; aber ſtatt ſeiner hatte ein Menſchenbild ſich unerbittlicher als je der jungen Phantaſie bemächtigt. Schon vordem, mit der qualvollen Spürkraft der Eiferſucht, hatte ſie herausempfunden, wohin die Stadtbeſuche ihres Gaſtes zielten; bei den aufregenden Worten des argen Weibes hatten plötzlich alle Zweifel ſie verlaſſen; aber zugleich auch war eine wilde Hoffnung in ihr aufgeſtiegen, die ſie vergebens zu verjagen ſtrebte. Wie betäubt ging ſie jetzt dahin auf dem einſamen Waldſteige; immer wieder ſchwebte der ſchmutzige Zettel ihr vor Augen, und mechaniſch murmelten ihre

Lippen die unverſtändlichen Worte, die ſie darauf geleſen hatte.

Dann wieder ſah ſie jäh empor, als ſuche ſie Zuflucht in dem reinen Aetherblau, das hoch über ihr am Himmel ſtand; ſie ſchüttelte wie zornig ihr dunkles Köpfchen, als könne ſie ſo die unheimlichen Gedanken von ſich werfen; aber immer wieder und immer unabwehrbarer drang es auf ſie ein. Unwillkürlich ſuchten ihre Blicke hin und wieder, und bald folgten auch die Füße ſeitwärts vom Wege ab; ihre Augen ſtreiften Alles, was hier durch einander aus dem Dunſt des Bodens aufgeſchoſſen war; auch Pilze von allerlei Form und Farben ſah ſie, nur waren es die rechten nicht. Und weiter ging ſie, ohne auf den Weg zu achten, ohne aufzuſehen; da, am Rande einer feuchten Lichtung ſtockten ihre Schritte. Sie glaubte erſt, es ſei eine Blume, was ſo zinnoberroth unter dem grünen Farrenkraut hervorleuchtete; aber bald ſah ſie es deutlich, es war der Hut eines großen Pilzes, der hier jetzt dicht vor ihren Füßen ſtand.

Ein Laut gleich einem Stöhnen kam über ihre Lippen; ſie ſchloß die Augen wie vor einem böſen

Trugbild; aber als ſie ſie wieder öffnete, ſtand es noch immer da und bot, wie in einem Näpfchen, ihr den rothen Schaum entgegen. Ohne daß ſie es wollte, hatte ſie ſich hinabgebückt; in ihren Gedanken rief es: „Gift! Gift! Es iſt Gefahr dabei!“ aber ihre ſtürmenden Pulſe antworteten: „Es iſt um deſto beſſer!“

Ihre Lippen begannen wieder die unſinnigen Worte herzuſagen, und ſchon hatte ſie den Arm, den Finger ausgeſtreckt, da bewegte ſich der Hut des Pilzes; ein Schauer zog durch den Wald und die Bäume rauſchten wie vom Odem eines Unſichtbaren angehaucht.

Es war nur der Abendwind, der ſich erhoben hatte; aber das Mädchen war aufgeſprungen; vom Schrecken der Einſamkeit erfaßt, rannte ſie ohne Aufhör in den Wald hinein; ohne umzuſehen, ohne zu achten, daß die Fetzen ihrer Kleider an den Büſchen blieben, bis ſie endlich in gutem Glücke auf den ihr bekannten Fahrweg hinauskam.

Ihr wurde plötzlich leicht ums Herz; ſie athmete auf, als ob ſie jetzt dem Zauberbann der argen Frau entronnen wäre. Ihr fiel nicht bei, daß noch ein anderer ſie gefangen halte, aus dem ſie nicht ſo leicht entrinnen ſollte.

* * *

Am nächſten Sonntage, es war ſchon gegen Abend, fuhr in drei Wagen eine Geſellſchaft feiner Leute an der „Wald- und Waſſerfreude“ vor. Herr Zippel, dem vorher nichts angemeldet worden, gerieth in große Aufregung, als man ihm ankündigte, hier ſei die letzte Station der heutigen Luſtfahrt; man wolle nun mit Abendbrot und Tanz den Kehraus machen. Der Doctor dagegen ſchien von Allem unterrichtet; er war ſogleich zur Stelle, half den alten und jungen Damen vom Wagen und ſchalt die jungen Herren, daß ſie ſich unterwegs ſo lange aufgehalten.

Kätti ſtand, nach der Flußſeite, halbverdeckt hinter der Ecke des Hauſes. Unthätig, mit düſteren Augen und herabhängenden Armen, hörte und beobachtete ſie Alles, was hier vorging; dann, als die Gäſte von ihrem Vater in das Haus hineincomplimentirt waren, ſchlich ſie ſich zögernd durch den Garten in die Küche.

Nicht lange nachher erſchien ſie mit Tiſchzeug und Geſchirr in der Veranda und begann unter Herrn Zippel's kreuz- und querfliegenden Befehlen die Abendtafel herzurichten. Während ſie leicht und ſicher Eines nach dem Anderen an ſeinen Platz ſetzte, wandelte die Geſellſchaft plaudernd und lachend auf den Gängen des ſich unterhalb ausbreitenden Gartens, und Kätti konnte es nicht laſſen, mitunter halbbeklommen einen Blick hinaus zu werfen. Die jungen Damen waren ihr faſt alle bekannt, mit mehreren hatte ſie einſt auf derſelben Schulbank geſeſſen, und — ſie zog grübelnd eine ihrer ſchwarzen Flechten über die Bruſt hinab — von keiner war ſie noch begrüßt worden. Aber freilich, ſie war bei ihrer Ankunft ja auch hinten um das Haus herumgelaufen! — Nur eine, die hübſcheſte, ein ſchlankes blondes Mädchen war ihr fremd; ſie hatte was Vornehmes in dem läſſigen Neigen ihres Kopfes, und Kätti ſelber mußte immer die Augen nach ihr wenden. Aber es war noch ein Anderes, wodurch die blonde Dame wie magnetiſch die Blicke des braunen Mädchens auf ſich zog. Es war nicht zu verkennen, daß ſie ſich immer wieder wie von ſelber mit dem Doctor

Fedders zuſammenfand, und eben jetzt gingen Beide ohne Begleitung den Seitenſteig zum Fluſſe hinab und konnten der überhängenden Büſche wegen von der Veranda aus nicht mehr geſehen werden. Kätti blickte auf die Stelle, wo die jugendlichen Geſtalten verſchwunden waren, bis ſie vor der ſcharfen Stimme ihres Vaters aufſchreckte und nun emſig in ihrer Arbeit fortfuhr.

Als ſie die letzte Schüſſel aufgeſetzt hatte, ſah ſie das Paar aus der Tiefe des ſchon dämmerigen Gartens auf dem an der Veranda vorbeiführenden Steige heraufkommen. Das blonde Mädchen hatte eine feine weiße Hand erhoben und redete lebhaft zu dem jungen Doctor. Gewiß, ſie war die Hübſcheſte; aber — Kätti wußte nicht recht weshalb — auch wohl die Stolzeſte!

Und jetzt näherten die Beiden ſich der Veranda, und da ſie auf dem Steige langſam vorübergingen, ließ die junge Dame ihre blauen Augen eine Weile betrachtend auf Kätti's Antlitz ruhen und fragte dann wie gleichgültig, ſich wieder zu ihrem Begleiter wendend: „Wer iſt das Mädchen?“ Sie hatte laut genug geſprochen, und in dem Ton der Frage lag kein Bemühen, ſie vor ihrem Gegenſtande zu verbergen.

„Es iſt die Wirthstochter,“ ſagte der Doctor leiſe und ſchien raſcher vorübergehen zu wollen.

Aber Kätti's feine Ohren hatten auch das gehört.

Die junge Dame hob den blonden Kopf und ſprach lächelnd ein paar Worte auf Franzöſiſch, und Wulf Fedders erwiderte ihr in derſelben Sprache. Dann gingen ſie vorüber, und Kätti hörte ſie von hinten in den Saal treten.

Der Garten drunten hatte ſich geleert; die übrige Geſellſchaft war am Flußufer auf- und abgegangen und kam jetzt die große Felstreppe wieder herauf, welche zu der Anfahrt des Hauſes führte.

Die braune ſchmächtige Wirthstochter ſtand noch immer in der Veranda, unbeweglich an derſelben Stelle; ſie wußte ſelbſt nicht, was ſie überkommen war; aber ſie fühlte, wie ihr das Herz faſt ſchmerzhaft ſchlug und wie ihr ganzer Körper bebte. Plötzlich warf ſie, was an Geräth noch in ihren Händen war, fort und lief in den Garten hinab. — Noch eine Weile ſaß ſie unten vor der Abnahmewohnung auf dem großen Feldſtein, der unter den Fenſtern ihres Gaſtes lag. Es war ganz einſam hier; nur der Fluß rollte in dem Abendwind, der ſich erhoben hatte, eintönig ſeine Wellen an dem Uferrand hinauf. Kätti ſtarrte auf das immer wiederkehrende Spiel des Waſſers; ſie hatte keinen Gedanken, ſie fühlte ſich nur ganz verachtet und vernichtet. Aber jetzt hörte ſie oben vom Hauſe her die Stimme ihres Vaters: „Kätti! Kätti!“ rufen und dann ſchärfer und lauter: „Roſalie!“ und noch einmal: „Roſalie!“

Sie wußte wohl, jetzt, während die Gäſte in der Veranda tafelten, ſollte ſie mit Sträkelſtrakel ſpielen und zur Guitarre ihre Lieder ſingen. Aber — vor jenem blonden Mädchen? Sie hätte ſich eher die Zunge abgebiſſen. Und ſelbſt vor ihren früheren Schulkameradinnen — auch vor denen nicht; nein, nun und nimmer wieder!

Vorſichtig ſtand ſie auf; aber ſie ging nicht, wohin ſie gerufen wurde. Seitwärts unter alten Nußbüſchen war ein niedriges Rohrdach auf dem Boden hingebaut, ein Aufbewahrungsort für allerlei Gerümpel, noch von dem vorigen Wirthe her. In dem hinterſten Winkel, hinter leeren Tonnen und Bienenkörben hatte Kätti ſich zuſammengekauert. Sie hörte noch einmal ihren Vater rufen, aber ſie achtete nicht darauf; ſie hielt ſich mit beiden Händen die Ohren zu und ſtützte die Arme auf ihre Kniee. Doch ſaß ſie jetzt nicht mehr in dumpfem Hinbrüten; „die Wirthstochter!“ ſprach ſie halblaut vor ſich hin, „nur die Wirthstochter!“ — Er hatte vor Jahren auf dieſelbe Frage ja ganz dieſelbe Antwort gegeben, und ſie hatte ſich damals kindiſch darüber gefreut; warum denn brannte heut das Wort wie eine Kränkung in ihrer jungen Bruſt? — Aber es war ja auch nicht jenes Wort allein; wie anders als gegen ſie war ſein Benehmen jenem blonden Mädchen gegenüber? Sie hatte früher nie daran gedacht; aber jetzt wallte es ſiedend in ihr auf: er hatte keinen Anſtand genommen, ſie noch immerfort zu duzen, ſo wie ſie ſelber es bisweilen mit dem armen Sträkelſtrakel machte!

Sie richtete ſich jäh empor, daß ſie den Kopf an einen Sparren ſtieß. — War das eine Mahnung, daß ſie ſich nicht zu hoch erheben ſollte? — Freilich, ſie hatte nichts gelernt, ſie konnte nicht franzöſiſch mit ihm ſprechen, in der Schule war ſie immer faul geweſen. Aber ſie beſaß noch ihre Bücher; es war noch Zeit, um das Verſäumte nachzuholen; nur das

Lexikon fehlte ihr — aber unter des Doctors Büchern hatte ſie eins geſehen; gleich morgen wollte ſie ihn darum bitten! Nein, keine Teufelskünſte, wozu die lange Trina ſie verführen wollte; aber lernen, lernen! Er ſollte ſehen, daß ſie Keiner etwas nachgab.

Sie legte wieder den Kopf in ihre Hände. Da hörte ſie es von oben aus dem Garten herabkommen, und bald darauf unterſchied ſie ein Saitenklimpern und daneben den ungleichen Tritt des kleinen Muſikanten. Gewiß, mit ſeiner Geige unter dem Arme wanderte er umher, um ſie zu ſuchen. Aber ſie regte ſich nicht, und die Schritte entfernten ſich wieder. Einmal flog es durch ſie hin, und ihr war, als ſtocke jählings ihr Herz, ob denn nicht er, er ſelber ſie vermiſſen würde? — Aber es kam Niemand mehr. Statt deſſen hörte ſie bald vom Saal herab das Getöſe des Tanzes, Geigenſtriche und fröhliches Lachen.

Qualvolle Stunden vergingen; endlich wurde es ſtill und die Wagen fuhren ab. Kätti ſchlüpfte aus ihrem Verſteck, ließ einen Augenblick noch den feuchten Nachtwind über ihre Wangen gehen und ſchlich ſich dann im Dunkeln fort auf ihre Kammer.

* * *

Am anderen Tage, da es noch morgenfriſch vom Fluß heraufwehte, kam Kätti wie gewöhnlich mit dem aus Brot und Milch beſtehenden Frühſtücke des Doctors nach dem Abnahmehaus herab; vor der Hausthür aber zögerte ſie und holte ein paar Mal tiefen Athem. Sie ſah etwas bleich und anders aus als ſonſt; die dunkelrothe Schleife ſaß zwar noch in dem glänzend ſchwarzen Haar; aber die langen Zöpfe waren am Hinterkopf zu einem Knoten aufgeſteckt. Sie wollte nicht mehr wie ein Kind vor ihm erſcheinen.

Als ſie eintrat, ſtand der Doctor vor einer aufgezogenen Schublade und kramte in ſeiner Wäſche, wandte aber auf das Geräuſch des Thüröffnens den Kopf und ſah die Eintretende voll Erſtaunen an. „Kätti! Fräulein Roſalie!“ rief er ſcherzend. „Du biſt ja ganz verwandelt. In welchem Zauberwinkel warſt du geſtern uns verſchwunden?“

Sie hob den Kopf, und aus dem Spalt der halbgeſchloſſenen Lider flog es wie ein Blick des Haſſes auf ihn hin. „Ich bin krank geweſen,“ ſagte ſie düſter. Als ſie aber den plötzlichen Ausdruck der Theilnahme auf ſeinem Antlitz ſah, öffnete ſie die

Augen weit und blickte mit kindlicher Hülfloſigkeit zu ihm auf.

„Du hätteſt noch ruhen ſollen,“ ſagte er; „ich hätte mein Frühſtück mir ſchon ſelbſt geholt!“

Sie ſchüttelte den Kopf und zeigte auf ein kleines Dictionnaire, das zwiſchen anderen Büchern auf einem Seitentiſche lag. „Wollen Sie mir das leihen?“ frug ſie. „Darf ich es mit nach Haus nehmen?“

„Das? Was willſt du damit?“

„Ich will Franzöſiſch lernen.“

Das Antlitz des jungen Mannes verrieth eine flüchtige Verlegenheit, die Kätti's ſcharfen Augen nicht entging. Sie dachte: „Was mag er geſtern über dich geſprochen haben?“

Aber der Doctor lachte ſchon wieder. „Wäre es nicht beſſer,“ ſagte er, „du bliebeſt beim Nähen und Stricken? Mich dünkt, du warſt früher gerade kein Held darin.“

Sie antwortete ihm nicht darauf; ſie wiederholte nur ihre Frage, ob er das Dictionnaire ihr leihen wolle.

„Gewiß, Kätti,“ ſagte er harmlos, „und behalte es, ſo lange es dir gefällt.“

Sie nahm das Buch und wollte eben gehen, als ſie von ihm zurückgerufen wurde. „Sieh da,“ ſagte er und zeigte ihr einige auf dem Tiſche liegende Leinwandſtücke, die augenſcheinlich Theile eines zugeſchnittenen Hemdes waren: „ich habe bei meiner plötzlichen Abreiſe das letzte vom Dutzend ſo mit fortnehmen müſſen; habt ihr eine leidliche Näherin im Dorf?“

Sie ſchüttelte erſt den Kopf; dann aber ſagte ſie haſtig: „O ja doch, es wird ſchon gehen; ich weiß doch eine.“

— „Dann ſei ſo gut, es zu beſorgen!“

Sie packte raſch die Leinwand zuſammen und ging mit dieſer und dem Buche fort. Als ſie draußen am Fenſter vorüberſchritt, ſah er ihr durch die Scheiben nach, ja er öffnete das Fenſter, um ihr noch weiter nachzuſehen, und er that es, bis das feine Köpfchen mit dem glänzend ſchwarzen Haarknoten droben im Gebüſch verſchwunden war. „Vraiment, une petite princesse dans son genre!“ Halblaut wiederholte er ſich dieſe Worte, durch welche geſtern die blonde Majorstochter ſich mit der eigenthümlichen Anmuth des Mädchens abgefunden hatte.

Er ſtieß auch noch die anderen Fenſterflügel auf, um die friſche Morgenluft hereinzulaſſen. „Dans son genre?“ murmelte er vor ſich hin. — „Nur dans son genre?“ Und nachdenklich ſetzte er ſich an den Tiſch, um das ihm von der petite princesse gebrachte Frühſtück zu verzehren.

— — Inzwiſchen ſchritt Kätti, nachdem ſie oben am Hauſe das Dictionnaire in ein offenes Fenſter gelegt hatte, die Dorfſtraße hinab, bis ſie an das niedrige Strohdach des Muſikanten kam. Als ſie zu ihm in die Stube trat, rutſchte er mit möglichſter Behendigkeit von ſeinem Schneidertiſch herab und ſtand in ſeinen wollenen Strümpfen vor ihr auf dem Lehmboden.

„Sträkelſtrakel!“ ſagte Kätti, während der kleine Mann ſie halb verwundert, halb beſorgt betrachtete. „Er kann doch Weißzeug nähen, Sträkelſtrakel?“

Seine ſchmalen Lippen zogen ſich zu einer harmloſen Selbſtverſpottung zuſammen. „Ei freilich, Mamſellchen; ein Schneider im Dorf kann Alles nähen: Hemden und Pudelmützen, und was Sie ſonſt noch luſtig ſind, Mamſellchen!“

Sie nickte und kramte ihre Leinwandſtücke auf dem Arbeitstiſche aus. „So hilf mir! Nähen kann ich's ſchon; ich weiß nur nicht, wie es zuſammengeht."

Bald lehnten Beide gegen den Tiſch und ſuchten die zuſammengehörigen Stücke an einander zu paſſen. Der Schneider gerieth wirklich ein paar Mal in Verlegenheit, denn ſo ein Stadtherrending war doch was Anderes als ein gewöhnliches Bauernhemd. Endlich aber kam's zurecht. „So!" rief er und betrachtete jetzt etwas verwundert die Länge und Breite des Gewandes. „Ich hätte noch kaum den Herrn Zippel für eine ſo anſehnliche Perſon gehalten!"

Kätti wurde glühend roth. Aber der Schneider bemerkte das nicht, und ſie ſelber ſah ſich nicht veranlaßt, ihn über ihren Arbeitsgeber aufzuklären. Zärtlich, als verhülle ſie ein Geheimniß, rollte ſie die Leinwand wieder auf; dann fragte ſie noch ſtatt des Dankes: „Was meint Er, wollen wir einmal heut Abend unſere Sonate ſpielen?"

Sträkelſtrakel warf einen Blick auf ſeine Geige, die glücklich wieder an der Wand hing. „Ach ja, Mamſellchen," ſagte er freudig, „die von dem großen Mozart; und wir haben ſie ſo lange nicht geſpielt! — Freilich," ſetzte er hinzu, „Sie haben jetzt auch viel zu ſchaffen; die Aufwartung da drunten bei dem guten jungen Herrn.“ — —

Er ſah ihr ſeufzend nach, da ſie mit einem freundlichen Nicken ihn jetzt verließ. Noch immer vermochte er ein neidiſches Gefühl nicht ganz zu unterdrücken, daß der junge vornehme Herr das Mädchen ſo ohne alle Mühe vom Wege aufgeleſen hatte. Aber die angeborene Dankbarkeit ſeines Herzens trug den Sieg davon. „Pfui! Pfui!“ ſagte er zu ſich ſelber. Dann hinkte er an die Wand, langte Geige und Bogen von ihrem Haken, und bald erklangen aus dem niedrigen Stübchen in reinen Tönen die lieblichſten Paſſagen der Mozart-Sonate.

* * *

Als es an dieſem Abend Elf vom Glockenthurm geſchlagen hatte, ſtand der Doctor von ſeiner Arbeit auf und ſetzte ſich auf den großen Stein vor ſeiner Hausthür, um der Nachtkühle zu genießen und vor dem Schlaf noch eine Weile lieblichen Gedanken nachzuhängen, wie ſie die zukunftsreiche Jugend zu beſuchen pflegen. Nur eine Weile ruhten ſeine Blicke auf der Landſchaft, die in verſchwimmendem Umriß ſich vor ihm ausbreitete; was ſonſt getrennt war, die Welt ſeines Innern und die da draußen, im ſchützenden Dämmer der Nacht traten ſie traulich zu einander und verwebten ſich in Eins. Wie traumredend durch die weite Stille rauſchte der Fluß in ſeinen Ufern, und in dem ſilbernen Lichte des Sternenhimmels tauchte die Geſtalt des blonden blauäugigen Mädchens wie Anadyomene aus der Fluth. Er ſah ſie deutlich vor ſich; nur der Saum ihres weißen Gewandes verlor ſich in den Wellen; mit jenem läſſigen Neigen des Hauptes lächelte ſie ihn an, und in dem Rauſchen des Schilfes unterſchied er deutlich ihre Stimme: „Vraiment, une petite princesse dans son genre!“ Aber ſie war jetzt nicht mehr drunten über dem Waſſer; ſie wandelte an ſeiner Seite, ſie beide vor den Säulen der Veranda; ſie flüſterte noch etwas, aber er verſtand es nicht.

Als er unwillkürlich den Kopf nach dem Lande zurückwandte, wo droben über dem Gebüſch der Giebel des Haupthauſes ſich gegen den Nachthimmel abhob, ſah er zu ſeiner Verwunderung noch ein Licht durch die Zweige ſchimmern, und bald auch, daß es aus dem Fenſter ſtrahlte, hinter welchem, wie er wußte, Kätti's Kammer war.

Er hatte ſo ſpät dort niemals Licht erblickt. Was mochte das wunderliche Mädchen jetzt noch treiben? Franzöſiſch? Aber weshalb denn, da ſie es als Kind ſo gründlich doch verabſcheut hatte? — Gleichviel; was kümmerte es ihn!

Aber dennoch ſah er ſie vor ſich; das müde Köpfchen auf die Hand geſtützt und gleichwohl eifrig in ſeinem Dictionnaire blätternd.

Er wandte ſich wieder ab. Der Fluß rauſchte noch wie zuvor in ſeinen Ufern; aber die blonde Majorstochter wollte nicht wieder aus ſeiner Fluth emporſteigen, ſo ernſtlich der junge Doctor auch ſeinen Willen darauf zu richten ſuchte. Unwillkürlich wandte er immer wieder ſeine Augen nach dem Lichte, das landwärts durch die Bäume ſchien; es ſchlug ſchon Mitternacht vom Thurme; und erſt, als es längere Zeit nachher erloſch, ſtand er von ſeinem Steine auf und ging in ſeine Kammer.

— — Die nächſte und die darauf folgende Nacht war es ebenſo. Am Morgen des dritten Tages, da

Kätti ihm das Frühſtück brachte, legte ſie die fertige Näharbeit auf den Tiſch.

Er nahm ſie und betrachtete ſie genau, während das Mädchen geſpannt zu ihm hinüberblickte. „Das iſt gut!“ ſagte er. „Lache nur nicht; ich verſtehe mich darauf.“ Er war, wie manche Männer, faſt pedantiſch in Bezug auf ſeine Leibwäſche. „Und was koſtet es?“

„Es koſtet nichts,“ erwiderte ſie.

„Nichts? Laſſen die Näherinnen hier ſich nicht bezahlen?“

„Es giebt hier keine; ich ſelber habe es genäht. — Aber, wollen Sie mir jetzt auch dieſe Arbeit durchſehen?“ Und damit legte ſie ein mit franzöſiſchen Themen beſchriebenes Heftchen vor ihm hin.

Er nahm es ſchweigend und begann zu leſen, während ſie mit beklommenem Athem vor ihm ſtand. Einmal zuckte ſie erſchreckt zuſammen, da er einen Bleiſtift nahm und damit zwiſchen ihre Schrift hineinſchrieb; endlich gab er ihr das Heft zurück. „Das iſt auch gut!“ ſagte er und ſah ſie voll mit ſeinen blauen Augen an, während ein helles Freudenroth über des Mädchens Antlitz flog.

„Aber biſt du denn nicht mehr die alte Kätti; wer hätte dich früher an den Nähtiſch oder an die Bücher bringen können? Und nun? — Wie geht das zu? Oder iſt es am Ende gar ein Wunder?“

Ihre Augen öffneten ſich weit und ſahen ihn an, bis ſie ſich mit Thränen füllten. „Ich weiß nicht,“ ſtammelte ſie verworren, „aber darf ich mit meinen Themen wiederkommen?“

Und als er ihr das zugeſagt hatte, nahm ſie ihr Heft und verließ eilig das Zimmer.

* * *

An Sträkelſtrakel's Geige war Tags vorher die G-Saite geſprungen; nun kam er gegen Mittag aus der Stadt, wo er ſich eine neue eingehandelt hatte. Müde, wie er war, bog er dennoch von der Dorfſtraße in den Weg zur „Wald- und Waſſerfreude“ ein und wollte eben die ſteile Felstreppe nach dem Fluß hinunter, als Kätti aus dem Hauſe ihm entgegenkam.

„Wenn's nicht zu viel gebeten iſt, Mamſellchen,“ ſagte er, ſeine große tellerrunde Mütze lüftend, „Sie kommen doch nach unten zum Herrn Doctor; Sie könnten mir eine Beſtellung abnehmen, die ſie in der Stadt mir aufgetragen haben!“

Kätti nickte und begleitete ihn nach der Straßenecke, während er ihr ſeinen Auftrag mittheilte. Sie nickte dann noch einmal; aber ſie fühlte ſelbſt, wie ihr die Hände plötzlich eiskalt geworden waren.

Als ſie eben zurückgehen wollte, ſah ſie die lange Trina aus einem Hauſe treten; die Alte hatte ihre Krepphaube auf dem Kopf und einen ſchmutzigen gefüllten Sack auf ihrem Rücken; ſo ſtapfte ſie an einem langen Knotenſtock die Dorfſtraße hinab.

Kätti machte eine Bewegung des Abſcheus, aber Peter Jenſen lachte: „Sie hat ſich Schnaps gekauft,“ ſagte er; „mit ihrem Kräuterbeutel geht ſie in die Stadt, mit einem Haarbeutel kommt ſie heute Abend wieder!“

„Erſt Abends?“ fragte Kätti; es ſchien ihr plötzlich was durch den Kopf zu gehen.

„O, auch wohl Nachts oder Morgens! Die ſchläft am Weg ſo gut als wie zu Hauſe! Alſo, Mamſellchen,“ ſetzte er hinzu, „Nachmittags fünf Uhr, wenn Sie es nicht vergeſſen wollen!“

„Nein, nein,“ erwiderte ſie haſtig, „geht nur und ruht Euch aus; ich werde Euch was Gut's zu Mittag ſchicken." Ein heißes Roth hatte ihr Antlitz überzogen, während ſie langſam ihrem Hauſe zuging; der empfangene Auftrag ſchien ſie ſehr erregt zu haben.

Aber erſt am Nachmittage kurz vor der genannten Stunde ſtieg ſie die Felſentreppe hinab; ſie hätte näher durch den Garten gehen können; aber ſie ſchien abſichtlich, als wolle ſie ſich ſelbſt noch einen Aufſchub gönnen, dieſen weiteren Weg zu wählen. Als ſie vor der Schwelle des Abnahmehauſes ſtand, erſchrak ſie faſt, da ſie die Hausthür offen ſah; auch mußte ſie ſich erſt den einen kleinen Finger mit ihrem Tuche wiſchen; denn ſie hatte ihn blutig gebiſſen, während ſie von der letzten Treppenſtufe bis hierher gegangen war.

Als aber Wulf Fedders mit ſeinem blonden Kopfe etwas verwirrt aus der vor ihm liegenden Arbeit auftauchte, ſah er ſie plötzlich vor ſich ſtehen, und wie damals in ihrer Kinderzeit rief er: „Du, Kätti? Biſt du ſchon lange hier?"

Sie ſchüttelte den Kopf; aber als ſie ſprechen wollte, fehlte ihr der Athem.

„Nun,“ ſagte er; „ich hab' ſchon ſo viel Zeit, dich anzuhören!“

Kätti blickte gegen die Wand und erwiderte ſtockend: „Ich glaube doch, daß die lange Trina unſeren Fidél geſchlachtet hat.“

„Meinſt du? Aber was iſt dabei zu machen?“

„Ich möchte bitten, daß Sie mit mir hingehen, ich habe Furcht allein.“

„Aber, Kätti, wenn er todt iſt, bekommſt du ihn ja doch nicht wieder!“

„Ich möchte es nur wiſſen,“ ſagte ſie leiſe. „Wollen Sie nicht mit mir gehen?“

Der Doctor zögerte; es war, wie er ſich ausdrückte, „ein Knacken“ in ſeiner Arbeit, den er heut noch überwinden möchte; als aber Kätti vor ihm ſtehen blieb, nur die dunkeln Augen in angſtvoller Erwartung auf ihn richtend, ſtand er auf und packte ſeine Bücher fort. „Wenn es denn ſein muß, Kätti!“ ſagte er. „Aber was iſt dir heute? Deine Wangen wetteifern ja mit deiner rothen Schleife!“

Er erhielt keine Antwort; Kätti war ſchon draußen vor der Hausthür.

Kopfſchüttelnd nahm der Doctor ſeine Botaniſirtrommel von der Wand, und bald gingen ſie neben einander über die Felder nach dem Walde zu; ſie hörten es eben hinter ſich im Dorfe Fünf vom Kirchthurm ſchlagen, als ſie ihn erreichten.

„Wollen wir nicht etwas raſcher gehen?“ ſagte der Doctor, da Kätti jetzt abſichtlich ihren Schritt zu hemmen ſchien.

„Ja, ja; ein wenig raſcher!“ — Sie that es auch, bald aber wurden ihre Schritte zögernd wie vorher.

Er ſchien es nicht beachtet zu haben, daß ſie um den äußeren Rand des Waldes herumgingen; denn es wuchs und blühte hier Manches, das ſeine Aufmerkſamkeit erregte, und Kätti hatte immer Neues ihm zu zeigen und zu fragen. Plötzlich aber, da er um ſich blickte, rief er: „Weshalb gehen wir denn hier? Der Fahrweg durch den Wald muß ja viel näher ſein.“

„Der Fahrweg?“ — Kätti hatte den Kopf gewandt und ſprach es in die Luft hinaus: „Es kann wohl ſein; ich dachte nicht daran!“

„Aber du warſt vorhin doch ſelbſt ſo eilig!“

„O nein; ich habe Zeit genug.“

„Du biſt ein wunderliches Mädchen, Kätti."

Es dauerte lange, bis ſie an die Kathe der langen Trina kamen. Das baufällige Häuschen lag ſchon im tiefen Tannenſchatten; aber die Thür war verſchloſſen, und Wulf Fedders trommelte daran mit beiden Fäuſten, ohne daß geöffnet wurde. Als er durch die blinden Fenſter hineinzublicken ſuchte, ſprang von drinnen die ſchwarz und weiß gefleckte Katze gegen die Scheiben und ſah ihn mit ihren grünen Augen an. „Brr!" ſagte er; „nur der Haushund iſt da drinnen." In demſelben Augenblicke aber, da er einen Schritt zurücktrat, gewahrte er das gegen die ſüdliche Hausmauer angelehnte Brett, woran auch heute noch eine Anzahl von Thierfellen, mit der Rauchſeite nach innen, angeheftet hing. „Kätti!" rief er; „wo biſt du, Kätti?"

Sie ſtand ſeitwärts unter einer einzelnen Tanne und ſchien auf das Moor hinauszublicken, das ſich hier vor der Hütte der Alten in unerkennbare Ferne hinausſtreckte; mit der einen Hand hatte ſie über ſich einen Aſt ergriffen, ſo daß ſie ihr Köpfchen an dem eigenen Arme ruhte.

Als Wulf Fedders die ſchlanke Mädchengeſtalt ſo faſt wie ſchwebend gegen den ſchon goldig angehauchten Himmel ſah, zögerte er einen Augenblick; dann rief er noch einmal, aber leiſe, ihren Namen; da wandte ſie ſich und kam langſam zu ihm.

„Iſt das Fidél?“ ſagte er und hob mit einem abgeriſſenen Zweige die Rauchſeite eines noch blutigen Felles in die Höhe.

Sie hielt ein Weilchen wie gezwungen die Augen darauf gerichtet und ſchüttelte dann den Kopf.

Er hob noch andere Felle auf. „Ein Iltis und zwei Katzen! Gott weiß, was die Alte mit dem Unzeug anfängt! — Wir können nun nur wieder heimgehen,“ ſetzte er hinzu. „Und hier führt auch der Fußſteig in die Tannen!“

Sie ſtutzte erſt und blickte unſicher vor ſich hin; dann ging ſie raſch voran.

Als ſie eine Weile zwiſchen den dunkeln Bäumen fortgeſchritten waren, ließen ſich ganz deutlich ſeitwärts aus der Tiefe des Waldes Geigentöne hören.

Kätti fuhr ſichtlich zuſammen.

„Was haſt du?“ ſagte er. „Biſt du ſo ſchreckhaft heute? Die neuen Buchen werden nicht weit ſein; es iſt eine Tanzgeſellſchaft, und dein Sträkelſtrakel ſpielt die Geige!"

Sie antwortete nicht; aber ein Seitenſteig führte hier in die entgegengeſetzte Richtung, und ſie ging eilig darauf vorwärts, als ob ſie vor jenen Tönen fliehen müſſe. Und bald auch wieder war um ſie her nichts Anderes vernehmbar als das eintönige Kochen und Weben in den Tannenwipfeln, die der Abendwind bewegte. Er folgte ihr in einiger Entfernung, doch nicht weiter, als daß er um ſo beſſer die anmuthige Geſtalt betrachten konnte; und ſeine Augen ſahen bald nichts Anderes als ſie. Im Gehen ſtreifte ein überhängender Zweig die rothe Schleife aus ihrem Haar; ſie hatte es nicht bemerkt; aber er hob ſie auf und zeigte ſie ihr. „Warte!" ſagte er; „ich weiß wohl, wie ſie ſitzen ſoll!"

Sie neigte demüthig das Haupt und duldete es, daß ſeine ungeſchickten Finger ſich mit dem Bande mühten.

„Habe ich es recht gemacht?" frug er leiſe; noch einen Augenblick ruhte ſeine Hand auf ihrem Haar.

Sie nickte nur; es kam kein Hauch von ihrem Munde. Dann gingen ſie aufs Neue weiter; das

Rauſchen in den Wipfeln hatte aufgehört, es wurde immer ſtiller um ſie her.

Jetzt öffnete ſich eine Lichtung, in der das Gold des Abendhimmels auf Hülſen- und Farrenkräutern lag, die hier in unberührter Einſamkeit beiſammen ſtanden. „Weißt du denn wirklich, wo wir ſind?“ ſagte Wulf, als Kätti vor ihm in das Gewirre hineinſchritt. „Mir iſt, als kämen wir niemals mehr aus dieſem Wald!“

Ein gellender Schrei antwortete ihm.

„Kätti, liebe Kätti!“ Er war im Nu an ihrer Seite.

Vor den Füßen des Mädchens lag eine Schlange, auf deren Rücken das Kainszeichen in dem ſchwarzen Zickzack deutlich zu erkennen war. Der tellerförmig aufgerollte Leib ſchien wie am Boden feſtgeheftet; nur die Muskeln ſpielten in unabläſſiger Bewegung, und der flache Kopf mit den glühenden Augen war drohend in die Luft emporgerichtet.

„Da, da!“ ſtammelte Kätti und erhob mühſam wie im Traume ihre Hand.

Ein wüthender Biß der Schlange zuckte nach ihr hin; aber Wulf Fedders hatte ſie ſchon auf ſeinen

Arm gehoben und trug ſie fort, immer weiter, er wußte ſelber nicht, wohin; aus dem Tannen- in den Buchenſchlag und aus den Buchen endlich an den Rand des Waldes; ſie hatte die Arme um ſeinen Hals geſchlungen und ruhte wie ein Kind mit ihrer Wange an der ſeinen.

Nun ließ er ſie ſanft zur Erde nieder; allein ſie blieb noch mit geſchloſſenen Augen an ihm ruhen.

„Kätti,“ ſagte er ſanft; „beſinne dich; die Gefahr iſt jetzt vorüber.“

Sie hob den Kopf und ſah ihn an, als ſeien ihre Gedanken ganz wo anders.

„Die Schlange!“ ſagte er. „Weißt du nicht? Sie hätte dich doch faſt gebiſſen!“

„Ja, ja, die Schlange!“ wiederholte ſie und trat von ihm zurück; aber das Wort ſchien keine Bedeutung mehr für ſie zu haben.

„Nicht wahr,“ fuhr er fort; „ſie iſt weit, ganz weit von uns entfernt; du fürchteſt ſie nun nicht mehr?“

Sie ſchüttelte den Kopf und ſah ihn dennoch angſtvoll an.

„Kätti,“ rief er bittend, „mach' nicht ſo heimathloſe Augen!“

Und da ſie noch immer ſtumm blieb, ſtreckte er in heftiger Bewegung beide Arme ihr entgegen.

Einen Augenblick neigte auch ſie ſich gegen ihn; dann aber richtete ſie ſich jäh empor. „Nein, nein,“ ſchrie ſie, und ihre kleinen Hände ſtießen ihn zurück; „ich kann nicht, ich bin falſch geweſen!“

„Falſch? Du, Kätti? Du kannſt ja gar nicht falſch ſein!“

„Doch,“ ſagte ſie und nickte ein paar Mal wie zur Betheuerung ihrer Schuld; „das Weib hat unſeren Fidél gar nicht getödtet; ich wußte das, denn ſie fanden ihn heute in der Trinkgrube neben unſerem Garten.“

Wulf Fedders ſchüttelte den Kopf. „Aber weshalb ſind wir dann hier hinausgewandert?“

„Es war eine Geſellſchaft aus der Stadt,“ entgegnete ſie ſtockend; „ſie wollten in unſerer Wirthſchaft verfahren; ich ſollte es an Sie beſtellen.“

„Und das wollteſt du nicht?“

„Nein, ich wollte es nicht.“

„Und weshalb?“ frug er geſpannt.

Sie ſchwieg eine Weile; dann ſah ſie ihn feſt mit ihren ſchwarzen Augenſternen an und ſagte:

„Weil auch die blonde Dame mit in der Geſellſchaft iſt.“

„Darum alſo; — die Tochter der Majorin meinſt du?“ Es klang ein plötzlich kühler Ton aus dieſen Worten; die blonde Dame war auf einmal wieder in der Welt.

Da Kätti keine Antwort gab, ſo ſchwiegen Beide und gingen langſam neben einander auf dem Wege hin. Als ſie ſich dem Thore des Geheges näherten, hörten ſie wiederum die Geige aus dem Walde tönen. Kätti's weiße Zähnchen gruben ſich in ihre Lippe; aber Wulf Fedders ſchritt, als habe er nichts gehört, vorüber.

„Wollen Sie nicht hineingehen?“ ſagte ſie leiſe. „Sie treffen die Geſellſchaft noch beiſammen.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ein ander Mal, Kätti.“ — Und ſtumm wie vorhin gingen ſie auf dem faſt dunklen Wege fort. Als ſie das Dorf erreicht hatten, bogen ſie von der Straße ab und ſchritten unten am Flußufer entlang. An der Felstreppe, die zur „Wald- und Waſſerfreude“ hinaufführte, blieb der Doctor ſtehen. „Gute Nacht, Kätti!“

„Gute Nacht,“ hauchte ſie; ſie gaben ſich nicht die Hände; wie ein geſcheuchter Vogel flog ſie die Stufen hinauf, bis er ſie oben in der Dämmerung verſchwinden ſah.

— — An dieſem Abend ſaß der Doctor noch lange auf dem großen Stein vor ſeiner Hausthür und blickte auf den Fluß hinaus, der ruhig im Sternenlicht dahin zog; aber aus ſeinen Wellen wollte heute kein anmuthiges Mädchenbild emporſteigen. Vor der nahen Wirklichkeit konnte das Spiel der Phantaſie ſich nicht entzünden; die nüchternen Gedanken hatten allein jetzt die Gewalt. — —

Wulf Fedders war der Sohn eines höheren Beamten, den bei ſchon reiferer Jungfräulichkeit eine Dame alten Geſchlechts geehelicht hatte; und es geſchah wie meiſt in ſolchen Ehen: da die Frau nicht umhin konnte, ihres Mannes bürgerlichen Stand zu theilen, ſo ſuchte ſie wenigſtens von der früheren „Excluſivität“ noch ſo viel feſtzuhalten, als ihre kleinen Hände es vermochten. Die damit durchſetzte Luft des Hauſes war auf den Sohn, der ſeine Mutter nach Verdienſt verehrte, nicht ohne Einfluß geblieben; trotz guten Willens wurde es ihm meiſtens ſchwer, ja faſt unmöglich, den Menſchen ohne Rückſicht auf ſeinen Urſprung oder die ihm angeborene Vergangenheit zu ſchätzen. So wollte er wohl gern ein bedeutender Rechtslehrer, ein großer Staatsmann werden; aber hätte er dafür der Sohn eines Stallknechts ſein und die Jugend eines ſolchen Kindes als Vorleben mit in den Kauf nehmen müſſen, er hätte ſich doch ſehr bedacht.

Nun ſaß er in der Einſamkeit der Nacht, in ſich erſchrocken über die Vorgänge dieſes Nachmittages, die mit zudringlicher Deutlichkeit vor ſeinen Augen ſtanden. Nur Kätti ſelber hatte ihn zurückgehalten, ſich ihr für immer zu geloben; und Wulf Fedders war nicht der Mann, eine deutlich eingegangene Verpflichtung nicht auch mit allen Opfern zu erfüllen. Aber der gefährliche Augenblick war vorüber und konnte niemals wiederkehren. „Hermann Tobias Zippel's Schwiegerſohn!“ Er ſchüttelte ſich ein wenig, wie einſtens Kätti vor dem armen Unterlehrer; dann ſtand er langſam auf und ging in ſeine Kammer.

* * *

An einem der nächſten Tage wurde Kätti von einem Glücksfalle betroffen, den ſie freilich für den

Augenblick wohl kaum zu ſchätzen wußte. Zufolge Teſtamentes einer verſtorbenen Pathin wurde ihr nicht nur ein ſtraffes Beutelchen mit ſilbernen und goldenen Schaumünzen eingehändigt, es war ihr außerdem eine nicht unanſehnliche Summe ausgeſetzt, welche zu Herrn Zippel's Entrüſtung nicht durch ihn als väterlichen Vormund, ſondern durch eine dritte Perſon bis zu ihrer Mündigkeit verwaltet werden ſollte.

Und als wäre es noch nicht Glückes genug, ſo begann auch der Unterlehrer, der ſeit ſeiner erfolgloſen Liebeswerbung fortgeblieben war, aufs Neue in der Wald- und Waſſerfreude einzukehren. Da er die ſichere Ausſicht auf einen guten Schuldienſt in der Stadt hatte, ſo ſuchte er ſich der Tochter des Hauſes wiederum mit allerlei Geſpräch zu nähern, wobei er allmälig ein ganz munteres und zuverſichtliches Weſen angenommen hatte. Als Wulf Fedders einmal darüber zukam, war ihm im erſten Augenblicke, als ob ein Dorftölpel in ſeinen Blumengarten ſteigen wolle, und ſchon ſaß ein überlegenes Wort gegen den jungen Menſchen auf ſeinen Lippen. Aber er beſann ſich; was kümmerte es ihn? Er wollte ja kein Recht an dieſer Blume haben. Er ging fort, und Kätti ſah ihm mit großen Augen nach, während die Reden des Schulmeiſters wie leeres Wellengeräuſch an ihrem Ohr vorübergingen.

Im Uebrigen wollte der Sonnenſchein, der draußen fortdauernd vom Himmel auf die Erde glänzte, in der Wald- und Waſſerfreude nicht zur Geltung kommen. Der Doctor zeigte ſich nur ſelten oben in der Wirthſchaft; wenn er nicht an ſeiner Arbeit ſaß, ſo lief er allein durch Wald und Feld, oder er war drüben in der Stadt, oft mehrere Tage nach einander. Herr Zippel fuhr ſich mehr als jemals unwirrſch durch die Haare; denn von ſeinen Badarbeitern war ihm die Hälfte fortgelaufen, ſei es, daß Herrn Zippel's Anweiſungen ihnen unausführbar geſchienen, ſei es, daß, wie hie und da gemunkelt wurde, der Lohn nicht prompt genug gefallen war. Noch unwirrſcher wurde er, wenn er die Tochter anſah: „Seit du vor lauter Eigenſinn nicht mehr haſt ſingen wollen, kommen immer weniger Gäſte aus der Stadt; was ſoll denn daraus werden?“ — Es zuckte ſchmerzlich durch das junge Geſicht; aber ſie wußte nichts darauf zu ſagen.

Dennoch waren wieder eines Tages Gäſte angeſagt. Kätti hatte, wie beſtellt, den Kaffeetiſch in der Veranda hergerichtet; vom Glockenthurme ſchlug es Drei, die junge Geſellſchaft, welche für dieſen Sommer ſich zuſammengefunden hatte, mußte bald erſcheinen. Noch einmal überſah Kätti mit Sorgſamkeit ihr Werk; denn die Bedienung ſelbſt hatte ſie der dicken Köchin überwieſen, die eben dabei war, ſich in ihren Sonntagsſtaat zu werfen. Trotz ihres Vaters Mahnung, ſie vermochte es nicht, auch nur zur Aufwartung zwiſchen dieſen Gäſten einherzugehen.

Auf ein Geräuſch horchte ſie hinaus, ob nicht das Rollen der ankommenden Wagen ſchon vernehmbar ſei; aber es war nur der wohlbekannte ungleiche Schritt des kleinen Muſikanten, was jetzt von der Anfahrt den Gartenſteig entlang kam. Und bald erſchien auch Sträkelſtrakel's dürftige Geſtalt auf den Stufen der Veranda; obwohl eine auffallend milde Sonne heut am Himmel ſtand, trocknete er ſich doch mit ſeinem karrirten Schnupftuch die hellen Perlen von der Stirn.

Schon längſt, mit dem Inſtinct der Liebe, hatte er herausgefunden, weshalb ſeit nun ſchon vielen Tagen ſein Liebling ſo ſeltſam ſtumm und blaß einherſchlich; als er ihr jetzt in das erregte junge Antlitz blickte, deſſen Züge heut eine eigenthümliche Schärfe zeigten, ergriff er lebhaft ihre beiden Hände: „O Mamſellchen,“ ſagte er und hob ſeine grauen Augen in anbetender Entſagung zu ihr auf; „Sie ſollten ſich das nicht gar zu ſehr zu Herzen nehmen; es giebt noch Andere, die es ehrlich meinen!“

Sie blickte ihn traurig, aber freundlich an: „Ich weiß das, guter Sträkelſtrakel; aber ich verſteh dich nicht.“

„Wenn ich nur reden dürfte, Mamſellchen!“

„Weshalb denn ſollteſt du nicht reden dürfen?“ — Sie horchte noch einmal hinaus; aber es war nichts zu hören.

Sträkelſtrakel hatte ſich abermals die Stirn getrocknet. „Der Unterlehrer,“ ſagte er, „er iſt kein feiner Herr; aber ich kenne ihn, er iſt ein guter Menſch; Sie wiſſen, Mamſellchen, er verſteht auch ſeine Orgel recht mit Schick zu ſpielen, und er hat doch nun das ſchöne Brot dort in der Stadt bekommen — wenn Sie gütigſt ihm erlauben wollten, wieder einmal anzufragen!“

Ruhig hatte Kätti ihm zugehört. „Am Ende biſt du ſchon als Freiwerber an mich abgeſandt!" ſagte ſie und lehnte müde das dunkle Köpfchen an eine der Verandaſäulen.

Sträkelſtrakel wurde ſehr verlegen. „O Mamſellchen," ſagte er zögernd; „aber wenn es denn ſo wäre!"

Sie antwortete nicht; ſie hatte ſich jählings aufgerichtet. Von der Dorfſtraße her kam deutlich das raſche Rollen mehrerer Wagen.

Raſch trat ſie auf den kleinen Muſikanten zu und legte feſt die Hand auf ſeinen Arm: „Schweig, Sträkelſtrakel! Sprich nicht mehr; ich will nichts weiter von dem Narren hören!"

Als er ſich umblickte, war ſie verſchwunden; draußen bei der Anfahrt aber erhob ſich das Getöſe der ankommenden Gäſte; und von der Felstreppe herauf erſchien der Doctor, um ſie zu begrüßen.

— — Der Nachmittag verging, während Kätti hinter verſchloſſener Thür in ihrer Kammer ſaß; als es drunten ſtiller geworden war, ging ſie vorſichtig in das Haus hinab. Der Saal war leer, in der Veranda ſah ſie zwei ältere Damen beim Piquetſpiel ſitzen; aber hinter dem Garten, vom Fluß herauf ſcholl ein fröhliches Stimmengewirr. Ein paar

Augenblicke ſtand Kätti, den Kopf vorgeneigt und mit verhaltenem Athem, als ob ſie aus dem fernen Schall ſich einzelne Worte aufzuhaſchen mühe; dann, faſt wider ihren Willen, ſchlich ſie in den Garten.

Die jugendliche Geſellſchaft hatte das größte der beiden Böte losgekettet und war jetzt im Begriff ſich einzuſchiffen; der Doctor und die blonde Dame waren die Letzten, und eben ergriff ſie ſeine Hand, um einzuſteigen. Kätti ſah es genau aus ihrem Verſteck, und ihre Augen verſchlangen Alles, was ſie ſahen. Als das Boot ſtromaufwärts abgefahren war, blieb ſie zuerſt in dumpfem Sinnen ſtehen. Aber nicht lange, ſo war ſie auch zum Fluß hinabgegangen; und bald folgte jenem größeren Boote das zweite kleinere mit gleichmäßigem leiſem Ruderſchlag; die Schifferin, die es lenkte, verſtand es, ſtets denſelben gemeſſenen Raum zwiſchen beiden Böten inne zu halten. — Was wollte ſie? — Sie wußte es ſelber nicht; aber ihre Augen hafteten wie gebannt an dem vollen Nachen, der im Glanz der Abendſonne mit Lachen und Geſang vor ihr den Strom hinauffuhr.

Weiter oben, an derſelben Seite, wo auch das Dorf belegen war, erhob ſich ein mäßig großer

Hügel, den, wie eben jetzt, die Gäſte der Wald- und Waſſerfreude der ſchönen Ausſicht halber aufzuſuchen pflegten, um dann durch Wald und Wieſen wieder heimzukehren. Auch heute hatte man einen Burſchen vorausgeſchickt, der ſpäter mit dem leeren Boot zurückzurudern hatte; denn auf dem Hinwege freilich ließen die jungen Männer es ſich nicht nehmen, ihre Damen ſelbſt zu fahren.

Kätti wußte das; es war gewöhnlich ſo. Und endlich ſah ſie, wie das Boot vor ihr an jener Anhöhe landete und wie die Damen unter Handreichung der Herren an das Ufer ſprangen. — Leiſe hielt ſie ihr Ruder an. Aber was hatte die Geſellſchaft dort? Es mußte ein Unfall geſchehen ſein; man drängte ſich zuſammen und ſchien lebhaft zu verhandeln. Dann wurde eine von den Damen — Kätti konnte nicht erkennen, welche — mit Hülfe eines Herrn in das Boot zurückgeführt; es war augenſcheinlich, daß ſie hinkte, ſie mochte ſich den Fuß vertreten haben. Jetzt gingen wieder Alle an das Fahrzeug, und aufs Neue ſchien man hin und herzureden; die Verletzte ſchien dankend, aber lebhaft abzuwehren. Bei dem Flimmern der Abendſonne ſah Kätti Alles wie ein

Schattenſpiel; jetzt aber gewahrte ſie deutlich, wie die Dame, von dem Arm des Herrn gehoben, in das Boot hinübertrat, wie dieſer ſich dann raſch nach einem Ruder bückte und vom Ufer abſtieß, während die Uebrigen unter Tücherſchwenken dem Hügel zugingen.

Kätti fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen; ſie zweifelte nicht, wer jene Beiden waren, die jetzt ſelbander den einſamen Strom herabgefahren kamen. Ihr eigenes Boot befand ſich eben ſeitwärts von der Einfahrt in den kleinen Binſenhafen; jetzt lenkte ſie hinüber, und mit eingezogenen Rudern glitt es durch die enge Oeffnung. Aus dem rings umſchloſſenen Raum war es nicht möglich den Fluß hinaufzuſehen; aber nach der einen Seite ſtanden die Halme weniger dicht, ſo daß ſie das Boot hineindrängen konnte und von hier aus eine Durchſicht nach dem Waſſer zu gewann. Von drüben trat gleicherweiſe eine hohe Binſenwand ſo nah heran, und die Waſſerbahn an dieſer Stelle war dadurch ſo ſchmal, daß Niemand unerkannt vorüber konnte.

Das Mädchen hatte die Hände über ihre Kniee gefaltet und den dunkeln Kopf darauf gelegt; man hätte glauben können, daß ſie betete; aber ihr Ohr horchte ſtromaufwärts in die Ferne, ihre Pulſe hämmerten; was ſie an Gedanken hatte, ging dieſen einen Weg. Und jetzt, jetzt endlich in der ungeheuren Stille erfaßte ihr Ohr das Rauſchen eines Ruderſchlags. Sie fuhr empor und ſtreckte ſich mit dem ganzen Leibe nach jener Richtung, während ihre Hände ſich an den Rand des Bootes klammerten. Gierig, als paſſe ſie auf eine Beute, lauſchte ſie auf das nah und näher tönende Geräuſch, das gerade auf ſie zuzukommen ſchien. Allein ſie hörte nichts von dem, was ſie zu hören dachte: keine Worte, keinen Laut von Menſchenlippen! Jetzt aber — es war, als ob die Ruder eingezogen würden, ſie vernahm deutlich das Abtropfen des Waſſers; und jetzt, vom Strom getragen, glitt draußen das Boot rauſchend an ihrer Binſenwand entlang.

Kätti hatte ſich aufgerichtet, zitternd bogen ihre Hände die nächſten Halme aus einander; aber, ſo weit ſie ihre Augen öffnete, es ward nicht anders; Wulf Fedders war der Schiffer, das blonde Mädchen lag in ſeinen Armen. Aber nur noch einen Augenblick;

dann fuhr ſie jäh empor. „Es lachte Jemand!“ rief ſie und ſah ſich mit erſchreckten Augen um.

Der Doctor ließ ſich nicht ſo leicht beirren. Aufs Neue umſchlang er ſeine Braut und küßte ſie. „Du träumſt,“ ſagte er zärtlich; „wir ſind allein; wer ſollte denn auch lachen, daß du mein geworden biſt!“

Aber ungeſehen hinter der dunkeln Binſenwand war in dieſem Augenblick ein verbleichendes junges Antlitz auf den Rand des Bootes hingeſunken. — Das Abendroth überglänzte den Himmel und verging, der Thau verſilberte das ſchwarze Haar des ſchönen Mädchenkopfes, und fern im lichten Blau des Aethers ſchimmerte der Stern der Liebe. Da erſt richtete ſich Kätti wieder auf. Lange blickte ſie in den milden Glanz des ruhigen Geſtirnes; dann betrachtete ſie aufmerkſam ihre Hände, ihre kleinen Füße; ſie löſte ihr ſchönes Haar und ließ es durch die Finger gleiten, bis ſich plötzlich ihre Arme ſtreckten und ſie mit beiden Händen nach den Rudern griff. „Nur die Wirthstochter!“ rief ſie. „Die Tochter aus der Wald- und Waſſerfreude!“ Ein bitteres Lächeln flog um ihren Mund; vielleicht auch hat ſie wieder laut gelacht; aber Niemand hat es hören können, das Fahrzeug, welches die beiden Glücklichen trug, war längſt den Strom hinab.

* * *

Der Doctor hatte, wie er der Kühle wegen wohl zu thun pflegte, während dieſer Nacht ein Fenſter ſeines Wohnzimmers offen gelaſſen. Als am anderen Morgen ſein Blick dahin fiel, gewahrte er auf der Fenſterbank das franzöſiſche Dictionnaire, das Kätti an jenem Morgen ſo eifrig mit ſich fortgenommen hatte. Sie hatte es alſo ſchweigend ihm zurückgebracht und wollte es nun nicht mehr gebrauchen.

Da er zögernd das vom Nachtthau feuchte Buch in ſeine Hand nahm, fiel ein Zettel mit Kätti's kleiner Schrift heraus:

„Das Beutelchen mit den Gold- und Silbermünzen“ — ſo hatte das rechtsunkundige Kind geſchrieben — „nehme ich mit mir, und es braucht daher Keiner meinethalben zu ſorgen. Aber meine übrigen Erbgelder ſoll mein Vater haben; nur ſoll er davon an Sträkelſtrakel hundert Thaler geben. Ich darf wohl hoffen, daß Sie dies für mich beſorgen werden.“

Und weiter nichts; der Name „Kätti“ ſtand darunter.

Beſtürzt ſtarrte Wulf Fedders auf dieſe Zeilen; das Lachen, das geſtern ſeine ſchöne Braut erſchreckt hatte, fiel ihm plötzlich ſchwer aufs Herz. Grübelnd ſann er nach, ob er irgend eine Schuld an ſich entdecken könne; aber er fand keine. Eine heftige Sehnſucht nach dem Mädchen wallte in ihm auf; aber er ſagte ſich mit Nachdruck, daß das nur Mitleid ſei.

Noch ein paar Augenblicke; dann ging er durch den Garten nach dem Haupthauſe hinauf, wo er Herrn Zippel, wie zur Reiſe gerüſtet, mit Hut und Stock im Gaſtzimmer antraf. „Iſt Kätti hier?“ frug er haſtig.

„Kätti?“ entgegnete Herr Zippel zerſtreut. „Sie wird noch in den Federn liegen.“

„Nein, nein! Sie iſt fort!“

„Fort?“ Herr Zippel rannte aus der Thür und kam nach ein paar Augenblicken wieder. „Ja, ja! Ihr Bett iſt unberührt! Aber weshalb? Warum?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Doctor mit etwas unſicherer Stimme; „aber leſen Sie das!“

Herr Zippel nahm ihm den dargebotenen Zettel aus der Hand. „Hmm, richtig! Richtig!“ rief er, indem er mit ausgeſpreizten Fingern ſich alle Haare in die Höhe zog. „Wieder die alte Dummheit! Aber wiſſen Sie, dies da mit dem Gelde, das iſt eine neue! Auf das Gekritzel zahlt mir Niemand auch nur einen Schilling. Nun, es ſchad't nichts; leben Sie wohl, Herr Doctor; ich will in die Stadt!“

Der Doctor hielt ihn noch zurück. „Was wollen Sie dort? Wollen Sie es wieder in die Blätter ſetzen laſſen?“

„Wie meinen Sie das? Ja freilich wird es in die Blätter kommen! — Aber meine Kätti iſt dennoch ein Genie; ſie hat das rechte Theil erwählt; mit dieſem Publikum iſt nichts zu machen! Glauben Sie, daß die Wald- und Waſſerfreude exiſtiren kann, wenn keine Gäſte kommen? Oder glauben Sie es nicht?“ Er ſah ein paar Secunden lang dem Doctor ſtarr ins Angeſicht, dann ſtreckte er wie beſchwörend ſeine Hand gegen das Fenſter, durch welches man auf die Gartenanlagen und die Trümmer des neuen Wald- und Wieſenwaſſer Bades ſah. „Irgend ein dummer Eſel,“ rief er, „welcher nach mir kommt, wird aus meinen Gedanken ſich Ducaten prägen;

das iſt der Lauf der Welt! — ich gehe aufs Gericht, um meine Inſolvenz zu Protokoll zu geben!"

Er erhob ſtolz den Kopf, und ſeinen Spazierſtock ſchwingend, ſchritt er zur Thür hinaus.

— — Einige Tage ſpäter ſaß drüben in der Stadt Wulf Fedders neben ſeiner hübſchen blonden Braut. Sie plauderte ſchon lange und ſchien eifriger zu fragen, als er zu antworten.

„Und ſie iſt jetzt zum zweiten Male fortgelaufen?" hub ſie aufs Neue an.

„Ja, zum zweiten Male."

„Und ihr habt keine Spur von ihr gefunden, gar keine?"

Er ſchüttelte den Kopf. „Nicht weiter als bis unten an der Flußmündung, wo auch das Boot gefunden wurde."

„Du Aermſter, wie haſt du dich wohl abgemüht!"

„Du übertreibſt, Cäcilie; ich habe mich nicht abgemüht."

Sie neigte den Kopf und ſah ihn von untenauf mit ihren blauen Augen an. „Leugne es nur nicht! Und — weißt du? — wäre es eine Andere geweſen, ich hätte eiferſüchtig werden können!"

Der gegenwärtige Landvogt iſt Wulf Fedders, welcher bald nach ſeiner Verlobung alle Gedanken an künftigen Gelehrtenruhm mit der ſicherer zum häuslichen Herde führenden Beamtenlaufbahn vertauſcht hatte. Alle Jahre einmal, bei der Reviſion der Vormundſchaften und Curatelen, gehen jene Acten durch ſeine Hände. Dann gedenkt er plötzlich wieder der dunkelfarbigen Kätti und ſeiner Schülerzeit und jener Tage in der „Wald- und Waſſerfreude“. Aber er hat gar viele Acten und zu Hauſe eine blonde Frau und viele Kinder; bevor er noch den Weg vom Amtslocale nach ſeiner Wohnung zurückgegangen iſt, haben dieſe Erinnerungen ihn ſchon längſt verlaſſen.

Storm's geſammelte Schriften.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Vierzehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1882.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 14.

Braunſchweig, Verlag von G. Weſtermann
1882.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des vierzehnten Bandes.

Im Brauerhauſe (1878—1879) 1
Die Söhne des Senators (1879—1880) 59
Meine Erinnerungen an Eduard Mörike (1876) . . 141

Im Brauer-Hauſe.

(1878–1879.)

Es war in einem angeſehenen Bürgerhauſe, wo wir am Abend-Theetiſch in vertrautem Kreiſe beiſammen ſaßen. Unſere Wirthin, eine Fünfzigerin von friſchem Weſen, mit einem Anflug heiterer Derbheit, ſtammte nicht aus einer hieſigen Familie; ſie war in ihrer Jugend als wirthſchaftliche Stütze in das elterliche Haus ihres jetzigen Mannes, unſeres trefflichen Wirthes, gekommen und hatte in ſolchem Verhältniſſe dort gelebt, bis der einzige Sohn ſo glücklich geweſen war, ſie als ſeine Ehefrau bleibend feſtzuhalten. Das Vertrauen, womit des Bräutigams Mutter gleich nach der Hochzeit der Jüngeren ihren eigenen Platz im Hauſe einräumte, hatte dieſe nun ſchon manches Jahr über das Leben ihrer beiden Schwiegereltern hinaus gerechtfertigt. Bei ihrem jetzt den Siebenzigern nahen Ehemann begann ſchon das Greiſenalter ſeine leiſe Spur zu ziehen; aber wo ihm eine Kraft verſagte, da ſuchte ſie unbemerkt die ihre einzuſetzen; wo ihrerſeits eine Entſagung nöthig oder auch nur erwünſcht ſchien, da blickte ſie nur mit um ſo freundlicheren Augen auf ihren Mann und blieb bei ihm allein, wenn Andere dem Vergnügen nachgingen. Der alte Herr ſelber war nicht von vielen Worten; aber die ruhige Sicherheit einer gegenſeitig bewährten Liebe war in dieſem Hauſe Allen fühlbar, und Alle fühlten ſich dort wohl.

Am heutigen Abend jedoch wollte das gewohnte Geſpräch, worin man ſich ſonſt über Stadt- und Landesangelegenheiten mit Behaglichkeit erging, noch immer nicht in rechten Fluß gerathen; denn in einer unſerer Nachbarſtädte war früh am Morgen etwas Ausnahmsweiſes und Entſetzliches, es war die Hinrichtung eines Raubmörders dort vollzogen worden, und die Luft ſchien mit dieſem Unterhaltungsſtoffe ſo erfüllt, daß kaum etwas Anderes daneben zur Geltung kommen konnte. Hier war nun überdies noch ein abergläubiſcher Unfug im Gefolge der Execution geweſen; ein Epileptiſcher hatte von dem noch rauchenden Blute des Juſtificirten trinken und dann zwiſchen zwei kräftigen Männern laufen müſſen, bis er plötzlich, von ſeinen Krämpfen befallen, zu Boden geſtürzt war. Dennoch galt dies Verfahren als ein untrügliches Heilmittel ſeiner Krankheit. Und noch zu anderen Curen und ſympathetiſchen Wundern ſollten Haare, Blut und Fetzen von der Kleidung des Hingerichteten unter die Leute gekommen ſein.

An unſerem Theetiſch erhob ſich darüber ein lebhaftes Durcheinanderreden; all dieſe Dinge wurden gleichzeitig als unzuläſſig und ſtrafbar, als verabſcheuungswürdig und als lächerlich bezeichnet. Nur unſere verehrte, ſonſt ſo theilnehmende Wirthin ſaß plötzlich ſo ſtill und in ſich verſunken, daß endlich Alle es bemerken mußten.

Als wir ſie eben darauf anſahen, rief ihre älteſte Tochter zu ihr hinüber: „Mutter, du denkſt gewiß an Peter Liekdoorn's Finger!“

„Ja, ja, Peter Liekdoorn!“ ſagte nun auch der alte Herr; „das iſt eine Geſchichte! Erzähl' ſie nur, Mutter; deine Gedanken kommen ſonſt ja doch nicht davon los; und zu verſchweigen iſt ja nichts dabei!“

„Nein, mein Vater,“ ſagte die alte Dame; „es iſt ja einſtens auch genug davon geredet worden.“

Dann ſah ſie uns Alle der Reihe nach mit ihren freundlichen Augen an, und als auch wir dann baten, begann ſie in ihrer mittheilſamen Weiſe: „Mein ſeliger Vater hatte, wie das Ihnen Allen wohl bekannt iſt, eine Brauerei; keine bayeriſche, wie ſie heutzutage ſind; es wurde nur Gutbier und Dünnbier gebraut; aber Beides war gut für den Durſt und nicht ſo gallenbitter wie das jetzige, das nicht einmal zu einer Bierſuppe zu gebrauchen iſt."

Wir lachten, und ſie lachte herzlich mit uns.

„Das Geſchäft," fuhr ſie dann fort, „war noch von Großvaters Zeiten her und lange das einzige am Ort geweſen; im Jahre meiner Confirmation aber wurde von einem reichen Bäcker noch ein zweites etablirt. Wenn man hinten aus unſerem Brauhauſe auf den Weg hinaustrat, konnte man am Nordende der Stadt das neue rothe Dach über den Gartenbäumen ſcheinen ſehen; und ich glaube freilich nicht, daß mein Vater, und noch viel weniger, daß unſer alter Brauknecht Lorenz es eben mit Vergnügen ſah; aber unſer Bier hatte doch ſeinen alten Ruf, und die Kundſchaft blieb groß genug, daß wir Alle ſatt hatten und mein Vater Jedem zahlen konnte, was er ſchuldig war.

Da, nicht lange nachher, geſchah es, daß auch bei uns ein ganz abſcheulicher Kerl hingerichtet wurde. Wie er eigentlich hieß, weiß ich nicht einmal; aber die Leute nannten ihn „Peter Liekdoorn“; denn er hatte nichts gelernt und ſuchte ſich deshalb als Hühneraugen-Operateur durchzuhelfen. Nun, ich hätte den Kerl nicht an meinen Hühneraugen haben mögen! — Da er viel Branntwein trank und wenig in der Taſche hatte, ſo brachte er ſeine eigene faſt neunzigjährige Tante ums Leben, von der er wußte, daß ſie einen Strumpfſocken mit Bankthalern in ihrem Bettſtroh aufbewahrte; aber bevor er noch einen davon ins Wirthshaus tragen konnte, ſo hatten ſie ihn ſchon feſt und auf der Frohnerei; und endlich war denn auch ſein Proceß zu Ende; er ſollte draußen auf dem Galgenberg enthauptet und dann ſein Körper auf das Rad geflochten werden. Und das war wohlverdient; denn die alte Tante hatte den Bengel, der eine Waiſe war, vor Jahren mit Noth und Hunger aufgezogen, und die Bankthaler hatte ſie ſich zum ehrlichen Begräbniß aufgeſpart.

Wie ich ſchon ſagte, hatten wir derzeit noch unſeren alten Brauknecht Lorenz, der wie das Geſchäft ſelbſt auch noch von meinem Großvater ſtammte; eine treue, fromme Seele! Ueber ſein Wandbett hatte er ſich mit Kreide den halb plattdeutſchen Spruch geſchrieben:

„Lorenz Hanſen is mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!"

Und ſo oft auch die Magd ihn am Sonnabend mit der Seifenbürſte wegwuſch, er malte ihn am Sonntag immer geduldig wieder hin. Uns Kindern, wenn wir Abends in der Brauerei am großen Steinbottich bei ihm ſaßen, wußte er Geſchichten zu erzählen, daß wir zuletzt vor Gruſeln ihm Alle auf den Schoß gekrochen waren, und wie das heutzutage kein Menſch mehr ſo verſteht. Das war nun gut; aber warum er ſolche Geſchichten ſo erzählen konnte, das war nun nicht ſo gut! Er glaubte nämlich ſelber an all das dumme Zeug, womit er uns tractirte. Am Paaſchabend, wenn er ſein Dutzend Oſtereier ausgelöffelt hatte, ſchlug er ſorgſam alle Schalen entzwei; ſonſt, ſagte er, könnten die Hexen darin niſten; beim Bierbrauen legte er allemal ein Kreuz von Holz über den Gährkübel, ſo konnte Keiner den Geſt (Hefe) rauben und das Bier konnte nicht verrufen werden. Meiner Mutter, die uns auch oft beim

Geſchichten-Erzählen aus einander jagte, war all ſo etwas in den Tod zuwider; ſie ſchalt ihn oft darüber und auch auf meinen Vater, daß er ſolche Narrenspoſſen unter ſeinem Dache leide. Aber unſer Vater war eben, wie wir auf plattdeutſch ſagen, ein „liedſamer“, ein gelaſſener Mann; er ſtrich ſchmunzelnd ſeiner kleinen lebhaften Frau mit der Hand übers Geſicht und ſagte: „Mutter, laß mir den alten Lorenz; ſo einen Brauknecht giebt es keinen zweiten; er meint's gut, und es ſchadet Keinem.“

Damit war meine kleine Mutter allemal fertig, zumal wenn ſie noch einen Kuß dazu bekam; aber Recht hatte er darum doch nicht; denn dumm iſt dumm, und es ſollte Niemand ſagen, daß die Dummheit keinen Schaden thue.

Als es nun ſo weit war, daß Tages darauf der Mörder Peter Liekdoorn ſich durch Hingabe ſeines irdiſchen Leibes mit ſeinem Gott verſöhnen ſollte, hatte unſer Lorenz es ſich von dem Bürgermeiſter und ſeinem Brotherrn ausgebeten, daß er dem armen Sünder in ſeiner letzten Nacht Geſellſchaft leiſten durfte; denn ſie waren Nachbarskinder geweſen, und in der Schule hatte Lorenz ihm oft die eine Hälfte

Munde abſparten und anderſeits wohlgeſinnte Leute mir Mittags einen Platz an ihrem Tiſche gönnten, ſo kam ich auf die lateiniſche Schule zu Huſum, welcher derzeit der treffliche Nicolaus Rudlof als Rector vorſtund, und hatte bei einer frommen Schneiderswittwen mein Quartier. War auch mit Gottes Hülfe ſchon in die Secunda aufgerückt, als mir eine Leibesgefahr widerfuhr, welche gar leicht allen Studien eine plötzliche Endſchaft hätte bereiten können.

So war es am Nachmittage letzten Sonntages Octobris, daß ich nach der gewöhnten Sonnabendseinkehr unter mein elterlich Dach von unſerem Dorfe wieder nach der Stadt zurückwanderte! Ich hatte mich jedoch zuvor ſchon müd gelaufen; denn da die Gemeinde einen Schweinehirten, wie mein Vater ſelig zu ſagen pflegte, einen Gergeſener, in den letzten Jahren nicht mehr dulden wollen, ſo waren unſere Ferkel von dem grünen Weideplane äußerſt des Dorfes ausgeriſſen, alſo daß wir an dieſem letzten heißen Tage des Jahres eine gar tolle Jagd hatten anſtellen müſſen. Schritt aber deßunerachtet auch itzt, da es über ſolchem Beginnen ſpät geworden und

Ich hör' es noch vor meinen Ohren, wie es in dicken Hauſen draußen auf der Gaſſe vorbeizog, und ein Gemurmel und ein Summen als wie in einem Immenſchwarm.

Und das Gerede kam auch noch in Wochen nicht zur Ruh; denn draußen auf dem Richtplatz hart an der Landſtraße lag ja Peter Liekdoorn's Körper auf das Rad geflochten. Wenn meine beiden jüngeren Geſchwiſter aus der Schule kamen, warfen ſie die Bücher hin und liefen auf den Brauhausboden; dann kamen ſie mit großen Augen wieder in die Stube; bald hatte meine Schweſter zwei Raben auf dem Rade ſitzen ſehen, bald hatte mein Bruder ganz deutlich wahrgenommen, wie der auf dem Pfahle ſteckende Kopf mit den dünnen Haaren vom Wind herumgekreiſelt war, bis zuletzt mein guter Vater ein Schloß vor die Bodenluke legte und einen Trumpf darauf ſetzte, es ſolle von dieſen abſcheulichen Dingen fürderhin kein Wort im Hauſe mehr geſprochen werden."

Die Erzählerin nahm ein Schlückchen aus ihrer Taſſe und fuhr dann fort:

„Nicht lange nachher ſaßen wir — ich weiß noch, Es war aber, wenngleich die Bäume draußen ſchon die meiſten Blätter abgeworfen hatten, hier innen eine Dämmerung, daß ich die Bilder und Figuren an den Epitaphien, ſo dieſe gewaltige Kirche zieren, nur kaum erkennen mochte. Gleichwohl ſpielte da droben der unvergleichliche Meiſter noch immer zu; und wie ich ſo in meiner Ecken ſaß, ganz allein hier unten, und von dem Dunkel immer mehr umhüllet ward, in das hinein die lieblichen Tongänge der Flöten und Oboen gleich ſanften Lichtern ſpielten, da war mir, als wenn die beiden Engel drüben von dem Crucifix des Altarbildes zu mir herabflögen und mich mit ihren goldenen Flügeln deckten. Wie lange ich in ſolcher Hut geruhet, iſt mir unbewußt; ſchreckte aber itzt davon empor, daß der Schlag der Thurmuhr dröhnend in den weiten Raum hinunter hallte. Durch die nahezu kahlen Bäume ſchien der Mond in die hohen Fenſter; inſonders war das mächtige Reiterſtandbild des St. Jürgen mit dem Drachen, ſo eigentlich dem Gaſthaus angehörte, zur Zeit aber hier neben dem Altar aufgeſtellet war, in einer ſo hellen Beleuchtung, daß ich das grimme Antlitz des Ritters und unter den Hufen des bäu-

„Chriſtian, ſo ſprich doch, Chriſtian!“ rief meine Mutter.

„Ich darf ja nicht,“ entgegnete er; „Vater hat ja geſagt, er wolle von dem dummen Zeug nun nichts mehr hören.“

„Nachbar,“ ſagte der alte Ivers, der ein Junggeſelle und ſehr neugierig war, „ſo laſſen Sie den Jungen doch ſeine Geſchichte von ſich thun!“

Mein Vater klopfte den Alten mit ſeinem ſchelmiſchen Lachen auf die Schulter. „Nun, Chriſtian, ſo ſchieß denn los; du ſollſt doch Nachbar Ivers nicht die Nachtruh vorenthalten!“

„Ja,“ ſagte der Junge; aber er ſah ſich erſt mal um, ob doch auch alle Anderen hörten; „es iſt ganz gewiß, ſie haben Peter Liekdoorn ſeinen einen Finger weggeſtohlen!“

— „Wer hat euch das geſagt?“

„Das hat Rathsdieners Ferdinand uns ſelbſt erzählt.“

„Ei was! Der Fuchs wird ihn geholt haben,“ ſagte mein Vater; „wer ſollte denn dergleichen ſtehlen!“

— „Nein, nein, Vater; das Rad iſt viel zu hoch, da können die Füchſe nicht daran!“

der vor den Fenſtern wankenden Gezweige, ſo mit den Mondlichtern ihr Spiel darüber trieben, wollte mich faſt bedünken, als ob das grimmig Unweſen mit dem Kopfe rucke und die ſpitzen Knochenfinger an des Seligen Geſicht hinaufſtrecke. Da fuhr es mir gar noch durch den Sinn, ſelbiges könne auch wohl einmal abwärts an dem Pfeiler hinunterklettern oder ſich gar umwenden und auf das nächſte Geſtühlte zuſpringen. Wußte zwar, es ſei das nur ein thörichtes Phantasma, drückte mich aber doch längs dem Steige nach dem großen Reiterbilde des Heiligen; faſt unwillens wähnend, daß ich bei ſelbigem Schutz und Hülfe finden müſſe. Freilich fiel mir bei, daß dies papiſtiſche Gedanken und das hölzern Standbild nur gleichſam als ein symbolum zu betrachten ſei, legte aber doch meine Hand um den geſpornten Fuß des Ritters. Da vernahm ich, wie drüben in der Vorderthür der große Schlüſſel raſſelte, und wollte ſchon dem Ausgange zuſtürzen, als ich die ſchwere Thür ſich aufthun, aber in ſelbigem Augenblick ſich wieder ſchließen ſahe. Darauf vermochte ich hier innen weder etwas zu ſehen noch eines Menſchen Tritte zu vernehmen. Däuchte mir ſtrömt die Kundſchaft in das Haus hinein! — Nun“ ſetzte er gutmüthig hinzu, „hier, Gott ſei Dank, ſind ſolche Künſte nicht vonnöthen!“

„Das walte Gott!“ ſprach meine Mutter leiſe und klopfte unter den Tiſch, um die üble Berufung abzuwenden. Denn ſolche Dinge zählte ſie nicht zum Aberglauben, und ſie konnte ganz böſe werden, wenn man ihr dawider ſtritt; dagegen wußte ſie wohl, daß das großväterliche Vermögen in viele Theile gegangen und die Brauerei derzeit mit ſchweren Schulden von ihrem Manne übernommen war.

Mein Vater war ganz ernſt geworden. „Setz' dich, Chriſtian,“ ſagte er zu dem Jungen, der noch immer auf der Diele herumſtand, „und mach', daß du mit deinem Reisbrei fertig wirſt!“

Ich weiß noch wohl, unſere Mahlzeit ging ganz ſtill zu Ende.“

* * *

Nachdem auf Befragen einer mitteldeutſchen Anverwandten noch erklärt war, daß unter dem plattdeutſchen Worte „Drümpel“ eine Thürſchwelle zu verſtehen ſei, begann die Erzählerin wieder: „Man hätte glauben ſollen, daß wir nun endlich mit Peter und auf den Grund geriſſen. Aber ich wehrte mich meines Leibes und ſtach dem Unthier mit meiner Lanzen in ſein zottig Fell, daß es mehrmals heulend auf die Seite flog.

Mir iſt nicht bewußt, daß ich in ſolcher Noth der Menſchen Hülfe angerufen; nur ein ſtumm und heiß Gebet zu Gott und ſeinen Engeln ſtieg aus meiner Bruſt; auch meiner lieben Eltern gedachte ich, wenn ſie mich hier an Gottes Altar ſo elendiglich zerriſſen finden ſollten. Denn da das Thier unter heiſerem Geſchnaufe allzeit aufs Neue gegen mich ſprang, ſo ſahe ich wohl, daß ich aufs Letzt ihm doch zur Beute werden mußte. Schon begunnten die Sinne mir zu ſchwinden, und war mir, als ſei es nun nicht mehr der Hund, ſondern der Tod ſelber ſei von dem Epitaphio herabgeklommen und von einem der Geſtühlte auf mich zugeſprungen. Schon packten die knöchern Hände meine Lanze, da vernahm ich drunten in der Kirchen ein Rufen und Getöſe, und wurde mir allzugleich, als flöge oben von dem Crucifix der eine Engel wiederum zu mir herab und riſſe mit ſeinen Armen den grimmen Tod von meinem jungen Leibe.

halten mußte, bevor ich nur wieder zu meinem Faß hinunter konnte.“

Die Erzählerin ſah uns an und nickte. „Ja,“ ſagte ſie, „es mag wunderlich ausgeſehen haben; aber ich war damals auch noch eine flinke leichte Dirne! Und was war das für eine Freude, wenn ich ſo Mittags und Abends zwei ſchwere blanke Hände voll vor meinem Vater auf den Tiſch ſchütten konnte! Ich weiß noch, Morgens, bevor die Zeit herangekommen war, wie ich in der Stube am Fenſter ſtand und es nicht erwarten konnte, bis ich den Erſten mit Krug oder Blechgemäß unſerem Hauſe zuſteuern ſah.

So ſtand ich auch eines Vormittags und konnte nicht begreifen, daß das luſtige Geldeinnehmen noch immer nicht in Gang kommen wollte; denn es war ſchon über Zehn, und im Flur draußen von unſerer Hausuhr ſchlug es erſt ein Viertel, dann Halb; aber es kam noch immer Niemand. Endlich ging ich hinaus und vor die Hausthür; da kamen zwei arme Kinder mit ihren kleinen Töpfen, dann hintereinander noch ein paar andere Leute von dem äußerſten Ende der Stadt, und als ich die abgefertigt hatte, ſchlug die Uhr zu meinem großen Schrecken Elf; denn ich wußte nun, daß die Verkaufszeit für dieſen Vormittag ſo gut als wie vorüber ſei.

Ich hatte endlich nur ein paar armſelige Schillinge, die ich Mittags vor meinem Vater hinlegen konnte.

„Was iſt das, Nane?" ſagte er. „Weshalb giebſt du mir nicht Alles?"

„Das iſt Alles, Vater."

— „Alles? Das iſt ja ſonderbar." Weiter ſagte er nichts.

Aber auch am Nachmittage und den zweiten und die folgenden Tage blieb es ebenſo; ja ſelbſt die Wagen von den Dörfern kamen immer weniger, und aus einem großen Dorfe, wo wir ſonſt die beſte Kundſchaft hatten, blieben ſie völlig weg. „Lorenz," hörte ich einmal, da ich über den Hof ging, unſeren Vater fragen, „wann hat Marx Sievers zum letzten Mal geholt?"

„Ich denke, Herr, die andere Woche geht eben heut zu Ende."

„Bei der grauſamen Hitze? — Lorenz," und an meines Vaters Stimme hörte ich, wie er voll Angſt und Sorge war; „was iſt paſſirt, Lorenz? Wir haben nimmer beſſer Bier gehabt!“

„Weiß nicht, Herr!“ erwiderte der Alte düſter.

Ich mochte nicht ſtehen bleiben und hören, was ſie weiter ſprachen; aber ich wußte wohl, Marx Sievers war der größte Bauer in jenem Dorfe, und wie jetzt, in der Ernte, pflegte ſein Fuhrwerk ſonſt faſt jeden dritten Tag zu kommen.

In der nächſten Zeit wurden die Darre und die Braupfannen auf das ſorgfältigſte nachgeſehen und gereinigt; mein Vater unterſuchte jeden Sack mit Hopfen, ob auch irgendwo eine Verſtockung ſich eingeniſtet habe; aber er kam ſtets kopfſchüttelnd von ſolchem Thun zurück; es war nichts zu finden, was nicht in der Ordnung war. Wir gingen Alle wie verſtört umher; denn Jeder wußte, die Erntezeit ſollte den Hauptverdienſt des ganzen Jahres bringen; und die paar guten Tage, die ſo ſchnell vorübergegangen waren, konnten dabei nichts verſchlagen. Bei den Mahlzeiten wurde jetzt kein Wort geſprochen, die Augen unſerer Mutter gingen angſtvoll nach ihres Mannes Angeſicht, während ſie uns ſchweigend zutheilte. Der alte Lorenz aber war plötzlich ein ganz wunderlicher träger Menſch geworden; nicht, weil er keine Geſchichten mehr erzählte, denn wer hätte Luſt gehabt, die jetzt zu hören! Sogar die Kinder nicht! Aber, was nimmer noch paſſirt war, zu zweien Malen, als ich ihn zum Mittageſſen rufen wollte, fand ich ihn bei hellichtem Tage hinter einem Braufaß eingeſchlafen. Und da ich ihn weckte, ſagte er nur: „Danke, Nane, danke!“ Als ob das ganz ſo in der Ordnung wäre. Mir aber war das ganz unheimlich; denn der alte Lorenz war ja faſt die halbe Brauerei.

Da, eines Sonntagmorgens, kam mein Bruder Chriſtian wieder einmal mit ſolcher Fahrt hereingeſtürzt, wie er es alle Mal that, wenn er was Beſonderes zu verkünden hatte. Aber, Gott bewahre, wie ſah der Junge in ſeinen Sonntagskleidern aus! Das ganze Geſicht voll Blut; das eine Auge dick verſchwollen!

„Wo kommſt du her?“ rief mein Vater. „Biſt du in den Krieg geweſen?“

„Nein,“ ſagte der Junge; „wir haben uns nur geprügelt.“

— „Schon wieder einmal? Und das am heiligen Sonntag? Was iſt denn heute wieder los geweſen?“

„Ja, Vater,“ ſagte Chriſtian und wiſchte ſich erſt mit dem Aermel das Blut von ſeiner Backe; „ſie haben ſchon mehrmals ſo gelogen, ich hab' es Euch nur nicht erzählen mögen; die Jungens ſagen, Peter Liekdoorn's Finger iſt in unſerem Bier geweſen!“

Meine Mutter ſchrie laut auf; mein Vater war nur todtenbleich geworden. „Darum alſo!“ ſagte er leiſe.

In dieſem Augenblicke wurde angeklopft und Nachbar Ivers trat herein, der lang nicht dageweſen war.

„Nun, Ivers!“ ſagte mein Vater, „kommt Ihr auch einmal? Ihr wagt's ja auch nicht mehr, von unſerem Bier zu trinken!“

„Hm!“ machte der Alte und ſah meinen Vater mit ſeinen klugen Augen an. „Aber um Chriſti willen, was iſt mit dem Jungen da paſſirt!“

— „Ja, was iſt mit ihm paſſirt! Erzähl's nur ſelber, Chriſtian, warum du dich geſchlagen haſt.“

„Ja, Nachbar Ivers,“ ſagte Chriſtian, „die Jungens ſagen alle, Peter Liekdoorn's Finger iſt in unſerem Bier geweſen!“

— „Hm — ſo, mein Jüngelchen! Und da haſt du mit allen dich deshalb geſchlagen?“

„Nein, nicht mit allen; nur mit ein Stücker viere, aber tüchtig!“

Der Alte ſah ihm in ſein verſchwollenes Angeſicht und nickte. „Aber es nützt nur nicht viel, Chriſtian, und wenn du es auch mit allen fertig gebracht hätteſt. — Nachbar Ohrtmann,“ wandte er ſich dann zu meinem Vater, „ich komme juſt um deſſen willen zu Euch; ich möcht' Euch rathen, nehmt Euren alten Lorenz einmal tüchtig ins Gebet! Ihr wiſſet wohl nicht, weshalb er mit ſeinem alten Kameraden durchaus die Henkersnacht hat theilen wollen?“

„Ei, freilich!“ rief meine Mutter; „er hat ihm für die geſtohlenen Butterbröte die himmliſche Wegzehrung wollen bereiten helfen!“

„Das nebenbei, Frau Nachbar'n,“ ſagte Ivers, „vor Allem aber hat er ihm noch bei lebendigem Leibe ſeinen Daumen abgekauft; die alten Weiber in der Stadt erzählen ſich das ganz genau.“

„Habt Ihr nichts Anderes zu berichten, Ivers, als dies dumme Zeug?“ frug mein Vater.

„Nein, Nachbar Ohrtmann; aber vergeſſet nicht, den Alten quält die neue Brauerei, wenn ſich das Bier mit Eurem gleich nicht meſſen kann; und dann —

der Finger war ja hinterher auch ohne Kauf zu haben! Nach der Hexenweisheit war es zwar genug, ihn unterm Drümpel einzugraben, aber beſſer iſt gewißlich immer beſſer; und ſo wird er denn gleich in den Braukeſſel ſelbſt hineingekommen ſein.“

Mein Vater ſchüttelte den Kopf. „Ihr wollt mich doch nicht glauben machen, daß unſer alter Lorenz ſich den Finger von dem Hochgericht geholt habe?“

„Das will ich allerdings, Nachbar! Wißt Ihr, beim Reisbrei damals, als er nicht Antwort geben wollte, da ich von der Sache anfing?“

„Ei, Ivers; Lorenz iſt nicht gewöhnt, an ſeiner Herrſchaft Tiſche mitzureden; und überdies, er fühlte wohl, daß Ihr ihn necken wolltet.“

„Mag ſein,“ verſetzte Ivers; „aber was hat er bei nachtſchlafender Zeit da draußen an dem Galgenberg herumzukriechen?“

„Was ſagt Ihr, Nachbar?“ rief meine Mutter.

„Ich ſag' nur,“ erwiderte er, „was die Hebamme Claſen mir ſelbſt erzählt hat; vorgeſtern nach Mitternacht, als ſie dort vorbeigefahren, hat ſie etwas von oben den Galgenberg hinunterlaufen ſehen, und da ſie ihre Laterne, die ſie bei ſich hatte, darauf hin gewandt hat, iſt die Geſtalt in einen Buſch geſprungen; aber an den großen blanken Knöpfen auf der Jacke, die ſonſt kein Menſch hier trägt, hat ſie genug erkennen können, wer der Mann geweſen iſt. Und auch noch Andere wollen ihn dort des Nachts geſehen haben.“

Ich war ſehr erſchrocken, als der Nachbar das erzählte; denn ich ſah, was ich Keinem verrathen hatte, den alten Lorenz wieder bei hellem Tage zwiſchen ſeinen Fäſſern ſchlafen.

„Aber, Ivers,“ ſagte mein Vater; „das Unheil, wenn denn Lorenz es ſollte angeſtiftet haben, war ja ſchon geſchehen; was konnte er jetzt noch auf der Richtſtatt ſuchen wollen!“

„Nun, Nachbar,“ und der alte Junggeſell ſteckte ſein Schalksgeſicht auf, was er mitunter bei den traurigſten Geſchichten nicht unterlaſſen konnte — „Peter Liekdoorn hat doch jedenfalls noch einen Daumen mehr gehabt; vielleicht ſollte der nun unter den Trümpel, da der andere ſo ſichtlich den verkehrten Weg gegangen war! Aber er iſt nur nicht ſo leicht zu haben; denn auf dem Rade ſoll bei

Nachtzeit etwas ſitzen, das einen Chriſtenmenſchen nicht heranläßt!“

Mein Bruder Chriſtian blinkte mich aus ſeinen dicken Augen an. „Wärſt du bang, Nane?“ blies er mir durch die hohle Hand ins Ohr. „Ich nicht!“

Unſer Vater hatte am Tiſch geſeſſen, den Kopf ſchwer auf ſeinen Arm geſtützt. Nun ſtand er auf und ſagte: „Der Spaß will diesmal nichts verſchlagen, Nachbar Ivers. Aber, wenn Ihr's nicht ungut nehmen wollt, ſo laſſet uns jetzt allein; denn ich möchte gleich jetzt mit meinem Lorenz reden!“

An dem ſauerſüßen Geſicht, das der alte Junggeſelle machte, ſah man wohl, wie bitterlich gern er dageblieben wäre; aber er verabſchiedete ſich denn doch mit guter Manier, und gleich darauf wurde ich ins Brauhaus geſchickt, um unſeren alten Knecht hereinzurufen.

„Lorenz,“ ſagte mein Vater, als wir zuſammen in die Stube getreten waren, „du ſiehſt uns hier Alle rathlos bei einander ſitzen; der Finger des Mörders ſoll in unſerem Bier gefunden ſein!“

Der Alte fuhr ſichtlich zuſammen. „Herr,“ ſagte er traurig, „ſo wiſſen Sie das auch ſchon!“

„Ich habe es eben erſt erfahren; aber du, wenn du es wußteſt, weshalb haſt du es mir verſchwiegen?“

„Ja, Herr, ich ſeh nun wohl, daß ich zu dumm geweſen bin; ich dachte mir, ich wollte es allein herausbekommen.“

„Aber man meint, du ſelber wärſt es, der ſich den Finger geholt hat; du hätteſt, um die Kundſchaft unſerem Hauſe zu bewahren, eine Sympathie damit gemacht!“

Als mein Vater das geſprochen hatte, ſtand der alte Lorenz auf einmal wie ein Soldat, beide Arme glatt am Leibe herunter. „Herr!“ rief er, „Alles für meine Herrſchaft; aber wir ſollen Gott fürchten und lieben, auf daß wir bei ſeinem Namen nicht zaubern, lügen oder trügen! So etwas iſt keine Sympathie; das thun nur Menſchen ohne Chriſtenthum, und mit Hülfe deſſen, den ich hier nicht nennen will!“

„Nun, Lorenz, dann iſt es ja gewißlich nicht deine Sache; aber man will dich mehrmals in der Nacht am Galgenberg geſehen haben!“

„Ja, Herr, das iſt es eben, und es war dunkel genug; aber die alte Hebamme kutſchirte da vorbei, mit ihrer großen Leuchte in der Hand!“

„Um Chriſti willen!“ rief meine Mutter; „ſo iſt Er wirklich da geweſen?“

„Die Frau ſoll nicht erſchrecken,“ erwiderte Lorenz; „ich dachte nur, wer ſich den einen Daumen holte, der kann ſich auch den anderen holen; und von gar ſo weit mag er auch wohl nicht gekommen ſein! Denn — ſo klug bin ich doch — es iſt diesmal kein Zauberwerk, ſondern ein Schabernack gegen uns geweſen; aber die da — und er erhob die Fauſt und zeigte drohend nach der Gegend, wo die neue Brauerei gelegen war — ſie ſollen keinen Segen davon haben!“

„Lorenz, Lorenz!“ rief mein Vater, „ſprich nicht ſo in deinem blinden Haſſe, den du nicht einmal für dich, ſondern nur um unſeretwillen hegeſt! Wir ſorgen Jeder für unſer Brot; und am Ende iſt gar Alles nur ein leer Gerede!“

Aber Lorenz ſchüttelte den Kopf. „Sie wiſſen, Herr, ich geh nicht gern hinten aus unſerer Brausthür, ſeit einem da das rothe Dach ſo in die Augen ſcheint; aber geſtern hatte unſer Pikas ſich von der Kette losgeriſſen. Als ich eben auf den Weg hinaustrete, ſeh ich Marx Sievers ſeinen Aelteſten mit zwei Tonnen auf dem Wagen von dort oben herunter kommen. ‚Na, Hans,‘ ſag' ich, als er näher kommt; ‚du holſt dir auch wohl dein Bier jetzt von dem neuen Brauer?‘ — ‚Ja,‘ ſagt er, ‚Lorenz, das thu ich.‘ — ‚Und warum,‘ frag' ich, ‚thuſt du das? Seit deines Großvaters Zeiten habt ihr euer Bier doch immer nur bei uns geholt.‘ — ‚Ja,‘ antwortet er und ſchlägt ſchon wieder auf ſeine Pferde; ‚dazumal lebte auch Peter Liekdoorn noch, und wir hatten noch keinen Finger in unſerem Bier gefunden!‘ Und damit war er ſchon in vollem Trab davon gefahren.“

Unſer Vater ſah voll Bekümmerniß auf ſeinen alten Knecht. Als dieſer ſchwieg, ſagte er leiſe: „Dann ſtehe Gott uns bei; denn Marx Sievers und ſeine Söhne ſind wahrhaftige Leute!“

Meine Mutter hatte ſeine Hand ergriffen; aber er entzog ſie ihr und ging unruhig in der Stube auf und ab. Als jedoch Lorenz Miene machte, ſacht hinauszugehen, zog er ſeine Uhr und ſagte: „Das hat uns auch um Gottes Wort gebracht; es iſt zu ſpät, um nun noch in die Kirche zu gehen. Spann' den Braunen vor die Carriole, Lorenz! Ich will gleich ſelber mit Marx Sievers ſprechen.“

— — So fuhren ſie denn hinaus; und mein Vater hat es uns damals und auch ſpäter oft genug erzählt! „Unterweges,“ ſagte er, „nahm ich Lorenz Zügel und Peitſche aus der Hand, weil er immer noch zu langſam fuhr; aber mit unſerer Ungeduld iſt nichts gethan!“

Als ſie endlich vor Marx Sievers' großem Hausthor hielten, und dann mein Vater in die weite Lohdiele trat, war dort Alles todt und ſtill und keine Menſchenſeele ſichtbar. Nach einer Weile kam eine Magd. „Sie ſind noch Alle in der Kirche,“ ſagte ſie, „des Paſtors Sohn, der Student, predigt; aber es muß bald aus ſein.“ — „So will ich warten,“ ſagte mein Vater und ließ ſich die Thür zur Wohnſtube öffnen. Aber der junge Gottesmann mußte einen weiten Weg genommen haben bis zum heiligen Vaterunſer. Draußen ſaß Lorenz auf der Carriole und klatſchte dann und wann mit ſeiner Peitſche; drinnen ſtand mein Vater und ſtudirte die Glasmalerei auf den alten Fenſterſcheiben, welche die Belagerung Tönnings durch den General Steenbock darſtellte. „Wohl hundert Mal,“ ſagte er, „hatte ich ſchon die ſchwediſchen Soldaten gezählt, ohne was dabei zu denken, oder doch nur, um wie viel leichter es ſein müßte, in dieſem gelben Kriegshaufen mit zu fechten, als eine Reiſe zu thun, wie ich ſie heute thun mußte."

Endlich aber war es draußen auf der Lohdiele lebendig geworden; nach ein paar mit der Magd gewechſelten Worten trat der Bauer mit ſeinem älteſten Sohn ins Zimmer. Den Gruß meines Vaters erwiderte er kurz und trocken und ging erſt an den Thürhaken, um ſeinen Hut daran zu hängen; dann ſtemmte er beide Fäuſte mit den Knöcheln auf den Tiſch und ſagte: „Ihr Fuhrwerk, Herr Ohrtmann, wär' ich am mindſten vor meiner Thür vermuthen geweſen; aber Sie kommen wohl, um ſich das Geld für Ihre letzte Tonne Bier zu holen?"

Und bevor mein Vater ihm darauf antworten konnte, fuhr er fort: „Bin ich Ihnen auch nur einmal einen Sechsling in der Schuld geblieben? Ich denk' doch nicht! Aber dieſe letzte Tonne" — und dabei ſchlug er heftig auf den Tiſch — „die bleib' ich ſchuldig bis in alle Ewigkeit! Und wollen Sie mir was, ſo citiren Sie mich vor meinen Landvogt; hier bin ich nicht für Sie zu ſprechen!"

„So hört doch,“ rief mein Vater; „ich will kein Geld von Euch; um deſſen willen bin ich nicht gekommen!“

„So,“ ſagte der Bauer; „was wollen Sie denn?“

— „Ihr hättet's Euch wohl denken können, Sievers; die Leute reden ja, Ihr hättet was in meinem Bier gefunden, was nicht in der Ordnung iſt!“

Der Bauer lachte. „Nicht in der Ordnung? Nein, bei dem Teufel! So was iſt nicht in der Ordnung!“

„Es ſoll der Daumen von dem Hingerichteten geweſen ſein,“ fuhr mein Vater fort; „und ich wollte Euch nur bitten, mich das ſehen zu laſſen, was Ihr gefunden habt.“

„Die Leute reden nicht umſonſt,“ ſagte der Bauer; „das Ding iſt drin im Hahn geſeſſen; meine Nachbarn haben beide das geſehen.“

„Nun, ſo zeigt es jetzt auch mir!“

„Da hätten Sie früher kommen ſollen; ich weiß nicht, wo das Ding geblieben iſt!“

„Sievers!“ rief mein Vater, „ſo ſucht oder laſſet ſuchen; das iſt Eure Schuldigkeit! Denn dieſer Finger ſteht als ein Kläger wider mich auf und drohet, mich zum armen Mann zu machen; er muß mir Rede ſtehen, wie er in mein Gebräu gekommen iſt!“

Aber der Bauer ſagte: „Das iſt Ihre Sache, Herr Ohrtmann; ich laſſ' mein Bier bei einem Anderen holen, und damit hopp und holla!“

Mein Vater beſann ſich ein paar Augenblicke, während Marx Sievers ſeine Pfeife vom Haken nahm und aus dem zinnernen Tabakskaſten ſtopfte. Als er ſchon angezündet hatte und die Rauchwolken trotzig vor ſich hinblies, begann mein Vater wieder: „Ich hab' doch recht vernommen, Sievers? Ihr wollt mir dieſe letzte Tonne nicht bezahlen?“

— „Ganz recht, Herr Ohrtmann; ich denk', ich hab' das deutlich genug geſagt!“

„Nun, ich verlange das auch nicht; aber wenn Ihr mein Bier nicht bezahlt, ſo gehört mir auch der Finger, der darin geweſen iſt!“

Der Bauer ſtutzte; aber nicht lange, ſo zog er ſeinen vollen Lederbeutel aus der Taſche und zählte das Geld für die Tonne Bier in blanken Bankthalern vor meinem Vater auf den Tiſch. „Nun iſt der Finger mein,“ ſagte er, „und ich thu damit nach meinem Dünken.“

Es wäre wohl umſonſt geweſen, daß mein Vater das Geld zurückſchob, wenn nicht der Sohn ſich jetzt hineingemiſcht hätte. „Vater,“ ſagte er, „ſoll ich den Finger holen? Ich mein', er liegt in unſerem Nagelkaſten.“

Der Alte brummte etwas in den Bart; aber der Sohn ging hinaus und kam bald darauf mit einem Kaſten voll alten Eiſenzeuges wieder in die Stube. Als er darin umherkramte, gewahrte mein Vater ein gelblich graues Ding, das er nicht anders als für den Daumen eines Menſchen anerkennen konnte; zwar ſchien er dick mit Geſt oder, wie es auf Hochdeutſch heißt, mit Hefe überzogen; aber auch die Form des Nagels war noch deutlich ſichtbar.

„Und das hier,“ frug er den Bauern, „habt Ihr in meinem Bier gefunden?“

„Ich ſagt' es ſchon,“ verſetzte dieſer, „als wir das Letzte aus der Tonne zapfen wollten, da hat's den Hahn verſtopft.“

„Nun, Marx Sievers, Ihr könnt wohl denken, daß ich mir dies Unheil nicht ſelber angerichtet habe! Ihr ſeid ſonſt als ein gerechter Mann bekannt, ſo bitt' ich Euch, fahrt jetzt gleich mit mir zum Bürgermeiſter und gebt da Zeugniß, wo und wann Ihr dieſes Ding gefunden habt; denn jeder neue Tag iſt mir zu Spott und Schaden!“

Der Bauer hatte ſich breit in ſeinen Lehnſtuhl niedergelaſſen. „Ins Gericht, Herr Ohrtmann? Zum Bürgermeiſter? — Ja, wenn meine eigene Obrigkeit mir das befiehlt; ſonſt nicht. Ich habe Spott und Schaden auch in meinem Haus; meine Frau iſt heut noch krank vor lauter Abſcheu!“

Mein Vater mußte ſich das Alles bieten laſſen; denn der Finger lag leibhaftig vor ihm, und die Sievers waren als wahrhaftige Leute überall bekannt; er ſtand, wie er ſelber ſagte, da als ein geſchlagener Mann.

Endlich wurde dennoch ein Abkommen getroffen; der Sohn durfte das unheimliche Ding in eine Schachtel packen und damit und mit meinem Vater in die Stadt zum Bürgermeiſter fahren.

— — Daß dies geſchehen war, aber von Weiterem auch nichts, erfuhren wir zu Hauſe ſchon durch Lorenz, der zu Fuße wieder ankam, während wir noch immer mit dem Mittag warteten und vor Angſt und Spannung nicht wußten, wie wir unſere Zeit verbringen ſollten.

Endlich kam unſer Vater, und ich ſah, wie ſeine Hand zitterte, als er die unſerer Mutter drückte und lange in der ſeinen hielt. „Uebermorgen,“ ſagte er, „ſoll ich wieder zum Bürgermeiſter kommen. Wenn es doch erſt übermorgen wäre!“

Als er ſich dann nicht an den gedeckten Tiſch, ſondern an dem kalten Ofen in den Lehnſtuhl geſetzt hatte, ſtanden wir Alle um ihn her, bis er endlich zu erzählen anhub. — In dem Studirzimmer des Bürgermeiſters, als er mit dem jungen Sievers dorthin kam, war eben der alte luſtige Apotheker Hennings zugegen geweſen. Der hatte gerathen, den Finger erſt ein paar Tage in Spiritus zu ſetzen, damit ſich der Ueberzug von Hefe löſe und dann gründlich unterſucht werden könne, ob er zu der Hand des Hingerichteten gehöre oder nicht. Nach der Zuſtimmung des Bürgermeiſters war er ſelbſt nebenan in ſeine Apotheke gelaufen und bald mit einem vollen Glashafen zurückgekommen. Sehr genau hatte er hierauf den Finger beſehen, dann gerieben und geſchabt und ihn um- und umgewandt. „Aber ein wunderlicher Kauz,“ ſagte mein Vater, „iſt der alte Hennings doch; denn er ſchmunzelte dabei, als ob er einen Allerweltsſpaß in den Händen drehe!“ — „Man ſollte kaum meinen,“ hatte er zuletzt geſagt und dabei meinen Vater ganz liſtig durch ſeine runden Brillengläſer angeſehen, „daß Peter Liekdoorn bei ſeinen Lebzeiten mit dieſem Daumen allzu viele Hühneraugen hätte operiren können!“

Weiteres war aus ihm nicht herauszubringen geweſen; aber übermorgen ſollte mein Vater wieder zum Bürgermeiſter kommen. Der Finger war in den mit Spiritus gefüllten Glashafen gethan, und dieſer, nachdem man ihn mit dem Gerichtspetſchaft verſiegelt hatte, in dem großen Actenſchrank verſchloſſen worden. — —

Nun, es wurde denn auch übermorgen; — langſam genug. — Um elf Uhr Vormittags ging mein Vater aus dem Hauſe. Während meine Mutter und ich uns durch Putzen und Scheuern die Angſt von der Seele wegzuarbeiten ſuchten, kam unſere alte Krautfrau zu uns in die Küche und erzählte, Peter Liekdoorn habe heute Nacht in der Bürgermeiſterei ans Fenſter geklopft; denn er habe ſeinen Daumen wieder haben wollen, der jetzt dort in dem großen Schrank verſchloſſen liege. „Letzten Sonntag,“ ſagte ſie, „haben die Diebe ihn über die Thürſchwelle dem Bürgermeiſter in das Haus geſchoben, weil ſie vor dem Geſpenſte keine Nacht mehr Ruhe hatten; aber heut Vormittag iſt groß Verhör, und dann kommt Alles an den Tag; und hernach mögen Alle Reu und Leid geben, die ſo ihre böſen Mäuler über unſeren Herrn Ohrtmann haben laufen laſſen! Gott ſoll mich bewahren, daß ich an ſo was nur gedacht hätte!“

„Ich ſeh das alte dumme Weib noch vor mir,“ ſagte unſere treffliche Wirthin, „wie ſie das Alles wie Kraut und Rüben durch einander wälſchte; Gott weiß, wo ſie es ſich aufgeſammelt hatte! Wir freuten uns nur, da ſie endlich fort war, und wir wieder, wie am Sonntag, hangend und bangend allein bei einander in der Stube ſaßen.

Da endlich hörten wir die Hausthür gewaltſam aufreißen. „Das iſt Chriſtian!“ ſagte meine Mutter. „Was wird der wieder zu erzählen haben!“ Aber es war unſer Vater, dem freilich Chriſtian mit ſeiner Rechentafel auf dem Fuße folgte.

„Nun,“ rief meine Mutter, „haben ſie geſtanden? Sind die Diebe feſtgenommen?“

Aber er ſchüttelte den Kopf und ſchwenkte, ganz außer Athem, ein beſchriebenes Papier in ſeiner Hand. „Mutter! Kinder!“ rief er endlich, „es iſt lauter Dunſt geweſen; nun wird Alles wieder gut! Aber dem alten Hennings, dem Mann hätt' ich die Füße küſſen mögen! Und das, das hier — das kommt ins Wochenblatt!“ Seine Augen glänzten, ſeine Stimme bebte; uns war, als ob er Alles durch einander ſpräche. Aber dann gab er mir das Blatt und ſagte: „Lies, Nane; aber laut und deutlich! Siehſt du, des Bürgermeiſters Name ſteht darunter, und das Siegel iſt auch dabei gedrückt!“

Und dann las ich, und noch heute weiß ich jedes Wort; denn uns Allen war, als ob eine Himmelsbotſchaft in unſer dunkles Haus gekommen wäre. „Wenn“ — ſo ſtand da — „einer unſerer geachtetſten Mitbürger, der Brauer Joſias Chriſtian Ohrtmann, durch unbedachte Zungen in Verdacht gerathen, als ob der von dem Körper des hieſelbſt hingerichteten armen Sünders abhanden gekommene Finger ſich in ſeinem Biere vorgefunden, ſo wird zur Steuer der Wahrheit, und um unverdienten Schaden von einem ehrenwerthen Manne abzuwenden, hiedurch bekannt gegeben, daß nach ſorgſamer, durch den hieſigen Herrn Apotheker Hennings unter Zuziehung der Behörde vorgenommener Unterſuchung der Verdacht erregende Gegenſtand ſich lediglich als eine verhärtete Geſt- oder Hefemaſſe herausgeſtellet, welche durch beſondere Zufälligkeiten die Form eines menſchlichen Daumens angenommen hatte.“

So lautete der Inhalt Wort für Wort, ſagte die Erzählerin; wer ſollte ſo was auch vergeſſen können! Mein Vater aber hatte plötzlich ſeine Hände vor der Bruſt gefaltet. „Mutter! Kinder!“ ſagte er ruhig, „Gott iſt barmherzig und ein Gott der Liebe! Er prüfet wohl; doch er verläſſet keinen, der in ſeiner Schwachheit gerecht vor ihm zu wandeln trachtet!“ Und dann betete er laut; ich habe niemals ein ſo heißes Dankgebet aus eines Menſchen Munde gehört. Meine vierzehnjährige Schweſter war auf die Kniee geſunken und ſprach eben ſo laut die Worte nach, die über ſeine Lippen ſtrömten.

Auf unſeren Chriſtian aber hatte die Freudenbotſchaft auch noch eine andere Wirkung. Als wir noch Alle ſchweigend um unſeren Vater ſtanden, bemerkte ich auf einmal, daß er wiederholt mit der doppelten Fauſt als wie zur Uebung in die leere Luft hineinſchlug.

„Chriſtian! Chriſtian!“ rief unſere Mutter, „was treibſt du da für Faxen?“

Chriſtian that erſt noch einen Lufthieb und ſchaute dabei ſehr fröhlich aus ſeinem heut ganz braun und blauen Angeſicht. „Verdamm' mich, Mutter!“ ſagte er, denn er fluchte wirklich mitunter ganz gottesläſterlich; „verdamm' mich, Mutter! Nun ſollen die Jungens aber Prügel haben!“

„Pfui, ſchäm' dich!“ rief ſie. „In ſolchem Augenblick an ſo was nur zu denken!“

Er ließ zwar etwas beſchämt den Kopf hängen, dann aber murmelte er: „Ja, Mutter, verdamm' mich! Sie ſollen es aber doch!“ Und geſchwinde that er noch einmal einen Fauſthieb durch die Luft.

Mein Vater, der dergleichen ſonſt nicht leiden konnte, ſtrich heute ſeinem hitzköpfigen Knaben nur lächelnd übers Geſicht; er war zu glücklich, um jetzt ein tadelndes Wort zu ſprechen. „Hole mir lieber unſeren Lorenz, Chriſtian,“ ſagte er, „damit wir auch ihm den Stein von ſeinem Herzen nehmen!“

Und dann wurde Lorenz geholt; und ich las noch einmal. Als ich fertig war, ſtanden dem alten Menſchen die Augen dick voll Thränen.

„Sehen Sie wohl, Herr!“ ſagte er und ſchlug ſich leiſe mit der Hand gegen ſeine Bruſt,

„Lorenz Hanſen is mein Nam':
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!“

„Amen,“ ſagte mein Vater. Dann wurde Chriſtian mit dem Schriftſtück in die Druckerei geſchickt.

— Als wir ſpäter bei unſerem Nachmittagskaffee ſaßen, bemerkte ich, daß unſer Vater einige Male ganz ſchelmiſch nach ſeinem Pfeifenbrett hinüberblinzelte. „Was meinſt du, Nane,“ ſagte er heiter, „wenn du mir heut einmal den großen Meerſchaum ſtopfteſt?“ — Ich war faſt verwundert; denn da er das Rauchen eigentlich nur für reiche Leute ſchicklich hielt, ſo erlaubte er ſich ſonſt nie vor Feierabend ſeine Pfeife Portorico; die ſilberbeſchlagenen Meerſchaumköpfe aber, die beide ſorgſam mit einem Seidentuch umwunden waren, die kamen ſtets nur Sonntags von der Wand. Als ich deſſen ungeachtet jetzt die ſchöne Pfeife ſtopfte, nickte er mir freundlich zu: „Und nun geh auch in die Küche,“ fuhr er fort, „und brenne ſie mir ſelber an; und wenn du das gethan haſt, dann hole den Kalender und ziehe unter dieſen Tag mit deinem Rothſtift einen breiten Strich! Unſer Wandsbecker Bote hat ſo viel Haus- und Jahresfeſte; nun haben auch wir eines! Und wenn der Tag ſich jährt, dann vergiß niemals, mir ſchon beim Kaffee meinen großen Meerſchaumkopf zu ſtopfen!“

— Unſer Vater war wohl kein ſchöner Mann, er hatte nur ſeine treuen blauen Augen; aber an dieſem Tage, und wie er ſo ſeelenfroh aus ſeinem Meerſchaum rauchte, fanden meine Schweſter und ich ihn beide ſo hübſch, daß wir gegenſeitig ihn uns immer wieder zeigen mußten.“

* * *

Die alte Dame ſchwieg, als ob ihre Erzählung hier zu Ende ſei; mir aber war, als ſei das eigentliche Ziel derſelben noch von ihr zurückgehalten.

„Und weiter?“ frug ich nach einer Weile, da auch Niemand anders ſprach.

„Weiter?“ rief eine muntere Frau an meiner Seite. „Was wollen Sie noch weiter? Ende gut, Alles gut! Es war ja Alles nur um nichts geweſen!“

Ich ſah auf unſere Wirthin, deren ſonſt ſo heitere Augen jetzt mit einem durchdringenden Blicke auf die Sprecherin gerichtet waren. „Da haben Sie Recht,“ ſagte ſie; „es war Alles nur um nichts.“

„Aber die Kundſchaft,“ frug ich, „ſie kam jetzt doch wieder? Und in der nächſten Erntezeit mußte die flinke Nane vor all den durſtigen Krügen und Gemäßen doch wieder auf den Tritt, und von dem Tritt aufs Fenſter flüchten?“

Die alte Dame that einen tiefen Athemzug. „Nein,“ ſagte ſie, „ſo etwas iſt niemals wieder vorgekommen; in der Erntezeit des folgenden Jahres paſſirte etwas Anderes, das ich gleichfalls nie vergeſſen werde. Nein, die Kundſchaft, wie wir ſie früher hatten, kam nicht wieder, obgleich es an redlichem Willen im Hauſe und an Bemühungen gutherziger Freunde nicht gefehlt hat. Der alte Hennings, wenn die Bauern in ſeine Apotheke kamen, ließ nicht ab, ihnen die Geſchichte von dem Geſtfinger und die Güte des Ohrtmannſchen Bieres zu verdeutſchen; und zuweilen kam er ſelber mit einer ſo eroberten Beſtellung angelaufen; aber Marx Sievers nebſt ſeinem ganzen Dorfe hat niemals wieder unſeren Hof betreten; vielleicht — ich hab' das ſpäter mehr erfahren — weil er dem ſich zu begegnen ſcheute, gegen den er ſich im Unrecht wußte. — Die Geſchichte wurde weit und breit bekannt; aber nur der arge Theil davon fand Glauben! Wenn auswärts Freunde unſer Bier empfahlen, ſo hieß es jetzt wohl: „Ohrtmann, Ohrtmann? Iſt das nicht der Mann, der den Finger in ſeinem Biere hatte?" Und wurde dann auch der ganze Dunſt erſichtlich aufgeklärt, es hieß am Ende doch: „Man braucht ja eben nicht vor dieſe Thür zu gehen; es giebt ja Andere noch, bei denen gutes Bier zu haben iſt!"

Dergleichen kam uns oft genug zu Ohren. Ja, ein verkommener Winkelſchreiber, ein Altersgenoſſe meines Vaters, wagte es ſogar, ihm ſeine Hülfe anzubieten und zutraulich dabei zu äußern, die zwölf Wochenblattszeilchen hätten ihm wohl einen ſchönen Haufen Geld gekoſtet; aber das brauche man ja Keinem auf die Naſ' zu binden.

Es mochte nicht viel helfen, daß mein Vater den miſerablen Kerl zur Thür hinauswarf; es wurde vielleicht nur um deſto mehr geglaubt.

„Der ſprach für Viele!" ſagte mein Vater, als er uns voll Entrüſtung das erzählte. Sonſt habe ich ihn niemals klagen hören; er war nur ſtiller, als er ſonſt geweſen, und es kam mir oft, als ob ſein heißes Dankgebet ihm auf die Seele drücke. Dagegen bemerkte ich, daß er, zumal an Markttagen, jetzt öfter aus dem Brauhaus auf den Weg hinaustrat; nicht als ob dort die Wagen nach dem rothen Dach jetzt weniger als ſonſt vorbeigefahren wären; aber es war, als triebe ihn etwas hinaus, daß er ſie alle zählen müſſe.

Meine Mutter vermochte das Unglück und die Entbehrungen, die es mit ſich brachte, nicht immer ſo geduldig zu ertragen; das fühlten nicht bloß wir Kinder; ſie konnte mitunter ſogar dahin gerathen, ihrem guten Manne die Schuld des ganzen Unheils beizumeſſen; und immer kam ſie dann auf die ſchon früher getadelte Nachſicht, womit er das abergläubiſche Gethue ſeines Knechts geduldet habe. „Ich laß es mir nicht nehmen,“ ſagte ſie eines Abends, „hätteſt du ihm nur das Salzen und Bekreuzen ausgetrieben, die Leute wären nimmer auf das Stück gekommen, den dummen Finger in unſerem Bier zu ſuchen! Aber konnte er den einen Hokuspokus machen, warum denn nicht den anderen? Und warum nicht heute oder morgen wieder einen anderen?“

Für gewöhnlich ging Derartiges, da mein Vater ſeine kleine heftige Frau immer bald wieder ins Gleiche brachte, ohne weitere Spur vorüber. Das aber ſollte diesmal nicht ſo ſein. Es war eben vor dem Abendeſſen, und Beide ſtanden ſchon an ihren Stühlen, wobei ſie die Stubenthür im Rücken hatten; nur ich hatte geſehen, wie dieſe ſich aufthat und Lorenz, im Begriff hereinzutreten, plötzlich ſtehen blieb, eben als meine Mutter jenen wohl nicht ganz unbegründeten Vorwurf ausſprach. Bevor ich mich in meinem Schrecken noch beſann, hatte ſchon die Thür ſich wieder leis geſchloſſen; dann kamen die Kinder und die Magd herein; aber Lorenz mußte erſt durch Chriſtian gerufen werden.

Noch heute danke ich meinem Schöpfer, daß ich damals meinen Eltern nichts verrathen habe; denn von nun an war Lorenz wie verwandelt: vor den Gebinden, die im Hausflur lagen, oder hinten vor ſeiner Braupfanne, oder auch nur vor einem Tiſch oder Stuhl im Hauſe konnte er lange mit ſtarren Augen ſtehen bleiben; ging er aber fort, ſo ſah ich mehrmals, wie er mit der Fauſt ſich über beide Augen fuhr.

„Was mag denn Lorenz fehlen?“ hörte ich eines Abends meine Mutter fragen, die ſonſt dem alten Manne herzlich gut war. „Er geht ja umher, als ob er über ſchwere Dinge brüte.“

Mein Vater ſchüttelte den Kopf. „Ich denke, nichts weiter als uns Anderen auch; du weißt, er trägt an unſeren Sorgen allzeit ſchwerer als an ſeinen eigenen.“

Aber am anderen Morgen trat Lorenz vor ihn hin und bat um ſeinen Abſchied; er wiſſe einen jungen Menſchen, der ſogleich an ſeine Stelle treten könne. Mein Vater äußerte nachher, ihm ſei geweſen, als ob ſein altes Erbhaus über ihn zuſammenbräche. Doch Lorenz wollte ſich nicht halten laſſen.

„Ich habe mich mit meinem Gott berathen.“ Auf alle Fragen hatte er nur dieſe eine Antwort; er mochte fürchten, ſonſt nicht ſtark genug zu ſein.

Und ſo ging er denn, nachdem er über ein Menſchenalter da geweſen war; wie er ſagte, um einer verwittweten Schweſter, die in einem entfernten Dorfe wohnte, in ihrer kleinen Bauernwirthſchaft beizuſtehen. — Aber er hatte die Trennung doch nicht überwinden können; durch Aufkäufer, die im Lande herumreiſten, kamen bald wunderliche Nachrichten von dorther; und kurz vor Weihnachten mußten wir erfahren, daß unſer alter Lorenz als Geiſteskranker in die Landesanſtalt aufgenommen ſei.

Das waren trübe Feſttage; einen Weihnachtsbaum ohne Lorenz hatten wir Kinder uns ohnehin nicht denken können. Ich allein wußte, weshalb er das Haus verlaſſen hatte, in dem allein noch ſeine Heimath war, und ich trug ſchwer daran; denn ſein Opfer war umſonſt geweſen. Mein Vater plagte ſich mit dem jungen Knecht, aber die Kundſchaft beſſerte ſich nicht; es hatte nicht mehr geholfen als die tapferen Kämpfe, die unſer Chriſtian unermüdlich für die gute Sache ausfocht.

So ging der Winter zu Ende, und ſo kam der neue Sommer und endlich auch die Erntezeit. Nur für uns war ſie es nicht.

Wir hatten ſchon die letzten Tage im Auguſt. Unſere zwei Stock hohe Außendiele kam mir ſo groß und einſam vor, ſeitdem nicht jeden Augenblick die Hausthürglocke läutete; dennoch konnte ich es nicht laſſen, wenn die altgewohnte Verkaufszeit heranrückte, mich dort aufzuhalten, um meiſtens müßig durchs Fenſter auf die Straße hinauszuſtarren. — So ſtand ich auch eines Vormittags; es waren kalte trübe Tage eingefallen, und von dem Lindenbaum, der hier vor dem Fenſter ſtand, wehten ſchon einzelne gelbe Blätter. Ich merkte wohl, daß mein Vater neben mich getreten war; aber ich rührte mich nicht; wir ſahen beide, wie die Blätter niederwehten, und mochten beide wohl dieſelben Gedanken haben.

Da ging draußen ein halb bäuerlich gekleideter Mann mit einem ſogenannten Quäkerhut vorüber; er ſchien ein Fremder; aber dennoch war mir, als müßte ich ihn ſchon geſehen haben. Bevor ich mich jedoch darüber noch beſinnen konnte, bemerkte ich eine haſtige Bewegung an meinem Vater, und als ich aufblickte, ſah ich, daß er den Mund feſt geſchloſſen hatte; aber ich ſah auch, wie ſeine Lippen zitterten. „Vater.“ ſagte ich, „fehlt dir etwas? Wer war doch der Mann?“

Aber er drückte nur heftig meine Hand und ging dann, ohne ein Wort zu ſagen, nach dem Hof hinaus. Es war, als wenn uns Alles jetzt zum Schrecken werden ſollte.

Endlich ſchlug es wieder einmal Elf auf unſerer Dielenuhr, und ich ging in die Stube und ſetzte mich an meine Näharbeit. Eben, als meine Mutter aus der Küche hereintrat, läutete es von der Hausthür, und als ich durchs Guckfenſter auf den Flur hinausſah, da war es der Fremde von vorhin. Ich erkannte ihn jetzt wohl; es war ein Hopfenhändler aus Franken, der um dieſe Zeit zu kommen pflegte, um neue Beſtellungen entgegenzunehmen und ſein Geld für die alte Waare einzukaſſiren; er hatte vor zwei Jahren ſogar einen Abend bei uns zugebracht. — „Geh,“ ſagte meine Mutter; „hole deinen Vater und ſag' ihm, daß Herr Abel da ſei.“

Die alte Dame machte eine Pauſe. „Ich glaube,“ ſagte ſie dann, „dem Angedenken meines ſeligen Vaters nicht zu nahe zu treten, wenn ich auch dies Wenige noch erzähle; denn wo wäre der Menſch, der der Noth des Lebens in jedem Augenblicke Stand gehalten hätte! —

Herr Abel hatte ſich geſetzt; ich ging ins Brauhaus, weil ich dachte, daß mein Vater dort beſchäftigt ſei; aber er war nicht dort. Auf dem Rückwege begegnete mir der neue Knecht, auch er wußte nichts;

er war im Keller bei der Gerſte geweſen; vielleicht, meinte er, ſei der Herr hinten auf den Weg hinausgetreten. Ich kehrte deshalb noch einmal wieder um; aber da ich auch dort ihn nicht gewahren konnte, lief ich ins Haus zurück. Ich ſuchte im Peſel und in allen Stuben, ſtieg halb die Bodentreppe hinauf und rief ſo laut ich konnte: „Vater! Vater!“ Aber es war Alles umſonſt.

„Vater muß ausgegangen ſein,“ ſagte ich, als ich wieder in die Stube trat.

„Ei was!“ rief meine Mutter. „Dort hängt ja ſein Hut am Thürhaken; ihr Kinder verſteht nur nicht zu ſuchen!“

Damit ging ſie zur Thür hinaus; und ich hörte ſie im Hauſe und vom Hof her rufen. Aber auch ſie kam kopfſchüttelnd zurück. „Ich kann das nicht begreifen,“ ſagte ſie.

Herr Abel ſtand auf. Es habe keine Eile, er ſolle jetzt noch weiter nach dem Norden; aber um drei Wochen werde er auf hier zurückkommen; er könne ja auch dann ſeine Geſchäfte mit Herrn Ohrtmann reguliren.

Ich weiß nicht weshalb; aber als der Mann das ſagte, war mir, als wiſſe ich jetzt Alles, was noch kommen müſſe.

— — Ein paar Minuten, nachdem er fortgegangen war, trat mein Vater in das Zimmer.

„Wo bleibſt du denn, Joſias!“ rief meine Mutter. „Herr Abel iſt eben dageweſen; wir haben dich durchs ganze Haus gerufen!“

„Ich weiß das,“ erwiderte er — und es war gar nicht, als ob das ſeine Stimme wäre — „ich habe es gehört; ich hatte den Mann auch kommen ſehen.“

Meine Mutter ſtarrte ihn an. „Was ſagſt du, Joſias? — Mein Gott, und wie du ausſiehſt!“

Ich bemerkte das nun auch; ſein Haar und ſeine Kleider waren ganz bedeckt mit Staub und Spinngeweben.

„So ſprich doch!“ rief meine Mutter wieder. „Um Gottes willen, Joſias, was iſt geſchehen? Wo biſt du geweſen?“

Da riß mein Vater uns mit beiden Armen an ſich und drückte uns heftig gegen ſeine Bruſt. „Mutter! — Nane!“ — er ſprach leiſe aber haſtig, als ob er es von ſich ſtoßen müſſe — „Ich hatte mich verſteckt! — Es war das erſte Mal, daß ich nicht zahlen konnte! — — Er wollte weiter ſprechen; aber der ſtarke Mann brach in lautes Schluchzen aus.

Meine Mutter hatte ihre Arme ſanft um ſeinen Hals gelegt; mein junger Kopf aber war vor Schrecken über das Gehörte ganz von Sinnen; ich klammerte mich mit beiden Händen an meines Vaters Arm, denn mir war, als müßten wir jetzt Alle fort ins Elend wandern. Da hörte ich ſeine Stimme und fühlte ſeine Hand auf meinem Kopfe: „Laß, Nane!“ ſagte er ruhig; „hole mir den anderen Rock, mein Kind! Herr Abel wird noch in der Stadt ſein, ich will jetzt zu ihm gehen.“

Wie betäubt that ich, was er mir befohlen hatte; dann lief ich in die Küche und ſetzte mich in einen dunklen Winkel. Erſt als ich meines Vaters Schritte über den Hausflur und dann gleich danach die Thürſchelle läuten hörte, überfiel mich das Leid um ihn, und ich weinte mich von Herzen ſatt.

— — Wie die Verhandlung mit Herrn Abel ausgefallen, habe ich nicht erfahren; ich weiß nur, daß wenige Tage darauf die beiden Meerſchaumköpfe von der Wand verſchwunden waren und daß ich unſeren Vater niemals wieder weder ſeine Abend- noch ſeine Sonntagspfeife habe rauchen ſehen. Den Kalender mit dem roth angeſtrichenen Feſttage bewahrte ich noch lange unter meinen alten Sachen; gefeiert iſt der Tag nicht worden, aber wir konnten ihn deſſen ungeachtet nicht vergeſſen.“

Die Erzählerin verſchloß nach dieſen Worten ihre Lippen, und ihre Augen blickten ſeitwärts, als ſei das nicht für fremde Ohren, was jetzt noch aus der Vergangenheit an ihr vorüberziehen mochte.

Ein junger, eifriger Prediger, ihr Neffe, welcher mit in der Geſellſchaft war, hatte ſchon zuvor durch ein vergebliches „Aber liebe Tante!“ zu erkennen gegeben, wie nothwendig er ſeinen Beiſpruch zu dieſer Geſchichte halte; jetzt begann er mit merklicher Unruhe auf ſeinem Stuhl zu rucken. Aber unſere Wirthin war ſelber eine zu unerſchütterliche Chriſtin und fühlte zu genau, wo er hinaus wollte, als daß ſie ſeinem drohenden Einwande nicht ſogleich die Spitze abgebrochen hätte. „Lieber Hieronymus,“ ſagte ſie, „es iſt wohl Niemand hier, der an Gottes Barmherzigkeit einen Zweifel hegen möchte, obwohl — die Wahrheit zu ſagen — deine Großeltern in ihrem langen Leben wenig genug davon erfahren haben; aber wir wiſſen ja auch, daß ſie oftmals im Verborgenen ihre Ader fließen läßt, um dann am rechten Orte deſto ſegensreicher aufzuſprudeln. Freilich der Segen kam zumeiſt auf ihre Kinder; und auch ich mußte ſpäter, als meine kleine Schweſter groß und kräftig geworden war, bei fremden Leuten dienen; aber dadurch" — und ſie warf einen unausſprechlich herzlichen Blick auf ihren alten neben ihr ſitzenden Mann — „kam ich zu dir, mein Vater, und die fremden Leute wurden meine eigenen! Und wie es dann gekommen, daß mein Bruder, der wilde Chriſtian, ein ſtattlicher Bürger und gar der zweitgrößte Brauer in unſerem Lande wurde, — um das zu erzählen, bin ich eine viel zu gehorſame Ehefrau."

Der Neffe wollte wieder etwas ſagen, aber ſeine Tante ließ ihn wieder nicht zu Worte kommen. „Gewiß, lieber Hieronymus," ſagte ſie, „deine ſeligen Großeltern waren Leute, welche die Wohlfahrt ihrer Kinder für ein größeres Glück erachteten als ihre eigene; und dahin — das wollteſt du wohl ſagen — hat jener Finger doch den Weg gewieſen! Auch haſt du ſelber ja noch Beide mit ihren ſtillen und zufriedenen Angeſichtern hier in dieſen Lehnſtühlen, worin nun ich und dein alter Onkel ſitzen, von ihrer harten Lebensarbeit ruhen ſehen! An ſeinem erſten Geburtstage, den dein Großvater hier in unſerem Hauſe lebte, hatte dein Onkel ihm ſogar eine neue Meerſchaumpfeife bei ſeinem Morgenkaffee hingelegt, wie er ſo ſchön ſie früher nie beſeſſen hatte. Der alte Mann wurde heftig dadurch bewegt; er nahm das ſchwarze Sammetkäppchen von ſeinem ehrwürdigen Haupte, und ſeine Lippen bebten, als wiederhole er jetzt das heiße Dankgebet, das er vor dreißig Jahren wohl zuletzt geſprochen hatte. Er ließ ſich auch von mir ein Seidentüchlein geben, um ſorgſam den ſchönen Kopf darein zu hüllen; geraucht aber hat er nicht daraus; das, meinte er, habe er in der langen Zeit verlernt.“

Der junge Gottesmann hatte ſich mit etwas ſtrengem Ausdruck, aber dennoch, wie es ſchien, nicht völlig unbefriedigt in ſeinen Stuhl zurückgelehnt. Dagegen verſuchte ich es noch mit einer Frage. „Und Lorenz?“ ſagte ich. „Blieb er in der Anſtalt? Iſt er dort geſtorben?“

„Nein,“ erwiderte unſere gute Wirthin, und ihr Antlitz gewann auf einmal wieder ſeinen alten Ausdruck heiterer Behaglichkeit. „Er iſt glücklich wieder herausgekommen und hat noch Jahre lang in meines Bruders Haus gelebt. Nur ein wenig wunderlich war er geblieben; er hatte, wie Chriſtian ſagte, ſich eine ganz glückſelige Dummheit zugelegt; denn wie er einſt geglaubt hatte, daß unſere altmodiſche Brauerei durch ihn zu Grunde gehen werde, ſo glaubte er jetzt, daß dieſe neumodiſche, von der er nichts verſtand, nicht ohne ihn beſtehen könne.

Als derzeit bei einem Beſuche mein Bruder mir alle ſeine großen Anſtalten und Gelegenheiten zeigte, klopfte er in einem Durchgange, der von dem Wohngebäude in die Brauerei führte, an eine der ſeitwärts befindlichen Thüren. „Und hier wohnt unſer Lorenz!“ ſagte er.

Er hätte es mir nicht zu ſagen brauchen; denn über der Thür, in Ermangelung eines Wandbetts, das er hier in der Kammer nicht beſaß, ſtand mit Kreide der alte Spruch geſchrieben; nur hatte er jetzt ſeinen Namen mit dem ſeines alten Herrn verwechſelt, und ſo lautete es hier:

„Joſias Ohrtmann is mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!“

Jetzt ſind ſie Beide ſchon ſeit lange dort; und ſo endet dieſe Geſchichte wie hoffentlich auch alle anderen Geſchichten auf dieſer Erde. Aber das habe ich meinem Bruder doch geſagt, daß er es mit ſeinem Geſt in Obacht nehmen ſolle.“

Sie ſchwieg und reichte ihrem alten Eheherrn die Hand, der ſie wie das Kleinod ſeines Lebens in die ſeine nahm. — Und dafür, indem wir jetzt die Feder fortlegen, halten auch wir die Hand einer jeden wahrhaft guten Frau.

Die Söhne des Senators.

(1879—1880.)

Der nun längſt vergeſſene alte Senator Chriſtian Albrecht Jovers, deſſen Sarg bei Beginn dieſer einfachen Geſchichte ſchon vor mehreren Jahren die ſtille Geſellſchaft der Familiengruft vermehrt hatte, war einer der letzten größeren Kaufherren unſerer Küſtenſtadt geweſen. Außer ſeiner Wittwe, der von Klein und Groß geliebten Frau Senator'n, hatte er zwei Söhne hinterlaſſen, von denen er den älteſten, gleichen Namens mit ihm, kurz vor ſeinem Tode als Compagnon der Firma aufgenommen hatte, während für den um ein Jahr jüngeren Herrn Friedrich Jovers am ſelben Orte ein durch den Tod des Inhabers frei gewordenes Weingeſchäft erworben war.

Dem alten, nun in Gott ruhenden Herrn war derzeit der Ruf gefolgt, daß er in ſeinem Hauſe, ſelbſt gegen ſeine im vorgeſchrittenen Mannesalter ſtehenden Söhne, die Familiengewalt mit Strenge, ja oft mit Heftigkeit geübt habe; nicht minder aber, daß er ein Mann geweſen ſei, ſtets eingedenk der Würde ſeiner Stellung und des wohlerworbenen Anſehens ſeiner Voreltern, mit einem offenen Herzen für ſeine Vaterſtadt und alle reputirlichen Leute in derſelben, mochten ſie in den großen Giebelhäuſern am Markte, oder in den Kathen an den Stadtenden wohnen. Beim Jahreswechſel mußte ohnfehlbar der Buchhalter und Kaſſirer Friedebohm einen gewichtigen Haufen däniſcher und holländiſcher Ducaten in einzelne Päckchen ſiegeln, ſei es zu Ehrengeſchenken für die Prediger, für Kirchen- und Schulbediente oder für am Orte wohnende frühere Dienſtboten als ein Beitrag zu den Koſten der verfloſſenen Feiertage; ebenſo ſicher aber war auch dann ſchon vor Einbruch der ſchlimmſten Wintersnoth ein auf dem naheliegenden Marſchhofe des Senators fett gegraſter Maſtochſe für die Armen ausgeſchlachtet und vertheilt worden. So ſtand denn nicht zu verwundern, daß die Mitbürger des alten Herrn, wenn ſie ihm bei ſeinen ſeltenen Gängen durch die Stadt begegneten, ſtets mit einer Art ſorglicher Feierlichkeit ihren Dreiſpitz von der Perrücke heben, auch wohl erwartungsvoll hinblickten, ob bei dem Gegengruße ein Lächeln um den ſtreng geſchloſſenen Mund ſich zeige.

Das Haus der Familie lag inmitten der Stadt in einer nach dem Hafen hinabgehenden Straße. Es hatte einen weiten, hohen Flur mit breiter Treppe in das Oberhaus, zur Linken neben der mächtigen Hausthür das Wohnzimmer, in dem langgeſtreckten Hinterhauſe die beiden Schreibſtuben für die Kaufmannsgeſellen und den Principal; darüber, im oberen Stockwerk, lag der nur bei feierlichen Anläſſen gebrauchte große Feſtſaal. Auch was derzeit ſonſt an Raum und Gelaß für eine angeſehene Familie nöthig war, befand ſich in und bei dem Hauſe, nur Eines fehlte: es hatte keinen Garten, ſondern nur einen mäßig großen Steinhof, auf welchen oben die drei Fenſter des Saales, unten die der Schreibſtuben hinausſahen. Der karge Ausblick aus dieſem Hofe ging über eine niedrige Grenzmauer auf einen Theil des hier nicht breiteren Nachbarhofes; der Nachbar ſelber aber war Herr Friedrich Jovers, und über die niedrige Mauer pflegten die beiden Brüder ſich den Morgengruß zu bieten.

Gleichwohl fehlte es der Familie nicht an einem ſtattlichen Luſt- und Nutzgarten, nur lag er einige Straßen weit vom Hauſe; doch immerhin ſo, daß er, wie man hier ſich ausdrückt, „hintenum“ zu erreichen war. Und für den vielbeſchäftigten alten Kaufherrn mag es wohl gar eine Erquickung geweſen ſein, wenn er ſpät Nachmittags am Weſtrande der Stadt entlang wandelte, bisweilen anhaltend, um auf die grüne Marſchweide hinabzuſchauen, oder, wenn bei feuchter Witterung der Meeresſpiegel wie emporgehoben ſichtbar wurde, darüber hinaus nach den Maſten eines ſeiner auf der Rhede ankernden Schiffe. Er zögerte dann wohl noch ein Weilchen, bevor er ſich wieder in die Stadt zurückwandte; denn freilich galt es, von hier aus nun noch etwa zwanzig Schritte in eine breite Nebengaſſe hineinzubiegen, wo die niedrigen, aber ſauber gehaltenen Häuſer von Arbeitern und kleinen Handwerkern der hereinſtrömenden Seeluft wie dem lieben Sonnenlichte freien Eingang ließen. Hier wurde die nördliche Häuſerreihe von einem grünen Weißdornzaune und dieſer wiederum durch eine breite Stacketpforte unterbrochen. Mit dem ſchweren Schlüſſel, den er aus der Taſche zog, ſchloß der alte Herr die Pforte auf.

und bald konnte man ihn auf dem geradlinigen, mit weißen Muſcheln ausgeſtampften Steige in den Garten hineinſchreiten ſehen, je nach der Jahreszeit, den weißen Kopf ſeitwärts zu einer friſch erſchloſſenen Provinzroſe hinabbeugend oder das Obſt an den jungen, in den Rabatten neu gepflanzten Bäumen prüfend.

Der zwiſchen Buxeinfaſſung hinlaufende breite Steig führte nach etwa hundert Schritten zu einem im Zopfſtil erbauten Pavillon; und es war für die angrenzende Gaſſe allemal ein Feſt, wenn an Sonntagnachmittagen die Familie ſich hier zum Kaffee verſammelt hatte und dann beide Flügelthüren weit geöffnet waren. Der alte Andreas, welcher dicht am Garten wohnte, hatte an ſolchen Tagen ſchon in der Morgenfrühe oder vorher, am Sonnabend, alle Nebenſteige geharkt und Blumen und Geſträuche ſauber aufgebunden. Weiber mit ihrem Nachwuchs auf den Armen, halbgewachſene Jungen und Mädchen drängten ſich um die Pforte, um durch deren Stäbe einen Blick in die patriciſchen Sommerfreuden zu erhaſchen, mochten ſie nun das blinkende Service des Kaffeetiſches bewundern oder ſchärfer Blickende die nicht übel gemalte tanzende Flora an der Rückwand des Pavillons gewahren und nun lebhaft dafür eintreten, daß dieſe fliegende Dame das Bild der guten Frau Senator'n in ihren jungen Tagen vorſtelle. Die ganze Freude der Jugend aber war ein grüner Papagei aus Cuba, der bei ſolchen Anläſſen als vieljähriger Haus- und Feſtgenoſſe vor den Thüren des Pavillons ſeinen Platz zu finden pflegte. Auf ſeiner Stange ſitzend, pfiff er bald ein heimathliches Negerliedchen; bald, wenn von der Pforte her zu viele Finger und blanke Augen auf ihn zielten, ſchrie er, flügelſchlagend, ein faſt verſtändliches Wort zu der Gaſſenbrut hinüber. Dann frugen die Jungen unter einander: „Wat ſeggt he? Wat ſeggt de Papagoy?“ Und immer war einer dazwiſchen, welcher Antwort geben konnte. „Wat he ſeggt? — ‚Komm 'röwer!‘ ſeggt he!“ — Dann lachten die Jungen und ſtießen ſich mit den Ellenbogen, und wenn Stachelbeeren an den Büſchen oder Eierpflaumen an den Bäumen hingen, ſo hatten ſie zum Herüberkommen gewiß nicht übel Luſt. Aber das war ſchwerlich die Meinung des alten Papageien; denn wenn Herr Chriſtian Albrecht, ſein beſonderer Gönner, mit einem Stückchen Zucker an die Stange trat, ſo ſchrie er ebenfalls: „Komm 'röwer!“ Er hatte dasſelbe ſchon geſchrieen, als ein alter Capitän ihres Vaters den Knaben Friedrich und Chriſtian Albrecht den fremden Vogel zum Geſchenke brachte; und als auch ſie ihn damals frugen: „Wat ſeggt de Papagey?“ da hatte der alte Mann nur lachend erwidert: „Ja, ja, ſe hebbt up't Schipp em allerlei dumm Tüges lehrt!“ Der Himmel mochte wiſſen, was der Vogel mit ſeinem plattdeutſchen Zuruf ſagen wollte!

Mitunter ging auch wohl die kleine, freundliche Frau Senator'n mit ihrer Kaffeetaſſe in der Hand den Steig hinab, um die Enkelinnen des alten Andreas mit einer Frucht oder einem Sonntagsſchilling zu erfreuen; dann putzten die Weiber ihren Säuglingen raſch die Näschen, die Jungen aber blieben grinſend ſtehen; ſie wußten zu genau, daß die gute Dame es mit der Verwandtſchaft zum Andreas nicht allzu peinlich nahm. Ebenſo geſchah es mit Herrn Chriſtian Albrecht; denn er glich ſeiner Mutter an froher Leichtlebigkeit; er kannte die Buben all bei Namen und erzählte ihnen von dem Papageien die wunderbarſten und ergötzlichſten Geſchichten. Anders, wenn der alte Kaufherr mit ſeiner holländiſchen Kalkpfeife auf den Steig hinaustrat; dann zogen ſich alle ausgeſtreckten Finger zwiſchen den Stäben der Pforte zurück, und Alt und Jung ſchaute in ehrerbietigem Schweigen auf ihn hin; war es aber Herr Friedrich Jovers, der den Steig herab kam, ſo waren plötzlich mit dem Rufe: „De junge Herr!“ alle Jungen zu beiden Seiten der Pforte hinter dem hohen Zaun verſchwunden; denn der unbequeme Verkehr mit Kindern lag nicht in ſeiner Art; wohl aber hatte er einmal einen der größeren Jungen derb geſchüttelt, als dieſer eben von der Gaſſe aus mit ſeinem Flitzbogen auf einen im Garten ſingenden Hänfling ſchießen wollte.

— — Dieſe Familienfeſte waren nun vorüber. — Der nördliche, hinter dem Pavillon liegende Theil des Gartens grenzte an den ſchon außerhalb der Stadt liegenden Kirchhof, und hier, in der von ſeinem Vater erbauten Familiengruft, ruhte der alte Kaufherr und Senator von ſeiner langen Lebensarbeit; mit dem Liede: „O du ſchönes Weltgebäude“ hatten die Gelehrten- und die Bürgerſchule ihn zu Grabe geſungen, denen beiden, oft im Kampfe mit ſeinem Schwager, dem regierenden Bürgermeiſter, er zeitlebens ein ſtarker Schutz und Halt geweſen war. Hier ruhte ſeit Kurzem auch die freundliche Frau Senator'n, nachdem noch kurz zuvor Herr Chriſtian Albrecht eine ihr gleich geartete, roſige Schwiegertochter in das alte Haus geführt hatte. „Du brauchſt mich nun nicht weiter,“ hatte ſie lächelnd zu dem troſtbedürftigen Sohne geſagt; „in der da haſt du mich ja wieder, und noch jung und hübſch dazu!“ Und dann hatte auch ſie die Augen geſchloſſen, und viele Augen hatten um ſie geweint, und ihr ſie verehrender Freund, der alte Cantor van Eſſen, hatte bei ihrem Begräbniß mit einer eigens dazu componirten Trauermuſike aufgewartet.

Der Kirchhof war durch einen niedrigen Zaun von dem Garten getrennt, und Herr Chriſtian Albrecht hatte ſonſt, ohne viele Gedanken, darüber weg auf den unweit belegenen Ueberbau der Gruft geblickt; ſeitdem aber ſein Vater darunter ruhte, war ihm unwillkürlich der Wunſch gekommen, daß eine hohe Planke oder Mauer hier die Ausſicht ſchließen möchte. Nicht, daß er die Grabſtätte ſeines Vaters ſcheute; nur vom Garten aus wollte er ſie nicht vor Augen haben; wenn ihn ſein Herz dahin trieb, ſo wollte er auf dem Umwege der Gaſſen und auf dem allgemeinen Todtengang dahin gelangen. Er hatte dieſe Gedanken wohl auch gegen ſeinen Bruder ausgeſprochen; er hatte ſie dann über ſein junges Eheglück vergeſſen; als aber jetzt auch der Leichnam der ihm herzverwandten Mutter unter jenen ſchweren Steinen lag, waren ſie aufs Neue hervorgetreten.

Allein zunächſt galt es, ſich mit dem Bruder über den elterlichen Nachlaß zu vereinigen; es war ja noch unbeſtimmt, in weſſen Hand der Garten kommen würde.

* * *

An einem Sonntagvormittage im November gingen die beiden Brüder, Herr Chriſtian Albrecht und Herr Friedrich Jovers, in dem großen, ungeheizten Feſtſaale des Familienhauſes ſchweigend auf und ab. Die Morgenſonne, welche noch vor Kurzem durch die kleinen Scheiben der drei hohen Fenſter hineingeſchienen hatte, war ſchon fortgegangen, die großen Spiegel an den Zwiſchenwänden ſtanden faſt düſter zwiſchen den grauſeidenen Vorhängen. Faſt behutſam traten die Männer auf, als wollten ſie in dem weiten Gemache den Widerhall nicht wecken; endlich blieben ſie vor einer zierlichen Schatulle mit Spiegelaufſatz ſtehen, deſſen reichvergoldete Bekrönung aus einer von Amoretten gehaltenen Roſenguirlande beſtand. „Hm,“ ſagte Chriſtian Albrecht, „Mama ſelig, als ſie in ihren letzten Jahren einmal ihren Muff hier aus der Schublade nahm, da nickte ſie dem einen Spiegel zu; ‚du Schelm,‘ ſagte ſie, ‚wo haſt du das ſchmucke Antlitz hingethan, das du mir ſonſt ſo eifrig vorgehalten haſt! Nun guck' einmal, Chriſtian Albrecht, was itzo da herausſchaut!‘ Die alte, heitere Frau, dann gab ſie mir die Hand und lachte herzlich.“

Die beiden Brüder blickten auf das ſtumme Glas; kein junges Antlitz blickte mehr heraus; auch nicht das liebe alte, das ſie beſſer noch als jenes kannten. Schweigend gingen ſie weiter; ſie legten faſt wie mit Ehrfurcht ihre Hand bald auf das eine, bald auf das andere der umherſtehenden Geräthe, als wäre es noch in ihrer Knabenzeit, wo ihnen der Eintritt hier nur bei Familienfeſten und zur Weihnachtszeit vergönnt geweſen war. Wie damals war unter der ſchweren Stuckroſette der Gipsdecke das ſtille Blitzen der großen Kryſtallkrone; wie damals hingen über dem Kanapee, den Fenſtern gegenüber, die lebensgroßen Bruſtbilder der Eltern in ihrem Brautſtaate, daneben in höherem Alter die der Großeltern, deren altmodiſche Geſtalten ihnen in der Dämmerung ihrer früheſten Jugendzeit entſchwanden.

„Chriſtian Albrecht," ſagte der Jüngere, und der vom Vater ererbte ſtrenge Zug um den Mund verſchwand ein wenig; „hier darf nichts gerückt werden."

„Ich meine auch nicht, Friedrich."

„Es verbleibt dir ſonach mit dem Hauſe."

„Und der Papagei? Den haben wir vergeſſen."

„Ich denke, der gehört auch mit zum Hauſe."

Chriſtian Albrecht nickte. „Und du nimmſt dagegen das beſte Tafelſilber und das Sevres-Porzellan, das hier neben in der Geſchirrkammer ſteht!"

Friedrich nickte; eine Pauſe entſtand.

„So wären wir denn mit unſerer Theilung fertig!" ſagte Chriſtian Albrecht wieder.

Friedrich antwortete nicht; er ſtand vor den Familienbildern, als ob er eingehend ſie betrachten müſſe; ſein Kopf drückte ſich immer weiter in den Nacken, bis der ſchwarzſeidene Haarbeutel im rechten

Winkel von dem chokoladenfarbenen Rocke abſtand. „Es iſt nur noch der Garten,“ ſagte er endlich, als ob er etwas ganz Beiläufiges erwähne.

Aber in des Bruders ſonſt ſo ruhigem Antlitz zuckte es, wie wenn ein lang Gefürchtetes plötzlich ausgeſprochen wäre.“ Den Garten könnteſt du mir laſſen,“ ſagte er beklommen; „die Auslöſungsſumme magſt du ſelbſt beſtimmen!“

„Meinſt du, Chriſtian Albrecht?“

„Ich meine es, Friedrich. Du ſagſt es ſelbſt, du ſeieſt ein geborner Hageſtolz; — aber ich und meine Chriſtine, unſere Ehe wird geſegnet ſein! Hier haben wir nur den engen Steinhof; bedenk' es, Bruder, wo ſollen wir mit den lieben Geſchöpfen hin? Und dann — du ſelber! Im Pavillon, an den Sonntagnachmittagen! Du wirſt doch lieber deine junge Schwägerin als deine bärbeißige Wittwe Antje Möllern unſerer Mutter Kaffeetiſch verwalten ſehen!“

„Deinen Kindern,“ erwiderte der Andere, ohne umzublicken, „wird mein Garten nicht verſchloſſen ſein.“

„Das weiß ich, lieber Friedrich; aber Kinderhände in meines ordnungliebenden Herrn Bruders Ranunkeln- und Levkojenbeeten!"

Friedrich antwortete hierauf nicht. „Es iſt ein Codicill zu unſeres Vaters Teſtament geweſen," ſagte er, als ſpräche er es zu den Bildern oder zu der Wand ihm gegenüber, „danach ſollte mir der Garten werden; die Auslöſungsſumme iſt mir nicht bekannt geworden, die magſt du beſtimmen oder ſonſt beſtimmen laſſen."

Der Aeltere nahm faſt gewaltſam ſeines Bruders Hand. „Du weißt es von unſerer ſeligen Mutter, daß unſer Vater, da ſie das Schriftſtück einmal in die Hand bekam, ausdrücklich ihr geheißen hat: ‚Zerreiße es; die Brüder ſollen ſich darum vertragen.'"

„Es iſt aber nicht zerriſſen worden."

„Das weiß ich wohl; es trat im ſelben Augenblick ein Fremder in das Zimmer, und derohalben unterblieb es damals; aber ſpäter, am Tage nach ſelig Vaters Begräbniß hat unſere Mutter den Willen des Verſtorbenen ausgeführt."

„Das war ein volles Jahr nachher."

„Friedrich, Friedrich!" rief der Aeltere. „Willſt du verklagen, was unſere Mutter that!"

„Das nicht, Chriſtian Albrecht; aber Mama ſelig verſirte in einem Irrthum; ſie war nicht mehr befugt, das Schriftſtück zu zerreißen."

Auf dem Antlitz des älteren Bruders ſtand es für einen Augenblick wie eine rathloſe Frage; dann begann er in dem weiten Saale auf- und abzuwandern, bis er mit ausgeſtreckten Armen in der Mitte ſtehen blieb. „Gut," ſagte er, „du wünſcheſt den Garten, wir Beide wünſchen ihn! Aber dabei ſoll unſeres Vaters Wort in Ehren bleiben; theilen wir, wenn du es willſt, daß Jeder ſeine Hälfte habe!"

„Und Jeder ein verhunztes Stück bekäme!"

„Nun denn, ſo loſen wir! Laß uns hinunter gehen, Chriſtine kann die Loſe machen!"

Herr Friedrich hatte ſich umgewandt; ſein dem Bruder zugekehrtes Antlitz war bis über die dichten Augenbrauen hinauf geröthet. „Was mein Recht iſt," ſagte er heftig, „das ſetze ich nicht aufs Los."

In dieſem Augenblicke klang das Negerlied des Papageien aus dem Unterhaus herauf; ein alter Diener hatte die Thür des Saales geöffnet: „Madame läßt bitten; es iſt angerichtet."

„Gleich! Sogleich!“ rief Chriſtian Albrecht. „Wir werden gleich hinunterkommen!“

Der Diener verſchwand; aber die Herren kamen nicht.

Nach einer Viertelſtunde trat unten aus dem Wohnzimmer eine jugendliche Frau mit leichtgepudertem Köpfchen auf den Flur hinaus; behende erſtieg ſie die breite Treppe bis zur Hälfte und rief dann nach dem Saal hinauf: „Seid ihr denn noch nicht fertig? Friedrich! Chriſtian Albrecht! Soll denn die Suppe noch zum dritten Mal zu Feuer?“

Es erfolgte keine Antwort; aber nach einer Weile, während der Stöckelſchuh der hübſchen Frau ein paar Mal ungeduldig auf der Stufe aufgeklappert hatte, wurde oben die Saalthür aufgeſtoßen, und Friedrich kam allein die Treppe herab.

Die junge Frau Senatorin — denn ihr Eheliebſter war kürzlich ſeinem Vater in dieſer Würde nachgefolgt — ſah ihn ganz erſchrocken an. „Friedrich!“ rief ſie, „wie ſiehſt du aus? Und wo bleibt Chriſtian Albrecht?“

Aber der Schwager ſtürmte ohne Antwort an ihr vorüber. „Wünſche wohl zu ſpeiſen!“ murmelte er und ſtand gleich darauf ſchon unten an der Hausthür, die Klinke in der Hand.

Sie lief ihm nach. „Friedrich! Friedrich, was fällt dir ein? Dein Leibgericht, perdrix aux truffes!“

Aber er war ſchon auf der Gaſſe; und durch das Flurfenſter ſah ſie ihn ſeinem Hauſe zueilen. „Nun ſieh mir Einer dieſen Querkopf an!“ Und ſie ſchüttelte ihr Köpfchen und ſtieg nachdenklich die Treppe wieder hinauf. Als ſie die Thür des Saales öffnete, ſah ſie den jungen Herrn Senator, die Hände in den Rockſchößen, vom anderen Ende des Gemaches herſchreiten, ſo ernſthaft vor ſich auf die Dielen ſchauend, als wolle er die Nägelköpfe zählen.

„Chriſtian! Chriſtian Albrecht!“ rief ſie, als er vor ihr ſtand.

Als er den Klang ihrer Stimme hörte und, den Kopf erhebend, ihr in die kinderblauen Augen ſah, gewannen ſeine Züge die gewohnte Heiterkeit zurück. „Gehen wir zu Tiſch, Madame!“ ſagte er lächelnd. „Bruder Friedrich muß nun heute mit der Frau Wittwe Antje Möllern ſpeiſen; das iſt gerechte Strafe! Morgen wird er ſchon wieder kommen;

aber ich habe denn doch auch meinen Kopf, und — unſeres Vaters Wort muß gelten!“

Damit bot er ſeiner erſtaunten Frau den Arm und führte ſie die Treppe hinab und zu Tiſche.

* * *

Das Wiederkommen hatte indeſſen gute Weile; vierzehn Tage waren verfloſſen, und Herr Friedrich hatte ſeinen Fuß noch nicht wieder über die Schwelle des Familienhauſes geſetzt. Gleich am erſten Morgen nach jenem verfehlten Mittage war Chriſtian Albrecht wiederholt auf ſeinen Steinhof hinausgegangen, um wie ſonſt über die niedrige Grenzmauer ſeinem Bruder den Morgengruß zu bieten; aber von Herrn Friedrich war nichts zu ſehen geweſen; ja, eines Morgens hatte Herr Chriſtian Albrecht ganz deutlich den Schritt des Bruders aus der in einem Winkel verborgenen Hofthür kommen hören; als ihn aber im ſelben Augenblicke ob einer in der Alteration zu ſcharf genommenen Priſe ein lautes Nieſen anfiel, hörte er gleich darauf die Schritte wieder umkehren und die ihm unſichtbare Hofthür zuſchlagen.

Herr Chriſtian Albrecht wurde ganz ſtill in ſich bei dieſer Lage der Dinge; nur mit halbem Ohre lauſchte er, wenn, um ihn aufzumuntern, die hübſche Frau Senatorin ſich in der Dämmerſtunde ans Clavier ſetzte und ihm die allerneueſten Lieder: „Beſchattet von der Pappelweide“ und „Blühe, liebes Veilchen“, eines nach dem andern mit ihrer hellen Stimme vorſang.

Er hatte gegen ſie nach der erſten Mittheilung „der kleinen Differenze“ kein Wort über den Bruder mehr geäußert; endlich aber, eines Morgens, da die Eheleute beim Kaffee auf dem Kanapee beiſammen ſaßen, legte die Frau Senatorin ſanft ihre kleine Hand auf die des Mannes. „Siehſt du nun,“ ſagte ſie leiſe, „er kommt nicht wieder; ich hab' es gleich geſagt.“

„Hm, ja, Chriſtinchen; ich glaub' es ſelber faſt.“

„Nein, nein, Chriſtian Albrecht; es iſt ganz gewiß, er kommt nicht wieder; er kann nicht wieder kommen, denn er iſt ein Trotzkopf!“

Chriſtian Albrecht lächelte; aber zugleich ſtützte er den Kopf in ſeine Hand. „Ja freilich, das iſt er; das war er ſchon als kleiner Knabe; ich und das Kindermädchen tanzten dann um ihn herum und ſangen: „Der Bock, der Bock! O Jemine, der Bock!“ bis er zuletzt einen Kegel oder ein Stück von ſeinem Bauholz aufgriff und damit nach unſeren Köpfen warf; am liebſten warf er noch mit ſeinem Bauholz! Aber Chriſtinchen — wenn's Herz nur gut iſt!“

„Nicht wahr?“ rief die hübſche Frau und ſah ihrem Mann mit lebhafter Zärtlichkeit ins Antlitz, „ein gutes Herz hat unſer Friedrich; und deshalb — ich meine, du könnteſt zu ihm gehen, du biſt kein Trotzkopf, Chriſtian Albrecht, du haſt es leichter in der Welt!“

Der Senator ſtreichelte ſanft die gerötheten Wangen ſeiner Eheliebſten. „Was ich für eine kluge Frau bekommen habe!“ ſagte er neckend.

„Ei was, Chriſtian Albrecht, ſag' lieber, daß du zu deinem armen Bruder gehen willſt!“

„Arm, Chriſtinchen? — Eine ſonderbare Armuth, wenn Einer alles Recht für ſich allein verlangt! Aber du ſollſt ſchon deinen Willen haben; heut Abend oder ſchon heute Nachmittag . . .“

„Warum nicht ſchon heut Vormittag?“

„Nun, wenn du willſt, auch heute Vormittag!“

„Und du biſt verſöhnlich, du giebſt nach?“

„Das heißt, ich gebe ihm den Garten?“

Sie nickte: „Wenn es ſein muß! Doch lieber, als daß Ihr im Zorne aus einander geht!“

„Und, Chriſtinchen, unſere Kinder? Sollen ſie mit den Hühnern hier auf dem engen Steinhof laufen?“

„Ach, Chriſtian Albrecht!“ und ſie fiel ihm um den Hals und ſagte leiſe: „Wir ſind ſo glücklich, Chriſtian Albrecht!“

* * *

Während bald darauf der junge Kaufherr über den Flur nach ſeinen Geſchäftsräumen im Hinterhauſe ſchritt, hatte im Wohnzimmer ſeine Frau ſich an das Fenſter geſetzt; an einem möglichſt kleinen Häubchen ſtrickend, ſchaute ſie über die Straße nach dem gegenüberliegenden Nachbarhauſe, mehr nur, wie es ſchien, um bei dem inneren Gedankentauſche doch irgendwohin die Augen zu richten. Jetzt aber ſah ſie Frau Antje Möllern in Futterhemd und Schürze über die Straße ſchreiten und mit der Frau Nachbar'n Jipſen, die ſoeben auch aus ihrem Hauſe trat, ſich auf eine der ſteinernen Beiſchlagsbänke ſetzen.

Frau Antje Möllern war die Erzählende, wobei ſie ſehr vergnügt und triumphirend ausſah und mehrmals mit einer ſchwerfälligen Bewegung ihres dicken Kopfes nach dem elterlichen Hauſe ihres Herrn hinüberwinkte. Frau Nachbar'n Jipſen ſchlug zuerſt ihre Hände, wie vor Staunen, klatſchend in einander; dann aber nickte ſie wiederholt und lebhaft; auch ihr ſchienen die Dinge, um die es ſich handelte, ausnehmend zu gefallen; und bald, während das eifrigſte Wechſelgeſpräch im Gange war, zuckten und deuteten die Köpfe und Hände der beiden Weiber in keineswegs reſpectvoller Geberde nach dem altehrwürdigen Kaufmannshaus hinüber.

Die junge Frau am Fenſter wurde denn doch aufmerkſam: die da drüben waren nicht eben ihre Freunde; der Einen — das wußte ſie — war es zugetragen worden, daß ſie Herrn Friedrich Jovers abgerathen hatte, ihre mauldreiſte Perſonnage in ſein Haus zu nehmen; der Anderen hatte ſie einmal ihre große Tortenpfanne nicht leihen können, weil ſie eben beim Kupferſchmidt zum Löthen war.

Unwillkürlich hatte ſie die Arbeit ſinken laſſen: was mochten die Weiber zu verhandeln haben?

Aber die Unterhaltung drüben wurde unterbrochen. Von der Hafenſtraße herauf kam der kleine bewegliche Advocat, Herr Siebert Sönkſen, den ſie den „Goldenen“ nannten, weil er bei feierlichen Gelegenheiten es niemals unter einer goldbrocatenen Weſte that, deren unmäßig lange Schöße faſt ſeinen ganzen Leib bedeckten. Eilig ſchritt er auf die Beiden zu, richtete, wie es ſchien, eine Frage an Frau Antje Möllern und ſchritt, nachdem dieſe mit einem Kopfnicken beantwortet worden, lebhaft, wie er herangetreten war, quer über die Gaſſe nach Herrn Friedrich's Hauſe zu.

„Hm,“ kam es aus dem Munde der jungen Frau, „der Goldene? Gehört der auch dazu? Was will denn der bei unſerem Bruder Friedrich?“

Die hervorragenden Eigenſchaften des Herrn Siebert Sönkſen waren bekannt genug: er jagte wie ein Trüffelhund nach verborgen liegenden Proceſſen und galt für einen ſpitzfindigen Geſellen und höchſt beſchwerlichen Gegenpart auch in den einfachſten Rechtsſtreitigkeiten. Im Uebrigen wußte er, je nach welcher Seite hin ſein Vortheil lag, eben ſo wohl einen ſauberen Vergleich zu Stande zu bringen, als einen chicanöſen Proceß durch alle Inſtanzen hindurchzuziehen.

Die Frau Senatorin war aufgeſtanden; ſie mußte doch zu ihrem Chriſtian Albrecht, um ſeine Meinung über dieſe Dinge einzuholen! Allein, da trat die Köchin in das Zimmer, ein altes Inventarienſtück aus dem ſchwiegerelterlichen Nachlaß, eine halbe Reſpectsperſon, die nicht ſo abzuweiſen war. Die junge Frau mußte ihr Haushaltungsbuch aus der Schatulle nehmen; ſie mußte notiren und rechnen, um dann die näheren Poſitionen der heutigen Küchencampagne mit der kundigen Alten feſtzuſtellen.

* * *

Hinten in der vorderen Schreibſtube ſaßen indeſſen der alte Friedebohm und ein jüngerer Kaufmannsgeſelle ſich an dem ſchweren Doppelpulte gegenüber. Es gab viel zu thun heute; denn die Brigg „Elſabea Fortuna“, welche der ſelige Herr nach ſeiner alten Ehefrau getauft hatte, lag zum Löſchen fertig draußen auf der Rhede. „Muſche Peters“, ſagte der Buchhalter zu ſeinem Gegenüber, „wir müſſen noch einen Lichter haben; iſt Er bei Cap'tän Rickerſen geweſen?“

Aber bevor der junge Menſch zur Antwort kam, wurde an die Thür geklopft, und ehe noch ein „Herein“ erfolgen konnte, ſtand ſchon der goldene Advocat am Pulte und legte ſeine Hand vertraulich auf den Arm des alten Mannes. „Der Herr Principal in ſeinem Cabinette, lieber Friedebohm?“ Er frug das ſo zärtlich, daß der Alte ihn höchſt erſtaunt anſah; denn dieſer Mann war nicht der betraute Sachwalter ihres Hauſes. Deshalb gedachte er eben von ſeinem Bock herabzurutſchen, um ihn ſelber bei dem Herrn Senator anzumelden; aber Herr Siebert Sönkſen war ſchon nach flüchtigem Anpochen in das Privatcabinett des Principals hineingeſchlüpft.

„Ei, ei ja doch!“ murmelte der Alte. „Die Klatſchmäuler werden doch nicht Recht behalten?“ Er kniff die Lippen zuſammen und ſchaute eine Weile durch das Fenſter auf den Steinhof, wo ihm die niedrige Mauer jetzt auch eine innere Scheidung der beiden verwandten Häuſer zu bedeuten ſchien.

Drinnen im Cabinette war nach ein paar Hin- und Widerreden der Herr Senator wirklich von ſeinem Bock herabgekommen. „Herr,“ rief er und ſtieß ſeine Feder auf das Pult, daß ſie bis zur Fahne aufriß, „verklagen, ſagt Ihr? Meines Vaters Sohn will mich verklagen? Herr Siebert Sönkſen, Sie ſollten nicht ſolche Scherze machen!“

Der Goldene zog ein Papier aus ſeiner Taſche. „Mein werther Herr Senator, es wird ja nicht ſogleich ad processum ordinarium geſchritten.“

„Auch nicht, da Herr Siebert Sönkſen dem Gegenpart bedienet iſt?“

Der Goldene lächelte und legte das Schriftſtück, welches er in der Hand hielt, vor Herrn Chriſtian Albrecht auf das Pult. „Laut dieſer Vollmacht,“ ſagte er vertraulich, „bin ich ſo gut zum Abſchluß von Vergleichen wie zur Anſtellung der Klage legitimirt!“

„Und wegen des Vergleiches ſind Sie zu mir gekommen?“ frug der Kaufherr nicht ohne ziemliche Verwunderung; denn er wußte nicht, daß Herr Siebert Sönkſen ſchon längſt darauf ſpeculirt hatte, ſtatt ſeines alten und, wie er ſagte, „fürtrefflichen, aber abgängigen“ Collegen der Anwalt dieſes angeſehenen Hauſes zu werden.

Der Advocat hatte mit einem höflichen Kopfnicken die an ihn gerichtete Frage beantwortet.

„Herr Siebert Sönkſen,“ ſagte der Senator, und er ſprach dieſe Worte in großer innerlicher Erregung, „ſo kommen Sie alſo im Auftrage, im ausdrücklichen Auftrage meines Bruders?“

Herr Siebert ſtutzte einen Augenblick. „In Vollmacht, mein werther Herr Senator; wie Sie zu bemerken belieben, laut richtig ſubſcribirter Vollmacht! Es iſt für den erwünſchten Frieden unterweilen tauglich, wenn eine unbetheiligte ſachkundige Perſon . . .“

Herr Chriſtian Albrecht unterbrach ihn: „Alſo,“ ſagte er aufathmend, „mein Bruder weiß nichts von Ihrem werthen Beſuche: Ich danke Ihnen, Herr Sönkſen; das freut mich recht von Herzen!“

Der Goldene ſchaute etwas verblüfft in das geröthete Antlitz des ſtattlichen Kaufherrn. „Aber mein wertheſter Herr Rathsverwandter!“

„Nein, nein, Herr Siebert Sönkſen; führen Sie meinethalben ſo viele Proceſſe, als Sie fertig bringen können; aber wo zwei Brüder in der Güte mit einander handeln wollen, da gehöret weder der Beichtvater noch der Advocat dazwiſchen.“

„Aber, ich dächte doch —“

„Sie denken ſonder Zweifel anders, Herr Siebert Sönkſen,“ ſagte der Senator mit einer unwillkürlichen Verbeugung. „Kann ich Ihnen ſonſtwie meine Dienſte offeriren?“

„Allerſubmiſſeſte Dankſagung! Nun, ſchönſten guten Morgen, mein werther Herr Senator!“

Gleich darauf ſchritt der Goldene mit einem eiligen „Serviteur, Muſche Friedebohm“ durch die vordere Schreibſtube und hielt erſt an, als er draußen auf den Treppenſtufen vor der Hausthür ſtand. Seinen Rohrſtock unter den Arm nehmend, zog er die Horndoſe aus der Weſtentaſche und nahm bedächtig eine Priſe. „Eigene Käuze das, die Söhne des alten Herrn Senators Chriſtian Albrecht Jovers!“ murmelte er und tauchte zum zweiten Male ſeine ſpitzen Finger in die volle Doſe. „Nun, nehmen wir fürerſt mit dem Proceß fürlieb!“

— — Bald nach dem Goldenen war auch der junge Kaufherr an dem ihm kopfſchüttelnd nachſchauenden Muſche Friedebohm vorbeigeeilt, um gleich darauf in die Wohnſtube zu treten, wo ſeine Eheliebſte auf dem Kanapee an ihrem Kinderhäubchen ſtrickte. Aber er ſprach nicht zu ihr; er hatte wieder beide Hände in den Rockſchößen und lief im Zimmer auf und ab, bis die Frau Senatorin aufſtand und ſo glücklich war, ihn zu erhaſchen.

„Weshalb rennſt du ſo, Chriſtian Albrecht?“ ſagte die junge Frau und ſtellte ſich tapfer vor ihm hin.

„Nun, Chriſtine, wer da nicht rennen ſollte!“

„Nein, nein, Chriſtian Albrecht; du bleibſt mir ſtehen!“ und ſie legte beide Arme um ſeinen Hals. „So,“ ſagte ſie; „nun ſieh mich an und ſprich!“

Aber Herr Chriſtian Albrecht that auch nicht einen Blick in ihre hübſchen Augen. „Chriſtine,“ ſagte er und ſah dabei ſchier über ſie hinweg, „ich kann nicht zu Bruder Friedrich gehen.“

Sie ließ ihn ganz erſchrocken los. „Aber du haſt es mir verſprochen!“

„Aber ich kann nicht!“

„Du kannſt nicht? Weshalb kannſt du nicht?“

„Chriſtinchen,“ ſagte er und faßte ſeine Frau an beiden Händen, „ich kann nicht, weil er wieder in ſeine Kinderſtreiche verfallen iſt; er hat mir ein Stück Bauholz nach dem Kopf geworfen.“

„Was ſoll das heißen, Chriſtian Albrecht?“

„Das ſoll heißen, daß mein Bruder Friedrich den goldenen Advocaten zum Proceſſe gegen mich bevollmächtigt hat. Es iſt juſtement als wie in ſeinen Kinderjahren; er hat den Bock, und zwar im allerhöchſten Grade! Und ſo mag's denn auch vor meinetwegen jetzt ein Tänzchen geben!“

Die junge Frau ſuchte wieder zu begütigen; allein Herr Chriſtian Albrecht war unerbittlich. „Nein, nein, Chriſtinchen; er muß diesmal fühlen, wie der Bock ihn ſelber ſtößt, ſo wird er ſich ein ander Mal in Acht zu nehmen wiſſen. Wir ſollen, ſo Gott will, noch lange mit unſerem Bruder Friedrich leben; bedenk' einmal, was ſollte daraus werden, wenn wir allzeit laufen müßten, um ſeinen ſtößigen Bock ihm anzubinden!“

Und dabei hatte es ſein Bewenden. Zwar will man wiſſen, daß die junge Frau noch einmal hinter ihres Mannes Rücken in des Schwagers Haus geſchlüpft ſei, um mit den eignen kleinen Händen den Knoten zu entwirren; aber Frau Antje Möllern hatte ſie mit frecher Stirne fortgelogen, indem ſie fälſchlich angab, Herr Friedrich Jovers ſei ſoeben in dringenden Geſchäften zum Herrn Siebert Sönkſen fortgegangen. Und die Augen der alten Perſonnage ſollen dabei ſo von Bosheit voll geleuchtet haben, daß die junge Frau zu einem zweiten Verſuche keinen Muth hatte gewinnen können.

* * *

Ein neues Jahr hatte begonnen, und der Proceß zwiſchen den beiden Brüdern war in vollem Gange. Der Herr Vetter Kirchenpropſt und der Onkel Bürgermeiſter hatten ſich vergebens als Vermittler zum gütlichen Austrag angeboten; vergebens hatte der letztere gegen den jungen Senator hervorgehoben, daß „kraft ſeines tragenden Amtes, abſeiten des Anſehens der Familie,“ die Augen der ganzen Stadt auf ihn gerichtet ſeien; denn darin ſchienen die Streitenden ſtillſchweigend einverſtanden, daß das Wort der Güte nur fern von fremder Einmiſchung von dem Einen zu dem Andern gehen könne. Aber freilich, dazu gab Keiner von ihnen die Gelegenheit; der nothwendige geſchäftliche Verkehr wurde ſchriftlich fortgeſetzt, und eine Menge Zettel, „der Herr Bruder wolle gelieben“ oder „dem Herrn Bruder zur gefälligen Unterweiſung“ gingen hin und wieder.

Die kleine Seeſtadt in allen ihren Kreiſen hatte ſich müde an dieſem unerhörten Fall geſprochen, und das Geſpräch, wenn irgendwie der Stoff zu Andrem ausging, wurde noch immer mit Begierde wieder aufgegriffen. Vollſtändig munter aber, trotz der Winterkälte, erhielt es ſich drüben auf der Beiſchlagsbank der Frau Nachbar'n Jipſen; dieſe und Frau Antje Möllern winkten jetzt nicht nur mit ihren Köpfen, ſondern mit beiden Armen und dem ganzen Leibe nach dem Senatorshauſe hinüber. Aber in dem letzteren war freilich mittlerweile auch noch ein ganz Beſonderes paſſirt: ein Sohn war dort geboren worden, und Herr Friedrich Jovers hatte ja für ſolchen Fall Gevatter ſtehen ſollen!

— — Die junge Frau Senator'n lief indeſſen ſchon wieder flink von der Wiege ihres Kindes treppunter nach der Küche und noch flinker von der Küche treppauf nach ihrer Wiege, als eines Morgens Herr Chriſtian Albrecht, nachdem er erſt ſoeben vom gemeinſchaftlichen Kaffeetiſche in ſein Compter gegangen war, wieder zu ihr in das Wohnzimmer trat. „Chriſtine,“ ſagte er zu ſeiner immerhin noch etwas bläßlichen Eheliebſten, „biſt du heute ſchon draußen auf unſerem Steinhofe geweſen? — — Nicht? — Nun, ſo alterire dich nur nicht, wenn du dahin kommſt!“

„Um Gotteswillen, es hat doch kein Unglück gegeben?" rief die junge Frau.

„Nein, nein, Chriſtine."

„Aber ein Malheur doch, Chriſtian Albrecht; du biſt ja ſelber alterirt!"

Ein Lächeln flog über ſein freilich ungewöhnlich ernſtes Geſicht. „Ich denke nicht, Chriſtine; aber komm nur mit und ſiehe ſelber!"

Er faßte ihre Hand und führte ſie über den Hausflur in die große Schreibſtube. Der jüngere Comptoriſt war nicht zugegen: der alte Friedebohm ſtand neben ſeinem Schreibbocke am Fenſter und nahm eine Priſe nach der andern.

Auch Frau Chriſtine ſah jetzt in den Hof hinaus, fuhr aber gleich darauf mit der Hand über ihre Augen, als gälte es, dort ein Spinnweb' fortzuwiſchen. „Um Gotteswillen, was iſt das, Friedebohm? Was machen die Leute da auf Bruder Friedrich's Hof? Die Mauer iſt ja auf einmal faſt um zwei Fuß höher!"

„Frau Principalin," ſagte der Alte, „das ſind Meiſter Hanſen's Leute; ſehen Sie, dort kommt ſchon einer mit der Kelle!"

„Aber was ſoll denn das bedeuten?"

„Nun" — und Monſieur Friedebohm nahm wieder eine Priſe — „Herr Friedrich läßt wohl ein paar Schuhe höher mauern."

„Aber, Chriſtian Albrecht," und Frau Chriſtine wandte ſich lebhaft zu ihrem Mann, der ſchweigend hinter ihr geſtanden hatte, „geſchieht denn das mit deinem Willen?"

Herr Chriſtian Albrecht ſchüttelte den Kopf.

„Aber die Grenzmauer, ſie gehört doch uns gleichwohl; wie kann ſich Friedrich ſo etwas unterſtehen!"

„Mein Schatz, die Mauer ſteht auf Friedrich's Grund und Boden."

Die Augen der kleinen Frau funkelten.

„O, das iſt ſchlecht von ihm, das hätte ich ihm nicht zugetraut; er hat ein hartes Herz!"

„Da irrſt du doch gewaltig, Chriſtinchen," erwiderte Herr Chriſtian Albrecht; „das iſt's ja gerade, daß er noch immer ſein altes, weiches Herz hat; er ſchämt ſich nur, und deshalb läßt er dieſe große ſteinerne Gardine zwiſchen ſich und ſeinem Bruder aufziehen."

Die junge Frau blickte mit unverhohlener Bewunderung auf ihren Mann. „Aber,“ ſagte ſie faſt ſchüchtern und legte ihre Hand in ſeine; „wie wird er ſich erſt ſchämen, wenn er den Proceß gewinnen ſollte!“

„Dann,“ erwiderte der Senator, „dann kommt mein Bruder zu mir; denn dann iſt der böſe Bock gezähmt. Hab' ich nicht Recht, Papa Friedebohm?“ ſetzte er in muntrem Ton hinzu.

„Ei ja, Gott lenkt die Herzen,“ erwiderte der alte Mann, indem er ſeine Doſe in die Taſche ſteckte und dafür die Feder wieder in die Hand nahm; „aber beim wohlſeligen Herrn Senator iſt uns ſolcher Umſtand im Geſchäft nicht vorgekommen.“

* * *

Zwei Tage darauf hatte die Mauer ſchon eine beträchtliche Höhe erreicht, und noch immer wurde daran gearbeitet. Aus der Schreibſtube hinten war dergleichen nie geſehen worden, und der junge Kaufmannsgeſelle konnte es nicht laſſen, je um eine kleine Weile, mit offenem Munde nach den Arbeitern hinzuſtarren. „Muſche Peters,“ ſagte der alte Friedebohm, „wolle Er lieber in Seine Bilancerechnung ſchauen! Es will ſich für Ihn nicht ſchicken, daß Er über das neue Werk da draußen ſich irgendwelche überflüſſige Gedanken mache!“ Und der junge Menſch wurde über und über roth und tauchte haſtig ſeine Feder in das Dintenfaß.

Aber auch Monſieur Friedebohm ſelber konnte ſich nicht enthalten, unterweilen über ſeine Arbeit wegzuſchauen; die beiden Geſellen da draußen, insonders der Alte mit dem reſpectwidrigen langen Barte, wurden ihm mit jeder Stunde mehr zuwider. „Der ſtruppige Aſſyrer!“ brummte er vor ſich hin, „mag wohl am Thurm zu Babel ſchon getagwerkt haben; wird aber diesmal auch nicht in den Himmel bauen!“

Als gleich darauf Herr Chriſtian Albrecht aus ſeinem Cabinett hereintrat, ſah er ſeinen Buchhalter ſich mit dem Schneiden einer Feder mühen, die er immer näher an die Naſe rückte. „Will's nicht mit den alten Augen, Papa Friedebohm?“ ſagte er freundlich.

Aber Monſieur Friedebohm zuckte bedeutſam mit der einen Schulter nach der Mauer draußen. „Herr

Chriſtian Albrecht, wir haben ſchon immer das Licht nicht juſtement mit Scheffeln hier gehabt."

Der Senator warf einen Blick nach dem hohen Werke, an welchem die beiden Geſellen unter luſtigem Singen noch immer weiter arbeiteten. „Ja, ja, Friedebohm," rief er heftig, „du haſt Recht! Alle Tauſend, das geht denn doch übers —"

„Uebers Bohnenlied" wollte er ſagen, wo ſchon derzeit gar nichts darüber ging; aber er ſchwieg plötzlich, da er auf den jungen Muſche Peters ſah, der wieder mit offenem Mund an ſeinem Pulte ſaß, und ging, nachdem er eine geſchäftliche Anordnung ertheilt hatte, in ſein Cabinett zurück.

— — Nach ein paar Stunden ſteckte Frau Chriſtine ihr hübſches Köpfchen durch die Thür. „Darf man eintreten?" frug ſie.

„Komm nur!" erwiderte Herr Chriſtian Albrecht von ſeinem Schreibſtuhl aus. „Was haſt du auf dem Herzen?"

„O," und ſie ſtand ſchon mitten in dem Stübchen und ließ ihre Blicke an der geſchwärzten Decke wandern, — „ich wollte nur; — — — aber, Chriſtian Albrecht, hier herrſcht ja ägyptiſche Finſterniß! Die ſchönen Spinngewebe, die unſere Wiebke immer ſitzen läßt, die können deine Spinnen nun ruhig weiter weben! Und weißt du, das naſeweiſe Ding — aber ich habe ihr auch einen tüchtigen Wiſcher gegeben — ſie hat eben die Mauer mit ihrem Eulbeſenſtiel gemeſſen; genau elf Fuß nach meiner Elle, ſagt ſie! Aber ſieh nur, Chriſtian Albrecht, nun wird's denn auch nicht höher; ſie legen ſchon die runden Steine oben auf.“

Herr Chriſtian Albrecht ſaß noch immer auf ſeinem hohen Schreibſtuhl, die Feder in der Hand. „Weißt du, Chriſtine,“ ſagte er, indem er ernſthaft vor ſich hinſah, „der Bock meines Herrn Bruders wird mir doch zu mächtig; es thut jetzt noth, und ich habe mich auf einen guten Gegenſtoß beſonnen.“ Und als ſie ihn unterbrechen wollte: „Nein, red' mir nicht dazwiſchen, Frau; ich will auch einmal meinen Willen haben.“

Sie faßte ihn leiſe an dem Aufſchlag ſeines Rockes und zog ihn ſanft von ſeinem Thron herab und dicht zu ſich heran. „O weh,“ ſagte ſie und ſah ihm ernſthaft in die Augen, „da habe ich am Ende einen Mann geheirathet, den ich erſt heute kennen lerne! Geſteh mir's, Chriſtian Albrecht, du haſt doch nicht auch etwa ſo einen —"

„Zum Kuckuck," rief Herr Chriſtian Albrecht lachend, „im hinterſten Stallwinkel wird auch wohl bei mir ſo einer angebunden ſtehen; und der ſoll jetzt heraus ans Tageslicht, trotz aller klugen Frauenzimmer und meiner allerklügſten noch dazu!"

„So, Chriſtian Albrecht? Und in welcher Art" — ſie zögerte ein wenig — „ſoll denn der deine ſeinen Gegenſtoß vollführen?"

„Setz' dich, Chriſtine," ſagte der Senator, indem er die anmuthige Frau auf ſeinen Schreibthron hob, „und reden wir Deutſch mitſammen! In jener Sache da draußen auf dem Hof will ich mein Recht und keinen Tittel davon aufgeben! Aber dazu bedarf es keines Proceſſirens; denn es ſteht klar und bündig in den alten Kaufcontracten."

„Und weiter, Chriſtian Albrecht?"

„Und weiter, Chriſtine, hat zwar der Beſitzer von Friedrich's Hauſe die Mauer zwiſchen beiden Häuſern aufzuführen und zu unterhalten; aber der des unſerigen hat den Halbſchied der Koſten dazu beizutragen."

„Wirklich? Auf Höhe von elf Fuß?“

„Ei was, und wenn's die Mauer von Jericho wäre! Das iſt meine Sache; wenn ich ihm zahlen will, er muß ſchon ſtill halten und Quittanz dafür ertheilen!“

„Und du willſt wirklich die Halbſchied der Koſten, ſo das blanke baare Geld dafür dem Bruder Friedrich in ſein Haus ſchicken?“

„Das will ich, Chriſtine; ganz gewiß, das will ich.“

Sie ſah ihn eine Weile ganz nachdenklich an.

„So, alſo auf die Art, Chriſtian Albrecht!“ ſagte ſie langſam.

Aber bevor ſie ihre Gedanken über dieſen kritiſchen Fall zu ordnen vermochte, kam Botſchaft aus der Küche; die Kochfrau war eben angelangt, und der Bratenwender ſollte aufgeſtellt werden; denn auf morgen gab es ein großes Feſt im Hauſe. Frau Chriſtine gedachte plötzlich wieder der Veranlaſſung, um derenwillen ſie das Allerheiligſte ihres Mannes aufgeſucht hatte: ſie ließ ſich ihr blaues Haushaltungsbeutelchen bis zum Rande füllen und verließ das Stübchen, den Kopf voll junger Wirthſchaftsſorgen.

* * *

In dem Hauſe nebenan ſollte heute Herr Friedrich Jovers mit ſeiner ehrſamen Haushälterin ſelbander ſpeiſen; denn ſein junger Lübecker Küfer war auswärts in Geſchäften. Zuvor aber trat er nach ſeiner Gewohnheit vor die Hausthür und ſchaute von dem oberſten Treppenſteine ein paar Augenblicke in das Wetter und rechts die Straße hinab nach dem dort unten ſichtbaren Theile des Hafens.

Als er dann wieder ins Haus und gleich darauf in das Wohnzimmer getreten war, ſtand die Matrone ſchon mit vorgeſteckter Serviette in der kalmankenen Sonntagscontuſche hinter ihrem Stuhle.

„Iſt Hochzeit in der Stadt, Frau Möllern?" frug er. „Die Schiffe flaggen ja!"

Er ſetzte ſich und die Alte ſetzte ſich ihm gegenüber; die Frage mochte er wohl ſchon vergeſſen haben, denn Herr Friedrich Jovers pflegte ſeit geraumer Zeit auf dergleichen keine Antwort zu erwarten.

Aber Frau Antje Möllern, welche auf gewiſſe Dinge ihren Herrn nicht anzuſprechen wagte, ließ ſich die Gelegenheit nicht entſchlüpfen. „Hochzeit?" wiederholte ſie ſcharf; und ein gewiſſes Zucken um ihre derben Lippen zeigte, daß eine verhaltene Entrüſtung zum Ausbruch drängte. „Nein, es iſt keine Hochzeit, es iſt nur eine Kindtaufe!“

„Eine Kindtaufe, und die Schiffe flaggen?“ ſagte Herr Jovers gleichgültig. „Ich wüßte doch nicht, daß bei den Honoratioren —“

Aber Frau Möllern vermochte nicht, ihn ausreden zu laſſen. „O, Herr Jovers, freilich iſt es bei den Honoratioren, bei den allererſten Honoratioren; aber eine Schande iſt es, eine offenbare Schande, ſag' ich!“

Herr Jovers wurde doch aufmerkſam. „Was will Sie damit ſagen?“ frug er kurz.

„Damit, Herr Jovers, will ich ſagen, daß Ihr einziger Bruder, der Herr Senator Chriſtian Albrecht Jovers, heute ſein erſtes Söhnchen taufen läßt; und Sie fragen noch, warum die Schiffe flaggen!“

Herr Friedrich ſagte nichts; aber Frau Antje Möllern entging es nicht, wie ihm die Hand zitterte, während er ſchweigend den Reſt ſeiner Suppe hinunterlöffelte.

Die grimmigen Augen der Alten begannen plötzlich einen wehleidigen Ausdruck anzunehmen. „Herr

Jovers," begann ſie ſeufzend, „Ihr Herr Großvater ſelig und meines Vaters Onkel, was waren das für gute Freunde! Sie wiſſen das ja auch, Herr Jovers!"

„Zum mindeſten," ſagte Herr Jovers, „hat Sie mir das oft genug erzählt."

„Nun, Herr Jovers, ſelig Senator'n wußte das ja auch!"

„Ja, ja, Möllern, und auch der alte Friedebohm! Denn in den Büchern meines Großvaters läuft bis zu ſeinem ſeligen Ende eine jährliche Ausgabepoſt: Zehn Pfund Tabak und ein Gewandſtück für den armen Kriſchan Möller."

Frau Antje ſchluckte etwas; dann aber, nachdem ſie den mittlerweile erſchienenen Braten vorgelegt hatte, nahm ſie doch den Faden wieder auf. „Ja, Herr Jovers, ſie waren Schulkameraden, und das vergaßen ſie ſich nicht! Für alle Mittwoch war Herr Chriſtian Möller zu dem Herrn Senator Chriſtian Jovers auf den Kaffee eingeladen; im Sommer tranken ſie denſelben in dem ſchönen Gartenpavillon, den Ihr Herr Großvater damalen erſt gebaut hatte. Nicht wahr, Herr Jovers, man hätte ſie wohl ſehen mögen, die alten Herren, wie ſie in liebevoller Unterhaltung mit ihren holländiſchen Pfeifen vor den offenen Gartenthüren ſaßen! — Wenn ſie es damalen hätten vorausſehen können,“ fuhr Frau Antje fort, vor ihrem noch immer unberührten Braten ſitzend, „daß der nunmehrige Herr Senator Jovers oder, ſagen wir's nur gerad' heraus, die nunmehrige Frau Senator'n einen ſolchen Proceß um dieſen ſchönen Luſtgarten anheben würde, was würden die beiden braven Freunde dazu wohl geſagt haben?“

„Weiß nicht, Möllern,“ ſagte Herr Friedrich, der bisher in halber Zerſtreuung dageſeſſen hatte; „vielleicht wäre es meinem Großvater zum Verdruß geſchlagen, und er hätte den laufenden Poſten von zehn Pfund Tabak und einem Gewandſtück ein für alle Mal geſtrichen!“

Die Matrone nagte ſich ein paar Mal auf die Lippe; dann ſprach ſie mit andächtigem Aufblick: „Wie wohl hat unſer Herrgott es gemacht, daß dieſe lieben Männer itzt in ihrem Grabe ruhen!“

„Sehr wohl,“ ſagte Herr Friedrich, indem er vom Tiſche aufſtand; „und da laſſe Sie die beiden alten Leute nur und ſorge Sie für Ihre Leibesnahrung, damit Sie nicht vor der Zeit bei Ihres Vaters Onkel zu ruhen komme! Zunächſt aber hole Sie mir den Ueberrock von draußen aus dem Schrank!“

Als das geſchehen war, ging Herr Friedrich aus dem Hauſe, ohne zu ſagen, wohin und wann er wiederkommen werde; Frau Antje aber legte zuvörderſt die Serviette zuſammen, welche der ſonſt ſo accurate Herr als wie ein Wiſchtuch auf dem Tiſche hatte liegen laſſen, und machte ſich dann voll ſtillen Ingrimms über ihren Braten her.

— Am ſelbigen Abend, da es vom Kirchthurme acht geſchlagen hatte, ſtand Herr Friedrich Jovers auf ſeinem Steinhofe mit dem Rücken an der Mauer eines Hintergebäudes und blickte unverwandt nach den hell erleuchteten Saalfenſtern ſeines Elternhauſes, deren unterſte Scheiben die neue Mauer noch ſoeben überragten.

Ganz heimlich, vor Allem als dürfe Frau Antje Möllern nichts davon gewahren, war er nach ſeiner Rückkehr hier hinausgeſchlichen. Weshalb, wußte er wohl ſelber kaum; denn mit jedem Gläſerklingen, das zu ihm herüberſcholl, mit jeder neuen Geſundheit, deren Worte er deutlich zu verſtehen glaubte, drückte er die Zähne feſter auf einander. Gleichwohl ſtand er wie gebannt an ſeinem Platze, ſah in das Blitzen der brennenden Kryſtallkrone und horchte, wenn nichts Anderes laut wurde, auf den Schrei des alten Papageien, der, wie er wohl wußte, bei der Feſttafel heute nicht fehlen durfte.

Da erſchien an einem der Fenſter, gerade an dem, welches ſeinen Schein auf Herrn Friedrich's Standplatz warf, eine zierliche Frauengeſtalt. Er konnte das Antlitz nicht erkennen; aber er ſah es deutlich, daß der Kopf des Frauenzimmers, wie um ungehinderter hinauszuſchauen, ſich mit der Stirn an eine Scheibe drückte. Doch auch das ſchien ihr noch nicht zu genügen; ein Arm ſtreckte ſich empor, wie um die obere Haspe zu erreichen, und jetzt, während im Saale neues Gläſerklingen ſich erhob und der Papagei dazwiſchen ſchrie, wurde leiſe der Fenſterflügel aufgeſtoßen.

Herr Friedrich erkannte ſeine Schwägerin. Sie lehnte ſich hinaus, ſie legte die Hand an ihren Mund, als ob ſie zu ihm hinüberrufen wolle; und jetzt hörte er es deutlich, wenn es auch nur wie geflüſtert klang; es war ſein Name, den ſie gerufen hatte. Und da er wie ein ſteinern Bild an ſeiner Mauer blieb, kam es noch einmal zu ihm herüber, und dann, als wolle ſie ihm winken, erhob ſie langſam ihre Hand und deutete dann wieder nach dem hellen Feſtſaal. — Was hatte ſie vor? Wollte ſie ihn noch jetzt zur Taufe laden? Er wußte, ſie konnte ſolche Einfälle haben; er wußte auch, wenn er jetzt ihr folgte, er würde ſeinem Bruder den beſten Theil des Feſtes bringen; aber — der Garten! Nach ein paar fürſorglichen Andeutungen des Herrn Siebert Sönkſen ſtand in allernächſter Zeit eine abfällige Sentenz bei dem Magiſtrate hier in Ausſicht! — Nein, nein, die zweite Inſtanz mußte beſchritten, der Proceß mußte dort gewonnen werden; waren doch auch die weitſchichtigen Receſſe des Goldenen von vornherein auf dieſe höhere Weisheit nur berechnet geweſen!

Herr Friedrich Jovers wollte ſein Recht. Frau Chriſtine hatte es ſelbſt geſagt, er konnte nicht anders, er war ein Trotzkopf; er rührte ſich nicht, der Bock hielt ihn mit beiden Hörnern gegen die Mauer gepreßt.

Freilich wußte er es nicht, daß Chriſtian Albrecht ihn im Gevatterſtande vertreten und ſeinen Erſtgeborenen getroſt auf ſeines Bruders und des Urgroßvaters Namen hatte taufen laſſen. Da drüben aber wurde das Fenſter zögernd wieder zugeſchloſſen.

⁂

Wenige Tage ſpäter ſtand der vierſchrötige Maurermeiſter Heinrich Hanſen, wohlraſirt, ſeinen Dreiſpitz in der Hand, im Cabinette des Senators Chriſtian Albrecht Jovers.

„Alſo,“ frug dieſer, „zweihundertundvierzig Reichsthaler war die Verdingſumme für das Werk da draußen, und Er hat den Betrag bereits empfangen?“

Meiſter Hanſen bejahte das.

„Weiß Er denn wohl,“ ſagte der Senator wieder, „daß mein Bruder Ihm da um die Hälfte zu viel gegeben hat?“

Der alte Handwerksmann wollte aufbrauſen; das griff an ſeine Zunft- und Bürgerehre. „Laß Er nur, Meiſter,“ ſagte Herr Chriſtian Albrecht und legte beſchwichtigend die Hand auf den Arm des neben ihm Stehenden. „Seine Arbeit iſt auch diesmal rechtſchaffen; aber Er weiß doch, was ein

Hauscontract bedeutet?" Und damit ſchob er ihm das vergilbte Schriftſtück zu, welches aufgeſchlagen auf dem Pulte lag.

Der Meiſter zog ſeine Meſſingbrille hervor und ſtudirte lange und bedächtig unter Beiſtand ſeines Zeigefingers den ihm bezeichneten Paragraphen; endlich klappte er die Brille zuſammen und ſteckte ſie wieder in das Futteral.

„Nun?" frug Herr Chriſtian Albrecht.

Der Meiſter antwortete nicht; er fuhr mit ſeinen Fingern in die Weſtentaſche und ſuchte nach einem Endchen Kautabak, womit er in ſchwierigen Umſtänden ſeinen Verſtand zu ermuntern pflegte.

„Nicht wahr, Meiſter," ſagte der Senator wieder, „da ſteht es klar und deutlich?"

Der Meiſter kam nun doch zu Worte. „Mag ſein, Herr," erwiderte er ſtockend, „aber es iſt mir denn doch Alles voll und richtig ausbezahlt!"

Der Senator ließ ſich das nicht anfechten. „Freilich, Meiſter; aber die eine Hälfte war ja nicht Herr Friedrich Jovers, ſondern ich Ihm ſchuldig! Das macht auf den Punkt einhundertundzwanzig Reichsthaler. Hier ſind ſie, wohlgezählt in Kron-

und Markſtücken; und nun gehe Er zu Herrn Friedrich Jevers und zahle Er ihm zurück, was Er von ihm zu viel empfangen hat!“

Meiſter Hanſen zögerte noch; in ſeinem Kopfe mochte die Vorſtellung von einem etwas curioſen Umwege auftauchen; aber bevor er mit ſeinen ſchwer beweglichen Gedanken darüber ins Reine kam, war ſchon das Geld in ſeiner Taſche und er ſelbſt zur Thür hinaus.

Herr Chriſtian Albrecht rieb ſich vergnügt die Hände. „Was wird Bruder Friedrich dazu ſagen? Still halten muß er ſchon; hier ſteht’s!“ Und er tupfte mit den Fingern dreimal zuverſichtlich auf den alten Hauscontract.

Da wurde an die Thür gepocht. Der Schreiber ſeines Sachwalters überbrachte ihm einen Brief.

Als der Ueberbringer ſich entfernt und Herr Chriſtian Albrecht den Brief geleſen hatte, war der eben noch ſo vergnügliche Ausdruck ſeines Angeſichts mit einem Mal wie fortgeblaſen. „Muſche Peters,“ ſagte er kleinlaut, indem er die Thür zur großen Schreibſtube öffnete, „bitte Er doch die Frau Senatorin, auf ein paar Augenblicke bei mir vorzuſprechen!“

Die Frau Senatorin ließ nicht auf ſich warten. „Da haſt du mich, Chriſtian Albrecht!“ rief ſie fröhlich; „aber“ — — und ſie ſchaute ihm ganz nahe in die Augen, „fehlt dir etwas? Es iſt doch kein Unglück geſchehen?“

„Freilich iſt ein Unglück geſchehen; da — lies nur dieſen Brief!“

Ihre Augen flogen über das Papier. „Aber, Chriſtian Albrecht, du haſt ja den Proceß gewonnen!“

„Freilich, Chriſtinchen, hab' ich ihn gewonnen.“

„Und das nennſt du ein Unglück? Da haſt du ja Alles nun in deiner Hand!“

„Hatte ich in meiner Hand, mußt du ſagen! Fünf Minuten vor Empfang dieſes Schreibens habe ich durch Meiſter Hanſen die Hälfte der unſeligen Mauergelder an Bruder Friedrich abgeſandt.“

Frau Chriſtine ſchlug die Hände in einander. „Das wird eine ſchöne Geſchichte werden! — du!?“ — und ſie drohte ihm mit dem Finger — „ich hatte es dir vorhergeſagt!“

* * *

Und es wurde eine ſchöne Geſchichte; denn zu derſelben Zeit ſtand im Nachbarhauſe der Meiſter Hanſen vor dem Herrn Friedrich Jovers.

Bei ſeinem Eintritt in den Hausflur war der goldene Advocat gegen ihn angeprallt und dann wie im blinden Geſchäftseifer an ihm vorbeigeſchoſſen. Im Zimmer ſelbſt ſaß der Hausherr mit einem Schriftſtück in der herabhängenden Hand, das mit vielen Schnörkeln begann und mit dem großen Magiſtratsſiegel endete. Er ſchien über den zuvor geleſenen Inhalt nachzuſinnen und nicht gehört zu haben, was ihm der Meiſter eben vorgetragen hatte; als dieſer aber aus ſeiner Hand ein paar ſchwere Geldrollen auf den Tiſch fallen ließ, richtete er ſich plötzlich auf. „Geld? Was ſoll das?“ rief er. „Was ſagt Er, Meiſter Hanſen?“

Der Meiſter trug noch einmal ſeine Sache vor, und jetzt hatte Herr Friedrich zugehört und recht verſtanden.

„So?“ ſagte er anſcheinend ruhig, indem er ſich von ſeinem Sitz erhob; aber ſein Antlitz röthete ſich bis unter das dunkle Stirnhaar. „Alſo dazu hat Er ſich gebrauchen laſſen?“ — Dann ergriff er plötzlich die beiden Geldrollen und machte eine Armbewegung, die den ſtämmigen Meiſter faſt zur Gegenwehr veranlaßt hätte.

Aber Herr Friedrich beſann ſich wieder. „Setz Er ſich!“ ſagte er kurz; dann ging er raſch zur Stubenthür und über den Hausflur nach dem Hof hinaus.

Der junge Küfer, der vor der offenen Kellerthür des Lagerraums beſchäftigt war, ſah mit Verwunderung den Herrn Principal bald mit vorgeſtrecktem Kopfe auf dem Klinkerſteige des Hofes dröhnend hin und wieder ſchreiten, bald wieder ein Weilchen ſtille ſtehn und mit halbſcheuen Blicken an der hohen Scheidemauer hinaufſchauen.

Das mochte eine Viertelſtunde ſo gedauert haben; endlich, wie in raſchem Entſchluß, ging Herr Friedrich in das Haus zurück. Als er ins Zimmer trat, fand er den Handwerksmann auf demſelben Stuhle, wo er ihn gelaſſen hatte.

„Meiſter,“ ſagte er, aber es war, als werde bei den wenigen Worten ihm der Athem kurz, „hat Er Leute in Bereitſchaft? So etwa fünf oder ſechs, und noch heute oder doch morgen ſchon?“

Der Meiſter war aufgeſtanden und beſann ſich. „Nun, Herr Jovers, es ginge wohl! Mit der Stadtswage ſind wir jetzt ſo weit; ein Stücker fünfe könnten ſchon gemißt werden.“

„Gut denn, Meiſter“ — und Herr Friedrich ergriff noch einmal, und nicht minder heftig als vorhin, die beiden auf dem Tiſche liegenden Geldrollen — „ſo baue Er mir die Mauer auf meinem Hofe noch um ſo viel höher, als dieſes Silber dazu reichen will!“

Der Handwerksmann ſchien kaum zu merken, daß während dieſer Worte die Rollen ſchon in ſeinen Händen lagen.

„Hat Er mich nicht verſtanden?“ fuhr Herr Friedrich fort, da der Andere keine Antwort gab.

„Freilich, Herr; das iſt wohl zu verſtehen; aber“ — und der Meiſter ſchien ein paar Augenblicke nachzurechnen — „das gäbe ja noch an die ſechs bis ſieben Fuß!“

„Meinetwegen,“ ſagte Herr Friedrich finſter, „nur ſorge Er dafür, daß es um keinen Schilling niedriger und auch um keinen höher werde, als wozu Er da das Geld in Händen hat!“

„Hm,“ machte der alte Mann und ſah den

jüngeren mit einem Blicke an, als ob ihm plötzlich ein Verſtändniß komme, „wenn Sie es denn ſo wollen, Herr Jovers; es iſt Ihre Sache.“

Herr Jovers wandte ſich ab. „So wären wir fertig mit einander!“ ſagte er haſtig. „Fanget nur gleich morgen an, damit ich der Unruhe in Bälde wieder ledig werde!“

Als Meiſter Hanſen dann hinausgegangen war, warf er ſich auf einen Stuhl am Fenſter und ſtarrte auf die leere Straße. Er ſchien keine Gedanken zu haben; vielleicht auch wollte er keine haben.

⁂

Und ſchon am anderen Tage, während der Herr Onkel Bürgermeiſter und der Herr Vetter Kirchenpropſt noch einmal ihr vergebliches Verſöhnungswerk betrieben, wurde zwiſchen den Höfen der beiden Brüder rüſtig fortgemauert, und der ſtruppige Aſſyrer ſang dabei alle Lieder, die er aus ſeinen Kreuz- und Querzügen aus der Fremde heimgebracht hatte. Im Hauſe des Senators wurden die Schreibſtuben mit jeder neuen Steinlage immer mehr verdunkelt, und der alte Friedebohm ertappte ſich zu ſeinem Schrecken mehr als einmal, wie er müßig vor dem Fenſter ſtand und, eine vergeſſene Priſe zwiſchen den Fingern, dieſem, wie er es bei ſich ſelber nannte, babyloniſchen Beginnen zuſah. Auf der anderen Seite ging Herr Friedrich Jovers, wenn er auf dem Wege zu ſeinen Geſchäftsräumen den Hof betreten mußte, haſtig und ohne jemals aufzublicken, daran vorüber. Dann, nach Verlauf einiger Tage, hörte das Mauern und das Singen auf; die Handwerker waren fort, das neue Werk war fertig.

Statt deſſen vernahm Herr Friedrich am nächſten Vormittage ein Geräuſch, das ihm wie mit einem Schlage die ſeltenſten, aber höchſten Freuden ſeiner Knabenjahre vor die Seele führte; er hatte eben die Hofthür geöffnet und ſeinem draußen beſchäftigten Ausläufer etwas zugerufen, als er horchend ſtehen blieb. Er wußte es genau; er ſah es vor ſich, wie jetzt drüben auf dem Hofe des Elternhauſes die großen Reiſemäntel ausgeklopft wurden; ja, er ſah ſich ſelbſt als Knaben in ſeinen Sonntagskleidern an ſeiner Mutter Hand daneben ſtehen und hörte den frohen Ton ihrer Stimme, womit ſie bei ſolchem Anlaß einſtmals ihrer Kinder Herz erfreute.

Er erſchrak faſt, als der Gerufene ihm jetzt entgegentrat, und ihm entfiel unwillkürlich die Frage, was denn für eine Reiſe drüben wohl im Werke ſei. Aber bevor der Mann den Mund aufzuthun vermochte, kam bereits die Antwort aus der nahe liegenden Küche; Frau Antje Möllern hatte ſelbſtverſtändlich ſchon lange die genaueſten Nachrichten; ein Glück, daß ſie es endlich nun erzählen konnte! Die junge Frau Senator'n wollte mit ihrem Erbprinzen auf Beſuch zu ihren Eltern, obſchon das liebe Kind mit jedem Tag ins Zahnen fallen könne und Pancratius und Servatius noch nicht einmal vorüber ſeien; und der gute Herr Senator müſſe auch mit auf die Reiſe; denn was kümmere das die Frau Senator'n, daß eine große Ladung Oſtſee-Roggen erſt eben auf der Rhede angekommen ſei! „Herr Jovers!“ ſchloß Frau Antje ihre Rede, als der Arbeitsmann ſich entfernt hatte, und wies mit dem Daumen nach dem Hofe zu, „glauben Sie es oder glauben Sie es nicht — die hat's nicht ausgehalten, daß ſie uns von drüben nun nicht mehr in unſere Töpfe gucken kann!“

Ein faſt grimmiges Zucken fuhr um Herrn

Friedrich's Lippen; dann aber ſah er die alte Dame nur eine Weile mit etwas ſtarren Augen an. „Alſo das iſt Ihre Meinung, Möllerſch?“ ſagte er trocken, und als ſie hierauf betheuernd mit ihrem dicken Kopf genickt hatte, ſetzte er hinzu: „So wolle Sie die Güte haben, dergleichen Meinung künftig bei ſich ſelber zu behalten!“

Als er das geſprochen hatte, ging er fort, und Frau Antje blieb, die Hände über ihrem ſtarken Buſen gefaltet, noch eine ganze Weile ſtehen, die Augen unbeweglich nach der Richtung, in der ihr Herr verſchwunden war. Dann plötzlich trabte ſie an den verlaſſenen Herd zurück und rührte unter heftigen Selbſtgeſprächen in dem über dem Dreifuß ſtehenden Topfe, daß die kochende Brühe zu allen Seiten in die lodernden Flammen ſpritzte.

⁂

Es war unverkennbar, daß die Mauer draußen, obgleich ſie keineswegs behagliche Gefühle in ihm erweckte, nach ihrer abermaligen Vollendung eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf Herrn Friedrich Jovers übte. Freilich hatte er noch immer vermieden, an dem neuen Werk emporzuſehen; jetzt aber, nachdem der Abend herangekommen war, ließ es ihm auch hierzu keine Ruhe mehr. Er hatte ſich vorgeſpiegelt, ſein junger Küfer, der zur gewohnten Stunde aus dem Geſchäft gegangen war, könne das Auffüllen der neuen Fäſſer unterlaſſen haben, welche in dem Keller hinter dem Hofe lagen; allein er hatte ſchon darum vergeſſen, als er kaum den Hof betreten hatte.

Oben an dem dunkeln Frühlingshimmel ſchwamm die ſchmale Sichel des Mondes und warf ihr bläuliches Licht auf den oberen Rand der Scheidemauer und das Dach des elterlichen Hauſes. Herr Friedrich ſtand jetzt an derſelben Stelle, von wo aus er an jenem Abend ein ſtummer Zeuge der Familienfeierlichkeit geweſen war; er ſtand dort ebenſo ſtumm und unbeweglich, aber auf ſeinem Antlitz lag jetzt ein unverkennbarer Ausdruck der Beſtürzung. So ſehr er ſeine Augen anſtrengte, es wurde nicht anders; hinter dem neuen Maueraufſatz waren die Fenſter des alten Familienſaales bis zum letzten Rand verſchwunden.

Es war ſchon ſpät am Abend; nichts regte ſich, weder hüben noch drüben; nur das Klirren eines Fenſterflügels, der im Hauptbau auf der andern Seite offen ſtehen mochte, wurde dann und wann im Aufwehen der Nachtluft hörbar. Herr Friedrich wollte eben in ſein Haus zurückkehren, da tönte von drüben plötzlich die Stimme des alten Cuba-Papageien: „Komm 'röwer!“ und nach einer Weile noch einmal: „Komm 'röwer!“ Wie ein eindringlicher Ruf, faſt ſchneidend klang es durch die Stille der Nacht; dann nach kurzer Pauſe folgte ein gellendes Gelächter. Herr Friedrich kannte es ſehr wohl; der verwöhnte Vogel pflegte es auszuſtoßen, wenn ihm die Nachahmung der eingelernten Worte beſonders wohl gelungen war. Aber was ſonſt als der unbehülfliche Laut eines abgerichteten Thieres gleichgültig an ſeinem Ohr vorbeigegangen war, das traf den einſamen Mann jetzt wie der neckende Hohn eines ſchadenfrohen Dämons.

„Komm 'röwer!“ ſeine Lippen ſprachen unwillkürlich dieſe Worte nach; über ſeine ſelbſtgebaute Mauer konnte er nicht hinüberkommen.

Noch lange ſtand er, das Hirn voll grübelnder Gedanken, ohne daß etwas Anderes als das gewöhnliche Geräuſch der Nacht zu ſeinem Ohr gedrungen wäre; faſt ſehnte er ſich, noch einmal den Schrei des Vogels zu vernehmen; als aber Alles ſtill blieb, ging er ins Haus und legte ſich zum Schlafen nieder.

Allein er hörte eine Stunde nach der anderen ſchlagen; und da er endlich ſchlief, war es nur eine halbe Ruhe. Ihm war, als ſei er auf dem Wege zum Garten; aus der Pforte kamen ſeine Eltern ihm entgegen, von denen er gemeint hatte, daß ſie beide ſchon im Grabe lägen; als er auf ſie zuging, ſah er, daß ihre Augen feſt geſchloſſen waren; er wollte ſie eben bitten, ihn doch anzuſehen, da war die hohe Mauer vor ihm aufgeſtiegen, und dahinter ſcholl das Gelächter des alten Cubavogels, das wie in einem Echo an hundert Mauern hin und wieder ſprang.

— — Das Geräuſch eines dicht unter ſeinen Fenſtern vorüber rollenden Wagens weckte ihn. Es war ſchon Morgenfrühe; die dicke, goldene Taſchenuhr, welche er von ſeinem Nachttiſch langte, zeigte auf reichlich fünf Uhr. Raſch war er aus dem Bette, zog das Vorhängſel von einem Guckfenſter in der vorſpringenden Seitenwand zurück und ſah auf die Straße hinab. Von Oſten her lagen die Häuſerſchatten noch auf den feuchten Steinen und bis hoch an den gegenüber ſtehenden Gebäuden hinauf; vor der Treppe des brüderlichen Hauſes hielt ein beſpannter Reiſewagen; Koffer wurden durch den alten Diener hintenauf geladen und Kiſten und Schachteln unter den Wagenſtühlen feſtgebunden. Bald darauf ſah er ſeinen Bruder und Frau Chriſtine in Reiſerock und Mantel aus dem Hauſe treten; dann folgte eine gleichfalls reiſefertige Magd mit einem anſcheinend nur aus Tüchern beſtehenden Bündelchen, an welchem die junge Frau Senator'n noch viel zu zupfen und zu ſtecken hatte und worin Herr Friedrich nicht ohne Grund ſeinen ihm noch unbekannten jungen Neffen vermuthete.

Endlich war Alles auf dem Wagen; Herr Friedebohm, von der oberſten Treppenſtufe, ſchien eiligſt noch mit Kopf und Händen die Verſicherung getreuen Einhütens zu ertheilen; dann klatſchte der Kutſcher, und bald war die Straße leer, und Herr Friedrich hörte nur noch das ſchwache Rollen des Wagens droben in der Stadt, wo es zum Oſterthore hinausführte.

Aber auch ihn ſelbſt duldete es nun nicht länger im Hauſe; raſch war er angekleidet und ging in den friſchen Morgen hinaus. Er war hinten um die Stadt herumgegangen, an der ſtillen Gaſſe vorüber, in welcher die Pforte zu dem Familiengarten ſich befand; jetzt ſchritt er langſam, ſeinen Rohrſtock unter dem Arme, drüben auf dem breiten Gange des Kirchhofes und ſchaute über den alten Hagedornzaun nach dem ſeit einem halben Jahre von ihm gemiedenen Familiengrundſtücke hinüber. Bäume und Sträucher ſtanden ſchon in lichtem Grün, und dort von den jungen Apfelbäumen, die ſein Vater, der alte Herr Senator, noch gepflanzt hatte, lachten ihn die erſten rothen Blüthenſträuße an. Bald auch gewahrte er mit Verwunderung, daß der Garten, wie in jedem Frühjahr, in ordnungsmäßigen Stand geſetzt war; und — täuſchte ihn denn ſein Ohr? — er hörte ein Geräuſch, als ob geharkt und darauf Beete mit dem Spaten angeklopft würden; aber der Pavillon und das hohe Gebüſch zu deſſen Seiten verwehrten ihm die Ausſicht.

Er blieb ſtehen und lauſchte, während das Geräuſch des Arbeitens ſich ebenmäßig fortſetzte. Da wallte es in ihm auf; wer konnte ſich unterſtehen, den in Streit befangenen Garten anzufaſſen?

„Heda!“ rief er. „Was wird da getrieben?“

Das Arbeiten hörte auf, und nach einigen Augenblicken trat der alte Andreas mit einem Spaten auf der Schulter hinter dem Pavillon hervor.

„Er, Andreas?“ herrſchte ihn Herr Friedrich an. „Was hat Er hier zu ſchaffen? Hat Ihn mein Bruder etwa hier zur Arbeit herbeordert?“

Der Alte ſchob ſeine Pudelmütze von einem Ohr zum anderen. Die Frage mochte ihm unerwartet kommen; hatte er doch noch von dem ſeligen Herrn her einen Schlüſſel zu der Gartenpforte und ſeit über einem Vierteljahrhundert einzig nach dem Kalender, den er in ſeinem Kopfe trug, die Beete umgegraben, Erbſen und Bohnen nach ſeiner eigenen Wiſſenſchaft gelegt und Bäume und Geſträuche angebunden und beſchnitten. „Herbeordert?“ ſagte er endlich. „Nein, Herr; ſo herbeordert hat mich Niemand; aber wenn's nicht Alles in die Wildniß gehen ſollte, ſo war es juſt die höchſte Zeit.“

„Was kümmert Ihn das,“ rief Herr Friedrich, „ob es hier verwildert?“

Der Alte hatte ſeinen Spaten in die Erde geſtoßen. „Was mich das kümmert?" wiederholte er und ſah völlig verdutzt zu dem Sohne ſeines alten Herrn hinüber.

„Freilich Ihn!" fuhr dieſer fort; „denn wer wohl, meint Er, daß Ihm Seine Arbeit hier bezahlen werde?"

„Nun, Herr; es wird ſchon Alles angeſchrieben."

„So ſchreib' Er's gleich nur in den Schornſtein," rief Herr Friedrich, „und verthu Er ſeine Zeit nicht, die Er beſſer brauchen kann!"

Andreas wiſchte mit der Hand den Schweiß von ſeiner Stirne. „Wenn das Ihr Ernſt iſt, Herr Jovers," ſagte er, „ſo kann ich freilich nur nach Feierabend hier noch arbeiten; das aber" — und er erhob den Spaten und zeigte damit nach dem Kirchhofe hinüber — „thu ich meiner alten Herrſchaft da zu Liebe."

Herr Friedrich ſagte nichts; Andreas aber ging mit ſeinem Spaten fort, und bald wurde wieder das einförmige Geräuſch des Grabens in der Morgenſtille hörbar.

Der Andere ſtand noch eine Weile an derſelben Stelle, als müſſe er die Spatenſtiche zählen, die er drüben den alten Arbeiter machen hörte; dann wandte er ſich plötzlich und ging weiter in den Kirchhof hinein, bis zu dem Grabe ſeiner Eltern. Hier ſaß er lange auf den Steinen, welche die Familiengruft bedeckten, und blickte auf den grünen Koog hinunter und darüber hinaus auf den ſilbernen Strich des Meeres, wo in der Ferne die Maſten des guten, ihm ſo wohlbekannten Schiffes „Elſabea Fortuna“ ſichtbar wurden.

Als es in der Stadt vom Thurme Sieben ſchlug, ſtand er wieder an dem alten Gartenzaune. Der vorübergehende Todtengräber, deſſen Gruß er nicht zu bemerken ſchien, gewahrte mit Verwunderung, wie Herr Friedrich Jovers mit ſeinem Stocke recht unbarmherzig gegen einzelne der alten Büſche ſtieß, während doch, wie von einem frohen Entſchluß, ein ſtilles Lächeln auf ſeinem Antlitz lag.

Plötzlich aber richtete Herr Friedrich ſich auf und ſchritt aus dem Kirchhofe in die Stadt hinein; er ſchritt nicht ſeiner Wohnung zu, ſondern die lange Oſterſtraße hinauf, wo das Haus des Meiſters Hinrich Hanſen lag.

* * *

Und acht Tage ſpäter, an einem ſonnigen Spätnachmittage, hielt der Chaiſewagen des Senators wieder vor deſſen Hausthür; die Reiſenden ſammt Kind und Kindsmagd waren heimgekehrt. Als der ſchlafende Erbe glücklich vom Wagen und oben in der Kinderſtube untergebracht war, lief die junge Frau, wie zu neuer freudiger Beſitznahme, durch alle Räume ihres Hauſes, und als ſie hier überall geweſen war und, dank der alten ſchwiegerelterlichen Köchin, Alles in muſterhafter Ordnung vorgefunden hatte, ſchritt ſie langſam den Gang hinab, der an der Küche vorbei zur Hofthür führte. Ihr Geſicht war plötzlich ernſt geworden, und es dauerte eine Weile, bevor ſie die Klinke aufdrückte und hinaustrat.

Allein ſo zögernd ſie hinausgegangen war, ſo raſch kam ſie jetzt zurück; ſie flog faſt an der Küche vorüber nach dem Hausflur; ihre Augen ſtrahlten: „Chriſtian, Chriſtian Albrecht!“ rief ſie. „Wo ſteckſt du? Komm doch, komm geſchwinde!“

Da trat er ſchon mit heiterem Antlitz aus der Schreibſtube auf ſie zu.

„Komm!“ rief ſie nochmals und ergriff ihn bei der Hand. „Ein Wunder, Chriſtian Albrecht, ein wirkliches Wunder! Wie aus dem Döntje von dem Fiſcher un ſine Fru! Ein ſchwarzer jütſcher Topf, ein Haus, ein Palaſt; immer höher und höher, und dann eines angenehmen Morgens — ‚Mantje, Mantje Timpe Te!‘ — da ſitzen ſie wieder in ihrem ſchwarzen Pott!“ Und ſie ſah mit glückſeligen Augen zu ihrem Mann empor.

Auch aus ſeinen guten Augen leuchtete ein Strahl des Glückes. „Ich habe es ſchon geſehen,“ ſagte er; „aber es iſt kein Wunder, es iſt viel beſſer als ein Wunder.“

Und als ſie dann Arm in Arm auf den Hof hinaustraten, der wieder hell und frei wie früher vor ihnen lag, da ſahen ſie die hohe Mauer bis auf ihr altes Maß hinabgeſchwunden, und hinter der niedrigen Grenzſcheide ſtand Herr Friedrich Jovers und ſtreckte ſchweigend dem Bruder ſeine Hand entgegen.

„Friedrich!“

„Chriſtian Albrecht!“

Die Hände lagen in einander; aber jetzt erhob Herr Friedrich den Kopf, als ob er nach den Fenſtern des elterlichen Hauſes hinüberlauſche.

„Worauf hörſt du, Bruder?" frug ihn der Senator.

Einen Augenblick noch blieb der Andere in ſeiner horchenden Stellung, dann ging ein Lächeln über ſein ernſtes Geſicht. „Ich meinte, Bruder, daß unſer alter Papagei mich riefe; aber er hat es neulich Abends ſchon gethan."

Und als er das geſagt hatte, legte er die eine Hand auf den oberen Rand der Mauer, und mit einem Satze ſchwang er ſich hinüber.

„Mein Gott, Friedrich," rief Frau Chriſtine, indem ſie einen raſchen Schritt zurücktrat, „ich habe dich noch niemals ſpringen ſehen!" Und dabei ſtanden ihre Augen voll von Thränen.

Er faßte ſeine Schwägerin an beiden Händen. „Chriſtine," ſagte er, „dieſer Sprung war nur ein Symbolum; ich werde künftig wieder hübſch auf ebener Erde bleiben."

Der Senator blickte heiter in den nun wieder frei gewordenen Luftraum. „Lieber Bruder," begann er mit bedächtigem Lächeln, „die ganze Mauer war ja eigentlich nur ein Symbolum, außer daß ſie denn doch leibhaftig dageſtanden, und währenddem der alte Friedebohm ſich ſeine Federn nicht mehr ſchneiden konnte —"

Herr Friedrich unterbrach ihn: „Wenn's gefällig wäre, ſo nehmet noch einmal eure eben abgelegten Hüte und begleitet mich auf einer kurzen Promenade!"

„Was du willſt, Friedrich!" rief Frau Chriſtine. „Alles, was du willſt!" Und da Herr Chriſtian Albrecht gleichfalls einverſtanden war, ſo gingen ſie mit einander durch das elterliche Haus, und Herr Friedrich führte ſie den bekannten Weg hinten um die Stadt, an der grünen Marſch entlang und wieder in die Stadt hinein.

Sie hatten längſt bemerkt, daß er ſie zu dem in Streit befangenen Garten führe; aber ſie fragten nicht; ſie gingen ſchweigend und in freudiger Erwartung neben dem Bruder her.

Am Eingange empfing ſie der alte Andreas, die Steigbarke in der Hand, ein ſchelmiſches Schmunzeln im Geſicht; Alles zeigte ſich in ſchönſter Ordnung, an den jungen Apfelbäumen waren alle Blüthenſträuße aufgebrochen.

Herr Friedrich beſchleunigte ſeine Schritte, während er den Muſchelſteig zum Pavillon hinauf, dann aber an demſelben vorbei und nach der Kirchhofſeite zuſchritt. Als ſie hier aus dem Gebüſch hinaustraten, ſtieß Frau Chriſtine einen leichten Schrei aus, wie er ſich in freudiger Ueberraſchung ſo anmuthig von dem Frauenherzen löſt; denn an der Stelle des krüppelhaften Zaunes, welcher ſonſt die Scheide gegen den Kirchhof hin bezeichnet hatte, erhob ſich vor ihnen eine ſtattliche Mauer, wie Herr Chriſtian Albrecht ſie ſich immer hier gewünſcht hatte. „Nun gewißlich,“ rief die hübſche Frau, „da ſteht es vor uns, auch die Liebe kann —“

Aber Herr Friedrich nahm ihr das Wort vom Munde. „Die Frau Schweſter meinen,“ ſagte er höflich, „Meiſter Hanſen's Leute können, wenn auch keine Berge, ſo doch eine Mauer recht geſcheidt verſetzen; mich ſelber anbelangend, ſo habe ich hierbei auf des Herrn Bruders gütigen Conſens gerechnet. Und, Chriſtian Albrecht,“ fuhr er in herzlichem Tone fort, indem er ſich zu ſeinem Bruder wandte, „hiemit, ſo du gleichen Sinnes biſt, iſt unſer Proceß am Ende; du haſt das Urtheil unſeres Magiſtrates für dich; meinen Einſpruch habe ich zurückgezogen.

Thue du nun ein Uebriges und beſtimme als der Aelteſte, wie es mit dem Garten ſoll verhalten werden! Wie du die Theilung vornimmſt, ich bin es jedenfalls zufrieden.“

Herr Chriſtian Albrecht hatte dieſer Rede zugehört wie Einer, welcher zugleich einem eigenen Gedanken nachgeht. „Iſt das dein Ernſt, Friedrich?“ ſagte er, ſeinem Bruder voll ins Antlitz ſehend; „dein wohlbedachter Ernſt?“

„Mein voller, wohlbedachter Ernſt,“ erwiderte Herr Friedrich ohne Zögern.

„Nun denn,“ rief Chriſtian Albrecht freudig, „ſo theilen wir gar nicht, Bruder Friedrich! ‚Jovers‘ Garten‘ hat es hier von Großvaters Zeiten her geheißen, ſo darf es jetzt nicht Chriſtian Albrecht's oder Friedrich's Garten heißen!“

Einen Augenblick lang zogen Herrn Friedrich's dunkle Brauen ſich zuſammen, als ob er über einen Gewaltſtreich ſeines Bruders zürnen müſſe; dann aber wurde es plötzlich hell auf ſeinem Antlitz, wie Chriſtian Albrecht in ſo raſchem Wechſel es nur bei ihrem Vater einſt geſehen hatte. Lebhaft ergriff er ſeines Bruders Hand: „Topp, Chriſtian Albrecht!

Aber wie war's nur möglich, daß dies damals Keinem von uns Beiden eingefallen iſt?"

Herr Chriſtian Albrecht lächelte. „Ich glaube, Friedrich, wir haben damals Beide etwas laut geredet: da konnten wir die eigene Herzensmeinung nicht vernehmen."

Frau Chriſtine, die in ſtiller Freude dem Geſpräch der Brüder zugehört hatte, hob jetzt ihre Uhr empor, die ſie, noch von der Reiſe her, an einem ſchweren Gürtelhaken bei ſich führte. „Veſperzeit, wenn's beliebet!" rief ſie. „Und, Friedrich, du ſpeiſeſt doch heut Abend bei uns? Die alte Margreth wird ſchon löblich vorgeſehen haben! Freilich — deine perdrix aux truffes, die haſt du ein für alle Mal verlaufen."

* * *

Es war zu Ende Juli. Frau Antje Möllern ſaß bei Frau Nachbar'n Jipſen auf der Beiſchlagsbank und erzählte dieſer noch einmal, wie ſchon mehrere Mal zuvor, daß es nun nichts nütze, da drüben noch länger hauszuhalten; denn die da — und ſie nickte nicht eben ſanft nach dem alten Kaufherrnhaus hinüber — habe nun auch Herrn Friedrich Jovers ganz in ihren Schlingen; ſie, Antje Möllern, habe dies dem Letzteren auch rund heraus geſagt und dann zugleich auf Michael gekündigt; und Frau Nachbar'n Jipſen erwiderte darauf, heute gleichfalls nicht zum erſten Mal, daß ſie das Alles längſt vorausgeſehen habe.

Unten im Rathsweinkeller ſaß an dieſem warmen Nachmittage der goldene Advocat und demonſtrirte dem Herrn Stadtſecretär, der aus den oberen Rathhausräumen zu einem kühlen Trunk herabgeſtiegen war, wie er die ſcharfſinnigen Deductionen ſeiner Klage- und Replikreceſſe, welche — ganz sub rosa — denn doch über den Horizont des ehrenwerthen Magiſtrats hinausgingen, nun, leider, ganz umſonſt geſchrieben habe; und der ſtets höfliche Herr Stadtſecretär tupfte dem Goldenen recht freundlich auf die Schulter und ſagte lächelnd: „Umſonſt, Herr Siebert Sönkſen? Doch wohl nicht ganz umſonſt! Da müßten wir die Herren Jovers ſonſt nicht kennen!“ — Und der Goldene lächelte gleichfalls und griff behaglich nach ſeinem Spitzglas Rothen.

Draußen in den Gärten aber war es in der

Stachelbeerenzeit, und in „Jever's Garten" war heute überdies ein großer Familienkaffee. Der Herr Onkel Bürgermeiſter und der Herr Vetter Kirchenpropſt mit ihren Frauen waren da; und der alte Friedebohm und der alte Andreas waren da, Jeder an dem Platze, der ihnen zukam, und der alte Papagei ſaß auf ſeiner hohen Stange vor dem Pavillon, und auch Muſche Peters in ſeinem neueſten Anzug mit einer kleinen Zopfperücke fehlte nicht; ſelbſt den kleinen Erbprinzen hätte man in ſeinem Kinderwagen an einem ſtillen Schattenplätzchen finden können; freilich bis jetzt nur ſchlummernd unter der Hut der treuen Kindermagd. Im Inneren des Pavillons aber vor den weit geöffneten Flügelthüren waltete Frau Chriſtine des blinkenden Kaffeetiſches, während drunten vor der Stacketpforte ſich zuſammendrängte, was die kleine Gaſſe an neugierigen Weibern und luſtiger Jugend aufzubieten hatte. Die Weiber erzählten ſich von der guten ſeligen Frau Senator'n und nickten dabei nach der inneren Wand des Pavillons hinüber, wo die unermüdliche Dame Flora nach wie vor mit ihrer Roſenguirlande tanzte; die Buben dagegen, die ſich allmälig den erſten

Platz vor der Pforte erobert hatten, wieſen mit ausgeſtreckten Armen nach den großen rothen Stachelbeeren, die auf den Rabatten in ſchwerer Fülle an den Büſchen hingen. Mitunter hörte man ſie den Namen des jungen Herrn Senators nennen; ſie ſchienen auf ihn zu warten, deſſen milde Hand ja auch nach dem Hintritt der guten alten Frau Senator'n noch vorhanden war. „Da kommt he! Kiek mal, da kommt he!“ rieſen ein paar von ihnen, deren gierige Augen eben einen Schimmer ſeines pfirſichfarbenen Rockes erſpäht hatten; aber ſie wurden plötzlich ſtille, als ſie ihn an der Seite des gefürchteten Herrn Friedrich Jovers aus einem belaubten Seitengange treten ſahen.

Die beiden Brüder gingen ſchweigend neben einander; aber auf ihrem Antlitz lag noch der friedliche Ausdruck des traulichen Geſpräches, welches ſie vorhin die einſameren Seitengänge hatte aufſuchen laſſen. Auch jetzt noch wandten ſie ſich nicht wieder zur Geſellſchaft, ſondern ſchritten in ſtummem Einverſtändniß den breiten Muſchelſteig hinab.

Ihnen im Rücken hatte inzwiſchen Muſche Peters ſich der Papageienſtange genähert und ſuchte in Ermangelung gleichberechtigter Unterhaltung mit dem gefiederten Gaſte in beſcheidenem Flüſtertone anzuknüpfen; ſogar ein Stückchen Zucker wagte er dem Papchen hinzuhalten. Aber der grüne Unhold ſchien für dieſe Aufmerkſamkeiten keinen Sinn zu haben; ſtatt nach dem Zucker hackte er nach Muſche Peters' Finger und ſchrie dann gellend, als wolle er's nun ein für alle Mal geſagt haben: „Komm 'röwer!"

Als der Schrei des Vogels das Ohr der beiden Brüder erreichte, flog über Herrn Friedrich's Angeſicht ein Schatten, wie aus jener Nacht, von der er ſeinem Bruder heut zum erſten Mal geſprochen hatte. Der Senator aber faßte ſeine Hand und ſagte leiſe: „Mein Friedrich, das hat jetzt keine Bedeutung mehr; du biſt nun ein für alle Mal herüber."

Als Herr Friedrich hierauf den Kopf erhob, um ſeinen Bruder anzublicken, blieben ſeine Augen auf dem Bubenhaufen vor der Pforte haften, und die finſtere Miene wurde von einem faſt ſchelmiſchen Lächeln fortgedrängt. „Keine Bedeutung mehr?" ſagte er, die Worte des Bruders wiederholend. „Meinſt du, ich verſtünde ganz allein die Papageienſprache?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, rief er mit lauter, kräftiger Stimme: „Hollah, Jungens, wat ſeggt de Papagoy?"

Da kam zuerſt eine noch etwas zaghafte Stimme, dann aber eine nach der anderen, und immer lauter und lauter: „‚Komm 'röwer! Komm 'röwer!' ſeggt de Papagoy!"

Und luſtig winkend erhob Herr Friedrich den Arm: „Nun denn, alle Mann hoch: ‚Komm 'röwer!'" und eben ſo luſtig wies ſeine Hand nach den brechend voll beladenen Stachelbeerbüſchen.

Zuerſt ſahen die Jungen nur einander an und flüſterten angelegentlich mitſammen; ſie konnten ſich's nicht denken, daß der böſe Herr Friedrich Jovers mit einem Male ſo erſtaunlich gut geworden ſei. Als aber jetzt die beiden Herren Jovers in ein unverkennbar herzliches Lachen ausbrachen, da war kein Halten mehr, einer wollte noch eher als der andere, und bald ſprang und fiel und purzelte der ganze Schwarm über die Pforte in den Garten hinab, und unter jeder Stachelbeerſtaude ſaß mit lachendem Angeſicht ein unermüdlich ſchmauſender Junge.

„Chriſtian Albrecht," ſagte Herr Friedrich, den

Arm um ſeines Bruders Schulter legend, „wenn erſt deine Jungen hier ſo in den Büſchen liegen!“

Da erſcholl hinter ihnen vom oberen Theil des Gartenſteiges ein helles fröhliches „Braviſſimo!“ und als ſie ſich hierauf umwandten, da ſtand in der offenen Thür des Pavillons inmitten aller Gäſte die junge anmuthige Frau Senatorin; mit emporgehobenen Armen hielt ſie den Brüdern ihr eben erwachtes Kind entgegen, das mit großen Augen in die bunte Welt hinausſah.

Meine

Erinnerungen an Eduard Mörike.

(1876.)

Auf der alten Gelehrtenſchule meiner Vaterſtadt wußten wir wenig von deutſcher Poeſie, außer etwa den Brocken, welche uns durch die Hildburghauſenſche „Miniaturbibliothek der deutſchen Claſſiker“ zugeführt wurden, deren Dichter aber faſt ſämmtlich der Zopf- und Puderzeit angehörten. Zwar laſen wir auch unſeren Schiller, deſſen Dramen in der Stille eines Heubodens oder Dachwinkels von mir verſchlungen wurden, und ſelbſt ein altes Exemplar von Goethe's Gedichten curſirte einmal unter uns; daß es aber lebende deutſche Dichter gebe, und gar ſolche, welche noch ganz anders auf mich wirken würden als ſelbſt Bürger und Hölty, davon hatte mein ſiebzehnjähriges Primanerherz keine Ahnung.

Erſt auf dem Lübecker Gymnaſium, das ich vor dem Abgang zur Univerſität noch eine Zeit lang beſuchte, las ich Goethe's Fauſt und Heine's Buch der Lieder, und mir war dabei, als ſeien durch dieſe beiden Zauberbücher doch erſt die Pforten der deutſchen Dichtung vor mir aufgeſprungen. Von den neueren ſchwäbiſchen Dichtern kam nur Uhland in meine Hände; aber trotz der ſchönen frühlingsklaren Lyrik blieb deſſen dichteriſche Perſönlichkeit mir ferner, vielleicht weil in der Sammlung der Gedichte die Balladenpoeſie einen ſo breiten Raum einnimmt, die man damals ganz in den Vordergrund geſchoben hatte, zu der, mit wenigen Ausnahmen, ich aber niemals ein Verhältniß finden konnte.

Die Gedichte Eduard Mörike's, des letzten Lyrikers von zugleich urſprünglicher und durchſtehender Bedeutung, der während meines Lebens in die deutſche Literatur eingetreten iſt, lernte ich erſt mehrere Jahre nach ihrem erſten Erſcheinen (1838) während meiner letzten Studentenzeit in Kiel kennen. Wir waren dort derzeit eine kleine übermüthige und zerſetzungsluſtige Schar beiſammen, die geneigt war, möglichſt wenig gelten zu laſſen; aber vor dieſem Buche machten wir unwillkürlich Halt. Da war Tiefe und Grazie, deutſche Innigkeit verſchmolzen oft mit antiker Plaſtik, der rhythmiſch bewegte Zug des Liedes und doch ein klar umriſſenes Bild darin; die idylliſchen, vom anmuthigſten Humor getragenen Stücke der Sammlung von farbigſter Gegenſtändlichkeit und doch vom Erdboden losgelöſt und in die reine Luft der Poeſie hinaufgehoben. „Mich kann nichts ſo gefangen nehmen, als ſolche Ergüſſe, die uns jählings umwogen und aus jedem Fleck der Erde eine Inſel machen, von der man ungern wieder ſcheidet,“ ſchreibt kurz vor dem Erſcheinen der Gedichte Mörike's vertrauteſter Jugendfreund Ludwig Bauer in ſeinen unten zu erwähnenden Briefen; und wir waren in ähnlicher Weiſe von dieſen Dichtungen getroffen. In dem ſpäter (Kiel, 1843) von uns herausgegebenen jugendlichen „Liederbuche dreier Freunde“ findet ſich aus jener Zeit unter der Ueberſchrift „Eduard Mörike“ ein Sonett von Th. Mommſen:

Vorüber fluthen ſtolz des Elbſtroms Wellen,
Die Schiffe tragend mit dem goldnen Horte —
Der Reichthum wohnt hier wohl am weiten Porte;
Allein der Friede weilet bei den Quellen.

So will der Strom der Dichtung auch ſich ſchwellen,
Und weiter ſtrebt er von der ſtillen Pforte,
Wo Blumen wuchſen am verborgnen Orte
Und wo am Waldſaum gaukelten Libellen.

Ach! Wir ſind oft anmuthig, oft erhaben;
Allein Gervinus ſtellt uns zu der Proſe,
Und Recht behält er, ſind wir erſt begraben.

Da fand ich in dem eignen Bett von Mooſe,
Erblühend im geheimſten Thal von Schwaben
Des reichen Liederſommers letzte Roſe.

Man ſah durch dieſe Gedichte wie durch Zaubergläſer in das Leben des Dichters ſelbſt hinein, das zwar auf einen kleinen Erdenfleck beſchränkt, aber dafür mit dieſem auch deſto inniger vertraut und überdies mit einem phantaſtiſchen Märchenduft umgeben war, der bei aller anmuthigen Fremdheit dennoch dem Boden der Heimath zu entſteigen ſchien, und aus dem die bald zarten, bald grotesken Geſtalten,

Die ſel'gen Feen,
Die im Sternenſaal
Beim Sphärenklang und fleißig mit Geſang
Die goldnen Spindeln hin und wieder drehn,

wie der geſpenſtiſche Feuerreiter mit ſeiner rothen Mütze bis zur ſinnlichen Deutlichkeit hervortreten. Dieſe Poeſie erregte, wie von E. Kuh in ſeinem ſchönen „Gedenkblatt" treffend bemerkt iſt, ganz von ſelber den Wunſch, die beſonnten Rebhügel, die heimlichen Waldplätze oder ſtillen Dorfſeiten aufzuſuchen, denen ſie entſtammt iſt: noch lieber, in des Dichters Pfarrgarten einzutreten und bei ihm ſelber anzuſprechen. Aber freilich dazu fehlte mir derzeit auch das beſcheidenſte Legitimationspapier.

Nach den Gedichten laſen wir auch die Novelle „Maler Nolten“, und trotz der myſtiſchen Zwieſpaltigkeit der Dichtung und des Mangels befriedigender Löſung der darin angeregten Conflicte, welches Beides auch einem jugendlichen Leſer nicht leicht entgehen kann, waren wir doch darüber einig, daß der Dichter, wie ſein Freund Bauer gleich nach dem Erſcheinen des Buches ſchreibt, „ſeinen Nolten aus dem dämmernden Brunnenſtübchen hervorgeholt habe, wo Kunſt und Natur als nachbarliche Quellen rauſchen;“ ja, daß in einzelnen Partien vielleicht das Höchſte geleiſtet ſei, was überall der Kunſt erreichbar iſt. Noch entſinne ich mich, wie ich eines Tages beim Eintritt in mein Zimmer einen unſerer Genoſſen, einen eifrigen Juriſten, mit feuchten Augen vor meinem Clavier auf einem Stuhle hängend fand; in der einen Hand hatte er das Heft der von Mörike ſelbſt geſchätzten Compoſitionen von Hetſch, welche damals dem Buche beigegeben waren, mit der anderen ſuchte er unter Heraufbeſchwörung ſeiner vergeſſenen Notenkenntniß auf den Taſten ſich Agneſens Lied zuſammen:

Roſenzeit, wie ſchnell vorbei
Biſt du doch gegangen!

Leider verfiel ich, da ich nach abgelegtem Staatsexamen in meiner Vaterſtadt ſeßhaft geworden war, in den ſeltſamen Irrthum, meine Begeiſterung auch bei allen anderen Menſchen vorauszuſetzen; derart, daß ich den „Nolten“ der Leſegeſellſchaft unſerer „Harmonie“ höchſt dringend anempfahl. Das Buch wurde auch angeſchafft; aber — ich konnte mich bald kaum noch irgendwo ſehen laſſen, ohne ein mitleidiges Kopfſchütteln der rüſtigen Geſchäftsleute dafür einzucaſſiren. Ich hatte mich von vorn herein um allen Credit gebracht. — Setzte es doch ſogar einen Schriftſteller, wie A. v. Sternberg, mit dem ich in den fünfziger Jahren zuſammentraf, in Erſtaunen, daß ich Mörike überhaupt eine Bedeutung einräumen wollte. Er hatte zur Zeit, da dieſer an ſeinem Nolten arbeitete, ihn perſönlich kennen gelernt, wußte von ihm aber nur mit herablaſſendem Lächeln zu erzählen, wie Mörike ihn eines Tages gefragt habe, ob er wohl auch eine Gräfin könne Staub wiſchen laſſen, worauf er ihn dann beſchieden, ja wenn es grad' nicht nöthig ſei, da könne auch wohl einmal eine Gräfin zum Staubtuch greifen. — Die Stelle findet ſich übrigens Bd. I. S. 225 im Nolten, und wird von Viſcher in ſeinen „Kritiſchen Gängen" gegen einen Recenſenten vertheidigt, da der Vorgang als ein ungewöhnlicher pſychologiſch motivirt ſei.

Und hier ſtehen wir vor der Frage: woher kommt es, daß Mörike ſelbſt in Betreff der Gedichte noch heute ein ſo kleines Publicum hat? — Der gänzliche Mangel der flüſſigen Phraſe und jener aus der Alltäglichkeit der Anſchauungen hervorgehenden bequemen Verſtändlichkeit ſchließt allerdings bei unſerem Dichter den größten Theil der Jugend, insbeſondere der jugendlichen Frauenwelt von vorn herein aus; abgeſehen davon, daß die Stoffe vielfach jenſeits des gewöhnlichen Geſichtskreiſes dieſes Alters und Geſchlechtes liegen. Aber auch reifere Frauen oder Männer, denen man ſonſt wohl etwas zumuthen kann, wiſſen oft ſich nicht hineinzufinden.

Ich möchte Nachſtehendes hervorheben. Einmal hat das Phantaſtiſche, das bei Mörike überall hindurch ſpielt, gegenwärtig überhaupt wenige Liebhaber; hier aber hat es noch dazu in mehreren Gedichten — ſo in der, allerdings köſtlichen, 16 Seiten einnehmenden Erzählung vom „ſicheren Mann“ — eine mythiſche Welt zur Vorausſetzung, die nur dem Dichter ſelbſt und ſeinem engeren Kreiſe bekannt war. Als Tübinger Studenten auf einſamen Spaziergängen oder in einem fremden Gartenhauſe auf dem Oeſterberge, wo ſie ſich heimlicher und nächtlicher Weiſe einniſteten, erſchufen Mörike und Bauer dieſe Welt, die irgendwo im ſtillen Ocean liegende Inſel Orplid mit der Hauptſtadt gleiches Namens und ihrer Schutzgöttin Weyla, deren auf und über der Erde ſpielende Geſchichte bis ins Einzelne von ihnen ausgebaut wurde. Bauer ſchrieb ſpäter auf Grund dieſer Empfindungen ſeine Dramen: „Der heimliche Maluff“ und „Orplids letzte Tage“; Mörike die in den Nolten aufgenommene Scene „Der letzte König von Orplid“. Die in letzterer enthaltenen und dieſer Mythenwelt entſprungenen kleineren Gedichte: „Geſang Weyla's“, „Geſang zu Zweien in der Nacht“, „Elfenlied“, „Die Geiſter am Mummelſee“, ſind dann auch, und freilich mit vollem Rechte, in die Sammlung der Gedichte übergegangen, aber ſie beruhen ſämmtlich auf unbekannten oder ungewohnten Vorausſetzungen. Weniger noch als mit dieſen und dem „ſicheren Mann“ werden manche Leſer mit dem gleichfalls dem Nolten entnommenen Cyklus „Peregrina“ anzuſtellen wiſſen; die reizende Geſtalt des Wundermädchens iſt wie ein Irrlicht, von dem wir nicht wiſſen, ob wir es wirklich ſehen oder ob es nur ein Bild der eigenen Phantaſie vor unſeren Augen ſpielt.

Es kommt noch ein Anderes hinzu. Insbeſondere die Idyllen, die einen großen und köſtlichen Theil der Sammlung ausmachen, haben in ihrer Vortragsweiſe, in Ausdruck und Redewendung etwas, das der antiken Dichtung abgelauſcht und das, ſo fein und anmuthig es ſich der heimiſchen Weiſe einfügt, denen, die keine claſſiſche Schulbildung hinter ſich haben, nicht ſofort geläufig ſein mag. Wie es bei der Perſönlichkeit dieſes Dichters nicht anders ſein konnte, die Welt ſeiner Studien verſchmilzt ſich mit ſeiner eigenen; der Verfaſſer ſchnupft zwar nicht, aber unleugbar iſt es, daß er Lateiniſch und vortrefflich Griechiſch kann; und das von ihm verſpottete

„Schulſchmäcklein“ kommt hie und da, wenn auch in ſtets graziöſer oder bewußt humoriſtiſcher Weiſe, in ſeinen eigenen Gedichten zur Erſcheinung.

Das Alles ſollte freilich die ernſteren Leſer nicht veranlaſſen, das unvergleichliche Buch nach dem erſten Einblick ungeleſen zur Seite zu legen; gleichwohl vermag ich nach eigener Erfahrung, trotz meiner vielfachen Bemühungen dafür, eine Vergrößerung der Mörike-Gemeinde nicht zu verzeichnen. Scheint doch auch, nach dem eingeklebten Titelblatt, die letzte, ſechste Auflage der Gedichte nur eine maskirte fünfte zu ſein.

Nachdem von Mörike bereits 1846 die „Idylle vom Bodenſee“ und 1848 die zweite Auflage der „Gedichte“ erſchienen war, ließ auch ich ein wenig bemerktes Buch „Sommergeſchichten und Lieder“ in die Welt gehen, worin eine Auswahl meiner Gedichte und meine erſten Proſadichtungen zuſammengeſtellt waren. Mit dieſem in der Hand, wagte ich es bei Mörike, wenigſtens aus der Ferne, anzuklopfen; im November 1850 ſchickte ich es ihm und ſchrieb ihm dabei von ſeinen norddeutſchen Freunden und meiner dauernden Liebe zu ſeiner

Dichtung, den Ausſpruch eines heiteren Genoſſen nicht verſchweigend:

Die echten Lieder halten aus in Sommern und in Wintern:
Sie haben aber Kopf und Fuß, dazu auch einen H—.

Es vergingen ein paar Jahre, ohne daß ich über die Aufnahme meiner Sendung etwas erfahren hätte. — Dann im Mai 1853 erhielt ich aus Stuttgart das eben erſchienene „Hutzelmännlein", das die Perle der von dem Dichter erfundenen Sage von der ſchönen Lau enthält, zugleich mit dem herzlichſten Schreiben, das mir dieſen Frühlingstag zu einem der ſchönſten meines Lebens machte. Was mir ſpäter von Oeſterreich aus entgegengekommen iſt, ſchrieb mir ſchon derzeit Mörike: „Höchſt angenehm frappirt hat mich die Aehnlichkeit Ihres Nordens mit unſerer ſüddeutſchen Gefühls- und Anſchauungsweiſe"; und näher dann auf den Inhalt meines Büchleins eingehend: „Ihre Neigung zum Stillleben thut gegenüber dem verwürzten Weſen der Modeliteratur außerordentlich wohl. Der alte Gartenſaal, der Marthe Stube und ſo fort ſind mir wie altvertraute Orte, nach denen man ſich manche Stunde ſehnen kann." — — — „Das (Gedicht) von den Katzen wußte ich bald auswendig und habe Manchen ſchon damit ergötzt. Von wem iſt das? frug ich unlängſt einen Freund. Nu, ſagte er lächelnd, als wenn es ſich von ſelbſt verſtünde — von dir! Die Zuverſichtlichkeit des ſchmeichelhaften Urtheils hat mich natürlich nicht wenig gaudirt." — Mörike wird ſich bei dieſer freundlichen Aeußerung freilich wohl bewußt geweſen ſein, daß dies Gedicht, wenn es auch nicht von ihm herrührt, ſchwerlich ſo entſtanden ſein würde, wenn der Verfaſſer nicht fleißig bei ihm in die Schule gegangen wäre. Schließlich wünſchte er eine Andeutung meiner äußerlichen Exiſtenz; das Eine wolle mich zum Arzt, das Andere zum Prediger machen.

Ich ließ mich ſelbſtverſtändlich nicht vergebens bitten.

Später, in den Jahren, die ich während der Dänenherrſchaft in dem großen Militär-Caſino Potsdam verlebte, ſandte ich ihm das aus unſerem Berliner Kreiſe hervorgegangene belletriſtiſche Jahrbuch „Argo". Ich ſammelte damals für ein Album zum Geburtstage meiner Frau Erinnerungsblätter aus der Heimath und handſchriftliche Gedichte von mir bekannten Verfaſſern. Kugler hatte mir ſein „An der Saale hellem Strande“ ſchreiben müſſen; von Eichendorff, mit dem ich in des Letzteren gaſtfreiem Hauſe — „am ewigen Herd“ — im Freundes- und Frauenkranze einen heiteren Tag verlebt hatte, erhielt ich das: „Möcht' wiſſen, was ſie ſchlagen, ſo tief in der Nacht“; nun bat ich auch Mörike um ſein „Früh, wenn die Hähne krähn“.

Und rechtzeitig im April 1854 langte zur Antwort eine reiche Sendung bei mir an; dem ausführlichen Briefe war außer dem gewünſchten Autograph und einem desgleichen von Kerner mit dem charakteriſtiſchen Datum „Weinsberg im unglücklichen April 1854“ — er hatte damals eben ſein „Rickele“ verloren — eine werthvolle Gabe beigeſchloſſen: „Ludwig Bauer's Schriften, nach ſeinem Tode in einer Auswahl herausgegeben von ſeinen Freunden.“ Das Buch iſt ohne Angabe eines Verlegers 1847 zu Stuttgart erſchienen. Mörike's Frau, Gretchen, geb. v. Speth, auf welche, wie der Dichter mir verrathen und ich wohl weiter ausplaudern darf, ſich die in ſeiner Sammlung befindlichen Gedichte „Ach muß der Gram“, „O Vogel, es iſt aus mit dir“, „An Eliſe“, „Wehet, wehet liebe Morgenwinde“ beziehen, hatte es mit einer Widmung an die „Freunde in Schleswig“ begleitet. Er ſelbſt ſchrieb dazu: „Sie werden den herrlichen Menſchen bald darin erkennen. Was die vorangedruckten Briefe betrifft (an deren Auswahl ich natürlich einen Antheil habe) — wenn Sie im Stande wären, Alles gehörig abzurechnen, was jugendliche Freundſchaft nach der ihr eigenen Uebertreibung Gutes an ihrem Gegenſtande findet, ſo könnte es mir ſchon lieb ſein, daß Ihnen ein Stück Leben von mir und meinem Kreis damit vorgelegt wird.“

Und in der That ſind dieſe Briefe Allen zu empfehlen, denen daran liegt, den Jugendſpuren unſeres Dichters nachzugehen. Man ſieht die beiden Freunde in die Sommernacht hinausſchwärmen und ſich auf einſamen Berghöhen und Waldplätzen zu künftigen Werken begeiſtern; von Mörike erfahren wir, daß er (1824) ein Trauerſpiel vollendet, aber dann verbrannt habe, weil es nicht die ganze Höhe ſeiner Idee erreichte. Ueberall aber zeigt ſich die beiden Freunden gemeinſame Neigung zum Phantaſtiſchen und Geheimnißvollen: noch als Pfarrer zu Ernsbach macht Bauer den Vorſchlag, ſich für Tag' und Nächte in dem verödeten Schloß zu Ingelfingen einzuquartieren, „in einem Zimmer, wo, wenn man allein iſt, man ſich zu Tode bängeln kann.“ Es iſt, als ob die jungen Dichter aus der Einſamkeit in der Natur, aus der Stille der Nacht die Offenbarung der Poeſie erwarteten; und die „Felſenglocke Orplids, von welcher nur die Gazellen geweckt werden, ſeitdem die Gaſſen der heiligen Stadt verödet ſind“, klingt überall hindurch. Hie und da in dieſen Briefen wird uns, als läſen wir ein Gedicht von Mörike ſelbſt.

Zwiſchen den Blättern dieſes ſo willkommenen Buches fand ſich überdies die Nummer einer würtembergiſchen Kirchen-Zeitung mit dem erſten Abdruck des trefflichen „Thurmhahns“, worüber Mörike mittheilte, daß er als Pfarrer zu Cleverſulzbach aus Anlaß einer Kirchenreparatur ſolch ein altes Inventarienſtück zu ſich genommen habe, während das Ganze unter Sehnſucht nach dem ländlich pfarrlichen Leben entſtanden ſei.

Auch die Silhouetten des Dichters, ſeiner Frau und ſeiner Schweſter Clara, der beſtändigen Genoſſin ſeines Lebens, waren beigefügt.

In ſeiner liebenswürdigen und beſcheidenen Weiſe gab Mörike dem jüngeren Freunde über die Entſtehung einzelner ſeiner größeren Dichtungen Auskunft; in Betreff ſeines „Nolten“ ſchrieb er: „Verſchiedene Partien im erſten Theil desſelben ſind mir ſelbſt widerwärtig und fordern eine Umarbeitung. Was denken Sie deshalb für den Fall einer zweiten Auflage? Ich möchte Sie nicht gern zum zweiten Mal als Corrector unzufrieden machen.“

* * *

Im Auguſt 1855 wurde mir die Freude, mit meinen Eltern eine Reiſe in den deutſchen Süden zu machen. Das Endziel war Heidelberg, wo mein Vater einſt als Student der Rechte zu des alten Thibaut Füßen geſeſſen hatte, auch mit ihm befreundeten Söhnen eines Hainbundgenoſſen mitunter von dem alten Johann Heinrich Voß in dem Rebgange ſeines Gartens war empfangen worden. Ich aber dachte noch ein paar Meilen weiter zu einem lebenden Dichter, nach Stuttgart, wo Mörike derzeit mit ſeiner jungen Frau und ſeiner Schweſter ſein bewegliches Wanderzelt aufgeſchlagen hatte. Während nun mein Vater, nur von ſeinem ſpaniſchen Rohre begleitet, in Heidelberg die Stätten ſeiner Jugend aufſuchte, ſetzte ich mich auf die Eiſenbahn und fuhr nach Stuttgart.

Mörike war nicht im Warteſaal, wie er mir geſchrieben hatte. Meine Ankunft war mit einer Literaturſtunde zuſammengefallen, die er derzeit als Profeſſor am Catharineum zu geben hatte. Als die Menge ſich verlaufen hatte, blieb ich mit einem ſchwarzen Herrn auf dem Perron zurück, der nach dem mir bekannten lithographirten Bilde von Weiß jedenfalls nicht Mörike ſein konnte; der aber bald auf mich ſuchend Umherblickenden zutrat und mir ein mit Bleiſtift geſchriebenes Billet überreichte. „Salve Theodore!“ ſchrieb Mörike, „Negotio publico distentus amicum, ut meo loco te excipiat, mitto carissimum.“

Dieſer Freund war Wilhelm Hartlaub, dem die erſte Auflage der Gedichte gewidmet iſt und der jetzt von ſeiner Dorfpfarre bei dem Dichter auf Beſuch war. „Sie kommen zur glücklichen Stunde,“ ſagte dieſer, als wir durch die Straßen ſchritten; „der Eduard hat gerade etwas fertig, was von überwältigender Schönheit iſt.“ — Die Dichtung, welche er meinte, war die Novelle „Mozart auf der Reiſe nach Prag“.

In der einfach aber nett eingerichteten Wohnung, freilich mehrere Treppen hoch, wurde ich von Frau und Schweſter empfangen. Mörike ſelbſt war noch nicht da; aber während ich mich an einem Glaſe jungen Weins, noch aus dem Garten zu Mergentheim, nach der heißen Fahrt erquickte, trat auch er herein. Er war damals erſt 51 Jahre alt; in ſeinen Zügen aber war etwas Erſchlafftes, um nicht zu ſagen Verfallenes, das bei ſeinem lichtblonden Haar nur um ſo mehr hervortrat; zugleich ein faſt kindlich zarter Ausdruck, als ſei das Innerſte dieſes Mannes von dem Treiben der Welt noch unberührt geblieben.

Er faßte mich an beiden Händen und betrachtete mich mit großer Herzlichkeit. „Gelt, Alte!“ ſagte er dann zu ſeiner Frau, „ſo habe wir ihn uns ungefähr vorgeſtellt. Als ich eben da herauf gegangen bin, da hab’ ich mir die Stufe angeſehen und gedacht, ob wohl der Storm da herüber geſtiegen iſt?“

Bei den Geſprächen, in die wir bald vertieft waren, offenbarte ſich überall der ihm inwohnende Drang, ſich Alles, auch das Abſtracteſte, gegenſtändlich auszuprägen; die Monaden des Leibnitz erſchienen ihm wie Froſchlaich; von den kleinen Naturbildern des ihm befreundeten Dichters Karl Mayer ſagte er: „Er kann nichts paſſiren laſſen, ohne es auf dieſe Art geſpießt zu haben.“ — Ueber dem Sopha zwiſchen den Lichtbildern von mir und meiner Frau, die wir als Erwiderung der Silhouetten geſandt hatten, hing eine in Oel gemalte Mondſcheinlandſchaft; Mörike meinte, es ſtecke ein Gedicht darin. „Eine Nachtuhr!“ ſagte er und zeigte auf einen Felsblock im Vordergrunde des Bildes, über den, vom Mond beleuchtet, ein rieſelndes Waſſer tropfenweiſe herabfiel. Aber ſo viel ich weiß, iſt dies ſchon keimende Gedicht nicht zur Entfaltung gediehen. Wir kamen auf Heine zu ſprechen. „Er iſt ein Dichter ganz und gar,“ ſagte Mörike; „aber nit eine Viertelſtund' könnt' ich mit ihm leben wegen der Lüge ſeines ganzen Weſens.“ Dagegen fühlte er ſich zu Geibel und Heyſe, deſſen eben erſchienene „L'Arrabbiata“ er „eine ganz einzige Perle“ nannte, hingezogen und wünſchte ſich nur Jugend und Geſundheit, um ihnen recht feurig entgegenkommen zu können; auch von unſerer perſönlichen Begegnung wünſchte er, daß ſie in eine frühere Zeit ſeines Lebens gefallen ſei.

Von mir, der ich damals erſt im Beginn meiner Proſa-Dichtung ſtand, hatte Mörike kurz zuvor die kleine Idylle: „Im Sonnenſchein“ zugeſandt erhalten. „Als ich das geleſen,“ ſagte er, „da habe ich gleich geſehen, das iſt ſo mit einem feinen Pinſel ausgeführt; das mußt du Satz für Satz leſen. — Wiſſe Sie was!“ fuhr er dann fort; „drei Stellen daraus möchte ich auf Porzellan gemalt haben.“ — Er hatte eben nicht Unrecht mit dieſer freundlichen Kritik. Dann aber meinte er wieder: „Sie habe das an ſich, ſo leiſe zu überraſchen: ‚Es war eine andere Zeit!‘“

Ich hatte ihm erzählt, daß mein Vater, ein Müllerſohn vom Dorfe, von ſeiner Jugend her eine Liebhaberei für Vögel habe und noch jetzt mit Behagen dem Treiben der Staare um die ausgehängten Brutkäſten zuſchaue. Als wir ſpäter bei der Beſichtigung der Wohnräume in das Zimmer kamen, wo ſein erſt einige Monate altes Töchterlein in einer

Wiege ſchlief, ſagte er mir, daß er dieſe Liebhaberei meines Vaters theile, und zeigte auf zwei Rothkehlchen, die im Bauer vor dem Fenſter ſtanden: „Richtige Gold- und Silberfäde ziehe ſie heraus; ſie ſinge ſo leiſe, ſie wollen das Kind nit wecke.“

In meiner Heimath, wo das Plattdeutſche der Volksſprache ſich ſchärfer von der Schriftſprache ſcheidet, iſt man nicht gewöhnt, einen derartigen Anflug von Dialekt in der Unterhaltung zu hören; auch Mörike's Gedichte, hatte ich ſie nun laut oder leiſe geleſen, waren mir ſtets nur in meiner eigenen Sprache dageweſen. Nun hörte ich den Dichter ſelber in behaglichſter Weiſe ſich in der Sprache ſeiner ſchwäbiſchen Heimath ergehen, insbeſondere beim Mittagstiſche im Geſpräch mit ſeinem Jugendfreunde Hartlaub. Als ich ihm meine Gedanken darüber kund that, legte er zutraulich die Hand auf meinen Arm und ſagte lächelnd: „Wiſſe Sie was? Ich möcht's doch nit miſſe.“ — Noch ein Anderes hatte mich ſtutzen gemacht, ohne daß ich gleicherweiſe einen traulichen Beſcheid darauf bekommen hätte. Es war dies das Tiſchgebet, das Mörike kurz vor Beginn der Mahlzeit ſprach. Ich mußte ſchweigend darüber nachſinnen, ob das ein Reſt des früheren Pfarrlebens ſei, oder vielleicht nur einer allgemein ſchwäbiſchen Hausſitte angehöre; eine ſolche formulirte Kundgebung wollte mir zu dem Dichter Mörike nicht paſſen, wenngleich in ſeinen Gedichten ſich nichts findet, das dem Glauben an eine perſönliche dem Herzensdrange des Menſchen erreichbare Gottheit widerſpräche. Die Verſe aber:

. . . Aus Finſterniſſen hell in mir aufzückt ein Freudenſchein:
Sollt ich mit Gott nicht können ſein,
So wie ich möchte, Mein und Dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?
Ein ſüßes Schrecken geht durch mein Gebein!
Mich wundert, daß es mir ein Wunder ſollte ſein,
Gott ſelbſt zu eigen haben auf der Erde!

ſind erſt in der Ausgabe von 1867 veröffentlicht.

Als das Geſpräch ſich auf das poetiſche Schaffen überhaupt wandte, meinte Mörike, es müſſe nur ſo viel ſein, daß man eine Spur von ſich zurücklaſſe; die Hauptſache aber ſei das Leben ſelbſt, das man darüber nicht vergeſſen dürfe. Er ſagte dies faſt ſo, als wolle er damit den jüngeren Genoſſen warnen. Und daß es nicht ein blos hingeworfenes Wort geweſen, beurkunden ſeine Gedichte, in denen der

Inhalt eines reichen, wenn auch noch ſo ſtillen Lebens wie von ſelber ausgeprägt iſt.

Am Nachmittag wurde mir zu Ehren auf nordiſche Weiſe der Theetiſch hergerichtet; Mörike meinte, o, ſie kennten das hier auch. Dann ſchleppte er mir ſelbſt aus ſeinem Studirſtübchen ſeinen großen Lehnſtuhl herbei, und als ich mich hineingeſetzt hatte, begann er ſeinen „Mozart“ vorzuleſen. Die noch jugendliche Frau des Dichters ging indeſſen, wie ein freundlicher Hausgeiſt, ab und zu; die wirthſchaftliche Sorge für die Gäſte hatte ſie genöthigt, ſich dem pantomimiſch kundgegebenen Wunſche ihres Mannes, ſich mit in unſeren Kreis zu ſetzen, mit dem liebenswürdigſten Ausdruck des Bedauerns zu entziehen. — Mörike las, wie mir damals ſchien, vortrefflich; jeder Anflug von Dialekt war dabei verſchwunden. Auch hier aber hatte ich Gelegenheit zu bemerken, welch hohe Stellung der Dichter bei ſeinen Jugendgenoſſen einnahm, und wie ſie überall nur das Schönſte und Beſte von ihm erwarteten. Schon 1823 ſchreibt Bauer in den erwähnten Briefen an ihn: „Aber dies iſt mir lieb, daß nur dann dein ganzes wunderbares Selbſt vor mir ſteht, wenn ſich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter ſchlafen legen, und die Wünſchelruthe meines Herzens ſich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabſenkt. Die Poeſie des Lebens hat ſich mir in dir verkörpert, und Alles, was noch gut an mir iſt, ſehe ich als ein Geſchenk von dir an;“ und an einer anderen Stelle: „Du biſt mir ſchon ſo heilig, wie ein Verſtorbener.“ — Der jetzt gegenwärtige Hartlaub folgte der Vorleſung mit einer verehrenden Begeiſterung, die er augenſcheinlich kaum zurückzuhalten vermochte. Als eine Pauſe eintrat, rief er mir zu: „Aber, i bitt Sie, iſt das nun zum aushalte!“ — Ich ſelbſt freilich war von dieſer Meiſter-Dichtung, in der mir nur eine Partie, die mit den Waſſerſpielen, weder damals noch ſpäter hat lebendig werden wollen, nicht weniger freudig ergriffen. Daß außer einzelnen Gedichten, wie „Erinna an Sappho“ oder „Beſuch in der Carthauſe“, dieſem Werke kein weiteres mehr von ähnlicher Bedeutung folgen ſollte, ahnten wir damals nicht.

Nach beendeter Vorleſung wandte das Geſpräch ſich auf den „Maler Nolten“, deſſen erſte Auflage vergriffen war. Der Verleger beabſichtigte eine neue; aber Mörike wollte den unveränderten Abdruck nicht geſtatten; er hatte ſchon damals eine Umarbeitung deſſelben begonnen, welche er trotz der ihm noch vergönnten zwei Decennien nicht vollenden ſollte. Es wolle ihm nicht gelingen, bekannte er; er habe ſogar das Buch ſchon einmal vor Ungeduld an die Wand geworfen. — Als wir Anderen ihm dann zuredeten, er möge ſich doch lieber neuen Schöpfungen zuwenden, meinte er, es werde doch kein Maler, dem Gelegenheit gegeben ſei, ein Bild zu wiederholen, mit Bewußtſein dieſelben Verzeichnungen wieder hineinmalen. — Und ſo iſt er denn fortgefahren, Zeit und Kräfte an dem ihm fremd gewordenen Werke zu erſchöpfen.

Durch die Erwähnung Kerner's, den aufzuſuchen mir leider, trotz Mörike's dringender Empfehlung, der einmal feſtgeſtellte Reiſeplan verwehrte, geriethen wir in das nicht nur in Schwaben leicht aufzuritzende Reich der Geiſter. Mörike, der die Sache ernſt nahm, behielt ſich vor, mir bei beſſerer Gelegenheit brieflich desfallſige Mittheilungen aus ſeinem eigenen Leben zu machen. Aber bekanntlich war er kein zu ſtarker Briefſchreiber; erſt viele Jahre nachher durch einen meiner Söhne, der ihn als Tübinger Student mehrfach in ſeinem derzeitigen Wohnorte Nürtingen beſuchte, habe ich etwas von dieſen Vorgängen erfahren, welche nach deſſen Ausſage Mörike ihm mit einer die Nachtruhe gefährdenden Meiſterſchaft erzählt hatte.

Eine Reihe derſelben ſteht in unmittelbarer Beziehung zu Kerner's ſeltſamem Buche: „Die Seherin von Prevorſt.“ Nachdem nämlich der Dichter nicht lange zuvor mit Mutter und Schweſter von ſeinem Pfarrhauſe zu Cleverſulzbach Beſitz genommen, geht er eines Sommernachmittags in ſein Weinbergshäuschen hinauf, um dort, wie es komme, ein bischen zu leſen oder zu ſchlafen. Zufällig hat er unter ſeinen Büchern die erwähnte „Seherin“ gegriffen und lieſt darin — die Geſchichte ſteht S. 274 — was einem Pfarrer H. zu C. und deſſen Nachfolger S. im Pfarrhauſe mit einem ſpukenden Amtsvorgänger Namens R—ſch begegnet iſt. Eben am Eindämmern, fährt es ihm durch den Kopf: „Ganz dieſelben Wahrnehmungen haſt du ja auch gemacht!“ Die Anfangsbuchſtaben des Pfarrers und ſeines nächſten Nachfolgers paſſen ebenfalls; nur der Name des Spukenden iſt ihm nicht bekannt. Eiligſt begiebt er ſich auf ſein Studirzimmer und ſchlägt im Kirchenregiſter nach; und da ſteht es! „Rabauſch“ hatte der Pfarrer geheißen, der hier vor längerer Zeit gelebt und über den noch allerlei finſtere Erzählungen im Schwange gingen. — Von der Zeit an hätten er und ſeine Hausgenoſſen die Aeußerungen des Geiſtes mit Aufmerkſamkeit beobachtet.

Dieſe Hinneigung des Dichters zu einer von der Wirklichkeit getrennten, geheimnißvoll in ſich abgeſchloſſenen Welt iſt ein bezeichnender Zug ſeines Weſens, das überall dahin drängt, ſich von der in fluthender Bewegung toſenden Welt des Tages zurückzuziehen.

Bei einem Abendſpaziergange durch die Stadt wurde mir die Steinfigur des Hutzelmännleins gezeigt, welche oben an der Ecke eines Hauſes hukte; weiterhin trat Mörike in einen Laden und kaufte mir ein paar weiße Kreideſtifte, deren ich mich, wie er zu thun pflege, zum bequemen Niederſchreiben poetiſcher Productionen auf eine Schiefertafel bedienen möchte.

Am anderen Vormittage kramte unſer Gaſtfreund allerlei, beſonders handſchriftliche Raritäten aus: ſo, trotz ſeiner Abneigung gegen deſſen Perſönlichkeit, ein ſehr durchcorrigirtes Gedicht von Heine; mehrere von Hölderlin, darunter eines aus der Zeit ſeines Irrſinns, aber auch ein Concept des ſchönen Gedichtes „An Heidelberg"; endlich kam ein Blatt mit allerhand colorirten Zeichnungen. So viel ich mich entſinne, ſollte es von einem alten Zeichenlehrer aus dem vorigen Jahrhundert ſtammen; Mörike, der eine mir entfallene Claſſenbenennung für dieſe Art von Künſtlern gebrauchte, hatte ſelbſtverſtändlich den Mann nicht gekannt; aber während er auf die verſchiedenen altfränkiſchen Dinge aufmerkſam machte, mit denen der Bogen bedeckt war, begann er, leiſe und behaglich redend, mit dramatiſcher Lebendigkeit die Figur des alten Herrn in immer deutlicheren Zügen vor uns hinzuſtellen, ſo daß ich es zuletzt mit Augen vor mir ſah, wie das fettige Zöpflein ſich auf dem blanken Rockaufſchlage hin und wieder rieb. — Nach einem Gemälde von Orplid, das nach Bauer's Angabe in Mörike's Beſitz ſein ſollte, erkundigte ich mich vergebens; es ſchien nicht mehr vorhanden. Dagegen ſah ich eine Zeichnung, welche den Dichter in ſeiner früheren Jugend als einen beſonders ſchönen Knaben zeigte. Das lithographirte Bild von Weiß, ſo viel mir bekannt, das einzige aus den kräftigeren Mannesjahren des Dichters, ſchien mir nicht ganz ähnlich; auch Mörike ſelbſt meinte das.

Gegen Mittag kamen meine Eltern, mit denen ich am Nachmittag nach Heilbronn und dann anderen Tags den Neckar hinab nach Heidelberg zurückfahren ſollte. — Die nordiſchen Leute ſchienen Mörike zu gefallen; als wir mit ihm und ſeiner Schweſter einen Spaziergang durch die Stadt und die umliegenden Anlagen machten, faßte Mörike mitten aus der Unterhaltung heraus mich unter den Arm und raunte mir zu: „Aber en passant, Sie habe recht liebe, liebe Eltern!“ Und noch mehrmals kam er darauf zurück: „Ich komme noch nit aus mei Staunen und mei Freud; Sie habe wirklich prächtige Eltern!“

Noch ſehe ich ihn mit meinem Vater, den alten Poeten und den alten Advocaten, in aufmerkſamer Betrachtung vor der Schiller-Statue ſtehen; Beide die Hüte in den Nacken gerückt; der Eine mit ſeinem Regenſchirm, der Andere mit ſeinem ſpaniſchen Rohr unter dem Arm. Plötzlich wendet Mörike ſich zu mir und ſagt mit großer Herzlichkeit: „Wiſſe Sie was? Ihr Herr Vater hat ſo was von einem alte Schweizer!“ Dies Compliment, wofür er es anſehen mußte, da ihm die Schweizer nur als ideale Geſtalten aus Schiller’s Tell bekannt waren, konnte mein Vater unmöglich annehmen. „Ach wat,“ rief er lachend in unſerem Plattdeutſch, „ick bün man en Weſtermöhlner Burjung!“ Möglich, daß das nun wieder Mörike nicht verſtanden hat. — Auch meine Mutter zu charakteriſiren ſchien dieſer ein freundliches Bedürfniß zu empſinden; ſie habe „ſo etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes,“ meinte er.

Aber der Tag verging. Beim Abſchiede empſing ich als Gaſtgeſchenk von Frau Gretchen aus der Garderobe des Haustöchterchens ein paar geſtrickte Schühchen für meine gleichaltrige kleine Tochter, von Mörike für meine Frau eine Art ſchelmiſchen Schönheitsdiploms, ein zierlich, jedoch verkehrt auf Glanzcarten gedrucktes Gedicht, wodurch die Adreſſatin genöthigt wird, damit vor den Spiegel hinzutreten:

„Und was kein Schmeichler ungeſtraft gewagt,
Ihr eigen Bild hat es ihr nun geſagt.“

Er habe, bemerkte Mörike, das Blatt für Agnes Schebeſt machen laſſen, pflege es aber auch wohl an andere würdige Perſonen zu verabreichen. — In ſeine Sammlung iſt übrigens dies Gedicht nicht aufgenommen.*

Dann verließen wir Stuttgart, und ich habe Mörike nicht wiedergeſehen; auch geſchrieben hat er mir, außer einem Gruß auf ſeinem „Mozart“, nur noch einmal, da mich ein großes Leid betroffen hatte. Grüße und kleine Sendungen ſind noch einzeln hin und wieder gegangen, bis dann der Tod auch dem ein Ende machte.

---

* Es findet ſich vollſtändig abgedruckt in Weſtermann's „Illuſtrirten Deutſchen Monatsheften“, dritte Folge, Bd. VIII, S. 64.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Im Verlage von **George Weſtermann** in Braunſchweig ſind erſchienen:

Hausbuch

aus

deutſchen Dichtern ſeit Claudius.

Von

Theodor Storm.

Vierte durchgeſehene Auflage.

46 Bog. 8°. Velinp. geb. Preis 6 Mk. Eleg geb. Mk. 7,20.

The British Lyre

or

selections from the English poets

by

W. Odell Elwell.

Sechste umgearbeitete Auflage.

Mit Stahlstich.

Min.-Ausg. In engl. Leinen geb. mit Goldschnitt. 6 Mk.

Le Parnasse Français.

Choix de poésies

par

Napoléon Ducros.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Min.-Ausg. In engl. Leinen geb. mit Goldschnitt. 6 Mk.

Vorſtehende Gedichtſammlungen zeichnen ſich durch wahrhaft ſchöne Auswahl und durch eine ſinnige Zuſammenſtellung der Perlen deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Poeſie aus; ſie eignen ſich ganz beſonders zu Feſtgeſchenken für Damen.

Im Verlage von **George Weſtermann** in Braunſchweig ſind erſchienen:

Erzählungen

von

Louiſe v. François.

2 Bände. Fein Velinpapier. geb. Preis 7 Mk.

Inhalt. 1. Band: Geſchichte einer Häßlichen. Glück. — 2. Band: Der Erbe von Saldeck. Florentin Kaiſer. Hinter dem Dom.

Iſola bella.

Roman

von

Arthur Stahl.

8. Fein Velinpapier. geheftet. 5 Mk.

Berühmte Liebespaare.

Von

F. von Hohenhauſen.

Mit 18 Porträts.

8. Fein Velinpapier. geheftet. Preis 4 Mk.

Novellen

von

Karl Detlef.

2 Bände. 8. Fein Velinpapier. geb. Preis Mk. 10,80.

Inhalt. 1. Band: Erſte Liebe. Liebeswechſel. — 2. Band: Das einſame Herrenhaus.

Storm's geſammelte Schriften.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Achtzehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1889.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 15.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1889.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des fünfzehnten Bandes.

Hans und Heinz Kirch (1881/82) 1
Ein Doppelgänger (1886) 137

Hans und Heinz Kirch.

(1881—1882.)

Auf einer Uferhöhe der Oſtſee liegt hart am Waſſer hingelagert eine kleine Stadt, deren ſtumpfer Thurm ſchon über ein Halbjahrtauſend auf das Meer hinausſchaut. Ein paar Kabellängen vom Lande ſtreckt ſich quervor ein ſchmales Eiland, das ſie dort den „Warder" nennen, von wo aus im Frühling unabläſſiges Geſchrei der Strand- und Waſſervögel nach der Stadt herübertönt. Bei hellem Wetter tauchen auch wohl drüben auf der Inſel, welche das jenſeitige Ufer des Sundes bildet, rothbraune Dächer und die Spitze eines Thurmes auf, und wenn die Abenddämmerung das Bild verlöſcht hat, entzünden dort zwei Leuchtthürme ihre Feuer und werfen über die dunkle See einen Schimmer nach dem diesſeitigen Strand herüber. Gleichwohl, wer als Fremder durch die auf- und abſteigenden Straßen der Stadt wandert, wo hie und da roh gepflaſterte

Stufen über die Vorſtraße zu den kleinen Häuſern führen, wird ſich des Eindrucks abgeſchloſſener Einſamkeit wohl kaum erwehren können, zumal wenn er von der Landſeite über die langgeſtreckte Hügelkette hier herabgekommen iſt. In einem Balkengeſtelle auf dem Markte hing noch vor Kurzem, wie ſeit Jahrhunderten, die ſogenannte Bürgerglocke; um zehn Uhr Abends, ſobald es vom Kirchthurme geſchlagen hatte, wurde auch dort geläutet, und wehe dem Geſinde oder auch dem Hausſohn, der dieſem Ruf nicht Folge leiſtete; denn gleich danach konnte man ſtraßab und -auf ſich alle Schlüſſel in den Hausthüren drehen hören.

Aber in der kleinen Stadt leben tüchtige Menſchen, alte Bürgergeſchlechter, unabhängig von dem Gelde und dem Einfluß der umwohnenden großen Grundbeſitzer; ein kleines Patriciat iſt aus ihnen erwachſen, deſſen ſtattlichere Wohnungen, mit breiten Beiſchlägen hinter mächtig ſchattenden Linden, mitunter die niedrigen Häuſerreihen unterbrechen. Aber auch aus dieſen Familien mußten bis vor dem letzten Jahrzehnt die Söhne den Weg gehen, auf welchem Eltern und Vorfahren zur Wohlhabenheit und bürgerlichen Geltung gelangt waren; nur wenige ergaben ſich den Wiſſenſchaften, und kaum war unter den derzeitig noch ſtudirten Bürgermeiſtern jemals ein Eingeborener dageweſen; wenn aber bei den jährlichen Prüfungen in der Rectorſchule der Propſt den einen oder andern von den Knaben frug: „Mein Junge, was willſt du werden?“ dann richtete der ſich ſtolz von ſeiner Bank empor, der mit der Antwort: „Schiffer!“ herauskommen durfte. Schiffsjunge, Capitän auf einem Familien-, auf einem eigenen Schiffe, dann mit etwa vierzig Jahren Rheder und bald Senator in der Vaterſtadt, ſo lautete der Stufengang der bürgerlichen Ehren.

Auf dem Chor der von einem Landesherzog im dreizehnten Jahrhundert erbauten Kirche befand ſich der geräumige Schifferſtuhl, für den Abendgottesdienſt mit ſtattlichen Metallleuchtern an den Wänden prangend, durch das an der Decke ſchwebende Modell eines Barkſchiffes in vollem Takelwerke kenntlich. Auf dieſen Raum hatte jeder Bürger ein Recht, welcher das Steuermannsexamen gemacht hatte und ein eigenes Schiff beſaß; aber auch die ſchon in die Kaufmannſchaft Uebergetretenen, die erſten Rheder

der Stadt, hielten, während unten in der Kirche ihre Frauen ſaßen, hier oben unter den anderen Capitänen ihren Gottesdienſt; denn ſie waren noch immer und vor Allem meerbefahrene Leute, und das kleine ſchwebende Barkſchiff war hier ihre Hausmarke.

Es iſt begreiflich, daß auch manchen jungen Matroſen oder Steuermann aus dem kleinen Bürgerſtande beim Eintritt in die Kirche ſtatt der Andacht ein ehrgeiziges Verlangen anfiel, ſich auch einmal den Platz dort oben zu erwerben, und daß er trotz der eindringlichen Predigt dann ſtatt mit gottſeligen Gedanken mit erregten weltlichen Entſchlüſſen in ſein Quartier oder auf ſein Schiff zurückkehrte.

Zu dieſen ſtrebſamen Leuten gehörte Hans Adam Kirch. Mit unermüdlichem Thun und Sparen hatte er ſich vom Setzſchiffer zum Schiffseigenthümer hinaufgearbeitet; freilich war es nur eine kleine Jacht, zu der ſeine Mittel gereicht hatten, aber raſtlos und in den Winter hinein, wenn ſchon alle anderen Schiffer daheim hinter ihrem Ofen ſaßen, befuhr er mit ſeiner Jacht die Oſtſee, und nicht nur Frachtgüter für Andere, bald auch für eigene Rechnung brachte er die Erzeugniſſe der Umgegend, Korn und Mehl, nach den größeren und kleineren Küſtenplätzen; erſt wenn bereits außen vor den Buchten das Waſſer feſt zu werden drohte, band auch er ſein Schiff an den Pfahl und ſaß beim Sonntagsgottesdienſte droben im Schifferſtuhl unter den Honoratioren ſeiner Vaterſtadt. Aber lang vor Frühlingsanfang war er wieder auf ſeinem Schiffe; an allen Oſtſeeplätzen kannte man den kleinen hageren Mann in der blauen, ſchlotternden Schifferjacke, mit dem gekrümmten Rücken und dem vornüberhängenden dunkelhaarigen Kopfe; überall wurde er aufgehalten und angeredet, aber er gab nur kurze Antworten, er hatte keine Zeit; in einem Tritte, als ob er an der Fallreepstreppe hinauflaufe, ſah man ihn eilfertig durch die Gaſſen wandern. Und dieſe Raſtloſigkeit trug ihre Früchte; bald wurde zu dem aus der väterlichen Erbſchaft übernommenen Hauſe ein Stück Wieſenland erworben, genügend für die Sommer- und Winterfütterung zweier Kühe; denn während das Schiff zu Waſſer, ſollten dieſe zu Lande die Wirthſchaft vorwärts bringen. Eine Frau hatte Hans Kirch ſich im Stillen vor ein paar Jahren ſchon genommen; zu der Hökerei, welche dieſe bisher betrieben, kam nun noch eine Milchwirthſchaft; auch ein paar Schweine konnten jetzt gemäſtet werden, um das Schiff auf ſeinen Handelsfahrten zu verproviantiren; und da die Frau, welche er im Widerſpruch mit ſeinem ſonſtigen Thun aus einem armen Schulmeiſterhauſe heimgeführt hatte, nur ſeinen Willen kannte und überdies aus Furcht vor dem bekannten Jähzorn ihres Mannes ſich das Brod am Munde ſparte, ſo pflegte dieſer bei jeder Heimkehr auch zu Hauſe einen hübſchen Haufen Kleingeld vorzufinden.

In dieſer Ehe wurde nach ein paar Jahren ein Knabe geboren und mit derſelben Sparſamkeit erzogen. „All wedder 'n Dreling umſünſt utgeb'n!“ Dies geflügelte Wort lief einmal durch die Stadt; Hans Adam hatte es ſeiner Frau zugeworfen, als ſie ihrem Jungen am Werktag einen Syrupskuchen gekauft hatte. Trotz dieſer dem Geize recht nahe verwandten Genauigkeit war und blieb der Capitän ein zuverläſſiger Geſchäftsmann, der jeden ungeziemenden Vortheil von ſich wies; nicht nur in Folge einer angeborenen Rechtſchaffenheit, ſondern eben ſo ſehr ſeines Ehrgeizes. Den Platz im Schifferſtuhle hatte er ſich errungen; jetzt ſchwebten höhere Würden, denen er nichts vergeben durfte, vor ſeinen Sinnen; denn auch die Sitze im Magiſtratscollegium, wenn ſie auch meiſt den größeren Familien angehörten, waren mitunter von dem kleineren Bürgerſtande aus beſetzt worden. Jedenfalls, ſeinem Heinz ſollte der Weg dazu gebahnt werden; ſagten die Leute doch, er ſei ſein Ebenbild: die feſt auslugenden Augen, der Kopf voll ſchwarzbrauner Locken ſeien väterliche Erbſchaft, nur ſtatt des krummen Rückens habe er den ſchlanken Wuchs der Mutter.

Was Hans Kirch an Zärtlichkeit beſaß, das gab er ſeinem Jungen; bei jeder Heimkehr lugte er ſchon vor dem Warder durch ſein Glas, ob er am Hafenplatz ihn nicht gewahren könne; kamen dann nach der Landung Mutter und Kind auf Deck, ſo hob er zuerſt den kleinen Heinz auf ſeinen Arm, bevor er ſeiner Frau die Hand zum Willkommen gab.

Als Heinz das ſechſte Jahr erreicht hatte, nahm ihn der Vater zum erſten Male mit ſich auf die Fahrt, als „Spielvogel“, wie er ſagte; die Mutter ſah ihnen mit beſorgten Augen nach; der Knabe aber freute ſich über ſein blankes Hütchen und lief jubelnd über das ſchmale Brett an Bord; er freute ſich, ſchon jetzt ein Schiffer zu werden wie ſein Vater, und nahm ſich im Stillen vor, recht tüchtig mitzuhelfen. Früh Morgens waren ſie ausgelaufen; nun beſchien ſie die Mittagsſonne auf der blauen Oſtſee, über die ein lauer Sommerwind das Schiff nur langſam vorwärts trieb. Nach dem Eſſen, bevor der Capitän zur Mittagsruhe in die Cajüte ging, wurde Heinz dem Schiffsjungen anvertraut, der mit dem Spleißen zerriſſener Taue auf dem Deck beſchäftigt war; auch der Knabe erhielt ein paar Tauenden, die er eifrig in einander zu verflechten ſtrebte.

Nach einer Stunde etwa ſtieg Hans Kirch wieder aus ſeiner Cajüte und rief, noch halb im Taumel: „Heinz! Komm her, Heinz; wir wollen Kaffee trinken!“ Aber weder der Knabe ſelbſt, noch eine Antwort kam auf dieſen Ruf; ſtatt deſſen klang drüben vom Bugſpriet her der Geſang einer Kinderſtimme. Hans Kirch wurde blaß wie der Tod; denn dort, faſt auf der äußerſten Spitze hatte er ſeinen Heinz erblickt. Auf der Luvſeite, behaglich an das matt geſchwellte Segel lehnend, ſaß der Knabe, als ob er hier von ſeiner Arbeit ruhe. Als er ſeinen Vater gewahrte, nickte er ihm freundlich zu; dann ſang er unbekümmert weiter, während am Bug das Waſſer rauſchte; ſeine großen Kinderaugen leuchteten, ſein ſchwarzbraunes Haar wehte in der ſanften Briſe.

Hans Kirch aber ſtand unbeweglich, gelähmt von der Rathloſigkeit der Angſt; nur er wußte, wie leicht bei der ſchwachen Luftſtrömung das Segel flattern und vor ſeinen Augen das Kind in die Tiefe ſchleudern konnte. Er wollte rufen; aber noch zwiſchen den Zähnen erſtickte er den Ruf; Kinder, wie Nachtwandler, muß man ja gewähren laſſen; dann wieder wollte er das Boot ausſetzen und nach dem Bug des Schiffes rudern; aber auch das verwarf er. Da kam von dem Knaben ſelbſt die Entſcheidung; das Singen hatte er ſatt, er wollte jetzt zu ſeinem Vater und dem ſeine Taue zeigen. Behutſam, entlang dem unteren Rande des Segels, das nach wie vor ſich ihm zur Seite blähte, nahm er ſeinen Rückweg; eine Möve ſchrie hoch oben in der Luft, er ſah empor und kletterte dann ruhig weiter. Mit ſtockendem Athem ſtand Hans Kirch noch immer neben der

Cajüte; ſeine Augen folgten jeder Bewegung ſeines Kindes, als ob er es mit ſeinen Blicken halten müſſe. Da plötzlich, bei einer kaum merklichen Wendung des Schiffes, fuhr er mit dem Kopf herum: „Backbord!“ ſchrie er nach der Steuerſeite; „Backbord!“ als ob es ihm die Bruſt zerſprengen ſolle. Und der Mann am Steuer folgte mit leiſem Druck der Hand, und die eingeſunkene Leinewand des Segels füllte ſich aufs Neue.

Im ſelben Augenblicke war der Knabe fröhlich aufs Verdeck geſprungen; nun lief er mit ausgebreiteten Armen auf den Vater zu. Die Zähne des gefahrgewohnten Mannes ſchlugen noch an einander: „Heinz, Heinz, das thuſt du mir nicht wieder!“ Krampfhaft preßte er den Knaben an ſich; aber ſchon begann die überſtandene Angſt dem Zorne gegen ihren Urheber Platz zu machen. „Das thuſt du mir nicht wieder!“ Noch einmal ſagte er es; aber ein dumpfes Grollen klang jetzt in ſeiner Stimme; ſeine Hand hob ſich, als wolle er ſie auf den Knaben fallen laſſen, der erſtaunt und furchtſam zu ihm aufblickte.

Es ſollte für dies Mal nicht dahin kommen; der

Zorn des Capitäns ſprang auf den Schiffsjungen über, der eben in ſeiner läſſigen Weiſe an ihnen vorüberſchieben wollte; aber mit entſetzten Augen mußte der kleine Heinz es anſehen, wie ſein Freund Jürgen, er wußte nicht weshalb, von ſeinem Vater auf das Grauſamſte gezüchtigt wurde.

— — Als im nächſten Frühjahr Hans Kirch ſeinen Heinz wieder einmal mit aufs Schiff nehmen wollte, hatte dieſer ſich verſteckt und mußte, als er endlich aufgefunden wurde, mit Gewalt an Bord gebracht werden; auch ſaß er dies Mal nicht mehr ſingend unterm Klüverſegel; er fürchtete ſeinen Vater und trotzte ihm doch zugleich. Die Zärtlichkeit des Letzteren kam gleicherweiſe immer ſeltener zu Tage, je mehr der eigene Wille in dem Knaben wuchs; glaubte er doch ſelber nur den Erben ſeiner aufſtrebenden Pläne in dem Sohn zu lieben.

* * *

Als Heinz das zwölfte Jahr erreicht hatte, wurde ihm noch eine Schweſter geboren, was der Vater als ein Ereigniß aufnahm, das eben nicht zu ändern ſei. Heinz war zu einem wilden Jungen aufgeſchoſſen;

aber in der Rectorſchule hatte er nur noch Wenige über ſich. „Der hat Gaben!“ meinte der junge Lehrer, „der könnte hier einmal die Kanzel zieren.“ Aber Hans Kirch lachte: „Larifari, Herr Rector! Ums Geld iſt es nicht; aber man ſieht doch gleich, daß Sie hier nicht zu Hauſe ſind.“

Gleichwohl ging er noch an demſelben Tage zu ſeinem Nachbarn, dem Paſtoren, deſſen Garten ſich vor dem Hauſe bis zur Straße hinab erſtreckte. Der Paſtor empfing den Eintretenden etwas ſtramm; „Herr Kirch,“ ſagte er, bevor noch dieſer das Wort zu nehmen vermochte, „Ihr Junge, der Heinz, hat mir ſchon wieder einmal die Scheiben in meinem Stallgiebel eingeworfen!“

„Hat er das,“ erwiderte Hans Kirch, „ſo muß ich ſie einſetzen laſſen, und Heinz bekommt den Stock; denn das Spielwerk iſt zu theuer.“

Dann, während der Andere zuſtimmend nickte, begann er mit dem, was ihn hergeführt, herauszurücken: der Paſtor ſollte ſeinen Heinz in die Privatſtunden aufnehmen, welche er zur Aufbeſſerung ſeines etwas ſchmalen Ehrenſoldes einigen Koſtgängern und Söhnen der Honoratioren zu ertheilen pflegte. Als dieſer ſich nach einigen Fragen bereit erklärte, machte Hans Kirch noch einen Verſuch, das Stundengeld herabzudrücken; da aber der Paſtor nicht darauf zu hören ſchien, ſo wiederholte er ihn nicht; denn Heinz ſollte mehr lernen, als jetzt noch in der Rectorſchule für ihn zu holen war.

Am Abend dieſes Tages erhielt Heinz die angelobte Strafe und am Nachmittage des folgenden, als er zwiſchen den anderen Schülern oben in des Paſtors Studirzimmer ſaß, von Wohlehrwürden noch einen ſcharf geſalzenen Text dazu. Kaum aber war nach glücklich verfloſſener Stunde die unruhige Schaar die Treppe hinab und in den Garten hinausgeſtürmt, als der erlöſte Mann von dorten unter ſeinem Fenſter ein lautes Wehgeheul vernahm. „Ich will dich klickern lehren!“ rief eine wüthende Knabenſtimme, und wiederum erſcholl das klägliche Geheul. Als aber der Paſtor ſein Fenſter öffnete, ſah er unten nur ſeinen fahlblonden Koſtgänger, der ihm am Morgen Heinzens Miſſethat verrathen hatte, jetzt in eifriger Beſchäftigung, mit ſeinem Schnupftuch ſich das Blut von Mund und Naſe abzutrocknen. Daß er ſelbſt an jenem Spielwerk mitgeholfen hatte, fand er freilich ſich nicht veranlaßt zu verrathen; aber eben ſo wenig verrieth er jetzt, wer ihm den blutigen Denkzettel auf den Weg gegeben hatte.

Der Paſtor war des Segens eines Sohnes nicht theilhaftig geworden; nur zwei Töchter beſaß er, einige Jahre jünger als Heinz und von nicht üblem Ausſehen; aber Heinz kümmerte ſich nicht um ſie, und man hätte glauben können, daß auch er der Bubenregel folge, ein tüchtiger Junge dürfe ſich nicht mit Dirnen abgeben, wenn in dem Hauſe dem Paſtorengarten gegenüber nicht die kleine Wieb geweſen wäre. Ihre Mutter war die Frau eines Matroſen, eine Wäſcherin, die ihr Kind ſauberer hielt als, leider, ihren Ruf. „Deine Mutter iſt auch eine Amphibie!“ hatte einmal ein großer Junge dem Mädchen ins Geſicht geſchrien, als eben in der Schule die Lehre von dieſen Creaturen vorgetragen war. „Pfui doch, warum?“ hatte entrüſtet die kleine Wieb gefragt. — „Warum? Weil ſie einen Mann zu Waſſer und einen zu Lande hat!“ — Der Vergleich hinkte; aber der Junge hatte doch ſeiner böſen Luſt genug gethan.

Gleichwohl hielten die Paſtorstöchter eine Art von Spielkameradſchaft mit dem Matroſenkinde; freilich meiſt nur für die Werkeltage, und wenn die Töchter des Bürgermeiſters nicht bei ihnen waren; wenn ſie ihre weißen Kleider mit den blauen Schärpen trugen, ſpielten ſie lieber nicht mit der kleinen Wieb. Trafen ſie dieſe dann etwas ſtill und ſchüchtern vor der Gartenpforte ſtehen oder hatte gar die jüngſte gutmüthige Bürgermeiſterstochter ſie hereingeholt, dann ſprachen ſie wohl zu ihr ſehr freundlich, aber auch ſehr eilig: „Nicht wahr, kleine Wieb, du kommſt doch morgen zu uns in den Garten?“ Im Nachſommer ſteckten ſie ihr wohl auch einen Apfel in die Taſche und ſagten: „Wart', wir wollen dir noch einen mehr ſuchen!“ und die kleine Wieb ſchlich dann mit ihren Aepfeln ganz begoſſen aus dem Garten auf die Gaſſe. Wenn aber Heinz darüber zukam, dann riß er ſie ihr wohl wieder fort und warf ſie zornig in den Garten zurück, mitten zwiſchen die geputzten Kinder, daß ſie ſchreiend ins Haus ſtoben; und wenn dann Wieb über die Aepfel weinte, wiſchte er mit ſeinem Schnupftuch ihr die Thränen ab: „Sei ruhig, Wieb; für jeden Apfel hol' ich dir morgen eine ganze Taſche voll aus ihrem Garten!“ — Und ſie wußte wohl, er pflegte Wort zu halten.

Wieb hatte ein Madonnengeſichtlein, wie der kunſtliebende Schulrector einmal geſagt hatte, ein Geſichtlein, das man nicht gut leiden ſehen konnte; aber die kleine Madonna aß gleichwohl gern des Paſtors rothe Aepfel, und Heinz ſtieg bei erſter Gelegenheit in die Bäume und ſtahl ſie ihr. Dann zitterte die kleine Wieb; nicht weil ſie den Aepfeldiebſtahl für eine Sünde hielt, ſondern weil die größeren Koſtgänger des Paſtors ihren Freund dabei mitunter überfielen und ihm den Kopf zu bluten ſchlugen. Wenn aber nach wohlbeſtandenem Abenteuer Heinz ihr hinten nach der Allee gewinkt hatte, wenn er vor ihr auf dem Boden kniete und ſeinen Raub in ihre Täſchchen pfropfte, dann lächelte ſie ihn ganz glückſelig an, und der kräftige Knabe hob ſeinen Schützling mit beiden Armen in die Luft: „Wieb, Wiebchen, kleines Wiebchen!“ rief er jubelnd; und er ſchwenkte ſich mit ihr im Kreiſe, bis die rothen Aepfel aus den Taſchen flogen.

Mitunter auch, bei ſolchem Anlaß, nahm er die kleine Madonna bei der Hand und ging mit ihr hinunter an den Hafen. War auf den Schiffen Alles unter Deck, dann löſte er wohl ein Boot, ließ ſeinen Schützling ſacht hineintreten und ruderte mit ihr um den Warder herum, weit in den Sund hinein: wurde der Raub des Bootes hinterher bemerkt und drangen nun von dem Schiffe zornige Scheltlaute über das Waſſer zu ihnen herüber, dann begann er hell zu ſingen, damit die kleine Wieb nur nicht erſchrecken möge; hatte ſie es aber doch gehört, ſo ruderte er nur um ſo luſtiger und rief: „Wir wollen weit von all den ſchlechten Menſchen fort!“ — Eines Nachmittags, da Hans Kirch mit ſeinem Schiffe auswärts war, wagten ſie es ſogar, drüben bei der Inſel anzulegen, wo Wieb in dem großen Dorfe eine Verwandte wohnen hatte, die ſie „Möddersch“ nannte. Es war dort eben der große Michaelis-Jahrmarkt, und nachdem ſie bei Möddersch eine Taſſe Kaffee bekommen hatten, liefen ſie zwiſchen die Buden und in den Menſchendrang hinein, wo Heinz für ſie Beide mit tüchtigen Ellenbogenſtößen Raum zu ſchaffen wußte. Sie waren ſchon im Carouſſel gefahren, hatten Kuchenherzen gegeſſen und bei mancher Drehorgel ſtill geſtanden, als Wiebs blaue Augen an einem ſilbernen Ringlein haften blieben, das zwiſchen Ketten und Löffeln in einer Goldſchmiedsbude auslag. Hoffnungslos drehte ſie ihr nur aus drei

Kupferſechslingen beſtehendes Vermögen zwiſchen den Fingern; aber Heinz, der geſtern alle ſeine Kaninchen verkauft hatte, beſaß nach der heutigen Verſchwendung noch acht Schillinge, und dafür und für die drei Sechslinge wurde glücklich der Ring erhandelt. Nun freilich waren beider Taſchen leer; zum Carouſſel für Wieb ſpendirte Mödderiſch noch einmal einen Schilling — denn ſo viel koſtete es, da Wieb nicht wie vorhin in einem Stuhle fahren, ſondern auf dem großen Löwen reiten wollte —; dann, als eben alle Lampen zwiſchen den ſchmelz- und goldgeſtickten Draperien angezündet wurden, waren für ſie die Freuden aus, und auch die alte Frau trieb jetzt zur Rückfahrt. Manchmal, während Heinz mit kräftigen Schlägen ſeine Ruder brauchte, blickten ſie noch zurück, und das Herz wurde ihnen groß, wenn ſie im zunehmenden Abenddunkel den Lichtſchein von den vielen Carouſſel-Lampen über der Stelle des unſichtbaren Dorfes ſchweben ſahen; aber Wieb hatte ihren ſilbernen Ring, den ſie nun nicht mehr von ihrem Finger ließ.

* * *

Inzwiſchen hatte Capitän Kirch ſeine Jacht verkauft. Mit einem ſtattlichen Schooner, der auf der heimiſchen Werft gebaut worden war, brachte er für fremde und mehr und mehr für eigene Rechnung Korn nach England und nahm als Rückfracht Kohlen wieder mit. So war zu dem Korn- nun auch ein Kohlenhandel gekommen, und auch dieſen mußte gleich der Milchwirthſchaft die Frau beſorgen. Um ſeinen Heinz, wenn er bei ſeiner Heimkehr auf die kurze Frage: „Hat der Junge ſich geſchickt?“ von der Mutter eine bejahende Antwort erhalten hatte, ſchien er ſich im Uebrigen nicht groß zu kümmern; nur beim Quartalſchluſſe pflegte er den Rector und den Paſtor zu beſuchen, um zu erfahren, wie der Junge lerne. Dann hieß es allemal, das Lernen ſei ihm nur ein Spiel, es bleibe dabei nur zu viel unnütze Zeit ihm übrig; denn wild ſei er wie ein Teufel, kein Junge ihm zu groß und keine Spitze ihm zu hoch.

Auf Hans Adams Antlitz hatte ſich, nach Ausſage des Schulrectors, mehrmals bei ſolcher Auskunft ein recht ungeeignetes und faſt befriedigtes Lächeln gezeigt, während er mit einem kurz hervorgeſtoßenen „Na, na!“ zum Abſchiede ihm die Hand gedrückt habe.

Wie recht übrigens auch Heinzens Lehrer haben mochten, ſo blieb doch das Schutzverhältniß zu der kleinen Wieb daſſelbe, und davon wußte mancher frevle Junge nachzuſagen. Auch ſah man ihn wohl an Sonntagen mit ſeiner Mutter nach einem dürftigen, unweit der Stadt belegenen Wäldchen wandern und bei der Rückkehr nebſt dem leeren Proviantkorbe ſein Schweſterchen auf dem Rücken tragen. Mitunter war auch die allmälig aufwachſende Wieb bei dieſer Sonntagswanderung. Die ſtille Frau Kirch hatte Gefallen an dem feinen Mädchen und pflegte zu ſagen: „Laß ſie nur mitgehen, Heinz; ſo iſt ſie doch nicht bei der ſchlechten Mutter.“

Nach ſeiner Confirmation mußte Heinz ein paar Fahrten auf ſeines Vaters Schiffe machen, nicht mehr als „Spielvogel“, ſondern als ſtreng gehaltener Schiffsjunge; aber er fügte ſich, und nach der erſten Rückkehr klopfte Capitän Kirch ihm auf die Schulter, während er ſeiner Frau durch ein kurzes Nicken ihren Antheil an ſeiner Befriedigung zukommen ließ. Die zweite Reiſe geſchah mit einem Setzſchiffer; denn der wachſende Handel daheim verlangte die perſönliche Gegenwart des Geſchäftsherrn. Dann, nach zwei weiteren Fahrten auf größeren Schiffen, war Heinz als Matroſe in das elterliche Haus zurückgekehrt. Er war jetzt ſiebzehn Jahre; die blaue ſchirmloſe Schiffermütze mit dem bunten Rande und den flatternden Bändern ließ ihm ſo gut zu ſeinem friſchen braunen Antlitz, daß ſelbſt die Paſtorstöchter durch den Zaun lugten, wenn ſie ihn nebenan im elterlichen Garten mit ſeiner Schweſter ſpielen hörten. Auch Capitän Kirch ſelber konnte es Sonntags beim Gottesdienſte nicht unterlaſſen, von ſeinem Schifferſtuhle nach unten in die Kirche hinabzuſchielen, wo ſein ſchmucker Junge bei der Mutter ſaß. Unterweilen ſchweiften auch wohl ſeine Blicke drüben nach dem Epitaphe, wo zwiſchen mannigfachen Siegestrophäen ſich die Marmorbüſte eines ſtattlichen Mannes in gewaltiger Allongenperrücke zeigte; gleich ſeinem Heinz nur eines Bürgers Sohn, der gleichwohl als Commandeur von dreien Seiner Majeſtät Schiffen hier in die Vaterſtadt zurückgekommen war. Aber nein, ſo hohe Pläne hatte Hans Kirch doch nicht mit ſeinem Jungen, vorläufig galt es eine Reiſe mit dem Hamburger Schiffe „Hammonia" in die chineſiſchen Gewäſſer, von der die Rückkehr nicht vor einem Jahr erfolgen würde; und heute war der letzte Tag im elterlichen Hauſe.

Die Mutter hatte diesmal nicht ohne Thränen ihres Sohnes Kiſte gepackt, und nach der Rückkehr aus der Kirche legte ſie noch ihr eigenes Geſangbuch obenauf. Der Vater hatte auch in den letzten Tagen außer dem Nothwendigen nicht viel mit ſeinem Sohn geſprochen; nur an dieſem Abend, als er auf dem dunklen Hausflur ihm begegnete, griff er nach ſeiner Hand und ſchüttelte ſie heftig: „Ich ſitze hier nicht ſtill, Heinz; für dich, nur für dich! Und komm auch glücklich wieder!“ Haſtig hatte er es hervorgeſtoßen; dann ließ er die Hand ſeines Sohnes fahren und trabte eilig nach dem Hof hinaus.

Ueberraſcht blickte ihm Heinz eine Weile nach; aber ſeine Gedanken waren anderswo. Er hatte Wieb am Tage vorher wiedergeſehen; doch nur zu ein paar flüchtigen Worten war Gelegenheit geweſen; nun wollte er noch Abſchied von ihr nehmen, ſie wie ſonſt noch einmal um den Warder fahren.

Es war ein kühler Maiabend; der Mond ſtand über dem Waſſer, als er an den Hafen hinabkam; aber Wieb war noch nicht da. Freilich hatte ſie ihm geſagt, daß ſie Abends bei einer alten Dame einige leichte Dienſte zu verſehen habe; deßungeachtet, während er an dem einſamen Bollwerk auf und ab ging, konnte er ſeine Ungeduld kaum niederzwingen: er ſchalt ſich ſelbſt und wußte nicht, weshalb das Klopfen ſeines Blutes ihm faſt den Athem raubte. Endlich ſah er ſie aus der höher belegenen Straße herabkommen. Bei dem Mondlicht, das ihr voll entgegenfiel, erſchien ſie ihm ſo groß und ſchlank, daß er erſt faſt verzagte, ob ſie es wirklich ſei. Gleichwohl hatte ſie den Oberkörper in ein großes Tuch vermummt; einer Kopfbedeckung bedurfte ſie nicht, denn das blonde Haar lag voll wie ein Häubchen über ihrem zarten Antlitz. „Guten Abend, Heinz!“ ſagte ſie leiſe, als ſie jetzt zu ihm trat; und ſchüchtern, faſt wie ein Fremder, berührte er ihre Hand, die ſie ihm entgegenſtreckte. Schweigend führte er ſie zu einem Boot, das neben einer großen Kuff im Waſſer lag. „Komm nur!“ ſagte er, als er hineingetreten war und der auf der Hafentreppe Zögernden die Arme entgegenſtreckte; „ich habe Erlaubniß; wir werden diesmal nicht geſcholten.“

Als er ſie in ſeinen Armen aufgefangen hatte, löſte er die Taue, und das Boot glitt aus dem Schatten des großen Schiffes auf die weite, mondglitzernde Waſſerfläche hinaus.

Sie ſaß ihm auf der Bank am Hinterſpiegel gegenüber; aber ſie fuhren ſchon um die Spitze des Warders, wo einige Möven gackernd aus dem Schlafe auffuhren, und noch immer war kein weiteres Wort zwiſchen ihnen laut geworden. So vieles hatte Heinz der kleinen Wieb in dieſer letzten Stunde ſagen wollen, und nun war der Mund ihm wie verſchloſſen. Und auch das Mädchen, je weiter ſie hinausfuhren, je mehr zugleich die kurze Abendzeit verrann, deſto ſtiller und beklommener ſaß ſie da; zwar ſeine Augen verſchlangen faſt die kindliche Geſtalt, mit der er jetzt ſo einſam zwiſchen Meer und Himmel ſchwebte; die ihren aber waren in die Nacht hinausgewandt. Dann ſtieg's wohl plötzlich in ihm auf, und das Boot ſchütterte unter ſeinen Ruderſchlägen, daß ſie jäh das Köpfchen wandte und das blaue Leuchten ihrer Augen in die ſeinen traf. Aber auch das flog raſch vorüber, und es war etwas wie Zorn, das über ihn kam; er wußte nicht, ob gegen ſich ſelber oder gegen ſie, daß ſie ſo fremd ihm gegenüber ſaß, daß alle Worte, die ihm durch den Kopf fuhren, zu ihr nicht paſſen wollten. Mit Gewalt rief er es ſich zurück: hatte er doch draußen ſchon mehr als einmal die trotzigſte Dirne im Arm geſchwenkt, auch wohl ein übermüthiges Wort ihr zugeraunt; aber freilich, der jungfräulichen Geſtalt ihm gegenüber verſchlug auch dieſes Mittel nicht.

„Wieb,“ ſagte er endlich, und es klang faſt bittend, „kleine Wieb, das iſt nun heut für lange Zeit das letzte Mal.“

„Ja, Heinz,“ und ſie nickte und ſah zu Boden; „ich weiß es wohl.“ Es war, als ob ſie noch etwas Anderes ſagen wollte, aber ſie ſagte es nicht. Das ſchwere Tuch war ihr von der Schulter geglitten; als ſie es wieder aufgerafft hatte und nun mit ihrer Hand über der Bruſt zuſammenhielt, vermißte er den kleinen Ring an ihrem Finger, den er einſt auf dem Jahrmarkte ihr hatte einhandeln helfen. „Dein Ring, Wieb!“ rief er unwillkürlich. „Wo haſt du deinen Ring gelaſſen?“

Einen Augenblick noch ſaß ſie unbeweglich; dann richtete ſie ſich auf und trat über die nächſte Bank zu ihm hinüber. Sie mußte in dem ſchwankenden

Boot die eine Hand auf ſeine Schulter legen, mit der anderen langte ſie in den Schlitz ihres Kleides und zog eine Schnur hervor, woran der Ring befeſtigt war. Mit ſtockendem Athem nahm ſie ihrem Freunde die Mütze von den braunen Locken und hing die Schnur ihm um den Hals. „Heinz, o bitte, Heinz!“ Der volle blaue Strahl aus ihren Augen ruhte in den ſeinen; dann ſtürzten ihre Thränen auf ſein Angeſicht, und die beiden jungen Menſchen fielen ſich um den Hals, und da hat der wilde Heinz die kleine Wieb faſt todt geküßt.

— — Es mußte ſchon ſpät ſein, als ſie ihr Boot nach dem großen Schiff zurückbrachten; ſie hatten keine Stunden ſchlagen hören; aber alle Lichter in der Stadt ſchienen ausgelöſcht.

Als Heinz an das elterliche Haus kam, fand er die Thür verſchloſſen; auf ſein Klopfen antwortete die Mutter vom Flur aus; aber der Vater war ſchon zur Ruhe gegangen und hatte den Schlüſſel mitgenommen; endlich hörte Heinz auch deſſen Schritte, wie ſie langſam von droben aus der Kammer die Treppe hinabkamen. Dann wurde ſchweigend die Thür geöffnet, und nachdem Heinz hineingelaſſen war, ebenſo wieder zugeſchloſſen; erſt als er ſeinen „Guten Abend“ vorbrachte, ſah Hans Kirch ihn an: „Haſt du die Bürgerglocke nicht gehört? Wo haſt du dich umhergetrieben?“

Der Sohn ſah den Jähzorn in ſeines Vaters Augen aufſteigen, er wurde blaß bis unter ſeine dunklen Locken; aber er ſagte ruhig: „Nicht umhergetrieben, Vater;“ und ſeine Hand faßte unwillkürlich nach dem kleinen Ringe, den er unter ſeiner offenen Weſte barg.

Aber Hans Kirch hatte zu lange auf ſeinen Sohn gewartet. „Hüte dich!“ ſchrie er und zuckte mit dem ſchweren Schlüſſel gegen ſeines Sohnes Haupt. „Klopf nicht noch einmal ſo an deines Vaters Thür! Sie könnte dir verſchloſſen bleiben.“

Heinz hatte ſich hoch aufgerichtet; das Blut war ihm ins Geſicht geſchoſſen; aber die Mutter hatte die Arme um ſeinen Hals gelegt, und die heftige Antwort unterblieb, die ſchon auf ſeinen Lippen ſaß. „Gute Nacht, Vater!“ ſagte er, und ſchweigend die Hand der Mutter drückend, wandte er ſich ab und ging die Treppe hinauf in ſeine Kammer.

* * *

Am anderen Tage war er fort. Die Mutter ging ſtill umher in dem ihr plötzlich öde gewordenen Hauſe; die kleine Wieb trug ſchwer an ihrem jungen Herzen; nachdenklich und faſt zärtlich betrachtete ſie auf ihrem Arm die rothen Striemen, durch welche die Mutter für die Störung ihrer Nachtruhe ſich an ihr erholt hatte; waren ſie ihr doch faſt wie ein Angedenken an Heinz, das ſie immer hätte behalten mögen; nur Hans Kirchs Dichten und Trachten ſtrebte ſchon wieder rüſtig in die Zukunft.

Nach ſechs Wochen war ein Brief von Heinz gekommen; er brachte gute Nachricht; wegen kecken Zugreifens im rechten Augenblick hatte der Capitän freiwillig ſeine Heuer erhöht. Die Mutter trat herein, als ihr Mann den Brief ſoeben in die Taſche ſteckte. „Ich darf doch mit leſen?“ frug ſie ſcheu. „Du haſt doch gute Nachricht?“

„Ja, ja,“ ſagte Hans Kirch; „nun, nichts Beſonderes, als daß er dich und ſeine Schweſter grüßen läßt.“

Am Tage darauf aber begann er allerlei Gänge in der Stadt zu machen; in die großen Häuſer mit breiten Beiſchlägen und unter dunklem Lindenſchatten ſah man ihn der Reihe nach hineingehen. Wer konnte wiſſen, wie bald der Junge ſein Steuermannsexamen hinter ſich haben würde; da galt es auch für ihn noch eine Stufe höher aufzurücken. Im Deputirten-Collegium hatte er bereits einige Jahre geſeſſen; jetzt war ein Rathsherrnſtuhl erledigt, der von den übrigen Mitgliedern des Raths zu beſetzen war.

Aber Hans Adams Hoffnungen wurden getäuſcht; auf dem erledigten Stuhl ſaß nach einigen Tagen ſein bisheriger College, ein dicker Bäckermeiſter, mit dem er freilich weder an Reichthum, noch an Leibesgewicht ſich meſſen durfte. Verdrießlich war er eben aus einer Deputirten-Sitzung gekommen, wo nun der Platz des Bäckers leer geworden war, und ſtand noch, an einem Tabakendchen ſeinen Groll zerkauend, unter dem Schwanz des Rieſenfiſches, den ſie anno Siebzig hier gefangen und zum Gedächtniß neben der Rathhausthür aufgehangen hatten, als ein ältliches, aber wehrhaftes Frauenzimmer über den Markt und gerade auf ihn zu kam; ein mit zwei großen Schinken beladener Junge folgte ihr.

„Das ging den verkehrten Weg, Hans Adam!“ rief ſie ihm ſchon von Weitem zu.

Hans Adam hob den Kopf. „Du brauchſt das nicht über die Straße hinzuſchreien, Jule; ich weiß das ohne dich.“

Es war ſeine ältere Schweſter, die nach ihres Mannes Tode mit der Kirchſchen Rührigkeit eine Speckhökerei betrieb. „Warum ſollte ich nicht ſchreien?“ rief ſie wiederum, „mir kann's recht ſein, wenn ſie es alle hören! Du biſt ein Geizhals, Hans Adam; aber du haſt einen ſcharfen Kopf, und den können die regierenden Herren nicht gebrauchen, wenn er nicht zufällig auf ihren eigenen Schultern ſitzt; da paßt ihnen ſo eine blonde Semmel beſſer, wenn ſie denn doch einmal an uns Mittelbürgern nicht vorbeikönnen.“

„Du erzählſt mir ganz was Neues!“ ſagte der Bruder ärgerlich.

„Ja, ja, Hans Adam, du biſt mir auch zu klug, ſonſt ſäßeſt du nicht ſo bald umſonſt in unſerem elterlichen Hauſe!“

Die brave Frau konnte es noch immer nicht verwinden, daß von einem Kaufluſtigen ihrem Bruder einſt ein höherer Preis geboten war, als wofür er das Haus in der Nachlaßtheilung übernommen hatte. Aber Hans Kirch war dieſen Vorwurf ſchon gewöhnt, er achtete nicht mehr darauf, zum Mindeſten ſchien es für ihn in dieſem Augenblicke nur ein Spornſtich, um ſich von dem erhaltenen Schlage plötzlich wieder aufzurichten. Aeußerlich zwar ließ er den Kopf hängen, als ſähe er etwas vor ſich auf dem Straßenpflaſter; ſeine Gedanken aber waren ſchon raſtlos thätig, eine neue Bahn nach ſeinem Ziele hinzuſchaufeln: das war ihm klar, es mußte noch mehr erworben und — noch mehr erſpart werden; dem Druck des Silbers mußte bei wiederkehrender Gelegenheit auch dieſe Pforte noch ſich öffnen; und ſollte es für ihn ſelbſt nicht mehr gelingen, für ſeinen Heinz, bei deſſen beſſerer Schulbildung und ſtattlicherem Weſen, würde es damit ſchon durchzubringen ſein, ſobald er ſeine Seemannsjahre nach Gebrauch als Capitän beſchloſſen hätte.

Mit einer raſchen Bewegung hob Hans Adam ſeinen Kopf empor. „Weißt du, Jule“ — er that wie beiläufig dieſe Frage — „ob dein Nachbar Schmüſer ſeinen großen Speicher noch verkaufen will?“

Frau Jule, die mit ihrer letzten Aeußerung ihn zu einer ganz anderen Antwort hatte reizen wollen und ſo lange ſchon darauf gewartet hatte, meinte ärgerlich, da thue er am beſten, ſelbſt darum zu fragen.

„Ja, ja; da haſt du recht.“ Er nickte kurz und hatte ſchon ein paar Schritte der Straße zu gethan, in der Fritz Schmüſer wohnte, als die Schweſter, unachtend des Jungen, der ſeitwärts unter ſeinen Schinken ſtöhnte, ihn noch einmal feſtzuhalten ſuchte; ſo wohlfeil ſollte er denn doch nicht davon kommen. „Hans Adam!“ rief ſie; „warte noch einen Augenblick! Dein Heinz ...“

Hans Adam ſtand bei dieſem Namen plötzlich ſtill. „Was willſt du, Jule?“ frug er haſtig. „Was ſoll das mit meinem Heinz?“

„Nicht viel, Hans Adam; aber du weißt wohl nicht, was dein gewitzter Junge noch am letzten Abend hier getrieben hat?“

„Nun?“ ſtieß er hervor, als ſie eine Pauſe machte, um erſt die Wirkung dieſes Eingangs abzuwarten; „ſag's nur gleich auf einmal, Jule; ein Loblied ſitzt doch nicht dahinter!“

„Je nachdem, Hans Adam, je nachdem! Bei der alten Tante war zum Adjeſagen freilich nicht viel Zeit; aber warum ſollte er die ſchmucke Wieb, die kleine Matroſendirne, nicht von neun bis elf ſpazieren fahren? Es möchte wohl ein kalt Vergnügen geweſen ſein da draußen auf dem Sund; aber wir Alten wiſſen's ja wohl noch, die Jugend hat allezeit ihr eigen Feuer bei ſich."

Hans Adam zitterte, ſeine Oberlippe zog ſich auf und legte ſeine vollen Zähne bloß. „Schwatz nicht!" ſagte er. „Sprich lieber, woher weißt du das?"

„Woher?" Frau Jule ſchlug ein fröhliches Gelächter auf — „das weiß die ganze Stadt, am beſten Chriſtian Jenſen, in deſſen Boot die Luſtfahrt vor ſich ging! Aber du biſt ein Hitzkopf, Hans Adam, bei dem man ſich leicht üblen Beſcheid holen kann; und wer weiß denn auch, ob dir die ſchmucke Schwiegertochter recht iſt? Im Uebrigen" — und ſie faßte den Bruder an ſeinem Rockkragen und zog ihn dicht zu ſich heran — „für die neue Verwandtſchaft iſt's doch ſo am beſten, daß du nicht auf den Rathsherrnſtuhl hinaufgekommen biſt."

Als ſie ſolcherweiſe ihre Worte glücklich angebracht hatte, trat ſie zurück. „Komm, Peter, vorwärts!“ rief ſie dem Jungen zu, und bald waren beide in einer der vom Markte auslaufenden Gaſſen verſchwunden.

Hans Kirch ſtand noch wie angedonnert auf derſelben Stelle. Nach einer Weile ſetzte er ſich mechaniſch in Bewegung und ging der Gaſſe zu, worin Fritz Schmüſers Speicher lag; dann aber kehrte er plötzlich wieder um. Bald darauf ſaß er zu Hauſe an ſeinem Pult und ſchrieb mit fliegender Feder einen Brief an ſeinen Sohn, in welchem in verſtärktem Maße ſich der jähe Zorn ergoß, deſſen Ausbruch an jenem letzten Abend durch die Dazwiſchenkunft der Mutter war verhindert worden.

* * *

Monate waren vergangen, die Plätze, von denen aus Heinz nach Abrede hätte ſchreiben ſollen, mußten längſt paſſirt ſein; aber Heinz ſchrieb nicht; dann kamen Nachrichten von dem Schiffe, aber kein Brief von ihm. Hans Kirch ließ ſich das ſo ſehr nicht anfechten: „Er wird ſchon kommen,“ ſagte er zu ſich ſelber; „er weiß gar wohl, was hier zu Haus für ihn zu holen iſt.“ Und ſomit, nachdem er den Schmüſerſchen Speicher um billigen Preis erworben hatte, arbeitete er rüſtig an der Ausbreitung ſeines Handels und ließ ſich keine Mühe verdrießen. Freilich, wenn er von den dadurch veranlaßten Reiſen, theils nach den Hafenſtädten des Inlandes, einmal ſogar mit ſeinem Schooner nach England, wieder heimkehrte, „Brief von Heinz?“ war jedesmal die erſte haſtige Frage an ſeine Frau, und immer war ein trauriges Kopfſchütteln die einzige Antwort, die er darauf erhielt.

Die Sorge, der auch er allmälig ſich nicht hatte erwehren können, wurde zerſtreut, als die Zeitungen die Rückkehr der „Hammonia“ meldeten. Hans Kirch ging unruhig in Haus und Hof umher, und Frau und Tochter hörten ihn oft heftig vor ſich hinreden; denn der Junge mußte jetzt ja ſelber kommen, und er hatte ſich vorgeſetzt, ihm ſcharf den Kopf zu waſchen. Aber eine Woche verging, die zweite ging auch bald zu Ende, und Heinz war nicht gekommen. Auf eingezogene Erkundigung erfuhr man endlich, er habe auf der Rückfahrt nach Abkommen mit dem Capitän eine neue Heuer angenommen; wohin, war nicht zu ermitteln. „Er will mir trotzen!“ dachte Hans Adam. „Sehen wir, wer's am längſten aushält von uns beiden!“ — Die Mutter, welche nichts von jenem Briefe ihres Mannes wußte, ging in kummervollem Grübeln und konnte ihren Jungen nicht begreifen; wagte ſie es einmal ihren Mann nach Heinz zu fragen, ſo blieb er entweder ganz die Antwort ſchuldig oder hieß ſie ihm mit dem Jungen ein für alle Mal nicht mehr zu kommen. In Einem zwar unterſchied er ſich von der gemeinen Art der Männer: er bürdete der armen Mutter nicht die Schuld an dieſen Uebelſtänden auf; im Uebrigen aber war mit Hans Adam jetzt kein leichter Hausverkehr.

Sommer und Herbſt gingen hin, und je weiter die Zeit verrann, deſto feſter wurzelte der Groll in ſeinem Herzen; der Name ſeines Sohnes wurde im eigenen Hauſe nicht mehr ausgeſprochen, und auch draußen ſcheute man ſich nach Heinz zu fragen.

Schon wurde es wieder Frühling, als er eines Morgens von ſeiner Hausthür aus den Herrn Paſtor mit der Pfeife am Zaune ſeines Vorgartens ſtehen ſah. Hans Kirch hatte Geſchäfte weiter oben in der Straße und wollte mit ſtummem Hutrücken vorbeipaſſiren; aber der Nachbar Paſtor rief mit aller Würde pfarramtlicher Ueberlegenheit ganz laut zu ihm hinüber: „Nun, Herr Kirch, noch immer keine Nachricht von dem Heinz?“

Hans Adam fuhr zuſammen, aber er blieb ſtehen, die Frage war ihm lange nicht geboten worden. „Reden wir von was Anderem, wenn's gefällt, Herr Paſtor!“ ſagte er kurz und haſtig.

Allein der Paſtor fand ſich zur Befolgung dieſer Bitte nicht veranlaßt. „Mein lieber Herr Kirch, es iſt nun faſt das zweite Jahr herum; Sie ſollten ſich doch einmal wieder um den Sohn bekümmern!“

„Ich dächte, Herr Paſtor, nach dem vierten Gebote wär' das umgekehrt!“

Der Paſtor that die Pfeife aus dem Munde: „Aber nicht nach dem Gebote, in welchem nach des Herrn Wort die anderen all' enthalten ſind, und was wäre Euch näher, als Euer eigen Fleiſch und Blut!“

„Weiß nicht, Ehrwürden,“ ſagte Hans Kirch, „ich halte mich ans vierte.“

Es war etwas in ſeiner Stimme, das es dem Paſtor räthlich machte, nicht mehr in dieſem Tone fortzufahren. „Nun, nun,“ ſagte er begütigend, „er wird ja ſchon wiederkehren, und wenn er kommt, er iſt ja von Ihrer Art, Herr Nachbar, ſo wird es nicht mit leeren Händen ſein!“

Etwas von dem Schmunzeln, das ſich bei dieſer letzten Rede auf des Paſtors Antlitz zeigte, war doch auch auf das des Anderen übergegangen, und während ſich der erſtere mit einer grüßenden Handbewegung nach ſeinem Hauſe zurückwandte, trabte Hans Kirch munterer als ſeit lange die Straße hinauf nach ſeinem großen Speicher.

* * *

Es war am Tage danach, als der alte Poſtbote dieſelbe Straße hinabſchritt. Er ging raſch und hielt einen dicken Brief in der Hand, den er ſchon im Vorwege aus ſeiner Ledertaſche hervorgeholt zu haben ſchien; aber ebenſo raſch ſchritt, lebhaft auf ihn einredend, ein etwa ſechzehnjähriges blondes Mädchen an ſeiner Seite. „Von einem guten Bekannten, ſagſt du? Nein, narre mich nicht länger, alter Marten! Sag's doch, von wem iſt er denn?"

„Ei, du junger Dummbart," rief der Alte, indem er mit dem Briefe ihr vor den Augen gaukelte, „kann ich das wiſſen? Ich weiß nur, an wen ich ihn zu bringen habe."

„An wen, an wen denn, Marten?"

Er ſtand einen Augenblick und hielt die Schriftſeite des Briefes ihr entgegen.

Die geöffneten Mädchenlippen verſandten einen Laut, der nicht zu einem Wort gedieh.

„Von Heinz!" kam es dann ſchüchtern hintennach, und wie eine helle Lohe brannte die Freude auf dem jungen Antlitz.

Der Alte ſah ſie freundlich an. „Von Heinz?" wiederholte er ſchelmiſch. „Ei, Wiebchen, mit den Augen iſt das nicht darauf zu leſen!"

Sie ſagte nichts; aber als er jetzt in der Richtung nach dem Kirchſchen Hauſe zuſchritt, lief ſie noch immer nebenher.

„Nun?" rief er, „du denkſt wohl, daß ich auch für dich noch einen in der Taſche hätte?"

Da blieb ſie plötzlich ſtehen, und während ſie traurig ihr Köpfchen ſchüttelte, ging der Bote mit dem dicken Briefe fort.

Als er die Kirchſche Wohnung betrat, kam eben die Hausmutter mit einem dampfenden Schüſſelchen aus der Küche; ſie wollte damit in das Oberhaus, wo im Giebelſtübchen die kleine Lina an den Maſern lag. Aber Marten rief ſie an: „Frau Kirch! Frau Kirch! Was geben Sie für dieſen Brief?“

Und ſchon hatte ſie die an ihren Mann gerichtete Adreſſe geleſen und die Schrift erkannt. „Heinz!“ rief auch ſie, „o, von Heinz!“ und wie ein Jubel brach es aus dieſer ſtillen Bruſt. Da kam von oben her die Kinderſtimme: „Mutter! Mutter!“

„Gleich, gleich, mein Kind!“ Und nach einem dankbaren Nicken gegen den Boten flog ſie die Treppen hinauf. „O Lina, Lina! Von Heinz, ein Brief von unſerem Heinz!“

Im Wohnzimmer unten ſaß Hans Kirch an ſeinem Pulte, zwei aufgeſchlagene Handelsbücher vor ſich; er war mit ſeinem Verluſt-Conto beſchäftigt, das ſich dies Mal ungewöhnlich groß erwieſen hatte. Verdrießlich hörte er das laute Reden draußen, das ihn in ſeiner Rechnung ſtörte; als der Poſtbote hereintrat, fuhr er ihn an: „Was treibt Er denn für Lärmen draußen mit der Frau?“

Statt einer Antwort überreichte Marten ihm den Brief.

Faſt grollend betrachtete er die Aufſchrift mit ſeinen ſcharfen Augen, die noch immer der Brille nicht bedurften. „Von Heinz,“ brummte er, nachdem er alle Stempel aufmerkſam beſichtigt hatte, „Zeit wär's denn auch einmal!“

Vergebens wartete der alte Marten, auch aus des Vaters Augen einen Freudenblitz zu ſehen; nur ein Zittern der Hand — wie er zu ſeinem Troſte bemerkte — konnte dieſer nicht bewältigen, als er jetzt nach einer Scheere langte, um den Brief zu öffnen. Und ſchon hatte er ſie angeſetzt, als Marten ſeinen Arm berührte: „Herr Kirch, ich darf wohl noch um dreißig Schilling bitten!“

— „Wofür?“ — er warf die Scheere hin — „ich bin der Poſt nichts ſchuldig!“

„Herr, Sie ſehen ja wohl, der Brief iſt nicht frankirt.“

Er hatte es nicht geſehen; Hans Adam biß die Zähne auf einander: dreißig Schillinge; warum denn auch nicht die noch zum Verluſt geſchrieben! Aber — die Bagatelle, die war's ja nicht; nein — was dahinter ſtand! Was hatte doch der Paſtor neulich hingeredet? Er würde nicht mit leeren Händen kommen! Nicht mit leeren Händen! — Hans Adam lachte grimmig in ſich hinein. — Nicht 'mal das Porto hatte er gehabt! Und der, der ſollte im Magiſtrat den Sitz erobern, der für ihn, den Vater, ſich zu hoch erwieſen hatte!

Hans Kirch ſaß ſtumm und ſtarr an ſeinem Pulte; nur im Gehirne tobten ihm die Gedanken. Sein Schiff, ſein Speicher, Alles, was er in ſo vielen Jahren ſchwer erworben hatte, ſtieg vor ihm auf und addirte wie von ſelber die ſtattlichen Summen ſeiner Arbeit. Und das, das Alles ſollte er dieſem … Er dachte den Satz nicht mehr zu Ende; ſein Kopf brannte, es brauſte ihm vor die Ohren. „Lump!" ſchrie er plötzlich, „ſo kommſt du nicht in deines Vaters Haus!"

Der Brief war dem erſchrockenen Boten vor die Füße geſchleudert. „Nimm," ſchrie er, „ich kauf ihn nicht; der iſt für mich zu theuer!" Und Hans Kirch griff zur Feder und blätterte in ſeinen Contobüchern.

Der gutmüthige Alte hatte den Brief aufgehoben und verſuchte beſcheiden noch einige Ueberredung; aber der Hausherr trieb ihn fort, und er war nur froh, die Straße zu erreichen, ohne daß er der Mutter zum zweiten Mal begegnet wäre.

Als er ſeinen Weg nach dem Südende der Stadt fortſetzte, kam Wieb eben von dort zurück; ſie hatte in einer Brennerei, welche hier das letzte Haus bildete, eine Beſtellung ausgerichtet. Ihre Mutter war nach dem plötzlichen Tode „ihres Mannes zur See“ in aller Form Rechtens die Frau „ihres Mannes auf dem Lande“ geworden und hatte mit dieſem eine Matroſenſchenke am Hafenplatze errichtet. Viel Gutes wurde von der neuen Wirthſchaft nicht geredet; aber wenn an Herbſtabenden die über der Hausthür brennende rothe Lampe ihren Schein zu den Schiffen hinabwarf, ſo ſaß es da drinnen in der Schenkſtube bald Kopf an Kopf, und der Brenner draußen am Stadtende hatte dort gute Kundſchaft.

Als Wieb ſich dem alten Poſtboten näherte, bemerkte ſie ſogleich, daß er jetzt recht mürriſch vor ſich hinſah; und dann — er hatte ja den Brief von Heinz noch immer in der Hand. „Marten!“ rief ſie — ſie hätte es nicht laſſen können — „der Brief, haſt du ihn noch? War denn ſein Vater nicht zu Hauſe?“

Marten machte ein grimmiges Geſicht. „Nein, Kind, ſein Vater war wohl nicht zu Hauſe; der alte Hans Kirch war da; aber für den war der Brief zu theuer.“

Die blauen Mädchenaugen blickten ihn erſchrocken an. „Zu theuer, Marten?“

— „Ja, ja; was meinſt du, unter dreißig Schillingen war er nicht zu haben.“

Nach dieſen Worten ſteckte Marten den Brief in ſeine Ledertaſche und trat mit einem anderen, den er gleichzeitig hervorgezogen hatte, in das nächſte Haus.

Wieb blieb auf der Gaſſe ſtehen. Einen Augenblick noch ſah ſie auf die Thür, die ſich hinter dem alten Mann geſchloſſen hatte; dann, als käme ihr plötzlich ein Gedanke, griff ſie in ihre Taſche und klimperte darin, als wie mit kleiner Silbermünze. Ja, Wieb hatte wirklich Geld in ihrer Taſche; ſie zählte es ſogar, und es war eine ganze Handvoll, die ſie ſchon am Vormittage hinter dem Schenktiſch eingenommen hatte. Zwar; es gehörte nicht ihr, das wußte ſie recht wohl; aber was kümmerte ſie das, und mochte ihre Mutter ſie doch immer dafür ſchlagen! „Marten,“ ſagte ſie haſtig, als dieſer jetzt wieder aus dem Hauſe trat, und ſtreckte eine Hand voll kleiner Münze ihm entgegen, „da iſt das Geld, Marten; gieb mir den Brief!“

Marten ſah ſie voll Verwunderung an.

„Gieb ihn doch!“ drängte ſie. „Hier ſind ja deine dreißig Schillinge!“ Und als der Alte den Kopf ſchüttelte, faßte ſie mit der freien Hand an ſeine Taſche: „O bitte, bitte, lieber Marten, ich will ihn ja nur einmal zuſammen mit ſeiner Mutter leſen.“

„Kind,“ ſagte er, indem er ihre Hand ergriff und ihr freundlich in die angſtvollen Augen blickte, „wenn's nach mir ginge, ſo wollten wir den Handel machen; aber ſelbſt der Poſtmeiſter darf dir keinen Brief verkaufen.“ Er wandte ſich von ihr ab und ſchritt auf ſeinem Botenwege weiter.

Aber ſie lief ihm nach, ſie hing ſich an ſeinen Arm, ihr einfältiger Mund hatte die holdeſten Bitt- und Schmeichelworte für den alten Marten und ihr

Kopf die allerdümmſten Einfälle; nur leihen ſollte er ihr zum Mindeſten den Brief; er ſollte ihn ja noch heute Abend wieder haben.

Der alte Marten gerieth in große Bedrängniß mit ſeinem weichen Herzen; aber ihm blieb zuletzt nichts übrig, er mußte das Kind gewaltſam von ſich ſtoßen.

Da blieb ſie zurück; mit der Hand fuhr ſie an die Stirn unter ihr goldblondes Haar, als ob ſie ſich beſinnen müſſe; dann ließ ſie das Geld in ihre Taſche fallen und ging langſam dem Hafenplatze zu. Wer den Weg entgegenkam, ſah ihr verwundert nach; denn ſie hatte die Hände auf die Bruſt gepreßt und ſchluchzte überlaut.

* * *

Seitdem waren fünfzehn Jahre hingegangen. Die kleine Stadt erſchien faſt unverändert; nur daß für einen jungen Kaufherrn aus den alten Familien am Markt ein neues Haus erbaut war, daß Telegraphendrähte durch die Gaſſen liefen und auf dem Poſthausſchilde jetzt mit goldenen Buchſtaben „Kaiſerliche Reichspoſt“ zu leſen war; wie immer rollte die

See ihre Wogen an den Strand, und wenn der Nordweſt vom Oſtnordoſt gejagt wurde, ſo ſpülte das Hochwaſſer an die Mauern der Brennerei, die auch jetzt noch in der rothen Laterne ihre beſte Kundſchaft hatte; aber das Ende der Eiſenbahn lag noch manche Meile landwärts hinter dem Hügelzuge, ſogar auf dem Bürgermeiſterſtuhle ſaß trotz der neuen Segnungen noch im guten alten Style ein ſtudirter Mann, und der Magiſtrat behauptete ſein altes Anſehen, wenngleich die Senatoren jetzt in „Stadträthe“ und die Deputirten in „Stadtverordnete“ verwandelt waren; die Abſchaffung der Bürgerglocke als eines alten Zopfes war in der Stadtverordneten-Verſammlung von einem jungen Mitgliede zwar in Vorſchlag gebracht worden, aber zwei alte Herren hatten ihr das Wort geredet; die Glocke hatte ſie in ihrer Jugend von manchem dummen Streich nach Haus getrieben; weshalb ſollte jetzt das junge Volk und das Geſinde nicht in gleicher Zucht gehalten werden? Und nach wie vor, wenn es zehn vom Thurm geſchlagen hatte, bimmelte die kleine Glocke hinterdrein und ſchreckte die Pärchen auseinander, welche auf dem Markt am Brunnen ſchwatzten.

Nicht ſo unverändert war das Kirchſche Haus geblieben. Heinz war nicht wieder heimgekommen, er war verſchollen; es fehlte nur, daß er auch noch gerichtlich für todt erklärt worden wäre; von den jüngeren Leuten wußte Mancher kaum, daß es hier jemals einen Sohn des alten Kirch gegeben habe. Damals freilich, als der alte Marten den Vorfall mit dem Briefe bei ſeinen Gängen mit herumgetragen hatte, war von Vater und Sohn genug geredet worden; und nicht nur von dieſen, auch von der Mutter, von der man niemals redete, hatte man erzählt, daß ſie derzeit, als es endlich auch ihr von draußen zugetragen worden, zum erſten Mal ſich gegen ihren Mann erhoben habe. „Hans! Hans!“ ſo hatte ſie ihn angeſprochen, ohne der Magd zu achten, die an der Küchenthür gelauſcht hatte; „das ohne mich zu thun, war nicht dein Recht! Nun können wir nur beten, daß der Brief nicht zu dem Schreiber wiederkehre; doch Gott wird ja ſo ſchwere Schuld nicht auf dich laden.“ Und Hans Adam, während ihre Augen voll und thränenlos ihn angeſehen, hatte hierauf nichts erwidert, nicht ein Sterbenswörtlein; ſie aber hatte nicht nur gebetet;

überall hin, wenn auch ſtets vergebens, hatte ſie nach ihrem Sohne forſchen laſſen; die Koſten, die dadurch verurſacht wurden, entnahm ſie ohne Scheu den kleineren Kaſſen, welche ſie verwaltete; und Hans Adam, obgleich er bald deß inne wurde, hatte ſie ſtill gewähren laſſen. Er ſelbſt that nichts dergleichen; er ſagte es ſich beharrlich vor, der Sohn, ob brieflich oder in Perſon, müſſe anders oder niemals wieder an die Thür des Elternhauſes klopfen.

Und der Sohn hatte niemals wieder angeklopft. Hans Adams Haar war nur um etwas raſcher grau geworden; der Mutter aber hatte endlich das ſtumme Leid die Bruſt zernagt, und als die Tochter aufgewachſen war, brach ſie zuſammen. Nur eins war ſtark in ihr geblieben, die Zuverſicht, daß ihr Heinz einſt wiederkehren werde; doch auch die trug ſie im Stillen. Erſt da ihr Leben ſich raſch zu Ende neigte, nach einem heftigen Anfall ihrer Schwäche, trat es einmal über ihre Lippen. Es war ein froſtheller Weihnachtsmorgen, als ſie, von der Tochter geſtützt, mühſam die Treppe nach der oben belegenen Schlafkammer emporſtieg. Eben, als ſie auf halbem Wege, tief aufathmend und wie hülflos um ſich blickend, gegen das Geländer lehnte, brach die Winterſonne durch die Scheiben über der Hausthür und erleuchtete mit ihrem blaſſen Schein den dunklen Flur. Da wandte die kranke Frau den Kopf zu ihrer Tochter: „Lina,“ ſagte ſie geheimnißvoll, und ihre matten Augen leuchteten plötzlich in beängſtigender Verklärung, „ich weiß es, ich werde ihn noch wiederſehen! Er kommt einmal ſo, wenn wir es gar nicht denken!“

„Meinſt du, Mutter?“ frug die Tochter faſt erſchrocken.

„Mein Kind, ich meine nicht; ich weiß es ganz gewiß!“

Dann hatte ſie ihr lächelnd zugenickt; und bald lag ſie zwiſchen den weißen Linnen ihres Bettes, welche in wenigen Tagen ihren todten Leib umhüllen ſollten.

In dieſer letzten Zeit hatte Hans Kirch ſeine Frau faſt keinen Augenblick verlaſſen; der Burſche, der ihm ſonſt im Geſchäfte nur zur Hand ging, war ſchier verwirrt geworden über die ihn plötzlich treffende Selbſtverantwortlichkeit: aber auch jetzt wurde der Name des Sohnes zwiſchen den beiden Eltern nicht genannt; nur da die ſchon erlöſchenden Augen der Sterbenden weit geöffnet und wie ſuchend in die leere Kammer blickten, hatte Hans Kirch, als ob er ein Verſprechen gebe, ihre Hand ergriffen und gedrückt; dann hatten ihre Augen ſich zur letzten Lebensruhe zugethan.

Aber wo war, was trieb Heinz Kirch in der Stunde, als ſeine Mutter ſtarb?

* * *

Ein paar Jahre weiter, da war der ſpitze Giebel des Kirchſchen Hauſes abgebrochen und ſtatt deſſen ein volles Stockwerk auf das Erdgeſchoß geſetzt worden; und bald hauſete eine junge Wirthſchaft in den neuen Zimmern des Oberbaues; denn die Tochter hatte den Sohn eines wohlhabenden Bürgers aus der Nachbarſtadt geheirathet, der dann in das Geſchäft ihres Vaters eingetreten war. Hans Kirch begnügte ſich mit den Räumen des alten Unterbaues; die Schreibſtube neben der Hausthür bildete zugleich ſein Wohnzimmer. Dahinter, nach dem Hofe hinaus, lag die Schlafkammer; ſo ſaß er ohne viel Treppenſteigen mitten im Geſchäft und konnte trotz des anrückenden Greiſenalters und ſeines jungen Partners die Fäden noch in ſeinen Händen halten. Anders ſtand es mit der zweiten Seite ſeines Weſens; ſchon mehrmals war ein Wechſel in den Magiſtratsperſonen eingetreten, aber Hans Kirch hatte keinen Finger darum gerührt; auch, ſelbſt wenn er darauf angeſprochen worden, kein Für oder Wider über die neuen Wahlen aus ſeinem Munde gehen laſſen.

Dagegen ſchlenderte er jetzt oft, die Hände auf dem Rücken, bald am Hafen, bald in den Bürgerpark, während er ſonſt auf alle Spaziergänger nur mit Verachtung herabgeſehen hatte. Bei anbrechender Dämmerung konnte man ihn wohl auch draußen über der Bucht auf dem hohen Ufer ſitzen ſehen; er blickte dann in die offene See hinaus und ſchien keinen der Wenigen, die vorübergingen, zu bemerken. Traf es ſich, daß aus dem Abendroth ein Schiff hervorbrach und mit vollen Segeln auf ihn zuzukommen ſchien, dann nahm er ſeine Mütze ab und ſtrich mit der anderen Hand ſich zitternd über ſeinen grauen Kopf. — Aber nein; es geſchahen ja keine Wunder mehr; weshalb ſollte denn auch Heinz auf jenem Schiffe ſein? — Und Hans

Kirch ſchüttelte ſich und trat faſt zornig ſeinen Heimweg an.

Der ganze Ehrgeiz des Hauſes ſchien jedenfalls, wenn auch in anderer Form, jetzt von dem Tochtermann vertreten zu werden; Herr Chriſtian Martens hatte nicht geruht, bis die Familie unter den Mitgliedern der Harmoniegeſellſchaft figurirte, von der bekannt war, daß nur angeſehenere Bürger zugelaſſen wurden. Der junge Ehemann war, wovon der Schwiegervater ſich zeitig und gründlich überzeugt hatte, ein treuer Arbeiter und keineswegs ein Verſchwender; aber — für einen feinen Mann gelten, mit den Honoratioren einen vertraulichen Händedruck wechſeln, etwa noch eine ſchwergoldene Kette auf brauner Sammetweſte, das mußte er daneben haben. Hans Kirch zwar hatte Anfangs ſich geſträubt; als ihm jedoch in einem ſtillen Nebenſtübchen eine ſolide Partie „Sechsundſechzig“ mit ein paar alten ſeebefahrenen Herren eröffnet wurde, ging auch er mit ſeinen Kindern in die Harmonie.

So war die Zeit verfloſſen, als an einem ſonnigen Vormittage im September Hans Kirch vor ſeiner Hausthür ſtand; mit ſeinem krummen Rücken, ſeinem hängenden Kopfe, und wie gewöhnlich beide Hände in den Taſchen. Er war eben von ſeinem Speicher heimgekommen; aber die Neugier hatte ihn wieder hinausgetrieben; denn durchs Fenſter hatte er linkshin auf dem Markte, wo ſonſt nur Hühner und Kinder liefen, einen großen Haufen erwachſener Menſchen, Männer und Weiber, und offenbar in lebhafter Unterhaltung mit einander wahrgenommen; er hielt die Hand ans Ohr, um etwas zu erhorchen; aber ſie ſtanden ihm doch zu fern. Da löſte ſich ein ſtarkes, aber anſcheinend hochbetagtes Frauenzimmer aus der Menge; ſie mochte halb erblindet ſein, denn ſie fühlte mit einem Krückſtock vor ſich hin; gleichwohl kam ſie bald raſch genug gegen das Kirchſche Haus daher gewandert. „Jule!“ brummte Hans Adam. „Was will Jule?“

Seitdem der Bruder ihr vor einigen Jahren ein größeres Darlehen zu einem Einkauf abgeſchlagen hatte, waren Wort und Gruß nur ſelten zwiſchen ihnen gewechſelt worden; aber jetzt ſtand ſie vor ihm; ſchon von weitem hatte ſie ihm mit ihrer Krücke zugewinkt. Im erſten Antrieb hatte er ſich umwenden und in ſein Haus zurückgehen wollen; aber er blieb doch. „Was willſt du, Jule?“ frug er. „Was veraccordiren die da auf dem Markt?“

„Was die veraccordiren, Hans? Ja, leihſt du mir jetzt die hundert Thaler, wenn ich dir's erzähle?“

Er wandte ſich jetzt wirklich, um ins Haus zu treten.

„Nun, bleib nur!“ rief ſie. „Du ſollſt's umſonſt zu wiſſen kriegen; dein Heinz iſt wieder da!“

Der Alte zuckte zuſammen. „Wo? Was?“ ſtieß er hervor und fuhr mit dem Kopf nach allen Seiten. Die Speckhökerin ſah mit Vergnügen, wie ſeine Hände in den weiten Taſchen ſchlotterten.

„Wo?“ wiederholte ſie und ſchlug den Bruder auf den krummen Rücken. „Komm zu dir, Hans! Hier iſt er noch nicht; aber in Hamburg, beim Schlafbaas in der Johannisſtraße!“

Hans Kirch ſtöhnte. „Weibergewäſch!“ murmelte er. „Siebzehn Jahre fort; der kommt nicht wieder — der kommt nicht wieder.“

Aber die Schweſter ließ ihn nicht los. „Kein Weibergewäſch, Hans! Der Fritze Reimers, der mit ihm in Schlafſtelle liegt, hat's nach Haus geſchrieben!“

„Ja, Jule, der Fritze Reimers hat ſchon mehr gelogen!“

Die Schweſter ſchlug die Arme unter ihrem vollen Buſen um einander. „Zitterſt du ſchon wieder für deinen Geldſack?“ rief ſie höhnend. „Ei nun, für dreißig Reichsgulden haben ſie unſern Herrn Chriſtus verrathen, ſo konnteſt du dein Fleiſch und Blut auch wohl um dreißig Schillinge verſtoßen. Aber jetzt kannſt du ihn alle Tage wieder haben! Rathsherr freilich wird er nun wohl nicht mehr werden; du mußt ihn nun ſchon nehmen, wie du ihn dir ſelbſt gemacht haſt!“

Aber die Fauſt des Bruders packte ihren Arm; ſeine Lippen hatten ſich zurückgezogen und zeigten das noch immer ſtarke vollzählige Gebiß. „Nero! Nero!“ ſchrie er mit heiſerer Stimme in die offene Hausthür, während ſogleich das Aufrichten des großen Haushundes drinnen hörbar wurde. „Weib, verdammtes, ſoll ich dich mit Hunden von der Thür hetzen!“

Frau Jules ſittliche Entrüſtung mochte indeſſen nicht ſo tief gegangen ſein; hatte ſie doch ſelbſt vor einem halben Jahre ihre einzige Tochter faſt mit

Gewalt an einen reichen Trunkenbold verheirathet, um von ſeinen Capitalien in ihr Geſchäft zu bringen; es hatte ſie nur gereizt, ihrem Bruder, wie ſie ſpäter meinte, für die hundert Thaler auch einmal etwas auf den Stock zu thun. Und ſo war ſie denn ſchon dabei, ihm wieder gute Worte zu geben, als vom Markte her ein älterer Mann zu den Geſchwiſtern trat. Es war der Krämer von der Ecke gegenüber. „Kommt, Nachbar,“ ſagte dieſer, indem er Hans Adams Hand faßte, „wir wollen in Ihr Zimmer gehen; das gehört nicht auf die Straße!“

Frau Jule nickte ein paar Mal mit ihrem dicken Kopfe. „Das mein ich auch, Herr Rickerts,“ rief ſie, indem ſie ſich mit ihrem Krückſtocke nach der Straße hinunterfühlte; „erzählen Sie's ihm beſſer; ſeiner Schweſter hat er es nicht glauben wollen! Aber, Hans, wenn's dir an Reiſegeld nach Hamburg fehlen ſollte?“

Sie bekam keine Antwort; Herr Rickerts trat mit dem Bruder ſchon in deſſen Zimmer. „Sie wiſſen es alſo, Nachbar!“ ſagte er; „es hat ſeine Richtigkeit; ich habe den Brief von Fritze Reimers ſelbſt geleſen.“

Hans Kirch hatte ſich in ſeinen Lehnſtuhl geſetzt und ſtarrte, mit den Händen auf den Knieen, vor ſich hin. „Von Fritze Reimers?“ frug er dann. „Aber Fritze Reimers iſt ein Windſack, ein rechter Weißfiſch!“

„Das freilich, Nachbar, und er hat auch diesmal ſeine eigene Schande nach Haus geſchrieben. Beim Schlafbaas in der Johannisnacht haben ſie Abends in der Schenkſtube beiſammen geſeſſen, deutſche Seeleute, aber aus allen Meeren, Fritze Reimers und noch zwei andere unſerer Jungens mit dazwiſchen. Nun haben ſie geredet über woher und wohin; zuletzt, wo ein jeder von ihnen denn zuerſt die Wand beſchrieen habe. Als an den Reimers dann die Reihe gekommen iſt, da hat er — Sie kennen's ja wohl, Nachbar — das dumme Lied geſungen, worin ſie den großen Fiſch an unſerem Rathhaus in einen elenden Bütt verwandelt haben; kaum aber iſt das Wort heraus geweſen, ſo hat vom anderen Ende des Tiſches Einer gerufen: ‚Das iſt kein Bütt, das iſt der Schwanz von einem Butzkopf, und der iſt doppelt ſo lang, als Arm und Bein bei dir zuſammen!‘

Der Mann, der das geſprochen hat, iſt vielleicht um zehn Jahre älter geweſen als unſere Jungens, die da mitgeſeſſen, und hat ſich John Smidt genannt.

Fritze Reimers aber hat nicht geantwortet, ſondern weiter fortgeſungen, wie es in dem Liede heißt: ‚Und ſie handeln, ſagt er, da mit Macht, ſagt er; hab'n zwei Böte, ſagt er, und 'ne Jacht!‘“

„Der Schnöſel!“ rief Hans Kirch; „und ſein Vater hat bis an ſeinen Tod auf meinem Schooner gefahren!“

„Ja, ja, Nachbar; der John Smidt hat auch auf den Tiſch geſchlagen. ‚Pfui für den Vogel, der ſein eigen Neſt beſchmutzt!‘“

„Recht ſo!“ ſagte Hans Kirch; „er hätte ihn nur auf ſeinen dünnen Schädel ſchlagen ſollen!“

„Das that er nicht; aber als der Reimers ihm zugerufen, was er dabei denn mitzureden habe, da —“

Hans Kirch hatte des Anderen Arm gefaßt. „Da?“ wiederholte er.

„Ja, Nachbar —“ und des Erzählers Stimme wurde leiſer — „da hat John Smidt geſagt, er heiße eigentlich Heinz Kirch, und ob er denn auch nun noch etwas von ihm kaufen wolle. — Sie wiſſen es ja, Nachbar, unſere Jungens geben ſich da drüben manchmal andere Namen, Smidt oder Mayer, oder wie es eben kommen mag, zumal wenn's mit dem Heuerwechſel nicht ſo ganz in Ordnung iſt. Und dann, ich bin ja erſt ſeit ſechzehn Jahren hier; aber, nach Hörenſagen, es muß Ihrem Heinz ſchon ähnlich ſehen, das!“

Hans Kirch nickte. Es wurde ganz ſtill im Zimmer, nur der Perpendikel der Wanduhr tickte; dem alten Schiffer war, als fühle er eine erkaltende Hand, die den Druck der ſeinigen erwarte.

Der Krämer brach zuerſt das Schweigen. „Wann wollen Sie reiſen, Nachbar?“ frug er.

„Heute Nachmittag,“ ſagte Hans Kirch und ſuchte ſich ſo gerade wie möglich aufzurichten.

— „Sie werden gut thun, ſich reichlich mit Geld zu verſehen; denn die Kleidung Ihres Sohnes ſoll juſt nicht im beſten Stande ſein.“

Hans Kirch zuckte. „Ja, ja; noch heute Nachmittag.“

* * *

Dies Geſpräch hatte eine Zuhörerin gehabt; die junge Frau, welche zu ihrem Vater wollte, hatte vor der halboffenen Thür des Bruders Namen gehört und war aufhorchend ſtehen geblieben. Jetzt flog ſie, ohne einzutreten, die Treppe wieder hinauf nach ihrem Wohnzimmer, wo eben ihr Mann, am Fenſter ſitzend, ſich zu beſonderer Ergötzung eine Havannah aus dem Sonntagskiſtchen angezündet hatte. „Heinz!“ rief ſie jubelnd ihm entgegen, wie vor Zeiten ihre Mutter es gerufen hatte, „Nachricht von Heinz! Er lebt, er wird bald bei uns ſein!“ Und mit überſtürzenden Worten erzählte ſie, was ſie unten im Flur erlauſcht hatte. Plötzlich aber hielt ſie inne und ſah auf ihren Mann, der nachdenklich die Rauchwölkchen vor ſich hinblies.

„Chriſtian!“ rief ſie und kniete vor ihm hin; „mein einziger Bruder! Freuſt du dich denn nicht?“

Der junge Mann legte die Hand auf ihren Kopf: „Verzeih mir, Lina; es kam ſo unerwartet; dein Bruder iſt für mich noch gar nicht dageweſen; es wird ja nun ſo Vieles anders werden.“ Und behutſam und verſtändig, wie es ſich für einen wohldenkenden Mann geziemt, begann er dann ihr darzulegen, wie durch dieſe nicht mehr vermuthete Heimkehr die Grundlagen ihrer künftigen Exiſtenz beſchränkt, ja, vielleicht erſchüttert würden. Daß ſeinerſeits die Verſchollenheit des Hausſohnes, wenn auch ihm ſelbſt kaum eingeſtanden, wenigſtens den zweiten Grund zum Werben um Hans Adams Tochter abgegeben habe, das ließ er freilich nicht zu Worte kommen, ſo aufdringlich es auch jetzt vor ſeiner Seele ſtand.

Frau Lina hatte aufmerkſam gehört. Da aber ihr Mann jetzt ſchwieg, ſchüttelte ſie nur lächelnd ihren Kopf: „Du ſollſt ihn nur erſt kennen lernen; o, Heinz war niemals eigennützig.“

Er ſah ſie herzlich an. „Gewiß, Lina; wir müſſen uns darein zu finden wiſſen; um deſto beſſer, wenn er wiederkehrt, wie du ihn einſt gekannt haſt.“

Die junge Frau ſchlug den Arm um ihres Mannes Nacken: „O, du biſt gut, Chriſtian! Gewiß, ihr werdet Freunde werden!“

Dann ging ſie hinaus; in die Schlafkammer, in die beſte Stube, an den Heerd; aber ihre Augen blickten nicht mehr ſo froh, es war auf ihre Freude doch ein Reif gefallen. Nicht, daß die Bedenken ihres Mannes auch ihr Herz bedrängten; nein, aber daß ſo etwas überhaupt nur ſein könne; ſie wußte ſelber kaum, weshalb ihr Alles jetzt ſo öde ſchien.

* * *

Einige Tage ſpäter war Frau Lina beſchäftigt, in dem Oberbau die Kammer für den Bruder zu bereiten; aber auch heute war ihr die Bruſt nicht freier. Der Brief, worin der Vater ſein und des Sohnes Ankunft gemeldet hatte, enthielt kein Wort von einem frohen Wiederſehen zwiſchen beiden; wohl aber ergab der weitere Inhalt, daß der Wiedergefundene ſich anfangs unter ſeinem angenommenen Namen vor dem Vater zu verbergen geſucht habe und dieſem wohl nur widerſtrebend in die Heimath folgen werde.

Als dann an dem bezeichneten Sonntagabend das junge Ehepaar zu dem vor dem Hauſe haltenden Wagen hinausgetreten war, ſahen ſie bei dem Lichtſchein, der aus dem offenen Flur fiel, einen Mann herabſteigen, deſſen wetterhartes Antlitz mit dem röthlichen Vollbart und dem kurzgeſchorenen braunen Hauptbaar faſt einen Vierziger anzudeuten ſchien; eine Narbe, die über Stirn und Auge lief, mochte indeſſen dazu beitragen, ihn älter erſcheinen zu laſſen, als er wirklich war. Nach ihm kletterte langſam Hans Kirch vom Wagen. „Nun, Heinz,“ ſagte er, nach einander auf die Genannten hinweiſend, „das iſt deine Schweſter Lina, und das ihr Mann Chriſtian Martens; ihr müßt euch zu vertragen ſuchen.“

Ebenſo nach einander ſtreckte dieſen jetzt Heinz die Hand entgegen und ſchüttelte die ihre kurz mit einem trockenen: „Very well.“ Er that dies mit einer unbeholfenen Verlegenheit; mochte die Art ſeiner Heimkehr ihn bedrücken, oder fühlte er eine Zurückhaltung in der Begrüßung der Geſchwiſter; denn freilich, ſie hatten von dem Wiederkehrenden ſich ein anderes Bild gemacht.

Nachdem alle in das Haus getreten waren, geleitete Frau Lina ihren Bruder die Treppe hinauf nach ſeiner Kammer. Es war nicht mehr dieſelbe, in der er einſt als Knabe geſchlafen hatte, es war hier oben ja Alles neu geworden; aber er ſchien nicht darauf zu achten. Die junge Frau legte das Reiſegepäck, das ſie ihm nachgetragen hatte, auf den

Fußboden. „Hier iſt dein Bett,“ ſagte ſie dann, indem ſie die weiße Schutzdecke abnahm und zuſammenlegte; „Heinz, mein Bruder, du ſollſt recht ſanft hier ſchlafen!“

Er hatte den Rock abgeworfen und war mit aufgeſtreiften Aermeln an den Waſchtiſch getreten. Jetzt wandte er raſch den Kopf, und ſeine braunen blitzenden Augen ruhten in den ihren. „Dank, Schweſter,“ ſagte er. Dann tauchte er den Kopf in die Schale und ſprudelte mit dem Waſſer umher, wie es wohl Leuten eigen iſt, die dergleichen im Freien zu verrichten pflegen. Die Schweſter, am Thürpfoſten lehnend, ſah dem ſchweigend zu; ihre Frauenaugen muſterten des Bruders Kleidung, und ſie erkannte wohl, daß Alles neu geſchafft ſein mußte; dann blieben ihre Blicke auf den braunen ſehnigen Armen des Mannes haften, die noch mehr Narben zeigten als das Antlitz. „Armer Heinz,“ ſagte ſie, zu ihm hinübernickend; „die müſſen ſchwere Arbeit gethan haben!“

Er ſah ſie wieder an; aber diesmal war es ein wildes Feuer, das aus ſeinen Augen brach. „Demonio!“ rief er, die aufgeſtreckten Arme ſchüttelnd;

„allerlei Arbeit, Schweſter! Aber — basta y basta!“ Und er tauchte wieder den Kopf in die Schale und warf das Waſſer über ſich, als müſſe er, Gott weiß was, herunterſpülen.

Beim Abendthee, den die Familie zuſammen einnahm, wollte eine Unterhaltung nicht recht gerathen. „Ihr ſeid weit umhergekommen, Schwager,“ ſagte nach einigen vergeblichen Anläufen der junge Ehemann; „Ihr müßt uns viel erzählen.“

„Weit genug,“ erwiderte Heinz; aber zum Erzählen kam es nicht; er gab nur kurze allgemeine Antwort.

„Laß ihn, Chriſtian!“ mahnte Frau Lina; „er muß erſt eine Nacht zu Haus geſchlafen haben.“ Dann aber, damit es am erſten Abend nicht gar zu ſtille werde, begann ſie ſelbſt die wenigen Erinnerungen aus des Bruders Jugendjahren auszukramen, die ſie nach eigenem Erlebniß oder den Erzählungen der Mutter noch bewahrte.

Heinz hörte ruhig zu. „Und dann,“ fuhr ſie fort, „damals, als du dir den großen Anker mit deinem Namen auf den Arm geäzt hatteſt! Ich weiß noch, wie ich ſchrie, als du ſo verbrannt nach

Hauſe kamſt, und wie dann der Phyſicus geholt wurde. Aber“ — und ſie ſtutzte einen Augenblick — „war es denn nicht auf dem linken Unterarm?“

Heinz nickte: „Mag wohl ſein; das ſind ſo Jungensſtreiche.“

„Aber, Heinz, — es iſt ja nicht mehr da; ich meinte, ſo was könne nie vergehen!“

„Muß doch wohl, Schweſter; ſind verteufelte Krankheiten da drüben; man muß ſchon oft zufrieden ſein, wenn ſie einem nicht gar die Haut vom Leibe ziehen.“

Hans Kirch hatte nur ein halbes Ohr nach dem, was hier geſprochen wurde. Noch mehr als ſonſt in ſich zuſammengeſunken, verzehrte er ſchweigend ſein Abendbrod; nur bisweilen warf er von unten auf einen ſeiner ſcharfen Blicke auf den Heimgekehrten, als wolle er prüfen, was mit dieſem Sohn noch zu beginnen ſei.

— — Aber auch für die folgenden Tage blieb dies wortkarge Zuſammenſein. Heinz erkundigte ſich weder nach früheren Bekannten, noch ſprach er von dem, was weiter denn mit ihm geſchehen ſolle. Hans Adam frug ſich, ob der Sohn das erſte Wort von ihm erwarte, oder ob er überhaupt nicht an das Morgen denke; „ja, ja,“ murmelte er dann und nickte heftig mit ſeinem grauen Kopfe; „er iſt's ja ſiebzehn Jahre ſo gewohnt geworden.“

Aber auch heimiſch ſchien Heinz ſich nicht zu fühlen. Hatte er kurze Zeit im Zimmer bei der Schweſter ſeine Cigarre geraucht, ſo trieb es ihn wieder fort; hinab nach dem Hafen, wo er dem oder jenem Schiffer ein paar Worte zurief, oder nach dem großen Speicher, wo er theilnahmslos dem Abladen der Steinkohlen oder anderen Arbeiten zuſah. Ein paar Mal, da er unten im Comptoir geſeſſen, hatte Hans Kirch das eine oder andere der Geſchäftsbücher vor ihm aufgeſchlagen, damit er von dem gegenwärtigen Stande des Hauſes Einſicht nehme; aber er hatte ſie jedes Mal nach kurzem Hinundherblättern wie etwas Fremdes wieder aus der Hand gelegt.

In Einem aber ſchien er, zur Beruhigung des jungen Ehemannes, der Schilderung zu entſprechen, die Frau Lina an jenem Vormittage von ihrem Bruder ihm entworfen hatte: an eine Ausnutzung ſeiner Sohnesrechte ſchien der Heimgekehrte nicht zu denken.

Und noch ein Zweites war dem Frauenauge nicht entgangen. Wie der Bruder einſt mit ihr, der ſo viel jüngeren Schweſter, ſich herumgeſchleppt, ihr erzählt und mit ihr geſpielt hatte, mit ihr — und wie ſie von der Mutter wußte — früher auch mit einer Anderen, der er bis jetzt mit keinem Worte nachgefragt, und von der zu reden ſie vermieden hatte, in gleicher Weiſe ließ er jetzt, wenn er am Nachmittage draußen auf dem Beiſchlag ſaß, den kleinen Sohn des Krämers auf ſeinem Schooß umherklettern und ſich Bart und Haar von ihm zerzauſen; dann konnte er auch lachen, wie Frau Lina meinte es einſt im Garten oder auf jenen Sonntagswanderungen mit der Mutter von ihrem Bruder Heinz gehört zu haben. Schon am zweiten Tage, da ſie eben in Hut und Tuch aus der Hausthür zu ihm treten wollte, hatte ſie ihn ſo getroffen. Der kleine Bube ſtand auf ſeinen Knien und hielt ihn bei der Naſe: „Du willſt mir was vorlügen, du großer Schiffer!“ ſagte er und ſchüttelte derb an ihm herum.

„Nein, nein, Karl, by Jove, es giebt doch Meerfrauen; ich habe ſie ja ſelbſt geſehen.“

Der Knabe ließ ihn los. „Wirklich? Kann man die denn heirathen?“

„Oho, Junge! Freilich kann man das! Da drüben in Texas, könnt'ſt allerlei da zu ſehen bekommen, kannte ich Einen, der hatte eine Meerfrau; aber ſie mußte immer in einer großen Waſſertonne ſchwimmen, die in ſeinem Garten ſtand.“

Die Augen des kleinen Burſchen leuchteten; er hatte nur einmal einen jungen Seehund ſo geſehen, und dafür hatte er einen Schilling zahlen müſſen. „Du,“ ſagte er heimlich und nickte ſeinem bärtigen Freunde zu, „ich will auch eine Waſſerfrau heirathen, wenn ich groß geworden bin!“

Heinz ſah nachdenklich den Knaben an. „Thu das nicht, Karl; die Waſſerfrauen ſind falſch; bleib lieber in deines Vaters Stov und ſpiel mit deines Nachbarn Katze.“

Die Hand der Schweſter legte ſich auf ſeine Schulter: „Du wollteſt mit mir zu unſerer Mutter Grabe!“

Und Heinz ſetzte den Knaben zur Erde und ging mit Frau Lina nach dem Kirchhof. Ja, er hatte ſich ſpäter auch von ihr bereden laſſen, den alten Paſtor, der jetzt mit einer Magd im großen Pfarrhaus wirthſchaftete, und ſogar auch Tante Jule zu beſuchen, um die der Knabe Heinz ſich wenig einſt gekümmert hatte.

* * *

So war der Sonntagvormittag herangekommen, und die jungen Eheleute rüſteten ſich zum gewohnten Kirchgang; auch Heinz hatte ſich bereit erklärt. Hans Kirch war am Abend vorher beſonders ſchweigſam geweſen, und die Augen der Tochter, die ihn kannte, waren mehrmals angſtvoll über des Vaters Antlitz hingeſtreift. Jetzt kam es ihr wie eine Beruhigung, als ſie ihn vorhin den großen Flurſchrank hatte öffnen und wieder ſchließen hören, aus dem er ſelber ſeinen Sonntagsrock hervorzuholen pflegte.

Als aber bald danach die drei Kirchgänger in das untere Zimmer traten, ſtand Hans Kirch, die Hände auf dem Rücken, in ſeiner täglichen Kleidung an dem Fenſter und blickte auf die leere Gaſſe; Hut und Sonntagsrock lagen wie unordentlich hingeworfen auf einem Stuhl am Pulte.

„Vater, es iſt wohl an der Zeit!“ erinnerte Frau Lina ſchüchtern.

Hans Adam hatte ſich umgewandt. „Geht nur!“ ſagte er trocken, und die Tochter ſah, wie ſeine Lippen zitterten, als ſie ſich über den ſtarken Zähnen ſchloſſen.

„Wie, du willſt nicht mit uns, Vater?“

— „Heute nicht, Lina!“

„Heute nicht, wo Heinz nun wieder bei uns iſt?“

„Nein, Lina,“ er ſprach die Worte leiſe, aber es war, als müſſe es gleich danach hervorbrechen; „ich mag heut nicht allein in unſeren Schifferſtuhl.“

„Aber, Vater, du thuſt das ja immer,“ ſprach Frau Lina zagend; „Chriſtian ſitzt ja auch ſtets unten bei mir.“

— „Ei was, dein Mann, dein Mann!“ — und ein zorniger Blick ſchoß unter den buſchigen Brauen zu ſeinem Sohn hinüber, und ſeine Stimme wurde immer lauter — „dein Mann gehört dahin; aber die alten Matroſen, die mit fünfunddreißig Jahren noch fremde Capitäne ihres Vaters Schiffe fahren laſſen, die längſt ganz anderswo noch ſitzen ſollten, die mag ich nicht unter mir im Kirchſtuhl ſehen!“

Er ſchwieg und wandte ſich wieder nach dem Fenſter, und niemand hatte ihm geantwortet; dann aber legte Heinz das Geſangbuch, das ſeine Schweſter ihm gegeben hatte, auf das Pult. „Wenn's nur das iſt, Vater," ſagte er, „der alte Matroſe kann zu Hauſe bleiben; er hat ſo manchen Sonntag nur den Wind in den Tauen pfeifen hören."

Aber die Schweſter ergriff des Bruders, dann des Vaters Hände. „Heinz! Vater! Laßt das ruhen jetzt! Hört zuſammen Gottes Wort; ihr werdet mit guten Gedanken wiederkommen, und dann redet mit einander, was nun weiter werden ſoll!" Und wirklich, mochte es nun den heftigen Mann beruhigt haben, daß er, zum mindeſten vorläufig, ſich mit einem Worte Luft geſchafft, — was ſie ſelber nicht erwartet hatte, ſie brachte es dahin, daß beide in die Kirche gingen.

Aber Hans Kirch, während unten, wie ihm nicht entging, ſich Aller Blicke auf den Heimgekehrten richteten, ſaß oben unter den anderen alten Capitänen und Rhedern und ſtarrte, wie einſt, nach der Marmorbüſte des alten Commandeurs; das war auch ein Stadtsjunge geweſen, ein Schulmeiſtersſohn, wie

Heinz ein Schulmeiſtersenkel; wie anders war der heimgekommen!

— — Eine Unterredung zwiſchen Vater und Sohn fand weder nach dem Kirchgang, noch am Nachmittage ſtatt. Am Abend zog Frau Lina den Bruder in ihre Schlafkammer: „Nun, Heinz, haſt du mit Vater ſchon geſprochen?“

Er ſchüttelte den Kopf: „Was ſoll ich mit ihm ſprechen, Schweſter?“

— „Du weißt es wohl, Heinz; er will dich droben in der Kirche bei ſich haben. Sag ihm, daß du dein Steuermannsexamen machen willſt; warum haſt du es nicht längſt geſagt?“

Ein verächtliches Lachen verzerrte ſein Geſicht: „Iſt das eine Gewaltsſache mit dem alten Schifferſtuhl!“ rief er. „Todos diabolos, ich alter Kerl noch auf der Schulbank! Denk wohl, ich habe manche alte Bark auch ohne das geſteuert!“

Sie ſah ihn furchtſam an; der Bruder, an den ſie ſich zu gewöhnen anfing, kam ihr auf einmal fremd, ja unheimlich vor. „Geſteuert?“ wiederholte ſie leiſe; „wohin haſt du geſteuert, Heinz? Du biſt nicht weit gekommen.“

Er blickte eine Weile ſeitwärts auf den Boden; dann reichte er ihr die Hand. „Mag ſein, Schweſter,“ ſagte er ruhig; „aber — ich kann noch nicht wie ihr; muß mich immer erſt beſinnen, wo ich hinzutreten habe; kennt das nicht, ihr alle nicht, Schweſter! Ein halbes Menſchenleben, — ja, rechne, noch mehr als ein halbes Menſchenleben kein ehrlich Hausdach überm Kopf; nur wilde See oder wildes Volk oder beides mit einander! Ihr kennt das nicht, ſag ich, das Geſchrei und das Gefluche, mein eigenes mit darunter; ja, ja, Schweſter, mein eigenes auch, es lärmt mir noch immer in die Ohren; laßt's erſt ſtiller werden, ſonſt — es geht ſonſt nicht!“

Die Schweſter hing an ſeinem Halſe. „Gewiß, Heinz, gewiß, wir wollen Geduld haben; o, wie gut, daß du nun bei uns biſt!“

* * *

Plötzlich, Gott weiß woher, tauchte ein Gerücht auf und wanderte emſig von Thür zu Thür: der Heimgekehrte ſei gar nicht Heinz Kirch, es ſei der Haſſelfritz, ein Knabe aus dem Armenhauſe, der gleichzeitig mit Heinz zur See gegangen war und gleich dieſem ſeitdem nichts von ſich hatte hören laſſen. Und jetzt, nachdem es eine kurze Weile darum herumgeſchlichen, war es auch in das Kirchſche Haus gedrungen. Frau Lina griff ſich mit beiden Händen an die Schläfen; ſie hatte durch die Mutter wohl von jenem Anderen gehört; wie Heinz hatte er braune Augen und braunes Haar gehabt und war wie dieſer ein kluger wilder Burſch geweſen; ſogar eine Aehnlichkeit hatte man derzeit zwiſchen ihnen finden wollen. Wenn alle Freude nun um nichts ſein ſollte, wenn es nun nicht der Bruder wäre! Eine helle Röthe ſchlug ihr ins Geſicht; ſie hatte ja an dieſes Menſchen Hals gehangen, ſie hatte ihn geküßt — Frau Lina vermied es plötzlich ihn zu berühren; verſtohlen aber und deſto öfter hafteten ihre Augen auf den rauhen Zügen ihres Gaſtes, während zugleich ihr innerer Blick ſich mühte, unter den Schatten der Vergangenheit das Knabenantlitz ihres Bruders zu erkennen. Als dann auch der junge Ehemann zur Vorſicht mahnte, wußte Frau Lina ſich auf einmal zu entſinnen, wie gleichgültig ihr der Bruder neulich an ihrer Mutter Grab erſchienen ſei; als ob er ſich langweile, habe er mit beiden Armen ſich über die Eiſenſtangen der Umfaſſung gelehnt und dabei ſeitwärts nach den anderen Gräbern hingeſtarrt; faſt als ob, wie bei dem Vaterunſer nach der Predigt, nur das Ende abgewartet werden müſſe.

Beiden Eheleuten erſchien jetzt auch das ganze Gebahren des Bruders noch um Vieles ungeſchlachter als vordem; dies ſich Umherwerfen auf den Stühlen, dieſe Nichtachtung von Frau Linas ſauberen Dielen. Heinz Kirch, das ſagten Alle, und den Eindruck bewahrte auch Frau Linas eigenes Gedächtniß, war ja ein feiner junger Menſch geweſen. Als beide dann dem Vater ihre Bedenken mittheilten, war es auch dem nichts Neues mehr; aber er hatte geſchwiegen und ſchwieg auch jetzt; nur die Lippen drückte er feſter auf einander. Freilich, als er bald darauf ſeinen alten Paſtor mit der Pfeife am Zaune ſeines Vorgartens ſtehen ſah, konnte er doch nicht laſſen, wie zufällig heranzutreten und ſo von Weitem an ihm herumzuforſchen.

„Ja, ja,“ meinte der alte Herr, „es war recht ſchicklich von dem Heinz, daß er ſeinen Beſuch mir gleich am zweiten Tage gönnte.“

„Schuldigkeit, Herr Paſtor,“ verſetzte Kirch; „mag Ihnen aber auch wohl ergangen ſein wie mir; es koſtet Künſte, in dieſem Burſchen mit dem rothen Bart den alten Heinz herauszufinden.“

Der Paſtor nickte; ſein Geſicht zeigte plötzlich den Ausdruck oratoriſcher Begeiſterung. „Ja, mit dem Barte!“ wiederholte er nachdrücklich und fuhr mit der Hand, wie auf der Kanzel, vor ſich hin. „Sie ſagen es, Herr Nachbar; und wahrlich, ſeit dieſer unzierliche Zierrath Mode worden, kann man die Knaben in den Jünglingen nicht wiedererkennen, bevor man ſie nicht ſelber ſich bei Namen rufen hörte; das habe ich an meinen Penſionären ſelbſt erfahren! Da war der blonde Dithmarſcher, dem Ihr Heinz — er wollte jetzo zwar darauf vergeſſen haben — einmal den blutigen Denkzettel unter die Naſe ſchrieb; der glich wahrlich einem weißen Hammel, da er von hier fortging; und als er nach Jahren in meine friedliche Kammer ſo unerwartet eintrat — ein Löwe! Ich verſichere Sie, Herr Nachbar, ein richtiger Löwe! Wenn nicht die alten Schafsaugen zum Glück noch Stand gehalten hätten, ich alter Mann hätte ja den Tod ſonſt davon haben können!" Der Paſtor ſog ein paar Mal an ſeiner Pfeife und drückte ſich das Sammetkäppchen feſter auf den weißen Kopf.

„Nun freilich," meinte Hans Kirch; denn er fühlte wohl, daß er ein Lieblingsthema wachgerufen habe, und ſuchte noch einmal wieder anzuknüpfen; „ſolche Signale wie Ihr Dithmarſcher hat mein Heinz nicht aufzuweiſen."

Aber der alte Herr ging wieder ſeinen eigenen Weg. „Bewahre!" ſagte er verächtlich und machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er die Schafsaugen weit von ſich in die Büſche werfe. „Ein Mann, ein ganzer Mann!" Dann hob er den Zeigefinger und beſchrieb ſchelmiſch lächelnd eine Linie über Stirn und Auge: „Auch eine Decorirung hat er ſich erworben; im Gefecht, Herr Nachbar, ich ſage, im Gefechte; gleich einem alten Studioſus! Zu meiner Zeit — Seeleute und Studenten, das waren die freien Männer, wir ſtanden allzeit bei einander!"

Hans Kirch ſchüttelte den Kopf. „Sie irren, Ehrwürden; mein Heinz war nur auf Kauffahrteiſchiffen; im Sturm, ein Holzſplitter, eine ſtürzende Stenge thun wohl daſſelbe ſchon."

„Crede experto! Traue dem Sachkundigen!“ rief der alte Herr und hob geheimnißvoll das linke Ohrläppchen, hinter welchem die ſchwachen Spuren einer Narbe ſichtbar wurden. „Im Gefecht, Herr Nachbar; o, wir haben auch pro patria geſchlagen!“

Ein Lächeln flog über das Geſicht des alten Seemanns, das für einen Augenblick das ſtarke Gebiß bloßlegte. „Ja, ja, Herr Paſtor; freilich, er war kein Haſenfuß, mein Heinz!“

Aber der frohe Stolz, womit dieſe Worte hervorbrachen, verſchwand ſchon wieder; das Bild ſeines kühnen Knaben verblich vor dem des Mannes, der jetzt unter ſeinem Dache hauſte.

Hans Kirch nahm kurzen Abſchied; er gab es auf, es noch weiter mit der Geſchwätzigkeit des Greiſenalters aufzunehmen.

— — Am Abend war Ball in der Harmonie. Heinz wollte zu Hauſe bleiben, er paſſe nicht dahin; und die jungen Eheleute, die ihm auch nur wie beiläufig davon geſprochen hatten, waren damit einverſtanden: denn Heinz, ſie mochten darin nicht unrecht haben, war in dieſer Geſellſchaft für jetzt nicht wohl zu präſentiren. Frau Lina wollte ebenfalls zu

Hauſe bleiben; doch ſie mußte dem Drängen ihres Mannes nachgeben, der einen neuen Putz für ſie erhandelt hatte. Auch Hans Kirch ging zu ſeiner Partie Sechsundſechzig; die innere Unruhe trieb ihn aus dem Hauſe.

So blieb denn Heinz allein zurück. Als Alle fort waren, ſtand er, die Hände in den Taſchen, am Fenſter ſeiner dunklen Schlafkammer, das nach Nordoſten auf die See hinausging. Es war unruhiges Wetter, die Wolken jagten vor dem Mond; doch konnte er jenſeit des Warders, in dem tieferen Waſſer, die weißen Köpfe der Wellen ſchäumen ſehen. Er ſtarrte lange darauf hin; allmälig, als ſeine Augen ſich gewöhnt hatten, bemerkte er auch drüben auf der Inſel einen hellen Dunſt; von dem Leuchtthurm konnte das nicht kommen; aber das große Dorf lag dort, wo, wie er hatte reden hören, heute Jahrmarkt war. Er öffnete das Fenſter und lehnte ſich hinaus; faſt meinte er durch das Rauſchen des Waſſers die ferne Tanzmuſik zu hören; und als packe es ihn plötzlich, ſchlug er das Fenſter eilig zu und ſprang, ſeine Mütze vom Thürhaken reißend, in den Flur hinab. Als er ebenſo raſch der Hausthür zuging, frug die Magd ihn, ob ſie mit dem Abſchließen auf ihn warten ſolle; aber er ſchüttelte nur den Kopf, während er das Haus verließ.

Kurze Zeit danach, beim Rüſten der Schlafgemächer für die Nacht, betrat die Magd auch die von ihrem Gaſte vorhin verlaſſene Kammer. Sie hatte ihr Lämpchen auf dem Vorplatze gelaſſen und nur die Waſſerflaſche raſch hineinſetzen wollen; als aber draußen eben jetzt der Mond ſein volles Licht durch den weiten Himmelsraum ergoß, trat ſie gleichfalls an das Fenſter und blickte auf die wie mit Silberſchaum gekrönten Wellen; bald aber waren es nicht mehr dieſe; ihre jungen weitreichenden Augen hatten ein Boot erkannt, das von einem einzelnen Manne durch den ſprühenden Giſcht der Inſel zugetrieben wurde.

* * *

Wenn Hans Kirch oder die jungen Eheleute in die Harmonie gegangen waren, um dort nähere Aufſchlüſſe über jenes unheimliche Gerücht zu erhalten, ſo mußten ſie ſich getäuſcht finden; niemand ließ auch nur ein andeutendes Wort darüber fallen: es war wieder wie kurz zuvor, als ob es niemals einen Heinz Kirch gegeben hätte.

Erſt am anderen Morgen erfuhren ſie, daß dieſer am Abend bald nach ihnen fortgegangen und bis zur Stunde noch nicht wieder da ſei; die Magd theilte auf Befragen ihre Vermuthungen mit, die nicht weit vom Ziele treffen mochten. Als dann endlich kurz vor Mittag der Verſchwundene mit ſtark geröthetem Antlitz heimkehrte, wandte Hans Kirch, den er im Flur traf, ihm den Rücken und ging raſch in ſeine Stube. Frau Lina, der er auf der Treppe begegnete, ſah ihn vorwurfsvoll und fragend an; ſie ſtand einen Augenblick, als ob ſie ſprechen wolle; aber — wer war dieſer Mann? — Sie hatte ſich beſonnen und ging ihm ſtumm vorüber.

Nach der ſchweigend eingenommenen Mittagsmahlzeit hatte Heinz ſich oben in der Wohnſtube des jungen Paares in die Sophaecke geſetzt. Frau Lina ging ab und zu; er hatte den Kopf geſtützt und war eingeſchlafen. Als er nach geraumer Zeit erwachte, war die Schweſter fort; ſtatt deſſen ſah er den grauen Kopf des Vaters über ſich gebeugt; der Erwachende glaubte es noch zu fühlen, wie die ſcharfen Augen in ſeinem Antlitz forſchten.

Eine Weile hafteten beider Blicke in einander; dann richtete der Jüngere ſich auf und ſagte: „Laßt nur, Vater; ich weiß es ſchon, Ihr möchtet gern, daß ich der Haſſelfritze aus der Armenkathe wäre; möcht' Euch ſchon den Gefallen thun, wenn ich mich ſelbſt noch mal zu ſchaffen hätte.“

Hans Kirch war zurückgetreten: „Wer hat dir das erzählt?“ ſagte er, „du kannſt nicht behaupten, daß ich dergleichen von dir geſagt hätte.“

„Aber Euer Geſicht ſagt mir's; und unſere junge Frau, ſie zuckt vor meiner Hand, als ſollt' ſie eine Kröte faſſen. Wußte erſt nicht, was da unterwegs ſei; aber heut Nacht, da drüben, da ſchrieen es beim Tanz die Eulen in die Fenſter.“

Hans Kirch erwiderte nichts; der Andere aber war aufgeſtanden und ſah auf die Gaſſe, wo in Stößen der Regen vom Herbſtwinde vorbeigetrieben wurde. „Eins aber,“ begann er wieder, indem er ſich finſter zu dem Alten wandte, „mögt Ihr mir noch ſagen! Warum damals, da ich noch jung war, habt Ihr das mit dem Brief mir angethan? Warum? Denn ich hätte Euch ſonſt mein altes Geſicht wohl wieder heimgebracht.“

Hans Kirch fuhr zuſammen. An dieſen Vorgang hatte ſeit dem Tode ſeines Weibes keine Hand gerührt; er ſelbſt hatte ihn tief in ſich begraben. Er fuhr mit den Fingern in die Weſtentaſche und biß ein Endchen von der ſchwarzen Tabaksrolle, die er daraus hervorgeholt hatte. „Einen Brief?“ ſagte er dann; „mein Sohn Heinz war nicht für das Briefſchreiben.“

„Mag ſein, Vater; aber einmal — einmal hatte er doch geſchrieben; in Rio hatte er den Brief zur Poſt gegeben, und ſpäter, nach langer Zeit — der Teufel hatte wohl ſein Spiel dabei — in San Jago, in dem Fiebernеſt, als die Briefſchaften für die Mannſchaft ausgetheilt wurden, da hieß es: ‚Hier iſt auch was für dich.‘ Und als der Sohn vor Freude zitternd ſeine Hand ausſtreckte und mit den Augen nur die Aufſchrift des Briefes erſt verſchlingen wollte, da war's auch wirklich einer, der von Hauſe kam, und auch eine Handſchrift von zu Hauſe ſtand darauf; aber — es war doch nur ſein eigener Brief, der nach ſechs Monaten uneröffnet an ihn zurückkam.“

Es ſah faſt aus, als ſeien die Augen des Alten feucht geworden; als er aber den trotzigen Blick des Jungen ſich gegenüber ſah, verſchwand das wieder. „Viel Rühmliches mag auch nicht darin geſtanden haben!“ ſagte er grollend.

Da fuhr ein hartes Lachen aus des Jüngeren Munde und gleich darauf ein fremdländiſcher Fluch, den der Vater nicht verſtand. „Da mögt Ihr recht haben, Hans Adam Kirch; ganz regulär war's juſt nicht hergegangen; der junge Burſche wär auch damals gern vor ſeinem Vater hingefallen; lagen aber tauſend Meilen zwiſchen ihnen; und überdem — das Fieber hatte ihn geſchüttelt, und er war erſt eben von ſeinem elenden Lazarethbett aufgeſtanden! Und ſpäter dann — was meint Ihr wohl, Hans Kirch? Wen Vaters Hand verſtoßen, der fragt bei der nächſten Heuer nicht, was unterm Deck geladen iſt, ob Kaffeeſäcke oder ſchwarze Vögel, die eigentlich aber ſchwarze Menſchen ſind; wenn's nur Dublonen giebt; und fragt auch nicht, wo die der Teufel holt, und wo dann wieder neue zu bekommen ſind!“

Die Stimme, womit dieſe Worte geſprochen wurden, klang ſo wüſt und fremd, daß Hans Kirch ſich unwillkürlich frug: Iſt das dein Heinz, den der Cantor beim Amen-Singen immer in die erſte Reihe ſtellte, oder iſt es doch der Junge aus der Armenkathe, der nur auf deinen Beutel ſpeculirt?" Er wandte wieder ſeine Augen prüfend auf des Anderen Antlitz; die Narbe über Stirn und Auge flammte brandroth. „Wo haſt du dir denn das geholt?" ſagte er, an ſeines Paſtors Rede denkend. „Biſt du mit Piraten im Gefecht geweſen?"

Ein deſperates Lachen fuhr aus des Jüngeren Munde. „Piraten?" rief er. „Glaubt nur, Hans Kirch, es ſind auch dabei brave Kerle! Aber laßt das; das Geſpinnſt iſt gar zu lang, mit wem ich all zuſammen war!"

Der Alte ſah ihn mit erſchrockenen Augen an. „Was ſagſt du?" frug er ſo leiſe, als ob es niemand hören dürfe.

Aber bevor eine Antwort darauf erfolgen konnte, wurden ſchwerfällige Schritte draußen auf der Treppe laut; die Thür öffnete ſich, und, von Frau Lina gefolgt, trat Tante Jule in das Zimmer.

Während ſie puſtend und mit beiden Händen ſich auf ihren Krückſtock lehnend ſtehen blieb, war Heinz an ihr vorüber ſchweigend aus der Thür gegangen.

„Iſt er fort?“ ſagte ſie, mit ihrem Stocke hinter ihm herweiſend.

„Wer ſoll fort ſein?“ frug Hans Kirch und ſah die Schweſter nicht eben allzu freundlich an.

„Wer? Nun, den du ſeit vierzehn Tagen hier in Koſt genommen.“

— „Was willſt du wieder, Jule? Du pflegſt mir ſonſt nicht ſo ins Haus zu fallen.“

„Ja, ja, Hans;“ und ſie winkte der jungen Frau, ihr einen Stuhl zu bringen, und ſetzte ſich darauf; „du haſt's auch nicht um mich verdient; aber ich bin nicht ſo, Hans; ich will dir Abbitte thun; ich will bekennen, der Fritze Reimers mag doch wohl gelogen haben, oder wenn nicht er, ſo doch der Andere!“

„Was ſoll die Rederei?“ fragte Hans Kirch, und es klang, als ob er müde wäre.

— „Was es ſoll? Du ſollſt dich nicht betrügen laſſen! Du meinſt, du haſt nun deinen Vogel wieder eingefangen; aber ſieh nur zu, ob's auch der rechte iſt!“

„Kommſt du auch mit dem Geſchwätz? Warum ſollt's denn nicht der rechte ſein?“ Er ſprach das unwirſch; aber doch, als ob es zu hören ihn verlange.

Frau Jule hatte ſich in Poſitur geſetzt. „Warum, Hans? — Als er am Mittwochnachmittag mit der Lina bei mir ſaß — wir waren ſchon bei der dritten Taſſe Kaffee; und noch nicht einmal hatte er ‚Tante‘ zu mir geſagt! — ‚Warum,‘ frug ich, ‚nennſt du mich denn gar nicht Tante?‘ — ‚Ja, Tante,‘ ſagte er, ‚du haſt ja noch allein geſprochen!‘ Und, ſiehſt du, Hans, das war beim erſten Mal denn ſchon gelogen; denn das ſoll mir Keiner nachſagen; ich laſſe jedermann zu Worte kommen! Und als ich ihn dann nahe zu mir zog und mit der Hand und mit meinen elenden Augen auf ſeinem Geſicht herumfühlte — nun, Hans, die Naſe kann doch nicht von Oſt nach Weſt gewachſen ſein!“

Der Bruder ſaß mit geſenktem Kopf ihr gegenüber; er hatte nie darauf geachtet, wie ſeinem Heinz die Naſe im Geſicht geſtanden hatte. „Aber,“ ſagte er — denn das Geſpräch von vorhin flog ihm durch den Kopf; doch ſchienen ihm die Worte ſchwer zu werden — „ſein Brief von damals; wir redeten darüber; er hat ihn in San Jago ſelbſt zurückerhalten!“

Die dicke Frau lachte, daß der Stock ihr aus den Händen fiel. „Die Briefgeſchichte, Hans! Ja, die iſt ſeit den vierzehn Tagen reichlich wieder aufgewärmt; davon konnte er für einen Dreiling bei jedem Bettelkinde einen Suppenlöffel voll bekommen! Und er mußte dir doch auch erzählen, weshalb der echte Heinz denn all die Jahre draußen blieb. Laß dich nicht nasführen, Hans! Warum denn hat er nicht mit dir wollen, als du ihn von Hamburg holteſt? War's denn ſo ſchlimm, wieder einmal an die volle Krippe und ins warme Neſt zu kommen? — Ich will's dir ſagen; das iſt's: er hat ſich ſo geſchwind nicht zu dem Schelmenwagſtück reſolviren können!“

Hans Adam hatte ſeinen grauen Kopf erhoben; aber er ſprach nicht dazwiſchen; faſt begierig horchte er auf Alles, was die Schweſter vorbrachte.

„Und dann,“ fuhr dieſe fort; „die Lina hat davon erzählt;“ — — aber plötzlich ſtand ſie auf und fühlte ſich mit ihrer Krücke, die Lina ihr dienſtfertig aufgehoben hatte, nach dem Fenſter hin; von draußen hörte man zwei Männerſtimmen in lebhafter Unterhaltung. „O, Lina," ſagte Tante Jule; ich hör's, der Eine iſt der Juſtizrath; lauf doch und bitte ihn, ein paar Augenblicke hier herauf zu kommen!"

Der Juſtizrath war der alte Phyſicus; bei dem früheren Mangel paſſender Alterstitel hier zu Lande waren alle älteren Phyſici Juſtizräthe.

Hans Kirch wußte nicht, was ſeine Schweſter mit dieſem vorhatte; aber er wartete geduldig, und bald auch trat der alte Herr mit der jungen Frau ins Zimmer. „Ei, ei," rief er, „Tante Jule und Herr Kirch beiſammen? Wo iſt denn nun der Patient?"

„Der da," ſagte Tante Jule und wies auf ihren Bruder; „er hat den Staar auf beiden Augen!"

Der Juſtizrath lachte. „Sie ſcherzen, liebe Madame; ich wollte, ich hätte ſelbſt nur noch die ſcharfen Augen unſeres Freundes."

„Mach fort, Jule," ſagte Hans Kirch; „was gehſt du lange um den Brei herum!"

Die dicke Frau ließ ſich indeß nicht ſtören. „Es iſt nur ſo ſinnbildlich, mein Herr Juſtizrath,“ erklärte ſie mit Nachdruck. „Aber beſinnen Sie ſich einmal darauf, wie Sie vor ſo ein zwanzig Jahren hier auch ins Haus geholt wurden; die Lina, die große Frau jetzt, ſchrie damals ein Zetermordio durchs Haus; denn ihr Bruder Heinz hatte ſich nach Jungensart einen ſchönen Anker auf den Unterarm geätzt und ſich dabei weidlich zugerichtet.“

Hans Kirch fuhr mit ſeinem Kopf herum; denn die ihm derzeit unbeachtet vorübergegangene Unterhaltung bei der erſten Abendmahlzeit kam ihm plötzlich, und jetzt laut und deutlich, wieder.

Aber der alte Doctor wiegte das Haupt: „Ich beſinne mich nicht; ich hatte in meinem Leben ſo viele Jungen unter Händen.“

„Nun, ſo, mein Herr Juſtizrath,“ ſagte Tante Jule; „aber Sie kennen doch dergleichen Jungensſtreiche hier bei uns; es fragt ſich nur, und das möchten wir von Ihnen wiſſen, ob denn in zwanzig Jahren ſolch ein Anker ohne Spur verſchwinden könne?“

„In zwanzig Jahren?“ erwiderte jetzt der Juſtizrath ohne Zögern; „ei, das kann gar leicht geſchehen!“

Aber Hans Kirch miſchte ſich ins Geſpräch: „Sie denken, wie ſie's jetzt machen, Doctor, ſo mit blauer Tuſche; nein, der Junge war damals nach der alten gründlichen Manier ans Werk gegangen; tüchtige Nadelſtiche, und dann mit Pulver eingebrannt."

Der alte Arzt rieb ſich die Stirn. „Ja, ja; ich entſinne mich auch jetzt. Hmm! — Nein, das dürfte wohl unmöglich ſein; das geht bis auf die cutis; der alte Heinrich Jacobs läuft noch heut mit ſeinem Anker."

Tante Jule nickte beifällig; Frau Lina ſtand, die Hand an der Stuhllehne, blaß und zitternd neben ihr.

„Aber," ſagte Hans Kirch, und auch bei ihm ſchlich ſich die Stimme nur wie mit Zagen aus der Kehle. „Sollte es nicht Krankheiten geben? Da drüben, in den heißen Ländern?"

Der Arzt bedachte ſich eine Weile und ſchüttelte dann ſehr beſtimmt den Kopf. „Nein, nein; das iſt nicht anzunehmen; es müßten denn die Blattern ihm den Arm zerriſſen haben."

Eine Pauſe entſtand, während Frau Jule ihre geſtrickten Handſchuhe anzog. „Nun, Hans," ſagte ſie dann; „ich muß nach Haus; aber du haſt nun die Wahl: den Anker oder die Blatternarben! Was hat dein neuer Heinz denn aufzuweiſen? Die Lina hat nichts von beiden ſehen können; nun ſieh du ſelber zu, wenn deine Augen noch geſund ſind!“

— — Bald danach ging Hans Kirch die Straße hinauf nach ſeinem Speicher; er hatte die Hände über dem Rücken gefaltet, der Kopf hing ihm noch tiefer als gewöhnlich auf die Bruſt. Auch Frau Lina hatte das Haus verlaſſen und war dem Vater nachgegangen; als ſie in den unteren dämmerhellen Raum des Speichers trat, ſah ſie ihn in der Mitte deſſelben ſtehen, als müſſe er ſich erſt beſinnen, weshalb er denn hierher gegangen ſei. Bei dem Geräuſche des Kornumſchaufelns, das von den oberen Böden herabſcholl, mochte er den Eintritt der Tochter überhört haben; denn er ſtieß ſie faſt zurück, als er ſie jetzt ſo plötzlich vor ſich ſah: „Du Lina! Was haſt du hier zu ſuchen?“

Die junge Frau zitterte und wiſchte ſich das Geſicht mit ihrem Tuche. „Nichts, Vater,“ ſagte ſie; „aber Chriſtian iſt unten am Hafen, und da litt es mich nicht ſo allein zu Hauſe, mit ihm. —

mit dem fremden Menſchen! Ich fürchte mich; o, es iſt ſchrecklich, Vater!"

Hans Kirch hatte während dieſer Worte wieder ſeinen Kopf geſenkt; jetzt hob er wie aus einem Abgrunde ſeine Augen zu denen ſeiner Tochter und blickte ſie lange und unbeweglich an. „Ja, ja, Lina," ſagte er dann haſtig; „Gott Dank, daß es ein Fremder iſt!"

Hierauf wandte er ſich raſch, und die Tochter hörte, wie er die Treppen zu dem oberſten Bodenraum hinaufſtieg.

* * *

Ein trüber Abend war auf dieſen Tag gefolgt; kein Stern war ſichtbar; feuchte Dünſte lagerten auf der See. Im Hafen war es ungewöhnlich voll von Schiffen; meiſt Jachten und Schooner; aber auch ein paar Vollſchiffe waren dabei und außerdem der Dampfer, welcher wöchentlich hier anzulegen pflegte. Alles lag ſchon in tiefer Ruhe, und auch auf dem Hafenplatz am Bollwerk entlang ſchlenderte nur ein einzelner Mann; wie es den Anſchein hatte, müßig und ohne eine beſtimmte Abſicht. Jetzt blieb er vor dem einem der beiden Barkſchiffe ſtehen, auf deſſen Deck ein Junge ſich noch am Gangſpill zu ſchaffen machte; er rief einen „guten Abend“ hinüber und fragte, wie halb gedankenlos, nach Namen und Ladung des Schiffes. Als erſterer genannt wurde, tauchte ein Kopf aus der Cajüte, ſchien eine Weile den am Ufer Stehenden zu muſtern, ſpie dann weit hinaus ins Waſſer und tauchte wieder unter Deck. Schiff und Schiffer waren nicht von hier; der am Ufer ſchlenderte weiter; vom Warder drüben kam dann und wann ein Vogelſchrei; von der Inſel her drang nur ein ſchwacher Schein von den Leuchtfeuern durch den Nebel. Als er an die Stelle kam, wo die Häuſerreihe näher an das Waſſer tritt, ſchlug von daher ein Gewirr von Stimmen an ſein Ohr und veranlaßte ihn, ſtill zu ſtehen. Von einem der Häuſer fiel ein rother Schein in die Nacht hinaus; er erkannte es wohl, wenngleich ſein Fuß die Schwelle dort noch nicht überſchritten hatte; das Licht kam aus der Laterne der Hafenſchenke. Das Haus war nicht wohl beleumdet; nur fremde Matroſen und etwa die Söhne von Setzſchiffern verkehrten dort; er hatte das Alles ſchon gehört. — Und jetzt erhob das

Lärmen ſich von Neuem, nur daß auch eine Frauenſtimme nun dazwiſchen kreiſchte. — Ein finſteres Lachen fuhr über das Antlitz des Mannes; beim Schein der rothen Laterne und den wilden Lauten hinter den verhangenen Fenſtern mochte allerlei in ſeiner Erinnerung aufwachen, was nicht gut thut, wenn es wiederkommt. Dennoch ſchritt er darauf zu, und als er eben von der Stadt her die Bürgerglocke läuten hörte, trat er in die niedrige, aber geräumige Schenkſtube.

An einem langen Tiſche ſaß eine Anzahl alter und junger Seeleute; ein Theil derſelben, zu denen ſich der Wirth geſellt zu haben ſchien, ſpielte mit beſchmutzten Karten; ein Frauenzimmer, über die Jugendblüthe hinaus, mit blaſſem, verwachtem Antlitz, dem ein Zug des Leidens um den noch immer hübſchen Mund nicht fehlte, trat mit einer Anzahl dampfender Gläſer herein und vertheilte ſie ſchweigend an die Gäſte. Als ſie an den Platz eines Mannes kam, deſſen kleine Augen begehrlich aus dem grobknochigen Angeſicht hervorſchielten, ſchob ſie das Glas mit augenſcheinlicher Haſt vor ihn hin; aber der Menſch lachte und ſuchte ſie an ihren Röcken feſtzuhalten: „Nun, Ma'am, habt Ihr Euch noch immer nicht beſonnen? Ich bin ein höflicher Mann, verſichre Euch! Aber ich kenne die Weibergeographie: Schwarz oder Weiß, iſt Alles eine Sorte!“

„Laßt mich,“ ſagte das Weib; „bezahlt Euer Glas und laßt mich gehen!“

Aber der Andere war nicht ihrer Meinung; er ergriff ſie und zog ſie jäh zu ſich heran, daß das vor ihm ſtehende Glas umſtürzte und der Inhalt ſie beide überſtrömte. „Sieh nur, ſchöne Miſſis!“ rief er, ohne darauf zu achten, und winkte mit ſeinem rothhaarigen Kopfe nach einem ihm gegenüber ſitzenden Burſchen, deſſen flachsblondes Haar auf ein bleiches, vom Trunke gedunſenes Antlitz herabfiel; „ſieh nur, der Jochum mit ſeinem greiſen Kalbsgeſicht hat nichts dagegen einzuwenden! Trink aus, Jochum, ich zahle dir ein neues!“

Der Menſch, zu dem er geſprochen hatte, goß mit blödem Schmunzeln ſein Glas auf einen Zug hinunter und ſchob es dann zu neuem Füllen vor ſich hin.

Einen Augenblick ruhten die Hände des Weibes, mit denen ſie ſich aus der gewaltſamen Umarmung zu löſen verſucht hatte; ihre Blicke fielen auf den bleichen Trunkenbold, und es war, als wenn Abſcheu und Verachtung ſie eine Weile alles Andere vergeſſen ließen.

Aber ihr Peiniger zog ſie nur feſter an ſich: „Siehſt du, ſchöne Frau! Ich dächte doch, der Tauſch wär' nicht ſo übel! Aber, der iſt's am Ende gar nicht! Nimm dich in acht, daß ich nicht aus der Schule ſchwatze!“ Und da ſie wiederum ſich ſträubte, nickte er einem hübſchen, braunlockigen Jungen zu, der am unteren Ende des Tiſches ſaß. „He, du Gründling,“ rief er, „meinſt du, ich weiß nicht, wer geſtern zwei Stunden nach uns aus der rothen Laterne unter Deck gekrochen iſt?“

Die hellen Flammen ſchlugen dem armen Weibe ins Geſicht; ſie wehrte ſich nicht mehr, ſie ſah nur hülfeſuchend um ſich. Aber es rührte ſich keine Hand; der junge hübſche Burſche ſchmunzelte nur und ſah vor ſich in ſein Glas.

Aus einer unbeſetzten Ecke des Zimmers hatte bisher der zuletzt erſchienene Gaſt dem allen mit gleichgültigen Augen zugeſehen; und wenn er jetzt die Fauſt erhob und dröhnend vor ſich auf die

Tiſchplatte ſchlug, ſo ſchien auch dieſes nur mehr wie aus früherer Gewohnheit, bei ſolchem Anlaß nicht den bloßen Zuſchauer abzugeben. „Auch mir ein Glas!“ rief er, und es klang faſt, als ob er Händel ſuche.

Drüben war alles von den Sitzen aufgeſprungen. „Wer iſt das? Der will wohl unſer Bowiemeſſer ſchmecken? Werft ihn hinaus! Goddam, was will der Kerl?“

„Nur auch ein Glas!“ ſagte der Andere ruhig. „Laßt euch nicht ſtören! Haben, denk ich, hier wohl alle Platz!“

Die drüben waren endlich doch auch dieſer Meinung und blieben an ihrem Tiſche; aber das Frauenzimmer hatte dabei Gelegenheit gefunden, ſich zu befreien, und trat jetzt an den Tiſch des neuen Gaſtes. „Was ſoll es ſein?“ frug ſie höflich; aber als er ihr Beſcheid gab, ſchien ſie es kaum zu hören; er ſah verwundert, wie ihre Augen ſtarr und doch wie abweſend auf ihn gerichtet waren und wie ſie noch immer vor ihm ſtehen blieb.

„Kennen Sie mich?“ ſagte er und warf mit raſcher Bewegung ſeinen Kopf zurück, ſo daß der Schein der Deckenlampe auf ſein Antlitz fiel.

Das Weib that einen tiefen Athemzug, und die Gläſer, die ſie in der Hand hielt, ſchlugen hörbar an einander: „Verzeihen Sie,“ ſagte ſie ängſtlich; „Sie ſollen gleich bedient werden.“

Er blickte ihr nach, wie ſie durch eine Seitenthür hinausging; der Ton der wenigen Worte, welche ſie zu ihm geſprochen, war ein ſo anderer geweſen, als den er vorhin von ihr gehört hatte; langſam hob er den Arm und ſtützte ſeinen Kopf darauf; es war, als ob er mit allen Sinnen in die weite Ferne denke. Es hätte ihm endlich auffallen müſſen, daß ſeine Beſtellung noch immer nicht ausgeführt ſei; aber er dachte nicht daran. Plötzlich, während am anderen Tiſch die Karten mit den Würfeln wechſelten, erhob er ſich. Wäre die Aufmerkſamkeit der übrigen Gäſte auf ihn ſtatt auf das neue Spiel gerichtet geweſen, er wäre ſicher ihrem Hohne nicht entgangen; denn der hohe kräftige Mann zitterte ſichtbar, als er jetzt mit auf den Tiſch geſtemmten Händen daſtand.

Aber es war nur für einige Augenblicke; dann verließ er das Zimmer durch dieſelbe Thür, durch welche vorhin die Aufwärterin hinausgegangen war. Ein dunkler Gang führte ihn in eine große Küche, welche durch eine an der Wand hängende Lampe nur kaum erhellt wurde. Haſtig war er eingetreten; ſeine raſchen Augen durchflogen den vor ihm liegenden wüſten Raum; und dort ſtand ſie, die er ſuchte; wie unmächtig, die leeren Gläſer noch in den zuſammengefalteten Händen, lehnte ſie gegen die Herdmauer. Einen Augenblick noch; dann trat er zu ihr; „Wieb!“ rief er; „Wiebchen, kleines Wiebchen!“

Es war eine rauhe Männerſtimme, die dieſe Worte rief und jetzt verſtummte, als habe ſie allen Odem an ſie hingegeben.

Und doch, über das verblühte Antlitz des Weibes flog es wie ein Roſenſchimmer, und während zugleich die Gläſer klirrend auf den Boden fielen, entſtieg ein Aufſchrei ihrer Bruſt, wer hätte ſagen mögen, ob es Leid, ob Freude war. „Heinz!“ rief ſie, „Heinz, du biſt es; o, ſie ſagten, du ſeiſt es nicht.“

Ein finſteres Lächeln zuckte um den Mund des Mannes: „Ja, Wieb; ich wußt's wohl ſchon vorher; ich hätte nicht mehr kommen ſollen. Auch dich — das Alles war ja längſt vorbei — ich wollte dich nicht wiederſehen, nichts von dir hören, Wieb; ich biß die Zähne auf einander, wenn dein Name nur darüber wollte. Aber — geſtern Abend — es war wieder einmal Jahrmarkt drüben — wie als Junge hab ich mir ein Boot geſtohlen; ich mußte, es ging nicht anders; vor jeder Bude, auf allen Tanzböden hab ich dich geſucht; ich war ein Narr, ich dachte, die alte Mödderſch lebe noch; o ſüße kleine Wieb, ich dacht' wohl nur an dich; ich wußte ſelbſt nicht, was ich dachte!“ Seine Stimme bebte, ſeine Arme ſtreckten ſich weit geöffnet ihr entgegen.

Aber ſie warf ſich nicht hinein; nur ihre Augen blickten traurig auf ihn hin: „O Heinz!“ rief ſie, „du biſt es! Aber ich, ich bin's nicht mehr! — Du biſt zu ſpät gekommen, Heinz!“

Da riß er ſie an ſich, und ließ ſie wieder los und ſtreckte beide Arme hoch empor: „Ja, Wieb, das ſind auch nicht mehr die unſchuldigen Hände, womit ich damals dir die rothen Aepfel ſtahl; by Jove, das ſchleißt, ſo ſiebzehn Jahre unter dieſem Volk!“

Sie war neben dem Herde auf die Knie geſunken: „Heinz,“ murmelte ſie, „o Heinz, die alte Zeit!“

Wie verlegen ſtand er neben ihr; dann aber bückte er ſich und ergriff die eine ihrer Hände, und ſie duldete es ſtill.

„Wieb,“ ſagte er leiſe, „wir wollen ſehen, daß wir uns wiederfinden, du und ich!“

Sie ſagte nichts; aber er fühlte eine Bewegung ihrer Hand, als ob ſie ſchmerzlich in der ſeinen zucke.

Von der Schenkſtube her erſcholl ein wüſtes Durcheinander; Gläſer klirrten, mitunter dröhnte ein Fauſtſchlag. „Kleine Wieb,“ flüſterte er wieder, „wollen wir weit von all den böſen Menſchen fort?“

Sie hatte den Kopf auf den ſteinernen Herd ſinken laſſen und ſtöhnte ſchmerzlich. Da wurden ſchlurfende Schritte in dem Gange hörbar, und als Heinz ſich wandte, ſtand ein Betrunkener in der Thür; es war derſelbe Menſch mit dem ſchlaffen gemeinen Antlitz, den er vorhin unter den anderen Schiffern ſchon bemerkt hatte. Er hielt ſich an dem Thürpfoſten, und ſeine Augen ſchienen, ohne zu ſehen, in dem dämmerigen Raum umherzuſtarren. „Wo bleibt der Grog?“ ſtammelte er. „Sechs neue Gläſer! Der rothe Jakob flucht nach ſeinem Grog!“

Der Trunkene hatte ſich wieder entfernt; ſie hörten die Thür der Schenkſtube hinter ihm zufallen.

„Wer war das?“ frug Heinz.

Wieb erhob ſich mühſam. „Mein Mann,“ ſagte ſie; „er fährt als Matroſe auf England; ich diene bei meinem Stiefvater hier als Schenkmagd.“

Heinz ſagte nichts darauf; aber ſeine Hand fuhr nach der behaarten Bruſt, und es war, als ob er gewaltſam etwas von ſeinem Nacken reiße. „Siehſt du,“ ſagte er tonlos und hielt einen kleinen Ring empor, von dem die Enden einer zerriſſenen Schnur herabhingen; „da iſt auch noch das Kinderſpiel! Wär's Gold geweſen, es wär ſo lang wohl nicht bei mir geblieben. Aber auch ſonſt — ich weiß nicht, war's um dich? Es war wohl nur ein Aberglaube, weil's doch noch das letzte Stück von Hauſe war.“

Wieb ſtand ihm gegenüber, und er ſah, wie ihre Lippen ſich bewegten.

„Was ſagſt du?“ frug er.

Aber ſie antwortete nichts; es war nur, als flehten ihre Augen um Erbarmen. Dann wandte ſie ſich und machte ſich daran, wie es ihr befohlen war, den heißen Trank zu miſchen. Nur einmal ſtockte ſie in ihrer Arbeit, als ein feiner Metallklang auf dem ſteinernen Fußboden ihr Ohr getroffen hatte. Aber ſie wußte es, ſie brauchte nicht erſt umzuſehen; was ſollte er denn jetzt noch mit dem Ringe!

Heinz hatte ſich auf einen hölzernen Stuhl geſetzt und ſah ſchweigend zu ihr hinüber; ſie hatte das Feuer geſchürt, und die Flammen lohten und warfen über beide einen rothen Schein. Als ſie fortgegangen war, ſaß er noch da; endlich ſprang er auf und trat in den Gang, der nach der Schenkſtube führte. „Ein Glas Grog; aber ein feſtes!“ rief er, als Wieb ihm von dort her aus der Thür entgegenkam; dann ſetzte er ſich wieder allein an ſeinen Tiſch. Bald darauf kam Wieb und ſtellte das Glas vor ihm hin, und noch einmal ſah er zu ihr auf; „Wieb, kleines Wiebchen!“ murmelte er, als ſie fortgegangen war; dann trank er, und als das Glas leer war, rief er nach einem neuen, und als ſie es ſchweigend brachte, ließ er es, ohne aufzuſehen, vor ſich hinſtellen.

Am anderen Tiſche lärmten ſie und kümmerten ſich nicht mehr um den einſamen Gaſt; eine Stunde der Nacht ſchlug nach der anderen, ein Glas nach dem anderen trank er; nur wie durch einen Nebel ſah er mitunter das arme ſchöne Antlitz des ihm verlorenen Weibes, bis er endlich dennoch nach den Anderen fortging und dann ſpät am Vormittag mit wüſtem Kopf in ſeinem Bett erwachte.

* * *

In der Kirchſchen Familie war es ſchon kein Geheimniß mehr, in welchem Hauſe Heinz diesmal ſeine Nacht verbracht hatte. Das Mittagsmahl war, wie am geſtrigen Tage, ſchweigend eingenommen; jetzt am Nachmittage ſaß Hans Adam Kirch in ſeinem Comptor und rechnete. Zwar lag unter den Schiffen im Hafen auch das ſeine, und die Kohlen, die es von England gebracht hatte, wurden heut gelöſcht, wobei Hans Adam niemals ſonſt zu fehlen pflegte; aber diesmal hatte er ſeinen Tochtermann geſchickt; er hatte Wichtigeres zu thun; er rechnete, er ſummirte und ſubtrahirte, er wollte wiſſen, was ihm dieſer Sohn, den er ſich ſo unbedacht zurückgeholt hatte, oder — wenn es nicht ſein Sohn war — dieſer Menſch noch koſten dürfe. Mit raſcher

Hand tauchte er ſeine Feder ein und ſchrieb ſeine Zahlen nieder; Sohn oder nicht, das ſtand ihm feſt, es mußte jetzt ein Ende haben. Aber freilich — und ſeine Feder ſtockte einen Augenblick — um Weniges würde er ja ſchwerlich gehen; und — wenn es dennoch Heinz wäre, den Sohn durfte er mit Wenigem nicht gehen heißen. Er hatte ſogar daran gedacht, ihm ein für alle Mal das Pflichttheil ſeines Erbes auszuzahlen; aber die gerichtliche Quittung, wie war die zu beſchaffen? denn ſicher mußte es doch gemacht werden, damit er nicht noch einmal wiederkomme. Er warf die Feder hin, und der Laut, der an den Zähnen ihm verſtummte, klang beinahe wie ein Lachen: es war ja aber nicht ſein Heinz! Der Juſtizrath, der verſtand es doch; und der alte Heinrich Jacobs trug ſeinen Anker noch mit ſeinen achtzig Jahren!

Hans Kirch ſtreckte die Hand nach einer neben ihm liegenden Ledertaſche aus; langſam öffnete er ſie und nahm eine Anzahl Caſſenſcheine von geringem Werthe aus derſelben. Nachdem er ſie vor ſich ausgebreitet und dann einen Theil, und nach einigem Zögern noch einen Theil davon in die Ledertaſche zurückgelegt hatte, ſteckte er die übrigen in ein bereit gehaltenes Couvert; er hatte genau die mäßige Summe abgewogen.

Er war nun fertig; aber noch immer ſaß er da; mit herabhängendem Unterkiefer, die müßigen Hände an den Tiſch geklammert. Plötzlich fuhr er auf, ſeine grauen Augen öffneten ſich weit: „Hans! Hans!“ hatte es gerufen; hier im leeren Zimmer, wo, wie er jetzt bemerkte, ſchon die Dämmerung in allen Winkeln lag. Aber er beſann ſich; nur ſeine eigenen Gedanken waren über ihn gekommen; es war nicht jetzt, es war ſchon viele Jahre her, daß ihn dieſe Stimme ſo gerufen hatte. Und dennoch, als ob er widerwillig einem außer ſich Gehorſam leiſte, öffneten ſeine Hände noch einmal die Ledertaſche und nahmen zögernd eine Anzahl großer Caſſenſcheine aus derſelben. Aber mit jedem einzelnen, den Hans Adam jetzt der vorher bemeſſenen kleinen Summe zugeſellte, ſtieg ſein Groll gegen den, der dafür Heimath und Vaterhaus an ihn verkaufen ſollte; denn was zum Ausbau lang gehegter Lebenspläne hatte dienen ſollen, das mußte er jetzt hinwerfen, nur um die letzten Trümmer davon wegzuräumen.

— — Als Heinz etwa eine Stunde ſpäter, von einem Gange durch die Stadt zurückkehrend, die Treppe nach dem Oberhaus hinaufging, trat gleichzeitig Hans Adam unten aus ſeiner Zimmerthür und folgte ihm ſo haſtig, daß beide faſt mit einander in des Sohnes Kammer traten. Die Magd, welche oben auf dem Vorplatz arbeitete, ließ bald beide Hände ruhen; ſie wußte es ja wohl, daß zwiſchen Vater und Sohn nicht Alles in der Ordnung war, und drinnen hinter der geſchloſſenen Thür ſchien es jetzt zu einem heftigen Geſpräch zu kommen. — Aber nein, ſie hatte ſich getäuſcht, es war nur immer die alte Stimme, die ſie hörte; und immer lauter und drohender klang es, obgleich von der anderen Seite keine Antwort darauf erfolgte; aber vergebens ſtrengte ſie ſich an, von dem Inhalte etwas zu verſtehen; ſie hörte drinnen den offenen Fenſterflügel im Winde klappern, und ihr war, als würden die noch immer heftiger hervorbrechenden Worte dort in die dunkle Nacht hinausgeredet. Dann endlich wurde es ſtill; aber zugleich ſprang die Magd, von der aufgeſtoßenen Kammerthür getroffen, mit einem Schrei zur Seite und ſah ihren gefürchteten Herrn mit wirrem Haar und wild blickenden Augen die Treppe hinabſtolpern, und hörte wie die Comptorthür aufgeriſſen und wieder zugeſchlagen wurde.

Bald danach trat auch Heinz aus ſeiner Kammer; als er unten im Flur der Schweſter begegnete, ergriff er faſt gewaltſam ihre beiden Hände und drückte ſie ſo heftig, daß ſie verwundert zu ihm aufblickte; als ſie aber zu ihm ſprechen wollte, war er ſchon draußen auf der Gaſſe. Er kam auch nicht zur Abendmahlzeit; aber als die Bürgerglocke läutete, ſtieg er die Treppe wieder hinauf und ging in ſeine Kammer.

— — Am anderen Morgen in der Frühe ſtand Heinz vollſtändig angekleidet droben vor dem offenen Fenſter; die ſcharfe Luft ſtrich über ihn hin; aber es ſchien ihm wohlzuthun; faſt mit Andacht ſchaute er auf Alles, was, wie noch im letzten Hauch der Nacht, dort unten vor ihm ausgebreitet lag. Wie bleicher Stahl glänzte die breitere Waſſerſtraße zwiſchen dem Warder und der Inſel drüben, während auf dem ſchmaleren Streifen zwiſchen jenem und dem Feſtlandsufer ſchon der bläulichrothe Frühſchein ſpielte. Heinz betrachtete das Alles; doch nicht lange ſtand er ſo; bald trat er an einen Tiſch, auf welchem das Couvert mit den ſo widerwillig abgezählten Kaſſenſcheinen noch an derſelben Stelle lag, wo es Hans Kirch am Abende vorher gelaſſen hatte.

Ein bitteres Lächeln umflog ſeinen Mund, während er den Inhalt hervorzog und dann, nachdem er einige der geringeren Scheine an ſich genommen hatte, das Uebrige wieder an ſeine Stelle brachte. Mit einem Bleiſtift, den er auf dem Tiſche fand, notirte er die kleine Summe, welche er herausgenommen hatte, unter der größeren, die auf dem Couvert verzeichnet ſtand; dann, als er ihn ſchon fortgelegt hatte, nahm er noch einmal den Stift und ſchrieb darunter: „Thanks for the alms and farewell for ever.“ Er wußte ſelbſt nicht, warum er das nicht auf Deutſch geſchrieben hatte.

Leiſe, um das ſchlafende Haus nicht zu erwecken nahm er ſein Reiſegepäck vom Boden; noch leiſer ſchloß er unten im Flur die Thür zur Straße auf, als er jetzt das Haus verließ.

In einer Nebengaſſe hielt ein junger Burſche, mit einem einſpännigen Gefährte; das beſtieg er und fuhr damit zur Stadt hinaus. Als ſie auf die Höhe des Hügelzuges gelangt waren, von wo aus man dieſe zum letzten Mal erblicken kann, wandte er ſich um und ſchwenkte drei Mal ſeine Mütze. Dann ging's im Trabe in das weite Land hinaus.

* * *

Aber Einer im Kirchſchen Hauſe war dennoch mit ihm wach geweſen. Hans Kirch hatte ſchon vor dem Morgengrauen aufrecht in ſeinem Bett geſeſſen; mit jedem Schlage der Thurmuhr hatte er ſchärfer hingehorcht, ob nicht ein erſtes Regen in dem Oberhauſe hörbar werde. Nach langem Harren war ihm geweſen, als würde dort ein Fenſterflügel aufgeſtoßen; aber es war wieder ſtill geworden; und die Minuten dehnten ſich und wollten nicht vorüber. Sie gingen dennoch; und endlich vernahm er das leiſe Knarren einer Thür, es kam die Treppe in den Flur hinab, und jetzt — er hörte es deutlich, wie ſich der Schlüſſel in dem Schloß der Hausthür drehte. Er wollte aufſpringen; aber nein, er wollte es ja nicht; mit aufgeſtemmten Armen blieb er ſitzen, während nun draußen auf der Straße kräftige

Mannestritte laut wurden und allmälig in unhörbare Ferne ſich verloren.

Als das übrige Haus allmälig in Bewegung kam, ſtand er auf und ſetzte ſich zu ſeinem Frühſtück, das ihm, wie jeden Morgen, im Comptor bereit geſtellt war. Dann griff er nach ſeinem Hute — einen Stock hatte er als alter Schiffer bis jetzt noch nicht gebraucht — und ging, ohne ſeine Hausgenoſſen geſehen zu haben, an den Hafen hinab, wo er ſeinen Schwiegerſohn bereits mit der Leitung des Löſchens beſchäftigt fand. Dieſem von den letzten Vorgängen etwas mitzutheilen, ſchien er nicht für nöthig zu befinden; aber er ſandte ihn nach dem Kohlenſchuppen und gab ihm Aufträge in die Stadt, während er ſelber hier am Platze blieb. Wortkarg und zornig ertheilte er ſeine Befehle; es hielt ſchwer, ihm heute etwas recht zu machen, und wer ihn anſprach, erhielt meiſt keine Antwort; aber es geſchah auch bald nicht mehr; man kannte ihn ja ſchon.

Kurz vor Mittag war er wieder in ſeinem Zimmer. Wie aus unwillkürlichem Antrieb hatte er hinter ſich die Thür verſchloſſen; aber er ſaß kaum in ſeinem Lehnſtuhl, als von draußen Frau Lina's

Stimme dringend Einlaß begehrte. Unwirſch ſtand er auf und öffnete. „Was willſt du?“ frug er, als die Tochter zu ihm eingetreten war.

„Schelte mich nicht, Vater,“ ſagte ſie bittend; „aber Heinz iſt fort, auch ſein Gepäck; o, er kommt niemals wieder!“

Er wandte den Kopf zur Seite: „Ich weiß das, Lina; darum hätt'ſt du dir die Augen nicht dick zu weinen brauchen.“

„Du weißt es, Vater?“ wiederholte ſie und ſah ihn wie verſteinert an.

Hans Kirch fuhr zornig auf: „Was ſtehſt du noch? Die Komödie iſt vorbei; wir haben geſtern mit einander abgerechnet.“

Aber Frau Lina ſchüttelte nur ernſt den Kopf. „Das fand ich oben auf ſeiner Kammer,“ ſagte ſie und reichte ihm das Couvert mit den kurzen Abſchiedsworten und dem nur kaum verkürzten Inhalt. „O Vater, er war es doch! Er iſt es doch geweſen!“

Hans Kirch nahm es; er las auch, was dort geſchrieben ſtand; er wollte ruhig bleiben, aber ſeine Hände zitterten, daß aus der offenen Hülle die Scheine auf den Fußboden hinabfielen.

Als er ſie eben mit Lina's Hülfe wieder zuſammengerafft hatte, wurde an die Thür gepocht, und, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten, war eine blaſſe Frau hereingetreten, deren erregte Augen ängſtlich von dem Vater zu der Tochter flohen.

„Wieb!“ rief Frau Lina und trat einen Schritt zurück.

Wieb rang nach Athem. „Verzeihung!“ murmelte ſie. „Ich mußte; Ihr Heinz iſt fort; Sie wiſſen es vielleicht nicht; aber der Fuhrmann ſagte es, er wird nicht wiederkommen, niemals!“

„Was geht das dich an?“ fiel ihr Hans Kirch ins Wort.

Ein Laut des Schmerzes ſtieg aus ihrer Bruſt, daß Lina's Augen unwillkürlich voll Mitleid auf dieſem einſt ſo holden Antlitz ruhten. Aber Wieb hatte dadurch wieder Muth gewonnen. „Hören Sie mich!“ rief ſie. „Aus Barmherzigkeit mit Ihrem eigenen Kinde! Sie meinen, er ſei es nicht geweſen; aber ich weiß es, daß es niemand anders war! Das,“ und ſie zog die Schnur mit dem kleinen Ringe aus ihrer Taſche, „es iſt ja einerlei nun, ob ich's ſage — das gab ich ihm, da wir noch halbe Kinder waren; denn ich wollte, daß er mich nicht vergeſſe! Er hat's auch wieder heimgebracht und hat es geſtern vor meinen Augen in den Staub geworfen."

Ein Lachen, das wie Hohn klang, unterbrach ſie. Hans Kirch ſah ſie mit ſtarren Augen an: „Nun, Wieb, wenn's denn dein Heinz geweſen iſt, es iſt nicht viel geworden aus euch beiden."

Aber ſie achtete nicht darauf, ſie hatte ſich vor ihm hingeworfen. „Hans Kirch!" rief ſie und faßte beide Hände des alten Mannes und ſchüttelte ſie. „Ihr Heinz, hören Sie es nicht? Er geht ins Elend, er kommt niemals wieder! Vielleicht — o Gott, ſei barmherzig mit uns Allen! Es iſt noch Zeit vielleicht!"

Auch Lina hatte ſich jetzt neben ihr geworfen; ſie ſcheute es nicht mehr, ſich mit dem armen Weibe zu vereinigen. „Vater," ſagte ſie und ſtreichelte die eingeſunkenen Wangen des harten Mannes, der jetzt dies Alles über ſich ergehen ließ, „du ſollſt diesmal nicht allein reiſen, ich reiſe mit dir; er muß ja jetzt in Hamburg ſein; o, ich will nicht ruhen, bis ich ihn gefunden habe, bis wir ihn wieder hier in unſeren Armen halten! Dann wollen wir es beſſer machen, wir wollen Geduld mit ihm haben; o, wir hatten ſie nicht, mein Vater! Und ſag nur nicht, daß du nicht mit uns leideſt, dein bleiches Angeſicht kann doch nicht lügen! Sprich nur ein Wort, Vater, befiehl mir, daß ich den Wagen herbeſtelle, ich will gleich ſelber laufen, wir haben ja keine Zeit mehr zu verlieren!“ Und ſie warf den Kopf an ihres Vaters Bruſt und brach in lautes Schluchzen aus.

Wieb war aufgeſtanden und hatte ſich beſcheiden an die Thür geſtellt; ihre Augen ſahen angſtvoll auf die Beiden hin.

Aber Hans Kirch ſaß wie ein todtes Bild; ſein jahrelang angeſammelter Groll ließ ihn nicht los; denn erſt jetzt, nach dieſem Wiederſehen mit dem Heimgekehrten, war in der grauen Zukunft keine Hoffnung mehr für ihn. „Geht!“ ſagte er endlich, und ſeine Stimme klang ſo hart wie früher „mag er geheißen haben, wie er will, der diesmal unter meinem Dach geſchlafen hat, mein Heinz hat ſchon vor ſiebzehn Jahren mich verlaſſen.“

* * *

Für fremde Augen mochte es immerhin noch den Anſchein haben, als ob Hans Kirch auch jetzt noch in gewohnter Weiſe ſeinen mancherlei Geſchäften nachgehe; in Wirklichkeit aber hatte er das Steuer mehr und mehr in die Hand des jüngeren Theilhabers der Firma übergehen laſſen; auch aus dem ſtädtiſchen Collegium war er, zur ſtillen Befriedigung einiger ruheliebenden Mitglieder, ſeit kurzer Zeit geſchieden; es drängte ihn nicht mehr, in den Gang der kleinen Welt, welche ſich um ihn her bewegte, einzugreifen.

Seit wieder die erſten ſcharfen Frühlingslüfte wehten, konnte man ihn oft auf der Bank vor ſeinem Hauſe ſitzen ſehen, trotz ſeiner jetzt faſt weißen Haare als alter Schiffer ohne jede Kopfbedeckung. — Eines Morgens kam ein noch weißerer Mann die Straße hier herab und ſetzte ſich, nachdem er näher getreten war, ohne Weiteres an ſeine Seite. Es war ein früherer Oekonom des Armenhauſes, mit dem er als Stadtverordneter einſt Manches zu verhandeln gehabt hatte; der Mann war ſpäter in gleicher Stellung an einen anderen Ort gekommen, jetzt aber zurückgekehrt, um hier in ſeiner Vaterſtadt ſeinen Alterspfennig zu verzehren. Es ſchien ihn nicht zu ſtören, daß das Antlitz ſeines früheren Vorgeſetzten ihn keineswegs willkommen hieß; er wollte ja nur plaudern, und er that es um ſo reichlicher, je weniger er unterbrochen wurde; und eben jetzt gerieth er an einen Stoff, der unerſchöpflicher als jeder andere ſchien. Hans Kirch hatte Unglück mit den Leuten, die noch weißer als er ſelber waren; wo ſie von Heinz ſprechen ſollten, da ſprachen ſie von ſich ſelber, und wo ſie von allem Anderen ſprechen konnten, da ſprachen ſie von Heinz. Er wurde unruhig und ſuchte mit ſchroffen Worten abzuwehren; aber der geſchwätzige Greis ſchien nichts davon zu merken. „Ja, ja; ei du mein lieber Herrgott!“ fuhr er fort, behaglich in ſeinem Redeſtrome weiter ſchwimmend, „der Haſſelfritze und der Heinz, wenn ich an die beiden Jungen denke, wie ſie ſich einmal die großen Anker in die Arme brannten! Ihr Heinz, ich hörte wohl, der mußte vor dem Doctor liegen; den Haſſelfritze aber hab ich ſelber mit dem Haſſelſtock curirt.“

Er lachte ganz vergnüglich über ſein munteres Wortſpiel; Hans Kirch aber war plötzlich aufgeſtanden und ſah mit offenem Munde gar grimmig auf ihn herab. „Wenn Er wieder ſchwatzen will, Fritz Peters," ſagte er, „ſo ſuche Er ſich eine andere Bank, da drüben bei dem jungen Doctor ſteht juſt eine hagelneue!"

Er war ins Haus gegangen und wanderte in ſeinem Zimmer hin und wieder; immer tiefer ſank ſein Kopf zur Bruſt hinab, dann aber erhob er ihn allmälig wieder. Was hatte er denn eigentlich vorhin erfahren? Daß der Haſſelfritze ebenfalls das Ankerzeichen hätte haben müſſen? Was war's denn weiter? — Welchen Gaſt er von einem Sonntag bis zum anderen oder ein paar Tage noch darüber bei ſich beherbergt hatte, darüber brauchte ihn kein Anderer aufzuklären.

Und auch dieſer Tag ging vorüber, und die dann kamen, nahmen ihren regelmäßigen Verlauf. — Im Oberhauſe wurde ein Kind geboren; der Großvater frug, ob es ein Junge ſei; es war ein Mädchen, und er ſprach dann nicht mehr darüber. Aber was hätte es ihm auch geholfen, wenn es ein künftiger Chriſtian oder günſtigen Falles ein Hans Martens geweſen wäre! Nur die Unruhe, die jetzt oft nächtens über ſeinem Kopfe in dem Schlafzimmer des jungen Paares herrſchte, ſtörte ihn.

Eines Abends, da es ſchon Herbſt geworden — es jährte ſich gerade mit der Abreiſe ſeines Sohnes —, war Hans Kirch wie gewöhnlich mit dem Schlage Zehn in ſeine nach der Hofſeite gelegene Schlafkammer getreten. Es war die Zeit der Aequinoctialſtürme, und hier hinaus hörte man die ganze Gewalt des Wetters; bald heulte es in den oberſten Luftſchichten, bald fuhr es herab und tobte gegen die kleinen Fenſterſcheiben. Hans Kirch hatte ſeine ſilberne Taſchenuhr hervorgezogen, um ſie, wie jeden Abend, aufzuziehen; aber er ſtand noch immer mit dem Schlüſſel in der Hand, hinaushorchend in die wilde Nacht.

Das Balken- und Sparrenwerk des neuen Daches krachte, als ob es aus den Fugen ſolle; aber er hörte es nicht; ſeine Gedanken fuhren draußen mit dem Sturm. „Südſüdweſt!“ murmelte er vor ſich hin, während er den Uhrſchlüſſel in die Taſche ſteckte und die Uhr unaufgezogen über ſeinem Bette an den Haken hing. — Wer jetzt auf See war, hatte keine Zeit zum Schlafen; aber er war ja ſeit lange nicht mehr auf See; er wollte ſchlafen, wie er es bei manchem Sturm hier ſchon gethan hatte; die Stürme kamen ja allemal im Aequinoctium, er hatte ſie ſo manches Mal gehört.

Aber es mußte heute noch etwas Anderes dabei ſein; Stunden waren ſchon vergangen, und noch immer lag er wach in ſeinen Kiſſen. Ihm war, als könne er Hunderte von Meilen weit hinaushorchen nach einem klippenvollen Küſtenwaſſer des mittelländiſchen Meeres, das er in ſeiner Jugend als Matroſe einſt befahren hatte; und als endlich ihm die Augen zugefallen waren, riß er gleich darauf mit Gewalt ſich wieder empor; denn ganz deutlich hatte er ein Schiff geſehen, ein Vollſchiff mit gebrochenen Maſten, das von thurmhohen Wellen auf und ab geſchleudert wurde. Er ſuchte ſich völlig zu ermuntern, aber wieder drückte es ihm die Augen zu, und wiederum erkannte er das Schiff; deutlich ſah er zwiſchen Bugſpriet und Vorderſteven die Gallion, eine weiße mächtige Fortuna, bald in der ſchäumenden Fluth verſinken, bald wieder ſtolz emportauchen, als ob ſie Schiff und Mannſchaft über Waſſer halten wolle. Dann plötzlich hörte er einen Krach; er fuhr jäh empor und fand ſich aufrecht in ſeinem Bette ſitzend.

Alles um ihn her war ſtill, er hörte nichts; er wollte ſich beſinnen, ob es nicht eben vorher noch laut geſtürmt habe; da überfiel es ihn, als ſei er nicht allein in ſeiner Kammer; er ſtützte beide Hände auf die Bettkanten und riß weit die Augen auf. Und — da war es, dort in der Ecke ſtand ſein Heinz; das Geſicht ſah er nicht, denn der Kopf war geſenkt, und die Haare, die von Waſſer trieften, hingen über die Stirn herab; aber er erkannte ihn dennoch — woran, das wußte er nicht und frug er ſich auch nicht. Auch von den Kleidern und von den herabhängenden Armen troff das Waſſer; es floß immer mehr herab und bildete einen breiten Strom nach ſeinem Bette zu.

Hans Kirch wollte rufen, aber er ſaß wie gelähmt mit ſeinen aufgeſtemmten Armen; endlich brach ein lauter Schrei aus ſeiner Bruſt, und gleich darauf auch hörte er es über ſich in der Schlafkammer der jungen Leute poltern, und auch den Sturm hörte er wieder, wie er grimmig an den Pfoſten ſeines Hauſes rüttelte.

Als bald danach ſein Schwiegerſohn mit Licht hereintrat, fand dieſer ihn in ſeinen Kiſſen zuſammengeſunken. „Wir hörten Euch ſchreien,“ frug er, „was iſt Euch, Vater?“

Der Alte ſah ſtarr nach jener Ecke. „Er iſt todt,“ ſagte er, „weit von hier.“

— „Wer iſt todt, Vater? Wen meint Ihr? Meint Ihr Euren Heinz?“

Der Alte nickte. „Das Waſſer,“ ſagte er; „geh da fort, du ſtehſt ja mitten in dem Waſſer!“

Der Jüngere fuhr mit dem Lichte gegen den Fußboden: „Hier iſt kein Waſſer, Vater, Ihr habt nur ſchwer geträumt.“

„Du biſt kein Seemann, Chriſtian; was weißt du davon!“ ſagte der Alte heftig. „Aber ich weiß es, ſo kommen unſere Todten.“

„Soll ich Euch Lina ſchicken, Vater?“ frug Chriſtian Martens wieder.

„Nein, nein, ſie ſoll bei ihrem Kinde bleiben; geh nur, laß mich allein!“

Der Schwiegerſohn war mit dem Lichte fortgegangen, und Hans Kirch ſaß im Dunkeln wieder aufrecht in ſeinem Bette; er ſtreckte zitternd die Arme nach jener Ecke, wo eben noch ſein Heinz geſtanden hatte; er wollte ihn noch einmal ſehen, aber er ſah vergebens in undurchdringliche Finſterniß.

— — Es ging ſchon in den Vormittag, als Frau Lina, da ſie unten in die Stube trat, das Frühſtück ihres Vaters unberührt fand; als ſie dann in die Schlafkammer ging, lag er noch in ſeinem Bette; er konnte nicht aufſtehen, denn ein Schlaganfall hatte ihn getroffen, freilich nur an der einen Seite und ohne ihn am Sprechen zu behindern. Er verlangte nach ſeinem alten Arzte, und die Tochter lief ſelbſt nach dem Hauſe des Juſtizraths und ſtand bald wieder zugleich mit dieſem an des Vaters Lager.

Es war nicht gar ſo ſchlimm, es würde wohl ſo vorübergehen, lautete deſſen Ausſpruch. Aber Hans Kirch hörte kaum darauf; mehr als bei ſeiner Krankheit waren ſeine Gedanken bei den Vorgängen der verfloſſenen Nacht: Heinz hatte ſich gemeldet, Heinz war todt, und der Todte hatte alle Rechte, die er noch eben dem Lebenden nicht mehr hatte zugeſtehen wollen. Als Frau Lina es ihm ausreden wollte, berief er ſich eifrig auf den Juſtizrath, der ja ſeit Jahr und Tag in manches Seemannshaus gekommen ſei.

Der Juſtizrath ſuchte zu beſchwichtigen: „Freilich,“ fügte er hinzu, „wir Aerzte kennen Zuſtände, wo die Träume ſelbſt am hellen Werktag das Gehirn verlaſſen und dem Menſchen leibhaftig in die Augen ſchauen.“

Hans Kirch warf verdrießlich ſeinen Kopf herum: „Das iſt mir zu gelehrt, Doctor; wie war's denn damals mit dem Sohn des alten Rickerts?“

Der Arzt faßte den Puls des Kranken. „Es trifft, es trifft auch nicht,“ ſagte er bedächtig; „das war der ältere Sohn; der jüngere, der ſich auch gemeldet haben ſollte, fährt noch heute ſeines Vaters Schiff.“

Hans Kirch ſchwieg; er wußte es doch beſſer als alle Anderen, was weit von hier in dieſer Nacht geſchehen war.

* * *

Wie der Arzt es vorher geſagt hatte, ſo geſchah es. Nach einigen Wochen konnte der Kranke das Bett und allmälig auch das Zimmer, ja ſogar das Haus verlaſſen; nur bedurfte er dann, gleich ſeiner Schweſter, eines Krückſtockes, den er bisher verſchmäht hatte. Von ſeinem früheren Jähzorn ſchien meiſt nur eine weinerliche Ungeduld zurückgeblieben; wenn es ihn aber einmal wie vordem überkam, dann brach er hinterher erſchöpft zuſammen.

Als es Sommer wurde, verlangte er aus der Stadt hinaus, und Frau Lina begleitete ihn mehrmals auf dem hohen Uferwege um die Bucht, von wo er nicht nur die Inſeln, ſondern oſtwärts auch auf das freie Waſſer ſehen konnte. Da das Ufer an mehreren Stellen tief und ſteil gegen den Strand hinabfällt, ſo wagte man ihn hier nicht allein zu laſſen und gab ihm zu anderen Malen, wenn die Tochter keine Zeit hatte, einen der Arbeiter oder ſonſt eine andere ſichere Perſon zur Seite.

— — Auf den Sommer war der Herbſt gefolgt, und es war um die Zeit, da Heinzens kurze Einkehr in das Elternhaus zum zweiten Mal ſich jährte. Hans Kirch ſaß auf einem ſandigen Vorſprunge des ſteilen Ufers und ließ die Nachmittagsſonne ſeinen weißen Kopf beſcheinen, während er die Hände vor ſich auf ſeinen Stock gefaltet hielt und ſeine Augen über die glatte See hinausſtarrten. Neben ihm ſtand ein Weib, anſcheinend in gleicher Theilnahmloſigkeit, welche den Hut des alten Mannes in der herabhängenden Hand hielt. Sie mochte kaum vierzig Jahre zählen; aber nur ein ſchärferes Auge hätte in dieſem Antlitz die Spuren einer früh zerſtörten Anmuth finden können. Sie ſchien nichts davon zu hören, was der alte Schiffer, ohne ſich zu rühren, vor ſich hinſprach; es war auch nur ein Flüſtern, als ob er es nur den leeren Lüften anvertraue; allmälig aber wurde es lauter: „Heinz, Heinz!“ rief er. „Wo iſt Heinz Kirch geblieben?“ Dann wieder bewegte er langſam ſeinen Kopf: „Es iſt auch einerlei, denn es kennt ihn Keiner mehr.“

Da ſeufzte das Weib an ſeiner Seite, daß er ſich wandte und zu ihr aufſah. Als ſie das blaſſe Geſicht zu ihm niederbeugte, ſuchte er ihre Hand zu faſſen: „Nein, nein, Wieb, du — du kannteſt ihn; dafür“ — und er nickte vertraulich zu ihr auf — „bleibſt du auch bei mir, ſo lang ich lebe; und auch nachher — ich habe in meinem Teſtament das feſtgemacht; es iſt nur gut, daß dein Taugenichts von Mann ſich todt getrunken.“

Als ſie nicht antwortete, wandte er ſeinen Kopf wieder ab, und ſeine Augen folgten einer Möve, die dem Strande über das Waſſer hinausflog. „Und dort,“ begann er wieder, und ſeine Stimme klang jetzt ganz munter, während er mit ſeinem Krückſtock nach dem Warder zeigte, „da hat er damals dich herumgefahren? Und dann ſchalten ſie vom Schiff herüber?“ — Und als ſie ſchweigend zu ihm herabnickte, lachte er leiſe vor ſich hin. Aber bald verfiel er wieder in ſein Selbſtgeſpräch, während ſeine Augen vor ihm in die große Leere ſtarrten. „Nur in der Ewigkeit, Heinz! Nur in der Ewigkeit!“ rief er, in plötzliches Weinen ausbrechend, und ſtreckte zitternd beide Arme nach dem Himmel.

Aber ſeine laut geſprochenen Worte erhielten diesmal eine Antwort. „Was haben wir Menſchen mit der Ewigkeit zu ſchaffen?“ ſprach eine heiſere Stimme neben ihm. Es war ein herabgekommener Tiſchler, den ſie in der Stadt den „Socialdemokraten“ nannten; er glaubte ein Loch in ſeinem Chriſtenglauben entdeckt zu haben und pflegte nun nach Art geringer Menſchen gegen Andere damit zu trotzen.

Mit einer raſchen Bewegung, die weit über die Kraft des gebrochenen Mannes hinauszugehen ſchien, hatte Hans Kirch ſich zu dem Sprechenden gewandt.

der mit verſchränkten Armen ſtehen blieb. „Du kennſt mich wohl nicht, Jürgen Hans?“ rief er, während der ganze arme Leib ihm zitterte. „Ich bin Hans Kirch, der ſeinen Sohn verſtoßen hat, zweimal! Hörſt du es, Jürgen Hans? Zweimal hab ich meinen Heinz verſtoßen, und darum hab ich mit der Ewigkeit zu ſchaffen!“

Der Andere war dicht an ihn herangetreten. „Das thut mir leid, Herr Kirch,“ ſagte er und wog ihm trocken jedes ſeiner Worte zu; „die Ewigkeit iſt in den Köpfen alter Weiber!“

Ein fieberhafter Blitz fuhr aus den Augen des greiſen Mannes. „Hund!“ ſchrie er, und ein Schlag des Krückſtocks pfiff jäh am Kopf des Anderen vorüber.

Der Tiſchler ſprang zur Seite, dann ſtieß er ein Hohngelächter aus und ſchlenderte den Weg zur Stadt hinab.

Aber die Kraft des alten Mannes war erſchöpft; der Stock entfiel ſeiner Hand und rollte vor ihm den Hang hinunter, und er wäre ſelber nachgeſtürzt, wenn nicht das Weib ſich raſch gebückt und ihn in ihren Armen aufgefangen hätte.

Neben ihm knieend, ſanft und unbeweglich, hielt ſie das weiße Haupt an ihrer Bruſt gebettet, denn Hans Kirch war eingeſchlafen. — Das Abendroth legte ſich über das Meer, ein leichter Wind hatte ſich erhoben, und drunten rauſchten die Wellen lauter an den Strand. Noch immer beharrte ſie in ihrer unbequemen Stellung; erſt als ſchon die Sterne ſchienen, ſchlug er die Augen zu ihr auf: „Er iſt todt,“ ſagte er, „ich weiß es jetzt gewiß; aber — in der Ewigkeit, da will ich meinen Heinz ſchon wiedererkennen.“

„Ja,“ ſagte ſie leiſe, „in der Ewigkeit.“

Vorſichtig von ihr geſtützt erhob er ſich, und als ſie ſeinen Arm um ihren Hals und ihren Arm ihm um die Hüfte gelegt hatte, gingen ſie langſam nach der Stadt zurück. Je weiter ſie kamen, deſto ſchwerer wurde ihre Laſt; mitunter mußten ſie ſtille ſtehen, dann blickte Hans Kirch nach den Sternen, die ihm einſt ſo manche Herbſtnacht an Bord ſeiner flinken Jacht geſchienen hatten, und ſagte: „Es geht ſchon wieder,“ und ſie gingen langſam weiter. Aber nicht nur von den Sternen, auch aus den blauen Augen des armen Weibes leuchtete ein milder Strahl; nicht jener mehr, der einſt in einer Frühlingsnacht ein wildes Knabenhaupt an ihre junge Bruſt geriſſen hatte, aber ein Strahl jener allbarmherzigen Frauenliebe, die allen Troſt des Lebens in ſich ſchließt.

* * *

Noch während der nächſten Jahre, meiſt an ſtillen Nachmittagen und wenn die Sonne ſich zum Untergange neigte, konnte man Hans Kirch mit ſeiner ſteten Begleiterin auf dem Uferwege ſehen; zur Zeit des Herbſt-Aequinoctiums war er ſelbſt beim Nordoſtſturm nicht daheim zu halten. Dann hat man ihn auf dem Friedhof ſeiner Vaterſtadt zur Seite ſeiner ſtillen Frau begraben.

Das von ihm begründete Geſchäft liegt in den beſten Händen; man ſpricht ſchon von dem „reichen“ Chriſtian Martens, und Hans Adams Tochtermanne wird der Stadtrath nicht entgehen; auch ein Erbe iſt längſt geboren und läuft ſchon mit dem Ranzen in die Rectorſchule; — wo aber iſt Heinz Kirch geblieben?

Ein Doppelgänger.

(1886.)

Vor einigen Jahren im Hochſommer war es, und alle Tage echtes Sonnenwetter; ich hatte mich in Jena, wie einſt Dr. Martinus, in der alten Gaſtwirthſchaft zum Bären einquartiert, hatte mit dem Wirth ſchon mehr als einmal über Land und Leute geredet und mich mit Namen, Stand und Wohnort, welcher derzeit zugleich mein Geburtsort war, in das Fremdenbuch eingeſchrieben.

Am Tage nach meiner Ankunft war ich nach Beſteigung des Fuchsthurms und nach manchem anderen Auf- und Abſteigen ſpät Nachmittags in das geräumige, aber leere Gaſtzimmer zurückgekehrt und hatte mich ſommermüde vor einer Flaſche Ingelheimer hinter dem kühlen Ofen in einen tiefen Lehnſtuhl geſetzt; eine Uhr pickte, die Fliegen ſummten am Fenſterglas, und mir wurde die Gnade, davon in den Schlaf gewiegt zu werden, und zwar recht tief.

Das Erſte, was vom Außenleben wieder an mich herankam, war eine ſonore milde Männerſtimme, welche, wie zum Abſchied, gute Lehren gebend, zu einem Anderen zu reden ſchien. Ich öffnete ein wenig die Augen: am Tiſche, unfern von meinem Lehnſtuhl, ſaß ein ältlicher Herr, den ich nach ſeiner Kleidung als einen Oberförſter zu erkennen meinte; ihm gegenüber ein noch junger Mann, gleichfalls im grünen Rock, zu dem er redete; ein röthlicher Abendſchein lag ſchon auf den Wänden.

„Und deſſen gedenke auch noch,“ hörte ich den Alten ſagen, „du biſt ein Stück von einem Träumer, Fritz; du haſt ſogar ſchon einmal ein Gedicht gemacht; laß dir ſo was bei dem Alten nimmer beikommen! Und nun geh und grüß deinen neuen Herrn von mir; zur Herbſtjagd werd' ich mich nach dir erkundigen!“

Als dann der Junge ſich entfernt hatte, rüttelte ich mich völlig auf; der Alte ſtand am Fenſter und drückte die Stirn gegen eine Scheibe, wie um dem Fortgehenden noch einmal nachzuſchauen. Ich trank den Reſt meines Ingelheimers, und als der Oberförſter ſich in das Zimmer zurückwandte, begrüßten wir uns wie nach abgethanen Werken, und bald, da niemand außer uns im Zimmer war, ſaßen wir plaudernd neben einander.

Es war ein ſtattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, mit kurz geſchorenem, ſchon ergrautem Haupthaar; über dem Vollbart ſchauten ein Paar freundliche Augen, und ein leichter Humor, der bald in ſeinen Worten ſpielte, zeugte von der Behaglichkeit ſeines inneren Menſchen. Er hatte eine kurze Jagdpfeife angebrannt und erzählte mir von dem jungen Burſchen, welchen er einige Jahre in ſeinem Hauſe gehabt und nun zur weiteren Ausbildung an einen älteren Freund und Amtsbruder empfohlen habe. Als ich ihn, ſeiner Vorhaltung an den Jungen gedenkend, frug, was für Leides ihm die Poeten denn gethan hätten, ſchüttelte er lachend den Kopf.

„Gar keines, lieber Herr,“ ſagte er, „im Gegentheil! Ich bin ein Landpaſtorenſohn, und mein Vater war ſelber ſo ein Stück von einem Poeten; wenigſtens wird ein Kirchenlied von ihm, das er einmal als fliegendes Blatt hatte drucken laſſen, noch heutigen Tages nach ‚Befiehl du deine Wege‘ in meinem Heimathdorf geſungen; und ich ſelber — als junger Gelbſchnabel wußte ich ſogar den halben Uhland auswendig, zumal in jenem Sommer —“ er ſtrich ſich plötzlich mit der Hand über ſein leicht erröthend Antlitz und ſagte dann, wie im Stillen ſeine vorgehabte Rede ändernd: „wo am Waldesrand das Geißblatt wie zuvor in keinem anderen Jahre duftete! Aber ein Rehbock, ein ander Mal — und das war ſchwer verzeihlich — die ſeltene Jagdbeute, eine Trappe, ſind mir darüber aus dem Schuß gekommen! — Nun, mit dem Jungen iſt es nicht ſo ſchlimm; nur der Alte drüben wird ſchon fuchswild, wenn wir gelegentlich einmal anſtimmen: ‚Es lebe, was auf Erden ſtolziert in grüner Tracht‘; Sie kennen wohl das ſchöne Lied?“

Ich kannte zwar das Lied — hatte nicht auch Freiligrath ſeinen patriotiſchen Zorn an dem harmloſen Dinge ausgelaſſen? — Aber mir lag die plötzliche Erregung des alten Herrn im Sinne: „Hat das Geißblatt auch in ſpäteren Jahren wieder ſo geduftet?“ frug ich leiſe.

Ich fühlte meine Hand ergriffen und einen Druck, daß ich einen Schrei erſticken mußte. „Das war ja nicht von dieſer Welt,“ raunte der Mann mir zu, „der Duft iſt unvergänglich — — ſo lang ſie lebt!“ ſetzte er zögernd hinzu und ſchenkte ſich ſein Glas voll hellen Weines und trank es in einem Zuge leer.

Wir hatten noch eine Weile weiter geplaudert, und manche anziehende Mittheilung aus ſeinem Forſt- und Jagdleben hatte ich von ihm gehört, manches Wort, das auf einen ruhigen Lebensernſt in dieſem Manne ſchließen ließ. Es war faſt völlig dunkel geworden; die Stube füllte ſich mit anderen Gäſten, und die Lichter wurden angezündet; da ſtand der Oberförſter auf. „Ich ſäße noch gern ein Weilchen,“ ſagte er, „aber meine Frau würde nach mir ausſehen; wir Beide bilden jetzt allein die Familie, denn unſer Sohn iſt auf dem Forſtinſtitut zu Ruhla.“ Er ſteckte ſeine Pfeife in die Taſche, rief einem braunen Hühnerhund, der, mir unbemerkt, in einem Winkel gelegen hatte, und reichte mir die Hand. „Wann denken Sie wieder fort von hier?“ frug er.

„Ich dachte morgen!“

Er ſah ein paar Augenblicke vor ſich hin. „Meinen Sie nicht,“ frug er dann, ohne mich anzublickten, „wir könnten unſere neue Bekanntſchaft noch ein wenig älter werden laſſen?“

Seine Worte trafen meine eigene Empfindung; denn auf meiner nun zweiwöchentlichen Reiſe hatte ich heute zum erſten Mal ein herzlich Wort mit einem Begegnenden gewechſelt; aber ich antwortete nicht gleich; ich ſann nach, wohin er zielen möge.

Und ſchon fuhr er fort: „Laſſen Sie mich es offen geſtehen: zu dem Eindruck Ihrer Perſönlichkeit kommt noch ein Anderes dazu: es iſt Ihre Stimme, oder richtiger die Art Ihres Sprechens, was dieſen Wunſch in mir erregt; mir iſt, als gehe es mich ganz nahe an, und doch ...“ Statt des verſtändigenden Wortes aber ergriff er plötzlich meine beiden Hände. „Thun Sie es mir zu Lieb,“ ſagte er dabei, „meine Förſterei liegt nur ſo reichlich eine Stunde von hier, zwiſchen Eichen und Tannen — darf ich Sie bei meiner lieben Alten als unſeren Gaſt auf ein paar Tage anmelden?“

Der alte Herr ſah mich ſo treuherzig an, daß ich gern und ſchon auf morgen zuſagte. Er ſchüttelte mir lachend die Hände: „Abgemacht! Prächtig! Prächtig!“ pfiff ſeinem Hunde und, nachdem er noch einmal ſeine Kappe mit der Falkenfeder gegen mich geſchwenkt hatte, beſtieg er ſeinen Rappen und ritt in freudigem Galopp davon.

Als er fort war, trat der Wirth zu mir: „Ein braver Herr, der Herr Oberförſter; dacht' ſchon, Sie würden Bekanntſchaft machen!“

„Und warum dachten Sie das?“ frug ich entgegen.

Der Wirth lachte. „Ei, da wiſſen's der Herr wohl ſelber noch gar nicht?“

„So ſagen Sie es mir! Was ſoll ich wiſſen?“

„Ei, Sie und die Frau Oberförſter ſind doch gar Stadtkinder mit einander!“

„Ich und die Frau Oberförſter? Davon weiß ich nichts; Sie ſagen es mir zuerſt; ich hab' dem Herrn auch meine Heimath nicht genannt.“

„Nun,“ ſagte der Wirth, „da ging's freilich nicht; denn's Fremdenbuch hat er nicht geleſen; das iſt gerad' keine Zeitung!“

Ich aber dachte: Das war es alſo! Liegt der Heimathklang ſo tief und darum auch ſo unverwüſtlich? Aber ich kannte daheim alle jungen Mädchen unſeres Schlages innerhalb der letzten dreißig

Jahre: ich wußte keine, die ſo weit gen Süden geheirathet hätte. „Sie irren ſich vielleicht,“ ſagte ich zu dem Wirth, „wie iſt denn der Jungfernname der Frau Oberförſter?“

„Kann nicht damit dienen, Herr,“ entgegnete er, „aber mir iſt's noch juſt wie heute, als die ſeligen Eltern des Herrn Oberförſters, die alten Pfarrersleute, mit dem derzeit kaum achtjährigen Dirnlein hier vorgefahren kamen.“

— — Ich wollte nicht weiter fragen und ließ es für itzt dabei bewenden; nur den Weg zur Oberförſterei ließ ich mir noch einmal, wie zuvor ſchon von dem Beſitzer derſelben, eingehend berichten.

* * *

Und ſchon in der Frühe des anderen Morgens, als noch die Thautropfen auf den Blättern lagen und die erſten Vogelſtimmen am Wege aus den Büſchen riefen, befand ich mich auf der Wanderung. Nachdem ich etwa eine Stunde, zuletzt an einem Eichwald entlang, gegangen war, bog ich gemäß der empfangenen Weiſung in einen breiten Fahrweg ein, der zur Linken unter die ſchattigen Wipfel durchführte. Bald mußte ich den Weg ſich öffnen und das Heimweſen meines neuen Freundes vor mir liegen ſehen! Dann, kaum eine Viertelſtunde weiter, kam aus der großen Waldesſtille ein Geräuſch wie von wirthſchaftlichem Leben mir entgegen; die Schatten um mich hörten auf, und ein blinkender Teich und jenſeit desſelben ein altes, ſtattliches Gebäu mit mächtigem Hirſchgeweih über dem offenen, auf einer Treppenplatte befindlichen Thore lagen in der lichten Morgenſonne vor mir; ein wüthendes Gebell von wenigſtens einem halben Dutzend großer und kleiner Jagdhunde erhob ſich und verſtummte plötzlich auf einen gellenden Pfiff.

„Grüß Gott und tauſend Mal willkommen!“ rief ſtatt deſſen die mir ſchon bekannte Männerſtimme; und da kam er ſelbſt aus dem Hauſe, die Stiege herab und um den kleinen Teich herum; aber nicht allein: eine zarte Frau, faſt mädchenhaft, ging an ſeinem Arm: doch ſah ich im Näherkommen wohl, daß ſie den Vierzig nahe ſein müſſe. Sie begrüßte mich, indem ſie faſt nur die Worte ihres Mannes wiederholte; aber ein Zug von Güte um den halb geöffneten Mund, der noch ein Weilchen in dem ſtillen Angeſicht verblieb, ließ keinen Zweifel an ihrer Echtheit aufkommen. Während wir dann miteinander dem Hauſe zugingen, fiel es mir auf, wie ſie mitunter ihren Arm auf ſeinem ruhen ließ, als wollte ſie ihm ſagen: „Du trägſt mein Leben, und du trägſt es gern; dein Glück und meines ſind dasſelbe!“

Als wir dann drinnen in dem bürgerlich ſchlichten Zimmer beim Morgenkaffee ſaßen, den man für mich aufgeſchoben hatte, legte der Oberförſter ſich behaglich in ſeinen Lehnſeſſel zurück. „Chriſtinchen,“ ſagte er, mich und ſeine Frau mit einem ſchelmiſchen Blicke ſtreifend, „ich habe dir einen lieben Gaſt gebracht, von dem ich gleichwohl weder Namen noch Stand weiß; er mag uns beides ſagen, wenn er uns verläßt, damit wir ihn doch wiederfinden können: es iſt ſo tröſtlich, auch einmal mit einem Menſchen und nicht eben mit einem Herrn Geheimen Ober-Regierungsrath oder einem Lieutenant zu verkehren.“

„Nun,“ ſagte ich lachend, „Qualitäten habe ich nicht zu verhehlen;“ als ich dann aber mit dem Hinzufügen, daß ich ein ſchlichter Advokat ſei, meinen Namen nannte, wandte ſich die Frau wie überraſcht mir zu, und ich fühlte, wie ihre Augen flüchtig auf meinem Antlitz weilten.

„Was haſt du, Frau,“ rief der Oberförſter: „mir iſt der Advokat ſchon recht!“

„Mir auch,“ ſagte ſie und reichte mir eine Taſſe Kaffee, deſſen Duft mich mit allem einverſtanden ſein ließ. Sie war noch einmal aufgeſtanden, kehrte aber, nachdem ſie eine Handvoll Broſamen aus dem offenen Fenſter geworfen hatte, auf ihren Platz zurück. Draußen ſtürzte ſich, einem Platzregen gleich, eine Flucht von Tauben von dem Dache auf den Boden herab; aus den Linden vor dem Hauſe kamen die Sperlinge dazu, und ein luſtiger Tumult erhob ſich.

„Die haben's gut!“ ſagte lachend der Oberförſter, mit dem Kopfe nach dem Fenſter winkend; „ſeit unſer Paul in Ruhla iſt! Sie kann es nicht laſſen, den allzeit Hungerigen Broſamen auszuſtreuen; ſei es nun der Bub, oder ſeien es nur unſeres Herrgotts Krippenfreſſer!“

Aber die Frau ſetzte ruhig ihre Taſſe von dem Munde: „Der Bub allein? Ich dächte, der Vater wär auch wohl dabei!“

„Komm, Alte,“ rief der Oberförſter; „ich merke doch, du biſt mir zu geſcheit; wir wollen Frieden machen!“

Wir plauderten weiter; und wenn das liebe Frauenantlitz ſich zu mir wandte, konnte ich es mir nicht verſagen, nach bekannten Zügen darin zu ſuchen; allein obgleich ein paar Mal, wie im Fluge, als wolle es mir helfen, das frühere Kinderangeſicht mich daraus anzublicken ſchien, ich mußte mir dennoch ſagen: Die kennſt du nicht; du haſt ſie nie geſehen. Ich lauſchte dann auch ihrer Sprache, aber weder die uns heimiſche Verwechſelung verwandter Vokale, noch die von ſolchen Konſonanten kam zum Vorſchein; nur ein paar Mal meinte ich das ſcharfe S vor einem anderen Konſonanten zu vernehmen, deſſen ich ſelbſt freilich mich längſt entwöhnt glaubte.

Am Vormittag ging ich mit dem Oberförſter in den umliegenden Wald; er wies mir ſeine Hauptſchläge, die mit uralten und mit kaum fingerhohen Eichen, und entwickelte mir eindringlich ſein Syſtem der Waldkultur; wir ſahen einen Hirſch mit ſechzehn Enden und ein paar Rehe; aus einem ſchlammigen Sumpfe ſchielte ſogar der ſchwarzbraune Borſtenkopf eines Keilers aus ſeinen eng geſchlitzten Augen nach uns hinüber. Wir gingen ohne Hunde: „nur ruhig weiter!“ mahnte mein Geleitsmann; „und wir kommen ungefährdet wieder nach Hauſe.“

Nach dem Mittageſſen führte mein Wirth mich eine Treppe hoch nach hinten zu in das mir angewieſene Zimmer. „Sie wollten noch Briefe ſchreiben,“ ſagte er; „hier finden Sie alles, was dazu nöthig iſt! Unſer Junge hat hier vordem gewohnt; aber es iſt kühl und ſtill!“ Er zog mich an eines der offen ſtehenden Fenſter: „Hier unten ſehen Sie ein Stück von unſerem Garten, dahinter zieht ſich der Teich herum; dann dort die grüne Wieſe und dann der hohe dunkle Wald — der ſchützt Sie vor allem Weltgeräuſch! — Nun ruhen Sie vorerſt ſanft nach Ihren Wanderſtrapazen!“ ſagte er und drückte mir die Hand.

Er ging, und ich that nach ſeinen Worten; und die Stimmen der Grasmücken aus dem Garten und des Pirols und der Falken aus dem nahen Walde und über ſeinen Wipfeln aus der blauen Luft kamen wie aus immer größerer Ferne durch die offenen Fenſter; dann hörte alles auf.

Ich erwachte endlich; ich hatte lange geſchlafen; der Weiſer meiner Taſchenuhr zeigte ſchon nach Fünf; gleichwohl mußte der Brief geſchrieben werden, denn ein Knecht ſollte ihn um ſechs Uhr mit zur Stadt nehmen.

So kam ich erſt ſpät wieder in das Haus hinab. Die Frau fand ich vor demſelben im Lindenſchatten auf der Bank mit einer Flickarbeit beſchäftigt. „Das iſt für unſeren Paul,“ ſagte ſie wie entſchuldigend und ſchob die Sachen an die Seite; „er ſchleißt, er iſt noch jung und wild; aber noch mehr gut als wild! — Und Sie haben feſt geſchlafen: die Sonne will ſchon zur Neige gehen!“

Ich frug nach ihrem Mann.

„Er hat eine Weile geſchäftshalber fort müſſen; aber er läßt Sie grüßen; wir ſollten nähere Bekanntſchaft machen — ſo hat er mir geſagt — und dort die Schneiße durch die Tannen hinaufſpazieren; nach der anderen Seite, als wo Sie heute Vormittag mit ihm hinaus waren; er würd uns dort bald finden!“

Wir plauderten aber noch eine Weile, nachdem ſie auf meine Bitte ihre mütterliche Arbeit wieder aufgenommen hatte; dann, da er nicht kam, erhob ſie ſich. „Es wird wohl Zeit!“ ſagte ſie, und ein flüchtig Roth ging über ihr Antlitz.

So wanderten wir denn neben einander auf dem Wege zwiſchen den hohen Tannen, deſſen eine Seite noch von der Sonne angeſchienen war. Unſer Geſpräch ſchien ganz erloſchen; nur hin und wieder prüfte ich mit einem Blicke ihr Profil; aber es machte mich nicht klüger.

„Geſtatten Sie, verehrte Frau,“ ſprach ich endlich, „daß ich die Waldſtille unterbreche; es drängt mich, Ihnen eins zu ſagen und Ihnen eine Frage vorzulegen; Sie wiſſen wohl, daß man in der Fremde doch immer heimlich nach der Heimath ſucht!“

Sie nickte. „Sprechen Sie nur!“ ſagte ſie.

„Ich glaubte nicht zu irren,“ begann ich, „Sie ſchienen überraſcht, als ich heute Morgen meinen Namen nannte. Hatten Sie ihn früher ſchon gehört? Mein Vater war, wenigſtens im Lande, ein bekannter Mann.“

Sie nickte wieder ein paar Mal: „Ja, ich erinnere mich Ihres Namens aus meiner Kinderzeit.“

Als ich dann aber meine Vaterſtadt ihr nannte, wurden ihre Augen plötzlich ſtarr und blieben unbeweglich auf den meinen ruhen; nur ein paar vorquellende Thränen verdunkelten jetzt beide.

Ich erſchrak faſt. „Es war nicht mein Gedanke, Ihnen weh zu thun,“ ſagte ich; „aber der Wirth zum Bären, der meine Heimath aus dem Fremdenbuch erfahren hatte, behauptete, wir beide ſeien Stadtkinder mit einander!“

Sie that einen tiefen Athemzug. „Wenn Sie daher ſtammen,“ ſagte ſie, „ſo ſind wir es.“

„Und doch,“ fuhr ich etwas zögernd fort, „ich glaube alle damaligen Familien unſerer Stadt zu kennen und wüßte nicht, in welche ich Sie hineinbringen ſollte.“

„Die meine werden Sie nicht gekannt haben,“ erwiderte die Frau.

„Das wäre ſeltſam! Wann haben Sie denn die Stadt verlaſſen?“

„Das mag faſt dreißig Jahre her ſein.“

„O, damals war ich noch in unſerer Heimath, bevor wir, ſo viele, in die Fremde mußten.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Die Urſache liegt wo anders: meine Wiege“ — ſie zögerte ein wenig und ſagte dann: „Ich hatte wohl nicht einmal eine; aber die Kathe, in der ich geboren wurde, war nur die Miethwohnung eines armen Arbeiters, und ich war ſeine Tochter.“

Sie blickte mit ihren klaren Augen zu mir auf. „Mein Vater hieß John Hanſen,“ ſagte ſie.

Ich ſuchte mich zurecht zu finden; aber es gelang mir nicht; der Name Hanſen war bei uns wie Sand am Meer. „Ich kannte manchen Arbeiter,“ erwiderte ich; „unter dem Dache des einen war ich als Knabe ſogar ein wöchentlicher Gaſt, und für Manches, was ich noch zu meinem Beſten rechne, fühle ich mich ihm und ſeiner braven Frau verpflichtet. Aber Sie mögen recht haben, der Name Ihres Vaters iſt mir unbekannt.“

Sie ſchien aufmerkſam zuzuhören, und mir war es, als würden ihre kindlichen Augen wieder feucht.

„Sie hätten ihn kennen müſſen,“ rief ſie, „Sie würden die, welche die kleinen Leute genannt werden, noch tiefer in Ihr Herz geſchloſſen haben! Als meine Mutter, da ich kaum drei Jahre alt war, ſtarb, da hatte ich nur ihn; aber ſchon in meinem achten Jahre iſt er plötzlich mir entriſſen worden.“

Wir gingen eine Zeit lang, ohne ein Wort zu wechſeln, und ließen die Spitzen der Tannenzweige, die in den Weg hingen, durch unſere Finger gleiten; dann hob ſie den Kopf, als ob ſie ſprechen wolle, und ſagte zögernd: „Ich möchte nun auch Ihnen, meinem Landsmann, etwas Weiteres vertrauen; es iſt ſeltſam, aber es kommt mir immer wieder: mir iſt oftmals, als hätte ich vorher, bei Lebzeiten meiner Mutter, einen anderen Vater gehabt — den ich fürchtete, vor dem ich mich verkroch, der mich anſchrie und mich und meine Mutter ſchlug ..... und das iſt doch unmöglich! Ich habe ſelbſt das Kirchenbuch aufſchlagen laſſen; meine Mutter hat nur dieſen einen Mann gehabt. Wir haben zuſammen Noth gelitten, gefroren und gehungert; aber an Liebe war niemals Mangel. Eines Winterabends entſinne ich mich noch deutlich; es war an einem Sonntag, und ich mochte etwa ſechs Jahre alt ſein. Wir hatten leidlich zu Mittag gegeſſen; doch zum Abend wollte es nicht mehr reichen: mich hungerte noch recht, und der Ofen war faſt kalt geworden. Da ſah mein Vater mich mit ſeinen ſchönen dunklen Augen an, und ich ſtreckte meine Aermchen ihm entgegen; und bald lag ich, in ein altes Tuch gewickelt, an der warmen Bruſt des mächtigen Mannes. Wir gingen durch die dunklen Straßen, immer in eine neue; aber über uns waren alle Sterne angezündet, und meine Augen gingen von dem einen zu dem anderen. ‚Wer wohnt da oben?‘ frug ich endlich, und mein Vater antwortete: ‚Der liebe Gott, der wird dich nicht vergeſſen!‘ Ich ſah wieder in die Sterne, und alle blinkten ſo ſtill und freundlich auf mich nieder. ‚Vater,‘ ſagte ich, ‚bitte ihn doch noch um ein kleines Stückchen Brot für heute Abend!‘ Ich fühlte einen warmen Tropfen auf mein Angeſicht fallen; ich meinte, er käme von dem lieben Gott. — Ich weiß, mich hungerte nachher noch in meinem Bettchen; aber ich ſchlief doch ruhig ein.“

Sie ſchwieg einen Augenblick, während wir langſam auf dem Waldweg weiter ſchritten.

„Aus der Zeit aber, wo ich mit meiner Mutter lebte,“ ſagte ſie dann noch, „vermag ich keine feſte Erinnerung an meinen Vater zu gewinnen; ich muß mich mit dem wüſten Schreckbild begnügen, das mein Verſtand vergebens zu faſſen ſucht.“

Sie kniete plötzlich nieder, um eine Handvoll jener kleinen röthlichen Immortellen zu pflücken, die ſich gern auf magerem Sandboden anſiedeln; da wir dann weiter gingen, begannen ihre Finger einen Kranz daraus zu flechten.

Ich war noch mit ihren letzten Worten beſchäftigt; mir ging im Kopf ein wüſter junger Kerl herum; er war bekannt genug geweſen; aber ſein Name war ein anderer. „Auch Kinder,“ ſagte ich endlich, während meine Augen ihren geſchickten Händen folgten, „mag wohl einmal der Gedanke an den unſichtbar umhergeiſtenden Tod wie ein Schauder überfallen, daß ſie voll Angſt die Arme um ihr Liebſtes klammern; dazu — Sie kannten gewiß ſchon von den Bätern, mit denen die Kommunen die Kinder der Armen zu beſchenken pflegen — was Wunder, daß Ihre Phantaſie das Schreckbild in jene von Erinnerung leere Zeit hinabſchob!“

Aber die edle Frau ſchüttelte lächelnd ihren Kopf. „Schön ausgerechnet,“ ſagte ſie; „aber ich habe niemals an ſolchen Geſpenſterphantaſien gelitten; und die Menſchen, die mich dann nach meines lieben Vaters Tode zu ſich nahmen — beſſere konnte kein Kind ſich wünſchen: es waren die Eltern meines

Mannes, die auf einer Badereiſe ein paar Tage in unſerer Vaterſtadt verweilen mußten."

In dieſem Augenblicke glaubte ich in dem Staubwege Schritte hinter uns zu hören, und als ich umblickte, ſah ich den Oberförſter ſchon in der Nähe.

„Sehen Sie wohl," rief er mir zu, „da habe ich Sie ſchon! Und du, Chriſtine," — und er ergriff die Hand ſeiner Frau und neigte den Kopf, um ihr in die Augen zu blicken — „du ſchauſt ja ſo nachdenklich; was iſt denn?"

Sie lehnte ſich lächelnd an ſeine Schulter: „Ja, Franz Adolf, wir ſprachen von unſerer Vaterſtadt — denn es hat ſich herausgeſtellt, daß wir dieſelbe haben — aber wir haben uns dort nicht finden können."

„So iſt es um ſo ſchöner," erwiderte er und reichte mir die Hand, „daß wir ihn heute bei uns haben; das Damals wäre ja doch ſchon längſt vorüber!"

Sie nickte nachdenklich und ſchob ihren Arm in ſeinen. So gingen wir ein paar hundert Schritte weiter bis an einen Waldteich, an deſſen Ufern die gelben Iris in für mich nie geſehener Fülle blühten.

„Da iſt deine Lieblingsblume!“ rief der Förſter; „aber du würdeſt dir die Schuhe überwaten; ſollen wir Männer dir einen braven Strauß holen?“

„Ich verzichte diesmal auf Ritterdienſte,“ erwiderte ſie, ſich anmuthig gegen uns verneigend; „ich bin heute bei den Kleinen und weiß hier eine Stelle, wo ich mein Kränzlein vervollſtändigen kann!“

„So erwarten wir dich hier,“ rief ihr der Oberförſter nach, ſie mit ernſten liebevollen Blicken verfolgend, bis ſie in der naheliegenden Lichtung verſchwand.

Dann wandte er ſich plötzlich zu mir. „Sie werden mir nicht zürnen,“ ſagte er, „wenn ich Sie bitte, mit meiner Frau nicht weiter über ihren Vater zu ſprechen. Ich ging im weichen Wegeſtaub ſchon länger hinter Ihnen, und der leichte Sommerwind trug mir genügende Brocken Ihres Geſpräches zu, um das Uebrige zu errathen. Hätte ich von Ihrer beider ſo genauen Landsmannſchaft gewußt — verzeihen Sie mir dies Geſtändniß — ich hätte mir die Freude Ihres Beſuches verſagt; die Freude, ſag ich; doch es iſt ſo beſſer, wir kennen uns nun ſchon.“

„Aber,“ entgegnete ich etwas beſtürzt, „ich kann

Sie verſichern, es iſt von einem Arbeiter John Hanſen keine Spur in meiner Erinnerung."

„Sie könnte Ihnen dennoch plötzlich kommen!"

„Ich denke nicht; jedenfalls, obgleich ich nicht die Urſache kenne, ſeien Sie meines Schweigens ſicher!"

„Die Urſache," erwiderte er, „will ich Ihnen in einem Worte geben: der Vater meiner Frau hieß freilich John Hanſen; von den Leuten aber wurde er John Glückſtadt genannt, nach dem Orte, wo er als junger Menſch eine Zuchthausſtrafe verbüßt hatte. Meine Frau weiß weder von dieſem Uebernamen, noch von der Strafe, auf welcher er beruht; und — ich denke, Sie ſtimmen mir bei — ich möchte nicht, daß ſie das je erführe; ihr Vater, den ſie kindlich verehrt, würde mit jenem Schreckbild zuſammenfallen, das ihre Phantaſie ihr immer wieder vorbringt und das leider keine bloße Phantaſie war."

Faſt mechaniſch reichte ich ihm die Hand, und bald waren wir wieder auf dem Heimwege; die Frau ging, längſt wieder an ihrem Kranze flechtend, neben mir, als ich aus andrängenden und ſich ineinander fügenden Erinnerungen wieder aufſchaute. „Verzeihen Sie," ſagte ich, „es kommt mir mitunter, von einem plötzlichen Gedanken bis zur Vergeſſenheit der Gegenwart hingenommen zu werden. Im Elternhauſe ſagte dann mein Bruder, des alten Volksglaubens gedenkend: ‚Stört ihn nicht, ſeine Maus iſt ihm aus dem Mund geſprungen!‘ Aber ich verſpreche, ſie in Zukunft beſſer zu überwachen.“

Aus den Augen des Oberförſters traf mich ein verſtändnißvoller Blick. „Auch wir haben hier den Glauben,“ ſagte er; „aber Sie ſind bei Freunden, wenn auch nur bei neuen!“

So kamen wir wieder in Geſpräch, und während die Tannenrieſen ſchon tiefe Schatten über den Weg warfen und die Luft mit ſchwülem Abendduft erfüllten, gelangten wir allmälig an die Oberförſterei zurück; die Hunde, ohne zu bellen, ſprangen uns entgegen, und aus der dampfenden Wieſe, die hinter dem Teiche lag, ſcholl hin und wieder der ſchnarrende Laut des Wachtelkönigs; ein heimathlicher Frieden war überall.

Die Frau war uns voran ins Haus gegangen, mein Wirth und ich ſetzten uns auf die Seitenbänke der Haustreppe; aber ſeine Leute kamen einer nach dem anderen, um zu berichten oder ſich Anweiſung für den folgenden Tag zu holen; dazwiſchen drängten ſich die Hunde, Teckel und Hühnerhunde, voran das Prachtexemplar eines lohbraunen Schweißhundes; zu Erörterungen zwiſchen uns blieb keine Zeit. Dann erſchien meine Landsmännin in der offenen Hausthür und lud zum Abendeſſen; und als wir im behaglichen Zimmer bei einer guten Flaſche alten Haardtweins ſaßen, erzählte der Oberförſter die Geſchichte ſeines Lieblings, des Lohbraunen, den er als junges Thier von einem ruinirten Spieler gekauft hatte, und von den Heldenthaten, welche er ſchon jetzt gegen die hier inſonders kühnen Wilderer verübt habe. So geriethen wir in die Jagdgeſchichten, von denen eine immer die andere nach ſich zog; nur einmal, in einer Pauſe des Geſpräches, ſagte Frau Chriſtine wie aus langem Sinnen: „Ob wohl noch die Kathe da iſt, am Ende der Straße, und das Aſtloch in der Hausthüre, durch das ich Abends hinausſah, ob nicht mein Vater von der Arbeit komme? — Ich möcht' doch einmal wieder hin!“

Sie ſah mich an, und ich erwiderte nur: „Sie würden viel verändert finden!“ Der Oberförſter aber faßte ihre beiden Hände und ſchüttelte ſie ein wenig.

„Wach auf, Chriſtel!“ rief er. „Was wollteſt du dort? Selbſt unſer Gaſtfreund hat ſich ausgebaut! Bleib bei mir, wo du zu Haus biſt — und um acht Tage kommt dein Junge in die Sommerferien!“

Sie ſah mit glücklichen Augen zu ihm auf. „Es war ja nicht ſo ernſt gemeint, Franz Adolf!“ ſagte ſie leiſe.

Als es auf der Hausuhr vom Flur aus Zehn ſchlug, brachen wir auf; der Oberförſter zündete eine Kerze an und begleitete mich, wie am Nachmittage, die Treppe hinauf nach meinem Gaſtzimmer.

„Nun,“ ſagte er, nachdem er das Licht auf den Tiſch geſetzt hatte, „nicht wahr, wir ſind jetzt einig? Sie verſtehen mich?“

Ich nickte. „Gewiß; ich weiß nun freilich, wer John Hanſen iſt.“

„Ja, ja,“ rief er, „aus dem Staube des Weges haben meine lieben Eltern dies Kind für mich aufgeſammelt; ich dank es ihnen jeden Morgen, wenn ich beim Aufſtehen dies friedliche Antlitz noch neben mir im Schlummer ſehe, oder wenn ſie mir vom Kiſſen ihren Morgengruß zunickt. Doch — gute Nacht! Auch die Vergangenheit ſoll ſchlafen!“

Wir reichten uns die Hände, und ich hörte ihn den Corridor entlang und die Treppe hinabgehen. Aber bei mir wollte die Vergangenheit nicht ſchlafen; ich trat an das offene Fenſter und ſah auf den Teich und auf die Waſſerlilien, die wie Mondflimmer auf ſeinem dunklen Spiegel lagen; die Linden am Ufer hatten zu blühen begonnen, und ihr Duft wehte im Nachthauch zu mir herüber; eine mir unbekannte Vogelſtimme ſcholl in Pauſen vom Wald herüber. Aber die reiche Sommernacht nahm mich nicht gefangen; vor mein inneres Auge drängten abwechſelnd ſich zwei öde Orte: ein verlaſſener Brunnen mit vermorſchtem Plankwerk, der in der Nähe meiner Vaterſtadt auf einem weiten Felde lag, wo vor Zeiten ein Haus, eine Schinderkathe, ſollte geſtanden haben; als Knabe, auf einer einſamen Schmetterlingsjagd, hatte ich einſt erſchrocken vor ihm Halt gemacht; — was damit wechſelte, war das äußerſte der kleinen Stadthäuſer am Ende der Norderſtraße, mit einem Strohdach, auf dem allezeit ein großer Hauslauch wuchs, ſo niedrig, daß man's mit der Hand erreichen konnte; das Ganze zum Einſtürzen verfallen und ſo winzig, daß kaum mehr als eine Kammer und der engſte Küchenherd darin Platz haben konnten. Als Junge hatte ich manchmal, von Feldſtreifereien heimkehrend, davor ſtill geſtanden und mir vorphantaſirt, wie hübſch es ſich in dieſem Liliputer-Hauſe ohne Eltern und ohne Lehrer würde wohnen laſſen. Später, als ich ſchon Sekundaner war, kam noch ein Anderes hinzu: es gab oft einen Lärm in dieſen engen Räumen, der die Vorübergehenden davor Halt machen ließ, und zu dieſen gehörte auch ich ein paar Mal. Eine kräftige Männerſtimme fluchte und ſchalt in ſich überſtürzenden Worten; dröhnende Schläge, das Zerſchellen von Gefäßen wurde hörbar; dazwiſchen, kaum vernehmbar, das Wimmern einer Frauenſtimme, doch nie ein Hülferuf. Eines Abends trat danach ein junger, wilder Kerl aus dem Inneren in die offene Hausthür, mit erhitztem Antlitz, über das ein paar dunkle Haarlocken ihm in die Stirn hingen. Er warf den Kopf mit der ſtarken Adlernaſe zurück und muſterte ſchweigend die Umſtehenden; mich blitzte er mit ein Paar Augen an, mir war, als hörte ich ihn ſchreien: „Mach, daß du fortkommſt, du mit dem feinen Rock! Was geht's dich an, wenn ich mein Weib zerhaue!“

Das war John Glückſtadt, der Vater meiner edlen Wirthin, von dem ich heute erfahren hatte, daß er eigentlich John Hanſen geheißen habe.

* * *

— — John Hanſen war von einem Nachbarsdorfe und hatte ſeine Militärzeit als tüchtiger Soldat beſtanden, wenn auch zu Anfang nur der kräftigere Arm eines Kameraden ſchuld geweſen war, daß er den däniſchen Capitän, der ihn „tyſke Hund“ geheißen hatte, nicht mit dem kurzen Seitengewehre niederſtach. Als aber die Dienſtzeit aus und er entlaſſen war, da wollte die müßige, aber wilde Kraft in ihm etwas zu ſchaffen haben; ein Dienſt als Knecht war nicht ſogleich zur Hand, ſo ging er in die Stadt und gab ſich vorerſt bei einem Kellerwirthe in die Koſt. Aber dort verkehrte allerlei fremdes und hergelaufenes Volk; eine Menge Arbeiter, die bei einem Schleuſenbau beſchäftigt waren, hatten dort ihre Schlafſtelle. Einer davon, der wegen Trunkfälligkeit aus der Arbeit gejagt war, blieb trotzdem und verzehrte und vertrank ſeine letzten Schillinge. Er und John hatten beide nichts zu thun; ſo waren ſie ſtets zuſammen, lagen draußen am Deich oder ſaßen allein in der dämmerigen Kellerſtube, und der Fremde erzählte allerlei luſtige Spitzbuben und Gewaltsgeſchichten; er wußte genug davon, und bei den meiſten war er ſelber mit dabei geweſen; aber Alles war immer luſtig ausgegangen.

Bei ſolcher Gelegenheit, da ſie wieder einmal weit draußen am Hafdeich mit einander im Graſe lagen, wo nur der Weſtwind pfiff und die Möven ſchrieen, überfiel den jungen Burſchen die Luſt, auch ſeinerſeits einmal den Hals zu wagen; er ſtreckte ſeine ſtraffen Arme aus und ſchüttelte die Fäuſte, ein wüſtes Feuer brach aus ſeinen Augen. „Zum Satan!“ rief er, „hätt' man ſo was auch nur zu ſchaffen, da ehrliche Arbeit nicht zu haben iſt!“

Der alte Halunke, der neben ihm lag und beim Erzählen nur über ſich die Wolken hatte ziehen ſehen, blickte ihn von der Seite an. „Meinſt du?“ ſagte er heimlich — „nun, Spaß würd' ſchon dabei ſein!“

John antwortete nicht; ein Trupp Arbeiter kam von draußen auf dem Deich daher. Der Fremde ſtand auf und ſagte: „Komm, John, die kennen uns; wir wollen mit ihnen heimgehn!“

— — Am anderen Nachmittage, da ſich für John abermals die Ausſicht auf einen Dienſt zerſchlagen hatte, lagen die beiden wieder an derſelben Stelle. Der Fremde ſprach nicht. John riß Grasbüſchel aus dem Boden und warf damit nach vorbeiſtreichenden Schwalben.

„Du ruinirſt doch den Deich, da du ſonſt nichts zu thun haſt!“ ſagte der Andere lachend.

John ſtieß einen Fluch aus. „Du wollteſt mir geſtern was erzählen, Wenzel!“ ſagte er.

Wenzel ſah wie abweſend auf die See, wo draußen eben ein Segel vorbeizog. „Ich?“ ſagte er. „Was ſollte das geweſen ſein?“

— „Das mußt du ſelber wiſſen; aber Spaß ſollte dabei ſein. So ſagteſt du.“

„Ja ſo! Ich weiß ſchon; aber es iſt noch mehr Gefahr als Spaß dabei.“

John lachte.

„Was lachſt du!“ ſagte Wenzel; „es kann um Kopf und Kragen gehen!“

„Ich meinte nur, es ſei das juſt der Spaß!“

Der Andere richtete ſich auf: „Iſt dir dein Kopf ſo wohlfeil?“

„Nein, Wenzel; aber ich denk, er ſitzt mir ziemlich feſt. Erzähl nur; es iſt profitabler!“

Sie rückten näher zuſammen; ihr Reden wurde ein Flüſtern; mitunter lief der Eine auf den Deich und blickte ſcheu umher, aber keine Menſchenſeele ließ ſich ſehen. Die Dämmerung fiel herab, in tiefem Dunkel kamen die Beiden zurück und ſtiegen in den Keller hinab, wo noch halbtrunkenes Volk an den Tiſchen lärmte.

— — Drei Tage nachher wurde unſere Stadt durch das Gerücht eines unerhört frechen Einbruchdiebſtahls aufgeſchreckt, und was an Polizei vorhanden war, hatte mit Arm und Beinen zu thun. Das Erkerhaus am großen Markte, das der Exſenator Quanzberger allein mit ſeinem alten Diener bewohnte, war der Schauplatz geweſen. Der alte hagere Herr, den man gebunden, mit einem Knebel in ſeinem zahnloſen Munde neben ſeinem Bett gefunden hatte, konnte viele Wochen nachher nicht ſeinen pünktlichen Spaziergang durch die Gaſſen machen, und viele Jungen wußten deshalb nicht mehr, was die Uhr ſei, und kamen viel zu ſpät oder zu früh in die Schule, und als er ihn wieder antrat, fehlte unter ſeinem Arm der rothſeidene Regenſchirm, und ſein hoher Filzhut zitterte auf der fuchsfarbenen Perrücke. Am ſchlimmſten aber war es, daß bei ſeinem alten Nikolaus, der durch einen Schlag über den Schädel betäubt war, nur mit genauer Noth noch Leib und Seele bei einander geblieben.

Das war es geweſen, was dem braven Soldaten John Hanſen eine ſechsjährige Zuchthausſtrafe und den Namen John Glückſtadt eingetragen hatte. Seltſam war es, daß nach Publicirung des Urtheils auch unter den ſtädtiſchen Honoratioren von mancher Seite für den Verurtheilten Partei ergriffen wurde; man hob hervor, daß er die goldene Uhr des Exſenators, die ihm als Beuteantheil zugefallen war, ſchon am Tage nach der That einem jungen Vetter auf dem Lande als Confirmationsgeſchenk gegeben habe, was freilich dann zuerſt der Anlaß zu ſeiner Verhaftung geworden war. „Schad' um den Burſchen,“ ſagten die Einen, „daß er ein Spitzbube geworden! Sieht er nicht aus, als hätte er General werden müſſen?“ und die Anderen erwiderten: „Freilich, doch mehr noch wie jene vornehmen Räuber, denen es weniger um den Gewinn, als um den Sport dabei zu thun war.“

Aber John mußte des ungeachtet in das Zuchthaus und war vorläufig dann vergeſſen.

* * *

Auch ſechs Jahre im Zuchthaus vergehen endlich; aber voll hatte er ſie abſitzen müſſen, denn es war in währender Zeit im Lande weder ein König gekrönt, noch einer geboren worden. Als er, wie beim Soldatendienſt, mit guten Zeugniſſen entlaſſen war, kam er abermals in unſere Stadt, um ſich nach Arbeit umzuthun, aber man wollte den Zuchthäusler nicht; mehr noch war es um den Grimm und Trotz, der jetzt aus ſeinen dunklen Augen brach. „Der Menſch ſieht gefährlich aus,“ hieß es, „ich möchte in der Nacht ihm nicht allein begegnen!“

Endlich war es ihm gelungen. Zur Seite der erwähnten Norderſtraße ſtrecken ſich nordwärts, wo vor ein paar hundert Jahren der dreibeinige Galgen neben Bürgermeiſter Luthens Fiſchteich ſtand, große uneingezäunte Felder weit von der Stadt hinauf. Sie dienten damals einem vielgeſchäftigen Bürger zum Cichorienbau, und die dazu gedungenen fünfzig oder ſechzig Weiber und jungen Dirnen begannen eben auf der ungeheuren Fläche das Unkraut zwiſchen den Pflanzen auszujäten; vom Wege aus, der an der Stadt entlang lief, hörte man ſchon von Weitem das Schwatzen der Weiber wie einen Mühlbach rauſchen; mitunter auch ſtieg daraus ein ſilberhelles Lachen in die Luft empor; dann wieder ward es plötzlich ſtill: der Aufſeher, der ſich bei einem Trupp von Arbeiterinnen irgendwo am anderen Ende des Feldes aufgehalten hatte, war wieder zwiſchen ſie getreten; er ſprach nicht, er überſah nur einmal mit ſeinen finſteren Augen die ganze Schaar.

Der Aufſichtsmann war John Glückſtadt; man hatte ihn zu dieſem Poſten beſonders tauglich gehalten, und da draußen auf dem Felde konnt's auch nicht gefährlich ſein; überdies zeigte die Rechnung ſich als richtig, denn noch niemals war das Unkraut ſo gründlich und ſo raſch verſchwunden.

— Unter den Dirnen hatte ich eine, dieſelbe, deren Lachen aus der Schaar ſo hell hervorſchlug, oft genug auf dem Hausflur meiner Eltern als Bettelmädchen an der Kellertreppe ſtehen ſehen; ſie ſchaute mich, wenn ich zufällig aus dem Zimmer trat, nur ſtumm mit ihren verlangenden braunen Augen an, und hatte ich einen Schilling in der Taſche, ſo zog ich ihn gewiß heraus und legte ihn in ihre Hand. Ich entſinne mich noch wohl, wie ſüß mir die Berührung dieſer ſchmalen Hand that, auch daß ich nachher noch eine Weile ſtehen blieb und wie gebannt auf die Stelle der Treppe hinabſah, von der das Mädchen ſich ebenſo ſchweigend wieder entfernt hatte.

Dem finſteren Aufſichtsmann, unter dem ſie jetzt in ehrlicher Arbeit ſtand, mochte etwas Aehnliches mitſpielen; er ertappte ſich darauf, daß er mitunter, ſtatt den faulen Weibern auf die Finger zu paſſen, das jetzt ſiebzehnjährige Mädchen mit ſeinen Blicken verſchlang. Sie mochte ihn dann wohl ſtill mit ihren heißen Augen anſchauen, denn ſie war die einzigſte, welche die ſeinen nicht fürchtete, und der Mann, in deſſen Antlitz ein Zug von Seelenleiden ſpielte, war vielleicht für ſolche Weiber der gefährlichſte.

Aber eines mußte noch hinzukommen. An der weiter von der Stadt liegenden Oſtſeite des Ackers, wo die Arbeit ſchon vollendet war, befand ſich jener verlaſſene Brunnen, neben dem ſchon ſeit undenkbaren Jahren das Schinderhaus verſchwunden war; um drei Pfähle hingen noch ein paar vermorſchte Bretter, die keinen Widerſtand zu leiſten vermochten. John Glückſtadt kannte ihn wohl: der Brunnen war eng und an den Seiten mit Moos und einzelnen Pflanzenbüſcheln bewachſen, durch die er vergebens mit ſeinen Blicken den Boden zu erreichen geſucht hatte; aber tief mußte er ſein, denn als John eines Abends über das leere Feld ging und im Vorbeigehen einen Stein hinabwarf, dauerte es eine ganze Weile, bevor ein Ton wie ein harter Aufſchlag ſein Ohr erreichte. „Gott mag wiſſen, was da unten liegt," murmelte der Mann; „Waſſer nicht, vielleicht nur Kröten und Unzeug!" Und er rührte unwillkürlich ſeine Beine, um raſcher nach Hauſe zu gelangen.

Als er jetzt eines Morgens auf das Feld kam, wo gegenüber ſchon die Mehrzahl der Arbeiterinnen verſammelt war, ſtörte ihn eine Krähe aus ſeinem Brüten auf, das er heute vom Bette mit ins Freie genommen hatte; der Vogel war bei ſeiner Annäherung mit Gekrächz von der verfallenen Brunnenplanke aufgeflogen; als John aber auf- und dann weiter hinausblickte, ſah er die braune ſchmächtige Dirne wie in blinder Angſt mit erhobenen Armen auf den Brunnen zuſtürzen; ein anderes breitſchulteriges Weib, das ſich ſchon drei Jungfernkinder aufgeladen hatte, lief hinter ihr darein. Es hatte das Mädchen geneckt, daß ſie dem ſchmucken Aufſichtsmann ihre Augen hinhalte, er ſolle wohl hineinfallen; die anderen Frauenzimmer hatten gelacht: „Friſch, Wieb, vertreib dem Fratz ſeine Katzenkünſte!“ Da war die Dirne zornig geworden und hatte dem Weibe ſo gründliche Wahrheiten zugeworfen, daß es mit der Unkrauthacke in der Fauſt wie toll hinter der Leichtfüßigen herlief.

Der düſtere John ſah die wilde Flucht gerade auf das Brunnenloch zufahren und ſprang raſch vor die verfallene Umzäunung. „Sie will mich todtſchlagen!“ ſchrie die junge Dirne und ſtürzte mit ſolcher Gewalt in ſeine Arme, daß ihm ſelbſt die Füße auf dem Boden wankten. „Nun, Dirne,“ rief er, „ſollten wir hier beide in den Brunnen? Es wär vielleicht das Beſte!“ und hielt ſie feſt an ſeiner Bruſt.

Sie wollte ſich von ihm losringen. „Laßt mich!“ rief ſie. „Was wollt Ihr von mir?“

Er ſah ſich um, ſie waren ganz allein: das große Frauenzimmer hatte vor dem Aufſeher ſogleich die Flucht ergriffen, die anderen Weiber arbeiteten fern am Weſtrande des Ackers; er wandte ſeine Augen wieder auf das Kind in ſeinen Armen.

Sie hatte mit ihren kleinen Fäuſten ihm ins Geſicht geſchlagen. „Laß mich,“ rief ſie, „ich ſchreie; glaub nicht, daß du mir Leides anthun kannſt!“

Er ſchwieg eine Weile, und die dunklen Augen Beider ſahen regungslos in einander. „Was ich von dir will?“ ſagte er dann, „Leids will ich dir nicht thun — aber ich will dich heirathen, wenn du es willſt!“

Sie antwortete nicht, ein paar Augenblicke lag ſie wie todt an ſeiner Bruſt; er fühlte nur, das Widerſtreben ihrer Glieder hatte nachgelaſſen.

„Willſt du nicht ſprechen?“ frug er ſanft.

Da griff ſie jäh mit beiden Händen um ſeinen Hals, daß ſie den ſtarken Mann faſt würgte. „Ja, ich will,“ rief ſie. „Du biſt der Schönſte! Komm weg vom Brunnen! Du ſollſt nicht drunten liegen, in meinen Armen iſt's beſſer!" Und ſie küßte ihn, bis ſie den Athem verloren hatte.

„Weißt du," ſagte ſie dann, „du ziehſt zu uns, zu mir und meiner Mutter in das kleine Haus; du zahlſt die halbe Miethe!" Sie ſah ihn wieder an, ſie küßte ihn nochmals; dann warf ſie den Kopf mit dem dunklen Haar in den Nacken, und ihr helles Lachen ſtieg jetzt faſt zu übermüthig aus den rothen Lippen. „So!" rief ſie, „nun lauf ich voraus, komm aber bald mir nach und ſieh zu, ob ich nicht auch die ſchönſte von all den Weibern bin!"

Sie ſtürmte dem Arbeitsplatze zu, und er folgte ihr, taumelnd vor Entzücken. Wer ihn jetzt geſehen und einen Freund bedurft hätte, der würde ohn' Bedenken in ſeine Arme geſtürzt ſein; der gefährliche Menſch war wie ein Kind geworden; er öffnete die Arme und ſchloß ſie langſam wieder über ſeiner Bruſt, als müſſe er das Glück umfaſſen, das ihm die junge Dirne zugebracht hatte, die wie ein fliegend Vöglein dort vor ihm das Feld hinanlief. „Und Arbeit," rief er und ſtreckte die ſtarken Fäuſte in die Luft, „die ſoll für uns nicht fehlen!"

Als er den Arbeitsplatz erreicht hatte, ſuchte die große Dirne ſich vor ihm zu verbergen; aber, was ſonſt niemand noch geſehen hatte, ſeine Augen lachten nur, wenn ſie auf ihr grobes Angeſicht trafen. „Lauf nur, was ſchierſt du mich!“ ſprach er zu ſich ſelber, „du warſt der Hund, der unverſehens mir das Glück in meine Arme jagte!“

Die junge Braune aber wußte ihrem ſtillen Liebſten ſtets aufs Neue zu begegnen. „Lach doch! Warum lachſt du nicht?“ raunte ſie ihm zu und hielt ihm ſelber lächelnd ihre dunklen Augen hin.

„Ich weiß nicht,“ ſagte er — „der Brunnen!“

„Was ſoll der?“ frug ſie.

„Ich wollt’, er wäre aus der Welt!“ und nach einer Weile: „Du könnt’ſt mir einmal da hineinfallen, du biſt ſo wild, Hanna — er darf nicht offen bleiben.“

„Du biſt ein Narr, John,“ raunte ihm die Dirne zu, „wie ſollt’ ich von heut an noch in den Brunnen fallen! Wenn nur die dummen Weiber nicht ſo nahe wären, ich fiel’ dir lieber an den Hals!“

Aber er ging ſinnend von ihr, und als er ſpäter bei Ende der Tagesarbeit über den einſamen Acker ging, konnte er an dem Brunnen nicht vorbei; er blieb ſtehen und warf wieder kleine Steine in die Tiefe; er kniete dabei nieder und bog ſich über den Rand und lauſchte, als ob die Tiefe ein furchtbares Geheimniß berge, von dem er einen Laut erhorchen müſſe.

Als auch das Abendroth am fernen Horizont verſchwunden war, ging er langſam in die Stadt zurück und nach der Großſtraße in das Haus ſeines Arbeitgebers. — Am anderen Morgen erſchien zur Verwunderung der Arbeiterinnen ein Zimmermann auf dem Acker und ſchlug ein rohes, aber derbes Brettergerüſt um den alten Brunnen.

* * *

Im September, gegen Abend, wurde auf dem erſten Packboden des ungeheuren Speichers das „Cichorienbier“ gefeiert, das ſchon am Nachmittag begonnen hatte; was in der Fabrik in Arbeit ſtand, der Fuhrmann, der Heizer, der Brenner und wie ſie alle genannt wurden, alle waren da, es war wimmelnd voll; Gewinde von Aſtern und Buxbaum und von ſonſtigen Herbſtblumen und Blättern hingen überall an den Balken. An großen Tiſchen, an über Tonnen gelegten Brettern hatten ſie geſeſſen; nun aber war der Kaffee ausgetrunken; die Lampen und Laternen, die zwiſchen den Kränzen hingen, wurden angezündet, und in dem dämmerigen Gemunkel wurden eine Clarinette und ein paar Geigen laut, wonach die jungen Dirnen längſt die Hälſe geſtreckt hatten.

John tanzte ſchon mit ſeiner jungen Frau, die heiß in ſeinen Armen lag; er ſah voll Luſt über die dunkle Menſchenmenge hin; aber was ging ſie ihn an? — Da wurde er mit ſeiner Tänzerin gegen das Ende eines ſchweren Eichentiſches geſtoßen, der unter die Tanzenden hineinragte, und ſie that einen jähen Aufſchrei. Es hatte nichts auf ſich, aber John rief den jungen kräftigen Heizer an: „Hilf mir den Tiſch fortſetzen, Franz!“

Er ſchien es nicht zu hören; da faßte John ihn an dem Aermel. „Was ſoll's?“ rief der Heizer und wandte halb den Kopf.

„Nicht viel,“ entgegnete John, „der Tiſch muß fort, dort in die Ecke!“

„Ja, trag ihn nur dahin!“ ſagte der junge Menſch und drängte ſich zu den anderen Arbeitern, von denen ein Theil zuſammenſtand. „Was wollte er von dir?“ frug einer von ihnen.

„Ich weiß nicht; ich ſollt' ihm helfen! Mag er ſich ſelber helfen! Man hat nur keine andere Arbeit, ſonſt müßt' man von hier fort!“

Die Anderen lachten und gingen aus einander, um ſich Tänzerinnen zu ſuchen. John aber, der aus halbgehörten Worten ſich genug heraushörte, klemmte die Lippen zuſammen und tanzte weiter mit ſeinem jungen Weibe, und immer nur mit ihr.

Inmitten der Fröhlichkeit kam auch die Herrſchaft mit einigen Freunden auf den Boden; auch der Bürgermeiſter war dabei, einer von denen, deren Theilnahme damals den Verurtheilten in das Zuchthaus begleitet hatte. Jetzt folgte ſein Blick dem hübſchen jungen Paare.

Eine ältliche, unverheirathete Schweſter der Hausfrau ſtand neben ihm. „Nun ſehen Sie,“ flüſterte die Dame und zeigte mit dem Finger nach dem Paare, „vor zehn Monaten noch am Wollſpinnen im Zuchthaus, und nun tanzt er mit dem Glück im Arm!“

Der Bürgermeiſter nickte: „Ja, ja — Sie haben recht ... aber er ſelbſt iſt doch nicht glücklich und wird es nimmer werden.“

Die alte Jungfer ſah ihn an. „Das verſteh ich doch nicht ganz,“ ſagte ſie, „ſolche Leute fühlen anders als unſereins. Aber freilich, Sie ſind ein unverbeſſerlicher Junggeſell!“

„Ich ſcherze nicht, liebes Fräulein,“ erwiderte der Bürgermeiſter; „es thut mir leid um dieſen Menſchen: das Glück in ſeinem Arm mag echt genug ſein, ihm wird es nichts nützen; denn in ſeinem tiefſten Innern brütet er über einem Räthſel, zu deſſen Löſung ihm weder ſein Glück, wie Sie das junge Kind in ſeinen Armen zu nennen belieben, noch irgend ein anderer Menſch auf Erden verhelfen kann.“

Das alte Fräulein ſah recht dumm zu dem Redenden auf. „So möge er das Brüten laſſen!“ ſagte ſie endlich.

„Das kann er nicht.“

„Weshalb nicht? Er ſieht doch herriſch genug aus.“

„Das thut er,“ entgegnete der Bürgermeiſter nachdenklich, „er könnte ſogar wohl toll darüber werden, vielleicht noch einmal ein Verbrecher; denn das Räthſel heißt: wie find ich meine verſpielte Ehre wieder? — — Er wird es niemals löſen.“

„Hm,“ meinte die Dame, „Herr Bürgermeiſter, Sie haben allzeit ſo beſondere Gedanken; aber ich denke, wir haben jetzt genug davon; die Laubkränze verbreiten ſo ſtrengen Duft, und die Lampen qualmen auch, man trägt's noch tagelang in Haar und Kleidern.“

Sie gingen Alle und überließen die Armen ihrer Luſtbarkeit; nur der Bürgermeiſter zögerte noch ein paar Minuten, da wieder das junge Paar vorübertanzte. Das ſiebzehnjährige Weib hing mit lachenden Augen an denen ihres Mannes, die ſich, wie um Alles zu vergeſſen, in die ihren zu bohren ſchienen.

„Wie lange noch wird's dauern?“ murmelte der Bürgermeiſter, dann folgte er den Anderen.

* * *

Es dauerte doch noch ziemlich lange; denn das Weib war, obgleich in Lumpen aufgewachſen, jung und unſchuldig. Sie wohnten in der Kathe am Ende der ins Feld hinauslaufenden Norderſtraße; das Kämmerlein vorn war das ihre, die Mutter hatte ſich ein Lager in der engen Küche einzurichten verſtanden. Sein alter Arbeitgeber wußte nun ſchon, daß John ein halbmal mehr als Andere arbeite, und deshalb, und da auch der Bürgermeiſter ihm zuſprach, hielt er den Mann feſt, ſo oft ihm auch gerathen wurde, den Zuchthäusler vor die Thür zu ſetzen. So war allzeit Arbeit da, für ihn und oftmals auch für die Frau, und die Nahrungsſorge klopfte nicht an die kleine Thür. Ein Gärtlein war auch am Hauſe und darin, hinten nach dem Weg hinaus, eine dichte Liguſterlaube. Hier ſaß die Frau meiſt an den Sommerabenden und harrte ſeiner, bis er von der Arbeit kam; dann flog ſie auf ihn zu und zwang ihn, ſich auf die Bank zu ſetzen; er aber litt ſie nicht neben ſich, er ſetzte ſie auf ſeinen Schooß und hielt ſie wie ein Kind an ſeiner Bruſt. „Komm nur,“ ſagte er, „ſo müde bin ich nicht; ich hab nicht viel, ich muß es Alles in meinen Armen haben.“ So ſprach er eines Abends; da ſah ſie ihn an und ſtrich ihm, als wollte ſie etwas fortwiſchen, mit ihren Fingern über die Stirn. „Das da wird immer tiefer!“ ſagte ſie.

„Was denn, Hanna?“

„Die Falte — nein, ſprich nicht, John; ich kann's ſchon denken, die Brückenarbeiter haben heut ihr Feſt; die Anderen ſind da, ſie haben dich nicht eingeladen.“

Die Falte wurde noch tiefer. „Laß das!“ ſagte er. „Sprich nicht davon; ich wär ja doch nicht hingegangen.“ Und er klammerte die Arme feſter um ſein Weib. „Am beſten,“ ſagte er, „nur wir zwei allein.“

— — Noch einigen Monaten ſollte ein Kind geboren werden. Die gutmüthige Alte lief mit wirrem Kopf umher; bald ſtellte ſie ein Töpfchen für die Wöchnerin ans Feuer, bald wieder wickelte ſie die dürftigen Hemdchen aus einander, die ſie für ihr erwartetes Enkelkind aus alter Leinwand in vielen Wochen genäht hatte. Das junge Weib war im Bette liegen geblieben; der Mann ſaß bei ihr; er hatte Arbeit Arbeit ſein laſſen und hörte nur auf das Stöhnen ſeines Weibes, die feſt ihre Hand um ſeine preßte. „John!“ rief ſie, „John! geſchwind, du mußt zur Mutter Grieten laufen, aber komm gleich wieder, bleib nicht fort!“

John hatte in dumpfem Sinnen geſeſſen. Nur wenige Augenblicke noch, dann ſollte er Vater werden; ihn ſchauderte; er ſah ſich plötzlich wieder in der Züchtlingsjacke. „Ja, ja," rief er, „ich bin gleich wieder da!"

Es war am Morgen, und die Hebamme wohnte in derſelben Straße; er lief und riß die Hausthür auf, und als er in die kleine Stube trat, ſaß die dicke Alte an ihrem Morgenkaffee. „Na, Er iſt's!" rief ſie unwirſch, „ich dacht' zum mindeſten, es ſei der Amtmann!"

„Ich hab nicht weniger ein Weib, als der!"

„Was iſt mit Seinem Weibe?" frug die Alte.

„Frag Sie nicht! Komm Sie mit mir; mein Weib liegt in Kindesnöthen; wir bedürfen Ihrer Hülfe."

Die Alte muſterte den erregten Mann, als zähle ſie im Geiſt die wenigen Schillinge, die dieſer Dienſt ihr abwerfen werde, wenn ſie nicht gar verloren gingen. „Geh Er nur vorab!" ſagte ſie. „Ich muß erſt meinen Kaffee trinken."

John ſtand wie unentſchloſſen an der Stubenthür.

„Geh Er nur!" wiederholte ſie, „Sein Kind kommt früh genug!"

Er hätte das Weib erdroſſeln mögen; aber er biß nur die Zähne auf einander; ſein Weib bedurfte ihrer. „So bitt' ich nur, Frau Grieten, trinket nicht zu langſam!“

„Ja, ja,“ ſagte die Alte, „ich trinke, wie ich Luſt hab.“

Er ging; er ſah, daß jedes ſeiner Worte ſie nur noch widerwilliger machte.

Sein Weib fand er wimmernd auf dem heißen Bette. „Biſt du es, John? Haſt du ſie bei dir?“

„Noch nicht; ſie kommt wohl gleich.“

Das „gleich“ wurde zu einer halben Stunde, während John reglos neben der jammernden Wöchnerin ſaß und die Alte draußen noch einmal Kaffee für Mutter Grieten kochte. „Die können allzeit Kaffee trinken,“ ſprach ſie zu ſich ſelber, „man muß ſie ſich zu Freunden halten!“

„John!“ rief in der Kammer das junge Weib, „ſie kommt noch immer nicht!“

„Nein,“ ſagte er, „ſie muß erſt Kaffee trinken.“ Er knirſchte mit den Zähnen, und ſeine düſteren Brauen zogen ſich zuſammen. „Du hätteſt nur des Amtmanns Weib ſein ſollen!“

„John, ach John, ich ſterbe!“ ſchrie ſie plötzlich.

Da ſprang er auf und rannte aus dem Hauſe. Auf der Straße begegnete er der dicken Hebamme. „Nun," rief ſie, „iſt das Kind ſchon da? Wohin will Er denn?"

„Zu Ihr, Frau Grieten, damit mir meine Frau nicht ſterbe."

Die Alte lachte. „Tröſt' Er ſich, an ſo etwas ſtirbt Euresgleichen nicht!"

Sie zog ihn mit nach ſeiner kleinen Wohnung. Als ſie in die Kammer trat, ſah ſie auf die Wöchnerin. „Wo iſt die Alte?" frug ſie. „Habt Ihr denn nichts bedacht?" und ſie zählte auf, was man bei ſolcher Gelegenheit für ſie bereit zu halten pflegte; und ſie brachten ihr, was ſie hatten.

John ſtand zitternd am Ende des Bettes, und endlich wurde das Kind geboren. Die Hebamme wandte den Kopf nach ihm. „Da hat Er eine Dirne, die braucht nicht Soldat zu werden!"

„Eine Züchtlingstochter!" murmelte er; dann fiel er vor dem Bette auf die Kniee: „Möcht' Gott ſie wieder zu ſich nehmen!"

* * *

Immer feindlicher ſtand ihm die Welt entgegen; wo er ihrer bedurfte, wo er ſie anſprach, immer hörte er den Vorwurf ſeiner jungen Schande als die Antwort; und bald hörte er es auch, wo kein Anderer es hätte hören können. Man hätte fragen mögen: „Du mit den ſtarken Armen, mit deiner mächtigen Fauſt, warum duldeſt du das, warum bringſt du ſie nicht zum Schweigen?“ Hatte er doch einmal, da von einem maulfrechen Matroſen ſein Weib eine Betteldirne war geſcholten worden, den Menſchen hingeworfen und ihm faſt den Schädel eingeſchlagen; und nur mit Noth hatte im Sühnetermin der ihm günſtige Bürgermeiſter die Sache unter beiden ausgeglichen! Doch das war ein anderes; wo aber eine Hand erbarmungslos an jene offene Wunde ſeines Lebens rührte, wo er's nur glaubte, da fielen die ſtarken Arme ihm an ſeinem Leib herunter, da war nichts mehr zu ſchützen oder gar zu rächen.

Und dennoch, mit ihm in ſeinem armen Hauſe wohnte noch immer das Glück. Zwar, wenn ſeine Stirn zu finſter, ſein Wort zu knapp und trocken wurde, dann flog es wohl erſchreckt davon, aber es kehrte doch allezeit zurück und ſaß mit den jungen

Eltern an dem Bettchen ihres Kindes und lächelte ſie an und fügte ihre Hände unvermerkt zuſammen. Das Glück war noch nicht ganz gewichen; die Alte nahm ſich mehr und mehr der Wartung des Kindes an, je weiter es heranwuchs, und Hanna ging wieder dann und wann auf Arbeit und half erwerben. Wer trug denn die Schuld, daß immer öfter das Glück davonflog, und ſie immer länger ohne die holde Genoſſin zwiſchen ihren kahlen Wänden ſaßen? War es der Eigenwille der Weiber oder der ſo lang in Schlaf verſenkte Jähzorn in ihnen beiden, der nach der großen Liebesfreude allmälig aus der Tiefe immer ungebändigter hervorbrach? Oder war es in dem Manne die unſühnbare Schuld, die den bitteren Unmuth in ihm aufjagte? Hatte es doch, da vor geraumer Zeit ſein alter Arbeitgeber durch jähen Tod geſtorben war, nur kaum unter Noth und Kummer gelingen wollen, daß er jetzt endlich am Wege ſaß und Steine klopfte.

Da war's, an einem Herbſtabend, das Kind mochte ein Jahr alt ſein; es lag in ſeinem Bettchen, das bald nach der Geburt der Vater ihm gezimmert hatte, und ſchlief, daß die heißen Tropfen auf der kleinen Stirne perlten. Aber Hanna ſaß verdroſſen dabei, die kleinen Füße ausgeſtreckt, den einen Arm über die Stuhllehne herabhängend: das Kind hatte immer noch nicht ſchlafen wollen, und die alte Mutter, die ihr ſonſt die Laſt abnahm, war von einem Gichtanfall ins Bett getrieben worden. „Du hätteſt auch eine Wiege zimmern können!“ rief ſie ihrem Manne zu, der eben müde von der Arbeit kam und ſein Werkzeug in eine Ecke ſtellte.

„Was iſt denn?“ frug er, „das Kind ſchläft nun ein Jahr ſchon in dem Bettchen; du freuteſt dich doch ſelbſt, als ich's gemacht hatte!“

„Nun will es aber nicht mehr,“ gab ſie zur Antwort.

„Es ſchläft ja doch!“

„Ja — über eine Stund' hab ich damit herum gearbeitet!“

„Da haben wir beid' gearbeitet,“ ſagte er kurz.

Aber ſie ſchwieg nicht; Red' um Rede ward wechſelsweiſe ſchärfer und unbedachter.

„Es wird ſchon morgen beſſer ſchlafen oder übermorgen,“ ſprach noch der Mann. „Wenn's gar nicht geht — wir kriegen dann wohl eine Wiege!“

„Woher?“ frug ſie. „Damals, als du das gute Holz hatteſt, hätt'ſt du die Wiege machen ſollen!“

„Ei, ſo ſäg ich die Beine ab,“ ſagte John. „und ſchlag ein paar Gängel darunter; dann haſt du deine Wiege!“

Aber dem jungen Weibe war ja die Wiege nur ein Spielwerk für ihren Unmuth geweſen; ein häßlich Lachen fuhr aus dem hübſchen Munde: „Soll ich das Ungeheuer denn allein regieren?“

Er riß den Kopf empor: „Willſt du mich höhnen, Weib?“

„Warum nicht!“ rief ſie und verzog den Mund, daß ihre weißen Zähne ihm in die Augen blitzten.

„So helf dir Gott!“ ſchrie John und hob die Fauſt.

Sie ſah es und ſah erſt jetzt den Jähzorn in ſeinen Augen flimmern. Ein plötzliches Entſetzen fiel ſie an; ſie flog in eine Ecke des Zimmers und ſtürzte dort zuſammen. „Schlag nicht, John!“ ſchrie ſie. „Um deinetwillen, ſchlag mich nicht!“

Aber ſeine ſtets ſo raſche Hand war in der Leidenſchaft zu raſch geweſen. Die Hände an den Schläfen in das dunkle Haar gedrückt, mit ſcheuen

Augen ſah das Weib ihn an; ſeine Hand hatte ihr die Stirn nur leicht geſtreift; ſie ſelber ſprach kein Wort; aber dennoch hörte er es in ſeinen Ohren gellen: „Weh dir, du haſt dein Glück zerſchlagen!“

Er fiel zu ihr nieder; er ſprach, er wußte ſelbſt nicht, was; er bat ſie; er riß ihr die Hände vom Geſicht und küßte ſie. Aber ſein Weib antwortete ihm nicht; wie mit der Liſt des Wahnſinnes blickte ſie heimlich nach der offenen Stubenthür, und plötzlich war ſie unter ſeinen Armen fort; er hörte, wie ſie hinter ſich die Hofthür zuſchlug.

Und als er dann ſich wandte, ſah er ſein Kind aufrecht in dem Bettchen ſitzen; es hatte mit beiden kleinen Fäuſten ſich das Betttuch in den Mund geſtopft und ſah mit großen Augen auf ihn hin; doch als er unwillkürlich näher kam, ſchlug es Kopf und Aermchen rückwärts, und die Kinderſtimme gellte durch das kleine Haus, als ob ſie untragbar Unglück auszuſchreien habe. Er erſchrak, aber er hatte keine Zeit; was kümmerte ihn jetzt das Kind! Er rannte aus der Hofthür durch den dunklen Garten. „Hanna!“ rief er, und laut und immer lauter „Hanna!“ Aber nur die Baumwipfel der vielen Gärten, die hier an einander liegen, rauſchten von den Tropfen, die jetzt vom Himmel fielen, und aus der hinterliegenden Stadt kam das Geräuſch von allerlei Fuhrwerk. Mit Entſetzen fiel ihm der Brunnen ein: „Wenn ſie ſich ein Leids gethan hätte!“ Er lief den Weg hinauf, wo der Eingang zu den Feldern war; da ſtolperte ſein Fuß; ein Menſchenlaut vom Boden wurde hörbar. „Hanna!“ ſchrie er, „Hanna, du lebſt? Gott Dank, du biſt es!“ Ein lautes Jauchzen hätte er in die Nacht geſchrieen, aber ſein Herz, das zum Zerſpringen klopfte, machte es ihm unmöglich. Er hob ſie wie ein Kind auf ſeine Arme, und da der Regen ſtärker fiel, zog er ſeinen Rock vom Leibe und hüllte ſie darein; dann hielt er ſie ſanft an ſeine Bruſt und ging langſam, als ſei er zum erſten Mal allein mit ſeinem jungen Weibe, in dem ſtrömenden Regen ihrem Hauſe zu.

Sie hatte alles, ohne ein Zeichen des Lebens, ſich gefallen laſſen; erſt als aus ihres Mannes Augen ein warmer Thränenſchauer auf ihr Antlitz fiel, ſtreckte ſie die Hand empor und ſtrich damit ihm ſanft über ſeine Wange.

„Hanna, liebe Hanna!“ rief der Mann. Da

kam auch ihre andere Hand hervor, und beide ſchloſſen ſich um ſeinen Hals.

Und das Glück ging wieder leis an ihrer Seite; er hatte es noch nicht verjagt.

* * *

Wer wüßte nicht, wie oft es denen, die wir „Arbeiter“ nennen, zum Verhängniß wird, daß ihre Hand allein ihr Leben machen muß! Wo in der Leidenſchaft das ungeübte Wort nicht reichen will, da fährt ſie, als ob's auch hier von ihr zu ſchaffen wäre, wie von ſelbſt dazwiſchen, und was ein Nichts, ein Hauch war, wird ein ſchweres Unheil. Und geſchah es einmal, ſo geſchieht's auch ferner; denn die meiſten dieſer Leute, juſt nicht die ſchlechteſten, ſie leben ihre Zeit dahin und haben ihre Augen nur auf heut und morgen: was geweſen und vergangen iſt, giebt ihnen keine Lehre.

So war es auch mit John. Wenn an arbeits- und verdienſtloſen Tagen die Noth, oder was es immer ſein mochte, ſeine Nerven zucken machte, ſo faßte auch ferner ſeine böſe Hand nach ſeinem Weibe, deren Blut nicht kälter rollte als das ſeine. Und

Buben und junge Leute blieben auf der Gaſſe vor ihrem Häuschen ſtehen und ergötzten ſich an dem, was von dem Elend drinnen an ihr Ohr hinaus drang. Nur einer, der alte Nachbar Tiſchler, kam mit gutem Willen; er ging ins Haus und ſprach mitunter die Streitenden zur Ruhe, oder er trat, mit einem hübſchen, leiſe ſchluchzenden Kinde auf den Armen, wieder aus der Thüre; „das iſt nichts für dich, du kleiner Engel,“ ſagte der alte Mann; „komm du mit mir!“ und er ging mit ihr in ſeine Wohnung, wo eine ebenſo alte Frau das Kind ihm zärtlich aus den Armen nahm.

Wenn aber in dem kleinen Hauſe Jähzorn und Kräfte ſich erſchöpft hatten, dann — wovon die draußen nichts gewahrten — fielen Mann und Weib ſich in die Arme und preßten und küßten ſich, als ob ſie ſo ſich tödten wollten. „O Hanna, ſterben!“ rief einmal der wilde Mann; „nun mit dir ſterben!“ und aus den rothen Lippen des Weibes ſtieg ein Seufzer; ſie warf ihre trunkenen Augen auf den erregten Mann und zog das Mieder, das er vorhin über ihrer weißen Bruſt zerriſſen hatte, noch weiter von der Schulter. „Ja, John," rief ſie, „nimm nur dein Meſſer und ſtoß es da hinein!"

Aber während er ſie anſtarrte, ob denn das Furchtbare ihr auch ernſt ſei, rief ſie plötzlich: „Nein, nein! Thu's nicht, das nicht! — unſer Kind, John! — das wär' Todſünde!" und ſie bedeckte haſtig ihre preisgegebene Bruſt.

Er ſagte langſam: „Ich weiß es nun, ich tauge nicht, ich bin doch wieder ſchlecht gegen dich!"

„Du nicht! du nicht, John!" rief ſie, „ich bin die Böſe, ich reiz' dich, ich zerr' an dir herum!"

Aber er zog ſie feſter an ſich und verſchloß ihren Mund mit Küſſen.

„John!" flüſterte ſie, als ſie wieder frei war und wieder ihren Athem hatte, „ſchlag mich nur, John! Es thut wohl weh, am meiſten in meinem Herzen; aber dann küß' mich, küß' mich todt, wenn du es kannſt! Das thut noch ſüßer, als das Schlagen weh thut!"

Er ſah ſie an, und er zitterte, als er ſie ſo in ihrer Schönheit ſah: ſein Weib, die keines anderen war, als nur die ſeine.

„Ich will dich nicht mehr ſchlagen," ſprach er:

„zerr' mich nur, ſo viel du kannſt!" und mit zärtlichen unterwürfigen Augen blickte er auf ſie hinab.

„Nein, John," ſagte ſie, und ihre tiefe Stimme klang ſo weich, „du wirſt es doch thun! Aber nur eines: du that'ſt es geſtern, aber thu's nicht wieder! Schlag nicht unſer armes Kind! Ich haſſe dich dann, und das, John, thut am allerweheſten!"

„Nein, Hanna, auch das Kind nicht," ſprach er wie träumend.

Und ſie bückte ſich und küßte ſeine Hand, mit der er ſie vorhin geſchlagen hatte.

— Das ſah kein Menſch; und doch, nach ihrer beider Tode iſt davon erzählt worden.

* * *

Trotz Noth und Schuld war die enge Kathe noch immer ſein Heim und ſeine Burg; denn von den beiden Frauen dort rührte keine an ſeiner Wunde, nur dort noch war er davor ſicher.

Es war das eben kein Erbarmen; ſie dachten nur nicht daran, und thaten ſie es je, ſo war des Mannes Jugendſchuld ihnen mehr ein Unglück als ein Verbrechen; denn in ihrem eigenen Leben lagen

Recht und Unrecht oft nur kaum unterſcheidbar neben einander. War doch auch in des Weibes Kinderzeit ein ſehr alter Mann ihr guter Freund geweſen, der wegen gleichen Vergehens in der „Sklaverei“ geweſen war und manches Jahr in Ketten die Karre geſchoben hatte. Harmlos, wie andere von den Abenteuern ihrer Jugend plaudern, hatte er dem Kinde das erzählt. Nun wohnte er in einem nahen Dorfe und fuhr mit ſeiner mageren Kracke weißen Sand zur Stadt und ſchnitzte, wenn er daheim war, Holzſchuhe und Senſenſtiele. Er hatte oftmals im Vorbeifahren mit dem munteren, auf der Hausthürſchwelle ſitzenden Kinde ein paar großväterliche Worte geredet, ſo daß ſie allmälig aufpaßte, wenn der weißhaarige Greis mit ſeinem kümmerlichen Fuhrwerk von der Landſtraße in die Stadt kam. Die Holzſchühchen, die er ihr einmal mitgebracht hatte, ſtanden noch auf dem kleinen Boden; ſie hatte ſie neulich für ihr eigen Kind hervorgeſucht. — „Wo der alte Mann wohl abgeblieben iſt?“ hatte ſie bei ſich ſelber geſprochen, indem ſie den Staub von den Schühchen wiſchte und ſie dann ſorgſam neben einander ſtellte, „auf einmal kam er nimmer wieder.“

Daß der Greis, der in ſo friedlichem Alter dahingegangen war, auch zu den Züchtlingen gehört hatte, das hatte weder ihn noch ſie beunruhigt.

Dennoch kam Eines und machte allem ein jähes Ende.

— — Es war eine Zeit leidlichen Verdienſtes geweſen; aber Hanna's Mutter war nach kurzem Krankenbett geſtorben. Hanna hatte die alte Frau leidenſchaftlich beweint; John hatte gerechnet und that es noch; denn das verdiente Geld war dabei fortgegangen, und kleine Schulden waren noch dazu aufgelaufen. — Am Häuschen, an der Gartenſeite, hatte lange Jahre ein ſtarker Eichenbaum geſtanden, in deſſen Schatten die jungen Eheleute früher am Sonntagmorgen oft geſeſſen hatten, aber ſchon vor Jahr und Tag, in einer Zeit des Nothſtandes, hatte John ihn umgehauen; er hatte Geld aus dem ſchönen Stamm zu löſen gedacht, den, wie die Alte verſicherte, ihr Mann einſt ſelbſt dorthin gepflanzt hatte; allein der Baum lag noch immer auf dem Hofe, und nur der erquickliche Schattenſitz war verloren. Jetzt kam er doch zu Nutzen: Der Nachbar Tiſchler nahm ihn und machte dafür der Alten einen Sarg mit hohem

Deckel; ſo kam ſie, was ihre letzte Sorge geweſen war, doch anſtändig in die Grube.

Aber die Todtengebühren waren meiſt noch unbezahlt, und manches andere drückte auch noch; es bot ſich wieder einmal kaum je am anderen Tage eine Arbeit.

Ein Sonntagmorgen war es; Hanna hatte eben das jetzt ſchon dreijährige Kind in ſeinen dürftigen Sonntagsſtaat gekleidet; John ſaß mit aufgeſtütztem Ellenbogen am Tiſch vor ſeinem Morgenkaffee, wühlte mit der Hand in ſeinen dunklen Locken und ſchrieb mit einem Stückchen Kreide Zahlen auf die Platte.

Bald aber zerbrach und zermalmte er die Kreide zwiſchen ſeinen Fingern und ſtarrte wie gedankenlos auf Weib und Kind. „Was haſt du jetzt zu thun, Hanna?“ frug er endlich.

Sie warf den Kopf herum; die Worte klangen ihr ſo trocken. „Nichts!“ ſagte ſie ebenſo, „das Kind iſt angezogen.“

„Was thateſt du denn, als du mit deiner Mutter noch allein warſt und nicht einmal ein Kind zum Anziehn da war?“

„Ich ging betteln in der Stadt!“ antwortete ſie, und ein höhniſcher Trotz klang aus den Worten; „das ging noch beſſer, als es jetzt geht! Du wußteſt ja, daß du eine Betteldirne freiteſt!“

„Und ſchämteſt du dich nicht?“ fuhr es aus ihm heraus.

„Nein,“ ſagte ſie hart und ſah ihm mit ſtarren Augen ins Geſicht.

„Warum lernteſt du nicht mit feiner Wäſche umgehn? Deine Mutter konnte es doch; ſie hatte bei Herrſchaften gedient. Das hätte uns jetzt Geld gebracht und wär beſſer geweſen als das faule Umherlungern.“

Sie ſchwieg; es war nie daran gedacht worden. Aber in ihrem hübſchen Kopfe fing es an zu kochen, als ſie nichts erwidern konnte. Dazu, die Augen ihres Mannes lagen auf ihr, als wolle er ſie ganz ins Nichts hinunterdrücken. Da kam ihr ein Gedanke; er verſetzte ihr den Athem, aber ſie konnte es nicht verhalten. „Es giebt ja noch anderen Verdienſt!“ ſagte ſie, und als er ſchwieg: „Wir können Wolle ſpinnen; das haſt du ja ſechs Jahre lang getrieben und kannſt es mich ſelber lehren!“

Ihm war, als hätte er einen Schlag in ſein Gehirn bekommen, und ſein Geſicht verwandelte ſich ſo furchtbar, daß ſich das Kind mit beiden Aermchen an die Mutter klammerte.

„Weib! Hanna!“ ſchrie er. „Das ſagſt du mir? — du?“

Und als ſie jetzt wie ohne Leben ihm ihr Geſicht entgegenhielt, faßte er ſie an beiden Schultern, zog ſie an ſich, als müſſe er ſich überzeugen, ob ſie's auch ſelber wäre, und ſtieß ſie dann gewaltſam von ſich. Der Stuhl, an welchem ſie geſtanden hatte, fiel zurück, und das Kind ſtieß einen gellenden Schrei aus; das Weib aber ſtürzte gegen den Ofen; dann glitt ſie mit einem ſchwachen Wehlaut auf den Boden.

Als wären die Gedanken ihm abhanden gekommen, ſah John darauf hin; als er ein wenig ſeine Augen hob, da ſah er an einem hervorſtehenden Schraubenſtift des Ofens, von dem das Kind den Meſſingknopf zum Spielen abgenommen hatte, einen Tropfen rothen Blutes hängen. Er kniete nieder und fuhr ſuchend mit den Händen durch das volle Haar ſeines Weibes; plötzlich wurden ihm die Finger feucht; er zog ſie hervor. „Blut!“ ſchrie er und betrachtete mit Entſetzen ſeine Hand; dann fuhr er fort zu ſuchen, haſtig, mit fliegendem Athem, und — nun hatte er es gefühlt, ein Stöhnen brach aus ſeinem Munde: da, da quoll es hervor, da war der Stift hineingedrungen; tief — er wußte nicht, wie tief. „Hanna!“ flüſterte er, indem er ſich zu ihrem Ohre beugte, und noch einmal ſtärker: „Hanna!“

Da kam es endlich. „John!“ kam es von ihren Lippen; doch wie aus weiter Ferne.

„Hanna!“ flüſterte er wieder, „bleib, o ſtirb nicht, Hanna! Ich hol' einen Doctor; gleich, gleich bin ich wieder da!“

„Es kommt doch keiner.“

„Ja, Hanna, er ſoll kommen!“

Eine Hand griff taſtend nach der ſeinen, wie um ihn zurückzuhalten. „Nein, John — kein Doctor — du biſt nicht ſchuld — aber — ſie ſetzen dich ins Gefängniß!“

Sie warf ſich plötzlich gewaltſam herum. „Küß' mich, John!“ rief ſie laut wie in Todesangſt; doch als er ſeine Lippen auf die ihren drückte, küßte er nur noch eine Todte.

Scheu ſchlich das Kind zu ihm heran. „Iſt Mutter todt?“ frug es nach einer Weile, und als der Vater nickte: „Warum weineſt du denn nicht?“

Da ergriff er das erſchrockene Kind mit beiden Händen und drückte es an ſich. „Ich kann nicht!“ ſtammelte er heiſer; „ich habe ſie — — ermordet“ wollte er ſagen, aber es wurde an die Thür geklopft.

Er wandte den Kopf und ſah den Nachbar Tiſchler eintreten. Der alte Mann hatte durch die dünnen Wände den Lärm gehört, das Mitleid mit der Frau, die deſſen nicht mehr bedurfte, hatte ihn hergetrieben; nun ſah er erſchrocken auf die Todte.

„Was iſt das! Was habt Ihr hier?“ frug er verwirrt.

John richtete ſich auf und ſetzte die Kleine auf den Fußboden. „Es iſt nur wieder ein Sarg zu machen,“ ſagte er tonlos, „und ich habe keine Eichenſtämme mehr. Ich bin ein armer Lump, Nachbar!“

Der Alte ſah ihn eine Weile ſchweigend durch ſeine runden Brillengläſer an. „Ich weiß wohl,“ ſagte er dann, „daß du dies Weib nicht verdienteſt: du brauchſt juſt nicht davon zu reden — wie iſt denn das Unglück hier zu Platz gekommen?“

Und John berichtete, was geſchehen war: ohne Auslaß, trocken, als ſei es eines Dritten Sache; dann aber warf er ſich wieder zu der Todten und betrachtete mit Scheu ihr Antlitz, das wie ſchlafend vor ihm lag; leiſe, als gelte es ein Verbot zu übertreten, ſtreckte ſeine große Hand ſich aus und ſtrich zitternd über die lebloſen Züge. „Wie ſchön, o wie ſchön!" murmelte er; „und ſie werden ein glattes Brett darüber nageln, wie ſie es den armen Menſchen thun!"

Der Alte kannte ſeinen Mann; er glaubte ſeinem Berichte: er wußte, er brauchte nicht weiter darüber zu reden; dennoch trug er ihm mehr Groll als Mitleid. „Sei ruhig, John," ſagte er faſt mürriſch, „ich mache deinem Weibe ihren Sarg wie damals ihrer Mutter; wenn wieder Arbeit kommt, ſo magſt du zahlen, wenn du es kannſt!"

Da richtete der elende Mann ſich auf. „Dank, Nachbar; aber gewiß, ich bezahl's Euch, jeden Sechsling, jeden Pfennig, denn ich muß ſie ſelbſt begraben. Sonſt ſoll mich Gott verdammen!"

Das Kind erſchrak und ließ den Zipfel ſeines Rockes los, den es bisher gefaßt hielt.

„Soll meine Frau Euch," frug der Tiſchler,

„die Kleine für die nächſten Tage abnehmen? Ihr habt hier niemand mehr."

„Nein, niemand mehr;" und aus ſeinen Augen flog ein Blick wie um Erbarmen flehend zu dem Angeſicht des neben ihm ſtehenden Kindes. „Fragt ſie ſelbſt, Nachbar!" ſagte er und ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken. Aber er fühlte plötzlich die kleinen Arme zu ſich emporſtreben, und als er dann ſein Kind emporhob, drückte er das Köpfchen feſt an ſeine Wange; wie einen Strom von Lebensmuth fühlte er es an ſein Herz zurückfluthen. „Nein, Nachbar," ſprach er, „ſeid bedankt! Aber mein Kind will doch nicht von mir; ſie weiß, es iſt nicht gut, ſo ganz allein zu ſein."

Dann, als der Alte fortgegangen war, brach ein Strom von Thränen aus ſeinen Augen. Er kniete nieder zu der Todten. „Hilf mir, mein Kind; es wird mir ſchwer zu leben!" rief er, und die Kleine ſah mit großen Augen zu ihm auf.

* * *

Vom Begräbniſſe war John allein zurückgekommen, niemand hatte ihn begleitet; der alte Nachbar hatte der Todten ihren Sarg gemacht und war den letzten Weg mit ihr gegangen, dann war er in ſein Haus zurückgekehrt.

John ſtand in ſeinem Zimmer und ſah ſich ſchweigend in den leeren Wänden um; hier war nun Ruhe, aber wo war das Glück? — Auf der kleinen Schatulle ſtanden neben anderem Geſchirre die zwei Taſſen mit den grob gemalten Roſen, die er vor ein paar Jahren am Hochzeitsmorgen gekauft hatte. Seine Augen ſtreiften darüber hin, er ſah noch den Herbſtſonnenſchein, der damals über der breiten Straße gelegen hatte; er ſchüttelte ſich, der war ja längſt vergangen. Draußen auf der Gaſſe war wie immer das gewerbliche Getöſe, aber hier in der kleinen Kammer war es furchtbar ſtill; auch der kattunene Vorhang dort in der Ecke hing ſo unbeweglich, als ob nun alles aus ſei. Er konnte es nicht ertragen, er trat hinzu und zog ihn zurück; da fiel ein Mieder Hanna's, das ſie noch ſelbſt dahin gehangen hatte, auf den Boden. Ein wilder Schmerz durchfuhr ihn, als er es aufhob; er taumelte auf einen Stuhl und ſchlug die Hände vors Geſicht.

Da knarrte die nur angelehnte Kammerthür;

ſein Töchterchen drängte ſich hindurch und hielt ihm triumphirend ein Püppchen unter die Augen, ein Geſchenk der Tiſchlerfrau, die das Kind während des Begräbniſſes an ſich genommen hatte. Nun aber hatte es nicht länger Ruhe gehabt; es war durch die Gärten und zur Hinterthür hereingelaufen, um auch dem Vater ſeinen Reichthum zu zeigen.

Der ſah ſie mit wirren Augen an; als ſie aber erwartend vor ihm ſtehen blieb, hob er ſie auf ſeinen Schooß und ſuchte ſich zu faſſen. „Was haſt du da, Chriſtinchen? Wer hat dir das geſchenkt?“

Aber bevor noch die Antwort des Kindes kam, wurde mit einem Stecken an die Thür geklopft, und ein alter, grauhaariger Weiberkopf guckte in die Stube; der zahnloſe Mund blieb offen ſtehen, während der Kopf mit den kleinen munteren Augen Vater und Tochter zunickte.

John kannte das Geſicht: es gehörte der alten „Küſter Mariken“, einer jener ſauberen Bettlerinnen, wie wir manche bei uns zu Hauſe haben. Sie war eine Schullehrertochter vom Lande, hatte in ihrer Jugend in der Stadt gedient und dort einen kleinen Handwerksmann geheirathet. Nach deſſen Tode hatte ſie Jahre lang mit ehrlicher Arbeit ſich um die Lebensnothdurft abgemüht, dann war ſie früh gealtert und verarmt; nur das ſchwer erſparte Geld zu einem guten Leichenbegängniß trug ſie unantaſtbar in einem Lederbeutelchen an ihrem Leibe; was ſie zu ihrer Nahrung noch bedurfte, holte ſie ſich nun Tag für Tag bei den Leuten, wo ſie einſt gedient hatte, oder bei deren Kindern oder ſolchen, die es ihr geboten hatten. John war ihr oft auf ihren „Suppengängen", wie ſie das ſelber nannte, begegnet und hatte der Alten freundlich guten Weg geboten.

Auch jetzt nickte er ihr freundlich zu. „So kommt doch arm zu arm!" ſagte er. „Was will Sie von mir, Mariken?"

Aber von der Alten war noch immer nur der Kopf und die Krücke ihres Steckens in dem Zimmer. „John," ſagte ſie, „kannſt du ein altes Weib gebrauchen? Ich möchte in eins von deinen leeren Betten kriechen!"

„Das Bettzeug iſt ſchon verkauft, Mariken," ſagte John.

„Nein, John, das Bettzeug hab' ich ſelber, da brauchſt du nicht zu ſorgen!"

„Was will Sie denn mit dem leeren Bett?"

„Ei,“ erwiderte die Alte, „ſo will ich's nach der Ordnung ſagen: du weißt doch, ich hab' ein Kämmerchen bei dem Schlachter Niſſen, nur ſechs Fuß hin und her, doch ſchmuck und ſauber, und jeder kann auf meine Dielen treten!“

„Nun,“ unterbrach ſie John, „hat der Sie jetzt hinausgeworfen?“

Die Alte war einen Schritt in die Stube getreten und drohte ſchmunzelnd mit der Krücke: „Bei Leibe nicht! Aber das alte faule Gebäu muß eingeriſſen werden, und in dem neuen, da paſſet unſereins nicht mehr hinein. So hab' ich an dich gedacht, John! Sie trauen dir zwar nicht; aber ich kenn' dich beſſer! Du giebſt mir Unterſchlupf; ich halte dir deine Kammer hier ſo ſchmuck, wie jetzund die meine, und hüte dir dein Chriſtinchen, wenn du auf Arbeit biſt.“ Sie machte mit ihren Fingern ein Häschen und nickte der Kleinen freundlich zu, die unverwandt der Alten ins Geſicht ſtarrte. „Nur,“ fügte ſie hinzu, „wo ich meinen alten Kopf zur Ruhe legen kann, weiter braucht's nicht; du weißt ja, mein bischen Eſſen hol' ich mir ſchon ſelber!“

John nickte: „Ja, ich weiß, Sie bettelt.“ —

Und in ſich ſelber ſprach er leis und traurig: „Mein Weib that dies in ihrer Kindheit auch!“

Aber die Alte rief: „Was ſagſt du, John?“ und ſtieß mit ihrem Stecken auf den Boden. „Das iſt kein Betteln! Das geben mir meine früheren Herrſchaften und ihre Freunde, das gehört ſich ſo; ich bin ein alter Dienſtbot', den dürfen ſie nicht verhungern laſſen!“

John ſah ſinnend auf das Weib; die Kleine war von ſeinem Schooß herabgeglitten und hielt der Alten ihre Puppe vor. „Sieh!“ ſagte ſie, „die iſt mein!“ und nickte zur Beſtätigung ein paar Mal mit ihrem hübſchen Köpfchen.

Küſter-Mariken hatte ſich an ihrem Stock herniedergleiten laſſen und hockte vor dem Kinde auf dem Fußboden. „Ei der Tauſend!“ ſagte ſie, „das iſt wohl die Prinzeſſin Pomphia! Ja, die kenn' ich; als ich ſo klein war wie du, iſt ihre Großmutter bei mir geweſen: von der könnt' ich dir Geſchichten erzählen! Wenn nur dein Vater das alte Weib nicht aus dem Hauſe wirft!“

„Nein, du ſollſt bleiben!“ rief das Kind, und die Puppe wäre faſt zu Fall gekommen, als ſie mit ihren Händchen nach den dürren Fingern der Alten langte.

John nickte ſeinem Kinde zu: „Willſt du ſie behalten, Chriſtine, ſo ſag ihr, daß ſie morgen kommen mag!“

Und ſo war es abgemacht. „Das liebe Dirnlein!“ murmelte die Alte immer wieder, als ſie aus dem Hauſe und durch die lange Straße ihrer Wohnung zu an ihrem Stecken ging.

* * *

So waren nun wieder drei Bewohner in der Kathe; und doch war es darin ſo ſtill, daß die Buben und Pflaſtertreter, welche daran vorbei gingen, vergebens einen Zeitvertreib von dort erwarteten. Nur etwas Hübſches, das ſie jedoch nicht zum Stillſtehen brachte, gab es im Sommer bisweilen dort zu ſehen. Das war ein dürftig, aber allzeit ſauber gekleidetes Dirnlein, das mit einer Puppe oder einem anderen Spielwerk auf der Hausthürſchwelle ſaß, wo die Sonne auf ihrem braunen Scheitel glänzte. Wenn aber von drunten aus der Stadt die Thurmuhr Mittag ſchlug, dann legte ſie haſtig ihre Puppe auf die Schwelle und ging mit vorgeſtrecktem Köpfchen einige Häuſer, ſoweit Alt-Mariken es ihr erlaubt hatte, in die Stadt hinab; auch wohl, bedächtig und immer das Köpfchen rückwärts drehend, ging ſie wiederum nach ihrer Hausthür und nahm wie gedankenlos die Puppe in die Hand; bald aber trieb es ſie aufs Neue auf, und endlich, mit jenem Aufſchrei vollſten Kinderglückes, flog ſie dem von der Arbeit zu kurzer Ruhe heimkehrenden Vater in die ausgebreiteten Arme. Dann trug er ſeinen kleinen Troſt die paar Häuſer weit nach ſeiner Wohnung, wo ſchon die Alte mit ihren munteren Augen an der Thüre harrte. „Nur herein, John! Nur herein!“ rief ſie, „die Kartoffeln hab' ich Euch gekocht; und das Töpfchen Milch vom Nachbar Bäcker ſteht auch ſchon auf dem Tiſch!“ Dann band ſie eine reine Schürze vor und ging mit dem irdenen Henkeltopf auf ihren eigenen Suppengang in die Stadt hinunter.

John aber und ſein Chriſtinchen ſetzten ſich an den Tiſch, nachdem er zuvor aus der Schatullen-Schublade ein derbes Schwarzbrot hervorgeholt hatte. Er ſchnitt zwei Stücke ab und brockte ſie in die

Milch, die in zwei Kümmchen vertheilt wurde; zuletzt aßen ſie mit etwas Salz die dampfenden Kartoffeln. Nachbar Tiſchlers bunte Katze kam herein und ſtrich dem Kinde um die Beinchen; der warf Chriſtinchen auch noch eine in Salz geſtippte Kartoffel zu. Aber die Katze beroch ſie nur, leckte einmal daran und begann ſie dann mit ihren Pfötchen in der Kammer umher zu rollen. Da lachten Vater und Tochter. „Die mag keine Kartoffeln,“ ſagte John; „das iſt ein Leckerzahn! Schmeckt es denn dir, Chriſtinchen?“

Und als die Kleine ihm ſchmauſend zunickte, holte er noch einmal etwas aus der Schublade. „Nun merk' auf!“ rief er, „nun kommt der Nachtiſch!“ Es war aber nur eine Meſſerſpitze mit Butter, was er jetzt auf ihren Teller ſtrich. „So,“ ſagte er, „damit iß nun deine letzte Kartoffel!“ Und des Kindes Augen leuchteten vor Vergnügen.

Wenn die kleine Hausthürglocke ſchellte und Mariken mit ihrem Topfe wieder heim kam, dann griff John nach der Mütze und ging wieder auf ſeine Arbeit.

Als Chriſtinchen dann eines Tags in die Küche lief, ſah ſie die Alte am Heerde ſitzen und mit beſonderem Behagen aus ihrem Topfe löffeln; ein leckerer Duft ſchwamm ordentlich in der Küche, und nach dem mageren Mittag mochte ein begehrlicher Ausdruck deutlich genug auf dem Kinderantlitz ſtehen.

Die Alte legte den Löffel aus der Hand. „Komm, Kind, und halte mit!“ rief ſie, „das wird dir gut thun!“

Aber Chriſtine trat zurück und ſchüttelte das Köpfchen: „Ich hab' mit Vater ſchon gegeſſen.“

„Doch nicht von Frau Senator ihrer Sonntagsſuppe!“

„Ich darf nicht,“ ſagte das Kind leiſe.

„Was?“ rief die Alte. „Wer hat dir das verboten?“

„Mein Vater,“ kam es ebenſo von den Lippen des Kindes.

Wie Zornesröthe flog es in das Geſicht der Alten. „So, ſo!“ ſagte ſie und ſtemmte die Fauſt mit dem Löffel auf ihr Knie. „Ja, ja, ich glaub's: du ſollſt nicht mit mir von meinen Bettelſuppen eſſen!“ Aber ſie drängte die Worte zurück, die noch über ihre Zunge wollten; das Kind durfte das nicht hören. „Komm,“ ſagte ſie und ſtellte ihren Topf bei Seite,

„ich bin ſatt; wir wollen in den Garten, da find ich dir noch ein paar Stachelbeeren. Du biſt ein braves Kind! Sei deinem Vater allzeit ſo gehorſam; da wird dir's wohlgehen!"

Und ſie wanderten mit einander in den Garten, und ſo dürftig auch die Ernte ausfiel, die Alte erzählte ſo alles vergeſſen machende Geſchichten von Prinzeſſin Pomphia's Großmutter, daß der Leckerappetit der Kleinen, ſie wußte nicht wie, verging.

— — Das war in der Zeit, die ſich ſo unauslöſchlich dem Kinderherzen einprägte, daß dagegen alles, was vorher war, in Dämmerung verſank, von der die Frau, die einſtmals dieſes Kind geweſen war, mir heute noch geſagt hatte, daß es in ihrer Kindheit die Roſenzeit geweſen ſei.

* * *

John hatte dem Nachbar Tiſchler Wort gehalten: der Sarg der jungen Frau war bis auf den letzten Dreier von ihm bezahlt worden; er hatte ſein Weib doch ſelbſt begraben.

Das anmuthige Kind, das ſo jählings mutterlos geworden, mit dem jetzt wohl Nachmittags die

Alte durch die Straßen prunkte, hatte das Mitleid der Stadt erweckt: und war auch dieſe Theilnahme nicht von langer Dauer, es hatte dem Vater doch zu Arbeiten verholfen, die ihm ſonſt nicht gekommen wären, und da es meiſt Verdingsarbeiten waren, ſo half ſeine geſchickte Kraft ihm jetzt zu gutem Verdienſt. Und eines Sonnabends — das Kind mochte jetzt ſchon reichlich ſeine fünf Jahre alt ſein — da John am Feierabend einen tüchtigen Wochenlohn vor ſich auf den Tiſch zählte und dann einen Theil davon zum Miethzins abſchied, ſtand auch Alt-Mariken dabei, und auf die vielen Schillinge niederſchauend, ſprach ſie: „Gieb mir auch etwas davon!" Als er verwundert aufſah, fügte ſie ſchmunzelnd bei: „Du glaubſt, John, ich will nun auch bei dir betteln!"

„Nein, Mariken; aber was will Sie?"

„Nur acht Schillinge, um eine Tafel und eine Fibel dafür zu kaufen!"

„Will ſie noch ſchreiben und leſen lernen?"

„Nein, John, das hab' ich, Gott und meinem ſeligen Vater Dank, nicht nöthig! Aber mit Chriſtinchen iſt es an der Zeit. Und das ſoll ſie ſchon von dem alten Weibe lernen; ich war einſt meines Vaters beſte Schülerin."

John reichte ihr, was ſie verlangte. „Sie hat wohl recht, Mariken," ſagte er.

— — Und ſo lernte Chriſtine dieſe ſchwierigen Dinge leichter und um ein paar Jahre früher, als es armen Kindern ſonſt zu Theil wird; und jetzt waren es andere Menſchen als früher, nachdenkliche Leute, penſionirte Schullehrer, auch wohl alte Großmütter, die manchmal vor der kleinen Kathe ihren Schritt hemmten und mit einem Ausdruck von zärtlichem Beifall auf das eifrige Kind dort auf der Hausthürſchwelle ſahen, das, ohne umzublicken, unachtend der braunen Löckchen, die von der Stirn ihm in die Augen hingen, den Kopf über eine Fibel neigte und, alles um ſich her vergeſſend, den kleinen Zeigefinger von einem Wort zum anderen rückte, ſobald das Mündlein die ſchwarzen Druckzeichen in den hellen Sprachlaut umgeſetzt hatte.

Wenn aber am Feierabend der Vater da war, wenn ſie mit aller Wichtigkeit ihm erſt gezeigt hatte, wie weit ſie heute auf der Tafel oder im Fibelbuch gekommen ſei, und wenn ſie dann miteinander ihr kleines Mahl verzehrt hatten, ſo ging er wohl noch einmal mit ihr hinaus unter den Sternenhimmel auf die Straßen, oder war es dort zu laut noch, in das Gärtchen und weiter in die Wege, die in das Feld hinausliefen. Dann hob er oft ſein Kind auf beide Arme, und was er Tags erfahren hatte, oder was nur an Gedanken bei der Arbeit ihm gekommen war, was ſie verſtand oder nicht verſtand, das flüſterte er in die kleinen Ohren; er hatte keinen anderen Vertrauten, und ein ewig Schweigen ſoll kein Menſch ertragen können. Wohl bog das Kind bisweilen das Köpfchen zu dem ſeinen auf und lächelte ihm nickend zu; manchmal aber erſchrak es und bat: „Nicht ſo! O, ſag das nicht, mein Vater!“ Er wußte nicht, war dieſe Tochter ihm ein neues Glück, war ſie ihm nur ein Troſt für ein verlorenes; denn immer wieder nach dem todten Weibe in Reu und Sehnſucht wollte ihm das Herz zerbrechen: noch im Traum bethörte ihn der Reiz des längſt vergangenen Leibes, daß er, vom Schlafe auffahrend, ihren Namen durch die dunkle Kammer ſchrie, bis er endlich faßte, was unrettbar der Vergangenheit gehöre. Manchmal in der Nacht hatte auch das Kind nach der Mutter gerufen und die Aermchen weinend nach ihr ausgeſtreckt; wenn er dann am Abend darauf ſie durch die Einſamkeit der Gaſſen auf ſeinen Armen trug, erzählte er ihr, wie Süßes oft im Traume ihm geſchehen, wie ſchrecklich ſein Erwachen geweſen ſei.

Dann frug das Kind wohl zitternd: „War denn Mutter bei dir in der Nacht?“

„Nein, Chriſtine; es war ja nur ein Traum.“

Und das Kind frug weiter: „War denn Mutter ſo ſchön?“

Dann drückte er ſie heftig an ſich: „Für mich das Schönſte auf der Erde! Weißt du das nicht mehr? Du warſt ſchon drei Jahre alt, als ſie ſtarb!“ Als er das letzte Wort geſprochen hatte, ſtockte ihm die Rede plötzlich; ein Fröſteln rann durch ſeine Glieder. Konnte er ſo einfach von ihrem Sterben ſprechen? Er wollte ſein liebes Kind doch nicht betrügen. — Die Kleine aber, die eine Weile geſchwiegen hatte, ſagte jetzt traurig: „Mein Vater, ich weiß gar nicht mehr, wie Mutter ausſah!“

„Wir hatten nimmer Geld zu einem Bilde; wir dachten auch nicht an den Tod!“ antwortete John, und ſeine Stimme bebte; „aber er iſt immer bei uns; ſtreck' nur den Finger aus, ſo kommt er ſchon!"

Die Kleine drückte angſtvoll das Köpfchen an ſeine Bruſt. „Nein, nein," ſagte er, „ſo iſt's doch nicht! Du kannſt ſchon deine beiden ganzen Händchen ausſtrecken! Der liebe Gott iſt doch über ihm; der hat auch verſprochen, daß wir die Todten alle wiederſehen ſollen; ſo lange mußt du warten."

„Ja, Vater," ſagte das Kind, und der kleine Mund drückte ſich auf den ſeinen, „aber du mußt bei mir bleiben."

„Wie Gott will."

— — War bei ihrer Nachhauſekunft Alt-Mariken noch wach, oder hatte die Hausthürſchelle ſie wieder aufgeſchreckt, dann ſchalt ſie John, die Nacht ſei nicht für Kinder, er trage ſie noch in den Tod.

Er aber ſagte dann wohl halb für ſich ſelber:

„Beſſer früher Tod,
Als ſpät die Noth."

* * *

Da kam jener furchtbare Winter in den vierziger Jahren, wo die Vögel todt aus der Luft fielen und die Rehe erfroren im Walde zwiſchen den von

Schnee gebeugten Bäumen lagen, wo die armen Leute mit ihrem leeren Magen, um nicht gleichfalls zu erfrieren, in ihre kargen Betten krochen, die in ungeheizten Kammern ſtanden; denn auch die Arbeit war mit eingefroren.

John hatte ſein Kind auf dem Schooß; er ſann wohl darüber nach, warum in ſolcher Zeit das Mitleid nicht den Armen Arbeit ſchaffe; er wußte nicht, daß es an ihm vorbeigegangen war. Die lange nicht geſtutzten Haare hingen über ſeine eingefallenen Wangen; die Arme hielt er um ſein Kind geſchlungen. Der Mittag war vorüber, wie die zwei leeren irdenen Teller auswieſen, die mit Kartoffelſchale bedeckt neben einem Salzfaß auf dem Tiſche ſtanden. Ein kaltes graues Zwielicht war in der Kammer; denn das Tageslicht konnte durch die dick mit Eisblumen überzogenen Scheiben nur kaum hineindringen. „Schlaf ein wenig, Chriſtine!“ ſagte John. „Schlaf iſt gut; es giebt nichts Beſſeres; es wird auch wieder Sommer werden!“

„Ja,“ hauchte das Kind.

„Wart nur!“ und er nahm ein Wollentuch, das Hanna einſt getragen hatte, und bedeckte ſie damit.

„Das iſt Mutters Tuch," ſagte er, „deine kleinen Füße ſind ſo kalt."

Sie ließ ſich das gefallen und ſchmiegte ſich an den Vater, der vergebens hoffte, daß der Schlaf ihr kommen werde. Er hatte die letzten drei Torf ſo vorſichtig in den kleinen Ofen geheizt, aber es war doch zu kalt geblieben. Da ſchellte die Hausthürglocke, und Alt-Mariken trat nach einer Weile in die Kammer. Sie deckte ihre kleinen Augen mit der Hand: denn das graue Zwielicht da drinnen hatte ſie geblendet; dann nickte ſie den Beiden zu. „Das glaub' ich," ſagte ſie, „ihr könnt euch aneinander wärmen! So gut hat's unſereiner nicht; denn ſieh, John, das Kinderkriegen hab' ich nicht verſtanden. Nur einmal war's ein todtes, aber das zählt ja nicht."

John blickte nicht auf. „Da braucht Sie heute auch nur für ſich allein zu frieren," ſagte er und nahm die kalten Füßchen ſeines Kindes in ſeine großen Hände.

„Nun nun," erwiderte die Alte; „ich weiß mir ſchon zu helfen; ſorg nicht um mich, John! Die alte Senator'n hört gar zu gern die Geſchichten von anno damals, vom Koſakenwinter; und da kann ich aushelfen, John! Die haben mir heut drei Taſſen heißen Kaffee eingebracht; da kann man's dann ſchon wieder aushalten, wo nur der Winter einheizt!" Sie lachte: „Ihr beiden ſolltet einmal tanzen! Das hat mir früher oft geholfen; die Tanzbein' ſind mir nur abhanden gekommen."

Da hob das Kind ſein Köpfchen aus den Umhüllungen und ſagte: „Vater, morgen iſt doch Weihnachten; darf es hier dann nicht ein wenig wärmer ſein?"

John ſah nur finſter auf ſie hin; die Alte aber huckte ſich neben ihm und der Kleinen zu Boden: „Kind, Gottes Engel!" rief ſie und ſtreichelte mit ihrer warmen Hand Stirn und Wangen der Kleinen; dabei griff ſie mit der anderen in ihre Taſche und fühlte nach den Schillingen, von denen ſie nicht geredet, die ſie aber neben dem Kaffee von der Frau Senatorin als Feſtgeſchenk erhalten hatte. „Ja ja, Chriſtinchen, ſorg nur nicht! Unſer Herr Chriſtus hat dazumal auch warm in ſeinem Kripplein gelegen!" John ſchwieg noch immer; das Wort ſeines Kindes war ihm wie ein Schwert durchs Herz gegangen. Aber vor ſeinem inneren Auge ſtand jetzt plötzlich jener einſame Brunnen draußen auf dem Felde; er ſah den Bretterzaun im Froſte flimmern.

Sein alter Arbeitgeber, von dem er ihn einſt ſelbſt erbeten hatte, war jahrelang todt; auch ſie, um deren willen es geſchah — wen kümmerte das von damals noch? Hatten die Bretter einſt ſein Weib geſchützt, ſie konnten nun ſein Kind erwärmen! — Das Blut ſtieg ihm zu Häupten; ſein Herz hämmerte heftig.

Das hörte das Kind, deſſen Kopf daran lag. „Vater," ſagte ſie, „was klopft ſo in dir?"

„Das Gewiſſen!" — Er war zuſammengefahren. Niemand hatte das geſagt, und war ihm doch, als habe er es gehört, deutlich, dicht vor ſeinem Ohr.

„Mich friert!" ſagte die Kleine wieder.

Da ſtieg aufs Neue der Brunnen vor ihm auf. „Wärme dich ein Stündchen in meinem Bette!" ſagte er haſtig; „dort wirſt du ſchlafen; ich wecke dich dann wieder."

„Ja, ja, Chriſtinchen," rief die Alte, „ich ſetz' mich zu dir; ſchlaf nur, Kind; die Welt iſt gar zu kalt!" John aber ſtürzte aus der Kammer dem niedrigen Verſchlage zu, der auf dem Hofe war; hier in der Dunkelheit, nach zugeriegelter Thür, ſchärfte er ſeine Handſäge und ſchliff ſein Handbeil auf dem dort ſtehenden Schleifſtein.

— — In der Nacht, die dieſem Tage folgte, fiel das Queckſilber in den Thermometern noch um mehrere Grade tiefer; die ſchneebedeckten Felder, auf welche die zitternden Sterne herabblinkten, ſchienen wie eine Oede, die nie ein Menſchenfuß betreten. Dennoch vernahmen die Kranken oder in Sorgen Wachenden, welche in der Norderſtraße ihre Schlafkammern nach den Gärten hatten, aus der Ferne die Schläge eines Beiles, die in der grenzenloſen Stille nach der Stadt hinüber ſchollen. Vielleicht mochte auch ihrer einer ſich erheben und vom Bett aus, wiewohl vergebens, durch die flimmernden Fenſterſcheiben hinauszublicken ſuchen; aber wen kümmerte es weiter, wer draußen noch ſo geſchäftig wach war?

Als aber Alt-Mariken am Morgen ſpät erwachte, da ſah ſie von ihrem Bett aus, daß in dem Beilegerofen ſchon ein helles Feuer praſſelte und ihre Schillinge nicht mehr nöthig waren. In der Kammer ſtand John neben ſeinem Töchterlein und ſah ſchweigend zu, wie ſie behaglich ſich die Kleider überzog und unterweilen mit ihren Händchen an den Ofen klatſchte. „O,“ rief ſie fröhlich und zog ſie raſch zurück, „er hat mich ordentlich gebrannt!“

Und allmälig ſchmolz der Schnee; die Sonne kam immer länger auf Beſuch; die Schneeglöckchen hatten ausgeblüht, und die Veilchen zeigten dicke Knoſpen; Vögel und allerlei Wandergäſte kamen; darunter auch, die nicht willkommen waren.

John hatte eine Gartenarbeit unten in der Stadt und bog eines Abends, ſeinen Spaten auf dem Nacken, aus einer Nebengaſſe in die breite Straße ein, um durch dieſe und deren Verlängerung nach ſeiner Wohnung hinaufzugehen. Alle ſeine Gedanken waren bei ſeinem Kinde; ſie kam ihm ja immer noch entgegen, wenn auch nicht ſo ungeſtüm wie früher; denn auf den Herbſt hatte ſie ſchon ihr ſiebentes Jahr. Da ſchlug von rückwärts der Schall eines Fußtrittes an ſein Ohr, als ob er ihn einzuholen trachte. Er ſtutzte. „Wer ging doch ſo?“ — Wie eine unheimliche Erinnerung überkam es ihm; aber er konnte ſich nicht entſinnen; ihm war nur, als ſei ihm Unheil auf den Ferſen. Er ſah nicht um; aber er ging jetzt raſcher, denn es war ganz hell noch auf den Gaſſen. Doch auch das hinter ihm ging raſcher; er brütete noch: Wer kann das ſein? — da ſchob ein magerer Arm ſich in den ſeinen, und ein bleiches bartloſes

Geſicht mit kurzgeſchorenem Schädel ſah ihn aus kleinen ſcharfen Augen an.

John erſchrak bis in die Fußſpitzen. „Wenzel!“ ſtieß er hervor. „Wo kommſt du her?“

„Wo du auch einmal ſechs Jahre geweſen biſt, John! Ich hatte es noch einmal verſucht.“

„Laß mich!“ ſagte John; „ich darf nicht mit dir geſehen werden. Das Leben iſt ſchwer genug.“ Er ging noch raſcher; aber der Andere blieb ihm zur Seite.

„Nur die Straße hier hinauf,“ ſagte er. „Du trägſt das Zeichen der Ehrlichkeit da auf den Schultern; das thät mir gut zu meiner Reputation!“

John ſtand ſtill und trat von ihm zurück: „Du machſt linksum, oder ich ſtoße dich hier zu Boden!“

Der ſchwache Züchtling mochte den Grimm des Mannes fürchten; er zog grinſend ſeine alte Mütze: „Auf Wiederſehn, Herr John! Du biſt heut juſt nicht höflich gegen einen alten Kameraden!“ Er ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und ging nach links unter den Rathhaus-Schwibbögen zur Stadt hinaus. In furchtbarer Bewegung ſetzte John ſeinen Weg fort; ihm war, als wäre Alles in ihm eingeſtürzt. Einige Häuſer vor dem ſeinen kam ihm das Kind entgegen und hing ſich an ſeinen Arm. „Du ſprichſt ja gar nicht, Vater? Fehlt dir was?“ ſagte ſie nach einigen Schritten.

Er ſchüttelte den Kopf: „Ja, Kind; wenn nur, was einmal dageweſen, nicht immer wieder zu uns kommen wollte!“

Die Kleine ſah zärtlich, voll unverſtandenen Mitleids zu ihm auf. „Kann denn der liebe Gott nicht helfen?“ ſprach ſie zaghaft.

„Ich weiß nicht, Stine; aber wir wollen zu ihm beten!“

— — Am folgenden Tage hatte John den Gefürchteten nicht geſehen; er war auch nicht durch die Stadt, er war hinter derſelben an den Gärten entlang auf ſeine Arbeit und wiederum nach Haus gegangen. Am Abend darauf ſah er ihn hier auf ſich zukommen; das bleiche Züchtlingsgeſicht, um das jetzt ein Stoppelbart zu wachſen begann, war nicht zu verkennen.

„Ei, Freund John,“ rief Wenzel ihm entgegen, „ich glaub', du ſuchſt mir auszuweichen; biſt du denn noch ſo mürriſch?“

John blieb ſtehen. „Dein Geſicht macht mich nicht fröhlicher,“ ſagte er.

„Das denn vielleicht?" entgegnete Wenzel und zog ein paar Mark Geldes aus der Taſche. „Ich wollt' mich auf eine Woche bei dir einmiethen, John! Es iſt nicht leicht für mich, Quartier zu kriegen!"

„Mieth' dich beim Teufel ein!" ſagte John. Als er aufblickte, kam aus einem Seitenwege ein Gensdarm auf ſie zu. John wies auf den Polizeiſoldaten; aber Wenzel ſagte: „Den fürcht' ich nicht; meine Papiere ſind in Ordnung."

Noch bevor dieſer ſie erreicht hatte, zog er ſein Taſchenbuch hervor und übergab es ihm, der mit amtlicher Würde den Inhalt durchſtudirte. Schon ſtreckte Wenzel ſeine Hand aus, um ſeinen Schatz ſich wieder auszubitten; aber der Gensdarm ſteckte die Papiere ruhig in ſeine eigene Taſche. „Er hat ſich auf der Polizei noch nicht gemeldet," ſagte er kurz, „Er geht mit mir!" und einen raſchen Blick auf John werfend, ließ er den Züchtling vorangehen und folgte, die Hand am Säbelgriff.

Der Bürgermeiſter befand ſich auf dem Rathhauſe in ſeinem Arbeitszimmer, als der Gensdarm eintrat und den entlaſſenen Züchtling Wenzel meldete.

Er lächelte. „Ein alter Bekannter!"

„Ich traf ihn hinten am Kuhſteig; der John Glückſtadt ſtand bei ihm,“ berichtete der Gensdarm.

Der Beamte ſann einen Augenblick: „Ja, ja, — John Glückſtadt, das läßt ſich denken.“

„Freilich, Herr Bürgermeiſter; das Zuſammentreffen ſchien mir ſehr verdächtig, hinter der Stadt und um die Veſperzeit, wo niemand dort zu kommen pflegt.“

„Wie meinen Sie das, Lorenzen?“ frug der Bürgermeiſter. „Dieſer John Hanſen iſt jetzt ein reputirlicher Menſch, der ſich und ſeine Kleine ehrlich durchzubringen ſucht.“

„Sehr wohl, Herr Bürgermeiſter; aber ſie waren vordem zuſammen im Zuchthaus; es dürfte nicht ohne Bedeutung ſein, daß ſie auch hier gleich wiederum zuſammenſtehen.“

Aber der Bürgermeiſter ſchüttelte den Kopf. Er hatte John im Winter ein kleines Darlehen gegeben und es in dieſen Frühlingstagen zurückerhalten. „Nein, Lorenzen,“ ſprach er, „ſtören Sie mir den Mann nicht; den kenn' ich beſſer: auch hat er Arbeit jetzt, die er nicht aufs Spiel ſetzen wird. Und nun laſſen Sie den Wenzel kommen!“

„Befehlen,“ ſagte der Gensdarm und drehte ſich militäriſch nach der Thür. Aber die Zurückweiſung ſeiner ſo wohl ausgeſonnenen Schlüſſe auf John Glückſtadt hatten heimlich ihn ergrimmt. Drum erzählte er noch am ſelben Tage Arbeitern und kleinen Handwerkern, mit denen er zuſammentraf, und mit noch ſtärkeren Accenten die verdächtige Geſchichte; die brachten es an die Dienſtboten und dieſe an die Herrſchaften, und ſo war bald die ganze Stadt voll von den gefährlichen Plänen, welche Wenzel und John Glückſtadt in erneuerter Kameradſchaft mit einander geſchmiedet hätten; und obwohl Wenzel ſchon am folgenden Tage wieder entlaſſen und dann von Behörde zu Behörde gewieſen war und hier niemals wiedergeſehen wurde, ſo hatte er doch für John des Teufels Spur zurückgelaſſen. Dieſer hatte gehofft, die Arbeit in dem großen Garten drunten in der Stadt den ganzen Sommer, ja gar für künftige Jahre behalten zu können, denn der Beſitzer hatte ihm wiederholt die Sauberkeit und Raſchheit ſeiner Arbeit gelobt; jetzt aber kam die Botſchaft von demſelben, John brauche nicht wieder zu kommen. Bei Anfragen in anderen Häuſern erhielt er trockenen Abſchlag; mit Mühe bekam er endlich in einem nahegelegenen Dorfe eine ſchlecht bezahlte Feldarbeit; aber auch die ging bald zu Ende. Sein Muth ſank; ſeines Kindes Antlitz drückte ihn noch tiefer; das Elend war ſchon halb in ſeiner Kathe; nur der Kleinen wußte die kluge Alte unter immer neuen Vorwänden ein Theilchen von ihren Suppengängen zukommen zu laſſen.

So war das Ende des Auguſt herangekommen und ein Abend, wo für den anderen Tag kein Mundvoll mehr im Hauſe war. Er ſaß am Bette ſeines Kindes, das ſchon mit dem Schlafe kämpfte, und ſah ſtarr auf das liebliche Geſichtlein; aber ſo ſtill er ſaß, er wußte vor Angſt nicht, wo er mit ſeinen Gedanken bleiben ſollte. Da, als das Kind die Augen zu ihm aufſchlug, brach es aus ihm hervor: „Chriſtine!“ aber er ſtockte einen Augenblick; „Chriſtine,“ ſagte er nochmals, „könnteſt du wohl betteln?“

„Betteln!“ Das Kind erſchrak über das Wort. „Betteln, Vater?“ wiederholte ſie; „wie meinſt du?“ Die Kinderaugen waren plötzlich erregt auf ihn gerichtet.

„Ich meine,“ ſagte er langſam aber deutlich, „zu fremden Leuten gehen und ſie um einen Sechsling oder noch weniger um einen Dreiling bitten, oder um ein Stück Brot.“

Dem Kinde ſtürzten die Thränen aus den Augen: „Vater, warum fragſt du ſo? Du ſagteſt immer, betteln ſei eine Schande!“

„Es kann auch kommen, daß Schande noch nicht das Schlimmſte iſt. — Nein, nein!“ rief er dann laut und riß ſie heftig in ſeine Arme. „Weine nicht, o weine nicht ſo, mein Kind! Du ſollſt nicht betteln; nimmer ſollſt du das! Wir eſſen nur ein bißchen weniger!“

„Noch weniger, Vater?“ frug die Kleine zögernd. Er antwortete nicht; aber ihr war, als fühlte ſie ihn ſchluchzen, als er ſeinen Kopf gegen ihren kleinen Körper barg. Da wiſchte ſie ſich die Thränen vom Geſicht; und als ſie eine Weile wie grübelnd dagelegen, brachte ſie ihren kleinen Mund zu ſeinem Ohr. „Vater!“ flüſterte ſie leiſe.

„Ja, mein Kind?“ und er richtete ſich empor.

„Vater, ich glaub’, ich könnte doch wohl betteln!“

„Nein, nein, Chriſtine; denk’ nicht mehr daran!“

„Ja, Vater,“ und ſie ſchloß ihre Aermchen feſt um ſeinen Hals, „wenn du krank und hungrig wäreſt, dann wollte ich es doch!“

„Nun, Kind; du weißt ja, ich bin kerngeſund!“

Sie blickte ihn an; er ſah nicht ſehr geſund aus; aber er lächelte ja doch. „So, ſchlaf nun!“ ſagte er und löſte die Aermchen ſanft von ſeinem Nacken und legte ſie in ihr Bett zurück. Und ſie that, wie getröſtet, ihre Augen zu und war bald entſchlafen; nur ihres Vaters Hand behielt ſie noch feſt in der ihren, bis auch die kleinen Finger ſich löſten und das ruhigere Athmen den feſten Schlaf bekundete.

Er blieb noch immer ſitzen; das erſte Viertel des Mondes war heraufgekommen und ſchimmerte trübe in die Kammer. Der Mann ſtarrte in Verzweiflung auf ſein Kind: was ſollte er beginnen? Zur Sparkaſſe? — Aber wer würde für ihn Bürgſchaft leiſten? Zum Bürgermeiſter gehen und um ein Darlehn bitten — und das im hohen Sommer? — Im Winter hatte er es gethan; er wußte genau die Zeit: die Bretter des Brunnens waren verbrannt und die Kammer wieder kalt geweſen. Der Bürgermeiſter hatte es ihm damals auch gegeben; aber die ſcharfen Augen des alten Herrn hatten ihn ſo ſeltſam angeſehen. „Damit Er nicht wieder in Verſuchung komme, John!“ hatte er dabei geſagt; ihm aber hatten plötzlich die Beine unterm Leib gezittert.

Ob denn der Bürgermeiſter von jener Sache wiſſe oder nur Gedanken habe, frug er ſich jetzt; dann fiel's ihm auf die Bruſt, er war ein Züchtling, dem wird Alles zugerechnet; weshalb war denn ſeitdem ſchon immer wieder keine Arbeit für ihn da geweſen? Wie eine drückende Wolke fühlte er den Verdacht ob ſeinem Haupte ſchweben. Das geliehene Geld zwar hatte er zurückgezahlt; aber, nein — nicht noch einmal zum Bürgermeiſter! — — Nebenan im Garten des Tiſchlers ſtanden wohl noch ein paar Reihen Kartoffeln, ſie ſchienen ganz vergeſſen zu ſein — aber John biß die Zähne zuſammen: er hatte durch ihn ſein todtes Weib begraben können. Einen Augenblick entflohen ihm die Gedanken; ſie hafteten dort, wo der Ofen ſtand, wo ein ſchwacher Mondſchimmer auf dem Meſſingknopfe ſchimmerte. „Hanna!" murmelte er, „du biſt ſchon recht geſtorben!" Wie in unausdenkbarem Elend ſtreckte er die Hände mit ausgeſpreizten Fingern vor ſich hin; aber die Bilder in ſeinem Kopfe wechſelten, und die des Hungers waren doch die ſtärkſten. Da plötzlich ſtreckte ſich ein weites Kartoffelfeld vor ſeinen Augen; es war draußen auf dem Felde neben dem von ihm beraubten Brunnen, der jetzt in einem hohen Aehrenfeld verborgen ſtand. Die Kartoffeln waren noch immer nicht aufgenommen; andere Feldarbeit war im Wege geweſen. „Nur ein paar Bülte!“ murmelte er, „nur um einmal ſatt zu werden!“ Etwas von dem Trotz der Ausgeſtoßenen kam über ihn: „Es kann ja morgen wieder Arbeit kommen — wenn nicht, ſo muß ich’s mit dem lieben Gott verſuchen!“

Er ſaß noch lange, noch manche Stunde, bis der Mond ſchon unter war und er alles ſchlafend glaubte; da ſchritt er leiſe aus der Kammer und aus dem Hauſe. Die Luft war ſchwül; nur mitunter fuhr ein Windſtoß auf, und faſt undurchdringliche Finſterniß lag auf der Erde. Aber John war den Weg ſchon oft gegangen, und endlich, an dem Kraute, das um ſeine Beine ſchlug, fühlte er, er war auf dem Kartoffelacker. Er lief noch weiter hinein, denn ihm war, als müſſe er überall geſehen werden; mitunter bückte er ſich und wühlte unter den Büſchen, mitunter zuckte er erſchreckt zurück; aber es war nur das Gezücht, das hier gelegen hatte; ein Tauſendfuß, eine Kröte waren über ſeine Hand geſchlüpft. Das Säcklein, das er mitgenommen hatte, war halb gefüllt. Er ſtand und wog es in der Hand: es war genug; aber . . . . Er hatte den Sack ſchon umgekehrt, um alles wieder auf den Acker auszuſchütten, nur unten hielt noch ſeine eine Hand das Linnen zuſammen. Ihm war im Kopfe, als ſenke eine Wage ſich auf und ab; dann ſprach er langſam: „Ich kann nicht, lieber Gott! Mein Kind! Es ſoll ans Kreuz geſchlagen werden; laß mich es retten; ich bin ja nur ein Menſch!“

Er ſtand und horchte, als ſolle eine Stimme von oben aus der Nacht zu ihm herunterkommen; dann krampfte ſeine Hand ſich um den Sack; er lief nur weiter, immer weiter; kaum fühlte er, daß jetzt hohe Aehren ihm mit ihren rauhen Köpfen ins Geſicht ſtrichen; kein Stern zeigte ihm den Weg; er ging her und hin und kam doch nicht zum Ausgang. Ihn überfiel's, wie er vor einem Jahrzehnt als Aufſichtsmann ſo ſicher hier geſchritten war; es konnte nicht weit ſein, wo einſt ſein Weib, ein ſechzehnjährig Dirnlein, ihm in die Arme ſtürzte! In ſüßem Schauder ging er vorwärts; gleichmäßig rauſchten bei ſeinem Schritt die Aehren; ein Vogel, ein Rebhuhn oder eine Ammer, ſchwirrte vor ihm auf; er hörte es kaum, er ſchritt nur weiter, als ob er ewig ſo zu ſchreiten habe.

Da zuckte fern unten am Horizont ein ſchwacher Schein; ein Gewitter ſchien heraufzukommen. Einen Augenblick ſtand er und beſann ſich: er hatte die dunklen Wolken am Abend ſchon geſehen; er wußte plötzlich, wo Oſt und Weſten war. Nun wandte er ſich und beſchleunigte ſeine Schritte; er wollte raſch nach Haus, zu ſeinem Kinde. Da war etwas vor ſeinen Füßen, er kam ins Straucheln, und eh er ſich beſonnen, that er einen neuen Schritt; aber ſein Fuß fand keinen Boden — — ein gellender Schrei fuhr durch die Finſterniß; dann war's, als ob die Erde ihn verſchluckt habe.

Ein paar Vögel ſchreckten in die Luft, dann war alles ſtill; kein Menſchenſchritt war jetzt noch in dem Korn. Eintönig ſäuſelten die Aehren, und kaum hörbar nagten die Millionen Geziefers an den Wurzeln oder Schaften der Pflanzen, bis die immer drückendere Schwüle in einem ſtarken Wetter ſich entlud und in den hallenden Donnern und dem niederſtürzenden Regen alle anderen Geräuſche der Erde verſchwanden.

In der Kathe am Ende der Norderſtraße fuhr um dieſe Zeit ein armes Kind aus ſeinem Schlafe auf; ihm träumte, es habe ein Brot gefunden, aber es hatte in einen Stein gebiſſen. Halb im Traum noch griff es in das große Wandbett nach der Hand ſeines Vaters, doch es erfaßte nur den Zipfel des Kopfkiſſens und ſchlief dann ruhig weiter.

— — John Glückſtadt iſt niemals wieder nach Haus und nie zu ſeinem Kinde zurückgekommen; alle Anſtalten der Polizei, eine Spur von ihm zu finden, waren vergebens. Sein Verſchwinden wurde einige Tage in der kleinen Stadt beſprochen; die einen meinten er ſei entflohen, um nachher mit ſeinem Kameraden Wenzel zuſammenzutreffen und mit ihm übers Meer zu fahren, wo es den Spitzbuben gut zu gehen pflege; das Geld zur Ueberfahrt würden ſie unterwegs nach Hamburg ſich ſchon zu ſchaffen wiſſen, und das kleine Dings ſei ja in guter Hut bei Küſter-Mariken; die anderen meinten, am Deich da draußen in der Schleuſengrube, neben welcher er und Wenzel ihr Schelmſtück einſt berathen hätten, habe er den Tod geſucht, und die Ebbe habe ihn ins Meer hinausgetrieben.

Dieſe Meinungen wurden in einer Tiſchgeſellſchaft gegen einander abgewogen. „Nun, und Sie, Herr Bürgermeiſter,“ ſagte zu dieſem die alte Schwägerin des einſtigen Cichorienfabrikanten, die er zu Tiſche geführt hatte, „was meinen Sie dazu?“

Der Bürgermeiſter, der bisher kein Wort dazu geredet hatte, nahm erſt bedächtig eine Priſe. „Hm,“ ſagte er, „was ſoll ich meinen? — Nachdem dieſer John von Rechtes wegen ſeine Strafe abgebüßt hatte, wurde er, wie gebräuchlich, der lieben Mitwelt zur Hetzjagd überlaſſen. Und ſie hat ihn nun auch zu Tode gehetzt; denn ſie iſt ohn Erbarmen. Was iſt davon zu ſagen? Wenn ich was meinen ſoll, ſo ſollet ihr ihn jetzt in Ruhe laſſen, denn er gehört nun einem anderen Richter.“

„Wahrhaftig,“ ſagte die Alte ganz erſtaunt, „Sie haben doch immer Ihre ſonderbaren Meinungen von dieſem John Glückſtadt!“

„John Hanſen,“ berichtigte der Bürgermeiſter ernſthaft.

* * *

— — — Mir kam allmälig das Bewußtſein, daß ich weit von meiner Vaterſtadt im Oberförſterhauſe an dem offenen Fenſter ſtehe; der Mond ſchien von drüben über dem Walde auf das Haus, und aus den Wieſen hörte ich wieder das Schnarren des Wachtelkönigs. Ich zog meine Uhr: es war nach Eins! Das Licht auf dem Tiſche war tief herabgebrannt. In halbviſionärem Zuſtande — ſeit meiner Jugend haftete dergleichen an mir — hatte ich ein Menſchenleben an mir vorübergehen ſehen, deſſen Ende, als es derzeit eintrat, auch mir ein Räthſel geblieben war. Jetzt kannte ich es plötzlich: deutlich ſah ich die zuſammengekauerte Todtengeſtalt des Unglücklichen in der unheimlichen Tiefe. Nachdem ich heute den Namen meiner Wirthin erfahren hatte, wußte ich jetzt auch: noch einmal aus der düſteren Gruft hatte ſeine lebendige Stimme ein lebendig Menſchenohr erreicht; aber es war nur das eines vierzehnjährigen Knaben. Am Abend nach dem Verſchwinden des Armen, da ich bei einer befreundeten Familie eingetreten war, kam der Sohn mit ſeinem Schmetterlingsketſcher ſchreckensbleich ins Zimmer. „Es hat geruft!“ rief er und ſah ſich um, als ob er auch hier noch nicht ganz ſicher ſei; „lacht nur nicht; ich hab’ es ſelbſt gehört!“ — Zwiſchen den Kartoffeln auf dem Acker neben dem Schinderbrunnen war er geweſen, um ſich den Todtenkopf zu fangen, der in der Dämmerung dort fliegen ſollte; da hatte es unweit von ihm aus dem Kornfeld ſeinen Namen „Chriſtian!“ gerufen, hohl und heiſer, wie er ſolche Stimme nie gehört; und da er entſetzt davon gelaufen, ſei es noch einmal hinter ihm hergekommen, als ob's ihn habe greifen wollen.

Ich wußte jetzt, nach über dreißig Jahren: es hatte nicht geſpukt, und nicht Chriſtian hatte er es rufen hören: den Namen ſeiner Tochter „Chriſtine“ hatte der Mann da drunten in hoffnungsloſer Sehnſucht ausgeſtoßen. Und noch eines wußte ich: ein Arbeiter, mein alter Freund aus der Kinderzeit, hatte einige Tage ſpäter draußen an dem Brunnen das Korn mähen helfen. „Da hätten wir bald einen Falken fangen können!“ erzählte er mir eines Abends.

„Einen großen?“ frug ich.

„Das mag der Herr glauben! Er war ein Stück in den alten Schinderbrunnen hinabgeſtoßen — der Himmel weiß, was drunten liegt — aber ſeine Fluchten waren zuweit in der Spanne, er ſchlug und arbeitete damit in dem engen Brunnen und kam nicht gleich heraus. Wir hatten nur keine Knüppel, ihn zu ſchlagen; auch wehte ein übler Dunſt uns an; es war, als hätte ſchon vordem die Creatur an Aas geſeſſen!“

Ich hatte damals dieſer Rede nicht geachtet; mich ſchauderte, da mich die Erinnerung jetzt befiel; der feuchte Nachtwind, der mich anwehte, that mir wohl, vor allem, weil er von heut und nicht von damals war; ich wußte, der Brunnen war vor ein paar Jahren zugeſchüttet. „Zu Bett!“ ſprach ich halblaut zu mir; „und, Seele, geh du auch zu Bett!“

Ich löſchte das Licht und ließ das Fenſter offen, damit alles, was lebendig war, zu mir herein könne; und bälder, als ich gedacht hatte, kam der Schlaf; nur mit einem freundlichen Bilde ſpielte noch der Traum: ich ſah die von der Morgenſonne nur noch halb erleuchteten Straßen meiner Vaterſtadt; ich hörte einen Wagen heranraſſeln, und zwiſchen zwei lieben alten Leuten auf dem offenen Sitze ſaß die kleine Chriſtine, und ſie nickte mir freundlich zu, als ſie bei mir vorbei und über dem Zingel zur Stadt hinausfuhren.

Der alten Mariken dachte ich nicht weiter; ich wußte, daß ſie vor langen Jahren in St. Jürgens Stift ein ruhiges Sterbekiſſen gefunden hatte.

— — Als ich ſpät am anderen Morgen in das Haus hinunter kam, erhob ſich der Lohbraune von der Matte vor der Thür des Wohnzimmers und begrüßte mich wedelnd als einen Gaſt des Hauſes; als ich aber eintrat, war niemand drinnen; nur die Magd öffnete eine Seitenthür, guckte herein, als ob ſie beſtellt ſei, meine Ankunft zu berichten, und lief dann raſch von dannen. Ich beſchäftigte mich indeß damit, die Bilder an den Wänden zu beſchauen, aus denen deutlich zwei Generationen zu erkennen waren: auf der einen Jagd- und Thierſtücke von Steffeck und dem alten Riedinger; über dem Sopha dagegen fand ich eine Kreuzesabnahme von Rubens, und je zur Seite die Bildniſſe von Luther und Melanchthon. Am Sopha, auf dem lichtloſen Wandſtücke am Fenſter, hing, wie im Schatten der Vergangenheit, eine halberloſchene Photographie; aber ein Kranz von Immortellen, wie Johns Tochter ſie geſtern auf unſerem Waldgang gepflückt hatte, wohl gar derſelbe, umgab den dunklen Rahmen.

Mit Scheu faſt trat ich näher: es war das

Bildniß eines Soldaten in Uniform, wie dergleichen die jungen Landleute während ihrer Dienſtzeit anfertigen laſſen und nach Hauſe ſchicken. Der Kopf war leidlich ausgeprägt erhalten und zeigte mir das kaum mehr als einmal geſehene, aber unvergeſſene Antlitz des Arbeiters John Glückſtadt; nur war in dieſen Zügen noch nichts von Kummer oder Schuld; der kleine dunkle Schnurrbart ſaß unter der kecken Adlernaſe, und die Augen ſahen ernſt, doch ſicher in die Welt hinaus. Es war John Glückſtadt nicht; es war John Hanſen, wie er im Herzen ſeiner Tochter fortlebte, für den ſie geſtern ihren friſchen dauerhaften Kranz gepflückt hatte; mit dieſem John hatte der doppelgängeriſche Schatten noch nichts zu ſchaffen. Es brannte mich, meiner edlen Wirthin zuzurufen: „Laß das Geſpenſt in deinem Haupte fahren; der Spuk und dein geliebter Vater, ſie ſind nur eines: er war ein Menſch, er irrte, und er hat gelitten!“

Aber ich hörte die Stimmen meiner Wirthsleute von hinten durch die Gartenthür ins Haus kommen, und ich wandte mich von dem bekränzten Bilde ihnen entgegen, um ihren Morgengruß und ihre Scherze über meine Langſchläferei in Empfang zu nehmen.

— Wir lebten noch einen ſchönen Frühlingstag zuſammen. Als ich aber ſpät Abends mit dem Oberförſter und ſeinem treuen Hunde noch einen Waldgang machte, da ſchwieg ich nicht länger; ich erzählte ihm alles, jedes Einzelne, was in der vergangenen Nacht mir in Erinnerung und im eigenen Geiſte aufgegangen war.

„Hm,“ machte der beſonnene Mann und ließ ſeine Augen treuherzig auf mir ruhen; „das iſt aber Poeſie; Sie ſind am Ende nicht bloß ein Advokat!“

Ich ſchüttelte den Kopf: „Nennen Sie es immer Poeſie; Sie könnten es auch Liebe oder Antheil nennen, die ich raſch an meinen Wirthen genommen hätte.“ Es war zu dunkel, um zu ſehen; aber mir war, als ob ein herzlicher Blick von ihm mich ſtreifte. „Ich danke Ihnen, lieber Freund,“ ſagte er dann; „aber der Vater meiner Frau — ich hatte freilich nur Weniges von ihm gehört — iſt mir nimmer ſo erſchienen.“

„Und wie denn anders?“ frug ich.

Er antwortete nicht mehr; ſinnend gingen wir neben einander, bis wir das Haus erreicht hatten.

„Ihr ſeid ſehr langſam gegangen,“ ſagte Frau

Chriſtine, als ſie uns entgegentrat; „ihr habt mich ſchier vergeſſen!“

— — Als ich am anderen Morgen fortging, begleiteten mich beide, bis wo der Waldweg in die Landſtraße ausläuft. „Wir ſchreiben Ihnen einmal!“ ſagte der Oberförſter. „Ich bin ſonſt kein Briefſteller; aber gewiß, ich thu's; wir müſſen Sie feſtzuhalten ſuchen, damit Sie einmal wieder den Weg zu uns hinaus finden!“

„Ja, kommen Sie wieder!“ rief Frau Chriſtine; „verſprechen Sie es; Ihr Abſchied würde uns nicht ſo traurig machen!“

Ich verſprach es gern; dann reichten beide mir die Hand, und ich ſtand und ſah ſie fortgehen; ſie hatte ſich feſt an ihren Mann geſchloſſen; er legte ſanft den Arm um ihre Hüfte. Dann kam eine Biegung des Weges, und ich ſah ſie nicht mehr.

„Leb wohl, John Glückſtadts Tochter!“ rief ich leiſe; „nur die erſte Silbe, nur das Glück iſt dein geblieben; es wird ſchon treu ſein; denn es iſt an rechter Stelle!“

— — Schon nach vierzehn Tagen kam der erſte Brief des Oberförſters und ließ mich im Aktenleſen eine lange Pauſe machen. „Ich muß Sie auch noch Ihres Verſprechens entbinden,“ ſchrieb er; „gleich am Abend unſeres Abſchieds habe ich meiner Chriſtine die Geſchichte ihres Vaters erzählt, ausführlich, wie ich ſie von Ihnen hörte. Sie mögen recht haben, er wird wohl ſo geweſen ſein, und er war dann doch noch ein anderer Kerl, als wie er bisher weichſelig im Herzen ſeiner Tochter ruhte; auch dürfen Mann und Weib nicht ſolch Geheimniß vor einander haben. Zwar ein leidenſchaftlicher Thränenſturz war die erſte Folge, ſo daß ich ſchier erſchrak und dachte, es möchte das Temperament des Vaters in meiner ſanften Frau erwacht ſein. Aber ihr eigenſtes Ich erſchien bald wieder; und jetzt — mein Freund, das Geißblatt am Waldesrande, das jetzt wieder blüht, ſo lieblich, dünkt mich, hat es faſt niemals noch geduftet; und das Bild des John Glückſtadt trägt nun einen vollen Roſenkranz; ſeine Tochter hat jetzt mehr an ihm; nicht nur den Vater, ſondern einen ganzen Menſchen. — Den Dank und Gruß, den Frau Chriſtine mir für Sie aufgetragen, verſteh ich in der frauenhaften Weiſe nicht zu Papier zu bringen; ich kann Sie nur bitten, ſich das Herzlichſte zu denken.“

So ſchrieb der Oberförſter damals; aber, wie es ſo geht, obgleich Briefe ein paar Mal in jedem Jahre zwiſchen uns hin und her gegangen ſind, ich bin nicht wieder dort geweſen. Aber hier links in der Ecke meiner Schreibſtube, auf zwei Stühlen ſteht jetzt mein gepackter Reiſekoffer; draußen an den Wallzäunen blüht einmal wieder das Geißblatt, und hier drinnen iſt für eine Woche alles ſauber weggeordnet; denn gewiß und wahrhaftig — morgen geht es fort zu meinen Freunden, zu John Glückſtadts Tochter und zu meinem wackeren Oberförſter. Sein Brief, der die Antwort auf meine Anmeldung brachte, war ein rechter Jubelbrief. „Wir harren Ihrer mit Freuden,“ ſchrieb er; „Sie kommen juſt zur rechten Zeit; der Junge iſt auch da mit ſeinem Examenszeugniß in der Taſche; ſeine Mutter iſt ſchier verliebt in ihn und ſtudirt ſein Antlitz, um darin immer einen neuen Zug aus dem ihres Vaters aufzufinden. Kommen Sie alſo; uns fehlt nur noch der Freund!“

— — Gewiß, wenn Gottes Sonnenſchein mich morgen weckt, ich komme!

Storm's geſammelte Schriften.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Achtzehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1889.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 16.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1889.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des ſechzehnten Bandes.

Zur Chronik von Grieshuus (1883/84) 1
Bötjer Baſch (1885/86) 179

Zur Chronik von Grieshuus.

(1883—1884.)

Zu meinen Jugendfreuden in der Heimath, wo uns die alte Gelehrten-Schule nicht zu ſehr den Geiſt verſchnürte, gehörten die Wanderungen aus der Stadt ins Freie. Zwar ging es nicht, wie anderswo, durch Feld und Wald, auch ſelten nur durch Feld und Buſch; denn nach Süden hin dehnte ſich die Marſch mit ihrer weiten, von Waſſergräben durchſchnittenen Weidefläche, während nordwärts, zu Oſten der nordfrieſiſchen Küſte, die ſandige Geeſt aufſteigt, ohne Wälder oder Bäume, nur ſelten mit Schwarz- oder Weißdornbüſchen auf den niedrigen Wällen, welche die einzelnen Felder von einander ſcheiden. Gleichwohl fand ſich für die Knabenſeele Augenweide und anregendes Geheimniß hier genug: über den Sand am Wegrande huſchten die Schlupfweſpen, flogen die ſchönen, grünen oder kupferfarbigen Cicindelen, an den gelbſchimmernden Abſtürzen der Sandgruben, die man hie und da paſſirte, zeichneten ſich die dunklen Eingänge zu den unabreichbaren Neſtern der Uferſchwalbe; kletterte man hinauf und ſtampfte oben auf der dürren Bodendecke, ſo huſchten, einer nach dem anderen, die ſchlanken Vögel aus ihren Höhlen und wimmelten oft ſchaarenweiſe in der Luft, während über ihnen aus nimmermüder Kehle der unabläſſige Geſang der Lerchen tönte.

Wohin es aber an freien Nachmittagen mich am ſtärkſten lockte, was auch noch jetzt mit ſeinem weltfremden Zauber der rauſchendſte Laubwald mir nicht erſetzen kann, das war die Haide, welche derzeit nach dieſer Richtung hin noch unabſehbare Strecken mit ihrem bräunlichen Steppenkraut bedeckte. Beſonders eine Stelle, welche von der Stadt aus nur nach mehrſtündigem Wandern zu erreichen war, die ich aber gleichwohl am liebſten und faſt immer nur allein beſucht habe; und deutlich ſteht es vor mir, wie ich ſie zuerſt entdeckte.

Ich ſaß ſchon eine Zeit lang auf den Bänken unſerer Prima, als ein ſtürmiſcher Octobernachmittag mit ſeiner nordiſchen Sagenſtimmung mich herausgelockt hatte; kein Thier ließ ſich ſehen, der feine

Sand flog in Wolken vor mir auf; nur einmal huſchte ein grauer Vogel über den Weg und verſchwand in einer Ritze des ſeitwärts laufenden Steinwalles. Nach ein paar Stunden erreichte ich ein kleines Dorf; es lag zwiſchen mageren abgeheimſten Feldern, der aus rohen Felsquadern aufgemauerte Thurm der tiefliegenden Kirche überragte kaum die niedrigen, nur ſelten durch eine Rüſter oder Pappel halbverdeckten Strohdächer. Jenſeit derſelben begegnete mir ein alter Mann mit einer Furke auf der Schulter; „guten Tag!“ rief ich durch den Wind ihm zu; „guten Tag auch!“ wiederholte der Alte wie im Wiederhall; ich ſah es nicht, aber ich glaubte es zu fühlen, wie er ſtehen blieb und mir verwundert nachſah.

Ich ſchritt rüſtig durch den Wind hindurch, bald auf ſchmalem Feldweg, bald quer über Feld und Wälle; ein paar Mal flog die Mütze mir vom Kopf, aber der Boden ſtieg jetzt merklich aufwärts, und ſo war ſie immer wieder bald zu haſchen. Endlich ſtand ich vor der eingeſtürzten Wand einer ungewöhnlich großen, aber, wie es ſchien, ſeit lange außer Brauch geſetzten Sandgrube, welche mir jeden weiteren Ausblick wehrte. Als ich mit Hülfe einiger Ginſterbüſche emporgeklettert war, befand ich mich auf einer ebnen Fläche; doch kaum ein halbes tauſend Schritte weiter ging es, wenn auch ganz allmälig, wieder abwärts; und da hatte ich ſie, die Haide.

Die Zeit ihrer Blüthe mit dem bläulich rothen Seidenſchimmer war vergangen; düſter, in ihrer ganzen feierlichen Einſamkeit lag ſie vor mir: ein breites muldenförmiges Thal, anſcheinend ohne Unterbrechung von der dunklen Pflanzendecke überzogen, das ſich wohl eine halbe Wegſtunde weit zu meinen Füßen dehnte und ſich dann durch die zuſammenlaufenden, faſt ganz mit niedrigem Eichenbuſch bedeckten Höhenſeiten abſchloß.

Ich war oben bis an den Rand der Fläche vorgetreten: ein ſchmaler, ſcheinbar wenig benutzter Fußſteig lief in das Haidekraut hinab und mochte drüben an dem jetzt kaum erkennbaren Ausgange der Thalmulde wieder zur Ebene emporſteigen. Als meine Blicke länger an dem fernen Punkt gehaftet hatten, meinte ich den Reſt eines thurmartigen Mauerwerkes zu gewahren: aber die Dämmerung brach jetzt raſch herein, im Weſten lagerte unter ſchwarzvioletten

Wolken ein Streiſen düſteren Abendroths, und die Nacht begann das Haidethal zu füllen; auf den Höhen hörte ich wohl das Sauſen des Windes in den Krüppeleichen; aber meine Augen ſahen bald auch hier nur ein unterſchiedloſes graues Wogen. Nur meine Phantaſie hatte ſich dort den Thurm erbaut: „Nicht jetzt, einſt,“ ſagte ich mir, „hatte ein derartiges Gemäuer dort geſtanden;“ denn ich glaubte plötzlich zu wiſſen, wohin der Zufall mich geführt hatte. Nicht, daß ich jemals ſelber hier geweſen wäre; aber mit aufhorchenden Knabenohren hatte ich, und mehr als einmal, von dieſem Orte reden hören.

Ich wandte mich zurück; denn es trieb mich, trotz der Dunkelheit noch nähere Zeichen aufzuſpüren; auch hatten am Weſthimmel die Wolken ſich verzogen, und es leuchtete noch ein letzter Abendſchein über den mit kurzem Gras und Thymian bewachſenen Boden. Und bald, hin und wieder gehend, erkannte ich breite Streifen auf demſelben, die in hellerer Färbung nicht ſo ganz das karge Licht verſchlangen, wo wie aus Schutt nur dürre Halme aufgeſchoſſen waren. Augenſcheinlich hatte ich drei Seiten eines geräumigen Vierecks vor mir; zwei derſelben liefen bis an den Rand der Grube, die fehlende, welche das Ganze abgeſchloſſen hatte und von der an der Südoſtecke nur noch ein Stück erkennbar war, mußte darüber hinaus gelegen haben und ſpäter fortgegraben ſein. Als ich mich über den Rand der Grube beugte, bemerkte ich drunten ein paar gewaltige Granitquadern, wie ſie zu Fundamenten breiter Mauern dienen, die zwiſchen Backſteintrümmern aus dem Sande ragten.

Gegenüber, nach der Thalmulde zu, ſchien eine kleinere, viereckige Zeichnung zwiſchen ſchmäleren Streifen anzudeuten, daß einſt ein Thorhaus hier geweſen ſei.

„Grieshuus!“ rief ich faſt laut. „Hier hat Grieshuus geſtanden!“

Noch einmal war ich gegen den Rand der Fläche vorgetreten und blickte in die jetzt ſo große Einſamkeit hinaus. Es reizte mich, da vor meinen Füßen den nur noch für die nächſten Schritte erkennbaren Haideſtieg hinabzugehen: aber, ein Wort war plötzlich in mir laut geworden: „die ſchlimmen Tage!“ Wenn eben jetzt die ſchlimmen Tage wären! — Unwillkürlich hielt es mich zurück: ein Aberglaube ſchwebte über dieſer Haide, der letzte Schatten eines düſteren Menſchenſchickſals, womit ein altes Geſchlecht von der Erde verſchwunden war. Es ſollte eine Zeit im Jahre geben oder einſt gegeben haben, wo dem, welcher nach Sonnenuntergang dies Thal durchſchritt, etwas Furchtbares widerfuhr, das die Kraft ſeines Lebens abſtumpfte, wenn nicht gar völlig austhat.

Auch war nicht Alles Sage; man wußte noch von denen, welche als die Letzten hier gehauſt hatten, wo jetzt der Sturm über die Haide fegte. Zum Theil lag es in alten Archiven, und es kam jeweilig bei dem Aufſuchen eines vergrabenen Documentes mit dieſem oder jenem Brocken an das Tageslicht; Anderes hatten die Augen der damals Lebenden geſehen, oder ein Wort, ein Ton, den man zu deuten wußte, hatte hier oder dort die Luft ihnen zugetragen; und an Winterabenden, hinter dem Bierkrug wie am Spinnrad, nicht nur im Dorfe, auch drüben in der Stadt, ſaß man beiſammen und erzählte und fügte ſcheinbar ſich Fernliegendes aneinander, von den Urahnen herab bis faſt an den heutigen Tag;

denn außer auf einem, gar bald fürſtlich und dann königlich gewordenen Gute hatte kein anderes Adelsgeſchlecht in unſerer Nachbarſchaft geſeſſen.

* * *

An jenem Tage war ich ſpät erſt heimgekommen, freilich zum Schlafen früh genug; denn immer wieder ſtiegen die alten Mauern vor mir aus dem Boden: ich ſtand in dem umſchloſſenen Hofe und ſah durch den gewölbten Thorweg auf das Haidethal hinaus: auf beiden Höhenſeiten zogen ſich jetzt dichte Eichenwälder bis drüben an den Aufſtieg, wo ihre Kronen ſich vereinten; der Mond ſtand am Himmel und beleuchtete dort ein ſtumpfes Thurmgemäuer; mir war, als ſähe ich eine hohe Geſtalt in die Haide hinabſchreiten und dort verſchwinden. Während von den Höhen das Rauſchen der mächtigen Laubmaſſen, die der Sturm bewegte, an mein Ohr drang, hatte ich mich umgewandt: ich ſah auf die langgeſtreckte Front des Hauſes, deſſen graue Mauern von einer Doppelreihe niedriger Fenſter durchbrochen waren; in der Mitte unter einem ſpitzen Treppengiebel lag das hohe Hausthor, von welchem eine Steintreppe mit breiten Beiſchlägen auf den weiten Hof hinablief. — Schon wollte ich hinauf und in das Innere des Hauſes treten; aber das Brauſen des Sturmes wurde ſtärker, und ich ſah plötzlich nichts, als nur den Sand in Wirbeln über einem leeren Abſturz treiben.

Die Bilder, welche in dieſer Nacht in mir lebendig wurden, waren nicht nur Phantaſiegemälde; in einem älteren Werke über die einſtigen Herrenſitze unſeres Landes, das vor Jahren mir zur Hand gekommen war, hatte ich den Grundriß nebſt einer kleinen äußeren Anſicht von Grieshuus gefunden und mich ſchon derzeit ganz darin vertieſt. Von nun an aber ließ es mir keine Ruhe mehr; wo ich irgend in Schrift- und Druckwerk oder im Gedächtniß eines Menſchen derart Verborgenes witterte, mußte es hervorgegraben werden; vom Bürgermeiſter bis zu dem würdig redenden Barbier und Amtschirurgus, deſſen Becken, wie der Staupbeſen unſeres letzten Scharfrichters, durch Jahrhunderte auf den jetzigen Inhaber herabgeerbt waren, mußten mir alle ſtill halten. Auch trugen mein Fleiß und meine Unverſchämtheit mir unerwartet reiche Frucht; mein Vater aber, wenn er mich die eingeheimſten Kunden in das eigens dazu hergerichtete Heft eintragen ſah, nannte mich ſcherzend den „Chroniſten von Grieshuus“.

Und als ſolcher, nachdem ſeit damals wiederum ein halbes Jahrhundert abgelaufen iſt, will ich es jetzt erzählen.

Erſtes Buch.

Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts und noch während eines Decenniums ſpäter ſaß zu Grieshuus ob der Haidenmulde, „baven de Haidkul“, wie es in gleichzeitigen Acten heißt, ein Junker, deſſen Familienname ſeit lange aus den Geſchlechtsregiſtern unſeres Adels verſchwunden iſt; auch weiß man von ihm ſelber nicht viel mehr, als daß ſeine Wirthſchaft und ſein Wappen die beiden Dinge geweſen ſind, von denen er, wenn überhaupt, bei gutem Trunk am breiteſten geredet hat; wie er dafür gerühmt werden, daß er ſeinen Acker nicht verunkrauten laſſe, ſo hat er auch mit lebender und faſt mit todter Hand gewehret, daß ſein adeliges Blut ſich nicht an dem gemeinen rothen Blut verfärbe. Gereiſet iſt er ſtets im Sattel; doch wenn die Glocken zum Gottesdienſt geläutet haben, iſt er in einen offenen Kaſtenwagen mit hohen rothen Rädern eingeſtiegen; denn als Patron ſtand ihm allein das Recht zu, auf dem Kirchhof bis vor den Eingang in die Kirche anzufahren; das durfte nicht verſäumt werden. An der Oſtſeite der Mauer, wo die Gruftkapelle war, befinden ſich noch jetzt zwei ungefüge Ringe, an denen der Fuhrknecht dann die Pferde anband. Aber das alte Haus hat derzeit, die ſeinen ungerechnet, nur auf vier Augen noch geſtanden.

Ein Paar von Zwillingsbrüdern iſt es geweſen, im Anfang faſt ſich gleich an Antlitz und ſchlanker Wohlgeſtalt: ein ſchmales Haupt mit hart an der vorſpringenden Naſe ſtehenden Augen und ſchwarzbraunem Haupthaar iſt Allen dieſes Geſchlechtes eigen geweſen; bei dem älteſten der Brüder aber, dem Junker Hinrich, hat an den Schläfen ſich das Haar gleich einem dunklen Gefieder aufgeſträubt, ſo daß man ihn mit ſeinen grauen, oft jähe Funken werfenden Augen einem Adler ſoll verglichen haben. Bei dem Junker Detlev dagegen iſt das anfangs wellige Haar allmälig ſchlichter worden, bis es in

Strähnen auf das Wamms herabfiel, und wenn, was drum nicht ſeltener geſchehen, Zorn oder Grimm ihn überkommen, ſo ſind ſeine Augen wie ſtumpf geworden, und hat niemand ſehen können, was dahinter vorgegangen. Es iſt nicht kund geworden, daß er den Hörigen oder dem Geſinde etwas Uebles angethan, aber dennoch ſind ſie gern ihm aus dem Weg gegangen, als ob ſolches gleichwohl von ihm zu fürchten ſei.

Zwiſchen den Brüdern ſoll kaum je ein Zank, noch weniger aber eine Cameradſchaft geweſen ſein, erſteres wohl nur, weil jeder ſeinen eigenen Weg gegangen; denn während der Jüngere Liebling des Informators geweſen und auch noch nach den Lehrſtunden in ihrer Kammer über den Büchern geſeſſen iſt, hat der Aeltere alsbald den Bauern und Knechten draußen bei der Arbeit zugeſehen, auch wohl ſelber Sichel oder Pflug mit angefaßt; am liebſten iſt er aus dem Thorweg und dann geradezu den Fußweg durch die Haidemulde hinabgerannt und hat drüben oberhalb des Aufſtiegs, wo mit mächtigen Kronen die Wälder auf den Höhenſeiten zu einander traten, bei dem alten Revierjäger angeklopft, der dort mit einem Knechte in einem thurmartigen Aufbau hauſte. Unterweilen, wenn er trotz deſſen Warnung an Spätherbſtnachmittagen, die Mütze in der Hand, mit heißen Wangen durch das Hofthor ſtürzte, hat wohl der Alte ihn geſcholten: „Was iſt? Du haſt den Wolf geſehen!“ und „Komm mir ſo allein nicht wieder, Junker Hinrich!“ Dann hat der Bube nur gelacht: „Brumme nicht, Owe Heikens! Komm, und laß uns nun die Grube richten!“ Und dann iſt der Alte doch nur zu gern mit ihm gegangen.

Der Vater mochte, ſoweit er darum wußte, dies Alles ſo geſchehen laſſen; denn obwohl ihm das Gut zu freier Erbverfügung ſtand, ſo war doch nach Haus- und Landesbrauch der Erſtgeborene allzeit als künftiger Gutsherr angeſehen worden, auch mag der Knabe ſelber ſolchen Sinns geweſen ſein; die Bauern aber und die Hofesleute ſind, je mehr die Brüder aufgewachſen, deß nur immer froher worden. Zwar iſt der Junker Hinrich, wie auch ſonſt die Meiſten ſeines Stammes, jach zur That geweſen; der Bibelſpruch, das „Selig ſind die Sanftmüthigen“, den bei der Einſegnung der beiden Brüder der Geiſtliche ihm auf den Weg gab, hat dagegen nicht verſchlagen wollen. Denn nicht lange danach war es, an einem Novembernachmittage; die Dämmerung fiel ſchon herab, und noch immer ſuchte er nach ſeinem weißen Leibhund, den er ſeit Mittag ſchon vermißte. Grollend war er aus dem Thorweg und bis zum Abſtieg vorgeſchritten: „Tiras! Tiras!“ ſchrie er; dann ließ er durch die Finger einen gellen Pfiff erſchallen; und alsbald, da er ſich lauſchend vorgebeugt, kam es wie Klagelaute drunten aus der Haide. Da lief er in das hohe Kraut hinab, dem Schalle folgend, der wieder und immer näher ihm entgegendrang, und ſchon erkannte er einen von den Knechten, der trug das große Thier auf ſeinen Armen. „Was ſoll das?“ rief er, „laß den Hund zu Boden!“

Das Thier aber ſtreckte winſelnd den Kopf nach ſeinem Herrn. „Es geht nicht,“ ſagte der Knecht; „unten am Moorloch hat er im Fuchseiſen feſtgeſeſſen.“

Der Junker ſtieß einen Fluch aus und wuchtete in der Fauſt den dicken Knotenſtock, womit er es vorhin dem Hunde zugedacht hatte: „Wo iſt Hans Chriſtoph?“ frug er. „Er ſollt' es fortnehmen; ſchon vor Mittag hatt' ich's ihm geheißen.“

„Der Junge iſt was vergeßlich, Herr; ich denk', er iſt wohl ſchon zu Hof gegangen."

Als der Junker nach der wunden Pfote faßte, ſchrie das Thier erbärmlich. „Vorwärts," rief er dem Knechte zu; „wir wollen auch zu Hof!"

Der Junge Hans Chriſtoph aber ſtand noch droben vor dem Thorhaus, und ein ſüßes zehnjähriges Dirnlein neben ihm. „Was willſt du denn ſo ſpät noch?" frug er; „es wird ja balkendunkel, eh du wieder heim im Dorf biſt; und hörſt du? Es kommt Unwetter aus Nordweſt!"

„Ja," ſagte ſie und nickte mit ihrem blonden Köpfchen, „ich fürcht' mich auch; aber ich trag' hier Schriften, die ſo ſpät erſt fertig worden; mein Vater hat ſie für euren alten Herrn geſchrieben, und du könnteſt ſie ihm wohl bringen; ich ſcheu mich ſo vor ihm."

Aber Hans Chriſtoph antwortete nicht; mit entſetzten Augen ſtarrte er auf den kleinen Zug, der eben jetzt den Haideſtieg hinaufkam; denn in erſchreckender Deutlichkeit baumelte das vergeſſene Eiſen an der Hand des vorausgehenden Knechtes; darüber erblickte er den weißen Hund, der gleich einem wunden

Wild auf deſſen Armen lag. Und ſchon waren ſie oben, und der Junker ſtand mit grimmem, ſchier verzerrtem Antlitz vor dem Jungen.

„Herr! Ach, Herr!“ Im Schrecken ſuchte der des Junkers Arm zu faſſen; aber ſchon hatte der ſchwere Stock des Jungen Kopf getroffen, daß er lautlos auf den Boden fiel.

Ein Schrei des blonden Dirnleins hat die Stille unterbrochen: „Pfui, pfui, der böſe Junker!“ Einen Augenblick noch hat ſie groß und angſtvoll zu ihm aufgeſchaut; dann unter ſtürzenden Thränen die Schriften, die ſie noch in Händen hatte, von ſich werfend, iſt ſie den Seitenſtieg hinabgerannt, der um die Gebäude nach dem Dorfe führte.

Der Junker Hinrich, der wie leblos dageſtanden, iſt plötzlich aufgefahren: „Bärbe! Bärbe!“ denn er pflegte mit dem Kinde ſonſt manch gütig Wort zu reden; dann aber, da ſie ihn nicht hörte, hat er ſich über den wimmernden Jungen auf den Boden hingeworfen, Haar und Wangen ihm geſtreichelt und ihn letzlich mit dem Knechte nach ſeiner Kammer und auf ſein eigen Bett getragen.

Die dicke Ausgeberin, die mit der Magd ſchon vor der Küchenthür geſtanden, iſt emſig hinterher getrabt: „Nun, Junker, da habt Ihr Sauberes angerichtet; da draußen nichts als Nacht und Unwetter, und der Chirurgus meilenweit da drüben in der Stadt!“

Der Junker hat kein Wort darauf erwidert; aber er iſt fort- und nach dem Hof hinabgerannt; und kaum eine Stunde ſpäter hat er auf ſeines Vaters großem Rappen vor dem Stadtthor angehalten. Als aber nach vielem Rufen ihm geöffnet worden, war auf den dunklen Gaſſen groß Gewimmel und Gejauchze; war doch am Nachmittage von geſammten Zimmerleuten aus Stadt und Amt der neue Galgen vor dem Oſterthore in Präſenz des worthabenden Bürgermeiſters aufgerichtet und ihnen dann frei Bier in großen Tonnen vom Magiſtrat verabreicht worden; da haben die anderen Gewerke auch nicht trocken ſitzen wollen, und ſind auf den Abend viel luſtiger Leute in der Stadt geweſen.

An einem Häuschen, das ſich auch im Dunklen durch die im Winde klappernden Becken kenntlich machte, hatte der Junker ſeinen Rappen angebunden. „Holla, Frau Meiſterin, iſt denn Ihr Mann noch auf den Beinen?“

Die alte Frau, die mit einem qualmenden Lämpchen im Hausflur vor ihm ſtand, gab keine Antwort; mit verſtürztem Antlitz wandte ſie ſich um und lief in eine Kammer. „He, Nicolaus, Nicolaus!“ hörte er ſie rufen, „der Junker von Grieshuus ſteht draußen!“

Aber der Junker ſtand ſchon in der Kammer und vor der Bettſtatt, wo der Amtschirurgus ſchnarchend und voll ſüßen Bieres auf den Kiſſen lag. Da haben er und die Frau Meiſterin den trunkenen Mann mit gütlichen Worten ſanft gerüttelt, bis die müde Seele wie aus eines Brunnens Tiefe an die Oberwelt gelangte; als aber die mageren Beine nicht aus der Bettſtatt vorwärts wollten, hat der Junker zur Ermunterung mit ſeiner Peitſche hin und her geklatſcht, und als die Frau darüber ſchier verſchrocken worden, dem Manne ſelbſt in Wamms und Hoſen helfen müſſen. „So, Meiſter Nicolaus, Er braucht heut keine Sporen; und ſoll der Ritt ihm gut vergolten werden!“ Dann hat er ihm den Mantel umgeworfen und den Hut aufs Haupt geſtülpt: „Nun das Verbandzeug und das Apoſtalipflaſter!“

Und eh er ſich's verſehen, hat der Amtschirurgus hinter dem Junker hoch zu Roß geſeſſen, die Kniee aufgezogen, die Hände um des Reiters Leib geklammert.

„Ade, Frau Meiſterin!“ Und unter des Junkers Sporen iſt der hochbeinige Rappe durch die dunklen Gaſſen hingeflogen; dann durch das Thor und über die Felder in die Nacht hinaus. Als ſie, ſchon nahe an Grieshuus, bei der Kirche im Dorf vorüberbrauſten, hat der Küſter, der eben von einer Hochzeit kam, ein „Alle guten Geiſter!“ ausgeſtoßen und gemeinet, daß ein Hexenpaar an ihm vorbeifliege; denn der Mantel des Amtschirurgus hat wie ein Weiberrock im Wind geſtanden.

Und endlich klapperten des Rappen Hufen in der Thorfahrt von Grieshuus.

„Da bring ich ihn, Greth-Liſe!“ rief der Junker fröhlich, als er den hageren Chirurgus vorab in die Kammer ſchob.

„Still, ſtill, Junker Hinrich!“ und die wackere Alte, welche eben des Jungen Kopf mit Waſſer kühlte, winkte dem Eintretenden abwehrend mit der Hand; „hier liegt ein Kranker, den Ihr ſelbſt gemacht habt.“

Da warf der Junker ſich vor dem Jungen an die Bettſtatt: „Hans Chriſtoph, verklag' mich nicht da oben! Wir wollen's noch bei Lebzeit wett zu machen ſuchen!" Der Burſche aber richtete ſich ſtöhnend auf dem Ellenbogen in die Höhe, ſo daß die Füße mit den groben Nagelſchuhen, die man nicht abgenommen hatte, aus den Decken fuhren. „Junkherr," ſagte er bittend, „dann laſſet unſern Tiras auch von dem Balbirer doctern!"

„Den Tiras?" — Dem Junker wollte die Stimme nicht recht aus der Kehle, und eine Weile hat er ihm nur eifrig zugenickt. „Ja, ja, Hans Chriſtoph, auch den Tiras!"

Und danach hat der Amtschirurgus, dem der Nachtwind allen Dunſt vom Hirn gefeget, ſein barmherzig Werk verrichtet; an dem Jungen erſt, dann an dem Hunde; und an beiden iſt die Kunſt des Mannes nicht zuſchanden worden.

Zwar hat der Herrenſohn noch manche Nacht im Wechſel mit der unermüdlichen Greth-Liſe Krankenwacht gehalten; als aber eines Morgens der weiße Hund mit Sprüngen in die Kammer tobte, und dann der Junker rief: „Tiras, Halloh, ſo gieb

Hans Chriſtoph doch die Pfote!“ da hat der Junge vor Freuden hell aufgelacht und iſt nach ein paar Tagen ſelbſt vom Lager aufgeſtanden.

Nur nach dem blonden Dirnlein hat der Junker Hinrich noch manch einmal vergebens ausgeſchaut, auch unterweilen ſich verdroſſen abgewandt, wenn ſtatt ihrer ein verbutzelt Männlein mit Schriftwerk in der Hand den Anberg zu Grieshuus hinaufgeſtiegen iſt.

— — Von dem jüngeren Zwillingsbruder, welcher derzeit in der Kloſterſchule zu Bordesholm geſeſſen, iſt ſolcherlei Gewaltthat niemals kund geworden; als man ſpäter ihm davon berichtet, hat er zu beidem, was vor und nach geſchehen, den Kopf geſchüttelt und nur geſagt: „Er weiß nicht, was uns ziemet.“ Zu dem Bruder ſelber hat er nie ein Wort davon geredet.

Auf der Univerſität zu Leipzig, die er bald danach beſchritten, hat er ſeine Juridica und Humaniora mit Fleiß tractirt, auch ſich in allen Dingen wohl verhalten, inſonders bei der wälſchen Kleiderhoffart, die dort arg im Schwange ging, ein jedes Uebermaaß vermieden. Gleichwohl, da er eines

Sonntagnachmittages während der Vacanzzeit mit dem Bruder durch das Dorf hinabſchritt, reckten alle Bauern nebſt Kindern und Geſinde den Hals aus Thür und Fenſtern, um dem gelehrten Herrn in ſeiner Alamode-Kleidung, mit dem weißgepuderten Kopfe, Kniebändern und Manſchetten, nachzuſchauen. Als ſpäter Junker Hinrich den Weg allein zurückſchritt, im grauen Wamms, die Ledermütze mit der Falkenfeder auf dem dunklen kurz geſtutzten Haar, da waren es nur die jungen Dirnen, welche möglichſt weit die Augen aufthaten; nur waren ſie in die Tiefe des dunklen Flurs zurückgetreten oder bargen ſich hinter der offenen Hausthür und ſahen heimlich durch den Spalt, ſo lange es irgend reichen mochte.

Es wäre nicht noth geweſen, der Junker Hinrich hatte kein Auge für die Dirnen; ſo wenig, daß die jungen Knechte, die ſich deß doch hätten getröſten mögen, von ihm zu ſagen pflegten, der Junker ſei wohl ſchon ein Kerl; nur in dem Einen nicht!

Um ein paar Jahre ſpäter hat gleichwohl auch ihm ſeine Stunde ſchlagen müſſen; eine ſchickſalsſchwere, mit der die letzte ſeines Hauſes angebrochen iſt.

— — Jene arge Zeit war damals über unſer Land gekommen, deren Greuel unter dem Namen des „Polackenkrieges“ noch lange beim Bierkrug wie am Spinnrad im Gedächtniß blieben. Zwar unſer Herzog führte keinen Krieg, er redete zum Frieden: aber von den Streitenden war der junge ſchwediſche Kriegsfürſt ſeiner Tochter Mann, der mißtrauiſche Dänenkönig war der Mitregent der Lande und ſchonte weder dieſe, noch den Herzog, ſeinen Schweſterſohn. Nicht deſſen drückende Brandſchatzung war indeß das Schlimmſte; aber ihm zu Hülfe überſchwemmte fremdes Volk das Land: Kaiſerliche und Brandenburger, am gefürchtetſten die Polen, unter denen Türken und Tartaren mitzogen; ſie plünderten und vergewaltigten und erſchlugen, ſo ſie es vermochten, was ſich widerſetzte.

Unter den trotz ſolchen Schreckens Couragirten zählte ein altes verbiſſenes Männlein, das Zeit ſeines Lebens mehr die Feder als die Waffen geführt hatte. In ſeinen beſten Jahren ein herzoglicher Kornſchreiber, hatte er noch vor Schluß des Mannesalters eine ſtädtiſche Waiſe zur Ehe einzufangen verſtanden und ſeit dieſem einträglichen Geſchäfte ſeinen beſchwerlichen

Dienſt quittirt. Er hatte drunten in der Stadt ſich in dem Erbhaus ſeines Weibes eingerichtet, nach eigenem Behagen dem Schreibwerk obliegend, das von ihm Kirchen- oder Gaſthausvorſtehern oder anderen mit der Feder ungewandten Bürgern genugſam angetragen wurde. Aber die Frau verſtarb im erſten Kindbett und ließ ihm ſtatt ihrer eine Tochter, deren ſpätere Schönheit man weder der Mutter noch dem überlebenden Vater nachzurechnen wußte. Dieſem ſelber aber, ſo gern er ſonſt Abends in der Schenke ſeine Weisheit ausgeboten hatte, war ſeitdem die Stadt verleidet worden; ſei es ob ſo plötzlicher Verwaiſung ſeines Hauſes, ſei es wegen Haders mit der Sippe ſeines Weibes, die das Neugeborene nicht in ſeinen Händen laſſen wollte.

Nun war es ſchon über ein Jahrzehnt, daß abſeit des Dorfes unterhalb Grieshuus ſich zur Verwunderung der Bauern ein ſtädtiſch Männlein angeſiedelt hatte, das Sommer und Winter in ſpitzem Hut und einem Vielfraßpelze in die Kirche ging. Das vom Hofherrn in Erbpacht erworbene Grundſtück hatte er zum Garten umſchaffen, es dann mit Wällen einſchließen und dieſe mit Weißbuchen und

Hagedorn dicht bepflanzen laſſen, ſo daß, als allmälig die Hecken aufgewachſen waren, die Giebelſeite des kleinen Hauſes wie aus einem grünen Neſt hervorſah, während ringsum kahle Felder lagen.

Wer am Winterabend durch die kleinen Scheiben hier hineingeſehen hätte, würde den Alten meiſtens mit der Feder in der Hand erblickt haben; vor einem Foliobogen gelblichen Papieres, worauf bei kargem Kerzenlichte ein Schreibwerk langſam weiter rückte. An Sommertagen mußte man ihn im Garten bei ſeinen Bienenkörben ſuchen, die dort gegen Oſten in doppelten Reihen über einander an dem hohen Zaune aufgeſtellt waren. Hier konnte man auch wohl das blonde Dirnlein ſehen, das mit ihm eingezogen war; mitunter ſaßen ſie beiſammen auf einem Bänkchen unterhalb der grünen Hecke; der Alte hatte dann ein aufgeſchlagen Buch in Händen und las ihr vor, oder er zeigte mit dem Finger und ließ die Kleine ſelber leſen. Ins Dorf hinunter kam ſie nicht; nur eine Zeit lang, da ſie größer worden, war ſie wohl mit Schriften auf den Herrenhof gegangen, die ihr Vater für den alten Junker angefertigt hatte. Dann hatte auch dieſes aufgehört; nun war ſie ſeit Jahren hier nicht mehr geſehen worden: eine alte Frau in feinem Tuchmantel und verbrähmter Kappe war mit ihr durch das Dorf und den Weg zur Stadt hinausgefahren, eine reiche „Mödderſch“, wie man ſich erzählte; das Kind ſollte was Beſſeres lernen, als hier im Dorf zu haben war, und in der großen Kirche eingeſegnet werden. Auch ſpäter hatte die Mödderſch ſie nicht miſſen wollen; als aber jetzt die Tauſende des fremden Kriegsvolkes gegen die Stadt anrückten, hatte das Männlein, faſt mit Gewalt, die Tochter in ſein Gartenneſt zurückgeholt. Allein eben hieher ſprengte der Krieg ſein loſeſtes Geſindel; ſchon einmal hatte er vor des Herzogs Freunden, den längſt arg berufenen Schweden, das Kind ſo tief unter dem Dach verſteckt gehalten, daß es danach mit einem Spinnwebhäubchen auf dem blonden Haar hervorgezogen wurde; was er aber jetzt bei hellem Sonnenſchein durch eine Lücke des Gartenzaunes gegen ſein Haus heranlaufen ſah, die langen Schnauzbärte und die rothen Mäntel, das mußten Polacken, wenn nicht gar Tartaren ſein!

Die Kniee des kleinen Mannes ſchlotterten; erſt eben hatte er droben hinter dem offenen Giebelfenſter eine helle Stimme ſingen hören. „Bärbe, Bärbe!" rief er an das Haus hinauf; „die Polacken, um Gottes Tod, ſchweig ſtill!"

Als gleich danach ein angſtvolles junges Antlitz aus dem Fenſter fuhr, ſtand er ſchon wieder an ſeinem vorhin verlaſſenen Bienenſtande, eine Drahtmaske vorgebunden, große Lederſtülpen an den Händen. Hurtig rückte er einen kleinen Holztritt von einem Stock zum anderen, und ſchon waren unter dem tönenden Geſumm der Bienen alle oberen Körbe umgekehrt und lehnten mit der offenen Seite an den Rand des Gartenzauns.

Der Alte nickte, ein grimmiges Lachen fuhr wie ein Schluchzen aus dem zahnloſen Munde; dann ſtieg er zum letzten Mal von ſeinem Tritt und ſteckte den Kopf mit dem wehenden Greishaar durch die Zaunlücke; als er aber die Kerle, voran ein ſchlanker Burſch mit gezogenem Pallaſch, nach dem Hauſe zulaufen ſah, winkte er ihnen mit der Hand und ſchrie laut und immer lauter: „Paſckól! Paſckól!" ein Wort, deſſen Sinn er zwar nicht kannte, das ihm aber in Entſtehung eines anderen hier verwendbar ſcheinen mochte. Und wie er es gewollt hatte, die Polacken wandten ſich und kamen mit Geſchrei gegen die Zaunlücke hergeſtürmt; das Männlein aber nickte ihnen noch einmal zu; dann packte er mit beiden Händen eine Stange und ſchlug damit wie toll, Reih auf und ab, gegen die offenen Bienenkörbe: „Paſchól! Paſchól!“ ſchrie er; und noch einmal „Paſchól!“ Und die wüthend gemachten Thiere ſtürzten ſich über den Zaun auf die erſchreckten Strolche, und Flüche und Luſtgeſchrei wurden zu Geheul, und der Anſturm zu einer wilden Flucht.

Als das kluge Männlein abermals durch den Zaun lugte, iſt der Haufe ſchon fern geweſen; die Hände vor den Augen, rannten ſie blind ins Weite; nur der Anführer hat ſich noch einmal umgewandt und unter unverſtändlichem Geſchrei wie drohend ſeine Fauſt gehoben.

— — Am Abend deſſelben Spätſommertages iſt es geweſen; der Mond, der eben glühroth aus den Nebeln aufgeſtiegen war, warf jetzt ſein ſilberklares Licht in die Gaſſen des kleinen Dorfes, als unter einem der niedrigen Strohdächer die hohe Geſtalt des Junkers Hinrich in den hellen Schein heraustrat; der kunſtfertige Hufſchmied mochte an der neuen Pannen-Büchſe, die jetzt über ſeiner Schulter hing, den einen oder anderen Fehl beſeitigt haben. Mit ihm hatten zwei große Hunde ſich zur Thür hinausgedrängt; der Tiras war nicht mehr darunter, zwei lohbraune Schweißhunde waren es, die ihn jetzt meiſtens zu begleiten pflegten, nicht nur zum Schutz gegen ſtreifendes Geſindel; wie nach dem großen Krieg im Reiche draußen, ſo hatte auch hier das Raubzeug ſich vermehrt, gar auf den Landtagen hatte man über die Ausrottung des grauſamen Wolfs verhandelt und Beſchluß gefaßt; in den Eichen von Griesbuus aber fand das Gezüchte inſonders ſeinen Unterſchlupf, und Junker Hinrich und der alte Jäger Owe Heikens waren ihm mit Fallen wie mit Hunden auf den Nacken.

Die Hände auf den mächtigen Köpfen der zu beiden Seiten ſchreitenden Thiere, war er durch das Dorf hinausgegangen; das weite Feld lag vor ihm, nur drüben wie im Nebel erhob ſich das umbuſchte Heimweſen einer Menſchenwohnung. Langſam ſchritt er durch die Nachtſtille aufwärts; da ſcholl von dort ein Schrei zu ihm herüber, ein „Hülfe! Mordio, Hülfe!“ aus der Kehle eines Weibes, wohl eher eines Kindes, ſo daß er horchend ſtill ſtand und ſeine beiden Begleiter ſchnobernd die Lefzen von den weißen Zähnen zogen.

Nur einen Augenblick, dann bog er ſeitwärts in einen ſchmalen Weg, und bald ſchlich er, die Hunde hinter ſich, das Schloß der Büchſe mit den Fingern prüfend, unter überhängenden Büſchen an einem Gartenzaun entlang. Durch die Laubwand von der anderen Seite kam ein Geſumme, wie ſpät Abends aus Bienenkörben, bevor alles darin zur Ruhe geht. Bald aber ſchlugen andere Laute an ſein Ohr: ein Krächzen wie aus der Kehle eines Gewürgten, dazwiſchen von ein paar heiſeren Stimmen: „Ruf doch der Bien! Alte Paſchól, ruf doch der Bien!“ Ein wildes Lachen folgte; aber eine Antwort kam nicht darauf; nur in den Bienenkörben ſummte es ſchläfrig weiter, und von drüben erhob ſich eine Unruhe, wie von verzweifelter aber ſchwacher Gegenwehr.

Die Zaunlücke, welche dem Junker jetzt zur Seite lag, geſtattete einen Durchblick nach dem Garten; aber ein jäher wortloſer Schrei der jungen Weiberſtimme ließ ihn nur zum ſtummen Zeichen ſeine Hand ausſtrecken; und mit dem tiefen dumpf gezogenen Laut, der dieſer Raſſe eigen, ſchoſſen die Hunde, einer hart am anderen, durch die Oeffnung; Geſchrei und Flüche folgten gleich danach; dann ward es ſtill.

Als Junker Hinrich ſelber in dem Garten ſtand, hatte jedes der beiden Thiere ſeinen Mann geſtellt; ihr heißer Rachen mit den blanken Zähnen lag, hier wie dort, vor einem dick verſchwollenen Angeſicht, aus dem das Weiß des Auges nur noch kaum hervorſchien. Aber kein Weib, weder ein altes, noch ein junges war zu ſehen. Ein ſchlotterndes Männlein mit faſt haarloſem Kopfe ſtand zwiſchen den beiden Strolchen, das Ende eines langen Stricks am Halſe.

„Iſt Er es, Kornſchreiber?“ rief der Junker; „da wär Er wohl nahzu gehangen worden! Ich dachte einen Jungfernſchrei zu hören.“

Der Alte bewegte den Kopf, wie um die Wirbel ſeines Genicks zu prüfen; dann nickte er heftig und ſtreckte die mageren Hände vor ſich hin.

„Halt feſt, Türk! Feſt, Haſſan!“ raunte der Junker zwiſchen den Zähnen ſeinen Hunden zu; dann zog er den Strick vom Hals des alten Mannes, und damit und noch einem anderen, den die Kerle nebſt ihren Säbeln auf den Grund geworfen hatten, waren ihnen bald die Hände auf dem Rücken feſtgeſchnürt. Nur einmal verſuchten ſie eine Gegenrede; das Knurren und der heiße Brodem aus dem Hunderachen hielt ſie lautlos am Boden feſtgebannt.

Der Junker aber hatte unter ihrem Wamms einen Fetzen der grünen ſchwediſchen Feldbinde in die Hand bekommen: „Hoho,“ rief er, „ihr wolltet auch Polacken ſpielen; aber wir haben feſte Keller in Grieshuus! Paß, Türk! Paß, Haſſan!“ Und der Zug ſetzte ſich nach dem Hauſe zu in Marſch, neben welchem eine Pforte in das Freie führte. Doch der Schritt des Junkers ſtockte; denn ſeitwärts ſah er ein Weib am Stamme eines Baumes ſtehen: „He, Jungfer,“ rief er luſtig, „iſt Sie es, die vorhin geſchrieen hat? Sie hätt' mir bei der ſauberen Arbeit helfen ſollen!“

Es blieb Alles ſtill; erſt als er näher trat, erkannte er eine jugendliche Geſtalt, die mit Stricken an den Baum gebunden war; der Kopf war auf die Bruſt geſunken, der Mond beleuchtete ein ſchönes Antlitz mit geſchloſſenen Augen. „Canaillen!“ ſchrie er, „verſluchte!“ Aber er verſtummte, als das ſchöne Haupt ſich aufrichtete und ein Paar blaue Augen wie verwirrt zu ihm herüberblickten.

Junker Hinrich hatte die Kappe von ſeinem dunklen Haupt gelüftet, ehrerbietiger faſt als einſt vor ſeiner gräflichen Muhme, da ſie Grieshuus mit ihrer Gegenwart beehrt hatte; zaghaft, die Augen unabläſſig nach dem blaſſen Antlitz, trat er näher: „Wer ſeid Ihr?“ frug er zögernd. „Wie kommt Ihr in das Heimweſen dieſes Mannes?“

Schon ſtreckte er die Hände aus, um die Stricke von dem ſchlanken Leib zu löſen; aber ein dumpfer wüthender Anſchlag der beiden Hunde fuhr dazwiſchen. Da war er mit ein paar Sprüngen wiederum an ihrer Seite; er ſah es wohl, der eine der Marodöre hatte entwiſchen wollen; doch die Tatzen des größten Hundes lagen ihm ſchon wie Eiſenklammern an dem Nacken.

Noch einen Blick warf der Junker nach der Gefeſſelten; aber der Kornſchreiber war zu ihr herangekeucht, und ſeine Geſtalt verdeckte die kindliche des Mädchens, während er an der Ablöſung der Stricke ſich zu mühen ſchien. „Sind ſie fort?“ hörte der Junker ihn noch fragen. „Sind ſie alle fort?“ Und die junge zitternde Stimme frug dagegen: „Wen meint Er, Vater, die Polacken?“

„Ja, ja, Kind; die Polacken, der Junker, alle miteinander!“

Dann war er mit ſeinen Gefangenen ſchon draußen vor dem Hauſe. Als er nach dem Hauptwege hinunterblickte, ſah er einen ſtämmigen Burſchen auf ſich zuſchreiten: „Hans Chriſtoph?“ rief er. „Biſt du's, Hans Chriſtoph?“

„Ja, Herr; ich war im Dorfe noch bei meiner Mutter; da auf dem Rückweg, von hier herüber, hört' ich Eure Hunde.“

Der Junker ſtand einen Augenblick: „So können wir ſie hier laſſen; es könnt' vor morgen noch einmal Beſuch kommen.“

Er hatte auf die beiden Strolche hingewieſen; dann bückte er ſich zu den Hunden und raunte jedem ein Wort ins Ohr; und die mächtigen Thiere, in widerwilligem Gehorſam, ſtreckten ſich zu beiden Seiten der Hausthür auf den Boden.

Hans Chriſtoph hatte verwundert zugeſchaut. „Herr Junker,“ ſagte er, als ob er's nicht verhalten könne; „ſo Raubkerle haben oft verflixte Puffer; wollt Ihr um den alten Schreiber Eure ſchönen Hunde wagen?“

Der Junker ſah ihn an, als ob er ſich beſinnen müſſe: „Um den Kornſchreiber, meinſt du? O ja, Hans Chriſtoph; auch um den Kornſchreiber!“

Und der Zug ſetzte ſich gegen den Hof zu in Bewegung, während die Augen der Hunde ihnen nachſahen, bis ſie über den Feldern in dem ungewiſſen Licht des Mondes nicht mehr ſichtbar waren.

— — Zu Grieshuus war mittlerweile große Unruh eingebrochen; ſchwediſche Einquartierung war gekommen, in den Scheuern und auf dem Hofe drängte es ſich von Pferden und Soldaten; drinnen im Herrenhauſe ſaßen die Officiere hinter vollen Bechern, während der alte Herr voll Ungeduld nach ſeinem Sohne ausſah. Als dieſer mit den beiden Marodirern anlangte, fand er nach Verwahrung derſelben zwar einen Profoß bei dem Kriegshaufen, bei den Hauptleuten aber geringe Luſt, den Strolchen zur wohlverdienten Strafe zu verhelfen. Um ſo mehr flogen in dem nächtlichen Tumulte ſeine Gedanken immer wieder nach dem einſamen Hauſe, wo jetzt ſeine beiden Hunde Wache hielten; aber er konnte nicht fort, es gab zu viel zu ſchaffen und zu hüten.

Als draußen am Rand der Thalmulde ſchon die Morgenſonne auf den Haideblüthen ſchimmerte, ſah er Hans Chriſtoph aus einem der Ställe treten, in denen jetzt die ſchwediſchen Dragoner bei ihren Pferden ſchliefen. Da winkte er ihn zu ſich, er ſolle nach des Kornſchreibers Haus hinabgehen und Futter für die Hunde mit ſich nehmen; aber er ſolle ſie dort laſſen, nur ſich nach Allem umthun und ohne Aufenthalt Bericht erſtatten.

Wohl zehnmal iſt der Junker nach des Burſchen Fortgang aus der Thorfahrt getreten, um auf den Weg zum Dorf hinabzuſehen; als aber endlich die unterſetzte Geſtalt deſſelben in den ſchrägen Sonnenſtrahlen wieder ſichtbar wurde, da ſah er auch die beiden Hunde ihm zur Seite traben. „Hoho, Hans Chriſtoph!“ rief er, indem er ihm entgegenſchritt, „ich hatte geſagt, du ſollt'ſt die Hunde dort laſſen!“

Hans Chriſtoph zupfte ſich an ſeinem dichten Flachshaar: „Ja, Herr, ich hätte ſie auch liegen laſſen, obſchon ſie bettelhaft mit den Schwänzen klopften; aber es iſt niemand mehr im Hauſe dageweſen.“

Junker Hinrich hatte die Hunde fortgeſtoßen, die vor Freude winſelnd an ihm aufgeſprungen waren: „Sprich weiter, Chriſtoph!“ rief er. „Iſt doch ein Unheil losgebrochen?“

Aber es gab kein Unheil zu berichten; der Kornſchreiber war vor Sonnenaufgang mit ſeiner Tochter zu Owe Heikens in den Thurm hinaufgezogen. Er war Geſchwiſterkind mit ihm und pflegte auch allherbſtlich, wenn er an den jährlichen Holzrechnungen mitgeholfen hatte, die Martinsgans dort mit zu ſpeiſen. Hans Chriſtoph war dem Burſchen noch begegnet, der den Flüchtenden ein paar Bettſtücke durch die Eichen nachgekarrt hatte. „Für ſo ſchmucke Jungfern,“ ſagte er ſchmunzelnd, „können anitzo die Mauern nicht zu feſte ſein.“ Er ſah es nicht, welch finſteren Blick der Junker ihm bei ſeiner munteren Rede zuwarf; er hatte noch immer zu erzählen; auch, wie der Bauer ihm berichtet hatte, daß ſie vor den großen Hunden ſich gefürchtet und gar hehlings durch den Garten abgezogen ſeien.

Hans Chriſtoph konnte ungehindert reden; ſchweigend, den Schnauzbart mit den Fingern drehend, ſtieg der Junker neben ihm den Anberg zum Thore von Grieshuus hinauf.

* * *

Schon faſt ſeit einer Woche waren die Schweden abgezogen, und noch war der Junker nicht drüben in dem Thurm geweſen, obgleich er ſonſt kaum einen Tag um den anderen hatte verſtreichen laſſen, ohne bei dem alten Owe Heikens einzuſprechen; faſt war's, als ſcheue er ſich, den jetzt dort wohnenden Gäſten zu begegnen. Da kam die Kunde, daß eine Abtheilung deſſelben Kriegsvolkes, welches jenſeit des Waldes in der dortigen Flußniederung lagere, zu Zeltſtangen und Faſchinen die beſten Bäume aus den jungen Eichenſchlägen haue und ſchon bösliche Verwüſtung angerichtet habe. Der alte Herr, der auf ſeinen Wald gar große Stücke hielt, ergrimmte heftig; der Junker ſollte fort und mit den Officieren unterhandeln, auch den Jäger Owe Heikens mit ſich nehmen, um etwa nach deſſen Anweiſung aus anderen Schlägen Holz zum Kriegsbedarfe anzubieten.

Es war ſchon hoch am Vormittage, als Junker

Hinrich mit raſchen Schritten in den Haideſtieg hinabging; aber ſie wurden langſamer, je klarer drüben das ſtumpfe Thurmhaus vor ihm aufſtieg. Mit ſeinem oberen Stockwerke überragte es die hohe Mauer, welche zum Schutze gegen ſtreifendes Raubgethier den davor liegenden Hof umſchloß; das rothe Thor derſelben leuchtete weithin in der Herbſtſonne. Die Haide hatte abgeblüht; dafür begannen ſchon die Eichen, welche den Bau umſtanden, ihre Blätter bunt zu färben; lautloſe Stille herrſchte, die Zweige, die ſich über das Dach erſtreckten, lagen ohne Regung auf den ſchwarzbraunen Pfannen.

Der Junker ſtand ſchon oben und hatte den Griff der Pforte in der Hand, als von jenſeit der Mauer der jähe Aufſchrei eines Huhnes an ſein Ohr ſchlug. „Holla!“ rief er und erſchrak faſt ſelbſt vor ſeinem lauten Ruf; „iſt wieder mal der Falk hineingeſtoßen?“

Er hatte das Thor geöffnet; aber es war kein Falke aufgeflogen; ſtatt deſſen ſah er drüben neben der Hausthür das ſchöne Mädchen aus des Kornſchreibers Garten auf dem großen Feldſtein ſitzen. Zwiſchen ihren Knieen hielt ſie ein ſchwarzes Huhn, das krächzend mit den Flügeln ſchlug und mit dem

Schnabel nach der blonden Flechte hackte, die in ihren Schooß herabgeſtürzt war.

„Sie iſt es, Jungfer!“ ſagte Herr Hinrich, indeß er zögernd näher trat, und ſah nun erſt, daß ihr in der anderen Hand ein Meſſer blitzte.

Das erhitzte Köpfchen, das rückwärts gegen die Mauer lehnte, hatte ſich aufgerichtet: „Ich kann nicht!“ ſprach ſie wie zu ſich ſelber. Sie grüßte nicht, nur ihre blauen Augen blickten rathlos und faſt hülfeſuchend auf den vor ihr Stehenden.

„Was könnet Ihr nicht, Jungfer?“ frug Junker Hinrich, als ob er plötzlich einen Schalksſtreich berge.

Da kam ein kläglich Lächeln auf des Mädchens Antlitz; ſie hub das Huhn empor und ſagte: „Der Ohm, da er mit dem Knecht früh in den Wald ging, hat es mir geſchenkt; mein Vater verträgt anitzo nicht die rauhe Koſt.“

— „Iſt denn dein Vater krank?“

„Er iſt alt, Herr; das jüngſthin in der Nacht, Ihr wiſſet ja, er hat das nicht verwinden können.“ Dann ſtand ſie plötzlich mit heißem Antlitz vor ihm: „Zürnet auch nicht, Herr Junker; ich hätt's Euch tauſendmal ſchon danken ſollen!“

Sie hatte das Meſſer ſammt dem Thiere fahren laſſen; doch Junker Hinrich hatte ſich gebückt und beides aufgegriffen: „Vergeßt nur nicht auf Eures Vaters Süpplein, Jungfer!“ ſagte er.

Dann aber that das ſchöne Mädchen gleichzeitig mit dem Huhne einen lauten Schrei; denn ein Blutſtrahl war emporgeſchoſſen, gar ein paar Tropfen ſtanden roth auf ihrer weißen Schürze. „Ihr habt es todtgemacht!“ rief ſie und ſah beſtürzt auf den noch zuckenden Vogel, den er jetzt nebſt dem Meſſer auf den Steinſitz niederlegte.

„Ich wollt's dir abnehmen, Bärbe,“ ſprach er; „aber nun fürchteſt du dich wieder vor mir, wie dazumal die kleine Bärbe, die dann nimmermehr auf unſeren Hof gekommen iſt; und, freilich, ich hatte ihr Urſach vollauf dazu gegeben.“

„Nein, o nein, Herr Junker!“ und ſie ſah wie eine Schuldige zu Boden; „laſſet doch das, Ihr waret dermalen noch ſo jung! — Itzt, ich weiß es, und Alle wiſſen es, auch drüben in der Stadt — Ihr könntet keinem Kind ein Leides thun!“

Den Junker Hinrich überkam's: „Sprecht mich nicht heilig, Jungfer Bärbe; das mit dem Chriſtoph mag ſchon ruhen bleiben; aber ein Anderes iſt noch, das ſich nicht mehr beſſern läßt."

„Um Gott, Herr Junker!" rief ſie, „Ihr habet doch nicht gar ein Menſchenleben auf der Seele?"

Er ſchüttelte den Kopf: „Nein, Bärbe, es iſt nur ein Hund, ein weißer Hund! Aber er ſteht oft Nachts vor meinem Bette und ſchaut mich an, als wollt' er mir die Hände lecken; und ich hab' ihn doch ſelbſt im jähen Zorn erſchlagen, da er nicht mit den anderen auf den Wolf wollte, den Owe und ich nach langer Jagd geſtellet hatten."

„Tiras!" rief das Mädchen. „Euren guten Tiras?"

Er nickte: „Und ich konnt's nicht einmal von ihm verlangen; es war ein Hund nur auf das leichte Wild und gegen ſeine Natur, den Wolf zu packen."

„O Junker," und ſie ſtreckte wie ein Kind die Hände gegen ihn; „thut doch ſolches nimmer wieder!"

Er ergriff ſie heftig: „Nein, nein, ſo Gott mir helfe; man müßte mir denn ans Leben wollen!"

Die blauen Augen ſahen ſtrahlend in die ſeinen: „Merket," ſprach ſie leiſe, „das war ein Schwur!"

Und der Junker nickte: „Nur um mein Leben, Bärbe!“

Von droben aus dem Hauſe, gegen die kleinen Fenſterſcheiben pochte eine ſchwache Hand, und „Bärbe! Bärbe!“ ſcholl es wie mühſam von einer matten Stimme. Aber noch immer lagen die Hände in einander.

Und noch einmal, und wie in ohnmächtiger Ungeduld pochte es droben an das Fenſter: „Mein Vater!“ rief das Mädchen; und dann leiſer: „Ihr hattet wohl mit meinem Ohm zu reden, Junker!“

„Ihr mahnet recht, Jungfer,“ ſagte er und ließ nur zögernd ihre kleinen Hände fahren; „und auch Euer Huhn verlangt wohl nach dem Feuer. Mir aber iſt, Ihr hättet eine Laſt von mir genommen; wollet nun dulden, daß ich ſolches nimmermehr vergeſſe!“

Dann war er durch das Thor hinausgeſchritten; ſie aber ſtand noch, bis bei einem dritten Pochen die Splitter der zerbrochenen Scheibe ihr zu Füßen klirrten; da ſchrak ſie empor und flog eilig durch die Hausthür und treppauf nach ihres Vaters Kammer.

* * *

Es mußte wohl geweſen ſein, daß der Junker etwas nicht hatte vergeſſen können; denn ſeit jenem Tage, auch nachdem im Punkt des Waldverwüſtens den Wünſchen des alten Herrn mit Glimpf genügt worden, iſt immer eine andere Urſach' aufgeſtanden, die den Junker den Haideſtieg hinab und zu des Jägers Haus getrieben hat; dann aber, da ſchon die gelben Blätter wie Vogelſchwärme von den Bäumen flogen, begann er plötzlich den offenen Haidegrund zu meiden und oberhalb der Mulde durch die Eichen ſich den Weg zu machen; die Hunde, die ihn ſonſt begleiteten, wurden in den Stall geſchloſſen und winſelten ihm vergebens durch die Pforte nach. Dem Kornſchreiber konnten dieſe Gänge nicht wohl gelten: der hatte von jener Nacht im Garten eine Lähmung und ſaß im oberen Stockwerk in des Jägers Lehnſtuhl, von dem Junker aber wurde die Schwelle des alten Thurmhaus itzt faſt ſelten überſchritten; auch traf es ſich zumeiſt nur um die Zeit des Vormittags, wo Owe Heikens mit dem Knecht im Walde war. Kein Menſchenauge, nur die Amſeln, die noch durch die faſt entblätterten Zweige hüpften, konnten es geſehen haben, daß dann ein Mädchen ihr blondes Haupt an ſeine Bruſt legte und ſeine Arme ſie ſo ſanft und doch ſo feſt umfingen, als ob er gegen Feindesmacht ſie ſchützen müſſe.

Aber auch von heimlichſter Liebe geht ein Schimmer aus, der ſie verräth. Als eines Vormittags der Junker, das Haupt von jungem Glücke ſchwer, aus den hohen Bäumen hart an dem Thurmhaus vorgeſchritten war, ſprach eine Stimme neben ihm: „Ich bin daheim geblieben, Junker, damit Ihr mich nicht alle Zeit verfehlen möget."

Junker Hinrich brauchte nicht erſt aufzublicken; er kannte Owe Heikens Stimme ſchon ſeit ſeinen Kinderjahren; aber er war doch zuſammengefahren und ſtand keines Wortes mächtig vor dem alten Freund und Diener, obwohl kein Arg in ſeinem Herzen war. Da ſprach dieſer von Neuem: „Laſſet uns wie ſonſt den Wolf jagen, Junker, oder eine Wildſau, wenn wieder trotz des Grauhunds ſich eine hier herüberwagt; aber laſſet das Kind in Frieden, das itzt unter meinem Dache ſchläft."

Der Junker hob den Kopf, als ob er ſprechen wolle. „Nein, redet nicht, Junker!" wehrte ihm der

Alte; „ich weiß ja, was Ihr in Gedanken heget; Ihr ſeid nicht wie die Anderen drüben in des Königs Antheil, wo man ein Geſetz will ausgehen laſſen, daß alle Jungfernſchänder, hoch und nieder, es an Leib und Leben büßen müſſen“ …

Er kam nicht weiter. Herr Hinrich hatte ſtrack ſich aufgerichtet, ein jähes Feuer ſchoß aus ſeinen Augen: „Owe Heikens!“ ſchrie er, und ſeine Fauſt griff nach des Alten Bruſt. Doch einen Augenblick nur, und er ließ ſie wieder ſinken; denn von drüben aus dem Thurm ſcholl es, als ob drinnen leichte Füße die Treppe von dem oberen Stock hinunterhuſchten, und dabei ſchwang ein ſüßer Sang ſich durch die Luft:

„Sein Herz von meinem Herzen
Das bringet niemand los;
O lieber Gott im Himmel,
Die Lieb iſt gar zu groß!“

Mit verklärtem Antlitz ſtand der Junker; doch Owe Heikens ſagte: „Sorget nicht, Herr Hinrich; ſie wird nicht kommen heut; das Thor iſt abgeſchloſſen, und der Schlüſſel hier in meinem Schubſack!“

Er hatte das faſt zornig hingeredet; doch der Junker achtete deſſen nicht: „Laß gut ſein, Owe,“

ſprach er: „aber ich denke, du ſollteſt mich nicht mit derlei Schelmenworten paaren!"

„Wenn Ihr das denkt, Herr Hinrich," und der Alte ſah ſchier traurig zu ihm auf, „was denket Ihr dann weiter? In welcher Kammer in Eures Vaters Hauſe ſoll Euer Ehbett mit des geringen Mannes Tochter ſtehen? Oder wolltet Ihr Euer Erbe gar darum verſpielen? Und wenn Ihr es wolltet — ich ſag' nichts gegen unſeres Herren Söhne; aber es würde groß Klagen geben, ſo Euer hochgelahrter Herr Bruder hier zum Regiment gelangte."

Da fuhr der Junker auf: „Du faſelſt, Ow'; wie ſollten meines Bruders Hände nach meinem Gute greifen! Wenn unſeres Vaters Augen, die Gott noch lang in dieſer Zeitlichkeit belaſſen wolle, ſich einſt zu beſſerer Schau geſchloſſen haben, dann werden meine über Euch ſein, ſo wie es immer Recht und Brauch bei uns geweſen iſt."

Als er ſolches ſagte, wurde inner des Hofthores wie von vorſichtiger Hand ein Rütteln hörbar. „Bärbe!" rief der Junker. „Schließ auf, Owe! Da ſollſt du ſehen, daß Gottes Sonne uns beſcheinen mag, und keine Flecken dann zu Tage kommen!"

Aber der Alte zog den Schlüſſel nicht aus ſeinem Schubſack. „Nein, nein, Herr Hinrich, ich ſchließ Euch keine Thüren auf; wollet das nicht von mir heiſchen, ſo Ihr mich anders für unſeres Herren Diener achtet!“

Der Junker ſah ihn eine Weile mit ſeinen ſcharfen Augen an, dann ſagte er: „Ich kann dich drum nicht ſchelten, Owe Heikens; ſehe denn jeder, welcher Weg ihm taugen mag!“

Von jenſeit durch die Pforte drang ein leichtes Athmen an ſein Ohr; ſeine Augen ſtreiften raſch dahin; dann aber nickte er dem Alten zu und ſchritt den Haideſtieg hinab.

„Sein Herz von deinem Herzen
Das bringet niemand los!
O lieber Gott im Himmel — —“

Halb wie ein Trutzlied klang das ſchöne Liebeslied, und er ſang es hell und heller, je weiter er durch das ſchwarze Kraut hinausſchritt; die Lüfte, die ihm entgegenwehten, nahmen es auf und fuhren damit rückwärts; kein Wörtlein iſt davon verloren gangen.

⁂

Es heißt wohl: „Liebe findet ihre Wege“, aber dem Junker waren ſie ſeither doch arg verlegt worden. Es ſchuf ihm unliebſames Grübeln, weshalb der alte Herr, und eben zwar am Vormittage, ſeiner Hülfe ſo ſonderlich mehr als ſonſt bedürfen wolle. War es nichts anderes, ſo waren Rechnungen aufzuſtellen oder für Rotuln und Receſſe in einem zähen Rechtshandel mit der Nachbarsdorfſchaft Inſtructionen aufzuſetzen oder verſchwundenen Documenten im Bodenſchutte nachzuſtöbern; es fehlte ſelten etwas, um ihn feſtzuhalten.

Hatte er ſich dennoch einmal fortgeſtohlen, dann ging die Furcht mit ihm, er möge drüben die Gäſte durch ſeinen Vater ausgetrieben finden. Freilich tröſtete ihn bald im Näherkommen, wenn nicht das Pergamentgeſicht des Kornſchreibers, das hinter dem Fenſter im Oberbau ſichtbar wurde, ſo doch ein trocknes Huſten, das von dort herniederzitterte. Aber ſchon beim Eintritt kam Owe Heikens ihm entgegen, und das Schmunzeln, das dabei unter deſſen grauem Schnauzbart zuckte, brachte oft ein wildes Funkeln in des Junkers Augen; dann aber ſcholl wohl ein leichter Fußtritt von oben durch die Zimmerdecke, und er horchte nur auf deſſen Wiederkehr und ließ den Alten über Kriegsvolk und Bauern, über Wild und Wälder reden.

Am beſten traf er es gleichwohl, wenn das Thor verſchloſſen war; dann hatten von oben junge Augen nach ihm ausgeſpäht; und bald, während auf den kahlen Bäumen die Raben vor Froſt und Hunger ſchrieen, drangen heiße Worte durch die trennenden Bohlen hin und wieder.

— — So war das neue Jahr gekommen. Die Kriegsunruhen dauerten fort; der junge Herzog Chriſtian Albrecht war in ſeiner feſten Stadt am Eiderſtrome von den Dänen eingeſchloſſen; nur ſein Vater, unſer Herzog Friedrich, war ſchon vor dem Herbſt auf immer zu dem von ihm erſehnten Frieden eingegangen. Trotz alle dieſem war um octavis trium regum in der herzoglichen Stadt ob dem Kiele die Ritterſchaft nicht minder zahlreich als ſonſt vertreten; denn das Geld war knapp geworden, und dort, im Umſchlage konnte man ſolches zu bekommen hoffen.

Auch Junker Hinrich hatte auf des alten Herrn Geheiß ſich dahin auf die Reiſe machen müſſen. Zwar nicht um Geldnegocien abzuſchließen; aber der jüngere Junker Detlev, der in der Kanzelei zu Gottorf unter des Herzogs Miniſter Kielmannsegge bereits einen anſehnlichen Platz bekleidete, ſollte dort mit einer adeligen Jungfer aus alt erbgeſeſſenem Geſchlechte ſein Verlöbniß feiern; und Junker Hinrich hatte die Vermahnung mitbekommen ſich bei dem Tanze auf dem Rathhausſaal in gleicher Weiſe umzuthun; denn derzeit pflegten bei dieſen Geſchäftsreiſen die Herrn ihre Frauen und Töchter nicht daheim zu laſſen, die auch heuer trotz der widrigen Zeitläufte die ſelten gebotene Luſtbarkeit nicht würden meiden wollen. — Der alte Herr aber ſaß an jenem Abend, von der Gicht, der Alterskrankheit unſeres Landes, geplagt, allein in ſeinem Gemache zu Grieshuus und warf einen Holzſcheit nach dem anderen in die Flamme des Kamins, die an den weiß getünchten Wänden über ſeit lang zur Ruh geſtellte Waffen und über das Bildniß eines längſt begrabenen Weibes ihre rothen Lichter ſpielen ließ. Nur unten in der großen Geſindeſtube, von wo kein Laut hinaufdrang, ging es bei ſüßem Brei und Braten laut und luſtig her; von dem vornehmen Bräutigam freilich war nicht viel die Rede; die Jüngeren entſannen ſich ſeiner kaum; war er doch faſt fremd geworden in der Heimath.

— — Bei ſeiner Rückkehr mochte Junker Hinrich nicht eben nach des Vaters Wunſch berichtet haben: den Bräutigam hatte er meiſt nur inmitten der neuen Sippſchaft oder ſonſtiger großer Grundherren angetroffen, am Feſtesabend auch wohl mit einzelnen Officieren des Königs, die man dort nicht hatte auslaſſen wollen oder können; dem Vater und den Dingen von zu Hauſe hatte derſelbe obenhin nur nachgefragt; die geſchminkten Angeſichter aber der trotz aller Noth des Landes mit güldenen Flören, Ringen und Kettlein übermäßig aufgeputzten Tänzerinnen hatten es dem Junker nicht abgewinnen können; die Braut gar, an deren hochgepufftem Haar der cypriſche Puder die natürliche Fuchsfarbe nicht hatte verbergen können, war ihm — er ſprach das nur zu ſich ſelber — wie eine angeſtrichene Jeſabel vorgekommen. Freilich war er, da eben die Geiger eine neue franzöſiſche Gavotte angeſtrichen, gar von ihr ſelbſt zum Tanz gefordert worden; aber nach ein paar Gängen hatten ihre ſchmalen Lippen ſich verzogen: „Ihr verſtehet ſicherlich die alten Tänze beſſer!“ Und damit hatte ſie ihn froſtig angeſchaut und ſeine Arme wieder fahren laſſen.

— — Daheim, und ſchon am anderen Vormittage, glückte es dem Junker Hinrich beſſer. Im Thurmhaus über der Haide, wo man noch nicht von ſeiner Rückkunft wußte, fand er die Thüren unverſchloſſen; nur des gelähmten Mannes Huſten zitterte vom Oberbau herab, da er unten in des Jägers Zimmer trat. Noch eine Weile ſtand er einſam: dann hing ein jugendlicher Leib in ſeinen Armen; ein blonder Kopf, ein ſchönes Antlitz drängte ſich mit geſchloſſenen Augen gegen ſeine Bruſt.

„Du zitterſt, Bärbe!“ ſprach er.

„Ja, weil du wieder da biſt, Hinrich!“ und ſie ſchloß noch feſter ihre Hände um des Mannes Nacken.

Wie ehrfürchtig vor der jungfräulichen Schönheit ſtrich ſeine Hand über ihre Wange, über ihr ſeidenweiches Haar. Dann überkam's ihn wie ein Uebermuth des Glückes, und er erzählte von ſeinem Reiſeabenteuer, von den alamodiſch aufgeputzten Frauenzimmern und wie übel ihm der neue Tanz bekommen ſei; und da ſie lachte, ſprach er neckend: „Was meinſt du, Liebſte, wenn wir beide erſt unter all den zieren Puppen tanzen?“

Aber ſie ſchlug die Augen angſtvoll zu ihm auf: „Nein, nein; was ſagſt du, Hinrich?“

Er ſah ſie lang und zärtlich an: „Nichts, Bärbe; aber ich halte dich; du darfſt dich nicht ſo fürchten!“

Da ſcholl der Anſchlag großer Hunde aus dem Walde; Owe Heikens kam mit ſeinem Knechte wieder heim. Aber das Gemach war leer, als er hineintrat, und nur die Hunde gingen ſpürend darin hin und wieder.

* * *

Am Sonntage danach war, wie immer, das ſchwere herrſchaftliche Fuhrwerk mit den rothen Rädern an der Kirche aufgefahren; die Rappen ſtanden angebunden an den Eiſenringen der Capellenmauer. Drinnen hielt der Paſtor eine ſcharfe Predigt wider die Schwarmgeiſter und Wiedertäufer, die drüben in der Stadt aufs Neue ihr Unwerk auszubreiten ſuchten; er ſchien ſie gar leibhaftig vor ſich zu haben, denn er riß das ſchwarze Käppchen von ſeinem grauen Haupt und dräuete damit in die volle Kirche hinunter.

Der alte Herr von Grieshuus in ſeinem Patronatsſtuhl droben vor dem Altar nickte eifrig ſeinem Paſtor zu; die Bauern aber ſaßen mit ſchläfrigen Geſichtern; was kümmerten ſie alle Schwarmgeiſter? die Schatzung und das fremde Kriegsvolk ſaßen ihnen fühlbarer auf dem Nacken; ſelbſt für den ſtattlichen Junker an des Vaters Seite ſchien dieſes Kanzelfeuer ganz verloren; ſeine Augen gingen immer wieder nach einem der Geſtühlte unten, bis es wie Nebel ihm zerrann oder bis aus blauen Augen ein ſcheuer Blick zu ihm hinüberflog.

Als endlich am Schluß des Gottesdienſtes der Paſtor vor dem Altar die Collecte verleſen und die Gemeinde ihr „Amen“ reſpondirt hatte, blieb noch Alles in den Kirchenſtänden, während die Herrſchaft in die Kirche hinab und zwiſchen denſelben dem Ausgange zuſchritt. Der alte Herr aber ließ diesmal ſeinen Junker vor ſich hergehen und ſtreifte mit einem finſteren Blick das blonde Mädchen, das an der Seite ſeines alten Jägers ſich von ihrem Sitz erhoben hatte.

Draußen in ſeinem Wagen hieß er den Fuhrknecht warten, bis der Paſtor aus der Kirche trat;

dann winkte er dieſen heran und drückte ihm die Hand; und die Leute, welche jetzt, der Abfahrt ihrer Herrſchaft harrend, zwiſchen den Gräbern umherſtanden, hörten ihn dabei ſagen: „Hol' der Teufel alle Rottengeiſter, Paſtor! Aber komm' Er auf den Nachmittag zu mir; ein guter Trunk iſt etwan auch noch in dem Keller!“

— — Zu Griesbuus warf am Nachmittage die Winterſonne ihre ſchrägen Strahlen durch das Fenſter über dem Hauptportale, während drinnen im Kamin die großen Scheite loderten. Aber der Hausherr war noch allein; das ſonſt bleiche Antlitz des alten Junkers war geröthet; mit aufgeſtützter Fauſt ſtand er an dem breiten Eichentiſch, von dem es hieß, er ſei einſt mit dem Hauſe hier hineingebaut, und die freie Hand fuhr unruhig über das kurz geſchorene Haupthaar. Auf dem Tiſche neben einem halbgefüllten Glaſe lag ein grob gedrucktes Blatt; es war die königliche Conſtitution von dem Amte und der Poteſtät der Kirchen wider die Unbußfertigen, welche unlängſt auch in dem herzoglichen Theile publicirt war. Der Kirchenbann, der bis zur Sühne von dem Abendmahl und von dem Platz in der Gemeinde ausſchloß, war längſt zwar eingeführt; aber das neuere Geſetz gab nähere Vorſchrift über den Vollzug und wie dadurch die Lücken der weltlichen Gerechtigkeit zu füllen ſeien.

Der Junker hatte vorhin das Blatt aus der Hand gelegt; jetzt griff er wiederum danach; er ſchien zu grübeln, wie er es in ſeinem Dienſt verwenden könne.

Schon mehrmals hatte es von draußen an die Thür gepocht, ohne daß ein Ruf darauf erfolgt war; jetzt wurde ſie gleichwohl geöffnet, und der Gutsherr fuhr aus ſeinem Sinnen auf: „Er iſt es, Paſtor? Gut, daß Er gekommen iſt.“

Nachdem derſelbe dann ein zweites Glas gefüllt und der Paſtor ihm daraus Beſcheid gethan hatte, ſchritt letzterer zu einem kleinen Tiſche an dem Mittelfenſter, ſchüttete aus einem Käſtchen die in Buchs geſchnitzten Figuren eines Schachſpiels und ſtellte ſie auf die in die Tiſchplatte eingelegten Felder, ein ſchweigend übernommenes Amt, das er bei ſeinen Beſuchen ſtets zu üben pflegte.

Auch heute ließ der Hausherr ihn gewähren, und bald ſaßen beide ſich gegenüber; der geiſtliche Herr im ſchwarzen Talar, das gleichfarbige Käppchen auf dem dünnen Haare, das an den hageren Schläfen niederhing; der Andere im bequemen Hauskleid, das er oft zur Seite ſchlug, als ob es ihn beklemme; der Wein ſtand neben ihnen, und der Junker ſtürzte oft ſein Glas hinunter. Aber ſein Spiel war nicht wie ſonſt, wo er nach kurzer Weile dem Paſtor ein „Victoria!“ zuzurufen pflegte; heut hatte er ſchon mehrmals auf beſcheidene Erinnerung deſſelben ſeinen Zug zurückgenommen; aber immer wieder ſchob er Bauern und Officiere unachtlich über die Felder und faßte ſie, als ob er ſie zerbrechen möchte.

„Mein Herr Patron,“ ſagte der Paſtor, „wälzt wichtigere Dinge in Gedanken; Eure Dame ſteht abermals im Schach!“

Da ſchob der Junker das Tiſchlein von ſich, daß die Figuren durcheinander ſtürzten. „Das Spiel ein ander Mal! Ich hab' mit Ihm zu reden, Paſtor!“

Er war aufgeſtanden, und bald wanderten beide im Zwiegeſpräche auf und ab. Der Geiſtliche hatte mehr und mehr das Haupt erhoben, ſeine Antworten wurden kurz und ſparſam; ſicher und bedächtig ſchritt er an der Seite des immer lauter redenden Patrons. „Und ſeh Er es nicht an," rief dieſer, „weß Standes und Geſchlechts der Sünder ſei! Bete Er, wie vorgeſchrieben, von der Kanzel über ihm und kündige ihm dann Bann und Gottes Zorn vor ſitzender Gemeinde!"

„Ihr vergeſſet," ſprach der Andere, „daß auch, ſo Euer Sohn der Sünder wäre, die Ladung durch den Küſter und die Vermahnung in Gegenwart der Kirchenvorſteher vorangehen müßte, was Euch wohl kaum anſtehen dürfte."

„Ei was! Vermahnet hab' ich ſelber!" rief der Herr von Grieshuus; „wenn's der Patron thut, braucht es nicht der Bauerntölpel!" Und als von der anderen Seite keine Antwort drauf erfolgte, fügte er hinzu: „Ich weiß ja, Er verſteht's; mach' Er's nur, wie um letzte Oſtern der Magiſter in der Stadt! Es war dort auch ein Bube, der gegen den Vater ſeine Fauſt gehoben hatte."

Da ſagte der Prieſter: „Das hat Junker Hinrich nimmermehr gethan!"

Aber der Hausherr ſchrie: „Gegen alle ſeine Väter hat er die Fauſt gehoben; aber die unten in den Särgen liegen, können's nicht; darum muß ich ihr Recht verwahren!"

„Thuet es!" ſagte der Paſtor; „ich kann es Euch nicht verwehren."

Der Edelmann hatte ſeinen Krückſtock aus der Ecke geriſſen und ſtieß damit heftig auf den Boden. „Verwehren, ſagt Er? Er ſoll mir helfen, Paſtor, wie es gegen Patron und Kirche Seine gottverfluchte Schuldigkeit!"

Der Redende war ſo laut geworden, daß im Unterhauſe das Geſinde auf den Schwellen ſtand; die naskluge Binnermagd hatte ſich ſchon vordem hinaufgeſchlichen und lag mit dem Ohr am Schlüſſelloche.

Der geiſtliche Herr mochte auf jene Worte ſeines Patrones nur das Haupt geſchüttelt haben; denn dieſer hub aufs Neue an: „Er wird's gar nicht verſtanden haben, Paſtor: zu ſeinem Ehgemahl will er das Weibsbild machen! Gleich nach der Kirchen, heut am Vormittage, da, wo Er itzo ſteht, hat mir der Junker von Griesbuus das ins Geſicht geworfen!"

„Das ſieht ihm gleich," ſagte der Paſtor; „Euer

Sohn iſt weder ein Gotteslästerer, noch ein Jungfernſchänder.“

Ein zornig Lachen entfuhr dem alten Herrn: „Ein Jungfernſchänder? — — Er iſt kein Edelmann; Er verſteht's nicht, Paſtor: ein ganz Geſchlecht von makelloſen Rittern will er ſchänden!“

Da frug der geiſtliche Herr faſt leiſe, daß es des Edelmanns Ohr nur kaum erreichte: „Hat unſer Herr Martinus ſolches auch verſchuldet, da er des Ritters Tochter in ſeine Kammer brachte?“

Aber der Junker ſchrie: „Laß Er mir den Martinus aus dem Spiel, und red' Er, ob man auf Ihn rechnen kann! Bedenk Er auch, der Sünder möchte ſo die leichteſte Buße tragen!“

Faſt drohend hatte er dieſe letzten Worte ausgeſtoßen; doch der Paſtor antwortete: „Wider eine chriſtliche Ehe hat die Kirche keine Buße; das Andere aber iſt meines gnädigen Herrn Patrones Sache, in welche ich nicht hineinzureden habe.“

Als dieſe Worte von dem Ohr der horchenden Dirne aufgefangen waren, hatten die Schritte drinnen ſich der Thür genähert, und ſie war eilig die Treppe, die ſie hinaufgeſchlichen, wieder hinabgeflogen.

Bald auch wurde im Unterhauſe von droben auf dem Vorplatze der Kratzfuß und Empfehl des Paſtors hörbar; die Dirne aber ſah noch aus dem Seitenflügel, wie droben der alte Herr das eine Fenſter aufſtieß und mit braunrothem Angeſicht dem Paſtor nachſchaute, der mit haſtig ſpitzen Schritten über die Stapfſteine durch den ſchlammigen Hof hinausſchritt.

— — „Ja, und die Beine zitterten ihm," erzählte ſie Abends in der Geſindeſtube, „ein paar Mal trat er nebenweg, daß ihm der Unflath um die ſchwarzen Strümpfe ſpritzte."

Die Anderen lachten; nur Hans Chriſtoph, der mit dem lohbraunen Haſſan am Kachelofen ſaß, hieß ſie, ihr allzuloſes Maul in Obacht nehmen; aber ſie fand zu guten Rückhalt hier, denn der Fuhrknecht und die übrigen Dirnen wollten wiſſen, was droben in der Herrenſtube abgehandelt worden. Da hob ſie ihre Stumpfnaſe und rief: „Hör du nur zu, Hans Chriſtoph; du kannſt's für deinen Junker profitiren!" Und als die Anderen drängten: „Nur friſch, und ſchütt' den Eimer aus!" ſetzte ſie ſich bedachtſam dem langen Fuhrknecht auf den Schooß und ſagte: „Geduld! Erſt als der Junker ſich in Bluſt geredet, hab ich's verſtehen können!“

Doch als ſie endlich vollends ausgeſchüttet hatte, und ihre blanken Augen in die Runde laufen ließ, harrte ſie umſonſt des dankbaren Geplauders, das ſie nach ſolchem Anlaß einzuheimſen pflegte. Hans Chriſtoph ſtreichelte ſchweigend den breiten Hundenacken; die Dirnen mochten des ſchmucken Junkers denken, und weshalb ſein Auge nicht ebenwohl auf ſie gefallen ſei; nur der Fuhrknecht, nachdem er eine Weile mit dem Finger an ſeiner Naſe auf- und abgefahren war, ſagte nachdenklich: „Darum denn auch! Da der Herr mich vorhin rufen ließ, bewahre mich der Heiland; ich dacht', er wollte mich zum Pferdejungen degradiren; und war doch nur, daß ich morgen den alten Landgerichtsnotar von drüben aus der Stadt beſtellen ſollte.“

„Den Landgerichtsnotar? Soll der auch predigen?“ rief die Dirne. Aber in demſelben Augenblicke ließ ſie ſich von ſeinen Knien gleiten; denn die dicke Ausgeberin Greth-Liſe war eingetreten, und es wurde ganz ſtille; der Fuhrknecht zog ein verſiegeltes Schreiben aus der Taſche, betrachtete die

Aufſchrift, als ob er ſie leſen könne, und ſteckte es dann bedächtig wieder ein.

* * *

Als die Schlehen blühten, iſt einmal wieder Friede geſchloſſen worden; auf und ab im Lande läuteten die Glocken, und das Gemenge fremder Völker verlor ſich allgemach. Auch von der kleinen Dorfkirche unterhalb Grieshuus ſcholl das Geläute; aber eines Nachmittages, da es auf den anderen Thürmen ſchwieg, begann es abermals. Nicht dem kurzen Frieden galt es, den mit unfriedlichem Herzen die Menſchen in falſche Worte faßten; es galt dem, den kein Streiter noch gebrochen hat.

Von Grieshuus herunter kam ein Leichenzug; auf dem Deckel des Sarges hatte der kunſtreiche Schmied des Dorfes das Wappen in Kupfer ausgeſchlagen; denn der alte Herr von Grieshuus lag darunter. In dem offenen Wagen, der dann folgte, ſaßen die beiden Brüder, der Junker Hinrich und der herzogliche Rath; aber der Letztere hatte es eilig; zu Gottorf gab es itzt überviel zu ſchlichten und zu richten; und während ſie in dem Gruftgewölbe an des Vaters Sarg das letzte Amen ſprachen, hielt drüben vor dem Kruge ſchon der Reitknecht ſein und ſeines Herren Pferd am Zügel.

Wie beim Verlöbnißtanz zu Kiel, ſo waren auch heute zwiſchen den Brüdern der Worte wenige geweſen; nur als dann auf dem Kirchhofe der Jüngere ſich verabſchiedete, ſprach er, wie beiläufig, zu dem Anderen: „Du weißt, des Vaters Teſtament iſt jüngſthin auf dem Landgerichte hinterleget worden?“

Herr Hinrich aber ſtutzte: „Ein Teſtament? Wozu denn das? Mir iſt nichts kund geworden.“

Der herzogliche Rath hatte flüchtig ſeine Hand geſtreift: „So will ich ſorgen, daß terminus zur Publication alsbald hier anberaumet werde.“

Dann ſchritt er auf dem Steig dem Kruge zu und ritt mit ſeinem Knecht davon.

In unruhigem Brüten war der Bruder ſtehen geblieben, während unter dem wieder beginnenden Läuten ein zweiter ſchlichter Sarg herzugetragen wurde; nur der alte Jäger Owe Heikens und ein weinendes Mädchen gingen hinterher. Aber die Leute auf dem Kirchhofe drängten ſich auch zu dieſer offenen Gruft; auch den der Tod in dieſe Lade hingeſtreckt hatte, lockte es ſie begraben zu helfen. Und auch über ihn ſprach der Paſtor: „Und zur Erde ſollſt du wieder werden!“ Als aber, da der ſchwere Schaufelwurf vom Sarge wiederdröhnte, mit ſelbigem ein heller Wehlaut von der Gruft erſcholl, da drängte ſich die hohe Geſtalt des Junkers Hinrich durch die Menge, und als ſodann auch hier das letzte Vaterunſer war geſprochen worden, nahm er vor aller Angeſicht die Tochter des Begrabenen an ſeine Bruſt und hielt ſie ſo unbeweglich, bis er den Paſtor ſchon drunten auf dem Wege nach ſeinem Hauſe zuſchreiten ſah. „Komm!“ ſprach er leiſe zu dem ſchönen Mädchen, daß nur neben ihm ein altes Weib es hörte, die ſchier verwirrt zu ihm empor ſah; und als ob jedes von ihnen wußte, daß ſie beide eines Sinnes ſeien, folgten ſie Hand in Hand dem geiſtlichen Herrn in ſein Haus. Da ſprach der Junker: „Ehrwürden, wir bitten, verlobet uns einander, daß dieſe hier an meinem Herzen ihre Heimath habe!“

Und die Hände des alten Prieſters legten zitternd ſich auf ihre Häupter.

Drüben von dem Kirchhof aber ſchritt Owe Heikens, mehr als einmal mit dem Kopfe ſchüttelnd, ſeinem Hauſe an den Eichen zu.

* * *

Die ſchon anberaumte Hochzeit des Junkers Detlev, welche durch die letzte Kriegszeit wider allen Brauch verzögert war, wurde durch das Trauerjahr aufs Neue hinausgerückt; anders bei dem älteren Bruder; hier hatte der Tod zu raſchem Ehebündniß getrieben.

Hinter den Eichen von Grieshuus, noch oberhalb der Niederung des Fluſſes, war in einem Lindenkranz ein Meierhof gelegen; einſt zu einem niedergelegten Gut gehörig und aus dieſem einer Baſe von des Junkers Mutter zugekommen, war er von Letzterer in ihrem Teſtamente dieſem als ihrem Pathenkinde zugeſchrieben. Bisher hatte ein Pächter darauf geſeſſen; aber die Pacht war mit dem Herbſte abgelaufen; ſeit Monaten wirthſchaftete Hans Chriſtoph dort, den noch der alte Herr zu dem Behuf dem Sohne überlaſſen hatte.

In dieſes Haus war Junker Hinrich mit ſeinem jungen Weibe eingezogen. „Trete nur feſt auf!“

hatte er zu ihr geſprochen, da er nach der Trauung ſie vom Wagen hob; „das hier iſt mein; und nun — durch Gottes Gnade — unſer!"

Noch heute, in des Erzählers Tagen, zeigt man in jener Gegend auf einem Vorſprung eine alte Linde, die trotz des völlig ausgehöhlten Stammes noch eine mächtige Krone in den Lüften wiegt; hier habe man derzeit die beiden ſchönen Menſchen oftmals ſtehen ſehen, wie ſie Hand in Hand über das weite Flußthal hinausſchauten, während der Sommerwind in ihren blonden Haaren wehte; auch Abends wohl, dem Schrei der wilden Schwäne horchend, die im Sternenſchein dem Waſſer zuflogen.

— — Zu Anfang im Auguſtmonat nach der Hochzeit war es, als Junker Hinrich zur Teſtamentseröffnung nach Grieshuus hinüber ritt. In dem großen, ſeit Jahren unbenutzten Saale, oben in einem Vorſprung nach der Dorfſeite, traf er nur den Landgerichtsnotar und deſſen Schreiber; vergebens ſuchten ſeine Augen nach dem Bruder. Statt deſſen war ein ſchwarzer Herr mit gepuderter Perrücke hereingetreten: „Der herzogliche Rath ſei, ihm zu Leide, durch häufende Geſchäfte abgehalten"; und hatte ſodann eine in aller Form Rechtens auf ihn ausgeſtellte Vollmacht auf dem Tiſche vor den Gerichtsperſonen ausgebreitet.

Der Herr war einer von des Rathes Unterbeamten, und die Formalien wurden für richtig angenommen. Danach wurden im Beiſein der ſo Betheiligten die Siegel gelöſt und das Teſtament verleſen. „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit" begann der alte Notarius, und der Junker ſtand wie gebannt, die Fauſt um eines Seſſels Lehne, und horchte athemlos; bald aber, da die lange Eingangsformel abgeleſen war, ſchoß ihm das Blut zu Häupten, er riß von ſeiner Bruſt das Wamms zurück, und der ſchwere Stuhl klappte auf den Boden, daß es in dem weiten Raume widerhallte. Er hatte gehört, was zuvor nur wie ein Fieber ihm durchs Hirn geſchoſſen war: an Geld und Gut zwar kürzte ihn des Vaters Wille kaum; aber Grieshuus, das Stammhaus, war dem jüngeren Bruder zugeſchrieben. Der Vorleſer hatte innegehalten; er begann aufs Neue und brachte es zu Ende. Dann wurde das vom Schreiber geführte Protocoll vollzogen, das die geſetzlich geſchehene Publication beurkunden ſollte;

auch Junker Hinrich trat heran und unterſchrieb; doch mit dem Zuſatz: „Unter Vorbehalte meines arg verletzten Rechtes.“

Als er ſich ſchon entfernen wollte, trat der ſchwarze Herr noch einmal auf ihn zu und überreichte ihm ein verſiegelt Schriftſtück: „Ich hab' Euch zu erſuchen, daß Ihr von dieſem Briefe Eueres Herrn Bruders noch hier, in dieſem Raume, Kenntniß nehmen möget!“

Die feſte Hand des Junkers bebte, als er das Siegel aufriß; aber ſchon flogen ſeine Augen über die Schrift des Bruders:

„Den mir zuvor bekannten letzten Willen unſeres Vaters,“ ſo lautete der Inhalt, „habe ich, auch ſo ich es gekonnt hätte, aus gutem Grund nicht hindern wollen, obſchon ſelbiger nicht nur deinen, ſondern gleichermaßen meinen Wünſchen widerſteht; denn Jeder hat itzt, was dem Anderen dienen würde. So du alſo, nachdem dir ſolches kund geworden, in Erkenntniß deiner Pflicht geſonnen wäreſt, dich des geringen Mädchens zu entledigen, ſo daß ich unſeres Hauſes Ehre ungefährdet wüßte, dann komme in den nächſten Wochen zu mir auf Schloß Gottorf, und wir werden unſeres Erbes Tauſch mit Glimpf vollziehen können. Sollteſt du aber, wovon ein Hall zu mir gedrungen, in teufeliſcher Verblendung bereits den Ehebund mit jenem Weibe eingegangen ſein, ſo werd' ich dir die Wege weiſen, dich ihrer dennoch abzuthun, und ſoll zu ſolchem dir meine brüderliche Hülfe nicht entſtehen."

Der Andere ſtand noch immer vor dem Junker, der auf das Schriftſtück ſtarrte, als ob er mit den Augen es durchbohren müßte. „Wollet mir Urlaub geben," ſprach er; „was Antwort ſoll ich Euerem Bruder melden?"

Herr Hinrich ſchien ihn nicht zu hören.

Und wieder nach einer Weile: „Meine Zeit iſt kurz," begann er; „darf ich um Euere Antwort bitten?"

Da fuhr der Junker auf: „Hier iſt ſie!" ſchrie er und warf den Brief in Fetzen unter ſeine Füße. „Ihr aber, ſo Ihr wußtet, was Ihr mir gebracht, ſo ſeid Ihr einen Schurkenweg gegangen!"

Und mit ſtarken Schritten ging er aus dem Saale und war ſchon drunten aus dem Hauptthor, als des Anderen Hand nach ſeinem Schwerte fuhr.

Aber der Rappe mußte es fühlen, was auf dem Rückweg in dem Reiter tobte; und als Herr Hinrich vor ſeinem Hauſe aus dem Sattel ſprang, da drohte ihm Frau Bärbe mit dem Finger: „Das arme Thier! Hatt'ſt du denn ſolche Unraſt, zu deinem Weibe wieder heimzukommen?“ Er aber legte ſchweigend ſeinen Arm um ihre Hüfte und führte ſie ins Haus zurück; und als er eine Weile finſter dageſeſſen, berichtete er nur Eines, daß ihm Grieshuus im Teſtamente abgeſprochen ſei. „Aber ich will mein Recht, und ſollt' ich wider meinen todten Vater ſtreiten!“ und als die Augen ſeines Weibes voll Sorge zu ihm aufſahen, rief er: „Du ſollſt hier nicht in dieſer Bauernkathe ſitzen!“

Ihre Hand ſtrich ſanft an ſeine Wange: „Thu, was du mußt, Hinrich; nur nicht in Zorn und nicht um meinethalben!“ Dann zog ſie ihn hinaus ins Freie, wo ſchon das Abendroth am Himmel ſtand; und ſie gingen in die Niederung durch ihre Felder, wo der Ernteſegen in goldenen Aehren wogte. Aus einem Seitenwege kam Hans Chriſtoph zu ihnen, zog ſeinen Hut und ſprach: „So Ihr es meinet, Herr, ich denke, wir müßten bald ans Schneiden gehen!“

— — Und wieder nach einigen Tagen, als ſie bei all dem Segen, der nun in ihre Scheuer eingefahren wurde, ihren Eheherrn ſo ohne Freud' und ohne Worte zwiſchen den Leuten umherſtehen ſah, die Augen nach den mächtigen Wäldern von Grieshuus, die in der Ferne wie ein Gebirge lagen, da ſprach Frau Bärbe, ſeine Hand ergreifend: „Sind das die Flitterwochen, Hinrich?“ und da er zärtlich zu ihr niederblickte, zog ſie ihn in das Gärtchen, das hinter der Scheuer war. „Ich weiß wohl, was du ſinneſt,“ ſprach ſie; „aber bedenke es wohl! Da du mich freiteſt, thatſt du wider deinen Vater; du wollteſt minder, als er für dich wollte; thu nun nach ſeinem Willen, daß du in dem Anderen dich begnügeſt!“

Doch da ſie ſah, daß ſeine Augen noch immer wie im Grolle dicht beiſammen ſtanden, ſprach ſie beklommen: „Du haſt zu hohen Preis für mich gezahlt.“

Da hob er ſie mit beiden Armen auf und preßte ſie wie ein Kind an ſeine Bruſt: „Nein, nein; laß fahren, Bärbe! Ich zahlte für mein Leben; weh dem, der das mir anzutaſten waget!“

Es fraß doch weiter in ihm. — Und Herbſt und Winter war es geworden, und die Erbtheilung war noch immer nicht geſchehen. So viel war zwiſchen den Brüdern feſtgeſetzt, der Stammhof wurde bis auf Weiteres von dem früheren Pächter des Meierhofs verwaltet; aber jeder von beiden betrachtete ſich als deſſen Herrn. Da an einem Sonnabend, als in den Bauergärten das erſte Grün der Stachelbeeren vorbrach, hieß es, die Braut des herzoglichen Rathes und deren Mutter ſeien mit demſelben auf dem Herrenhofe angelangt; die Braut habe, ehe ſie den Mann nehme, ſich Land und Sand beſehen wollen.

Und am Sonntag Vormittag war die Kirche voll, und die Weiber und die Dirnen hatten ihre beſten Käppchen auf; nur droben im großen Patronatsſtuhle war noch niemand, wie nun ſeit lange ſchon; denn der Wohnplatz des jungen Ehepaares gehörte zu einem anderen Kirchſpiel, und Junker Hinrich und ſein Weib hatten ſeit ſeines Vaters Tode die Kirche hier nicht mehr betreten. Als aber der Paſtor, nachdem die Gemeinde einen deutſchen Pſalm geſungen, vor dem Altar ſtand und eben das

Kyrie eleison angeſtimmt hatte, ging eine Unruhe durch die Kirchenſtände, Weiber und Männer ſtießen ſich an und raunten ein flüchtig Wort mitſammen; auch der Paſtor hatte einen Wagen auf den Kirchhof fahren hören; aber es war der ſchwere Gutswagen nicht, und gleichwohl klang es von den Mauerringen, als würden Pferde daran feſtgebunden.

Da wurde die Kirchthür aufgeſtoßen; „Sie kommen!“ flüſterten die Dirnen und drehten ihre Hälſe nach dem Steige. Aber die Erwarteten waren es nicht, obwohl es ſchon des Umſehens werth war; denn der Junker Hinrich mit ſeinem blonden Weibe ſchritt langſam durch die Kirche. Sie trug freilich nur ein ſchlicht Gewand; doch wurde ihr Haar, wie es derzeit dem Adel nur geſtattet war, von einer goldenen Klammer gehalten, daß es in drei ſchimmernden Strähnen niederfloß; aber ſie drückte ſich an den hohen Mann, als ob ſie Schutz bedürfe, und als beide die Treppe zum Emporium hinaufgeſtiegen waren, ſahen es die Frauen, daß ſie geſegneten Leibes ſei.

Von droben blickte der Junker faſt wie zornig in die Kirche hinab. „Dominus vobiscum“ ſang der Paſtor und wandte ſich dann zum Altar.

Und wieder drehten in der Gemeinde ſich die Köpfe abwärts nach dem Eingang: ein zweiter, aber ſchwerer Wagen fuhr draußen vor der Kirchthür auf; Peitſchenklatſchen, ein Fluch des Fuhrknechts war hereingedrungen, und während der Paſtor die Collecte las, war aufs Neue die Kirchthür aufgeſtoßen. Es wurde todtenſtill: der herzogliche Rath mit ein paar hohen, ſtolzen Frauen, denen eine Kammerzofe folgte, war in den Mittelſteig getreten.

Der Junker Hinrich hatte im Kieler Rathhauſe doch wohl fehlgeſehen: denn die jüngere der Frauen erſchien gar ſtattlich, aber ſie blickte kalt und ſtrenge um ſich. Als ſie weiter vorgegangen waren und der Bräutigam nach dem Patronatsſtuhl aufſah, ſtutzte er und hielt die Frauen an ſeinem Arm zurück. Die Augen der Brüder hatten ſich gefaßt, und eine Weile ſtanden ſie wie ſtill in einander; der blonde Frauenkopf da oben war todtenbleich geworden.

„Es iſt beſetzt,“ ſagte der da unten; „aber ich werde uns Platz zu ſchaffen wiſſen.“ Und da der

Paſtor ausgeleſen hatte, tönten dieſe Worte durch die ganze Kirche.

Hätten die Augen des Junker Hinrich tödten können, der Sprecher wäre lebendig nicht vom Platz gekommen; mit einem Aufſchrei griff Frau Bärbe nach ihres Mannes Hand, die ihm eiskalt auf ſeinen Knieen lag.

Aber der herzogliche Rath ſchritt mit den Frauen aus der Kirche; man hörte den Wagen fortfahren, und ohne Störung ging der Gottesdienſt zu Ende.

* * *

Es war am 24. Januar ſpät am Nachmittage. Junker Hinrich war in der Stadt geweſen, wo er mit dem Magiſtrat zu thun gehabt hatte; denn die alte Baſe ſeines Weibes war geſtorben und hatte dieſes als ihre Erbin eingeſetzt. Behaglich ritt er durch das Haidethal, dann durch den Wald; aber vor ſeiner Hausthür ſprangen zwei Mägde ihm entgegen: „Ach, Herr! Ach, Junker Hinrich, Euer Weib!“

Und als er in die Kammer hinter dem Wohngemach getreten war, ſah er ſein Weib im Bette liegen; ein Unſchlittlicht brannte auf dem Tiſche;

aber er erkannte ſie faſt nicht. Die Hebamme des Dorfes war um ſie; ſie ſtand über einer Wiege, aus der das Winſeln eines neugeborenen Kindes drang. „Was iſt das hier?“ ſprach er; „der Erbe von Grieshuus ſollte in zwei Monden erſt geboren werden!“

„Es iſt kein Erbe, nur eine Tochter,“ ſagte die Hebamme.

Aber eine der Dirnen war ihm in die Kammer nachgeſchlichen. „Ein Bote iſt dageweſen,“ ſagte ſie; „vom Landgerichte, heut am Vormittag!“

„Was hat denn der gewollt?“

„Weiß nicht, er frug nach Euch; da hab ich zu der Frau ihn hingewieſen.“

„Bärbe!“ ſagte der Junker leiſe, und auf der Bettkante ſitzend, ſtrich er ſeinem Weibe die feuchten Haare von den Schläfen.

„Ja?“ — — Wie ein Hauch kam es, und wie aus einer fernen Welt hob ſich das junge durchſichtige Antlitz aus dem Kiſſen auf. „Biſt du es, Hinrich?“ — Und ſie ſtrickte heftig ihre beiden Hände um ſeinen Hals, und ſchrie, als ob Entſetzen ſie befalle: „Nein, nicht von dir; nicht von dir! O —

lieber ſterben!" Dann ließ ſie los und ſank mit geſchloſſenen Augen in die Kiſſen.

Der Junker war an der Bettſtatt hingeſtürzt: „Nein, nicht von mir; nie, nie! — — Hör es, hör es doch; nie von mir, ſo lange wir beide leben!"

Aber ſie lag wie eine Todte.

Da beſann er ſich: „Der Bote muß was gebracht haben," ſprach er; „holet es mir!"

Und die dumme Dirne, die an der Thür ſtand und mit der Fauſt die Thränen von den Augen wiſchte, lief in das Wohngemach und brachte ihm etliche Schriftſtücke und eine aufgeriſſene Hülſe.

„Seh Sie nach meinem Weibe!" ſagte er zu der Frau; dann las er; und nach einer Weile laut und immer lauter: „Dann anno 1655 iſt gen. Vater mit der Barbara in das Gut gezogen, hat aber verabſäumet, ſich ſeine Freiheit von dem Grundherrn legaliter verbriefen zu laſſen, und ſind demnach die zwei Genannten, wie durch Urthelſpruch des Landgerichtes mehrfach ſchon beſtätiget, deſſelben Eigene worden. Die Ehe des Beklagten mit ſelbiger Leibeigenen iſt eine nichtige, da ſie ohne des klägeriſchen per testamentum Eigenthümers consensu iſt geſchloſſen worden."

„Der Teufel iſt dein Leibeigener!“ ſchrie der Junker und warf die Klageſchrift des Bruders von ſich.

Aber die Hebamme legte die Hand auf ſeinen Arm: „Herr, Euer Weib!“

„Ja, ja; und das hat ſie geleſen! Er wußte es, wo ſie zu treffen war.“ Und er neigte ſich zu ihr; und da er ihre Hand ergriff, war ſie faſt kalt, und das Geſicht verwandelte ſich ſeltſam.

„Was iſt das?“ frug er.

„Ich weiß nicht, Herr. Holt einen Arzt!“

„Bärbe, Bärbe, geh nicht von mir, bis ich wiederkomme!“

Und ſchon war er zur Thür hinaus. „Hans Chriſtoph!“ rief er; „Hans Chriſtoph!“

Aber die Dirne war ihm nachgelaufen: „Was denkt Ihr, Herr! Er iſt zum Schmied hinunter mit den Senſen.“

Da warf er ſich ſelbſt auf ſeinen Rappen, und mit todtblaſſem Angeſicht flog er durch die Eichen von Griesbuus hinüber nach der Stadt.

— — Ein paar Stunden war es weiter; der Mond war aufgegangen und ſtand zu Oſten über der Haidemulde. Kein Thierlaut regte ſich; die

Vögel lagen im Kraut auf ihren Neſtern; nur die hoch aufgeſchoſſene ſtille Dirne aus der Beſenbinderkathe vom Ende des Dorfes hatte ſich verſpätet; eifrig ſchnitt ſie mit ihrem kurzen Meſſer die Haide ab und legte ſie zu Haufen. Da galoppirte ein Reiter an ihr vorbei. „Heida!“ Aber ſie hatte ihn erkannt; es war der Reitknecht des herzoglichen Rathes, der nach Griesbuus hinüberritt. „Was wollte der?“ Und ſie band ſich ihr Tuch feſter um das Kinn; denn aus Weſten kam ein Wind vom Meer herauf.

Sie ging weiter nach Oſten hinauf, denn da war die Haide länger, und lag eben unter ein paar Birken, als ein Geräuſch von Griesbuus her ſie aufſehen machte. Und wieder kam der Hufſchlag eines Pferdes, ein Reiter, der wie raſend durch die Haide auf ſie zuritt. Aber er war vorbeigeritten, und da eine Wolke vor den Mond fuhr, hatte ſie ihn nicht erkannt. Sie ſchüttelte den Kopf und ſah ihm nach. Und zum dritten Male, ihm entgegen — was war denn das? Sie hatte kaum jemals hier was reiten ſehen — kam abermals ein Pferd; aber langſamer, faſt war's, als würde es zurückgehalten.

Sie ließ die geſchnittene Haide liegen und kroch auf Händen und Füßen näher heran. Aber es war zu weit; ſie ſtieg an der Oſtſeite hinan, bis ſie oben unter den Bäumen entlang lief; jetzt hörte ſie die Pferde ſtoppen, laute zornige Worte, die ſie nicht verſtehen konnte; dann war's, als ob die Reiter von den Pferden auf den Boden ſprangen.

Es mußte ihr gegenüber ſein, und ſie trat aus den Bäumen und ſah hinab; aber der Mond lag hinter Wolken; ein Gewühl war drunten, ſie konnte nichts erkennen. „Mein Leben! Mein Leben!“ ſchrie eine Stimme. „Sie ſtirbt; ich will dafür das deine!“

Die Dirne reckte den Hals: „Das war Junker Hinrichs Stimme!“ Da flogen die Wolken von dem Mond; blauhell lag es drunten, und ſie erkannte deutlich den grauen Runenſtein am Waſſertümpel. Zwei geſattelte leere Roſſe ſtanden unweit in dem Kraute, ein braunes und ein ſchwarzes, das wiehernd in die Nacht hinausrief. Daneben ſah ſie zwei Brüder grimmig mit einander ringen. Sie ſtand wie angeſchmiedet; dann war's, als ob ein Eiſenblitz heraufzuckte, und ein Entſetzen jagte ſie von dannen; aber ſie entrann nicht; ein gellender Schrei, der über die Haide fuhr, hatte ſie eingeholt. Noch einmal ſtand ſie, beide Hände an die Ohren gepreßt, zwiſchen den Bäumen; dann lief ſie ohne Aufenthalt dem Dorfe zu. Voll Entſetzen, in Schweiß gebadet, ihr kurzes Meſſer in der Hand, kam ſie nach Hauſe.

„He, Matten,“ rief die Frau des Beſenbinders, „was iſt? Wie ſiehſt du aus? Hat ſich ſchon wieder was gemeldet?“ Denn das Kind war damit angethan, daß ſie Unheil vorausſah, das noch geſchehen ſollte.

Aber Matten ſchwieg; die Mutter auch; denn man ſoll nicht davon reden, bis der Vorſpuk ausgekommen iſt.

Doch ſchon am Nachmittage danach ſprach das Weib, die eben aus dem Dorf herausgekommen war, zu ihrer Tochter: „Red' nur! Drunten in dem Haidloch haben ſie den herzoglichen Rath erſchlagen! Es ſchadt uns nichts; nun iſt der Junker Hinrich unſer Herr!“

— — Aber wo war der Junker Hinrich? — In der Nacht ſollte Einer bei dem Paſtor angepocht haben; er ſollte es geweſen ſein; aber der Paſtor hat davon nichts wiſſen wollen: dann hat man nimmermehr von ihm gehört. Auf dem Meierhofe lag ein ſchönes aber todtes Weib, neben ihr ein Siebenmonatskind, ein Mädchen, in der Wiege. So ſtand es um die Erben von Grieshuus.

Zweites Buch.

Das ſiebenzehnte Jahrhundert war vorüber; es ſaßen andere Leute auf Grieshuus.

Viele Jahre hindurch war niemand dort geweſen, als ein gerichtlicher Verwalter; denn man wußte nicht, wem das Gut gehörte, ob dem Abweſenden, der jeden Tag ſich wieder einſtellen könne, ob deſſen Tochter, einem ſchwachen Mädchen mit blaugeaderten Schläfen und dünnem blondem Haupthaar, das zu Schleswig im Kloſter in der Hut einer entfernten Verwandten auferzogen wurde. Als ſie mündig geworden, hatte ſie von dieſer ſich getrennt und ſich in der Nähe des Kloſters eingemiethet; heirathen wollte ſie nicht, obgleich dazu ſchon mehr als eine Anfrage an ſie ergangen war; denn unter Vorbehalt der väterlichen Rechte war das Gut ihr übereignet worden. Gleichwohl hat ſie gemeint, ihr Vater werde wiederkommen, und die Freier etwa ſo beſchieden, indem ſie haſtig nach einer begonnenen Arbeit griff: „Zu danken für die erwünſchete Gewogenheit! Aber mein Papa wird nicht ſo gar von ſeinem Hof und ſeiner Tochter laſſen; ſobald er heimgekehret, wird er für mich zu reden wiſſen.“ Das aber haben Alle für einen Abſchlag aufgenommen und von dem ſchon vergeſſenen Vater auch nur ungern reden hören.

Zu Grieshuus und überall im Lande hatte es wüſte ausgeſehen; unſer Herzog Chriſtian Albrecht, nachdem er mit dem von ſeinem Vater ererbten Diplom des Kaiſers Ferdinand die Univerſität zu Kiel geſtiftet hatte, war vierzehn Jahre lang von ſeiner Reſidenz vertrieben; deſſen getreue Beamte ließ der Dänenkönig verjagen oder gefangen ſetzen und die Kraft des Landes durch ſeine nie ruhenden Kriegesrüſtungen erſchöpfen. So mochte es auch zu Grieshuus nicht heimelig ſein, und Jungfer Henriette, wie ſie nach ihres Vaters Namen war getauft worden, iſt nimmer dort geweſen; das Archiv aber hat ſie nach einem Zimmer in ihrem Hauſe zu Schleswig bringen laſſen, und um Oſtern und Martini mußte der Verwalter dort ihr Rechnung legen. Dann hat ſie tagelang vor den großen Büchern dageſeſſen und über Kopfweh vor ihrer Magd geklagt; „denn," hat ſie geſagt, „es muß doch ſtimmen, wenn er wieder ſelbſt regieren will."

Aber der Junker Hinrich iſt doch nicht gekommen. Zu Grieshuus blühte die Haide und verging; Sonnenſchein und Schneewinde wechſelten über den mächtigen Eichenwäldern; ſie wuchſen, geſchlagen wurde nicht darin, inſonderheit ſeit die Vormundſchaft zu Ende ging; das Schlimmſte war, daß das Unzeug ſich in ihnen mehrte, Weihen und Falken, die in den Wipfeln horſteten, vor allen der Wolf, „de griſe Hund", wie ihn die Bauern nannten, der unter den Höhlen der mächtigſten Eichenwurzeln im Dickicht ſeine Jungen warf. Noch zeigt man die Stelle, wo eines Tagelöhners Kind, das Dohnen in dem Wald geſtellt hatte, von ihm zerriſſen worden; denn einen Jäger hat es zu Grieshuus nicht mehr gegeben, und bei dem Thurmhaus hing die rothe Pforte klappernd in dem Winde; der Verwalter wollte keinen neben ſich. Oben im Herrenhauſe, in dem Gemache über dem Portal des Hausthores und gegenüber in dem weiten Saale lag fingerdicker Staub und todtes Geziefer auf Simſen und Geräthe. Und Junker Hinrich war noch immer nicht gekommen.

Als aber mehr als ein Menſchenleben ſo vorüber war, langten ſchwediſche Völker vom Wellingiſchen Regimente aus dem Bremiſchen an; dabei ein Oberſt, der wegen einer aufgebrochenen Wunde in Schleswig ſich verweilen mußte. Er hatte ſich in der Nachbarſchaft des Kloſters eingemiethet, und die Dame von Grieshuus hatte ihm durch den Friſeur ein ſonderbar heilendes Waſſer offeriren laſſen, was er dankbar acceptiret hatte. Als er ſodann nach ſeiner Geneſung ſeine Aufwartung machte und alsbald ihr ſeinen Eheantrag ausrichten ließ, hat ſie nicht mehr den Muth gehabt, ins Ungewiſſe zu verweiſen, ſondern nur geſagt: „Ich hoffe wohl, mein Vater, der unter Karl X. jung geweſen iſt, wird nicht dawider ſein.“

So iſt ſie des Oberſten Weib geworden, der ſeinen Abſchied aus dem Dienſt genommen hat; aber nach Grieshuus hat ſie auch jetzo nicht hinüber wollen; „denn,“ ſagte ſie ihrem Eheherrn, „die Wölfe kommen dort gar in die Küche, und über die Haide geht ein Spukwerk; — o nein!“

„Ei, Narrethei! Wer hat dir das erzählt?“

„Der Verwalter; der wird's doch wiſſen!“

Der Oberſt lachte: „Das wohl, er hat die Herrin nicht ins Haus gewollt!“

Sie wurde dunkelroth und ſtrich das dünne Haar ſich von den Schläfen: „Nein, nein; du glaubſt mir immer nicht!“

„Nun, ich werde ſelbſt dahin gehen und mich informiren, Henni.“

Dann iſt er ohne ſie dahin gegangen; er hat im Hauſe etwas räumen und mit den Bauern einmal auf die Wölfe treiben laſſen; aber die Wälder ſind zu dicht und die rechten Hunde nicht am Platze geweſen; ſie haben keinen Wolf geſehen. So iſt er nach Schleswig wieder heimgekehrt.

Und am Jahrestag der Hochzeit iſt ein Kind geboren worden; ein Knabe, in welchem von des Weibes Eltern alle Schönheit aufgeſtanden iſt. Es iſt auch zur glücklichen Niederkunft gratulirt worden; aber die Mutter hatte doch all ihre Kraft dem Kinde hingegeben. Noch ein paar Jahre hat ſie, meiſt in Kammerluft, dahingelebt; dann eines Septembermorgens, da ſtoben die gelben Blätter vor ihrem

Fenſter wehten, hat ſie das Kind ſich bringen laſſen; und, ihre magere Hand in ſeinen goldenen Haaren, hat ſie geſprochen: „Er iſt doch nicht gekommen, Rolf; und ich ſterbe nun; ich war nur eine ſchlichte Frau, aber du, mein ſchöner Sohn,“ und der Knabe ſtand an ihrem Kiſſen und ſah mit ſeinen durchdringenden Augen zu ihr auf — „du wirſt ihn ſehen; grüß ihn von mir! Rolf! Vergiß nicht — —“ Lallend hatte ſie die letzten Worte geſprochen; ihre Hand fiel von des Kindes Haupt. Und als ſie eine Weile ſo gelegen, hat der Knabe mit ſeiner Hand ihr in das magere Angeſicht gegriffen; aber ſie rührte ſich nicht mehr. Da ſchrie er, und die Wärterin trug ihn hinaus.

Als der Oberſt vom Begräbniß auf dem Kloſterkirchhof, wo man ſeine Frau nach ihrem Wunſch beſtattet hatte, heimgekommen war, nahm er ſeinen Buben auf den Arm: „Die Mutter hat hier ſchlafen wollen,“ ſagte er, „wir beide gehen nach Grieshuus; ich will nun ſelber deinen Hof verwalten; da ſollſt du reiten lernen!“

Und der Junge ſah ſeinen Vater feſt aus ſeinen dicht beiſammenſtehenden blauen Augen an; dann that er einen lauten Luſtſchrei.

— — So iſt der Oberſt, da im nächſten April an den Waldrändern von Grieshuus die Schlüſſelblumen blühten, da die Aecker gedüngt und die Winterſaaten gewalzt wurden, mit ſeinem Buben in das Herrenhaus dort eingezogen. Eine ältliche Verwandte der Verſtorbenen, das Kloſterfräulein Heide von der Wiſch, iſt mit dahin gegangen, um, wie ſie ſagte, bis die Flüttezeit vorüber, être la mère à ce pauvre enfant; ſie iſt aber dort hängen geblieben und nach dem Kloſter nicht zurückgekommen, obwohl der Knabe nie nach ihrer Hand gegriffen hat.

Oben im Hauſe ſind die ungeſchlachten Möbeln nach dem Boden hinauf oder in die Geſinderäume hinabgeſchafft worden; im Wohngemache ſtanden nun geſchweifte Schränke und Chiffonièren, und auch ein Kanapee mit farbig gemuſtertem Bezuge, worüber neben dem vorgefundenen Bild der Urgroßmutter auch das der Mutter des Beſitzers hing. Es pflegt ſo zu geſchehen: das ſchönſte, das Bild der Großmutter fehlte zwiſchen beiden; ſie war gekommen und gegangen, und keiner wußte noch von ihr.

Im Weſentlichen wurde es auf dem abgelegenen Hofe nicht gar anders, als es im vorigen Jahrhun derte geweſen war. Denn Deutſchland erhob ſich eben erſt aus wüſten Träumen. Die neue Koppelwirthſchaft wurde freilich eingeführt; aber der Oberſt war ein melancholicus und litt an den Uebelſtänden einer alten Wunde; überdies war er weder ein Landwirth, noch ein Jäger, und beides war hier groß von Nöthen. Für letzteren gab ſich zwar ein hungriger Verwandter der alten Herrſchaft, der nach Jahr und Tag ſich zum Beſuche eingefunden hatte und gleichfalls nicht wieder fortgegangen war; aber es hatte nichts Sonderliches zu bedeuten. Nur einmal, an einem Winterabend, war hinter dem Thurmhaus ein Rehbock von ihm geſchoſſen worden; allein zur Küche war er nicht gekommen; denn mit ſelbigem, daß das Thier zuſammengebrochen, hatte ein dürrbeiniger Wolf ſich darauf zugeſtürzt und es an der Kehle mühſam fortgeſchleift; der Vetter aber war mit erhobenen Händen durch die Haidemulde nach dem Hofe zugerannt. „Hol' der Teufel Eure Wölfe hier! Das iſt nicht in der Ordnung!“ hatte er im Hausflur dem Oberſt zugerufen; der aber hatte nur gelächelt: „Freilich nicht, Vetter; jedoch ich meinte, das ſei Ihre Sache.“

„Ei, das verſteht ſich, Oberſt! Aber die Hunde! Ich ſoll nur erſt die rechten Hunde haben."

„Aber ich denk', Ihr habet ja den ganzen Stall ſchon voll davon."

„Nun, nun; gehet nur hinauf und kramet die Karten vor; ich will mir nur den naſſen Rock vom Leibe ziehen; dann wollen wir die vier Könige jagen!"

Und bald ſaßen ſie ſich gegenüber bei ihrem Piquet; und der Oberſt war damit zufrieden.

— — Als der Junker Rolf im ſiebenten Jahre war, lehrte der Vetter ihn leſen und nach Adam Rieſe rechnen; das konnte er, ſogar auch mensa und amo decliniren und conjugiren. Der Knabe lernte leicht und rief mitunter: „Ich kann's doch beſſer noch als du!" Dann freute ſich der Vetter und lief zu dem Vater: „He, Oberſt, höret, was Euer philosophus da redet!" und den Jungen, wenn er hintennach gelaufen war, bei den Ohren in die Höhe hebend, rief er: „Ich hab's dich doch gelehret, Tauſendſakramenter!"

Des Knaben Freundin war eine alte Magd, die ſchon die Mutter als kleines Kind getragen hatte, die von hier zur Stadt und wieder von dort hieher zurückgebracht war. „Ich will Matten fragen!“ rief der Bube, wenn er ſelbſt nicht wußte, was er wollte. Sie hatte ihr Augenlicht faſt ganz verloren und ſaß meiſt unten in der großen Geſindeſtube oder am Heerde in der Küche, beſchaffend, was einem blinden Menſchen möglich war; und wenn er ſie gefunden hatte und auf ſie losſtürmend ſie an der Schürze riß, dann ſagte ſie wohl: „Kind, Kind, gieb Ruh; was willſt du denn? Bei Gott iſt Rath und That!“ und ſah mit ihren todten in ſeine lebendigen blauen Augen. Und frug ſie weiter: „Sprich, was willſt du, Rolfchen?“ dann ſprach er wohl ganz kleinlaut: „Weiß nicht, Matten; — erzähl mir was!“ Und ſie legte das Meſſer, oder was ſonſt ihre Finger hielten, fort und frug: „Was denn erzählen, Kind?“ Er war auf ihren Schooß gekrochen und rief: „Von Owe Heikens, wie du zu viel Holz gebrochen hatteſt! Nein“ — und er flüſterte ihr ins Ohr: „Erzähl mir von der ſchönen Frau, da auf dem Meierhof; wie hieß ſie doch?“ — „Kind, Kind, das war ja deine Großmutter!“ — Der Knabe ſah ihr lange ins Geſicht: „Großmutter?“ ſagte er langſam. „War ſie denn ſchon alt?“ — „Alt?“ und Matten wiegte ihren grauen Kopf. „So jung wie Maililien! Wenn der Tod kommt, bleiben auch die Großmütter jung. Sei ſtill und halt's für dich, ſo will ich dir erzählen!“

In einem aber war der Vater ſelbſt des Buben Lehrmeiſter; er kaufte ihm erſt einen, und als er größer wurde, einen zweiten von den kleinen türkiſchen Kleppern und ließ draußen an der Oſtſeite eine Reitbahn richten; und die Peitſche des Oberſten klatſchte und der Junge lag bald auf dem Rappen, bald auf dem braunen Klepper.

Plötzlich aber wurde es anders zu Grieshuus. Der Oberſt, da an deſſen Geburtstage der Junker mit einem unter des Vetters Anweiſung gefertigten Glückwünſchungsbriefe vor den herzallerliebſten Papa getreten war, hatte danach nichts Eiligeres zu thun, als durch ſeinen pastor loci einen Informator zu beſorgen. Dadurch iſt der Magiſter Caspar Bokenfeld auf den Hof gekommen, und mit ihm ein Mann, dem ich von nun an die Erzählung in eigenem Namen überlaſſen kann.

Während der erſten Herbſtvacanz in meiner

Studentenzeit war ich daheim und wurde bei einem Beſuche der Stelle von Griesbuus durch ein heftig Wetter in das Haus des Küſters in dem nahen Dorfe eingetrieben. Er war ein ſchon bejahrter Mann, den ich bisher nicht kannte; wir ſaßen uns bald am Fenſter gegenüber, und ich ſah auf die Oſtſeite der alten Felſenkirche, an welcher noch die ſchweren Eiſenringe hingen, ſo daß ich ohne Umſtand das Geſpräch auf jene alten Dinge bringen konnte. Er hatte mir ruhig zugehört; als ich jedoch bekannte, daß mir die dortigen Ereigniſſe des achtzehnten Jahrhunderts minder klar geworden ſeien als die des vorigen, ſtand er auf und ging nebenan in eine Kammer, aus der ich das Auf- und Zuſchließen eines Schrankes oder einer Lade zu vernehmen glaubte. Als er zurückkam, legte er ein vergilbtes Schriftſtück in den mir hinlänglich bekannten Zügen des letzten Jahrhunderts vor mir hin.

„Klar iſt das auch nicht,“ ſagte er; „aber es iſt erzählt, was ſich begeben hat. Der Autor war einer meiner Vorfahren und Paſtor an hieſiger Kirche, nachdem er ſich das als Informator auf dem Hof verdient hatte.“

Ich faßte mit Andacht das Papier; die alte Zeit begann ja ſelbſt zu ſprechen. Dann hab ich's mit des Küſters Erlaubniß noch am ſelben Nachmittage abgeſchrieben, und bin erſt nach Haus gekommen, als die derzeit einzige Gaſſenleuchte an der Hafenſtraße ſchon von dem Nachtwächter ausgethan war.

Und hier iſt es.

Die Niederſchrift des Magiſters Caspar Bokenfeld.

Anno 1702, in welchem nachmals unſer Herzog Fridericus IV., des hartgeprüften Chriſtian Albrechts Sohn, bei Kliſſow in Polen für ſeinen Schwager, den Schwediſchen Carolum XII., ſein junges Leben gab, im Januar am Sonntage Epiphanias war es, da ich Grieshuus zum erſten Mal betrat. Es bimmelte ſchon unten von dem Kirchthurm zum Gottesdienſte, und die helle Winterſonne ſtrich an den Fenſtern entlang, als der Herr Oberſt auf ſeinem zierlich ausgerüſteten Zimmer mir ſeinen Sohn als Zögling zuführte. „Das iſt der Magiſter Bokenfeld," ſprach er zu dem elfjährigen Knaben; „der ſoll nun verſuchen, was aus dir zu machen iſt."

Der Bube ſah mich aus ein Paar ſcharfen blauen

Augen an, als ob er im hinterſten Hirnwinkel mich ausſuchen wolle, und ſagte dann, mirabile dictu: „Kann Er auch reiten, Magiſter?“

Da lachte der Herr Oberſt und ſchlug ihn auf die Schulter: „Ei, Teufelsjunge, reiten ſoll er dir nicht weiſen; aber ‚Sie‘ ſollſt du den Magiſter tituliren: er wird dir ſchon zeigen, wo die Geigen hängen!“

Siehe, da wurde mir der Odem leicht; denn mit denen von Adel hatte ich nimmer noch verkehret; der kleine Junker aber hat mich in Tagen nimmer angeſprochen, bis das Herz ihm einmal jählings überquellen; da ſprach er: „Sie ſind gut, Herr Magiſter!“ und gab mir ſeine feſte kleine Hand; ich aber nahm das edle Kind in meinen Arm: „Wir wollen Freunde werden, Rolf!“ ſagte ich; da umfaſſete er mich heftig, und ſein geringelt Goldhaar hing noch lange über meine Hand herab. Auch war das nicht umſonſt geſprochen; — mein Rolf, mein ſchöner guter Knabe, weshalb der Vater droben dich doch ſo früh begehret hat!“

— — Es war recht einſam zu Grieshuus. Der Oberſt kränkelte und verließ das Haus nur ſelten;

an jeglichem Abend ſpielte er ſein Piquet oder eine Partie Dame mit einem Familien-Vetter, der hier im Hauſe lebte; ein ſonderlicher Mann, der Alles zu verſtehen meinte und gleichwohl ohne alle Erudition war. Der Oberſt war ein Wittmann; aber eine adelige Kloſterjungfer Adelheid hielt ſtrenge Hauswirthſchaft; ſie rief mir ſelber einmal am Sonntag-Nachmittage zu: „Gieb Er mir Seinen linken Strumpf, Magiſter; da ſoll die Sonn' Ihm bald nicht mehr auf Seine Wade brennen!“ Und als ich hinſah, ſiehe, da war ein Loch im Strumpfe, und ich ſchlich gar beſchämt davon, um ſolchen Fehler aufzubeſſern.

Mir war das Zimmer über der Einfahrt in dem Thorhaus eingeräumt; ich hatte meine Bücher mit mir, und war es wohl zum erſten Male, daß Homerus und Virgilius, Arnoldus und Thomasius die Wände hier verzierten. In der Thorfahrt unten hatte der Meierei-Keller ein Fenſter, und es hieß, oftmals, ſo man nächtens vorüberſchreite, ſolle von dort aus ein Rahmſchöpfen und Umgießen deutlich hörbar werden, was in Wirklichkeit nicht ſei; aber das ſind nugae; es iſt allzeit ruhig geweſen, wenn ich gegenüber meine enge Treppe aufgeſtiegen bin. Aber drinnen in meiner Kammer war es gar einſam, wenn die Nachtruhe über den Hof gekommen war, und ich noch über meinen Büchern ſaß. Wenn dann der Mond am Himmel ſtand, und ich von der Arbeit zu dem einzigen Fenſter trat, dann ſah ich ein tiefes Haidefeld, das zwiſchen zwei hohen Waldſeiten auslief; und mitunter drang ein ſeltſam Heulen aus der Ferne, von dorten, wo ich bei Tage ein altes Thurmhaus hatte ſtehen ſehen; da ich es zum erſten Male hörte, ſchritt ich zur Thür und ſchob den Riegel vor; dann löſchte ich das Licht und legte mich ſchlafen. Das Heulen, das noch länger durch die Nacht ſcholl, iſt aber von den hungerigen Wölfen kommen, deren derzeit im Uebermaße hier geweſen; und ich hab noch lang gelegen und gehorchet; mir war, als könnten ſie durch die offene Thorfahrt kommen und mit den Tatzen meine Thür anfallen.

Als ich am Morgen dem Junker Rolf davon erzählte, ſprach er: „Da in der Haide müſſen Sie itzt nimmer gehen. Herr Magiſter; ich bin zu Pferde dort geweſen und doch faſt vom Leben abgekommen!“

Und auf meine Bitte hat er es alſo mir erzählet: Eine grimmige Kälte iſt es dazumal geweſen, am Nachmittage vor dem letzten Heiligabend, zwei Wochen nur vor meiner Herkunft, und wie bleicher Meſſingglanz hat die Decemberſonne über die Haide hingeglinſtert. Droben in dem großen Saale hat die Tante Heide herumgehamſtert, ganz mutterſeelenallein, und hat niemand hinein dürfen, weder vom Geſinde, noch auch der Junker Rolf, wohl ſelber kaum der Oberſt; denn für alle iſt da drinnen die Weihnachtsbeſcheerung aufgebauet worden; der Vetter nur iſt eigenwillig aus- und eingehuſchet; denn er hat's gar beſſer noch verſtanden, als die Tante. Junker Rolf aber iſt vor Ungeduld treppauf und ab geſprungen, auch auf den Hof und in die Ställe eingelaufen und zuletzt dann in des Oberſt Zimmer, wo dieſer mit dem Verwalter vor der Gutsrechnung geſeſſen: „Was ſoll ich anfangen, Papa? Um fünf Uhr erſt will Tante Heide ſchellen!"

„So geh zu deiner Freundin, der alten Marten!"

— „Mag ich heut nicht, Papa."

„So reit' noch eine Stunde!" hat der Oberſt ihm geſagt und kaum von ſeinen Büchern aufgeſehen; „und nimm den Braunen an die Leine!“

Drauf iſt der Junker in den Stall gegangen, wo die beiden Klepper an der Krippe ſtanden, und hat dem Knecht gerufen, daß er ihm den Rappen ſattle und ihm den Braunen an die Hand gebe.

„Hopp, Stella! Fera, halloh!“ Und ſo iſt er in den bleichen Winterſchein auf die Haide hinausgeritten; die Mulde hinunter und weiter, immerzu über den hart gefrorenen Boden. „Huſſah!“ Und er hat ſeine kleine Kappe mit der braunen Geierfeder vor Luſt geſchwenket, und die kleinen feurigen Roſſe haben getanzt, als wüßten auch ſie, daß heut noch Weihnacht-Heiligabend ſei.

Plötzlich iſt die Sonne weg geweſen. Noch kurze Weile hat das ſchwarze Haidekraut geleuchtet; dann hat die große dunkle Schattendecke ſich gebreitet, und bald danach iſt vom Himmel mehr zu ſehen geweſen als drunten von der Erden. „O lieb Chriſtkindel,“ hat der kleine Reiter gerufen; „nun wird wohl bald für dich gebimmelt werden!“

Mit dieſem wandte er ſeine beiden Roſſe, die gleich als Hunde ſeiner jungen Hand gehorchten.

„Hopp, Fera! Stella, hopp!“ Und heimwärts ging es noch viel fröhlicher als hinaus. Mitunter ließ er ſeine flinken Augen ſeitwärts über die dunklen Haidebreiten ſtreichen; aber ſehen konnte er nichts; nichts war zu hören, als der Trab der Pferde auf dem harten Boden und das eigene Athemholen; denn das meiſte Gethier ſchlief unten in ſeinen Winterhöhlen; nur über ihm flammten und zitterten die Sterne in der grimmen Winterkälte.

Da, als er ſchon der rechtshin auslaufenden Waldſpitze gegenüber war, die ſich noch ſchwach am Abendhimmel merkbar machte, hörte er von dorten etwas durch die Haide trotten. Um beſſer zu hören, zog er den Zügel an; aber die Pferde warfen mit den Köpfen, ſchnoben und drängten mit allen Kräften vorwärts. Der Junker hat zuerſt gedacht, es ſei ihr Hatzrüde, der ſeit ehegeſtern fortgeweſen, und: „Fuko, Fuko!“ hat er laut hinausgerufen.

Dann iſt er vor ſeinem eigenen Ruf erſchrocken; denn es iſt ihm jäh aufs Herz gefallen, daß vor dem Fuko, der ihr Stallkamerad geweſen, ſeine Klepper nicht ſolch ein Zittern und Schäumen überkommen würde. Und immer näher iſt es auf ihn zu getrottet. Der Pferde iſt er ſo unmächtig worden, daß ſie mit ihrem jungen Reiter, als ob ſie flögen, gegen den Herrenhof dahin geraſet ſind, der nur noch aus einem ſchwebenden Lichtſchein über der Höhe kenntlich war.

Immer toller iſt die Jagd gegangen, und da iſt es dicht an ihm heran geweſen: „Ein Wolf! Ein Wolf! Hülfe, Hülfe!“ hat das Kind geſchrieen, und dabei ſeine Peitſche geſchwungen, unachtend, daß es deſſen nicht bedurfte. Dann gab es einen Ruck; der Rappe hatte mit den Vorderhufen ausgehauen, daß Junker Rolf die blanken Eiſen durch das Dunkel blitzen ſah; er hatte die Füße aufgezogen und lag mit der Bruſt auf dem Halſe ſeines Pferdes.

Das aber ſtieß einen Zeterſchrei aus, und ſauſend ging es nach dem Hofe, und ſchon dem Aufſtieg und dem Thore zu. „Kilian! Marten! Jens!“ Er wußte ſelber nicht, wen er gerufen hatte; aber ein Geheul iſt von dem Hofe losgebrochen; und Fuko und die anderen Hunde ſind hinausgeſtürzet und um das Pferd herum, und die glimmenden Augen an deſſen Seite ſind in die Nacht zurückgewichen; Reſſe, Reiter und Hunde ſind durch die offene Thorfahrt in den Hof hineingebrochen.

„Aber der Wolf, der griſe Hund," ſagte der Junker und nickte mir mit ſeinen blauen Augen zu, „hat doch mein Pferd gebiſſen; es iſt noch lang nicht beſſer; der Vetter kann es nicht curiren."

* * *

Es war kurz danach, am Vormittage des zweiten Sonntags nach Epiphanias; draußen über den Reitplatz fegte der Nordoſt; derohalben ließ der Herr Oberſt den kleinen Rappen nach dem Schloßhof führen; denn die Wunde an der Kehle, ſo der Wolf dem Thiere zugefüget, wollte noch immer ſich nicht ſchließen, obſchon von dem Vetter und dem alten Schäfer mit Wundwaſſer und Kräuterſalben wacker dazu gethan war.

Der Junker Rolf ſtand neben mir auf der Freitreppe vor dem Herrenhauſe; wir ſahen zu, wie der Herr Oberſt dem Rappen mit linder Hand über die wunde Stelle ſtrich und dem muthigen Thiere beſchwichtigende Worte zuſprach.

„Wird bald baten, Gnaden Herr Oberſt!" ſagte der Schäfer; und der Vetter, der auch daneben ſtand, ſteckte die Hände in ſeine weiten Hoſenſäcke und ſprach wie allzeit, wenn er ſeiner Weisheit auf den Boden ſah: „Freilich, freilich, Oberſt; will nur alles ſeine Weile haben.“ Der Oberſt aber ſchüttelte den Kopf und warf einen gar deſpectirlichen Blick auf den ſorgloſen alten Herrn: „Gegen Wölfe und Wunden helfen nicht bloße Worte, davon Ihr großen Vorrath habet!“

Indem hörte ich Schritte von der Einfahrt her und ſah über den Rappen weg einen hohen, aber ſchon ſtark ergrauenden Mann in den Hof treten; er trug ein lederfarben Wamms und hatte einen Hirſchfänger am Gurte hängen, war auch ſonſt in ſeiner Kleidung wie damals ſolche, die im Jagd- oder Forſtweſen in hoher Herren Dienſten ſtanden; aber in ſeinem Antlitz waren tiefe Furchen. Ihm zu jeder Seite ging ein gar gewaltiger brauner Schweißhund mit breitem Ohrgehänge, welche mit ihm auf uns zuſchritten. Seltſam ſchien mir, daß er nicht um ſich blickte, ſondern geradesweges nach der Stelle ging, wo der Oberſt ſich neben dem wunden Roſſe hielt.

Als dieſer ſich aufrichtete und ihm ſagte, er ſei der Herr hier, und was Botſchaft etwa er zu bringen habe, lüftete der Fremde ein wenig ſeine Kappe, aber faſt nicht als ein Untergebener oder ein Begehrender; und hub dann im ruhigen Tone an, wie er als erprobter hirſch- und wolfgerechter Jäger den Wölfen nicht nur mit Schießen, Gruben oder Giftlegen, ſondern auch auf minder bekannte Art beizukommen gute Wiſſenſchaft erlanget, und zu dem Ende, da er von dem Nothſtand hier vernommen, dem Herren Oberſt ſeine Dienſte offerire.

„Oho!“ rief der Vetter und warf ſich in die Bruſt; „wir halten hier nichts auf ſolche Jägerſtücklein und Teufelsſpielereien; ſind auch genug der fahrenden Waidgeſellen, die viel verſprechen und dann wenig halten!“

Der Oberſt hieß ihn ſchweigen, deutete aber auf die Hunde, die ſchier unbeweglich ſtanden, die klugen Augen zu denen des greiſen Mannes gerichtet, und ſprach zu dieſem: „Wenn Er mir dienen will, was hat Er Seine Köter nicht am Thor gelaſſen? Hier binnen iſt nur Platz für meine und meiner Freunde Hunde.“

Unter den buſchigen Augbrauen des aufrechten Alten ſchoß es wie Funken; doch er entgegnete ruhig: „Wer ihren Herrn dingen will, der muß ſie ſich gefallen laſſen; der Handel wird nur um ſo beſſer ſein.“

Der Oberſt ſchwieg einen Augenblick und frug dann: „Was für Atteſte hat Er?“

Der Alte griff in ſein Wamms und übergab ihm eine Schrift; der Junker Rolf aber ſah inzwiſchen nur nach den Hunden: „O ſehen Sie, Herr Magiſter, die beiden ſchönen Kerle!“

Er wollte zu ihnen; da rief ich laut und griff nach ſeiner Hand: „Laß, laß, Junker! Das ſind von den grauſamen Bluthunden, und ſie kennen dich ja nimmer!“

Bei dieſen Worten ſah der Fremde, uns Andere nicht beachtend, auf den Knaben; ja faſt, als ob er mit den Augen ihn verſchlingen wollte, daß er nicht hörte, wie der Oberſt zu ihm redete: „Das wäre etwas; der König hat in ſeinem Preußen wohl waidgerechte Männer brauchen müſſen. Hat Er mehr desgleichen?“

Aber es bedurfte eines weiteren Wortes, bevor der Fremde nochmals in ſein Wamms griff und ein zweites Schriftſtück dem Oberſt überreichte; zum Junker aber ſprach er: „Es iſt nicht Gefahr, ſo ich zugegen bin!“ und raunete ein Wort zu beiden Thieren.

Da ſprang der Knabe von der Treppe und lief zu den Hunden, die jetzt ihre großen Köpfe zu ihm wandten; der Fremde aber ließ langſam ſeine Hand auf des Junkers Scheitel ſinken, und ſeine Lippen rühreten ſich, als ob er heimlich bete.

Der Oberſt hatte dieſen Vorgang nicht gewahret; denn ſeine Augen hatten ſich auf das Papier geheftet: „Oho!“ rief er nun; „aus Schweden, vom König Carolus ein eigenes Sigill!“ und er hob den Hut vom Kopfe, wie immer, wenn er den Namen ſeines einſtigen Kriegsherren ſprach. „Wie kommt's denn, daß Er im Lande ſtreifet, ſo Er ſolche Gönner aufzuweiſen hat?“

„Laſſet das!“ ſprach der Alte. „Es iſt ſo meine Art.“

Der Oberſt blickte ihn eine Weile an: „Ihr ſehet mir zwar nicht einem gleich, der dienen möchte; aber folget mir in mein Gemach, ſo wollen wir der Sache näher kommen!“

Die Hunde ſtreckten ſich auf Befehl des Alten neben der Treppe; dann gingen beide in das Haus.

— — Am folgenden Tage hieß es, der Fremde ſei als Wildmeiſter von dem Oberſt angenommen; er habe ſich die Wohnung im Thurmhaus ob der Haide ausbedungen, nur drei Tage im Jahr, vom 23. auf 25. Januarius, müſſe ihm auf dem Hofe ſelbſt Quartier gegönnet werden.

Das gab gar viel Gerede in Grieshuus; denn es war ja einmal Friede hier zu Lande, obſchon der ränkeſüchtige Görtz regierte und die Frau Herzogin-Wittwe mit unſerem kleinen Herzog ſich in Schweden, in ihres Bruders Reiche, aufhielt; und geſchahe hier ſonſt nichts anderes, als daß das Korn gedroſchen und in den Ställen das Vieh gefüttert wurde.

An einem Abend, da ich im Herrenhauſe mit dem Junker unſere studia beendet hatte, ſtieg ich in die Geſindeſtub' hinab, um meine Leuchte anzuzünden. Da ſaßen alle bei einander, und ich hörte den Kutſcher ſagen: „Was weiß denn der von unſeren ſchlimmen Tagen, die auch nun vor der Thüre ſind?"

Der alte Schäfer, der mit ſeinem rauhen Hund ihm gegenüber ſaß, nahm die kurze Pfeife aus dem

Mund: „Ich hab ſo mein' Gedanken, Jochum," ſprach er; „er wird zum erſten Mal nicht hier ſein. Eh denn der Herr hier eingezogen, da ſchon das Meiſenzwitſchern in den Büſchen war, hat der junge Schmied da unten in der Schummerſtunde Einen auf der wüſten Stell' am Dorf getroffen, wo einſt ein Immengarten iſt geweſen; der hat nach Griesbuus gewieſen und ihn gefraget: ‚Wer wohnt denn dorten?' Und als er dann berichtet, iſt er ihm eingefallen: ‚Ein Schwed? Wie iſt denn das?' — ‚Ja, Herr; er hat ſich eingefreiet; aber das Weib iſt dieſen Herbſt verſtorben.' Da er bei dieſen Worten aufgeblicket, hat der Mann, der ſchon ergrauet und von großem herrenhaften Ausſehen iſt geweſen, die Händ' gefaltet und iſt todtenbleich geworden; der Schmied aber hat geſagt, und, ſo er mir erzählet, er hätt's nicht laſſen können: ‚Ja, Herr; aber einen ſtolzen Buben ſoll ſie nachgelaſſen haben; und zum Frühjahr werden ſie hier wohnen, gleich den alten Herren von Griesbuus, wo der ein' erſchlagen und der andere — —'"

Als der Schäfer ſo weit geſprochen hatte, kam eine Stimme von der Ofenſeite: „Gabriel! Gabriel!

Spar deine unnützen Worte!“ das war die alte Matten; ſie war blind; aber die Leute fürchteten ſie; denn ſie ſah mit Geiſtesaugen, was erſt die Zukunft bringen ſollte, und ſo ſie ſolcherweiſe anhub, meineten Alle, daß ſie prophezeien werde.

Und ſo iſt es ſtill geworden; aber die Alte ſprach nicht weiter, und ich entzündete meine Leuchte, ſchritt über den Hof, und dann im Thorhaus das Trepplein hinauf nach meinem Zimmer oben, und war der Kopf mir ſchwer, was für Verhängniß Gott hier möge zugelaſſen haben. Doch als ich bald danach aus Fenſter trat, um in die Nacht hinaus zu forſchen, ob nicht ein Sternlein von dem Himmel ſtrahle, da ſah ich hier im Erdenthal ein Lichtlein flimmern, wohl eine Viertelſtunde fern, das in dem Thurm da drüben brennen mochte. Das war der neue, nein, der ſehr alte Wildmeiſter! — Was er betreiben mochte, das wußte ich nicht; aber mir war, ich ſei nun hier nicht mehr allein; und da ich mein Licht gelöſchet, ſah ich das andere noch lang von meinem Bette aus. Und Gott ſei mit uns Allen!

⁂

Aber am nächſten Sonnabend, es mochte nach neun Uhr Abends ſein, ſaß ich wiederum auf meiner Kammer. Mein Vetter im Dorfe drunten, der Paſtor Heike Madſen, hatte mir bei geſtrigem Beſuche ein Buch der holländiſchen Irrlehrerin, der Antoinette Bourignon, gegeben, ſo vor Jahren drunten in der Stadt in eigenem Hauſe eine Buchdruckerei gehalten hatte, um ihre thörichten Meinungen als Bücher ausgehen zu laſſen; es führete den Titel: „das Grab der falſchen Theologie“, und iſt anno 1674 auf dem Markt zu Flensburg durch den Scharfrichter verbrennet worden; hatte mein Vetter aber curiositatis halber noch dies Exemplar geborgen. Mir war von dem frechen Wuſte ſolcher Lehren der Kopf ſchier wüſt geworden, und von draußen ſchlug der Sturm an die Fenſter, als wolle er die Scheiben aus dem Blei reißen.

Da legete ich den Unflath beiſeite; denn mich faſſete Begehr nach einem ſtillen Gruß von meinem Nachbar jenſeit der Haide. Aber obwohl er bis hiezu noch um Mitternacht mit ſeinem Lichtlein in das Dunkel hinausgeleuchtet hatte, es war itzt Alles ſchwarz da draußen. Der Sturm fuhr heran und wieder fort; und es war dann eine Zeit lang Todtenſtille; nur in der Ferne hörete ich ihn toſen, als ob er dort zu ſchaffen habe, bis er zurückkam und mit friſchen Kräften wieder gegen Mauer und Fenſter tobte. Und diesmal lag ich lang, bevor ich ſchlafen konnte.

— — Als ich am Morgen über den Hof ging, ſprach ich zu einem Knechte: „Das war ſchlecht Wetter in der Nacht!“ — „Ja Herr, wie immer in den ſchlimmen Tagen,“ entgegnete er und ſchritt vorüber. Ich ſchüttelte den Kopf; aber ich beſann mich: wir ſchrieben den 24ſten; ſo war der Wildmeiſter heute Nacht im Herrenhaus geweſen. Auch vernahm ich drinnen, daß heute der Tag ſei, wo alle Jahr die alte Matten ihren Kirchgang halte; der Knecht aber, der bei ihrer Blindheit ſie ſtets geleite, habe ſich den Fuß vertreten. Alſo ging ich zu ihr, traf ſie auch wohlgeputzet in der Geſindeſtube, mit neuem Fürtuch und ſchwarzem Käppchen, und bot ihr meine Dienſte an.

„Er will mit dem alten Weibe nach der Kirche?“ frug ſie; und als ich es bejahete: „So muß Er Geduld haben, Magiſter; denn ſo weite Wege gehe ich nur einmal in dem Jahr.“

„Ich habe ſchon Geduld,“ ſprach ich; „meine alte Mutter iſt ſchwächer noch denn Sie.“

Da ſah ſie mich mit ihren todten Augen an und lächelte, daß ihr altes Antlitz mir gar hold erſchien; dann aber ſeufzte ſie und ſprach ſchier traurig und wie nur zu ſich ſelber: „Du wirſt auch Alle überleben, Kind.“

Und auf dieſe ſonderliche Rede gab ſie mir die Hand, und wir gingen den Kirchweg hinab. Der Herr Oberſt hatte mir in ſeinem Wagen Raum geboten; aber ich hatte ſolches abgelehnet; und ſo ſahen wir ſie uns vorbeifahren; die Tante Adelheid und der Oberſt nickten, der Junker warf uns ein Küßlein aus dem Wagen zu. Es war gut Wetter worden, und die Sonne ſchien; und auch wir kamen in die Kirche, wenn auch langſam.

Nach dem Gottesdienſte wartete ich, bis Alle hinaus waren. Matten ſaß noch mit gefalteten Händen im Geſtühlte und betete ſtill vor ſich hin. „Wollen wir gehen?“ ſprach ich leiſe; da hob ſie ſich und wir gingen aus der Kirche. Als wir draußen zu Oſten an der Capellenwand vorbei wanderten, ſtrich ſie mit der Hand an der Mauer entlang:

„Schlaft wohl, Ihr Chriſtenſeelen alle!“ murmelte ſie; und dann, ſo daß ich es nur kaum vernahm: „Und genade Gott auch dir, Junker Hinrich!“

Da wir dann weiter gingen, frug ich: „War Junker Hinrich einer von den alten Herren?“ denn die Geſchichte des Geſchlechtes war mir derzeit nicht bekannt.

„Das war er, Magiſter,“ ſprach die alte Frau mit ſchwerem Tone.

„Und lieget der auch hier begraben?“

Sie antwortete mir nicht und ſah nicht auf. Da wir aber wiederum eine Strecke weiter waren, ſprach ſie: „Er war der Beſte; aber — bei Gott iſt Rath und That.“ Dann faltete ſie die Hände und ging ſchweigend neben mir.

Am Anberg bei Grieshuus waren wir von dem Vetter eingeholet worden, der erſt im Dorfkrug mit den Bauern hatte ſchwatzen müſſen.

„Halt, halt!“ rief er mir zu; „ſo nehmet doch einen müden Chriſten mit, Ehrwürden!“ denn er nannte mich ſcherzend wohl ſchon damals mit dem epitheton ornans meines heutigen Berufes.

Und da wir dann nach Haus gekommen, und

die Alte in ihre Kammer gegangen war, frug ich auch ihn: „Saget, wer war denn Junker Hinrich, von dem die alte Matten redet?“

„Ei, Ehrwürden,“ entgegnete der Vetter luſtig, „das ſolltet Ihr wohl wiſſen; das war ein Hund, der ſeinen Zwillingsbruder um das Erbe todtſchlug und dann von ſeinem neugeborenen Kind davon lief. Aber, redet nicht davon; denn er war der Großpapa von unſerem jungen Prinzen!“

„Von Rolf! — Aber die Alte ſpricht anders von dem Manne.“

„Ja die! Die iſt nur halb bei Troſt. Aber wiſſet, der Geiſt des Todten wartet auf der Haide, um ihn zu greifen, falls er in dieſen Tagen dort vorüber käme!“ Der Vetter lachte: „Wird lange warten müſſen, Ehrwürden! Drum aber vergreift ſich's unterweilen auch! Der Fiedelfritz vom Dorf ſchlerrt ſeit drei Jahren noch die Beine wie ein Seehund; beim Stein am Tümpel hat man ihn gefunden: 's iſt eine bitterkalte Nacht geweſen, ein Wunder, daß kein Thier ſich da herangewaget!“

„Iſt das der Saufaus,“ frug ich, „der neulich für ein neues Violon gebettelt hat?“

Der Vetter nickte: „Ich weiß, wo Ihr hinaus wollet, Ehrwürden; aber der Wildmeiſter iſt kein Säufer, und einen Haſenfuß werdet Ihr ihn auch nicht ſchelten wollen; der wird erſt morgen wieder vom Hofe gehen; und die Dirne, ſo ihm das Eſſen zuträgt, ſagt, es liege eine Bibel auf dem Tiſch, ſonſt ſei nichts da, als der ergraute Mann; der ſehe nicht und höre nicht, und die Speiſe hole ſie faſt unberühret wiederum zur Küche.“

Ich dachte an den furchtbaren Waldſtein und an andere tapfre Männer, welche auch derlei Phantasmata hatten, aber ich ſagte nichts darauf.

* * *

Inzwiſchen gedieh der Unterricht des Junkers mir nach Wunſche; inſonders liebte er die Erzählung von den Weltbegebenheiten, ſo daß er mich oft gar Sonntags damit plagete. So hatten wir eines Tages nach der Kirchzeit mitſammen in des Martini Greveri „Weltgemälden“ von dem ſchönen Hohenſtaufen-Jünglinge geleſen, dem König Enzio mit den goldnen Ringelhaaren, wie nach der Campagne bei Foſſalta die Bologneſer ihn in den Kerker ſtießen, ſo daß er nimmer wieder mit ſeinem wehenden Goldhaar durch den Frühlingsmorgen reiten konnte; und wie ein Weib, ein ſchönes, zu ihm hinabſtieg und ihm den Frühling in die Nacht hinunterbrachte.

Nach dem Leſen waren wir in das gen Süden belegene Speiſezimmer hinaufgeſtiegen, woſelbſt wir auch meinen Vetter, den Paſtor, trafen, der erſt zu Maitag ſich ſein Weib zur Pfarre holen wollte. Nach der Tafel liebte es der Herr Oberſt, noch ein Stündlein mit uns zu converſiren; denn er war ein Mann von guter Erudition; und alſo geſchahe das auch heute; der Junker Rolf ſtand neben ſeines Vaters Seſſel, und ich merkete wohl, er hörte nicht, was hier geredet wurde.

Der Oberſt hatte ihn ſchon lang betrachtet; nun ſtreckte er die Hand aus und ſchüttelte den Knaben: „Was ſinneſt du, Rolf?“

Da ſprach dieſer, als habe er bei ſich ſchon lang davon geredet: „Und wiſſen Sie, Papa? Schön iſt ſie geweſen und jung und hat ihn nimmer doch verlaſſen! Und als der König Enzio endlich dann begraben worden, iſt dicht am Sarge eine ältliche

Matrone hergewankt, und eine ſchneeweiße Strähne iſt in ihrem langen dunklen Haar geweſen!“

Und nun ließ es ihm nicht Ruhe mehr; ſeine Augen glänzten, und er erzählte alles, was er wußte, von dem König Enzio mit den goldnen Ringelhaaren; er ſchien es nicht zu fühlen, wie die ſchon kraftvolle Februariusſonne in ſeinem eigenen Goldgelocke glühte.

Während ſeines Redens war der Wildmeiſter, der etwas zu melden haben mochte, in das Gemach getreten und, ſeiner Zeit gewärtig, an der Thür geſtanden. Aber ſchon vorher hatte ſich, was wohl um ſolche Zeit geduldet wurde, ein Schweſterenkelkind der alten Matten, ein braunes zehnjähriges Dirnlein, in ihrem Sonntagsſtaat hereingeſchlichen. Wie mit Aug' und Ohren horchend, war ſie zu Anfang ſtill geſtanden, dann aber, ein Fingerlein an den Lippen, immer näher zu dem jungen Herrn hingeſchlichen. Als aber dieſer ſeine Rede kaum geſchloſſen hatte, wies ſie mit ausgeſtreckter Hand auf einen Spiegel gegenüber, woraus des Knaben Bildniß mit ſeinem Goldgeringel wiederſchien. „Guck!“ raunte ſie ihm zu, „da iſt er!“ und zupfte ihn an ſeinem Aermel.

Aber der Knabe wollte ſich nicht ſtören laſſen. „Wer denn? Was willſt du, Abel?“

Da ſtreckete die Dirne ſich zu ihm auf: „König Enzio!“ rief ſie laut, und rannte mit purpurrothem Angeſicht zur Thür hinaus.

Der Oberſt lachte; der alte Wildmeiſter aber war raſch ein paar Schritte vorgetreten, und die Hand nach dem Haupt des Knaben ſtreckend, rief er haſtig: „Gott nehme ihn in ſeinen Schutz!“

Der Oberſt wandte ſich in ſeinem Stuhle: „Das thue er in ſeiner Gnade!“ ſprach er; „aber was hat Er, Wildmeiſter?“

Da ſprach der Andere ſchier verwirrt: „Verzeihet; das Ringelhaar des Hohenſtaufen ſoll in Kerkersnacht gebleichet ſein.“

„Er iſt kein Kaiſersſohn,“ ſagte der Oberſt, „ſolches wird meinem Buben nicht geſchehen;“ und blickte liebevoll auf ſeinen Sohn. Aber viel heißer noch lagen des Alten Augen auf des Knaben Antlitz. Dann richtete er ſich auf: „Wenn es beliebte, Herr Oberſt? Der Wolf iſt unten auf dem Hofe, den meine Hunde heut Nacht niederlegten!“

Da faßte unſer Herr des Knaben Hand und

ging mit dem Alten nach dem Hof hinab; ich und der Paſtor folgeten. Auf der Treppe aber hielt dieſer, der ſeine klugen Augen fleißig zwiſchen den Perſonen hatte hin und wiedergehen laſſen, mich am Arm zurück und raunte: „Was meineſt du, Magiſter? Ich möcht' wohl wiſſen, wie ſelbiger, den ſie hier den Wildmeiſter heißen, in ſeinen jungen Tagen ausgeſehen hat!“

Aber vom Hofe aus rief der Herr Oberſt durch die offene Hausthür: „Wo bleibt die Geiſtlichkeit? Erlegter Feind iſt ja auch ihr gar liebe Augenweide!“

Da ſchritten wir eilig hinab und ſahen das erlegte Thier auf einem Schlitten liegen; denn es war Schnee gefallen in der Nacht.

* * *

Das Raubzeug minderte ſich merklich, und immer ſeltener kam ein Schäfer mit Geſchrei zum Hof hinaufgelaufen; und doch hatte der Wildmeiſter nur einen Mann zur ſtändigen Hülfe ſich erbeten; der hieß Hans Chriſtoph, er war mit ihm von faſt demſelben Alter und wohnete ehelos im Dorfe unten; zur Nacht aber war der Wildmeiſter allzeit allein in ſeinem Thurmhaus, ſo nicht ein Sonderbares ſollte unternommen werden; denn unterweilen, zumal im Winter, hörete ich auch um ſolche Zeit von mehr als einer Büchſe das Krachen aus dem Walde, und war dann Morgens meiſt ein Wolf zu Hof gebracht.

— — So waren ein paar Jahre hingegangen; der Junker war friſch hinaufgewachſen und wohl vierzehnjährig ſchon; dabei war er klug und hatte mich faſt ausgelernet. Zu dem Wildmeiſter, der auch bei dem Oberſten viel Anſehen hatte, hegte er ein groß Vertrauen. Der nahm ihn mit zur kleinen Jagd, wozu der Knabe ſeinen eigenen Hund beſaß, und unterwies ihn, wie mit dieſem und mit Schießgewehren richtig zu hantiren ſei; obwohl von jäher Gemüthsart, nahm er ſtrengen Tadel von ihm hin. Als ſie einſt im Herbſte mit ihren Flinten über Feld gingen, frug der Wildmeiſter einen Knecht, der dorten Dünger über das Land ſtreuete, wohin die Hühner, die ſie jagten, wohl geflogen ſeien. Da hörte er, indeß er mit dem Knechte ſprach, den Junker ſeines Hundes Namen: „Nero! Nero!“ laut und zornig und noch immer lauter rufen; denn es war ein Igel, den der Hund nicht laſſen wollte. Als aber der Alte ſeinen Kopf wandte, riß eben der Knabe des Knechtes Furke aus der Erde, um ſie dem Hunde nach dem Leib zu ſtoßen.

Doch gleichwie von Eiſenklammern fühlte er ſeine Hand von einer anderen gepacket: „Erſchlag nicht deinen Hund!“ rief über ihm der Wildmeiſter, „du könntſt das ſpäter einem Menſchen thun!“

„Und er ſah mich ſo furchtbar an,“ ſagte der Junker, da er es mir erzählete, „ich meint', er wolle mich gar ſelbſt erſchlagen! Dann aber legte er ſanft den Arm um mich und ſprach: ‚Das iſt dein Blut, mein Kind; wir müſſen wiſſen, wogegen wir zu kämpfen haben!‘ Und ſo, mit einem Worte rief er den Hund, der mit geſenktem Kopfe von dem Igel abließ.“

Der Wildmeiſter war wohl ſelbſt ein jähzorniger Mann geweſen; aber er hatte gelernt, ſich zu beſiegen; davon erhielt ich Beweis in eigener Gegenwart. Unſer Paſtor war in der Stadt zum Diakonate präſentiret, und ich hatte Luſt zu ſeiner Nachfolge hier im Dorfe. So ging ich zum Herrn Oberſten, um mein Anliegen vorzubringen; aber ich traf ihn nicht in der beſten Laune. Er hatte ein Schreiben in der Hand, mit dem er in ſeinem Zimmer auf und ab ging; die Tante Adelheid hatte ſich bei meinem Eintritt mit einem Kopfaufwerfen durch die Seitenthür davon begeben.

„Hat Er bei mir zu klagen, Magiſter?“ ſprach der Oberſt, als ich meine Sache vorgetragen hatte, und da ich das verneinte: „So bleib' Er! Er iſt noch jung! Machen wir es gleich unſerer Herzogin-Wittwe mit dem ſechsjährigen Herzog, gehen wir nach Stockholm! Es wird auch dort für Ihn zu ſorgen ſein; Er kann doch nicht von meinem Buben laſſen!“

Und da ich über ſolche Rede erſtaunet und auch das Letztere die Wahrheit war, ſo hatte ich nicht alſogleich die Antwort.

Da klopfte es; und auf ein heftiges „Herein“ des Oberſten war der Wildmeiſter in das Zimmer getreten. Aber jener beachtete ihn nicht: „Es iſt hier nimmermehr zu hauſen,“ ſprach er weiter; „die vormundſchaftliche Regierung iſt der Görtz, der ſteckt die Hälfte in die eigene Taſche und hat doch nie genug; und dabei kein Landtag und kein Landgericht!

Aber hier iſt einer“ — und er ſchüttelte das Schreiben in ſeiner Fauſt — „der hat mir Handgeld für Grieshuus geboten! Freilich, die Tante iſt in hellem Brand darüber.“

„Herr Oberſt,“ ſagte der Wildmeiſter. „Sie werden Grieshuus doch nicht verkaufen wollen?“ Und da ich ihn anſah, war es wie eine Angſt in ſeinem Antlitz.

Der Oberſt war ſtehen geblieben. „Und weshalb nicht?“ frug er ſcharf.

Und der Wildmeiſter entgegnete ruhig: „Weil es das Erbe Ihres Sohnes iſt.“

„Ja freilich; doch ich bin der Vormund meines Sohnes.“

„Aber,“ ſagte der Alte, und in ſeiner Stimme war ein heimlich Beben, „Sie ſind ein Fremder hier; doch Ihres Sohnes Ahnen, Jahrhunderte hinauf, ſchlafen dort unten in der Capellengruft.“

„Da hat Er recht, Wildmeiſter,“ entgegnete der Andere verdroſſen, „und der Großvater iſt zum Glücke nicht dazwiſchen!“

„Herr Oberſt!“ rief der Alte mit ſeiner vollen Stimme und ſtand hochaufgerichtet vor ihm; er war todtenblaß geworden und ein Paar herriſche Augen fielen ſo drohend auf den Oberſt, als ob er ihn von Haus und Hof verjagen wollte.

Und eine Weile ſahen ſich die Beiden an. „Wer iſt Er eigentlich," ſprach der Hausherr, „daß Er alſo zu mir redet?"

Da ſchien der Alte ſeiner Sinne wieder Herr zu werden. „Ich bin um andere Dinge hergekommen," ſprach er nach einer Weile, „und bitte, daß Sie mich hören wollen!" Und auf des Herrn finſteres Nicken: „Hans Chriſtoph iſt geſtern unten in der Stadt geweſen; der Magiſtrat hat dort beſchloſſen, den Hafen mit einem neuen Bollwerk einzufaſſen: ich dächte, das Eichenholz könnte wohl von hier dazu geliefert werden." Und er begann dann, ſeine Pläne zu expliciren. Der Oberſt, der erſt zornig auf und ab gegangen war, ſtand endlich ſtill und frug und hörete wieder. Ich aber beurlaubte mich und dachte wiederum der Worte meines Vetters.

Als aber die Lieferung des nöthigen Eichenholzes mit dem Magiſtrate abgeſchloſſen war, ſo ließ der Wildmeiſter Schneißen durch die Wälder hauen, da wo ſie am dichteſten waren und das Raubwild ſeinen

Unterſchlupf bewahrete; denn ſolcherweis entſtanden kleinere Vierkanten und war ſelbigem leichter beizukommen. Sodann im Herbſte ſtellte er eine Treibjagd an; denn ſchon im Sommer hatte er die beſten Hunde vom Hofe alle auf den Wolf dreſſiret, und die Dorfburſche, ſo im Wald gehauen hatten, waren derzeit bei einzelnen Jagden ſchon unterwieſen worden. Noch ſeh ich es vor meinen alten Augen! Der Herr Oberſt, welcher dazumal ſeiner Geſundheit inſonders froh war, ritt ſelber mit hinaus, und neben ihm der Junker Rolf auf einem feuerigen arabiſchen Pferde; das war bläulich, mit weißem wehenden Schweif und Mähnen, und hatte der Vater es ihm kurz zuvor verehret. Es war ſehr klug. „Gieb acht!“ ſagte der Junker manches Mal im Scherze, „nun wird's bald ſprechen!“ und nannte es „Falada“ nach dem Märlein.

Ich ſtand an jenem wonnigen Morgen des Auguſtmondes vor meinem offenen Fenſter, und ſah, wie ſie in das Haidethal hinabritten, von deſſen Blüthe der Würzeduft zu mir hinaufſtieg. Welch anmuthvolles Bild, als im erſten Anlauf der Junker auf ſeinem federſchnellen Roß dem Herrn Oberſt weit vorüberſchoß; dann aber leicht ſein Thier ſich wenden ließ und zierlich grüßend, ſein Käpplein in der Hand, mit wehendem Goldhaar zu dem Vater wiederkehrte!

Ich aber, der ich nicht reite und nicht jage, blieb daheim; erſt gegen Mittag ging ich vor dem Thorhaus draußen im Sonnenſcheine auf und nieder, und allmälig ſcholl es mit Halloh, mit Pfeifen und Trommeln aus dem Walde; Hundegebell, Schüſſe und Geheul klang durcheinander; und dann erſt Nachmittages kam hinter unſeren beiden Reitern ein Wagen mit dem erlegten Wilde die Haide hinaufgefahren; redend und ſchreiend die Treiber mit den Hunden hinterdrein.

* * *

Mein Vetter war nicht Diakonus geworden, und vom Verkauf des Hofes hörte ich nichts mehr. Aber Eines kam itzt, welches ich hier bemerken muß: die braune Abel, die ſich auch geſtrecket hatte, begann wie eine Katz um unſeren Junker herzuſtreichen. Kreuzte er ihr den Weg, dann ſtand ſie ſtill, bis er vorüber war; ſo zwar als ob ſie keine Achtung von ihm nähme; denn ſie wandte kaum den Kopf zu ihm; doch hab ich wohl gewahret, daß ihre dunklen Augenſterne bis in die äußerſten Winkel ihres Auges drängten und ihm alſo heimlich folgeten; auch hatte ſie itzt oft eine Blume oder einen Fetzen rothen Bandes ſich an ihr braunes Haar geheftet und trachtete überall ihm zu begegnen.

Eines Abends im Auguſt, da alles Geſinde ſchon in den Betten lag, promenirte ich einſam, meiner fernen Mutter denkend, im Gärtlein hinter der Weſtſeite des Hauſes, das der Oberſt ſchon zu Anfang ſeiner Ehe angeleget und gegen das grobe Raubzeug mit einer hohen Mauer hatte umſchließen laſſen. Die Singvögel waren ſchon zur Ruh gegangen; aber der Würzeduft von Nelken und Jasminen erfüllete ihn ganz; die Sterne ſchimmerten ſo ruhig, es war eine warme Sommernacht.

Da ich eben auf dem breiten Steige an dem Hauſe hinaufging, hörte ich unfern eine Eule ſchreien, die ich für den frechen Waldkauz wohl erkannte; dann war es wieder, als ob in einen Baum geworfen würde, und es polterte etwas durch das Gezweig zur Erde. Ich ſtand ſtill; es kam noch einmal, und „ſch, ſch!“ rief eine kleine zornige Stimme: „flieg doch zu deinen Teufeln!“

„Wer iſt das?“ frug ich mich ſelber; und wiederum, ſchon ganz in meiner Nähe, fiel etwas durch die Zweige eines großen Dornbaumes; aus einem offenen Fenſter zur Seite einer Gangthür, ſo aus dem Hauſe hier in den Garten führete, rief eine müde Stimme, wie aus ſchweren Kiſſen: „Laß nur den Vogel, Kind; die Nacht bleibt doch lebendig!“

Und im Sternenſchein ſah ich eine halb aufgeſchoſſene Dirne, ſchier im bloßen Hemde, in dem offenen Fenſter ſtehen: „Abel!“ rief ich, „führeſt du Krieg hier mit den Eulen?“

„Ja, Herr Magiſter!“ rief das Kind faſt weinend, „ſie will nicht weg; meine Mödderſch kann nicht ſchlafen!“

Da ich unter den Baum trat, flog die Eule ohne Laut davon; aber aus den Zweigen fiel es noch einmal auf den Grund, und da ich mich bückte, lagen Schuh und Klotzen und Bürſten rings umher. „Du biſt ein ſchlechter Schütze,“ ſagte ich, „und morgen wirſt du hier zu ſammeln haben; die Eule iſt fort, leg dich nun ſchlafen!“

„Aber morgen,“ entgegnete ſie hadernd, „iſt ſie wieder da!“ Dann rief ſie rückwärts in das Zimmer: „Wartet nur, Möddersch; ich komme jetzt ſchon gleich!“ Und ein Nachthauch blähete das Linnen um ihre Kniee und trieb die feinen Härchen um ihr Antlitz.

„Sei ruhig, Abel,“ ſagte ich, zu ihr hinantretend, „vor morgen Nacht ſoll die Eule hier geſchoſſen ſein.“

Da buckte ſie ſich eilig nieder und, das Hemd auf ihre Füße ziehend, bog ſie ihr Köpfchen hinaus, daß die dunkle Haarflechte über ihre Schulter fiel. „Dank; gute Nacht!“ ſagte ſie leiſe und ſtreckete mir den hageren Arm entgegen, ſo daß ich ihre Hand ergreifen mußte.

„Gute Nacht, Abel!“

Dann klappte das Fenſter zu, und ich vernahm noch, wie ſie drinnen mit leichten Füßen auf den Boden ſprang.

— — Erſt nach Jahren wurde es mir klar, weshalb ich in der Nacht darauf faſt widerwillig nur geſchlafen hatte. Aber da ich folgenden Tages meinen Junker bitten wollte, daß er den Ruheſtörer ſchieße, überfiel es mich wie ein Scham; denn er achtete das Mädchen ſchier gering und ſchien von ihrem Treiben nichts zu merken. So ſprach ich nur: „Die alte Matten kann davor nicht ſchlafen, Rolf!“

Da war er gleich bereit; und Abends, wo der Himmel, wie geſtern, mit allen Sternen leuchtete, ſchlichen wir miteinander auf dem Gartenſteige, der Knabe die geſpannte Flinte in der Hand. Mir war, ich weiß es nicht, weshalb, beklommen, ſo daß ich aufſchrak, als plötzlich der mißfällige Schrei des Kauzes aus dem Dornbaum ſcholl; Rolf aber trat behutſam näher; ein Schuß krachte und ich hörete, wie der getroffene Vogel durch die Zweige fiel. Doch im ſelben Augenblicke wurde die Gangthür aus dem Hauſe aufgeriſſen; und ich ſah wohl, daß es Abel war, denn ſo gleich einem Vogel konnte hier keine Andere fliegen, auch ſchimmerte ihr graues Kleidchen in der Abendhelle; ich ſah es, ſie hatte die Hände des Junkers ergriffen und küßte ſie wohl zu hundert Malen.

Er ſchien ſie erſt nicht zu erkennen; dann aber rief er: „Biſt du toll? Ich will nicht deine Küſſe; der Schuß war nicht für dich!“ Und da das heftige

Kind nicht allſogleich von ihm abließ, ſtieß er ſie voll Zorn zurück, daß ſie ſtolperte und mit einem Wehſchrei ihr Antlitz auf den Boden ſchlug.

Rolf war im Augenblicke bei ihr, um ſie aufzuheben: „Nein, nein!“ ſchrie ſie und ſtieß mit beiden Händen gegen ihn; dann wie eine Katze war ſie aufgeſprungen und laut weinend durch die Gangthür in das Haus verſchwunden.

Rolf wandte ſich und ſchien ſeiner Beute nachzuſuchen. „Das war nicht gut,“ ſagte ich, „daß du des Kindes Dank ſo von dir ſtießeſt! Sie wird ſich arg zerſchunden haben.“

Da war er zu mir getreten. „Laſſen Sie es gut ſein, Herr Magiſter,“ ſagte er; „das heilt ſchon wieder. Es iſt kein Unglück, daß ich nicht bin, wie meiner Mutter Vater; die alte Matten wird nun ſchlafen können.“

Er hatte das alſo ernſt geſprochen, daß ich ihm nichts entgegnete; denn es war mir kund geworden, daß ſeine Großmutter eines geringen Mannes Kind geweſen und ſein väterlich Geſchlecht darob zu Grund gegangen ſei.

Aber mit der Abel war's, als ob ſie ſich ſeitdem vor aller Welt verſtecke; nur einmal, an der Küche huſchte ſie an mir vorüber, und ich gewahrete, daß von der Stirne abwärts ein blutrünſtiger Streifen ihr zart Geſicht verunzierete.

Da redete ich mit unſerem Herrn und mit der alten Matten, und das Kind wurde bei guten Leuten in der Stadt untergebracht; es wurde auch für einige Unterweiſung dabei geſorget, darob ich eine ſonderbare Befriedigung in mir verſpürte.

* * *

In dieſem Sommer waren manche Wölfe eingebracht; die Schüſſe aus dem Walde hörte ich öfters, wenn ich in der Nacht erwachte; es war, als ob der Alte mit Gewalt itzt ſein Revier ausräumen wollte. Nun hingen die Wälder voll Eicheln, und Gott hieß den Wind ſie auf die Erde ſchütteln; da wurden nach manchem Jahr zum erſtenmal wieder die Schweine an Rand der Forſten auf die Maſt getrieben, und geſchahe davon kein Unheil. Aber über den Wildmeiſter tauchte hie und da Gerede auf, was nicht laut zu werden wagte; denn der Herr Oberſt hatte kein Ohr für das, was mit der

Zunge Wunden machet. Der Herr Vetter ſtieß mich an und raunete mir zu: „Geduld, Ehrwürden; wir kriegen ihn noch! Wenn nur Hans Chriſtoph und die alte Matten reden wollten!“ Und Tante Adelheid, ſo ſie oben vom Fenſter aus den geſcholtenen Mann über den Hof ſchreiten ſah, kniff die Lippen ein und ſchüttelte das Haupt.

So ſtand es zu Ende des Septembers. Da meldete eines Nachmittags der Wildmeiſter unſerem Herrn, er denke einen und, worüber er ſich informiret, den letzten ausgewachſenen Wolf in ſeinem eigenen Hofe auf ſonderliche Art zu fangen; wenn der Junker es mit erleben wolle, ſo werde er ihm hernach ſchon eine Bettſtatt richten, denn die Nacht würde wohl darüber einfallen.

Und da der Herr Oberſt ihn näher ausgefraget, ſahe er mich und den Junker an, die wir dabei zugegen waren. „Das mag auf ihm ſelber bleiben!“ ſagte er, indem der Sohn faſt mit verſetztem Athem zu ihm aufſah. „Und der Herr Magiſter? Der käme ja dann auch einmal bequemlich auf die Wolfsjagd?“ Da danketen wir ihm; und als die Dämmerung ſich zu ſenken begann, gingen wir mit dem

Wildmeiſter über die Haide. Als wir dort waren, wo rechts gegen den Wald hinauf der helle Stein am Tümpel durch das Dunkel ſchien, raunte der Greis des Junkers Namen, und als dieſer dichte zu ihm ging, nahm er ſeine Hand, als ob ihm hier ein Uebles widerfahren könne.

Am Thurmhaus wurde die Pforte in der hohen Mauer, welche den Hof umgab, von dem alten Hans Chriſtoph aufgethan.

„Iſt alles vorgerichtet?“ frug der Wildmeiſter.

„Freilich, Herr!“ Und mir war, als hörete ich eine Trauer aus den zwei armen Worten.

Ein ſteinern Trepplein war gegenüber vor der Hausthür; zur Seite unter einem Fenſter ein desgleichen Sitz. Ich merkete mir alles, denn ich war noch nimmer hier geweſen. — Der Wildmeiſter ging mit uns in das Haus und in den oberen Stock hinauf, wo er uns in ein geräumiges Gemach brachte, das ein gewölbet Fenſter, wohl mit dem Ausblick auf den Hof und über die Haide und ſeitwärts auf die Wälder, hatte; aber es war noch dunkel und nichts zu erkennen, denn eben erſt kam in Oſten die röthliche Scheibe des Mondes über den Rand der Erde.

„Wir müſſen warten,“ ſagte der Alte: „wir dürfen heut kein Licht entzünden!“ Und er drückte uns auf zwei Stühle nieder, während er ſelber wieder nach unten hinabſchritt.

Noch bevor er wieder bei uns war, kam vom Hofe herauf das klägliche Geſchrei eines Zickleins, das je mehr, um deſto ſtärker wurde. Als er dann hereinkam, ſprach er: „Tretet nun ans Fenſter!“ Und da das geſchehen, ſahen wir unten ein weißes Zicklein, das von einem aus dem Hauſe an einem Stricke vor der Thür gehalten wurde und zeitweilig ſeinen Lockruf in die Ferne ſchrie; denn der Mond war eben ſeitwärts von Grieshuus emporgeſtiegen und warf jetzt einen Schimmer draußen über den Mauerrand. Da ſahe ich zwei Seile, die von dem Thor in unſer Zimmer gingen, und der Wildmeiſter wies uns, wie er daſſelbe damit aufthun und verſchließen könne; aber er hielt es noch verſchloſſen.

Der Junker lugte mit heißen Wangen hinaus. „Wo ſind die Hunde?“ frug er.

„Eingeſchloſſen; wir brauchen ſie heute nicht.“

Der Junker nickte.

„Es iſt eine Wölfin,“ ſagte der Alte; „ein wild und grauſam Thier, denn ſie hat ſpät gewölfet; wenn ſie Abends ausgeht, iſt kein Hausthier mehr draußen und das Kleingewild verkriecht ſich in die Erde."

Ein ſeltſames Geräuſch drang ins Gemach, das einem Schnarchen glich. „Hört!" ſagte der Junker haſtig.

Aber der Alte wies nach der Zimmerdecke und ſprach kopfſchüttelnd: „Das ſind nur meine Eulen, Kind! Ein Jäger muß geduldig ſein."

Der Mond hatte indeß das Zimmer mit ſanftem Licht erfüllet, und ich ſahe, daß es mit alten Geräthſtücken verſehen war, ſo ich ſonſt auf dem Boden oder in den Seitenräumen zu Grieshuus geſehen hatte; ein ungeheurer Eichentiſch in des Zimmers Mitte nahm wohl ein Viertheil alles Raumes ein; da herum eine Anzahl ungefüger Stühle; am Fenſter ſtand ein Tiſchlein mit ausgelegten Feldern. Der Wildmeiſter führte uns wieder zu den Stühlen und ſetzte ſich ſelber neben Rolf. Dann begann er von ſeinen Jagden zu erzählen, in Preußen, Schweden, auch im Jura; er hatte ein brav Stücklein von der Welt geſehen. Aber oftmals hielt er inne und blickte auf den Knaben, der ſich an ihn lehnete. „Du biſt müde, Rolf,“ ſagte er.

„Nein, o nein; ich bin nicht müde; erzählet nur!“

Aber der Greis legte von ſeinem Stuhle aus den Arm um des Knaben Schulter, daß deſſen Haupt an ſeiner Bruſt zu ruhen kam, und ſprach dann langſam weiter. Und bald vernahm ich, wie des Junkers Athemzüge anders wurden. Er ſchlief; denn es mochte gegen Mitternacht ſein, was ihm ungewohnte Stunde war. Da neigte der Alte ſein Haupt an das des Knaben und zog ihn mit beiden Armen an ſich. „O lieber Gott im Himmel, die Lieb' iſt gar zu groß!“ So hörete ich ihn murmeln, und dann kam ein Stöhnen tief aus ſeiner Bruſt. Aber der Knabe ſchlief, und der Mond rückte weiter und warf ſein Licht auf beider Antlitz. Gnädiger Gott, Allwiſſer, ich war ſchier erſchrocken; die beiden mußten eines Stammes ſein! So ähnlich erſchienen mir in dieſem Augenblick das alte und das junge Antlitz.

Der Greis ſaß ſchweigend und wandte ſeine Augen ins Gemach, als ſuchten ſie etwas, das einſt hier geweſen ſei; da drang von unten ein Knurren der großen Hunde durch die Dielen, und mir war, als ob Hans Chriſtoph ſie zu ſtillen ſuche; dann ſchrie das Zicklein vor dem Hausthor, und ich meinete zu hören, daß von draußen etwas an der Hofmauer hinaufſpringe, aber dorten wieder hinunter auf den Boden falle.

Der Wildmeiſter richtete ſich auf, und ich ſahe, wie er den Kopf des Junkers ſanft zurückbeugte. „Wach auf, Kind!“ ſagte er; „der Wolf iſt da!“ Dann ſtund er auf, und der Knabe öffnete die Augen und ſchüttelte ſein Haar zurück. Der Alte ſtieß mit einer Büchſe, die er von der Wand genommen, kaum hörbar auf den Boden. „Nun komm, Rolf!“ Und er faßte ſeine Hand und zog ihn an das Fenſter. Draußen fiel das Raubthier, als wolle es ſie zerbrechen, mit den Tatzen gegen die Planken des Hofthors; da griff der Wildmeiſter an die Leine, und ich, der ich gleichfalls an dem breiten Fenſter ſtand, ſahe nun den einen Thorflügel zurückſinken; aber dahinter war nur der leere Grund, auf welchen das Mondlicht ſchien. Der Wolf war fort und ſchien nicht rückkehren zu wollen. Wir ſtanden lange, und ich dachte: Warum ließ der Alte nicht zu Anfang gleich das Thor geöffnet; denn nun ſcheuet ſich das Thier? Oder wollte er nur um ſo länger ſich des Knaben freuen?

Aber endlich, als ich wieder hinſah, ſtand auf dem leeren Flecke eine Creatur, einem dürren, hochbeinigen Hund vergleichbar, und ſchritt, fürſichtig um ſich lugend, in den Hof; ſtand ſtill, warf den Kopf empor und ſchritt dann wieder weiter. Schon wollte es zum Sprunge anſetzen, jedoch im ſelben Augenblicke klappte hinter ihm das Thor; ein lothrechter Riegel fiel mit Gewalt herunter, und das Zicklein war in das Haus hineingezogen.

Der Alte nickte, indem er den einen Fenſterflügel aufſtieß. „Siehſt du ihn?“ frug er und wies nach einer Ecke des Hofes; aber wir ſahen ihn nicht, denn es lag dort tiefer Schatten; nur zwei glimmende Punkte drangen von dorther durch das Dunkel.

Der Wildmeiſter legte die Büchſe in des Knaben Hände. „Das ziemet dir,“ ſprach er; „es iſt der letzte Wolf in deinen Wäldern.“ Der Junker legte das Schießwerkzeug an ſeine Wange; aber da das ſchlagende Herz des Knaben deſſen Arme zittern machte, hielt ihn der Alte mit der Hand zurück:

„Halt, Rolf; ein ſo geſtellet Thier darf nicht gefehlet werden!“

Da wandte ich mich um; ich wollte weiteres nicht ſehen.

„Nun ſchieß!“

Der Alte hatte es geſprochen; und es gab einen Krach, und durch die Dielen kam ein tobendes Geheul herauf. Noch hörte ich, wie der Wildmeiſter mit dem Knaben nach dem Hofe hinabging; dann, wie ſie draußen mit Hans Chriſtoph das erſchoſſene Thier aus ſeinem Winkel zogen.

— — „Ihr möget kein Blut ſehen, Herr Magiſter!“ ſprach der Alte zu mir, da ſie beide wieder in das Zimmer traten.

„Ihr ſaget es,“ entgegnete ich; „ich dachte an die Jungen des erſchoſſenen Mutterthieres.“

„Das iſt nun ſo,“ ſprach er und ſtand in ſich verſinkend vor mir; „'s iſt doch kein ſchwanger Weib, aus deſſen Schooß ſich noch ein unreif Kind losreißen muß. Aber die jungen Wölfe ſollen nicht verkümmern: ich und Hans Chriſtoph,“ ſprach er wieder lauter, „holen ſie noch heute Nacht; ſo lange wir die Brut nicht haben, iſt der Wald nicht rein.“

Dann entzündete er ein Licht mit ſeinem Zunderkäſtlein, öffnete eine Kammerthür und ließ uns eintreten. Hier ſtand eine ſchlichte Bettſtatt, davor ein großer Seſſel, ein Mantel lag darüber.

„Ihr werdet hier ſchon ſchlafen können,“ ſprach er freundlich; „und habet ſomit gute Nacht!“ Er reichte mir die Hand, küßte den Knaben, und wir hörten, wie er durch das andere Zimmer fortging.

Ich ſetzte mich in den Seſſel und deckte mir den Mantel über, Rolf warf ſich angekleidet auf das Bett. Er ſprach kein Wort; er hatte den Kopf geſtützt und ſtarrte auf die Thür, durch welche der Alte ſich entfernt hatte. „Wer war das?“ rief er plötzlich, doch als ob er zu ſich ſelber ſpräche. Da frug ich ihn: „Wen meinſt du, Rolf? den Wildmeiſter?“

Er ſchien mich nicht zu hören, und der Glanz ſeiner Augen war gleichſam ſo nach innen gekehret, als ſähen ſie rückwärts in die weiteſte Vergangenheit; vielleicht, denn es geſchiehet ja alſo, ſtand er an dem Bette ſeiner Mutter, die er im vierten Jahre als eine allzeit kranke Frau verloren hatte. Und abermals rief er, jedoch frohlockend: „Jetzt weiß ich es! — Ich ſoll ihn grüßen!“ und ſeine Augen warfen wieder ihre blauen Demantſtrahlen.

Als aber die Flurthür des anderen Zimmers aufging und der Schritt des Alten darin hörbar wurde, der etwa was Vergeſſenes zu holen kam, ſprang er jählings aus der Bettſtatt und ging hinein.

Aber die Thür blieb hinter ihm um eine Spalte offen; da ſahe ich den Knaben in des Alten Armen hängen, ich ſah das alte Geſicht ſich auf das junge neigen und viele Thränen aus den alten Augen darauf fallen. Was ſie zu einander ſprachen, habe ich nicht verſtanden, denn es war leiſe gleich wie ein junges Vogelzwitſchern. Aber ich ſtand auf und zog die Kammerthür zu, damit ſie ganz allein wären. Ich dachte: „Schweige! denn, wie Matten ſagt, bei Gott iſt Rath und That.“

— — Am Abend des anderen Tages ſah ich kein Licht da drüben in dem Thurmhaus, und iſt auch wohl nimmer wieder eines dort geweſen; denn der Wildmeiſter hatte ſich vom Hofe beurlaubet, nachdem er noch die jungen Wölfe abgeliefert hatte. Hans Chriſtoph ſah ich mitunter bei dem Kirchgange, er blickte mich dann traurig an und zog ſchweigend ſeine Mütze. Der Vetter raunte mir zu: „Das war des Sünders Glück, Ehrwürden, daß er ſich zeitig fortgehoben.“ Der Junker aber redete nie von ihm und jener letzten Nacht. Nur der Herr Oberſt ſprach mitunter: „Das war doch anders, als noch der Wildmeiſter dort im Thurm hauſte!“ denn der neue Förſter, der im Dorfe wohnete, wollte ihm nicht behagen.

* * *

Anno 1713 war ich ſchon mehr denn vier Jahre hier als Succeſſor des Paſtor Heikens, der nach Wetzlar in der Wetterau berufen worden.

Der Mißwirthſchaft in unſerem Lande überdrüſſig — denn der Geheimrath Görtz riß immer mehr die Zügel an ſich und war mit dem Könige nur einig, wo es galt, die Stände und das Land zu drücken —, hatte der Herr Oberſt ſchon anno 1707 den Junker nach Stockholm geſandt, woſelbſt er als Page und Leibdiener unſerer Herzogin eingeſtellet wurde; nach deren im darauf folgenden Jahre bereits erfolgtem traurigen Abſterben trat er als Fahnenjunker in die ſchwediſche Miliz und hatte nunmehr geſchrieben, daß er als Lieutenant bei den Dragonern war inſtallirt worden.

Auf Grieshuus ſaß nun der Oberſt mit dem Vetter und der Tante Adelheid in großer Stille; auch machte die Wunde ihm gar oft zu ſchaffen. Jeden Montag Abend brachte ich dorten zu; dann ſprachen wir von unſerem ſtolzen Knaben. War ein Brief gekommen, ſo mußte ich ihn vorleſen; Tante Adelheid hielt dann ihre Spindel müßig auf dem Schooße, und der Vetter rief dazwiſchen: „Nun, Ehrwürden, was ſaget Ihr zu unſerem discipulus?“ Dann nickte der Oberſt lächelnd von ſeinem Kanapee, worauf er mit ſeinem kranken Beine lag. Um zehn Uhr ging ich wieder hinab nach meinem noch weit ſtilleren Hauſe in dem Dorfe; denn ich war noch unbeweibet. Die Abel war noch immer bei denſelben Leuten in der Stadt, die ihrer nicht entrathen mochten; ſie hatten einen Kramladen, und das Mädchen war zu einer braven und anſtelligen Jungfer aufgewachſen; in den Laden kam wohl mancher ihrethalben, der anders nicht gekommen wäre. Ich aber dachte ſchon lange, ſie mir zum Weibe zu gewinnen.

Von Wölfen wurde ſeit des Wildmeiſters Abgang ferner nichts geſpüret, und es konnte auch ein Kind itzt ruhig durch die Wälder gehen; aber über der Therfahrt und im Thurmhaus wohnte niemand mehr, und von hüben und von drüben leuchtete kein Licht mehr nach der Haide. Auch von dem Nachtſpuk dorten hörte ich nichts wieder.

So war es im Januarius des gedachten Jahres. Der gewaltige Kriegsfürſt Carolus XII. war ſeit der ſchweren Niederlage bei Pultawa fern in der Türkei geblieben; da erhuben ſich alle ſeine Feinde, zuerſt die Ruſſen und Sachſen und der Dänenkönig Friedrich IV., der ſich in deſſen deutſchen Herzogthümern Bremen und Verden in ſeinem Uebermuthe von den Unterthanen hatte huldigen laſſen; aber der ſchwediſche Feldmarſchall Steenbock ſchlug ihn bei Gadebuſch und ging bei Lübeck über die Grenze in unſer armes Land. So hatten wir wieder einmal alle Moleſten des Krieges und waren doch im Frieden mit Dänen wie mit Schweden. Der Steenbock zog plündernd und brandſchatzend bis in unſere Gegend, und mußten die drunten in der Stadt zum Willkommen allſogleich fünfhundert Tonnen Bierthalerbieres und fünfhundert Tonnen Brotkorn zu deſſen Armee liefern.

Grieshuus war wohl bisher noch nicht berühret worden, aber wir waren hier in anderen Sorgen; denn unſer Junker Rolf zog mit in der Armee des ſchwediſchen Feldmarſchalls. Einmal, von Pommern aus, war an den Vater ein Brief von ihm gelanget: „Mon cher papa, ich denk, wir kommen auch noch nach Grieshuus; da laſſe ich mich bei Ihnen ins Quartier legen, um alles Mißgefüge zu verhüten. Und meine Falada möcht ich wieder reiten, denn unſere Pferde taugen nicht. Laſſet das adelige Thier bis dahin fleißig rühren!“ Aber der Herr Oberſt hatte ihm darauf erwidert: „Suche dich los zu machen, Rolf; denn der König ſtrecket auch über Grieshuus anitzo ſeinen Scepter, und er würd es dir übel danken, ſo du wider ihn geſtritten hätteſt.“ Es kam keine Antwort; er hat den Brief wohl nimmer erhalten. Aber ein mündlicher Gruß kam unerwartet durch einen Knecht, der unten in der Stadt geweſen war. Aus einer ſchwediſchen Escadron Dragoner, ſo dorten auf dem Markte ihm vorbeigeritten, hatte er ſich rufen hören: „Marten, Marten! Wie geht's zu Hauſe?“ und auf ſeine faſt erſchreckte Antwort: „O, alles gut, Herr!“ nur noch:

„So grüß! Ich komme bald!“ Dann war die Eſcadron ſchon weit; aber der Knecht wußte nun, es war der Junker Rolf geweſen; er hatte ihn nur nicht gleich erkannt mit dem gekürzten Haupthaar und dem leichten Barte.

Solches erzählete mir der Vater, in Freuden halb und halb in Kümmerniß; denn itzo war ich faſt jeden Nachmittag ein Stündchen auf Grieshuus. — Am vierundzwanzigſten Januarius aber — es wird das Datum nimmer aus meinem Herzen ſchwinden — ſtand ich noch ſpät Abends in dem Schlafgemach der Tante Adelheid und ſchauete in den hellen Hof hinab und nach dem weiten Himmel, von wo der Mond und alle Sterne auf die Erde ſchienen. Die Tante vermeinete zu ſterben, obwohl der Doctor ſie noch ein Dutzend Jahre wollte leben laſſen, und ich war, nachdem ich ſchon nach Haus gegangen, aufs Neue geholet worden, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Die Wachskerzen waren eben ausgethan; ſie lag in ihrem Himmelbette und ſeufzete nach dem Junker, um ihm noch ein ererbet Uhrlein mit Kette in die Hand zu geben. Die alte Matten ſaß an ihrem Lager; aber das übrige Haus war ſchon zur Ruhe.

Da ich alſo in die ſtille Winternacht hinausſchauete und mir beifiel, daß heut und übel Wetter doch nicht allezeit beiſammen ſeien, hörte ich unten von der Thorfahrt her ein Rütteln an dem Eiſengitter, das der Herr Oberſt erſt in dieſer Zeit hatte davorſetzen laſſen.

„Auf! auf!“ rief eine Weiberſtimme, und noch einmal und lauter: „Machet auf; ich bin es!“

Wer war das? Aber ich wußte es ſchon und ging mit raſchen Schritten nach der Thür.

Die Tante rief kläglich aus ihrem Bette: „Will Er mich ſchon verlaſſen, Paſtor?“ Aber ich vernahm es kaum; ich eilte über den Hof und holete den Schlüſſel aus des Verwalters Schlafkammer, der ſeit Nachmittage mit dem Vetter jenſeit des Waldes auf dem Meierhofe war.

Der Wind fegte durch die Thorfahrt, es war eiſig kalt; draußen aber vor dem Gitter ſtand ein ſchlankes Mädchen mit wehenden Röcken, ein Tüchlein um den Kopf gebunden.

„Jungfer Abel!“ rief ich und ſchloß das Gitter auf; „wo kommt Sie doch daher ſo mitten in der bitterkalten Nacht?“

Aber ſie war alſo außer Athem, ſie antwortete nicht, ſondern ſetzte ſich nur auf die Treppe, ſo nach meiner früheren Kammer führte, und ihre kleinen Hände waren ſchier verklommen.

„Einen Augenblick nur!“ ſprach ſie dann: „aber eilet! Wecket den Herrn Oberſt! Ich folge Euch ſogleich — nur eilet! eilet!“

Da that ich, wie ſie wollte, und ging eilig in das Haus.

Und als der Herr Oberſt kaum aus ſeiner Schlafkammer in das Wohngemach gelanget war, da öffnete ſich auch die Thür vom Flur aus, und das Mädchen war hereingetreten; die dunklen Augen lagen faſt ſchwarz in ihren Höhlen.

Der Oberſt ſaß am Tiſch inmitten des Zimmers; eine Flaſche rothen Weines ſtand noch vom Abend halb gefüllet neben ihm; er ſaß bleich und matt in ſeinem Schafpelz auf dem Seſſel, ſein altes Uebel plagte ihn itzo ſehr. „Abel,“ ſprach er, „warum kommſt du mitten in der Nacht? Haſt du Unfrieden gehabt mit deinen Leuten?“

Aber ſie ſchüttelte den Kopf. „Der Wildmeiſter war in der Stadt!“ ſagte ſie haſtig; „aber er wollte erſt ein Pferd ſich ſuchen. Da bin ich ihm vorausgelaufen; denn die Schweden haben die Pferde all genommen! Laſſet die Knechte wecken, Herr Oberſt!" rief ſie, indem ſie ihm zu Füßen ſtürzte, „nehmet den beſten; er muß reiten, über die Haide und durch die Wälder nach dem Fluß hinunter: aber keine Viertelſtunde iſt zu verlieren!"

„Was ſoll das?" ſagte der Oberſt. „Reiten? Und itzo in der Nacht? Du haſt die ſchlimmen Tage wohl vergeſſen? Die Kerle fürchten den Teufel oder was ſonſt heute umgehen ſoll; ja, wenn der Wildmeiſter wirklich wieder da wäre!"

Abel hob ihr bleiches Haupt: „Der kommt zu ſpät, Herr Oberſt! — So gebet mir ein Pferd! Gott wird mir helfen."

„Das iſt nicht Weiberſache. Aber weshalb ſoll denn geritten werden? Das müſſen wir doch zuerſt wiſſen!"

Das Mädchen ſah verwirrt zu ihm auf: „Ja, ja, Herr Oberſt! Aber der Junker Rolf ſtehet mit einem Poſten ſchwediſcher Dragoner drunten an dem Fluſſe: er ſoll die Brücke halten, denn die Ruſſen wollen dort hinüber. Sie meinen in der Stadt, das würd' noch Tage ausſtehen; aber ich weiß, die Ruſſen kommen noch in dieſer Nacht! Laſſet den Junker warnen, Herr! Sie könnten ſonſt alle verhauen werden!"

„Herr Paſtor," ſprach der Oberſt, nachdem er einen Augenblick todtenbleich, wie ſuchend, um ſich hergeſehen, „wollte Er die Knechte wecken?"

Und ſo ging ich hinaus und ſchüttelte die Kerle aus ihren ſchweren Betten. Als ich ihrer drei beiſammen hatte, trat ich mit ihnen wieder in das Zimmer und hörete den Oberſt zu dem Mädchen ſagen, das an ſeinem Seſſel ſtand: „Hätte ich den Verwalter nur nicht fortgeſendet! — Ich ſelber?" Und er wiegte wie rathlos ſeinen Kopf. Als er aber die Knechte ſahe, welche ſich ſchläfrig an den Thüren aufſtellten, rief er: „Nun, Leute, wer von euch will eurem jungen Herrn zuliebe heute Nacht noch einen Ritt thun?" Und er berichtete, was zu wiſſen ihnen noth war. Aber ſie antworteten ihm nicht, ſchielten ſich an und ſtießen ſich mit den Ellenbogen.

„Es ſoll nicht euer Schade ſein!" ſprach der Oberſt wieder und bot ihnen eine Summe Geldes.

Da ſagte der größte von den Kerlen: „Herr, wir haben ja die ſchlimmen Tag'; man lebet doch nur einmal.“

„Wiſſet ihr,“ rief der Oberſt, „daß ihr des Junkers Leute ſeid? Ich kann euch ſchicken, ohne euch zu fragen!“

Und da ſie abermals ſchwiegen, ſchlug das Mädchen wie in Zorn und Verachtung die Hände ineinander: „Die würden nicht zum Heile reiten; aber gebet mir das Pferd, wenn ſich die Mannsleut fürchten!“

„So nicht, Jungfer Abel!“ rief ich; „ich bin kein Reiter; aber ſo man mich verlanget, bin ich gleich Ihr dazu bereit!“

Da, während ſich allmälig ein Haufen Geſindes in das Zimmer gedrängt hatte, wurde unten die ſchwere Hausthür aufgeſtoßen; es kam die Stiegen zu uns herauf, haſtend und doch mühſam; und alle Köpfe wandten ſich. „Der Wildmeiſter!“ raunte es unter den Leuten; „das iſt der Wildmeiſter!“ Sie wichen alle zurück, als die große Geſtalt des Greiſes in das Zimmer trat. Aber er ſchritt nicht mehr aufrecht wie vor Jahren: er ſchien in dieſem Augenblick wie am Ende ſeines Lebens. Trotz der eiſigen Nachtkälte draußen rann der Schweiß in Tropfen ihm in den weißen Bart; er wollte ſprechen, aber der Athem verſagte ihm, und er neigte ſich nur ſtumm vor ſeinem früheren Herrn.

Der reichte ihm beide Hände und ſprach: „Ihr ſeid krank, Wildmeiſter; aber ich danke Euch, daß Ihr heut gekommen ſeid!“

Da erhielt der Greis die Sprache wieder: „Nur alt, Herr Oberſt; geben Sie mir einen Trunk von jenem Wein!“

Der Oberſt ſchenkte den großen Glaspokal zum Rande voll, und der Alte trank durſtig bis zum letzten Tropfen. Und allmälig richtete er ſich auf: „Wer iſt zur Brücke?“ frug er.

„Niemand,“ ſprach der Oberſt.

Vom Kirchthurm unten aus dem Dorfe ſchlug es Mitternacht, und Alle wandten das Haupt, um dem Schalle nachzuhorchen.

„Es iſt Zeit!“ rief der Alte und ſtand aufrecht, wie wir vor Jahren ihn gekannt hatten. „Gebet mir des Junkers Pferd Falada, ſo ſoll die Erde uns nicht lange halten!“

„Gehe, Marten,“ ſprach der Oberſt, „und ſattle die Falada!“

Und der Knecht trollete ſich ſchweigend, und die anderen Knechte und die Dirnen gingen mit hinaus. Der Oberſt reichte dem Wildmeiſter die Hände: „Ihr ſeid der Alte noch! Wir harren Euer, bis Ihr wiederkehret; und Gott geleite Euch!“

Doch als dieſer ſich zur Thüre wandte, ſtand Abel vor ihm, mit ihren großen ſchwarzen Augen zu ihm aufblickend: „Ich darf nicht,“ ſagte ſie; „aber, Herr, Ihr werdet nichts verſäumen!“

Da neigte der noch immer aufrechte Mann ſich zu ihr, nahm den kleinen Kopf des Mädchens zwiſchen ſeine Hände und küßte ſie liebevoll auf ihre Stirn: „Nein, Kind, ſo Gott will,“ ſagte er leiſe; „ich liebe ihn ja noch mehr als du!“

„Noch mehr?“ murmelte das Mädchen und ſchüttelte finſter mit dem Haupte. Das ſah ich noch; dann war ich mit dem Wildmeiſter draußen vor dem Hausthor. Da ſtand ſchon die Falada, von dem Knecht gehalten; das edle Thier ſtreckte den Hals und wieherte grüßend in die helle Nacht hinaus; der greiſe Mann aber reichte mir die Hand: „Lebet wohl, Herr Paſtor!“ ſprach er, „betet für mich, Ihr kennet ja das Wort der Schrift: Unſtät und flüchtig ſollſt du ſein auf Erden! — Noch dies; dann hoffe ich, wird Ruhe ſein.“ Und da er mich anſahe, war mir, als ſchaue ein lebenslanger Gram aus dieſem edlen Antlitz.

Er beſtieg das Roß, wandte es und ritt über den Hof zum Thore hinaus; ich aber ging ihm bis an den Rand der Mulde nach und ſah noch eine Zeit lang die hellen Mähnen ſeines Roſſes in der dunklen Haide fliegen.

— — Als ich die Treppe im Herrenhauſe wieder hinaufſtieg, hörte ich die Thür des Krankenzimmers gehen, und mit ihrem Krückſtock kam die blinde Matten daraus hervor.

„Wo will Sie hin, Matten?“ frug ich.

„Zum Herrn,“ entgegnete ſie kurz; „aber faß Er mich an, Magiſter!“

So ging ich mit ihr hinein. Der Oberſt ſaß wieder in ſeinem Seſſel; Abel ſtand neben ihm, als ſei ſie gelähmt.

„Verzeihet, Herr!“ ſagte die Alte; „wir hören die Dirnen reden, und das Frölen Adelheid fraget danach: Was iſt mit dem Junker?“ Dann hielt ſie inne. „Iſt hier noch jemand mehr zugegen?“

„Deine Abel," ſprach der Oberſt; „ſonſt niemand."

„Abel? Nein, die iſt unten in der Stadt; das ſei Gott geklaget; denn da iſt rauhe Wirthſchaft itzo."

Aber das Mädchen ging zu ihr und berichtete, was ſie hergetrieben hatte. Die Alte ſtand gebückt und lauſchte. „Wer ſoll denn reiten?" frug ſie.

„Der Wildmeiſter, Mödderſch; denn der iſt wieder da und gleich nach mir hierher gekommen."

Die Alte hatte ſich aufgerichtet: „Der Wildmeiſter? Den ihr hier den Wildmeiſter geheißen habt? Wo iſt der? Der darf nicht reiten!"

„Was redeſt du da wieder, Matten?" ſprach der Oberſt. „Ein Beſſerer wär nicht zu finden. Er iſt ſchon fort; er muß bald mitten in den Eichen ſein."

Da fiel die Alte auf die Knie, und ihren Krückſtock in die Höhe ſtreckend, rief ſie: „So ſtehen ſie beide bald vor Gottes Angeſicht!"

Das Kerzenlicht, welches allein in dem weiten Gemache brannte, und die Mondesdämmerung, welche durch die hohen Fenſter ſchimmerte, erzeugten ein ſeltſam wüſtes Zwielicht; es war ſo kalt und öde hier; mir war mit einemmal, als ſei alle Hoffnung längſt verloren.

Der Oberſt hatte ſich erhoben und wandelte hinkend auf und ab. „Die Stunde iſt ſchwer, Matten," ſagte er; „mache ſie nicht ſchwerer durch deine Thorheit."

Die Alte entgegnete nichts, ſie ſchien zu beten; doch Abel hob ſanft und ſchweigend ihr altes Mödderſch auf. Ich hörte, wie ſie langſam den Corridor entlang und nach dem Krankenzimmer gingen.

— — Der Herr Oberſt und ich waren itzt allein. Vom Dorf herauf kam mit dem Wind ein Schlag der Thurmglocke. „Eins!" ſagte der Oberſt.

„Ja, Eins!" wiederholte ich; „vor vier Uhr kann der Wildmeiſter nicht zurück ſein. Wollen der Herr Oberſt ſich nicht zur Ruhe legen bis dahin?"

Aber er ſchüttelte den Kopf: „Wenn Er, Magiſter, mit mir wachen wollte?" Und da ich deſſen ihn verſicherte, zog er den Glockenſtrang: „Vielleicht, er könnte ſelber kommen!"

Ich ſchwieg; aber eine Magd kam, und bald entzündete ſie ein mächtig Feuer in dem großen

Ofen, und der Oberſt hieß ſie ſeinen Seſſel und einen Stuhl für mich davor tragen.

Hier haben wir bei einander in der Nacht geſeſſen. Ein leichter Wind flirrete vor den Fenſtern, und unterweilen ruckten wohl einmal die Wetterfahnen auf dem Dache. Sonſt war Alles ſtill; nur wenn die Stunde wieder voll wurde, kam der Glockenſchlag vom Dorf herauf. Geredet haben wir nicht viel mitſammen; des Oberſten Gedanken mochten bei dem Sohne ſein, auch wohl den greiſen Reiter durch den Forſt begleiten; denn einmal ſtreckte er jählings beide Arme aus und rief als wie aus Träumen: „Gott ſchütz ſie beide!“ ſchwieg dann aber wieder oder ſprach dazwiſchen: „Wie weit mag's in der Zeit ſein, Paſtor?“ — Ich ſelber aber — denn ſo voll ſelbſtſüchtigen Gebahrens iſt unſer Herz — ich dachte allendlich doch immer wieder an die Abel, und in meinen Gedanken ſummete dann allzeit ein Gebet: „Ja, ſchütze ihn, mein Herr und Gott; aber das Herz des Mädchens, das mein Glück iſt und das ihm nicht tauget, das wende du zu mir und gieb uns deinen Segen. Amen!“

Das Feuer im Ofen war längſt verloſchen; itzt praſſelte auch das Licht auf und ſank dann zuſammen. Es wurde faſt dunkel in dem Zimmer, obſchon da draußen noch der Mond ſchien; und da ich wußte, wo das Feuerzeug zu finden, ſo ſtand ich auf und entzündete das neue Licht, das bei dem Leuchter lag. So war es wieder wie vorher.

Es mag ſchon nach fünf Uhr geweſen ſein, da hob der Oberſt ſeinen Kopf und horchete nach den Fenſtern zu; dann plötzlich richtete er ſich völlig auf: „Sie kommen!“ rief er. „Hört Er es, Magiſter?“

Wir traten an das Fenſter, ſahen aber nichts, denn das Thorhaus ließ durch das Gitter von hier aus nur einen kurzen Blick nach draußen. Ich horchte. „Aber ein Wagen iſt dabei, Herr Oberſt!“ ſprach ich.

„Nein, nein; Er täuſchet ſich.“

Ich horchte wieder, und ich vernahm es deutlich. „Gewiß ein Wagen!“ rief ich. „Aber ein Pferd, vielleicht ein Reiter, iſt vorauf!“

Und immer näher kam es. „Ein Wagen! Ja, ich höre ihn,“ ſprach der Oberſt. „Was hat der Wagen zu bedeuten?“

Bald trabte ein Reiter durch die offene Thorfahrt. Auf dem Hofe ſprang er ab; aber er brachte ſelbſt ſein Pferd zu Stalle. Gleich danach höreten wir wieder draußen ſeinen Schritt; dann trat er in das Haus und ſtieg die Treppe zu uns herauf.

„Nur der Verwalter,“ ſagte der Oberſt; „er kommt vom Meierhof. Aber wo iſt der Vetter?“

Da war der Mann ſchon zu uns in das Zimmer getreten, ſtand am Thürpfoſten und ſah den Oberſt an, als habe er Unheil zu verkünden, das den Mund nicht zu verlaſſen wage.

Sein Herr war auf ihn zugegangen: „Er iſt's, Verwalter? Hat Er mich doch ſchier erſchreckt!“

Aber der Mann ſchien vergebens an einem Wort zu würgen.

Der Oberſt wurde unruhig. „So red' Er doch!“ rief er; „was hat Er mir zu melden?“

Da ſprach der Andere: „Wir bringen einen Todten.“ Und nach einer Pauſe: „Wir trafen den Wagen vor dem Walde; der Herr Vetter blieb dabei; ich bin vorausgeritten.“

„Den Wildmeiſter!“ rief der Oberſt. „Wo habet ihr ihn gefunden?“

Aber der Verwalter ſtarrte ihn an. „Was meinen Sie mit dem Wildmeiſter, Herr?“

Der Oberſt wurde kreideweiß im Antlitz und griff hinter ſich nach einem Tiſche; dann ſtreckte er den Arm und ließ die Hand ſchwer auf des Verwalters Schulter fallen. „Sag Er nichts weiter; nur — wie habe ich meinen Sohn verloren?“ Aber ſeine Hand zitterte ſo gewaltig, daß der ſtarke Mann darunter bebte.

„Herr, wenn Sie es wiſſen wollen!“ ſprach er; „überfallen ſind ſie worden, aber halb im Schlafe doch noch in den Sattel kommen; und ein Kampfgewühl jenſeit der Brücken hat ſich dann ergeben. Der Junker Rolf auf einem hohen Fuchs war überall voran; aber auch viele Lanzen — denn von ſolchem Reitervolk ſind die Ruſſiſchen geweſen — haben nach ihm gezielet. Da iſt vom Wald herunter ein herrenloſes dunkles Pferd herangekommen, mit weißem Schweif und Mähnen, die haben im Mondenſchein geflogen; das iſt, als ſei es raſend durch die Niederung und über die Brücke auf die ſtreitenden Milizen losgeſtürmt; die dunklen Augen haben gefunkelt, es hat den kleinen Kopf nach rechts und links herumgeworfen. ‚Das war kein Pferd, wie wir ſie haben,‘ ſagte der ſchwediſche Soldat, der mir das erzählete. Und zwiſchen dem Junker und einem Officier, der ſeine Lanze auf ihn eingeleget, iſt es jach hindurchgeſtoben; aber des Junkers Augen, die er ſo nöthig brauchte, hat es mitgenommen. ‚Falada!‘ hat er laut gerufen, dann —“

„Dann?“ ſtammelte der Oberſt.

„Ja, Herr, das iſt ſein letztes Wort geweſen; denn die Lanzenſpitze des Ruſſen hatte ihm das Herz durchſtoßen.“

Ich faßte ſchweigend unſeres Herrn Hand; da rollte ein Wagen langſam in den Hof, und wir ſtiegen hinab und hoben unſeren Rolf, den ſchönen todten Officier, herunter; wir trugen ihn hinauf in ſeine alte Kammer und legten ihn auf die Bettſtatt; aber nicht mehr, damit er wie einſtmals im Morgenroth von ſeinem Lager ſpringe.

— — Ich hatte den Todten in ſeines Vaters Hut gelaſſen; denn mir lag zu ſehr am Herzen, was nun zunächſt uns zu beſorgen oblag.

Da ich aus dem Hof getreten war, ſahe ich ein zehnjährig Bürſchlein vom Dorf heraufkommen; das erwartete ich, gab ihm eine kleine Münze und ſprach: „Gehe ein Stücklein mit mir, Jürgen, falls ich einen Boten brauchte."

Da war es zufrieden: und ſo gingen wir mitſammen an der rechten Seite oben durch den Waldesrand, und ich, wie wir fürder ſchritten, ſchauete von dorten allzeit über die Haide hin. „Wen ſuchet Ihr, Herr Paſtor?" frug das Kind.

„Mir iſt bang, ich ſuche einen Todten," entgegnete ich ihm.

Da wurde das Kind gar ſtille, und wir gingen weiter; aber es drängte ſich an mich, wenn Krähen oder Elſtern in den nackten Bäumen rauſchten. Als wir oberhalb des Steines vor dem Tümpel kamen, ſtreckte es ſeine Hand dahin. „Sehet, Paſtor," ſprach es; „da liegt einer!"

Und als wir durch das Kraut hinabgeſtiegen waren, da hatte ich gefunden, was ich ſuchte. Als habe er zu ſanfter Ruhe ſich geſtreckt, lag hier der Wildmeiſter, mit ſeinem weißen Kopfe an den Stein geſtützet. Der Vorbote der aufgehenden Winterſonne war ſchon da: ein rother Morgenſchimmer lag auf dem ſtillen Angeſicht.

Scheu und fürſichtig war der Knabe näher kommen. „Der ſchläft nur!“ ſagte er.

Ich aber ſprach: „Gehe hin zum Hofe und erzähle, was du hier geſehen; und bitte, daß ſie einen Wagen ſenden; denn hier iſt Gottes Frieden und der Schlaf der Ewigkeit.“

Und ſo kniecte ich zu dem Todten und betete, daß Gott Erbarmen haben möge auch mit der Seele dieſes Mannes. Der Knabe aber lief dem Hofe zu.

* * *

In der Woche vor dem vierten Sonntage Epiphanias ſtanden die zwei Leichen oben in dem großen Saale aufgebahret, und es war der Tag, an welchem die Beiſetzung geſchehen ſollte, denn auch der Wildmeiſter ſollte in die Gruft derer von Grieshuus; ſo, hieß es, hatte der Oberſt es verordnet, weil er ſein Leben um den letzten Sohn des Hauſes zugeſetzet.

Als ich am Vormittage in den Hof kam, fand ich ſelbigen von Bauern ganz erfüllet, alt und jung, mit ihren Weibern, Kindern und Geſinde; der Oberſt, ſagte mir einer, habe ſie herbeſtellt. Ich drängte in meinem langen Prieſterrocke mich hindurch und trat in das Haus, wo auf dem Flur ein Rauchwerkdüften mir entgegendrang. „Wo iſt der Herr Oberſt?" frug ich eine Magd.

„In ſeinem Zimmer," ſprach ſie: „aber die alte Matten iſt bei ihm; er wünſchet ungeſtört zu bleiben."

So ſtieg ich die Stufen der breiten Treppe hinauf und öffnete die Thür des großen Saales. Da waren nur die beiden Todten. Hohe Wachskerzen auf ſilbernen Candelabern brannten an ihren Särgen, ſo mit einem Zwiſchenraume nebeneinander ſtanden, und die Flammen kniſterten leiſe, als müſſe doch irgend etwas ſich hier regen; hinter ihnen hingen lange Leilaken vor den hohen Fenſtern. Und da ich ſtand und mein Auge nicht von den Leichen wenden konnte, deren Angeſichter zu mir gewendet waren, vernahm ich ein Rauſchen wie von Weiberkleidern an des Junkers Sarge, und eine dunkle Geſtalt, die lautlos dort gelegen, richtete ſich empor. Es war Abel, und ich ging zu ihr, reichte ihr die Hand und ſagte: „Hat Sie ihn denn ſo ſehr geliebet, Jungfer?"

Sie neigte nur das Haupt und ſprach: „Es hat ihm nichts genützet."

Aber mein Herz erzürnte ſich wegen ihrer Trauer für den armen Knaben. „Gottes Barmherzigkeit,“ ſprach ich hart, „wird Alles ihm erſetzen.“

Da ſahen ihre dunklen Augen faſt gottlos in die meinen, als wollten ſie mich lehren, daß nur ein Weib, nicht unſer Herrgott ſelber, was er verloren, ihm erſetzen könne. Mir aber erſchien in dieſem Augenblick das Schweigen der Todten ſo ungeheuer, daß auch mein Mund verſtummte. Ich blickte auf das ſtarre Angeſicht des Knaben, und eine Falte zwiſchen den feſt geſchloſſenen Augen, ſo der Tod nicht ausgeglättet, deuchte mir zu ſagen, daß er noch itzo ſeinem Schöpfer zürne, der ihn alſo früh berufen habe.

Da hatte ſich die Thür geöffnet, und unſer Herr in voller ſchwediſcher Obriſtenuniform, den Hut mit Federn auf dem Haupt, war eingetreten; aber ſeine Wangen waren ſchlaff und ſeine Augen müde; ihm folgeten die alte Matten und der Vetter mit der Tante Adelheid, welche der Tod des Knaben von ihrem Bette aufgetrieben hatte.

Nachdem der Oberſt zwiſchen die Särge hineingegangen war, kam es auch draußen die Treppenſtufen herauf, und die Leute, ſo auf dem Hofe geſtanden hatten, fülleten nun den ganzen Saal, ja ſtanden überdem noch draußen vor den offenen Thüren auf dem Gange.

Der Oberſt hob ſeinen Hut vom Haupte: „Ich habe euch herbeſtellt," begann er mühſam; „ich mußte es; denn mein Mund iſt der letzte, der hier noch reden kann.

So höret es! Nicht ich und nicht mein Sohn, den mir der Herr genommen — der Greis hier in dem zweiten Sarge" — und er legte ſeine Hand ſanft auf die des Todten — — „iſt euer Herr geweſen bis an ſein Ende. Aber ihr ſahet ihn nicht, und da er kam als ein Dienender, habet ihr ihn nicht erkannt; unſtät und flüchtig blieb er nach dem Fluch der Schrift ein langes Leben durch; denn ſeinen Zwillingsbruder hatte er im jähen Zorn erſchlagen. Aber nicht wie Kain den Abel: der Bruder hatte ihm ſein Glück, ſein junges Weib, getödtet; und da zwang er ihn zum Kampf und erſchlug ihn." Und der Oberſt legte die Fauſt auf ſeine Bruſt, daß die Spangen an dem Degenriemen klirrten: „Beim ewigen Gott! ich hätt' ihn auch erſchlagen!"

Nach einer Pauſe ſprach er dann noch einmal: „Das habe ich euch ſagen müſſen, um der Ehre des Todten und um der Wahrheit willen. — Und nun, ihr Alten, die ihr mit ihm jung geweſen, ſehet ihn noch einmal an, ob ihr den Junker Hinrich von Grieshuus erkennen möchtet: Und fürchtet euch nicht, denn in ſeinem Angeſicht iſt Frieden."

Da löſete ſich eine Reihe alter Leute aus dem Haufen, und ſie traten langſam, gar einige auf Krücken oder von einem Kinde geführet, zu dem Sarge und blickten gierig und doch mit Scheu in des Todten Angeſicht, das auf all ihr Schauen keine Miene regete. Bald aber erhob ſich eine oder die andere Hand und ſtrich liebkoſend über das Leichenhemde oder gar an die Wange des Leichnams ſelber, und ich hörete: „Ach ja, der Junker! Unſer Junker Hinrich!" Eine Stimme aber rief laut: „Mein Herr! mein guter Herr! Nun haſt du deine Bärbe wieder!" Das war der alte Hans Chriſtoph aus dem Dorfe.

Der Oberſt hatte ſich zu ſeinem Sohn gewendet; er faßte das ſchöne todte Haupt in ſeine Hände und küßte es zu vielen Malen. „Rolf," ſprach er leiſe;

„mein Kind! mein Kind! Vor den Wölfen hat er dich bewahren können; der Wille Gottes iſt für ihn zu ſtark geweſen!"

Die alte Matten ſtand auf ihren Stock gelehnet und horchete und hielt die Hand ans Ohr und nickte dann, als ob nun alles gut ſei. Es war eine rechte Todtenſtille geworden, die alten Leute lagen ſchweigend am Sarge ihres alten Herrn.

„Und nun gehet hinaus," ſprach der Oberſt wieder, „und laſſet mich ein Weilchen noch bei unſeren Todten; dann wollen wir die Letzten ihres Stammes in der Gruft zur Ruhe ſetzen."

Abel mit ihrem dunklen und doch bleichen Antlitz ſtand zu Häupten an des Junkers Sarge; als auch ſie hinaus wollte, faßte der Oberſt ihre Hand: „Nein, bleibe, Kind; und auch Er, Magiſter; denn die Stütze meines Lebens iſt gefallen."

* * *

Die Todten waren beigeſetzet, und als hernach die kupfernen Kiſten kamen, in welche ihre Särge eingeſenket wurden, da ließ der Oberſt die Capellengruft vermauern, wie ſie noch itzo iſt. Ihn ſelbſt aber hatte die Sippe ſeines Weibes vor Gericht gezogen; denn es war unerweisbar, wer zuerſt geſtorben, ob der Junker Hinrich, ob ſein Enkel Rolf; war es der letztere, ſo hatte deſſen Vater kein Erbrecht, weder an Grieshuus, noch an den Meierhof. Da es aber bei unterſchiedlichen Gerichten gelegen, haben ſie endlich ſich zu gütlichem Ausgleich hergelaſſen, und der Oberſt hat den Hof gelaſſen und iſt nach Stockholm hingezogen. Die Tante iſt mit ihm dahingegangen; der Vetter aber hatte inzwiſchen wieder Muth gewonnen, er ging zu einem anderen Vetter, bei welchem er ſich auch hier im Land zu nähren dachte. „Ehrwürden,“ ſagte er mir bei ſeinem Abſchied, „wir wären Alle hier geblieben, wäre ich in jener Nacht auf Grieshuus ſtatt auf dem Meierhof geweſen!“ — Sie ſind wohl itzo Alle nicht mehr hienieden; denn außer zween Schreiben des Herrn Oberſten, bald nach ihrem Abgang, habe ich von keinem etwas mehr vernommen.

Nach dem Begräbniſſe aber war das Gerede von den ſchlimmen Tagen wieder aufgekommen: der Nachtſpuk des Erſchlagenen habe dem Junker Hinrich nun doch noch das Genick gebrochen und alſo ihn und ſein Geſchlecht vernichtet. Ich aber ſage heut wie vormals: Das ſind nugæ, und es paſſet nicht zu des Allweiſen Güte; das Pferd wird vor dem hellen Stein geſcheuet haben, und ſo ein altes Leben findet bald ein Ende. Doch will ich eines nicht verſchweigen.

Am Tage nach der Beiſetzung iſt ein Bauer auf den Hof gekommen, der hat die Falada am Stricke hinter ſich gezogen und gefraget, ob das Thier nicht hier zu Haus gehöre. Eine Meile unterhalb der Brücke habe es am Fluß geſtanden, mit geſenktem Kopfe in das Waſſer ſchauend, gleich als wenn es ſich beſinne und ſich nicht einig werden könne, ob es hinüberſchwimmen ſolle oder nicht; aber da er näher gegangen, ſei es noch immer ſo geſtanden und habe auch weder um- noch aufgeſchauet; der Nachtmar oder ſonſt was müſſe es geritten haben.

Die Knechte kamen und auch der Herr und beſahen das Pferd, das ſich nicht rührete, und ſagten, ja, das ſei freilich die Falada, aber es ſei vordem ein feueriges und gar kluges Thier geweſen.

Und da es erſchrecklich mager war, meineten ſie, es müſſe nur erſt wieder Kräfte ſammeln, und führeten es in den Stall, wo es lange Zeit mit Fürſicht gut gefüttert wurde. Aber es blieb daſſelbe noch nach Wochen, auch nach Monden; denn die ſchöne feuerige Falada war hinterſinnig worden und zu keinem Ding auf Erden noch was nütze. Da hat der Oberſt ſich erbarmet und ihr ſelbſt die Kugel durch den Kopf geſchoſſen.

Die alte Matten hatte ich in mein Haus genommen, und da ich ſie eines mondhellen Abends holete, iſt ſie, wie ſie mir ſagte, gern mit mir gegangen. Als wir auf dem Steige über dem Kirchhofe wanderten, nickte ſie nur nach der Capellenmauer und murmelte wie für ſich ſelber: „Gute Nacht, ihr Chriſtenſeelen alle! Gute Nacht auch, Junker Hinrich und du kleiner Rolf! Bei Gott iſt Rath und That!“

Und ein paar Jahre hat ſie dann noch in Frieden unter meinem Dache gelebt.

In dieſer Zeit aber iſt aus dem großen Unglück der vornehmen Leute mein allergrößtes Glück erwachſen; denn Abel iſt mein ehelich Weib geworden und eure Mutter, du, mein Kaſpar, und du, meine Maria! Manchen holden Tag hat ſie mir gemacht, und die Frommen haben ſie geliebt; aber den „König

Enzio“ hat ſie nimmer doch vergeſſen können. Da haben wir unſere Liebe für den Todten zuſammen gethan und die weißen und die rothen Roſen an der Mauer ſeiner Gruft gepflanzt und allezeit gepfleget. Und faſt ein Menſchenleben hat der Allgütige mir mein Glück gelaſſen; itzt ruhet auch ſie unter Roſen, die meine Hand allein gepflanzet. Es iſt geworden, wie einſt Matten ſagte: ich habe Alle überlebt. Und nicht nur die Menſchen; denn Grieshuus iſt abgebrochen worden, nur noch Mauertrümmer ragen aus der Erde; die Wälder werden Jahr für Jahr geſchlagen, daß bis in unſer Dorf hinunter der Sturz der Rieſeneichen ſchallet. So iſt es, wie der Dichter ſingt:

Auf Erden ſtehet nichts, es muß vorüberfliegen;
Es kommt der Tod daher, du kannſt ihn nicht beſiegen;
Ein Weilchen weiß vielleicht noch wer, was du geweſen;
Dann wird das weggekehrt, und weiter fegt der Beſen.

Bötjer Baſch.

(1885—1886.)

In der Süderſtraße meiner Vaterſtadt, dem Gäßchen gegenüber, das nach dem St. Jürgenskirchhof und über dieſen an dem Stift entlang nach der Norderſtraße führt, ſtand ſeit Anfang des 17. Jahrhunderts ein kleines Haus, über deſſen Eingangsthür ſich ein in Sandſtein ausgehauenes Bild befand: ein Mann in einem Schifflein, zu dem durch hohe Wellen der Tod geſchwommen war und ſchon den Mann zu ſich ins Meer hinabriß; darunter ſtand: „Up Land un See.“ Es hieß, ein Steinhauer habe derzeit ſich das Haus gebaut und zum Gedächtniß ſeines Vaters, der als kleiner Schiffer zwiſchen den Inſeln gefahren war und dabei im Sturme ſeinen Tod gefunden hatte, dieſes Epitaphium angefertigt.

Im dritten Jahrzehnte unſeres Jahrhunderts, nachdem die derzeitige alte Inhaberin geſtorben war, ſah man mehrfach einen unterſetzten Mann, Alltags mit einem Schurzfell, Sonntags in langem blauen Tuchrock und Stulpſtiefeln, davor ſtehen bleiben und allmälig unter den kleinen Lindenbaum treten, deſſen lang und ſchmal geſchorene Krone ſich zwiſchen dem Bilde und dem Giebelfenſter ſtreckte. Nachdem ſeine blaßblauen Augen wieder eines Tages an dem Steinbilde gehaftet hatten, griff er an die Thürklinke, um ins Haus zu treten: aber es war verſchloſſen; durch die Butzenſcheiben des Thürfenſters ſah er auf einen langen ſchmalen Flur und durch einen offenen Eingang am Ende deſſelben in ein weites leeres Zimmer, in das von der Hofſeite her die Mittagsſonne ſchien. Langſam kehrte der Mann ſich ab und ſchritt die Süderſtraße hinunter bis auf den Markt, wo er die Steintreppe zum Rathhaus hinaufſtieg.

Dieſer kleine Mann war der Böttcher, oder auf Plattdeutſch der Bötjer Daniel Baſch, eine grübleriſche Natur, bei alle dem aber kein übler Handwerksmeiſter. Vier Wochen ſpäter hatte er das alte Haus im gerichtlichen Aufgebot gekauft und hielt mit einem alten Geſellen und einer noch älteren Schweſter ſeinen Einzug in daſſelbe; bald hingen bunte Zitzgardinen vor dem Fenſter der unteren Stube, und zwiſchen den Geranien- und Reſedatöpfen, die auf der Fenſterbank ſtanden, ſchaute das gutmüthige Geſicht der alten Jungfer Salome auf die Gaſſe, wenn an den Markttagen alle die Wagen von den Dörfern in die Stadt hineinfuhren; im Peſel aber — ſo heißt in den alten Häuſern der hintere Saal — war die Böttcherwerkſtatt, und draußen vom Hofe klang es Tag für Tag: „Band, halte feſt, halt feſt!" und die Schlägel klappten und die leeren Fäſſer tönten.

So mochte wohl etwa fünf Jahre die alte Schweſter in ihrem Schlafſtübchen oben von der Wirthſchaftsarbeit geruht und in dem Giebelfenſter ihre Ableger für das untere Blumenfenſter gezogen haben, als ſie eines Tages zu ihrem Bruder ſprach: „Daniel, du biſt erſt fünfzig; ich aber, euere Aelteſte, habe bald die Siebenzig; ich kann nicht mehr die ſchweren Waſſereimer ſchleppen, und das viele Kartoffelſchälen vertrag ich auch nicht mehr."

Daniel Baſch, der im Schurzfell vor ihr ſtand, wurde ganz beſtürzt. „Hmm," ſagte er, „wie meinſt du? Eine Magd? Es iſt ſchon richtig, etwas wackelig wirſt du ausſehn!" Und er betrachtete ſorgvoll das gute runzelvolle Angeſicht; zugleich aber hub er im Stillen an zu rechnen, ob das Handwerk es wohl abwerfen möge, zu der Alten noch eine junge Magd ins Haus zu nehmen.

„Nein, Daniel,“ ſagte die Schweſter lächelnd, „laß nur das Calculiren: die alte Frauke Michels in St. Jürgen iſt geſtorben, ihre Kammer iſt leer, und die Herren werden mich wohl hineinnehmen, wenn ich bitte; wir ſind ja Meiſterkinder aus der Stadt hier.“

Daniel nickte; das Stift war nur durch ein kurzes Gäßchen von ſeinem Hauſe getrennt, es gab gute Koſt dort, beſſer als in den gewöhnlichen Bürgerhäuſern; er drückte ſeiner alten Salome die Hand: „Halt, Schweſter!“ rief er. „Sprich nicht mehr! Sprich nicht mehr! Ich muß einen Gang thun;“ — ein Strahl wie von unglaublicher Glückeshoffnung flog durch ſeine blaßblauen Augen — „ei, ſei ſo gut und hol' mir meinen Tuchrock und die Stulpſtiefeln!“ Er fühlte mit der Hand nach ſeinem Kinn; der Bart ſtand ſchon drei Tage; er nickte wieder, Meiſter Daniel wußte, was er wollte. Nun half ſeine Schweſter ihm in den langen blauen Staatsrock; die Stiefel hatte er ſchon angezogen; nur noch den hohen Seidenhut und das Bambusrohr zur Hand, dann ſchritt er zuerſt ſchrägüber zum Meiſter Bartſcheer, und als er bald glattraſirt herauskam, mit etwas langſameren Schritten durch die Krämerſtraße nach der Schiffbrücke und dort in das Haus des alten Hafenmeiſters Peters, mit deſſen jüngerem Bruder er einſt, wie gebräuchlich, die unterſte Klaſſe der Gelehrtenſchule beſucht hatte. Als er in das Zimmer trat — die Nachmittagsſonne ſchien herein, und der Canarienvogel, der unter den Blumen am Fenſter ſtand, ſang eben aus allen Kräften — erhoben ſich drei Jungfrauen mit ihrem Nähzeug von den Stühlen; das waren die Töchter des Hafenmeiſters: Mine, Stine und Line von vierzig, neununddreißig und ſiebenunddreißig Jahren; ſie waren alle brave Mädchen; aber die braune Line war doch die bravſte; ſanft, wirthſchaftlich und von gutem Menſchenverſtande; dabei ein wenig ſchelmiſch. Und der Meiſter Daniel ſchaute ſie an, und die Braune lächelte dabei recht hübſch; „Mamſell Linchen,“ ſagte Daniel, „könnte ich ein Wort mit Ihrem Vater reden?“ Und Linchen wurde dunkelroth und ſchoß hinaus, um ihren Vater aufzuſuchen.

Eine Stunde ſpäter — im Böttcherhauſe hatte der Geſell die Jungfer Salome ſchon zweimal nach dem Meiſter gefragt — trat dieſer durch die Hausthür, als die Jungfer Salome eben aus der Küche in den Flur kam. Er winkte ihr ſchweigend mit gekrümmtem Finger in die Wohnſtube. Als ſie dort waren, hob der kleine Meiſter ſeinen hohen Hut vom Haupte: „So," ſagte er, „Schweſter, nun ſprich nur, ſprich nur weiter!"

Aber die Schweſter ſah ihn ganz verwundert an: „Was haſt du, Daniel?" frug ſie; „an jedem Haar hängt dir ein Schweißtropf', und iſt doch kalt Novemberwetter; und deine Augen — — warum freuſt du dich ſo? Haben wir das große Loos gewonnen?"

„Ja, Salome, ſo etwas von der Art; oder vielleicht, ich gewinne es noch ſpäter; denn Line Peters iſt, denk' ich, eine ſichere Nummer!"

„Was haſt du mit Line Peters, Daniel?"

„Ruf' erſt den Geſellen!" ſagte Daniel.

Und als der Geſell gekommen, da wurde es in der Familie offenbart, Meiſter Daniel und Line Peters wollten ein Ehepaar werden; und die beiden alten Geſchwiſter fielen ſich um den Hals und weinten vor Freuden über den jungen Bräutigam. „Und nun ſprich nur weiter, Salome!“ ſagte dieſer.

„Ich hab' ja weiter nichts zu ſprechen, Daniel,“ erwiderte die Alte lachend; „ich will ins Stift; ſetz' dich nun hin und ſchreib mir die Bittſchrift an die Vorſteher! Du biſt nun gut berathen!“ — — Und noch war es nicht Weihnachten, da ſaß die alte Schweſter in Frauke Michels Stube in St. Jürgen, und Lina Peters als Frau Meiſterin hinter den Blumentöpfen in dem Böttcherhauſe. Die erſte That aber, welche Meiſter Daniel als junger Ehemann in den Flitterwochen vollbrachte, war, daß er mit einem Eimer voll Mörtel, die Kelle in der Hand, auf einer Leiter zu dem Todtenbild über ſeiner Hausthür hinanſtieg und eine glatte Mörtelfläche ſanft darüber legte. „Das paßt nicht mehr!“ ſagte er bei ſich ſelber: „Nein, es paßt nicht mehr!“ und damit machte er den letzten Strich daran. Dann ſtieg er von ſeiner Leiter; und nach acht Tagen, da es wohl getrocknet war, mußte der Geſell den alten Maler Hermes holen, der die ſchönen Nelken und Vergißmeinnicht für die Stammbücher machte; nun ſtieg dieſer auf die Leiter und malte die ſchönſte rothe Provinzroſe mit zwei grünen Blättern auf die graue Fläche. „Schön,“ ſagte Meiſter Daniel, der betrachtend in ſeinem Schurzfell neben der Leiter ſtand; „dann nun noch ein kleines Knöſpchen dabei, aber nicht zu groß!“ Und als auch das geſchehen war, da trabte er in das Haus und holte ſeine kleine ſchmucke Frau. „Nun guck einmal!“ ſagte er und wies auf das neue Kunſtwerk, „und weißt du, wie die Roſe heißt?“ Das wußte die junge Frau nicht; da ſprach er: „Die Roſe heißt Line Baſch!“ — „Ach was!“ rief ſie und lief ganz roth ins Haus zurück, und Meiſter Daniel freute ſich und lief ihr nach.

* * *

Und es dauerte gar nicht ſo lange, da hatte Meiſter Daniel zu der Roſe auch ſchon die Roſenknoſpe unter ſeinem Dach, und das war ein kleiner Bube, der immer größer wurde und aus dem allmälig ein ganz verteufelter Junge aufſtand. Noch hatte er ſeinen ſechſten Geburtstag nicht gefeiert, als Fritz Baſch ſchon in der ganzen Straße bekannt war; ſo gern ſeine Mutter ihn hochdeutſch aufziehen wollte, am liebſten ſprach er doch plattdeutſch, vorzüglich mit den Thieren, die er alle in ihren ſchönen alten Verſen anzuſingen wußte. Fand er im Sommer eine von den hübſchen bunten Gartenſchnecken, ſo guckte er ſie mit ſeinen großen braunen Augen an und ſang:

„Tinkeltut,
Komm herut,
Stäk din Fi-ſat-Hörens ut!“

Streckte der Schneck dann aber ſeine zarten Fühler ihm entgegen, ſo tippte er mit ſeinem kleinen Finger darauf und rief: „Lät di nich narren, Dummbart; bliev to Huus!“ und warf das Thierchen in den Zaun. Flog dann ein gelber Citronenfalter oder gar ein Pfauenauge durch den Garten, dann flog er hinterdrein:

„Sommervagel ſett di!
Näes un Ohren blött di!“

und je länger er hinter dem Schmetterling laufen mußte, deſto lauter und zorniger wurde ſein Geſang; ſchrie er ſeinen Sommervagelſpruch gar zu arg, dann flog auch wohl die Mutter in den Garten: „Fritze, um Gottes willen, was giebt es denn?“ Dann ließ er die Aermchen hängen und ſah halb verſchämt, halb ſchelmiſch zu ihr auf: „De Dummbart, wull ſick ock nich eenmal ſetten!“ und dabei wies er auf den Schmetterling, der eben nach dem Nachbargarten hinübergaukelte. Die Mutter faßte ihrem Jungen lachend in ſeinen braunen Haarpull und küßte ihn ab; dann lief ſie mit ihm nach dem Weidenzaun unten im Garten und ſchnitt mit dem Küchenmeſſer, das ſie beim Herauslaufen in der Hand behalten hatte, ein paar friſche Zweige ab: „Da haſt du ein ander Spielwerk! Nun mach' dir eine Wiechelflöte!“ Sie putzte und kerbte ihm noch das Weidenſtöcklein, und nun ſaß Fritz wieder luſtig auf der Bank unter dem großen Birnbaum, klopfte wacker mit dem Meſſerſtiel darauf, damit er das innere weiße Stöcklein aus der Rinde ziehen könne, und ſang:

„Fabian, Sebaſtian!
Lät de Saſt ut Holt 'rut gàn!“

und das ſo lange, bis die Flöte fertig war.

Aber er machte auch ſelber Verſe: eines Sonntag-Nachmittags kam die alte Jungfer Baſch aus ihrem Stifte zum Kaffee auf Beſuch, und auf ihrem grauen Scheitel ſaß eine ſchimmernd weiße Haube mit Roſa-Taffetbändern. Die ſtach dem Jungen ſo in die Augen, daß er nur immer auf die Haube guckte. „Sag' Tante Salome doch guten Tag!" ermahnte ihn Frau Line. „Tag, Tante!" ſagte er und ſah immer nur nach der weißen Haube mit den rothen Bändern; auch als er danach auf einem Schemel in der Ecke ſaß, während Vater und Mutter ſich mit der Schweſter am Kaffeetiſch vergnügten. Bald aber fing er an zu murmeln, und ſeine luſtigen Augen lachten wie über einen Schelmſtreich. „Wat hett de Jung?" ſagte die Alte, die auch gern plattdeutſch ſprach.

„Was haſt du, mein Junge?" überſetzte Frau Line, indem ſie ſich zu ihm wandte.

„Dörf ick nich ſegg'n;" erwiderte Fritz.

„Warum nich, min Kind?" ſagte die Tante, „ick gäv' di Verlöv."

Da ſah der Junge die Alte ganz ſpitzbübiſch luſtig an und ſagte:

„Roſ' in Snee! Roſ' in Snee!
Dat is Tante Salome!"

„Sieh ſo!" rief Meiſter Daniel, „nu heſt du't!"

Die gute Alte aber drohte dem Jungen halb ärgerlich mit dem Finger: „Is awer doch 'n näſkloken Slüngel, jüm Fritz!“ ſagte ſie dann, und tauchte ihre Naſe in die Kaffeetaſſe.

„Hmm!“ machte Meiſter Daniel und griff mit der Hand in ſeinen ſchon ergrauenden Haarpull. Als aber Fritz zu ſeinen Kameraden auf die Gaſſe gelaufen war, blickte er wieder auf. „Line! Mutter!“ ſagte er.

„Was denn, Daniel?“

„Accurat ſo wie ich,“ erwiderte Daniel und ſchüttelte behaglich lachend ſeinen Kopf.

„Was iſt accurat ſo wie du?“ frug Frau Line.

„Was? — Das mit dem Jungen: Ich ſaß auch einmal in ſeinem Alter ſo auf dem Schemel — es iſt noch juſt derſelbige — da trat eine alte dicke Oſtenfelderin zu meinem Vater in die Stube, und da es die Bauervögtin war, ſo ſagte er: ‚Jung, ſteh auf und ſag' ſchmuck guten Tag!‘ Aber ihre roth und gelb und blaue Staatsuniform und der weiße Kappen auf dem Kopf, ich hatte ſo viel daran zu ſehen und konnte nicht mit mir einig werden, ob ſie doch nicht vielleicht ein Türke wäre — bis daß ich endlich, ehe ich noch ein Wort hervorbrachte, von meinem hitzigen Vater einen hanebüchenen Backenſtreich erhielt.“

Tante Salome nickte, ſie kannte die Geſchichte; Frau Line Baſch lachte: „Ich meinte, du hätteſt auch Verſe gemacht, Daniel!“

Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Nein, Linchen, das iſt es eben: ich bekomme meinen Backenſtreich und falle vom Schemel; der Fritz macht ſeinen Vers und läuft zur Thür hinaus.“ Daniel ſah ſeine Frau recht freundlich an: „Mutterwitz!“ ſagte er ſchelmiſch. Und Frau Line nickte.

* * *

Glückes genug war in Meiſter Daniels Hauſe; aber wer, der ſeine Zeit gelebt hat, wüßte es nicht, daß, wie das Leben, ſo noch mehr das Glück auf leichten Flügeln geht.

Es war um die Frühlingszeit, und im Garten wurden die Stachelbeerbüſche grün, und die Störche kamen nach der langen Winterzeit wieder aus dem Süden, um auf den Schornſteinen der Stadt ihre alten Neſter zu beziehen oder hie und da ein neues ſich zu bauen. Fritz lag vor ſeinem Gartenſtück auf den Knien und ſetzte ſeine Primeln und Veilchen ſchon zum dritten Mal an eine neue Stelle, da flog ein Schatten über ihm weg, und als er aufblickte, ſah er einen großen Storch nach ſeines Vaters Dach fliegen und ſich dort mit ſeinen langen Beinen niederlaſſen. „Halloh!“ rief er:

„Adebare Eſther,
Bring mi 'n lütje Schweſter!“

Und der Storch warf den Kopf in den Nacken und klapperte ſchallend in die helle Frühlingsluft hinaus; der lange rothe Schnabel glänzte in der Sonne.

Da warf Fritz den kleinen Spaten hin und klatſchte fröhlich in ſeine Hände und rief:

„Adebar, ſwart und witt,
Bring mi ock en Kringel mit!“

Die Erfüllung war näher, als er dachte; aber der Adebar kam ſtatt mit der Windel mit einem ſchwarzen Flor geflogen, und von Kringeln war bald eine ganze Fülle im Hauſe, aber es waren Todtenkringel, und Fritz ſaß auf der Bodentreppe und aß ſie unter ſtrömenden Thränen. Das Schweſterlein war zwar da geweſen, ein kleines rothes Dings, das

Fritz nur ganz von ferne anzuſehen wagte; die Mutter ſah ſo bleich aus, ſie reichte ihm aus ihrem Bett die Hand und frug: „Magſt du ſie leiden, Fritz?“ Aber Fritz ſchüttelte ſtumm den Kopf, dann lief er aus dem beklommenen Stübchen in die friſche Maienluft hinaus.

Drei Tage ſpäter ſtand er mit ſeinem Vater an einem Sarge; darin lag ſeine bleiche Mutter, die gute ſchelmiſche Frau Line; ſie regte ſich gar nicht, und ihre Augen waren ganz geſchloſſen; in ihrem linken Arme lag ein ſehr kleines Kind, das war auch todtenbleich. Wie vor einem fremden ſchauerlichen Wunder ſtand der Knabe mit verhaltenem Athem; er war eben erſt ſechs Jahr alt geworden.

Tante Salome, die mit ihnen daſtand, drückte ihrem Bruder die Hand: „Ja, Daniel,“ ſagte ſie, „dat Kind hett di din Fru mit wegnämen!“

Daniel nickte ſtumm und ſah, wie keines Gedankens mächtig, auf ſeine Todten; aber des Knaben Gehirn war durch das Wort der Alten aufgeſtört: „Mitnämen, Vatter?“ frug er leiſe. „Warum? Warum doch?“

Meiſter Daniel blickte auf ſeinen Jungen, der mit erwartenden Augen zu ihm aufſah: „Das weiß nur der liebe Gott!“ ſagte er, und ſeine Lippen zitterten, „vielleicht . . . das arme kleine Ding, es hat wohl ſo allein nicht in die weite dunkle Ewigkeit hineingekonnt.“ Dann hob er plötzlich den Knaben auf ſeinen Arm und legte die andere Hand auf die kalte Stirn der Todten: „Fritz — ſe kummt nimmer wedder, vergitt är nich!“

— — Am anderen Abend waren Mutter und Kind begraben; Tante Salome blieb ein paar Tage, bis eine Frau angenommen war, die täglich einige Stunden kam, um die Hausarbeit zu beſorgen. Der alte Geſell, der in ſeiner Jugend einmal Schiffskoch geweſen, übernahm das bischen Kochen, was ſie nöthig hatten, und Tante Salome kehrte in ihr Stift zurück.

So ging denn der kleine Haushalt nothdürftig weiter, aber es war kein ſo fröhlicher Gang mehr wie vorher; die Muſik von Frau Lines lebensfriſcher Stimme fehlte. — Wenn Fritz in ſeiner Klippſchule ſaß und um neun Uhr Vormittags auch die Arbeitsfrau ſich entfernt hatte, dann lag das lange Vorderhaus wie ausgeſtorben; es rührte ſich nichts mehr darin, zumal wenn dann auch zur Frühſtückszeit im Peſel und auf dem Hof die Arbeit ruhte und Meiſter und Geſell ſich auf der Schnitzbank oder den kleinen Fäſſern ſchweigend gegenüber ſaßen und ihre Stückchen Brot verzehrten. Es war, als ob beide nach der Stille lauſchten, die vorne in dem todten Hauſe herrſchte. Fiel dort von den Wänden etwa ein Stückchen Kalk mit leiſem Geräuſch zu Boden, dann flog es wohl auf einen Augenblick wie ein Leuchten über des Meiſters Angeſicht; war ihm doch, als ſei der leichte Fußtritt ſeiner Line ihm ins Ohr gedrungen; aber er wiſchte es bald mit ſeiner harten Hand wieder fort. Einmal hatte ſich die Nachbarskatze in die dämmerige, nach einem engen Gang belegene Küche eingeſchlichen; ſo heimlich ſie auch ſchlich, es kam doch ein Geräuſch von da nach der Werkſtatt; die Feuerzange war vom Heerd gefallen. Meiſter Daniel ließ den Schlägel ruhen: wie oft war ſie nicht auch Frau Lines raſcher Hand entglitten! Wie oft hatte er ſie dann neckend ihr wieder aufgehoben, und wenn er auch aus der Werkſtatt hatte herzuſpringen müſſen! Auch jetzt lief er in die Küche, es war ihm wie ein heiliger Spuk. Als aber die Katze in der offenen Thür an ihm vorbeigeſprungen war und er die Zange leiſe wieder an ihre Stelle gelegt hatte, ſetzte er ſich auf den leeren Küchenſtuhl und ſtarrte bald nach dem Heerd, bald nach dem Küchenſchranke, zwiſchen denen ſie ſich einſt geſchäftig hin und her bewegt hatte; aber es blieb Alles ſtill, nur ein Sperlingspaar, das ſich draußen mit einander haſchte, rutſchte an den kleinen Fenſterſcheiben herunter und flog dann kreiſchend weiter.

Als Meiſter Daniel in einer halben Stunde noch nicht wieder in der Werkſtatt war, ging der Geſell in die Küche und legte ſacht die Hand auf ſeine Schulter: „Meiſter!“

„Ja, ja, Marten.“ — Dann gingen ſie mit einander in die Werkſtatt, und Meiſter Daniel nahm wieder ſein Handwerkszeug und machte ſich ſchweigend an die Arbeit.

Erſt wenn nach elf Uhr die Glocke der Straßenthür ſchellte und Fritz, aus der Schule kommend, durch den engen Flur nach dem Peſel ſtürzte, kam wieder Leben in das Haus und in den alten Meiſter. Der Geſell ſtand dann am Heerd, um die kleine Mahlzeit zu bereiten; Vater und Sohn aber gingen in den Garten und zu Fritzens Beeten. War hie und da eine Knoſpe an einer Blume aufgegangen, dann grub er ſie unbarmherzig aus, und am Feierabend ging er mit ſeinem Vater nach dem Kirchhof und pflanzte ſie auf Mutters Grab. „Sie ſieht es doch, Vater?“ frug er dann. Der Alte nickte: „Das hoffen wir, mein liebes Kind.“

Aber die Welt war ſo voll anderen Dingen, und viele davon waren ſo vergnüglich: Hunde und Katzen, Marmel und Haſelnüſſe, Pflaumen und Kirſchen; der Junge konnte doch nicht immer an ſeine todte Mutter denken. Einmal in der Dämmerſtunde, da er mit ſeinem Vater im Garten unter dem Birnbaum ſaß, ſagte er, nachdem ſie eine Zeit lang nicht geſprochen hatten: „Vater!“

„Was meinſt du, Fritz?“

„Ich glaub',“ ſagte er leiſe — denn es war die Frucht ſeines langen Nachdenkens — „ich glaub', es iſt doch gut, daß Mutter mit Schweſter in den Himmel gegangen iſt!“

„Wie meinſt du das, Fritz?“ frug Meiſter Daniel.

„Ja, Vater, ſie war ſo furchtbar klein noch;

ſie wär' wohl bange vor dem lieben Gott geworden!"

„Nein, Kind, vor dem lieben Gott wird niemand bange, nur die Böſen. Ich, Fritz, ich denke, es wär' doch ſchöner, wenn wir ſie behalten hätten, dann wüßteſt du auch noch, wie weich Mutterhände ſind!"

Aber Fritz ſprang von der Bank und ſtellte ſich ſtrack und mit geballten Fäuſtlein vor ſeinen Vater hin: „Ja, Vater," rief er, „ſchöner wäre es wohl; aber ich brauch' keine Mutter mehr, ich bin ein Junge."

Und Meiſter Daniel betrachtete etwas ängſtlich ſeinen Jungen, der ſchon ſo früh für ſich ſelber ſtehen wollte.

* * *

Allmälig war die Zeit vergangen, und Fritz hatte bald ſein dreizehntes Jahr erreicht. Er war ein leidlich gewachſener Junge, trug einen kurzen blauen Tuchrock, mancheſterne Hoſen und eine große runde Tellermütze, wie ſie damals unter den Jungen Mode waren, und wanderte Vor- und Nachmittags, wie einſt ſein Vater, mit einem Packen Bücher in die unterſte Klaſſe der Gelehrtenſchule. In Geographie und Rechnen war er bald der Meiſter; auch in den anderen Fächern konnte er gewaltig lernen, das heißt, wenn er mochte; aber er mochte nur nicht immer, und im Lateiniſchen wollte er mit mensa und amo nichts zu thun haben. „Was brauch' ich Latein!" ſagte er. „Wenn ich confirmirt bin, komm' ich in Vaters Werkſtatt, und die Faßbinderei geht auch auf Deutſch, am beſten auf Plattdeutſch!"

Es war aber nicht das allein: er hatte, gleich ſeinen Kameraden, eine knabenhafte Nichtachtung gegen den alten Collaborator, der doch in der ganzen Stadt für ein „höchſt gelehrtes Haus" galt; aber dieſes ſchöne Wiſſen ging über den Kopf der dummen Jungen weg, und in den Dingen des friſchen Lebens, worin ſie die Meiſter waren, war er zeitlebens ein Kind geblieben.

Wenn Morgens bei ſeinem Eintritt die Jungen mit allerlei Poſſen auf ihre Plätze gekrochen und geſprungen waren, pflegte der etwas ärgerliche Herr ſeinen hageren Hals vorzuſtrecken und, in der einen Hand das Buch, mit der anderen und ſeinem kahlen

Kopf ihre Sprünge nachzuäſſen: „Ei, ihr Knaben," ſagte er dann wohl, „ihr ſeid ja luſtig wie die Galgenvögel! Wen wollet ihr denn heute rupfen?"

„Hol' dich der Henker!" murmelte Fritz oben auf ſeinem Platze, und: „Hol' dich der Henker! Hol' dich der Henker!" lief es ſogleich die Bank hinunter.

„Was erlaubet ihr euch zu bemerken?" frug dann der etwas harthörige Alte.

Und Alle riefen: „Wir wünſchten Ihnen guten Morgen, Herr Collaborator!"

„Nun," erwiderte er, „wenn eure Fröhlichkeit aus einem guten Gewiſſen ſtammt, ſo ſag' mir einmal, Fritz Baſch, wie heißt das Gerundium von pulso, ich ſchlage?"

Wenn aber auch Fritz mit dem Lateiniſchen bald in die Brüche kam, in allem Anderen war er doch der Baas unter ſeinen Kameraden. Bedurfte es zu einer Luſtigkeit oder zu einem Schelmſtück einer kleinen Baarſchaft, ſo winkte er ſeine Vertrauten in den dunklen Raum, der zwiſchen ihrer oben belegenen Klaſſe und dem Dache lag. „Habt ihr Geld?" frug er eines Nachmittags; „ſieben Schilling gebrauchen wir; ich habe zwei!"

„Nä,“ ſagte Hans Reimers, der dicke Schlachtersſohn, der nie etwas ausgeben mochte, „ick hev nix, hev mi güſtern erſt 'n Meerſwienbock köft.“

„Von wem heſt de köft?“

„Hier, von Claus Schobſter.“

„Gut! — Claus, wo väl heſt du noch davon?“

„Dree Schilling!“ ſagte Claus ein wenig beklommen, indem er das Geld aus ſeiner Taſche ſammelte.

„Das ſind fünf!“ rief Fritz, „wer hett de Reſt?“ Aber ſchon kamen vier Jungenshände und reichten ihm jede einen Sechsling, und ſo konnte die Sache losgehen. Fritz war ihr Vertrauensmann; ſie wußten, für die Sechslinge oder Schillinge, die ſie ihm gaben, konnten ſie ſicher ihren Spaß oder Schabernack erwarten.

— — Dieſe Schilling-Sammlung war nur das Vorſpiel zu einem Knabenſtreiche gegen den Collaborator geweſen; mit kleinen Schellen war dabei gebingelt und mit einer kleinen Kanone dabei geſchoſſen worden. Alles war ſehr accurat gegangen, aber dem Alten hatte dieſe Luſtigkeit ein Gallenfieber zugezogen; die lateiniſchen Stunden wurden ausgeſetzt, und Fritz und ſeine Mitſchuldigen mußten eine Woche lang jeden Nachmittag nachſitzen; die Sache wurde in der ganzen Stadt beſprochen.

„Fritz," ſagte Meiſter Daniel zu ſeinem geliebten und ſonſt ſo bewunderten Sohn, „wie konntet ihr ſo mit dem gelehrten Manne umgehen, von dem ihr doch ſo viel lernen könnt!"

Aber Fritz lachte überlegen und ſchüttelte langſam ſeinen Kopf: „Lernen, Vater? — Nä, lernen nicht."

„Was, Fritz? Nicht lernen? Warum nicht?"

„Ja, Vater" — und der Junge ſteckte beide Hände in die Hoſentaſchen — „weil er ſonſt zu dumm iſt!"

Der Meiſter fuhr ſeinem Fritz mit der Hand auf den Mund: „Junge, daß das die Nachbarn doch nicht hören!" denn ſie gingen mit einander an dem Gartenzaun entlang, und nebenan der Schneider häufte eben ſeine Kartoffeln.

Fritz war bei Seite geſprungen: „Vater," rief er, „nimm grünen Hafer und eine Buchweizenpflanze und halte ſie dem Herrn Collaborator unter die Naſe! Ich wett' meine drei Kaninchen, er ſagt dir:

‚Dieſes iſt der Rübſamen, und auf jenem wird wohl die nützliche Kartoffel wachſen!‘“

„Aber Fritz, das iſt ja ſchrecklich!“ ſagte Meiſter Daniel und ſchob ſich die blaue Zipfelmütze von einem Ohr zum anderen, „und deshalb wollt ihr den armen Mann vom Leben bringen! Was geht denn die Gelehrten der Hafer und der Buchweizen an? Das iſt ja Bauernweisheit!“

Fritz ſtutzte: „Vom Leben bringen, Vater?“

„Ja, ja; es muß wohl nicht zum Beſten ſtehen; denn geſtern haben ſie noch den zweiten Doctor an ſein Bett geholt. Denk ’mal, wenn ſeine arme Frau und ſeine kleine Magdalena, von der du mir ſo oft erzählt haſt, nun ihren Vater um euren dummen Spaß verlören! — Fritz, du haſt doch wenigſtens einmal eine Mutter gehabt ...“ Da aber brach dem alten Daniel die Stimme. „Und dein alter Vater ...“ begann er noch einmal: „Beſinne dich, Fritz!“ und damit trabte er ins Haus zurück. Fritz blieb allein im Garten.

Als nach einer halben Stunde der Geſell durch den Hauptſteig ging, lief er noch immer dort hin und wieder, ſammelte kleine Steine auf und ſchleuderte ſie einen nach dem anderen durch die Luft, daß ſie wie grimmig dahin ſauſten.

„Halloh, Fritz!“ rief Marten. „Auf wen biſt du ſo zornig?“

„Up mi un de Welt!“ brummte Fritz und ſchleuderte einen neuen Stein in die Luft.

„Smiet man keen Lüd' dot!“ ſagte der Geſell und ging ſeiner Wege.

Aber vor dem Abendeſſen mußte er in die Stadt; denn Fritz war nirgend zu finden. Endlich am Hafen ſah er einen Jungen im Maſte eines Schooners auf der Gaffel ſitzen. „Is dat unſ' Fritz?“ frug er den Capitän, der am Bollwerk ſtand; denn Fritz war gut Freund mit allen Schiffern und konnte faſt einen Leichtmatroſen abgeben.

Der Capitän nickte: „Ja frili; he kiekt all över'n halv Stunn in't Abendroth!“

Aber nun mußte Fritz herunter und mit Marten an die Abendſchüſſel, aus der er zwar kaum eine Pellkartoffel und einen Häringsſchwanz verzehrte.

„Lat em!“ raunte der Meiſter leiſe ſeinem Geſellen zu. „He beſinnt ſick!“

Ebenſo ſtumm ging Fritz am anderen Morgen in die Schule. Der Vormittag verging; es war ſchon Eſſenszeit und noch war er nicht wieder da; Meiſter und Geſelle ſaßen ſchon an ihrer Grütze, da wurde erſt die Haus- und dann die Stubenthür aufgeriſſen, und Fritz ſtürmte herein. „Vater!“ rief er — und ſeine Augen funkelten von Glück und Freude — „Vater, es geht ihm heute viel beſſer! Und nun ſoll er es auch gut bei uns haben!“

„Wem? Wer?“ rief Meiſter Daniel. „Der Collaborator?“

Und Fritz nickte wichtig: „Verlaß dich darauf, Vater; wir haben eine Verſchwörung gemacht!“

Da legte Daniel Baſch ſeinen Löffel hin und zog ſeinen Jungen mit Gewalt in ſeine Arme: „Min Fritz, min Sön! Mutter är gude Jung!“

Aber Fritz hatte ſich losgeriſſen, lief auf den Hausflur und kam mit einem hübſchen Vogelbauer wieder in die Stube, worin ein rothbruſtiger Vogel mit ſchwarzem Käppchen auf der Stange ſaß. „Sieh, Vater,“ rief er und hielt das Bauer empor, „den hat mir Julius Bürgermeiſter geſchenkt; der flötet ‚Ueb' immer Treu und Redlichkeit‘, aber nur die erſte Hälfte, und darum hat Julius ſeine Mutter geſagt, ſie könnte die halbe Redlichkeit nun nicht mehr in ihrem Kopf aushalten.“

„Segg mal, Fritz,“ ſagte der Geſell, „wat is dat egentlich vör'n Vagel?“

„Das iſt ein Dompfaff!“ erwiderte Fritz ſtolz, „er hat Bürgermeiſters fünf Thaler gekoſtet.“

Daniel hatte bald ſeinen Jungen, bald den Vogel mit glücklichen Augen angeſehen. „Fritz,“ ſagte er, „wi wülln em beholen, tum Andenken an düſſen Dag.“

So war Alles wieder gut; aber bald geſchah in der Schule etwas Merkwürdiges. Der alte Collaborator, als er wieder ſeine Stunden hielt, und nun ſogar Fritz Baſch auch im Lateiniſchen ein Held wurde, vermochte offenbar die gewohnten kurzweiligen Neckereien der Jungen nicht mehr zu entbehren; ihm fehlte etwas, was zu ſeinem Leben gehörte: er fing nun ſelbſt an zu necken und wurde bleich und elend bei dieſem Frieden, der trotz alledem, als beſchworen, nicht gebrochen wurde, ſo lange Fritz in der Klaſſe herrſchte.

* * *

Aber der Dompfaff wollte nicht flöten; er hing oben in der Giebelſtube, in welcher Fritz, ſeit er Gelehrtenſchüler war, ſchlief und arbeitete; wenn es Mittags zu heiß wurde — denn es war im Hochſommer — hing er das Bauer auch wohl nach draußen neben dem Fenſter, wo der ſchmale Lindenſchatten es bedeckte. Aber auch hier wollte der Vogel mit ſeinem Liede nicht beginnen, ſondern krakelte nur mitunter ein unmelodiſches Gezwitſcher. „De kann nix," ſagte der Geſell, „ſe hebt di wat wiis mäkt, Fritz!"

„Geduld, Marten!" rief dann Fritz, „en Bötjerbuus mutt ſo'n vörnehmen Vagel erſt wendt warren!"

Und richtig, als nach einigen Tagen Fritz aus der Schule kam und, wie jetzt immer, leiſe und lauſchend die Treppe hinanſtieg, da mußte er plötzlich ſtehen bleiben.

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit!"

Wahrhaftig! das war der Vogel, er flötete. Und noch einmal wieder:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit!"

Die Melodie war ganz genau, und Fritz ſang leiſe die Worte mit; aber weiter kam der Vogel nicht. Fritz ſtand lange unbeweglich; als er aber zum dritten Male anhub, rannte er in die Werkſtatt hinab, um ſeinen Vater zu holen, und beide ſtanden hinter der Kammerthür, und der gut gelaunte Dompfaff pfiff ihnen dreimal nach einander ſein Stückchen vor, und da er nichts Weiteres konnte, ſo pfiff er es ihnen auch zum vierten und zum fünften Male. Da der Alte wie der Junge ſo etwas noch nie gehört hatten, ſo entzückte es ſie, als wär's ein lieblich Wunder. Zuletzt kam auch noch der Geſell und ſtand mauſeſtill mit an die Thür gelehntem Ohr: „Fritz!“ flüſterte er, „ſo'n Vagel! Hev min Lävdag noch ſo'n Vagel nich hört!“ Als Fritz aber, während der Dompfaff jetzt noch einmal anhub, leiſe die Kammerthür zurückdrängte, brach das Thierchen jählings ab; „Fiuh!“ machte er noch, dann wetzte er ſeinen ſchwarzen Schnabel und kroch in ſich zuſammen.

Seine Hörer blieben doch des Wunders voll. „Fritz,“ ſagte Meiſter Daniel ſeufzend, indem er heftig ſeines Sohnes Hand drückte, „wenn deine Mutter das belebt hätte!“

Die Zeit rückte weiter; nach und nach ſtörte den Vogel die Gegenwart der Hausgenoſſen immer weniger, und auch ſie wurden ſein Kunſtſtückchen gewohnt; aber Fritz blieb ſein getreuer Pfleger; im Winter — denn in der Giebelkammer war kein Ofen — hing er am Fenſter in der Wohnſtube unten über dem Stuhl, wo einſtmals Tante Salome und ſpäter, nur zu kurz, die gute Frau Line ihren Platz gehabt hatte, und manche Kinder, die vorübergehen wollten, blieben ſtehen und hörten nach dem wunderbaren Vogel.

So waren ein paar Jahre vorüber; Fritz war jetzt ein ſtämmiger Burſche mit ſicheren und kühnen Augen und hantirte ſchon lange als Lehrling in ſeines Vaters Werkſtatt; Lenkbeil und Schlägel ſtanden ihm fix zur Hand; nur etwas zu raſch und kräftig arbeitete er mitunter, und als Tante Salome, was wegen zunehmender Altersſchwäche nur etwa ein- oder zweimal im Sommer geſchah, eines Vormittages in die Werkſtatt kam, ſagte ſie: „Du makſt'n Larm vör dree, Fritz! Is denn de Arbeit ock dana?"

„Fix oder nix, Tante!" rief der Junge und ſchlug dabei auf die Bänder, daß ſie in Splittern aus einander flogen.

„Gott bewar uns in Gnaden!“ rief die Alte, „du beſt'n düren Leerburs, Daniel!“

Aber Meiſter Daniel lachte, er kannte ſeinen Fritz; irgendwie und wo mußte mitunter das Feuer in dem Jungen ſich Luft machen, und auf ein Faßband kam's nicht an; denn er wußte es, Fritz war ein Waghals; die Gefahr war für ihn, was die Vogelbeere für den Krammetsvogel, und je kräftiger er wurde, um deſto mehr. Mit dem Küſter, der zugleich Glöckner war, hatte er nur Freundſchaft geſchloſſen, weil die drei großen Glocken im Kirchthurme geheimnißvoll ſeine Neugier reizten. Wenn eine vornehme Leiche mit allen dreien zu Grabe geläutet werden ſollte, ſo war er ſicher vorher ſchon auf dem drittoberſten Thurmboden, und kam der erſte Ton des Geläutes, ſo klomm er an den Querleiſten des emporgehenden Balkens hinauf, der von dort ſtatt einer Stiege an der größten Glocke vorbeiführte, und während ſie ſich heulend dicht an ihm vorüberſchwang, ſuchte er, an ſeinem Balken angeklammert, mit den Augen ihren Taufſpruch zu erhaſchen und ſang ihn laut nach einer wilden Melodie in das hallende Dreigetön hinaus: „Sum regina

Poli, virgo Maria tonantis!“ bis er zuletzt faſt taumelnd den Boden wieder erreichte.

Stand ein Sturm am Himmel und flog dann ein Boot durch das ſchäumende Waſſer aus dem Hafenſtrom in das Wattenmeer hinaus, ſo ſaß ſicher niemand als Fritz Baſch und ganz allein darin; man brauchte nur einen der Schiffer an dem Hafen zu fragen.

„Wer anners!“ war die Anwort. „De Gewaltsbengel, wenn he um't Boot fragt, ſo hett he't ock all losknütt; de Anwoort givt he ſick wull ſülven!“

Kam er dann durchnäßt, mit wirrem Haar nach Hauſe, ſo ſah der Meiſter ihn wohl angſtvoll an: „Fritz, Fritz!“ ſagte er einmal, „wenn du mir von ſolcher Fahrt nicht wiederkämſt!“

Aber Fritz nahm luſtig ſeinen Schlägel und ein Faß und begann ohne Weiteres ſeine unterbrochene Arbeit wieder. „Vater,“ ſagte er treuherzig, „ich mach' heute eine Stunde ſpäter Feierabend; aber den jungen Seehund hätt'ſt du ſehen ſollen, mit dem ich um die Wette fuhr; das war heut' juſt unſer Wetter!“

„Ja, ja, Fritz!“ ſagte der Alte. „Ein Seehund, aber du biſt ja denn doch keiner!“

Der Junge ließ die Hand mit dem Schlägel hängen, und in ſein geliebtes Plattdeutſch fallend, ſagte er ſtolz: „Na, wat en Seehund ſwemmt, dat ſwemm ick ock!“

Der alte Meiſter Daniel ſchüttelte ſeufzend den Kopf, und die Schläge an den Fäſſern tönten wieder durch die Werkſtatt.

* * *

Nachdem drei Jahre ſeit Fritzens Confirmation verfloſſen waren, war es recht ſtill in Meiſter Daniels Haus geworden; denn Fritz arbeitete jetzt als Geſell in einer großen Faßbinderei in Hamburg; nur etwa einmal im Monat kam ein Brief von ihm. Meiſter Daniel und ſein Marten konnten die Arbeit zu Hauſe aber auch jetzt gewaltig allein thun; denn unten in der Stadt hatte ſich eine große neumodiſche Brauerei mit einem eigenen Böttcher aufgethan, und Daniels Hauptkundſchaft, die alte Peterſenſche Brauerei ihm gegenüber, die nur das hergebrachte Gut und Dünnbier für Stadt und Umgegend lieferte, hatte dadurch einen großen Theil ihres Abſatzes verloren. Tante Salome kam auch nicht mehr aus ihrem Stiſt: ſie war zu ſchwach dazu geworden. Meiſter Daniel ſtand oft nachdenklich unter der Linde vor ſeiner Hausthür und ſah nach ſeinem von Wind und Wetter ſchon recht verwaſchenen Thürſtück auf; traurig ſchüttelte er den Kopf: ſeine Roſe lag ja längſt im Grabe, und die Knoſpe war als großer wehrhafter Bengel in die Welt gegangen.

„Paßt nicht mehr!“ ſprach er leiſe vor ſich hin und ging wieder in die Werkſtatt. Mitunter lief er auch in den Garten, als könne er dort ſich friſches Leben holen; wenn er aber an ſeines Jungen Blumenbeete kam, die jetzt ganz verunkrautet lagen, dann ſtand er lange, riß ein paar Mal eine Hand voll Neſſeln aus und ſah dann, daß das Blumenbeet doch nicht wieder kam.

Aber es ſollte noch ſtiller um ihn werden. Ein großes Sterben — ein Typhus, wie die Aerzte ſagten, fiel auf die Stadt. Die Erſten, welche zum Kirchhofe hinausgetragen wurden, waren der Collaborator und ſeine noch leidlich junge Frau; ſeine beiden Kinder, die kleine Magdalena und ihr etwas älterer Bruder, ein heimtückiſcher, ſchieläugiger Burſche, kamen zu ihrer Großmutter, einer alten gelähmten Paſtorswittwe, deren Geſchichten von gläſernen Bergen und verwünſchten Prinzen dem Lenchen beſſer behagten als die antiken Lebensregeln ihres ärgerlichen Vaters. Zum Unglück Meiſter Daniels aber war gleich danach auch ſein alter Brauer Peterſen geſtorben, und die Wittwe hatte den Muth zur Fortſetzung des Geſchäfts verloren. So wurden Arbeit und Verdienſt noch kleiner, und der alte Marten mußte auf ſeines Meiſters Drängen ſich einen Platz in der neuen Brauerei verſchaffen, wo dem Böttcher ein Geſelle nöthig wurde.

Daniel hatte das Alles eben an ſeinen Sohn geſchrieben, ging dann durch die leeren Räume ſeines ſchmalen Hauſes, ſtellte in der Werkſtatt Dauben und Hölzer gegen die Wände und ſtand endlich vor einem Fenſter der Wohnſtube, mit wirren Gedanken in den hellen Februartag hinausſtarrend. Von den Menſchen, die dann und wann vorübergingen, ſahen ſeine Augen nichts; er hatte ſeine blaue Zipfelmütze in der Hand und fuhr ſich von Zeit zu Zeit in ſeine Haare. Ja, er wollte jetzt ganz allein in ſeinem Hauſe bleiben; er war ein ordentlicher Wirth geweſen; die Zinſen von ein paar erſparten Capitalien und der Verdienſt von ſeiner noch verbliebenen kleinen Kundſchaft würden für ihn ſchon reichen! Er begann zu rechnen, wieder und wieder, aber das Facit blieb daſſelbe. Es ſchoß ihm heiß zu Kopfe; er hatte gedacht, es mache doch ein Sümmchen mehr; und wenn er für Noth und Krankheit noch etwas hinter der Hand behalten wollte? ... Da fiel es wie ein Strahl in die dunkle Kammer ſeines Kopfes; er hatte ja ein ganz leeres Haus; was brauchte er jetzt noch die Wohnſtube und die Kammer, die dahinter lag! Eine Mietherin, eine ſtille alte Perſon, das wär's; dann hätte er genug! Er ſelber zöge nach oben hinauf in die Giebelkammer ſeines Fritz; nur ein kleiner Kochofen müßte dort noch geſetzt werden, dann könnte er ſich ſelber ſeinen Mittag machen!

Eine trübe Art Zufriedenheit kam über Meiſter Daniel, und er hörte nun auch, daß am anderen Fenſter der Dompfaff flötete:

> Ueb' immer Treu und Redlichkeit,
> Bis an dein . . . . . .

„Fiuh!" machte der Vogel, und der alte Mann nickte. Ja, ſo weit hatte Fritz es ihm noch beigebracht, und nun begann das Thier ſein Stück von Neuem. Als Daniel wieder durch das Fenſter blickte, vor dem ſchon längſt keine Roſen und Geranien mehr grünten, ſah er draußen eine Roſenknoſpe, ein acht- oder neunjähriges Mädchen mit einem ſanften Geſichtlein und ein Paar blauen Augen, mit denen ſie, andächtig lauſchend, nach dem Vogel hinauf ſah; denn ſie ſtand mit einem älteren Knaben dicht unter dem Fenſter. Der Junge aber ſchielte und ſah bös und häßlich aus und ſchien indeſſen ſeine Marmel in der Taſche nachzuzählen. Da zog das Mädchen ihr rothes Händchen aus dem Muff und, ihn zu ſich ziehend, wies ſie mit dem Finger nach dem Vogelbauer. Aber Meiſter Daniel, den die Kinder nicht zu bemerken ſchienen, erſchrak faſt; denn wie eine Katze, die nach einer Beute ſpringt, fuhr der Junge mit einem Schrei empor, als wolle er den ſchönen Vogel greifen. Unwillkürlich klopfte der Meiſter an die Scheiben und drohte mit der Fauſt; da machte der Bube ihm ein Schelmgeſicht und rannte davon; das blonde Dirnlein aber ſtand, als könne ſie vor Schreck nicht von der Stelle.

Ein Lächeln zog über des guten Meiſters Antlitz, und er winkte dem Kinde, daß es zu ihm kommen ſolle; da ſie aber keinen Fuß rührte, ging er zu ihr auf die Gaſſe: „Komm mit mir in die Stube!“ ſagte er, ihre Hand faſſend; „da kannſt du dir in der Wärme den Vogel beſehen!“

Als ſie drinnen waren, nahm er das Bauer von der Wand und ſtellte es vor ihr auf den Tiſch; aber der Dompfaff wetzte nur den Schnabel und ſah ſie mit ſeinen ſchwarzen Augen an.

Sie that einen tiefen Athemzug: „Was iſt das für ein Vogel?“ frug ſie leiſe.

„Das iſt ein Dompfaff!“ erwiderte der Meiſter.

„Ein Dompfaff?“ und ſie hielt lange den kleinen Zeigefinger an die Lippen. „Iſt er denn verzaubert?“

„Was denn? Verzaubert?“ frug der Alte, und ſie nickte mit ihren großen Augen.

„Warum denn verzaubert?“ frug er nochmals.

„Er flötet ja wie ein Junge!“

„Wart' mal,“ ſagte der Meiſter, dem dieſe Frage wie aus einer anderen Welt kam; „nein, ſo was nicht! Nur, ſie ſagen, daß er ein dummer Vogel ſei; aber, Kind, er iſt gewaltig klug, und darum kann er auch flöten.“

„Darum?“ wiederholte das Kind; und beide verfielen nun in tiefes Sinnen über dieſen wunderlichen Fall. „Sag' einmal,“ ſprach Meiſter Daniel dann, nachdem er eine Weile in das feine Geſichtlein geſchaut hatte, „biſt du nicht die kleine Magdalena, von der mein Fritz mir oft erzählt hat?“

Sie ſah ihn fragend an: „Wir ſind dem Collaborator ſeine,“ ſagte ſie; „aber unſer Vater, auch Mutter iſt geſtorben.“

„Ja, ja, ich weiß; arme Kinder!“ ſagte er und ſtrich mit ſeiner harten Hand ihr ſanft die goldblonden Härchen aus dem Geſichtlein, das bei den letzten Worten ſich zum Weinen verzogen hatte. „War denn das dein Bruder, den du bei dir hatteſt?“

Sie nickte. „Wir ſind beide bei unſerer Großmutter; aber die kann gar nicht von ihrem Lehnſtuhl auf!“

„Das iſt nicht gut für deinen Bruder,“ ſagte der Meiſter ein wenig ſtrenge. „Wie heißt er denn?“

„Tiberius.“

„Was für was?“ frug er, und das Kind wiederholte das Wort.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Iſt denn das ein chriſtlicher Name? Hat unſer Paſtor ihn ſo getauft?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte die Kleine halb gedankenlos; denn der Dompfaff begann plötzlich wieder ſeine Melodie, und ſie hatte für nichts Anderes Aug' und Ohren. Als er aufgehört hatte, wandte ſie ihre leuchtenden Augen dem Meiſter zu: „Ich muß nun nach Hauſe,“ ſagte ſie leiſe; „ich danke auch vielmal!“

Er nahm ihre beiden Händchen und ſah ſie zärtlich an: „Willſt du auch wohl einmal wiederkommen?“

Und nach kleiner Bedenkzeit nickte ſie ſo bedeutſam, als ſollte es ein Schwur ſein. Dann brachte er ſie an die Hausthür und ſah ihr nach, wie ſie bedächtig die Straße hinauf ging. Als er danach wieder in ſein Zimmer trat, war ihm, als ſei hier inmittelſt ein Lichtlein ausgethan. Aber der Dompfaff hub wieder ſeine Melodie an. „Fritz! Min Fritz!“ rief der Alte, und lehnte ſich zitternd an den Thürpfoſten.

* * *

Als der Mai ins Land gekommen war, ſaß ſchon die Miethèrin unten in der Wohnſtube, ein zierliches, etwa fünfzigjähriges Frauenzimmer. Rieckchen Therebinte hieß ſie und lebte von einem Sümmchen Erbzinſen und einem kleinen Jahrgehalt, den ihr eine zwanzigjährige Kammerjungfernſchaft bei einer gräflichen Gutsbeſitzerin eingetragen hatte; wenn Bälle oder andere Feſtlichkeiten in der Stadt waren, kammerjungferte ſie auch jetzt noch bei den Töchtern der Beamten oder vornehmeren Bürger und hatte dadurch noch eine hübſche Extra-Einnahme. Sie war klein und mager, und wenn ſie aus einer Thür ein paar Stufen hinab ging, ſo war's, als wenn ein Vogel heraus hüpfte; „ſie iſt ein hüpfendes Gerippchen,“ hatte einmal ein kleines boshaftes Mädchen von ihr geſagt. Sie hatte nur ein winziges Stumpfnäschen; aber eine weitläufige Stirn darüber, daher ſie denn auch, wenn die Schönheit eines jungen Mädchens vor ihr gelobt wurde, ſelten, wiewohl etwas zaghaft, zu bemerken unterließ: „Ja, hübſch, recht hübſch! Aber die Stirn, iſt die nicht etwas unbedeutend?“ Sie wurde dann meiſtens ausgelacht, und ſie ſelber lachte mit; denn Neid und

Bosheit waren nicht dahinter; ſie wollte nur in Betreff der Schönheit ſich doch auch ein wenig in Erinnerung bringen. Die niedrige Stirn ihres Miethsherrn pflegte ſie voll wahren Mitleids zu betrachten und erwähnte ihrer niemals gegen Andere.

Oben in der Giebelſtube hing der Dompfaff am Fenſter, und in der Ecke ſtand der Ofen, auf dem Meiſter Daniel ſeine Kartoffeln und ſein Stückchen Sonntagsfleiſch kochte; er hatte ſeinen einſamen Haushalt eingerichtet. Wenn er Vormittags ſeine paar Stunden in der Böttcherwerkſtatt gearbeitet oder in ſeinem Garten gegraben hatte, den er ſpäter faſt ganz mit Kartoffeln bepflanzte, dann ſaß er oben mit aufgeſtütztem Arm an einem Tiſche und las in der Laßſchen Chronik ſeiner Vaterſtadt, oder in des alten pastor primarius Melchior Krafftens ſtädtiſcher zweihundertjähriger Kirchen- und Schulhiſtorie. Die alten Lederbände waren noch aus ſeines Vaters Nachlaß, hatten aber lange Zeit bei ſeinen Rechnungsbüchern in der Schatulle gelegen; nun ſahen ſie ihn an, wie auch ſchon ſeine alte Zeit, und wenn er las, wie früher die pastores von Oſt und Weſt, aus Pommern und aus Sachſen in unſere

Stadt gekommen waren, und wie nun hier auf ein paar Buchſeiten ſich ihr Leben eines nach dem anderen abſpann, dann blickte er wohl halb verwirrt empor und wunderte ſich, wie er und der Dompfaff doch noch immer weiter lebten.

Wurde es Sonntag, ſo zog er ſtets ein friſch gebleichtes Hemd an; dann dachte er ſeiner ſauberen Hausfrau: „Line — Line Baſch!“ ſprach er und nickte mit ſeinem grauen Kopfe. „Du ſiehſt es doch!“ und während er ſich langſam in ſein Sonntagszeug kleidete, war ihm, als thäte er es noch wie einſtmals unter ihren Augen.

Dann ging er in die Kirche, um von dem alten Propſten, mit dem er als Junge in Quarta auf der Schulbank geſeſſen hatte, Gottes Wort zu hören; nach der Kirche ging er zurück und ſeinem Hauſe vorbei über den Kirchhof nach dem Stift. Aber ſeine alte Schweſter war ſtumpf geworden. „Wat ſchrift Fritz?“ war immer ihre erſte Frage, auf die er nur ſelten etwas zu antworten hatte; dann frug ſie weiter: „Wat hett de ol' Propſt denn ſeggt?“ Er berichtete ihr den Inhalt der Predigt, ſo weit er ihn behalten hatte; wenn er aber damit zu Ende war, dann war ſchon längſt der Kopf der bald Neunzigjährigen auf die Bruſt geſunken, und ihre Seele ſchwebte in der Dämmerung, auf welche die Nacht folgt. Er ſaß noch eine Weile und ſah auf die alten Schweſterhände, die ihm von ſeiner Kindheit an geholfen hatten; und wenn die Schlafende ſich nicht mehr rührte, nickte er ihr ſchweigend zu und ging hinaus und langſam ſeinem Hauſe zu.

Das waren die beiden einzigen Gänge, die Daniel Baſch in ſeinen Sonntagskleidern machte.

In ſeinem Garten wuchſen allmälig die Kartoffelſtauden in die Höhe und bildeten bald eine gleichmäßig grüne Fläche, aus welcher nur der große Birnbaum hervorragte, der in der Mittagsſonne ſeinen breiten Schatten um ſich her warf. Um dieſe Zeit, aber auch ſpät Nachmittags, wenn ſchon das Abendroth am Himmel ſtand, ſahen die Nachbarn über den Zaun ihrer Gärten den alten Meiſter oft auf der Bank, die auch jetzt noch um den Baum lief, ſitzen; den etwas gebeugten Rücken an den Stamm gelehnt, die Hände vor ſich auf die Kniee gefaltet, wie Einer, deſſen Tagewerk zu Ende iſt; und als im Juni ſich die Stauden mit den zierlichen blauen und weißen Blüthen bedeckten, ſaß er wie in einem Blumenmeer. Auch war ein Plätzchen, dicht am Fuße des Baumes, nicht zum Kartoffelfeld gezogen; Fritzens Blumenbeete waren hier geweſen, und Meiſter Daniel hatte im letzten Frühjahr alles Unkraut ausgereutet und ſtatt deſſen rothen Gartenmohn darauf geſäet. Er wußte wohl nicht, daß das die Blume der Vergeſſenheit ſei; ſie war für ihn vielmehr das Gegentheil; denn Fritz und ſeine Mutter hatten ſie einſt ſo gern gehabt. Und als ſpäter die Kartoffelſtauden mit den lichtgrünen Aepfeln ſchon in dunklen Blättern ſtanden, öffnete neben ihnen der Mohn ſeine Knoſpen und wiegte die leuchtend rothen Blumen in dem ſchwülen Sommerhauch.

Der alte Mann, der auf der Bank daneben ſaß, ſchien freilich wenig zu dieſer Sommerpracht zu paſſen: der Bart ſchien ſeit acht Tagen nicht raſirt zu ſein, und die tiefliegenden blaß-blauen Augen ſahen wie über Welt und Leben hinweg. Er hatte den Brief, den er in der Hand hielt, eben vielleicht zum zehnten Mal geleſen: er war von Fritz: Fritz war nach Californien gegangen.

Das Geldfieber war derzeit noch lange nicht vorüber; noch manchen lockte es in die Minen und manchen in den Tod; manchem ſchlugen dort die Keime ſeiner Natur zu Trunkſucht, Spiel und Raub, die vielleicht für immer ſonſt geſchlafen hätten, in Wucherpflanzen auf und erſtickten ihn. Freilich war Fritz nicht als abenteuernder Minirer, ſondern als feſtgedungener Böttcher für eine dortige Exportſchlachterei mit einem Hamburger Genoſſen hinüber gegangen, aber das Wort „Californien“ klang doch wie Gold und Abenteuer, und es war zuerſt vor ſeinem Ohr geklungen, da er aus jenem Briefe ſeines Vaters deſſen drohende Verarmung herauszuleſen meinte. Er hatte ſeine feſte Arbeit; aber wenn die Gelegenheit käme, weshalb ſollte er nicht auch dazwiſchen ſpringen und ſeinem Vater ein ſorgloſes Alter mit nach Haus bringen!

Meiſter Daniel ſeufzte nicht; er ließ nur den Kopf hängen und rieb ſich mit der Hand den Stoppelbart; aber er ſah nicht neben ſich die rothen Blumen wehen und hörte nicht den Iritſch, der über ihm aus dem Laub des Baumes ſang, ſelbſt nicht den leichten Schritt, der jetzt von dem unten vorbeiführenden Weg aus dem Gartenſteig heraufkam. Erſt als eine kleine Hand ſich auf die ſeine legte, blickte er auf. „Magdalene, Kind, biſt du es!“ ſagte er.

Sie nickte. „Ich wollte nur den Vogel gern einmal wieder hören!“ Aber ſie ſah ihn faſt erſchrocken an.

„Ja, ja“ — ſprach er, wie zu ſich ſelber — „der Dompfaff, der iſt noch da.“ Dann ging er mit dem Mädchen nach dem Hauſe zu.

* * *

Es war ſchon zu Ende des November; Meiſter Daniel ſaß Nachmittags in ſeiner Giebelſtube und hatte ſich ein behaglich Feuerchen im Ofen gemacht; es roch ſogar nach Kaffee, der wohl darin ſtehen mochte; er wollte heute noch zu ſeinem Nachbar, dem Barbier, denn der Bart war wieder einmal gar zu lang geworden, und dann ins Stift zu ſeiner Schweſter; heute ſollte ſie gewiß nicht ſchlafen; denn der erſte Brief aus Californien war angekommen. „Geld verdienen iſt hier keine Kunſt,“ ſchrieb Fritz; „aber man muß es feſt in der Hand halten, wenn es nicht wieder wie Sand durch die Finger laufen ſoll; zwei Jahre, dann, Vater, klopf ich an deine Thür; dann arbeiten wir wieder zuſammen!“

Der Dompfaff hüpfte fröhlich in ſeinem Bauer; ein glücklich Lächeln ging über des Alten Angeſicht, und er wollte ſich eben ſeinen Kaffee aus dem Ofen holen, da hörte er es draußen die Treppe heraufhüpfen, ein ſpitzer Finger pochte an die Kammerthür, und als ſie ſich öffnete, erſchien Mamſell Riekchen Therebinte auf der Schwelle. „Oh, Mamſellchen!“ rief der Alte.

Und Riekchen machte einen Knix; ſie hatte ihren Schildpattkamm von der Gräfin eingeſteckt und Filethandſchuhe angezogen. „Ich kann wohl gratuliren?“ ſagte ſie.

„Wozu?“ frug der Alte hinterhaltig, „Sie meinen wohl, es riecht hier nach Geburtstag?“

„Oh, Herr Baſch! Ich denk’, zwei einſame Hauskameraden ſollten Freud’ und Leid zuſammen theilen, und heute Vormittag — ja, ja, ich habe den Briefboten attrapirt — iſt doch wohl Freude bei Ihnen eingekehrt; da möcht’ ich mir nun meinen Antheil ausbitten!“

Er drohte ihr mit dem Finger: „Weibſen! Weibſen!“ ſagte er ſchelmiſch. „Aber, im Vertrauen, Mamſellchen, ich hab’s gar gern, wenn ihr Frauenzimmerchen ein bischen neugierig ſeid!“ Er ſeufzte, doch er lächelte auch dabei: „Mein ſelig Linchen war es auch!“ flüſterte er ihr ins Ohr.

Und während Riekchen ſich verſchämt mit ihrem Händchen über die bedeutende Stirn ſtrich, lief Meiſter Daniel zu einem Wandſchränkchen und holte Taſſen und Theelöffel; dann nahm er den heißen Kaffee aus dem Ofen und ſchenkte ſeiner Hausgenoſſin ein: „Und hier iſt Zucker!“ ſagte er; „bedienen Sie ſich, Mamſellchen. Ja, ja, Sie haben recht, heut iſt ein Freudentag; ich habe Nachricht von meinem Fritz!“ Und ohne ſeinen Kaffee zu berühren, nahm er den offenen Brief vom Tiſch — — aber er mußte lachen, er hatte vergeſſen, ſeine Brille aufzuſetzen. Aber nun that er es und begann den Brief zu leſen, während Mamſell Therebintchen mit zierlichem Finger ihre Taſſe vom Munde wieder auf die Unterſchale ſetzte.

Als er aber an die Stelle kam, wo Fritz für ſeine Heimkehr noch nur eine zweijährige Friſt ſetzte, da ſchien plötzlich auf dem Antlitz der mit gefalteten Händen Horchenden die Theilnahme zu erlöſchen.

Sie räuſperte ſich ein wenig, und Meiſter Daniel ſah ſie an: „Iſt Ihnen nicht wohl, Mamſellchen?“ frug er heiter; „Ihre Aeuglein ſehen auf einmal ſo betrübſam!“

Und Mamſell Riekchen ſah ihn faſt bittend an: „Ach, lieber Meiſter,“ flüſterte ſie, „dann werd' ich wohl mein Stübchen und Ihr Haus verlaſſen müſſen!“ und ſie ſeufzte, daß es ganz ſtill in der Kammer wurde.

Meiſter Daniel war ſchier beſtürzt, ſo hatte er den Fall noch gar nicht angeſehen; aber er faßte ſich, da war ja noch die kleine Schlafkammer des Geſellen; er nahm ihre Hand: „Nein, nein, liebes Mamſellchen, Fritz wird Sie nicht verdrängen; er iſt ein beſcheidener Junge, ſeiner lieben Mutter guter Sohn! Sie ſollen auch Ihre Freude an ihm haben; dann wird es wieder laut und luſtig hier im Hauſe, und im Garten wachſen Erbſen und Bohnen und Blumen; auch türkiſchen Weizen zieht er — ganz wie es früher war zu ſeiner Mutter Zeit!“

Da lächelte das Mamſellchen wieder, und ſie tranken ihren Kaffee und laſen den Brief zu Ende; und als das alte Dämchen ſich empfahl, erbat ſie ſich und erhielt noch die Erlaubniß, im nächſten

Frühjahr zwei Suppenkräuter-Beete zu gemeinſchaftlichem Gebrauche in dem Garten anzulegen.

Der Meiſter Daniel aber ging ſchrägüber zum Barbier, dann glattraſirt ins Stift zu ſeiner alten Schweſter, und Salome blieb, während er ihr den Brief vorlas und noch lange nachher, ganz wach und munter; ſie ſaß in ihrem Lehnſtuhl und er dicht an ihrer Seite, und die Hände der alten Geſchwiſter ruhten in ſtummer Freude in einander; nur mitunter ſagte ſie: „De Jung! De Jung! He kann wat, un dat in Amerika!“

Als Daniel am Abend heimkam, faßte er den Entſchluß, dem Dompfaffen das Stück noch weiter vorzupfeifen. Was ſollte Fritz ſich wundern, wenn er nach zwei Jahren ihn ſo ſingen hörte!

Das war ein Freudentag in Meiſter Daniels Leben; aber er wiederholte ſich nicht; der Winter kam, aber kein Brief von Fritz, und je weiter es in die Zeit hineinging, deſto ſchwächer wurde der Schimmer jener Freudenflamme, und deſto dunkler wurde es um den einſamen alten Meiſter.

* * *

Als nach ein paar Jahren die Crocus im Schloßgarten blühten, trat ein einfacher Leichenzug aus dem Thore des St. Jürgenſtiftes; ein Kränzchen von Primeln und Immergrün lag auf dem Sarge; ein alter Mann ging zunächſt hinter demſelben; er ging etwas ſtumpelig, und auf ſeinem Antlitz mit den ſchloweißen Augenbrauen zuckte eine unruhige Trauer. Es war wohl nicht um die Todte, die er auf ihrem letzten Weg begleitete; denn ſie hatte in mählich verdämmerndem Bewußtſein das äußerſte Lebensziel erreicht; aber der alte Mann hatte jenſeit des Meeres einen Sohn, ſein einzig Kind, und er wußte ſeit lange nichts von ihm; die Todte aber war die letzte geweſen, die aus ihren Träumen noch nach ihm gefragt hatte.

Der alte Mann war Daniel Baſch, der ſeine Schweſter Salome begrub; den kleinen Kranz hatte ſeine Mietherin, das gute Rieckchen, gebunden. „Das iſt unſer Altjungfernrecht," hatte ſie geſagt; „ohne Kranz nicht zu Tanz!"

Der Zug ging Schritt für Schritt die Straße hinab nach dem zweiten Kirchhof am Nordweſtende der Stadt, wo Daniels Familiengrabſtätte lag. Als er dort an die offene Grube trat, ſah er in derſelben die Seitenbretter eines morſchen Sarges aus der Erde ragen; ſeine Hand zuckte, als ob er etwas faſſen müſſe; er kannte den Sarg; es war ihm faſt als wie ein ſchrecklich Wiederfinden. Dann wurde der friſche Sarg hinabgelaſſen, und die hinabgeſchaufelte Erde dröhnte auf dem Deckel; Daniel nickte noch einmal in die Grube, und während der alte Propſt das „Vaterunſer“ ſprach, murmelte er leis für ſich: „dein Wille geſchehe im Himmel und auf Erden!“

Erſt als er wie betäubt nach Hauſe ging, ergriff ihn ein jäher Schmerz um ſeine alte Schweſter, daß er nur mit Gewalt einen Thränenausbruch zurückdrängte; er war nun ganz verlaſſen.

Als er in ſeinem Hauſe nach der Giebelkammer hinaufſtieg, ſtand er mitten auf der Treppe ſtill: er hörte den Vogel in der Kammer pfeifen. Das hatte er freilich ſchon tauſendmal gehört; aber heute kam es ſo friſch, ganz wie ein Frühlingsruf aus der kleinen Bruſt herauf; Meiſter Daniel erklomm die letzten Stufen und brummte zur Begleitung die Worte der Melodie. Aber was war denn das?

Der Meiſter hatte, an dem Erfolg verzweifelnd, in den letzten Wochen ſeinen Unterricht ganz aufgegeben; immer hatte der Schüler nur geſtümpert; und jetzt — jetzt ſang er Alles: womit ihn Fritz ins Haus gebracht, was dieſer ihn gelehrt und was zuletzt der Meiſter ſelbſt ihm vorgepfiffen hatte. Die unerwartete Freude hatte dem Alten wohl den Kopf verwirrt; denn er wandte ſich wieder, faßte mit jeder Hand eine Stange des Geländers, und ſich vorbeugend rief er laut ins Haus hinab: „Fritz! Fritz! Nu fleut' he ock de tweete Reeg!“

Da öffnete ſich raſch die Thür der unteren Wohnſtube, und Mamſell Riekchen war auf den Flur hinausgehüpft. „Wer? Was flötet, Meiſter Daniel?“ rief ſie ängſtlich.

„Der Dompfaff! Der Dompfaff!“ kam es von der Treppe herunter.

„Ach, Sie und Ihr alter Dompapſt!“ rief Mamſell Riekchen und hüpfte in ihre Kammer zurück. „Sonderbarer Mann!“ ſprach ſie zu ſich ſelber und ſchüttelte ihre beiden dünnen Locken; „hat eben ſein' Schweſter begraben und ſchreit um ſeinen alten Dompapſt!“

Der alte Mann dort oben hatte ſich auch beſonnen; der Vogel zwar hatte ſeine Lection gelernt, wo aber war der, den er gerufen hatte?

* * *

Um dieſe Zeit war es, daß der Sohn eines Kellerwirths, „der Amerikaner“, wie ſie ihn ſpäter nannten, als er ſich nichtsnutzig in der Stadt umhertrieb, aus Californien wieder nach Haus gelangte. Er war trunkfällig und großmäulig und führte zur Unterſtützung ſeiner Reden eine raſche Fauſt, daß die Leute es ſich ſchon gefallen ließen, wenn er in der Fuhrmannskneipe ſeine Geſchichtchen auftiſchte und ſeine Goldbröcklein aus der Taſche holte. Mit Grafen und Zigeunern, Türken und Heiden, ſo erzählte er eines Abends, auch freilich mit Fritz Baſch habe er Gold gewaſchen. — Aber der ſei ja in San Francisco in einer Schlachterei, meinte einer der Stammgäſte. — Der Amerikaner lachte: „Hat ſich ausgeſchlachtet! die Bretterbuden ſind verbrannt; die hounds haben die Kaſſen genommen.“

„Hounds — was ſind Hounds?“

„Hunde! Spitzbuben! Räuber ſind's“ — rief der Amerikaner. „Ihr kennt hier ſo was nicht! Noch ein Glas, Harke; ſchmeckt wohlfeil hier bei Euch!“

Das junge Schenkmädchen war, die Hand auf einer Kanne, ſtehen geblieben: „Sagt, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, was treibt Fritz Baſch denn itzt? Wir ſind zuſammen eingeſegnet.“

„Fritz Baſch?“ erwiderte der Goldgräber und ſah ſich frech am Tiſche um: „Calculir', der hat's wohl ausgetrieben!“

„Was ſagt Ihr! Was iſt's mit Fritz Baſch?“ riefen die Gäſte; denn der friſche Junge war in Aller Gedächtniß.

Der Amerikaner trank erſt ſein Glas bis auf die Nagelprobe. „Ihr kennt das hier nicht,“ ſagte er dann wieder; „im Süden, im Oregon war's; ein neues Goldlager! Ihr kennt das nicht: von Aſien, Afrika, Europa rannten ſie herbei; der Staub, der Moraſt, das Schnauben und Toben von Menſch und Vieh; aus hundert Sprachen ſchrien ſie durcheinander, ſchlimmer, als beim Thurmbau zu Babel: ein Irländer wurde verrückt; ein Franzos wollte Alles überſchreien, bis er am Ende nur noch pfeifen konnte; aber Gold! Gold war für Alle! — Harke, noch ein Glas!“ unterbrach ſich der Erzähler.

„Aber Fritz! Was war mit dem? War er dabei?“ riefen die Anderen.

„Dabei? — Ob er dabei war! Er grub und wuſch für Zwei! Einen Beutel voll Gold hatte er ſchon, den er allzeit feſtgebunden in der Hoſentaſche trug.“

„Weshalb denn iſt er nicht mit hierhergekommen? Habt Ihr Streit gehabt?“

Der Amerikaner ſchüttelte den Kopf: „Streit? Streit genug; aber nicht zwiſchen uns. In den Minen, Abends in den Zelten, wir ſpielten faſt die Nächte durch; habt von der Wirthſchaft wohl ſchon reden hören. Aber Fritz wollte nicht, und wenn ſie ihn zerren wollten, ſprach er: „Spielt! ich mach' nicht mit; muß meinem Vater ein weich Kiſſen für ſeinen alten Kopf mit nach Haus bringen; hab' kein Gold für Eure Karten!“ — Aber ſie kriegten's heraus, daß er die Taſchen voll hatte; ſo kam's zum Streit, und in einer Nacht — Ihr kennt das nicht — da wurden die Meſſer blank, und eins davon fuhr ihm zwiſchen den Schultern in den Rücken.“

Die blonde Dirne ſtieß einen Wehlaut aus. „Der arme alte Daniel!“ rief ein Anderer; „es war doch nicht zum Tode?“

„Zum Leben auch nicht!“ ſagte der Amerikaner; „ich hab ihn ſpäter nicht mehr geſehen, und wenn ſein Leichnam nicht zufällig einem neuen Claim im Wege lag, ſo werden die Geier und die Ratten ihn ſchon begraben haben!“

— — Ein paar Tage ſpäter ſaß der Erzähler auch bei dem alten Meiſter Daniel auf der Bank unter Mamſell Riekchens Fenſter, und bis weit hinab und hinauf in die Straße konnten die Leute, die dort gingen oder vor ihren Thüren ſaßen, ihn reden hören. „Na, good bye, Meiſter!“ ſagte er endlich, rückte ſeinen Hut und ſchlenderte gleichgültig, die Hände in den Hoſentaſchen, weiter.

Der Alte ſah ihm lang mit ſtarren Augen nach; als er ſich aufrichten wollte, taumelte er auf die Bank zurück; er machte noch einmal den Verſuch, und nun ging es: mit den Händen an der Wand taſtete er ſich durch ſeinen Hausflur und ebenſo die Treppe hinauf; als er in die Kammer gelangt war, ſchloß er hinter ſich die Thür. Wer auf der Gaſſe vorüberkam, ſah die Sonne über die geſchorene Linde weg ins offene Fenſter ſcheinen und hörte den Dompfaff ſein allbekanntes Lied pfeifen.

* * *

Nach einigen Wochen aber wurde hie und da erzählt, der alte Daniel Baſch ſei ſo was wunderlich geworden; der Amerikaner habe auch ihm das Stück von ſeinem Sohn erzählt, da ſei ihm die Trauer in den Kopf geſtiegen. — Auch in meinem Hauſe wurde davon geſprochen; da ſeine Mutter bei meiner Großmutter lang in treuem Dienſt geſtanden war, ſo gehörten wir zu ſeiner ihm noch jetzt verbliebenen Kundſchaft. Die Aufträge meiner Frau waren, nach deren Aeußerung, bisher prompt und ſauber ausgeführt; nur eben jetzt hatten wir lange auf ein Badewännchen für unſer kränkelndes Kind gewartet. „Geh doch einmal ſelber bei dem Alten vor,“ ſagte ſie eines Tages zu mir; „dein Spaziergang führt dich ja oft dort vorbei!“

Als ich mich, deß gedenkend, am folgenden Nachmittage ſeinem Hauſe näherte, ſah ich dort eine Leiter über der Hausthür angelehnt; den darauf

Stehenden aber verbarg mir das Laub des Lindenbaums. Als ich herantrat, erkannte ich unſeren alten Meiſter ſelber; er hatte in der einen Hand einen Meißel, in der anderen einen Hammer und war damit beſchäftigt, den vor Jahren dem Thürſtück angeſtrichenen Mörtel wieder loszuarbeiten, und ſchon ſah der Schädel des Todes wieder aus dem wüſten Staub hervor.

Als der Alte auf meinen Gruß, den ich ihm hinaufrief, mich erkannte, kam er haſtig von ſeiner Leiter herabgeklommen und führte mich durch den ſchmalen Hausflur in die Werkſtatt. „Es iſt fertig, ganz fertig, Herr Landvogt!“ ſagte er und ſah mich aus erſchreckend hohlen Augen an; „daß Ihre gute Frau mir nur nicht bös wird! Ich hatt's vergeſſen; rein vergeſſen — Die letzten Wochen!“ Er griff in eine Ecke und wies mir die fertige Wanne vor. „Die letzten Wochen!“ wiederholte er noch einmal leiſe vor ſich hin.

Ich faßte ſeine Hand und fühlte, wie ſie in der meinen bebte. „Ich weiß es, Meiſter,“ ſagte ich; „ſie haben großes Leid zu Euch gebracht.“

Da hörte ich den Dompfaff pfeifen, den ich bis jetzt nur vom Hörenſagen kannte; er hing in ſeinem Bauer jetzt hier in der Werkſtatt innerhalb eines kleinen Oberfenſters; vom Hofe nickte ein blühender Flieder zu ihm herein.

Der Vortrag des kleinen Künſtlers ſchien mir ſo lieblich, ja — ,was indeß wohl nur die Folge meiner Stimmung war — ſo voll Empfindung, daß ich ſchweigend horchte. „Da habt Ihr einen anmuthigen Hausgenoſſen!“ ſagte ich.

Der Alte ließ den weißen Kopf ſinken: „Den letzten,“ murmelte er; „und nur ein Vögelchen.“

„Den letzten? Ich dachte, es wohne auch noch ſo ein altes munteres Jüngferchen bei Euch?“

Meiſter Daniel nickte: „Ja, ja, Herr; nur — ſie hat die Anderen nicht gekannt; der“ — und er ſchaute zärtlich zu dem Vogel auf — „iſt noch von meinem Fritz!“

Ich hätte ihm zurufen mögen: „Laßt nicht den Kopf ſo hängen, Alter! Wer weiß, der Fritz kommt dennoch eines Tages in die Thür geſprungen, und es wird wieder jung und luſtig in Eurem Hauſe!“ Denn ich traute dem verlumpten Schwätzer nicht, der jene Kunde über das Meer gebracht hatte: aber dennoch — es ſah dem Fritz zu ähnlich, und das Ende war wie ein Blatt aus einer Tagesnummer von da drüben; ich gab ſchweigend dem alten Mann die Hand: „Meine Frau wird die Wanne holen laſſen," ſagte ich; „möge Gott Euch tröſten, Meiſter Daniel; die Welt iſt ja ſo reich."

Als ich aber einen Blick auf den gebrochenen Mann warf, der noch immer nach dem Vogelbauer ſtarrte, als gäbe es nun nichts Weiteres für ihn, da ſchämte ich mich meiner dummen Weisheit und wollte ſchweigend davongehen.

In der Hausthür aber hatte er mich eingeholt; er hielt die Zipfelmütze in der Hand: „Verzeiht! Verzeiht, Herr!" wiederholte er ein paar Mal mit einem unbeholfenen Diener.

Nur ein paar Häuſer weit hatte ich mich entfernt, als ich ſchon wieder von der Leiter herab die Schläge des Hammers auf den Meißel hörte; der Alte arbeitete ſchon wieder ſeinen Tod zu Tage.

— — Sie ſagten, Meiſter Daniel ſei wunderlich geworden, und es war vielleicht auch ſo; freilich die wenige Arbeit, die er noch zu verrichten hatte, gerieth ihm nach wie vor; aber das Handwerk, oder was davon in früheren Jahren in ſeinem Kopfe hatte ſitzen müſſen, war ihm allmälig in die Fauſt hinabgeſtiegen, und die war noch leidlich zu gebrauchen. Im Uebrigen hatte er ſeine alten Bücher wieder in die Schubladen gepackt: was ſollte er von den Dingen der Welt noch leſen, da ſeine Lieben keinen Theil mehr an ihr hatten! Für ihn war jetzt ein Anderes: wenn Abends die Dämmerung ſich dem Dunkel nahte, oder wenn der Mond aus ſeiner Himmelshöh herabſchien, dann ſchritt Daniel aus ſeinem Hauſe die Süderſtraße hinab, über den Markt und hinten durch den einſamen Schloßgang, durch die Lindenalleen und durch den Todtengang nach dem Kirchhof. Er trug keine Blumen oder Kränze dahin; aber unter der kleinen Linde, die auf Linas und Salomes Grabe wuchs, hatte er ein ſchmales Bänkchen zimmern laſſen; dort ſaß er und blickte, ſo lange noch ein Schimmer davon ſichtbar war, nach Weſten auf das Meer und dachte an die Ewigkeit, welche nur allein noch vor ihm lag.

Aber auch wenn ſchon das Dunkel ihn rings umſchloſſen hatte, blieb er dort mitunter ſitzen.

Da er eines Abends erſt nach elf Uhr ſeine

Hausthür aufſchloß, kam ihm Mamſell Rieckchen aus ihrer Stubenthür mit einem brennenden Licht entgegen; ſie hatte ſo lang in Schillers Räubern geleſen: „Mein Gott, Herr Baſch, wo kommen Sie her? Ich denk', Sie liegen über mir in Ihrem Bett; ſonſt hätt' ich die grauliche Geſchichte nicht ſo ſpät geleſen!“ Plötzlich hüpfte ſie auf und nahm ihm ein weißes Blättchen von einem Grabkranz aus den Haaren. „Das iſt ja von dem Kirchhof!“ ſchrie ſie. „Was machen Sie auf dem Kirchhof?“

Der Alte nickte: „Ja, ja, Mamſellchen!“ und ein wunderliches Glänzen brach aus ſeinen Augen: „mein' ſelig Mutter war heut auch bei uns, in ihrer kalmankenen Nachtjacke: aber ſie hatte Erde auf ihren weißen Haaren; nur mein Fritz — die Reiſe war auch wohl zu weit,“ ſetzte er leis und wie entſchuldigend hinzu.

„Herr Baſch,“ rief Mamſell Rieckchen und wehte abwehrend mit ihrem Schnupftuch gegen ihn, „Sie machen einem bange! Kommen Sie; ich leuchte Ihnen nach Ihrer Kammer; ich koche noch ſchnell ein Täßchen Kamillenthee, damit Sie auf andere Gedanken kommen!“ Und der Alte ließ ſich hinaufleuchten und trank geduldig den Kamillenthee.

„Ihr gütigen Engel!“ rief Mamſell Riekchen, da ſie unten in ihrem Zimmer war, „er iſt ganz wunderlich; aber bei ſolcher Stirn — was war da Anderes zu erwarten!“

— — Von der Zeit an hielt Mamſell Therebinte über des Meiſters Hausweſen eine ſtille Aufſicht; „denn,“ ſagte ſie, „böſe Menſchen könnten ihm bei hellem Mittag das Dach vom Hauſe wegſtehlen!“ — Aber auch der Garten unterlag ihrer Sorge, und ſie paßte eifrig auf, daß nicht die Nachbarskatze oder Hühner ſich in den von ihr neu angelegten Suppenkrautsbeeten häuslich einrichteten; beſonders beunruhigte ſie ein fremder Junge, den ſie mehrmals durch den Garten gegen das Haus hatte heranſchleichen ſehen; aber ſobald er ſie erblickt hatte, war er eilig ſeitwärts durch die Nachbarsgärten davongerannt, ſo daß ſie von ſeinem Kopfe nur einen fahlblonden aufgeſträubten Haarpull zu Geſicht bekommen hatte. Als ſie eines Nachmittags mit Magdalene vom Hauſe aus in den Garten ging, fuhr dieſe plötzlich wie erſchrocken auf. „Was haſt du, Lenchen?“ frug Mamſell Therebinte.

„Ich? Nichts,“ ſagte Lenchen; aber es knatterte drunten zwiſchen den Büſchen, und ihre Augen ſahen ängſtlich nach dieſer Richtung.

„War der Junge da, von dem ich dir geſagt habe?“ frug Riekchen.

„Nein, ich weiß nicht.“

„Hmm, Hmm!“ machte Mamſellchen, und damit war die Unterredung aus; aber Lenchen mußte nach Hauſe und ſchien froh, von der Alten loszukommen.

Ein paar Tage ſpäter war der Junge wieder ſichtbar geworden, und diesmal hatte er Mamſell Riekchen ſein volles Antlitz zugekehrt; aber ſie kannte ihn nicht: er ſchielte; er hatte eine kurze dicke Naſe. „Pfui,“ ſagte ſie; „ein übler Knabe! Was will er? Stehlen? Aber gewiß, ſo ſehen die Spitzbuben aus!“

Im erſten Augenblick wollte ſie zum Meiſter in die Werkſtatt; aber nein, mit dem war jetzo nicht zu reden. Sie ſchauderte noch ein wenig; dann ging ſie in das Haus zurück, verſicherte aber bei ihrem Eintritt die Hinterthür mit Haken und mit Schlüſſel und ſetzte ſich in ihrem Stübchen nachdenklich an ihren engen Strickſtrumpf. So viel war gewiß, und ſie nickte beſtätigend mit ihrem Köpfchen, die ganze Verantwortung lag jetzt auf ihr.

* * *

In dem damals ſehr heißen Auguſt war ein großes Feſt in unſerer Stadt; ich weiß nicht, war der König da oder was ſonſt; aber auf den Abend ſollte im Rathhausſaal getanzt werden, und ſeit Mittag war Riekchen Therebinte bald in dieſem, bald in jenem Hauſe, um den Honoratiorentöchtern bei ihrem Staat zu helfen. Meiſter Daniel hatte den Nachmittag an der Wiederherſtellung eines kleinen Eimers gearbeitet; er war ſchon alt und auseinandergefallen; denn der Meiſter hatte ihn einſt für ſeinen Fritz gemacht; nun wollte er ihn dem Lenchen ſchenken, wenn ſie nächſtens ihn beſuchen würde. Ihm war warm dabei geworden, und er mußte ſich auch noch fortwährend die winzigen „Gnaupen“ vom Geſicht wiſchen, die derzeit zu wahren Plagegeiſtern wurden. Aber allmälig verſchwanden die Thierchen; die Dämmerung kam, und ein gelber Abendſchein fiel ſchräg von Weſten her auf die weiß getünchten Wände der Werkſtatt. Der Meiſter ließ die Arbeit aus den Händen gleiten; er ſaß auf der Schnitzbank und ſah nach ſeinem Vogel, der am oberen Fenſter hing und ſich duknackig zuſammengepluſtert hatte. „Parchen! Mein Parchen!“

rief der Alte zärtlich; aber der Vogel rührte ſich nicht: da ſtand er auf, rückte haſtig einen Stuhl an das Fenſter und ſtieg hinauf.

Unter der Holzdecke, in deren Nähe das Bauer hing, war eine Todesgluth. Der Alte ſtieß mit zitternder Hand das obere Fenſter auf und halte es feſt; dann ſah er wieder angſtvoll auf ſeinen Vogel. „Nicht krank werden, Papchen!“ flüſterte er ihm zu. „Fritz iſt todt und Daniel ein alter Mann!“ Er faßte an das Trinkglas des Vogels; es war heiß wie ein Suppentopf. Raſch trat er von dem Stuhl herunter, trabte mit dem Glaſe zum Brunnen auf dem Hofe und füllte es mit friſchem Waſſer, das er aus der tiefſten Tiefe heraufzog. Als er wieder in der Werkſtatt war und das Glas vor dem Bauer in den Drahtring gehangen hatte, ſtand er lange mit den Händen auf dem Rücken und blickte geſpannt nach ſeinem Vogel, der ſich deutlich gegen den Abendſchimmer draußen abhob. „Trink nun, Papchen, trink!“ ſprach er halb wie zu ſich ſelber. „Soll nicht wieder paſſiren; der alte dünne Kopf! Wir müſſen zuſammen aushalten; ſo trink nun doch, mein Papchen!“

Und wirklich, der Vogel ſpreitete die Flügel und reckte den Kopf auf, als ob er jetzt erwache; und Daniel ſah ihn zu ſeiner Beruhigung nach dem Glaſe hüpfen und in durſtigen Zügen den klaren Quell hinunterſchlürfen.

Die Dämmerung fiel immer ſtärker; der Meiſter band ſein Schurzfell ab, zog ſeinen Rock an und machte ſich zu ſeinem Abendgange nach dem Kirchhof fertig. Als er eben aus dem Hauſe gehen wollte, fiel ihm die Hofthür ein; er lief zurück und verſicherte ſie mit Schlüſſel und Haken; denn er wußte, daß Mamſell Therebinte heut in der Stadt ihre Kammerjungferngeſchäfte trieb; dann ſchloß er auch die Hausthür ab und ging durch den ungewöhnlich dunklen Abend die Straße hinunter zu ſeinen Todten.

Er blieb lange auf dem Kirchhof; denn er feierte heute den Geburtstag ſeiner Line. Wer außer ihm noch dort geweſen war, den hatte das nahende Gewitter nach Haus getrieben, das im Weſten über dem Meer heraufſtieg. Er ſaß allein in der Finſterniß auf der kleinen Bank und dachte wohl, wie er vor Jahren mit ihr, die jetzt unter ihm verweſte, Hand in Hand unter dem Birnbaum in dem damals ſo wohl verſiegten Garten geſeſſen hatte. Die Donner, die ſchon lange gemurrt hatten, wurden lauter; mitunter hob ein jäher Blitzſchein die Todtenkreuze und Urnen um ihn her auf einen Augenblick aus dem Dunkel in ein gelbblaues Licht, und ein Rauſchen fuhr durch die Eſchen des Kirchhofs. Als jetzt ein dröhnender Schlag vor ihm wie in den Grund hinabpraſſelte, erhob er ſich unwillkürlich. Noch ein Weilchen ſtand er und neigte das Ohr nach dem Grabhügel; aber die Todten ſchliefen feſt genug; dann trat er den langen Weg nach ſeinem Hauſe an. Als er von der Norderſtraße über den Stiftskirchhof ging, zeigte ein Blitz ihm für einen Augenblick die beiden Zackengiebel und die Seitenmauer des langen Stiftsgebäudes und darin das Fenſter, hinter welchem er ſo manches Mal bei ſeiner Schweſter Salome geſeſſen hatte; es war dort niemand mehr, der zu ihm gehörte, und er begann einen kleinen Trab zu laufen; ihn ergriff eine plötzliche Sehnſucht nach ſeiner öden Wohnung; auch mußte er in der Werkſtatt den offenen Fenſterflügel ſchließen, damit der ſchon in großen Tropfen fallende Regen nicht ſeitwärts in das Vogelbauer und auf ſeinen Dompfaff ſchlage.

Mamſell Rieckchen lag ſchon hinter den geblümten Gardinen ihres Jungfernbettes, als der Meiſter in ſein Haus trat und ſie ihn eilig in die Werkſtatt gehen hörte. „Den lieben Engeln Dank,“ ſagte ſie und ſtreckte ihr Figürchen behaglich unter dem Deckbett, „daß wir den alten Mann zu Hauſe haben!“ Denn von draußen ſchlug der Gewitterregen wie in Strömen gegen die Fenſter. „Nun wird er gleich ſeine Stiegen hinaufklettern, und dann iſt Ruh im Hauſe!“

Aber es dauerte eine Weile; dann hörte ſie von der Werkſtatt her ein Hantiren mit Brettern und Dauben, die dort in Menge an den Wänden ſtanden, als ob jemand in haſtigem Suchen Alles durcheinanderwerfe; dazwiſchen klatſchte draußen der Regen von den Dächern und aus den Rinnen auf die Straße. Sie hatte ſich in ihrem Bette aufgerichtet und drückte ihre eingewickelten Schmachtlöckchen an die Schläfen; denn ſie wollte nicht ſchlafen, bevor auch ihr alter Miethsherr zur Ruhe wäre. „Gott ſei tauſendmal Dank!“ ſagte ſie, als ſie ihn endlich aus der Werkſtatt in den Flur treten hörte. — Aber, was war das? Er ging nicht nach der Treppe;

die Hofthür wurde aufgeſchloſſen und geöffnet: er ging hinaus in all das Wetter!

Sie ſaß noch eine Weile; aber ſo gleichmäßig, ſo einlullend ſtrömte jetzt der Regen; Mamſell Rieckchen war zurückgeſunken; ihre Athemzüge verkündeten deutlich den geſunden Schlaf.

— — Nur der ſchwindſüchtige Nachbar Schneider, deſſen Schlafkammer nach dem Garten lag, hatte erſt eben vor dem zu Bette Gehen das Licht gelöſcht und wachte noch mit ſeiner Ehefrau; erſt vor einem halben Stündchen hatte er die Nadel in das Kiſſen geſteckt.

„Huſte doch nicht ſo, Jan Peters!“ ſagte die ſtämmige Ehehälfte, die neben ihm unter der Decke lag.

„Ja, ja, Trine; mit deinen Lungen würd' ich's auch nicht thun. Horch nur, wie der Regen palſcht!“

In dieſem Augenblicke hörten beide die Hinterthür des Böttcherhauſes aufklinken und bekannte Schritte durch den Gang nach dem Garten traben. „Um Chriſti Barmherzigkeit!“ rief das Weib; „ich glaub', der alte Baſch will noch ſpazieren gehn!“

„Laß ihn!“ ſagte der Schneider und huſtete wieder.

„Nein, nein! Was hat das zu bedeuten?“ Und das Weib ſprang mit beiden Füßen aus dem Bett und ſtellte ſich an das Fenſter, um die Finſterniß draußen mit ihren runden Augen zu durchdringen. „Ich glaub’,“ ſagte ſie, „er watet drunten in ſeinen Kartoffeln, die auch längſt im Keller ſein ſollten! Was will er denn in den Kartoffeln?“

Der Mann im Bett antwortete nicht; aber in demſelben Augenblick drangen durch das Getoſe des Wetters von drunten aus dem Nachbargarten ein paar Worte zu ihnen herauf: „Papchen, gut Papchen!“ hörten ſie es ſchmeichelnd rufen; dann aber, nachdem eine Weile der ſtärker niederſtürzende Regen jeden Laut verwiſcht hatte, erſcholl ein Jammerruf, daß der müde Schneider aus ſeinen Kiſſen in die Höhe fuhr.

„Still!“ rief das Weib und drängte ihren Kopf noch härter an die Scheiben.

„Trine!“ begann der Mann wieder; „das war der alte Baſch! Sollen wir ihm auch zu Hülfe kommen? Wenn ich da draußen wär’, ich holte mir den Tod.“

Sie antwortete lange nicht; dann nach einigem

Rufen war es ſtill geworden. „Laß ihn!“ ſagte ſie; „die Verrückten können mehr vertragen als du; was will er mit ſeinem Vogel Nachts im Garten laufen?“

Damit war ſie wieder unter die Decke gekrochen; vom Kirchthurm ſchlug es elf; und bald danach ſchnarchten auch die beiden Schneidersleute.

— — Aber am Tage darauf lief es durch die Nachbarſchaft, dem alten Baſch ſei am vorigen Abend ſein Vogel davon geflogen; nun ſei er in dunkler Regennacht in ſeinen Kartoffeln umhergelaufen und habe unter jeder Staude viſitirt; und ein Spaß für die ganze Stadt war es, als am Nachmittag der Bettelvogt durch die Straßen wanderte und, mit ſeinem Schlüſſel an das große Meſſingbecken ſchlagend, ausrief, dem Bötjer Daniel Baſch ſei ſein kunſtvoller Dompapſt fortgeflogen, und wer ihn wiederbringe, ſolle guter Belohnung gewiß ſein! — „Wahrhaftig,“ riefen die Nachbarn lachend; „das hat Mamſell Therebintchen angeordnet; ſie läßt es ſich ein Stückchen Silber koſten: am Ende will ſie noch den Alten heirathen!“

Und recht hatten ſie darin, daß Mamſell Riekchen den Aufruf hatte anſtellen laſſen; aber der Vogel kam nicht wieder. „Ja, ja,“ vertheidigte ſich der dicke Bettelvogt, als Riekchen bei Auszahlung ſeiner Gebühr ihn deshalb zur Rede ſtellte; „wenn's eine Katz oder auch nur ein Karnickel geweſen wär', ich wollte nichts davon ſagen; aber ſo Vögel mit Schwanz und Flügeln, die können eigentlich gar nicht ausgerufen werden.“ Und während Mamſell Riekchen über dieſe unerwartete Antwort ſich in ein verwickeltes Nachdenken verlor, ging der Ausrufer behaglich hüſtend zur Thür hinaus.

Noch einmal kroch ſie mit dem Alten in Haus und Garten umher; aber nur das leere Bauer war geblieben, das mit ſeinem offenen Thürchen die ganze Werkſtatt zu veröden ſchien. Als Riekchen nach all dem vergeblichen Suchen den Kräften des alten Mannes mit den Veronicatropfen ihrer Gräfin aufhelfen wollte, ſchüttelte er langſam ſeinen weißen Kopf: „Ich danke, gutes Mamſellchen; das iſt nicht anders; die irdiſchen Freuden ſind vorüber.“ Dann ſah er durch das Fenſter in den blauen Himmel, als ſuche er dort das Thor zur Ewigkeit.

* * *

Die überraſchenden und ſchnell ſich folgenden Vorgänge, welche ich jetzt zu erzählen habe, ſind es wohl eigentlich, welche uns in der kleinen Seeſtadt das Gedächtniß des einfachen Mannes bewahren ließen und mich veranlaßten, den kleinen Spuren ſeines Lebens nachzugehen, von denen ich einzelne hier aufzuzeichnen vermochte.

— — Es war an einem Spätnachmittage des Septembers, und die Abendſonne lag herbſtlich mild auf den braunen Ziegeldächern, als ein Trupp von etwa zwanzig meiſt aufgewachſenen Jungen ſich hurtig, aber in feierlicher Stille, von unſeres Meiſters Hauſe die Straße hinaufbewegte, die hier nach Oſten zur Stadt hinausführt. Nur ſelten wurde ein Wort geflüſtert; in ſachtem Trabe ging es vorwärts; man hörte nichts, als das Geräuſch von den Stiefeln oder Holzkloppen, die ebenmäßig über das Pflaſter liefen. Hie und da kam noch einer aus den Häuſern zugelaufen und ſchloß ſich, eifrig aber heimlich fragend, dem Zuge an. „Wat is da los? Wo willn jüm hen?" frug eben ein kleiner dicker Burſche.

Und der Gefragte raunte ihm ins Ohr: „Buten na't Brutlock! He will ſick verſupen!"

„Ah Snack! Verſupen? Wem will ſick verſupen?“

Und der Andere zeigte auf den alten Meiſter Baſch, der in Kniehoſen und Pantoffeln, mit Schurzfell und blauer Zipfelmütze, mit fahlem Antlitz und wie leeren Augen in ihrer Mitte trabte.

„Dammi ja!“ ſagte der neue Junge. „He kickt immer liekut. Warum will he ſick verſupen?“

„So weſ' doch ſtill!“ raunte der Andere; „wil he nich mehr leben mag.“

„Wem hätt dat geſeggt?“

„He ſülm.“

„Dammi ja!“ rief der neue Junge wieder; „wenn man unſ' beiden Swemmers mit weren!“

„De ſünd all lang vörut.“

Die beiden „Swemmers“ waren ein paar ältere kräftige Jungen, Hans Jochims und Harke Mommſen, die Schwimmkünſtler unter denen, die draußen bei der Schleuſe badeten; ſie hatten ſich von dem Zuge getrennt und waren aus Leibeskräften vorausgelaufen; denn ſie dachten heute ihren Ruhm noch um ein Erkleckliches zu mehren.

Der Trupp, der ſich raſtlos mit dem ſchlurren den trappelnden Geräuſche fortbewegte, war endlich vor die Stadt gekommen, wo ſich ſtatt der Häuſer zur Linken der Steinwall mit den großen Weißdornbüſchen hinzieht und rechts die Marſchweiden nach dem Hafenſtrom hinab liegen. Es ging jetzt raſcher vorwärts; ſie waren bald zur Stelle; niemand von den Knaben hatte ein Wort zu dem alten Meiſter geſprochen, er keins zu ihnen; niemand hat es nachher gewußt, woher es kund geworden, daß ſie ihn auf ſeinem Todesgang begleiteten; ebenſo wenig kam ihnen der Gedanke, daß ſie den Verwirrten zurückhalten müßten; auch die vorausgelaufenen Schwimmer dachten nur, wie ſie ihr Heldenſtück vollbringen wollten. Wohl begegneten ihnen ältere Leute, die ſie zu Rath und Hülfe hätten herbeirufen können; aber allen von ſolchen geſtellten Fragen ſetzten ſie nur ein ſtummes Kopfſchütteln oder ein nichtachtendes unbewegliches Schweigen entgegen; ſie wollten ſich nicht ſtören laſſen; die allen Menſchen eingeborene Begier, das Letzte, Schauerliche einmal ſelbſt in nächſter Nähe zu erleben, trieb ſie vorwärts.

Und der alte Mann ſchien Eile zu haben; er lief immer hurtiger, wie einſt, wenn er aus der

Werkſtatt zu ſeiner Line in die Küche trabte; er wollte auch zu ihr, nicht zu ihrem Grabe; er wollte nach einer Pforte, durch die er aus der Welt hinauskonnte; zu ihr, zu Fritz, nur nicht mehr in der leeren Welt!

Der Zug wandte ſich jetzt rechts nach einem breiten Damm hinauf; ein paar hundert Schritte weiter, wo am Ende deſſelben eine hochgelegene Landſtraße vorüberführte, lag tief unten im Winkel das Brautloch, eins jener ſchwarzen Waſſer, die nach der Sage unergründlich ſind. Die Augen der Jungen wurden immer greller, je näher ſie den Spiegel in der röthlichen Abendſonne blinkern ſahen; und viele Finger ſtreckten ſich aus und wieſen auf zwei dort am Abhang liegende Kleiderbäuſchen. „De Swemmers! De Swemmers!“ rief es aus dem Zuge. Als ſie aber noch näher kamen und von dem Damme das Waſſer unter ihnen mit ſeinen hohen Schilfrändern überſehen konnten, lag unten Alles blank und todtenſtill; ſie reckten und drehten die Hälſe: aber von den Vorausgelaufenen war nichts zu gewahren.

Plötzlich erſcholl aus dem Haufen ein durchdringender Schrei des Entſetzens; denn während die Knaben nach ihren Kameraden auf der Waſſerfläche ausſahen, hatte Meiſter Daniel einen Zulauf genommen; ſie ſahen etwas, das ſie nicht erkennen konnten, durch die Luft in die Tiefe hinabfliegen und gleich darauf das Waſſer unten in klatſchenden Wellen emporſchlagen.

Der Augenblick war vorüber; es wurde ſtill; die Knaben ſtanden zitternd auf dem hohen Ufer und begannen um Hülfe zu rufen. Aber ſie war ſchon da, und von dieſem Augenblicke an wandte ſich das Schickſal Meiſter Daniels; es ging wieder aufwärts; denn die Jugend hatte ſich ſeiner angenommen. Aus den beiden ſich gegenüber liegenden Schilfverſtecken ſchwammen mit kräftigem Armſchlage zwei nackte muskelſtarke Jünglinge hervor, und als die Geſtalt des Greiſes wieder aus der Tiefe auftauchte, ſchoſſen ſie herzu und hoben ihn mit geſchicktem Schwung auf ihre Schultern. „Hurrah!“ riefen die Jungen, die auf der Höhe ſtanden, und noch einmal „Hurrah!“ und immer kräftiger, je näher ihre beiden „Swemmers“, zwei jungen Tritonen gleich, mit ſtarken Schlägen den Verunglückten der heimathlichen Erde zuführten.

Daß Meiſter Daniel unter einem Hurrah der Knaben in die Tiefe geſprungen ſei, iſt eine Lüge, die ſchadenfrohe Menſchen ſich ſpäter zugerichtet haben. Die Jugend iſt nur ſelten böſe, und der alte Mann mit ſeinem ſchönen Vogel hatte den Knaben ja niemals Leid gethan. Aber ein halbes Hundert Arme waren bereit, ihn am Ufer ſeinen beiden Rettern abzunehmen, die jetzt ſtolz zu ihren Kleidern ſchritten; ein paar der Knaben lief nach dem Chauſſeewärterhäuschen, das nahebei auf dem Damme ſtand, und die gutmüthige Frau, die allein daheim war, öffnete ſchon die Hausthür, durch die nun der ganze Trupp hineinſtrömte, mit dem Meiſter, den ſie in ihrer Mitte trugen. „Er lebt noch! Er lebt aber noch!“ ſchrieen ſie der Frau entgegen, und die jugendlichen Geſichter glühten dabei von Lebens- und von Liebesfreude.

Plötzlich gewahrten ſie mitten in ihrem Gedränge ein dürres Frauenfigürchen; ſie hatte einen Schäferhut auf ihrem Köpfchen, zwei lange dünne Locken baumelten wie geängſtete Schlangen unter ihrem Kinn zuſammen. „Riekchen! Mamſell Therebintchen!“ erſcholl es aus dem Haufen. Und ſie war es; ſie war in Geſchäften in der Stadt umher geweſen; ſie hatte bei ihrer Heimkehr das Furchtbare erfahren; ſie hatte ein großes Wäſcheſtück in einen Papierbogen gewickelt und war faſt ohne Beſinnung mit dieſem Bündel hinterhergelaufen, das ſie jetzt auf den glücklich erreichten Tiſch warf. „O all ihr lieben Engel," ſtieß ſie hervor und ſank auf einen Stuhl; „wo iſt er, ihr Knaben, wo habt ihr den alten Meiſter Daniel Baſch gelaſſen?"

Die Knaben aber drängten ihre Köpfe gegen ſie und ſchrieen wieder: „Aber er lebt! Er lebt, Mamſell!"

Da ſchnellte Riekchen Therebinte wie eine Stahlfeder von ihrem Stuhle auf. „Er lebt?" rief ſie.

„Ja, ja, er lebt! Dreht Euch nur um, ſo könnt Ihr's ſelber ſehen!"

Aber Riekchen drehte ſich nicht; wie in Todesangſt flog ſie auf ihr Bündel zu, bemächtigte ſich deſſelben und war im Augenblick zur Thür hinaus. „Ich lauf' zum Phyſikus! zum Phyſikus!" rief ſie in der Eile noch zurück; dann lief ſie wie ein Bruushähnchen auf dem Damme der Stadt entgegen. Die gute Frau des Wärters aber kleidete den Verunglückten ſorgfältig in ihres Mannes Wäſche.

Das auffällige Gebahren des kleinen Mamſellchens hatte freilich ſeinen Grund: ſie hatte dem Meiſter — ſo wurde anderen Tags erzählt — in ihrem Bündel ſein vor vierzig Jahren angefertigtes Todtenhemd nachgetragen, das dieſer ihr Tags vorher kraus und vergilbt gegeben hatte, damit ſie es mit ihren Linnenſachen durch die Wäſche gehen laſſe. Sie hatte ſich nun doch geſchämt, es für den Lebenden auszupacken.

— — Als aber der Mond aufgeſtiegen war, und von den Häuſern der Stadt tiefe Schatten auf die Straße fielen, kam von draußen her ein langer Tragkorb, der in Meiſter Daniels Haus gebracht wurde; nur der Phyſikus war nebenher gegangen; Mamſell Riekchen hatte in der Straßenthür ſchon auf den Zug gewartet.

* * *

Meiſter Daniel war in eine ſchwere Krankheit gefallen; Tage lang ſchon lag er ohne Beſinnung; das gute Mamſell Riekchen und die alte Arbeitsfrau ſaßen abwechſelnd Tag und Nacht an ſeinem Bette. Am erſten Tage ſchien der Zuſtand des Greiſes faſt verwirrend auf das kleine Dämchen einzuwirken: „Meiſter! Meiſter Baſch! Beſinnen Sie ſich! Sie müſſen ſich beſinnen!“ hatte ſie ihm, ängſtlich hin und her hüpfend und an ſeinem Hemdsärmel zupfend, zugerufen; aber es hatte nichts verſchlagen wollen; auch hatte dann der alte Phyſikus ihr ſtrenge Ruhe auferlegt, und dem Arzte war ſie ſtets gehorſam.

Um dieſe Zeit kam ich gegen Abend von einer dreitägigen Geſchäftsfahrt zurück und war oben an der Süderſtraße vom Wagen geſtiegen, weil ich einem dort Wohnenden das Ergebniß meiner Reiſe mitzutheilen hatte. Als ich dann ſpäter, da ſchon alle Handwerker Feierabend gemacht hatten, durch die Straße in die Stadt hinabging, ſah ich an der offenen Hausthür von Meiſter Daniels Hauſe den hageren Nachbar Schneider ſtehen, als ob er mit ſonderlicher Befriedigung nach dem Innern hineinhorche.

„Nun, Meiſter,“ ſagte ich, in meinem Gange inne haltend, „giebt es in unſeres armen Daniels Hauſe auch einmal wieder Fröhliches zu erlauſchen?“

Er wandte ſich zu mir und zupfte ſich wie zum Gruße in ſeinen grauen ſtaubigen Haaren: „Freilich, freilich, Herr Landvogt!“ ſagte er dann; „horchen Sie nur, wie fix das von der Hand geht. Er iſt noch immer bei der Arbeit, wird bald unter den Reſten aufräumen; ſchicken Sie nur immer neue Arbeit! Und das Geräth, alles blitzblank, alles amerikaniſch! Das arbeitet wie von ſelber; nun gar, wenn ein ſolcher Burſch dahinter ſitzt!“

Der Schneider huſtete, wie zur Beſtätigung, und zog ſich ſein grünes Wamms über die platte Bruſt. „Ein Wettersjunge war's!“ ſtieß er hervor; „und Sie werden's ſehen, Herr, ein Teufelskerl, ein Böttcher aus dem Fundament iſt da herausgewachſen!“

Ich ſah ihn an, ich verſtand ſein Gerede nicht; wohl aber hörte ich, jedoch nicht aus der Werkſtatt, ſondern wie hinten aus dem Hofe und nur ſchwach herüberhallend ein Geräuſch wie von einem reſolut arbeitenden Handwerker.

„Ja,“ ſagte der Schneider; „dort in dem Ställchen hat er ſich eingerichtet; der Alte ſollte nicht geſtört werden.“

„Lieber Meiſter,“ ſprach ich, „warten Sie ein

Weilchen! Wer iſt der Teufelskerl, der dort im Stall ſo amerikaniſch arbeitet?"

Der Schneider riß die matten Augen auf, daß ſeine Brauen um einen Zoll weit in die Höhe fuhren, und betrachtete mich von Kopf zu Fuß: „Lieber Herr," ſagte er nachſichtig, „ich ſeh's, Sie kommen von der Reiſe, ſonſt würden Sie's ſchon wiſſen: der Junge, der Fritz Baſch iſt vorgeſtern von Californien wieder eingetroffen, und ein Kerlchen, wie ein Cyklop!"

Ich ſah den begeiſterten Mann etwas verwundert an: „Alſo," ſagte ich, „iſt er in den Minen nicht erſtochen worden?"

„Doch, doch, lieber Herr; das Meſſer hat er ſchon richtig zwiſchen den Schultern gehabt; aber er hatte auch noch beſſere Freunde als den Haſenfuß, den Amerikaner; die ſchleppten ihn in ihr Zelt, da hat er lange gelegen."

„Und ſein Vater, der alte Daniel," frug ich, „iſt er vor Freuden nun nicht gleich geſund geworden?"

Aber der Schneider patſchte mit ſeinen aufgehobenen Händen in die Luft und beſchrieb dann mit dem Finger ein paar Nullen vor ſeiner Stirn: „Wirrig! Noch immer wirrig; er weiß von nichts."

„Gott beſſer's!“ ſagte ich, und ſprach das alte Wort wie ein Gebet; ich mochte mir nicht denken, daß der Sohn nur heimgekommen ſei, um durch ſeine Schuld den Vater ſterben zu ſehen. „Gott beſſer's!“ ſagte ich noch einmal.

Der Schneider nickte: „Ja, ja; aber der Phyſikus meinte, wenn der liebe Gott nur ein wenig helfen wollte, ſo brächt' er ihn wohl durch.“

Das Arbeitsgeräuſch vom Hofe, das unſer Geſpräch begleitet hatte, war plötzlich ſtill geworden; es wurde allmälig dunkel. „Gute Nacht, Meiſter,“ ſagte ich; „Gott wird ja gnädig ſein.“

* * *

Was der Schneider erzählt hatte, wurde bald von allen Seiten beſtätigt: Fritz Baſch war wirklich wieder da, von Hamburg mit einem hieſigen Fahrzeug angelangt: ein ſtrammer Geſell, etwas größer als der Vater, mit einem braunen Bärtchen auf den trotzigen Lippen und ein Paar Augen, als wollten ſie den Vogel aus der Luft herunterholen; die Dirnen und Burſche mochten ſich in Acht nehmen! Wie im Rauſch war er durch Haus und Garten gelaufen, und als er alles leer gefunden hatte, in das Haus zurück; als Mamſell Rieckchen ihm hier von der Treppe aus entgegen kam, war er ihr athemlos nach der Giebelkammer hinauf gefolgt; denn was mit ſeinem Vater geſchehen, hatte er ſchon auf dem Wege vom Hafen nach dem Elternhauſe durch einen früheren Kameraden erfahren. Stumm war er an Meiſter Daniels Lager hingeſunken, ſtundenlang hatte er die ehrliche Hand in ſeiner gehalten, ſie geſtreichelt und geküßt; ſtundenlang hatte er auf ſeines Vaters Angeſicht geblickt, als bettle er um auch nur einen hellen Blick; der Meiſter aber hatte aus ſeiner Nacht an ihm vorbei nach ſeinem todten Sohn gerufen.

Am zweiten Tage hatte der junge Mann ſeine Kiſte ausgepackt, in der Werkſtatt nachgeſehen, ob an unfertiger Arbeit etwas in die Hand zu nehmen ſei, und dann draußen im Stall ſich ſeine Arbeitsſtätte aufgeſchlagen.

So waren ein paar Tage hingegangen; er hatte, ſo lang die Sonne ſchien, gearbeitet und Nachts an ſeines Vaters Bett geſeſſen; er ſtand jetzt Nachmittags, den Schlägel müßig in der Hand, zwiſchen ſeiner Arbeit in dem Stalle und blickte durch die offene

Thür in den dunkelblauen Herbſthimmel; er war doch etwas müde. Plötzlich, unter dem Zwitſchern der durch den Garten ziehenden Meiſen, hörte er einen leichten Schritt von unten den Steig am Zaun heraufkommen. Er blieb horchend ſtehen; die Schritte wurden zögernder, je mehr ſie ſich dem Hauſe näherten. Er hatte ſchon neugierig auf den Hof hinaustreten wollen, da ſtand ein etwa dreizehnjähriges Mädchen mit ſanften blauen Augen vor der offenen Thür; ſie trug einen eckigen Gegenſtand in der Hand, der mit einem blauen Seidentuch verhangen war; aber ſie ſah ihn ſchüchtern, faſt erſchrocken an.

„Tritt näher, little Mistress,“ ſagte er lächelnd.

„Sind ſie Herr Fritz Baſch?“ frug ſie leiſe, indem ſie zögernd einen Fuß auf die Schwelle ſetzte.

Er nickte: „Bin's nun ſeit zwanzig Jahren ſchon geweſen!“

Sie blickte ihn wieder zweifelnd an.

„Aber wer biſt denn du, little fair?“ frug er wieder; „haſt du mir etwas zu beſtellen?“

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ ſagte ſie. „Ich bin des verſtorbenen Collaborators Tochter.“

„Magdalena! Die kleine Magdalena!“

Das Mädchen nickte: „ja,“ ſagte ſie, „ich war recht klein damals, als die großen Jungen mich ſchneeballten und mich ‚Kolibri‘ ſchimpften; aber Sie kamen mir zu Hülfe, das gab den Jungen Beine.“

„Ich weiß noch mehr, Lenchen,“ ſprach er ſinnend, „ich hob dich auch einmal aus einem Schneehaufen, in den ſie dich geworfen hatten, daß nur kaum noch dein klein Geſicht herausguckte.“

Das Mädchen ſenkte die Augen; aber ſie nickte wieder heftig mit ihrem blonden Köpfchen.

Fritz hatte die Hände auf dem Rücken gefaltet; ein warmer Strahl aus ſeinen jungen braunen Augen fiel auf das Kind. Da zog ſie das Seidentuch von dem Bauer, das darunter verborgen war, und ein rothbruſtiger Dompfaff flatterte darin und ſtieß einige ſeiner wilden Töne aus. „O Herr Fritz,“ rief das Mädchen, „ſeien Sie auch heute noch ſo gut und hören Sie mich an, denn das iſt der Vogel Ihres Vaters!“

„Unſer? Unſer Dompfaff?“ rief er, und die Augen wurden ihm feucht. „Papchen, mein Papchen, du lebſt noch!“ Aber plötzlich ſchienen andere Gedanken in ihm wach zu werden. Um dieſen Vogel hatte ſein Vater in den Tod ... Er biß ſich auf die Lippen: „Wie kommſt du zu dem Vogel?“ rief er heftig.

Da ſiel das furchtſame Kind vor ihm auf die Kniee: „Ich wollte ihn wiederbringen; ich dacht', das könnte den guten Meiſter geſund machen helfen!“

„Wiederbringen? So haſt du ihn vorher genommen? Weißt du, daß mein Vater darum in den Tod hat laufen wollen?“

Sie ſah ihn mit verwirrten Augen an; ſie nickte erſt; dann ſchüttelte ſie heftig ihren Kopf: „Es iſt erſt heut herausgekommen,“ ſtammelte ſie endlich; „da bat ich Großmutter, ob ich hin hinbringen dürfe; er hat ihn auf dem Scheuerboden verſteckt gehabt!“

Der Schrecken, den er über das Mädchen gebracht hatte, ſchien dem jungen Manne plötzlich weh zu thun; es war ein zu unſchuldig Geſichtlein, das zu ihm aufſchaute. „Komm!“ ſagte er und hob ſie ſanft vom Boden: „du mußt dich nicht ſo fürchten; ich mein' es nicht ſo ſchlimm. Nun ſag' mir, wer hat den Vogel denn genommen? Oder hat ihn jemand nur im Freien eingefangen?“

Sie ſchüttelte wieder ihr blondes Köpfchen:

„Nein,“ ſagte ſie traurig, „mein Bruder Tiberius hat den Vogel vom offenen Fenſter weggeholt.“

„So?“ ſagte er; „er ſchielt; ich kenn ihn noch wohl.“

„O thut ihm nichts, Herr Fritz!“ rief ſie und hob flehend ihre Hände zu ihm auf; „er hat ſchon ſeine Strafe; Großmutter hat es ſeinen Lehrern angezeigt! Und ſagt auch nichts zu Mamſell Riekchen, ſagt es keinem Menſchen!“

Er ſtand und ſah wie bewundernd auf ſie nieder; aus dem noch halben Kinderangeſicht hatte das Antlitz der werdenden Jungfrau ihn plötzlich angeblickt.

„Magdalena,“ ſagte er verwirrt, „verzeih mir! Ich danke dir; ich will Alles thun, wie du es willſt; der Vogel wird gewiß den alten Meiſter Daniel wieder geſund machen; Mamſell Riekchen hat mir geſagt, er habe dich ſehr lieb; und — komm auch einmal wieder, Magdalena!“

Sie ſtand wie mit Purpur übergoſſen und ſah ſchweigend auf den Boden.

Auch er ſchwieg; da öffnete ſie den Mund.

„Wollteſt du mir etwas ſagen?“ frug er.

Aber ſie ſchüttelte den Kopf und ſagte nur:

„Wenn der Meiſter wieder ſeine guten Augen aufthut, ihm dürfet Ihr es ſagen!“

Dann ging ſie. Als er ſchon unten am Wege die Gartenpforte hatte klirren hören, ſah er das blauſeidene Tuch auf einem Tönnchen liegen. Er nahm es und wollte ihr ſchon damit nachlaufen; aber er legte es wieder hin: „Nein,“ ſagte er, und ein Lächeln flog um den jungen Mund; „ſie muß es ſelber holen!“

Da hörte er den Vogel in ſeinem Bauer flattern: „Komm, Papchen!“ rief er fröhlich, indem er mit dem Bauer der Hofthür zuging. „Is doch ſchön to Huus! Un nu verſök, ob du't noch bäter as de Doctor kannſt!“

* * *

Der Vogel hing ſchon einen Tag lang in der Giebelſtube; Rieckchen hatte neugierig genug an dem jungen Mann herumgefragt; aber er hatte ſie ſchelmiſch lächelnd verſichert, ein Engel habe ihn gebracht. Gepfiffen hatte er noch nicht, und Meiſter Daniel fiel aus einem Schlafe in den anderen.

Fritz hatte ein paar Wege in der Stadt gemacht; zuerſt war er bei dem Bürgermeiſter Lüders geweſen, der damals als ein heftiger Selbſtherrſcher regierte, aber auch ſtets allen tüchtigen Einwohnern ein bereiter Helfer und Berather war; dann war er zum Altmeiſter ſeines Gewerkes gegangen. Als er voll Hoffnung von ſeinem Gange zurückkehrte, hörte er ſchon auf der Gaſſe den ungewöhnlich hellen Schlag des Dompfaffen, als ſei der Vogel erſt jetzt zum Bewußtſein gekommen, daß er zu Hauſe und bei ſeinen Freunden ſei. Fritz überfiel die Sorge, der ſtarke Ton könne doch den Kranken ſtören, und ging eilig der Treppe zu. Mamſell Rielchen ſteckte den Kopf aus der Küchenthür: „Er ſchläft!“ ſagte ſie leis und wies nach oben; aber Fritz nickte nur und ſtieg raſch hinauf, um den Vogel ſtill zu machen.

Aber als er die Thür geöffnet hatte, ſah er ſeinen Vater aufrecht mit aufgeſtützten Armen in dem Bette ſitzen, als ob er eifrig lauſche; ein Ausdruck von ſeligem Behagen lag auf ſeinem eingefallenen Antlitz. Der Vogel hatte ſich nicht ſtören laſſen, ſein Schlag ſchallte laut durch die Kammer.

Fritz trat behutſam an das Fußende des Bettes; da wandte Meiſter Daniel ſeinen Kopf, und mit Schrecken ſah der Sohn ſeine Augen ſtarr werden, als ob die Krankheit mit noch größerer Gewalt zurückkehre. Aber die Furcht war umſonſt; nur ein Augenblick, dann war's vorüber; wie zögernd trat ein Lächeln um die blaſſen Lippen, und die Augen des alten Mannes wurden feucht. „Fritz! Min Fritz!“ kam es zitternd von ſeinem Munde, und er ſtreckte die Arme gegen ſeinen Sohn und hielt ihn feſt an ſeiner Bruſt. Und wieder ſchob er ihn von ſich und betrachtete das männlich gewordene Antlitz des jungen Mannes und ſtrich mit zitternder Hand über den Bart auf ſeiner Lippe; dann ſah er wieder auf den unabläſſig ſchlagenden Dompfaff. Aber die noch ſchwache Kraft ermüdete; er ſchien auf einmal ſich nicht finden zu können; ſein Vogel ſang, ſein Sohn lag in ſeinen Armen: „Fritz, min Fritz,“ frug er leiſe, „wo ſünd wi eegentlich?“

Da ſtürzten dem Sohn die lang verhaltenen Thränen: „To Huus! To Huus, Vatter! Un ick bin bi di, un unſ' ol Vagel ſingt dato.“

„Min Fritz, min Sön, Mutter är gude Jung!“ ſtammelte der Alte; dann ſank er zurück auf ſeine Kiſſen, und ſein Herrgott ſandte ihm den ſanften Schlummer der Geneſung.

— — Am folgenden Sonntag zeigte Einer dem Anderen eine Anzeige im neuen Wochenblatt, und die Kundigen kamen überein, der Bürgermeiſter ſtecke einmal wieder dahinter; die aber lautete:

„Meinen geehrten Kunden zur höflichen Nachricht, daß unter dem Beiſtande meines glücklich heimgekehrten Sohnes Fritz als ausgelernten und wohlerfahrenen Böttchergeſellen Beſtellungen jeglicher Art wiederum prompt und ſauber bei mir ausgeführt werden.

Daniel Baſch, Böttchermeiſter."

Da kam Arbeit genug; denn die Theilnahme des ganzen kleinen Gemeinweſens hatte ſich den Beiden zugewandt; auch ſchonte der Nachbar Schneider ſeinen letzten Athem nicht, um den Ruhm des jungen Böttchers zu verkünden; und bald wollte jeder wenigſtens ein Eimerchen oder doch ein Schöpffaß von der Hand des amerikaniſchen Sohnes haben; und da die Arbeit, nach wenig Wochen, auch unter Hülfe des geneſenen Meiſters, überall nach Wunſch geliefert wurde, ſo ging aus manchem flüchtigen Beſteller ein feſter Kunde hervor.

Nicht lange, ſo hantirte auch ein kräftiger Lehrling in der Werkſtatt und griff nach fröhlich ertheilter Anweiſung mit flinken Händen zu; das war Hans Jochims, der älteſte der beiden „Swemmer". Am Feierabend kam auch wohl Martin, der alte Geſelle, auf Beſuch; der wollte auch von Fritzens Abenteuern hören; und als Neujahr vorüber und erſt die letzten Schneeglöckchen abgeblüht waren, da ging Fritz mit Hans und Martin Abends in den Garten; ſie gruben allmälig alles um und um und legten Erbſen und ſäeten Wurzeln und Mairüben und Peterſilie, und Meiſter Daniel ſtand dabei und lachte, als zuletzt auch noch der türkiſche Weizen an die Reihe kam. Und als nun alles fertig und ſauber war, wurden Mamſell Riekchen und der Geſelle auf Sonntag zum Mittag eingeladen; und im beſten Gutbier tranken ſie auf reiche Ernten für die Zukunft.

⁂

Ich darf noch Eines nicht vergeſſen, was zwiſchen Vater und Sohn, ein paar Tage nach ihrem erſten Wiederfinden, geſchah. Mamſell Therebinte — ſie hat es ſpäter dem Phyſikus erzählt — ſaß ſtrickend in der Giebelſtube an dem Fenſter, während Fritz an ſeines Vaters Bette ſeine californiſchen Erlebniſſe berichtete; der Alte, mit dem es rüſtig aufwärts ging, war ſchon kräftig genug, um ſie ohne Nachtheil hören zu können; er ſaß aufrecht und hatte die Arme auf der Decke. Als aber der Sohn erzählte, daß er nach Heilung von jenem Meſſerſtich, wobei ſein ausgegraben Gold wie Teufelsſpuk verſchwunden ſei, unweit der Mine bei einem großen Weinbauer als Böttcher einen Platz gefunden, und wie er dann hinzuſetzte: „Doch das weißt du ja, mein Vater; ich hab dir derzeit ja den langen Brief geſchrieben;" da hatte der Alte die Augen groß geöffnet, und dem Sohne war, als ob er ihn heftig fragend anſehe.

„Ja, Vater," ſagte er raſch; „nun weiß ich's wohl, es war eine böſe Dummheit; aber ſo wird man in der Fremde: ich meint', ich dürfe nun nicht wieder ſchreiben, — nur verdienen, und wenn's genug wär', dann mich ſelber mit nach Hauſe bringen. Und das ging langſam, Vater, und wurd' auch nicht zu viel; aber" — und er verfiel in ſein geliebtes Plattdeutſch; „is doch all' ſuur un ehrlich verdeent Geld!"

Der Alte hatte ſich gefaßt; er drückte ſeinem Sohn die Hand: „Du un dat Geld toſamen," ſagte er,

„dat is genog.“ Aber der Klang der Stimme war ſo trübe, als berge ein großer und verſchwiegener Kummer ſich dahinter; und ein Gedanke fuhr wie ein Todesſchreck durch das Gehirn des jungen Mannes: „Vatter,“ rief er; er zwang ſich, daß er es nicht laut herausſchrie — „du heſt de Breef nich krägen!“

Die Augen von Vater und Sohn ſtanden eine Weile vor einander, als wagten ſie nicht ſich anzublicken. Endlich ſprach der Alte langſam: „Da du mi frägſt, min Sön — ick heff din Breef nich krägen.“

— „Un du heſt all' de Tid von mi nix hört, as wat de Dögenix, de Amerikaner, hier in de Stadt herumlägen?“

„Nix wider; he hett mi't ſülm vertellt.“

Ein furchtbarer Schmerz ſchien den jungen Körper zu erſchüttern: „Oh, Vatter! Oh, min Vatter!“ ſtammelte er.

Aber Meiſter Daniel nahm den Kopf ſeines Kindes zwiſchen ſeine beiden zitternden Hände: „Min Fritz,“ ſagte er zärtlich, „ick weet ja nu, du harrſt mi nich vergäten: dat Anner — dat deit nu nich mehr weh!“

Da ſchloſſen eine junge und eine alte Hand ſich in einander, und es bedurfte keiner Worte mehr; der

Kopf des Jünglings ruhte mit geſchloſſenen Augen neben dem des Alten auf dem Kiſſen, unachtend der kleinen Figur, die dort am Fenſter mit erregten Fingern ſtrickte, bis endlich ſein Herz in ruhigeren Schlägen klopfte. Dann küßte er ſeinen Vater und ging hinab zu ſeiner Arbeit.

* * *

Nach Jahr und Tag, da ich eines Nachmittages mit dem Phyſikus auf der Kegelbahn zuſammentraf, kam auch die Rede auf den guten Meiſter Daniel. „O, dem iſt wohler, als ihm je geweſen!“ ſagte der alte Herr und blickte dabei behaglich ſeiner, wie immer geſchickt geworfenen Kugel nach. „Was die Leute wunderlich an ihm hießen, hat ſeine Krankheit ſchier mit weggenommen; aber, ſeltſamer Weiſe, dann noch Eins dazu!“

„Noch Eins?“ frug ich: „doch nicht zum Unheil?“

„Nein,“ ſagte der Phyſikus; „ich denke, wohl zum Heile: der alte Herrgott muß ihm gut ſein; denn von der Geſchichte mit dem Brautloch iſt ihm jede Erinnerung erloſchen.“

„Aber der Eine von den Swemmern iſt ja Lehrling in ſeinem Hauſe!“

„Nur der Sohn weiß, was er dem zu danken hat.“

Ich nickte: „Möge es ſo bleiben!“

„Amen!“ ſagte der alte Medicus und griff nach ſeiner zweiten Kugel.

— — Noch einmal, das erſte Mal nach ſeiner Krankheit und dann auch zum letzten Male, ſah ich unſeren Meiſter Daniel; Fritz war derzeit vor Kurzem Meiſter geworden. Es war im Spätſommer nach Feierabend, als ich, von dem nächſten Dorfe kommend, die Süderſtraße hinabging; auf der Bank vor dem Böttcherhauſe ſaß der Alte mit ſeinem jetzt ſchneeweißen Kopfe und hielt bei der noch herrſchenden Schwüle ſein blaues Zipfelmützchen zwiſchen den gefalteten Händen auf den Knieen, neben ihm im Sommerhütchen ein hübſches blondes, noch recht junges Mädchen; ich zweifelte nicht, daß ſie des Collaborators Lenchen ſei. Die Beiden ſchienen einer munteren Erzählung zuzuhören, welche der in Schurzfell und Hemdsärmeln an dem Lindenſtamme lehnende Meiſter Fritz ihnen vortrug; beſonders die junge Blonde, nach ihrem anmuthigen Lächeln zu urtheilen, ſchien lauter goldene Worte zu hören.

Aus den Gärten, durch die Gänge zwiſchen den Häuſern wehten ſchon die Herbſt Reſedadüfte.

Ich konnte nicht umhin, dem friedlichen Kleeblatte näher zu treten. Eine kleine Pauſe folgte meiner Begrüßung, die ich gleichfalls der hinter dem Fenſter ſitzenden Mamſell Therebinte hatte zukommen laſſen; dann aber, da mir zwiſchen dem alten Meiſter und dem jungen Mädchen ein Platz geräumt worden, bekam auch ich noch meinen Antheil von den californiſchen Spitzbubengeſchichten. Wir lachten alle; und in das freundliche alte Geſicht ſchauend ſprach ich: „Wahrhaftig, Meiſter, jetzt iſt es, wie ich's mir nicht anders vorgeſtellt: Ihr habt jetzt alles wieder und mehr noch, als Ihr einſt gehabt habt: hier Euren Sohn, den neuen Meiſter, dort oben Euren Dompfaff, der freilich jetzt wohl ohne Sang und Klang ſein Gnadenbrot frißt; dazu das Fräulein Therebinte, und — ich war aufgeſtanden und machte ein huldigendes Compliment vor Magdalena — vor allem hier die junge Freundin — nun aber überſtreichet auch den Tod auf Eurem alten Hausſchild und laſſet wieder eine friſche rothe Roſe darauf malen!"

Aber meinem heiteren Aufruf folgte eine Stille;

nur der Alte, durch deſſen weißes Haar der Abendhauch wehte, nickte freundlich vor ſich hin: „Ein Weilchen noch Geduld!“ ſagte er, ohne aufzuſehen; „Sie vergaßen Eine; die iſt nicht wiederkommen; die wartet, bis ich zu ihr komme. — Nachher, dann mag mein Fritz die friſche Roſe malen laſſen; die meine, lieber Herr, die iſt nicht mehr von dieſer Welt.“

Ich ſah es wohl, wie der hübſche Mädchenkopf bei dieſen Worten ſich erröthend ſenkte; auch, welch ein Blick voll heißer Lebenszuverſicht aus den Augen des jungen Meiſters auf ſie fiel. Der Alte aber war plötzlich gleich mir aufgeſtanden und ging, als wolle er die Welt den Jungen überlaſſen, nach ſtummem Gruß mit zitternden Schritten in ſein ſchon dunkelndes Haus zurück.

* * *

Ein Jahr noch etwa hat er hiernach gelebt; am Morgen vor der Hochzeit von Fritz und Magdalena fanden ſie ihn mit gefalteten Händen in ſeinem Bette ſanft entſchlafen.

— — Das iſt es, was ich aus dieſen engen Wänden zu erzählen hatte.

Storm's gesammelte Schriften.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Achtzehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1889.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 17.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1889.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des ſiebzehnten Bandes.

Gedichte.

- Conſtanze 3
- Komm, laß uns ſpielen 5
- Verirrt 6
- Crucifixus 7
- Im Volkston 8
- Mit einer Handlaterne 9
- Lyriſche Form 10
- In ſchwerer Krankheit 11
- Ein Leichenſtein 12
- Zu Mutters Geburtstag 13
- Inſchrift 14
- Widmungen 15

Ein Feſt auf Haderslevhuus (1884/85) 17
Schweigen 145

Gedichte.

Conſtanze.

1.

Längſt in das ſichere Land der Vergangenheit warſt du geſchieden;
Nun, wie ſo viele zuvor, dämmerte wieder ein Tag.
Laut ſchon ſangen die Schwalben; da neben mir krachte das Bettchen,
Und aus dem roſigen Schlaf hob ſich ein Köpfchen empor.
„Ebbe!“ ſo rief ich, „klein Ebbe!“ — Da kniete ſie ſchon in den Kiſſen:
Aber geheimnißvoll blickten die Augen mich an.
„Ebbe?“ frug ſie zurück, und leis aus innerſtem Herzen
Klang's wie ein Lachen herauf: „Elſchen hieß ich ja ſonſt!
Wer doch nannte mich Elſchen?“ Da plötzlich fiel es wie Schatten
Ueber das Kindergeſicht; trüb ſich umflorte das Aug'.
„Ja, wer nannte dich ſo?“ — Und zögernd kamen die Worte:

„Meine Mutter.“ Und ſtill ſenkte das Köpfchen ſich nun.
Lange kniete ſie ſo. Den ſterblichen Augen unfaßbar
War ſie dem Kinde genaht, die mich ſo lange beglückt.

2.

Nicht dem Geliebten allein, wie vielen warſt du entriſſen!
Glaubten die Freunde doch kaum, ohne dich blühe die Welt. —
Deine geliebten Roſen, nur dreimal blühten ſie wieder,
Und deinen Namen wie lang hab' ich von keinem gehört.
Raſtlos wandert die Zeit, in den Augen der Kinder verdämmert
Mählich dein Bild, und bald — wer noch wüßte von dir!
Denn ſo ſchwindet der Menſchen Gedächtniß: Siehe, noch einmal,
Höher als je zuvor, hebt es die ſpiegelnde Flut;
Scheidender Abendſtrahl der Sonne verklärt es noch einmal;
Doch wie die Welle verrauſcht, nimmt und begräbt es die Nacht.

Komm, laß uns ſpielen.

Wie bald des Sommers holdes Feſt verging!
Rauh weht der Herbſt; wird's denn auch Frühling wieder?
Da fällt ein bleicher Sonnenſtrahl hernieder —
Komm, laß uns ſpielen, weißer Schmetterling!

Ach keine Nelke, keine Roſe mehr;
Am Himmel fährt ein kalt Gewölk daher!

Weh, wie ſo bald des Sommers Luſt verging —
O komm! Wo biſt du, weißer Schmetterling?

Verirrt.

Ein Vöglein ſingt ſo ſüße
Vor mir von Ort zu Ort;
Weh, meine wunden Füße!
Das Vöglein ſingt ſo ſüße —
Ich wandre immerfort.

Wo iſt nun hin das Singen?
Schon ſank das Abendroth;
Die Nacht hat es verſtecket,
Hat Alles zugedecket —
Wem klag' ich meine Noth?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
Weiß weder Weg noch Ort;
Die Blumen an der Halde,
Die Blumen in dem Walde,
Die blühn im Dunkeln fort.

Crucifixus.

Am Kreuz hing ſein gequält' Gebeine,
Mit Blut beſudelt und geſchmäht:
Dann hat die ſtets jungfräulich reine
Natur das Schreckensbild verweht.

Doch die ſich ſeine Jünger nannten,
Die formten es in Erz und Stein,
Und ſtellten's in des Tempels Düſter
Und in die lichte Flur hinein.

So jedem reinen Aug' ein Schauder
Ragt es herein in unſre Zeit;
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unverſöhnlichkeit.

Im Volkston.

Ein ſchwarzbraunes Mädel,
So flink wie 'ne Katz,
Das hätt' gern ein jeder,
Doch keiner noch hat's.

Ei lauf nur! Die Zeit
Folgt dir doch auf den Fuß,
Wo du denkſt, daß ein jedes
Gehabt werden muß!

Mit einer Handlaterne.

Laterne, Laterne!
Sonne, Mond und Sterne,
Die doch ſonſt am Himmel ſtehn,
Laſſen heut ſich nimmer ſehn;
Zwiſchen Waſſerreih' und Schloß
Iſt die Finſterniß ſo groß,
Gegen Löwen* rennt man an,
Die man nicht erkennen kann!

Kleine freundliche Latern',
Sei du Sonne nun und Stern;
Sei noch oft der Lichtgenoſſ'
Zwiſchen Waſſerreih' und Schloß
Oder — dies iſt einerlei —
Zwiſchen Schloß und Waſſerreih'!

---

* Steinerne am Portal.

Lyriſche Form

Poëta laureatus.

Es ſei die Form ein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt!

Ein Anderer.

Die Form iſt nichts, als der Contur,
Der den lebendigen Leib beſchließt.

In ſchwerer Krankheit.

1886/87.

Nun ſchließ' auch du die Augen zu,
Geh' Phantaſie und Herz zur Ruh!
Ein Licht liſcht nach dem andern aus —
Hier ſtand vordem ein Schauſpielhaus.

Ein Leichenſtein,

darauf der Tod mit ſtark gezahnten Kiefern.

Dat is de Dot, de Allens fritt,
Nimmt Kunſt un Wätenſchop di mit;
De kloke Mann is nu vergán —
Gott gäv em ſelik Uperſtán!

Es kommt das Leid,
Es geht die Freud';
Es kommt die Freud',
Da geht das Leid —
Die Tage ſind nimmer dieſelben.

Zu Mutters Geburtstag.

Mit einem Roſenſtrauß.

Du und dein Sohn
Sie ſind beide ſchon alt;
Doch blühen noch Roſen,
Und das Herz iſt nicht kalt.

Inſchrift

zu meinem Buch „Vor Zeiten“.

Das war zu Odyſſeus' Tagen,
Da that es ein Hammel gut;
Sollen itzt ſie dir Rede ſchenken,
Du mußt ſie wahrhaftig tränken
Mit deinem eignen Blut.

Widmungen.

An Erich Schmidt.

Du gehſt im Morgen-, ich im Abendlicht —
Laß mich dies Buch in deine Hände legen;
Und konnt ich jemals dir das Herz bewegen,
Vergiß es nicht.

An Frau Do.

Du fragſt: „Warum? — Was uns zuſammenhält,
Was ſoll damit, was kümmert das die Welt?“

— „Ich denke: Nichts; und doch, die Luſt fühlt' ich entbrennen,
Den lieben Namen laut vor ihr zu nennen.“

Ein Feſt auf Haderslevhuus.

(1884—1885.)

Im vierzehnten Jahrhundert in Nordſchleswig war es, als dort im tiefen Buchenwalde der Ritter Claus Lembeck auf ſeiner Höhenfeſte Dorning ſaß. Sie war ihm nach dem Tode ſeines jütiſchen Weibes zugefallen; er hatte ſein Wappen, einen Geierkopf auf rothem Felde, über die Einfahrt des Außenthores nageln laſſen und zog Wall und Gräben doppelt ſtark um ſich herum. Denn Waldemar Atterdag, der Dänenkönig, trug heimlichen Groll gegen den gewaltigen Mann, der einſt aus ſeinem grimmigſten Feinde ſein dienſtbefliſſener Kanzler geworden war, dann aber wiederum ihm abgeſagt und ſich zu den Grafen von Holſtein, den Schauenburgern, und zum Herzog Waldemar von Schleswig geſtellt hatte.

Es war damals gar wilde Zeit bei uns; der König berannte, wiewohl vergebens, die Feſte Dorning mit ſeinem Kriegsgeſchwader; dann ſchloß er

Frieden und legte, mit Untreue im Herzen, ſeine Hand in die des Ritters. Als dieſer aber bald danach der tödtlichen Nachſtellung des Atterdag nur kaum entronnen war, da zog er nach der Inſel Föhr, um dort ſich eine Burg zu bauen, und ließ die Feſte Dorning ſeinem älteſten Sohne. Das aber war nicht, wie ein Chroniſt dem anderen es nachgeſchrieben hat, der Hennecke Lembeck, welcher ſpäterhin die Kieler in Noth brachte, weil ſie einigen ſeiner ſtraßenräuberiſchen Burgleute den Kopf hatten vor die Füße legen laſſen; es ſtand noch Einer zwiſchen ihnen, von dem jede Kunde faſt verſchollen ſcheint: der älteſte Sohn des vielberufenen Ritters war Rolf Lembeck und ſaß, wenn auch nur wenig Monde, auf Schloß Dorning. Er war nur halb vom Eiſenſtoffe ſeines Geſchlechtes, und lieber als im Harniſch, ging er auf leichten Sohlen und in zierlichen Gewändern von Sammet oder Seiden; von ihm war nur ein jäh zerriſſenes Minneabenteuer zu berichten, das wie Mondlicht in die Wirrniß dieſer finſteren Zeiten fällt; doch damit hatten die Chroniſten nichts zu ſchaffen. Und obſchon ſein Leben ein Vierteljahrhundert kaum erreichte, ſo war er doch ein deutſcher Ritter, blauäugig und mit blondem Haupthaar, von froher, leichter Jugend und von heißer Lebensluſt.

Ich aber weiß von ihm; und was ich weiß, das drängt mich heut es zu erzählen.

* * *

Claus Lembeck wollte keinen Gelehrten aus ſeinem älteſten Sohne machen; aber gleich ihm, ja beſſer noch ſollte er Kopf und Fauſt gebrauchen können, und dazu mußte beides gleich geübt werden. So hielt er ihm einen clericus, der den leichtlebigen Geſellen in den Wiſſenſchaften des Quadriviums umherführte; ſo ſandte er ihn danach — es war noch während der Peſtzeit — auf die Univerſität Paris, und der Junker begann ſogleich ein eifrig Studium: er lernte höfiſch fechten, er lernte tanzen und die Laute ſpielen, auch klingende Schanzunen dazu flechten, und was der ſchönen Künſte ſonſt noch waren; die ſchwereren ließ er den anderen. Dann ward ihm noch ein fröhlich Jugendjahr auf der neuen universitas zu Prag, wo derzeit der deutſche König Carl ſeinen Hof hielt. Hier lernte er die großen deutſchen Dichter kennen, den Iwein und den Armen Heinrich Hartmanns von Aue, die Lieder des Oeſterreichers von der Vogelweide, ſogar ein Stück von Wolframs Parcival hatte er geleſen; was aber ganz ſein Herz gefangen hatte, das war des Straßburger Meiſters Liebeslied von Triſtan und Iſolde.

Vor dem weit reichenden Namen ſeines Vaters that manch edles Thor, ſogar das edelſte ſich auf. Bei einem großen Tanzfeſt im Hradſchin, das auch des Königs Gegenwart verherrlichte, war Rolf Lembeck der gewandteſten Tänzer einer und flog in den hohen kerzenhellen Sälen von einer Schönen zu der anderen. Der König ſtand an einem Fenſter mit der jungen Gräfin von Jülich im Geſpräch; die braunen Augen der Dame aber folgten einem Tanzpaar. „Ei, Majeſtät, ſo ſehet doch den feinen Junker,“ rief ſie, „der tanzet ja wie ein Franzos!“

Des Königs Augen waren den Tanzenden eine Weile gefolgt; dann hatte er genickt und einen Pagen abgeſandt, den jungen Tänzer herzufordern.

Rolf Lembeck aber hatte bei ſeiner Partnerin um Urlaub gebeten und dann, ſein blondes Haar zurückſtreichend, mit höfiſcher Verneigung ſich dem König vorgeſtellt. Der betrachtete ihn wohlgefällig; dann aber ſchüttelte er den Kopf, und ſich zu der Gräfin wendend, ſprach er: „Ihr irrt, ſchöne Frau! Von ferne möcht man's glauben; doch —, nicht ſo, Junker, Ihr ſeid mir nimmer ein Franzoſe?“

„Da Majeſtät mich ſolcher Frage würdigen,“ entgegnete Rolf Lembeck, „ich bin ein Holſte, königlicher Herr; aber ich war zwei Jahre auf der Univerſität Paris.“ Und lächelnd fügte er hinzu: „Bonarum artium causa, der ſchönen Künſte halber!“

„Und ſtudiret,“ ſprach der König, „die bonas artes jetzt in unſerem Prag?“

Der Junker machte eine ſchweigende Verbeugung. Dann durfte er erzählen, daß er Claus Lembecks Sohn im fernen Schleswig ſei, von deſſen Händeln mit König Waldemar das Gerücht auch hieher an des Königs Hof gedrungen war.

„Ich dachte nicht,“ ſprach dieſer, „Ihr wäret auf ſo hartem Stamm gewachſen; doch“ — und er winkte huldvoll mit der Hand — „tanzet jetzt weiter und erfreuet unſere Schönen durch Eure bonas artes! Ihr ſollet mir ſpäter noch von Paris erzählen!“

Und Rolf Lembeck flog wieder in den Tanz zurück; wie begehrend war ſein rother Mund geöffnet, und ſeine Augen ſprühten blaues Feuer, wie er nach der Schönſten im Saale ausſchaute, und als er mit demüthigem Neigen vor die Erwählte hintrat, ſchoß ein helles Freudenroth durch ihre Wangen.

Der König, der einen Theil ſeiner Knabenjahre in Paris verbracht hatte, hörte an ſpäteren Feſten dann des Junkers heitere Geſchichten, und als dieſer das prächtige Prag verließ, nahm er den Ritterſchlag von des höchſten Herrn Hand als einen weiteren Schmuck mit auf die Heimreiſe. Der König aber, als ſpäter die alte Oberhofmeiſterin ihn darum angegangen, warum er dem jungen Holſten ſolche Ehre angethan, hatte lächelnd ihr erwidert: „Bonarum artium causa, Gräfin; er hat ſie trefflich ausſtudirt.“

* * *

Rolf Lembeck war nicht aus eigenem Willen heimgegangen, ſein Vater hatte ihn gerufen; er hatte um ein ehelich Gemahl für ihn geworben; „denn“ — ſo hatte er geſagt — „der Vogel muß eingefangen werden, die Flüchten wachſen ihm zu geile.“

Das Weib war die junge Wittib eines holſteiniſchen Ritters Hans Pogwiſch, der in den Kämpfen der Schauenburger Grafen wider König Waldemar vom Pferd gehauen worden; ſie ſelbſt aber war aus einem Nebenzweige der regierenden Schauenburger und mit Land und Sand nicht übel angeſeſſen. Ihr Sinn ſtand wohl darauf, ihr leeres Wittwenbett zu füllen; aber mit Augen ſehen wollte ſie zuvor den jugendlichen Ritter, nicht nochmals einen Ehgeſpons gleich dem Verſtorbenen.

Sie hatte während des Krieges ſich auf ihren holſteiniſchen Hof zurückgezogen, und als ihr Eheherr ihr dort ſterbenswund ins Haus gebracht war, ſaß ſie in Geduld an ſeinem Lager. Der Scharfrichter aus der nächſten Stadt war dageweſen, hatte verbunden und mit dem Apolloniuspflaſter zuſammengeklebt; aber er hatte dabei den Kopf geſchüttelt. Frau Wulfhild legte immer wieder naſſe Binden auf; ſie that das wie ein anderes Geſchäft, das ſich von ſelbſt verſtand; die Ruhe auf ihrem ſchönen Antlitz aber war nicht die ſichere Hoffnung auf Geneſung des Verwundeten; denn es wurde heiterer, je bleicher Tag für Tag der Kranke wurde. Sie nickte und ſprach unhörbar zu ſich ſelber: „Geduld, noch eine kurze Weile!“ Denn der jetzt unmächtig vor ihr lag, er hatte in Trunk und Spiel und wüſtem Lärm ſein Leben hingebracht; um grobhaariger Dirnen willen hatte er offen ſein ſchönes Weib verachtet.

Nur über einzelne Worte hatte er jetzt mitunter noch Gewalt; auch die, ſo hoffte ſie, ſollten bald verſtummen. Harrend ſaß ſie in dem dumpfen Krankenzimmer und hörte gleichgültig auf die Ratten, die in Schaaren über ihnen auf dem Boden rannten. Aber der Sterbende wollte Ruhe haben; er griff jäh nach ſeines Weibes Hand und wies mit kaum erhobenem Finger nach der Zimmerdecke; das Wort vermochte er nicht zu finden. Sie ſah ihn ruhig an: „Soll ich ſie tödten?“ frug ſie; und nach einer Weile brachte er es zuſammen; ſein Kopf verſuchte ein ſtummes Nicken: „Die Ratten!“ ſtammelte er.

Und ſie ließ Rattenkraut vom Schäfer holen, nahm ein Theil davon und legte das übrige in ihre Truhe. Darauf wurde es ſtill über dem Schlafgemach; die Ratten lagen im Todeskampfe zuckend in den Bodenwinkeln.

Aber der wunde Mann begann an einem Morgen ſchier verſtändlicher zu reden und ſeine Flüche wurden kräftiger; da erſchrak ſein Weib und fürchtete, das böſe Leben mit dem Geſunden könne wohl aufs neue beginnen. Darum ließ ſie von dem Scharfrichter, deſſen geheimes Wiſſen ihr ſolche Sorge machte, und ſtatt ſeiner wurde ein Chirurgus beigeſchafft, deſſen Kunſt noch keinem Wunden aufgeholfen hatte. Der brachte andere Pflaſter und Heilmittel, und als er wieder auf ſeinen Klepper ſtieg, ſprach er mit rückgewandtem Kopf: „Seid frohen Muthes, edle Frau! Euer Ehebett ſoll nicht verwaiſet werden! Und morgen bin ich wieder da!“

Dann ritt er fort; das ſchöne Weib aber blieb am Thorpfoſten ſtehen und ſah noch lange ihn ins Land hinausreiten. Ihr blondes Goldhaar zog ſie langſam durch die Finger, und ihre weißen Zähne zerbiſſen einen Strohhalm, den ſie aufgegriffen hatte. „Die Ratten!“ brach es plötzlich von ihren Lippen, und ſie fühlte, wie jählings ihr das Blut zum Hals hinaufſtieg. Aber ſie wurde es nicht los; es kam ihr immer wieder: „Die Ratten!“ Es verfolgte ſie auf Trepp und Gängen, und in der Krankenkammer war es unverjagbar. Und als der Abend kam, da trieb es ſie im Dunklen zu der Truhe, und ihre zitternde Hand tappte nach dem Reſt des Pulvers. In dem Trunke, den Frau Wulfhild an dieſem Abend ihrem Eheherrn gab, trank er den Tod hinunter.

Zwei Tage ſpäter war in dem düſteren Hausgang die Leiche ausgeſtellt; doch nur Frau Wulfhild ſtand hoch aufgerichtet mit untergeſchlagenen Armen an der Todtenlade und ſah mit immer größer werdenden Augen auf das harte Leichenantlitz: „Leb' wohl, Hans Pogwiſch!“ ſprach ſie; „der Kampf iſt aus; auch zwiſchen uns! Ich hab' deiner Hand mich ſchwer erwehrt! — Ein andermal ... doch, das kümmert dich nicht mehr!“

Eine Dienerin war eingetreten mit den Trauergewändern auf den Armen; und ſchweigend wandte ſich die Wittwe von dem Todten und ſchritt mit ihr zur Kammer, wo noch das Ehebett für ſie und den Gefallenen ſtand. Die Kammerfrau that ihr das lange, mit ſchwarzen Thränen beſtickte Scapulier an und knüpfte die mönchsartige Hüftſchnur um den geſchmeidigen Leib; ſie aber hatte deſſen nicht weiter acht. Erſt als die Dienerin ihr zur Beſchau den Metallſpiegel vorhielt, fuhr ſie wie aus Träumen auf: „Das ſei Gott geklagt, der mich zur Wittwe machte!“ rief ſie. „Ich habe darum doch nicht den Tod gefreit!“ Dann, mit raſcher Hand den Gürtel löſend, ſchleuderte ſie ihn von ſich und zerriß das feierliche Gewand in einem Ruck von oben bis faſt zum unteren Saume: „Bring' mir mein braunes Wollenkleid, das mag genügen!“ Und die erſchrockene Dienerin ſchritt ſchweigend aus der Kammer, um den Befehl der ſtrengen Herrin zu erfüllen.

Des Todten Sippe, da ſolches kund ward, ſah die Wittib drob mit ſcheelen Augen an; Claus Lembeck aber hatte zu ſich ſelber geſprochen: „Das iſt das Weib für Rolf Lembeck; die wird den flüggen Vogel halten!“ Er ſah wohl, daß erſt jetzt die Lebensfülle dieſes Weibes ſich völlig auszuwachſen begann: die blauen Gluthaugen ließ ſie froh umherſchweifen, und das wellige Goldhaar fiel ihr frei über den ſtolzen Nacken; doch ſo viele ihrer auch begehrten, ſie ſah noch keinen, dem ſie ſich jetzt ergeben mochte.

Da, an einem Frühlingsmorgen, trat Rolf Lembeck mit ſeinem Vater zu ihr ins Gemach. Die Stunde war vorher beſtimmt, und lange, mit ſteigendem Herzſchlag, war ſie auf- und abgeſchritten; doch als die jugendlichen Geſtalten ſich jetzt gegenübertraten, fehlte nach der feierlichen Verneigung beiden das Wort der Anrede; wie erſchrocken über ihre Schönheit ſchauten ſie ſich an.

Claus Lembeck lächelte in ſeinen Bart: „Mein Sohn Rolf Lembeck, edle Fraue!“ ſagte er, „dem, wie ich ſehe, der Anblick Eurer Schöne ſchier den Mund verſchloſſen hat.“

Sie athmete tief auf: „Ihr ſcherzet, Herr Marſchall; Euer edler Sohn hat der Frauen wohl ſchönere geſehen zu Paris und draußen in dem Reich!“

Aber Rolf Lembeck rief: „Verzeihet, viel ſchöne Frauen; doch keine Schauenburgerin!“ Und beider Blicke ſanken ineinander.

Dem alten Ritter gefiel es wohl, daß er eine Weile ſchier vergeſſen daſtand. Dann aber ſprach er: „Ich ſeh ſchon Euren Willen; nur des Schreibers Kunſtwerk iſt noch vonnöthen!“

Frau Wulfhild langte nach einer Schelle, die auf dem Tiſche ſtand.

„Was wollt Ihr, Fraue?“ frug der Ritter.

„Euch den Schreiber rufen,“ ſprach ſie lächelnd, „denn einen Vater möcht' ich, wie Ihr ſeid, Ritter!“

„Dank, holde Fraue!“ rief der Alte. „Nun, Rolf, willſt du dieſes Weib aus deines Vaters Hand?“

Rolf hatte ſchon die ſchöne Frauenhand an ſeinen Mund gezogen und ſein betheuernd „ja“ geſprochen, als Claus Lembeck ein beſchrieben Pergament hervorzog: „Wir brauchen keinen Schreiber,“ ſagte er, behaglich nickend; „ich gehe nicht ohne Rüſtung auf ſo zweifelhaftes Feld! Was Euch an Gütern eigen iſt, Frau Wulfhild, weiß ich; was ich dem Sohne gebe, mögt Ihr hieraus ſehen! Nun leſet, ob ich nach Eurem Sinn geſchrieben habe!“

Sie rollte das Blatt auf und ſah hinein; geleſen hat ſie nichts davon; es war auch nicht vonnöthen; denn Claus Lembeck ſuchte in derlei Dingen niemanden zu hintergehen. Sie tauchte eine Feder in ihr Tintenfaß und ſchrieb in großen Zügen unter das Schriftſtück: „Wulfhild von Schauenburg, Hans Pogwiſch' Wittib.“

Und als zu zweit auch Rolf mit flüchtiger Hand den Entwurf der Eheacte unterzeichnet hatte, da war der Verſpruch gethan, und Claus Lembeck ſagte wohlgefällig: „Mögen gräflicher Notarius und der Prieſter nun das Letzte thun!“

Frau Wulfhild ſtand mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen inmitten des Gemaches, zwei Finger ihrer weißen Hand in der des jungen Ritters; als aber itzt die Männer ſich verabſchieden wollten, neigte ſie ſich zu dem jungen und ſagte leiſe: „Den Kuß nun, den Verlobungskuß, Rolf Lembeck!“ Als aber der Kuß gegeben und genommen war, ergriff ſie heftig ſeine beiden Hände, und ſich aufrichtend, faſt mit ihm zu gleicher Höhe, ſah ſie mit ihren brennenden Augen in die ſeinen: „Ihr war't im Reich, Rolf Lembeck!“ rief ſie, und wie aus heißer Leidenſchaft klang es herauf: „Der Frauendienſt ſoll dort noch umgehn: ich aber will den Gemahl allein! Verflucht die Lippen, die ein ander Weib berühren!“

Rolf Lembeck war ſchier erſchrocken; doch als er ſie in ihrer wilden Schöne vor ſich ſah, da riß er ſie an ſich und küßte ſie inbrünſtiglich und rief: „Das mag ums Leben gehen, Wulfhild!“

Der Alte aber ſprach in ſich ſelber: „Das Werk iſt wohlgefeſtet.“

— — Die Männer hatten ſich verabſchiedet; die Frau war im Gemach zurückgeblieben; ſie ſtand und horchte den Schritten nach, die in dem Saal verhallten, der vor ihrem Zimmer lag; dann konnte ſie's nicht laſſen, die Thür zu öffnen, als wolle ſie die Spuren des ihr eigen gewordenen ſchönen Mannes noch auf den Dielen ſuchen. Als ſie ſich umblickte, ſah ſie auf einem Schemel, hart an der Thür, den Schreiber Gaspard ſitzen; ſeine braune Gugelkappe, die hinten mit dem gleichfarbigen Rock zuſammenhing, war ihm von dem kurzen Schwarzhaar abgeglitten, ſo daß ſie mit Schwanz und Kugel ihm im Nacken hing; er ſaß mit gekreuzten Beinen und ſah mit ſchief herabgeſenktem Kopfe auf die Dielen, als wolle er dort etwas mit ſeiner ſpitzen Schnabelnaſe aufſpicken. Es war ein ſeltſamer Geſell mit einem ſcharfen ältlichen Geſicht; er miſchte ſich gern in anderer Leute Sachen und war voll Lied- und Spruchweisheit; das Geſinde aber nannte ihn „Gaspard den Raben“, und der Rabe galt viel bei ſeiner Herrſchaft.

„Du biſt es?“ ſprach die ſchöne Frau. „Was haſt du hier Geſchäfte?“

„Keine, Herrin; ich dachte ſie bei Euch zu finden," entgegnete er, ohne aufzuſehen.

„Sie waren beſchafft," ſagte ſie; „es gab nichts mehr für dich."

„Ich weiß, ich weiß!" Dann ſang er mit ſeiner ſcharfen Stimme leiſe vor ſich hin:

„Der gülden Hahn mit ſieben
— Darum iſt er der Hahn —
Er geht mit ſieben Hühnern,
Mit Scharren und mit Dienern —
Das kann er gar nicht lan!"

„Laß nur den Narren, Gaspard!" rief die Herrin. „Was treibſt du hier?"

„Das Lauſchen iſt ein undankbar Geſchäft!" ſagte er.

— „Und haſt es doch getrieben?"

„Für Euch nur, edle Herrin!"

— „Warum ſiehſt du vor dich auf die Dielen?" frug ſie wieder.

„Auch für Euch, edle Herrin!" ſprach er. „Ich ſah dort guten Rath; aber ich ſeh itzt, es lohnt nicht mehr, ihn aufzuheben."

Sie lachte: „Hab' Dank; ich habe ihn ſelber ſchon gefunden! Das aber ziemt dir nicht, daß du die Schauenburgerin den Hühnern beizählſt; dank es meinem Glück, daß ich dir die Strafe ſchenke!“

Gaspard zog Naſe und Mund herunter, als müſſe er eine neue Weisheit niederſchlucken; dann ſprang er mit raſcher Bewegung in die Höhe, um ſeiner Herrin das Gewand zu küſſen.

* * *

Als die Hochzeit auf dem Hof der Braut gehalten war, zog Claus Lembeck nach der Inſel zu ſeinem Burgbau; der Baumeiſter hatte ihn gerufen; denn zwiſchen den Werkleuten, da die dortigen Männer meiſt auf Seefahrt waren, befand ſich viel fremdes und wüſtes Volk, ſo daß des mächtigen Bauherrn eigene Perſon vonnöthen war; auch ſtand das Werk ſo weit gediehen, als dieſer den Plan genehmigt hatte. Die jungen Eheſponſen aber zogen in der Frühe eines heiteren Aprilmorgens mit einem Gefolge von Dienern, Amtleuten und Frauen zu Wagen und zu Roſſe nordwärts hinauf durch Schleswig nach dem Schloſſe Dorning. Sie ſaßen nicht in weichen Kiſſen: neben einander, aber jeder auf eigenem Roſſe — Frau Wulfhild auf ihrem lichten

Schimmel, auf ſeinem ſchwarzen Hengſte Rolf — waren ſie an der Spitze des Zuges geritten; doch oftmals drängten die Thiere ſich zuſammen; dann warf das Weib ſich mit der Bruſt zu ihm hinüber, daß Rolf nur kaum den Hengſt bezwingen konnte.

Der Tag war heiß geworden, und es war ſchon Nachmittag, als ſie den Weg zur Burg hinaufzogen. Als ſie oben durch den erſten Mauerring geritten waren und die Hufen ihrer Pferde auf die Zugbrücke ſchlugen, die über den tiefen Zwinger herabgelaſſen worden, ſah Frau Wulfhild unter ſich hinab auf das Heer von ſpitzen Pfählen, womit der Graben angefüllt war: im ſelben Augenblick drang von drunten hinter einer Pforte ein wild Geheul herauf. „Was iſt das?“ frug ſie den jungen Ehegemahl.

„Da drunten, Wulfhild? Das ſind meines Vaters liebſte Hunde; er läßt ſie Nachts im Graben laufen, ſobald die Brücke aufgezogen iſt. Wir wollen ſie tödten laſſen; denn es ſind grimme Wölfe, und ſtatt der Spitzpfähle ein Würzgärtlein mit Blumen pflanzen!“

„So?“ ſprach ſie ſinnend. „Nein, nein, laß mir die Wölfe! Ihr habt einen weiſen Vater, Rolf!“

„Nach Eurem Willen, hohe Herrin!“ rief der Ritter fröhlich.

Aber vor ihnen vom Pfortenthurm blies izt der Wächter immer mächtiger, und drunten aus der weit offenen Thorfahrt drang Getöſe und Waffenſchall; da ſpornten ſie ihre Roſſe und ſprengten ihrem Geleite voran hinein. In der Mitte des Hofes, um die ſchon grünende gewaltige Linde, ſtanden Burgleute und Geſinde und begrüßten ſie mit lautem Zuruf: „Heil Ritter Lembeck, unſerem Herrn! Heil ſeiner ſchönen Fraue, Heil!“ Sie zügelten ihre Roſſe, und Wulfhilds Auge flog wie herrſchend über die dichte Schaar; als aber die Leute jetzt zurücktraten, wurde ein Brunnen bloß, in deſſen ſteinernem Ueberbau der Eimer hing. „Ha, Waſſer!“ rief ſie. „Wer reicht mir zum Willkomm einen Trunk dort aus der Tiefe?“

Da ſtürzten Männer und Weiber an den Brunnen, und ſie hätten den Eimer abgeriſſen; aber er hing zum Glück in Ketten und fuhr raſſelnd in die Tiefe. Bald trat der Burgwart mit einem Glaspokale aus dem Schloßthor, und nachdem er mit dem klaren Quell gefüllt war, bot der Alte ihn der Herrin dar.

Sie hob ihn auf, daß die Sonnenſtrahlen hindurchblitzten; dann trank ſie und rief: „Das Waſſer iſt gut hier auf der Burghöh; aber, ihr Leute, Frau Wulfhild wird auch ſorgen, daß es an Meth und Fleiſch nicht fehle!“

Da erhub ſich neuer Zuruf, und dazwiſchen ſcholl von draußen das dumpfe Geheul der Wölfe. Rolf Lembeck aber flüſterte zu ſeinem Weibe: „Du wirſt gefährlich, Wulfhild; du willſt Alles, mich und meine Leute!“

Sie lächelte nur; doch als ſie drinnen im Gemach den ſchönen Mann allein hatte, umſchlang ſie ihn mit ihren feſten Armen: „Dich will ich, dich, Rolf! Was kümmert mich das Andere!“

Der junge Eheherr ſah ihr in die zärtlichen Augen, als ob er Räthſel löſen ſolle.

Im Hofe draußen war es allmälig leer geworden; nur Gaspard der Rabe, den die Herrin nicht zurückgelaſſen hatte, ſaß noch unter der Linde auf der Steinbank, die um ihren Stamm herumlief. Sinnend ſaß er; er kannte ſeine Herrin: es war vom Blut des großen Gerhard in ihr; die Kunkel war ihr nicht genug. Mitunter fuhr ein dünnes Lachen durch ſeine ſchmalen Lippen; dann, wie mißbilligend, ſchüttelte er den Kopf: „Hüt dich, Frau Wulfhild!“ Leis, doch in ſcharfen Accenten rief er es gegen das Burgthor hin; „der Vogel iſt noch nicht dein eigen!“

* * *

Der Rabe hatte gekrächzt; ein Hauch des noch verborgenen Wetters mochte ihn geſtreift haben; woher es kommen ſollte, wußte er nicht. Ich aber will es jetzt erzählen.

Eine Meile von Dorning gegen Oſten, hinter dem Dorfe Hammelef, lag das ſpäter im ſechzehnten Jahrhundert abgebrochene Schloß Haderslevhuus; man nannte es auch eine Bergfeſte, denn wie jenes lag es in dieſem höhenarmen Lande auf einem Hügel von wenig über achtzig Schuh. Alter Buchenwald bedeckte dieſen und begrub faſt das Schloß in ſeinen Wipfeln; aber auch nach Oſten breitete er ſich aus, doch ſo, daß dort ein ſchmaler Sandweg dicht an der jäh abfallenden Hügelwand vorüberführte und den Hinaufblickenden den oberen Theil des ſtumpfen Schloßthurms ſehen ließ. Wer etwas weiter ging, gelangte an eine von den älteſten Bäumen überwölbte Auffahrt, die in Windungen zum Schloß emporführte; wer nicht dahin gehörte oder dort nichts zu ſchaffen hatte, den brachte der Weg, um tauſend Schritte weiter, in die Stadt hinab. — Vor Beginn jenes Sandweges aber führte ein anderer, breiterer Weg zu Weſten in weitem Bogen um den Schloßhügel und durch die freie Landſchaft nach demſelben Ziele; dies war der gewöhnliche Stadtweg; denn in dem anderen war vor Jahren ein Bauerburſch vom Wolf zerriſſen worden, und die Leute gingen dort nicht gern.

Die feſte Burg, von deren Urſprung ſchon derzeit keine Kunde geweſen zu ſein ſcheint, war mit den Wäldern und ſonſtigem Landbezirk ſeit Jahren im Pfandbeſitz des Dänenkönigs Waldemar Atterdag, wenngleich ſie zu dem Leibgeding der Wittwe des Herzogs Erich gehörte. Ein ſchleswigſcher Ritter, Hans Ravenſtrupp, ſaß als Schloßhauptmann des Königs dort, ein Mann von gewaltigem Körperbau. Halbwüchſig war er einſt ein wilder Geſell geweſen und von raſcher Fauſt; er hatte den eigenen Bruder einmal faſt im jähen Zorn erſchlagen. Doch je mehr ſeine mächtige Geſtalt ſich auswuchs, je mehr er gefürchtet, ja als überlegener Streitentſcheider aufgerufen wurde, um ſo milder wurden ſeine Sitten; dazu half ihm auch ſein froh und gut Gemüth, das ihm der Herr mit auf die Welt gegeben hatte. So war er ein glücklicher und feſter Mann geworden. In einigen Händeln ſeines Königs hatte er grimmig und mit Glück gefochten; kam er dann heim mit ſeinen Burgleuten, ſo ſtanden vor der offenen Thorfahrt ſein zartes, dunkles Eheweib, drei Söhne und zwei Töchter, alle voll Kraft und Wohlgeſtalt, und ſchwenkten grüne Buchenzweige in den Händen; dann ſprang er von ſeinem Streithengſt, und ſie gingen über den Hof in das große Thor der unteren Halle, das erſt vor wenigen Jahrzehnten von der Herzogin hier gebrochen war; und Glück und Frieden gingen mit. Zogen an Sommerabenden dann Wanderer oder Reiter jenſeits durch den Sandweg, ſo hörten ſie manches Mal ein Lachen oder Rufen von frohen Kinderſtimmen über ſich; dazu wohl eine tiefe Männerſtimme, die beruhigend dazwiſchen ſprach. Die gehörte dem Ritter Hans Ravenſtrupp, der hier ſeine Abendmuße mit Frau und Kindern theilte; denn der Burggarten, den ausnahmsweiſe dieſer fürſtliche Bau beſaß, lag dort hinter ſtarken Mauerzinnen. Die Hügelwand freilich fiel hier ſteil und kahl hinab; aber hart daran war eine italiſche Pappel, derzeit eine Seltenheit hier zu Lande, ſo hoch hinaufgewachſen, daß ſie die Mauer wohl um zwanzig Schuh noch überragte. An einem ihrer oberen Zweiglein flatterte jetzt an leichtem Faden ein Kunſtſchmetterling aus bunten Hahnenfedern, den die ältere Schweſter Heilwig angefertigt und den der Vater dort befeſtigt hatte. Der älteſte Knabe ſtand hinter den Würzebeeten an dem Taxusbuſche, ſeine geſpannte Armbruſt in der Lage; die jüngſte, die kleine ſüße Dagmar, hatte die Mutter auf den Arm genommen, damit ſie alles ſehen könne. Nun kam aufs neu ein Lufthauch, der den Sommervogel flattern machte. „Schieß!“ rief der Vater, und der Bolzen flog von des Knaben Armbruſt; eine Feder ſtob aus dem Schmetterling und wurde von dem Winde hoch in die Luft getragen. Da klatſchten alle in die Hände, der Vater und die Mutter auch, und die ſüße Dagmar ſchlug ihr Kinderlachen auf und ließ nicht ab ſich ihre Händchen roth zu patſchen.

* * *

— Es wurde alles anders. — Einige Jahre ſpäter, es war an einem Nachmittage des Septembers 1349, da der Ritter mit ſeinem Schreiber an der Arbeit ſaß, kamen die damals elfjährige Dagmar und der um ein Jahr ältere Bruder Axel mit erſchreckten Geſichtern zu ihm hineingeſtürzt. Etwas unwillig blickte er auf: „Was iſt? Was habt ihr, Kinder?"

Sie waren faſt außer Athem; aber Dagmar, das ſchmächtige Ding, war, wie um Furchtbares zu erzählen, mit erhobenen Armen vor ihn hingetreten.

„Nacht!" rief ſie. „Es wird Nacht, Vater!" und aus dem ſchmalen Geſichtlein ſahen die ſchwarzen Augen zu ihm auf.

Der Ritter blickte um ſich: ſie hatte recht, die Sonne war erloſchen; die Wände des Gemaches ſtanden öd und lichtlos.

„Ja, Herr," ſagte der Schreiber; „es fällt wie Aſche auf die Schrift."

„Nein, Ringang, nicht wie Aſche!" rief der Knabe; „ich ſah es: im Norden, weit hinaus, ſtieg ſchwarzer Nebel aus der Erde und ſchwimmt wie eine Wolke auf uns zu; ſeht nur, es wird ganz finſter hier! Kommt, kommt mit hinaus!"

Die Kinder faßten beide die Hand des Vaters; und er ließ ſich von ihnen aus dem Gemach und nach dem ſtumpfen Thurm hinaufziehen; auch die Mutter mit der älteren Tochter und die beiden älteren Söhne ſtießen auf dem Wege aus Hallen und Gemächern zu ihnen. Als ſie die Platte des Thurms erſtiegen hatten, ſtand ſchon ein Theil des Geſindes dort und wich ehrerbietig an die Seite; alle ſchwiegen, nur die alte Schaffnerin flüſterte mit ihrer heiſeren Stimme zu dem einen oder anderen: „Die Zeichen des Herrn erfüllen ſich! Wißt Ihr noch, da um das Julfeſt dreizehn Kühe jählings wild geworden! Und da wir nach dem Backen das erſte Gerſtenbrot anſchnitten, ſchnitten wir nicht in ſchwarzes Blut? Des Herrn Gericht! O alle Heiligen, ſeid unſere Helfer!“ — Aber niemand antwortete ihr.

Die Schloßfrau hatte die Hand ihres Mannes ergriffen, und bald lagen alle Kinderhände in der ſeinen; denn ſchon hatte das ſchwarze, von Norden kommende Dunſtgeſpenſt ſich über ſie gebreitet und ſank in furchtbarem Schweigen auf die Erde.

„Kommt!“ ſprach der Ritter leiſe, indem er mit den Seinen zuerſt die Treppenſtufen hinabſtieg. Und alle folgten ihm nach unten zu der kleinen Burgkapelle, deren Thorklinke nur noch mit tappender Hand zu finden war. Drinnen aber zogen ſchwarze Nebelflocken unter der gewölbten Decke und verbargen das Antlitz des crucifixus über dem Hauptaltar; und von dem Bilde der Mutter Gottes ſcholl die zerriſſene Stimme der alten Schaffnerin: „O heilige Jungfrau, deine Augen! Wo ſind deine Augen?“ Alle lagen auf ihren Knien in den Stühlen und beteten ſtumm und ſchrien mit gerungenen Händen zu Gott und allen ſeinen Helfern.

Sie hätten es ſich ſparen können; denn der ſchwarze Tod war gekommen, der die Welt leer fraß und gegen den nichts half als ſterben.

In ſelbiger Nacht noch blies er den jüngſten Knaben an, und ſein Eingeweide brannte, ſeine Lippen wurden wie Ruß, und am dritten Tage war ſtatt des ſchönen Knaben ein ſchreckhafter blau-ſchwarzer Leichnam auf dem in Todesqual zerwühlten Bette; dann griff er nach der ſchönen älteſten Tochter; dann nach den beiden anderen Söhnen; und ſie ſtarben alle, alle. Hallen und Gemächer dufteten

Tag für Tag nach friſchem Gras und Thymian, das gegen die böſe Peſtluft überall geſtreut wurde; aber die Mutter Erde und ihre Kräuter hatten keine Heilkraft mehr; es war, als ob ſelbſt Gott der Herr die Macht verloren habe auf ſeiner Erde.

Ein paar Monde ſchien dann das Sterben im Schloſſe aufzuhalten; da eines Tages trat die Schloßfrau zu ihrem Eheherrn in ſein Gemach, gekrümmten Leibes, mit entſtelltem Antlitz. „Benedikte!“ ſchrie er.

— „Ja, Hans, ich muß nun auch von dir!“

„Du nicht! Du nicht, Benedikte!“ und er ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus. „Herr Gott, wo biſt du? Herr, ſchütze deine Menſchen!“

Aber bevor er ſie berührete, war ſie mit ihrer letzten Kraft entflohen. „Ade, du mein Herzenstrauter! O ſüße Dagmar!“ So rief ſie noch zurück.

Er hatte ihr folgen wollen, aber ein bewußtloſer Schrecken hatte ihn feſtgehalten; dann ging er taumelnd nach ihrem Ehegemach; aber es war leer, und ſeiner Sinne unmächtig, ſank er auf das große Bett.

Die Schaffnerin, die noch lebte, fand ihn am anderen Tage; aber ſie erkannte, daß das große Sterben ihn nicht ergriffen habe.

Während ſie ihn pflegte, war ſein Weib verſchwunden, und Dagmar, um die ſich niemand kümmerte, das blau-ſchwarze Haar wirr um ihr blaß Geſichtchen, lief, nach der Mutter weinend, durch Hall und Gänge. Da wollte eine der Dirnen ein Gewandſtück aus einer entlegenen Kammer holen; aber ſchreiend ſtürzte ſie zurück; denn auf einem alten dort ſtehenden Bette lag ein ſchwarzer Leichnam, dem die Abendſonne das Geſicht beſchien. Da die anderen Dirnen hinzukamen, ſahen ſie, es ſei die Schloßfrau, die einſam hier geſtorben war.

Als der Ritter aus ſeinem Wirrſal aufwachte, war ſein Weib nicht mehr im Hauſe. Die Kinder lagen drunten auf dem nahen Kirchhof; der aber hatte lang ſchon keine Erde mehr für neue Todte; ſeitwärts vom Walde war eine Niederung, dort hatte man mit Pfählen ein Viereck ausgeſchlagen, wohin nun alle gebracht wurden, die der Tod erſchlug. Draußen auf dem „Peſtacker“ war auch des Ritters Weib vergraben worden; ſo erzählete man ihm jetzt.

Er erwiderte kein Wort auf dieſe Kunde; aber er erhob ſich bald von ſeiner Bettſtatt. Den Gürtel loſe um den grauen Leibrock geſchlungen, die Otterkappe in die Augen gedrückt, ſchritt er langſam durch alle Hallen und ſich kreuzenden Gänge des ganzen Baues, treppauf und ab; mitunter riß er eine Thür in ihren ſchweren Angeln auf, er ſtand wie hinterſinnig auf der Schwelle und blickte in das düſtere Gemach; aber die Zellen waren alle leer und todtenſtill; wo die Aelteſte geſchlafen hatte, lag in der Fenſterbrüſtung noch das verhungerte Rothkehlchen, das der kleine Axel ihr einſt gefangen und jubelnd heimgebracht hatte; niemand hatte die Zellen öffnen dürfen, ſeitdem die jugendlichen Geſtalten als furchtbare Leichen dort herausgehoben waren.

Das Leben und die Arbeit lag danieder, alle Ordnung und Geſchäft war aufgelöſt; aber jeden Tag, morgens und wenn die Sonne niederſank, machte der Ritter ſeine düſteren Gänge durch die Burg; er rechnete nicht mit ſich, weshalb; es war auch ſonſtiges nicht für ihn zu thun. Ein paarmal war Dagmar ihm leiſe nachgeſchritten, aber er ſah nicht rückwärts; auch als ſie in Angſt und Sehnſucht ſtärker auftrat, ſchloſſen nur ſeine Hände auf dem

Rücken ſich feſter ineinander, und ohne ſonſtige Bewegung ſchritt er weiter. Da blieb ſie ſtehen, legte die Finger auf ihre zitternden Lippen und verſchluckte ein paar Thränen, die ihr aus den Augen fielen; dann kehrte ſie um und ſuchte bei der alten Schaffnerin ihren ſtillen Unterſchlupf.

Nur einmal, da bei ſeinem Vorübergehen das blaſſe Geſichtlein ihn ſo ſtumm und flehend angeſehen hatte, ging er auf ſeinem Todtengang nicht weiter. Er gedachte plötzlich einer Baſe ſeines todten Weibes, die einſt in ihrer Jugend am Thüringer Hofe auf kurze Zeit zu den gelehrten Frauen gezählt worden ſei; denn ſie verſtand zu leſen und zu ſchreiben, hatte ſogar den Virgilium ſtudirt; auch Paramentenſtickerei und derlei Künſte hatte ſie verſtanden. Sie war nun alt und lebte in einer kleinen Stadt von einem Rentlein, welches ihr die Sippe gab.

Der Ritter ging in ſein Gemach; er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und lud die Baſe ein, zu Zucht und Lehre Dagmars in ſein Haus zu kommen. Und nicht lange, ſo war ſie mit ihrem kleinen Hausrath eingerückt; darunter fanden ſich ein Päckchen Pergamentrollen und beſchriebener Blätter, eine ſauber geſchnitzte Mutter Gottes und eine Anzahl von Glasſcheiben, für welche man auf ihr Verlangen das ſonſt nur mit dünnen Därmen beſpannte Fenſter ihrer Kammer zurichtete.

Seitdem lebte und ſchlief Dagmar mit der Baſe. „Wir wollen es gut mitſammen haben, Kind!“ ſagte die Alte, da ſie zum erſtenmale ſich neben dem Mädchen in ihren breiten Seſſel ſetzte.

Und Dagmar ergriff ihre beiden alten Hände.

— „Aber, du zitterſt, Kind!“ rief die Baſe.

„Ja, Baſ', ich war hier ſo allein!“

Und die alten guten Augen ſahen zärtlich auf das blaſſe Ding; aber Dagmar zitterte noch immer, ſie war der Liebkoſungen zu lang nicht mehr gewohnt. Allmälig, erſt nach Monden, brach wieder ein zartes Roth durch ihre Wangen, und der ſüße Augenſchein war wiederum darüber; wenn noch ſo alt, ſie hatte itzt doch eine, zu der ſie gehörte, die keine andere in ihren Arm nahm als nur ſie.

Der Ritter aber war am Ende ein finſterer Mann geworden: die Luſt und Güte ſeines Herzens war bei den Todten; gegen die Lebenden war ſeine Hand von Eiſen.

So ging die Zeit um ein paar Jahre weiter. Der König hatte harte Abgaben auferlegt, die härteſte war der Viehzehente, und für falſche Angabe des Viehbeſtandes waren ſchwere Bußen ausgeſchrieben. Der Schloßhauptmann ſaß den Vögten auf dem Nacken, daß alles pünktlich eingetrieben werde: „der König will es“ war ſeine einzige Antwort, wenn ſie dagegen über des Volkes Unmacht klagten. Warfen dann die Armen ſich ihm ſelber in den Weg, ſo wandte er ſchweigend ihnen den Rücken und ſchritt davon, bis der Schrei des Elends hinter ihm verhallt war.

Da eines Herbſttages, als ſchon der Duft des gefallenen Laubes durch das offene Thor der unteren großen Halle wehte, war ein Weib hier eingedrungen, als eben der Ritter in das Freie treten wollte. Sie war eine Wittwe, tief verſchuldet und um Verſchweigung zweier Rinder ſchwer gebüßt worden. Da ſie unverſehens ihm in den Weg trat, herrſchte er ſie an: „Was willſt du? Geh mir aus dem Wege!“

Das Weib erſchrak; ſie vermochte nicht zu antworten, aber ihre Augenlider öffneten ſich weit, als gebe ſie dem zornigen Blick des Mannes ihre Seele preis. „Erbarmen!“ liſpelte ſie kaum hörbar und warf ſich auf die Flieſen nieder.

Der Ritter wollte an ihr vorüberſchreiten, aber der Aufſchrei einer Kinderſtimme machte ihn ſtille ſtehen. Als er ſich umblickte, ſah er ſein Kind; ſie ſtand mit einem Fuß noch auf der letzten Stufe der aus dem Treppenthurm herabführenden Stiege; die ſchmalen Händchen, die unter dem ſchwarzen Aermelſaum des weißen Kleides hervorſahen, hingen ſchlaff herab; ihre dunklen Augen blickten erſchreckt zu ihm hinüber.

„Du biſt es, Dagmar?“ ſprach er; er hatte vielleicht in Jahresfriſt kein Wort an ſie verloren. Sie aber, da ſie ſeine Stimme hörte, war an ſeinen Hals geflogen und drückte weinend den Kopf an ſeine Bruſt.

Der ſtarke Mann bebte und frug mild: „Was willſt du denn, mein Kind?“

Da ſprach auch ſie, doch ohne aufzuſehen: „Erbarmen, Vater!“

Er aber hob die Fauſt gen Himmel und rief: „Fand ich Erbarmen? — Die Hände hab' ich im Gebet zerrungen! Gott ſchwieg, und ſo thu ich's auch.“

Da hob das kleine dunkle Haupt ſich zu ihm auf, und aus den Kinderaugen drang ſo gramvoll ſüße Bitte, daß er verſtummte und den zarten Leib, als müſſe er ihn zermalmen, mit beiden Armen an ſich preßte: „Mein Kind! . . . Du lebſt! . . . Du lebſt!“ und ſeine Augen tranken den Jugendglanz der ihren. „O, doch ein Glück auf Erden — Gott ſei mir gnädig!“

Das arme Weib lag noch auf ihren Knien und hatte wortlos dieſem Vorgang zugeſchaut; jetzt ſtreckte eine Hand ſich gegen ſie: „Biſt du noch hier, Weib?“

„Ja, Herr!“ und ihre Stimme bebte in Erwartung.

„So gehe heim! Die Buße, ich zahle ſie für dich!“ — Und noch einmal, da ſie ſchon hinausgeſchritten war, rief er ſie an: „Was iſt dein Name, Weib?“ und als ſie es ihm geſagt hatte, ſprach er: „So gehe heim, Trin' Harders, und herze deine Kinder! Du ſaheſt, unſer Gott hat auch mit ſeinem armen Knechte wiederum Erbarmen.“

Dann hob er ſein Töchterchen auf ſeine Arme und trug ſie in ſein Gemach. „Dagmar, mein Kind,“ ſprach er, indem er ſie ſanft zu Boden ließ, „es iſt ſo hell hier heute, und ſcheint doch keine Sonne von dem grauen Himmel!“

— — So war nun Dagmar zwiſchen dem ſchweigſamen Vater und ihrer faſt ſiebzigjährigen Baſe und ſah nimmer ihresgleichen. Ihre Welt war die düſtere Burg und, wenn Frühling und Sommer kamen, der Garten, der dahinter lag, wo außer ihr dann nichts war als das Summen der Bienen und Hummeln und drüben jenſeit des tiefen Sandweges das Rufen der Droſſeln aus dem Walde. Der Ritter hatte ſeit ſeines Weibes Tod ihn nimmer wieder betreten; denn ſeitwärts, vorbei an den Wipfeln des Waldes, ſchimmerte der graue Fleck des Peſtackers. Dagmars Augen aber ſahen gern dort hinüber, oder ſie ſaß auf einer Bank, neben der die hohe Pappel ragte, und unter dem Summen und dem Geſang der Vögel ſah ſie wie einſt den Bruder nach dem Sommervogel ſchießen.

Meiſt ſaß ſie freilich droben bei der Baſe in dem Gemache mit den Butzenſcheiben; ſie nähte und ſtickte; auch lernte ſie lateiniſche Vokabeln oder ſchrieb mit der Feder nach, was ihr die Baſe vorgeſchrieben hatte. Dazwiſchen kam wohl einmal der Vater, ſtrich ſanft über ihr dunkles Haar und ging dann ſchweigend wieder fort. Als er ihr dabei eines Tages einen Silberreif ums Haupt gelegt hatte, trug ſie ihn ferner an jedem Tag.

Später holte die alte Dame auch ihre Schriftrollen aus der Truhe; und eines Abends, eigener Jugendſtunden denkend, griff ſie nach Hartmanns von der Aue „Armem Heinrich“ und begann zu leſen, indeſſen Dagmar mit offenem Munde ihr zu Füßen ſaß. Wie kryſtallene Tröpfl einfielen die lichten Worte zu ihr nieder: Der junge unheilbar ſieche Burgherr im Schwabenland hatte auf ſeinem Vorwerk bei dem Meier ſich verborgen; die Menſchen ſollten nicht ſein Elend ſchauen; aber mit ſeinen noch immer ſchönen Augen ſtreifte er einmal traurig ſeines Wirthes junge Tochter, da ließ das Herzeleid um ihren Herrn ſie nimmer ſchlafen; und als an einem Tage ein weiſer Meiſter zu dem Herrn ſprach: „Ich will Euch heilen; aber ſchaffet eine Jungfrau, die um Euch den Tod erkieſet und aus der Bruſt ſich das lebendige Herz will ſchneiden laſſen!“ da, während der Herr und ihre Eltern ſich entſetzten, rief das Kind: „Die Jungfrau bin ich! Nehmt nur das Meſſer, daß mein Herr geneſe!“

Ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus Dagmars Bruſt; ſie griff nach ihrer Baſe Hand, als müſſe ſie den Strom der Dichtung hemmen. Dann aber brach ein ſo erhabenes Leuchten aus des Kindes Augen, daß die Baſe die Schriftrolle hinwarf und ſie mit Haſt in ihre Arme zog: „Kind, Kind! Ich glaub' fürwahr, du wärſt zu ſolchem auch im Stande!"

— „Ja, Baſ'! — War das die Minne?"

„O Kind, Gott behüt' dich vor der Minne!" Und die Baſe packte erſchreckt das Schriftwerk an die Seite.

— So war Dagmar faſt ſechzehn Jahr geworden, und noch immer war ſie zarteren Leibes, als ſonſt die Menſchen ſind. Da ſie eines Tages eine Hand voll weißer Anemonen dem Vater in einen Krug ordnete, ſah er ihr zu wie einem Wunder: „Du biſt wie deine Mutter," ſprach er dann; „mein Vater, als ich zuerſt die Braut ihm zuführte, weigerte mir lächelnd ſeinen Segen; die ſei der Elbinnen eine und würd' nicht bei mir bleiben!" Und als er das geſagt hatte, riß er heftig das Kind an ſeine Bruſt.

Einer, der ſie noch ſelber ſah, ſoll einſt geäußert haben, ihr Körper ſei geweſen, als habe ihre anima candida ihn ſelber ſich geſchaffen.

* * *

Flitterwochen, in denen die Jungfrau ſanft zum Weibe reift, hatte es auf Dorning nicht gegeben; die gehörten dem Todten, der mit zerhauenem Schädel in der Grube lag. Statt deſſen war die Leidenſchaft des Weibes; doch nur in den Stunden der Minne war Frau Wulfhild ihrem Manne unterthan; zu anderer Zeit war ihr eigener Wille ſchwer zu beugen. Wie kampfgerüſtet ging ſie ſchon in der erſten Woche zwiſchen Gewappneten über alle Theile der Feſte; dann ſchritt ſie zu ihrem Eheherrn: „Trauſt du dem Atterdag? Ich nicht!“ und verlangte hier ein Thor oder Fallgitter, dort einen weiteren Graben.

In manchem that er ihr den Willen, in anderem blieb er hart und ſprach dagegen: „Meinem Vater iſt's ſo recht geweſen! Nimm deine Kunkel und ſorg' für Kinderhemde!“ Dann ward ſie zornig, und es gab üble Worte; kam es, daß es auch ihm wie Funken aus den Augen ſprühte, dann konnte ſie ſich jäh in ſeine Arme werfen: „Halt, Rolf!

Du biſt zu ſchön! Da haſt du mich; ich will nichts mehr!"

Dann ward wohl Friede; aber dem Ritter wurde nicht warm in ſeiner Ehe; es ſchien, als ſei die Freude ihm verloren gangen.

— — Es war zu Nachmittage im Anfang Juni, und die Luft war lieblich; ſtundenlang waren Frau Wulfhild und ihr Ehgemahl durch ihr Gebiet geritten; aber für ihn war es kein leichter Ritt, denn ihre raſchen Augen flogen weit umher, und unter ihrer gewölbten Stirn arbeitete es dabei von neuen Plänen; wo Wald war, wollte ſie Ackerfeld, und wo das Feld zu dürre ſchien, da wollte ſie Kiefern- oder Tannenwälder. „Wir müſſen Schatten ſäen!" rief ſie, da ſie eben in einen Waldbezirk hineinritten; „fühl nur, wie wohl das thut!" Der Pfad war ſo ſchmal, daß die Pferde nur einzeln ſchreiten konnten; ſie ritt voran, der Schreiber Gaspard, den ſie als Berather mitgenommen hatten, war der letzte. Das Klopfen der Spechte oder unſichtbar über ihnen der Schrei eines Raubvogels war außer dem Tritt der eigenen Roſſe alles, was ſie hörten; und über Mann und Weib kamen die Gedanken, die nicht laut werden; aber ihre Wege gingen nicht zuſammen.

Der Wald hörte auf, und ſie ritten aus dem beklommenen Bodendunſt wieder in das Freie. Am Weſthimmel war ſchon ein ſanftes Roth erglommen; das Geißblatt, das voll Blüthen an den Wällen hing, erfüllte die Luft mit Wohlgeruch, daß ſie wie in ein wollüſtig Meer von Duft hineinzogen. Rolf blickte nach ſeinem Weibe, das jetzt ein Stück zurückgeblieben war; dann wandte er wiederum den Kopf und ſah ins Abendroth; da ſprengte ſie plötzlich an ſeine Seite und drängte ihren Schimmel hart an ſeinen Hengſt; als aber Rolf die Schwere ihres Hauptes an ſeiner Bruſt fühlte, fuhr ein Sporenſtich dem Hengſte in die Weichen, daß er mit einem Satz zur Seite ſprang. „Verzeih, Wulfhild!“ rief der junge Reiter, indem er das Thier zuſammendrückte, „der Hengſt iſt Menſchenminne nicht gewohnt!“ Das Weib ritt wieder zu ihm und faßte mit ihrem kräftigen Arm um ſeine Hüfte, mit ihren funkelnden Augen nach den ſeinen ſuchend; vor ihm aber ſtieg die zierliche Geſtalt eines böhmiſchen Schätzchens auf, deren Lippen er einſt geſtreift und das er kaum vergeſſen hatte, und grollend ſprach er zu ſich ſelber: „Die du freiteſt, iſt kein Weib zum Minnen; und wenn nicht dazu, wozu denn anders?“

Hinter ihnen ritt ſchweigend Gaspard der Rabe; er ſah mit ſeiner Schnabelnaſe ſchief zur Erden und ſpielte mit der Kugel ſeiner Mütze, als ob er an einer Schellenkappe läutete.

Die Pferde gingen jetzt ruhig, und wieder nordwärts lag ein Wald vor ihnen. Das Dunkel kam nicht nur von ſeinen Schatten; die Dämmerung war ſtark herabgeſunken, und im Oſten begann der Mond den letzten Tagſchein zu beſiegen. Da fuhr es vor ihnen von einer ſchwarzen Tanne mit einem Satz zu Boden, daß Rolf Lembeck ſich jäh aus ſeinen Träumen aufhob. „Hallo! Was war das, Gaspard?“ rief er und riß ſeine zierliche Armbruſt von dem Rücken.

— „Eine Wildkatz, Herr! Seht nur, am Stamme ſitzt ſie noch, der Breitſchwanz, und faucht Euch mit ihren ſpitzen Zähnen an!“

„Ein edel und ein übel Wild!“ ſprach der Ritter leis und ſprang von ſeinem Hengſte. „Nimm ihn am Zügel, Gaspard!“

Frau Wulfhild griff nach ſeiner Hand: „Laß doch die Katze! Daheim iſt beſſerer Zeitvertreib!“

Es trieb ihn dennoch fort: „Reitet nur heim!“ rief er; „ich komme früh genug!“ Damit entriß er ſeine Hand der ihren.

Als aber die Dame, roth vor Zorn, den Weg nach Dorning eingeſchlagen hatte, ſprengte Gaspard mit den beiden Roſſen ihr zur Seite: „Ereifert Euch nicht, edle Herrin! Die Wildkatz iſt nächtens nicht zu jagen; laſſet den Ritter daheim ein edler Wild im Lager finden!“

— — Sie ritten fort; Rolf Lembeck aber drang in den dunklen Wald; aus den Tannen kam er in den Buchenforſt; er ſtand an jedem ſtarken Baum und lugte nach allen Aeſten, ob nicht die Lichter des Raubthieres irgendwo herunterfunkelten; aber über ihm war ſo ſchwere Waldnacht, daß nur wie Tropfen das Mondlicht hier und da hindurchfiel; zu hören war nichts als nur das Knicken des Unterholzes, das er durchſchritt, auch wohl das Zirpen einer Eulenbrut. Er blieb ſtehen und warf die Armbruſt wieder auf den Rücken: „Du warſt ein Narr; hier iſt kein Jagen in der Finſterniß!“ Seine Gedanken flogen heim zu ſeinem Weibe; doch er ſchüttelte den Kopf: „Nein, nein, Frau Wulfhild“ — er ſprach es laut in die einſame Nacht hinaus — „eine Schlachtjungfrau wärſt du wohl eher; und hat auch ſchon ein wundgehauener todter Mann an deinem Leib gehangen!“

Faſt erſchrak er über die eigenen Worte, die die Stille um ihn her durchbrachen; aber er kehrte nicht um, er ſchritt weiter auf ſeinem nächtlichen Irregang. Da, von unweit vor ihm, drang es an ſein Ohr, ſo ſüß, als wollt' es alle Sehnſucht wecken, die in ihm ſchlief. „O, Nachtigall, ſelige Singerin!“ rief er, ſeine Arme in das Dunkel ſtreckend:

„Schon flog der Mai
Vorbei, vorbei,
Und brachte nicht, was minnewerth!
Willſt du ſie künden,
Soll ich ſie finden,
Die Fraue, die mein Herz begehrt?“

Bald ſtand er, bald ging er vorſichtig weiter, und immer nur dem Schalle nach. „Was hätt' ich beſſere Führerin!“ ſprach er zu ſich ſelber.

Der Wald ging zu Ende, und durch die Stämme ſah er auf einen Sandweg, auf den der Mond ſeinen Schein herabwarf. Jenſeit, in gleicher Helle, ſtieg eine jähe Hügelwand empor, und eine Zinnenmauer ſtreckte ſich auf ihr entlang. Rolf Lembeck betrachtete das genau; als aber ſeine Augen hinter Baumwipfeln den Obertheil eines runden Thurmes gewahrten, da wußte er, das ſei die Gartenſeite von Haderslevhuus, auf dem der Schloßhauptmann des Königs ſitze.

Der Ritter ſchaute ſtarr hinauf, als müſſe er ein Wunder hier erwarten; aber nur der Nachthauch rührte dann und wann das Laub der Bäume, und in kurzen Pauſen ſchlug am Waldesrand die Nachtigall. Doch wie ein jäher Schreck durchfuhr es ihn: dort oben zwiſchen den Zinnen lehnte jetzt ein Weib; nein, nicht ein Weib; ein Kind — er wußte nicht, ob eines, ob das andere. Den Arm mit einem weißen Mäntelchen verhüllt, neigte ſie ſich tief hinab; denn der Kehle der Nachtbeleberin entquollen jetzt jene langgehaltenen Töne: ſehnſüchtig, nicht enden wollend, wie ein heißer Liebeskuß.

Rolf Lembeck ſtand unten im Waldesſchatten, unbeweglich, mit verhaltenem Athem. „O Stunde, biſt du da!“ Seine Lippen flüſterten es nur; das ſanfte Rauſchen weiblicher Gewänder berührte von oben her ſein Ohr; ein Athmen, mehr ein Seufzen kam herab; und nun hob ſich ein Antlitz, ſchmal und blaß, und legte ſich auf das geſtützte Händchen; das Mondlicht ſchimmerte auf einem Silberreife, der das dunkle Haar umfing.

Da befiel den Mann am Waldesrand die ſehnende Schwere, die allein nicht mehr zu tragen war; es drängte ihn hinaus ins Helle, und die Arme ihr entgegenſtreckend, rief er: „O Schöne, Selige! Gott woll' ein ſüßes Leben ſo ſüßem Geſchöpfe geben!“

Sie erſchrak und bog ſich von der Mauer weg; doch dann beſann ſie ſich: die Worte waren ja aus Meiſter Gottfrieds Triſtan, nur daß ſie in Frankreichs Zunge dort geſchrieben waren! Sie hatte ſie eines Tags geleſen; aber die Baſe hatte ihr voll Angſt das Buch entriſſen; ſo etwas ſei noch nicht für ihre Jugend! Nun kam der Reiz, zu zeigen, was ſie wiſſe: „Das iſt kein Landfahrer, der iſt nicht zu fürchten!“ ſprach es in ihrem Inneren; und als ſie wieder ſich erhob, erblickte ſie drunten den ſchönen Jungherrn in blitzendem Gewande und ſah das Mondlicht auf ſeinem goldenen Blondhaar ſpielen;

denn er hatte ſein Haupt entblößt und hielt die Kappe mit der Reiherfeder in einer ſeiner Hände, die er wie anbetend ihr entgegenſtreckte. Da faßte ſie Muth und rief ihm aus demſelben Buche ihre Antwort: „Dé te benie! Gott ſegne dich! Et merzi, gentil Sir!“ Aber ihre Stimme zitterte und wehte nur wie ein Hauch hernieder.

Gleichwohl, da er ſeine Kappe wie zum Gegendanke ſchwenkte, fügte ſie zaghaft noch hinzu: „Seid Ihr ein Sänger, Herr?“

„Ein wenig, ſelig Fräulein!“ rief er ihr entgegen. Aber eine Antwort kam nicht mehr herab, denn zu den Füßen des Kindes regte es ſich und hob ſich auf; vergebens mühte ſie ſich, den Kopf der ungeſtümen Dogge niederzuhalten, die ſchlafend dort gelegen hatte. Zwar neigte Dagmar ſich und drückte den Mund an das rauhe Ohr des Thieres: „Still, Heudan, ſtill! Darfſt auch zur Nacht vor meiner Kammerthür ſchlafen!“ Es wollte nicht verſchlagen; die Dogge drängte die kleinen Hände fort; dann ſprang ſie mit den Vordertatzen auf die Mauer, und ein hallendes Gebell ſcholl in den Weg hinunter.

Als der Hund ſich wieder knurrend zu ihren

Füßen geſtreckt hatte, wagte auch Dagmar hinabzuſchauen; aber es war nichts da, als nur der lautloſe Mondſchein und in Pauſen noch der Schlag der Nachtigall. — Trunken, als habe ein Zauber ihn berührt, ſchritt Rolf Lembeck indeß am Waldesrande ſeinem Hauſe zu.

* * *

Es war auf Dorning ſchon nach Mitternacht. In der hochgelegenen, aber geräumigen Kemenate lagen die Seidendecken von Arras noch unaufgeſchlagen auf dem Ehebette; unweit deſſelben aber auf einem Tiſchchen war ein lecker Mahl gerichtet; vor zwei Plätzen — nicht ſich gegenüber, ſondern Seit' an Seite — ſtand je ein ſilberner Pokal; ein Kränzlein früher Roſen hing an jedem und erfüllte das Gemach mit Duft. Doch die Speiſen waren kalt und unberührt, der eine der ſchmalen Seſſel leer; auf dem anderen ſaß Frau Wulfhild wie ein ſteinern Bild, den Kopf auf ihren vollen Arm geſtützt. Sie wußte nicht, wie lange ſie ſo geſeſſen hatte; ſo ruhig der Leib ſchien, die Ungeduld des Wartens zehrte in ihrem Inneren, und ihre Augen glühten dunkel über den heißen Wangen; wie ſonder Gedanken hob ſie eine Silberkanne und ſchenkte rothen Wein in die Pokale, und mit der anderen Hand ſich müde in ihr Goldhaar greifend, nahm ſie den ihren und rührte klirrend an den Rand des anderen. „Komm! Komm, Rolf! Verſchmäh nicht deine Roſen!“ rief ſie leiſe.

Sie war emporgeſprungen, ſie ſtieß ein Fenſter auf und bog ſich weit hinaus, in der hellen Nacht über die Wipfel der abſteigenden Wälder ſchauend; aber kein Menſchentritt, kein Wächterruf erſcholl; nur der Nachthauch wehte ihr kühl entgegen und trug von unten aus dem linken Flügel einen Schall vorüber: ein Waffenklirren, ein Stampfen wie mit vollen Krügen, dazwiſchen heiſere Männerſtimmen und dann und wann das Lachen eines Knaben. Ein ſechzehnjähriger Junker, Gehrt Bookwald, war am Morgen angelangt, um bei dem kaiſerlichen Ritter „Reiterei und Gottesfurcht“ zu lernen; der Lärm kam unten aus der Geſindeſtube. Frau Wulfhild lauſchte: „Die Knechte bringen ihm den Willkomm!“ ſprach ſie, und das blonde Antlitz des Knaben, der nun ihr Diener war, zog an ihr vorüber. Es ſchien wüſt herzugehen drunten, und eine Stimme klang ihr gleich der des erſten Ehgemahles, wenn er unter Zechbrüdern in ſeiner Freude ſaß; ſie ſchauderte, und das Knabenbild erloſch.

Allmälig ging der Tumult zu Ende; es wurde todtenſtill; ein Kauz nur ſchrie von einem Thurm herunter. Plötzlich warf ſie jäh das Fenſter zu und ſah ſich wild im Zimmer um: das Haupt des Todten, dem ſie hatte ſterben helfen, hatte aus der Nacht ſie angeſtarrt. Doch, es war nicht hereingekommen; die Kerzen brannten hell und ruhig.

Und wieder ſaß ſie unbeweglich, und die Qual vergebenen Harrens war nicht mehr zu tragen. Da gedachte ſie eines Wundergürtels, den eine uralte Muhme ihr zum erſten Ehefeſte mitgegeben hatte. „Es iſt derſelbe,“ hatte ſie geſagt, „den einſt der Ritter an Ginevra gab; ſo du ihn umlegſt, kommt dir nimmer ein Leid!“ Aber die ſtolze Braut hatte derzeit Zaubermittel nicht vonnöthen und warf den Gürtel achtlos von ſich. Doch nun war andere Stunde; ſie kniete bald vor dieſer, bald vor jener Truhe und warf um des verſchmähten Kleinods willen ihre Koſtbarkeiten durcheinander; da endlich hielt ſie den goldgewebten Gürtel in der Hand, und dort ſaß der Rubin, vor deſſen Schein alles Ungemach verſchwinden ſollte. Sie legte ihn über ihr weißes Nachtgewand, und er ſchmiegte ſich leicht um ihre Hüften; aber vergebens ſah ſie auf den milden Glanz des Steines; der mußte gegen andere Schmerzen ſein.

Noch eine Weile trug ſie es; dann, wie in Scham ob ihrer Schwäche, riß ſie das Zauberſtück vom Leibe und warf es von ſich, daß der Stein herausſprang; zornig zog ſie das Gewand von ihrem ſchönen Leibe und beſtieg das Ehebett. Aber auch die Seidendecke wollte ihr keine Ruhe bringen. „Komm nun! Du ſollſt! Du ſollſt!“ rief ſie, als könne ſie durch ihren Willen den Ehgemahl in ihre Arme zwingen. Aber er kam nicht; und das Bild des ſchönen Mannes, der doch ihr eigen war, peinigte ſie wie ein Geſpenſt; und die Kerzen, die noch auf der Tafel brannten, wurden ihr unheimlich, als ſei es zum Begräbniß.

Zitternd ſtieg ſie von ihrem Lager und löſchte alle bis auf eine; dann nahm ſie ein Stundenglas vom Kamingeſimſe und ſtellte es in den kargen Schein. „Nichts anderes will ich ſehen!“ ſprach ſie zu ſich ſelber; „nur wie das Leben rinnt!“ Und ſo lag ſie geſtützten Armes auf ihrem Kiſſen und blickte unabläſſig auf den rieſelnden Sand; und war das letzte Korn hindurchgefallen, ſo ſtand ſie langſam auf, das Glas zu wenden. Erſt als im Dämmerſcheine draußen der Wald erwachte und unter ihrem Fenſter der Trupp der Arbeiter auf das Feld hinausging, war der ſchöne Leib in Schlaf verſunken.

— Der Mann, um den ſie ſolches litt, war längſt auf einem Schleichweg in die Burg gekommen; keine Brücke hatte ſich um ihn gehoben, kein Thor geöffnet; aber zu ſeinem Weibe zu gehen hatte er nicht vermocht. Im äußerſten Winkel des einen Flügels war eine faſt leere Kammer, die er als Hausſohn einſtmals inne hatte; dort auf einem harten Faulbett lag er unausgekleidet, den blonden Kopf auf beiden Händen; das Baumrauſchen vor ſeinem Fenſter hatte ihn ſelig eingewiegt.

* * *

Die Zeit war faſt um eine Tagfriſt weiter gerückt; es war wieder Abend. Frau Wulfhild ſaß in ihrem Wohngemache, wo dunkelgemuſterte Teppiche an den Wänden hingen; auch hier waren kleine Glasſcheiben in den beiden Fenſtern, und das Mondlicht, das hindurchfiel, miſchte ſich mit dem Schein der Kerze, die auf dem Tiſche ſtand. Das ſchöne Weib ſaß unbeweglich mit geſtütztem Haupte. Da öffnete ſich die Thür und Gaspard der Rabe trat herein. „So kommſt du endlich?" ſprach ſie und warf ihre müden Augen auf ihn.

„Wohl, Herrin."

„Dein Kopf hat ſich verrechnet," ſprach ſie wieder. „Dein Herr ſchlief unter einem Dache mit mir; doch fern, in einer Bodenkammer; er hat das Edelwild verſchmäht, das ſeiner wartete."

„Ich weiß das, Herrin," antwortete der Schreiber; „er hat das Raubthier nicht erjagen können; es wird ihm nur die Wildkatz vor ſeinen Augen noch geſprungen ſein."

„Laß deine Narretheidung!" ſprach Frau Wulfhild finſter. „Ich ſagte dir einſtmals, ich ſei keine Henne; nun willſt du mich gar reuen laſſen, daß ich keine Wildkatz ſei! — Ich fürchte wohl, hier iſt ein ander Thier im Spiel!"

„Was ſagt Ihr, Herrin?" und Gaspard richtete ſeine ſpitzen Ohren auf.

„Sieh meine Hand, Gaspard; — und fühl' ſie auch!“ rief Frau Wulfhild und legte ihre weiße Hand an ſeine gelbe Wange. — „Nun, ſchauderſt du noch nicht?“

— „Nein, Fraue; laſſet ſie nur immer liegen!“

Aber ſie nahm ſie fort. „Dann,“ ſprach ſie, „ſtößt nicht meine Hand ihn fort; dann iſt es eine andere, die ihn zu ſich zieht!“

„Sprecht weiter, Herrin! Mein Witz iſt nicht ſo fein wie Frauenſinn.“

„Du ſahſt doch,“ ſprach ſie, „wie er geſtern auf dem Weg mir ſeine Hand entriß! Es that nicht ſanft; aber vorhin in der Dämmerung; er wollte fort, der Wildkatz wegen; als ich nach ſeiner Hand griff —“

Sie war aufgeſtanden und ging mit ſtarken Schritten durch das Zimmer. „Sieh her!“ rief ſie und ſtreckte ihm ihre linke Hand entgegen: „der Blutriß iſt von ſeinem Ehering! Ich hatte, mein' ich, genug der Wunden aus meinem erſten Ehebund!“ Sie warf den Kopf zurück und begann mit geſchloſſenen Fäuſten wieder auf und ab zu ſchreiten.

Gaspard ſah dem eine Weile zu; dann ſprach er: „Und, Herrin, wie dien' ich Euch?“

Da ſtand ſie ſtill und ſah auf ihn herab; ſie mußte erſt der Frage nachſinnen. „Er wird auch heut nicht zu mir kommen,“ ſprach ſie heimlich, doch ihre Stimme bebte vor Zorn: „er wird auf ſeine Bodenkammer ſchleichen und im Traum mit ſeinem Luftbild buhlen; aber du weißt es, Gaspard, der Mann, ſo ſtolz und wild er iſt — er iſt ein Kind; nimm ihm ſein Spielzeug, und er vergißt es! Und du — ſollſt mir die Puppe ſuchen helfen!“

Gaspard blickte ſchief zu Boden und zog mit einem leiſen Pfiff den Athem durch die Zähne. Dann hob er langſam ſeine Schnabelnaſe und ſprach mit ſcharfem Lächeln: „Kopf und Hände ſind nur meiner Herrin!“

* * *

An demſelben Abend, nur etwas früher, ſaß zu Haderslevhuus die alte Baſe in ihrem ſtillen Gemache; an einer Wand ſtand das ſchmale Bettchen Dagmars, an einer anderen das der alten Dame mit dem großen Himmeldach; daneben hing ein Gefäß mit Weihwaſſer, darüber die geſchnitzte Mutter

Gottes; in einer Wandniſche lagen handſchriftliche Dichterwerke, an denen ſie ſich einſtmals in der Jugend die Wangen heiß geleſen hatte. Sie ſelber ſaß an einem Tiſchchen vor dem Fenſter mit den Butzenſcheiben, durch das der Abendſchein hereinfiel; ihr gegenüber Dagmar, und beide mit einer heiligen Arbeit in den Händen; denn bei der letzten Firmelung hatte der Biſchof dem Reliquienſchrank der Kirche zu Haderslev eine Anzahl Schädelknochen der zehntauſend Jungfrauen zum Geſchenk gemacht, und die Alte wie die Junge waren jetzt damit beſchäftigt, ſie mit rothem und weißem Sammet und mit Goldſtickereien zu überziehen.

Es war ganz ſtill im Gemach; nur das Sticheln der Nadeln wurde hörbar und das eintönige Geräuſch eines Dompfaffen, der in ſeinem Bauer innerhalb des Fenſters unaufhaltſam auf- und niederhüpfte. Das junge Kind führte heute ihre Nadel nicht mit gewohnter Sicherheit, und die Blättchen hingen oft nicht richtig an den goldenen Ranken; ſie ſchaute nach jedem zehnten Stiche haſtig durch das Fenſter, das nach Oſten lag; aber der Mond war noch nicht da. Ihr Athem wurde kürzer; in ihrem

Inneren war heute eine fremde Kraft, die ihr die Nadel aus der Richte ſtieß.

Endlich legte die Alte ihr beſticktes Schädelſtücklein auf den Tiſch. „Fertig!“ ſagte ſie. „Guck her, Dagmar! Ob wohl dieſer Kopf im Leben ſolchen Schmuck getragen hat?“

Das Kind hatte nicht gehört: der Mond war eben über den Bäumen aufgegangen.

„Dagmar!“ rief die Baſe. „Was iſt dir? Du glüheſt ja wie Purpur!“

Mit verſchleierten Augen ſah das Mädchen auf die Alte.

„Du haſt wohl in deinen Truhen gekramt, Baſ',“ erwiderte ſie; „es iſt ſo ſchwüler Duft hier; es hemmet mir die Luft!“

Aber die Alte hatte ihr die Stickerei aus der Hand genommen und wiegte jetzt den Kopf, indem ſie ſorglich darauf hinſah. „Ei ja, Dagmarlein,“ ſagte ſie, „du haſt noch eine Kinderhand; aber doch nicht allemal ſo ſehr! Ich ſagt's dir ſchon: was wollten deine Finger bei dem Todtenbein! Schelle nach der Grete, daß ſie die Kerze bringt; der Tag iſt aus, und der da draußen“ — ſie zeigte mit ihrem mageren Finger nach dem Mond — „der leuchtet nur Verliebten, aber nicht Kindern und alten Frauen!“

Ein heißes Roth ſchoß über das junge Antlitz; aber die Alte gewahrte es nicht. „So ſchelle doch, Kind!“ wiederholte ſie; „du kannſt dann deinen Silbergürtel weiter ſticken! Iſt der erſt fertig zu dem weißen Seidenkleide, da wirſt du ausſehen wie die heidniſche Diana; es fehlt nur noch der Silbermond an deiner Stirn!“

Sie bog ſich über den Tiſch und ſtreichelte die zarten Mädchenwangen. „Wart' nur ein Jährlein, Dagmar! Da nimmt dein Vater dich mit hinaus, nach Wordingborg, nach Kopenhagen! Da kommen die jungen Erdenſöhne und werden um einen Blick der keuſchen Göttin werben; auch einer, wohl ſo ſchön als wie der junge Ritter Lembeck, der letzthin auf Dorning eingezogen iſt?“

„Auf Dorning?“ frug Dagmar achtlos. „Der Ritter Claus iſt ja ſchon alt!“

— „Ei, Kind! Sein Sohn, ſein älteſter! Und mit einem ſchönen, ſtolzen Weibe; gar einer Schauenburgerin!“

„So? Einer Schauenburgerin?“

— „Ei freilich: aber doch nur einer Wittib — ein Pfirſich, dran ſchon ein Anderer ſeine Lippen ſetzte!“

„Pfui, Baſ'! Aber ich kenne ſie ja gar nicht; was kümmern mich die fremden Menſchen!“

Dagmar war ſchon mit der Schelle an die Thür gegangen, kehrte aber zurück, ohne ſie geöffnet zu haben. „Nein, Baſ',“ ſagte ſie mühſam; „mir iſt das Herz bedrückt; ich muß hinaus, in die Luft!“

— „Ei, Kind, es wird ja Nacht, und du weißt, der alte Joſeph ſagt, die Unholden ſchauen dann aus dem Boden!“

„Nur in den Garten, Baſe; da giebt es keine!“

Die Alte wurde unruhig; ſie rückte an dem Kinntuch, das ſie über ihr ſchwarzes Käppchen gebunden hatte. „Du weißt, ſieh mich nur an!“ ſagte ſie; „das dumme Kopfreißen; ich darf nicht in die Abendluft. Wenn dich was ankäme! Dein Vater iſt in Wordingborg!“

„O Baſ', ich nehme Heudan, die Dogge, mit!“ rief Dagmar beklommen; „ſie war auch geſtern Abend bei mir!“

Die Alte nickte: „Ja, ja, Dagmar, die Dogge; ja, das geht! Du zogſt ihr neulich auch den Dorn aus ihrer Tatze, wie Androklus dem Löwen! Du kennſt doch die Geſchichte?“

Sie ſah ſich um; aber da war Dagmar ſchon hinausgeſchlüpft, und die Glocke ſtand wieder auf dem Tiſche. „Ei ja,“ ſagte die Alte ſeufzend, „da läuft ſie mit dem Hunde in die Nacht hinaus, und ich kann hier im Mondſchein meine lieben Schatten zu mir laden; wir brauchen keine Lichter!“

Der Nachtſchein fiel durch die kleinen Scheiben; und mitten im Gemache ſaß die alte Dame und ſah mit geiſterhaften Augen in die Dämmerung: nur mitunter eine leiſe Handbewegung, als ſei es ein Willkommen.

— — Dagmar aber war hoch aufathmend die Treppen hinabgeflogen; unten in dem großen Flur erhob ſich die Dogge und ſprang freudig ihr entgegen. „Heudan, mein Hund, komm, komm mit mir!“ rief ſie ängſtlich; und das Thier drängte ſich an die ſchmächtige Geſtalt, daß ſie dem Ungeſtüm kaum wehren konnte.

Sie ſchritten aus einem hinteren Thore durch einen weiten Hof, an deſſen Ende ein Gelaß zur Abſonderung biſſiger oder neuer Hunde war; und Heudan ſah verwundert zu dem Mädchen auf, als ſie dort eingetreten waren. Dagmar aber ſchlug das Herz bis in den Hals hinauf, da ſie eine der ledig hängenden Ketten faßte und das Halsband des Thieres daran befeſtigte. Es war nur Liebes von der jungen Hand gewohnt und leckte mit der rothen Zunge nach ihr hin; da ſchlug ſie die Arme um ſeinen rauhen Nacken: „O Heudan, ich bin treulos, aber — du, du bellſt auch gar zu ſchreckbar!“ Und eilig lief ſie hinaus und ſchob den Riegel vor; dann ging ſie durch eine Pforte in den Garten, durch Lindengänge und zwiſchen düſteren Taxusbüſchen; da kam vom Hof ein Winſeln, und einen Augenblick ſtand ihr der Athem ſtill; aber ſie drückte beide Hände vor die Ohren, und als ſie auf den Platz hinaustrat, wo die Würzebeete waren und wo das volle Mondlicht ihr entgegenquoll, da hörte ſie nur noch die Nachtigall, die drüben am Waldesrande ſchlug. Der Athem ging heftig durch ihre offenen Lippen; ſie ſetzte ſich auf die Bank und blickte vor ſich auf den Wipfel der hohen Pappel, deren Blätter im Nachthauch ſich bewegten. Doch aus den beklommenen Athemzügen wurden Worte: „Was wollteſt du hier, Dagmar?“ ſprach ſie leiſe. „Die Nachtigall?“ — Sie horchte eine Weile, und der Vogel ſang, als müſſe er einen Preis erſingen — aber Dagmar ſchüttelte das Köpfchen, und ihre Lippen flüſterten, indem ſie die Hände vor die Augen ſchlug: „O heilige Jungfrau, wenn du mir hold ſein wollteſt!“

Da rauſchten neben ihr die dichten Pappelzweige; und ehe ſie es faſſen konnte, ſchwang ein Mann ſich auf die Mauer und hinab dann in den Garten. Ein Schrei rang ſich aus ihrem Munde, aber ſie erſtickte ihn; denn ſchon lag er ihr zu Füßen, jung und ſchön, und ſah mit flehenden Augen zu ihr auf: „Seid milde, Fräulein! O, wie hold ſeid Ihr! Ich ſah noch nimmer Euresgleichen!“

Sie ſagte nichts; mit kindiſch weit geöffneten Augen blickte ſie ihn an; erſchreckt und doch entzückt, als wollte ſie die Worte ihm von den Lippen leſen. Doch das Winſeln der Dogge ſcholl vom Hof herüber durch die Büſche, und des Ritters Hand fuhr jäh nach einem Jagdſtahl, der an ſeinem Gürtel hing.

Aber ſie ſchüttelte nur leiſe mit dem Köpfchen, da ließ er die halb gezogene Waffe wieder fallen. „Wer ſeid Ihr?“ frug er. „Wollet Ihr mir's ſagen?“

Und ſie antwortete: „Ich bin Dagmar, des Hauſes Tochter; und wer ſeid Ihr?“

Er erſchrak und wollte ſchon eine Mär erzählen, wie er zu anderen Zeiten wohl gethan; doch da er in dieſes Kinderantlitz blickte, ſo konnte er es nicht; er ſagte nur: „Ich, ſüße Fraue, bin ein ſelig unſeliger Mann, ſeitdem ich Euch geſehen habe!“

— „Aber, Herre, das iſt nicht rechte Antwort!“

Da hob er die Hände bittend zu ihr auf: „Verlanget nicht Weiteres; es wär' auf Nimmerwiederkehr!“

„So redet nicht!“ rief ſie haſtig; aber ein Zug der Angſt flog dennoch über das zarte Antlitz, und ſie ſetzte bei: „Nur, um der Gottesmutter Leiden, ſchweigt nicht zu lang; es thäte mir weh!“ Und wie durch körperlichen Schmerz getrieben, drückte ſie die Hand auf ihre linke Bruſt. Da er ſorgvoll mit den Augen folgte, ſprach ſie: „Ihr wiſſet, das große Sterben, als das ins Land kam ... aber“ — unterbrach ſie ſich — „wo waret Ihr denn damals?“

„In Paris,“ ſagte er leiſe, als wolle er den Laut ihrer Stimme nicht verlieren; „in Prag dann ſpäter; auch dort am Königshof.“

Sie ſah ihm in ſein ſchönes Antlitz, auf den geſtickten Sammetrock und wie die goldenen Knöpfe im Mondlicht blitzten. „So wiſſet Ihr nichts von uns — o herzliebe Mutter! Süße Schweſter Heilwig!“ rief ſie; „o meine Brüder — alle ſind ſie geſtorben!“ Plötzlich ergriff ſie ſeine Hand: „Kommt!“ rief ſie und zog ihn mit ſich auf eine kleine Höhe, von wo man ſeitwärts bei dem Walde in das flache Land hinausſehen konnte. Er glaubte eine Niederung zu gewahren und einzelne Pfähle, durch dunſtigen Nebel ſchimmernd, der dort umzog. „Dort!“ ſprach ſie kaum hörbar und zeigte mit ausgeſtreckter Hand dahin.

Er ſchwieg: er wußte, das ſei der Peſtacker, wohin ſie gewieſen hatte. — Ein Nachthauch kam und hob ihr dunkles Haar ein wenig von dem ſchmalen Antlitz und wehte das Gewand um ihren zarten Körper; ihm war auf einmal, als ſei auch ſie unhaltbar auf der Erde. „Wenn dort Eures Blutes einer ruht, ſo gönnet ihm die Ruhe!“ ſprach er zitternd.

Doch ſie ſtreckte die Arme aus und rief: „Mein Vater! Mein armer Vater! Wir werden nimmermehr vom Tod geheilet!“

„Das klang hart von Euren jungen Lippen!“ ſprach der Mann.

Da wandte ſie ihr Haupt und ſah den Schmerz in ſeinen Augen. „Ich wollte Euch nicht Leid thun!“ ſprach ſie bittend; nur ſagen: von all dem Sterben habe auch ich mein Theil behalten!“ — und ſie faßte wieder mit der Hand nach ihrem Herzen — „des Königs Arzt, der ſpaniſche Jude, ich hörte ihn einſt zur Baſe ſagen, es ſei zu groß, ich könnte einmal ſo hingehen; ſtarkes Leid und Freude könnte ich nicht ertragen. Und die gute Baſ', will ſie mir liebthun, ſo ſagt ſie, ich hätte weiße Roſen auf den Wangen!“

Sie ſchwieg und er antwortete ihr nicht; aber ſie ſahen ſich in die Augen, und drunten aus der Tiefe ſchlug die Nachtigall. „Frühling!“ ſprach er leiſe und öffnete die Arme ihr entgegen. Da lag ſie an ſeiner Bruſt, die Augen geſchloſſen, die Hände um ſeinen Hals geſtrickt; und für die Worte, welche ihnen fehlten, ſang die Nachtigall, als müſſe ihr die

Bruſt zerſpringen; und nun ein Ton — lang ausathmend, ohne Ende. „Sie ſtirbt!“ rief Dagmar, warf das Haupt zurück und ſchaute in des Mannes Augen. „O, kann man auch vor Liebe ſterben?“ — Er aber, in dem Thörichtthun der Minne, hob ihre leichte Laſt gegen den Silberſchein des Mondes und küßte ihre Wangen: „O meine weißen Roſen! O heilige Jungfrau, beſchütze mir mein ganz unfaßlich Glück!“

Da ſcholl vom Schloſſe her das Klirren einer Pforte, und ſie wand ſich jäh aus ſeinen Armen. „Scheiden!“ rief ſie ſchmerzlich; dann nahm ſie ſeine Hand, doch nur für eines Athemzuges Dauer. „Nein, fort! — fort!“ rief ſie in Schrecken. „O, vergiß nicht mein; ich müßte ſterben!“

Sie fühlte einen heißen Kuß auf ihrem Mund; dann rauſchte es in den Pappelzweigen, und ſie war allein. Sie ſtand, als wäre ſie nicht lebend; ihre Wangen waren blaß, von ihren Lippen aber ſchimmerte es roth: das war die Minne, die dort des anderen Paares harrte. „O Herzliebe, o ſehnende Noth!“ ſeufzte das Kind und ſank auf ihren Sitz. „Und wie heißet er denn nun? — Er? Er —?“

und lächelnd antwortete ſie ſich: „Das weiß ich nicht … o heilige Jungfrau!“

Da kamen Schritte näher, und aus den Büſchen ſprach ein altes Stimmchen: „Nein, nicht dorthin; hier, Grete; hier bei dem Taxus! O heilige Mutter Gottes!“ Und die Baſe in ihrem Marderpelz, den Kopf mit einem dicken Tuch vermummt, trat mit der alten Grete in den Mondſchein hinaus. Kind, Kind, wo bleibſt du!“ rief ſie. „Muß deine alte Baſe dich ſuchen gehen!“

— „O Baſ', es iſt ſo ſchön hier!“

„Und“ — die Alte ſah ſich um — „du biſt ja ganz allein; wo iſt der Hund, der Heudan?“

„Der Hund?“ ſprach Dagmar haſtig. „Iſt der nicht hier?“

— „Ei, Kind, das mußt du ja doch ſelber wiſſen!“

„O Baſ', du hätteſt die Nachtigall nur hören ſollen!“ Und wie gerufen drang der Vogelſchall von Neuem aus der Tiefe, und das Mondlicht glitzerte auf den Blättern der Hülſen und den Nadeln des Taxus; von Düften ſchwamm es in der Luft. Einen Augenblick ſtand die Alte, das Ohr geneigt: „Ja, ja; du heil'ger Gott, das wäre ein

Plätzchen für die Minne hier!“ ſprach ſie murmelnd vor ſich hin. „Vor Zeiten; ach, vor langen Zeiten!“ Dann aber trieb ſie zu raſcher Rückkehr in das Haus, denn ein Abendwind hob ſich und rauſchte durch die Wipfel der Bäume.

Dagmar ging mit unhörbaren Schritten, da ſie dem Gelaß vorbeikamen, worin ſie Heudan, die Dogge, eingeſperrt hatte. „Morgen, mein Hund,“ ſprach ſie leiſe gegen die verriegelte Thür; „ich hol' dich früh!“ Aber der Hund ſchien zu ſchlafen; es blieb Alles ſtill.

Und bald lag ſie in dem ſchmalen Bettchen in der Kemenate der Baſe: aus dem großen Himmelbette ſcholl bald das gleichmäßige Athmen einer ruhig Schlafenden; von dem jungfräulichen Lager hob ſich in dem zweifelhaften Mondlicht noch ein blaſſes Köpfchen, das ſchwarze Haar in ein weißes Seidennetz gehüllt. „O Mutter der Gnaden,“ flüſterte das Kind, „ich habe ſie beide belogen, Heudan erſt, den Hund, und dann die gute Baſe! Ach, Heilige, aber wenn man erſt ſo alt iſt! Sie verſtänden das doch beide nicht!“ Dann legte ſie die Hände über die junge Bruſt, und ſanft wie eine Wolke kam der Schlaf.

— Rolf Lembeck wanderte indeſſen mit langſamen Schritten heimwärts; er wußte wohl, auf Terning erwartete ihn auch ſein ſchönes Weib, und ſie war ſein mit allen ihren Wonnen; aber ihn überfiel es, als fürchte er die ſtarken Weiberarme, und ging den Weg hinab wie in ein Thal des Todes.

* * *

Durch alle Gefahren aber fand die Minne ihren Weg. Rolf, der Leichtlebende, wie das ſchuld- und trugloſe Kind, ſie waren beide plötzlich klug geworden und reich an Plänen und an Liſten; denn Minne ſchärfte ihre Sinne und gab ihnen zum Schild die träumeriſche Vorſicht. Und alles fügte ſich, als ob es helfen ſollte: die Baſe hatte bei dem Nachtgang ihren Fluß im Kopf verſchlimmert; den Schloßhauptmann hielt der König noch in Wordingborg. Rolf Lembeck zwar erkaufte ſich bei ſeinem Weibe nur durch erzwungene Zärtlichkeit die flüchtigen Stunden ſeines echten Minneglückes; und mitunter, wenn er ſie umfangen wollte, ſetzte ſie ihre ſchöne Fauſt gegen ſeine Bruſt und ſah ihm prüfend in die Augen, ob ſeine Seele auch dabei ſei; und ſo geſchah es unterweilen, daß ſie plötzlich ſeine Arme von ſich warf und ſchweigend aus der Thür ſchritt. — Und als zu Haderslevhuus der Schloßhauptmann aus Wordingborg heimkam, da trug ihm wohl die Tochter ein ſchweres Herz entgegen, und als er ihr die Wangen ſtrich und frug: „Was iſt mit meiner Dagmar?“ da ſchüttelte ſie nur den Kopf und ſah zu Boden und nicht wie früher in das geliebte und gefurchte Antlitz über ihr; und zu ſich ſelber ſprach ſie: „O brennend Leid! Wem ſoll ich reden, wem ſoll ich ſchweigen?“ Doch es ward nicht laut; ſie ſchwieg nur für den fremden Mann, und ein Weh durchflog ſie wie einſtmals in der Peſtzeit, als ſei ſie nicht mehr ihres Vaters Kind; doch war es heute nicht ihres Vaters Schuld.

So ſchien die Heimlichkeit geborgen; aber ein Durchblick von eines Sandkorns Umfang konnte ſie verrathen. Schon mehrmals hatte Frau Wulfhild ihren Schreiber angehalten: „Nun, Gaspard, wo bleibt die Puppe?“ und er hatte geantwortet: „Verzeihet, Frauenwünſche ſind ſchneller noch als Mannesarbeit!“ Gleichwohl trug er ſchon etwas in ſeinen Sinnen; nur wollte er es unreif nicht herausgeben.

Er hatte auch einmal vom Wege aus des Schloßhauptmanns Tochter über die Gartenmauer lehnen ſehen; und auch zu ihm hatte die Dogge, die mit den Vordertatzen zwiſchen den Zinnen ſtand, das gewaltige Gebell hinabgeſandt. „Hm, ein Kind noch!“ hatte er bei ſich gemurmelt; „ein Kind mit einem Hunde! Und doch — auch bald nicht mehr; wer weiß?“

Und eines Morgens ſprach er zu dem Ritter: „Wiſſet, Herr, drunten in Haderslev hat ein junger Schmied, der eben aus dem Reich gekommen iſt, ein neues Schießwerk heimgebracht: es iſt ein eiſern Rohr und wird mit einem Pulver draus geſchoſſen! So's Euch gefällt, wir könnten einmal hinüberreiten!“

„Heiliger Hubertus!“ rief Herr Rolf; „kümmert Gaspard der Rabe ſich auch um Schießzeug?“

Der Schreiber warf von unten ſeine ſcharfen Blicke auf den Frager: „Wenn ich nur treffen könnte!“ ſagte er.

Da lachte Rolf Lembeck: „So komm! Ich kenne die Feuerröhre ſchon von Prag; wer weiß, ob nicht dein Treffer drin ſitzt!“

„Vielleicht,“ erwiderte Gaspard, und da der andere nach dem Reitſtall ſchritt, ſah er ihm nach, als ſähe er auf ſeine Beute.

In Kurzem ritten ſie auf Haderslev. Es war zu Ende Juni; Rolf hatte ſein Mäntelchen ſchon auf des Rappen Hals gelegt, denn die Sonne brannte; Gaspard warf die Gugelkappe in den Nacken. So ritten ſie in dem goldenen Staub der Heerſtraße durch das Kirchdorf Hammelef; die Bauernkinder lagen im Sande vor den Hütten und wieſen mit den Fingern auf den ſchmucken Reiter. Von da führte der Weg durch den Wald, und die Roſſe traten vorſichtig zwiſchen die Eichen- und Buchenwurzeln. Der Ritter blies den Athem von ſich: „Ah, Gaspard, das ging ſchier ums Geſottenwerden!“

Der Schreiber nickte nur; er hatte Gedankenarbeit. Der Wald hörte auf, und wieder kam der Sonnenbrand; nach einer Weile ein Hügel mit hohen Bäumen, an dem zur Linken ſich eine andere Hölzung hinzog; oben aus den Wipfeln ſah die Krönung eines ſtumpfen Thurmes. Wie eine Gabel theilte ſich der Weg nach rechts und links; und Gaspard, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, ſpornte ſeinen Fuchs zur Linken in den Waldweg; er wollte an der Gartenwand vorüber, um dort des Ritters Mienen und Gebahren zu erforſchen; doch da er umblickte, ſah er ſich allein; der Ritter war ſchon nach Oſten auf dem Wege durch die freie Landſchaft.

Gaspard wandte ſein Pferd und ritt bald wieder neben ihm. „Ei, Herr,“ ſprach er, „was meidet Ihr den Schatten und reitet den weiteren Weg hier in der Sonnengluth?“

Der Ritter ſah lachend von ſeinem Hengſt auf ihn herab: „Ich wußt' nicht, Gaspard, daß du die Sonne fürchteteſt!“

„Ich bin kein Ritter, Herr,“ ſprach Gaspard und zog ſich ſeine Gugelkappe in die Stirn. „Iſt in dem Schloſſe droben etwas, das Euer Auge haßt?“

„Meinſt du,“ erwiderte Rolf Lembeck fröhlich, „daß man nur meidet, was man haßt?“ Doch, als beſänne er ſich plötzlich, fügte er hinzu: „Wohl ſeh ich lieber das freie Land hier, als auf des Dänenkönigs Burgen; mir iſt, er ſpinne wieder Unheil!“ Der Zuſatz kam zu ſpät, denn als er auf den Schreiber blickte, ſah er deſſen Kopf ſich ſeitwärts drehen und mit der Naſe nach der Erde fahren, daß ihm der Kappenzipfel um die Schulter ſchwenkte. „Holla, Rabe!“ rief er. „Wonach trachteſt du?“

„Ihr wiſſet, Herr,“ entgegnete der Braune, „ich ſehe bisweilen Dinge, die nicht da ſind.“

„Und was Beute ſahſt du denn dorten auf dem Sande?“

„So Ihr es wiſſen wollet — nur eines Fädleins Ende! Ich dachte thöricht, es ſei ſchier mitzunehmen; doch — Ihr habt recht, warum ſollen wir die Königsburg betrachten!“

„Ei, Gaspard!“ rief der Ritter, „wozu der Faden? Hier iſt kein griechiſch Labyrinth!“ Doch plötzlich überkam es ihn, als ſtehe er mit Dagmar vor aller Welt auf offenem Markt, und aus dem Haufen glühten ſeines Weibes Augen auf das arme Kind.

Gaspard blinzte mit verkniffenem Lachen auf den jungen Herrn und ließ dann ſeinen Fuchs nach hinten gehen. So ritten ſie, jeder in eigenen Gedanken, in die Stadt.

— — Was mit dem Feuerrohr geworden, vermag ich nicht zu ſagen; aber ein Anderes. In Holſtein, in einer engen Gruft, mußten die Würmer ſich durch einen Sarg gefreſſen und von dem gemunkelt haben, was ſie in dem todten Mann gefunden hatten, der, als er eben ging, Hans Pogwiſch hieß.

Am Nachmittage, da Rolf Lembeck mit dem Schreiber das Haus des Schmieds verlaſſen hatte, ſaß in der Gaſtſtube des „Schwarzen Stiers“ zu Haderslev ein wüſter Holſtenkerl; er wollte zum König Waldemar, der wieder einmal Kriegsleute ſammelte; ein paar Geſellen, die ihm nicht ungleich ſahen, hielten ihn trunkfrei, denn er war ebenſo maulfertig im Trinken, wie im Reden. „Ihr habt das Weibsſtück nun nahebei!“ rief er; „die macht nicht viel Federleſens; und ſchmuck iſt ſie, daß ſie den Teufel verführen könnte!“ Er ſtützte den ſchweren Kopf in ſeine Hand und ſtreckte die andere breithin auf den Tiſch: „Die Königlichen hatten ihr den Mann, der ſeinem Weib die ganze Ehefröhlichkeit verdorben hatte, zu ihrer Freude ſo verhauen, daß ſchon der Gottſeibeiuns am Bettende ſaß, um mit der Seele abzufahren. Aber — das wiſſen wir ſelber! Unkraut und Diſteln vergehen nicht ſo leicht, und eines Tages wurde ſeine Naſe wieder roth und kreuzfidel!“

Der Kerl lachte und nahm ſein Glas: „Ein

Satansweib! Möge der Teufel ihr weiter helfen!“ Und die Gläſer der drei Halunken klirrten aneinander.

An einem anderen Tiſche ſaß ein Herr, jung und im goldgeſtickten Rock; er war ſchon aufgeſprungen und hatte die Hand am Schwertgriff, um die Kerle abzufuchteln; denn er wußte, es war ſein Weib, das ihre ſchmutzigen Mäuler ſchändeten. Aber er ſetzte ſich ſchweigend wieder: er mußte hören; das war beſſerer Gewinn.

Und mit heimlicherer Stimme begann auch ſchon wieder der Bettelgaſt am anderen Tiſche; aber er hatte ſich zuvor noch erſt ſein Stück gelacht: „Der wunde Ritter, ich ſagt's Euch ſchon, hub an, ſeine Fäuſte wiederum zu fühlen: da“ — und der Kerl ſtieß mit ſeinem Becher auf den Tiſch — „da hatte ſie auf einmal Ratten zu vergiften! — Ich glaub', es iſt auch wohl eine Ratte mit krepirt; aber es glückte wunderbar: am anderen Morgen war ſie eine frohe Wittwe!“

„Mordbrand!“ rief einer von den anderen; „gar eine Rittersfrau und hier? Wie heißt ſie denn?“

Aber der Kerl wiſchte ſich den Mund und hob mit trunkener Feierlichkeit die flache Hand: „Das bleibt bei mir! Ich bin von ihrem Hof; ein Hundsfott, der ſeinen Herrn verräth! Möchte nur der Folgmann des armen Vorwirths nicht geworden ſein!“

Er leerte ſein neu gefülltes Glas und ſtand taumelnd auf; als er an Rolf Lembeck vorüberkam, ſah er ihn mit verglaſten Augen an und ſtrebte taumelnd nach der Thür.

Gleichzeitig war Gaſpard in das Gemach getreten, der auf Einkauf für ſeine Herrin in der Stadt geweſen war, und Rolf drängte zur Heimfahrt. Auf dem Rückweg ließ er den Schreiber vor ſich reiten: er wollte weder ſeine noch eines anderen Menſchen Rede hören; ihm war's, als wenn das Hirn ihm friere und göſſen Eisſtrahlen ſich hinab durch ſeinen Rücken! Nicht ſeines Weibes dachte er zunächſt; nein, Dagmars; und daß zu ihr ein furchtbarer Rettungsweg ſich aufgethan.

Als er zu Dorning ins Gemach trat, kam Frau Wulfhild mit ausgeſtreckten Armen ihm entgegen; aber er griff ſie an beiden Handgelenken und hielt ſie von ſich; mit entſetzten Augen ſah er auf ihr Antlitz.

Sie erſchrak. „Was iſt dir?“ rief ſie auffahrend: „biſt du auch toll geworden?“

Da ließ er ſchweigend ihre Hände fahren und ſchritt in den Hof hinab. Das Weib aber ſtand plötzlich ohne Regung: „Was war das?“ ſtammelte ſie kaum hörbar.

* * *

Nach einigen Tagen ſtand der Schreiber in Frau Wulfhilds Kemenate.

„Haſt du die Puppe?“ frug ſie haſtig.

Er wiegte ſeinen kleinen Kopf: „Ich habe ſie und habe ſie auch nicht.“

— „Das heißt?“

„Ich wette, es iſt das Fräulein von des Königs Burg.“

— „Des Schloßhauptmanns Tochter? — Ein Kind!“

Er ſpreizte ſeine Finger: „Erlaubt, das pflegt ſich beim erſten Kuß zu wandeln; und überdies — das Neue iſt ein Dämon!“

Sie war vom Seſſel aufgeſprungen und ſchritt mit funkelnden Augen auf und ab; ihre Finger griffen in ihr Sacktuch, als ſei's ein lebend Weſen, das ſie würgen müſſe.

„Das Spielzeug könnt Ihr nicht nehmen," ſagte Gaspard wieder; „doch wenn das Spielzeug nicht vom Kinde kann, ſo muß das Kind vom Spielzeug!"

— „Was heißt das? Rede deutlich!"

„Sind hier die Wände ſicher?"

„Das weißt du ſelber," erwiderte Frau Wulfhild und warf ſich in den Seſſel. „Nun rede!"

Und Gaspard ſetzte ſich zu ihren Füßen auf den Schemel, den ſie ihm gewieſen hatte. „Ihr habet, edle Herrin," begann er leiſe, mit Fingerſpiel ſein Wort begleitend, „meine Maulwurfsarbeit nicht geſehen, aber ich habe ſie gethan. So leiht mir nun ein hörend Ohr! — Die unruhigen Herren in Holſtein ſpinnen einmal wieder etwas gegen den König Atterdag" — er ſah ſich um; dann fuhr er fort: „Sie hatten Euren Schwäher auch zum Rath berufen; Ihr wiſſet, der gewaltige Herr hat etwas von der Fledermaus; beim Wolfe heut und morgen bei den Falken; und ſo wollten ſie ſeiner diesmal ſicher werden. Aber er bauet die Burg dort auf der Inſel und kann nicht fort von dem wilden Bauvoll.“ Gaspard ſenkte ſeine Naſe: „Wollet nicht fragen, wie ich das erfahren habe; aber ich ſuchte einen klugen Boten und ſchrieb an Herrn Claus Lembeck, daß bei Euch ein treuer Mann entbehrlich ſei, wenn anders Treue im nächſten Blute liege; ich ſchrieb auch, es komme Eurem Wunſch entgegen, des Ehegemahls auf eine Weile zu entrathen.“

„Mich will bedünken,“ rief das Weib, „du biſt noch eigenwilliger als klug! Und Claus Lembeck“ — ſetzte ſie hinzu — „wie lautet ſeine Antwort?“

Der Schreiber neſtelte an ſeinem Rock und reichte ihr zwei Papiere. „Solange,“ ſprach er, „der alte Ritter nicht des Königs iſt, ſind die Wünſche der Schauenburgerin ihm Befehl! Hier iſt ein Brief für Euch, und nebenbei, wenn Ihr ſie wollet, die Berufung für Herrn Rolf Lembeck!“

Die Frau griff nach den Briefen und las ſie. „Du nimmſt mir den Gemahl und ſollteſt ihn mir doch wahren!“ ſprach ſie ſeufzend.

— „So laſſet mich ſchreiben, daß Ihr ihn nicht miſſen könnt!“

Da war ſie aufgeſtanden; den Kopf emporgeworfen, die eine Hand an ihren Lippen, ſtand ſie da, wie in die Weite ſchauend; dann reichte ſie dem Schreiber ihre andere Hand: „Mein weiſer Rabe! Ich bin zufrieden; ſchick mir deinen Boten; ich werde an Claus Lembeck ſchreiben; Rolf wird dieſem Vater nicht zuwiderhandeln.“

„Ich wußt' es, Herrin; Ihr ſeid nicht wie die Anderen.“ Er küßte ihr Gewand; dann wurde er entlaſſen.

— — Am Abend dieſes Tages ſchritt Rolf Lembeck nach der Gartenmauer zu Haderslevhuus und Gaspard der Rabe ſchlich unmerklich hinterdrein; er wollte nähere Beſtätigung für einen neuen Anſchlag, den er im Kopfe trug.

Spärlicher Nachtſchein zitterte durch die Buchenkronen; nur wenn der Ritter durch eine Lichtung ging, huſchten wie blaue Funken die Johanneskäfer um ihn her, und die Nacht war lau und ſtill. Sein Weib hatte nicht verſucht ihn zu halten; dennoch ging er langſam und in ſchwerem Sinnen, und er hörte nicht auf den Schritt, der in den ſeinen trat. Nicht nur was er im „Schwarzen Stier“ erfahren hatte, ein Anderes noch war ihm gekommen! Ein Wort, das er als Knabe von ſeinem Vater vernommen hatte. Ein Graf von Orlamünde hatte derzeit von ſeinem Weibe wollen, um eine Schönere zu ſreien; aber kein Laie hatte zwiſchen den beiden Eheleuten den gemeinſamen Blutstropfen finden können, der fähig war, den Bund zu löſen. Da machte der Graf ein gut Theil ſeiner Habe zu Gold und zog nach Rom; und bald auch kam er mit heiterem Antlitz heim: zwar ohne Gold, aber mit dem Pergament des heiligen Vaters in der Taſche, das wegen zu nahen Blutes die Ehe aufhob. „Beim heiligen Bart," hatte Claus Lembeck da geruſen, „der Teuſel konnt' es nicht; der Papſt hat es herausgeſunden!"

Der Knabe Rolf hatte das Wort gehört und nicht geachtet; jetzt kam es aus der Tieſe, wo das Gedächtniß die Schätze für die Zukunſt hütet. „Und wenn dem Orlamünder, warum nicht mir?" rief es in ihm. „War meiner Großmuhme Gemahl doch ein Vetter von den Schauenburgern!" Dann dachte er des Anderen: „Wenn ich es brauchen müßte, das bricht die Kette!" rief er laut, und mit kräftigeren Schritten ging er weiter.

Der Rabe Gaspard war auf ſeinen Ferſen; und als nach einer Weile der Ritter ſich droben aus den dichten Zweigen in die zarten Arme ſchwang, da war der Laurer an dem Waldrand und ſah, was keines Menſchen Auge hätte ſehen ſollen. Denn in dem Ritter war alle ungeſtüme Liebesnoth und Hoffnung aufgeſprüht; „Rolf, Rolf! Du tödteſt mich!“ rief Dagmar, als er ſie in ſeine Arme preßte.

Da ließ er ſie plötzlich und ſtarrte über die Mauer in den Grund hinab. „Hörteſt du es, Dagmar? Da drunten lachte was!“

Sie aber wandte das ſüße Antlitz zu ihm: „Fürchteſt du dich, Rolf?“

„Ja, — Dagmar; wer dich im Arm hält, muß ſich fürchten!“

„Doch nicht vor Ringeltauben! Ich hörte es auch, es kam dort aus der Buche.“

Er warf noch einen Blick hinab, dann zog er ſie auf die Bank, wo vom Weg herauf kein Auge ſie erreichen konnte. Die Nachtigall hatte ausgeſungen; faſt keines Athemzuges Regung war in der Nacht; wie müde legte Dagmar den feinen Nacken auf ſeinen Arm, und ihre dunklen Augen wollten nichts als ihn. Dämmerung war es, denn der

Mond war rund und wieder ſchmal geworden und ſtand mit ſeiner Sichel über den Bäumen in Südoſt. Rolf Lembeck ſah grübelnd in die Nacht hinaus.

„Nimm! So nimm doch, liebſter Mann!“ hauchte das Kind und bot ihm ihre rothen Lippen.

Aber er drückte wie in Angſt ihren Kopf an ſeine Bruſt: „Nicht mehr, o Süße, Selige!“

Da lachte ſie und riß das dunkle Köpfchen wieder gegen ihn auf: „Um was? So nimm doch, was dein iſt!“

Aber der Mann ſtöhnte, in Wonne halb und halb in Schmerz: „O Dagmar, ein Feuer iſt die Minne; es ſoll dich nicht verbrennen!“

Sie verſtand ihn nicht; ſie frug auch nicht; nur als ſeine Lippen jetzt flüchtig ihre Stirn berührten, klagte ſie: „Das iſt ja nicht der Weg zum Herzen! Zürnſt du? Was hab' ich dir gethan?“

„Du, Dagmar!“ rief er und ſeine Augen leuchteten wie blaue Sterne, „du fülleſt mir das Herz mit Wonne; ſoll ich Todesnoth in deines bringen? Hör mich, du Schöne, Unirdiſche! Mir iſt es oft ein Wunder, daß meine Hände dich berühren können; mir iſt, als ſeieſt du mein holder Schattengeiſt, von dem die alten Mären ſagen, zwiſchen Lilien aus dem Mondſcheinſee zu mir emporgeſtiegen; mir träumt zu Nacht, daß Flügel an deinen zarten Schultern ſprießen, daß du mich fortträgſt, weit aus dem Wirrſal meines jungen Lebens!"

— „O nein, nicht ſo, nicht ſo!" Flehend bat ſie ihn, und ihre Hände legten ſich auf ſeinen Mund; „du täuſcheſt dich; ich bin nur ein Erdenkind; o Rolf, die ſterben vom Hauch der Luft; ich weiß es!"

Anbetend ſah der Mann ſie an.

Da glitt ſie ihm zu Füßen, ein geſpenſtiſcher Glanz brach aus ihren Augen: „O Liebſter, kein Leben, kein Sterben ohne dich!"

Er zog ſie ſanft zu ſich herauf: „Erſt leben, Dagmar! Wir zuſammen — möchteſt du das nicht?"

Sie nickte nur; aber der Athem ſtand ihr ſtill, als ob ſie Wunder hören ſolle.

— „So muß ich dich um Urlaub bitten!"

„Urlaub?" rief ſie erſchreckt. „Du willſt fort? — Ganz fort?"

— „Nur auf zehn Tage, Dagmar! Am Abend nach Mariä Heimſuchung bin ich wieder bei dir!"

„Zehn Tage! — O, das iſt lange!"

Er ſtrich ihr liebkoſend das loſe Haar unter ihren Silberreif: „Ja, Dagmar, lange! Aber ich muß zu meinem Vater!"

Sie blickte ihn plötzlich wie verwundert an: „Haſt du auch einen Vater?" frug ſie zaghaft.

— „Haſt du doch einen, Liebſte!" ſprach er. „Und meiner ſoll uns helfen, daß ich mit ihm durchs Schloßthor zu dem deinen trete und dich zum Ehegemahl begehre!"

Ein ſelig Lächeln überflog das Angeſicht des Kindes: „O Rolf, welch ein Glück!"

Es fiel ein Regentropfen, ein langer Donner rollte über ihnen. „Gott hat's gehört!" ſprach er.

— „Sag noch einmal," bat ſie, „wann kommſt du wieder?"

Er neigte ſich und flüſterte es noch einmal in ihr Ohr.

— „Gewiß?"

„Glaubſt du, ich könnte den Weg vergeſſen?"

„Nein, nein!" — Sie waren aufgeſtanden; Dagmar hing an ſeinem Halſe; aber die Donner rollten ſtärker und die Blitze flammten; vom Thurme herab ſcholl das Wächterhorn. Noch einen Kuß; noch einmal, als wie auf ewig, Bruſt an Bruſt; dann war nichts als Nacht und Wetterſchein auf dieſem Platze.

— — Bevor Rolf Lembeck ſein Haus erreichte, war Gaspard heimgekommen, und Bericht und Anſchlag waren zwiſchen der Herrin und ihrem Diener ſchon zu Ende; als der Ritter in das eheliche Gemach trat, lag Frau Wulfhild wie ſchlummernd auf ihrem Lager. Doch obſchon ſie in voller Weibesſchöne dalag, ihres Mannes Augen ſahen an ihr vorüber, und ſeine Hand griff nur nach einem Schreiben, das auf einem Tiſchchen lag, auf dem er ſeines Vaters Hand erkannt hatte. Als er es haſtig aufgeriſſen, flog es wie Schrecken halb und halb wie Staunen über des Weibes Antlitz, und ihre Augenſterne blinzten heimlich durch die Lider, denn Rolf Lembeck hatte zufrieden vor ſich hingenickt. Dann ſtreckte er ſich ruhig auf ſein Lager.

* * *

Einige Tage, nachdem der junge Ritter ſeine Fahrt nach Burgſom auf der Inſel angetreten hatte, ſaß Frau Wulfhild in ihrem Gemache. Allerlei Schriften lagen vor ihr auf dem Tiſche; aber ihre

Gedanken ſchienen nicht bei ſolcher Arbeit: ihr ſeiden Blondhaar hatte ſie rückwärts über die Schulter geworfen, und es glänzte wie Gold gegen das dunkle Muſter der Teppiche, die an den Wänden hingen. Inmitten der ſchönen Stirn des Weibes war eine Falte, die immer tiefer zu werden ſchien; ſie drängte die Augen an einander, als könne ſie ſicherer ſo das eine Ziel verfolgen, das vor ihren Sinnen ſtand.

Da wurde die ſchwere Thür aufgeſtoßen. Sie fuhr empor: „Wer iſt da?“

„Der Herr Schloßhauptmann von Haderslevhuus!“ erwiderte der junge Bookwald, der hereingetreten war. „Ihr, Herrin, hättet ſeinen Beſuch erbeten.“

„Er iſt willkommen! — Doch warte noch, Gehrt! Rück erſt den Seſſel hier zum Tiſche!“ Sie hatte ſich in ihrer ganzen ſtattlichen Geſtalt erhoben und begann im Gemache auf und ab zu ſchreiten, während der Knabe das Aufgetragene beſorgte und ſich dann entfernte.

Nach einigen Augenblicken war ein grauhaariger Mann in dunkler Tracht und von gewaltigem Körperbau hereingetreten. „Euer Gemahl, edle Frau,“

ſprach er, nachdem die Grüße gewechſelt waren, „ſcheint nicht daheim zu ſein; Ihr ſelbſt wünſchtet mich!“

„Mein Gemahl, Herr Schloßhauptmann,“ erwiderte Frau Wulfhild, „würde zu Euch gekommen ſein; Ihr müßt diesmal Euch an mir genügen laſſen!“

„Wollet mich nicht beſchämen, edle Frau! Ich kam, um Euch zu hören!“

Sie ſetzte ſich und lud ihn mit der Hand zum Niederſitzen; eine kurze Weile lagen ihre Augen auf ſeinem Antlitz, das er geduldig ihr entgegenhielt. „Mit Claus Lembeck,“ hub ſie an, „ſaß hier ein däniſch Weib; ich bin aus dem Geſchlecht der Schauenburger; wir beide ſind Landsleute —“

Er unterbrach ſie: „Ein Schleswiger bin ich und jetzt des Königs Mann!“

— „Ich weiß es, Ritter; ihr waret auf Fühnen in der Schaar, von der mein ſeliger Gemahl von ſeinem Hengſt gehauen wurde!“

„Er war mein Feind derzeit; ich aber habe ihn nicht gefällt,“ erwiderte er ruhig.

Sie ſchwieg einen Augenblick. „Mag ſein! Ich habe den Schaden ausgeheilet und bin itzt Herrin hier auf Dorning; wir ſind Nachbarn, Ritter; und alſo …"

„Wollet Ihr mir etwa Nachbarrath ertheilen?"

— „Ei nun, wie Ihr es nehmen wollt!" und da er nickte: „Ihr wiſſet, hinter Eurem Garten, dort wo es ſo jäh hinab zu Boden ſchießt, ſteht hart daran eine italiſche Pappel und ſtreckt ihre Zweige an die Mauerzinnen, ſo dort den Garten abſchließen. Man ſagt, es ſoll dort faſt achtzig Fuß in die Tiefe gehen! Was ich Euch ſagen wollte … den Baum, Ihr müßt ihn fällen laſſen!"

„Die Pappel?" rief der Schloßhauptmann. „Was wirret Euch, edle Frau! Die iſt des Königs Liebling; ſein Ahn Chriſtoffer hat ſie gepflanzt, da er Südjütland gegen Abels Söhne in Beſitz genommen hatte!"

„So habet Ihr wohl keine Tauben oder ſonſtig edles Geflügel in der Feſte," fuhr ſie achtlos fort, „und iſt Euch desgleichen nicht zerriſſen worden? Denn aus dem Wald gegenüber laufen Iltis oder Edelmarder an den Baum hinauf und ſpringen aus deſſen Zweigen in den Garten!"

„Was wollet Ihr, edle Fraue," ſprach der Ritter; „ich verſtehe Eure Rede nicht; ich hatte niemals koſtbares Geflügel, und wäre ſolches mir zerriſſen worden, ich würde darum doch nicht des Königs Baum verſehren!"

Sie ſah ihn an; aber da er ruhig mit der Hand auf ſeinem Schwerte daſaß, hob ſie eine Glocke vom Tiſch und ſchellte, und da der Knabe eintrat, bedeutete ſie ihn: „Gaspard ſoll kommen!" Dann ſah ſie wieder auf ihren Gaſt und frug, als ſei's nur, um die Minuten hinzubringen: „Ihr habt wohl ſchöne Frauen in der Feſte?"

— „Wie meint Ihr, edle Frau?"

„Nun, ich hörte auch nur ſo."

Der Mund des ernſten Mannes lächelte faſt: „Wer hat Euch ſo berichtet? Die Dienerinnen gehen alle an ein halb Jahrhundert, und unſere Baſe iſt noch weit darüber. Ich hab' gelitten, Fraue; das Lachen der Jugend thut meinen Ohren weh!"

Die kräftigen Lippen des Weibes zuckten, als wiſſe ſie doch beſſeren Beſcheid in ſeinem Hauſe, als er ſelber. Dann öffnete ſich die Thür, und der braune Mann mit der Gugelkappe war leiſen, aber ſicheren Schrittes eingetreten und blieb nun an der Schwelle ſtehen.

„Wer iſt der Mann?“ frug der Ritter.

„Es iſt mein Schreiber,“ ſprach ſie; „er mag Euch ſelbſt berichten, was er nachts geſehen hat, da ihn der Weg an Eurem Schloß vorbeiführte.“

Der Schloßhauptmann wandte ſich in ſeinem Seſſel und blickte auf den Schreiber. „So ſprich denn, Mann,“ ſagte er, „was du mir zu ſagen haſt!“

Gaspard der Rabe hatte von unten einen vorſichtigen Blick auf den finſteren Herrn geworfen. „Ich weiß nicht eben,“ begann er, „ob es Euch gefallen mag! Wenn man die Füße ſeiner Worte nicht mehr hört — wer weiß, ob ſie Dank oder Undank holen!“

Auf des Gaſtes Stirne furchten ſich die Zeichen der Ungeduld: „Laſſet Euren Mann ſeine Rede thun, edle Frau, um die Ihr mich geladen habt; mir iſt nicht Zeit für andere Weisheit!“

„Sprich ohne Umſchweif, Gaspard!“ rief Frau Wulfhild.

„Ja, Herr,“ hub dieſer an, „es war eine helle Nacht, vor kaum acht Tagen, da ich von Hadersleb den Weg zwiſchen Eurem Garten und dem Buchenwald herunterkam; da ſtob aus dem Baumſchatten ein Gewild — es mochte ein Marder oder Iltis ſein — mir vor den Füßen quer über den Weg der großen Pappel zu, und ich hörte, wie es zwiſchen den Zweigen in den Baum hinaufklomm. Ich ſtand — ich ſah hinauf und dachte: Itzt wird's bald oben ſein und auf den Mauerzinnen tanzen!“

— „Nun — und?“

„Ja, Herre, es kam weder ein Marder noch ein Iltis!“

Der Schloßhauptmann fuhr auf: „So ſitzt es wohl noch heute in dem Baum!“

„Das wäre möglich,“ ſagte Gaspard; „auch möglich, daß ein Zauberſpiel dabei geweſen iſt. Ihr hörtet wohl ſchon ſagen: es ſpringt ein Wolf, auch eine rothe Maus uns in den Weg, und faßt man's mit dem rechten Wort, ſo hat man ein altes Weib oder gar einen jungen Knecht in ſeiner Hand!“

Der Ritter warf einen forſchenden Blick auf den Sprecher: „Was ſoll das hier? Deine Naſ' und Augen ſind mir zu ſcharf für ſolche Kunkelweisheit!“

Aber in Gaspards Augen, die ihm begegneten, war kein Arg zu leſen. „Herr,“ ſagte er, „der eine ſpricht's, der andere widerſpricht's; doch ſo viel haben meine Augen ſelbſt geſehen: ein Marder war unten in den Baum geſprungen und oben ſchwang ſich ein junger Fant aus ſeinen Zweigen auf die Mauerzinnen; ich ſah die goldenen Knöpfe an ſeinem Leibrock funkeln, und der Nachtſchein des Mondes leuchtete auf ein goldblond Haar.“

Der Schloßhauptmann hatte ſich vorgebeugt: „Und dann?“

„Dann ſprang er in den Garten.“

In der Bruſt des alten Ritters erhob ſich eine Stimme, die ſprach: „Einer der Diener war es, der ſich beim luſtigen Trunk verſpätet hatte; du mußt dein Hausrecht brauchen, und es ſoll nicht mehr geſchehen!“

Er ſprach das dann auch laut; doch Gaspard erwiderte: „Ich weiß nicht, Herr, ob Ihr ſo fein Geſinde haltet; auch ſchien der Fant ſeine Luſt noch vor ſich zu haben, und ſeine Glieder waren ſicherer, als ich nach dem Trunk es ſonſt geſehen habe. Vor allem: hinter der Mauer war ein Weib; noch kaum ein Weib! Ein ſchmächtig unſchuldig Ding; denn ihr Gewand war weiß, gar ungeſchickt zu geheimem Minnetreiben; der Mond blitzte auf einem Silberreif, der ihr dunkel Haar zuſammenhielt!“

„Und weiter? — Was ſahſt du weiter?“ ſtieß der Ritter wie in Angſt hervor.

— „Ich ſah nichts weiter, Herr.“

Das Weib hielt den ſchönen Kopf in ihre Hand geſtützt und ſah des Ritters Antlitz ſich unter ſeinem grauen Bart mit Todesfarbe decken. Da winkte ſie dem Schreiber, und er verließ das Zimmer. „Nun, Herr Schloßhauptmann,“ ſprach ſie leiſe; „werdet Ihr den Baum des Königs fällen laſſen?“

Er wandte den Kopf; aber aus ſeinen Augen waren die Gedanken nach anderswo entflohen; er frug: „Was ſpracht Ihr, edle Frau?“

Und als ſie ihre Worte noch einmal geſprochen hatte, frug er weiter: „Wißt Ihr von dieſem Abenteuer mehr zu melden, als ich eben hörte?“

Doch ſie erwiderte: „Nein, Herr; Ihr müſſet nun ſo zufrieden ſein!“

Er warf ſeine düſteren Augen auf ſie und ſprach zu ſich ſelber: „Was will das Weib? Denn nicht deinetwegen hat ſie dich geladen; ſie weiß, um wen die Pappel fallen ſoll!“ Laut aber ſprach er und richtete in ſeiner mächtigen Geſtalt ſich auf: „Ihr drücktet ein Beil in meine Hand! Gott mög' mir rathen; und mög' er auch bei Euch ſein, edle Frau!“

Er hatte ſich gewandt und war aus dem Gemach geſchritten. Unten im Hofe führte ein Knecht ſein Roß umher; er rief ihn und ſchwang ſich in den Sattel; dann ſuchte das Thier durch Wald und Felder ſich ſelber ſeinen Weg. Ob hoch am Himmel die Lerchen ſangen, ob Falken und Elſtern um ihn ſchrieen, er hörte es nicht; gleich einem gebrochenen Manne hing er im Sattel; vor ſeinen Augen war immer nur ſein ſchmächtiges Kind in eines Fremden Armen, deſſen Antlitz er nicht erkennen konnte.

Erſt als das Roß unter den Bäumen des Schloßberges hinantrabte, fuhr er empor und zog den Zügel an. Aber er wandte ſein Thier und ritt zurück; er wußte ſelber nicht wohin; in ſeinem Kopfe war zu ſchmerzlich Wirrſal, das er weder ſchlichten noch zur Ruhe bringen konnte. Es dunkelte ſchon, da er zum zweitenmal heimkam und jetzt langſam in den Schloßhof einritt. — Nachts von ſeinem Bette, wo er mit geſtütztem Kopf lag, trieb es ihn wieder auf; er fand ſich plötzlich die Thurmtreppe hinabſteigend; dann ſtand er hinten in dem Garten, den er ſeit Jahren nicht betreten hatte, und ſah bald auf den Wipfel der großen Pappel, bald hinunter in die Tiefe. Ja, ja; ſie drängte ihr mächtiges Gezweig hart an die Bergwand und oben an die Zinnen, er hatte ſie lang darauf nicht angeſehen; auch der König konnte dort den Baum nicht dulden!

Dann ſtieg er zurück in ſeine Kemenate und warf ſich wieder auf ſein Lager; als aber im Zwielicht der Ton des Wächterhorns an ſein Ohr drang, ſprang er auf und holte drunten ſelbſt ein Dutzend Knechte aus den Betten. Und da die Sonne aufgeſtiegen war, hallten donnernde Schläge durch die Burg und riſſen alle aus den Betten, die noch in Morgenträumen lagen. „Baſ'! Baſ'! der Feind kommt!“ rief Dagmar, jäh vom Kiſſen fahrend; und die alte Dame lallte, noch halb vom Schlaf befangen: „Bete, Kind! Bete! Wir ſind arme Frauen!“ Als aber Dagmar jetzt vor ihrer Bettſtatt auf den Knien lag, richtete ſie ſich mühſam auf und ſtrich mit ihrer ſanften alten Hand das wirre Haar von der Stirn ihres Lieblings: „Ei, Kind,“ ſprach ſie, während die

Schläge immer lauter dröhnten, „das iſt die Holzaxt, es iſt ja nimmer Krieg!“

Ein Rauſchen wie von hundert Adlerflügeln, der Donner eines furchtbaren Sturzes machte in dieſem Augenblick die dicken Scheiben des Gemaches klirren. Dagmar war todtenbleich, und ihre Hand zitterte in der der Baſe; die aber lächelte: „Es iſt ja nichts, Kind; ſie haben einen Baum gefällt!“

Aber in Dagmars großen Augen ſtand der Schrecken: „Einen Baum? O Baſ', ich dachte, der Himmel falle ein!“

Die Baſe ſchüttelte den Kopf: „Es kam ja von der Gartenſeite; hörteſt du das nicht?“

Dagmar griff plötzlich nach ihren Kleidern und begann ſie über ſich zu werfen. „Ja, Baſ', ich glaub'; ich will hinab!“

„Du thöricht Ding!“ rief die Baſe. „Was kümmert dich der Baum? Die Vögel ſind ja kaum vom Neſt geflogen!“

Aber das Kind, dem der Athem ſtockte, war ſelber ſchon hinabgeflogen; und die Alte faltete zum Morgengebet die Hände; durch das kleine Fenſter fielen die erſten Morgenſtrahlen.

— — Nicht lange danach trat der Schloßhauptmann in den Garten; die Dogge Heudan folgte ihm. Als ſie bei den Zinnen hinaustraten, ſtand der Hund und ſchaute wie verwundert vor ſich hin: die Pappel, wo war ſie denn? Dann wandte er den Kopf und lief plötzlich in Sprüngen ein Stückchen ſeitwärts auf die Mauer zu.

„Dagmar?“ rief der Ritter. „Du hier? ſo früh?“

Sein Kind ſtand reglos an den Zinnen und ſtarrte in die Tiefe: ſie ſchien ihn nicht zu hören; ihre Händchen hielt ſie übereinander auf die Bruſt gedrückt, als müſſe ſie den Tod gefangen halten.

„Dagmar!“ rief er angſtvoll. „Was iſt dir? Biſt du krank geworden?“

Da wandte ſie ſich und ſah ihn an.

„Kennſt du mich nicht? Ich bin's, dein Vater!“ rief er und zog ſie mit ſanften Händen zu ſich.

Ein Schrei entfuhr ihr: „O, er kommt nimmer wieder!“ Dann brach ſie in ihres Vaters Arm zuſammen.

Rathlos blickte er auf das ſchmale Antlitz: die Wimpern der geſchloſſenen Augen lagen ruhig auf den blaſſen Wangen; aber das Herz ſchlug ſo gewaltſam, als wollte es die kleine Bruſt zerſprengen. Leis neigte er ſich an ihr Ohr: „Dagmar, mein Kind, wer wird nicht wiederkommen?“

Ihre Lippen regten ſich, aber ein Wort war nicht zu hören. „Wer, mein vielliebes Kind?“ wiederholte er. „Ich will ihn ſuchen helfen!“

Da flog ein ſelig Lächeln über das blaſſe Antlitz: „Rolf!“ hauchte ſie; und noch einmal wieder: „Rolf!“

„Weiter!“ rief er haſtig. „Wie weiter? Der Name läuft auf allen Gaſſen!“

Aber ſie vermochte nur leis den Kopf zu wiegen, als ſei das alles, was ſie wiſſe.

„Rolf? Wer iſt Rolf?“ frug ſich der Ritter. Zorn gegen den, der ſeinem Kinde das gethan hatte, brauſte betäubend in ihm auf; aber er durfte jetzt nicht ſchelten, was ſie liebte: ihr Leben hing daran. Des Schreibers Gaspard Nachricht tauchte in ihm auf: ein Junker, ein ritterlicher Mann doch mußte es geweſen ſein! Da ſchlug ein furchtbarer Gedanke ihm durchs Hirn: „Dagmar,“ ſprach er bebend, „beſinne dich! Nicht wahr, er trug einen Rock, einen Gürtel mit Stickereien? War kein Wappenthier, zahm oder Gewild, darauf geſtickt?“

Er ſtarrte lang vergebens auf ihr Antlitz; dann bewegten ſich ihre Augen unter den geſchloſſenen Lidern: „Ein Geier!“ ſprach ſie leiſe.

Wie von jähem Stoß getroffen fuhr der Ritter auf: „Rolf Lembeck!“ ſchrie er. „Verfluchter! Das gilt dir deinen Tod!“

Das Kind aber ſchlang die Arme feſt um ſeinen Hals: „Vater! mein Vater!“ ſchrie ſie. „O, ich ſterbe!“

Der Augenblick, den des Königs Arzt vorhergeſehen hatte, ſchien gekommen. Zwiefach geſpitzt hatte der Pfeil ihr Herz getroffen; ſie ſprach nicht mehr; erbarmungsloſe Gichter warfen den jungen Körper in ihres Vaters Armen hin und wieder.

Still trug der Ritter ſein Kind ins Schloß zurück; Heudan, die Dogge, folgte mit geſenktem Haupt.

„Mariä Heimſuchung!“ murmelte der Mann. „O, heilige Mutter, nimm mein Kind in deinen Schutz!“

— — Aber die Mutter Gottes war nicht die Hüterin der Minne. — Ein Bote auf ſchnellſtem Roſſe ritt nach Schleswig, um einen ſicheren Medikus zu holen; inzwiſchen legte die Baſe mit zitternder

Hand kühle Binden um das Herz des Kindes, und ein Chirurg aus Haderslev ging ihr dabei zu Hülfe; am Fuß des Bettes ſtand der Schloßhauptmann: „Die Thränen helfen nicht!“ ſprach er leis und biß die Zähne aufeinander.

— — Als aber die Dämmerung herabfiel, brachen jenſeit des Gartens junge muthige Schritte aus dem Holz hervor; doch ſie ſtockten plötzlich, da ſie den Waldesrand erreichten. Es war lautloſe Stille weit umher; nur eines war anders, als es ſonſt geweſen: im Wege vor des Anſchreitenden Füßen lag der geſtürzte Baum, und droben über der Mauerzinne, wo ſonſt die Pappelblätter flüſterten, ſtand jetzt die leere Luft.

Dem drunten mochte bald wohl alles anders erſcheinen; denn ſtatt des dunklen Köpfchens mit dem Silberreife ſah er plötzlich die Geſtalt eines ſtarken Mannes dort oben an der Mauer. „Rolf Lembeck!“ hörte er es wie im Traume herunterſchallen; ihm war, als führe die Hand des Mannes nach dem Schwerte — es kümmerte ihn nicht, es war nur wie Geſpenſterſpiel vor ſeinen Augen. Wie es geworden, wann er von dort gegangen ſei, er wußte ſpäter nichts darüber.

— — An manchem Tage noch, im Mondlicht und im Sonnenſcheine, ſtand Rolf Lembeck unten an dem Waldesrand. Die Tage wurden kürzer, der September begann das Laub zu färben, und nur Krähen und Falken ſchrieen noch im Walde; aber fortan ſah er droben nie ein anderes als die kahlen Mauerzinnen und kein Weg, keine Kunde war zwiſchen ihm und ihr.

Das waren Minnequalen, wie er noch nicht empfunden hatte, und ſie gruben ihre Spuren in ſein hoffnungsfrohes Antlitz und löſchten den Glanz in ſeinen blauen Augen.

„O Minneleid, o ſehnende Noth,
Euch will ich tragen
Sonder Klagen
Vom Morgen bis zum Abendroth;
Nur nicht, wovon zu ſagen:
Kein Leben und kein Tod!“

So klagte er. Aber ſie, die eine, hörte es nicht; ein anderer war es, der ihre Hand zu faſſen kam.

* * *

In der Kemenate der Baſe lag Dagmar; die Alte hatte ihrem Kinde den Platz geräumt und ſich wo anders hingebettet. Die Kranke war am Abend mit den Sterbeſakramenten verſehen worden; jetzt brachen die erſten Morgenlichter in das Zimmer.

„Mein Vater!“ rief ſie.

„Ich bin bei dir, Kind!“ ſprach der Schloßhauptmann, der die Nacht am Bette gewacht hatte.

„Hör!“ ſagte ſie und hob einen Finger ihrer bleichen Hand. „Ueber uns, da oben auf der Hausfirſt, ſang die Amſel!“

Er ſchüttelte den Kopf: „Du irrſt dich, Dagmar, im October ſingt keine Amſel; die Blätter fallen ſchon.“

„Ja, horch nur!“ ſagte ſie wieder. „Ich hör's; ſie ſinget mir den Tod an!“ Und ſie ſtreckte ſich lang auf ihrem Lager und faltete die Hände unter ihrer Bruſt.

„Mein Kind, du weißt, ſie ſingt auch dem Leben; aber ich höre keine Amſel.“

Sie antwortete nicht; nur ihr Haupt, das mit geſchloſſenen Augen auf den Kiſſen lag, bewegte ſich wie verneinend.

Der Ritter ſah auf ſein Kind und wie in ſchweren Zügen die kleine Bruſt ſich hob und ſenkte; dann ward es ſtiller. Da ſtreckte ſie plötzlich wie in heftigem Gebet die Arme vor: „Nein, nein! O, noch nicht!“ rief ſie angſtvoll; „nur noch ein Weilchen!“ Dann wandte ſie das Haupt, und mit weit aufgeriſſenen Augen blickte ſie auf ihren Vater.

Er fuhr zuſammen, denn er kannte dieſen flimmernden Schein; die Seele ſchien ihn nur mühſam feſtzuhalten. „Sprich, mein Kind!“ ſagte der Ritter ſanft.

„Ich ſterbe, noch heute!“ ſprach ſie hart, und ihre kleine Hand erfaßte mit feſtem Griff des Vaters Arm. „Ich hab' noch einen Erdenwunſch: Rolf Lembeck — zürne nicht!“ rief ſie zagend.

Aber der verhaßte Name, den ſie nimmer noch geſprochen hatte, war gleich eines giftigen Wurmes Stich ihm in das Herz gedrungen. „Nenn' den Verruchten nicht! Die Minne, die dich bethörte, verweſ't mit deinem Leib im Grabe!“

„Wer ſagt das?“ rief ſie heftig.

— „Nicht ich, mein Kind; die heiligen Bücher ſagen es, die Kirche! Du weißt es ja!“

Ein Seufzer, wie ein Abſchied von aller Erdenſeligkeit, entrang ſich ihrer Bruſt. Dann aber kam ein haſtig Sinnen in ihre Augen, und ihre Hände ſtrichen das wirre Haar ſich von der Stirn. „Nein,“ rief ſie laut und richtete ſich jäh empor, ein geiſterhaftes Leuchten flog aus ihren Augen, „ich weiß es, Vater: die Minne iſt ſtärker als der Tod!“

Ein Lachen voll Verzweiflung ſcholl aus des Ritters Kehle: „Gott wird Euch ſcheiden!“ rief er. „Dich wird er zu der Mutter ſeines Sohnes weiſen; ihn, den Verfluchten, zum tiefſten Grund der Höllen. Thu dein Gebet, daß Gott ſein Bild aus deiner Seele reiße!“

Da antwortete ſie nicht mehr; aber ihre Hände hob ſie betend auf, und flehend, daß kein Menſchenherz ihr hätte widerſtehen können, ſprach ſie: „Hilf du mir, lieber Herrgott! Nimm ihn mir nicht! Ich könnte ſonſt nicht in deinem Himmel leben!“

Der ſtarke Mann fiel nieder auf ſeine Knie: „Sprich, Kind! — alles, was du willſt!“

Sie hatte ſich mit beiden Armen aufgeſtemmt, mit aufgeriſſenen Augen ſah ſie ihren Vater an: „Rolf Lembeck!“ flüſterte ſie heiſer. „Weiter nichts!“ Sie hatte dem Tod die Worte abgerungen; nicht Dagmar war es, nur ein Geſpenſt von Dagmar ſaß an ihrer Stelle. „Lad' ihn zu meiner Leiche, Vater! Sein Auge ſoll auf mir ruhen; noch einmal! Dann“ — die Stimme brach ihr plötzlich — „laß ihn ziehn in Frieden!“

Ihr Mund war ſtumm; ſie ſank auf ihre Kiſſen.

Die Baſe war inzwiſchen leis hereingetreten und kniete neben ihr. „O Kind, und in ſolcher Thörniß willſt du uns verlaſſen!“ murmelten die alten Lippen; aber die Kranke regte ſich nicht mehr. Der Ritter ſprach zu ſich: „Es iſt alles aus, mein Leben mit dem deinen!“ Er legte lind die Hand auf Dagmars Stirn und ſagte: „Es ſoll geſchehen, wie du es willſt, mein Kind!“ Und wie ein Lächeln flog es noch einmal über ihr Antlitz, ſie lebte noch.

Aber da ihr Odem ſchwächer wurde und er ſah, daß ihre Seele fliehen wollte, ging er zu einem Lädlein, darin geweihte Kerzen lagen, noch von dem großen Sterben her. Er nahm eine heraus und entzündete ſie an dem Lämplein, das noch brannte. „Für mein Letztes!“ ſprach er und trat wieder zu ſeinem Kinde; dann faßte er ihre feinen Hände und ſchloß ſie um die brennende Todtenkerze und legte die ſeinen ſorgſam noch darüber, daß nicht ein Tröpflein heißen Wachſes ſie von ihrem letzten Pfad zurückſchrecke. Still harrend ſaß er auf der Kante des Bettes; die neben ihm knieende Baſe ſprach: „Gott hat dir ein Lichtlein geben; das leucht' dir ins ewige Leben!“ und beide ſahen, wie die Flamme von dem Odem der Sterbenden immer ſchwächer bewegt wurde. Da plötzlich flackerte die Kerze und erloſch; ein leichter blauer Qualm zog durchs Gemach. „Dagmar, mein Kind! O ſüße Dagmar!“ rief der Mann; aber Dagmar hatte ſanft ihr Haupt geneigt, und eine ſchöne Todte lag jetzt auf den Kiſſen. Die Baſe ſprach: „Auf Wiederſehn in Gottes Himmelreich!“

Der Schloßhauptmann, der die erloſchene Kerze fortgelegt hatte, ſah jetzt finſter auf die Leiche ſeiner Tochter: „Sein Name war dein Letztes.“ — Er ging zur Thür und ſchellte.

Eine alte Dienerin war eingetreten. „Meine Tochter Dagmar iſt nicht mehr auf Erden,“ ſprach er und ſchwieg dann plötzlich; das Knochengeſpenſt des Todes, der ihm ſein Kind genommen hatte, ſtand vor ſeinem inneren Auge; aber ſtatt des nackten Schädels trug es den ſchönen Kopf des jungen Ritters Lembeck auf den Schulterknochen. Und aus der lang verſchloſſenen Falte ſeines Herzens ſchoß der Jähzorn ihm ins Hirn und fegte es leer von Verzweiflung und Leid, die es erdrücken wollten. Und in ihm ſprach es: „Es ſoll geſchehen; ich hab' mein Wort gegeben; doch — umſonſt, Rolf Lembeck, ſei auch nicht der ärmſte Tropfen deines Minneglücks!“ Dann wandte er ſich wieder zu der Dienerin: „Verſteh mich, Sine, und künd' es auch den anderen: drei Tage lang, bis ich Eure Zungen löſe, geht über den Tod nicht Kunde aus unſeren Mauern! Das Zügenglöcklein ſoll nicht läuten; beſtelle mir ſogleich Ambroſius, meinen alten Diener; laß den Prieſter in meinem Gemache unten mich erwarten!“

* * *

Im Hofe zu Dorning ſaß gegen Abend des nächſten Tages der Ritter Rolf Lembeck unter der Burglinde. — Er war allein; noch am Tage ſeiner Rückkunft, als vorher die Pappel und ſein Glück gefällt worden, hatte Frau Wulfhild eilig nach ihrem Hof in Holſtein müſſen: zwiſchen Meier und Geſinde, ſo hatte ſie geſagt, ſei Unfriede ausgebrochen und die Gegenwart der Herrin nöthig worden. Aber es lag wohl Tieferes am Grunde; im Augenblick der Abreiſe hatte Rolf einen Zug wie von verſteinertem Entſetzen in ihrem Antlitz wahrgenommen; die Leidenſchaft zu ihrem Eheherrn ſchien völlig ausgelöſcht. Nach ihrer Abfahrt hatte der Junker Bookwald ihm geplaudert: es heiße, Hans Pogwiſch, des Ritters Vorwirth, ſei nicht durch ſeine Wunde, er ſei durch Gift vom Leben in den Tod gekommen; ſo werde in der Geſindeſtub' geredet; woher es komme, wiſſe er nicht; als aber die Schürzenmagd es an die Frau vertragen, ſei die zum Tod erſchrocken worden und habe ihr zornig Schweigen auferlegt, was doch nicht habe helfen wollen.

Darüber grübelte der Ritter, und ſeine Augen folgten achtlos, wie der Abendſchatten allmälig den Brunnen und den ganzen Hof bedeckte. „Darum auch!" ſprach er leiſe; „ſie wollte keinen mit ſich haben; nicht mich, nicht Gaspard — den am wenigſten!" — Dann flogen die Gedanken mit ihm nach dem Inſeldorfe Borgſum; was er mit ſeinem Vater dort am Bau geredet hatte, kam ihm zurück: er hörte wieder das Lachen des alten Herrn bei der Geſchichte von dem Orlamünder: „Geduld, mein Sohn! Was dies Weib dir werth iſt, wirſt du erſt ſehn, wenn dich der Däne überfällt! Und — mit den Schauenburgern muß man ſachte gehen!“ Als aber der Tod des Pogwiſch dann zur Sprache kommen, war er ſtill geworden; einen Stein hatte er vom Boden gehoben und in den Bau geworfen. „Herrin auf Dorning und eine Gifthexe?“ hatte er überlaut gerufen. „Nein, Rolf, das ſoll ſie nicht, und wenn ſie des großen Carol Tochter wär'! Ich helfe dir, mein Sohn; aber — Geduld! denn ſtumpfe Pfeile erlegen dir kein Wild!“

Er fühlte noch, wie ihm der Athem derzeit bei dieſen Worten frei geworden, wie lind die Nachtluft durch ſein Haar geſtrichen, da er ſie ſpäter und vergebens ihr entgegentrug. — Leis und in Qualen rief er ihren Namen.

Es dunkelte mehr und mehr, und der Ritter war aufgeſtanden, um in die Burg zurückzugehen; da drang ein dröhnender Ton vom Außenthor herein, das ſchon geſchloſſen war; dort hingen Schalltafel und Hammer in Ketten an dem Pfoſten; es hatte jemand angeſchlagen, um Einlaß zu begehren. Dann knarrte das größere Thor, und bald ſchritt aus der Einfahrt einer der Wächter über den Hof und meldete: „Ein Bote vom Schloßhauptmann zu Haderslevhuus!“

„So ſpät?“ Rolf Lembeck war es, als habe er unſichtbar einen Schlag erhalten. „Laß ihn hieher kommen!“

Es ritt dann einer in den Hof, und als er näher kam, erkannte der Ritter bei dem Mondlicht, das über den Seitenbau hereinſchien, daß er bunt und luſtig gekleidet war: von der Achſel hing ihm ein lichtroth Seidengeſchnür, auch ſolche Feder von der Haubenkappe. Als er aber ſchwerfällig von ſeinem weißen Pferd geſtiegen und, das Thier dem Knechte übergebend, mit entblößtem Haupte vor den Ritter getreten war, ſah dieſer, daß es ein alter Mann ſei, deſſen weißer Knebelbart über einem zahnloſen Munde hing.

Der verneigte ſich und begann eine lange, kaum verſtändliche Anſprache; doch der Ritter fiel ihm in die Rede: „Ich hab' keine Luſt am Ueberflüſſigen; mach' es dir bequem, ſag's kurz, was dein Herr von mir begehrt! Mir klang's, als ſollt'ſt du mich gar zur Hochzeit laden?“

„Ihr habet recht gehört, Herr Ritter,“ ſprach der Bote; „ich aber dank' Euch für den Richtſteig.“

„Zur Hochzeit?“ frug Rolf Lembeck ſinnend. „Man pflegt ſonſt ſolche Ladung am hellen Morgen zu beſtellen!“

— „Verzeihet, Herr! Ich bin nur der älteſte der Knechte und bin geritten, wie der Herr mich ausgeſandt.“

„So ſprich denn, weſſen Hochzeit gilt es? Will Euer Herr der Wittwenſchaft Valet geben?“

Da ſchien der Bote ſich mühſam aufzuraffen, und erſt nach einer Weile ſprach er: „Die Jungfrau Dagmar, des Herrn letztes Kind iſt es, zu deren Feſttag ich Eure Gegenwart erbitten ſoll.“

Der Ritter ſchwieg, in ſeinem Hirn erſtickte er den Schrei: „Du lügſt!“ Nur ſein Antlitz wurde braun und wieder blaß; aber der Bote ſah es nicht, denn der Ritter ſaß im tiefen Lindenſchatten. Mit trockener Stimme ſprach er endlich: „So ſag mir, wie heißt der Mann, dem ſolch Glück gefallen iſt?“

„Herr,“ erwiderte der Alte, „ein ſchneller Freier iſt es geweſen! Ich ſah ihn nicht, und ward ſein Name mir nicht genannt; doch ſoll er weit in der Welt bekannt ſein. Es fehlt an ritterbürt'gen Zeugen;

drum wollet der Jungfrau die erbetene Ehre anthun! Wenn Ihr mit Mondesaufgang kommet, wird es recht ſein!“

Wieder ſchwieg der Ritter, und der Bote ſtand harrend vor ihm. Einzelne Knechte mit trüben Hornleuchten gingen über den Hof, und wenn im Flügel die Thür nach der Geſindeſtube aufging, flog ein Lichtſchein durch die Mauerſchatten; im Brunnen fielen die Tropfen von dem Eimer tönend in die Tiefe. Da kam ein junger Schritt vorüber. „Gehrt, biſt du es?“ rief der Ritter.

— „Ich bin es, Herr!“

„So nimm den Boten mit dir und laß ihm guten Trunk geben!“

„Und was für Kunde,“ frug dieſer, „bring ich meinem Herrn?“

„Geh nur! Wo Jungfrau Dagmar hochzeitet, darf ich nicht fehlen!“

Sie gingen, und der Ritter ſaß wieder auf der Lindenbank. Vergebens bohrte ſein Verſtand an dieſen Räthſeln; aber in ſeinem Inneren kochte es vor Weh und Grimm.

* * *

Am nächſten Tage, da ſchon die Abendſchatten fielen, ſtand in einem Burggemache Gaspard der Rabe vor ſeinem Herrn; die Augen des klugen Geſichtleins blickten faſt ermüdet. „Du ſiehſt übel aus; was iſt dir?“ ſprach der Ritter, der mit aufgeſtütztem Arm am Tiſche ſaß.

„Herr, für uns iſt üble Zeit,“ erwiderte der Schreiber und ſah dem Anderen in die verwachten hohlen Augen. „Wenn Ihr’s erlaubt, Ihr gleichet ſelber kaum einem Hochzeitsgaſt!“

Ein ſchweres Athmen war die einzige Antwort. „Herr!“ rief Gaspard plötzlich, „gehet nicht, wohin man Euch geladen hat!“

Wie abweſend ſah ihn der Ritter an: „Meinſt du? Weshalb nicht, Gaspard?“

— „Verzeihet, wenn ich von Euren letzten Tagen mehr weiß, als Ihr denket“ — und Gaspard ließ den Kopf auf die Seite ſinken — „Ihr ſeid doch unſchuldig in Eurem Herzen! Herr, trauet nicht den Dänen!“

„Du weißt, mich hat kein Däne geladen!“

— „Er iſt des Königs Mann.“

Tonlos erwiderte der Ritter: „So ſprich, wenn du Unholdes von ihm wahrgenommen haſt!“

„Herr!“ ſprach Gaspard und legte die Hand auf ſeine ſchmale Bruſt; „ſoweit unſere Herrin nicht meinen Dienſt begehrt, der er vorab gehöret, ſind Kopf und Hand die Euren! Ich bin noch in der Nacht dem Boten nachgegangen und habe bis zum Morgenroth die Burg umſchlichen, dann noch von Vormittag bis Mittag: es iſt, als ſei ſie zugemauert; kein Thor, kein Schlupfpförtlein hat ſich aufgethan; ich hab nichts wahrgenommen. Doch — was ſoll Euch die Hochzeit? — Der Schloßhauptmann wird einen däniſchen Junker ſich geholet haben und mit dem das arme Kind zuſammenſchmieden laſſen. Euch aber wird man aus den Hochzeitsbechern Hohn und Weh zu trinken geben! Wer weiß, Ihr trinket wohl den Tod daraus! Bleibt, geht nicht, lieber Herr!“

Er wollte ihm zu Füßen fallen; aber Rolf ergriff ihn bei den Schultern und ſah mit blitzenden Augen in die ſeinen: „Da du es ehrlich meinſt, ſo hör' mich, Gaspard!“ Er ſchrie es, daß es in dem weiten Raume von den Wänden hallte: „Und wenn auch in den Tod, ich muß! Dies Kind hat mir die Seele ausgetrunken!“

„Ruf mir den Junker!“ fuhr er nach einer Weile fort. „Er ſoll mein ſchwarzes Gewand bringen; das ziemt mir bei dieſer Hochzeit! Und auch — mein allerſchärfſtes Schwert! — Ihr beide, wenn's euch gelüſtet, dürft mich begleiten!“

— — Um ein paar Stunden ſpäter ritten ſie dahin, und ſchon trabten die Pferde in dem Sandweg und im Schutz des dunklen Waldes. Ein leichter Wind hatte ſich aufgemacht, und Wolken zogen über den Mond; über ihnen rauſchte es in den Wipfeln. Rolf Lembeck, der voranritt, hatte auf dem Weg kein Wort verloren; als ſie der Burg ſich nahten, drückte er die linke Fauſt auf ſeine Bruſt, als müſſe er dem Blute wehren, ſie zu ſprengen. Auch Gaspard hatte genug an Sorg' und Neubegier und ließ die Zunge ruhen; nur Junker Gehrt ſtieß mitunter ſeiner Stute die Sporen in die Weichen, daß ſie wild emporſtieg; er mußte ſeinem inneren Jauchzen Luft geben, denn er dachte an den Reigentanz mit holdgeſchmückten Jungfräulein, dem er entgegenreite.

„Gaspard!“ rief er; „mir iſt — hört Ihr die Flöten und Geigen von der Burg herunter?“

Doch Gaspard lachte verdroſſen: „Euch Jungen iſt leicht gepfiffen; ich hör' die Wetterfahnen auf den kleinen Thürmchen kreiſchen."

„Ei was! Ihr habt doch feine Ohren!"

Aber er blieb ohne Antwort. Sie wandten die Pferde in den finſteren Baumgang und trabten den Anberg zu der Burg hinauf. Ein heller Schein drang durch zwei offene Thore und über der Ringmauer ihnen entgegen. „Joſeph und heilige Jungfrau!" rief der Junker; „da brennt das Wachs von einem ganzen Sommer!"

„Ja, Junker," ſagte Gaspard, „Eure Jugend wird nicht verborgen bleiben."

So ritten ſie über die Brücke durch die Thorfahrt in den inneren Hof, wo der gewaltige Bau vor ihnen aufſtieg; aus ſeinen vielen kleinen Fenſterhöhlen ſchoß eine Fluth von Kerzenſtrahlen auf ſie zu, nur links am Flügel ragte der ſtumpfe Thurm lichtlos in die Sternennacht. Ihren geblendeten Augen war der Hof bis an die Mauern voll von Menſchen; aber ein hochzeitliches Treiben ſchien es nicht; es war, als ob ſie nur die Köpfe wandten und leiſe zu einander raunten.

Als die Reiter von ihren Roſſen geſprungen und Diener vorgetreten waren, die ihnen die Thiere fortführten, ſtand ein großer Mann mit todtblaſſem Antlitz unter grauem Haupthaar vor dem Ritter; zwei Diener mit Windlichtern, deren Flammen im Nachtwind wehten, waren ihm zur Seite. Da die Herren ſich im Fackelſcheine ſahen, ſtutzten ſie einen Augenblick, ein jeder über des anderen ſchwarze Tracht; dann ſprach der graue Mann: „Nehmt Dank, Herr Ritter, von mir und für mein Kind! Ihr durftet hier heut nicht fehlen!“

„So dacht' ich auch,“ erwiderte der andere beklommen. „Doch wollet mich nun führen, Herr Schloßhauptmann, auf daß ich Wunſch und Ehrerbietung der Braut zu Füßen lege!“

Der alte Ritter, der ſeinen Gaſt mit ſtarrem Aug' gemuſtert hatte, neigte das Haupt und faßte deſſen Hand; die Diener mit den Lichtern ſchritten ihnen voran, durch die ſchweigenden Menſchen dem Treppenthurm im Hochbau zu. Als ſie hineintraten, blickte Gaspard, der mit dem Junker folgte, durch eine offene Thür, die ſeitwärts in die untere Halle ging; es brannten viele Kerzen dort, ſonſt war es leer; nur mitten auf den Flieſen ſchlief ein großer Hund.

Aber der Hausherr führte ſie die Wendelſtiege zum oberen Stock hinan. Da ſprach Rolf Lembeck im Emporſteigen: „Der Hof iſt voll Menſchen, Herr; was iſt es ſo todtenſtille hier?“

Der Schloßhauptmann aber warf das Haupt zurück: „Mein Kind hat viel Leid gelitten,“ ſprach er; „es bedarf der Ruhe.“

Sie waren in eine große Halle eingetreten, an deren einer Seite ſich viele Thüren, im Grunde ein geſchloſſenes Doppelthor befand; vor dieſem war ein niedriger Aufbau, mit weißem Sammettuch behangen; an beiden Seiten der Halle ſtanden Männer und Frauen, alle in feierlicher Ruhe und in ſchwarzen Gewändern; nur an dem Doppelthor ſtand ein Prieſter in weißem Meßkleid.

Dem jungen Ritter, da er ſich umſah, ward der Athem ſchwer. „Herr Schloßhauptmann,“ ſprach er wieder, „wollet mir ſagen: ich ſah noch nimmer eine Hochzeit mit ſo dunklen Gäſten!“

Der aber erwiderte: „Seit drei Tagen hat mein Kind ſich Schwarz zur Leibfarbe angenommen; es iſt wohl ſeltſam; doch es iſt mein letztes — ſo muß ich ihr den Willen thun. Geduldet Euch, die Braut wird bald erſcheinen!“

Rolf Lembeck ſchwieg; und unter all den Menſchen war es wieder lautlos ſtill.

Da nahte ſich ein Rauſchen hinter den geſchloſſenen Thoren, ein Zug von langſamen Schritten wurde hörbar, und indem die Thore ſich öffneten, ſcholl, von jungen Frauenſtimmen geſungen, ein De profundis wie von den Sternen nieder.

Ein Schauer ſchlug Rolf Lembeck durch die Glieder; aber ſchon hatte der Zug der Jungfrauen die Schwelle überſchritten. Er ſtreckte ſich und hob den Kopf; ſo ſtand er wie erſtarrt, und nur ſein Auge wurde wie das eines Raubvogels. Er ſah die ſingenden Jungfrauen eine Todtenlade von den Schultern heben und ſie auf die Sammetbühne niederlaſſen; er ſah in weißen Sterbgewändern ein Weib — nein, nicht ein Weib; aus weißen Binden ſah ein todtes Kinderantlitz — da ließ der Bann von ihm: ein furchtbarer Schrei ſcholl durch die Halle. Der Geſang riß ab, und mit erhobenen Armen brach Rolf Lembeck durch die Menſchen; er ſtürzte ſich über den Sarg und preßte ſeine Lippen auf das todte Antlitz ſeiner Liebe: „O Dagmar, das iſt unſere Hochzeit!“

Da ging ein Rauſchen durch die Menge, die

Schwerter flogen aus den Scheiden, und Schrei und Rufe ſchollen durcheinander: „Wer iſt's? Der Lembeck? Packt den Tollen, den Leichenſchänder! Schlagt ihn nieder!“ Der Prieſter aber ſtreckte die Hände nach dem Kühnen und ſchrie: „Anathema!“ Nur der jungen Sängerinnen eine, die der Blick aus ſeinem blauen Aug' geſtreift hatte, ſank in die Knie und betete: „O Gott der Liebe, erbarm' dich ihrer beider!“

Rolf Lembeck regte ſich nicht, ſein ſcharfes Schwert hing ruhig in der Scheide. Plötzlich drang ihm die Stimme Gaspards in das Ohr: „Flieht! Flieht, Herr! Der Junker und ich verſperren hier den Weg!“

Er riß das Haupt empor; er ſah die Schwerter glitzern, und wie Geſpenſter drangen die ſchwarzen Geſtalten auf ihn ein; ſchon fiel Gaspard neben ihm zu Boden; da fuhr es wie düſterer Wetterſchein ihm durch das Hirn: noch eines Athemzuges Dauer, dann hob er mit jähem Griff die todte Liebſte aus ihrer Lade und entfloh. Durch den tobenden Lärm, der ſich erhob, klang die mächtige Stimme des Schloßhauptmannes: „Zurück! — mein Kind — mein Feſt — und auch der Verfluchte!“

Aber Rolf Lembeck war nicht mehr in der Halle.

Die Todte an ſich preſſend, die Augen wie im Wahnſinn auf das ſüße, ſtarre Antlitz heftend, war er durch den dahinter liegenden Saal geflohen; die Thür genüber warf er eben zu.

Der Saal war leer: die Kerzen flammten: Rolf aber floh, er wußte nicht wohin; nur irgendwo allein, in Sicherheit mit ihr! Nur eine, noch eine ſtille letzte Stunde mit der Todten! Ob jemand folge, daran dachte er nicht; er kam durch eine Thür in kleine düſtere Gemächer, wo nur ein Mondſtreif auf das ſtille Antlitz fiel; eine Treppe tiefer öffnete er eine große Thür; da ſchlug der Kerzenglanz aus einer weiten Halle ihm entgegen; von der Mitte des Fußbodens erhob ſich ein gewaltiger Hund und rannte mit heiſerem Knurren auf ihn zu. Rolf ſchloß die Todte feſter an ſich und hatte ſchon die Hand am Schwert, da ſprang das große Thier mit zärtlichem Winſeln an ihm auf. „Heudan, du biſt es, Heudan!“ rief er und ſtand einen Augenblick und legte die Hand liebkoſend auf den Kopf des Thieres.

Aber drüben von der Thurmtreppe aus trat die furchtbare Geſtalt des Schloßhauptmannes ihm entgegen; ein Wuthſchrei flog zu ihm hinüber; da floh er durch dieſelbe Thür zurück und warf ſie hinter ſich ins Schloß. Noch einen finſteren Raum, dann ſtieß ſein Fuß an eine Treppenſtiege; er klomm hinauf, da kam es hinter ihm — nein, es war nur der Hund. Die Treppe wand ſich höher, nur hier und da ein Mauerloch, durch das die Nachtluft zog, dann ihm zu Häupten eine offene Luke. Er ſtieg hindurch und warf ſie zu.

Es war die Platte des ſtumpfen Thurmes, die er erklommen hatte; vom Hofe drunten kam kein Laut herauf; es ſchien dort Alles leer geworden; ſanft rauſchte der Lindenwipfel aus der Tiefe, denn der Abendwind war faſt entſchlafen; über ihm flammte der Himmel in ſeinen Millionen Sternen, und von Süden ſchimmerte die Bucht des kleinen Beltes; über die Waſſer hatte der Mondſchein eine Brücke von Licht geworfen.

Rolf lag auf beiden Knieen, die Liebſte in ſeinem Schooß. „Weg mit den Todtenbinden!“ ſprach er leiſe und löſte die breiten weißen Bänder, die das zarte Haupt umſchloſſen hielten: wie traurige Freude flog es durch ſeine Augen, als jetzt das ſchwarze Seidenhaar hervorquoll: „Ja, du biſt es, ſüße, heilige Dagmar!“

Da ſchollen Schritte von der Wendelſtiege her; raſch und zornig kamen ſie herauf. Er ſprang empor, er lief zur Brüſtung und hielt die Todte auf beiden Armen in den weiten Himmelsraum hinaus: da war noch Platz für ſie und ihn; auf Erden nicht mehr! — Plötzlich wandte er den Kopf, die Fallthür war aufgeſchlagen, und mit halbem Leibe ragte die Geſtalt des Schloßhauptmannes daraus hervor. Aber er ſtieg nicht weiter; mit entſetzten Augen ſtreckte er die Arme aus und rief in bitterem Flehen: „Rolf! Rolf Lembeck, gieb mir mein Kind! Was gilt dir noch der todte Leib?"

Der aber wandte ſeine Augen wieder zu dem bleichen Antlitz: „O Dagmar!" rief er; „Süße, Selige! Breit' deine Flügel nun und nimm mich mit dir!" Er ſchlang die Arme feſt um ihren Leib; da war mit einem Satz der greiſe Mann ihm in dem Rücken; er ſtürzte und griff nach ihm, doch ſeine Fauſt fuhr in das Leere. Ihm war, als flög' ein Schatten ihm vorüber; er ſah jenſeit der Brüſtung, wie in der Sternennacht, die Sterbekleider ſeines Kindes wehen; dann nichts mehr, nur von unten auf der Nachhall eines ſchweren Falles. Der Abendhauch fuhr über die leere Thurmdecke; der Hund ſtand mit den Vordertatzen auf den Zinnen und ſah winſelnd in die Tiefe.

Da war ſein Zorn als wie ein Rauch verflogen; er fiel auf ſeine Knie und faltete die Hände: „Herrgott, ſo nimm ſie beide gnädig in dein Reich!“ Und über ihm flimmerten die Nachtgeſtirne in ihrer ſtummen unerſchütterlichen Ruhe.

— — So endeten zwei ſchöne Menſchenblüthen, und ſo endet dieſe Märe; es war, wie es in unſerem alten Liede heißt: „daß Liebe ſtets nur Leiden am letzten Ende giebt.“

* * *

„Und die Anderen?“ fragt ihr, „was ward aus denen?“

— Die Anderen? — Ich habe von ihnen weiter nichts erkunden können; es gab ja Klöſter derzeit, in die hinein ſich ein beraubtes, auch ein verpfuſchtes Leben flüchten konnte! Was liegt daran? Die Geräuſche, die ihre Schritte machten, ſind ſeit Jahrhunderten verhallt und werden nimmermehr gehört werden.

Schweigen.

(1882—1883.)

Es war ein niedriges, mäßig großes Zimmer, durch viele Blattpflanzen verdüſtert, beſchränkt durch mancherlei altes, aber ſorgſam erhaltenes Möbelwerk, dem man es anſah, daß es einſt für höhere Gemächer angefertigt worden, als ſie die Miethwohnung hier im dritten Stock zu bieten hatte. Auch die ſchon ältere Dame, welche, die Hand eines vor ihr ſtehenden jungen Mannes haltend, einem gleichfalls alten Herrn gegenüberſaß, erſchien faſt zu ſtattlich für dieſe Räume.

Das zwiſchen den drei Perſonen herrſchende Schweigen war einer längeren Berathung gefolgt, welche Mutter und Sohn ſoeben mit ihrem langjährigen Arzte gehalten hatten. Veranlaſſung zu dieſer mochte der Sohn geweſen ſein; denn obwohl von hohem, kräftigem Wuchſe gleich der Mutter, zeigten die Linien des blaſſen Antlitzes eine der

Jugend ſonſt nicht eigene Schärfe, und in den Augen war etwas von jenem verklärten Glanze, wie bei denen, welche körperlich und geiſtig zugleich gelitten haben.

„Du gehſt, Rudolph?“ ſagte die Mutter, während der Zug eines rückſichtsloſen Willens, der ſonſt ihren noch immer ſchönen Mund beherrſchte, einer weichen Zärtlichkeit gewichen war.

Der Sohn neigte ſich auf ihre Hand und küßte ſie ehrerbietig. „Nur meine noch immer vorgeſchriebene Stunde, Mutter.“ Dann grüßte er freundlich nach dem alten Herrn hinüber und verließ das Zimmer.

Faſt leidenſchaftlich, als könne ſie ihn allein nicht gehen laſſen, waren die dunklen Augen der Mutter ihm gefolgt; ſchweigend ſtarrte ſie auf die wieder geſchloſſene Zimmerthür, während ihr Ohr lauſchte, bis die Schritte in dem Unterhauſe verhallt waren.

Der alte Arzt hatte ſeinen Blick, in dem die Gewohnheit ruhigen Beobachtens unverkennbar war, eine Weile auf ihr ruhen laſſen; jetzt ließ er ihn durch die offene Thür eines anſtoßenden Zimmers über die in Oel gemalten Bildniſſe einiger ſtern-

und bandgeſchmückten Herren wandern, welche dort ſammt ihren geſchwärzten Goldrahmen eine Unterkunft gefunden hatten. Aber ein Seufzer, der der Frauenbruſt entſtieg, als ob eine ſchwere Gedankenreihe dadurch abgeſchloſſen würde, wandte ſeinen Blick zurück. „Mein Sohn!“ murmelte die Dame ſchmerzlich und ſtreckte beide Arme nach der Thür, durch welche dieſer fortgegangen war.

Der Arzt rückte ſeinen Stuhl neben ihren Seſſel. „Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau,“ ſagte er beſchwichtigend, „Sie haben ihn ja wieder.“

Sie blickte ihn raſch und durchdringend an: „Iſt das Ihr Ernſt, Doctor? — Habe ich ihn wirklich wieder? Wird ſie Beſtand haben, dieſe — Heilung?“

„Ich bin nicht Specialiſt, ſondern nur Ihr Hausarzt,“ erwiderte der alte Herr; „aber nach dem Schreiben des dirigirenden Arztes — auch iſt hier eine äußere Urſache unverkennbar: Ihr Rudolph hatte erſt eben die Akademie verlaſſen; die Verantwortlichkeit des Amtes war bei ſeiner zarten Organiſation — denn die hat er trotz ſeines kräftigen Baues — zu unvermittelt über ihn gekommen; ich entſinne mich ähnlicher Fälle aus meiner Praxis.“

Die Frau Förſtjunkerin von Schlitz — auf dieſer Titelſtufe hatte ihr frühverſtorbener Gemahl die Dame mit ihrem einzigen Kinde zurückgelaſſen — blickte eine Weile vor ſich hin. „Ja, ja, Doctor,“ ſagte ſie dann, und ihr Ton war nicht ohne Bitterkeit, „des Herrn Grafen Excellenz, dem mein Sohn ſo glücklich iſt zu dienen — je mehr ihm Gold und Ehren zufließen, deſto unerſättlicher verlangt er auch die letzte Kraft des Menſchen, und ſeine Forſtbeamten — Wege- und Brückenbauen iſt noch das Mindeſte, was ſie außer ihrem Fach verſtehen ſollen. Aber — die ähnlichen Fälle, deren Sie erwähnten, wie wurde es damit?“

„Es wurde dann nichts weiter,“ erwiderte der Arzt; „ſie waren beide nur vorübergehend.“

„Und die Verhältniſſe waren ähnlich?“

„Ganz ähnlich; nur daß dort nicht ein Amt, ſondern in beiden Fällen ein verwickeltes Kaufgeſchäft auf junge, ungeübte Schultern fiel. Eines freilich, was ich nicht gering anſchlagen möchte, ja, was wohl erſt die Heilung ſicher ſtellte, war dort anders.“

„Und was war dieſes Eine?“ unterbrach die Dame, die ihm die Worte von den Lippen las.

„Es iſt nicht eben unerreichbar," ſagte der alte Herr lächelnd: „von meinen dermaligen Patienten war der eine eben verheirathet, der andere heirathete gleich darauf."

„Verheirathet!" — faſt wie eine Enttäuſchung klang dieſer Ausruf — „Sie ſagen das ſo leicht hin, Herr Doctor; aber ich habe bei meinem Sohn kaum jemals eine Neigung noch entdecken können; — freilich einmal in den Ferien bei ihrem Liebhabertheater — Sie entſinnen ſich wohl der ſchlanken, ſchwarzäugigen Baroneſſe? Sie hatte ihn einmal, da er in der Probe ſtecken blieb, ſo boshaft ausgelacht!"

Der Doctor ſtreckte abwehrend beide Hände aus: „Nein, nein, Frau Forſtjunker; ſolche Damen, erſte Liebhaberinnen auf der Bühne, Amazonen zu Pferde, die ſind hier nicht verwendbar. Ein deutſches Hausfrauchen, heiter und verſtändig; nur keine Heroine!"

Frau von Schlitz ſchwieg. Während der Doctor dieſes Thema eingehender behandelte, ſtand die Geſtalt eines blonden Mädchens vor ihrem inneren Auge: aus der geißblattumrankten Gartenpforte eines ländlichen Pfarrhauſes war ſie ihr entgegengetreten;

ſo hoch faſt wie ſie ſelber, und doch als ob ſie mit den vertrauenden Augen zu der älteren Frau emporblicke; dann wieder ſah ſie das Mädchen in der engen, aber ſauber gehaltenen Kammer, wie ſie mit ihren kleinen, feſten Händen neben dem eigenen Bette ein halb gelähmtes Brüderchen in die Kiſſen packte und nach fröhlichem Gutenacht-Kuß gleich wieder helfend zu der Mutter in die Küche eilte; und wiederum — vor einen Kinderwagen hatte das ſchlanke Mädchen ſich geſpannt; der Wagen war voll beſetzt, und es ging durch den tiefen Sand eines Feldweges; mitunter entfuhr ein lachendes „Oha!“ den friſchen Lippen, und ſie mußte ſtille halten; die gelöſten Haare aus dem gerötheten Antlitz ſchüttelnd, kniete ſie plaudernd zu der kleinen Fahrgeſellſchaft nieder; aber überall mit ihr waren die ſchönen, gläubigen Augen und ihre reine, heitere Stimme.

Der Doctor wollte ſich zum Gehen rüſten; doch die Frau vom Hauſe, die eben aus ihrem Sinnen aufſah, legte die Hand auf ſeinen Arm. „Nur noch eine Frage, lieber Freund; aber antworten Sie mit Bedacht! — Würden Sie einem ſo Geheilten Ihre Tochter zur Ehe geben?“

Der Doctor ſtutzte einen Augenblick. „Der Fall, gnädige Frau,“ ſagte er dann, „müßte wenigſtens möglich ſein, um Ihnen hierauf antworten zu können; Sie wiſſen, daß ich keine Tochter habe.“

Die Dame richtete ſich mit einer entſchloſſenen Bewegung in ihrer ganzen Geſtalt vom Seſſel auf. „N'importe!“ rief ſie, die geballte Hand gegen die Tiſchplatte ſtemmend. „Ich habe nur den Sohn, und ſonſt nichts auf der Welt!“

Der Arzt blickte ſie fragend an, aber nur einen Augenblick; jene Worte lagen jenſeit der Grenze ſeiner Pflichten; er empfahl nur noch, die letzten Wochen des dem Sohn gewährten Urlaubs zu einer Herbſtfriſche auf dem Lande zu benutzen.

Frau von Schlitz nickte. „Ich dachte eben daran,“ ſagte ſie leichthin. Kaum aber hatte hinter dem Fortgehenden ſich die Thür geſchloſſen, als ſie ſchon in dem anſtoßenden Zimmer an ihrem Schreibtiſche ſaß, über dem das Bildniß ihres Vaters in der rothen Kammerherrn-Uniform auf ſie herabſah.

„Meine gute Margarethe“ ... dieſe Worte waren mit fliegender Feder aufs Papier geworfen; denn jenes blonde Mädchen war kein bloßes Phantaſiebild; es war die Tochter einer Jugendbekanntſchaft, der Gattin eines Landpfarrers, in deſſen Hauſe ſie auf dem Wege nach Rudolphs amtlichem Wohnorte im Frühling eingekehrt und aufs dringendſte zu längerer Wiederholung ihres Beſuches nebſt ihrem Sohne eingeladen war.

Aber der raſch geſchriebenen Anrede folgte zunächſt nichts Weiteres; war es der Schreiberin doch, als habe plötzlich die Hand der hübſchen Baroneß ſich auf die ihrige gelegt. Langſam lehnte ſie ſich zurück; ein Strom erwünſchter Bilder und Gedanken zog an ihr vorüber; gewiß, das übermüthige, nur noch kurze Zeit von einem Vormunde abhängige Kind würde gar gern ihr Freifrauenkrönchen gegen den ſchlichteren Namen einer Frau von Schlitz vertauſchen! Rudolph und dieſes Mädchen! Sie hob ſich unwillkürlich von ihrem Seſſel; ihr war, als würden vor einem kerzenhellen Saal die Flügelthüren aufgeriſſen, und ſie ſchreite als Mutter neben dem prächtigen Paare hindurch. — Aber — der Doctor! Die ſtolze Frau ſank düſter in ſich zuſammen; der Doctor hatte ja nur ausgeſprochen, was ſie in ihren eigenen Gedanken längſt auf und ab erwogen hatte. Ja, wenn das Letzte nicht geweſen wäre! Eine Angſt vor der Zukunft, eine furchtbare Vorſtellung überfiel ſie. „Mein Sohn! Mein Kind!“ Es kam wie ein lauter Aufſchrei aus ihrer Bruſt, und, als habe ſie ſich ſelbſt aus einem Traum erweckt, blickte ſie unſicher und mit großen Augen um ſich: „Gott ſei gelobt; er ſelber weiß es nicht, an welchem Abgrund er geſtanden hat.“

Bald hatte ſie ſich gefaßt; es mußte ſein, es mußte gleich geſchehen. Flüchtig ſtreiften ihre Augen über das kalte Antlitz, das im Bilde auf ſie herabſah; dann ſchrieb ſie in kräftigen Zügen und mit Bedacht den Brief an die Frau Paſtorin zu Ende.

* * *

Seit drei Wochen waren Mutter und Sohn nun auf dem Dorfe; ein eigenes Quartier zwar hatten ſie in der Küſterwohnung gefunden, im Uebrigen aber gehörten ſie bei den gaſtfreien Pfarrersleuten faſt wie zur Hausfamilie. Rudolph war ſichtbar gekräftigt; ſeine Wangen hatten ſich gebräunt, Aug' und Ohr begannen wieder ein heiteres Begegnen mit Allem, was er in Haus und Feld auf ſeinem

Wege traf. Dazu hatte nicht nur die Gegenwart der anmuthigen Pfarrerstochter, ſondern faſt nicht weniger das tüchtige Weſen des Pfarrers ſelbſt geholfen, der es meiſterlich verſtand, was er „ein Schwachgefühl“ zu nennen liebte, mit ſchelmiſchen Worten aus den geheimſten Winkeln aufzujagen. So war denn auch in den hellgetünchten Zimmern des Pfarrhauſes wenig davon zurückgeblieben; nur die Frau Paſtorin mochte ſich wohl einmal, vielleicht zur Erholung von all der Kinder- und Küchenwirthſchaft, eine ſentimentale Anwandlung zu Gemüthe führen, wobei ſie dann ihren Redeſchmuck den zwei einzigen Opern, welche ſie in ihrem Leben geſehen hatte, dem „Freiſchütz“ und der Weigl'ſchen „Schweizerfamilie“, zu entlehnen pflegte. Wenn aber der Pfarrer nach einer Weile ruhigen Gewährenlaſſens wie in gutherziger Theilnahme ſich ihrer Hand bemächtigte: „Mutter, iſt heut wohl Emmelinentag?“ dann flog freilich ein Wölkchen leichten Mißbehagens über ihr braves Angeſicht, bald aber mußte ſie doch ſelber lachen und war wieder daheim in der Luſt ihres werkthätigen Hauſes.

Auch Rudolph mußte ſich bald dieſe freundliche

Ueberwachung gefallen laſſen. Eines Nachmittags, als eben die Septemberſonne ihr letztes Abendgold über die Wände des gemeinſamen Wohnzimmers warf, hatte er das alte Clavier zurückgeklappt und ließ nun eine der ſchwermüthigen Notturno-Klagen des von ihm vielgeliebten und -ſtudirten Chopin in den ſinkenden Tag hinausklingen. Der Paſtor, durch das meiſterhafte Spiel aus ſeiner Studirſtube hervorgelockt, hatte ſich leiſe hinter ſeinen Stuhl geſtellt und verharrte ſo in aufmerkſamem Lauſchen bis ans Ende; dann aber legte er ſchweigend die Haydn'ſche G-dur-Sonate mit dem Allegretto innocente aufs Pulpet, die er ſchon bei ſeinem Eintritt in der Hand gehalten hatte. Rudolph blickte auf und um, und da er den Paſtor erkannte, nickte er gehorſam, ſchüttelte wie zur Ermunterung noch ein paar Mal ſeine geſchickten Hände, und bald erklangen die heiteren Fiorituren des unſterblichen Meiſters und füllten das Zimmer wie mit Vogelſang und Sommerſpiel der Lüfte. „Bravo, junger Freund!“ rief der Pfarrer, der wie alle Anderen, die Frau Forſtjunkerin nicht ausgeſchloſſen, mit entzücktem Angeſicht gelauſcht hatte; „das hat rothe Wangen; wir haben kaum gemerkt, wie Sie uns durch die Dämmerung hindurch geſpielt haben! Nun aber Licht! die Schneiderſtunde iſt zu Ende!“

Die zehnjährige Käthe lief hinaus; Anna aber, als wollte ſie ſich zu ihm emporſtrecken, hatte ſich dicht an die Schulter des kräftigen Vaters geſtellt und blickte mit aufmerkendem Lächeln zu ihm auf; es war recht ſichtbar, daß die Beiden eines Blutes waren.

Ein freundlicher Verkehr, dem es bald an einer verſchwiegenen Innigkeit nicht fehlte, hatte zwiſchen Rudolph und dem blonden Mädchen ſchon vom erſten Tage an begonnen, wo noch das blaſſe Antlitz des Geneſenden die Schonung der Geſunden anzuſprechen ſchien; durch die ſcheue Jungfräulichkeit des Mädchens war wie aus der Knoſpe etwas von jener Mütterlichkeit hervorgebrochen, in deren Obhut auch der Mann am ſicherſten von Leid und Wunden ausruht; wenn aus der überwundenen Nacht noch ein Schatten ihn bedrängen wollte, wenn vor der nächſten Zukunft eine Scheu ihn anfiel, dann ſuchte er unwillkürlich ihre Nähe, und wo er ſie immer antreffen mochte, im Garten oder in der Küche, die Welt erſchien ihm heller, wenn er auch nur das Regen ihrer fleißigen

Hände ſehen konnte. Oft aber, wenn ſie eben beiſammen waren, hatten ſchon die ahnenden Augen des Mädchens ihn geſtreift, und bald mit ſtillen, bald mit neckenden Worten ließ ſie ihm keine Ruhe, bis er im friſchen Tageslichte vor ihr ſtand.

Frau von Schlitz hatte anfangs beobachtet; dann hatte ſie die jungen Leute ſich ſelber überlaſſen. Gewiß, wenn irgend eine, ſo war dies die Frau, wie ſie der Doctor ihrem Sohn verordnet hatte!

Uebrigens war Rudolph nicht der einzige junge Mann, welcher ſich eines Verkehres mit dem Mädchen zu erfreuen hatte: ein entfernter Vetter, ein hübſcher Mann mit treuherzigen braunen Augen, der hier im Hauſe „Bernhard“ genannt wurde und ſich mit Anna duzte, kam an den Sonntagnachmittagen von ſeinem nicht allzu fernen Hof herübergeritten. Die beiden jungen Männer hatten ſich bald als Schulkameraden aus den unteren Claſſen des Gymnaſiums erkannt, und Rudolph fand, je kräftiger er wurde, an Bernhards friſchem Weſen immer mehr Gefallen. Deſto geringeres Glück machte dieſer bei Rudolphs Mutter, die ihn ſichtlich, freilich ohne ihn dadurch zu beirren, von oben herab behandelte; denn nur ihrem Auge war es nicht entgangen, daß auch der junge Hofbeſitzer der blonden Pfarrerstochter eine ebenſo ſtille als gefliſſentliche Verehrung widmete.

Eines Nachmittags war Bernhard zu Wagen und ſelbander angelangt; ſeine Schweſter Julie, die ihm den Haushalt führte, ſaß an ſeiner Seite. „Das freut mich!“ rief der Paſtor, als er das friſche Mädchen gleich darauf der Frau von Schlitz entgegenführte; „dieſes Prachtkind mußten Sie noch kennen lernen!“

Aber die Dame blickte mit ziemlich kühlen Augen auf das „Prachtkind“, deren Antlitz nur zu ſehr die Züge ihres Bruders zeigte; und die ſtürmiſche Begrüßung der von Anna herbeigeholten Kinder kam zur rechten Zeit.

Eine Stunde ſpäter, da ſie mit der Paſtorin am Fenſter ſaß, ſah Frau von Schlitz die beiden jungen Paare, Bernhard mit Anna und hinter dieſen Rudolph mit der braunen Julie, auf einem Feldwege dem nahen Walde zuſchreiten. Die Pfarrfrau, die ſich heute ihre Freiſchützphantaſien gönnte, hatte den noch einmal rückſchauenden Mädchen lebhaft zugenickt. „Nicht wahr, Fernande,“ wandte ſie ſich jetzt an ihre

Jugendfreundin, „ich ſage immer: ‚Aennchen und Agathe'. Nun hat das Aennchen gar einen Max zur Seite, um ihm die Grillen wegzuplaudern!"

Die Angeredete nickte nur, ohne die Augen von der Gruppe draußen abzuwenden, welche jetzt durch eine Biegung des Weges ihrem Blick entzogen wurde; ſie wußte ſelbſt nicht, war es Zorn oder ein Gefühl der Demüthigung, das ſie bedrängte; aber — gewiß, die Schweſter war heute nicht ohne Abſicht von dem Bruder mitgenommen worden!

— — Es kam doch anders, als ihr Scharfſinn, vielleicht auch, als Bernhard ſelber es gedacht hatte. Zum erſten Male ſah Rudolph ſich in Annas Gegenwart zu einer Anderen gezwungen, und wiederum, als ob ſich das von ſelbſt verſtehe, hatte ſich zu ihr ein junger Mann geſellt, der nicht er ſelber war. Schweigend folgte er dem anderen Paare an der Seite ſeiner hübſchen redſeligen Partnerin; ſeine Augen hingen an der ſchlanken Geſtalt der Voranſchreitenden, an der anmuthigen Biegung ihres Nackens, über dem im Herbſthauche die goldblonden Härchen wehten, während ihr Antlitz ſich in freundlicher Wechſelrede dem jungen Landmann zuwandte.

Eine brennende Sehnſucht ergriff ihn; ja, er konnte ſich nicht verhehlen, ein Groll war in ihm aufgeſtiegen, er wußte nicht, ob nur gegen Bernhard, oder ob auch gegen ſie, die Schöne, Ungetreue ſelber.

„Was denken Sie doch einmal, Herr von Schlitz?“ ſagte plötzlich das muntere Mädchen, das an ſeiner Seite ſchritt: „Sollte nicht auch ein Bröcklein für mich dazwiſchen ſein?“

Er ſah ſie flüchtig an. „Vielleicht,“ erwiderte er langſam, „daß man Ihnen, Fräulein Julie, keine Brocken bieten dürfe.“

Sie lachte; ſie hatte es längſt heraus, daß ſie ihm nicht die Rechte ſei; und das Geſpräch wandte ſich in zierlich ſpitzen Reden weiter, die bald lebhaft hin und wieder flogen. Als aber Anna jetzt den Kopf zurückwandte, da traf ſie ein ſo leidenſchaftlicher Blick aus Rudolphs Augen, daß ein helles Roth ihr über Stirn und Wangen ſchoß. Verwirrt, das Haar ſich langſam von der Stirne ſtreichend, blickte ſie ihn an. „Ihnen iſt doch wohl, Herr Rudolph?“ frug ſie ſtockend; die offenen Lippen ſchienen kaum zu wiſſen, was ſie ſprachen. Auch war die Frage, wenn nicht ohne Grund, doch jedenfalls zu früh geſtellt; denn erſt jetzt, wie von innerer Erſchütterung, erblaßte das Geſicht des jungen Mannes.

Als aber ſtatt ſeiner die muntere Freundin der Vorangehenden zurief: „Wen meinſt du, Anna? Doch nicht Herrn von Schlitz? Dem iſt ſehr wohl; er mag nur ſeine Schätze nicht verſchwenden!“ da hatte Rudolph es gewagt, ſich nur noch tiefer in die blauen Augen zu verſenken. „Sehr wohl!“ ſagte dann auch er, die beiden Worte leis betonend; und das jungfräuliche Antlitz, das wie gebannt ihm ſtill gehalten hatte, lächelte und wandte ſich zurück, und Rudolph ſah noch einmal die tiefe Purpurgluth es überſtrömen.

In träumeriſcher Hingebung lauſchte er jetzt dem reinen Klang ihrer Stimme, wenn ſie auf Bernhards Fragen über die ſoeben erreichte Holzung dieſem jede Auskunft zu ertheilen wußte.

Freilich wurde dieſer Stimmung bald ein Dämpfer aufgeſetzt; denn ſeine Hoffnung, auf dem Rückwege nun an Annas Seite zu gehen, wurde nicht erfüllt; gefliſſentlich, wie ihm nicht entgehen konnte, hatte ſie ſich zu Bernhards Schweſter geſellt; ja, die beiden Mädchen enteilten ihnen bald völlig, wie ſie angaben, um den geſtrengen Herren die Abendmahlzeit anzurichten.

Einſilbig folgten dieſe; beide ſchienen ganz den eigenen Gedanken nachzuhängen; um der Mahlzeit willen hätten die Mädchen nicht zu eilen brauchen.

— — Nach dem Abendeſſen waren die auswärtigen Gäſte fortgefahren, und auch Rudolph und ſeine Mutter, von Anna und dem Pfarrer vor die Hausthür geleitet, nahmen Abſchied und ſchritten durch die kühle Herbſtnacht ihrer Wohnung zu. Schon hatten ſie den kleinen Vorgarten des Küſterhauſes betreten, als es der Mutter einfiel, daß ſie eine nothwendige Beſtellung an die Frau Paſtorin vergeſſen habe; aber vielleicht war es ja noch nicht zu ſpät, und Rudolph machte ſich auf den Rückweg, um womöglich das Verſäumte nachzuholen.

Unter den Strohdächern der Bauernhäuſer, welche an der Dorfſtraße lagen, war ſchon alles dunkel, manche verſchwanden ganz in dem Schatten ihrer alten Bäume; nichts regte ſich als oben in der Höhe das ſtumme Blitzen des nächtlichen Septemberhimmels, und fernher, von drüben aus der Holzung, klang das Schreien eines Hirſches. So hatte Rudolph es in den Nächten nach ſeinem Amtsantritte in ſeiner einſam belegenen Förſterwohnung auch gehört; nun war er lange fern geweſen; aber bald, ſchon in den nächſten Tagen, mußte er dahin zurück. Da es abermals vom Wald herüberſcholl, ſchritt er raſcher, als ob er dem entgehen wolle, in das Dorf hinab.

Als er den Hof des Pfarrhauſes betrat, ſah er, daß auch dort ſchon alle Fenſter dunkel waren; nur Anna ſtand noch auf der Schwelle vor der Hausthür, auf derſelben Stelle, von welcher ſie vorhin den Fortgehenden nachgeblickt hatte. Er konnte ſie bei dem hellen Sternenſchimmer leicht erkennen; auch daß ihre Augen geſenkt waren, und daß ihr blondes Haupt ſich wie zur Stütze an den Pfoſten des Thürgerüſtes lehnte.

Beklommen blieb er ſtehen, das Glück war wie ein Schrecken über ihn gekommen: nur ſie und er, wie in der Einſamkeit des erſten Menſchenpaares.

Doch auch als er dann tief aufathmend näher trat, blieb die Geſtalt des Mädchens unbeweglich. „Fräulein Anna!“ ſagte er bittend und legte ſeine Hand auf ihre Hände, die gefaltet über ihren Schooß herabhingen.

Sie duldete es, als habe ſie ihn hier erwartet, als ob ſein Kommen ſich von ſelbſt verſtehe; aber nur ein Zittern fühlte er durch ihre Glieder rinnen; ihre Augen, nach deren Blick er dürſtete, erhob ſie nicht.

„Ich bin es; Rudolph!“ ſagte er wieder. „Oder wollten Sie mir zürnen, Anna?“

Da hob ſie das Haupt, es leiſe ſchüttelnd, von dem harten Pfoſten und blickte mit unſäglichem Vertrauen zu ihm auf.

Und wie es dann geſchehen, ob noch ein Laut von ihren Lippen oder nur der Nachthauch in den Gartenbäumen, nur das ſtumme Sternenfunkeln über ihnen ſeiner jungen Liebesſcheu zu Hülfe kam, das haben ſie ſpäter ſelbſt nicht ſcheiden können; aber der Augenblick war da, wo er das Weib und ſie den Mann in ihren Armen hielt.

Und als auch der vorüber, da ſprachen auch ſie jenes ſchöne thörichte Wort, womit die Jugend den Sturz des Lebens aufzuhalten meint. „Ewig!“ hauchte Eins dem Anderen zu; dann gingen ſie mit glänzenden Augen auseinander, Anna zu dem verkrüppelten Bruder in die Kammer, Rudolph unter dem blitzenden Sternenhimmel in die Nacht hinaus, als wollte er empfinden, wie er mit ſeinem Glücke frei in alle Ferne ſchweifen könne.

Als er endlich in das Küſterhaus zurückgekommen war, das wie die meiſten Bauernhäuſer hier auch während der Nacht unverſchloſſen blieb, vernahm er ſchon beim Eintritt in die Kammer die Stimme ſeiner Mutter aus dem anſtoßenden Zimmer: „Ich habe nicht ſchlafen können, Rudolph; wo biſt du denn ſo lang geweſen?“

Und da sta[illegible] die nothwendige Beſtellung wieder vor ihm; er hatte ganz darum vergeſſen.

„Iſt denn wenigſtens Alles in Ordnung!“ rief die Mutter wieder. „Es mußte nothwendig vor morgen früh beſtellt ſein.“

„In Ordnung, Mutter?“ und wie ein Jubel lachte es aus ihm heraus. „Ja, Mutter, ſchlaf nur, es iſt Alles jetzt in Ordnung!“

— — Am anderen Morgen freilich, wo der Sohn mit ſeinem übervollen Herzen die Mutter am Frühſtückstiſch erwartet hatte, blieb dieſer der Zuſammenhang nicht mehr verborgen. Der Zweck des ſo entſchloſſen ausgeführten Beſuches war ſomit erreicht; aber es ſchien faſt, als habe er dadurch an ſeinem Werthe eingebüßt; Frau von Schlitz ſaß da, als ob ſie einen inneren Widerſtreit zu ſchlichten habe. „Nun, Rudolph,“ ſagte ſie endlich, da der Sohn wie bittend ihre beiden Hände faßte, „du hätteſt freilich andere Anſprüche machen dürfen; aber wir Frauen ſind dankbarer als ihr Männer, und ſo wollen wir denn hoffen, das Mädchen werde ſich dir um ſo mehr verpflichtet fühlen.“

Was Rudolph außer der mütterlichen Zuſtimmung aus dieſen Worten hörte, konnte kaum nach ſeinem Sinne ſein; aber er war zu glücklich, um dawider jetzt zu ſtreiten. Und ſo gingen ſie denn, als der Vormittag weiter heraufgerückt war, miteinander nach dem Pfarrhauſe; der Sohn mit beklommenem Athemholen, wie wer die Pforte ſeines Glückes noch erſt öffnen geht, Frau von Schlitz mit einem Lächeln der Befriedigung das frohe Staunen der guten Paſtorsleute vorgenießend.

Auch wurde bei Annas Mutter ihre Erwartung nicht ſo ganz getäuſcht; aber immerhin war bei dieſer doch weſentlich das romantiſche Forſthaus aus dem Freiſchütz, das vor dem entzückten Mutterauge ſtand:

konnte es denn eine ſchönere Agathe als ihre blonde Anna geben? — Der Paſtor ſelbſt war abweſend, er hatte auf einem der entlegenſten Dörfer ſeines Kirchſpiels eine Taufe zu vollziehen. Als er Abends, da ſchon die Kinder in den Betten waren, heimkam, wurde auch bei ihm die Werbung angebracht; aber Rudolphs Mutter mußte es erleben, daß auf die beſcheidenen Worte ihres Sohnes nur ein ernſtes Schweigen des ſonſt ſo heiteren Mannes folgte. Vielleicht mochte es ſich dieſem wieder vor die Seele ſtellen, daß dem jugendlichen Bewerber, wie er es wohl ſcherzend ſchon für ſich bezeichnet hatte, von der langen Weibererziehung noch etwas zwiſchen ſeinen braunen Locken klebe; vielleicht, daß er ſeine „königliche Tochter", wie er ſie in ſeinem Herzen nannte, einer ſichereren Hand als dieſer hätte anvertrauen mögen; am Ende mochte es gar Bernhard ſein, den er dabei im Sinne hatte.

Auch Frau von Schlitz kam der Gedanke, und ſie ſpürte ſchon den Antrieb, mit einigem Geräuſche aufzuſtehen und ihrerſeits die Unterhandlung kurzweg abzubrechen. Zum Glück begann der Pfarrer jetzt zu ſprechen; es lag nicht in ſeiner Abſicht, Hinderniſſe gegen Rudolphs Antrag aufzuſuchen; er hatte ſich nur ſammeln müſſen und that jetzt ruhig eine und die andere Frage, welche nicht wohl unbeachtet bleiben konnten. Dann wurde Anna hereingerufen, und der Vater legte ſein Kind an die Bruſt des ihm vor wenig Wochen noch völlig fremden Mannes; Frau von Schlitz aber ging an dieſem Abend mit einem Unbehagen ſchlafen, über deſſen verſchiedene Urſachen ſie vor ſich ſelber jede Rechenſchaft vermied.

* * *

Am Morgen, der dann folgte, erſchien Rudolph nicht zum Frühſtück; als die Mutter in ſeine Kammer ging, fand ſie das Bett leer und augenſcheinlich ſeit lange ſchon verlaſſen; erſt nach einer weiteren Stunde trat er zu ihr in das Zimmer. Es war ihr nicht entgangen, daß ſeine Bewegungen haſtig, daß ein unſtätes Feuer in ſeinen Augen war; aber ſie bezwang ſich: „Du kommſt wohl von einem weiten Spaziergange?“ frug ſie ſcheinbar ruhig.

„Ja, ja; ich bin recht weit umhergelaufen.“

„Aber dir iſt nicht wohl! Du haſt dich überanſtrengt.“

„Du irrſt, Mutter, ich bin kräftig, wie je zuvor.“

„So ſprich, was iſt dir denn? Und laß mich nicht in ſolcher Angſt!“

Rudolph war auf und abgegangen; jetzt hielt er inne: „Mutter,“ ſagte er düſter; „ich habe geſtern übereilt gehandelt.“

Er wollte weiter ſprechen, aber die Mutter unterbrach ihn: „Du, Rudolph, übereilt? Das war nie deine Art! Und, geſtern, ſagſt du? Geſtern?“

Er nickte ſchweigend; ſie aber ergriff leidenſchaftlich beide Hände ihres Sohnes: „Bereuſt du, Rudolph? Hat nur die Gegenwart des anderen Bewerbers dich ſo weit hingeriſſen? — Wer weiß, du hätteſt vielleicht nur ein paar Tage noch zu warten brauchen; und auch jetzt noch — —“

„Mutter!“ rief er heftig, und dann: „ich weiß von keinem anderen Bewerber.“

Frau von Schlitz beſann ſich. „Nun wohl,“ entgegnete ſie trocken, wie durch den ungewohnten Ton gekränkt, „was willſt du denn von deiner Mutter?“

„Sag' mir nur eines,“ begann er zögernd; „weiß man hier von meiner Krankheit, von meinem

Aufenthalte in der Anſtalt? Hat Anna davon gewußt?“

Frau von Schlitz athmete tief auf: „Sei ruhig, mein Sohn; auch für ſie, wie für alle Welt, war es — und es war ja auch in Wirklichkeit nichts anderes — nur eine Reiſe zur Erholung von ſchwerem Nervenübel.“

Aber die Augen des Sohnes blieben düſter: „Ich dachte es,“ ſagte er; „und nun liegt es zwiſchen mir und meinem Glück. Gott weiß es, in ihrer Nähe war jene furchtbare Erinnerung ſpurlos in mir verſchwunden, und erſt heute Nacht, da ich vor Uebermaaß des Glücks nicht ſchlafen konnte, brach es jäh, wie ein Entſetzen, auf mich nieder. Wie ſoll ich jetzt noch zu ihr ſprechen, und wird ſie mir glauben können, daß ich nicht abſichtlich ſie betrogen habe?“

Die Mutter ſchwieg noch eine Weile, während die Augen des Sohnes angſtvoll auf ihrem Antlitz ruhten. „Du haſt recht, Rudolph,“ begann ſie dann nach raſcher Ueberlegung; „vielleicht würde deine Braut es dir nicht glauben; oder wenn auch deine Braut, ſo würden ſpäter bei deiner Frau doch Zweifel kommen. Und nicht nur das: wir wiſſen, daß es eine Krankheit war, die, wie andere, gekommen und gegangen iſt; aber Frauenliebe ſieht leicht Geſpenſter, die das theure Haupt bedrohen; ſie könnten mit euch gehen in eurer jungen Ehe."

Rudolph hatte ſich plötzlich aufgerichtet; aber er war todtenblaß geworden: „Es iſt noch keine Ehe," ſagte er; „noch kann ſie ihre Hand zurücknehmen, die ſie ſo arglos in die meine legte!"

„Zurücknehmen, Rudolph?" Frau von Schlitz zögerte ein wenig, bevor ſie fortfuhr: „Haſt du nie von Frauen gehört, die nur einmal lieben können und dann nie wieder? Ich möchte glauben, deine Braut gehört zu dieſen."

Die Worte klangen ſüß in ſeinen Ohren, und in ſeinen Augen leuchtete es wie von einem Strahl des Glückes; dann aber ſchüttelte er den Kopf, daß das braune Haar ihm wirr um Stirn und Augen flog: „O Mutter; aber es iſt dennoch unrecht!"

Er hatte die Worte ſo laut hervorgeſtoßen, daß ſie raſch zum Fenſter trat, an dem ein Gartenſteig vorüberführte. „Kein Unrecht!" ſagte ſie, ſich wieder zu ihm wendend; „das einzige Rechtthun liegt in deinem Schweigen; und überdies: was haſt du zu verſchweigen?“

Unentſchloſſen, in ſchwerem Sinnen ſtand er vor der Mutter, während ihre Augen geſpannt auf ſeinem Antlitz ruhten. Als er noch immer ſchwieg, ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen: „Ich will dich nicht drängen, Rudolph; Eines nur verſprich mir: heute noch zu ſchweigen und — ohne Vorwiſſen deiner Mutter nicht daran zu rühren!“

Rudolph hatte noch nicht geantwortet, da pochte ein leichter Finger von außen an die Thür. Anna war halb verſchämt hereingetreten und ſtutzte jetzt ein wenig, da ſie ſo ernſthafte Geſichter vor ſich ſah; aber ſchon hatte Rudolphs Mutter das Wort an ſie gerichtet: „Du ſuchſt wohl deinen ungetreuen Bräutigam, mein liebes Kind; und recht haſt du, er hätte lieber mit dir, als mit der alten Mutter plaudern ſollen!“

„Verzeihen Sie, Mama,“ erwiderte das junge Mädchen lächelnd; „aber die Kinder laſſen mir nicht Ruh; ſie wollen alle ihren neuen Schwager ſehen; Käthe iſt mitgelaufen und lauert draußen, die anderen ſtehen zu Hauſe vor der Thür; ſie bettelten ſo lange, bis wir ihnen allen ihre beſten Kleider angezogen hatten. — Du gehſt doch mit mir, Rudolph?“ ſetzte ſie mit gedämpfter Stimme dann hinzu, indem ſie den Kopf zu ihrem Liebſten wandte und ihn voll mit ihren lebensfrohen Augen anſah.

Die Mutter lächelte; denn wie vor einem Morgenhauche ſah ſie die Wolke von des Sohnes Stirn verſchwinden. „Nun, Rudolph?“ ſagte ſie und ſtreckte jetzt noch einmal ihm die Hand entgegen.

Er hatte die leis betonte Frage wohl verſtanden; aber, die Augen auf ſeiner jungen Braut und mit der einen Hand die ihre faſſend, legte er die andere mit feſtem Druck in die der Mutter.

„So geht, Ihr Glücklichen!“ ſagte dieſe.

Sie gingen, und Frau von Schlitz lehnte ſich wie ermüdet auf ihren Stuhl zurück. „Hübſch iſt ſie; zum mindeſten hier, ſo zwiſchen Wald und Wieſen!“ Halb lächelnd hatte ſie es vor ſich hin gemurmelt; dann ſtand ſie auf, um ihre Morgentoilette zu vollenden.

⁂

Der Nachmittag des letzten Sonntags war herangekommen; auch Mutter und Sohn ſollten ſich am anderen Tage trennen: erſtere, um ſich in der Reſidenz in ihren niedrigen Zimmern einzuwintern, Rudolph, um nach langer Friſt in ſein leeres Förſterhaus zurückzukehren, das er bis zum Frühjahr noch allein bewohnen ſollte; am folgenden Tage hatte er dann ſich bei der Excellenz zu melden, welche der Jagd wegen noch die letzten Herbſtwochen auf dem Lande blieb.

Schweigend hatte er ſeinen Koffer gepackt, während die Mutter noch zwiſchen Päckchen und Schachteln umherhantirte. „Geh nur zu deiner Braut!“ ſagte ſie zu dem ihr müßig Zuſchauenden; „es ſieht hier öde aus; was übrig iſt, beſorge ich ſchon allein!“

Rudolph küßte die Hand ſeiner Mutter und ging. Als er die Dorfſtraße eine Strecke weit hinabgeſchritten war, ſah er aus der Fahrpforte des Pfarrhauſes einen Reiter ſich entgegenkommen, der, wie es ſchien, bei ſeinem Anblick das Pferd in raſcheren Gang ſetzte und dann im Galopp an ihm vorüberritt. „Bernhard!“ rief er; aber der Reiter hatte nur mit ſeinem Hut gegrüßt und war jetzt ſchon weit von ihm entfernt. Eine Weile blickte Rudolph ihm nach: „So laß ihn reiten!“ dachte er und ging langſam weiter. Als er an den Garten des Paſtorats gekommen war, ſah er ein helles Kleid zwiſchen den Bosquetpartien ſchimmern, von welchen ein Steig zu einem Pförtchen nach der Dorfſtraße hinausführte. Anna pflegte ſonſt um dieſe Stunde ſich drinnen mit den kleinen Geſchwiſtern zu beſchäftigen; aber als er in den Garten getreten und den Steig hinabgegangen war, kam ſie bei einer Biegung desſelben ihm entgegen. „Du, Rudolph!“ rief ſie. „Ich hatte dich nicht kommen hören.“

Es war nicht der ſonſt ſo frohe Klang in ihrer Stimme; auch ſah ſie ihn nicht an, da ſie jetzt ihre Hand wie leblos in die ſeine legte.

Rudolph ſtutzte; die halben Worte ſeiner Mutter ſtanden plötzlich vor ihm. „Was iſt dir, Anna?“ ſagte er. „War Bernhard hier? Ich ſah ihn fortreiten; er muß doch eben erſt gekommen ſein!“

„Ja,“ entgegnete ſie, ohne aufzublicken; „Bernhard wollte nicht bleiben.“

„Aber du haſt ja rothe Augen, Anna!“ Und ein kaum merkliches Zittern klang aus ſeiner Stimme.

„Ja, Rudolph,“ ſagte ſie und ſah ihm voll ins Antlitz; „Bernhard hat mit mir geſprochen.“

„War das ſo traurig, was er mit dir zu ſprechen hatte?"

Sie nickte: „Er bat — er wollte bei den Eltern um mich werben; er wußte ja noch nichts von unſerer Verlobung."

Rudolph war blaß geworden. „Nun, Anna?" frug er ſtockend.

„Ja, was denn weiter, Rudolph? Das konnte ich doch nicht erlauben."

„Und darum weinteſt du?"

Er hatte dieſe Worte ſo laut hervorgeſtoßen, daß das Mädchen erſchrocken um ſich blickte; dann ſagte ſie ruhig: „Ja, darum weinte ich; begreifſt du das nicht, Rudolph?"

Er ſah ſie mit weit offenen Augen an: „Und darum haſſe ich ihn!" rief er in ausbrechender Heftigkeit; „und jeden, der ſeine Hand nach deiner auszuſtrecken wagt!"

Nur einen Augenblick ſtand ſie betroffen; gleich darauf hatte ſie ihr Schnupftuch hervorgezogen und wiſchte ſich recht derb damit die Augen: „Schilt mich, Rudolph," ſagte ſie treuherzig, und ihre ganze ſüße Stimme klang in dieſen Worten; „aber glaub' nur, ich bin das nicht gewohnt, es hat mich ſonſt noch niemand haben wollen: er hätte doch auch ſehen müſſen, daß ich dir gehöre!“

Da riß er ſie ungeſtüm an ſeine Bruſt: „Verzeih mir, habe Geduld! Auch Ich muß erſt lernen, ſo übermenſchlich reich zu ſein!“

Sie neigte nur das Haupt und ließ ſich ſtill umfangen; dann gingen ſie mit einander in das Haus und waren zwiſchen Eltern und Geſchwiſtern, bis auch dieſer letzte Tag verging.

* * *

Während des Winters, der nun angebrochen war, wurde im Pfarrhauſe von unermüdlichen Händen an der Ausſteuer der jungen Frau Förſterin gearbeitet; die Mutter hätte gern wenigſtens eins der neuen Sommerkleider mit grünem Band beſetzt; aber Anna proteſtirte lachend und heftete das Band um ihren Sommerhut. Bisweilen kam auch der Pfarrer mit ſeiner Pfeife aus der Studirſtube herüber, ſtand und nickte lächelnd ſeiner Anna zu, welche ſelbſt die Schweſter Käthe in deren Freiſtunden bei dieſer heiteren Arbeit anzuſtellen wußte.

Weihnachten brachte den Beſuch des Bräutigams und große Störung dieſes fleißigen Treibens. Dann, nach der neuen Trennung, wurden den Brautleuten die Tage immer länger, zumal als noch einmal die Welt in Schnee begraben wurde und Anna von ihrer Arbeit, wie Rudolph aus dem Fenſter ſeiner entlegenen Förſterei, vergebens nach dem Briefboten ausſah.

Endlich, unter den erſten Sonnenſtrahlen des Aprils, der diesmal ſeinem Namen als „Eröffner“ Ehre machte, legte der väterliche Prieſter die Hände des jungen Paares in einander. Auch Bernhard als ein zwar ernſter, aber wohlmeinender Gaſt war deſſen Zeuge; er hatte einer verlorenen Hoffnung wegen nicht auch die Menſchen ſelbſt verlieren wollen. Noch vor dem Abſchied hatten auf ſeine Bitte beide es ihm zugeſagt, im Verlaufe des Sommers auf ſeinem, auch von ihrem neuen Wohnort nicht gar fernen Hofe einzukehren.

Dann unter dem Dache des inzwiſchen ſauber hergerichteten Forſthauſes kam der Beginn des jungen Ehelebens. Zwar hatten beide ihre volle Arbeit: Anna zu allem Anderen mit einem aufgeſchoſſenen

Dorfkinde, das ſie zum regelrechten Mägdedienſt erziehen mußte, Rudolph die immer wiederkehrende Vertretung des kränkelnden Oberförſters; aber die Arbeit ſelbſt war jetzt ein Miteinanderleben. Oft auch — denn die Kunſt der Wirthſchaft war ihr angeboren, ſo daß ſie immer noch ein Maaß von Zeit für ihren Liebſten übrig hatte — begleitete Anna dieſen auf ſeinen Berufswegen durch den Wald, ſei es zu den Föhren, wo an den mächtigen Stämmen jetzt die Axt erklang, oder in einen der Buchenſchläge, wo die gefürchtete Nonnenraupe mit Verwüſtung drohte.

Inmitten dieſer herrſchaftlichen Wälder, auf den alten Karten zu über vierzig Tonnen Landes angezeichnet, lag ein Bezirk, in dem die königlichſten aller Bäume ſtehen ſollten; aber, man wußte nicht, ob aus Liebhaberei oder in Folge nachläſſiger Bewirthſchaftung der Vorbeſitzer, ſeit wohl hundert Jahren hatte ihn keine Axt berührt, ja, wie es hieß, kaum eines Menſchen Fuß betreten.

Der Graf freilich, in Begleitung Rudolphs und eines begeiſterten Landſchaftsmalers, war einmal mit Meſſer und Säbel eine Strecke weit in ſeinen „Urwald" vorgedrungen, und ein paar der wildeſten Partieen, welche der Maler auf die Leinewand gebracht hatte, zierten jetzt in der Reſidenz ſein Arbeitszimmer.

Aber auch Anna, als Rudolph ihr davon erzählte, war im Uebermuth des Glückes und der Jugend ein Gelüſten nach dem Abenteuer angekommen: zwar hatte jener anfänglich neckend abgewehrt, dann aber eines Sonntagmorgens, in Freuden über ſein ſchönes reiſiges Weib, ihr ſelber kunſtgerecht das Kleid gegürtet; und ſo waren ſie, auch im Uebrigen wohl gerüſtet, zum Beſuch des Urwaldes ausgezogen. Manchmal im wildeſten Geſtrüppe hatte ſie athmend an ſeiner Bruſt geruht; aber auf ſeine Frage, ob es denn nun genug ſei, immer lächelnd noch den Kopf geſchüttelt, bis er dann aufs Neue vor und über ihr das Zweiggewirr durchbrochen und ſie ſich endlich zu einer Lichtung durchgekämpft hatten, wo ein bemooſter Granitblock zum Ruhen einzuladen ſchien. Gegenüber, hinter einem ſchmalen Sumpfe, der vom Röhricht ganz durchwachſen war, ſtieg wiederum, anſcheinend undurchdringlich, das Gewirr des Waldes auf.

Aber nur Rudolph hatte ſich geſetzt; Anna kniete zwiſchen einem Flor von Maililien, welche einen Theil der Lichtung überdeckten, und pflückte eifrig einen Strauß zuſammen. Als ſich ihre Hand allmälig füllte, wandte ſie den Kopf: „So hilf doch, Rudolph! Ich für deine, du für meine Stube!“

Er ſchien es nicht zu hören: „Sieh nur,“ ſagte er, indem er mit ausgeſtrecktem Finger gegenüber nach dem Dickicht zeigte; „wer ſich nicht wollte finden laſſen, müßte dort ſchwer zu ſuchen ſein!“

Anna war aufgeſprungen und ſah ihn faſt erſchrocken an; aber ſchon hatte ſie die Blumen fortgeworfen, und in übermüthiger Zärtlichkeit mit beiden Händen ihn umhalſend, rief ſie heiter: „Verſuch' es nur, ich will dich dennoch finden!“

Ohne Blumen, in der Fülle ihres Glückes waren ſie dann heimgegangen.

— — Bald danach war Annas Vater im Forſthauſe eingekehrt und mit Jubel von dem jungen Paar empfangen worden. Nur auf wenige Tage hatte ſein Amt ihn freigelaſſen; aber er verſtand es, die Stunden auszunutzen. Auch im Schloſſe war man zum Abendthee geweſen; der Graf und der

Pfarrer ſchienen ſich gegenſeitig zu gefallen. Während Rudolph die Frauen am Clavier um ſich verſammelte, ſtanden jene im Geſpräch in einer Fenſterniſche: „Ohne Zweifel,“ ſagte der Graf, „ich halte ihn für recht befähigt, nur etwas zaghaft noch; aber man muß der Jugend etwas zutrauen, und ſo hab ich's denn auch mit ihm im Sinne.“ Der Paſtor nickte: „Excellenz wollen nachträglich die Männererziehung noch dazu thun!“ — „Ich denke, wir verſtehen uns, Herr Paſtor!“ Und ſie lauſchten nun auch dem meiſterhaften Spiel des jungen Förſters.

Am anderen Abend ſaß der Paſtor wieder im Familienzimmer ſeines Pfarrhauſes, und wenn die gute Frau Paſtorin in ſeiner Erzählung auch vergebens auf den romantiſchen Zauber des Jägerlebens wartete, ſo ließ er ſelber ſich doch behaglich von der jetzt Aelteſten, ſeiner Käthe, den brennenden Fidibus für ſeine Pfeife bringen.

— — Es war im Juli an einem Sonntag-Nachmittage, als die jungen Eheleute in der warmen Sommerluft vor ihrem Hauſe ſaßen, wohl geborgen unter der alten, weithin ſchattenden Eiche, deren Laub jetzt im ſatteſten Grün erglänzte. Die Kaffeeſtunde ging zu Ende, und Anna erhob ſich und nahm das Geſchirr von dem ſelbſtgezimmerten Säulentiſche, um es ins Haus zurückzutragen. Nur ſollte ihr das nicht ohne Hinderniß gelingen; als ſie an Rudolphs Sitz vorbei wollte, umſchloß er ſie mit beiden Armen, und ſo ſtand ſie gefangen und wagte mit ihrer zerbrechlichen Bürde ſich nicht zu rühren. Lächelnd blickte ſie zu ihm nieder; das Schweigen des Glückes lag auf beider Antlitz.

Ueber der Hausthür auf dem alten Geweih des Sechzehnenders, das ſich bis in die grünen Zweige hinaufſtreckte, zwitſcherte eine Schwalbe und flog dann über ihren Köpfen wieder in den Sonnenſchein hinaus; nur von der ſeitwärts am Waldesrande ſich entlang ziehenden Wieſe tönte nach wie vor das Summen der Millionen ſchwebenden Geziefers; mitunter erhob es ſich wie übermüthig, als wollten ſie den Menſchen ihre kurze Sommerherrſchaft fühlen laſſen; dann ſank es wieder wie zu leiſem Harfenton.

Unwillkürlich hatten beide hingehorcht. „So hör' ich's gern,“ ſagte Anna; „nur ſollen ſie mir nicht ins Zimmer kommen.“

Rudolph bejahte nachdenklich: „Aber ſie kommen ungefragt; horch nur, es klingt ganz zornig, und ſie dürſten auch nach unſerem Blute."

„Laß ſie," verſetzte heiter die junge Frau; „das Tröpfchen wollen wir ihnen gönnen."

Ueber Rudolphs Augen flog es wie ein Schatten, und er ſchloß die Arme feſter um die ſchlanken Hüften ſeiner Frau. „Meinſt du?" ſagte er gedehnt. „Es giebt eine ſchwarze Fliege, dieſe Sommergluth brütet ſie aus, und ſie kommt mit all den anderen zu uns, in dein Haus, in deine Kammer; unhörbar iſt ſie da, du fühlſt es nicht, wenn ſchon der häßliche Rüſſel ſich an deine Schläfe ſetzt. Schon Mancher hat ſie um ſich gaukeln ſehen und ihrer nicht geachtet; denn die Wenigſten erkennen ſie; aber wenn er von einem jähen Stiche auffuhr und ſich, mehr lachend noch als unwillig, ein Tröpflein Blutes von der Stirn wiſchte, dann war er bereits ein dem Tode verfallener Mann."

Anna hatte mit verhaltenem Athem zugehört; nun fuhr ſie mit der freien Hand ihm über Stirn und Haare: „Du könnteſt einem bange machen, Rudolph; aber ich will dieſe ſchwarze Fliege fortjagen; denn ſie kommt aus deinem Hirn und ſoll mir nicht dahin zurück; ich habe nie von dieſem Spuk gehört.“

Er ließ ſie gewähren; nur ſeine Augen ſuchten in zärtlicher Angſt die ihren feſtzuhalten. „Aller Spuk iſt ſelten,“ ſagte er leiſe; „aber die ſchwarzen Fliegen ſind doch wirklich da!“

„Nein!“ rief ſie, indem ſie ſich zu ihm neigte und, das Brett mit Kannen und Taſſen emporhebend, es anmuthig fertig brachte, ihm den Mund zum Kuß zu reichen; „nein, Rudolph, nun ſind ſie alle fort! — Und nun laß mich!“ ſetzte ſie hinzu, da eben die Magd die neueſte Zeitung auf den Tiſch legte, welche, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, des Oberförſters Knecht ihr ins Küchenfenſter hineingereicht hatte. „Nun ſtudir' deine Zeitung und ſieh zu, ob auch etwas für deine Frau darin iſt!“

Er hatte ſie freigelaſſen und ſah ihr nach, da ſie in das Haus ging; dann nahm er die Zeitung und begann zu leſen. Aber er las nur obenhin und ließ oft die Hand, welche das Blatt hielt, ſinken; erſt als er auch die letzten Spalten überflog, wurde ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt, jedenfalls ſchienen ſeine Augen über eine Notiz von wenig Zeilen nicht hinaus zu kommen. Es mochte nichts Heiteres ſein; denn ſchwere Stirnfalten drückten ſeine Augenlider, während er noch immer darauf hinſtarrte; oder hatte Frau Anna doch die ſchwarzen Fliegen nicht verjagen können? Plötzlich erhob er ſich und legte die Zeitung auf den Tiſch, indem er zugleich nach ſeinem Hute langte, den er über ſich an einem Zweige aufgehangen hatte.

Aus dem offenen Hausflur rief die Stimme ſeiner Frau: „Was willſt du, Rudolph? Gehſt du fort?“

„Nur zum Andrees!“ rief er zurück; „er ſoll den Köder in den Fuchseiſen noch erneuern!“

„So wart' doch wenigſtens, bis die ärgſte Gluth vorüber iſt!“

Aber er winkte nur noch mit der Hand und war bald auf dem Wege, der an des Forſtwärters Haus vorbei zum Walde führte, hinter dem Gebüſch verſchwunden.

Was Rudolph in der Zeitung geleſen hatte, lautete wörtlich wie folgt:

„Am letzten Dienstage, ſo wird von glaubhafter Seite uns berichtet, daß der erſt kürzlich verheirathete

Hufſchmied Br... zu Wallendorf nach Feierabend mit ſeiner Frau im Wohnzimmer. Das Geſpräch zwiſchen den Eheleuten war eine Weile ſtumm geweſen, als der Mann wieder anhub: ‚Heute ſind es gerade dreizehn Jahre, daß ich von einem tollen Hund gebiſſen wurde! Man ſagte mir damals, ich ſolle mich nicht verheirathen; aber es hat mir bis jetzt noch nichts darum geſchadet.‘ Die Frau, welche erſt in dieſem Augenblick von jenem Vorgang hörte, erſchrak heftig; noch mehr aber, als ſie jetzt in das plötzlich verzerrte Antlitz ihres Mannes blickte. Und kaum waren einige Minuten verfloſſen, als die Nachbaren auf ihr Geſchrei herbeieilten und den Unglücklichen, bei dem ſchon alle Zeichen von Tollwuth ausgebrochen waren, an Händen und Füßen feſſeln mußten.“

Das war es, was Rudolph geleſen und was ſo ganz von ihm Beſitz genommen hatte, daß es allem Uebrigen ſein Ohr verſchloß. Und jetzt auf dem einſamen Wege kamen ihm die Worte, die einzelnen Sätze in ihrer Reihenfolge immer wieder; er ſuchte Anderes zu denken; an ſeine Mutter, an Anna, ſogar an des Herrn Grafen Excellenz; aber es half nichts, es waren immer nur die ſchwarzen Buchſtaben in ihrem kleinen Zeitungsdruck, die unabweisbar an ihm vorüberzogen.

In der Hütte des Waldwärters traf er dieſen nicht daheim; er ging wieder hinaus, ohne auch nur der anweſenden Frau den einfachen Auftrag mitzutheilen. Erſt nach einer Weile bemerkte er, daß er nicht den Rückweg nach ſeinem Hauſe eingeſchlagen hatte, ſondern mitten im Walde auf einem Wege ſchritt, der zwiſchen hohen, finſteren Tannen ausgehauen war. Endlich begann er ſeiner Gedanken Herr zu werden: was wollte jene furchtbare Geſchichte denn von ihm? Ihn hatte niemals, weder ein toller, noch ein anderer Hund gebiſſen, und im Uebrigen — wer konnte aller Menſchen Leid mitfühlen wollen? Wog es nicht vielleicht noch ſchwerer als der Menſchheit Sünden, die doch nur Gottes Sohn auf ſich genommen hatte?

Grübelnd blieb er ſtehen; aber es war ja auch kein Mitleid, das er fühlte, er hatte ſich ja ſelber nur belügen wollen! Nein, nein, kein toller Hund; aber — jenes Andere, was er nicht zu denken wagte, was er hinter ſich in Nacht begraben wähnte! Wenn es wiederkäme — nach zehn, nach zwanzig Jahren? Oder — wer könnte wiſſen — vielleicht ſchon jetzt, noch eh der Herbſt die Blätter von den Wäldern fegte!

Er fuhr mit beiden Händen vor ſich hin, als wolle er ein Schreckbild von ſich ſtoßen; aber er ſah es doch, er hörte den Schrei ſeines Weibes, er ſah die Nachbaren — — nein, ſie hatten ja keine Nachbaren! Niemand konnte kommen! — Plötzlich, als müſſe er nun ſelber ihr zu Hülfe eilen, wandte er ſich zur Heimkehr; raſch und raſcher, daß es bald einem Laufen gleich war, eilte er zurück. Aber die Gedanken liefen immer mit: jener Hufſchmied, war er auch ſo feig geweſen? Hatte auch er von ſelbſtſüchtiger Mutterliebe ſich den Mund verſchließen laſſen, eh er das junge Weib in ſeine Kammer brachte?

Ein Donner rollte über den Wald hin und verhallte dröhnend. Die Gluth des Tages hatte ſich gelöſt: zu beiden Seiten rauſchte es durch die Tannen, und kühlend fielen die erſten großen Tropfen auf die heiße Erde. Auch Rudolph athmete auf in dem belebenden Dufte, der ſich jetzt erhob, auch ihm floß es wie erquickliche Kühle durch die Adern: was war es denn geweſen, das ihn ſo erſchreckt hatte? Hier ging er ja geſund und kräftig wie nur jemals! Und daheim? Verlockend, wie noch nie, ſtand ſeines Weibes ſchlanke jugendliche Geſtalt vor ſeinen Sinnen. Immer raſcher ſchritt er durch den gewaltig niederrauſchenden Regen, bis er das Gebell ſeiner beiden braunen Hunde hörte, die mit ausgelaſſenen Sprüngen ihm entgegentobten, und bis er endlich dann mit leuchtendem Angeſicht vor ſeinem blonden Weibe ſtand.

Freilich, von Kuß und Umarmung des triefenden Geliebten wollte ſie für jetzt nichts wiſſen: lachend, mit vorgeſtreckten Händen drängte ſie ihn in die Kammer: „Hier, Rudolph, iſt der Schlüſſel zu deinem Kleiderſchrank! Wenn du hübſch trocken biſt, darfſt du zu mir kommen und dir deine Schelte holen!“

Und ihre Augen lachten wie die lieblichſte Verheißung.

* * *

Aber der glückliche Schluß dieſes Tages hatte ſeinen übrigen Inhalt nicht beſeitigen können. Es war in Rudolph etwas wach gerufen, das während ſeiner kurzen Ehezeit bisher geſchlafen hatte: ein Zufall hatte die Decke jetzt gelüpft, und er ſah es in der Tiefe liegen und allmälig höher ſteigen, bis es endlich unverrückt mit den feindlichen Augen zu ihm emporſtarrte. Immer öfter zog es ſeinen Blick dahin, ſo daß er dauernd auf nichts Anderes mehr ſehen konnte und zu Arbeiten, die er vormals bequem bewältigt hatte, nicht ſelten die Nacht zu Hülfe nehmen mußte.

Eine Geſchäftsreiſe nach der Reſidenz im Auftrage des Grafen brachte Abwechſelung und eine Einkehr bei der Mutter. Sie hatte bei ſeinem Empfange ihn lange ſtumm betrachtet und ihn dann in das zweite Zimmer geführt, das Rudolph früher wohl ſcherzend ihren Ahnenſaal zu nennen pflegte. „Du ſiehſt übel aus, mein Sohn!“ war das erſte Wort, das ſie ihm ſagte, als ſie ſich gegenüber ſaßen.

Er ſuchte ihr das auszureden und wollte es auf die Nachtfahrt ſchieben; aber ſie unterbrach ihn: „Seit deines Vaters Augen ſo früh ſich geſchloſſen, waren die meinen nur auf dich gerichtet; du vermagſt mich nicht zu täuſchen.“ Und als er ſchwieg, ergriff ſie ſeine beiden Hände: „Du biſt unglücklich, mein Sohn; nur deiner Mutter kannſt du das nicht verbergen!“

Er ſah wie gedankenlos eine Weile zu ihr hinüber. „Ja, Mutter,“ ſagte er dann; „ich glaube faſt, daß ich es bin.“

„Weshalb, Rudolph, weshalb biſt du es?“

Auf dem Tiſche lag eine Zeitung; Rudolph hob ſie auf, es war dieſelbe, die der Oberförſter und er zuſammen hielten. „Haſt du das geleſen neulich?“ ſagte er zögernd; „das — mit dem Hufſchmied?“

„Ja, Rudolph, ich hab es geleſen. Was ſoll das? Der Unglückliche!“

„Die Unglückliche!“ erwiderte er, ſtark das erſte Wort betonend. „Und haſt du auch geleſen, nach dreizehn Jahren iſt es ausgebrochen?“

„Was ſoll das? Was willſt du, Rudolph?“ frug ſie wieder.

Er war aufgeſtanden. „Mutter,“ ſagte er leiſe; „bin ich nicht auch von einem ſolchen Hund gebiſſen worden? Und ſie, die Unglückliche, iſt ewig, was wir hier ewig nennen, an mir feſtgeſchmiedet! Wir waren übel berathen, Mutter, als wir die ſchöne Unſchuld für meinen Dienſt betrogen.“

Sie blickte ihn faſt zornig an: „Das iſt es, Rudolph? Ich verſtand dich nicht.“

„Ja, Mutter; was konnte es anders ſein?“

Ein ſchmerzliches Aufleuchten ging durch die dunklen Augen der Frau, und einige Secunden lang bedeckte ſie ſie mit ihrer weißen Hand. „Wenn ich für dich geſündigt habe,“ ſagte ſie bitter, „ſo habe ich mit Recht den Dank dafür verloren; laß mich's denn auch allein verantworten!“

Er nahm ihre nur ſchwach widerſtrebende Hand und küßte ſie: „Ich bin nicht undankbar, Mutter; aber ich weiß auch, daß ich meine Schuld allein zu tragen habe.“

Frau von Schlitz antwortete nicht ſogleich; hinter ihrer breiten Stirn, die unter einer ſchwarzen Florhaube noch blaſſer als das Antlitz ihres Sohnes ſchien, hielten die Gedanken raſchen Ueberſchlag. „Beſinne dich,“ begann ſie dann anſcheinend ruhig; „du haſt den Brief deines derzeitigen Arztes ſelbſt geleſen, er enthielt nichts, was zu verbergen war; von jener Seite droht deinem oder, wie ich jetzt ja ſagen muß, eurem Leben nicht Gefahr. Dich drückt nur das Geheimniß, das Verſprechen, das du mir gegeben haſt; ich gebe es dir zurück, es war unnöthige, übertriebene Sorge, da ich es von dir verlangte.“

Aber Rudolph blickte wie erſtaunt auf ſie herab: „Reden? Jetzt noch reden, Mutter? Und das räthſt du mir? Und Anna? Anna? Dreizehn Jahre lang, und immer die armen Augen nach dem Schreckgeſpenſt? — — Nein, nein!“ rief er heftig, „jetzt muß ich mit mir ſelber fertig werden!“

„Und wenn du es nicht wirſt, Rudolph?“ Wie von Angſt gepreßt wurden dieſe Worte ausgeſtoßen.

„Dann,“ ſagte er langſam, „wird ſie frei von mir; es giebt nur einen Weg, den ich ohne ſie noch gehen kann. O Mutter, hat denn mein Vater dich nicht auch geliebt?“

Sie hatte ſich aufgerichtet, eine Frau von nicht mehr jugendlicher, aber noch immer ernſter Schönheit: „Ja, mein Sohn,“ rief ſie und ſchlang leidenſchaftlich beide Arme um ſeinen Nacken, „wohl haben wir uns geliebt, ich und dein Vater; aber dich lieb ich mehr, als Mann und Weib ſich lieben können; was kümmern mich alle anderen Menſchen außer dir!“

Stumm, erſchüttert hielt der Sohn die Mutter an ſeiner Bruſt, an dem Zucken ihres Leibes fühlte er, wie die ſtarke Frau ſich ſelbſt zur Ruhe kämpfte. Aber unter den zärtlichen Worten, die ſein Herz ihn ſprechen ließ, verkannte er gleichwohl nicht, daß dieſe Leidenſchaft, wo ſie ihn bedroht wähne, in jedem Augenblick bereit ſei, ſich feindſelig gegen alle Welt, ja gegen des eigenen Sohnes Weib zu kehren. Mit dem Scharfſinn ſeiner jugendlichen Liebe las er in der Seele der erregten Frau; und ehe beide von einander ſchieden, hatte die Mutter, wenn auch widerſtrebend, ihm nun ihrerſeits geloben müſſen, an der Vergangenheit ohne ſein Zuthun nicht zu rühren.

Nur darin traf ihr Wunſch mit einem bereits von ihm gefaßten Entſchluß überein: er wollte ſich Beruhigung, oder — wie er ſtill bei ſich hinzufügte — doch Entſcheidung über ſeinen Zuſtand bei dem Arzte holen, unter deſſen Fürſorge er jene Monate des vergangenen Jahres zugebracht hatte; wenn er noch einmal eine Nachtfahrt daran ſetzte, ſo war ihm, bei der unerwartet raſchen Erledigung des Geſchäftes, die Zeit noch zur Verfügung.

— — Und etwa zehn Stunden ſpäter ſaß er dem Genannten, einem kräftigen Manne in mittleren

Jahren, gegenüber; die heiteren, etwas ſchelmiſchen Augen des Arztes ruhten auf dem Antlitz ſeines früheren Patienten, während dieſer, der dem vertrauengebenden Weſen deſſelben ſeine damalige raſche Geneſung zu verdanken glaubte, ihm dies in warmen Worten ausſprach.

„Aber was treiben Sie denn, Herr von Schlitz,“ unterbrach ihn jener, „Sie ſollten wohler ausſehen! Sie ſind von uns als völlig — wohl verſtanden, als völlig geheilt entlaſſen worden.“

Die Frage, um deren willen Rudolph ſeine Reiſe hierher verlängert hatte, war ſomit ſchon zum größten Theil und auf das Unverfänglichſte beantwortet; nun galt es nur noch ſeinerſeits eine unverhaltene Auskunft über ſpäteres Erlebniß; und nach kurzem Widerſtreben überwand er ſich; ſein Geheimniß war hier keines, nun bekannte er auch ſeine Schuld.

Ein leichtes Stirnrunzeln überflog das Angeſicht des älteren Mannes. „Nein, nein,“ ſagte er gleich darauf, da Rudolf ſtockte, „ſprechen Sie nur; ich klage Sie nicht an!“

Und der Jüngere fuhr fort und verſchwieg ihm nichts: „Mitunter," — ſo ſchloß er ſeine Beichte — „aber nur in kurzen Augenblicken iſt es mir, als ob der dunkle Vorhang aufweht, und dahinter, wie zu meinen Füßen, ſehe ich dann das Leben gleich einer heiteren Landſchaft ausgebreitet; aber ich weiß doch, daß ich nicht hinunter kann."

Wieder ruhte der ſinnende Blick des Arztes auf des jungen Mannes Antlitz. „Nicht wahr," ſagte er dann, „aber es iſt mehr der Antheil nehmende erfahrene Mann, als der Arzt, der dieſe Frage an Sie thut — Sie haben eine geſunde und eine Frau von heiterem Gemüthe?"

Rudolphs Augen leuchteten, und in ſeinen Armen zuckte es, als müſſe er ſich zwingen, ſie nicht nach ſeinem fernen Weibe auszuſtrecken. „Sie ſollten ſie nur ſehen!" rief er. „Nein, nur ihre Stimme brauchten ſie zu hören!"

Der Arzt lächelte: „Dann," ſagte er, „wenn dem ſo iſt," und er betonte jedes Wort, als ob er auf ſchwerwiegende Gründe eine Entſcheidung baue, „dann — reden Sie; und Sie werden nicht allein in jenes heitere Land hinunterſchreiten!"

Rudolph war faſt erſchrocken, als dieſelbe Forderung, die er noch kurz zuvor der Mutter gegenüber ſo ſchroff zurückgewieſen hatte, ihm nun auch hier entgegenkam. Aber ſie reizte ihn hier nicht zum Widerſpruche; die ruhigen Worte, in denen jetzt der theilnehmende Mann ihm zuſprach, mochten kaum Anderes enthalten, als was er von ſeiner Mutter auch ſchon wiederholt gehört hatte, dennoch war ihm, als ob ſeine Gedanken ſich allmälig von einem Banne löſten, der ſie ſtets um einen Punkt getrieben hatte. Allein hatte er ſeinen Weg in Nacht und Schrecken wandern wollen! Aber — und ſeine Bruſt hob ſich in einem ſtarken Athemzuge — es gab ja kein „Allein“ für ihn, er ſelber hatte ja geſagt, ſie ſeien aneinander feſtgeſchmiedet, er konnte nicht in der Finſterniß und ſie im Lichte gehen; er begriff nicht, daß er das nicht längſt begriffen hatte.

Entſchloſſen reichte er dem Arzt die Hand hinüber: „Ich danke Ihnen,“ ſagte er, „ich werde reden.“

„Und Sie werden recht thun.“ — Dann ſchieden ſie.

Heiter, voll froher Zukunftsbilder fuhr Rudolph ſeiner Heimath zu; bei hellem Mittag, in einer unabläſſig ſchwatzenden Reiſegeſellſchaft, erquickte ihn ein langer Schlaf; als er unweit ſeines Zieles dann erwachte, konnte er kaum erwarten, vor Anna hinzutreten und Schuld und Reue vor ihr auszuſchütten; er ſah ſchon, wie ſie weinen, wie ſie dann aus ihren Thränen ſich erheben und, ihm muthig zulächelnd, ihre kleine feſte Hand in die ſeine legen würde; ja, Anna, die Schöne, Gute, ſie hatte ja auch ein feſtes Herz!

Er hatte nicht bedacht, daß er während ſeiner Ehe zum erſten Mal ſo lange fern geweſen war. Als er von der letzten Bahnſtation den Richtweg durch den Wald dahin ſchritt, da klopfte ſein Herz doch nur nach ſeinem Weibe; und als er, auf die Wieſe hinaustretend, ſie dann im Abendſchatten auf der Schwelle ſeines Hauſes ſtehen ſah, ſie ſelber leuchtend in Jugend und Liebe, die Arme ihm entgegenſtreckend, aber doch wie feſtgebannt, als müſſe ſie hier ihr Glück empfangen, da ſtieg es nur wie ein Gebet aus ſeiner Bruſt, daß auch nicht eines Sandkornes Fall den Zauber dieſer Stunde ſtören möge.

Morgen! Sie waren ja morgen auch beiſammen.

* * *

Und es wurde morgen, und der helle Tag, der unerbittlich zu Pflicht und Arbeit fordert, ſchien in alle Fenſter des Förſterhauſes. Rudolph hatte in ſeinem an der Rückſeite belegenen Zimmer die in ſeiner Abweſenheit eingegangenen Geſchäftsſachen eingeſehen und trat jetzt in die gemeinſame Wohnſtube, wo Frau Anna den Morgenkaffee für ihn warm gehalten hatte. Nur ein Händedruck wurde gewechſelt; dann nahm er ſchweigend die Taſſe, welche ſie ihm reichte, und Anna, die ihr Frühmahl ſchon beendet hatte, zog ihren Stuhl zu ihm heran und ſtrickte weiter an einem Unterjäckchen, das noch vor der rauhen Jahreszeit zu dem gebrechlichen Brüderlein ins elterliche Pfarrhaus wandern ſollte. Ihrer Augen bedurfte dieſe Arbeit nicht; die ruhten auf ihres Mannes Antlitz: er ſah viel beſſer aus, als da er fortgegangen war; auf ſeiner Stirn und über den Augenlidern, die ſich mitunter hoben und dann ſinnend wieder ſenkten, lag etwas wie eine frohe Zuverſicht; gewiß, während er ſo ſchweigend neben ihr ſein Mahl verzehrte, überdachte er die gute Botſchaft, die er noch am ſelben Vormittag dem Grafen überbringen mußte.

Aber Frau Anna irrte; das Schweigen ihres Mannes galt ihr ſelber; es war das Bekenntniß ſeiner Schuld, wofür ſein Herz die Worte ſuchte; und was von ſeiner Stirn leuchtete, das war der Abglanz jener wolkenloſen Landſchaft, in die er heute noch mit ihr hinabzuſchreiten dachte.

Da, bevor zwiſchen beiden noch ein Wort geſprochen worden, pochte es an die Stubenthür, und Rudolph fuhr aus ſeinem Sinnen auf. Es war nur der alte Waldwärter Andrees, der ins Zimmer trat, um über dies und jenes zu berichten; aber mit ihm war etwas Anderes unſichtbar hereingekommen, was wir Zufall zu nennen pflegen, was auf den Gaſſen der Wind vor unſere Füße oder durchs offene Fenſter in das Innere unſeres Hauſes weht.

Rudolph hatte die verſchiedenen kleinen Mittheilungen entgegengenommen und hie und da ein zuſtimmendes oder anweiſendes Wort dazu gegeben. „Iſt ſonſt noch etwas, Andrees?“ frug er, als dieſer mit ſeinem Bericht zu Ende ſchien.

— „Sonſt nichts, Herr Förſter; nur daß der Holzſchläger Peters aus der Anſtalt wieder da iſt.“

„Woher? Welcher Peters?“ frug Rudolph haſtig.

„Es war vor des Herrn Förſters Zeit,“ erwiderte Andrees. „Er hatte ſich eingebildet, als einziger Sohn von den Soldaten frei zu kommen und dann drunten mit des reichen Seebauern Tochter Hochzeit zu machen; als aber auf beidem eine Eule geſeſſen hatte, da wurde er wirrig und mußte in die Anſtalt.“

Anna hatte zu ſtricken aufgehört; einen loſen Sticken an die Lippen drückend, horchte ſie aufmerkſam dieſer Erzählung. „Der arme Menſch,“ ſagte ſie mitleidig; „iſt er denn jetzt wieder ganz geſund?“

„Muß doch wohl, Frau Förſter'n,“ meinte Andrees; „ſogar 'ne Frau hat er ſich mitgebracht; freilich, keine reiche: es iſt eine Wärterin aus der Anſtalt, die ſich in den jungen Kerl verliebt hatte.“

Ein Ton wie ein Schreckenslaut entfuhr den Lippen der jungen Frau: „Mein Gott, welch ein Wagſtück! Wenn es wiederkäme!“

„Soll wohl ſein können,“ erwiderte Andrees; „aber das Weibsbild hat ſich dann doch ſelber nur betrogen; ſie muß ja wiſſen, wen ſie ſich gekauft hat.“

Anna ſtarrte ſchweigend vor ſich hin, als ob ihre Phantaſie die ſchreckensvolle Möglichkeit verfolge; ſie achtete kaum darauf, als Rudolph, der während dieſes Geſpräches keinen Laut von ſich gegeben hatte, jetzt mit abgewandtem Antlitz faſt ſchwankend ſich erhob und, das Beben ſeiner Stimme mühſam nur beherrſchend, zu dem Waldwärter ſagte: „Kommen Sie nach meinem Zimmer, Andrees; es ſind noch Poſtſachen für Sie mitzunehmen.“ Als ſie aber dahin gekommen waren, meinte Rudolph, es müſſe bis zum Abend warten, es komme doch noch Einiges dazu.

Wer nach dem Fortgange des Waldwärters hier unbemerkt hätte hineinblicken können, der hätte den jungen Förſter in der Mitte des Zimmers gleich einem düſteren Bilde ſtehen ſehen; mit untergeſchlagenen Armen; das auf die Bruſt geſunkene Haupt von den ſchweren Athemzügen kaum bewegt. Nur einzelne karge Worte: „Schweigen!“ und wieder „Schweigen — um jeden Preis und bis ans Ende!“ wurden dann und wann von ſeinen Lippen laut.

Endlich, als dann die Wanduhr über ſeinem Schreibtiſch mit lautem Schlage aushob, fuhr durch dieſen einzigen Gedanken ihm ein anderer: er ſchüttelte ſich und, nachdem er mit ſchweren Schritten ein paar Mal auf- und abgegangen war, nahm er einige Papiere aus einem Schubfach; es war hohe Zeit, er mußte ja zum Grafen und den glücklichen Bericht erſtatten.

— — Es ging ſchon gegen Mittag, als die junge Frau aus dem Küchenfenſter, hinter welchem ſie beſchäftigt war, ihren Mann auf dem hier vorüberführenden Wege heimkehren ſah und bald danach ihn auf dem Hausflur und nach ſeinem Zimmer gehen hörte. Unwillkürlich ruhten ihre emſigen Hände: Rudolph pflegte ſonſt nach ſolchem Gange, „zur Herzerfriſchung“, wie er ſagte, ſie für eine Weile aufzuſuchen, ſich ein paar Worte oder auch nur einen Händedruck von ihr zu holen; und jetzt kam es ihr plötzlich, daß er auch vorhin ſo jäh und ohne beides von ihr fortgegangen ſei. Noch einige Minuten ſtand ſie horchend, ob nicht die eben geſchloſſene Thür ſich wieder öffnen möge; dann legte ſie die Geſchirre, die ſie in der Hand hielt, fort und ging nach Rudolphs Zimmer.

Es ſchien völlig ſtill da drinnen; als ſie die Thür öffnete, fand ſie ihn mit aufgeſtütztem Kopf an ſeinem Schreibtiſch ſitzen. Sie ſetzte ſich an ſeine Seite und nahm ſeine Hand, die er ihr ſchweigend überließ; erſt als ſie den Druck derſelben in der ihren fühlte, ſprach ſie leiſe: „Was war's denn, Rudolph? Warum gingſt du mir vorüber? Brauchſt du heute keine Herzerfriſchung, oder mißtraueſt du ſchon meiner armen Allmacht?“

Dem Drängen dieſer liebevollen Stimme widerſtand er nicht; ihm war ja auch nichts Uebles widerfahren; im Gegentheil, ſein Bericht hatte den Grafen in die wohlwollendſte Laune verſetzt; er hatte von dem nothwendigen Abgange des altersſchwachen Oberförſters geſprochen: ſchon jetzt werde Rudolph die Geſchäfte, und ſobald die Penſionsverhältniſſe des Abgehenden geordnet wären, auch deſſen höhere Stelle endgültig übernehmen müſſen.

Ein Laut freudiger Ueberraſchung entfuhr bei dieſer Mittheilung dem Munde der jungen Frau. „Wie ſchön! rief ſie, ſtolz zu ihrem Mann emporblickend; „und dies Vertrauen, das du dir ſo bald erworben haſt!“

Rudolph drückte den blonden Kopf ſeines Weibes gegen ſeine Bruſt, nur damit die glücklichen Augen nicht in ſeinem Antlitz forſchten; denn — wie ſollte er nun das Weitere ſagen? Schon ſeine bisherigen

Pflichten lagen ſeit dieſer Morgenſtunde wie eine Angſt ihm auf dem Herzen; bei dem Vorſchlage des Grafen hatte es wie ein unüberſteiglicher Berg ſich vor ihm aufgethürmt; und ſtatt eines freudigen Dankes hatte er nur zu einem Verſuch beſcheidenen Abwehrens ſich ermannen können. Aber dieſer Verſuch war vergeblich geweſen; der Graf hatte nur gelächelt: „Mein junger Freund, nicht nur l'appétit vient en mangeant; es geht auch in anderen Dingen ſo; ich ſelber habe nicht gewußt, was ich zu leiſten vermochte, bis ich gezwungen wurde es zu wiſſen.“ Auf ſeine verwirrte Erwiderung: „Excellenz ehren mich zu ſehr mit einem ſolchen Vergleiche,“ war ihm dann nur geantwortet: „Nun, nun, Herr Förſter, ein jeder in ſeinem Kreiſe! Ich werde Sie denn doch vor ſolche Probe ſtellen müſſen.“

Während dieſer Vorgang ſich ihm peinlich in der Erinnerung wiederholte, hatte Anna ſich aus ſeinen Armen losgewunden. „Du!“ rief ſie, „wie lange willſt du mich gefangen halten!“ Dann ſtand ſie aufgerichtet vor ihm: „Aber du biſt nicht froh, Rudolph; noch immer nicht! Und ich dachte ſchon an einen Jubelbrief nach Hauſe.“

Eine demüthigende Scham überkam ihn; aber zugleich ein Drang, vor dieſen klaren Augen zu beſtehen. „Schreibe nur deinen Brief," ſagte er aufſtehend; „es wird zwar aller meiner Kraft bedürfen; aber — ja, Anna, Dank, daß du gekommen biſt."

* * *

Kurz darauf waren aus der Oberförſterei ein großer Actenſchrank und ganze Karren von Actenbündeln angelangt und in Rudolphs Zimmer untergebracht; auch eine Kammer für einen Schreibgehülfen hatte Anna einrichten müſſen. Rudolph ſelber ſaß jetzt meiſtens in die Nacht hinein bei ſeiner Arbeit; ſelbſt am Sonntage, zum Kirchgang, riß er ſich erſt im letzten Augenblicke los; ja, wenn Anna während des Gottesdienſtes zu ihm aufblickte, glaubte ſie eher arbeitende Gedanken, als Andacht auf ſeinem Geſicht zu leſen. Im Hauſe über Tag ſah ſie ihn faſt nur bei den Mahlzeiten, die er möglichſt raſch beendete, und ſo ſehr er oftmals einer Herzerfriſchung zu bedürfen ſchien, er kam immer ſeltener ſie bei ihr zu ſuchen.

So mußte ſich die junge Frau denn wohl geſtehen, was ihres Mannes Stirn umwölkte, war etwas Anderes, als was der wechſelnde Tag zuſammentreibt und wieder auseinanderweht. Aber aus welchen ihr unbekannten Abgründen war das aufgeſtiegen? War es noch rückgebliebener Schatten jener Krankheit, die er bei dem Beſuche im Elternhauſe kaum erſt überſtanden hatte, oder war dies ſein eigenſtes Weſen, das ſich jetzt ihr offenbarte? Zwar, die Laſt der Arbeit dauerte fort; aber an der ausreichenden Kraft des geliebten Mannes auch nur entfernt zu zweifeln, konnte ihr nicht einfallen; that das doch auch der Graf, der ſcharfblickende Menſchenkenner, nicht.

Sie konnte ſich keine Antwort geben; Rudolph ſelbſt aber, wenn ſie offen ihn befragte, ſchob Alles auf die überkommene doppelte, ja dreifache Arbeit und vertröſtete ſie auf die Zeit, wenn erſt die von dem kranken Vorgänger angehäuften Reſte abgearbeitet ſein würden. Ließ ſie ungläubig dennoch nicht mit Bitten nach, dann ſah ſie Qual und Zärtlichkeit ſo bitterlich auf ſeinem Antlitz kämpfen, daß ſie jäh verſtummen mußte. So ſchwieg ſie denn auch ferner und ſuchte nur, wo ſie es immer konnte, ihm zu bringen, was er nicht mehr von ihr zu holen kam. Das Nachtarbeiten war allmälig zur Regel geworden; aber Frau Anna ließ ihn nicht allein; auch für ſie gab es ja, wenn ſie wollte, Arbeit genug: „Bei unſeren neuen Amtsgeſchäften“ — ſo hatte ſie der Mutter nach Haus geſchrieben — „haben wir hier einen langen Tag; ſchickt mir nur alle Euere Winterwolle; denn alle kleinen Beine werde ich beſtricken können.“

Immer mehr fühlte Rudolph ſich in einem dunklen Kreis gefangen. Auf einem Reviergange ließ er ſich von dem alten Andrees den als Ehemann aus der Anſtalt zurückgekehrten jungen Holzſchläger zeigen: es war ein geſund ausſchauender robuſter Burſche; nur in ſeinen Augen war noch etwas, wie ein ſtumpfes Ueberhinſehen. Rudolph beobachtete ihn lange, wie er unter den Anderen die Axt mit ſeinen ſtarken Armen ſchwang; dann ging er fort, ohne ein Wort an ihn zu richten. Aber ſchon am folgenden Tage ſtand er, er wußte ſelbſt nicht wie, an demſelben Platze unter den Holzſchlägern; der Menſch hatte eine unheimliche Anziehungskraft für ihn gewonnen.

Plötzlich wandte er ſich ab; es trieb ihn mit Gewalt nach Hauſe, er mußte und wenn auch nur einen Blick in die klaren Augen ſeines Weibes thun. Aber er brauchte nicht ſo weit zu gehen; als er in den Fahrweg einbog, der durch den Wald führte, kam ſie ihm entgegen. „Anna!“ rief er und ſchloß ſie in ſeine Arme.

„Ja, da bin ich, Rudolph; ſo auf gut Glück bin ich dir nachgelaufen.“ Und langſam erhob ſie ihre Augen zu den ſeinen; es war, als ob ſie recht tief in ihnen leſen wollte.

„Was haſt du, Liebſte?“ frug er.

„Dich!“ erwiderte ſie zärtlich.

„Sonſt nichts?“

„Doch; noch einen Einfall!“ und ſie nickte lächelnd zu ihm auf.

„Laß hören!“ ſagte er zerſtreut; er war in ihren liebevollen Augen ganz verloren.

„Ja, weißt du, Rudolph — aber du darfſt mich nicht ſo anſehen, ſonſt hörſt du doch nicht — ich war im Schuppen, wo das Cabriolet ſteht; es iſt ja morgen Sonntag; wollen wir nicht zu Bernhard fahren? Auf unſerer Hochzeit haben wir es ihm ſo feſt verſprochen! Du mußt einmal hinaus, und auch ich möchte gern die kleine Julie wiederſehen; ich glaube," fügte ſie lächelnd bei, „ſie hat dich damals mir wohl nur ſo kaum gegönnt."

Rudolph blickte noch immer auf ſeine Frau; aber ſeine Augen ſchienen ohne Sehkraft. Zu Bernhard — jetzt zu Bernhard! Warum überfiel es ihn plötzlich, als habe er kein Recht auf dieſes Weib, das doch ſein eigen war, deren jugendlichen Leib er jetzt, in dieſem Augenblick, in ſeinen Armen hielt? Die Worte ſeiner Mutter klangen ihm wieder vor den Ohren: wenn Bernhard auch nur um eine Stunde ihm zuvorgekommen wäre!

„Rudolph, lieber Mann!" ſagte Anna leiſe. Aber er ſchloß nur ſeine Arme feſter um ſie; ſeine Gedanken ließen ihn nicht los. Was würde werden, wenn ihn ein Unfall, wenn der Tod ihn fortnähme? — er richtete ſich ſtraff empor, als müſſe er das Bild, das ſeine Augen ſahen, überwachſen; aber es wurde nicht anders, und er ſagte es ſich dennoch: über ſeinem Grabe würde jener um ſie werben, und Anna — würde Anna widerſtehen?

Eine nie empfundene Leidenſchaft für ſein ſchönes

Weib ergriff ihn; es drängte ihn, ſich vor ſie hinzuwerfen, es ihr zu entreißen, daß ſeine Gedanken ein Frevel an ihrer Liebe ſeien, daß das niemals, nie geſchehen könne. Aber es war etwas, das ſeinen Mund verſchloß; etwas, das er verſchuldet hatte, das nicht wieder gut zu machen war.

Demüthig löſte er die Arme von ihrem jungen Leibe; ſie aber zog ſein Haupt zu ſich herab und küßte ihn. „Laſſen wir es!“ ſagte ſie freundlich, „es wird noch mehr der ſchönen Tage geben, eh der Winter kommt.“

Er ergriff eine ihrer Hände, drückte ſie heftig und ließ ſie wieder: „Ja, Anna; ſpäter — ſpäter einmal; ich habe morgen auch den ganzen Tag beſetzt.“

Sie hing ſich an ſeinen Arm, und während ſie aus dem Walde und an deſſen Rand entlang nach Hauſe gingen, ſuchte ſie den beklommenen Athem ihrer Bruſt zu meiſtern und über die kleinen Dinge ihres Tagewerks mit ihm zu plaudern.

* * *

Das Jahr rückte weiter; der erſte Blätterfall begann ſchon hie und da den Wald zu lichten:

Schwärme von Vögeln, deren Stimmen man nur im Herbſt zu hören pflegt, zogen hoch unter den Wolken dahin oder fielen rauſchend in die Büſche und flogen weiter, wenn ſie an den rothen oder ſchwarzen Beeren ſich geſättigt hatten; auch an der Eiche, die das Dach des Förſterhauſes beſchattete, begannen ſich die Blätter bunt zu färben.

Auf dem herrſchaftlichen Schloſſe hatte inzwiſchen der Graf noch eine neue Arbeit für ſeinen jungen Förſter ausgeſonnen: die große Wildniß ſollte endlich wieder in ordnungsmäßige Cultur genommen, ein daranſtoßender Sumpf trocken gelegt und dann bepflanzt werden; oberflächliche Vermeſſungen, ſo gut es hier und bei der treibenden Eile des Grafen geſchehen konnte, waren bereits vorgenommen worden; nun galt es Karten zu entwerfen und Koſten- und wer weiß was ſonſt für Anſchläge auszuarbeiten und in kürzeſter Friſt dem ſtets ungeduldigen Gebieter vorzulegen. Aber Rudolph konnte ſeinen Gedanken nicht mehr wehren, immer ihren eigenen dunklen Wegen zuzuſtreben, und ſo rückte trotz ſeines Fleißes Alles doch nur mühſam weiter. Schon ein paar Mal war es darüber zwiſchen ihm und dem Grafen zur Erörterung gekommen, und in ſeinem Hirn begann ein Brüten, wie er alle dem entrinnen möge. Sein geliebtes Clavier ſtand trotz Annas Bitten ſeit Monden unberührt; die Kunſt, welche auch in ihren düſterſten Abgründen nach dem Lichte ringt, durfte nichts von dem erfahren, was in ihm wie unter ſchwerem Stein begraben lag.

— — An einem Fußſteig, welcher in der Richtung vom Schloſſe her durch den Wald führte, lag oder ſtand vielmehr zwiſchen zwei Erdaufwürfen eingeklemmt ein roher aber mächtiger Granitblock; wie angenommen wurde, ein Grenzſtein aus einem nicht allzufernen Jahrhundert; denn nach der Seite des Steiges hin waren auf der bemooſten Oberfläche einige von den kürzeren Runenzeilen ſichtbar, welche in heutiger Sprache heißen ſollten: „Bis hierher; niemals weiter.“

An dieſem Orte, gegen die Rückſeite des Steines gelehnt, ſaß eines Vormittags der junge Förſter. Er hatte die von Anna ihm mitgegebenen Brotſchnitte aus ſeiner Jagdtaſche genommen; aber er aß nur einen kleinen Theil davon; das Uebrige brach er in kleine Brocken und ſtreute es um ſich her; die Vögel würden es ſchon finden.

Vor ihm breitete ſich eine junge Birkenſchonung aus; auf einer abgeſtorbenen Eiche, die ihm gegenüber, hoch daraus hervorragte, ſaß ein alter Kolkrabe, der hüpfend und flügelſpreizend an dem Halbtheil eines jungen Haſen zehrte. Ohne Antheil, wie ohne Anreiz ſah Rudolph dieſem Treiben zu; der Räuber hatte nichts von ihm zu fürchten. Plötzlich wandte er den Kopf; der Laut von Stimmen, die wie im Geſpräche mit einander wechſelten, war an ſein Ohr gedrungen; und jetzt, in der Richtung vom Schloſſe her, näherten ſich auch Schritte auf dem Fußſteige, welcher durch den älteren Beſtand des Waldes hier vorbeiführte. Rudolph hatte bereits die Stimme des Grafen erkannt; die andere mochte deſſen Schwiegervater, dem alten General gehören, der vor einigen Tagen zum Beſuch gekommen war. Er wollte aufſtehen und ſich unbemerkt entfernen; aber ein Wort, das er deutlich genug vernahm, bannte ihn noch an ſeine Stelle. „Dein junger Förſter,“ ſagte die ältere Stimme, „ſoll ja ein liebenswürdiger Mann ſein; auch von paſſabler Familie, wie es heißt.“

Eine Antwort des Grafen vernahm Rudolph nicht; ſie mochte nur in einer bezeichnenden Geberde beſtanden haben; denn nach einer Pauſe hörte er den Anderen wieder ſagen: „Du ſcheinſt nicht beizuſtimmen; nun, ich hörte auch nur ſo.“

„O doch,“ kam jetzt des Grafen Stimme; „er ſchien ſich anfangs auch gut anzulaſſen; aber ſeit ein paar Monaten — weißt du, ich ſehe jetzt, Papa: ein guter Mann, aber ein ſchlechter Muſikant!“

Der alte Herr lachte behaglich: „Und ich dachte, daß gerade die Muſik zu ſeinen Liebenswürdigkeiten zählte!“

„Ja, ja, das iſt nun ſchon, Papa; er ſpielt Chopin und hat Jean Paul geleſen, aber das Alles hilft nur nicht.“

Das Uebrige ging dem Lauſchenden verloren, die Herren waren eben hinter den Erdhügel getreten, in deſſen Mitte ſich der Stein befand. Rudolf ſchloß die Augen; er mußte ja gleich ein Weiteres vernehmen, ſobald die Beiden auf dem Steige fortgingen; aber es blieb noch immer ſtill; nur das Klopfen ſeines Herzens wurde immer lauter, faſt, dachte er, könne es ihn verrathen. Dann wieder war ihm doch, als ob er ſprechen höre; weshalb ſetzten denn die Herren ihren Weg nicht fort?

Studirten ſie die Runen auf dem Felsblock, oder waren ſie nur in näherer Erörterung ihres Geſprächsſtoffes ſtehen geblieben? Alle peinlichen Augenblicke ſeines kurzen Amtslebens tauchten in ſchroffen Umriſſen vor ihm auf, und ihm war auf einmal, als höre er das Alles von der überlegenen Stimme des Grafen punktweiſe auseinanderſetzen.

Er ſchüttelte ſich, er wußte ja, daß das nur Täuſchung ſei. Aber jetzt kamen die Schritte wirklich auf der anderen Seite des Hügels hervor; der alte Herr ſchien zuletzt geſprochen zu haben, denn der Graf antwortete, und laut genug, daß der junge Förſter jedes Wort verſtehen konnte: „Sie haben recht, Papa, aber — passons là-dessus! Der Vater hatte auch ſo ſeine Talente, konnte Clavier ſpielen und Walzer componiren, er war mein Schulkamerad, und Sie wiſſen, man ſollte es nicht, aber — enfin, man trägt doch immer wieder der Vergangenheit Rechnung.“

Es trat eine Stille ein, und die Schritte der Herren entfernten ſich, bis ſie allmälig unhörbar wurden.

Der unglückliche Lauſcher nickte düſter vor ſich hin: „Bis hierher, niemals weiter!“ Der ihm bekannte Inhalt der Runenzeilen kam ihm immer wieder. Sollte der alte Stein auch noch den jetzt Lebenden die Grenze weiſen? — Da fiel ſein Auge auf die abgeſtorbene Eiche, wo noch immer, hüpfend und flügelſpreizend, der Rabe an dem todten Haſen fraß und zupfte. Haſtig, wie in gewaltſamer Befreiung, ſprang er auf und griff nach ſeiner Büchſe. Ein Druck noch, ein Knall, — „Niemals weiter!“ ſchrie er, und der mächtige Vogel ſammt ſeiner Beute ſtürzte polternd durch die dürren Aeſte. Dann, ohne ſich nach ſeinem Opfer umzuſehen oder ſeine Büchſe neu zu laden, wandte er ſich ab und ſchritt ſeitwärts tiefer in den Wald hinein. — —

Lange hatte Anna auf ihn warten müſſen; jetzt ſaß er wie abweſend neben ihr am Mittagstiſche, der friſche Knall, womit er den Raben niederſchoß, war längſt verhallt; nur die Reden der beiden Herren vom Schloſſe waren in voller Schärfe noch vor ſeinen Ohren. Das junge Weib beobachtete ihn verſtohlen, und ein paar Mal zuckten ihre Lippen, als ob ſie reden wolle, aber ſie fühlte wohl, ſie durfte heute nur ſchweigend ihm zur Seite bleiben.

Gleich nach Mittag ließ er ſeinen Rappen ſatteln. „Willſt du ſchon wieder fort?“ rief Anna faſt erſchrocken und hing ſich wie eine Laſt an ſeinen Arm.

Ja, er müſſe fort; in der letzten Sturmesnacht, drüben bei den äußerſten Parcellen, ſeien Windbrüche in den Eichenſchlag gefallen.

„So reite morgen!“ bat ſie, „der Schaden wird ja darum nicht größer werden!“

„Morgen? Morgen iſt wieder Anderes da.“

Er blickte ſie nicht an, er ſtand wie ein Gefeſſelter, der ungeduldig auf Befreiung wartet; aber ſie klammerte ſich nur feſter an ihn. „Ich bin wohl thöricht,“ ſagte ſie, „aber mir iſt ſo bange deinetwegen! Rudolph, lieber Mann, bleib bei mir, laß mich nur heute nicht allein!“ Und da er unbeweglich blieb, legte ſie die Hand an ſeine Wange, daß er die Augen zu ihr wenden mußte. „Du ſiehſt ſo finſter aus, du hörſt mich nicht!“

Wohl hörte er ſie; aber was ſollte ihm die ſchöne Lebensfülle, die aus dieſer Stimme ihm entgegendrängte? Wie eine Todesangſt vertrieb es ihn aus der geliebten Nähe.

Haſtig bückte er ſich und berührte mit ſeinen

Lippen flüchtig ihre Wange: „Laß mich jetzt, ich komme ja zu Abend wieder!“

Er ſtand ſchon vor der Hausthür, wo die Magd das Pferd am Zügel hielt, während Anna noch ſeine Hand gefaßt hatte. Plötzlich riß er ſich los, nickte noch einmal nach ihr zurück und ritt davon.

Aber es war bald nur noch der Rappe, welcher ſich die Wege ſuchte; ob ſie zu den Windbrüchen in den Eichen führten, was kümmerte das den Reiter! —

Von der Treppenſtufe vor der Hausthür hatte Anna ihm nachgeblickt, ſo lange ihre Augen ihn erreichen konnten; dann griff ſie über ſich und legte ihre Hand um einen Aſt der Eiche, welche hier ihr dichteſtes Gezweige wölbte. So blieb ſie ſtehen, die Wange gegen den eigenen ſchlanken Arm gepreßt, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ein Schluchzen drängte ſich herauf, das ſie nun nicht zurückhielt. Was ſollte ſie beginnen? — Sie hatte nicht den Muth verloren, ſie wußte, ſie durfte ihn nicht verlieren; nur Nachts, wenn er in ſchwerem Schlummer ſtöhnte, hatte ſie wohl in jähem Schreck ſich über ihn geworfen; ſonſt, ſie meinte doch, hatte ſie tapfer ihre Angſt hinabgeſchluckt. — Was hatte es ihr geholfen?

Ueber ihr ging ein Lufthauch durch den Baum, und ein Regen gelber Blätter wirbelte zu Boden, da gedachte ſie der Fahrt zu Bernhard, die ſie Rudolph neulich vorgeſchlagen hatte; die letzten ſchönen Tage ſchienen jetzt gekommen. Aber plötzlich, und ſie ſchrak jäh in ſich zuſammen, kreuzte ſchon ein Anderes ihre grübelnden Gedanken. Sollte es Eiferſucht auf Bernhard ſein? — Unmöglich! — Aber dennoch; Rudolphs ſeltſames Gebahren war dann auf einmal zu erklären!

Noch einige Augenblicke blieb ſie ſinnend ſtehen; eine Hoffnung, ein muthiges Lächeln verklärte ihr junges Antlitz: ſie meinte endlich dem unbekannten Feinde Aug' in Aug' zu ſchauen. Dazu, in nächſter Zeit erwarteten ſie den Beſuch von Rudolphs Mutter; war auch die Frau Forſtjunker ihr ſelbſt noch immer eine Fremde, ſie liebte, ſie kannte ihren Sohn ſeit ſeinem erſten Schrei: mit ihr im Bunde wollte Anna den Feind bekämpfen.

Ihre Hand ließ den Aſt, den ſie ſo lange umfaßt gehalten hatte, fahren; dann, ihr blondes Haar zurückſchüttelnd, ging ſie mit kräftigen Schritten in das Haus zurück. — —

Der Nachmittag verging, das Forſthaus und die alte Eiche glühten im Abendſchein; dann kam die Dämmerung; dann hinter dem Walde ſtieg der Mond empor und warf ſeinen bläulichen Schimmer auf den leeren Platz am Hauſe; aber Rudolph war noch nicht zurück.

Wieder, wie am Vormittage, ſaß Anna wartend im Wohnzimmer, nur brannte jetzt die Lampe, und es war noch ſtiller um ſie her. Mitunter ſprang ſie auf, und ihre Arbeit hinwerfend, trat ſie ans Fenſter und drückte das Ohr gegen eine der Glasſcheiben, dann plötzlich lief ſie vor die Hausthür; aber nur die Eulen mit ihrer Brut ſchrieen vom Walde herüber, auch einmal im Stalle hinten hatte der Hahn geträumt und krähte dreimal in die Nacht hinaus. Und wieder ſaß ſie drinnen bei ihrer Arbeit, der eine Fuß nur auf der Spitze ruhend, das Haupt halb abgewandt, wie in die Ferne lauſchend. Da, das war keine Täuſchung, ſcholl es vom Weg herauf: das war der Hufſchlag ihres Rappen, und näher und näher kam es. Sie war nicht aufgeſprungen; langſam und wie vorſichtig, um keinen Laut von draußen zu verlieren, hatte ſie ſich aufgerichtet.

„Rudolph!“ rief ſie, und endlich, im dunklen Hausflur hielt ſie ihn umfangen. „Gott Dank, daß ich dich wiederhabe!“

Als ſie aber drinnen beim Lampenſchein in das verſtörte Antlitz ihres Mannes ſah, da ging ſie aus dem Zimmer, als ob ſie draußen im Hauſe etwas Eiliges zu beſchaffen habe; dann nach einer Weile kehrte ſie anſcheinend ruhig zurück.

Bei ihrem Eintritt kam Rudolph ihr entgegen; er wollte nach ſeinem Zimmer; es ſeien noch Sachen, die er bis morgen fertigſtellen müſſe.

„Aber du willſt doch erſt zu Abend eſſen?“ Und ſie zog ihn an den ſchon längſt gedeckten Tiſch.

Er nahm auch einige Biſſen. Dann ſtand er auf. „Laß dich nicht ſtören, ich muß machen, daß ich an die Arbeit komme!“

Ein ſchmerzliches Zucken flog um ihren Mund; aber ſie ſuchte ihn nicht aufzuhalten. „Um zehn Uhr komm ich zu dir!“ rief ſie ihm freundlich nach, als er hinausging. —

Die Arbeiten, von denen er geſprochen hatte, waren kein bloßer Vorwand, am folgenden Morgen hatte er ſie dem Grafen perſönlich zu überreichen.

Auch ſaß er in ſeinem Zimmer bald darauf am Schreibtiſch; er ſagte ſich, das müſſe noch beſeitigt werden, und ſuchte gewaltſam, und bis das Hirn ihm ſchmerzte, ſeine Gedanken feſtzuhalten und auf einen Punkt zu drängen. Aber die Feder berührte meiſt nur das Papier, um das Geſchriebene gleich wieder fortzuſtreichen; ſo ging es eine Weile, endlich ſah er, daß er ſie zerbrochen hatte. „Schlechte Muſikanten!“ murmelte er vor ſich hin. „Der Graf hatte recht: es geht nicht mehr, aber — weshalb denn geht es nicht?“

Da ſtand die rußige Geſtalt des Schmiedes vor ihm; ſo dicht, die ſtierenden Augen und das verzerrte Antlitz lagen faſt an dem ſeinen; ein leiſes höhniſches Gelächter fuhr ihm kitzelnd in die Ohren: „Dreizehn Jahre? — Es kann auch früher kommen!“

Deutlich hatte er das ſprechen hören; er fühlte, wie ſich das Haar auf ſeinem Haupte ſträubte. Aber er hört noch mehr: es jammerte, es wimmelte um ihn her; er war aufgeſprungen und ſchlug mit beiden Armen um ſich: „Fort!“ ſchrie er, „fort, Geſpenſter!“

Aber er war doch nicht mehr allein in ſeinem

Zimmer; die Geſchöpfe ſeines Hirnes waren mit ihm da und wichen nicht. Mit heftigen Schritten ging er auf und ab, haſtig bald links, bald rechts die Blicke werfend; der Schweiß war in großen Perlen ihm auf die Stirn getreten. Plötzlich machte er eine ausweichende Bewegung: „Der Hund!“ ſagte er leiſe. „Noch nicht! Ich warte nicht auf dich.“

Da ſchlug es zehn von der Wanduhr, und vom anderen Ende des Hauſes hörte er die Thür des Wohnzimmers gehen. Das war Anna; ſchon hörte er ihre Schritte auf dem Hausflur. Er blieb ſtehen und blickte um ſich her: die Lampe brannte hell und warf ihren Schein in alle Winkel; es war Alles ganz gewöhnlich.

Als Anna dann gleich darauf ins Zimmer trat, ſaß er wieder an ſeinem Schreibtiſche.

„Biſt du bald fertig?“ frug ſie, die Hand auf ſeine Schulter legend; „ich weiß nicht, aber die Augen ſind mir heute ſo ſchwer.“

Er ſah nicht auf. „Ich denke; vielleicht ein halbes Stündchen noch.“

Und wie in den vorigen Nächten ſetzte ſie ſich ſtill mit ihrer Arbeit neben ihn. Aber immer langſamer regten ſich die ſchlanken Finger, und die halbe Stunde war noch nicht verfloſſen, da rückte ſie ihren Stuhl dicht an den ſeinen, und von Müdigkeit überwältigt, ſank ihr Haupt auf ſeine Schulter.

Behutſam, damit ſie ſicher ruhen könne, legte er den Arm um ſie; und als die halbgeöffneten Lippen des jungen Weibes ſich bald in gleichmäßigen leiſen Athemzügen ihm entgegenhoben, da neigte er ſich unwillkürlich zu ihr, um ſie zu küſſen. Aber es kam nicht dazu; wie in plötzlicher Erſtarrung richtete er ſich auf und griff mit der freigebliebenen Hand nach der vorhin fortgelegten Feder. Nein, nein, das war vorüber; die Arbeit, die da vor ihm lag, die mußte noch zu Ende!

Er begann auch wirklich bald zu ſchreiben, und der faſt leere Bogen füllte ſich bis auf die Hälfte; dann aber, während er grübelnd darauf hinſtarrte, verloren ſich die Buchſtaben in verworrenes Gekritzel. Allmälig jedoch ſchien wieder eine beſtimmte Vorſtellung Platz zu greifen. Der Umriß eines menſchlichen Schädels trat deutlich genug hervor; aus einem Dintenklex daneben wurde eine ſpinneartige Ungeſtalt, die immer mehr und längere Arme nach dem Schädel ſtreckte; nur ſtatt des Spinnen- war es ein Hundskopf, der ſich wie gierig aus dem dicken Leib hervordrängte.

Aber mit wie großer Emſigkeit auch Rudolph dieſe ſeltſame Arbeit zu betreiben ſchien, ſie war doch nur der Punkt, von welchem aus ſeine Gedanken ſich ihre finſteren Gänge wühlten. Er hatte eben die Feder fortgeworfen, als Anna nach einem tiefen Athemzuge die Augen aufſchlug. „Du, Rudolph?" und wie ein erſtauntes Kind blickte ſie um ſich her. „Aber du arbeiteſt nicht mehr, weshalb ſind wir nicht zu Bett gegangen?"

Seine überwachten Augen ſahen ſie an, als habe er keine Antwort auf dieſe einfache Frage.

„Du ſchliefſt," ſagte er endlich, „ich mochte dich nicht wecken."

Sie wollte ſich aufrichten, als ihr Blick auf das Papier fiel, worauf er eben jene ſymboliſche Zeichnung hingeſchrieben hatte. „Was iſt das?" rief ſie. „Was haſt du da gemacht? Ein Todtenkopf!"

Seine Lippen zitterten, als ob ſie mit noch ungeſprochenen Worten kämpften. „Nein, nein," ſagte er; „das nicht, ſo war es nicht gemeint."

Anna ſah ihn ängſtlich an: „Weshalb nimmſt du deinen Arm fort, Rudolph? Du hältſt mich jetzt ſo ſelten nur in deinem Arm!“

Er riß ſie heftig an ſich, und noch einmal ſank ihr Kopf an ſeine Schulter, wie in Angſt, als ob ſie ihm entſchwinden könnte, umſchloß er ſie mit beiden Armen. So ſaßen ſie lange; nur die Athemzüge des Einen waren dem Anderen hörbar: „Anna!“ kam es zuerſt dann über ſeine Lippen.

„Ja, Rudolph?“

„Was meinſt du, Anna“ — aber es war, als würde er nur mühſam ſeiner Worte Herr — „ich dächte, wir könnten morgen wohl zu Bernhard fahren?“

„Zu Bernhard?“ Sie hatte ſich losgewunden, das Kartenhaus, das ſie ſich mit ſo viel Sorge aufgebaut hatte, drohte einzuſtürzen: Rudolph war nicht eiferſüchtig! Oder — — als ob ſie Alles um ſich her vergeſſe, ſtand ſie vor ihm — ſollte es mit dieſer Reiſe eine Liebesprobe gelten?

Wie auf ſich ſelber ſcheltend, ſchüttelte ſie zugleich das Haupt; aber ſie mühte ſich umſonſt, ein Anderes zu ergrübeln; der Ton ſeiner Stimme war nicht geweſen, als ob er ſie zu einer Luſtreiſe hätte auffordern wollen.

Und jetzt hörte ſie dieſelbe Stimme wieder: „Du antworteſt mir nicht, Anna!“

Sie warf ſich vor ihm nieder: „Rudolph, geliebter Mann! Wann und wohin du willſt!“ Ein leuchtender Strom brach aus den blauen Augen, und die jungen Arme ſtreckten ſich ihm entgegen.

Aber nur eine kalte Hand legte ſich auf ihr Haupt, das flehend zu ihm aufſah: „So laß uns verſuchen, ob wir ſchlafen können.“

* * *

Am anderen Morgen ſaß Rudolph ſchon wieder früh am Schreibtiſch, ſeine Feder flog, die halbfertigen Arbeiten wurden raſch vollendet, ebenſo raſch mußte der Schreiber ſie copiren. Inzwiſchen ordnete er ſelbſt, was an Schriften und Karten ſich auf Tiſch und Stühlen in den letzten Tagen angehäuft hatte; oftmals warf er einen Blick auf die Wanduhr, um dann wieder in ſtummem düſterem Vorwärtsdrängen ſeine Arbeit fortzuſetzen.

Als es acht geſchlagen hatte, nahm er die von dem Schreiber fertiggeſtellten Schriften und machte ſich auf den Weg zum Schloſſe. Im Zimmer des Grafen, der in anderen Arbeiten ſaß, gab er auf die haſtig hingeworfenen Fragen raſch und knappe Auskunft; es ſchien ihm wenig daran gelegen, ob ſeine Meinung Beifall finde.

Der Graf ſah ſeinem Förſter in das blaſſe Geſicht, und als dieſer nach einem längeren geſchäftlichen Geſpräche fortgegangen war, blickte er noch eine Weile gegen die Thür, bevor er ſich wieder zu der vorhin verlaſſenen Arbeit wandte. —

— — Nachdem das junge Ehepaar zeitig ſein Mittagsmahl eingenommen hatte, wurde der Einſpänner aus dem Schuppen gezogen und der Rappe in die Deichſel geſpannt. Wohl eine Stunde lang fuhren ſie am Rande der gräflichen Waldungen; wieder, wie Tags vorher, ſtand die goldene Septemberſonne am Himmel, und der ſtärkende Duft des herbſtlichen Blätterfalles erfüllte die Luft um ſie her.

Nach einer weiteren Stunde ſahen ſie den Gutshof liegen; als ſie in eine kurze Allee von Silberpappeln einbogen, lag am Ende derſelben, durch einen ſonnenhellen Raum davon getrennt, das Wohnhaus vor ihnen.

„Da iſt ſchon Bernhard!“ ſagte Anna und wies auf eine kräftige Geſtalt, welche neben der Hausthür ſtand und, die Augen mit der Hand beſchattend, dem ankommenden Gefährt entgegenſah.

Rudolph nickte nur, und Anna ſah es nicht, daß ſeine Hände ſich wie in verbiſſenem Schmerz zuſammenballten; nur das Pferd, das er am Zügel hielt, empfand es und bäumte ſich in ſeiner Deichſel.

Als der Wagen vor dem Hauſe anfuhr, war das verſchwunden. „Da ſind wir endlich!“ ſagte er, Bernhard die Hand entgegenſtreckend.

Bernhard ſah ein wenig überraſcht, faſt verlegen aus; aber auch das verlor ſich gleich. „Seid willkommen, du und Anna!“ ſagte er herzlich. „Ich erkannte euch erſt, als ihr hier in den Sonnenſchein hinausfuhrt.“

Nun kam auch Julie aus dem Hauſe, und die Begrüßung wurde lebhafter; und als man erſt drinnen um den blinkenden Kaffeetiſch der jungen Wirthin ſaß, gerieth auch ohne die Männer ſogleich die Unterhaltung; denn das Geſchwiſterpaar war kürzlich in Annas Elternhauſe auf Beſuch geweſen, und dieſe hatte faſt noch mehr zu fragen, als jene zu berichten. Nach beendetem Kaffee drang Rudolph auf einen Spaziergang durch die Gutsflur, die zwar ſeiner Frau, aber ihm noch nicht bekannt ſei. Anna wollte eben ihren Arm in den der Freundin legen, als ſie Rudolph ſagen hörte: „Du, Bernhard, nimmſt dich meiner Frau wohl an; Fräulein Julie wird mit mir ſich plagen müſſen; übrigens“ — und er wandte ſich zu dieſer — „ich verſpreche, heute nicht zu zanken.“

„Sie haben auch heute keine Urſache mehr,“ entgegnete Julie leiſe und warf, plötzlich ernſt geworden, einen liebevollen Blick auf ihren Bruder.

Dem jungen Förſter war weder dieſer Blick, noch deſſen Bedeutung entgangen; aber er nickte düſter vor ſich hin, als ſei ihm das ſo recht, dann folgte er mit Bernhards Schweſter den Vorausgehenden. Nachdem Haus und Garten und pflichtgemäß dann auch noch Keller und Scheune beſichtigt waren, ging man ins Freie, zunächſt über abgeheimſte Weizenfelder, wo nur noch Scharen von Sperlingen oder mitunter ein Häuflein barfüßiger Kinder ihre

Nachleſe hielten. Anna mit ihren zum Zerſpringen vollen Herzen rief eins der kleinen Mädchen zu ſich, und als es, nach einem ermunternden Worte Bernhards, langſam herangekommen war, zog ſie ein blaues Seidentüchlein aus ihrer Taſche und band es, auf den Boden hinknieend, ihm ſorgſam um ſein Hälschen. Sie küßte das Kind und drückte es heftig an ſich: „Behalt das von der fremden Frau!“ ſagte ſie; „doch halt!“ und ſie ſammelte ein Häuflein kleiner Münzen und drückte die Finger des Kinderfäuſtleins darum zuſammen; dann während der kleine Flachskopf ihnen ſtumm mit großen Augen nachſah, ging die Geſellſchaft weiter.

Sie gingen wiederum gepaart wie damals auf Annas Heimathsflur, nur daß dieſe jetzt wiederholt den Kopf zurückwandte und erſt, wenn ſie einen Blick von Rudolph aufgefangen hatte, das Geſpräch mit Bernhard fortſetzte, das ohnehin nicht recht in Fluß gerathen wollte. Rudolph freilich beobachtete auch heute unabläſſig die Vorangehenden und wog bei ſich den Ton in Bernhards und in ſeines Weibes Stimme; aber es war kein unruhiges Verlangen, nur ein leidvolles Entſagen ſah aus ſeinen dunklen Augen.

„Sie wollten nicht zanken, Herr von Schlitz,“ ſagte neben ihm die Stimme ſeiner Partnerin; „aber Sie ſind völlig ſtumm geworden.“

Er wollte eben ein höfliches Wort erwidern, als ſie aus der Enge eines mit Hagebuchen-Hecken eingezäunten Weges heraustraten und nun vor einer weiten Moorfläche ſtanden, auf der hie und da eingeſtürzte Torfhaufen zwiſchen blinkenden Waſſertümpeln lagen. „Das haben die Gewitterregen uns verwaſchen,“ ſagte Bernhard; „aber wir müſſen umkehren, der Weg, der hier am Moor entlang führt, iſt nicht für Damenſchuhe eingerichtet.“

Rudolph war ein paar Schritte auf dem bezeichneten Wege fortgegangen. „Für uns Männer wird's ſchon taugen,“ ſagte er, ſich zu Bernhard wendend; „die Damen werden uns entſchuldigen, nicht deinen Torf, aber von deinen Jagdgründen möchte ich hier herum noch etwas ſehen.“

„Wenn du willſt,“ meinte Bernhard; „aber es iſt nicht viel damit.“

„Nun, ſo reden wir ein Stück mitſammen!“

Anna blickte ihn an: Was wollte Rudolph? Mit Bernhard allein ſein? — Auf ſeinem Angeſicht war nichts zu leſen; nur der beklommene Ton, den ſie in ſeiner Stimme bemerkt zu haben glaubte, ſchien zu dem einfachen Inhalt ſeiner Worte nicht zu paſſen. Aber — es war ja Bernhard; was konnte zwiſchen ihm und Bernhard Uebles denn geſchehen! Wie ein Morgenſchein leuchtete das Vertrauen zu ihrem Jugendfreunde auf ihrem ſchönen Antlitz; lächelnd nickte ſie den beiden Männern nach; dann nahm ſie Juliens Arm, um mit ihr den Rückweg anzutreten.

„Das iſt die Rache,“ ſagte dieſe ſcherzend; „vor einem Jahre waren wir es, die ſie im Stiche ließen.“

Aber Rudolph und Bernhard redeten nicht miteinander, und die Jagdgründe wurden weder beſichtigt, noch aufgeſucht. Schon lange waren ſie ſchweigend auf dem durch tiefe Wagenſpuren zerriſſenen Wege fortgegangen, beide die Augen nach der untergehenden Sonne gerichtet, die mit ihren letzten Strahlen das braune Haidekraut vergoldete. Eine Nachtſchwalbe mit ihrem lautloſen Fluge huſchte vor ihnen auf und duckte ſich eine Strecke weiter vor ihnen auf den Weg, bis ſie wiederum auch hier vertrieben wurde. „Weshalb,“ begann endlich Bernhard, wie nur um überhaupt ein Wort zu ſagen, „ſeid ihr nicht im Sommer zu uns gekommen, als die Haide blühte und das Korn geſchnitten wurde? Deine Frau ſchrieb einmal darüber meiner Schweſter; aber ihr kamt doch nicht.“

Rudolph, der neben ihm ging, blieb einen Schritt zurück. „Du weißt,“ ſagte er, „es war von beiden Seiten etwas zu verwinden.“

Der Andere zuckte, und ſeine Hand zitterte, mit der er ſich den ſtarken Bart zur Seite ſtrich: „Alſo Anna hat es dir mitgetheilt, daß ich ſo beſchämt vor ihr geſtanden?“

„Du meinſt, ſie ſollte ein Geheimniß mit dir theilen!“

„Nicht das, Rudolph,“ ſagte Bernhard ruhig; „aber was nützte es dir zu wiſſen, daß ich ſo viel ärmer bin als du?“

Rudolphs letzte Worte waren jäh herausgefahren; jetzt trat er wieder an Bernhards Seite: „Du kamſt zu ſpät,“ ſagte er; „dasſelbe hätte mir geſchehen können; und — wenn es ſo gekommen wäre, ihr wäre dann wohl ein glücklicheres Loos gefallen.“

Die lang bedachten Worte waren ausgeſprochen;

aber ſeine Stimme wankte, und ſeine Augen, mit denen er jetzt ſtehen bleibend den Anderen anſtarrte, waren wie verſteint.

Bernhard ſah ihn faſt entſetzt an: „Menſch,“ ſchrie er, „wie kannſt du, der Glückliche, ſo etwas zu mir ſprechen?“

Rudolph beantwortete dieſe Frage nicht. „Bernhard,“ ſagte er leiſe, „du liebſt ſie noch; geſteh es, daß du ſie noch liebſt!“ Ein feindſeliges Feuer brannte in ſeinen Augen, aber er drängte es mit Gewalt zurück.

Bernhard hatte nichts davon gemerkt; er ſagte düſter: „Du ſollteſt doch der Letzte ſein, der daran rührte.“

„Nein, nein, Bernhard, du irrſt! Sieh nicht auf mein Geſicht; aber glaub es mir: es thut mir wohl, daß du ſie liebſt;“ und er ergriff Bernhards beide Hände und drückte ſie heftig; „nun weiß ich, du wirſt ſie nicht verlaſſen.“

Der Andere erhob langſam das Haupt: „Was willſt du, Rudolph? Weshalb biſt du heute zu mir gekommen? — Gewiß, wenn Anna jemals meiner bedürfte; wenn deine Hand nicht mehr da wäre, ich würde Anna nicht verlaſſen, nicht — ſo lang ich lebe."

Rudolph hatte beide Hände vors Geſicht gedrückt. „Ich danke dir," ſagte er leiſe; „wollen wir jetzt zurückgehen?"

Es geſchah ſo; und die grauen Schleier der Dämmerung breiteten ſich immer dichter über Moor und Feld. Rudolph hatte ſeinen Zweck erreicht: was er bisher nur geglaubt hatte, war ihm jetzt Gewißheit; das Uebrige, er ſagte es ſich mit Schaudern, würde ſich von ſelbſt ergeben.

Auch Bernhard war in tiefem Sinnen neben ihm geſchritten. „Aber," begann er jetzt, nachdem ſie vom Moore wieder zwiſchen die Felder hinausgelangt waren, „wie ſind wir doch in ein ſolches Geſpräch gerathen? Du lebſt und biſt geſund; weshalb ſollte Anna anderer Hülfe bedürfen?"

Rudolph hatte dieſe Frage erwartet, ja, er hatte ſich künſtlich darauf vorbereitet; jetzt, da ſie wirklich an ihn herantrat, machte es ihn ſtutzen; ein Gefühl wie bei unredlichem Beginnen überkam ihn, es war ſchon recht, daß die zunehmende Dunkelheit ſein Angeſicht verdeckte. „Ich habe dir wohl ſchon davon geſprochen," ſagte er, „daß ich meinen Vater plötzlich durch einen frühen Tod verlor; es war ein Herzleiden; einem und dem anderen unſerer Vorfahren iſt es ebenſo ergangen; allerlei Symptome waren vorausgegangen — ich war noch ein Kind; aber ſpäter hat meine Mutter mir es erzählt, in den letzten Monden hab ich ganz daſſelbe auch bei mir bemerkt; es geht mir nach, ich könnte auch plötzlich ſo hinweggenommen werden."

Bernhard ergriff ſeine Hand, deren herzlichen Druck er nicht zu erwidern wagte: „Aber weshalb ziehſt du nicht einen Arzt zu Rathe, einen Specialiſten?"

„Ich that es; neulich bei Gelegenheit meiner Geſchäftsreiſe."

„Und er hat dir keinen Troſt gegeben?"

„Doch, was ſo die Aerzte ſchwatzen; aber ich weiß es beſſer."

Noch einmal empfand er Bernhards Händedruck, in welchem alle Verſicherung eines treuen Herzens lag.

— — Ein paar Stunden ſpäter befanden die Förſtersleute ſich wieder auf der Rückfahrt. Anna ſaß an ihres Mannes Seite, das Haupt geneigt, wie in Gedanken eingeſponnen: Rudolph und Bernhard — ihr war es immer wieder, als ſähe ſie die Beiden in der ſinkenden Dämmerung an dem Moore entlang gehen; ſie meinte die erregte Stimme ihres Mannes, die beſchwichtigende ihres Jugendfreundes zu vernehmen; nur die Worte ſelbſt — ja, wenn ſie nur die Worte hätte hören können! Sie war ja jung, ſie fürchtete ſich nicht; nur wiſſen mußte ſie, wo ſie das Unheil faſſen könne. Aber — auch Bernhard mußte ja von Allem wiſſen; hatte doch auch er, der noch am Nachmittage wie in früherer Zeit mit ihr geplaudert hatte, beim Abendeſſen kaum ein Wort, oder doch nur wie gezwungen zum Geſpräche beigetragen! Einen Augenblick war's, als ſtänden ihr die Gedanken ſtill; dann aber richtete ſie ſich mit einem tiefen Athemzuge auf — gleich morgen — ſie wußte keinen anderen Ausweg — wollte ſie an Bernhard ſchreiben. „Wo ſind wir, Rudolph?“ frug ſie und ſah mit klaren Augen um ſich.

Rudolph ſchrak empor, als würde er aus ſchwerem Traum geweckt, und wieder, wie auf dem Hinwege, fuhr das Pferd in der Deichſel auf. Ein paar Schläge mit der Peitſche; dann wies er ſchweigend nach den Wäldern, die ſich einige Büchſenſchüſſe weit zu ihrer Rechten gleich einem düſteren Wall entlang zogen. Darüber ſtand der volle Mond, der in der weichen Herbſtnacht ein faſt goldenes Licht über die ſchlafenden Fluren ausgoß. „Wie ſchön!“ ſagte Anna. „Iſt das da drüben eure Wildniß? Armer Rudolph, die wird dir wohl noch viel zu ſchaffen machen?“

Er hatte den Kopf zu ihr gewandt; und er ſah ſie an, als ob er keine Antwort darauf habe. Sie bemerkte es nicht; das Tuch um ihre Schultern war herabgeglitten, und ſie mühte ſich, es wieder feſtzuſtecken. Als ſein Blick auf ihre unverhüllte Hand fiel, deren ſchöne Form das milde Nachtgeſtirn mit ſeinem Licht verklärte, zuckte es um des Mannes Lippen, und ſeine Augen wurden wie vor Schmerz geröthet.

Der Weg zog ſich dichter an die Wälder, und bald rollte der Wagen in ihrem Schatten; das Mondlicht fiel jetzt über ſie hin auf die weiter ſeitwärts liegenden Wieſen; eine weidende Kuh brüllte ein paar Mal von dort herüber. „Zu Hauſe!“ ſagte Anna, ihre Reiſehüllen von ſich ſtreifend, „wir ſind gleich zu Hauſe!“

Als bald darauf der Wagen anhielt, trat von der Haustreppe die Magd in augenſcheinlicher Haſt heran: die Frau Forſtjunkerin ſeien Abends angekommen, aber vor einer Stunde ſchon zur Ruh gegangen; Frau Förſterin möge ſich nur ganz beruhigen, Sie hätten ihr, der Magd, den Speiſekammerſchlüſſel ja gelaſſen, es habe der gnädigen Frau an nichts gefehlt.

Rudolph, der ſchon neben dem Wagen ſtand, war todtenbleich geworden; wäre der Schatten des Hauſes nicht geweſen, ſo hätte Anna es gewahren müſſen. „Jetzt ſchon!“ kam es kaum hörbar über ſeine Lippen; dann hob er das junge Weib herab und ſagte laut: „So muß ich morgen früh heraus!“

„Morgen, Rudolph? Aber du biſt dann zeitig doch zurück?“

Er war ſchon in das Haus getreten, und Anna folgte mit der Magd, den Kopf jetzt voll Gedanken an die Gegenwart der Mutter, deren Beiſtand ſie nicht mehr in Rechnung nahm.

* * *

Es war noch dunkel, als vor Anbruch des Morgens neben dem Bette der ſchlummernden jungen Frau ſich ein ſchweres überwachtes Haupt aus den Kiſſen hob. Bald darauf — ein dichter Nebel draußen machte die erſte Dämmerung noch faſt zur Nacht — trat Rudolph leiſen Schrittes in ſein Zimmer; taſtend, mit unſicherer Hand zündete er die auf dem Tiſche ſtehende Lampe an, bei deren Scheine jetzt ſein blaſſes Antlitz mit den brennenden Augen aus dem Dunkel trat.

Nachdem er die Klappe des am Fenſter ſtehenden kleinen Pultes aufgeſchloſſen und eine Lage Papier herausgenommen hatte, ſetzte er ſich daneben an den Tiſch und begann zu ſchreiben. Eine amtliche Arbeit ſchien es nicht zu ſein; denn er hatte weder Pläne noch Rechnungen dabei zugezogen. Mitunter ſtützte er den Kopf, und ein tiefes Stöhnen übertönte das einförmige Geräuſch der raſtlos fortſchreibenden Feder; dann fuhr er wohl empor und blickte haſtig um ſich und wandte das Ohr nach der Richtung des vorhin verlaſſenen Schlafgemaches; aber nichts rührte ſich in dem ſtillen Hauſe; Anna mußte von der geſtrigen Reiſe ſehr ermüdet ſein, ſogar die Magd ſchien ſich heute zu verſchlafen; und ſchon begann ein graues Morgendämmern vor den unverhangenen Fenſtern.

Endlich ſtand er auf, hob wiederum die Klappe des Pultes und legte das Geſchriebene hinein. Aber es war ihm das nicht gleich gelungen; denn ſeine Hand zitterte jetzt ſo ſtark, daß er ſie an dem eiſernen Ueberfall des Schloſſes blutig geſtoßen hatte. Ein kurzes Bedenken noch; dann nahm er ſeine beſte Kugelbüchſe aus dem Gewehrſchranke und lud ſie ſorgſam. Er hatte ſie umgehangen und war ſchon aus der Thür getreten, als er noch einmal umkehrte. Auch die Jagdtaſche nahm er noch vom Haken und hing ſie behutſam über ſeine Schulter; vielleicht entſann er ſich, daß vor dem Schlafengehen Annas Hände ihm das Frühſtück für den angekündigten Morgengang bereitet und da hineingeſteckt hatten. Eine Weile noch ſtand er, die Finger um die Lehne eines Stuhles geklammert; dann ging er.

Er ging über die Wieſen an dem Wald entlang; der Nebel ſtand noch dicht über den Feldern und zwiſchen den Bäumen; von den Zweigen fielen ſchwere Tropfen auf ihn herab. Als er in den durch die Holzung führenden Fahrweg eingebogen und eine Strecke darauf fortgegangen war, hörte er Schritte ſich entgegenkommen, und bald auch erkannte er aus dem Nebel einen Mann, welcher, den Kopf voraus und mit den Armen mächtig um ſich fechtend, eifrig vor ſich hinredete, als ob er ein wichtiges Erzählen vor ſich habe.

Rudolph, der einen der Holzſchläger erkannt hatte, wollte raſch vorübergehen; aber der Andere hob jetzt den Kopf: „Ah ſo, der Herr Förſter!“ rief er, die Mütze herunterreißend. „Ich ſoll aufs Schloß zum Herrn Inſpector; iſt wieder der Teufel los mit dem Klaus Peters; die Anderen kamen aber eben recht, daß wir ihn binden konnten!“

Rudolph blieb ſtehen und ſtarrte den Sprecher an; Klaus Peters war der junge Arbeiter, der als Ehemann aus dem Irrenhaus zurückgekehrt war.

Der Andere aber begann jetzt wieder ſein Fechten mit den Armen: „Immer um die Kathe herum, Herr Förſter,“ rief er, „und das die Holzaxt in der Fauſt; und die Frau rannte vor ihm auf und ſchrie Zetermordio, daß wir's in unſeren Betten hören konnten! Es wird nicht helfen, der Herr Graf mögen nur recht weit den Beutel aufthun; denn zum anderen Mal kommt er wohl nicht zurück, wenn ſie ihn erſt wieder ſicher in der Anſtalt haben.“

Der alte Holzſchläger, während er nach einem Endchen Rolltabak in ſeiner Taſche ſuchte, wartete vergebens auf eine Beifallsäußerung ſeines Vorgeſetzten. „So, ſo?“ ſagte dieſer endlich, ohne daß ſich Anderes als nur die Lippen an ihm zu regen ſchien; „ja, da muß zeitig Rath geſchafft werden.“ Dann wandte er ſich plötzlich und ſchritt auf einem Seitenwege in den Wald hinein, wo er den Blicken des verwundert Nachſchauenden bald entſchwunden war.

— — Kurz ehe dies im Walde geſchah, hatte im Forſthauſe auch die junge Frau ſich aus dem Schlaf erhoben; erſchrocken, daß ſchon der graue Tag ins Fenſter ſah, warf ſie raſch die Kleider über; ſie hatte ja noch an Bernhard ſchreiben wollen, ehe die Mama das Bett verließe. Als ſie aber mit ihrem Schlüſſelkörbchen auf den Flur hinaustrat, kam Frau von Schlitz ihr in fertigem Morgenanzug ſchon entgegen.

„Mama!“ rief Anna überraſcht; „willkommen bei uns! Aber ſo früh? Sie müſſen ſchlecht geſchlafen haben?“ Frau von Schlitz hatte freilich ſchlecht geſchlafen; es war nicht nur die Mißſtimmung über die Abweſenheit des Ehepaares bei ihrer Ankunft; aber aus den Briefen beider hatte ſie leicht herausgefunden, daß ihre Erwartungen von dieſer Ehe ſich keineswegs erfüllt hatten. Doch äußerte ſie nichts dergleichen, ſondern ſagte nur: „Ich bin keine Langſchläferin, mein Kind!“ Aber Anna wurde faſt verlegen unter dem ſtrengen Blick, von welchem dieſes Wort begleitet wurde. „Und wo iſt denn mein Sohn?“ begann Frau von Schlitz wieder. „Ich ſuchte ihn ſchon vergebens in eurem Wohnzimmer.“

„Ich fürchte, Mama, er wird ſchon ſeinen Reviergang angetreten haben.“

„Heute? Er wußte doch von meiner Ankunft?“

„Gewiß; aber er hat wohl nicht gedacht, daß Mama ſo früh ſchon auf ſein würden.“

„Laß uns nach ſeinem Zimmer gehen, Kleine!“ ſagte Frau von Schlitz und ſchritt ſogleich den dahin führenden Gang hinab. Von Anna gefolgt, öffnete ſie die Thür, aber es war niemand in dem Zimmer. „Zürnen Sie ihm nicht, Mama,“ bat die junge Frau; „er wird nun deſto früher wieder da ſein!“

Aber die Aeltere, die mit raſchen Blicken Alles um ſich her gemuſtert hatte, wies mit ausgeſtrecktem Finger nach dem kleinen Pult am Fenſter: „Dort ſteckt ja noch der Schlüſſelbund; das iſt doch nicht die Ordnung, die ich meinen Sohn gelehrt hatte!“

Anna erſchrak; das war auch jetzt nicht Rudolphs Weiſe. „So muß er noch nicht fort ſein!“ ſagte ſie beklommen und trat hinzu, um den Schlüſſel abzuziehen. Aber als ſie mit der Hand die Klappe faßte, gab dieſe ohne Widerſtand dem Drucke nach; der Schlüſſel war nicht einmal umgedreht.

In unbewußtem Antrieb hatte Anna ſie jetzt völlig aufgehoben; doch nur ein paar Secunden lang blickte ſie hinein, dann ſchlug die Klappe zu, und wie ein Schrei brach der Name „Rudolph!“ über ihre Lippen. Sie hatte nur die erſten Worte einer Schrift geleſen, welche obenauf im Pulte lag; jetzt hielt ſie ſie mit ihren beiden Händen. Sie ſtand hoch aufgerichtet; ihre Augen, ſtarr wie Edelſteine, aber leuchtend, als ob ſie ihren letzten Glanz verſprühen ſollten, flogen über die ſichtbar am Morgen erſt geſchriebenen Zeilen.

Es war ein Abſchiedsbrief, den Rudolph hinterlaſſen hatte, ein Bekenntniß, daß er wahnſinnig ſei, daß er es längſt geweſen, daß er ſie betrogen habe; dann in dunklen Andeutungen, daß ein beſſeres Geſchick, das er, der rettungslos Verlorene, mit ſeiner Leidenſchaft geſtört, ſich noch an ihr erfüllen werde. Und dann nichts weiter; nur ein durchſtrichenes Wort noch; nicht einmal der Name.

Mit ſteigender Unruhe hatte Frau von Schlitz dem Vorgange zugeſehen; jetzt hatten ihre Augen auch das Blatt geſtreift und Rudolphs Schrift darauf erkannt. Unwillkürlich ſtreckte ſie die Hand danach: „Was ſchreibt er?“ frug ſie, und ihre Stimme war nur wie ein Flüſtern. „Gieb! Ich muß es ſelber leſen!“

Und Anna fühlte kaum, wie ihr das Blatt entriſſen wurde. Wie ein Wetterſchlag war es auf ſie herabgefahren; aber auch das Dunkel war einem ſcharfen Licht gewichen. Mit ausgeſtreckten Armen lag ſie auf den Knieen, ihre Lippen ſtammelten gebrochene Worte; aber ſchon war ſie wieder aufgeſprungen, wie ein Hellſehen war es über ſie gekommen: ihm nach; ſie hatte keine Zeit zum Beten!

Da, als ſie fort wollte, fühlte ſie ihre Füße von zitternden Armen aufgehalten; kaum erkannte ſie das Antlitz, das ſtumm, wie einer Sterbenden, zu ihr aufſah. „Mama!“ rief ſie. „Sind Sie es denn, Mama?“

Nur ein Stöhnen kam aus dem zuckenden Munde, während die Arme ſich noch feſter um die Kniee des jungen Weibes klammerten. Anna ſuchte ſich vergebens loszumachen; ſie neigte ſich zu der Liegenden, ſie flehte, ſie ſchrie es faſt zuletzt: „Laſſen Sie mich, Mama; ich muß zu ihm, zu Rudolph! Sie wiſſen's ja, der Tod iſt hinter ihm!“

Die ſtumpfen Augen in dem ſo plötzlich alt gewordenen Geſicht der Mutter flammten auf: „Mein Sohn!“ ſchrie ſie und ſprang empor. „Ja, ja; wir müſſen zu ihm!“

„Nein, Mutter; bleiben Sie, Sie können nicht — ich muß allein!“

Aber die ſtarke Frau hatte ſich an ihren Arm gehangen: „Hab Erbarmen, nimm mich mit zu meinem Sohn! Du haßt mich, Anna, du haſt ein Recht dazu; aber — nimm mich mit; du warſt nicht ſeine Mutter!“

Rathlos blickte Anna auf die Frau, die ihrer Sinne kaum noch mächtig war: „Nein!“ rief ſie;

„oh nein, kein Haß, Mama; Sie haben ja um ihn gelitten! Aber um ſeinetwillen ich muß allein ...“

Sie ſprach nicht mehr; die Secunde drängte, ſie mußte fort, ſie mußte fliegen, wenn es möglich war; und das junge Weib rang mit der Mutter, die ſie nicht laſſen wollte; auf beiden Seiten die Kraft und die Todesangſt der Liebe.

Doch nur noch ein paar Augenblicke; dann ſprang die Stubenthür zurück, und gleich darauf wurde auch die Hausthür aufgeriſſen. Drinnen im Zimmer lag die Mutter auf den Knieen; draußen über die Wieſen, entlang dem Waldesrande, lief, nein flog, wie mit dem Tode um die Wette, das junge Weib des Förſters.

⁂

Aus einer engen Lichtung in jenem wild verwachſenen Theil des Waldes flatterten zwei Vögel auf, ſchwebten eine Weile darüber und hüpften, ſcheu hinabäugelnd, dann wieder von einem Zweig zum anderen in die Tiefe, von der ſie vorhin aufgeflogen waren. Es waren ein paar Rothkehlchen, denen ſich jetzt noch eine Meiſe zugeſellte. Als ſie bald danach aufs Neue über den Wipfeln ſichtbar wurden, jagten ſie ſich ſchreiend durch die Zweige; denn die Meiſe trug einen Brocken im Schnabel, von welchem die anderen ihren Antheil haben wollten.

Unten in dieſer Waldenge auf einem von Moos und Flechten überſponnenen Granitblock ſaß ein bleicher Mann; neben ihm lehnte eine Kugelbüchſe; an ſeiner Bruſt, aus der halb offenen Joppe ragte ein Strauß verdorrter Maililien, den er zuvor hart an dem Steine aufgeſammelt hatte. Dem Anſcheine nach mußte man ihn bei ſeinem Frühſtück glauben; denn er hatte ſeine Jagdtaſche, wie zur Tafel dienend, auf den Schooß gelegt; eine angebrochene Schwarzbrotſchnitte hielt er in der Hand. Aber er ſelber hatte nichts davon genoſſen; wie in Andacht, als ob er ein Heiliges berühre, brach er das Brot in kleine Brocken und ſtreute es vor ſich hin in das Kraut. Als die Vögel jetzt zu ihm hinab- und gleich darauf wieder emporflogen, hob er den Kopf und blickte ihnen nach; die Meiſe, welche diesmal nichts erhaſcht hatte, ſaß noch drüben auf einem Buchenzweig und ſchaute mit bewegtem Köpfchen zu ihm hin; vielleicht erkannte ſie den jungen Förſter, der ſo oft durch ihr Revier geſchritten war.

Kein Lufthauch ging durch die faſt lautloſe Einſamkeit, ſelbſt der Vogel ſchien durch die düſteren Augen des Mannes wie auf ſeinen Zweig gebannt; nur von Zeit zu Zeit löſte kniſternd ſich ein gelbes Blatt und ſank zu Boden. Unhörbar ſtreckte Rudolphs Hand ſich nach der Kugelbüchſe, und ſchon wollte er ſie faſſen, da, ganz aus der Ferne, kaum vernehmbar, drang ein Schall herüber. Und wieder nach kurzer Pauſe kam es, und dann ſtärker, wie vom aufgeſtörten Morgenhauch geſchwellt; die Glocke der fernen Schloßuhr ſandte ihren Ruf durch Wald und Felder. — Auch an Rudolphs Ohr war er gedrungen; ſeine Hand ſtockte; er zählte: Sieben Uhr ſchon! Anna mußte jetzt ſeinen Abſchiedsbrief geleſen haben; ſie wußte Alles. Und plötzlich ſtand ihm Eines, nur dies Eine vor der Seele: das Schweigen, das furchtbare Schweigen war ja nun zu Ende!

Er hatte ſich ſo jäh emporgerichtet, daß ihm gegenüber der Vogel kreiſchend durch die Zweige fuhr. Was gab es nur? was hatte er hier gewollt? — Ihm war, als ſei er träumend einem Abgrund zugetaumelt.

Hoch über ihm, als hätte auch ſie die Glocke wachgerufen, durchbrach jetzt die Sonne den grauen Dunſt; ſie ſtreute Funken auf die feuchten Wipfel und warf auch einen Lichtſtrahl in des Mannes Seele, der hier unten noch im Schatten ſtand; er wußte es plötzlich, er fühlte es hell durch alle Glieder rinnen: der Arzt hatte recht gehabt; er war geſund, er war es längſt geweſen; es drängte ihn, ſogleich die Probe mit ſich anzuſtellen. Und mit unerbittlicher Genauigkeit rief er ſich den Bericht des Holzſchlägers ins Gedächtniß; er unterſchlug ſich nichts; er ließ den jungen Tollen mit der Axt ſein Weib verfolgen, er zwang ſich, ihr Geſchrei zu hören; aber es blieb für ihn ein fremdes, das ſein eigenes Leben nicht berührte.

Sein Leben — ja, jetzt konnte er es beginnen! — Die Waldesenge um ihn wich zurück, und jene Sonnenlandſchaft, unter deren Bilde ihm das erſehnte Glück ſo oft erſchienen war, breitete ſich licht und weit zu ſeinen Füßen; der Weg war offen, der zu ihr hinabführte!

Aber das Bild verſchwand; er ſtand noch in demſelben Waldesſchatten. Nein, nein; nicht eine

Krankheit, aber eine Schuld war es, die ſeine Kraft gelähmt und ihn vor Schatten hatte zittern laſſen. Und nun — vor allen anderen Wegen mußte er den zurück, den er hierher gegangen war; ein reuiger Verbrecher mußte er auf die Schwelle ſeines Hauſes treten! Ihn ſchauderte, die Füße ſchienen ihm im Boden feſtzuwurzeln.

Da kam ein Rauſchen aus dem wilden Dickicht, und wie ein Leuchten flog es über ſeine finſteren Züge: „Anna!“ ſchrie er; „Anna!“ und ſtreckte beide Arme in die Leere. — Wo war ſie? — Sie ſuchte ihn! Er wußte es, daß ſie ihn ſuchte; er ſah ſie vor ſich in ihrer Todesangſt, die ſchlanken Glieder, wie ſie durch Zweige brachen, die blauen Augen links und rechts hin irre Strahlen werfend. „Ich komme!“ rief er. „Ja, ich komme!“

Ihm war, als ob aus leerer Luft ihm Kräfte wuchſen; vor ſeinem Weibe wollte er in Demuth knieen und dann auf ſeinen Armen ſie durchs Leben tragen! Nur noch die Kugel, die im Rohre ſteckte, dieſe Kugel durfte nicht mit ihm zurück! Er ſah empor; ein mächtiger Falke zog über den Waldeswipfeln ſeine Kreiſe. Doch — kein Blut! Frei durch den weiten Himmel, ein Gruß ins neue Leben ſollte dieſe Kugel fliegen! Und ſich niederbeugend, faßte er mit raſchem Griff den Schaft der Büchſe.

Aber ihm im Rücken, am Rand der Lichtung war eben eine zitternde Frauengeſtalt erſchienen. Wie ohnmächtig hatte ſie dageſtanden; jetzt gellte ihr Schrei ihm in die Ohren, und während junge Arme ſich um ihn warfen, fuhr mit dumpfem Krach die Kugel aus dem Rohr.

Sie ſchien es nicht zu merken; aber ſie bog ſich von ihm ab, ſie ſtemmte ihre Hände gegen ſeine Schultern und ſah ihn mit faſt wilden Augen an.

Da ſchrie er auf: „Du bluteſt! Du biſt getroffen, Anna!“

Ihre Hände wehrten ſchwach den ſeinen, die an ihrem Nacken ſuchten: „Nein, nur die Dornen — — ich fühle nichts — — aber du!“ — es war, als hätten dieſe Worte eine Felſenlaſt zurückgeſtoßen — „Du lebſt!“ ſchrie ſie; „du lebſt!“ ſcholl es noch einmal aus der ganzen Fülle ihrer Bruſt; dann brach ſie in ſeinen Armen zuſammen.

* * *

Drei Tage waren ſeitdem verfloſſen; unter dem Dach des Förſterhauſes lag Anna in den weißen Linnen ihres Bettes. Keine Kugel hatte ſie verletzt; auch nicht die Wunden, die die Dornen ihr geriſſen — der jähe Strahl des ſchon verloren gegebenen Glückes war es geweſen, der ſie hingeworfen hatte. Und auch nicht um dies kräftige Leben ſelber, vielmehr nur um ein zweites, das in ſeinem Schooß dem Licht entgegenkeimte, hatte die Natur ihr ſtilles Ringen zu beſtehen. Aber ſchon blickten die Augen der jungen Mutter froh und ſiegreich um ſich, während ſie im Grund der Seele nur ein Erinnern jenes Morgens feſthielt: nur, wie die Arme ihres Mannes ſie vom Boden hoben, und wie dann, ſchon im Erlöſchen ihrer Sinne, ſich ihr Haupt an ſeiner Bruſt zur Ruhe legte.

In den Nächten, die dann folgten, hatte Rudolph, in ſeltenem Wechſel mit der Mutter, die jetzt ſelbſt der Ruhe bedurfte, neben ihr gewacht und ihren Schlaf behütet. Der Tag fand ihn im Forſte, an den Sümpfen; dann wieder an ſeinem Arbeitstiſche, oder Bericht erſtattend und ſeine Pläne klar entwickelnd bei dem Grafen; noch niemals hatte er das Vollmaß ſeiner Kräfte ſo empfunden.

Jetzt kniete er in Demuth an dem Bette ſeines Weibes, die ſeine beiden Hände in den ihren hielt; er hatte lange zu ihr geſprochen, und ſie hatte ſchweigend zugehört.

Nun, als auch er ſchwieg, bewegte ſie leis verneinend ihren Kopf: „Geſündigt? Du an mir geſündigt?“ frug ſie, ſeine letzten Worte wiederholend. Und als er ſprechen wollte, entzog ſie ihm die eine ihrer Hände und legte ſie auf ſeinen Mund: „Ich weiß es beſſer, Rudolph: du hatteſt mich zu lieb, du haſt mich nicht verlieren können! Nein, ſage nur nichts Anderes; du haſt noch immer nicht gewußt, daß du mich nicht verlieren kannſt!“ Und da er widerſprechen wollte, richtete ſie ſich auf, und ſeinen Mund mit ihren Küſſen ſchließend, ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und flüſterte wie leidenſchaftliches Geheimniß ihm ins Ohr: „Ich glaube, Rudolph, aber Gott wird es verhüten, — ich könnte noch eine größere Sünde um dich thun!“

Dann, während er, berauſcht und wie von Schuld befreit, dies Geſtändniß ſeines ſchönen Weibes noch in ſeiner Seele wog, hatte dieſe, von leichter Schwäche überkommen, ſich zurückgelegt; nur ihr Antlitz wandte ſich nach dem des Mannes, und, eines alten Reims gedenkend und wie in ſeliger Stille ihre Augen in den ſeinen laſſend, ſprach ſie leiſe und doch mit dem lichten Vollklang ihrer Stimme:

„Was Liebe nur gefehlet,
Das bleibt wohl ungezählet,
Das iſt uns nicht geſehlt.“

Dann wurde es ſtille zwiſchen ihnen; es bedurfte keiner Worte mehr.

— — Als Rudolph bald darauf durch Geſchäfte abgerufen wurde, trat ſtatt ſeiner die Mutter in das Zimmer. Die Falte, welche der Schrecken jenes Morgens ihrem Antlitz eingegraben hatte, war nicht daraus verſchwunden; aber ſie ſchien nur einen früheren Zug der Härte hier verdrängt zu haben, der ſelbſt den Sohn ihr nie völlig hatte nahe kommen laſſen. Mit aufmerkſamen, ja fürſorglichen Blicken betrachtete ſie die junge Frau, die in ruhigem Genügen, mit gefalteten Händen vor ſich hinſah. Die Entſchloſſenheit derſelben, welche ſelbſt ſich gegen ſie zu wenden keine Scheu getragen hatte, mochte die

Achtung der rückſichtsloſen Frau gewonnen, zugleich aber der Umſtand, daß die Starke nun ſelbſt hülflos ihrer Hand bedurfte, den daneben aufgeſtiegenen Groll verſöhnt haben.

Behutſam trat ſie näher: „Du lächelſt, Anna,“ ſagte ſie, indem ſie ſich zu ihr neigte; „aber du biſt ſehr blaß! Rudolph iſt zu lange bei dir geweſen.“

„Zu lange?“ wiederholte Anna; und als ob ſie nur die eigenen Gedanken weiter ſpinne, fuhr ſie fort: „Nein, nicht mehr dazu war ich ihm noch nöthig — — Sie irrten doch, Mama — er war ſchon ohne mich geneſen! Aber jetzt — — vielleicht — jetzt bin ich doch ſein Glück!“ Ein Lächeln wie Sonnenwärme breitete ſich auf ihrem Antlitz.

Frau von Schlitz nickte ſchweigend: was redete die da vor ſich hin? — Ihr Sohn, ihr Kind, das ſie mit ihrem Blut getränkt hatte! — Wie mit Schlangenbiſſen fiel ein eiferſüchtiges Weh ſie an: „Ich irrte, ſagſt du?“ ſprach ſie ſtrenge, während ihr eine dunkle Gluth bis in die Augen flammte; „du brauchſt mich nicht zu ſchonen, Anna; es war nie meine Art, mich zu belügen! — Aber dafür —

daſür" — — ihre zitternden Lippen rangen vergebens noch nach Worten.

Mit Angſt ſah Anna in das ſtumme Antlitz, in dem nur noch die Augen Leben hatten. „Mama! O Mama, was iſt dir?" rief ſie.

Da gewann die harte Frau die Sprache wieder: „Dafür," ſagte ſie langſam, indem das Haupt ihr auf die Bruſt herabſank, „haſt du mich arm gemacht."

Aber ſchon hatte, in plötzlichem Verſtändniß, die unſchuldige Feindin ihre Hand ergriffen, und ſich ſanft darüber neigend, flüſterte ſie: „Du mußt mich lieben, Mutter!"

„Muß ich?" — Ein finſterer Blick war auf die junge Frau gefallen; dann aber lag ſie an der Bruſt der Mutter, überſchüttet von durſtiger, ungeſtümer Liebe: „Ja, ja, mein Kind; ich ſehe keine andere Rettung!"

* * *

Noch hingen die letzten Blätter an den Bäumen, als die ſtill gewordenen Räume des Hauſes durch die friſch erſtandene junge Frau ſich wieder neu belebten: ihr leichter Schritt, ihre frohe Stimme — wenn Rudolph ſie in ſeinem Zimmer hörte, ſo konnte er nicht laſſen ſeine Thür zu öffnen; ihm war, als ob es dann in Kopf und Kammer heller würde. In feſter Pflichterfüllung gingen Mann und Weib zuſammen: der Winter nahte; aber vor beider Augen lag die Sonnenlandſchaft.

Eines Morgens, als nach Ende des Monats Rudolph die Löhnungsliſten zur Reviſion erhalten hatte, ſah er darin auch den Namen jenes jungen Holzſchlägers, außer der Lücke von ein paar Tagen, bis ans Ende aufgeführt.

„Klaus Peters?“ frug er den alten Andrees, der ihm die Papiere eben von dem Inſpector überbracht hatte. „Ich dächte, der wäre wieder krank geworden?“

Der Waldwärter lachte: „Ein Schreckſchuß, Herr Förſter; der iſt ſo geſund wie Sie und ich! Die Beiden waren in Zank gerathen, er und das dumme Weib; er ſchlug ſich grad' ſchon in der Frühe ſein bischen Winterholz, und wie ſie nun in der Hitze ihm ſeine frühere Tollheit vorgerückt, da hat er freilich die Axt nicht fortgelegt, als er um die Kathe hinter ihr die Jagd gemacht; nun aber gehen ſie ſchon Sonntags wieder Hand in Hand zur Kirche.“

Rudolph nickte zuſtimmend: „Schickt mir gelegentlich das Weib, Andrees,“ ſagte er; „ich muß doch einmal mit ihr reden!“ Ihn freute dieſer Ausgang um des jungen Menſchen willen, weiter aber kümmerte auch dies ihn nicht.

Und gleichwohl, als Anna bald danach zu ihm hereintrat, hatte ſich ein nachdenklicher Ernſt auf ſeiner Stirn geſammelt: es lag noch Eines vor ihm.

Als ſie fragend zu ihm aufblickte, zog er ſie ſanft zu ſich heran: „Ich reite heute Nachmittag zu Bernhard,“ ſagte er; „du weißt ja Alles, meine Anna; ich möchte warm und offen um des treuen Mannes Freundſchaft werben.“

* * *

Ein ſtiller Winter war vergangen; nun wehten am Waldesrande ſchon die Primeldüfte, ſeit ein paar Wochen war auch der Graf ſchon wieder aus der Reſidenz zurück, um der weiteren Durchforſtung ſeiner Wildniß beizuwohnen. An dieſem Morgen aber ſchritt er neben ſeinem Schwiegervater, der Tags vorher zum Genuß der erſten Frühlingsfriſche angelangt war, auf jenem Steige, dem Runenſteine vorüber, in den Wald hinein; beide, wie damals im verfloſſenen Herbſte, in angelegentlichem Zwieſprach.

„Aber, mein Lieber,“ ſagte der alte Herr; „ſo iſt denn der von Schlitz nun doch dein Oberförſter; wenn mir recht iſt, ſchien dir derzeit die Muſik des jungen Herrn nicht völlig zu gefallen?“

„Ja, ja, derzeit,“ erwiderte der Jüngere; „aber es wurde anders, ich war auch ſelbſt wohl etwas ungeſtüm; er kann doch mehr, als Chopin ſpielen; du wirſt dich wundern, wie weit wir ſchon mit unſerer Wildniß ſind!“

„So!“ meinte der General, und ein leiſes Lächeln zuckte um ſeinen weißen Schnurrbart; „ei der Tauſend, da hat dich alſo dein gerühmter Scharfblick doch einmal im Stich gelaſſen!“

„Spotte nur, Papa; aber es dürfte dir leicht ebenſo ergangen ſein!“

Der Alte lachte: „Mir? Das glaub ich; aber ich bin auch nicht mein Tochtermann! Nun aber, was hat es denn gegeben?“

Der Graf blieb ſtehen: „Du mußt dir ſchon an einem ‚on dit‘ genügen laſſen! Alſo: das Schießen zählt eben nicht zu den Künſten des Herrn Oberförſters; gleichwohl, ſo wird gemunkelt — es war damals, um die Zeit deiner Abreiſe — ſoll er doch ſein junges Weib getroffen haben.“

„Der Tauſend!“ ſagte wieder der alte Herr. „Und dann?“

„Dann? Ja, das ſchlägt in dein Fach, Papa! Es giebt ja Leute, die erſt tapfer werden, wenn ſie Blut geſehen haben; jedenfalls — von da ab an datirt die neue Aera. Mir iſt nur bange,“ ſetzte er hinzu, „der Staat wird mir den Mann nicht allzu lange laſſen.“

„Mein Lieber,“ erwiderte der General, „ich nehme allen Spott zurück und will nur hoffen, daß die junge Frau“ — — —

„Die Frau, o die iſt ſchöner und heiterer als je; am Ende iſt auch dieſer Schuß nur ſo ein Stück moderner Sagenbildung. Uebrigens glückliche Menſchen das, Papa! Erſt am vergangenen Montag habe ich mit dem Schwiegervater, dem trefflichen Paſtor von da drüben, ihnen den erſten Jungen aus der Taufe gehoben. Selbſt mit der alten Gnädigen von Schlitz verſtehen ſie zu leben, was meinem Schulgenoſſen, dem Walzercomponiſten, nicht ſo ganz gelungen ſein ſoll; aber — die beiden Jungen ſind auch beſſere Muſikanten.“

Der alte Herr nickte freundlich lächelnd mit ſeinem weißen Kopfe; dann gingen beide weiter.

— Niemand hatte dies Geſpräch belauſcht, wenn nicht doch der Buchfinke, der gleich danach über der Thür des Forſthauſes in dem jungen Grün der Eiche ſeinen hellen Sang erhob.

Storm's geſammelte Schriften.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Achtzehn Bände.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1889.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 18.

Braunschweig. Verlag von G. Westermann
1889.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des achtzehnten Bandes.

Der Herr Etatsrath (1880/81) 1
„Es waren zwei Königskinder“ (1884) 91
John Riew’ (1884/85) 161

Der Herr Etatsrath.

(1880—1881.)

Wir hatten über Perſonen und Zuſtände geſprochen, wie ſie zur Zeit meiner Jugend in unſerer Vaterſtadt geweſen waren, und zuletzt auch einer eigenthümlichen und derzeit nicht eben in beſter Weiſe viel beſprochenen Perſönlichkeit Erwähnung gethan.

„Sie müſſen die Beſtie ja noch in Perſon gekannt haben?“ wandte ſich ein etwas derber junger Freund zu mir. „Ich habe nur ſo von fern darüber reden hören.“

„Wenn Sie,“ erwiderte ich, „mit dieſem Worte den ‚Herrn Etatsrath‘ bezeichnen wollen, ſo habe ich ihn in gewiſſer Beziehung allerdings gekannt; ihn und auch die Seinen. Uebrigens gehörte er ohne Zweifel zu der Gattung homo sapiens; denn er hatte unbewegliche Ohren und ging, wenn er nicht betrunken war, trotz ſeiner kurzen Beine aufrecht. Freilich ſoll eine Nachtwächterfrau, da ſie einſt im

Schummerabend ihm begegnete, mit Zetergeſchrei davongelaufen ſein, weil ſie ihn für einen Tanzbären hielt, den ſie Tags vorher auf dem Jahrmarkte geſehen hatte. Und in der That, der dicke braunrothe Kopf mit dem kurzgeſchorenen Schwarzhaar, welcher unmittelbar aus dem fleiſchigen Bruſtkaſten herausgewachſen ſchien, mochte alten Frauen immerhin einen gerechten Schrecken einjagen.

Bei uns Jungen war die Wirkung freilich eine andere. Mir iſt noch wohl erinnerlich, wie einſt an einem Sonntag Vormittage ein armer Bube unter dem Verſprechen eines Sechslings bei der etatsräthlichen Gartenplanke von uns angeſtellt wurde, um uns zu rufen, ſobald der mächtige Herr den einzigen Ort betreten hätte, worin er derzeit außer ſeinem Hauſe noch in Perſon zu ſehen war.

Und bald, auf einen vorſichtig ertheilten Wink des Jungen, lagen auch wir mit plattgedrückten Naſen an der Planke. „Dat is em! Dat is em!" ging es flüſternd von dem Einen zum Anderen, als endlich die groteske Geſtalt, aus einer rieſigen Meerſchaumpfeife rauchend, unter dröhnendem Räuſpern auf dem Gartenſteige dahergewatſchelt kam und ſich dann in einer offenen Laube in einen kräftig gezimmerten Lehnſeſſel ſinken ließ. Nachdem er den verlorenen Athem wiedergewonnen hatte, blickte er mit einer herablaſſenden Miene um ſich und räuſperte ſich dann noch einmal, daß es weit über die Nachbargärten hinſcholl. Diesmal aber war es unverkennbar ein demonſtratives Räuſpern: „Ihr kleinen Leute, wiſſet es alle, der Herr Etatsrath wird jetzt ſeine Gartenruhe halten!“ Dann ſuchte er ſeinen dicken Kopf zwiſchen den Schultern aufzurichten und rief ein paarmal hinter einander: „Käfer — Käfer!“

Es war kein Inſect, das auf dieſen Ruf erſchien, ſondern ein etwa achtzehnjähriger Burſche, der als Schreiber und Bedienter in einer Perſon bei ihm beſchäftigt wurde. Vom Hauſe her brachte er erſt einen kleinen Tiſch, dann einen Schemel, einen Tabakskaſten, eine Zeitung und zuletzt auf einem Präſentirbrettchen ein großes Kelchglas, aus dem ein ſtarker Dampf emporſtieg. Der Burſche mit ſeinem zarten, blaſſen Geſicht und den weichgelockten braunen Haaren ſah keineswegs ſo übel aus; aber die Art, womit er alle dieſe Dinge ſchob und rückte und dem Herrn Etatsrath handgerecht zu machen wußte, war von einer ſo glatten Befliſſenheit und doch wiederum ſo unverkennbar von verſtohlenem Trotz begleitet, daß ich ſchon damals einen mir ſehr bewußten Widerwillen gegen dieſen Käfer faßte. Mir ſind im ſpäteren Leben ähnliche Geſichter begegnet, welche, ohne daß etwas Beſonderes von ihnen ausgegangen wäre, meine flache Hand ins Zucken brachten und mir dadurch über meine derzeitigen Gefühle und Wünſche in Betreff jenes ſchmucken Geſellen zur völligen Klarheit halfen.

Wie lange übrigens damals der Herr Etatsrath in ſeinem Gartenſeſſel ruhte und wie oft der dampfende Kelch geleert wurde, vermag ich nicht zu ſagen; jedenfalls hörten wir noch mehrere Male das „Käfer — Käfer!“ und ſahen den geſchmeidigen Burſchen mit einer neuen Füllung aus dem Hauſe kommen.

* * *

Ob der Herr Etatsrath, welcher eine höhere Stelle in dem Waſſerbauweſen unſeres Landes bekleidete, wirklich mit ſo viel Verſtand und Kenntniſſen ausgeſtattet war, wie man dies von ihm behauptete, oder ob dieſe Behauptung nur aus einem unwillkürlichen Drange hervorgegangen war, ſei es, die breiten Schatten dieſer Perſönlichkeit durch eine Zuthat von Licht zu mildern oder aber dieſelben noch etwas kräftiger herauszuarbeiten, darüber vermag ich nicht zu urtheilen. Wenigſtens ſcheint es, daß es ihm an jenem Dritten, wodurch alle anderen geiſtigen Eigenſchaften erſt für die thatſächliche Anwendung flüſſig werden, ich meine, daß es an Phantaſie ihm nicht gebrochen habe; nur pflegte ſie, zum mindeſten außerhalb ſeines Faches, ſich nicht eben mit Dingen zu beſchäftigen, welche anderer Menſchen Herz erfreuen.

So befand ſich in ſeinem, übrigens mit dem kärglichſten Geräthe ausgeſtatteten Gartenſaale ein ſehr hoher Schrank in Geſtalt eines Altars, welchen er genau nach eigenen Zeichnungen hatte anfertigen laſſen. Am Fußende des ſchwarzen Kreuzes, welches durch die Thürleiſten gebildet wurde, lagen die Symbole des Todes: Schädel und Beinknochen, in abſcheulicher Natürlichkeit aus Bux geſchnitten; darunter, ſo daß ſie bequem von einem davorſtehenden Stuhle aus gehandhabt werden konnte, ſah man eine Glasharmonika, zu deren rechter Seite eine Punſchbowle von getriebenem Silber ſtand.

Wenn die Nachbaren Abends von ihren Höfen oder Gärten aus die Töne der Harmonika vernahmen, und das geſchah im Hochſommer mehrmals in der Woche, dann wußten ſie ſchon, daß bis nach Mitternacht auf keinen Schlaf zu rechnen ſei; denn der Herr Etatsrath ſaß an ſeinem Altare und ſpielte auf ſeinem Lieblingsinſtrument; aber er ſpielte nicht nur, er ſang auch dazu. Nicht etwa, wie man hätte glauben mögen, Lieder des Todes und der Auferſtehung; wer hinten an der Gartenplanke lauſchen wollte, konnte Melodie und Worte des „Landesvaters“, des „Fürſt von Thoren“ und anderer alter Studentenlieder deutlich genug erkennen.

Drinnen im Saale, wenn vom Garten aus kein Licht mehr durch die Fenſter drang, brannte dann zu jeder Seite des Altars eine Kerze auf hohem Silberleuchter; die mächtige Schale war mit dampfendem Trank gefüllt, und je nach Beendigung eines Liedes, mitunter auch einer Strophe, faßte der Herr Etatsrath ſie bei den ſilbernen Ohren und ließ einen breiten Strom über ſeine dehnbaren Lippen fließen. Bisweilen, wenn von irgend einem Zuge bewegt, die Kerzen flackerten und die Schatten in den Augenhöhlen des Todtenkopfes ſpielten, unterbrach er auch wohl ſeinen Geſang und ſtierte eine Weile darauf hin. Aber der Anblick des Todes ſchien für ihn nur das Gewürz zu den Freuden des Lebens; kameradſchaftlich, aber doch als müſſe er den armen Burſchen zur Ruhe verweiſen, klopfte er mit dem Harmonikahammer auf die Stirn des Schädels und intonirte dann nur um ſo dröhnender: „Freude, Göttin edler Herzen“, oder wozu ſonſt der Geiſt ihn treiben mochte.

Ich habe übrigens, wie ich bemerken muß, dieſe Dinge nicht aus eigener Wahrnehmung, ſondern von dem nächſten Grundnachbarn des Herrn Etatsraths, einem alten ſchnurrenliebenden Rothgießermeiſter, der im Abenddunkel mitunter durch den Grenzzaun ſchlüpfte und dann an einem der unverhangenen Saalfenſter in ſtillvergnügter Einſamkeit dieſen muſikaliſchen Feſten beiwohnte; oft bis nach Mitternacht, um, wie er ſagte, das Ende nicht zu verſäumen, was bei einer richtigen Komödie ja doch das Beſte ſein müſſe.

Und in der That, dieſes Ende ließ bisweilen nichts zu wünſchen übrig. Wenn die Bowle auf die Neige ging, begann der heiße Trank den Herrn

Etatsrath allgemach zu drangſaliren; der Lauſcher draußen ſah es deutlich, wie unter dem ſchwarzen Borſtenhaar der dicke Kopf gleich einer Feuerkugel glühte.

Dann riß der Herr Etatsrath an ſeinem Halstuch, daß ihm die Augen aus den Höhlen quollen und der theilnehmende Rothgießermeiſter erſt wieder aufathmete, wenn endlich das Tuch mit zorniger Geberde fortgeſchleudert wurde. Dieſem folgte alsbald unter mühſeliger und gefahrvoller Häutung noch das eine oder andere Gewandſtück, bis er zuletzt in greuelvoller Unbekleidung daſaß.

Aber nicht jedesmal gelang ihm dies in gleicher Weiſe; mitunter — und das war eben das Hauptſtück für den vergnüglichen Zuſchauer — erſcholl um ſolche Zeit aus dem Saale ein dumpfer Fall, und abgeriſſene, elementare Laute, einem Windſtoß in der Eſſe nicht unähnlich, drangen in die Nacht hinaus. Wenn dann nach einer Weile die Hausgenoſſenſchaft zuſammenſtürzte, rannten die Mägde wohl mit Geſchrei im ſelben Augenblicke wieder fort; denn auf dem Fußboden neben ſeinem Altar lag der Herr Etatsrath gleich einem ungeheuren Roßkäfer auf dem

Rücken und arbeitete mit ſeinen kurzen Beinen ganz vergebens in der Luft umher, bis Herr Käſer, das allmälig immer unentbehrlicher gewordene Factotum, und der einzige Sohn des Hauſes den Verunglückten mit geübter Kunſt wieder aufgerichtet hatten und in ſeinem Cabinet zur Ruhe brachten.

Dieſer Sohn war von guter und heiterer Gemüthsart und hatte vom Vater nichts als das ungewöhnlich große, bei ihm jedoch mit ſpärlichem erbſenblondem Haar bewachſene Haupt, welches er mit ſeinem Halstuch zwiſchen zwei ſpitzen Vatermördern derart einzuſchnüren pflegte, daß die runden Augen ſtets mit etwas gewaltſamer Freundlichkeit daraus hervorſahen; darunter aber ſaß ein ebenſo zierliches als winziges Körperchen mit lächerlich kleinen Händen und Füßen, welche letzteren ihn übrigens befähigt hatten, ſich zum geſchickten und nicht unbeliebten Tänzer auszubilden.

Der Vater hatte ihn auf den Namen Archimedes taufen laſſen, ohne jedoch ſpäter die Mittel zu gewähren, welche dem Sohn eine Nachfolge ſeines claſſiſchen Taufpathen hätten ermöglichen können. Zwar kümmerte er ſich nicht darum, daß Archimedes auf der ſtädtiſchen Gelehrtenſchule, wo er in der That für die Mathematik eine glückliche Begabung zeigte, aus einer Klaſſe in die andere rückte, und auch die ſtets erſt nach mehrfachen Anmahnungen des Pedellen und unter allerlei Zornausbrüchen erfolgende Auskehrung des Quartalſchulgeldes veranlaßte hierin keine Unterbrechung; ſtatt aber dann den abſolvirten Primaner auf die Univerſität zu ſchicken, gebrauchte ihn der Vater zu untergeordneten Arbeiten ſeines Amtes oder kümmerte ſich auch gar nicht weiter um den Sohn.

Wenn der kleine Archimedes ſich einmal zu der ſchüchternen Bitte aufſchwang, ihn nun doch endlich zu der alma mater zu entlaſſen, dann blickte der Herr Etatsrath ihn nur eine Weile ſtrafend mit ſeinen ſtieren Augen an und ſagte leiſe, aber nachdrücklich: „Zeige einmal her, Archimedes, wie ſteht es mit der Schleuſen-Rechnung?“ oder: „Wie weit biſt du denn eigentlich mit der Karte vom Weſterkoog gediehen?“ Dann holte Archimedes voll ſtillen Zorns die halb oder ganz vollendete Arbeit, war aber zugleich für lange Zeit mit ſeinen Bitten aus dem Felde geſchlagen.

So blieb er denn zurück, während ſeine Schulgenoſſen erſt luſtige Studenten wurden, dann einer nach dem anderen ſein Examen machte und auch wohl ſchon in die praktiſchen Geſchäfte ſeines erwählten Berufes eintrat. Dabei machte es ſich von ſelbſt, daß Archimedes mit der Prima unſerer Gelehrtenſchule in einem gewiſſen Verkehr blieb, auch nachdem der Letzte fort war, der noch zugleich mit ihm unſerem armen Collaborator das Leben ſauer gemacht hatte. Dies geſchah ſchon dadurch, daß er zur Aufbeſſerung ſeines ſpärlichen Taſchengeldes, das ihm der Vater für ſeine Comptoirarbeiten zufließen ließ, an faule oder ſchwach beanlagte Schüler einen nicht üblen Unterricht in der Mathematik ertheilte. Ich, der ich jene beiden Arten in mir vereinigte, genoß dieſen ſchon als Secundaner, konnte jedoch hergebrachtermaßen ſeines freundſchaftlichen Umganges erſt als Primaner theilhaftig werden. Noch lebhaft entſinne ich mich, daß in meiner letzten Secundanerzeit mir die Ausſicht auf dieſes Aufrücken kein geringerer Ehrenpunkt war, als der Uebergang in die höhere Klaſſe ſelbſt; denn Archimedes imponirte uns durch eine gewiſſe Fertigkeit ſeiner geſelligen Manieren, wie er denn überhaupt, ſoweit es ſich nicht um ſeinen Vater handelte, unbefangen genug in ſeinen zierlichen Stiefeln auftrat. Er hatte, vielleicht als Erbtheil aus ſeiner mütterlichen Familie, etwas von dem Weſen der Officiere aus meiner Knabenzeit, bei denen ich nie darüber ins Klare kam, ob die eigenthümlich ſtramme Haltung ihres Kopfes mehr eine Folge der ſteifen Halsbinden oder ihres ritterlichen Standesbewußtſeins war.

„Trefflich, trefflich!“ pflegte Archimedes auszurufen, wenn ich ſpäter, in meiner Primanerzeit, den Vorſchlag zu einem ihm wohlgefälligen Unternehmen that, ſei es zu einem „Thé dansant“ oder zu einer Schlittenpartie, wo es galt, bei jungen und jüngſten Damen den Cavalier zu machen; „trefflich, trefflich, lieber Freund; wir werden das in Ueberlegung ziehen!“ Und während um ſeinen Mund das verbindlichſte Lächeln ſpielte, ſahen mich unter den kriegeriſch aufgezogenen Brauen die richtigen Officiersaugen an, wie ich ſie als Kind bei unſerem Vetter Major bewundert hatte, wenn er in der rothen Galauniform meiner Mutter ſeine Neujahrsviſite machte.

Indeſſen fanden dergleichen Vorſchläge meiſt nur ihre Ausführung, wenn in den Ferien unſere Studenten wieder eingerückt waren, von denen übrigens die ſportsluſtigen vor allen zu ſeinen Freunden zählten. Dann war ſeine Feſtzeit, in der er förmlich aufblühte; noch ſehe ich ihn mit leuchtenden Augen zwiſchen ihnen ſitzen, während ſie prahlend ihre glücklichen Thorheiten vor ihm auskramten. „Brillant — brillant!“ rief er, wenn die Geſchichte ihren mit Spannung erwarteten Höhepunkt erſtiegen hatte, ſtreckte den eingeſchnürten Kopf gegen den Erzähler und ſtemmte beide Hände an die Hüften. Was Wunder, daß die Anderen erzählten, ſo lange auch nur ein Tittelchen noch übrig war!

So kam es, daß er in der alten Univerſitätsſtadt, welche er andauernd in der Phantaſie bewohnte, allmälig beſſer Beſcheid wußte als die, welche zwar in Wirklichkeit, aber nur vorübergehend dort zu Hauſe waren. Hatte er jedoch den Ankömmlingen ihre Studenten- und Profeſſorengeſchichten glücklich abgewonnen, ſo ruhte er nicht, bis mit oder im Nothfall auch ohne Damenwelt die eine oder andere Luſtbarkeit zu Stande kam. Da ſein Stundengeld ihn niemals ohne eine kleine Kaſſe ließ, ſo wurde es bei ſolchem Anlaß faſt zur Regel, daß Archimedes, nachdem die Anderen die Erſchöpfung ihrer Kaſſe eingeſtanden hatten, ſeine wohlbekannte grünſeidene Börſe hervorzog und mit einem wahrhaft kindlichen Triumphe den für dieſe Feſtzeit geſparten Inhalt auf der Tiſchplatte tanzen ließ, dann aber bereitwillig auf den nächſten Wechſel ſeiner Freunde Vorſchuß leiſtete.

Freilich zu dem ſtets erſehnten Beſuche der Univerſität reichte dieſe beſcheidene Kaſſe nicht; und der Tag, welcher am Ende der Ferien die Studenten unſerer Vaterſtadt wiederum entführte, war für Archimedes, was für den luſtigen Katholiken der Aſchermittwoch iſt. Er pflegte ihn auch ſelber ſo zu nennen, und wenn ich am Nachmittag darauf ſein Zimmer betrat, ſo traf ich ihn mit den Händen in der Taſche eifrig auf- und abgehend, als ob er einen Geſundheitsbrunnen abzuwandeln habe; erſt nach einer Weile blieb er vor mir ſtehen und fuhr ohne weiteren Gruß mit der Hand über ſeine Stirn. „Aſche, Aſche, lieber Freund!“ ſagte er dann ſeufzend, und ſein Finger machte das Zeichen des Kreuzes.

Sprach ich hierauf: „Wollen wir nicht lieber unſere Mathematik vornehmen?“ ſo war er auch hierzu bereit, legte Buch und Tafel auf den Tiſch, und wir nahmen unſere Stunde. War dieſelbe in aller Pünktlichkeit gehalten worden, dann — es war ſicher darauf zu rechnen — ſtellte Archimedes zwei kleine geſchliffene Gläſer auf den Tiſch und füllte ſie mit einem feinen Kopenhagener Kümmel, den er ſich, ich weiß nicht woher, mitunter zu verſchaffen wußte. „Trink einmal,“ ſagte er während des Einſchenkens; „das vertreibt die Grillen!“ Und gleichzeitig leerte er auf einen Zug ſein Glas.

„Ich habe keine Grillen, Archimedes,“ pflegte ich zu erwidern; „und wer kann ſo früh am Tag ſchon trinken!“

„Freilich, freilich!“ ſtieß er hervor; „aber“ — und er begann wieder mit den Händen in der Taſche auf- und abzuſchreiten, wobei ſeine Augen wie ins Leere um ſich blickten.

Eine Weile ſah ich dem zu; dann hieß es: „Proſit, Archimedes!“ und von ſeiner Seite wie im Echo: „Proſit!“ und darauf, wie aus Träumen auffahrend, während ich zur Thür hinausging, noch einmal: „Proſit, proſit, lieber Freund!“

Dieſe Scene hat ſich in faſt wörtlicher Wiederholung mehr als einmal zwiſchen uns abgeſpielt.

* * *

Ich hätte wohl ſchon erwähnen ſollen, daß Archimedes eine Schweſter hatte; ſie war zugleich ſein einziges Geſchwiſter, jedoch um viele Jahre jünger als der Bruder. Geſehen hatte ich ſie bis zu meiner Secundanerzeit nur im Vorübergehen, dagegen oftmals von ihr reden hören; denn ſie war eines der Hauptcapitel einer unverheiratheten Hausfreundin, die wir, nicht etwa weil ſie Alles konnte, aber weil ſie Alles wußte, „Tante Allmacht“ nannten.

Daß die Mutter des Kindes bald nach deſſen Geburt ihr freudloſes Leben hingegeben hatte, war freilich bekannt genug; Tante Allmacht aber, deren Magd vordem in dem etatsräthlichen Hauſe gedient hatte, wußte noch hinzuzufügen, daß ihr durch den unvermutheten Eintritt ihres Herrn Gemahls in die Wochenſtube gleich jener Nachtwächterfrau ein Schrecken widerfahren ſei, dem ſie in ihrem Zuſtande und bei ihrer zarteren Organiſation nothwendig habe erliegen müſſen. Da kein weibliches Weſen wieder in das Haus kam, welches die Stelle der Mutter hätte vertreten können, ſo mußte, nachdem die unumgängliche Säugamme entlaſſen war, die kleine Waiſe zwiſchen Köchin und Hausmagd aufwachſen, „die, Gott tröſt' es," ſagte Tante Allmacht, „dort alle Halbjahr neue Geſichter haben! — Meine Stine," ſetzte ſie hinzu, „die gute Creatur, hat freilich ein rundes Jahr in dem unſeligen Hauſe ausgehalten, bloß um des lieben Kindes willen, das ſich ſogar ſein bischen Mittag in der Küche betteln mußte. Wenn's Abend wurde, dann hat es freilich wohl der gutmüthige junge Menſch, der Archimedes, mit auf ſeine Stube genommen; da ſaß es dann auf einem Schemelchen und verſchmauſte ſein Butterbrot, und Stine hatte ihm auch mitunter noch ein Ei dazu gekocht. Sie war nicht bang, meine Stine, vor dieſem Herrn Etatsrath; ſie hat ihn manches Mal vor ſeiner alten Harmonika wieder auf die Beine geſtellt, als der Muſche Käfer das noch lange nicht gewagt hat; und bei ſolchem Anlaß hat ſie's denn auch einmal durchgeſetzt, daß das arme Kind aus der Klippſchule zum mindeſten in die ordentliche Mädchenſchule gekommen iſt; denn ſie hat ihm keine Handreichung thun wollen, bevor der muſikaliſche Oger ihr nicht ſolches mit theuren Eiden zugeſchworen hatte. Wohin die kleine Phia, ob ſie nach rechts oder links ihren Schulweg nahm, darum hat das Ungeheuer ſich nicht gekümmert; nur wenn zu Ende des Quartals das jetzt um etwas höhere Schulgeld gezahlt werden mußte, hat es einen argen Sturm geſetzt; denn der Herr Etatsrath hat es der treuen Magd in ihrem Lohne kürzen wollen; aber — ſie wußte ihn zu beſtehen; und um ſein Getobe, darum quälte ſie ſich ſo viel, als wenn der Wind um unſere Ecke weht.“

So hatte Tante Allmacht wieder einmal geredet, als ich Tags darauf meinen erſten Mathematikunterricht bei Archimedes hatte. Er war eben beſchäftigt, mir die außerordentliche Einfachheit des pythagoräiſchen Lehrſatzes auseinanderzuſetzen, als ſich die Stubenthür öffnete und ich zugleich eine junge lebhafte Stimme rufen hörte: „Archi, hilf mir, ich kann das dumme Exempel nicht ...“

Ein feingebautes, etwa zwölfjähriges Mädchen mit zwei langen ſchwarzen Haarzöpfen ſtand im

Zimmer; ſie war, da ſie einen Fremden bei ihrem Bruder ſah, plötzlich verſtummt und hielt dieſem nur mit einer halb bittenden, halb verſchämten Geberde ihre große Rechentafel hin.

„Wollen Sie nicht erſt Ihrer Schweſter helfen?“ ſagte ich zu Archimedes, von dem mir derzeit das vertrauliche „Du“ noch nicht zu Theil geworden war.

Er entſchuldigte ſich höflich, daß er ſeine Schweſter von dieſer neuen Stunde noch nicht in Kenntniß geſetzt habe; dann winkte er ſie zu ſich. „Nun aber raſch, mein lieber kleiner Dummbart!“ ſagte er und legte den einen Arm um das jetzt an ſeiner Seite ſtehende Mädchen, während ſie ihr ſchwarzhaariges Köpfchen an das ſeine lehnte, als habe ſie nun ihren ganzen kleinen Nothſtand auf den Bruder abgeladen.

Archimedes hatte ihre Tafel vor ſich auf den Tiſch gelegt. „Du mußt aber auch hübſch ſelbſt mit zuſehen, Phia!“ ſagte er, indem er bereits den Griffel in Bewegung ſetzte.

„Ja, Archi!“ Und ſie ſah für ein Weilchen gehorſam auf ihre Rechnerei herab, in welcher der Bruder unter ſtummem Kopfſchütteln und manchem nicht zu unterdrückenden „Außerordentlich!“ eine ziemliche Verwüſtung anzurichten begann.

Ich hatte indeſſen Muße, mir dieſe in ihrem Aeußeren ſo ungleichen Geſchwiſter zu betrachten. Das Mädchen erinnerte in keinem Zuge weder an den Bruder noch an den Vater; ihr ſchmales Antlitz war blaß — auffallend blaß; dies trat noch mehr hervor, wenn ſie, noch zärtlicher ſich an ihren Bruder drängend, unter tiefem Athemholen ihre dunklen Augen von der Tafel aufſchlug, bis eine neue leiſe geſprochene Ermahnung ſie haſtig wieder abwärts blicken ließ. — „Das Kind einer todten Mutter,“ ſo hatte ich von einer alten feinen Dame ihr Aeußeres einmal bezeichnen hören; meine Phantaſie ging jetzt noch weiter: ich hatte vor Kurzem in einem engliſchen Buche von den Willis geleſen, welche im Mondesdämmer über Gräbern ſchweben; ſeit dieſer Stunde dachte ich mir jene jungfräulichen Geiſter nur unter der Geſtalt der blaſſen Phia Sternow; aber auch umgekehrt blieb an dem Mädchen ſelber etwas von jenem bleichen Märchenſchimmer haften.

„Nein, kleine Phia,“ hörte ich jetzt Archimedes ſagen, „du wirſt dein Lebenlang kein Rechenmeiſter!“

Ich ſah noch, wie ſie faſt heimlich die Arme um den Hals des Bruders ſchlang; dann war ſie, ich weiß nicht wie, verſchwunden, und Archimedes hatte ſeine Augen zärtlich auf die geſchloſſene Stubenthür gerichtet. „Sie kann nicht rechnen,“ ſagte er. „Außerordentlich; aber ſie kann gar nicht rechnen!“

* * *

Eine Art phantaſtiſchen Mitleids mit dieſem Kinde hatte ſich meiner bemächtigt. Ich begann wieder, wenn ich dort vorbeiging, durch die Plankenritzen in den etatsräthlichen Garten hineinzuſpähen, hinter welchem ſich ein wenig benutzter Fußweg mit dem Kirchhofswege kreuzte. Und oftmals nach der Nachmittagsſchulzeit, wenn die Gartenruhe des Herrn Etatsraths längſt vorüber war, habe ich ſie dort beobachtet; meiſtens in dem vom Hauſe abgelegeneren Theile, wo die an der Planke hingereihten Linden und eine Menge alter Obſtbäume die darunter liegenden Raſenpartieen faſt ganz beſchatteten. Hier ſah ich ſie, in der niedrigen Aſtgabel eines Baumes ſitzend, an einem Kranz aus Immergrün und Primeln winden; ich ſah ſie dann, da ich nach längerer Zeit denſelben Weg zurückkam, das dunkle Köpfchen mit dem fertigen Kranze geſchmückt, auf den ſchon dämmerigen Gartenſteigen hin und wieder wandeln, die Hände in einander gefaltet, wie in heimlicher Glückſeligkeit. Als es Herbſt geworden war, ſammelte ſie wohl auch einen Apfel aus dem tiefen Graſe und biß friſch hinein mit ihren weißen Zähnchen; aber immer ſah ich ſie allein; niemals war eine Geſpielin bei ihr, welche mit ihr in die ſaftigen Aepfel hätte beißen oder ſie in ihrem Primelkranze hätte bewundern können. Den letzteren hatte ich einige Tage nach ſeiner Anfertigung auf einem vernachläſſigten Grabe des nahen Kirchhofs liegen ſehen; es mochte ihr leid geworden ſein, ſich ſo für ſich allein damit zu ſchmücken.

Aber auch in der Schule ſchien die Tochter des Etatsraths keine Genoſſin zu haben, wenigſtens hatte ich mehrfach beobachtet, wie ſie auf dem Heimwege mit ihrer ſchweren Büchertaſche allein hinter dem plaudernden Schwarm einherging, der Arm in Arm die ganze Straßenbreite einnahm.

„Warum,“ ſagte ich zu meiner Schweſter, „laßt ihr Sophie Sternow ſo allein gehen?“

Sie ſah mich mit ihren lebhaften Augen an: „Biſt du plötzlich Sophie Sternows Ritter geworden?“

Beſchämt, meine zarten Empfindungen verrathen zu haben, erwiderte ich nachläſſig: „Ich meinte nur, ſie thut mir leid; iſt ſie denn nicht nett?“

„Nett? Ich weiß nicht; ich glaube wohl, daß ſie ganz nett iſt.“

„Du ſagſt das ja, als wenn du Almoſen austheilteſt!“

„Nein, nein; ich kann ſie ganz gut leiden, aber ſie will nur immer meine Freundin werden!“

„Und warum willſt du das denn nicht?“

„Warum? Ich habe ja ſchon eine; man kann doch nicht zwei Freundinnen haben!“

„So könnteſt du ſie doch einmal zu dir einladen,“ ſagte ich nach einigem Bedenken.

„Die Blaſſe ſcheint dir ja ſehr am Herzen zu liegen!“ erwiderte meine Schweſter mit einem unausſtehlichen Anſtarren.

„Ach, Unſinn! Sie dauert mich; ihr Mädchen ſeid hartherzige Creaturen.“

Nach dieſem geſchwiſterlichen Zwiegeſpräche kam

Archimedes' Schweſter einige Male in unſer Haus. Mit Genugthuung beobachtete ich, wie meine Mutter das ſchmächtige Mädchen zärtlich zu ſich heranzog; es war unverkennbar, daß dieſe ſich dann Gewalt anthat, um nicht die ungewohnte Liebkoſung mit allem Ungeſtüm der Jugend zu erwidern. Im Uebrigen war ſie ſchüchtern, beſonders wenn ſie die Hand zum Abſchied reichte; es ſchien ſie dann zu drücken, daß ſie nicht auch ihrerſeits meine Schweſter zu ſich einladen konnte. Aber eines Sonntag-Vormittags erſchien ſie ſtrahlend mit vor Freude gerötheten Wangen. „Ich ſoll dich einladen,“ ſagte ſie zu meiner Schweſter; „ich darf noch Viele einladen; mein Vater hat es mir erlaubt!“

Und wirklich, der Herr Etatsrath hatte es erlaubt. Er hatte kürzlich herausgefunden, daß er eine Tochter habe, welche Abends, wo die gerötheten Augen ihm nicht ſelten ihren Dienſt verſagten, zum Vorleſen von Zeitungen und auch wohl amtlicher Actenſtücke trefflich zu gebrauchen ſei; dann hatte er ſich auch fernerer Vaterpflichten entſonnen und ſchließlich ſeine Tochter aufgefordert, „die kleinen Fräulein“, welche mit ihr in die Schule gingen, auf den Sonntag zu ſich einzuladen.

Nach geheimem Zwieſprach zwiſchen unſeren Eltern wurde, wohl nicht ganz unbedenklich, meiner Schweſter die Zuſage geſtattet, und Phia Sternow ging mit leuchtenden Augen weiter, um auch ihre übrigen Gäſte einzuladen.

* * *

Der Tag verging. Als wir Uebrigen im elterlichen Hauſe bei unſerer Abendmahlzeit ſaßen und eben hin und her erwogen wurde, ob ich oder unſer Kutſcher meine Schweſter von der etatsräthlichen Geſellſchaft heimgeleiten ſolle, ging draußen die Hausthür, und die Beſprochene ſtand plötzlich vor uns, den Hut etwas verſchoben auf dem Kopfe, ihren Umhang über dem Arm.

„Da biſt du?“ rief meine Mutter. „Iſt die Geſellſchaft denn ſchon aus?“

„Nein, Mutter ... noch nicht; ich bin nur fortgelaufen.“

„Fortgelaufen? — War's denn nicht gut ſein dort?“

„O, ... ja, zuerſt! Phia war reizend! Wir waren Alle im Garten; die Anderen ſpielten Greif um die großen Raſen; Phia und ich aber ſaßen ganz allein mit einander auf dem Altan; wißt ihr, da in der Ecke, wo man nach dem Kirchhof hinüberſieht. Sie kannte all die kleinen Kindergräber und erzählte ſo wunderbare Geſchichten von den todten Kindern; man ſah ſie ordentlich mit ihren kleinen blaſſen Geſichtern zwiſchen den Kirchhofsblumen laufen; ihr könnt es euch nicht denken, ſo reizend und ſo unbeſchreiblich traurig! Ich ſah ſie an und frug, ob ſie das Alles doch nicht nur geträumt habe; da fiel ſie mir um den Hals und küßte mich.“

Meine Mutter hörte theilnehmend zu; mein Vater ſagte: „Das iſt recht ſchön, Margrethe; aber vor den todten Kindern biſt du doch nicht fortgelaufen!?“

Meine Schweſter nickte ein paar Mal kräftig. „Wart' nur, Papa! — Um acht Uhr, nach dem Abendeſſen — es war übrigens ſehr gut; zuletzt Chokoladepudding mit Vanillecrême —, da kam der Herr Etatsrath zu uns in den Gartenſaal. Es iſt ganz gewiß, er mußte ſich an eine Stuhllehne halten, als er uns ſeinen Diener machte; er iſt ſo wunderlich gewachſen! Dann ſetzte er ſich vor ſeinen Altar und ſpielte auf ſeiner Glasharmonika, und wir ſollten danach tanzen. ‚Verſtehet ihr Menuett, kleine Fräulein? Trà-là-lalà-lalà-lalà!‘ Er ſang das mit einer ganz fürchterlichen Stimme und ſagte, es ſei aus dem Don Juan. Aber wir konnten kein Menuett. ‚Immer zu Dienſten der Damen!‘ rief er, und dann ſpielte er einen Walzer, und danach tanzten wir mit einander.“

„Wo war denn der gute Archimedes?“ frug ich dazwiſchen. „An dem hättet ihr doch wenigſtens einen Herrn gehabt.“

„Der gute Archimedes? Ja, der kam auch einmal herein und wollte mit mir tanzen; aber der Herr Etatsrath ſagte, unſere Eltern würden es als ſehr unſchicklich vermerken, wenn er geſtatten wollte, daß eine ſo junge männliche Perſon allein zwiſchen all den kleinen Fräulein tanze. Und ſo mußte er wieder zum Saal hinaus. Aber paßt nur auf, das Schlimmſte kommt nun noch!“

Mein Vater lächelte doch. „Was war denn das, Margrethe?“

„Ja, glaub nur, es war ſchlimm genug! So eine rieſengroße ſilberne Bowle, ganz voll von Punſch, und ſo ſtark, ich glaube, ich wurde ſchon vom bloßen Riechen ſchwindlig! Und dabei ſagte der ſchreckliche

Menſch: ‚Das iſt ein wenig Zuckerwaſſer für die Damen!‘ Eigentlich, weißt du, Papa, es ſchmeckte ganz gut; aber ich mußte doch gräulich danach huſten, als ich nur eben davon nippte. Der Herr Etatsrath aber trank gleich drei Gläſer nach einander, und er goß ſich noch jedesmal etwas dazu aus einer kleinen Flaſche, die er neben ſeinem Altar ſtehen hatte. — Und dann mußten wir wieder tanzen, und dann trank er auf unſere Geſundheit: ‚Die Roſen im Lebensgarten, die Damen leben hoch!‘ Sehr ſchön, nicht wahr? Wir mußten Alle mit ihm anſtoßen, und dann füllte er ſein Glas wieder, bis er zuletzt einen Kopf hatte wie eine Feuerkugel, — ganz gräulich ſah er aus! ‚Tanzet, kleine Fräulein, tanzet!‘ rief er immer; aber er konnte gar nicht mehr Takt halten; ich glaube gewiß, Papa, er war betrunken!“

„Ich glaube auch, Margrethe.“

„Ja, und wir waren auch ſo bange; wir ſaßen Alle in der weiteſten Ecke, ganz über einander wie die Fliegen. Mich dauerte nur Phia — Papa, wenn ich ſolche Angſt vor dir haben müßte, ſchrecklich! — Wie ein kleiner Geiſt ſtand ſie vor uns und flehte uns ordentlich an: ‚Wollt ihr nicht mehr tanzen? O, bitte, verſucht es doch noch einmal!‘ Sie ſtreckte ihre Arme aus, daß Eine von uns ſie aufnehmen möchte, denn ſie tanzte immer nur als Dame; als wir uns aber nicht aus unſerer Ecke wagten, ging ſie von der Einen zu der Anderen und bat uns um Verzeihung, wir möchten doch nicht böſe ſein, daß ſie uns zu ſich eingeladen habe. Und da wollten wir auch wieder tanzen, aber als wir eben ein wenig im Gange waren, da fing der ſchreckliche Etatsrath auf einmal an zu ſingen: ‚Was kommt dort von der Höh, was kommt dort von der ledernen Höh?‘ — Kennt ihr es? Ein ganz ſcheußliches Studentenlied! — Und dabei wurde er ſo hitzig, daß er ſich das Tuch vom Halſe riß und es dicht vor meine Füße ſchleuderte!“

„Und dann, Margrethe?“ frug mein Vater, als ſie hochaufathmend innehielt.

„Dann? Ja, glaubt nur, daß ich mich erſchrocken hatte! Dann — bin ich fortgelaufen. Hu! ich mußte ganz dicht bei dem fürchterlichen Mann vorbei; ich weiß noch ſelbſt nicht, wie ich aus dem Saal gekommen bin.“

„Arme Phia!“ dachte ich in demſelben Augenblicke, als meine Mutter dieſe Worte ausſprach.

Mein Vater wiegte leiſe ſeinen Kopf und ſagte nachdenklich wie zu ſich ſelber: „Es geht doch nicht; das darf nicht wieder kommen.“

Und es ging auch nicht. Für Phia Sternow blieb dieſes Feſt mit ihren Jugendgenoſſinnen das einzige ihres Lebens.

* * *

Als endlich bei Beginn eines Sommerſemeſters auch die Zeit meines Abganges zur Univerſität heranrückte, verfiel Archimedes in eine große Traurigkeit; die Scene mit den kleinen Gläſern, da es nachher nicht mehr möglich war, hatte ſich ſchon jetzt in einigen Variationen abgeſpielt, und das Mitleid bedrängte mich derart, daß es ſich nothwendig in irgend einer heldenhaften That entladen mußte.

Bei dem Abſchiedsbeſuche, den ich Archimedes auf ſeinem oben nach dem Garten hinaus liegenden Zimmer abſtattete, bot ſich hierzu die günſtigſte Gelegenheit; denn da ich, während mein armer Freund ſchweigend auf und ab wandelte, ebenſo ſtumm und erregten Herzens aus dem Fenſter blickte, gewahrte ich drunten den Herrn Etatsrath, der, in einer großen

Zeitung leſend, in ſeinem Gartenſtuhle ſaß. Mein Entſchluß war ſofort gefaßt; ich nahm kurzen Abſchied, drängte den verbindlichen Archimedes zurück, als er mich die Treppe hinabbegleiten wollte, ging dann aber ſtatt auf die Straße hinten nach dem Garten und ſtand gleich darauf dem Herrn Etatsrath gegenüber.

Er ſchien trotz meines Grußes meine Anweſenheit nicht zu bemerken, wenigſtens las er ruhig weiter, während ich ebenſo ruhig, aber keineswegs mit beſonderer Behaglichkeit, vor ihm ſtehen blieb. Endlich ließ er den Arm mit dem Zeitungsblatte ſinken. „Was wollen Sie, mein Freund?“ ſagte er. „Nicht wahr, Sie ſind der Sohn des Juſtizraths ſo und ſo?“

Dieſe Worte ſind nicht etwa eine Abkürzung ſeiner Rede; er ſprach das wirklich, obgleich er mit meinem Vater längſt in mannigfacher, mitunter vielleicht ein wenig heikler Geſchäftsverbindung ſtand.

Etwas betroffen ſuchte ich meine Gedanken möglichſt raſch zu ordnen und plaidirte dann auch mit allen Gründen des Kopfes und des Herzens und, wie ich mehr und mehr zu empfinden meinte, in ſiegverſprechendſter Weiſe für den Lebenswunſch des armen Archimedes.

Der Herr Etatsrath hatte mich ausreden laſſen, dann aber winkte er mich näher zu ſich heran und legte, nachdem ich Folge geleiſtet hatte, ſeine Hand ſchwer auf meine Schulter. „Junger Mann,“ begann er mit immer gewaltigerem Bruſtton, „Sie haben ſonder Zweifel davon reden hören: vor meiner Zeit war hier kein Deich, der Stand hielt; Menſchen und Vieh erſoffen gleich wie zu Noäh Zeiten; hier war nichts als Peſtilenz und gelbes Fieber! Erſt von mir, von dem Sie einſt erzählen mögen, daß Sie den Mann mit eigenen Augen noch geſehen haben, datirt die eigentliche Aera unſeres Deichbauweſens! Holländiſche Staatsingenieure wurden hergeſandt, um die Conſtruction meiner Profile zu ſtudiren; denn es iſt mein Werk, daß dieſe ehrenreiche Stadt ſammt Ihnen, junger Freund, und dem Juſtizrath, Ihrem Vater, nicht Anno fünfundzwanzig von der Fluth verſchlungen worden, und daß hier, wo ich jetzt die Ehre Ihrer Unterhaltung genieße, nicht Hai und Rochen mit einander converſiren! Aber“ — und die vorquellenden Augen verbaten ſich jeden Widerſpruch — „nach mir iſt mein Sohn Archimedes der erſte Mathematikus des Landes!“

Er zog ſeine Hand zurück und machte gegen mich von ſeinem Seſſel aus eine Art unbehülflichen Entlaſſungscompliments.

Unwillkürlich erwiderte ich daſſelbe und ging dann recht beſchämt davon, in der, wie ich noch jetzt meine, wohlbegründeten Ueberzeugung, daß meine grüne Beredſamkeit gegen dieſe Art denn doch nicht aufzukommen vermöge.

So blieb denn Archimedes abermals zurück, während ich voll muthiger Erwartung in das neue Leben hinausſteuerte.

* * *

Ich habe hier nicht von mir und meinem Studentenleben zu reden, ſonſt müßte ich erzählen, wie dieſe Erwartungen nur zum kleinſten Theil erfüllt wurden; denn die Leute, mit denen ich zuſammentraf, erſchienen mir, ſei es durch ihre Perſönlichkeit oder nur durch ihr derzeitiges Thun und Treiben, um einige Stufen niedriger als die, welche ich zurückgelaſſen hatte. So kam es, daß ich manchen Brief in meine Heimath ſandte und wiederum von dort empfing; auch Archimedes ſchrieb mir einige Male; ſein Uebergewicht an Jahren, ſeine treuherzige Anhänglichkeit boten für das ihm etwa Fehlende genügenden Erſatz, und ſeine Briefe waren ſo ganz er ſelber, daß ich beim Leſen ihn leibhaftig vor mir ſah, den kleinen guten Mann mit ſeinem erbſengelben Haarpull, ſeinem verbindlichen Lächeln bei dem kriegeriſchen Aufblick ſeiner runden Aeuglein. Das freilich war die Hauptſache; denn ſeine Mittheilungen beſchränkten ſich auf die einfachen Vorkommniſſe ſeines Lebens. Einmal aber, im Hochſommer, war eine neue Art der Unterhaltung für ihn aufgekommen. Der Herr Etatsrath hatte gegen irgendwelchen Ungehorſam ſeines Leibes den Gebrauch des „Erdbades", wie er dieſe ſelbſt erſonnene Cur nannte, für nothwendig befunden; ob von jener nur allzu gründlichen Heilkraft unſerer guten Mutter Erde ausgehend, ob in anderer Anleitung, mochte er ſelbſt am beſten wiſſen. Um aber zugleich die Gunſt der Seeluft zu genießen, ließ er ſich — und es geſchah dies einen um den anderen Tag — eine Stunde weit an den Strand hinausfahren, und da er hierbei außer dem

Kutſcher noch einer weiteren Hülfe bedurfte, ſo mußte Archimedes ſtets bei dieſem aufſitzen. Unweit eines dort belegenen Dorfkruges, an einer Stelle, wo neben zwei im Sande ſteckenden Spaten bereits ein entſprechend tiefes Loch gegraben war, wurde Halt gemacht und der Herr Etatsrath aus dem verdeckten Wagen unter das Angeſicht des Himmels herausgeſchafft. Glücklicher Weiſe aber verſchwand er unter dem eifrigen Schaufeln des Kutſchers und eines bereitſtehenden Arbeiters gleich darauf wieder in den Schooß der Erde, ſo daß nach vollbrachter Arbeit nur noch der braunrothe Kopf über der weiten Strandfläche hervorſah.

Die Wellen rauſchten, die Möven ſchrieen, der Herr Etatsrath badete.

Dann folgte der zweite Theil der Cur. Das mächtige Haupt drehte ſich mühſam nach der Gegend des Dorfkruges: „Sohn Archimedes“, rief es, „eile jetzo, deinen Vater zu erquicken!“

Auf dieſe pathetiſch vorgebrachten Worte ſchritt Archimedes nach dem Kruge, wo unter den Flaſchen auf dem Schenkregal eine mit der Aufſchrift „Pomeranzen“ prangte. Nachdem er, wie nicht unbillig, ſich zuvörderſt ſelbſt erquickt hatte, kehrte er eilig mit mehreren Gläſern dieſes Trankes an den Strand zurück und kredenzte ſie dort in gewohnter Zierlichkeit dem über unkindliche Säumniß ſcheltenden Haupte ſeines Vaters.

Damit war das Bad beendet; nur daß ſich Alle dann noch nach dem Wirthshauſe begaben, wo der Herr Etatsrath ſich eine letzte Stärkung nicht entgehen ließ; für Archimedes war von ſeinem Vater als das ihm angemeſſenſte Getränk ein für alle Mal ein Glas Eierbier beſtellt, welches er denn auch mit vielſagendem Lächeln zu ſich nahm. Bei einer der letzten Fahrten aber geſchah etwas Unerwartetes. „Sohn Archimedes,“ begann der Herr Etatsrath feierlich, als er nach genoſſenem Erdbade puſtend in dem Flickenpolſterſtuhle des Wirthes ruhte, „heute, als an deinem ſiebenundzwanzigſten Geburtstage, darfſt auch du wohl einmal von dieſem Tranke koſten, welcher den Jünglingen Verderben, den Männern aber Labſal iſt!“

Herablaſſend winkte ſeine ſchwere Hand dem Wirthe; dieſer aber, während er den braunen Saft ins Glas goß, warf einen verſtändnißvollen Blick auf Herrn Archimedes, ſodann auf eine hübſche Reihe von Kreideſtrichen, welche an der Stubenthür verzeichnet ſtanden.

Der Zuſammenhang dieſer Geberden wurde völlig klar, als ſpäter, nachdem die Zeche des Etatsraths in hergebrachter Weiſe durch den Kutſcher berichtigt worden, auch Archimedes ſeine damals gerade wohlgefüllte Börſe zog und hierauf jene Striche ſämmtlich von der Thür verſchwanden.

Er hatte dieſe Vorgänge in jenem harmlos heiteren Ton erzählt, der im perſönlichen Verkehr mich immer freundlich anzuſprechen pflegte; gleichwohl entſinne ich mich, daß ich derzeit dieſen Brief nicht ohne ein Gefühl von Unbehaglichkeit bei Seite legte. Vorübergehend kam mir auch wohl die Frage, weshalb denn der Herr Etatsrath nicht ſein Factotum Käſer ſtatt des ihm ferner ſtehenden Sohnes bei dieſen Badefahrten mit ſich führe; aber freilich, der Schlingel mochte es ſchon verſtanden haben, ſich von ſolchen Dienſten frei zu machen.

* * *

Ein Jahr war dahingegangen, die Ferienzeit war faſt verſtrichen, und die anderen Studenten waren längſt ſchon heimgereiſt; durch mancherlei Umſtände aber war es gekommen, daß ich nur die letzten Tage vor Beginn des neuen Sommerſemeſters im elterlichen Hauſe verleben konnte. Als ich eintraf, ſah ich wohl, daß Archimedes ſchon unter dem grauen Geſpinnſt der Abſchiedsſtimmung einherwandelte. „Aſche, Aſche, lieber Freund!“ rief er ſogleich nach der erſten Freude des Wiederſehens. „Um ein paar Tage ſeid ihr Alle wieder fort: und ſchau nur her!“ — er hob das ſpärliche Haar von ſeinen Schläfen — „da kommen ſchon die ſilbernen! Wenn ihr wiederkehrt, ihr werdet einen alten Mann dann finden!“

Und freilich, ein paar weiße Härchen zeigten ſich, und der kurze Reſt der Ferien ging raſch zu Ende. Es wurde indeſſen anders, als irgend Einer es erwarten konnte.

Ich weiß nicht ſicher, ob Archimedes immer einen ſchwarzen Frack und einen glatt gebürſteten Cylinder trug; ich glaube es faſt; unvergeßlich iſt mir, wie ich ihn ſo am letzten Tage vor der Abreiſe zu mir in die Stube treten ſah, während ich am Fußboden knieend meinen Koffer packte.

Archimedes ſagte nichts, er ging nur, ſein Stöckchen ſchwingend, mit ſehr elaſtiſchen Schritten auf und ab; dann räusperte er ſich ein paar Mal, machte ſeine exacteſten Kopfbewegungen, aber ſagte wieder nichts.

„Nun?“ rief ich.

„Nun?“ rief Archimedes.

Ich faßte ihn jetzt recht feſt ins Auge; aber in meinem Leben habe ich nicht ſo die Freude auf einem Menſchenantlitz ausgeprägt geſehen.

„Archimedes,“ rief ich, „was iſt geſchehen?“

Er räusperte ſich noch einmal; er ſchien zu geizen mit der gleichwohl ſtumm von ſeinen Lippen redenden Glücksbotſchaft. „Lieber Freund,“ ſagte er endlich mit erkünſtelter Trockenheit und tickte mit ſeinem Stöckchen mich leiſe auf der Schulter; „ich möchte nur beſcheiden bei dir anfragen, ob morgen noch ein Plätzchen auf deines Vaters Wagen offen iſt?“

Ich erhob mich von meinem Koffer und betrachtete meinen kleinen Freund, der mit ſeinem Stöckchen wippte, als ob er ein muthiges Pferd beſteigen wolle.

„Wart nur,“ ſagte ich, „wie viele ſind wir denn? Pater Krümp, der Ranzauer, Jochen Fürchterlich — — freilich, es iſt juſt ein Platz noch offen! Willſt du uns begleiten, oder ... am Ende gar? Hat der Alte herausgerückt?"

„Halt!" rief Archimedes. „Beſter Freund, du ſollſt noch Rathsherr werden!" Und damit zog er ſeine bekannte grünſeidene Börſe aus der Taſche, deren außerordentlicher Umfang mir heute zum erſten Male recht erkennbar wurde, und ſetzte daraus einen Stapel blanker Speciesthaler nach dem anderen auf den Tiſch. „Schau her!" rief er; „hier Collegiengelder, für die du kein Verſtändniß haſt; dann in ſchwindender Proportion, hier für eine Kneipe in der Wolfsſchlucht, hier für den etwas mageren Koſttiſch, an dem die Theologen futtern!" Er warf mit kurzem Lachen ſeinen Kopf zurück und ſah mich ganz verwegen an. „Ja, ja, Beſter, ich fürchte mich nicht vor den zähen Pfannekuchen und werde ſie keineswegs wie gewiſſe Leute ſo ſchnöde an die Stubenthüren nageln! Und ſomit, das erſte Semeſter wäre in Sicherheit!"

Auf einmal begann er, ſein Stöckchen ſchwingend, wieder auf und ab zu wandeln; ſein Geſicht hatte einen ernſten, faſt ſorgenvollen Ausdruck angenommen.

„Woran denkſt du, Archimedes?" frug ich.

„Hm, im Grunde nicht ſo außerordentlich!“ und er ſetzte noch immer ſeinen Spaziergang fort. „Meine arme kleine Schweſter; ſie hatte an mir doch einen Kameraden!“

Ich ſchwieg beklommen, denn auch mit meiner Schweſter hatte der Verkehr ja aufgehört.

„Ich weiß wohl,“ fuhr er fort; „der Alte iſt ja eigenthümlich; das iſt kein Haus für junge Damen.“ Er ſchwieg plötzlich und ſchneuzte ſich heftig mit ſeinem großen rothſeidenen Taſchentuche.

„Archimedes,“ ſagte ich, „die Mädchen könnten ja doch hier zuſammenkommen! Mutter und Schweſter haben deine Phia beide gern.“ Ich ſagte das aufs Gerathewohl; ich konnte nicht anders.

Er blieb ſtehen. „Iſt das dein Ernſt? Darf ich es ihr ſagen?“ rief er lebhaft.

„Gewiß darfſt du das.“

Seine Augen leuchteten ordentlich. „Trefflich! trefflich!“ rief er und drückte mir die Hand. „Freilich, wenn der Alte ſie nur fahren läßt! Abends muß ſie ihm vorleſen, bis ihr die Bruſt weh thut; ſie iſt nicht ſtark die kleine Phia! Und Tages … nach ihrer Confirmation iſt gleich die eine Dienſtmagd abgeſchafft; ſie hat ſo viel zu thun, das arme Ding. Aber gewiß, ich werd's ihr ſagen; nun wird die Reiſe viel fröhlicher von ſtatten gehen!“

Aber Archimedes hatte noch ein Bedenken oder wenigſtens noch einen Widerhaken im Gemüthe; und ich war nun einmal ſein Vertrauter.

„Weißt du auch,“ begann er wieder, „wem ich dieſe außerordentliche, ja ganz unglaubliche Erfüllung meines Wunſches zu verdanken habe?“

„Ich denke, deinem Vater,“ erwiderte ich, „du ſagteſt es ja ſchon.“

Archimedes vollführte einen ſcharfen Hieb mit ſeinem Stöckchen durch die Luft. „Freilich, Beſter; aber ... der Günſtling, der Haus- und Kaſſenverwalter Käfer hat es hinter meinem Rücken bei dem Alten durchgeſetzt; die Sache iſt ganz ſicher, Phia hat es mich verſichert; ſie hält dieſen Käfer für den beſten aller Menſchen! Siehſt du, das wurmt mich; ich mag dieſer Creatur nichts zu verdanken haben.“

„Nun,“ ſagte ich — ich weiß nicht, wie es mir eben auf die Zunge kam — „vielleicht haſt du ihm auch nichts zu danken; vielleicht mag's ihm ſelber daran liegen, dich aus dem Hauſe los zu werden.“

Archimedes ſtarrte mich faſt erſchrocken an. „Du ſagſt es!“ rief er; „aber ich habe auch ſchon daran gedacht! Nur wüßte ich eigentlich nicht, warum; ich habe mich nie darum gekümmert, wie aus des Alten Schatulle das Silber in ſeine Taſche fließt; glaubt er indeſſen, durch meine Abweſenheit dieſen Strom noch zu verſtärken, baſta! ſo möge er ſeinen Lohn dahin haben!“

Damit war unſere Unterhaltung zu Ende. „Auf morgen denn!“ rief Archimedes in ſeiner alten Fröhlichkeit; die Ausprägung jenes letzten Gedankens ſchien ſeine Bedenklichkeiten ganz verſcheucht zu haben. Und auch mir ſchien damit Alles erklärt zu ſein; denn Herr Käfer mußte augenſcheinlich nicht wenig Geld verbrauchen. Er kleidete ſich gut, man konnte ſagen, mit Geſchmack; er ließ ſich auch ſonſt nichts abgehen. Trotz ſeines noch immer etwas weibiſchen Geſichtes machte er keine üble Figur, ſo daß alte Damen ihn einen feinen jungen Menſchen nannten; auch ich ſelber wäre vielleicht weniger dagegen geweſen, wenn ich ihn mir nicht zehn Jahre früher durch die Planke ſo genau betrachtet hätte. Er war unabläſſig bemüht, ſich in die beſſere Geſellſchaft einzudrängen, und hatte es ſogar fertig gebracht, mit einer Anzahl von drei weißen Kugeln von der Harmonie-Geſellſchaft zurückgewieſen zu werden. Und ſomit machte auch ich mir keine weiteren Gedanken.

* * *

Am Tage darauf, am ſchönſten Junimorgen, fuhren wir Studenten ab. Archimedes war anfänglich etwas ſtill. „Ein harter Abſchied,“ flüſterte er mir zu und drückte krampfhaft meine Hand. Aber die Abſchiedsſtimmung hielt nicht Stand; am Waldesrande, etwa eine Meile hinter unſerer Vaterſtadt, ſprangen wir Alle vom Wagen und ſchmückten Pferde und Geſchirr mit friſchem Buchengrün, uns ſelbſt nicht zu vergeſſen. Der junge Kutſcher meines Vaters, „Thoms Knappe“ von uns genannt, hatte die Fahrt ſchon mehrfach mitgemacht; er kannte alle unſere Lieder und ſang mit ſeiner klingenden Tenorſtimme friſch dazwiſchen, als es jetzt wieder in das freie Land hinausging. Ich entſinne mich kaum einer Reiſe, wo mir die Sonne ſo ins Herz gelacht hätte; es war aber auch nicht allein die Sonne, zur Seite des rollenden Wagens flogen die hellſten Genien des Lebens, Hoffnung und Jugend, mit ihrer weithin leuchtenden Aureole.

Auf der Hälfte des Weges, in dem großen baumreichen Dorfe, wo man im Vorüberfahren in des Hardevogts Garten den kleinen Springbrunnen mit der goldenen Kugel ſpielen ſah, vor dem ſtattlichen Wirthshauſe, dem der mit dunklen Tannen beſtandene Hügel gegenüberlag, wurden die dampfenden Pferde abgeſchirrt und den Herren Studenten das helle Staatszimmer zur Mittagstafel eingeräumt. Und bald auch ſaßen wir Alle, Thomas Knappe nicht ausgenommen, um den ſauber gedeckten Tiſch; glänzende Schinkenſchnitte, Eier und Eierkuchen, und was ſonſt noch in den hochbeladenen Schüſſeln aufgetragen wurde, verſchwand mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Buttermilch wurde nicht getrunken, vielmehr kann nicht verſchwiegen werden, daß neben jedem Teller ein tüchtiges Glas Grog ſeinen erquickenden Dampf verſandte, während zur Tafelmuſik Finken und Rothſchwänze drüben aus den Tannen ſchlugen.

Mit einem unſäglich frohen Angeſicht ſaß Archimedes neben mir; er ſchien Alles, was ihn daheim belaſtet hatte, hinter ſich geworfen zu haben; ſo oft er mit vergnügtem Lächeln ſein dampfendes Glas zum Munde führte, machte er ſeine kriegeriſchſten Augen, als wollte er ſagen: „Leben, wo biſt du? Komm heraus; wir wollen dich beſtehen!“ Und „Proſit! Proſit, Archimedes!“ klang es von allen Seiten.

Einige Tage nach unſerer Ankunft in der Stadt der alma mater, da ich auf meinem Zimmer mich eben mit dem räthſelvollen Capitel der Correalobligationen plagte, ſtand Archimedes plötzlich vor mir; er nickte mir zu, hob ſich auf den Fußſpitzen und drückte den Kopf in den Nacken, als fordere er mich heraus, ihn zu betrachten.

„Alle Wetter, Archimedes!“ rief ich; „wo haſt du dir dies ſtrahlende Angeſicht geholt?“

Er hob den Kopf noch höher aus den ſpitzen Vatermördern. „Nur drei Häuſer weit von hier, lieber Freund; von dem rectore magnifico! Ich bin Student, immatriculirt — data dextera — der alte Celeberrimus in Schlafrock und Pantoffeln! Wahrhaft rührend, ganz erhebend! Aber,“ fuhr er fort, indem er ſich zum Fenſter wandte, „dein Spiegel hängt auch ganz verteufelt hoch!“ Und damit nahm er mir mein dickes ſchweinsledernes corpus juris vor der Naſe fort und legte es als Schemel auf den Fußboden; nachdem er alſo ſeiner Kürze nachgeholfen, betrachtete er ſich in der fleckigen Spiegelſcheibe mit augenſcheinlichem Behagen. „Student!“ ſagte er noch einmal. „Meinſt du nicht auch, der Schnurrbart iſt in den kurzen acht Tagen doch ſchon hübſch gewachſen! Vivat der Alte! Weißt du, wir wollen heute Abend ſeine Geſundheit trinken; ich werde ſehr guten Stoff beſorgen. Nicht ſo, du willſt doch? Der Alte hat es in der That verdient!“

„Freilich will ich,“ erwiderte ich; „ſage nur auch die Anderen an, alles Uebrige werde ich beſorgen.“

„Trefflich, trefflich!“ rief Archimedes. „Aber hier haſt du dein corpus juris wieder; ich muß zunächſt nun meine mathematica belegen; denn, lieber Freund, es ſoll hölliſch jetzt geochſt werden!“

Wie tanzend ſchritt er nach der Thür, nachdem er mir ein paar Mal muthig zugenickt hatte; plötzlich aber hielt er inne. „Weiß der Henker,“ ſagte er; „ich muß immer wieder an dieſen Schuft, den Käfer, denken! Er iſt nicht mal ein ordentlicher Käfer, höchſtens ein Inſect der ſiebenten Ordnung, ſo eine Schnabelkerfe oder dergleichen etwas!“

Meine Gedanken waren ſchon wieder bei den Correalobligationen. „Was kümmert dich der Burſche,“ ſagte ich obenhin; „der iſt ja weit von hier!“

„Freilich, freilich,“ erwiderte Archimedes, indem er aus der Thür ging; „wir wollen die Naturgeſchichte ruhen laſſen.“ — —

Die kleine Kneiperei ging dann auch am Abend zur Herzensberuhigung unſeres Freundes in beſter Heiterkeit von Statten; als wir aber feierlich die Geſundheit ſeines Alten tranken, flüſterte er mir ganz ergrimmt ins Ohr: „Und daß er bald der Schnabelkerſe einen Fußtritt gebe!“ dann ſtürzte er ſein volles Glas herunter.

Es iſt mir ſpäter klar geworden, daß in Betreff jenes Menſchen eine unbeſtimmte Furcht in ſeiner Seele lag, die er ſelber freilich nicht mehr beſtätigt ſehen ſollte. Im weiteren Verlaufe des Semeſters erwähnte er deſſelben nicht wieder; ſeine Arbeiten mochten dieſe Dinge bei ihm zurückgedrängt haben; denn ſeiner Ankündigung gemäß betrieb er dieſe vom Morgenroth bis in die Mitternacht hinein.

* * *

Bei Beginn der Herbſtferien reiſte Archimedes nach Hauſe, weil mit dem Semeſter auch ſeine dafür berechnete Kaſſe ihr Ende erreicht hatte; ich blieb noch, um unter Benutzung der Univerſitätsbibliothek eine beſtimmte Materie durchzuarbeiten. Erſt kurz vor dem Wiederbeginn der Collegien folgte auch ich, um wenigſtens ein paar Tage mit den Meinen zu verleben.

Archimedes fand ich beſonders heiter und in großer Regſamkeit. „Du kommſt verteufelt ſpät, lieber Freund!“ rief er mir entgegen; „aber der Alte iſt ſplendid geweſen, ich reiſe wieder mit euch! Uebrigens ...“ Und nun erfuhr ich, daß am letzten Tage noch ein Ball ſtattfinden ſolle, den ich nicht verſäumen dürfe; ſeine kleine Phia würde auch erſcheinen.

Dann ſchwieg er eine Weile und ſah mit ſeinem kindlichen Lächeln zu mir auf. „Weißt du, lieber Freund,“ begann er wieder, „ich habe dabei auf dich gerechnet! Sie hat noch keinen Ball beſucht; ſie hat daher nicht ſo ihre gewohnten Tänzer wie die Anderen; nicht wahr, du hilfſt mir, ſie gleich ein wenig mit hineinzubringen?“

Ich dachte plötzlich wieder an die Willis. „Deine Schweſter muß ja bezaubernd tanzen," ſagte ich. „Wie wär's mit Polonaiſe und Cotillon? Willſt du meine Bitte überbringen?"

Archimedes drückte mir die Hand. „Trefflich, trefflich, lieber Freund! Aber nun muß ich zum Schuſter, ob meine neuen Lackirten doch auch fertig ſind!" — —

Am Morgen des Feſtabends waren wir Alle in Bewegung; die Einen, um Handſchuhe oder ſeidene Strümpfe einzukaufen — denn Archimedes war der Einzige, der ſtets in Lackſtiefeln tanzte — die Anderen, um bei dem Gärtner einen heimlichen Strauß für die Angebetete zu beſtellen. Dieſe Letzteren belächelte Archimedes, indem er ſanft den Kopf emporſchob; er hatte niemals eine Herzdame, ſondern nur eine allgemeine cavaliermäßige Verehrung für das ganze Geſchlecht, worin er vor Allem ſeine Schweſter einſchloß. Ich entſinne mich faſt keiner Schlittenpartie, wobei ſie nicht die Dame des eigenen Bruders war; es ſchien bei ſolchem Anlaß, als möge er ſie keinem Dritten anvertrauen; ſorgſam vor der Abfahrt breitete er alle Hüllen um und über ſie, während das blaſſe Geſichtchen ihn dankbar anlächelte; und ebenſo ſorgſam und ritterlich hob er bei Beendigung der Fahrt ſie wieder aus dem Schlitten.

So war denn Archimedes zum Feſtordner wie geſchaffen und auch diesmal dazu erwählt worden. Als ich, wie gewöhnlich ſein Gehülfe bei ſolcher Gelegenheit, am Vormittag des Feſtes in den Ballſaal trat, wo noch Einiges mit dem Wirthe zu ordnen war, fand ich ihn mit dieſem bereits in lebhafter Unterhandlung. „Vorzüglich, ganz vorzüglich!“ hörte ich ihn eben ſagen; „alſo noch ein Dutzend Spiegellampetten an den Wänden, damit die Toiletten der Damen ſich im gehörigen Lüſtre präſentiren, und, Liebſter, nicht zu vergeſſen die bewußten Draperien, um auch die Muſikantenbühne in etwas zu verſchönern!“

Während der Wirth ſich entfernte, ſchritt Archimedes auf mich zu, der ich am anderen Ende des Saales die Tiſchchen mit den Cotillonraritäten revidirte; aber der Ausdruck ſeines guten Geſichts ſchien den heiteren Worten, die ich erſt eben von ihm gehört hatte, wenig zu entſprechen.

„Was fehlt dir, Archimedes?“ frug ich. „Deine Schweſter iſt heute Abend doch nicht abgehalten?“

„Nein, nein!“ rief er. „Sie wird ſchon kommen, und wenn auch erſt um zehn Uhr, nachdem der Alte zur Ruhe gegangen iſt; aber ich denke ſie noch früher loszuneſteln!“

„Nun alſo, was iſt es denn?“

„O, es iſt eigentlich nichts, lieber Freund; aber dieſer Käfer, der Herr Hausverwalter! Ich glaube, das arme Ding fürchtet ſich ordentlich vor ihm. Stelle dir's vor, er unterſtand ſich heute, auf mein Zimmer zu kommen und uns Beiden zu erklären, der Herr Etatsrath werde das ſehr übel vermerken, wenn das Fräulein auf den Ball ginge; und das Fräulein hing ſo verzagt an ſeinem unverſchämten Munde; es fehlte nur noch, daß er ihr geradezu den Ball verboten hätte!“

Archimedes zuckte mit ſeinem Stöckchen ein paar Mal heftig durch die Luft. „Ich werde dieſem Käfer noch die Flügeldecken ausreißen!“ ſagte er und machte ſeine Officiersaugen. „Der Menſch unterſtand ſich ſogar, mich bei meinem Vornamen anzureden; da habe ich ihm denn ſeinen Standpunkt klar gemacht und ihn hierauf ſanft aus der Thür geſchoben; ſiehſt du“ — und er erhob den Arm — „mit dieſer meiner eigenen Hand, die leider ohne Handſchuh war!“ Er ging ein paar Mal auf und nieder. „Zu toll, zu toll!“ rief er. „Während meiner Philippika hatte das Kind mich fortwährend am Rock gezupft; nun der Burſche fort war, bat ſie mich unter Thränen, ſie doch zu Haus zu laſſen. Aber ſie ſoll nicht; ſie ſoll auch einmal wie Andere eine Freude haben; und ſie hat mir's denn endlich auch verſprochen.“

Archimedes ſteckte beide Hände in die Taſchen und blickte eine Weile ſchweigend gegen die Saaldecke. „Das arme Ding,“ ſagte er; „ſie hatte ſo ein Paar große erſchrockene Kinderaugen! Wenn der Halunke es ſie ſpäter nur nicht entgelten läßt! Nun am Ende, wir ſind denn doch nicht aus der Welt!“

Und allmälig beruhigten ſich ſeine Geſichtszüge, und ſein gutes Lächeln trat wieder um ſeinen wohlgeformten Mund. „Aber noch Eines, lieber Freund,“ begann er aufs Neue; „ich weiß, du biſt auch ſo etwas für die Blumenſträuße, und du meinſt es ſtets aufs trefflichſte; aber — ſende ihr keinen! Nicht um meiner Grille halber, es würde ſie ja wohl erfreuen; es iſt nur — in unſerem Hauſe paßt das mit den Blumenſträußen nicht. Aber komm und hilf mir; die kleine Phia ſoll denn doch nicht ohne Blumen auf den Ball!“

Und dann gingen wir mit einander fort und kauften die ſchönſte dunkelrothe Roſe für das ſchwarze Haar des blaſſen Mädchens.

* * *

Meine Schweſter war von einem leichten Unwohlſein befallen; ſo kam es, daß ich Abends allein und erſt kurz vor Beginn des Tanzes in das Vorzimmer des Ballſaales trat.

Archimedes kam mir ſchon entgegen. „Ah!“ rief er, „vortrefflich, daß du da biſt! Nun wollen wir auch ſofort beginnen!“

Aber ich hielt ihn noch zurück. „Einen Augenblick!“ ſagte ich; „ich muß mir erſt die Handſchuh knöpfen.“ In Wahrheit aber wollte ich ihn ſelber nur betrachten; dieſer kunſtvoll friſirte Haarpull, der kohlſchwarz gewichſte Schnurrbart, dazu das fröhliche und doch gemeſſene Werfen des Kopfes, das elegante Schwenken des kleinen Chapeau-claque — in Wahrheit, er imponirte mir noch immer.

„Deine Schweſter iſt doch drinnen?“ frug ich dann, nach der offenen Thür des Saales zeigend, indem ich mich zugleich für vollkommen tanzfähig erklärte.

Er drückte mir die Hand. „Alles in Ordnung, lieber Freund!“

Als dann gleich darauf die Muſik einſetzte, ſchritt Archimedes erhobenen Hauptes in den Saal, und ich folgte ihm, um meiner Dame zur Polonaiſe die Hand zu reichen. Aber ſie war nicht unter ihren Altersgenoſſinnen, die am anderen Ende des Saales ſich wie zu einem Blumenbeet zuſammengeſchaart hatten; ich fand ſie gleich am Eingang bei einem mir unbekannten, unſchönen und plump gekleideten Mädchen ſitzend. Sophie Sternow trug ein weißes Kleid mit ſilberblauem Gürtelbande; das glänzende, an den Schläfen ſchlicht herabgeſtrichene Haar war im Nacken zu einem ſchweren Knoten aufgeſchürzt; aber weder die Roſe, welche ihr Bruder unter meinem Beirath Vormittags für ſie gekauft hatte, noch ſonſt ein Schmuck, wie ihn die Mädchen lieben, war daran zu ſehen.

Ein leichtes Roth flog über ihr Antlitz, als ich auf ſie zutrat. „Freund Archimedes,“ ſagte ich, „wird mir hoffentlich den Tanz geſichert haben; ich möchte nicht zu ſpät gekommen ſein.“

Ein flüchtiger Blick aus ihren dunklen Augen ſtreifte mich. „Ich danke Ihnen,“ ſagte ſie faſt demüthig, indem ſie, mich kaum berührend, ihre Hand auf den ihr dargereichten Arm legte, „aber auch ohnedies wären Sie nicht zu ſpät gekommen.“

Ich hatte ſie lange nicht geſehen; aber Archimedes irrte, das waren keine Kinderaugen mehr.

Wir tanzten dann, und ich würde noch jetzt ſagen, daß ſie trefflich tanzte; nur empfand ich in ihren anmuthigen Bewegungen nichts von jener frohen Kraft der Jugend, die ſonſt in den Rhythmen des Tanzes ſo gern ihren Ausdruck findet. Dies und die etwas zu ſchmalen Schultern beeinträchtigten vielleicht in etwas die ſonſt ſo eigenthümlich ſchöne Mädchenerſcheinung.

Nach beendigtem Tanze führte ich ſie an ihren Platz zurück, und ſie ſetzte ſich wieder neben das häßliche Mädchen, welches von Niemandem aufgefordert war und jetzt froh ſchien, wenigſtens für den Augenblick aus ſeiner Verlaſſenheit erlöſt zu werden. Als ich in dem Gewirre der ſich auflöſenden Paare Archimedes zu Geſicht bekam, konnte ich die Frage nicht unterlaſſen, ob er denn die Roſe von heute Morgen ſeiner Schweſter nicht gegeben habe.

„Freilich, freilich!“ erwiderte er, indem er zugleich einen Inſpectionsblick in dem Saal umherwarf; „aber die Kleine ſcheint auf einmal eigenſinnig geworden; ſie wollte keine Blumen tragen; ſie konnte nicht einmal ſagen, weshalb ſie es nicht wollte; ſie bat mich flehentlich um Verzeihung, daß ſie es nicht könne; denn, in der That, ich wurde faſt ein wenig zornig! — Nun, lieber Freund,“ ſetzte er in munterem Ton hinzu, „die Damen haben ihre Launen, und jetzt werde ich ſelber mit der kleinen Dame tanzen!“

Während er dann zunächſt noch zu den Muſikanten ging, blickte ich im Saal umher. Die blaſſe Phia Sternow war die Einzige, deren junges Haupt mit keiner Blume geſchmückt war; in dem duftweißen Kleide mit dem Silbergürtel erſchien ſie faſt nur wie ein Mondenſchimmer neben ihrer plump geputzten Nachbarin. Und wieder mußte ich an die Willis denken, und jenes phantaſtiſche Mitgefühl, das ich als halber Knabe für ſie empfunden hatte, überkam mich jetzt aufs Neue. Dies verleitete mich auch, als ich ſpäter mit der Buſenfreundin meiner Schweſter im Contretanze ſtand, dieſe etwas männliche Brünette mit ziemlich unbedachten Vorwürfen wegen einer ſolchen, wie ich mich ausdrückte, abſichtlichen Trennung von der früheren Schulgenoſſin zu überhäufen. Hatte ich doch mit ſteigender Erregung wahrgenommen, daß keine der hieſigen jungen Damen ſie begrüßte, wenn ſie an ihrem Platz vorübergingen, ja daß eine derſelben mit plötzlicher Bewegung den Kopf zur Seite wandte, da ſie unerwartet in der Tanzkette ihr die Fingerſpitzen reichen mußte.

Schon während meiner Rede hatte ich bemerkt, daß meine Tänzerin eine kriegsbereite Haltung annahm. „Sprechen Sie nur weiter!“ ſagte ſie jetzt, als ich zu Ende war; „ich höre ſchon.“ Und dabei trat ſie einen Schritt zurück, als wolle ſie mich beſſer Aug' in Auge faſſen.

Als ich hierauf noch einmal betonte, was nach meiner Meinung in dieſem Falle vorzubringen war, ließ die ſchöne Braune mich ruhig ausreden; dann ſagte ſie mit einer Gemeſſenheit, die ſeltſam zu dem jungen Munde ſtand: „Ich verſtehe das Alles wohl; aber finden Sie nicht ſelbſt, daß es Fräulein Sternow völlig frei ſteht, unſere Geſellſchaft aufzuſuchen, wenn ſie anders meinen ſollte, daß ſie noch dahin gehöre?"

„Dahin gehöre?" Ich wiederholte es faſt erſchrocken. „Sie wollen doch die Aermſte nicht für ihr väterliches Haus verantwortlich machen?"

Fräulein Juliane — ſo hieß die ſchöne Männin — zuckte nur die Achſeln; gleich darauf mußten wir tanzen. Als wir wieder auf unſerem Platz ſtanden, gewahrte ich die Beſprochene in der anderen Reihe neben uns, und ſo konnte das Geſpräch nicht wieder aufgenommen werden. Zu meiner ſtillen Genugthuung bemerkte ich indeſſen, daß Phia Sternow von den Tänzern nicht vergeſſen wurde, wenn dieſe auch meiſt nur aus den Freunden ihres Bruders und dieſem ſelbſt beſtanden. Sie erſchien mir jetzt, da der Tanz ein leichtes Roth auf ihre Wangen gehaucht hatte, ſo über Alle ſchön, daß ich faſt laut zu mir ſelber ſagte: „Der Neid; es iſt der Neid, der ſie verfehmt."

Die Hälfte des Abends war vorüber, der Cotillon, der Tanz, wo es gilt, die Pauſen zu verplaudern, führte mich wieder mit ihr zuſammen. Den vorhergehenden Walzer hatte ich in einem Anfalle von Barmherzigkeit mit ihrer unſchönen Nachbarin getanzt, und Sophie Sternow hatte mich, da ich ſie von ihrer Seite holte, mit einem dankbaren Lächeln angeblickt, dem einzigen, das ich an dieſem Abend auf ihrem jungen Antlitz ſehen ſollte. „Wer iſt das Mädchen?“ frug ich jetzt. „Sie ſcheint eben keine beliebte Tänzerin.“

Phia blickte flüchtig zu mir auf. „Sie iſt eine Fremde,“ ſagte ſie dann; „ſie hat hier keine Freunde.“

Sie ſchwieg, und ich ſuchte nach einem anderen Unterhaltungsſtoff. Was aber ſollte ich reden, ohne bei der Armſeligkeit dieſes Lebens anzuſtoßen! Da begann ich von ihrem Bruder, von ſeinem redlichen Fleiße, von unſerem treuen Zuſammenhalten. Nur aus den geöffneten Lippen und den regungslos auf mich gerichteten Augen erkannte ich, mit welcher Theilnahme ſie meinen Worten folgte; aber auch jetzt brach kein Lächeln durch den leidenden Ernſt dieſer jungen Züge.

„Fräulein Sophie,“ ſagte ich, „ich weiß es, Sie haben durch den Fortgang dieſes Bruders viel verloren!“

Ein kaum hörbares „Ja“ war die Antwort. Als ich aber dann, des aufs Neue bevorſtehenden Scheidens gedenkend, hinzufügte: „Diesmal werden Sie ihn ſchon nach ein paar Monden wiederhaben!“ da ſchloß ſie die Augen, als wolle ſie in keine Zukunft blicken, und hielt ihr Antlitz wie das einer ſchönen Todten mir entgegen.

„Fräulein Sophie!“ erinnerte ich leiſe; denn ich ſollte meine Dame zu dem mit Blumenſträußen gefüllten Körbchen führen.

Sie ſchlug langſam die Augen wieder auf, und wir tanzten dieſe und noch manche andere Tour; geſprochen aber haben wir nicht viel mehr miteinander.

Gern hätte ich noch vor der gemeinſchaftlichen Abreiſe am anderen Morgen meine Schweſter über die Vorgänge des verfloſſenen Abends ausgeforſcht; aber der Wagen hielt ſchon früh um fünf Uhr vor dem Hauſe, und ihres Unwohlſeins halber durfte ſie nicht wie ſonſt das letzte Viertelſtündchen beim Morgenthee mit mir verplaudern.

* * *

Es kann endlich nicht länger verſchwiegen werden, daß Archimedes während der langen Wartezeit daheim auch bei anderen als den bisher erwähnten Anläſſen mit jenen kleinen Gläſern in Berührung gekommen war. — Im Hinterſtübchen eines Gaſthofes, wo ſonſt nur die Leute aus der Marſch ihre Anfahrt hielten, pflegte ſich ein paar Mal wöchentlich ein Kleeblatt älterer Männer zuſammenzufinden, ſämmtlich voll mannigfacher Welterfahrung und ſcharfer rückſichtsloſer Beurtheilung aller übrigen Menſchen. Bei einer Pfeife Petit-Canaſters und einem Gläschen feinſten und nur in dieſem Stübchen zum Ausſchank kommenden Pomeranzen-Liquors, das ohne Beſtellung vor Jeden hingeſtellt und ebenſo erneuert wurde, verſtanden ſie es, die reſpectabelſten Häupter der Stadt in ſo einſeitige Beleuchtung zu rücken, daß ſie Jedem als die luſtigſten Caricaturen erſcheinen mußten. Dieſen Leuten, welche in halbem Bruche mit der übrigen Geſellſchaft ſich ſelbſt genug waren, hatte im letzten Winter Archimedes ſich als Vierter angeſchloſſen, nachdem er eines Nachmittags mit dem Hauptwortführer, einem früheren Officier, auf der Eisfläche des Mühlenteiches in allen Kunſtformen des Schlittſchuhlaufs gewetteifert hatte.

Zwar hatte er, als dann Abends im Hinterſtübchen des Gaſthofes die beſtbeleumdeten Honoratioren in ſo poſſenhafter Verwandlung vorgeführt wurden, anfänglich ſein gutmüthiges Haupt geſchüttelt; das Gläschen, welches auch ihm geſetzt und gefüllt wurde, war für ihn durchaus nothwendig, um nur die ſpaßhafte Seite dieſes Puppenſpiels zu ſehen; aber freilich, das Mittel ſchlug auch an, und ſo kam es, daß er an den betreffenden Abenden meiſt ſchon als der Erſte des nunmehrigen Bierblattes vor ſeinem Gläschen ſaß, in ungeduldiger Erwartung, daß mit dem Erſcheinen der drei anderen Gäſte das Stück aufs Neue beginnen möge. Er bedurfte eben eines kräftigeren Anreizes, als der Verkehr mit den ihm immer grüner erſcheinenden Gelehrtenſchülern ihm zu bieten vermochte.

Daß eine eigentliche Neigung zum Trinken in Archimedes ſteckte, habe ich nie bemerkt; jedenfalls ſchien zu ſolchem Bedenken jeder Anlaß verſchwunden, ſobald er den Boden der Univerſität betreten hatte. Da tauchte, etwa einen Monat nach unſeres letzten Rückkehr, unter einer Anzahl ihm bekannter Corpsſtudenten eine Tollheit auf, welche vielleicht von einzelnen älteren Herren noch jetzt als ein Auswuchs ihres Jugendübermuths belächelt wird, welche aber für Andere der Anfang des Endes wurde. Ohne Ahnung jener ſpäteren Aera des Abſinthes, behaupteten ſie, in dem „Pomeranzen-Bittern“ den eigentlichen Feind des Menſchengeſchlechts entdeckt zu haben, und erklärten es für eine der idealſten Lebensaufgaben, ſelbigen, wo er immer auch betroffen würde, mit Hintenanſetzung von Leben und Geſundheit zu vertilgen. Dieſer Erkenntniß folgte raſch die That: eine „Bitternvertilgungscommiſſion“ wurde gebildet, die an immer neu erforſchten Lagerorten des Feindes ihre fliegenden Sitzungen hielt. Die Sache wurde bekannt und begann über die Studentenkreiſe hinaus Anſtoß zu erregen; ſogar ein Anſchlag am ſchwarzen Brett erſchien, welcher den Studenten unter Androhung der Relegation den Beſuch einer Reihe näher bezeichneter Häuſer unterſagte; natürlich nur ein Sporn zu noch heldenhafteren Thaten.

Zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß auch Archimedes ſich dieſem Unweſen zugeſellte. Hatte die Oede ſeines niedergehaltenen Lebens ihn zu jenem älteren indeſſen erfolgte wirklich; es war eine elende Summe, die kaum ausgereicht hätte, die Wärterin auf längere Zeit hin zu beſolden. — Sie ſollte freilich hiefür noch mehr als ausreichend geweſen ſein. Acht Tage waren vergangen, Archimedes wurde immer ſchwächer.

Als ich dann eines Vormittags in ſein Zimmer trat, fand ich ihn ſchwer athmend, mit geſchloſſenen Augen; in ſeinem Antlitz ſchien aufs Neue eine Veränderung vorgegangen zu ſein, ob zum Leben oder zum Tode, vermochte ich nicht zu erkennen; etwas wie eine ruhige Klarheit war in ſeinen Zügen; aber die Finger der Hand, welche auf der Decke lagen, zuckten unruhig durcheinander. Ich ſtand ſchon lange vor ihm, ohne daß er meine Anweſenheit bemerkt hätte.

„Der Herr iſt ſchwer krank!“ ſagte die Wärterin, die vor einer Taſſe Kaffee in dem alten Lehnſtuhl ſaß. „Sehen Sie nur“ — und ſie fuhr ſich mit der Hand unter ihrer Mütze hin und her, als wolle ſie andeuten, daß es auch unter der Hirnſchale des Kranken nicht in Ordnung ſei — „alle die lackirten Stiefelchen habe ich dem Bette gegenüber in eine Reihe ſtellen müſſen, und es wollte immer doch nicht ſofort hin und gab dem Vater brieflich über dieſen Stand der Dinge Auskunft; ich glaubte ihm anheimſtellen zu müſſen, ob er bei dem ungewiſſen Ausgang perſönlich kommen oder aber der Schweſter die Reiſe an das Krankenbett des Bruders geſtatten wolle; zugleich bat ich, mit Rückſicht auf das zu Ende gehende Quartal, um Ueberſendung einer Geldſumme für dieſen außerordentlichen Fall.

Mit umgehender Poſt erhielt ich auch ein eigenhändiges Schreiben des Herrn Etatsraths: ſein herrlicher Archimedes ſolle erfahren, daß ſein Vater ſich der vollen Verantwortlichkeit bewußt ſei, einen Jüngling wie ihn der Mit- und Nachwelt zu erhalten; durch den Herrn Käſer würden instanter die ausreichendſten Mittel an mich, dem er ſein vollſtes Vertrauen entgegenbringe, eingehen; im Uebrigen ſolle ich den Arzt zum Teufel jagen; die Sternows hätten allzeit eine Conſtitution gehabt, welche ohne dieſe Pfuſcherkünſte in das Geleiſe der Natur zurückzufinden wiſſe.

Damit ſchloß das Schreiben; von einem perſönlichen Kommen, ſei es des Schreibers ſelber oder ſeiner Tochter, war nichts erwähnt. Die Geldſendung ſtreiten, wenn ich ſie nicht mit offenen Augen erlebt hätte. — Ein uns beiden befreundeter junger Arzt von anerkannter Tüchtigkeit hatte ihn in ſeine Behandlung genommen; auch eine von dieſem beſorgte Wärterin war vorhanden.

Archimedes bewegte ſeinen Kopf, als ob er mir zunicken wolle. „Lieber Freund,“ flüſterte er, „ich fürchte, ich bin recht wunderlich geweſen die letzte Zeit; aber nun, es wird nun beſſer werden!“ Er verſuchte zu lächeln, nachdem er langſam und kaum verſtändlich dies geſprochen hatte; aber es gelang ihm ebenſo wenig wie der Verſuch, ſich dann auf ſeinen Kiſſen umzuwenden; die Wärterin ſtand auf, und wir beide hoben und legten ihn, bis er zufrieden war.

Bald darauf kam auch der Arzt. Als wir nach einiger Zeit zuſammen das Haus verließen, wollte er keine beſtimmte Hoffnung geben; als ein eigentliches Nervenfieber bezeichnete er die Krankheit nicht; der Grund derſelben liege in den fortgeſetzten Ausſchreitungen nach zwei Seiten, welche dieſer an ſich zarte Körper nicht habe ertragen können.

In meiner Wohnung angelangt, ſetzte ich mich

Als ich ihn über dieſe mir ganz unverſtändliche Verſchwendung zur Rede ſtellte, glaubte ich etwas Unheimliches in ſeinen Augen aufleuchten zu ſehen. „Geduld, Geduld!“ ſagte er haſtig. „Kein voreiliges Urtheil, Liebſter! Ich habe jetzt endlich einen Schuſter aufgefunden, ein excellenter Burſche, ausnehmend excellent! Wenn ſie fertig ſind, werde ich in den durchaus vollkommenen Stiefeln zu dir kommen —“

„Aber, Archimedes,“ unterbrach ich ihn, „was willſt du damit und mit all deinen Zirkeln und Rappieren?“

Er ſah mich mit weit aufgeriſſenen Augen an; der Erwerb jener letzteren Dinge war ihm offenbar entfallen, obgleich die Rappiere in ſeinem Zimmer eine halbe Wand bedeckten.

Plötzlich, einige Tage danach, in welchen ich ihn nicht geſehen hatte, hieß es, Archimedes liege am Nervenfieber, es ſtehe ſchlecht mit ihm. Eilig ging ich nach ſeiner Wohnung; aber ich erſchrak, ich erkannte ihn faſt nicht; in ſeinem Bette lag etwas wie ein kleiner abgezehrter Greis, und noch heute würde ich die Möglichkeit einer ſo raſchen Wandlung beder Pumpe auf dem Hofe einen Eimer eiskalten Waſſers, um ſeine nackten Füße dahineinzuſtecken und dann frei von jedem verführeriſchen Schlafverlangen in ſeiner Arbeit fortzufahren.

Dieſe zweite, wenn auch achtungswerthe Tollheit hatte er vor mir wie vor allen Anderen verborgen gehalten; aber freilich, ihre Folgen konnten nicht verborgen bleiben. Wir waren diesmal beide in den Weihnachtsferien nicht nach Hauſe geweſen; es ging ſchon in den März, als ich eine auffallende Veränderung in dem Weſen meines Freundes wahrnahm: der ſonſt ſo ordnungsliebende Mann war verſchwenderiſch geworden; er machte wiederholt allerlei ſeltſame Ankäufe, die ſeine knappen Mittel bei weitem überſtiegen. Außer den theuerſten Zirkeln, welche ihm gleichwohl immer nicht genügten, war ſeine Erwerbsluſt auf verſchiedene Arten von Stoßrappieren gerichtet, eine Waffe, die auf unſerer Univerſität nicht gebräuchlich war, aber freilich, ſeiner Perſon entſprechend, gern und mit Geſchick von ihm gehandhabt wurde; endlich kamen ſogar Lackſtiefel mit immer dünneren und biegſameren Sohlen an die Reihe.

Kleeblatt hingetrieben, ſo war es jetzt das in dieſer Sache ſteckende Stückchen Sport, das ihn heranzog; er kannte ja jenen Feind des menſchlichen Geſchlechts ſeit lange, er mußte mit dabei ſein. Vergebens ſuchte ich ihn zurückzuhalten. „Liebſter,“ ſagte er, „laß mich auch einmal, wie du es nennſt, ein wenig toll ſein; ich verſäume ja nichts damit! Und ſo beruhige dein treues Herz, auch wenn dir für unſere erhabene Sache das Verſtändniß fehlen ſollte!“

Er machte ſeine kriegeriſchen Augen und ſah mich dabei mit ſeinem beſten Lächeln an; mir blieb zuletzt nichts übrig, als der Sache ihren Lauf zu laſſen. Denn darin freilich unterſchied er ſich von den Genoſſen ſeiner Tollheit, außer ſeiner Geſundheit wurde nichts von ihm verſäumt. Gewiſſenhaft, und wenn die Stunde noch ſo früh war, beſuchte er ſeine Collegien, und war die eine Nacht durchraſt, ſo wurde unfehlbar die darauf folgende hindurch gearbeitet. Auf ſeiner Spritmaſchine, welche brennend neben ihm ſtand, filtrirte er ſich den ſtärkſten Kaffee, und vermochte auch der dem erſchöpften Körper die Müdigkeit nicht fernzuhalten, ſo holte Archimedes, wenn alle anderen Bewohner des Hauſes ſchliefen, ſich aus richtig werden, bis ich endlich dort das eine Pärchen oben an und dann noch wieder eine Hand breit vor den anderen hinaus-gerückt hatte. Du lieber Gott, ſo kleine Füßchen und ſo viel ſchöne Stiefelchen!“

Die Alte mochte dies etwas laut geſprochen haben; denn Archimedes fuhr mit beiden Händen an ſein Geſicht und zupfte daneben in die Luft, als ſäße ſein armer Kopf noch zwiſchen den ſteifen Vatermördern, die er in gewohnter Weiſe in die Richte ziehen müſſe; dann ſchlug er die Augen auf und blickte um ſich her. „Du?“ ſagte er, und ein Anflug ſeines alten verbindlichen Lächelns flog um ſeinen Mund. „Trefflich, trefflich!“

Er hatte das kaum verſtändlich hingemurmelt; aber plötzlich richtete er ſich auf, und mich wie mühſam mit den Augen faſſend, ſprach er vernehmlich: „Ich wollte dir doch etwas ſagen! Weißt du denn nicht? Du mußt mir helfen; ich wollte dich ja deshalb holen laſſen. — Ja ſo! Ich glaube“ — er ſtieß dieſe Worte ſehr ſcharf hervor — „es hätte etwas aus mir werden können; nicht wahr, du biſt doch auch der Meinung? Ich habe darüber nachgedacht.“

Er ſchwieg eine Weile; dann warf er heftig den Kopf auf ſeinem Kiſſen hin und her. „Pfui, pfui, man ſoll ſeine Eltern ehren; aber, weißt du ... auf meines Vaters Geſundheit kann ich doch nicht wieder trinken; und darum ...“ Seine Hände fuhren auf dem Deckbett hin und her. „Nein,“ hub er wieder an, „lieber Freund, das war es doch nicht, was ich dir ſagen wollte; entſchuldige mich, du mußt das wirklich entſchuldigen!“

Bei den letzten Worten waren ſeine Augen im Zimmer umhergeirrt, und ſeine Blicke verfingen ſich an dem Stiefelpaar, womit er der Wärterin nach deren Erzählung ſo viel Mühe gemacht hatte; dem einzigen, welches Spuren des Gebrauches an ſich trug.

Ein glückliches Lächeln ging über ſein eingefallenes Antlitz. „Nun weiß ich es!“ ſagte er leiſe; und mit ſeiner abgezehrten Hand ergriff er die meine, die andere hob ſich zitternd und wies mit vorgeſtrecktem Zeigefinger nach den Stiefeln. „Das war unſer letzter Ball, lieber Freund; du tanzteſt mit meiner Schweſter, mit meiner kleinen Phia; aber ſie war doch nicht vergnügt ... ſie iſt noch ſo jung; aber ſie konnte nicht vergnügt ſein — ich habe immer daran denken müſſen: ſo allein mit dem Alten und den Zeitungen und dem … verfluchten Käfer!“

Er hatte beide Arme aufgeſtemmt und ſah mit wilden Blicken um ſich. „Sie hat mir nicht geſchrieben, gar nicht; auf alle meine Briefe nicht!“

Die Wärterin erhob warnend ihre Hand. „Der Herr ſpricht zu viel!“ Aber Archimedes warf ihr ſeine Cavaliersaugen zu; „dummes Weib!“ murmelte er; dann, wie von der letzten Anſtrengung ermüdet, ließ er ſich zurückſinken und ſchloß die Augen. Er athmete ruhig, und ich glaubte, er werde ſchlafen; aber noch einmal, ohne ſich zu regen, flüſterte er mit unausſprechlicher Zärtlichkeit: „Wenn ich nur erſt das Examen … Phia, meine liebe kleine Schweſter!“

Dann ſchlief er wirklich; ich legte ſeine Hand, welche wieder die meine ergriffen hatte, auf das Deckbett und ging leiſe fort. — —

Als ich am anderen Morgen wieder durch den unteren Flur des Hauſes ging, ſchlurfte der Eigenthümer deſſelben, ein hagerer Knochendreher, auf ſeinen Pantoffeln hinter mir her und zog mich unter

Höflichkeitsgeberden in eins der nächſten Zimmer, wo ich außerdem noch ſeine wohlgenährte Gattin, welche der eigentliche Mann des Hauſes war, und eine ältliche Tochter antraf, die wie ein weiblicher Knochendreher ausſah. Alle umringten mich und redeten durch einander auf mich ein: ſie hätten vor ein paar Jahren erſt das theure Haus mit all den ſchönen Zimmern hier gekauft; das könne ich wohl denken, daß noch ſchwere Hypotheken darauf laſteten, und noch ſtänden juſt die beſten Zimmer unvermiethet, obſchon die Herren es doch nirgend beſſer als bei ihnen haben könnten! — Ich wußte anfänglich nicht, wo alles dies hinaus ſollte; dann aber kam's: ſie fürchteten für ihren rückſtändigen Miethzins; ich ſollte ihnen helfen — denn Archimedes war um Mitternacht verſchieden.

Ich ſtieß dieſe Leute, die freilich nur ihr gutes Recht zu decken ſuchten, faſt gewaltſam von mir und ſtieg langſam die Treppe nach dem Oberhaus hinauf. — „Alſo doch! Todt; Archimedes todt!“

Und da ſtand ich vor ſeinem ſchon erkalteten Leichnam; aber ſein eingefallenes Todtenantlitz trug wieder den Ausdruck der Jugend, und mir war, als ſchwebe noch einmal ſein gutes Lächeln um die erſtarrten Lippen.

* * *

Als ich in den Oſterferien nach Hauſe kam, war mein erſter Gang zu dem Herrn Etatsrath; nicht daß mein Herz mich zu dem Vater meines verſtorbenen Freundes hingetrieben hätte, es waren vielmehr geſchäftliche Dinge, und nicht der angenehmſten Art. Die Begräbnißkoſten und die Forderungen des Hauswirths waren durch Herrn Käfer in irgend einer Art geordnet; aber jene während der dem eigentlichen Krankenlager vorangegangenen Gemüthsſtörung zuſammengekauften Gegenſtände waren zum größten Theile von dem Verſtorbenen unbezahlt gelaſſen. Zwar hatten ſpäter die Verkäufer dem Herrn Etatsrath ihre Rechnungen eingeſandt; aber es war darauf weder Geld noch Antwort erfolgt. Nun hatten ſie dieſelben noch einmal ausgeſtellt und mir, den ſie als Freund und Landsmann ihres Schuldners kannten, der Bitte um Verwendung bei dem Vater übergeben.

Bei meinem Eintritt in den Hausflur ſah ich eine weibliche Geſtalt mit einer blauen Küchenſchürze als wolle ſie nicht geſehen werden, durch eine Hinterthür verſchwinden; ob es eine Magd, oder wer ſie ſonſt war, vermochte ich ſo raſch nicht zu erkennen. Da ich indeſſen den braunrothen Kopf des Herrn Etatsrath von der Straße aus in einem der unteren Zimmer bemerkt hatte, ſo pochte ich, da ſich ſonſt niemand zeigte, ohne Weiteres an die betreffende Zimmerthür. Es erfolgte jetzt etwas wie das Brummen eines Bären aus einer dahinter liegenden Höhle; ich nahm es für ein menſchliches „Herein“ und fand dann auch den Herrn Etatsrath im Lehnſtuhl an ſeinem mit Papieren bedeckten Schreibtiſch ſitzen, wo ich ihn vorhin durchs Fenſter erblickt hatte. Ihm zur Seite ſtand ein kleiner Tiſch, darauf eine Kryſtallflaſche mit Madeira und ein halbgeleertes Glas. Als ich näher trat, ſah er mich eine Weile mit offenem Munde an; dann langte er hinter ſich nach einem Schränkchen und brachte ein zweites Glas hervor, das er ſofort füllte und nach der anderen Seite des Tiſches ſchob.

„Sie ſind der Sohn des Juſtizraths,“ begann er; „aber ſetzen Sie ſich, junger Mann! Sie waren der Freund meines unvergeßlichen Archimedes; Sie werden das zu ſchätzen wiſſen!“

Ich gab dem meine Zuſtimmung und erzählte, den Tod und die vermuthliche Todesurſache des Verſtorbenen übergehend, von der Gewiſſenhaftigkeit, womit er unter allen Umſtänden und bis zuletzt ſeine Studien betrieben hatte, und von mancher freundlichen Aeußerung ſeiner Fachprofeſſoren, welche nach ſeinem Tode mir zu Ohren gekommen war.

Der Herr Etatsrath hatte indeſſen ſein Glas geleert und wiederum gefüllt. „Junger Mann,“ ſagte er, „erheben wir den Pocal und trinken wir auf das Gedächtniß des erſten Mathematikus unſeres Landes; denn das war mein Archimedes ſchon jetzt in ſeinen jungen Jahren! Ich, der ich denn doch ein ganz anderer Gewährsmann bin als jene ſoeben von Ihnen in Bezug genommenen Profeſſoren, ich ſelber habe ihn geprüft, als der Selige zum letzten Male in dieſem Hauſe weilte. Wenn ich ſage: geprüft, ſo will das Wort ſich eigentlich nicht ſchicken; denn mein Archimedes war der Größere von uns beiden!“ — Und ſeine Blicke legten ſich wie drückende Bleikugeln auf die meinen, während er mit mir anſtieß und dann in einem Zug ſein Glas heruntergoß.

Damals fürchtete ich mich noch nicht vor einem tüchtigen Trunk. „In memoriam“ ſprach ich andächtig und folgte ſeinem Beiſpiel. Der Herr Etatsrath nickte und ſchenkte die Gläſer wieder voll. „Sie haben,“ hub er aufs Neue an, „Ihren großen Commilitonen mit allen ſtudentiſchen Ehren zu ſeiner letzten Ruheſtatt begleitet; ſo verhielten wir es auch zu meiner Zeit; beſonders bei unſerem Conſenior, den wir Mathematiker ‚Rhomboides‘ nannten! Er war ein Rheinländer; aber der Wein war bei ihm ein überwundener Standpunkt; er trank des Morgens Rum und des Abends wieder Rum; und ſo fiel er auch nicht, wie mein unſterblicher Archimedes, als ein Opfer der Wiſſenſchaft, er war vielmehr dem Laſter der Trunkſucht ergeben und ging dadurch zu Grunde. Deß ohnerachtet blieſen wir ihn mit zwölf Poſaunen zu Grabe und tranken ſodann im Rathskeller ſo tapfer auf ſeine fröhliche Urſtänd, daß bei Anbruch des Morgens nur noch Wenige von uns an das Tageslicht hinaufzugelangen vermochten. — Aber“ — ſein Blick war auf mein unberührtes Glas gefallen — „Sie haben ja nicht getrunken! ‚Dulce merum,‘ ſagt Horatius; ſchenken Sie ſich ſelber ein; es freut mich, einmal wieder mit einem flotten Studioſus den Pocal zu leeren!“

Aber die Geſellſchaft des Herrn Etatsraths begann mir unheimlich zu werden, auch wollte ich endlich meine Rechnungen zur Sprache bringen und zog deshalb, indem ich zugleich ſeiner Aufforderung folgte, mein Päckchen aus der Taſche und begann die Papiere vor ihm hinzubreiten.

Er würdigte dieſelben keines Blickes; die Erläuterungen aber, welche ich hinzuzufügen für nöthig hielt, ſchien er aufmerkſam anzuhören. „Gewiß, mein junger Freund,“ ſagte er dann, als ich zu Ende war, „mein herrlicher Archimedes wäre ja kein Student geweſen, wenn er nicht mit Hinterlaſſung etwelcher Schulden in die Ewigkeit gegangen wäre! Geben Sie, junger Mann, die Rechnungen dieſer Böotier an den Herrn Käfer zur weiteren Hinterlegung, oder, was ich für das Schicklichſte erachte, retradiren Sie ſelbige an ihre ehrenwerthen Autoren!“

Ich glaubte den Sinn dieſer Worte nicht recht gefaßt zu haben. „Aber ſie ſollen doch bezahlt werden?“ wagte ich einzuwenden.

„Nein, mein junger Freund“ — und die ſtumpfen Augen ſahen unter den ſchwarzen Borſtenhaaren mich faſt höhniſch an — „ich ſehe dazu nicht die mindeſte Veranlaſſung.“

Ich mag dem Herrn Etatsrath wohl ein recht verblüfftes Geſicht gemacht haben, als ich meine Rechnungen zuſammenſammelte und wieder in die Taſche ſteckte; dann aber nahm ich meinen Abſchied, ſo ſehr er mich auch mit trunkener Höflichkeit zurückzuhalten ſuchte.

Als ich auf den Flur hinaustrat, vernahm ich dort ein halb unterdrücktes Weinen, und da ich den Kopf wandte, ſah ich auf den Stufen einer Treppe, die hinter dem Zimmer des Etatsraths in das Oberhaus hinaufführte, eine weibliche Geſtalt hingekauert; an der blauen Schürze, in die ſie ihr Geſicht verhüllt hatte, glaubte ich ſie für dieſelbe zu erkennen, die ſich vorhin ſo haſtig meinem Blick entzogen hatte.

Als ich unwillkürlich näher trat, erhob ſie den Kopf ein wenig, und zwei dunkle Augen blickten flüchtig zu mir auf.

„Fräulein Sophie!“ rief ich; denn ich hatte ſie erkannt, obgleich ihr ſchönes Antlitz durch einen fremden ſcharfen Zug entſtellt war. „Ja, weinen Sie nur; er hat Sie ſehr geliebt! O, Fräulein Phia, wenn Sie nicht kommen konnten, weshalb ſchwiegen Sie auf alle ſeine Briefe?“ — Das einſame Sterbelager meines Freundes war vor mir aufgeſtiegen; ich hatte es nicht laſſen können, dieſen Vorwurf auszuſprechen.

Sie antwortete mir nicht; ſie wühlte das Haupt in ihren Schoß und ſtreckte beide Arme händeringend vor ſich hin; ein Schluchzen erſchütterte den jungen Körper, als ob ein ſtumm getragenes ungeheures Leid zum Ausbruch drängte.

War das allein die Trauer um den Todten, was ſich da vor meinen Augen offenbarte? — Unſchlüſſig ſtand ich vor ihr; dann begann ich zu berichten, was ich immerhin der Schweſter des Verſtorbenen ſchuldig zu ſein meinte: von ihres Bruders letzten Tagen, von ſeiner Sehnſucht nach der fernen Schweſter und wie ihr Name von ſeinem ſterbenden Munde auch für mich das Abſchiedswort von ihm geweſen ſei.

Ich ſchwieg einen Augenblick. Als ich noch einmal beginnen wollte, ſtreckte ſie abwehrend, in leidenſchaftlicher Bewegung die Hände gegen mich. „Dank, Dank!“ rief ſie mit einer Stimme, die ich nie vergeſſen werde; „aber gehen Sie, aus Barmherzigkeit, gehen Sie jetzt!“ Und ehe ich es verhindern konnte, hatte ſie meine Hand ergriffen, und ein paar fieberheiße Lippen drückten ſich darauf.

Beſchämt und verwirrt, zögerte ich noch, ihr zu gehorchen; da wurde aus dem Zimmer nebenan ihr Name gerufen; die rauhe Stimme ihres Vaters war nicht zu verkennen.

Schweigend und wie todmüde erhob ſie ſich; aber ich hielt ſie noch zurück und ſprach die Hoffnung aus, ſie bald in ruhigerer Stunde in meiner Eltern Haus zu ſehen.

Sie blickte nicht zu mir hin und antwortete mir nicht, weder durch Worte noch Geberde; langſam ſchritt ſie nach dem Zimmer ihres Vaters. Als ich die Hausthür geöffnet hatte, wandte ich den Kopf zurück; da ſtand ſie noch, die Klinke in der Hand, die großen Augen weit dem Sonnenlicht geöffnet, das von draußen in den dunklen Hausflur ſtrömte; mir aber war, da hinter mir die ſchwere Thür ins Schloß fiel, als hätte ich ſie in einer Gruft zurückgelaſſen.

Wie betäubt kam ich nach Hauſe; es nahm mich faſt Wunder, als ich hier Alles wie gewöhnlich fand: meine Schweſter ſaß mit einer großen Weißzeugnäherei am Fenſter, neben ihr im Sopha Tante Allmacht mit ihrer ewigen Tricotage.

Ich konnte nicht an mir halten, ich erzählte den Frauen Alles, was mir widerfahren war. „Was iſt geſchehen mit dem armen Kinde?“ rief ich; „das war nicht nur ein Leid, das war Verzweiflung, was ich da geſehen habe.“

Ich erhielt keine Antwort; Tante Allmacht ſchloß ihre Lippen feſt zuſammen; meine Schweſter packte ihre Näherei hinter ſich auf den Stuhl und ging hinaus. Ich ſah ihr erſt erſtaunt nach und machte dann Anſtalt, ſie zurückzurufen; aber Tante Allmacht faßte meine Hand: „Laß, laß, mein lieber Junge; das ſind keine Dinge für die Ohren einer jungen Dame, wenn auch die ganze Stadt davon erfüllt iſt!“

„Sprich nur, Tante,“ ſagte ich traurig; „ich weiß ſchon, was nun folgen wird!“

„Ja, ja, mein Junge; der Muſche Käfer — es iſt gekommen, wie es nicht anders kommen konnte; und wenn nicht ein noch größerer Scandal geſchehen ſoll, ſo wird der Herr Etatsrath zu einer ſehr unſchicklichen und recht betrübten Heirath ſeinen Segen geben müſſen. Im Uebrigen iſt natürlich dieſer Rabenvater der Einzige, welcher von dem Stand der Dinge keine Ahnung hat.“

Tante Allmacht that ein paar Seufzer. „Die arme Phia!“ fügte ſie dann mit ſeltener Milde bei; „ich habe kluge und gereifte Frauen an ſolch elenden Geſellen verderben ſehen, warum denn nicht ein dummes unberathenes Kind!“

⁂

Zu der von Tante Allmacht vorhin bezeichneten Heirath kam es nicht. — Was nun noch folgte, habe ich nicht miterlebt; ich ſaß in unſerer Univerſitätsſtadt an meiner lateiniſchen Examenarbeit; aber mein Gewährsmann iſt wiederum jener alte Handwerksmeiſter, der nächſte Nachbar des Herrn Etatsraths.

Es war im Hochſommer deſſelben Jahres, in einer jener hellen Nächte, die auch ſchon unſerer nördlicheren Heimath eigen ſind, als er durch etwas wie aus der Nachbarſchaft zu ſeinem Ohre Dringendes aus tiefem Schlaf emporgeriſſen wurde; ein Geräuſch, ein ungewohnter Laut hatte die Stille der Nacht durchbrochen. Aufrecht in den Kiſſen ſitzend, unterſchied er deutlich die Hausthürglocke des Herrn Etatsraths, im Hauſe ſelbſt ein Treppenlaufen und Schlagen mit den Thüren; nach einer Weile eine junge Stimme; nein, einen Schrei, wie in höchſter Noth aus armer hülfloſer Menſchenbruſt hervorgeſtoßen!

Voll Entſetzen war der alte Mann von ſeinem Lager aufgeſprungen, da hörte er draußen auf der Straße eilige Schritte näher kommen. Er ſtieß das Fenſter auf und gewahrte eine alte Frau, die er in der Dämmerhelle zu erkennen glaubte. „Wieb! Wieb Peters,“ rief er, „iſt Sie es? Was iſt denn das für ein Schrecken in der Nacht?“

Die alte, ſonſt ſo ſchweigſame Frau war dicht zu ihm herangetreten. „Geh' Er nur wieder ſchlafen, Meiſter,“ ſagte ſie und hielt dabei ihre großen unbeweglichen Augen auf ihn gerichtet; „was Er gehört hat, geht Ihn ganz und gar nichts an; oder wenn Er nicht ſchlafen kann, ſo helf' Er den Herrn Etatsrath wecken, wenn Reu' und Leid ihn noch nicht haben wecken können!“

Damit war ſie fortgegangen; und gleich darauf hatte der Meiſter abermals die Thürglocke des Nachbarhauſes läuten hören. — — Was in dieſer Nacht geſchehen war, blieb nicht lange verborgen; ſchon am anderen Morgen lief es durch die Stadt; in den Häuſern flüſterte man es ſich zu, auf den Gaſſen erzählte man es laut: unter dem Dache des Herrn Etatsrath lagen zwei Leichen; die Stadt hatte auf Wochen Stoff zur Unterhaltung.

Dann kam der Begräbnißtag. Dem Sarge, in welchem ein neugeborenes Kind an ſeiner jungen Mutter Bruſt lag, folgten zwei Schreiber und die nächſten Nachbarn; Herr Käfer hatte am ſelben Morgen eine Reiſe angetreten; der Herr Etatsrath hatte aus unbekanntem Grunde ſich zurückgehalten. Als aber in dem Todtengange der Leichenzug an der Gartenplanke entlang kam, ſah man ihn auf dem Altane, der jetzt weit offenen Kirchhofspforte gegenüber, ſitzen; er rauchte aus ſeiner Meerſchaumpfeife und ſtieß mächtige Dampfwolken vor ſich hin, während auf den Schultern dürftig gekleideter Arbeitsleute die letzte Bettſtatt ſeines Kindes näher ſchwankte.

Eine leuchtende Juniſonne ſtand am Himmel und beſchien den Sarg und den einzigen, aus Immergrün und Myrthen gewundenen Kranz, den Tante

Allmachts Stina heimlich am Abend vorher darauf gelegt hatte. Als der Zug unterhalb des Altanes angelangt war, ſcheuchte der Herr Etatsrath den blauen Tabaksqualm zur Seite, indem er herablaſſend gegen das Gefolge grüßte. „Contra vim mortis, meine Freunde! Contra vim mortis!“ rief er und ſchüttelte mit condolirender Geberde ſeine runde Hand; „aber recht ſchönes Wetter hat ſie ſich noch zu ihrem letzten Gange ausgeſucht!“

Der Zug hatte bei dieſen Worten bereits die Kirchhofsſchwelle überſchritten, und bald waren die beiden armen Kinder in die für ſie geöffnete Gruft hinabgeſenkt.

— — Phia Sternow ruht neben ihrer faſt in gleicher Jugend, aber ohne eine gleiche Kränkung der öffentlichen Meinung hingeſchiedenen Mutter; wie ich mich ſpäter überzeugte, unter jenem vernachläſſigten Hügel, auf dem ich einſtmals ihren Primelkranz gefunden hatte. — Eine Willi iſt ſie nicht geworden, nur ein verdämmernder Schatten, der mit anderen einſt Geweſener noch mitunter vor den Augen eines alten Mannes ſchwebt. — Arme Phia! Armer Archimedes!

* * *

Ich ſchwieg. Mein junger Freund, dem ich dies Alles auf eine hingeworfene Frage erzählt hatte, ſah mich unbefriedigt an: „Und der Herr Etatsrath?“ frug er und langte aufs Neue in die Cigarrenkiſte, die ich ihm mittlerweile zugeſchoben hatte, „was iſt aus dem geworden?“

„Aus dem? Nun, was zuletzt aus Allen und aus Allem wird! Da ich einſt nach elfjähriger Abweſenheit in unſere Vaterſtadt zurückkehrte, war er nicht mehr vorhanden. Viele wußten gar nicht mehr von ihm; auch ſein Amt exiſtirte nicht mehr, und ſeine vielgerühmten Deichprofile ſind durch andere erſetzt, die ſelbſtverſtändlich nun die einzig richtigen ſind; Sie aber ſind der Erſte, dem zu erzählen mir die Ehre wurde, daß ich den großen Mann mit eigenen Augen noch geſehen habe.“

„Hm; und Herr Käfer?“

„Ich bitte, fragen Sie mich nicht mehr! Wenn er noch lebt, ſo wird er jedenfalls ſich wohl befinden; denn er verſtand es, ſeine Perſon mit Anderen zu ſparen.“

„Das hol' der Teufel!“ ſagte mein ungeduldiger junger Freund.

„Es waren zwei Königskinder“.

(1884.)

Es iſt ein Erlebniß, das ich heut erzählen will; nicht mein eigenes, es iſt mir ſelbſt erzählt worden; aber von ſo lebendiger Erinnerung getragen, daß ich nur hätte nachzuſchreiben brauchen.

Mitte Juli war es, eine laue Sommernacht; wir ſaßen mit unſeren Gäſten auf der Terraſſe unſeres Landhauſes, und ſo weit die hellen nordiſchen Sommernächte es geſtatteten, lag um uns her der Garten ſchon in Duft und Dämmer; nur am Himmel über uns ſtrahlte im Sternbilde des Perſeus der prächtige Algol. Wir hatten lebhaft geplaudert, etwas philoſophiſch ſogar, über kleine Urſachen und große Wirkungen. „Soll es doch geſchehen ſein,“ ſagte der alte Doctor, „daß Nachts eine Maus über die Naſe einer königlichen Geliebten geſprungen iſt, und der König hat darüber eine große Schlacht verloren!“

Wir lachten; aber das ſteigende Dunkel löſchte das Geſpräch allmälig aus. Mein Vetter, der Muſiker, der ſich die Erlaubniß zu einer langen Pfeife ausgebeten hatte, hielt ſeine Augen auf den funkelnden Stern gerichtet und blies ſchon lange ſchweigend ſeine Rauchwolken gen Himmel. „Ja,“ ſagte er jetzt, wie zu ſich ſelber, „wenn man nicht näher zuſah, ſo war es auch nur ein Rauſch — ein Räuſchlein! — Meine nächſten Freunde vom heiligen Conſervatorium, wo ſind ſie? Man ſoll ſich in Acht nehmen; es liegt uns überall im Wege!“

„Was faſeln Sie da, Fritz?“ frug unſer Doctor leiſe.

„Ich faſele nicht, lieber Doctor, aber es iſt ſo wunderbar um uns; man möchte den Todten einmal Gehör geben; ich habe es Ihnen vor Jahren, da es mich eben ſtark geſchüttelt hatte, auch wohl ſchon erzählt!“

Der Doctor ſchwieg einen Augenblick: „Das mit dem jungen Marx?“ ſagte er dann.

Mein Vetter nickte.

„Sie haben recht, Fritz, und wenn die Erinnerung Sie drängt, ſo erzählen Sie es jetzt auch den

Anderen; ich mein', es iſt jetzt eine rechte Stunde, und ein gutes Gedenken könnte, wenn man ſo ſagen dürfte, auch denen wohlthun, welche nicht mehr ſind."

„Wollen wir das annehmen!" erwiderte Fritz, und da auch wir Anderen in ihn drangen, ſo begann er:

Schon faſt zwei Jahre war ich auf dem Conſervatorium in *** geweſen, da wurde es mir eines Tages klar, daß für hochbegabte Muſiker dort vielleicht ſehr viel, für Leute meines Schlages aber trotz der beſten Muſik, die dort gemacht wurde, verzweifelt wenig zu holen ſei; denn eine feſte, das Ganze beherrſchende Methode der Technik fehlte dem Clavierunterricht dort zu jener Zeit, das iſt auch heute noch meine Anſicht, und die Anſtalt war ſeit mehreren Decennien unter der Direction eines alten Herrn geblieben, der als Clavierlehrer nur die anſtellte, die ihm von den beſten Sachkundigen nicht empfohlen waren. Jetzt mag das Alles ja ganz anders ſein.

Damals aber — nach Berathung mit Gleichgeſtimmten und nach eingeholter väterlicher Erlaubniß — ging ich Oſtern 187* nach Stuttgart, wo die Hochſchule der Muſik unter Faiſts Direction und mit der

Lebert-Starkſchen Methode viele Schüler hinzog; zumal auch Liſzt — ſo hieß es – weſentlich nur der dort Gebildeten ſich muſikaliſch annahm. Bald war ich geprüft und aufgenommen und hatte Silberburgſtraße Nr. 21 bei einem nachdenklichen Schneider meine Wohnung eingerichtet; die Möbelausſtattung war etwas dürftig, aber das Zimmer recht groß, und das Pianino, das ich raſch gemiethet hatte, klang in dem leeren Raume prächtig.

Noch entſinne ich mich des Morgens, da die erſte Stunde für Harmonielehre bevorſtand; ein grimmiges Gewitter entlud ſich über der Stadt; mir war, als hätte ich ſolche Donner zuvor noch nie gehört. Ich ſtand in Zweifel, ob ich gehen ſollte; denn ich beſaß keinen Regenſchirm. Endlich ließ es nach, und ich machte mich auf den Weg. Ein etwas unzufriedener Blick des Lehrers empfing mich bei meinem Eintritt: an ein Zuſpätkommen ſchien man hier nicht gewöhnt zu ſein.

In derſelben Reihe mit mir ſaß ein junger Mann, deſſen ſchönes Antlitz während des Vortrages unwillkürlich meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog; unter dunkel gelocktem Haar wandten zwei milde braune

Augen ſich ein paar Mal zu mir. Als wir nach dem Ende des Unterrichts auf die Straße getreten waren, regnete es wieder. „Sie haben keinen Schirm,“ ſagte er freundlich, indem er auf mich zukam; „wo wohnen Sie? ich werde Sie nach Hauſe bringen!“

Ich dankte ihm, und wir gingen unter ſeinem Schirm meiner Wohnung zu; unterwegs erfuhr ich, daß er der Sohn eines Muſikdirectors aus Baſel ſei, deſſen Namen ich ſpäter mehrfach in Werken über Muſik getroffen habe. Aus ſeinem Antlitz wie aus ſeinen Worten ſprachen Güte und Verſtand; ich fühlte, ich ſei bei einem Ueberlegenen, der gleichwohl dieſe Eigenſchaft mir gegenüber nur gebrauchen werde, mir zu helfen, mich zurechtzuweiſen. Und ſo geſchah es auch; obwohl ihm ſpäter viel Fertigere zur Wahl ſtanden, er ſpielte am liebſten doch mit mir; ich ſah es bald, wie Alle, die ihm näher ſtanden, ihn verehrten.

Aber — unterbrach ſich der Erzähler — ich muß um Nachſicht bitten, daß ich bei ihm verweile, denn von einem Anderen wollte ich erzählen; es iſt nur — er iſt nach einem kurzen Glücke jung geſtorben, und die Leere, die mir ſein Tod gelaſſen, empfinde ich noch immer.

Da wir ſchon meiner Wohnung nahe waren, kam aus einer Nebengaſſe mit nervöſer Haſtigkeit, mit ſtapfigen Schritten ein junger Mann auf uns zu, von gelblicher Geſichtsfarbe und ſchlichtem ſchwarzen Haar; ſeine dunklen Augen, die er forſchend auf mich richtete, ſchienen faſt zu zittern. „Auch ein Conſervatoriſt!“ flüſterte mein neuer Freund mir zu; „der Vater iſt ein Schwabe, der als angeſehener Gelehrter in Metz lebt; daß wenigſtens ſeine Mutter eine Franzöſin iſt, ſehen Sie wohl ſelbſt.“

Indeſſen ſtand er vor uns. „Ah, Walther!“ rief er, „wen ſchleppſt denn du da mit dir durch die Stadt?“ Er zog ſeinen kleinen Hut, der, wie ſeine übrige Kleidung, recht durchnäßt war; denn auch er trug keinen Schirm.

„Kommen Sie, bis der Regen nachläßt, mit in meine Wohnung,“ ſagte ich, ihn begrüßend, „da können wir Bekanntſchaft machen, denn auch ich gehöre zu Ihrem Orden.“

Er warf flüchtig den Kopf zu mir herum: „Haben Sie denn auch die Nerven zu dem alleinſeligmachenden Anſchlag mitgebracht? Es kommt hier auf ein Menſchenleben nicht groß an!“

„Ich hoffe," ſagte ich lachend; dann ſtiegen wir die drei Treppen zu meinem Zimmer hinauf. Der Halbfranzoſe beguckte, lebhaft mit ſeinen Fingern ſpielend, die Bilder vom verlorenen Sohn, die nebſt König und Königin an der Wand hingen, ſah dann durch ſeine Brille aus dem Fenſter in den tröpfelnden Regen, dabei unterweilen den Kopf nach mir zurückwendend; dann trat er plötzlich zu mir, muſterte meine lange Figur von den Fußſpitzen bis zu meinem blonden nordiſchen Haupte und ſagte lebhaft: „Sacré nom de Dieu, Walther! Wo haſt du dieſen Senfkerl eingefangen?"

„Was bin ich?" Ich wollte ſchon aufbrauſen, aber Walther trat dazwiſchen: „Wir haben ein gelindes Rothwelſch unter uns: Senfkerl, Senfmädchen iſt bei uns der Superlativ vom Allerbeſten, und Marx oder alias Lavendel — denn er kann nicht ohne Wohlgerüche leben — redet gern in dieſem Idiom. Darüber dürfen Sie ihm nicht zürnen, er iſt mein guter Freund!"

„Sans doute! Sans doute!" rief der Halbfranzoſe; „aber ſiehſt du, Walther — kennen Sie den ſchon?" unterbrach er ſich und wandte ſich zu mir. „Nun, Sie werden Ihre Freude an ihm haben! Aber ich meine, Sie ſind unſer vierter Mann; Abends für unſere Verſammlungen, wenn bei einer Pfeif' Tobak Kopf und Hände wieder zur Ruhe kommen ſollen! Der Franz, unſer Dritter, das iſt der Humoriſt, man ſieht es kaum dem Blondkopf an — Sie werden ihn ſchon kennen lernen! Aber jetzt, sincères amis, gebt euch die Hände, und hier iſt die meine! Smollis! Um Entſchuldigung, wie iſt Ihr Name?“

„Aber, lieber Herr,“ ſagte ich etwas verlegen, nachdem ich mich genannt hatte, „geht das bei Ihnen in Frankreich ſo geſchwinde? Wir haben uns ja erſt in dieſem Augenblick geſehen.“

„Ach, Frankreich!“ ſagte er; „mein Vater iſt ein Deutſcher, aus dem geſegneten Lande Schwaben!“ und ſeine nicht großen Augen leuchteten vor Zärtlichkeit.

Es half eben nichts; ihm war nicht zu widerſtehen, Walther und Marx waren meine Duzbrüder.

* * *

So war der Anfang unſerer Bekanntſchaft.

Ich hatte bald empfunden, daß hier ein ernſter

Geiſt regiere, der jeden nicht gar zu Trägen mit ſich reißen mußte; nur die Uebung am Clavier beſchäftigte uns je drei, ja wohl gar vier Stunden am Vormittage und ebenſo am Nachmittag. Abends waren dann unſere „Verſammlungen“, die wir wechſelweiſe auf unſeren Stuben abhielten; da wurde geraucht und über das, was uns in den theoretiſchen Stunden vorgekommen war, ein Quantum hingeredet, auch geſungen wurde bisweilen; unſer Hauptſtück war ein Terzett a capella, das von Franz, mit dem ich bald zuſammengeführt war, auf ſeinem Zimmer vorgelegt wurde. „Tropfen von Thau“, den milden Anfang hatte es, Melodie und Componiſten habe ich vergeſſen, ich meine, es war für Frauenſtimmen, und wir ſtiegen dabei eine Octave tiefer; aber wir ſangen es, wie Franz, unſer Dirigent, bemerkte, umſtandsverhältnißmäßig ſchön; auch Marx war einer von den Sängern.

Eines Mittſommerabends waren wir bei Franz; die Pfeifen brannten, die ſchlecht geputzte Lampe hatten wir des Qualms wegen tief hinabgeſchraubt; Walther war nicht da, er wohnte bei einer alten Tante und war dadurch mitunter abgehalten. Marx und ich rauchten ſchon unſere zweite Pfeife, da — klatſch! ging es, und Franz hatte ſeinen Morgenſchuh ausgezogen und ihn über ſich gegen die niedrige Decke geworfen. „Hol' der Teufel den Bäcker und ſeine ſchwarzen Teufelsdinger!“ rief er.

„Was raſeſt du?“ ſagte ich und blickte mich in der dämmerigen Stube um; aber Schaaren von jenen häßlichen großen Küchenſchaben, wie ſie bei Bäckern — der Hauswirth war ein ſolcher — ihren liebſten Heimſitz haben, huſchten mit ihrer ſpukhaften Haſtigkeit blitzſchnell über Deck' und Wände.

„Potz Himmeltauſendſakramenter!“ rief ich; wir waren Alle aufgeſprungen; der Eine nahm den Stiefelknecht, der Andere riß den Handleiter vom Clavier, Franz zog auch den zweiten Schuh vom Fuß, und nun begann eine Jagd: klitſch, klatſch! und die Schaben, die ihr Loch nicht finden konnten, waren unſere ſichere Beute; auf Tiſch und Stühlen lagen ihre zerquetſchten Leiber, das Bett war völlig überſäet. Das Jagdfieber ergriff uns immer mehr; wir ſprangen vor- und rückwärts, gegen einander und um uns ſelber; das Nachtgezücht rannte an uns empor, über unſere Kleider, auf unſer Geſicht, und wir ſchlugen es auf uns ſelber todt. Aber ſchon genügte uns der enge Schauplatz nicht mehr; wir rannten zur Stube auf den Flur hinaus, die Mordinſtrumente in den Händen; überall waren Schaben; dann die Treppe hinab; Marx trug die Lampe, der Qualm flog aus dem Glascylinder — da plötzlich im unteren Hausflur eine Wand, es mag wohl eine Thür geweſen ſein, und die dicke Geſtalt des Hauswirthes ſtand im baren Hemde vor uns; das bärbeißige Geſicht mit den buſchigen Brauen über den kleinen Augen betrachtete uns voll Grimm und Staunen:

„Ho ho, ihr Herre, was geits denn? Se alarmiret jo 's ganz' Haus! Laſſet Se das Zinſelwerk und ganget Se hoim!“

Aber Franz legte feierlich die Hand auf ſeine Schulter: „Mann!“ ſagte er, „ein Dankgebet wäre Ihrem Munde ziemlicher geweſen als ſo nichtsnutzige Reden; kommen Sie mit in mein Gemach und inſpiciren Sie dort die Leichen; wir haben Ihnen zum mindeſten fünfhundert Schaben todtgeſchlagen!“

„Todtg'ſchlage?“ wiederholte der Mann und lachte grimmig. „Die hättet Se kenne lebe laun!“

„Den Teufel auch!“ rief Franz. „Ich mag nicht mit ihnen leben.“

„Ach, Herr Franz, d'Schwobe hänt mer no nia nex vo meim kurze Schlof abiſſe!“ Damit ſchlug er verdrießlich ſeine Thür wieder zu und verſchwand dahinter, Gott weiß, wohin.

„Der Mann hat keinen Sinn für Höheres!“ ſagte Franz, und wir gingen etwas abgekühlt nach ſeinem Zimmer zurück. „Aber was nun, meine Lieben?“ begann er wieder. „Schlafen kann ich nicht unter dieſen Todten, und, wie mir däucht — ſie ſtinken auch ganz erklecklich! Aber — mich erleuchtet der Geiſt: die Nacht iſt ſchön, Schaben giebt es draußen nicht — machen wir einen Männerſpaziergang!“

„Einen Spaziergang?“ wiederholte Marx zögernd, der nach dieſer Aufregung recht jämmerlich dreinſah. „Ich bin müde, Franz, und habe morgen Vormittag um zehn Uhr Clavierſtunde; komm mit mir, du kannſt auf meinem Sopha ſchlafen!“

„Nein, nein, edler Lavendel, gute Gedanken dürfen nicht auf Sophas verſchlafen werden. Kommt nur! Durch Cannſtatt nach Waiblingen, wo die

Wachtthurmtreppe ſo eng iſt, daß die Wittwe des alten Thurmwarts ſich Anſtands halber mit dem neuen Wächter verheirathen mußte, da ſie wegen ihrer Dicke nicht mehr hinunter konnte! Unſer nordiſcher Freund muß nebenbei auch Schwaben kennen lernen!"

Mit einem Wort, er drängte ſo, daß wir beiden Anderen uns endlich bereit erklärten und die Treppe mit ihm hinabſtiegen. Als wir unten waren, ſtürmte er noch einmal hinauf, kam aber ſogleich mit einer Notenrolle wieder herab.

„Was haſt du denn geholt?" frug ich.

„Das Allernothwendigſte," ſagte er und hob die Rolle in die Höhe, „unſer Terzett!"

Nun gingen wir auf die Gaſſe; es mochte nach elf Uhr ſein; die Juninacht war ſchön, einige Sterne funkelten über uns; aber auf Erden war's doch dunkel. So marſchirten wir zur Stadt hinaus; die Nachtkühle brachte ihre erfriſchende Wirkung, und ſchon auf der Chauſſee rief Franz: „Was meint ihr, mir iſt, als müßten wir einmal ſingen!"

„Ja, aber was denn?"

„Was anders als unſer Terzett!"

„Aber dazu brauchen wir Licht, wir können's ja nicht auswendig."

„Alles vorgeſehen," erwiderte Franz, zog ſein Schnupftuch hervor und entwickelte daraus ein Käſtchen mit Zündhölzern und einige Stümpfchen Stearinlichts. Wir warfen uns auf einen Haufen von Chauſſeeſteinen, der am Wege lag; die Lichter wurden angezündet und daraufgeklebt, Franz hatte die Stimmen vertheilt und tactirte mit der Hand: „Eins, zwei!" und: „Tropfen von Thau!" — unſer Terzett ſtrahlte wie ein Stern durch die einſame Juninacht.

„Schön!" ſagte Franz, indem er die Stimmen wieder einſammelte. „Doch nun vorwärts!"

Marx wollte die beiden Lichter ausblaſen, aber er wehrte ihm: „Laß!" ſagte er. „Zur Freude der Nachtwanderer, die nach uns kommen!"

So ließen wir ſie brennen und marſchirten weiter. Da ſtieg zu Oſten unten über den Eßlinger Bergen ein gelber Mond empor; zugleich ſchlug eine Nachtigall, und ein Schauer zog durch die Obſtbäume, die am Wege ſtanden.

„De la nuit j'aime le silence:
Doux rossignols, chantez pour moi!"

ſang Marx mit halber Stimme; dann faßte er mich unter den Arm, drückte ihn und ſagte zitternd: „Nord und Süd! Wir kommen doch zuſammen!“

Noch mehrmals ſahen wir zurück nach unſeren Lichtern, bis die ſchwache Helle nicht mehr zu uns reichte; dann marſchirten wir durch Cannſtatt; es muß nach Mitternacht geweſen ſein, die Stadt war todtenſtill. So ſuchten wir denn einiges Leben hineinzubringen; unſere Stöcke ſchwingend tralate jeder von uns ſeine eigene Melodie. Da ſchlurfte es heran: „He, Sie! Was machet Se denn für en Heideſpectakel? Des iſcht hie net der Brauch!“ ſcholl eine rauhe Stimme, und eine Geſtalt mit Speer und Tuthorn hatte ſich vor uns hingepflanzt.

„Mann der Nacht,“ ſagte Franz. „Laſſen Sie uns, wir fahren jetzt gen Waiblingen.“

Der Wächter ſah verächtlich nach unſeren Stiefeln: „Fahre? Und da hent Se's Schuſters Rappe dazue eing'ſpannt?“

„Ganz recht, Liebwertheſter, aber“ — und Franz konnte, wenn es ihm nöthig ſchien, ein gar fürnehmes Weſen vorthun — „Er kennet uns wohl nicht? Wir ſind fahrende Sänger, falls Er von ſolchen jemals etwas ſollte gehört haben; Er aber iſt ein Zuderklaus, und wir wünſchen ihm Verſtand und gute Wacht!“

Damit ſchritten wir rüſtig weiter und dem anderen Thore zu, aber noch lange hörten wir den Wächter ſchelten.

Draußen malte jetzt der Mondſchein die Schatten der Bäume quer über die Chauſſee; hinten aus der Stadt ſchlug es von den Thürmen eins. Als wir etwa eine Stunde wacker zugeſchritten waren, regte ſich etwas in mir, das ich alsbald und zweifellos für Hunger anerkennen mußte, denn ſeit acht Uhr hatten wir wohl Alle nichts gegeſſen. Aber in Waiblingen! Die Wecken mußten bei unſerer Ankunft gerade fertig ſein. Ich griff in meine Taſche, fand aber nur vier loſe Kreuzer. „Halt!“ rief ich, „ich ſpüre einen Männerhunger.“

Alle ſtanden ſtill. „Warum red'ſt du nur davon,“ ſagte Franz. „Der Teufel hol', nun fühl' ich auch dergleichen.“

„Aber du haſt doch Geld zu dir geſteckt?“

„Verſteht ſich!“ rief er und fuhr zuverſichtlich in ſeine Taſche; aber das geöffnete Portemonnaie ergab nur ſieben Kreuzer. „Hm!“ ſagte er, „daß ich bei der Ausfahrt nicht an das ſchändliche Metall gedacht habe! Aber“ — und er ſah uns lachend an — „im Grunde wär' es auch egal geweſen, ich führe doch allzeit mein Vermögen in der Taſche.“

„Ihr ſeid auch ewig hungrig!“ murmelte Marx.

Franz nickte ihm zu: „Das verſtehſt du nicht, Lavendel, du nährſt dich nöthigenfalls von Schnecken und Knoblauch, wir mögen das nicht! Sieh lieber einmal nach dem Weſentlichen in deinen Taſchen!“

Sie wurden umgekehrt, und als Summe unſeres Geſammtvermögens ergaben ſich dreizehn Kreuzer. „Das reicht für die Morgenwecken!“ rief Franz. „Und nun vorwärts auf die alte Hohenſtaufenſtadt!“

Und weiter ging es, und allmälig begann der Mond zu blaſſen, und ein leiſes Morgendämmern zog durch die Welt. Nach zweiſtündiger Wanderung ſcholl ein dumpfer Glockenton zu uns herüber. „Hört ihr's!“ rief Franz. „Die Glocke von Waiblingen ſchlägt drei Uhr, nun ſind die Wecken fertig!“

„Da halte ich auch mit,“ ſagte Marx; „euer Schwätzen hat mich angeſteckt!“

Franz klopfte ihm auf die Schulter: „Siehſt du, Halbfranzöſchen, nun wird dein Vatertheil lebendig."

Bald hatten wir die alte Stadt erreicht, die finſteren Giebel ſahen auf uns herab, und die engen Gaſſen führten uns bergauf, bergab. Aus einem geöffneten Fenſter wehte der lockende Duft von friſch gebackenem Brote auf uns zu, und da ich aufblickte, ſah ich zwei Engel eine goldene Bretzel uns entgegenhalten; aus dem Fenſter drang ein ſchwacher Lichtſtrahl auf die Gaſſe. „Koin Schritt gang i weiter!" ſagte ich ſchwäbelnd und klopfte an die Scheiben des geſchloſſenen Fenſters. Auch die Anderen ſtützten ſich auf ihre Wanderſtäbe, des Erfolges gewärtig. Und nach einer Weile fuhr der Kopf eines Mannes durch die Fenſteröffnung mit weißer Linnenmütze und gutmüthigen, noch etwas verſchlafenen Augen, und ſah uns der Reihe nach voll Verwunderung an. „Ah, meine Herre," ſagte er dann, „Se ſend ja ſcho früeh auf!"

„Ja, Meiſter, und wir ſind ſchon von Stuttgart kommen."

„Ei der Tauſend, ſcho vo Stuegert? Des wär!"

„Ja freilich; aber ſaget, ſind denn die Wecken fertig? Wir haben Hunger!"

„No net, ihr Herre, aber bald! Send Se no ſo guet und ganget Se derweil in d'Stube!"

Und raſch war die Hausthür geöffnet, und wir traten in ein großes Zimmer, in deſſen Verlängerung wir auf den Backofen ſahen. Ein köſtlicher Duft ſtrömte von dort auf uns zu, und in Erwartung der Wecken ſetzten wir uns auf die Holzbänke, die um einen groben Tiſch an der Wand entlang liefen. Der Meiſter ging zwiſchen uns und dem Ofen hin und wieder, bald aber ſchüttete er aus ſeiner weißen Schürze einen Haufen Wecken vor uns hin und ſchob ein großes hölzernes Salzfaß, das auf dem Tiſche ſtand, in unſere Nähe. Ha, wie uns die in Salz getauchten Wecken ſchmeckten, und wie taſchenſpielerartig wir ſie verſchwinden ließen! Auch Marx hielt tapfer mit, und ſeine blaßgelben Wangen rötheten ſich von dem warmen Brote. Noch einmal mußte der Meiſter Succurs aus dem Ofen holen, dann blieb er am Tiſche ſtehen und ſah vergnüglich unſerer Mahlzeit zu.

„Liebwerther Meiſter," ſagte Franz, als Alles geſättigt war, und ſah ihn zärtlich an, indem er ſich den Schnurrbart wiſchte: „Sie glauben nicht, welche Sauferle in Ihrer Zunft ſind, ſelbſt wenn man ihnen tauſend Schaben todtſchlägt! Sie aber haben ſich der unzeitigen Gäſte wie ein Vater angenommen; dafür ſoll Ihnen auch ein Hochgenuß bereitet werden. Wir gehören nämlich zu dem immer ſeltener werdenden Orden der fahrenden Sänger!“ Damit griff er in die Taſche, reichte uns die Stimmen, dann bewegte er die Hand: „Eins, zwei!“ und „Tropfen von Thau!“ klang es; wir ſangen, der Meiſter faltete die Hände über ſeinem Bauch, lächelte uns an und tactirte ſchließlich mit dem Kopfe.

„Schön; aber ſchön!“ ſagte er endlich, „no der Tenor,“ und er ſah mit beſcheidener Schlauheit zu uns auf, „der Tenor kommt mir e biſſele ſchwach für!“

Marx ſtrich ſein dunkles Haar ſich von den Schläfen: denn er war der Tenor. „Das macht der Text, Meiſter,“ ſagte er, „das darf man nur ſo ſpinnewebenartig ſingen, wenn's nicht zerreißen ſoll.“

„Gut gebrüllt, Löwe,“ murmelte Franz.

„Ja freile,“ ſagte der Bäcker; „die Herre verſtandet des beſſer, und ſchö iſch gewea, des laß i mir net nemme! Mer hänt hie au en G'ſangverein, aber der goht no im Sommer manchmol furt, wiſſet Se, wenn's e Fahneweih oder ſo ebbes geit. I g'hör au derzue, weil i zu dene Ausflüg d'Wecke und d'Hörnle liefere mueß."

Ein ſchelmiſches Lächeln lief über das hübſche Antlitz unſeres Dirigenten. „Nun, Meiſter," ſagte er, „wir müſſen weiter, aber wir ſollen unſere Wecken noch bezahlen!"

Aber der gute Mann wehrte mit beiden Händen ab: „Deſcht mei Sach. 's iſcht Alles ſcho in Richtigkeit, und jetzt dank i ebe reacht ſchöa für den ſchöne Morgegrueß!" und ſomit geleitete er uns zur Hausthür.

„Ein prächtiger alter Herr," ſagte Franz, da wir draußen auf der Gaſſe ſtanden; „das Frühſtück hätten wir uns erſungen, wo kriegen wir nun den Kaffee? Die geretteten dreizehn reichen dazu nicht."

Es gab ein Hin- und Widerreden, ich wollte nach Haus, aber ich wurde überſtimmt. Marx zog ſeine Uhr. „Nordiſcher Siebenſchläfer!" rief er und wies gen Oſten in eine Nebengaſſe, „ſieh nur, wie dort die Sonne ſchon am Himmel tanzt! Im nächſten Dorfe lebt mir ein Gaſtfreund, das heißt: ein Krugwirth, der mich im Frühjahr auf ſeinem Wagen ein Stück Weges mitnahm und mich dann mit einem Schnaps tractirte; dort laßt uns um den Kaffee ſingen!“

„Acceptirt! Vorwärts zum Kaffee!“ rief Franz, und wir ſchritten Alle die buckelige Straße hinunter. Es war noch erſte Morgenſtille, die Schatten der alten Häuſer lagen auf den feuchten Steinen, nur am Markte rauſchte ein Brunnen aus drei kleinen Röhren, und aus dem Fenſter eines oberen Stockwerks ſah ein Mädchen auf uns herab, das braune Haar um die verſchlafenen Augen, einen Beſenſtock in der Hand.

Marx ſtreckte die Arme gegen uns: „Halt!“ ſagte er leiſe, „Franz, die Stimmen.“

Im Augenblicke ſtanden wir um den Brunnen, und: „Eins, zwei! — — Tropfen von Thau!“

Die Dirne ſah lachend zu uns nieder und drückte ſich den Beſenſtock ans Herz; wir aber warfen die Augen zu ihr empor und ſangen nicht ohne Innigkeit das Stück zu Ende. „Lebwohl, ſchönes Kind!“

rief Marx, da wir die Stimmen wieder abgaben, „lebwohl, und laß den Tag dir Süßes bringen!“

„Lebwohl! Lebwohl!“ riefen auch wir Anderen, und ſie nickte noch einmal, blutroth in ihrem ſchmucken Angeſicht, und verſchwand im Dunkel des Gemaches. Wir aber ſchritten bald zum Thor hinaus, die Lerchen ſangen ſchon, und wie leiſe Melodie tönte das Rauſchen der Rems zu uns herüber. „Linele!“ murmelte Marx und ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken.

„Was, Linele? Hieß die Linele? Biſt du auch hier bekannt?“ frug Franz.

„Ei was, ich ſprach nur zu mir ſelber.“

„So? — Nun, Lavendel, das mußt du nächſtes Mal dabei ſagen. Uebrigens ſcheinſt du dich mit ſträflichen Geheimniſſen zu befaſſen!“

Marx that, als ob er nichts gehört habe, und ging ſtrack voran. Bald hatten wir ein Dorf erreicht — den Namen habe ich vergeſſen —, in der offenen Thür eines Hauſes, unter einem Schilde mit einem rothen Ochſenkopf, ſtand, von den ſchrägen Sonnenſtrahlen angeſchienen, ein grauköpfiger Mann in Hemdsärmeln und mit weißer Zipfelmütze. „Mein

Gaſtfreund," ſagte unſer Halbfranzoſe, und „Grieß Gott, Herr Marx!" rief der Wirth und ſtreckte ihm die runde Hand entgegen und ſchüttelte ſie kräftig. „Wiſſet Se no, wia mer mit anander g'fahre ſend? Se hent wölle nach Stuegert aufs Conſervatori! Wo kommet Se denn ietzt gar ſo früeh ſcho her? Aber wöllet die Herre net rei'ſpaziere? D'Luft goht kuel vom Thal her."

Wir traten in die große leere Gaſtſtube, Franz warf ſeinen Ziegenhainer auf den Tiſch und ſagte mit Würde: „Drei Glas Pomeranzen, Herr Wirth."

Ich erſchrak: „O weh, unſere armen dreizehn!" Aber Franz hatte in dieſen Dingen ſtets die Oberleitung.

Der Wirth hantirte ſchon an ſeinem Flaſchenbort und ſetzte die Gläſer vor uns auf den Tiſch. „No," ſagte er zu Marx, „wie goht's? Was machet Se denn? Se ſend e bißle ſchmäler worren do rum," und er ſtrich ſich mit dem Finger um ſeine runden Backen.

Marx nahm ſein Glas und nippte: „Ach, Herr Wirth, das iſt vom ſelben, mit dem Sie mich dazumal erquickten. Ja, mich anlangend," fuhr er fort,

„wir Drei, wie Sie uns hier ſehen, gehören zu dem jetzt ſo ſeltenen Orden der fahrenden Sänger, aber wir hoffen friſchen Schwung hineinzubringen.“

„Des wär'! Ei, was Se ſaget!“ ſagte der Wirth und ſchaute uns mit unglaublich dummen Augen an.

„Sie ſcheinen Zweifel zu hegen, lieber Mann,“ nahm jetzt Franz das Wort und ſah ihn mit Würde durch ſeine Brille an; „es iſt Ihnen auch nicht gerade zu verdenken, aber — liebe Sangesbrüder, habt die Güte!“ Und er vertheilte wiederum die Stimmen.

„Ei was, machet Se koine G'ſchichte!“ rief unſer Wirth; „i han jo net da mindeſchte Zweifel.“

Aber ſchon tactirte Franz: „Eins, zwei!“ und „Tropfen von Thau!“ ſcholl es in ſo reinem Dreiklang; ich weiß nicht, half uns der Morgen, der ſo hell in die Fenſter ſchien; mir war, wir hätten's niemals noch ſo ſchön geſungen.

Der Wirth hatte beide Hände auf den Tiſch geſtemmt und ſah uns bewegungslos mit ſeinen runden Augen an. „Noi, ſo was!“ rief er. „Ebbes ſo Schöns! Wo hent Se des denn profitirt? Aber halt!“ und er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. „I hol mei Weib! Ah, wia di jung gwea iſch, hot ſe au g'ſunge wie a Lerchle! Und mei Tochter, dia hot Clavierſtund beim Lehrer hie. Gelt, ſo ſinget's uns no emol!“

Er wollte davontraben, aber Franz hielt ihn zurück: „Warten Sie, Herr Wirth, wir ſingen's Ihnen ſchon gern noch einmal wieder; aber, wiſſen Sie, hier? In der ordinären Gaſtſtub'? Es geht ſchon auf fünf Uhr, es könnten Leute kommen — das paßt ſich nicht für unſeren Stand.“

„Ja, ja,“ ſagte der Wirth, „i hör, i begreif ſcho, aber kommet Se no nauf in die ober' Stub, in unſer guete Stub, da wird's ſchon gehe!“

Franz warf uns einen triumphirenden Blick zu, und der Wirth führte uns eine Treppe hinauf in eine leidlich möblirte Stube mit niedriger Decke, worin ſich außer den Bildern von König und Königin auch eine Art von hartem Sopha vorfand. Dann lief er fort und kam bald mit einer ſauberen Fünfzigerin und einem etwa zehnjährigen Mädchen in die Stube. Sie ſagten beide ihr „Grieß Gott!“ und ſetzten ſich auf Stühle neben der Thür, während der

Wirth am Pfoſten ſtehen blieb. Aber als wir kaum die erſten zwölf Tacte hinter uns hatten, wurde das Geſicht der Wirthin ſchon lebendig; ſie ſchlug mit den Händen auf ihre runden Kniee und ſah aus ihren feurigen Augen liebevoll zu uns herüber. „Wiſſet Se!“ rief ſie, da wir eben einen brillanten Schluß gemacht hatten, „mer hent e Hauzich heut im Dorf! Das wär e Fraid, wann Se do ſinge thäiet! s' iſcht en alte Liabſchaft, 's Bräutigams Vater hot net wölle, und er hat's Guet g'hett; aber jetzt leit er drüben auf'm Kirchhof und heut laſſet ſich de Junge z'ſamme gebe. Des wär halt ſchön von dene Herre, wenn mer do ſo a paar Liedle könnt z'höre kriege! Und a Tänzle? Do werdet Se au nex dagege han!“

Ich ſah ſchon, daß dem Franz die Luſt zu Kopfe ſtieg; auch dem Wirth gefiel der Vorſchlag, und beide Eheleute drängten jetzt, wir ſollten bleiben. „Nu, nu,“ ſagte der Ehemann endlich, da keine reine Antwort von uns kam, „veraccordiret's mit enander!“ Damit zog er ſeine Frau zur Thür hinaus, während das Dirnlein ſich hinterdrein drängte.

„Das geht nicht,“ ſagte Marx beſtimmt, „um zehn Uhr habe ich Clavierſtunde, ich muß nach Haus.“

Franz ſagte nichts, aber er ſaß verdroſſen auf dem Sopha und kaute an einem Strohhalm, er konnte ſein Gelüſten offenbar noch nicht verwinden.

„Liebſter Dirigent,“ ſagte ich, da auch mir des Abenteuers nun genug ſchien, „gedenkſt du wirklich den fahrenden Sängerorden mit unſerem einen Terzett gegen eine ganze Bauernhochzeit aufrecht zu erhalten?“

Er warf den Kopf zurück, und ein ſieghaftes Lächeln flog über ſein junges Antlitz; denn ſchwere Schritte und ein Klirren von Taſſen und Löffelchen kam draußen die Stiege herauf. „Der Kaffee! Beim Zeus, der Kaffee!“ rief er fröhlich; „du haſt recht, Nordmann, wir müſſen gehen!“

Und da erſchien er und erfüllte das Zimmer mit ſeinem belebenden Morgenduft; eine dicke Magd trug ihn, die Familie folgte: „Nu, ihr Herre!“ rief der Wirth, „was hent Se ausg'macht?“

Aber Franz erklärte, nicht ohne Feierlichkeit, daß eine Verſammlung der fahrenden Sänger uns auf den Abend unabkömmlich mache.

Die Frau wollte ſich nicht zufrieden geben; ſie hatte die Augen immer noch auf unſeren ſchmucken Dirigenten; der Wirth aber rief: „Nu, Weib, wenn's emol net ſei ka! Schenk dene Herre ihre Schale voll, ſe hent no en weite Weag z'mached."

Ich glaube, nimmer noch hat mir ein Kaffee ſo geſchmeckt, wie Wonne zog es mir durch alle Glieder; dann aber fragten wir nach unſerer Schuldigkeit.

Die guten Leute wurden faſt zornig, als Franz in frevlem Uebermuth den Finger auf den Tiſch ſtützte und aufrechnend frug: „Drei Portionen Kaffee?"

Mir fiel das Herz dabei völlig — salva venia — in die Hoſen, aber, Gott bewahre! Nur für die drei beſtellten Pomeranzen, weiter waren wir nichts ſchuldig!

Unter vielem Dank und Händeſchütteln verabſchiedeten wir uns, und da wir nachzählten, waren noch fünf Kreuzer in unſerer Reiſekaſſe. Wir fühlten endlich, daß wir unſere Kräfte ausgegeben hatten, und gingen ohne viele Worte unſeren Weg zurück; nur Franz ſagte noch einmal wie zu ſich ſelber: „Neun Kreuzer und ein Terzett!"

Etwa halb zehn Uhr Vormittags langten wir in meiner Wohnung an. „Nicht einen Schritt weiter!“ rief Franz und warf ſich auf mein Sopha; „hier laß ich's nachten und auch wieder tagen!“ Ich warf mich, wie ich war, aufs Bett; ich glaube, es war die größte Müdigkeit meines Lebens. „Und du, Marx?“ frug ich.

Er ſaß zuſammengeſunken auf meinem Clavierbock und ſah hundselend aus. „Laß mich noch ein Viertelſtündchen!“ erwiderte er; „um zehn Uhr muß ich zur Clavierſtunde!“

Wir ſuchten es ihm auszureden, aber er ging wirklich.

Wie ich ſpäter von dem Lehrer hörte, hatte er gerade damals vortrefflich geſpielt; aber was es ihm an Nervencapital gekoſtet, davon hat er nicht geredet. — Franz und ich ſchliefen, bis am anderen Morgen früh die Hähne krähten.

* * *

So lebten wir im erſten Jahre mit einander zuſammen in friſchem Jugendübermuth, Jeder für ſich in gewiſſenhafter Arbeit, Marx in peinlichſter Pflichterfüllung. Im Winter wurde ein größerer Verein geſtiftet — „Dreborgel“ hieß er —, wo man einmal in der Woche im Wirthshaus zuſammenkam; Zweck und Inhalt waren dieſelben wie bei unſeren kleinen „Verſammlungen“, die aber deshalb nicht geſtört wurden.

Von den drei Freunden hatte ſich derzeit Marx am feſteſten an mich geſchloſſen; wir ſahen uns faſt täglich. Aber er war nicht eben ein bequemer Freund, obgleich er mit faſt kindlicher Liebe an mir hing, denn das leiſeſte Wort konnte ihn verſtimmen, er war von krankhafter Reizbarkeit; zumal ſeine Abhängigkeit von der Meinung Anderer über ihn war völlig quälend. War ihm dergleichen zugekommen, dann, wenn er Abends nach der Verſammlung mich nach Hauſe geleitete, faßte er krampfhaft meinen Arm, zitterte und knirſchte mit den Zähnen und redete unendlich und immer eifriger über die meiſt recht gleichgültige Sache. „Nicht wahr, du fühlſt es! Du, du fühlſt es doch auch, daß ich es nicht ertragen kann!“ Ich hörte meiſt geduldig zu, oder mitunter hörte ich auch nicht, oder ich ſagte: „Laß doch den Plunder, du könnteſt dich um drei Kreuzer noch ins Tollhaus reden.“ Dann wurde er eine Weile ſtill, aber es half doch nicht. Nie vergeſſe ich den Abend, da unſer gemeinſamer Clavierlehrer, ein wahrer Vater ſeiner Conſervatoriſten, ihn in der Nachmittagsſtunde, ich weiß nicht mehr wie, auf den Tod ſollte beleidigt haben; der Menſch ſollte ihm vor die Piſtole, der Unterricht zum mindeſten ſollte aufhören! Ich entſinne mich noch, daß ich ſchließlich die Nachtklingel an einer Apotheke ziehen mußte, um Brauſepulver für ihn zu kaufen, und daß ich ihn in ſeiner Wohnung ſelber noch ins Bett packte. Er machte die Sache anderen Tags auch wirklich beim Director anhängig, und der gute Profeſſor ſchrieb ihm dann: „J'attends Monsieur Marx pour sa leçon de Vendredi, je lui promets de ne pas le manger et d'oublier même sa singulière façon de me mettre à la porte.“ — Wir Anderen lachten, und ſo war dieſer Fall geſchlichtet.

Marx hat mir einmal angedeutet, er ſei, da er zum Muſiker beſtimmt geweſen, ſchon als Kind zu übermäßigem Clavierſpiel angetrieben worden, er habe nachher oft ſeine kleinen Hände nicht ſtillhalten können; vielleicht lag hier der Urquell dieſer Zuſtände.

Ueberdies trank er den ſtärkſten Kaffee, bevor er ſich des Morgens ans Clavier ſetzte, und rauchte ſcheußlich ſchweren Tabak, den er ſich in grünen Blättern von einer Muhme in Lahr zu holen pflegte. Nun war in den erſten neuen Frühlingstagen auch noch jener Seufzer: „Linele!“, den wir bei unſerer Sängerfahrt zum erſten Mal von ihm gehört hatten, zu einer vollgerechten Liebſchaft ausgewachſen. Allmälig hatte er Alles mir anvertraut: die allerliebſte Tiſchlermeiſtertochter wohnte ihm gerade gegenüber, durch die Fenſter hatten ſie ſich zuerſt geſehen, dann angeſehen, blutroth und unter ſtarkem Herzſchlagen, dann hatten kleine Handbewegungen und Blumentöpfe ein Verſtändniß vermittelt; er hatte ihr ein Concertbillet geſandt und, nachdem endlich die ewige Muſik zu Ende geweſen, das junge blonde Kind durch manche überflüſſige Gaſſen nach ihrer Wohnung hingeleitet. In ſein Notizbuch, das er mir eines Tages aufgeſchlagen in die Hand drückte, hatte er das Alles deutſch und franzöſiſch durch einander hingeſchrieben: „Sa robe flottante résonna comme une harpe éolienne! Und wie ich den ſchöngeformten Arm an meinem Herzen fühlte! Es zitterte mir ins Gehirn hinauf, und alles Denken wurde ausgelöſcht. Wenn ich nur wüßte, ob ſie gleicherweis empfunden hat!“

Es ſtand noch mehr in dieſem Büchlein: „Am 2. Mai: Ich habe ſie geküßt! Es iſt zwar nicht zu glauben; aber es iſt dennoch wahr.

‚Wie kannſt mi nur ſo lieb habe?‘ ſagte ſie.

‚Weshalb nicht? Biſt du nicht das ſüßeſte Geſchöpf zum Liebhaben?‘

‚Ach, i weiß ja, i bin ja gar net ſchön!‘

Da nahm ich das liebe Weſen und hielt es ein wenig von mir und ſah ſie an; ich hatte ſelbſt noch nicht daran gedacht: ‚Nein, Linele‘ — ihre Augen ſchienen von meinen Lippen leſen zu wollen — ‚ſchön biſt du wohl nicht; aber weißt du, was hübſch iſt? Ich glaub’, Linele, du biſt wunderhübſch!‘

Sie blickte mich ganz verworren an: ‚Was ſagſt, Adolf? Des verſtand i net.‘

Und das Geſichtel ſah ſo reizend dabei aus.

‚Wenn ich es nur verſteh’, herztauſiger Schatz!‘ rief ich fröhlich und küßte ſie zum zweiten Mal.

‚Ja freili, Adolf; aber jetzt ſei brav; gelt?‘

Wo iſt das Ende? Je ne pourrai jamais la laisser.“

Aber dieſe Liebe ließ ihn ſeine Pflicht niemals verſäumen; wie eine Madonna erfüllte das Linele die Phantaſie des Liebenden; ſie war ihm Antrieb und Wächterin für alles Gute. So konnte denn auch der Handel den nächſten Freunden nicht verborgen bleiben; wenn wir auf ſein Zimmer zur Verſammlung kamen, unterließ wohl Keiner, einen Blick aus dem Fenſter zu werfen, ob ſich nicht etwa drüben der unſchuldige Mädchenkopf bei der Gardine vorbeuge.

— — Es war Mitte Mai, und die Dämmerung war eben angebrochen, als ich mit Franz und Walther zu Marx ins Zimmer trat; er ſtand vor ſeiner offenen Schatulle und kramte in einem Pappkaſten, in dem er allerlei Zierlichkeiten und Schnurrpfeifereien zu bewahren pflegte; durch das offene Fenſter ſahen wir drüben die weiße Gardine ſich bewegen.

„Was machſt du, Marx?“ fragte Einer.

„Bitte, tretet ein wenig leiſer!“ ſagte er, „ihr ſollt mir ſingen helfen!“ Dann nahm er drei kleine mit Roſen bemalte Wachskerzen aus ſeinem Schatzkaſten, zündete ſie an und klebte ſie vor dem offenen Fenſter auf die Fenſterbank, wo ſie bei der Stille der Luft ruhig weiter brannten.

„Was ſind das für Anſtalten?“ frug Walther. „Was ſollen wir denn ſingen? Ein Ave Maria?“

Marx hob beſchwichtigend ſeine Hand: „Setz dich ans Clavier, Walther; ihr Anderen ſtellt Euch neben mich!“ — „Es waren!“ raunte er dann zu Walther hinüber.

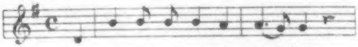
Wir wußten Beſcheid: wir hatten ſeit unſerer Sängerfahrt außer den „Tropfen von Thau“ noch andere Lieder geſungen und brauchten keine Noten. Bald ſtanden wir an Marx' Seite vor dem Fenſter, und in gedämpftem Tone klang das alte Lied in den Maiabend hinaus:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

„Ach, Liebſter, kannſt du ſchwimmen,
So ſchwimm doch herüber zu mir;
Drei Kerzchen will ich anzünden,
Die ſollen leuchten dir!“

Unſerem Marx ſtanden die dicken Thränen in den Augen, er war völlig „verturnt“, wie wir zu ſagen pflegten; er drückte uns Allen krampfhaft die Hand und warf ſich dann in eine Sophaecke; drüben aber hatte die Gardine ſich nicht mehr geregt.

Seit jenem Abend wurde das



für uns Vier zum Signal; wir ſangen oder pfiffen es, ſei es, daß Einer den Anderen von der Gaſſe aus zum Spaziergang herabrufen oder ihm ſonſt nur von dort etwas nach ſeinem hohen Kämmerlein hinauf zu melden hatte.

So gingen mehrere Monate hin; Marx war von höchſtem Fleiße und gewann eine Innerlichkeit des Vortrags, die ich ihm zuvor nicht zugetraut hatte. Zwar im techniſchen Clavierſpiel hatte er, vielleicht in Folge jener verfrühten Uebungen, mich ſchon lange überholt; er hatte begonnen, wenn wir allein waren, mir ſchwierige Sachen ohne Anſtoß vorzuſpielen; aber es war mir mitunter ſchwer erträglich geworden, denn ich meinte zu fühlen, daß ihm etwas fehle, das mit dem Kern und Urquell aller Muſik zuſammenhing, was ich ſelber in mir trug, aber derzeit wegen mangelnder Technik nicht zum vollen Ausdruck bringen konnte. Bei der Reizbarkeit des Freundes wagte ich lange kein Wort darüber gegen ihn zu äußern; als ich mich ſpäter dennoch dazu überwand, gab er es freundlich zu; nur einmal ſagte er traurig: „Mais — cela restera, mon ami.“

Jetzt aber wurde Alles anders; namentlich mit Chopin ging er in den tiefſten Abgrund. Wie oft ſaß ich ihm nun zur Seite am Clavier, nur bittend, daß er es noch einmal und noch zum dritten Mal ſpiele, endlich aber, wenn von der Gaſſe herauf der Wächterruf dazwiſchen klang, ſprang er plötzlich auf, raffte ſeine Noten zuſammen und mich umarmend, rief er: „Genug, lieb' Herze; da iſt der Zuberklaus! Wie freut's mich, daß du heut' zufrieden warſt!“ Und ehe ich mich beſonnen hatte, war er ſchon zur Thür hinaus; aber ich ſtieg doch langſam hintennach, um unten für ihn aufzuſchließen. „Es waren zwei Königskinder!“ hörte ich ihn dann noch einmal im Fortgehen auf der Gaſſe pfeifen.

Auch das wurde wieder anders, oder vielmehr es ging zurück; dieſer glückliche Zuſtand, den ich in Gedanken „Linele“ überſchrieb, hörte auf. Wenn ich ihn bat, mir vorzuſpielen, ſo hatte er immer einen anderen Grund, es abzulehnen, und wenn es einmal geſchah, ſo war es nur das Spiel von früher. Seine Stunden und Vorleſungen beſuchte er zwar, aber er that Alles ohne innere Theilnahme; in der „Drehorgel“, wo er in den letzten Monaten am lebhafteſten die Regiſter angezogen hatte, ſaß er jetzt ſchweigend mit geſtütztem Kopf vor ſeinem Seidel. Ich ſah das eine Zeit mit an; dann faßte ich einmal ſeine Hand: „Was iſt dir, Marx? Du ſpielſt ſeit einiger Zeit wieder ſo ſeelenlos, ſo wie ein Automat — ja ſo, als hätteſt du dein Linele verloren!“

Da fiel er mir um den Hals: „Ich hab’ ſie auch verloren!“ Und nun erfuhr ich’s denn; ſeit einigen Wochen hatte das Mädchen den Fenſterſitz vermieden; war ſie einmal dageweſen, dann hatte ſie ſeine ihr ſo wohl verſtändlichen Aufforderungen zu neuen Zuſammenkünften mit traurigem Kopfſchütteln abgelehnt; in der letzten Woche war ſie völlig unſichtbar geblieben.

„Und wo,“ frug ich halb neckend, „hatte ſie denn ihre Hand, als ſie ſo hübſch ihr blondes Köpfchen ſchüttelte?"

Seine Augen leuchteten auf, als habe er was Verlorenes gefunden. „Ihre Hand? Ja, die drückte ſie auf die Bruſt."

„Siehſt du," ſagte ich, „das Herz iſt noch dasſelbe; das Andere ſind nur Liebesirrwege; du mußt ihr wieder auf den rechten Weg helfen!"

Aber er wollte es nicht zugeben. „Nein, Freund, es iſt wie in unſerem alten Liede:

Das hört ein falſches Nönnchen,
Die thät, als wenn ſie ſchlief:
Sie thät die Kerzen auslöſchen,
Der Jüngling ertrank ſo tief."

Und er ſtarrte düſter vor ſich hin.

„Marx!" rief ich, „ich fürchte nur, du ſelber biſt das Nönnchen!" Denn er litt wie an prickelndem Ehrgeiz, ſo auch an einem geſellſchaftlichen Hochmuth; ſein Vater war in den beſten Familien ein geſchätzter Mann und ſtand in freundlichem Verkehr mit ihnen; der Sohn hatte oft nicht ohne Gewicht zu mir davon geſprochen. Und jetzt liebte er eine Handwerkerstochter mit der ganzen Heftigkeit ſeines

Weſens; ein ſonſt tadelloſes Mädchen, aber ſie ſprach nicht ganz richtig deutſch, ſie ſchwäbelte ein wenig, was zwar von den jungen Lippen lieblich klang; von Franzöſiſch gar war ihr Gewiſſen völlig frei. Schon aus ſeinem Tagebuch hatte ich es herausgeleſen, daß dieſe Gegenſätze ihn gequält hatten. Wie leicht, bei dem lebhaften Menſchen, konnte in ihrer Gegenwart ein Wort darüber ihm entſchlüpft ſein und eine kühlere Ueberlegung in dem Mädchen wachgerufen haben!

Ich ſagte ihm dies Alles, aber er wollte mir nichts zugeben.

Am zweiten Tage danach — ich wußte, er hatte ihr noch einmal geſchrieben — hörte ich unter meinem Fenſter die „Königskinder“ pfeifen. Als ich öffnete, ſtand Marx auf der Gaſſe und nickte heiter zu mir herauf.

„Guten Morgen!“ rief ich hinab. „Du ſiehſt ja gewaltig fröhlich aus!“

Er nickte: „Sehr!“ rief er hinauf. Dann hielt er die hohle Hand an ſeinen Mund: „Ich — ſoll“ — und er ſchrieb mit dem Finger ein großes L in die Luft — „heut’ Abend — ſehen!“

„Gratulire!“ rief ich; und er nickte wieder und eilte frohen Schritts von dannen.

Es war ſchon gegen October, an einem Mittwoch Abend; ich hatte mich eben für die „Drehorgel“ angezogen, hatte den Hut ſchon auf dem Kopf und bürſtete nur noch einige Fäſerchen von den Kleidern, da ſtürmte es die Treppe hinauf; meine Thür wurde aufgeriſſen, und Marx ſtand vor mir, todtenblaß, ſagte aber nichts, ſondern begann in meinem geräumigen Zimmer auf- und abzuſchreiten, knirſchte mit den Zähnen, und ich ſah, wie ſeine Finger heftig in der Luft ſpielten.

„Was iſt nun wieder?“ rief ich, „haſt du ſie neulich Abends nicht getroffen?“

„Ja, was iſt?“ ſagte er, indem er ſtehen blieb. „Als ich in den Lauerſchen Garten kam, wohin ſie mich beſtellt hatte, lief ich lang und konnte ſie nicht finden. Aber ich fand ſie doch; in einem wüſten, vernachläſſigten Winkel ſtand ſie neben einer verfallenen Laube und riß wie in Gedanken die gelben Blätter von den Zweigen. O, mon ami, ſaheſt du je die Trauer in Augen von ſechzehn Jahren? — „I hab' dir was z'ſagen, Adel'; deswege bin i komme,“

hob ſie zitternd an, aber ſie kam nicht weiter, ſie brach in bitterliche Thränen aus und ſagte dann: „'s druckt mir's Herz ab, aber i muß, i muß!“ Sie ſchwieg; ich wartete umſonſt; aber dann plötzlich ſchlug ſie die Arme um meinen Nacken und küßte mich, als ob ſie mich erſticken wollte. „O, Adolf, guck, z'Tod möcht' i di drucke und mi ſelber mit!““

Marx begann wieder auf- und abzugehen. „Wie ich auch in ſie drang,“ ſagte er, „ich bekam an jenem Abend nichts zu wiſſen. — „I kann nit, und wenn i ſterbe müeßt!“ rief ſie. — Sie hatte mich in die Laube gezogen und den Kopf an meine Bruſt gelegt: „Laß mi bei dir ſein!“ ſprach ſie leiſe, „morgen will i dir Alles ſchreibe!“ Das war das Ende. Aber heute Abend, eben — lies! Das hab' ich mit der Poſt bekommen!“ Und er griff in die Taſche und warf ein offenes Schreiben vor mir auf den Tiſch.

Ich nahm es auf und las; es war von ſchulmäßiger Mädchenhand geſchrieben: „Ich hab' geſtern Abſchied von dir nommen, Adolf: du biſt mein Einzigs auf der Welt; aber es ging doch ſo nit meh; dein Vater iſt ein fürnehmer Gelehrter, und ich bin nur ein Meiſtertochter, das paßt nit z'ſammen. —

Ich ſchick dir auch dein liebs Bild wieder, das du mir geſchenkt haſt; ich darf's nit anſchaun mehr. Aber behalt du meines, ihr Männer habt ja ſtärkere Natur. O mei Schatz, mei lieber Schatz, und ſo b'hüt di Gott viel tauſendmal!"

Es war nicht ſo gar leicht zu leſen, denn ſtatt manchen Wortes war nur eine Thränenſpur. „Und um dies liebe Blatt verzweifelſt du?" frug ich. „Du ſiehſt nun, daß du ſelbſt dein Nönnchen warſt!"

„Was hilft's!" rief er; „ſie iſt fort, Gott weiß, wohin; zu einer Tante oder Muhme, irgendwohin in der weiten Welt!" Er hatte ſich auf einen Stuhl geworfen; nun ſprang er wieder auf: „Komm, wir wollen zur ‚Drehorgel'; es ſoll einen Rauſch geben, einen Rauſch, der mich die Weiber vergeſſen läßt, die uns das Herz aus der Bruſt nehmen und uns dann am Wege liegen laſſen!"

„Du ſollteſt lieber zu Bett gehen, als dir einen Rauſch trinken!" ſagte ich; denn er ſah gottsjämmerlich aus.

„Zu Bett?" wiederholte er und knirſchte mit den Zähnen. „Ja, in das letzte, um nicht wieder aufzuſtehen."

Ich ſuchte es ihm auszureden; ich wollte mit ihm allein ins Freie gehen, aber er ſtampfte mit dem Fuße, als ich den entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen ſuchte.

So gingen wir denn in die „Drehorgel“, die diesmal vollzählig verſammelt war. Ich fand Franz und Walther und muß mir den Vorwurf machen, daß ich mich zu ihnen ſetzte, denn ich wurde ſo von Marx getrennt, der an ihnen vorbei in eine leere Ecke ging und dort allein an einem Tiſche Platz nahm. Aber ich hatte das Bedürfniß, eine Weile mit normalen Menſchen zu verkehren, und bald auch waren wir in der lebhafteſten Unterhaltung, über das letzte Concert, über den Chorgeſang, über die Modulationslehre, die hier ein halbes Jahr in Anſpruch nahm. Ich muß geſtehen, ich dachte nicht an Marx; da, während ich eben für Wagner eine Lanze brach, klopfte ein vorübergehender Bekannter mich leiſe auf die Schulter: „Du, möchteſt du nicht mal nach Marx ſehen?“

Ich war aufgeſprungen und fand ihn noch auf ſeinem Platze: er ſaß mit verglaſten Augen vor ſeinem halbgeleerten Seidel, das er eine Hand breit in die Höhe hob, dann aber wieder, ohne es berührt zu haben, niederſetzte; ich ſuchte vergebens mit ihm zu reden. Um Hülfe zu holen, ging ich wieder zu den Freunden, fand aber nur noch Walther; und uns gelang es, den faſt Sinnloſen aufzurichten und den Weg nach Hauſe mit ihm einzuſchlagen. Als wir bei der Stiftskirche vorbeikamen, entriß er ſich uns plötzlich und warf ſich auf die ſteinernen Stufen zum Haupteingange: „So müde, ich bin ſo müde;“ lallte er, „laßt mich, hier iſt gut ſchlafen!“ Damit ſtreckte er ſich und legte den Kopf auf ſeinen Arm. Da wir ihn vergebens aufzuziehen ſuchten, bat ich Walther: „Laß nur, ich will dich erſt nach Haus begleiten; ich bringe ihn nachher ſchon fort!“

Walther, der wegen ſeines Tanten-Quartiers nicht gerne ſpät nach Hauſe kam, nahm meinen Vorſchlag an. Als ich nach einer Viertelſtunde zurückkehrte, lag Marx noch ebenſo; er ſchien in feſten Schlaf verſunken. Ich ſtrich ihm das dunkle Haar aus dem Geſicht und neigte mich zu ihm. „Komm!“ rief ich ihm ins Ohr; „du ſollſt in deinem Bett jetzt weiterſchlafen, und wenn du willſt, ſo bleib ich bei dir!“ Aber er ſchien es nicht zu hören; erſt als ich ihn ſchüttelte, warf er ſich herum und riß ſeine Schulter aus meiner Hand. „Laß mich, verfluchter Deutſcher!“ ſchrie er.

„Marx, Marx!“ rief ich, „erkenne mich doch! Ich bin es ja, dein Freund, dein lieb Herze, dein nordiſcher Siebenſchläfer!“

Aber er ſtieß mit ſeinem Fuß nach mir, und als ich aufſah, war die Schildwache, die in der Nähe vor einem öffentlichen Gebäude ſtand, herangetreten: „Se dürfet do koin ſo Lärm mache!“ ſagte der Soldat.

Das Geſicht des Trunkenen verzog ſich, als ob er etwa ein roſtiges Piſtol zu ſpannen habe: „Prussien!“ ſchrie er die über ihm ſtehende Wache an; „dummer deutſcher Söldling!“

Ich erſchrak und hielt den Mann zurück, der ihn ergreifen wollte. Von dieſem franzöſiſchen Feuer hatte ich nimmer etwas bei unſerem Freunde brennen ſehen; noch in den letzten Ferien hatte er mir aus Metz geſchrieben: „Spazierengehen iſt nicht viel; ich fürchte immer von den Franzoſen überfallen zu werden.“ Aber jetzt aus dem Berauſchten redete die Nationalität der Mutter; er ſprach franzöſiſch und fluchte auf die Deutſchen.

„Ich bitte, laſſen Sie ihn!“ ſagte ich zu dem Soldaten. „Sie ſehen, er weiß nicht, was er ſpricht; ich will einen Freund holen, dann bringen wir ihn nach Haus!“

Der ſtieß mit dem Gewehrkolben auf das Pflaſter: „So machet Se tapfer, denn ſottiche Sache derfet mer net dulde.“

Ich lief mehr, als ich ging; gleichwohl mochte über eine Viertelſtunde vergangen ſein, bis ich mit Franz zurückkam. — Aber Marx war nicht mehr da; es war Alles ſtill, nur die Schildwache wandelte wieder, hundert Schritte davon, an ihrem alten Platze auf und ab. Als wir zu ihr gingen, ſah ich, daß es nicht mehr dieſelbe war; doch ſoviel erfuhren wir: Marx war arretirt. Als wir zu dem entfernten Wachthauſe kamen, war er von dort ſchon auf die Polizei geſchafft; auch dorthin gingen wir, aber wir ſtanden vor einem dunklen und verſchloſſenen Hauſe. — So blieb uns nur, das eigene Bett zu ſuchen.

— — Am anderen Morgen, es mochte etwa acht Uhr ſein, erſchien ein Poliziſt in meiner Stube und überreichte mir ein Schlüſſelbund: er habe zu grüßen von Herrn Marx, ich möchte ihm doch Kleidung und reine Wäſche aus ſeiner Wohnung beſorgen, er ſei in der Nacht von der Wache auf die Polizei gebracht worden. Ich verſprach das, aber der alte Graubart ſtand noch und ſchüttelte mißbilligend ſeinen Kopf. „D'Soldate ſend wüeſcht mit em umgange, nu — — Sie werdet's ſelber ſea."

Nachdem ich darauf Franz in ſeiner Wohnung abgeholt hatte, gingen wir nach Marx' Zimmer, und wir Beide ſuchten aus deſſen Kommode das Nöthigſte zuſammen; dann beluden wir einen Knaben mit den Kleidern und begaben uns nach dem Rathhauſe. Auf Befragen kam ein Mann mit ſchwerem Schlüſſelbund, der uns durch mehrere Gänge in ein großes Gemach führte, wo viele Schreiber arbeitend an großen Tiſchen ſaßen. Hier ſchloß er ſeitwärts eine Thür auf, und wir traten in einen engen, ſcheinbar leeren Raum; nur in einer Ecke lag ein Haufen Heu und Stroh; daneben ſtand ein gefüllter hölzerner Napf mit eben ſolchem Löffel, aus dem eine warme Flüſſigkeit dampfte. Aus dem Streuhaufen erhob ſich eine ſchwarze Geſtalt, in der wir mit Mühe unſeren Freund erkannten. Schwarz auch im

Geſicht und an den Händen, wie vor Froſt zitternd, ſtreckte er ſeine Arme uns entgegen; wir ſahen bald, daß er von oben bis unten mit Kienruß eingerieben war. „Du biſt krank,“ ſagte ich; „nimm doch einen Löffel von der warmen Suppe da!“

„Das ſoll ich freſſen!“ rief er grimmig und ſchüttelte ſich ſchaudernd; „Gefangenenkoſt, nein, nein; ich ertrag das nicht, es giebt noch Wege aus der Welt heraus.“

Wir kannten dieſe Reden und achteten nicht darauf, obgleich er ſie ein paar Mal wiederholte und dabei wie mitleidig auf ſeine feinen Hände ſah. Franz war fortgegangen und kam nun zurück. „Du biſt frei;“ ſagte er, „du kannſt nach Hauſe gehen, wann du willſt; aber erſt müſſen wir aufs Bureau und wegen der an dir verübten Niedertracht eine Anzeige zu Protokoll geben!“

Marx wollte nicht in ſeinem jetzigen Zuſtande; aber Franz beſtand darauf, das gehöre mit dazu; überhaupt, hier könne er nicht gereinigt werden.

Als wir in hellere Räume traten, ſahen wir erſt, wie er zugerichtet war. „Ich bin geſchändet, mein Leib iſt ganz geſchändet!“ murmelte er.

„Marx, laß die dummen Reden!“ hörte ich Franz ſagen, indem er ihn die Treppe nach dem Bureau hinaufführte, „wenn du dich gewaſchen haſt, ſo iſt die Schande aus!“ — Sie ſtiegen weiter; ich ging aus dem Rathhauſe, um eine verdeckte Droſchke zu beſorgen; und nach einer Weile fuhren wir mit Marx und ſeinen friſchen Kleidern in irgend ein Bad, und nachdem er mit vieler Mühe gereinigt und anders gekleidet war, in den Saal unſerer „Drehorgel“, wo wir uns und vor Allem unſeren Freund durch einige Seidel und Bratwürſtel wieder aufzurichten ſuchten.

Aber ſeit jener Nacht ging es dennoch abwärts mit unſerem lieben Lavendel; ſein Gang wurde ſchleichend, ſein Geſicht magerer und ſeine Augen größer; niemals habe ich ſeitdem einen Wohlgeruch an ihm verſpürt, der ſonſt bald in Roſen-, bald in Veilchen- oder in dem Dufte ſeines Namens ſeinem wohlgepflegten Haar entſtrömte; am Clavier ſaß er nur noch, um den Lehrern gerecht zu werden oder um die Zeit nur hinzubringen; ich konnte mich nicht mehr überwinden, ihn zum Chopinſpielen aufzufordern. Er wurde ſo reizbar, daß die anderen Freunde ſich allmälig von ihm zurückzogen und er ſeinen Umgang faſt auf mich beſchränkte. „Siehſt du,“ ſagte er, „ſie verachten mich! Sie wollen mich nicht mehr!“

Dann bat ich ſie, und ſie näherten ſich ihm wieder; aber bei nächſter Gelegenheit hatte er ſie wieder aufs Neue von ſich geſtoßen.

Man ſagt von mir, daß ich ein geduldiger Menſch ſei, und wenn ich an jene Zeit zurückdenke, ſo möchte ich es faſt ſelber glauben. Einmal war Marx polizeilich vernommen worden; dann ſchien die Sache ſtill zu ſtehen, wahrſcheinlich war ſie dem Gerichte übergeben worden; Vorladungen gelangten nicht an Marx. So ging eine Woche nach der anderen hin; er wurde immer aufgeregter und die häufigen Abendſpaziergänge mit ihm immer peinlicher. „Geſchändet! Geſchändet!“ begann er jetzt wieder zu murmeln, wenn er eine Weile in ſich verſunken neben mir gegangen war. Und wenn ich dawider ſprach, dann fuhr er auf: „Du kannſt das nicht beurtheilen! Aus allen Ecken glotzt es auf mich zu; jeder Gaſſenbube! Ich möcht' ihn an die Ohren ſchlagen! Mein Nam., mein guter Name als nächtlicher Trunkenbold und Ruheſtörer in den Strafliſten! Als Beſtrafter dem Directorium des Conſervatoriums angezeigt! Komm!“ rief er plötzlich, ergriff meine Hand und zog mich aus der Allee, in der wir gingen, in einen Seitenweg; „es iſt ſo hell hier; hier ſind ſo viele Leute! Was fang' ich an? Es iſt alles aus; ich kann mich nicht mehr ſehen laſſen. — Und die Zeitungen! Weißt du, die beiden Redacteure, die im Winter mit uns aßen! Ich begegne ihnen jeden Augenblick; die frechen Kerle ſehen mich ſchon als ihre Beute an; das giebt einen Artikel — ah, sacré nom de Dieu!“ und er knirſchte mit den Zähnen.

Ich ſuchte ihn zu beruhigen; jeden Abend redete ich daſſelbe und jeden Abend umſonſt, und immer wieder begann daſſelbe Spiel aufs Neue.

Die Juſtiz war ihm gleich einem furchtbaren geſpenſtiſchen Raubvogel, der unſichtbar über ihm ſchwebte, jeden Augenblick bereit, auf ihn herabzuſtoßen und mit den unentrinnbaren Krallen ihn zu packen. Wenn ich bei einem Beſuche etwas heftig an ſeine Thür geklopft hatte, ſtarrte er bei meinem Eintritt mir ſchier verſtört entgegen: „Du? — Wie haſt du mich erſchreckt!“ Saßen wir dann zuſammen, und es wurden Schritte auf der Treppe laut, dann ſtand er auf und ſagte zitternd: „Da kommt wohl der Gerichtsdiener, um mich vorzuladen!“ Kam auf der Straße ein ſolcher uns entgegen, ſo zwang er mich, mit ihm umzukehren, oder in irgend einen Laden einzutreten, bis der Mann vorbei war, oder wenn ich nicht wollte, verließ er mich und kam nicht wieder. „Ich halt's nicht aus,“ rief er einmal, „wenn das nicht bald zu Ende iſt!“

— — Eines Octoberabends, da ich verſprochenermaßen zu ihm ging, ſah ich auf dem Trottoir eine Mädchengeſtalt vor mir herſchreiten, die mich auffallend an Linele erinnerte; ſie hatte ein dunkles Tüchlein um den Kopf, und ich ſah blonde Härchen von den Schläfen wehen, als ſie eben unter einer Straßenleuchte ging. Sollte ſie wieder in Stuttgart ſein? Marx hatte mir kein Wort davon geſagt. Ich machte große Schritte, um ſie einzuholen; als ich ſie erreicht hatte, wandte ſie den Kopf, und ich hatte mich nicht getäuſcht, ſie war es ſelber, die mit großen Kinderaugen mich ſo erſchrocken anſah. Sie kannte mich, ſie wußte von Marx, daß ich in ihr Verhältniß zu dieſem völlig eingeweiht war; aber — ob wir beiden jungen Menſchen im Augenblick das Richtige nicht zu finden wußten und es deshalb für immer verſäumten — ſie zögerte ein paar Secunden; dann erwiderte ſie meinen Gruß und ſchritt eilig mir voraus. Ich gewahrte noch, wie ein Begegnender ihr mit unverſchämter Gebärde ins Geſicht ſah, und hörte, wie ſie einen leichten Schrei ausſtieß; auch da trat ich nur laut einige Schritte vorwärts, ſo daß der Menſch ſie gehen ließ; vergebens ſagte ich mir ſpäter, daß ſie mich traurig und wie hülfeflehend angeſehen habe.

Stürmiſch ſtieg ich die Treppen zu Marx hinauf. Er ſaß müßig im Sopha und hatte mit ſeinem ſcheußlichen Knaſter das ganze Zimmer voll gedampft. „Du lärmſt ja über die Maßen! Iſt irgendwo der Himmel eingeſtürzt?“ frug er gereizt und blies einen dicken Qualm von ſich.

„Es geht nur dich an,“ erwiderte ich. „Weißt du, daß dein Lincle wieder hier iſt? Ich bin ihr eben erſt vorbeigegangen.“

Er ſah mich lange wie mit todten Augen an. „Ich weiß es,“ ſagte er dann.

„Du haſt ſie ſchon geſprochen?“

„Was meinſt du?“

Ich wiederholte meine Worte.

„Nein,“ ſagte er, „ich will ſie auch nicht ſprechen.“

„Du willſt nicht? Weshalb willſt du nicht?“

„Nein,“ und er ſtreckte ſeine Hände aus und ſchien ſie voll Mitleid zu betrachten, „das kann ich nicht; ich darf das reine Kind mit dieſen Händen nicht berühren. Ach, lieb Herze, ich glaube, es iſt Alles aus.“

Dann nahm er ſeine Pfeiſe wieder und vergrub ſich in der Sophaecke.

„Ich glaube, du biſt ein Narr geworden!“ ſchrie ich.

Aber er nickte nur: „Ich glaub es ſelbſt mitunter.“

Ob Linele ſeinen Zuſtand ahnte; ob ſie nicht oft hinter ihrer Gardine beklommen und verlangend zu ihm hinüber lauſchte, davon erfuhr ich nichts; denn es kam keine Gelegenheit wieder, mit ihr zu reden; an ſie zu ſchreiben aber wagte ich nicht.

Es waren noch köſtliche Herbſttage; Marx hatte ich eine kurze Zeit nicht geſehen, ich war mit den übrigen Freunden von einem Sonnabend zum Montag auf Wanderungen in dem ſchönen Neckarthal geweſen, wozu ich vergebens auch ihn zu bereden verſucht hatte. Jetzt war es am 24. October, noch früh am Vormittag; und ich werde das Datum nie vergeſſen. Ich ſaß eben vertieft in eine Harmonieaufgabe auf meiner Sophabank, aber ich konnte augenblicklich nicht damit zu Stande kommen, die falſchen Quinten quälten mich, und ſo ſprang ich empor und riß das Fenſter auf, um einen Augenblick friſche Luft zu athmen, da ſah ich Marx die Straße heraufkommen. Er ging langſam und ſchien nicht aufzuſehen; als er näher kam, gewahrte ich, daß er ein Päckchen Papiere in ſeiner Hand hielt.

„Guten Morgen!“ rief ich hinunter.

Er ſchrak ſichtlich zuſammen. „Guten Morgen!“ rief er dann ebenfalls.

„Wohin willſt du? Und was für Papiere trägſt du da?“

„Ich bin wieder vorgeladen,“ rief er hinauf, „ich gehe aufs Gericht!“

„Gott Dank! So wirſt du ja die Thorheit endlich mal los; mach's gut!“

Er nickte, aber ſchon im Weitergehen und ohne nach mir umzuſchauen.

Ich hatte ſchon wieder ein Weilchen hinter meinen Noten geſeſſen und wollte eben zum Niederſchreiben eines glücklichen Gedankens die Feder anſetzen, da war mir, als hörte ich es von der Straße her pfeifen; kaum hörbar, aber doch: „Es waren zwei Königskinder.“

Dann kam es noch einmal, ganz deutlich; ich warf die Feder hin und lief ans Fenſter, das noch offen ſtand; ich weiß nicht, wie mir war; als ob ich Unheimliches erfahren ſollte. Als ich mich umſah, gewahrte ich Marx an einer entfernten Straßenecke; ich ſah ſein Antlitz nicht ganz deutlich, aber mir war, als blickte er mich unausſprechlich liebevoll und traurig an.

„Marx!“ rief ich. Er antwortete nicht, er blieb nur unbeweglich ſtehen und ſah mich immer an; dann nickte er mir noch einmal langſam zu, und dann war er verſchwunden.

Ich ſchloß das Fenſter und ſetzte mich wieder an meine Arbeit, um den vorhin gefaßten Gedanken niederzuſchreiben; aber ich hatte ihn vergeſſen, ich konnte überhaupt nicht arbeiten; immer ſah ich Marx ſo wunderlich an jener Ecke ſtehen und lautlos dann verſchwinden. Weshalb denn hatte er mich gerufen? Was wollte er? Mich nur noch einmal ſehen? Ich ſprang auf. *Nur noch einmal?* Woher kam mir der Gedanke? Aber es war doch ſeltſam, und mir lag es wie ein Centner auf der Bruſt.

Ich hatte eine Clavierſtunde auf dem Conſervatorium zu nehmen; ich zog mich an und ging auf einem längeren Umwege dahin. Als ich bei der Wohnung des Portiers vorbeiging, trat deſſen Frau heraus und überreichte mir ein in Papier geſchlagenes Päckchen: „Des ſoll i Ihne vom Herrn Marx gebe," ſagte ſie, „aber ſieht der jetzt aus! Brot könnt man mit ihm bettle."

Ich erſchrak heftig, denn es war offenbar daſſelbe Päckchen, das ich vorhin in der Hand des Freundes geſehen hatte. Als ich in das Clavierzimmer trat, war noch Niemand da, und ich machte mich mit zitternder Hand daran, die Bindfäden aufzulöſen: ſeine mir bekannten Notizbücher mit den Bekenntniſſen ſeiner Liebe; darin Lineles Bildniß, ein Papier mit blonden Härchen, zwei Concertbillete für morgen, vertrocknete Blumen — das Alles fand ich, aber kein aufklärendes Wort dabei.

Als der Profeſſor eingetreten war, ging es mir wie Marx nach unſerer Sängerfahrt: ich ſpielte ohne jeden Anſtoß, die ſchwierigſten Paſſagen flogen mir nur ſo aus den Fingern, daß der Lehrer mich befremdet und doch höchſt beifällig anſah. Aber es ging nicht länger, ich ſprang auf: „Verzeihung, Herr Profeſſor! Ich kann nicht länger ſpielen!“

„Ei wie? Sie ſpielen ja heute über alle Maßen!“

„Eben deshalb!“ und ich erzählte ihm, was vorgefallen war.

Mein Lehrer war derſelbe gütige Mann, der auch Marx unterrichtet hatte. Er war gleich mir erſchrocken: „Das giebt ein Unheil!“ rief er. „Kommen Sie, es iſt keine Zeit zu verlieren, wir müſſen auf die Polizei; es muß Anzeige gemacht werden; Gott weiß, was der im Sinne hat!“

„Was meinen Sie?“ frug ich beklommen.

„Nun — mir iſt bei ihm mitunter geweſen, als könne er gelegentlich um einen Pfifferling ſein Leben aus dem Fenſter werfen! Aber, daß wir auch das Rechte thun, ſuchen Sie erſt Näheres zu erfahren, vielleicht — wer weiß, ihn ſelbſt zu finden!“

Ich rannte fort, zuerſt nach ſeiner Wohnung, dann zu den Freunden und mit ihnen überall hin, wo wir ihn nur vermuthen konnten; aber wir erfuhren nichts; ich war noch ohne Mittageſſen, als ich nach meiner Wohnung zurückkehrte.

„Auf Ihrem Tiſch liegt e Brief!“ ſagte mein zehnjähriges Schneiderdirnlein, als ich meine Treppen erklommen hatte.

Ja, da lag ein Brief; ich riß ihn auf, er war von Marx.

„Es iſt aus,“ ſchrieb er, „ich kann nicht weiter. Mein Freund, mein liebes Herze, verzeih mir, daß ich dich verlaſſe! Geht nach dem Vogelfangſee, dort findet ihr, was von mir übrig, aber für alle Lebensnoth nicht mehr empfindlich iſt, und ſorget gütig, daß auch das zur Ruhe kommt. Und dann — behalt mich noch ein wenig lieb!“

So weit las ich unter ſtürzenden Thränen; dann folgte eine Vertheilung ſeiner kleinen Habſeligkeiten, an mich ſeine liebſten Noten, einen Ring von Linele

— meine Augen flogen nur darüber hin. Ich lief zu den Freunden, wir umwanderten das Ufer des umwaldeten Sees, wir ſchoben mit unſeren Stöcken die breiten Blätter der Waſſerpflanzen auseinander, wir bogen jeden Buſch zurück, aber wir fanden nichts. Noch am ſelben Abend benachrichtigten wir die Polizei, aber auch ihre Bemühungen, ſo weit ſie ſolche angewendet, waren ohne Erfolg.

Zwei Tage ſpäter war ein Sonntag; Franz und ich waren aus der Stadt gegangen und allmälig, und wie ſelbſtverſtändlich, an den Vogelfangſee gekommen. Wir ſprachen von Marx, wir dachten in dieſen Tagen an nichts Anderes. Hatte er uns nur täuſchen wollen, um Allem, was ihn hier bedrängte, gründlich zu entfliehen, oder hatte er wirklich vor ſein Leben ſelbſt den ſchwarzen Strich gezogen? Wir erörterten es mit allen Gründen aus der Sache und ſeiner eigenen Perſönlichkeit.

Es war einer der allerletzten ſchönen Spätherbſttage; die letzten Vögel, ſogar noch einzelne Droſſeln huſchten zirpend und krächzend durch die Büſche, während wir am Ufer hingingen. Ein Eichhörnchen, das auf dem Erdboden an uns vorüberlief und dann in den durchfallenden Sonnenlichtern ſich von Baum zu Baum ſchwang, lockte uns in den Wald hinein; wir ſahen nur nach dem behenden Thierchen, indem wir ihm voll Eifer folgten, und ſo geriethen wir immer weiter durch Hülſen und Ranken, einmal durch faſt mannshohes Farrenblattwerk. Die Bäume wurden immer mächtiger und der Wald düſterer; zuletzt, als eben das Thier in einem noch dichten Buchenwipfel uns entſchwand, ſtanden wir in einem uns noch unbekannten feuchten Grunde, wo die hohen Laubkronen faſt keinen Sonnenſtrahl zur Erde ließen; es war todtenſtill, faſt andächtig ſchauten wir uns um, da rührte Franz an meine Schulter: „Du," ſagte er leiſe, „ſieh einmal nach jener Eiche, es iſt der neunte Baum nach dieſer Buche hier! Unten am Stamme, auf den dicken Wurzeln — ſitzt da nicht Einer?"

Es kam mir auch ſo vor, aber bei meiner Kurzſichtigkeit konnte ich Beſtimmtes nicht erkennen.

Franz war einige Schritte vorwärts gegangen.

„Marx!" rief er freudig und rannte eilig weiter; dann aber erſcholl ein Schrei, der mir durch alle Glieder zitterte.

Ich wußte wohl, daß Franz es war, der ſo geſchrieen hatte, und faſt ohne Beſinnung war ich auf ihn zugerannt.

Da ſtand er und ſtarrte mit entſetzten Blicken auf den, der da am Stamm der Eiche ſtumm und unbeweglich, mit halb offenen Augenlidern vor ihm ſaß, und griff, wie um einen Halt zu finden, rückwärts nach meiner Hand. „Er iſt todt!“ ſagte er dann.

Es war freilich Marx; aber wir ſtanden nur vor ſeiner Leiche, und die Fliegen und Ameiſen des Waldes liefen geſchäftig auf ſeinen Händen, auf ſeinem bleichen todten Angeſicht; die rechte Hand war auf die Wurzeln des Rieſenbaumes hinabgeſunken; dicht daneben lag ein Terzerol, das wir früher nicht bei ihm geſehen hatten, und als ich es aufhob, ſah ich, daß es abgeſchoſſen war. Er hatte ſeine ſchwarzen Sonntagskleider angezogen, die er ſonſt ſo ſorgſam in dem Schrank ſeiner Wirthin zu verſchließen pflegte; er hatte anſtändig aus der Welt gehen, er hatte dem Conſervatorium keine Schande machen wollen.

Franz wies mit ausgeſtrecktem Finger auf ein kleines Loch in ſeiner Weſte, wovon ein dunkler Streif in ſeinen Schooß hinabging. Er hatte ſich mitten durch das Herz geſchoſſen.

Franz wollte gehen: „Es hilft nichts, wir müſſen Anzeige machen!“

Aber ich hielt ihn zurück: „Noch ein paar Augenblicke allein mit unſerem Freund! Es iſt hier wie in einem großen leeren Dom, und das iſt unſere allerletzte Verſammlung.“

Wie lange wir noch bei ihm geweſen, weiß ich nicht; aber ein Rabe, der über uns aus dem Wipfel ſchrie, ſchreckte uns auf, und ſo gingen wir zur Stadt zurück und thaten, was uns jetzt noch oblag.

⁂

Die Eltern waren durch mich von dem Verſchwinden des Sohnes ſchon benachrichtigt; ich hatte nun ein Telegramm folgen laſſen.

Und dann haben wir ihn begraben; das Gefolge war nur klein, aber der gute Profeſſor war doch auch darunter. Als der Sarg hinabgelaſſen, die Schaufelwürfe darauf gefallen waren und die

Folger ſich zerſtreut hatten, ſtand ich noch an der halb zugeworfenen Grube, als ein leiſes Schluchzen zu mir drang. Wie ich mich umblickte, ſah ich das Linele ſeitwärts hinter einem Monumente ſtehen, und ich ging zu ihr und faßte ſchweigend ihre Hand.

„Daß ſo was über mi komme mueß!“ ſagte ſie weinend, „und i hab doch net anders könne!“

Ich bin ihr wohl ein ſchlechter Tröſter geweſen, da wir miteinander nach der Stadt zurückgingen. Aber das treffliche Mädchen, das wie gern die Eltern als des lebenden Sohnes Weib geſehen hätten, ſorgte, bevor noch jene daran denken konnten, für die Inſtandſetzung des Grabes und bepflanzte es mit eigenen Händen, damit, wie ſie mir ſagte, doch keiner glaube, daß ein Vergeſſener hier liege.

Der Erzähler ſchwieg eine Weile.

„Mein armer, thörichter, herzlieber Freund,“ rief er dann, „nein, vergeſſen biſt du nicht, ich habe deine letzte Bitte wohl behalten!“

Er war aufgeſtanden. „Gute Nacht!“ ſagte er. „Seht nur, wie über uns die Sterne funkeln! —

Doch noch eines muß ich ſagen: die „Königskinder‘ blieben auch ferner unſer Signal; aber wir pfiffen es nur noch in moll.“

Er drückte uns die Hand und ging; und noch in der Nacht hörte ich ihn in ſeinem Zimmer auf- und abſchreiten.

John Riew'.

(1884—1885.)

Mein Haus ſteht auf dem Lande, in einer holzreichen Gegend zwiſchen einem Kirchdorf und einem kleinen, in breiten Kaſtanien-Alleen faſt vergrabenen Orte, welcher allmälig um einen Gutshof aufgewachſen iſt, von beiden kaum zehn Minuten fern. Faſt täglich mache ich nach rechts oder links meinen Spaziergang, und im Frühling und Sommer ergötzt mich dann das Leben, das hier aus den Bauerngehöften, im Orte aus den kleinen Häuſern der dort wohnenden Handwerker oder Handelsleute auf den Weg oder in die Vorgärten hinaus dringt; die Kinder des Gutsortes und ich, wir grüßen uns allzeit ganz vertraulich; um Weihnachten aber beehren ſie mich von beiden Seiten, ſei es als „ruge Klas" oder als „Kasper und Melcher aus dem Morgenland", und ſind freundſchaftlicher Behandlung ſicher.

Deshalb plagte mich ein Haus am Ende des

Gutsortes; ich ſelber hatte es theilweis bauen ſehen, und als ich einmal einige Monate fortgeweſen war, ſtand es bei meiner Heimkehr fertig da; aber ſo oft ich ſpäter daran vorbei ging, es wollte mir nicht vertraut werden; denn in dieſem Hauſe war kein Leben; niemals ſah ich einen Menſchen dort hinein- oder herausgehen, niemals regte ſich etwas hinter den blanken Fenſtern, die je zwei zu den Seiten des vertieften Säuleneinganges aus den rothen ſchwarzgefugten Mauern auf einen mit dunklen Coniferen vollgepflanzten Vorgarten hinausgingen; den Einblick wehrten ungewöhnlich hohe Vorſätze von ſchwarzblauem Drahtgewebe; dahinter ſah man ſchattenartig und regungslos nur die weißen Gardinen herabhängen. Alles war ſauber und wie unberührt; aber zwiſchen den gelben Klinkern, von denen ein breiter Fries um das Haus lag, und zwiſchen den drei Granitſtufen der Haustreppe trieben die grünen Grasſpitzen hervor. Und dennoch ſollte das Haus bewohnt ſein: ein Auswärtiger — ſo hörte ich — habe das früher dort geſtandene geräumige, aber verfallene Gebäude in Erbgang oder ſonſtwie erworben und ſtatt deſſen durch einen fremden Maurermeiſter den jetzigen Bau dorthin ſetzen laſſen; ja nicht er allein, es ſollte außerdem von einer ältlichen kränkelnden Frau und von einem gar argen zwölfjährigen Buben bewohnt ſein; wie aber das Verhältniß der drei Perſonen zu einander war, darüber wußten die von mir Befragten nicht Beſcheid zu geben; die Bewohner ſchienen nur mit einander zu verkehren.

Von dem Jungen freilich ging bald allerlei Gerede: er ſollte aus der Volksſchule wegen dort unzähmbaren Weſens fortgewieſen ſein und ſeit einiger Zeit die vornehme Inſtitutsſchule beſuchen, wo die Knaben Franzöſiſch und Engliſch, ſogar Latein und Griechiſch lernen konnten; auch hier war er ſchon ein paar Mal eingeſperrt geweſen; dennoch ſollte der alte Riewe — dieſen bei uns nicht ungewöhnlichen Namen trug der Hausherr — ihn zu ſeinem Erben eingeſetzt haben. Bändigen ſollte auch er ihn nicht können; ja, man erzählte, als nach einer neuen Schulſtrafe der alte Herr mit liebreicher Ermahnung auf den Knaben eingedrungen ſei, habe dieſer plötzlich eine freche Geberde nach ihm hingemacht und, aus der Thür rennend, auf Plattdeutſch noch zurückgeſchrieen: „Din Geld krieg ick doch, ohl Riew'!"

Ich frug wohl dieſen und jenen, woher denn der Mann gekommen ſei; die Einen meinten: aus Lübeck, die Anderen: aus Flensburg oder Hamburg; auch wohl, was er denn ſonſt getrieben haben möge, und dieſe machten ihn zu einem Makler, die Anderen zu einem früheren Schiffscapitän; ich hätte mich bei der Gutsobrigkeit erkundigen können; aber, obgleich die Dinge mich ſonderbar intereſſirten, welche Veranlaſſung hätte ich zu ſolch officieller Erkundigung gehabt?

Der hohe, ſeitwärts von dem Hauſe fortlaufende und mit einem dichten Dornenzaun beſetzte Erdwall begrenzte nach der Straße hin den durch alte Obſtbäume verdüſterten Garten, welcher ſich nach einer Waldwieſe abwärts ſenkte. Im Sommer freilich war Alles durch den Zaun verdeckt; aber jetzt war es Herbſt, die Droſſeln fielen in die rothen Beeren, und eine Fülle bunten Laubes war von den Alleebäumen ſchon auf den Weg gefallen; als ich eines Spätnachmittags jetzt dort vorüber ging, gewahrte ich eine entblätterte Stelle in dem Zaun und blieb ſtehen, um einen Blick in das ſonſt unſichtbare Gartengrundſtück hinein zu werfen. Ich hatte mich auf den Fußſpitzen erhoben; aber ich erſchrak faſt: ein blaſſes und — ſo erſchien es mir — wunderbar ſchönes Knabenantlitz mit dunkelgelocktem Haupthaar ſtand dicht vor dem meinen und ſah von der anderen Seite mir ſtarr und ſchweigend entgegen; ich gewahrte noch, daß die großen, gleichfalls dunklen Augen voll von Thränen ſtanden; dann war es verſchwunden, und ich hörte langſame Schritte in den Garten hinab.

War das der arge Bube, von dem die Leute redeten? Nachdenklich ſetzte ich meine Abendwanderung fort, denn das Geſicht, welches ich eben ſah, einmal mußte ich es ſchon geſehen haben, vor fünfzehn oder zwanzig Jahren — aber das ging ja nicht, der Knabe mochte jetzt kaum zwölfe zählen.

Noch am Abend dieſes Tages hörten wir, in dem neuen rothen Hauſe liege die alte Haushälterin im Sterben; aber das Haus ſelbſt war am Nachmittage, als ich dort vorbeigegangen, in ſeiner gewohnten wunderlichen Einſamkeit dageſtanden, die Gardinen hatten, wie immer, unbewegt hinter den blauen Vorfäden gehangen, keinen Laut hatte ich vernommen, ſelbſt der ſchöne wilde Knabe hinter dem Gartenzaune war mir nur wie ein Geſpenſt erſchienen; auch das Sterben wurde hier ganz ſtill beſorgt.

Als ich am anderen Tage mit meiner Frau vorüber ging, ſagte ich: „Im neuen Hauſe hier ſoll eine zum Sterben liegen; zu leben ſcheint man nicht darin.“

„Dann wird ſie ſchon geſtorben ſein,“ erwiderte ſie, indem ſie durch die Zaunlücke in den Garten wies; „ſieh nur, dort unter dem großen Apfelbaum ſtehen zwei Frauen und reden miteinander; das iſt mir hier noch nimmer vorgekommen.“

Wir ſahen ſonſt nichts weiter, aber meine Frau hatte recht geſchloſſen; noch am ſelben Abend lief es durch das Dorf, die Haushälterin, wie die alte Frau im rothen Haus benannt wurde, habe ſeit jenem Vormittag ihr Tagewerk auf immer eingeſtellt. Einige Tage ſpäter wurde ein Sarg auf der Landſtraße an meinem Hauſe vorbeigetragen, hinter welchem nur ein weißhaariger Mann mit einem Knaben ging; aber der Zug war, als ich vor die Thür kam, ſchon zu weit entfernt, das Antlitz der beiden konnte ich nicht mehr ſehen; mein Nachbar, der zu mir trat, ſagte: „Der arme Burſche ſah aus wie der Tod ſelber; es war ſeine Großmutter, die ſie nun bei der Kirche da begraben; ſeine Mutter ſoll er nie gekannt haben.“

„Der arme Junge!“ dachte auch ich; „was wird aus ihm, wird der Alte ſich allein nun mit ihm abgeben?“

Als ich mit Frau und Kindern am Nachmittagsthee ſaß, bei dem goldenen Herbſtſonnenſchein noch einmal im Freien auf der Terraſſe, brach aus dem Armenhausgarten, welcher derzeit mit dem unſeren zuſammenſtieß, ein lautes Schreien und Toben, unterbrochen durch die ſcharfredende Stimme des Armenvaters, zu uns herüber, ſo daß das Geſpräch aufhörte und Alles dorthin horchte. Die ſchreiende Stimme kam offenbar von einem Knaben.

„Ich fürchte,“ ſagte lächelnd unſer Nachbar, der neben uns ſaß, „er wird nicht mit ihm fertig!“

„Mit wem?“ frug ich. „Wer iſt denn das?“

„Nun, das wiſſen Sie nicht? Der Junge von dem Riew'; er iſt gleich vom Kirchhof in das Armenhaus gebracht. Er mag ſich das wohl nicht gedacht haben; mit dem Erben iſt es auch wohl eitel Wind!“

„Unglaublich! Empörend!“ rief meine Frau, während drüben das Geſchrei noch immer fortging.

Der Nachbar zuckte die Achſeln. „Ja, du lieber Himmel, der Bengel iſt ein Ausbund von den ſchlimmſten; erſt geſtern haben ſie ihn wieder aus der Inſtitutsſchule fortgewieſen; was ſoll der Alte mit ihm aufſtellen? Er hat die Frau nun auch nicht mehr zur Hülfe.“

Aber die Frauen an unſerem Tiſche ſchüttelten gleichwohl die Köpfe.

Ob dann der Armenvater endlich das aufgeregte Kind beruhigt hatte, oder ob die Scene nach einem anderen Theil des Hauſes verlegt war, kann ich nicht ſagen; aber der Lärm hörte auf und wir ſprachen weiter nicht davon.

— — Einige Tage ſpäter, da ich von dem Jungen nichts mehr gemerkt hatte, frug ich über unſeren Zaun den Armenvater, der einige Weiber bei der Arbeit in ſeinem Garten überwachte: „Nun, wie geht es mit Ihrem neuen Alumnen?“

„Wen meinen Sie?“ frug der Mann zurück und ſah mich wie unwiſſend an.

„Wen ſollte ich meinen? Natürlich den Riew'ſchen Jungen; ich weiß nicht ſeinen Namen.“

„Oh, der! Der ſitzt ſchon längſt wieder im warmen Neſt; der beerbt den Alten noch bei lebendigem Leibe. Ich hätte ihn nur behalten ſollen!“ fügte er mit einer entſprechenden Handbewegung hinzu.

Ich dachte an das zarte Geſicht des Knaben und ſprach zu mir ſelber: „Es iſt doch beſſer ſo.“

* * *

Es war ſchon in den letzten Tagen des October, als ich eines Nachmittags wieder an dem Riewe'ſchen Garten entlang ging, wo der Zaun jetzt freie Durchſicht ließ; auch war dort heute wirklich was zu ſehen; denn oben im Geäſte eines großen Birnbaums hing der hübſche Knabe und langte mit ausgeſtrecktem Leibe nach ein paar goldgelben Birnen, die noch an einem faſt blätterloſen Zweige hingen. Unter ihm am Stamm ſah ich einen unterſetzten Mann, der mir ſeinen breiten Rücken zuwandte; nur ſeinen weißen, ſeitwärts abſtehenden Backenbart konnte ich außerdem gewahren. „Zum Teufel, Rick, ſo komm herunter!“ rief er; „das iſt kein Maſtkorb, worin du arbeiteſt!“

„Wart nur, Ohm!“ erwiderte der Knabe; „ich krieg ſie gleich; die allerletzten ſollen doch nicht ſitzen bleiben!“ und er reckte ſich ſtöhnend noch ein Stückchen weiter.

„By Jove! Du brichſt dir um zwei Birnen noch das Genick!“ Und der Alte griff in die Taſche und ſchien ihm eine kleine Münze hinzuhalten. „Komm herunter und kauf dir welche! Der Schuſter hat dieſelben.“

Der Junge hörte aber nicht danach; er ſuchte droben den Zweig, woran die Birnen ſaßen, zu ſich heranzubiegen. Ich ſtand in plötzlichem Beſinnen; auch die alte Stimme war mir bekannt. Eine unterſetzte grauhaarige Geſtalt aus meinen Hamburger Schülerjahren tauchte vor mir auf, daneben ein Kinder-, ein Mädchenangeſicht. „Wenn er es wäre!“ dachte ich bei mir ſelber; „und Riewe heißt er, vielleicht John Riew'!“

Da hörte ich einen Krach; und als ich aufblickte, ſah ich es vor mir durch die Luft zur Erde fahren; ein gebrochener Aſt baumelte oben von dem Baum herab; es war kein Zweifel, der Junge war herabgeſtürzt. „Man hat noch den Tod von dir!“ ſchrie der Alte. „Sind denn die Planken heil geblieben?“ Und gleichzeitig hatte er ſich gebückt und wollte dem Jungen auf die Beine helfen.

Der aber war ſchon aufgeſprungen. „Thut nichts!“ ſagte er, ſich zuckend ſeine Hüfte reibend. „Unkraut vergeht nicht, Ohm!“

Der Alte brummte etwas, das ich nicht mehr verſtand; denn ich fürchtete, auf meinem Platz entdeckt zu werden, und hatte deshalb meine Wanderung fortgeſetzt. Aber ſein Geſicht war mir zugewandt geweſen, und ich wußte nun, es war mein alter Capitän John Riew’, der ſich dies Haus gebaut hatte. Noch jetzt blühten ihm ſeine guten rothen Wangen, nur Bart und Haare waren weiß geworden; denn wohl achtzehn Jahre mochten verfloſſen ſein, ſeitdem wir uns zuletzt geſehen hatten. Damals aber — es war zur Zeit meiner Selectanerſchaft auf dem Johanneum zu Hamburg — hatten wir faſt täglich uns geſehen; denn dort, unweit des nun verſchwundenen Kaiſerhofes, an deſſen reich ornamentirter Faſſade mein Schulweg mich vorüber führte, wohnten wir beide als einzige Miether in einem zweiſtöckigen Häuschen, das zwiſchen himmelhohen Speichern aus alter Zeit zurückgeblieben war. Unſere Wirthin war eine Schifferwittwe, deren trunkfälliger Mann im Rauſch durch einen Unfall ſein Leben verloren und ſeiner Frau wohl kaum Anderes als den kleinen Fachbau hinterlaſſen hatte, in welchem ich eine Stube unten neben der Hausthür inne hatte. John Riewe, damals ſchon ein ergrauter Mann, bewohnte oben die einzige Etage; und ſo eines Sommerabends, auf der Bank vor der Hausthür, hatten wir Bekanntſchaft gemacht. Er war lange als Capitän zur See gefahren; nach Rio, Hongkong, auch weniger fern nach Liſſabon und London; kurz, er hatte mehr geſehen als wir ſtudirten Leute, und wußte davon zu erzählen. Endlich war er ſeemüde und dann hier Makler geworden. „Es iſt commoder,“ ſagte er, „den Sturm vom Bette aus zu hören.“

Unſere Wirthin war eine einfältige Perſon: er mußte ihr in Allem Rath ertheilen, ja es war, als habe ſie Alles auf ihn abgeladen; ich weiß nicht, weshalb er ſich ſo von ihr plagen ließ. Das Beſte an der Frau war jedenfalls ihre zwölfjährige Tochter Anna; braun, feingliedrig, mit dunklem Haar und, oh, mit welchen Augen! Es war etwas Begehrliches in dem Mädchen; aber Alles, was ſie that, und mochte ſie in einen Apfel beißen, geſchah mit einer Art von froher Anmuth. Wie jetzt mit dem Jungen, ſo hatte der Capitän es damals mit dem Mädchen; er wußte ſelbſt nicht, was er dem verzogenen Ding zu Willen thun ſollte; er kaufte ihr ſeidene Schürzen und rothe Tüchelchen, mit denen ſie dann auch ſogleich erſchien; er ſtopfte ihr Marzipan und gebrannte Mandeln in die Taſchen, und wenn ſie vergnügt zu ſchmauſen anfing, dann lachte er über ſein ganzes gutes Angeſicht. „Nicht wahr, ſchlecken und dich putzen,“ ſagte er und ſchüttelte das hübſche Ding an beiden Schultern, „das möchtſt du wohl dein Leben lang; aber wart nur, Rackerchen, es wird noch anders kommen!“ Und ſie ſah mit lachenden Augen zu ihm auf und nickte nur; denn ſie hatte ihr Mäulchen noch voll von ſeinem Futter. „Naſchkatze du!“ rief dann der Capitän, und ſchaute, die Hände in den Taſchen, ihr voll Vergnügen zu.

Auch ins Theater, als einmal ein Zauberſtück gegeben wurde, hatte er ſie mitgenommen. Dort aber hatte ſie nur auf die ſilbernen Sternen- und Meernixenkleider geſehen, wenn auch ſonſt die glänzendſten Helden über die Bühne ſchritten; ſie hatte nur davon geredet und ihn immerfort gezupft und angeſtoßen, und zuletzt geſagt, wenn ſie groß wäre, wolle ſie auch Komödiantin werden und ſolche Kleider tragen. John Riew' war in Todesangſt gerathen: „Daß du dich nicht unterſtehſt!“ hatte er ſo laut gerufen, daß das ganze Parterre die Köpfe nach ihm umgewandt; „weißt du wohl, wenn ſie todt ſind, die kommen alle in die Hölle!“ Seitdem hatte er ſie nicht mehr in die Komödie gebracht.

Auf ſein Zimmer aber kam das Kind mehrmals am Tage; denn die Mutter hatte es ſo eingerichtet, daß ſie ſelber mich, ihre Tochter aber, wenigſtens außerhalb der Schulzeit, den Capitän bediente. Es iſt mir wohl ſpäter eingefallen, daß dies, bei aller Ehrenhaftigkeit des Mannes, auch kein Zeugniß für die Verſtändigkeit der Frau geweſen ſei; denn die

Herzensgüte unſeres Capitäns war doch mitunter derart, daß ſie mehr zu einem handfeſten Schiffsjungen, ſo zwiſchen See und Sturm, als zu einem zierlichen halbgewachſenen Mädchen paſſen mochte.

Als wir eines kalten Octoberabends wieder einmal plaudernd auf der Straßenbank ſaßen, fuhr der Nordweſt uns endlich ſo eiſig in den Nacken, daß er mich einlud, mit ihm in ſeine Cabine hinaufzuſteigen, wo wir behaglicher unſer Geſpinnſt abwickeln könnten. Ich hatte nichts dagegen und ſaß dort kaum in einem guten Polſterſtuhl, den er mir hingeſchoben hatte, als ich ihn auch ſchon, die Hand am Schlüſſel, vor einem Wandſchränkchen ſtehen ſah. „Nun, Nachbar,“ rief er, „wir müſſen, däucht mir, ein Quantum heizen! Rum oder Cognac? Für Prima-Qualität wird garantirt.“

Von den Schätzen dieſes Schrankes hatte ich ſchon gehört: „Das wird Ihnen überlaſſen, Capitän!“ rief ich.

„Alſo Rum!“ erwiderte er. Dann ſchloß er auf, und nachdem er an der Klingelſchnur geriſſen hatte, ſtellte er eine Flaſche und zwei tüchtige Glashumpen auf ein daneben ſtehendes Tiſchchen.

Nach einer Weile flog ein leichter Schritt die Treppe herauf, und Anna trat mit einem Keſſelchen voll heißen Waſſers in die Stube; ſie nickte uns vertraulich zu, entzündete dann die auf dem Tiſch ſtehende Spirituslampe und ſetzte den Keſſel darüber.

„Nachbar,“ flüſterte der Capitän, „was ſagt Ihr zu meinem kleinen Maat?“

Der kleine Maat aber ſtand, die Hände in den Schooß gefaltet, und neigte das dunkle Köpfchen nach dem Keſſel. Als er zu ſauſen anhub, wandte ſie ſich und wollte gehen.

„Oho!“ rief der Capitän, „du meinſt wohl, wir ſollen uns unſer Glas heut ſelber machen!“

Sie blieb ſtehen, ſchüttelte den Kopf und wurde purpurroth. Dann aber ging ſie lautlos nach dem Schrank, hob ihre ſchmächtige Geſtalt auf den Zehen und holte vom oberſten Bord eine Schale mit Zucker herab.

„So recht, Anna!“ rief der Capitän. „Nun zeige, was du von mir gelernt haſt!“

Und das feine Ding nickte wieder ein paar Mal; nur ſo in den Schrank hinein, aber doch, als ſollt' es heißen: „Ohne Sorge; ſoll ſchon werden!“ Dann begann ſie die drei Elemente ſorgſam zu miſchen, ſchaute auch einmal durch das Glas, indem ſie es mit dem etwas hageren Aermchen gegen die jetzt über unſerem Tiſche brennende Ampel hielt, und goß noch ein paar Feuertropfen in daſſelbe, ohne aber vorher weder mit noch ohne Löffelchen daraus gekoſtet zu haben.

„Wenn's gefällig iſt!“ ſagte ſie dann, indem ſie uns die Gläſer auf einem Tablettchen darbot.

Ich nahm das meine, und ſchon an dem Dufte merkte ich, es war ein ſteifes Seemannsglas. Der Capitän aber, als ſie zu ihm trat, legte beide Arme vor ſich auf den Tiſch. „Nun?“ ſagte er und ſah lachend unſere kleine Schenkin an; „ich muß wohl heut um Alles betteln gehn!“

Sie ſtand einen Augenblick wie verlegen.

„Oder ſcheuſt du dich vor unſerem jungen Herrn?“ fügte der Capitän hinzu.

Da hob ſie das Glas an ihre Lippen. „Wohl bekomm's!“ ſagte ſie leiſe; dann trank ſie, und es ſchien mir, daß ſie mit Behagen trinke.

„Halt, halt, Jüngferlein!“ rief der Alte lachend; „ei, ſeht doch, ſchickt ſich das für ein ſo zartes Manntje?“

Aber ſchon hatte ſie das Glas vor ihn auf den Tiſch geſetzt, und wir hörten, wie ſie draußen wiederum die Treppe hinunterflog.

„Eine Wetterhexe!“ ſagte der Capitän; „wenn die ein Junge wäre, mit dem ginge ich noch einmal auf die alten Planken!“

Ich aber weiß noch ſehr wohl, wie ich ihn um ſein Glas beneidete, an dem der ſüße Mädchenmund geruht hatte.

— — Wie eine Bilderreihe zog das Alles jetzt an mir vorüber; plötzlich aber ſtolperte ich, mein Stock flog mir aus der Hand und ich ſammelte mich geduldig vom Erdboden auf; denn ich war mitten im Walde, der mir ſoeben ſeine dicken Buchenwurzeln vor die Füße geſtreckt hatte. Langſam kehrte ich um und ging nach Hauſe; doch die Gedanken wollten mich nicht laſſen. Das anmuthige Kind, von dem ich ſpäter nie wieder etwas gehört hatte, ſie mochte jetzt etwa dreißig Jahre zählen — was war aus ihr geworden?

* * *

Es ließ mir doch keine Ruhe: wie kam der Capitän hierher? Was war das mit dem Jungen?

Tags darauf ließ ich den Abend herankommen; es mochte ſchon neun Uhr ſein, als ich vor dem rothen Hauſe ſtand. Alles war dunkel; aber eben vorher hatte ich von der Hinterſeite aus einen Lichtſchein auf den kahlen Gartenbüſchen wahrgenommen. Ich drückte die Hausthür auf, an der keine Glocke läutete, und ſtand in einem dunklen Flur, in den jedoch, ſcheinbar durch das Schlüſſelloch der Thür einer Hinterſtube, ein ſchmaler Lichtſtreifen hineindrang. Es rührte ſich aber nichts im Hauſe, und ich taſtete weiter, bis ich mit den Händen an die Thür ſtieß.

„Herein! Wer iſt da?“ rief es drinnen, als ich eben eintrat.

Der Capitän ſaß neben einer Lampe an dem Sophatiſche und las in einer großen Zeitung, die ich ſpäter als den „Hamburger Correſpondenten“ erkannte — außer ihm war nur der ſchöne Knabe in dem Zimmer; er ſtand mit einem brennenden Lichte vor dem Spiegel und ſchnitt Geſichter, die er einigen Fratzen im Kladderadatſch nachzumachen ſchien; wenigſtens lag auf dem Spiegeltiſchchen ein Exemplar davon.

„Guten Abend, Capitän!“ ſagte ich kräftig; „da Sie nicht zu mir gekommen ſind, ſo haben Sie wohl nichts dagegen, daß ich Ihnen meinen Antrittsbeſuch mache?“

Er war aufgeſtanden, während der Junge ſeine Unterhaltung mit unbekümmerter Geſchäftigkeit fortſetzte, und ich konnte den Alten im Schein der Lampe ungeſtört betrachten. An Haar und Bart ſah man freilich, es war Winter geworden; aber ſeine Wangen blühten noch immer, und die guten Augen darüber ſahen mich wie einſtens hell und freundlich an. Ich wollte reden; aber er legte ſeine Hand ſchwer auf meine Schulter. „Halt! — Halt!“ ſagte er. „Ich werfe Anker! Hamburg — beim Kaiſerhof — das Häuschen — meine Cabine! Alle Millionen Windroſen, Herr Nachbar, und Sie wohnen hier?“

„Ja, ja, Capitän; und Sie wohnen hier?“

„Ei, freilich,“ rief er lachend, „und ſo wohnen wir alle Beide hier! Nick!“ und er wandte ſich zu dem Knaben, „zünde die Spritflamme an und nimm eine Flaſche aus dem Schränkchen! — Junge, hörſt du denn nicht!“

„Ja, Ohm, ich höre ja ſchon!“ rief der Knabe, ſetzte den Leuchter auf das Spiegeltiſchchen, daß das Licht aus der Röhre ſprang, und vollbrachte dann das aufgetragene Geſchäft. Meine Augen folgten ihm, und mit Verwunderung ſah ich hier im neuen Hauſe ein gleiches Schränkchen wie in der Hamburger Baracke.

Der Capitän hatte indeſſen mein Geſicht gemuſtert, als wolle er die Züge des einſtigen Gymnaſiaſten herausſtudiren. „Sie alſo ſind der Doctor, der ſich das große Haus dort auf der Höhe gebaut hat?“

„Ja freilich, Capitän; und was für Abenteuerlichkeiten habe ich nicht hinter Ihrem ſtillen Neubau wittern müſſen; aber freilich ...“ meine Augen fielen auf den Knaben und ich ſchwieg.

Er hatte eben den kochenden Keſſel nebſt Flaſche, Gläſern, und was ſonſt nöthig war, vor uns hingeſtellt. „Dank, mein Junge,“ ſagte der Alte. „Aber nun geh mit deinem Licht in deine Koje; es iſt Kinder-Bettzeit.“

Aber der Junge fiel ihm um den Hals und flüſterte ihm eifrig bittend in das Ohr.

„Nein, nein, Rick, heute nicht,“ ſagte der Alte;

„der Herr kommt ſchon mal wieder, und früher als die Hühner auf die Wiemen müſſen.“

„Doch! doch!“ rief der Knabe. „Ohm! Alter John, nur eine Viertelſtunde!“ Und er würgte ihn faſt mit ſeinen Armen.

Da riß der Alte ihn heftig von ſich und hielt ihn, nach des Knaben Geſicht zu urtheilen, nicht eben ſanft an beiden Handgelenken vor ſich. „Calculire,“ ſagte er im ruhigen Commandoton; „du gehſt jetzt augenblicklich in deine Koje!“ Dann ließ er ihn los, und der Knabe nahm, ohne ein Wort zu ſagen oder uns nur anzuſehen, ſein Licht und ging zur Thür hinaus; ich hörte, wie er eine Treppe nach dem Oberhaus hinaufſtieg.

John Riew' zog jetzt die Gläſer an ſich und begann den heißen Trank für uns zu miſchen; als er aber die Flaſche aufgezogen hatte, ſpürte ich an dem Duft, daß es Madeira oder Xeres ſei, welchen er hineingoß. „Ei was, Capitän,“ ſagte ich; „Sie trinken ja wie ich! Hat der Jamaica Sie jetzt verlaſſen?“

„Ich trinke ihn nicht mehr,“ erwiderte er ernſt; „doch wenn's Ihnen lieber, es wird noch eine alte Flaſche da ſein.“

„Ich danke, es iſt mir ſo eben recht. Aber Sie? Vertragen Sie ihn nicht mehr? Sie ſehen doch aus, als hätten Sie zeitlebens zuſammenhalten müſſen!“

„Es wär auch ſonſt wohl ſo geweſen; aber — ſeit der Junge da geboren, haben wir uns geſchieden. Doch — Sie ſchwiegen vorhin; jetzt iſt frei Waſſer; wonach wollten Sie denn fragen?“

„Nun, Capitän; zunächſt freilich nach dem Jungen! Waren Sie inzwiſchen verheirathet? Sind Sie Wittwer? Iſt der Junge Ihr eigen, oder wo haben Sie ihn aufgeleſen? Und wie kommen Sie dazu, ſich hier auf dem völlig trockenen Lande anzubauen?“

„Holla!“ rief er dazwiſchen, „nun iſt's genug für einmal! Aber Sie erlebten mit mir den Anfang, ſo mögen Sie auch das Ende wiſſen!“

„Wenn ein Menſch zu viel Tugenden hat“ — ſo begann er ſein Geſpinnſt, indem er mir eins der dampfenden Gläſer zuſchob — „dann iſt der Teufel allemal dahinter.“

Ich mochte wohl gelacht haben. „Nein, Nachbar,“ fuhr er fort, „das iſt die ſimple Wahrheit; es iſt gegen die Natur des unvollkommenen Menſchen, den unſer Herrgott nun einmal ſo geſchaffen hat; denn irgendwo in unſerem Blute ſitzt es doch, und je dicker er mit Tugenden zugedeckt wird, deſto eifriger bemüht er ſich, die Hörner in die Höh zu kriegen. Ich hatte ſo einen Freund, Rick Geyers hieß der Junge, und wir fuhren auf einem Schiff; glaubt nicht, daß er ein Duckmäuſer war; nein, im Gegentheil ein wilder Kerl; aber dabei ein wahres Neſt von Tugenden, ſeine halbe Heuer, ſo lange ſie noch lebte, ſchickte er an ſeine Mutter, und ſaß und ſchrieb an ſie, während wir an den feſten Wall gingen und unſeren Thalern Flügel machten. Hatte ein armer Teufel Unheil angerichtet, Rick wollte an Allem Schuld ſein; aber man glaubte ihm zuletzt nicht mehr; denn er verſtand faſt ohne Wind zu ſegeln, unſer großmäuliger Capitän ging ſelbſt bei ihm zu Rathhaus; und dabei war er ein halb Dutzend Jahre kürzer auf der Welt als ich. Vor den Weibern, wenn er einmal mit uns anderen an Land war, konnte er ſich kaum bergen; in Hongkong, da iſt eine Gaſſe, freilich ehrbare Leute ſollten dort nicht kommen; Ihr hättet nur ſehen ſollen, als wir einmal mit ihm hindurch gingen, wie das niedliche ſchlitzäugige Geſindel um ihn herum war! Rick Geyers aber ſah mit ſeinen großen braunen Augen über ſie weg, und wenn ſie zu dicht an ihn herantänzelten und ihre Locktöne machten, dann räumte er ſie ſchweigend wie eine Schaar von Ungeziefer mit den Armen von ſich. Die Dirnchen — denn ſie ſind zart und gelenkig — ſchlenkerten ihre feinen Händchen gegen ihn und flogen mit Angſtgekreiſch an ihre Hausthüren, wo ſie ihm wieder mit den Fingern winkten; uns andere plagte, by Jove, die Eiferſucht. Rick aber ging ſtumm und zornig neben uns: „Ein ander Mal, wenn ich bitten darf, gehen wir nicht durch die Menagerie hier!“ ſagte er, als wir hindurch waren.

Und ſo dauerte es denn nicht lange, und er war Capitän, als ich noch das Rad am Steuer drehen mußte. Aber Freunde blieben wir auf Noth und Tod, und der Wind wechſelte nicht allzu oft, da hatte ich auch mein Schiff; aber trafen wir uns am Wall, ſo waren wir gleich beiſammen.

Nun fand ſich derzeit in Hamburg bei einer vornehmen alten Senatorstochter eine Art Mamſell, ſo gegen die dreißig ſchon; Riekchen hieß ſie und war ehrlich und zuverläſſig, allzeit wie mit eben geplätteten Kleidern angezogen und, ganz egal, mit einer gelbblonden langen Locke hinter jedem Ohr; ſie konnte kochen und braten, ſagte nie ein Wort entgegen und hatte niemals eine Meinung; die alte Dame behauptete, es gäbe auf der Welt keinen Mann für dieſe Perle; und wirklich, es begehrte ſie auch keiner.

Und das war das Schickſal, für Rick Geyers mein' ich; denn in dieſes Unmuſter von Tugend mußte der unſelige Junge ſich vergaffen; und noch mehr, er wollte ſie heirathen, und kaufte ſich ſogleich zum Schauplatz ſeines Eheglückes die Baracke, wo wir beide, Herr Nachbar, ſpäter einſt gewohnt haben. Nun, Sie haben ja das Rieckchen ſelbſt noch gekannt. — Ich packte den Rick eines Tages unter den Arm und ging mit ihm durch die Stadt und dann nach dem Stintfang hinauf, wo unten im Hafen ſeine ſtolze Brigg lag und die roth und weißen Wimpel im leichten Morgenwinde wehten. „Rick! Rick!" ſagte ich, ‚beſinne dich doch! Du biſt verblendet, bete vierundzwanzig Vaterunſer, und es wird vorübergehen! Was willſt du das einfältige Tugendmenſch heirathen; du haſt ja ſelbſt die volle Ladung davon; unter ſo viel Tugend geht dein Schiff zu Grunde! Kann's nicht anders ſein, ſo nimm dir eine ſchmucke wilde Katz, an der du deine Plage und doch auch dein Vergnügen haſt! Was meinſt du, Rick?‘

Aber er lüpfte nur den Hut, daß die Luft durch ſeine braunen Locken ging, und ſah mich lachend aus ſeinen hellen Augen an. ‚Dank für deine Weisheit, John,‘ ſagte er; ‚aber was Einer muß, das kann nur Einer wiſſen.‘

Da ſah ich wohl, daß er weit ab von aller Vernunft ſei, und ſo hat er die Perle Riekchen zu ſeinem Unheil dann geheirathet. Aber ich ſage Ihnen, Nachbar, auch derzeit, da ſie jünger war — zehn Jahre auf einer Robinſon-Inſel!“ und der Capitän ſpreizte abwehrend ſeine Hände vor ſich. „Doch,“ rief er dann wieder, „das Getränk nicht zu vergeſſen! God bless you, Sir!“

— — Schon einige Mal hatte ich ein Rühren an der Thürklinke vernommen; jetzt, während wir mit den Gläſern anklirrten und tranken, ſah ich, daß die Thür, der ich zugewandt ſaß, um einen ſchmalen Spalt geöffnet wurde.

„Capitän,“ ſagte ich, „es iſt jemand vor der Stube.“

Er wandte ſich: „Das iſt Rick!“ ſagte er. „Junge, warum ſchläfſt du nicht?“

Aber die Thür öffnete ſich weiter. „So komm herein,“ rief er, „wenn du was auf dem Herzen haſt!“

„Ich kann nicht,“ kam es von der Thür; und ich gewahrte jetzt freilich, daß der arme Schelm barfuß und im blanken Hemde draußen ſtand.

Da ſtieß der Alte einen Seufzer aus, erhob ſich und ſchritt nach der Thür: „Nun, Rick, was willſt du denn?“

„Ohm,“ ſagte der Knabe leiſe und vor Kälte zitternd, doch ſo, daß ich’s verſtehen konnte, „ich hab dir ja noch gar nicht gute Nacht geſagt!“

„Und deshalb konnteſt du nicht ſchlafen?“

Ich glaubte nur zu ſehen, wie Rick ſtillſchweigend mit dem Kopfe ſchüttelte. Und der Alte gab ihm einen herzhaften Schmatz: „Gute Nacht, mein Kind! Aber nun ſchlaf, und bitt vorher unſeren Herrgott, daß er dein weiches Herz allzeit bei deinem harten Kopfe laſſe!“

Da hörte ich, wie der Knabe behend die Treppen hinauflief; der Alte aber ſetzte ſich langſam wieder an ſeinen Platz. Wir ſaßen eine Weile ſchweigend. „So iſt er immer,“ ſagte er dann; „der Grund iſt gut; ich dacht' ſchon, daß er kommen würde.“

„Und doch,“ erwiderte ich — ich konnte es nicht zurückhalten — „haben Sie ihn neulich recht hart behandelt, Capitän!“

Er blickte mich an: „Sie meinen das mit dem Armenhauſe! Ja, ja, es mag auch ſo ausſehen; aber er mußt' einmal erfahren, wohin er ohne mich gerathen würde.“ Er trank einen Schluck und ſtarrte vor ſich hin. „Doch,“ hub er wieder an, „ich wollte Ihnen von meinem *alten* Rick erzählen; der Junge iſt ja noch gar nicht auf der Welt.“

Da fiel's mir bei, ich frug: „Iſt er der Sohn von Ihrem Freunde? Ich mein', es war doch nur das Mädchen da?“

„Geduld, Nachbar,“ ſagte der Capitän und legte ſeine Hand auf meinen Arm; „der Junge wird, leider, auch geboren werden; Ihr ſollt Alles noch erfahren! Alſo — wie in den erſten Ehejahren von Rick Geyers der Seegang geweſen iſt, das weiß ich nicht; denn ich war überall, nur nicht in Hamburg.

Dann aber, in einem Junimonat, kam ich wieder heim und hörte, auch Rick ſei dort, er habe Havarie gehabt; ſein Schiff liege auf der Werfte, er ſelber warte in ſeinem Hauſe die Zeit ab. Wer war fröhlicher als ich! Ich konnt' es nicht erwarten, bis ich bei ihm war. Als ich die Thür ſeiner Baracke aufſtieß, by Jove, da ſtanden die beiden Tugendmenſchen ſchon auf dem Flur; aber freilich, allzu luſtig ſahen ſie nicht aus. Einen Augenblick noch, dann fiel Rick mir um den Hals: ‚Hurrah for John!‘ rief er; ‚gieb ihm die Hand, Riekchen!‘ und mit einem wunderlichen Blick auf ſeine Frau: ‚Aber, nicht wahr, verteufelt elend ſieht der Capitän doch aus?‘

Ich glaubte, er ſei toll geworden; denn ich platzte derzeit vor Geſundheit.

‚Meinſt du, Rick?‘ ſagte die Frau und nickte mir halbtraurig zu; ‚ja, ſo rothe Backen ſind auch oft nicht von den beſten.‘

‚So? — Meinſt du?‘ rief Rick ingrimmig. ‚Ich meine das nicht. Sieht er nicht aus wie ein Berſerker?‘

Die Frau gab mir die Hand: ‚Freuen wir uns,‘

ſagte ſie, ‚daß Sie ſo geſund wieder ans Land gekommen ſind!‘

Ich dankte ihr; Rick aber warf ſeine kurze Pfeife, die er in der Hand hielt, gegen die Wand, daß der Porzellankopf in hundert Stücken über die Flieſen flog, und ich hörte, wie er mit den Zähnen knirſchte.

‚Oh Rick!‘ rief die Frau; ‚der ſchöne Pfeifenkopf; das hätteſt du nicht thun ſollen!‘

‚Endlich! Danke, Rieckchen!‘ ſagte er, und ich ſah, wie er ihr voll Hohn die Hand preßte; ‚aber freilich, Scherben müſſen erſt gemacht werden!‘

Dann gingen wir in die Wohnſtube, während das Weib, als wäre nichts geſchehen, die Porzellanbrocken auf dem Flur zuſammenſuchte.

‚Nimm dich in Acht, Rick,‘ ſagte ich, ‚daß dein Teufel nicht die Hörner hoch kriegt!‘

Aber er ſtieß ein Lachen aus, ſo fröhlich, als hätt' ich ihn nur mit dem Kinder-Bußemann erſchrecken wollen. ‚Komm,‘ ſagte er und zog mich in die Schlafſtube nebenan, ‚du weißt noch nicht, daß ich einen Engel in der Wirthſchaft habe!‘

Wir waren an ſein Ehebett getreten, von dem er jetzt das ſchwere Deckbett zurückſchlug. ‚Nun, John Riewe?‘ rief er triumphirend.

Und freilich, da lag — ich dacht' im ſelben Augenblick: ein Engel; aber es war doch nur ein ſchönes Kind, im tiefen Schlaf; ein Mädchen von kaum zwei Jahren wohl; die eine Wange hatte es gegen ſein Fäuſtlein gedrückt, über das die braunen Haare fielen; es war faſt nackt, denn das Hemdlein hatte ſich über die Bruſt hinaufgeſchoben, und es glühte gleich einem Chriſtkind wie von innerem Roſenlichte.

‚Nun, John?‘ ſagte Rick wieder, ‚du ſchweigſt? Ja, Alter, dem müſſen alle Teufel weichen!‘

Und mit demſelben ſchlug das Kind ſeine dunklen Augen auf, und die Aermchen nach dem Vater ſtreckend, rief es: ‚Papa, mein Papa!‘

Da riß Rick es ungeſtüm aus den Kiſſen und preßte das ſchöne Ding an ſein Herz und küßte es vielmal und flüſterte ihm heimliche Worte in ſein Ohr, ſo leiſe, daß ich nichts davon verſtand. Ich ſah es wohl, ſein Herz war voll, und was er ſeinem Weib nicht geben konnte, das verſchwendete er an das unvernünftige kleine Weſen.

Und doch, Nachbar; in ſpäteren Jahren, und auch jetzt noch kommt es mir oftmals, es habe derzeit das Kind ihn dennoch wohl verſtanden und ſei nichts davon verloren gegangen.

— — Am anderen Tage kam ich nach dem Abendbrote zu ihm, er ſaß am Stubenfenſter mit untergeſchlagenen Armen und ſchaute auf die enge ſtille Gaſſe; das Riekchen hatte ich bei meinem Eintritt in der Küche rumoren hören.

‚Nun, Rick,‘ rief ich, ‚was fängſt du für Mäuſe?‘

‚Ich fange gar nichts, John,‘ ſagte er.

‚Warum haſt du denn deinen Engel nicht bei dir?‘

‚Das iſt's, John; der ſchläft allezeit von jetzt bis übers Morgenroth; aber für mich iſt's noch nicht Schlafenszeit.‘

‚So gehen wir ein Stück am Hafen!‘ ſagte ich. ‚Du biſt noch nicht auf meinem Schiff geweſen.‘

Er ſchien eine ſolche Aufforderung nur erwartet zu haben, denn er ſprang ſogleich auf und riß ſeinen Hut vom Thürhaken.

‚Gehſt du aus, Rick?‘ frug die Stimme ſeiner Frau, als wir durch den Flur gingen, und ihr geduldiges Haupt erſchien aus der Küchenthür.

‚Ja, Riekchen; ich nehme den Schlüſſel mit; wirſt du müde, ſo ſchließe mit dem anderen zu!‘

Sie nickte: ‚Gute Nacht, Rick! Gute Nacht, Capitän Riewe!‘

Wir gingen noch auf mein Schiff; aber es fing bald an zu dämmern, und ſo wanderten wir nach St. Pauli und gingen nach dem Trichter, wo wir bald zwei ſteife Gläſer vor uns dampfen ließen.

Wir ſprachen erſt von alten Zeiten; dann aber erzählte Rick von ſeinem Kinde, nur von ſeinem Kinde; er lachte ſelber wie ein Kind, es war wie eine lachende Freude, wenn er nur ihren Namen nannte; ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß ſie Anna hieß.

Als die Gläſer leer waren, wollte ich aufſtehen; aber er hielt mich zurück und zog ſeine Uhr. ‚Noch nicht, John!‘ ſagte er; ‚es iſt erſt Zehn: ſie ſchläft noch nicht.‘

Ich verſtand ihn wohl; und ſo tranken wir noch weiter, und es war nach Elf, als wir davon gingen.

Noch an ein paar anderen Abenden ſaßen wir dort; aber jedesmal ein Viertelſtündchen länger; und auf meine zwei Gläſer trank Rick allemal drei; ich ſah ſo viel, er war ſchon ſatt von ſeinem Tugendmuſter und ſchätzte ſie am höchſten, wenn ſie ſchlief.

‚Rick,‘ ſagte ich, ‚nimm dich in Acht, das dritte Glas, das iſt des Teufels!‘ Aber er lachte: ‚Es iſt nur ein Zeitvertreib, John; um ein paar Wochen iſt mein Schiff wieder flott; und dann giebt's wieder Arbeit und guten Schlaf!‘

Am Tage darauf war meine Zeit in Hamburg abgelaufen; wir ſchüttelten uns die Hände, das Riekchen nickte ſanft, und auch die kleine Anna gab mir ihr Patſchchen und ſagte kläglich: ‚De, Ohm Ziew!‘ Dann begleitete Rick mich auf mein Schiff.

* * *

Noch einmal nach ein paar Jahren — es war in der Capſtadt — habe ich Rick Geyers wiedergeſehen; aber er war es nicht mehr ſelber, es war nur noch ein Trunkenbold, der unter ſeinem Namen umging. Ich dachte damals, das ſei mein größtes Leid, das ich erlitten, und vielleicht auch iſt es jetzt noch ſo; nur daß über einen Mann uns das Erbarmen nicht ſo bitter faßt … aber ich will der Reihe nach erzählen.

Als ich an der Bai nach meinem Schiff hinuntertrabte, denn in der Nacht noch ſollte ich die Anker lichten, ſah ich einen Mann vor mir am Waſſer ſtehen, der mich trübſelig aus ſeinem gedunſenen Geſichte zu betrachten ſchien. Ich ſtutzte; ‚Rick,‘ rief ich, ‚du biſt es, Rick! Was fehlt dir? Biſt du krank? Du ſiehſt ſehr übel aus!‘

Doch er ſchüttelte den Kopf und ſagte ſchwerfällig: ‚Mir fehlt nichts, John. Bleibſt du noch lange hier?‘

‚Nein, Rick; nur bis heut Nacht, und ich muß noch wieder nach dem Gouvernementshaus. Aber ſag mir ſchnell: wie geht es bei dir zu Hauſe, deiner Frau, deinem kleinen Engel? Kommſt du bald wieder zu ihnen?‘

‚Ganz wohl, alles wohl!‘ Weiter antwortete er nicht; aber er ſeufzte tief, als ob er ſie verloren hätte.

‚Du fährſt noch immer die Fortuna?‘ frug ich wieder.

‚Ja, John, ich fahre ſie noch; wir ſind erſt geſtern angekommen.‘

‚So lebe wohl, Rick! Ich habe leider keine Stunde mehr für dich; lebe wohl!‘

Ich ging, ganz vernichtet durch dies Wiederſehen. ‚Er ſchämte ſich,‘ ſprach ich zu mir ſelber; ‚Rick Geyers, der beſte aller Jungen, iſt verloren.‘

Da fühlte ich mich plötzlich zurückgehalten: er war mir nachgelaufen; er lag in meinen Armen: ‚John, John, mein Freund! Noch einen Augenblick, wir ſehen uns zum letzten Mal!‘

Und als er mich in ſeiner alten Liebe anſah, da waren ſeine Augen wieder jung und ſchön. ‚Das nicht, das wolle Gott nicht, Rick!‘ rief ich; ‚aber auf ein baldig Wiederſehen in der Heimath, in deinem Hauſe und bei deiner kleinen Anna!‘

Er wiegte langſam ſeinen Kopf: ‚Leb wohl, John Riew’,‘ ſagte er, und leiſe, als ob auch hier es niemand hören dürfte, ſetzte er hinzu: ‚Und wenn du einmal heimkommſt, dann frage nicht mehr nach Rick Geyers!‘

Er riß ſich los und war mir bald in einer Menſchenmenge, die von der Stadt herkam, verſchwunden. Das weiß ich noch, die heitere Sonne, die vom Himmel ſtrahlte, hat mir damals weh gethan.

— — Nach ein paar Jahren — es war in Rio, und ich fuhr derzeit für eine Lübecker Firma das

Schiff ‚die alte Hanſa‘ — nahm ich einen deutſchen Matroſen in Heuer, der krankheitshalber dort zurückgeblieben war. ‚Wo ſtammſt du her?‘ frug ich.

‚Mein Vater,‘ erwiderte er, ‚wohnt am Johannisbollwerk!‘

‚In Hamburg?‘

‚Ja, Capitän.‘

‚So kennſt du auch wohl Capitän Rick Geyers?‘

‚Ja, Herr; ich bin ein Jahr als Leichtmatroſe mit ihm gefahren; aber — —‘

‚Was aber!‘

‚Er iſt kein Capitän mehr!‘

‚Hat er ſich zur Ruh geſetzt? Er iſt noch jung!‘

Der Burſche ſchüttelte den Kopf: ‚Es ging nicht mehr!‘ Und er warf den Kopf zurück und machte mit der Hand die Bewegung, als ob er ein Glas an den Mund ſetze. ‚Er fährt jetzt mit dem Blankeneſer Poſtewer.‘

Ich nahm den jungen Menſchen auf mein Schiff; aber ich hatte genug vom Fragen.

— — Ein paar Jahre ſpäter kam ich denn doch wieder nach Hamburg; ich hatte Ueberdruß am Seefahren, und mein Kopf war leidlich grau geworden.

Ich ging nach Ricks Hauſe; aber Rick lag draußen auf dem Petri-Kirchhof; er war eines Nachts über eine in Reparatur begriffene Flethbrücke gegangen und durch eine Oeffnung in das Waſſer und in den Tod geſtürzt. Ich denke wohl, er war mit einem ſchweren Kopf gegangen, der ihn hinabgeriſſen hatte; aber — Allen Gerechtigkeit! — ſeine Frau hat nie davon geredet; nur die Nachbaren und der alte Doctor Snittger haben es ſpäter mir beſtätigt.

Ich war inzwiſchen Makler geworden und miethete, nachdem ich mit meinem alten Herrn zu Lübeck ins Reine gekommen war, die kleine Oberetage; ſchön war ſie nicht; aber ſie genügte, und Rick Geyers' Weib und Kind kam es zu Gute. Ein halb Jahr darauf fand ſich auch noch ein Schüler des Johanneums für die untere Stube rechts, und das waren Sie, Herr Nachbar; ich denke, wir haben uns, bis Sie zur Univerſität gingen, leidlich genug in dem engen Haus vertragen!

Sie wiſſen, die Anna war damals ſchon ein geſtrecktes Mädchen, nach dem wohl ein ſo junger Geſell, wie Sie es damals waren, ſich einmal umſchauen mochte!“

Der Capitän ſah mich ſchelmiſch an, und es mag wohl nicht gefehlt haben, daß ich roth geworden bin. „Du lieber Gott!“ fuhr er dann fort, „wir wollen nicht darüber ſcherzen; aber ich darf wohl ſagen, daß das Kind die Liebe zu ſeinem Vater auf deſſen alten Freund übertragen hatte, und mir war oft, als ſähe ſie mich mit ſeinen jungen Augen an, wenn er — wie oftmals! — mich herzhaft auf die Schulter ſchlug und dann rief: ‚Ja, John, du biſt's, auf den man ſich verlaſſen kann!‘“

Der Capitän ſeufzte und ſchlug ſich gegen die Stirn: „Das aber war zu viel geſprochen,“ ſagte er, „denn Dummheit iſt auch eine arge Sünde! Ich plagte mich viel mit dem luſtigen Mädchen; Sie haben es ja ſelbſt geſehen, der Unband war mir lieb als wie mein eigen Blut, und wenn nach etwas ihr Gelüſten ſtand, Ohm Riew' mußte allzeit Rath wiſſen. Das alte Riekchen hatte ſeine unſchuldige Freude daran, und das Kind übernahm bald faſt meine ganze Bedienung; Ihnen, Nachbar, blieb nur das alte Weib: ich habe manches Mal darüber lachen müſſen; aber der Kaffee von der Anna hätte Ihnen doch noch beſſer geſchmeckt!“

Der Alte ſchwieg plötzlich und horchte nach oben hinauf. „Ja, der Junge ſchläft,“ ſagte er; dann trank er den kleinen Reſt aus ſeinem Glaſe und machte ſich daran, ein neues für ſich zu miſchen; denn der kleine Keſſel ſauſte immerfort. Mir war, als ob ihm das Erzählen plötzlich widerſtehe, oder als ob er ſich beſinnen müſſe, wie er fortzufahren habe.

Aber er ſaß ſchon wieder auf ſeinem Platz, und ohne das dampfende Glas zu berühren, hub er aufs Neue an: „Es ſieht Manches aus wie ein Kinderſpaß; aber auch der Strauß hat erſt in einem Ei gelegen! Sie wiſſen, Nachbar, es war meine alte Seemannsart, zwiſchen Nachmittag und Abend ein gutes Glas zu trinken, und was den Rum anlangt, ſo hatte ich allzeit was Echtes in meinem Schränkchen. Ich hatte die Anna gelehrt, nach meinem Maaße mir das Glas zu miſchen; aber wenn ſie den Rum in das heiße Glas goß und nun der Dampf ihr in das feine Näschen ſtieg, dann begann ſie ein Gehüſtel, bog den Kopf zurück und machte allerlei Geſichter des Abſcheues gegen mich.

Ich lachte darüber und ſagte: ‚Probir es nur!‘ oder: ‚Es wird dir doch noch ſchmecken!‘

Aber eines wie das andere Mal erwiderte ſie: ‚Ich habe es ſchon geſchmeckt, Ohm; es iſt abſcheulich!‘ und ſchob mit ausgeſtrecktem Arm das Glas mir zu.

Es wurde allmälig eine ſtehende Neckerei zwiſchen der Jungen und dem Alten. ‚Du ſollſt doch noch probiren!‘ rief ich endlich; ‚iſt das ein Koch, der nicht probiren kann?‘

‚Ich bin kein Koch!‘ ſagte ſie ſchnippiſch.

‚So biſt du doch mein Mundſchenk!‘

‚Ich thu's aber doch nicht!‘ rief ſie und flog mir aus der Stube und die Treppe hinab.

Ich alter Thor, ich muß jetzt denken, daß ihre Natur uns habe warnen wollen; aber ich ging wie mit verbundenen Augen.

Nun war's an meinem Geburtstage, und ich hatte, mir ſelber zur Feſtfreude, dem Kinde ein Dutzend Schnupftücher von einer Extra-Qualität geſchenkt, da ich ihre Luſt an feinem Linnenzeuge kannte. Und wirklich, ſie leuchtete vor Freude, als ſie zur Mutter lief und ihr die ſchöne Waare zeigte; und über ein Kleines ſaß ſie auch ſchon am Fenſter, um ihr kunſtvolles Monogramm hineinzuſticken. ‚Mein

Ohm!‘ rief ſie mir zu; ‚ich thu dir Alles zu Gefallen!‘

‚Das iſt ſchon mein Gefallen,‘ ſagte ich, ‚daß du dich freuſt.‘

‚Nein, noch was Anderes, Ohm!‘ Sie ſah mich geheimnißvoll mit ihren dunklen Augen an und ſtickte weiter an ihren Monogrammen.

Abends brachte ſie mir, wie gewöhnlich, das Keſſelchen mit heißem Waſſer auf mein Zimmer; ſie nickte mir zu, und als es kochte, begann ſie mir mein Glas zu miſchen. Sie that das wie in Freude zitternd und doch ſo feierlich, als ſolle ſie ein Opfer bringen. Dann hielt ſie das dampfende Glas hoch vor ihrem Angeſicht: ‚Ohm,‘ ſagte ſie, indem ſie auf mich zutrat, ‚mein Ohm, mögſt du noch vielmal dieſen Tag erleben!‘ Der herzlichſte Strahl, den meine arme Seele je getrunken, flog aus ihren Kinderaugen in die meinen. Dann ſetzte ſie das Glas an ihren Mund und that einen ſtarken Zug daraus.

Aber es war zu viel geweſen, was ſie ſich zugemuthet hatte: wie im Krampf ſpieen die jungen Lippen den ſcharfen Trank hinaus, und das Glas fiel aus ihrer Hand zu Boden, daß der Inhalt und die Scherben umherflogen; dann ſtürzte ſie in den Alkoven, an meinen Waſchtiſch; ich hörte, wie ſie Waſſer in ein Glas goß, ein und zwei Mal, und wie ſie gurgelte und ſprudelte, als gelte es, einen Gifttrank wegzuſpülen.

Ich ging ihr nach; da fiel ſie mir um den Hals: ‚Ohm, mein ſüßer Ohm ... ich konnte nicht dafür ... verzeih mir, ſei nicht bös!‘

Das Kind war außer ſich; dennoch wollte ſie mir ein neues Glas bereiten; aber ich litt es nicht, ich nahm ſie auf meinen Schooß: ‚Sei ruhig, Anna; du weißt es ja, wir beide können einander gar nicht böſe ſein!‘

Da preßte ſie meinen Hals mit ihren Armen, als ob ſie mich erſticken wollte: ‚Du biſt gut, mein Ohm; ich weiß es, du biſt gut!‘ und dann weinte ſie ſich noch ein braves Stückchen.

Aber auch das, Nachbar, öffnete mir nicht meinen vernagelten Verſtandskaſten. Am anderen Abend kam ſie wieder mit ihrem Keſſelchen. ‚Zünd nur die Lampe an,‘ ſagte ich; ‚hernach mach ich mir's ſchon ſelber.“

Ich wollt', Sie hätten ihr bittend Angeſicht geſehen. ‚Laß mich, Ohm!‘ ſagte ſie. ‚Ich weiß, ich kann es heute.‘

Ich wollte es dennoch wehren; aber jetzt ſtampfte ſie mit ihrem Füßchen: ‚Ich muß aber, Ohm; das ärgert mich, das von geſtern!‘

So litt ich's denn; und als ſie ihr: ‚Zur Geſundheit!‘ ſprach und dann ein Schlückchen aus dem Glaſe trank, hielt ſie den Athem an und Mund und Augen gewaltſam offen; aber, ich ſah es wohl, ein paar Thränen ſprangen doch heraus. Bald danach ſind Sie ins Haus gezogen, und — Sie haben es ja ſelbſt geſehen, wie zierlich ſie uns zu credenzen wußte. Gott verzeihe mir! Das Kind ſteuerte Backbord; aber ich hätte Steuerbord halten ſollen.

— — Im Winter, nachdem Sie fort waren, ſuchte mein Lübecker Rheder mich wiederum zu ködern; der ſchlaue Alte hatte es heraus, daß ich zu früh mich landfeſt gemacht hatte; er meinte, ich könnte wohl noch ein paar Jahre wieder laden und löſchen. Von dem dazwiſchen ſprach er nicht; aber er bot mir ein neugebautes Vollſchiff und einen Part darin. Mir gefiel das ſchon; aber was ſollte dann aus Rieckchen Geyers und meiner Anna werden? Denn auch Ihr Quartier im Unterhauſe ſtand unvermiethet. Da, als ich eines Tages in der Januarſonne mit Anna über den Gänſemarkt promenirte, blieb ſie vor einem Weißwaarengeſchäft ſtehen und betrachtete begierig die Sauberkeiten, die hier alle in dem Ladenfenſter ausgelegt waren. Ich wollte ungeduldig werden; aber ſie hatte trotzdem immer ihren Finger noch nach etwas Neuem. Auf einmal kam mir die Erleuchtung: ‚Komm,‘ ſagte ich, ‚was meinſt du, wenn Ihr ſelber ſolchen Laden hättet?‘

Sie wurde ſchier dunkelroth vor Freude; aber gleich darauf ſagte ſie traurig, ihr dunkles Köpfchen ſchüttelnd: ‚Das iſt ja nicht möglich, Ohm!‘

‚Nicht möglich, Anna! Aber was meinſt du, wenn dein Ohm es dennoch möglich macht! Komm nur, wir wollen gleich zu Hauſe, und Mutter ſoll ihren Segen geben!‘

By Jove, ich hatte Noth, daß ſie mir nicht vor allen Leuten um den Hals fiel.

Und ſo kam es denn in Ordnung. Freilich, mein Maklerverdienſt ging ſo circa wohl darauf; aber wen hatte ich denn ſonſt, für den ich ſorgen konnte! Die Stube rechts, wo Sie Ihre Lateiner ſtudirt hatten, wurde zum Laden umgewandelt; die Einkäufe waren ſchon gemacht, Näherinnen außer dem Hauſe wurden in Arbeit genommen und eine Glocke über der Hausthür angebracht; Anna ſelbſt war das behendeſte Ladenjüngferchen und ſaß fleißig mit der Nadel in der Hand. Wie ich nach ein paar Jahren aus einem Briefe der Mutter ſah, gewann ſie ſpäter noch beſſeren Verdienſt, indem ſie in fremde Häuſer ſchneidern ging; damals aber warteten wir noch auf Käufer; und ſie kamen auch, erſt die Nachbarn und die Apothekertöchter, mit denen Anna damals wohl zuſammenlief, dann auch von den Gäſten aus dem Kaiſerhofe. Ich hörte mit Behagen unſere Glocke läuten, wenn ich oben auf meinem Zimmer ſaß.

Und endlich eines Abends nahm ich muthig einen großen Briefbogen und ſchrieb darauf an meinen alten Herrn Richardi in Lübeck, daß ich ſein neues Schiff, ‚Die alte Liebe‘, führen würde.

* * *

‚Die alte Liebe‘ war ſo gut wie ihr Name; und wir hatten Glück, mein alter Herr und ich! Fünf Jahre lang bin ich gefahren, wie noch nie zuvor —

aber wir haben noch andere Abende, davon zu reden — nur bei der letzten Fahrt, in den engliſchen Nebeln, zwiſchen Plymouth und Southampton, da hätten wir bald, trotz Nebelhorn und Schüſſen, das Schiff und auch uns ſelbſt verloren. Das machte mich kopfſcheu; mir ſchien's nun endlich doch genug vom Waſſer und beſſer, das Bißchen Lebensreſt im Trockenen zu verzehren. Doch mein Herr Richardi in Lübeck war nicht ſolcher Meinung, und da er mich halten wollte, ſo wußte ich wohl, weshalb er mit unſerer Abrechnung immer noch nicht fertig wurde. ‚Herr,‘ ſagte ich endlich, ‚ich beſuche meinen alten Ohm in Holſtein; indeß wird hier wohl Alles klar?‘

Er brummte etwas, und ich fuhr am anderen Tag hierher. Es war aber ein rechtes Doppelwrack, was ich hier fand: den geizigen Greis und ſein großes verfallenes Bauernhaus, worin einſt eine weitläufige Wirthſchaft war betrieben worden. Zwei Stuben mit vollen Schränken und hohen Wandbetten ſtanden beſtaubt und unberührt; der Eigenthümer und eine verrunzelte zahnloſe Magd hauſten jetzt allein in einer Kammer; freilich, auf dem Boden jungten die Marder in den Ecken und ſchleppten des Nachts ihre Beute heim und ſprangen durch die Löcher des alten Strohdachs auf die Bretter, daß in der Stube unten nicht zu ſchlafen war. In einer Nacht, wir waren gegen Auguſt, kam unerwartet ein Sturm auf; das ganze Dach ſchüttelte ſich, und ich hörte, wie ein Fach Mauerwerk herauspolterte; da ſprang ich auf und ging die Nacht ſpazieren. ‚Ohm,‘ ſagte ich am anderen Morgen, ‚mein Schiff war doch noch ſicherer als Euer Haus; Ihr müßt bauen, ſonſt begräbt's Euch noch!‘

Aber er lachte, indem er ſich ſein ſchlotteriges Wams über ſeinen hageren Leib zuknöpfte. ‚Das verſtehſt du nicht, John; die alten Häuſer ſind zäh. Du kannſt es flicken laſſen, wenn ſie mich hingetragen haben.‘

Ich hielt's nicht länger aus, mich überkam ein plötzliches Verlangen nach unſerer kleinen Anna, und ich ſchrieb an Riekchen Geyers, daß ich kommen würde.

Am zweiten Tage danach fuhr ich mit dem Wochenwagen ab. Als mein Ohm mit ſeiner Magd, die ich mit einem unmäßigen Trinkgeld erfreut hatte, mich hinaus begleitete, gab er mir die Hand: ‚Aber

John!' ſagte er, ‚das in dem Canal, das will mir nicht gefallen; bleib ſchmuck im Lande nun! Wenn du verſöffeſt, ich müßt mein Teſtament ummachen laſſen; das ſind theure Sachen!'

Damit fuhr ich ab. Als ich vor's Millernthor in Hamburg kam, ging juſt der Tag zu Ende; ich konnt's nicht laſſen, ſtieg ab und ſpazierte nach dem Stintfang hinauf; da ſah ich am Hafen längs den ganzen Maſtenwald im braunen Abendroth. Langſam ging ich dort hinunter, und da überfiel's mich: ‚Haus oder Schiff? Land oder See?' Ich ſchlenderte am Bollwerk entlang, den Kopf voll melancholiſcher Gedanken; da kam der Sohn unſeres Nachbarn, des Apothekers, mir entgegen; er war in Californien geweſen, kam aber jetzt von Hauſe und wollte nun wieder in die Minen. Die beiden Schweſtern hatten den wilden Jungen weich gemacht, ich glaube, am liebſten wär er mit mir umgekehrt; zuletzt aber häkelte er zwei Klümpchen Goldes los, die er als Berlocks an der Kette hängen hatte. ‚Good bye!' ſagte er, ‚bringt's den Dirnen; wenn ich wieder käme, ſollt's ein Pfund ſein!' Und damit drehte er ab und ging davon.

Ich ſteckte die Berlocks in die Taſche und wanderte jetzt raſcher in die Stadt hinein. Als ich Ricks Häuschen erreicht hatte, brannte im Flur ſchon eine Lampe. Ein dunkelköpfiges Mädchen flog aus dem Laden, nicht groß, aber ſchlank; ein zierliches Stutznäschen und über der Stirn, nicht was die Frauenzimmer Simpelfranſen nennen, nur ſo die feinen Stirnlocken, die mit dem Kamm nicht mehr zu bändigen waren; und vor der Bruſt hing ihr ein ſauber Spitzentuch.

Ich zog ſehr höflich meinen Hut und wußte nicht, war das feine Ding ſie oder war's nur eine fremde Jungfer? Freilich, ſo auf Siebzehn ſchien auch die zu ſtimmen, die mich da mit ihren großen braunen Augen anſah; aber ich war doch nicht auf Nummer Sicher und ſagte lieber vorſichtig: ‚Guten Abend; wär Frau Geyers wohl zu ſprechen?‘ ‚Guten Abend,‘ ſagte ſie — und mir war's, als ob ſie innerlich lache — ‚treten Sie nur näher!‘ Aber ich kehrte mich zu ihr: ‚Um Verzeihung, liebes Kind,‘ ſagte ich, ‚wie heißen Sie denn?‘ Sie neigte den Kopf, daß ich vom Geſicht nur noch die Stirnlöckchen ſehen konnte, und ſagte: ‚An-na!‘

Sie ſagte das ſo eindringlich, ſo very engaging; es ſang ordentlich was in den beiden Silben, und wieder auch, als wär ein Mädchenlachen noch dahinter.

Dann aber, als Frau Rielchen jetzt aus der Stube trat, da lachte ſie wirklich und warf den Kopf empor: „Mutter,‘ rief ſie jubelnd, ‚da iſt Onkel Riew‘, und er kennt mich nicht mehr!“ Und ſie flog mir an den Hals, die junge Katze! In mir aber rief es: ‚Land, Land! Nicht nochmals auf die Planken!“

* * *

Ich wohnte ſchon wieder oben in meinem alten Quartier und hatte aus Lübeck und vom Schiff ſchon meine Sachen um mich. Es war faſt wie früher, nur daß, weil die Frauen Anderes zu thun hatten, eine kleine Magd mich jetzt bediente, und ich Abends meiſt mein Glas im Kaiſerhofe trank. Da fielen die goldenen Berlocks mir eines Vormittags in die Hand, die ich noch immer abzuliefern hatte, und ich machte mich ſogleich jetzt auf den Weg.

Als ich eintrat, fand ich im Zimmer nur die beiden Mädchen, die vor einem Tiſche emſig an großen bunten Lappen nähten; da ich aber mein Gewerbe anbrachte und die Goldklümpchen in ihre Hände legte, by Jove, da ging das Gejammer los: ‚Ach der Herzensbruder, o mein Peter, Peter!‘

Wiſſet, Herr Doctor, ich kann die Frauenzimmerthränen nicht leiden; denn ſie machen mich boshaft, was ich von Natur nicht bin; aber ſo wie eine wilde Gans aus der Thür rennen, das war doch auch nicht ſchicklich; ich blieb alſo vor der Hand noch ſitzen. Da öffnete ſich die Thür und eine alte Näherin trat herein, die mir von früher wohl bekannt war; ſie hatte wieder ſolchen Lappen in der Hand, wie die hier drinnen; es mußte alſo miteinander wohl ein Kleid ausmachen; auch paßten ſie es zuſammen und ſtrichen es ſich an Hals und Schultern. Als die Alte fortgegangen war, dachte ich für die Anna ein Wort einzulegen und ſagte: ‚Iſt das Ihre Näherin? — Die könnten Sie ein Pfundsmaß hübſcher haben! Ich meinte, daß die Anna Geyers bei Ihnen nähte?‘

‚Ja,‘ ſagte die Aelteſte und wiſchte ſich den Thränenreſt von ihren Backen, ‚die iſt freilich hübſcher.‘

— ‚Steht Ihnen das Mädchen denn nicht an?‘

‚O — wir haben ſie ja ſchon gehabt.‘

— ‚Und Sie wollen ſie nicht wieder haben? Das thut mir leid, ſie iſt ſo halbwege ja mein Ziehkind.‘

‚Ja; aber ...‘ Sie bückte ſich über ihre Näherei und kam nicht an Bord mit ihrem Satze.

— ‚Schießen Sie los, Mamſellchen!‘ ſagte ich. ‚Helles Feuer iſt das Beſte. Die Anna ſoll doch ihre Arbeit gut verſtehen; hat ſie geſtohlen, oder wo ſteckt denn ſonſt der Fehler?‘

‚Nun, Herr Riew’,‘ ſagte die Jüngere und luvte mich mit ihren kleinen unverſchämten Augen an; ‚geſtohlen nun wohl nicht; es iſt nur Eins!‘

Die Aeltere winkte ihr zu und ſchüttelte den Kopf; aber das ſchwarze Ding ließ ſich nicht überſegeln: ‚Ich will es Ihnen ſagen, Herr Riew’, ſie hat für uns zu vornehme Bekanntſchaften; wir ſind ehrliche Bürgermädchen; mit Grafen und Poſamentiergeſellen haben wir nicht gern zu thun; auch nicht mal durch die dritte Hand! Und das noch nicht allein!‘

‚Liebes Mamſellchen,‘ ſagte ich, da ſie innehielt, ‚ſparen Sie die Worte nicht; ich bin bereit zu hören.‘

Hierauf, während die Aeltere ſittſam auf ihre

Arbeit ſah, rückte das beredte Mädchen ſich einen Schemel unter die Füße und ſetzte ſich ordentlich in Poſitur. ‚Es war im vorigen Herbſte, Capitän Riew',‘ ſagte ſie, ‚und die Centralhalle war eben eröffnet; man konnte in Familie an kleinen Tiſchen ſitzen, ſeinen Thee oder eine Taſſe Chocolade trinken und dabei eine Komödie, oder was es ſonſt denn gab, mit anſehen, und die Koſten waren auch nicht ſchlimm. Alle gingen hin, und groß wurde davon geſprochen. Wir, Herr Riew', gehören nicht zu denen, die nach allem Neuen laufen; aber die Gummi-Elaſticum-Kerle, als die angekündigt wurden, die mußten wir doch ſehen! Wir beide gingen alſo eines Abends in die Centralhalle, unſere Mutter war natürlich bei uns; der alten Dame ſchwindelte der Kopf, und ſie hätte bald ihren Zufall bekommen, als wir in den ungeheuren Saal traten; doch es gab ſich zum Glück, als wir erſt an einem Tiſchchen unſeren Thee tranken und dann der Vorhang aufging. Die Elaſticum-Kerle waren freilich beſſer auf dem Zettel als auf der Bühne; aber als der Eine ſich rückwärts um den Tiſch wickelte und der Andere als Schlange über ihn wegkroch, ihre Fazen ſahen ſich doch luſtig an. —

Da, als wir im beſten Lachen waren, entſtand an einem Tiſche, ein Stückchen von uns, ein Rumoren, daß wir unwillkürlich unſere Augen dahin wenden mußten. Zwei Frauenzimmer hatten dort ſchon länger mit dem Rücken gegen uns geſeſſen; nun langten noch zwei leidlich junge Herren an; der eine ſah wirklich vornehm aus; aber wer weiß das! Das Geſicht war ziemlich vercommerſchirt, und die vielen Haare, die nicht mehr da waren, hatten wohl auch umſonſt ſich nicht empfohlen. Das gab ein Reden und Complimentiren, ein Schurren mit den Stühlen; dann rief der Kleinere von den Beiden nach dem Kellner. Ein blaſſer Schlingſchlang mit weißer Binde drängte ſich an den Tiſch: ‚Befehlen?‘ — ‚Ja, was?‘ — Und der Kellner zählte her, was er zu bieten hatte. — Dazwiſchen rief der Cavalier: ‚Genug, Kellner! Zum Vorſchmack vier Gläschen ſchwediſchen Punſch!‘ — Kennen Sie es, Capitän? Es ſoll furchtbar ſtark ſein!‘

Ich nickte.

‚Nun, die Gläſer kamen, und die Herren hatten's immer nur mit dem einen Frauenzimmer, als wenn die Gummi-Elaſtiker ſie gar nichts angingen, und ſie gingen auch mich bald nichts mehr an: denn ich ſah immer nur nach dieſen vier Menſchen. Da ſtößt meine Mutter mich in die Seite: ‚Du,‘ ſagt ſie, ‚kennſt du das Frauenzimmer in der Lila-Haube?‘ Und da ich nein ſage — ‚Frau Geyers,‘ flüſtert ſie mir zu, und als die Andere juſt den Kopf wendet, ‚Herr Jeſus!‘ ruf ich; ‚und da iſt auch die Anna!‘

In dieſem Augenblick ſtand der vornehmere der Herren auf. ‚Ihr Glas iſt leer, Fräulein,‘ ſagt er zu der Anna; aber, indem er ſich wendet: ‚Freund Jack, das war wohl eigentlich kein Getränk für Damen!‘

Der Andere lachte: ‚Nur ein gustus, Edmund!‘

‚Verzeihen Sie, meine Damen!‘ begann der Vornehmere wieder; und: ‚Kellner! Kellner!‘ rief er ſo laut, daß ſie von allen Tiſchen ihn zornig anſahen und zu brummen anfingen; denn auf der Bühne ging jetzt ein Luſtſpiel vor ſich. Aber er kehrte ſich nicht daran, und als der Schlingſchlang wieder vor ihm ſtand mit ſeinem athemloſen ‚Herrſchaften befehlen?‘, rief er: ‚Champagner! Zwei Flaſchen auf Eis!‘

Nun, Capitän, das kann ich Sie verſichern, Anna hat nicht am wenigſten davon getrunken! Ihr ſchmuckes Lärvchen brannte ordentlich, und daß ſie mit der linken Hand ſich auf den Tiſch ſtützte, wenn ſie ſich erhob und mit den Herren anſtieß, das war auch nicht von ungefähr! Hätte die Mutter nicht mit ziemlich trockenem Munde dabei geſeſſen, ſie wäre nach dem Schauſpiel wohl, Gott weiß, wohin gekommen; denn der am vornehmſten ausſah, der ſchien viel Gutes nicht mit ihr im Sinn zu haben!‘

Als das luſtige Mädchen mit ihrem Geſpinnſt zu Ende war, ſagte ich nichts; denn mir war nicht eben wohl ums Herz, Nachbar; ich hörte nur, daß jetzt die ältere Schweſter der jüngeren beiſtimmte: ‚Wir reden natürlich nicht davon,‘ ſagte ſie, ‚aber ins Haus nehmen, das geht doch nicht!‘

Und die Jüngere warf den Kopf zurück: ‚Ich danke — wenn der Herr Graf ſie Abends vor unſerer Hausthür erwartete — da könnte am Ende ich noch in den Geruch einer Gräfin kommen!‘

‚Sie haben völlig recht, Mamſell Nettchen, und das wäre wenig paſſend,‘ ſagte ich und empfahl mich höflichſt.

— — Daß ich beim Nachhauſekommen mir unſere alte Tugendhafte auf mein Zimmer bat, und was der Inhalt unſeres Geſpräches geweſen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu erzählen; aber ſo viel ſah ich, die Apothekermädchen hatten jedenfalls nur mäßig übertrieben; die Herren aus der Centralhalle aber waren freilich Biedermänner, der eine ein Graf, der andere ein Baron.

‚Rieckchen, geht in Euch!‘ rief ich, ‚beſinnt Euch! Biedermänner, und Grafen und Barone, und mit Euch in der Centralhalle?‘

Das war zu viel. ‚Ohm Riew‘,‘ ſagte ſie, ‚unſere Anna iſt ein Kind; — ich aber bin mein langes Leben hindurch eine ehrenwerthe Frau geweſen! Wir werden ſie nicht verunehrt haben!‘

Du lieber Gott! ſie wußte nicht einmal, weshalb Rick Geyers in ſein frühes Grab getaumelt war.

* * *

Nicht lange darauf kam ich eines Abends ſpät nach Hauſe; da die Straßenthür noch offen ſtand, ſo trat ich, ohne daß es ſchellte, in den Flur. Es war ſchon dunkel hier, nur durch das Guckfenſter in der Ladenthür fiel ein Schein heraus. Ich ſtand einen Augenblick, denn ich hörte, wie drinnen eine Herrenſtimme ſprach, und allerhand, was ich erſt nicht reimen konnte.

‚Verzeihung, Madame,‘ ſagte der Jemand, ‚die Toilette iſt keineswegs koſtbar; nur ein weißes, weiches Gewand und weiter nichts! Es darf ſich keine vor der anderen auszeichnen; die Blumen wird die Geſellſchaft den Damen liefern; und ich würde hier‘ — er ſprach das wie mit einer zärtlichen Verbeugung — ‚um die Erlaubniß bitten, dem Fräulein blaßrothe Roſen anbieten zu dürfen!‘

Es entſtand eine Pauſe; dann ſchien unſere tugendhafte Mutter eine leiſe Bedenklichkeit zu äußern, die ich nicht verſtehen konnte. Aber der Unbekannte ſprach ſogleich: ‚Pardon, madame; das iſt es ja; nicht Rang und Stand, denen unſereiner gern einmal entflieht, ſoll hier den Ausſchlag geben; ſondern Schönheit und gute Sitten; doch da dieſelben ſelten beieinander ſind, ſo wird der Cirkel nur ein kleiner ſein, ein Dutzend Paare etwa. Sie wiſſen, in den richtig conſtruirten Familien iſt ſtets die Mutter die Schöpferin der Tugend ihrer Kinder; und nicht jede Tochter, Madame, iſt ſo glücklich, wie die Ihre!“

„Damned scoundrel!“ brummte ich bei mir ſelber; denn mir war, als ſähe ich durch die Thür ihn jetzt ſein nichtsnutziges Compliment gegen unſere Alte machen. Und wer war denn der Monſieur? — Am Ende der Verſucher in eigener Perſon; nur in Monaco beim Pharao und beim Roulett, unter dem vornehmen nichtsnutzigen Volk war mir ſolche Menſchenſtimme vorgekommen.

Unwillkürlich trat ich dem Guckfenſter näher; denn ich hörte ſchon die Alte ſagen: „O, Herr Baron, wenn doch Alle Ihresgleichen ſolche Grundſätze hätten!“

Aber der Verſucher war ſchon wieder da: „Ich bitte, Madame, beurtheilen Sie uns nicht voreilig! Der Präſident unſerer Geſellſchaft iſt von einer Strenge, daß man ſich ihm gegenüber um ſich ſelber, ja faſt um unſere Damen bangen dürfte; aber — enfin, er wurde gewählt und zwar mit allen Stimmen!“

Ein Ruf des Erſtaunens entfuhr unſerem alten Tugendmöbel, als ich eben in das Fenſter ſah. Ein großer, eleganter Herr ſaß beinbaumelnd vorne auf dem Ladentiſch; wahrhaftig, Herr Nachbar, ich weiß noch heute, daß das Bein in perlgrauen Hoſen ſteckte! Im Uebrigen Alles, wie man's nur verlangen konnte; dünnes, aber modiſch friſirtes ſchwarzes Haar, ein kleiner Schnurrbart in einem glattraſirten Angeſicht; die eine Hand, in hellem knappen Handſchuh, lag mit dem Augenglas auf ſeinem Knie. Er ſah nicht übel aus, bei Leibe nicht! Aber um Mund und Augen zuckte etwas — ich kannte es wohl, Herr Nachbar — es macht die Weiber fürchten und fängt ſie endlich doch, wie arme Vögelchen! Man ſoll nur wiſſen, daß nichts als böſe Luſt dahinter ſteckt.

Die Alte ſtand mit übergeſchlagenen Händen vor ihm und ſah in dummer Anbetung zu ihm auf. Für mich, das muß ich ſagen, hatte der Geſelle eine verflucht confiſcirte Phyſiognomie! Er hatte ſtets nur zu der Mutter geredet; aber Anna, die dort im Winkel ſtand, ſah mit brennenden Augen auf ihn hin. War das am Ende ihre vornehme Bekanntſchaft, von der jene Mädchen geſprochen hatten?

Ich ging zurück an die Hausthür und ſtieß ſie zu, daß die Glocke läutete; dann trat ich in den Laden. Mein Erſcheinen mochte den drinnen eben kein groß Plaiſir machen: Anna kam aus ihrer Ecke und ging daran, einige Bänder und Spitzen vom Tiſche in einen Pappkaſten zu räumen; der fremde Musjö hob ſein Glas an die Augen und ſah auf mich herab, als ob ich unter ſeinem Blick verſchwinden müßte.

Aber ich verſchwand nicht, ſondern ſetzte mich auf einen Stuhl neben der Thür und ſagte: ‚Schön warm hier drinnen; guten Abend, meine Herrſchaften!‘

Das alte Weib drehte ſich hin und her: ‚Unſer Onkel Riewe, Herr Baron!‘ ſagte ſie. ‚Er wohnt bei uns im Hauſe.‘

‚So?‘ erwiderte er gleichgültig und ſtreckte das Kinn vor; und ich hörte ordentlich, wie das kleine Wort zu Boden fiel: ‚Sehr angenehm.‘

‚Lüg du und der Teufel!‘ dachte ich; aber ich nickte ihm zu und ſagte höflich; ‚Dito, mein Herr; gleichfalls!‘

Und damit war unſere Unterhaltung zu Ende. Und da ich nun meinen Hut auf meinen Stock hing und dieſen neben mir an die Wand ſtellte, ſo mochte er zu der Meinung kommen, ich ſei ſo leicht nicht zu verjagen; wenigſtens glitt er bald vom Ladentiſch herunter: ‚Madame!‘ ſagte er, und mit einem langen Blick auf die Anna: ‚Mein Fräulein! Sie geſtatten mir wohl, zu gelegenerer Zeit wieder vorzuſprechen!‘ Dann, ohne mich auch nur anzuſehen, war er bei mir vorbei und zur Thür hinaus, und die Alte mit: ‚Sehr angenehm!‘ und: ‚Allzeit willkommen, Herr Baron!‘ hinter ihm her. Anna hatte nur eine ſtumme Verbeugung gemacht; aber es war gut, daß ihre Augen feſt ſaßen in ihrem heißen Angeſicht.

Als die Alte wieder eintrat, waren wir drei denn nun allein beiſammen. ‚Hm,‘ ſagte ich endlich, da die anderen Beiden ſchwiegen, ‚ein feiner Maat, der Euch da beehrt hat!‘

Die Alte nickte: ‚Ein ſittſamer, edler, junger Herr! Aber ich glaube, Onkel John, Ihr habt ihn fortgetrieben!‘

‚Was hab ich, Riekchen?‘ rief ich; denn ſo ſanft ſie das auch vorbrachte, ſolch eine Anklage hatte ich noch nie von ihr gehört. ‚Ich habe ja in aller Ehrbarkeit auf dieſem Stuhl geſeſſen!‘

‚Ja, Riew', das haben Sie wohl; aber — Sie ſaßen ſo, als wollten Sie den Herrn Baron zur Thür hinaus haben!‘

‚Und das wollt ich auch, Riekchen!' rief ich, ‚und er iſt denn auch gegangen; und wiſſet Ihr weshalb? — Weil er ein ſchlecht Gewiſſen hatte! Weil er keinen Mann gebrauchen konnte beim Auswerfen ſeiner Angel, womit nur junge Dirnen und alte dumme Weiber zu ködern waren! Und wenn Ihr noch etwas Mutterwitz im Kopfe habt, ſo beißt Ihr nicht daran!'

Die Alte ſtieß einen ſanften Klageton aus und ging händeringend auf und ab; ich aber war zornig geworden, Nachbar, und wollte es nicht noch mehr werden; deshalb nahm ich Hut und Stock und ſtieg hinauf nach meiner eigenen Wirthſchaft.

* * *

Am anderen Morgen mußte ich nach Lübeck, um endlich mit meinem alten Rheder rein zu werden. Er ließ, als ich ankam, nicht ab, ich mußte bei ihm Quartier nehmen, in ſeinem großen Hauſe in der Wahmſtraße, wo die braun getäfelten Zimmer danach ausſahen, als ſeien Marx Meyer und Herr Jürgen Wullenweber dort noch aus- und eingegangen; der lange Hausflur ſtieg in das erſte Stockwerk hinauf, und oben lief eine Galerie herum, auf welche viele Thüren, auch die von meinem Schlafcabinett, hinausgingen. Das Alles hatte ein gar ſtattlich Anſehen.

Der alte Herr ſelber war etwas gebrechlich ſchon; ein wenig ſteif im Rücken und die Finger vom vielen Schreiben krumm; aber er ſaß noch immer an ſeinem Pult; denn er war der Letzte, er hatte keinen Sohn. Wir beide waren aber noch allzeit miteinander fertig geworden; nur etwas langſam ging es, und Geduld mußte man haben. So zog es ſich denn auch jetzt wieder von einem Tag zum anderen. Die Sache war aber eigentlich, ihm fehlte immer noch der Capitän für ‚Die alte Liebe‘; er dachte wohl, hätte er mich im Hauſe, ſo wär ich noch zu halten.

Als ich eines Morgens aus meiner Kammer getreten war und über die Galerie in den ſteinernen Flur hinabſah, ſchritt er dort eben aus einer der hinteren Stuben hervor, in ſeinem grauen Röckchen, das ſpärliche Haar zu einem dünnen Pull emporgekämmt. ‚Nun, Cap'tän Riew',‘ rief er hinaufblickend, ‚hat die letzte Nacht Euch beſſeren Rath gebracht?“

‚Nein, Herr; es muß bleiben, wie es iſt,‘ rief ich hinab.

„Ich glaube, Riew', Ihr wollt ein Weib nehmen!“ ſagte er lachend.

‚Auch das nicht; ich habe Familienſorgen ohne das.‘

Da drohte der alte Kaufherr mir ſchelmiſch mit dem Finger: „Ja, ja, Ihr alten Capitäne! Ihr habt Familienſorgen in aller Welt, an jedem Ankerplatz, John Riewe! Seid Ihr denn auch von denen? Das wußte ich noch nicht!“

‚Das ich ſelbſt nicht wüßte, Herr,‘ ſagte ich; ‚aber es iſt ein Freundeserbe, und das hat auch ſein Freud' und Leid.‘

‚So, ſo! Verzeihet! Aber kommt nun herunter, daß der Kaffee uns nicht kalt werde.‘

So gingen wir denn zum Kaffee, und der alte Mann frug mich zum Schluß noch wacker aus und klopfte mir ein paar Mal nickend auf die Schulter: „Kann ich helfen?“

‚Dank, Herr; das mach ich ſchon allein.‘

Am Abend — es war an einem Freitag — waren wir beide miteinander klipp und klar, und am anderen Morgen befand ich mich wieder auf dem Weg nach Hamburg. Damals gab's aber weder Chauſſee noch

Bahnzug; unſer Wochenwagen, in dem wir wie die Heringe zwiſchen Ballen und Kiſten verpackt waren, rumpelte auf dem verruchten Knüppeldamm, daß wir mitten auf dem Weg noch beide Stengen brachen; und ſo war's ſchon gegen zehn Uhr Abends, da wir endlich in Hamburg einfuhren. Hundsmüde ſtieg ich ſogleich die Treppe nach meinem Quartier hinauf, und im Augenblick kam auch das alte Riekchen hintennach. ‚Nun, ſeid Ihr es?‘ frug ich.

‚Ja, Onkel John; Ihr ſeid wohl müde? Soll ich Euch was zu eſſen machen, oder eine heiße Taſſe Thee, oder ein Glas Grog? Das nehmt Ihr heut wohl lieber?‘

‚Nein, nein, Alte; geht nur und grüßt die Anna, wenn ſie noch die Augen auf hat! Ich muß ſchlafen.‘

Die Alte murmelte etwas und ging; ich kroch in meinem Alkoven unter die Decke, hörte noch, wie es von Michaelis elf ſchlug und wie der Wind aufkam und zwiſchen die loſen Dachpfannen fuhr; dann hörte ich nichts mehr. Wie lange ich geſchlafen, weiß ich nicht, aber es mußte mitten in der Nacht ſein — mir träumte, ich fahre auf einem kleinen Schmack durch die norwegiſchen Schären, und ein Windſtoß ſchlägt das Fahrzeug gegen einen Felsblock — wie von einem Ruck fahr ich in die Höhe, und auf einmal fühl ich, ich liege in meinem Bett und will mich eben behaglich wieder in mein Deckbett wickeln, da ruckt unten vor der Hausthür ein Wagen auf dem Steinpflaſter, ein Kutſcher klatſcht mit der Peitſche und ſtößt einen Fluch über ſeine unruhigen Pferde aus; eine Art Getümmel iſt dabei, als würde einer vom Wagen herabgehoben.

Da fiel's mir plötzlich ein: ‚Warum, als du heimkamſt, war die Anna denn nicht da? Und die Alte, ſie war um dich herum, als wollte ſie das Mädchen dich vergeſſen machen; am Ende iſt heut der Muſterball!‘

Ich war aus dem Bett geſprungen und lief ans Fenſter. Aber die Unruhe hatte ſich ſchon ins Haus verloren, und ich ſah nur noch, wie ein großer Herr im Mantel in den Wagen ſprang.

‚Vorwärts, Kutſcher!‘ rief er, und mit Gepolter raſſelte das Gefährt davon.

Mit ſelbigem kam es auch ſchon die Treppe zu mir herauf, daß ich mir kaum die Nothdurft über den Leib ziehen konnte, und wieder ſtand die Alte, aber mit einem wahren Jammergeſichte, vor mir.

‚Nun, Riekchen,‘ rief ich, ‚was iſt denn das für eine Komödie?‘

‚Ach, Onkel John, ſcheltet nur nicht! Der Herr Baron hat ſie ſelber vom Ball zurückgebracht; aber ſie iſt krank geworden beim Tanzen; ohnmächtig, ganz ohne Beſinnung; ach, Onkel John, ſchier wie eine Leiche ſieht ſie aus! Die alte feine Frau, die mitkam, iſt noch unten; aber ſie weiß ja hier doch nicht Beſcheid.‘

‚Da ſoll ich wohl den Doctor holen?‘ frug ich.

‚Ach, wenn Ihr wolltet, Onkel John?‘

‚Hol der Teufel Eure Bälle und Barone!‘ rief ich; ‚aber geht nur hinunter zu dem armen Kind!‘ — Ich hatte mich ſchon völlig angekleidet, nahm meinen Hut und lief hinaus.

Bald war ich auch am Doctorhauſe und klingelte den alten Doctor Snittger aus den Federn, der nur eine Straße von uns wohnte und mir vor Jahren einmal das Marſchfieber vertrieben hatte.

Er war ſogleich auch diesmal bei der Hand und fertig. ‚Sorget Euch nicht, Capitän,‘ ſagte er, als wir miteinander die Gaſſe wieder hinaufgingen; ‚ja, wenn's ein Mann wäre! Aber bei den jungen Frauenzimmern, da iſt's meiſt erſchreckender als ſchrecklich!‘

Als wir ins Haus getreten waren, ging der Doctor unten zu den Frauen, ich in mein eigen Zimmer und wanderte, Gott weiß, wie lange, auf und ab. Da endlich hör ich unten wieder die Stubenthür knarren und das Riekchen auf dem Hausflur mit dem Doctor klöhnen. Als ich die Treppe hinabſteig, ruft er mir noch zu: ‚Alles in Ordnung, Capitän; wir können ſchlafen gehn!‘ und ſomit iſt er zur Hausthür hinaus und das Riekchen zur Stubenthür hinein und Alles ſtill und dunkel.

Alſo ich auch wieder hinauf in meine Cabine und ſchlafe bis in den Tag hinein. Da vernehm ich auf einmal aus meinem Alkoven, daß drinnen im Zimmer mein Kaffeegeſchirr auf den Tiſch geſetzt wird, und noch halb im Schlaf rief ich: ‚Biſt du es, Anna?‘

Ich fuhr ordentlich zuſammen, als es von drinnen antwortete; ‚Ja, Ohm.‘ Aber es war, by Jove, ihre Stimme.

‚Komm doch, mein Kind!‘ rief ich wieder, ‚und ſag mir guten Morgen!‘

Und als ſie nun kam und die Alkoventhüren zurückſchlug, die ich wegen des Straßenlärmes meiſt geſchloſſen hatte — Herr, wie war ich erſchrocken, da der Morgenſchein auf das junge Geſicht fiel! — Zerſtört, ja ganz zerſtört ſchien es mir; ich ſuchte darin nach etwas, und ich wußte nicht wonach; die rothen vollen Lippen ſchienen wie zum Spott daraus hervor.

‚Guten Morgen, Ohm!‘ ſagte ſie kaum hörbar; aber ihre Hände zitterten, womit ſie mir die volle Taſſe reichte, daß ein Theil mir auf das Deckbett floß.

‚Kind! Anna!‘ ſagte ich und faßte ihre Hand; ‚wo biſt du geweſen? Du haſt ja arge Havarie erlitten!‘

Sie antwortete nicht; ſie zitterte nur noch ſtärker; und als ich in ihre ſonſt ſo fröhlichen Augen ſehen wollte, ſchlug ſie ſie nieder oder wandte ſie zur Seite.

‚Anna! Anna!‘ ſagte ich, ‚du gehſt mir nimmer wieder auf dieſe Bälle!‘

Da mußte ich nach der Taſſe greifen; denn ſie wollte die Hände über ihren Kopf erheben. ‚Nein, Ohm!‘ ſchrie ſie, ‚nie — nie wieder!‘ Ihre ſchlanke Geſtalt wollte ſich aufrichten; aber ſie ſank wie ohnmächtig an meinem Bett zuſammen.

Ich hatte meine Hand auf ihren Kopf gelegt. ‚So iſt es recht, mein Kind,‘ ſagte ich; ‚nun gräme dich nur nicht; ich gehe mit dir, wohin du willſt! Und wenn's erſt Sommer iſt, dann reiſen wir zu meinem alten Ohm, der auf dem Lande wohnt! Da ſind große ſtille Stuben und draußen Wald und grüne Wieſen!‘ By Jove! Ich hatte die Marder ganz vergeſſen!

Sie hatte meine Hände an ihre Stirn gepreßt und nickte ein paar Mal leiſe, ohne aufzuſehen; dann aber richtete ſie ſich empor. ‚Laß mich nun, mein Ohm,‘ ſprach ſie freundlich, ‚ich muß nach unten.‘

Sie ging, und ich blieb, ohne meinen Kaffee anzurühren, noch lang auf meinem Bette; ich wußte in der Sache mich nicht zurecht zu finden.

⁂

Einige Zeit verging; das Ausſehen des Mädchens wurde freilich beſſer; aber innerlich war das Kind verwandelt. Wenn ſie ſonſt um Mittag ſo fröhlich unten an der Treppe rief: ‚Ohm! Ohm John! Servirt!‘ — Du lieber Gott, wie träg und öde klang das jetzt! Mir war auch, als ob ihr Angeſicht allmälig ſich verändere; ſie hatte ſonſt noch immer wie ein Kinderſpiel um Mund und Wangen; das war wie weggeblaſen.

Es ging mir arg im Kopf herum; von dem Herrn Baron war nicht der Zipfel ſeines Rockes mehr zu ſehen, und als ich zu dem alten Riekchen davon ſprach, erhielt ich zur Antwort, der Herr Baron habe auf ſeine Güter in Mecklenburg müſſen und komme erſt im Sommer wieder; das Mädchen aber, das daneben ſtand, wurde bei dieſer Rede wie mit Blut übergoſſen und ging raſch zur Thür hinaus.

‚Ei,‘ dacht' ich, ‚liegt da der Haſ' im Pfeffer? Sind die Gedanken unſeres Kindes noch immer bei dem confiscirten Kerl?‘ Und es fraß ordentlich in mir.

— — Wieder waren ein paar Monate vergangen, als ich an einem Spätnachmittage im März, da ſchon das Dunkel in die Häuſer kroch, von einem Geſchäftsgange zurückkam. Als ich am Laden vorüber wollte, ſah ich durch das Guckfenſter, daß dort die Lampe noch nicht brannte; aber, da ich ſtill ſtand, hörte ich drinnen jemand weinen. ‚Mußt einmal revidiren!‘ ſagte ich zu mir und ging hinein. Da fand ich die Anna in einer Ecke auf dem Ladentritt, mit beiden Händen vor den Augen. ‚Biſt du es, Anna?‘ frug ich. ‚Wo iſt deine Mutter?‘

‚Ausgegangen,‘ erwiderte ſie leiſe.

‚Aber du mußt ja die Lampe anzünden!‘

Sie ſtand langſam auf, und als die Lampe brannte, ſah ich dicke Thränen über ihre Wangen rinnen.

‚Biſt du krank, Anna? Oder fehlt es dir ſonſt?‘ frug ich, während ſie ſich abwandte und die Fenſtervorhänge herabließ.

Sie ſchüttelte nur den Kopf.

‚Aber was iſt denn? Warum weinſt du?‘

‚Ich weiß nicht, Ohm; es kommt nur manchmal ſo.‘

Da ergriff ich ſie bei beiden Händen: ‚Du ſollſt mir Stand halten, Kind! Nicht wahr, du härmſt dich nach deinem Tänzer, nach dem Baron, der jetzt auf ſeinen Gütern iſt?‘

‚Nein, nein, Ohm!‘ rief ſie heftig.

„Nun, was iſt's denn? Kannſt du's deinem alten Ohm nicht ſagen? Wir wollen ſehen, daß wir Hülfe ſchaffen!“

Aber ich ſah nur, daß ihr die Thränen reichlicher aus den Augen rannen: „Ich kann nicht!“ Und ſie ſtammelte das nur ſo. „O, lieber Gott! die Angſt! die Angſt!“ ſchrie ſie dann wieder.

„Aber ſo ſag dir's doch vom Herzen! Kind, wirf den Ballaſt über Bord! Oder, wenn nicht mir, ſo ſag es deiner Mutter!“

Sie ſtarrte mit ihren ſchmucken Augen vor ſich hin, als ob ſie in ein ſchwarzes Waſſer ſähe, und ſagte rauh: „Nein, nicht der, nicht meiner Mutter.“

„Verſündige dich nicht,“ ſprach ich; „du haſt ja nur uns Beide auf der Welt!“

Da warf ſie ſich auf die Kniee und ſchrie: „Mein Vater, o mein guter Vater! Ich will zu dir!“

Und ich kniete neben ihr, und wußte mir nicht zu helfen; denn, Nachbar, die Frauenzimmer haben nicht den Verſtand, daß man ihnen damit beikommen könnte. Zum Glück klingelte jetzt die Hausthür, und ihre Mutter mit einem Korb voll Brot und Kohl und Rüben trat herein; und ſo ließ ich die Beiden und ging nach dem Römiſchen Kaiſerhof und dort unten in das Gaſtzimmer. Aber mein Glas ſchmeckte mir nicht, denn immer ſah ich das arme Kindergeſicht in ſeiner Angſt und Noth.

— — Sie hatte ſich denn endlich doch der Mutter kund gethan; aber, Herr Nachbar, helfen konnten wir nicht; nur, wir wußten es denn nun — ein vaterlos Kind ſollte geboren werden, von ihr, die ja faſt ſelber noch ein Kind war.

Herr du meines Lebens! Wie wurde die alte Tugendcreatur lebendig! Wie hat ſie geſchrien! Den Mund hab ich ihr verhalten müſſen, daß nur die ganze Gaſſe nicht zuſammenlief: ſie wollte den Baron verklagen, von ſeinem Gelde wollte ſie nichts; aber heirathen ſollte er ihre Tochter; noch Frau Baronin ſollte ſie werden! Ja, das ſollte ſie!

‚Ja,‘ ſagte ich, ‚Baronin! Aber wenn's nun ein Poſamentirgeſelle oder ein Balbirer geweſen iſt!‘

Da ſchrie ſie noch ſchlimmer. Und freilich, ſpäter erfuhren wir wohl, es war richtig ſo ein feiner Maat, ein Waſſerſchößling aus großer Familie geweſen, von denen, die von Schulden leben und deren Geſchäft iſt, anderer Leute Kinder zu verderben. Der

Herrgott weiß, wo er geblieben iſt; von ſeinen Gütern iſt er nicht zurückgekommen.

Die Anna aber wurde immer ſtiller. Wenn die Mutter da war, beſorgte dieſe den Laden, und ſie ſaß im Hinterſtübchen und nähte ſich die Augen roth; war die Mutter aus dem Hauſe, ſo bediente das arme Kind die Käufer demüthig und wie eine Sünderin, ſprach nur, was nöthig war, und ihre jungen Augen, die ſonſt ſo luſtig in die Welt ſahen, waren faſt allezeit zu Boden geſchlagen.

Nur, wenn jezuweilen Abends die Mutter auswärts war, kam ſie die Treppe zu mir heraufgeſchlichen. Dann pochte ſie leiſe an die Thür: ‚Darf ich ein wenig bei dir ſitzen, Ohm? Es iſt ſo einſam unten.‘

Und ich rückte ihr einen Stuhl zum Tiſch; ich ſelber las die Zeitung oder ſchrieb, wenn ſo was vorlag. Geſprochen aber wurde nicht viel; von dem, der ihre Jugend gebrochen hatte, hat ſie nie ein Wort geredet; dagegen waren ihre Gedanken oft bei einem Todten. So ſagte ſie einmal und hielt ihre Nadel müßig in der Hand: ‚Ohm, ich war doch ſchon ſechs Jahre, als mein Vater ſtarb; aber wenn ich an ihn denken will, ich kann mir ſein Geſicht nicht mehr vorſtellen — das iſt doch wohl keine Sünde.‘

‚Nein, Kind,‘ erwiderte ich, ‚warum ſollte das eine Sünde ſein?‘

‚Ja, er hat mich doch ſo lieb gehabt; das fühl ich wohl noch immer; aber ſein Geſicht, das kann ich nicht mehr ſehen!‘

Es that mir weh, Nachbar, als das arme Kind ſo ſprach, ich weiß nicht mehr weshalb; ihr Vater konnte auch ſein ſchmuckes Geſicht nicht mehr gehabt haben, als er verunglückte. Da fiel mir ein, ich bewahrte ja noch ein paar Briefſchaften von ihm aus ſeiner beſten Zeit, aus Rio einen, den anderen aus Hongkong, die waren ſo hell und jung geſchrieben, als ſtünde er im Maienſonnenſchein am Steuerrad und der Südwind wehte durch ſeine dunklen Locken. Die holte ich aus meiner Schatulle und legte ſie vor ihr hin: ‚Da, Anna, haſt du deinen Vater; es war, by Jove, derzeit ein herrlicher Junge!‘

Ein heißes Roth flog über das blaſſe Geſicht, und ihre Augen ſtrahlten für einen Augenblick. ‚Darf ich ſie leſen?‘ rief ſie, und da ich nickte: ‚darf ich ſie auch mit mir nach unten nehmen?‘

‚Gern,‘ ſagte ich, ‚wenn du ſie hier nicht leſen willſt.‘

Sie ſchüttelte den Kopf und ſah mich mit ihren düſteren Augen bittend an; das hätte einen Stein erbarmen können. ‚So geh!‘ ſagte ich.

Da nahm ſie die Briefe, raffte ihr Nähzeug zuſammen, und ich hörte, wie ſie draußen die Treppe hinabflog. Ich hörte die Stubenthür im Unterhauſe öffnen und ſchließen; ſie war wohl dort nicht mehr allein nun; denn die Todten — wer kann's wiſſen, wenn eine Kinderſtimme ſo ins Grab hinunterſchreit.

— — Es gingen wohl acht Tage hin, daß ſie nicht zu mir kam; dann pochte eines Abends wieder ihre kleine Hand an meine Stubenthür: ‚Darf ich hineinkommen, Ohm?‘

‚Gewiß, mein Kind.‘

Dann ſchritt ſie leiſe herein. ‚Da ſind die Briefe wieder,‘ ſagte ſie beklommen; ‚ich danke dir tauſendmal.‘

‚Willſt du ſie nicht behalten?‘ frug ich.

‚Darf ich?‘ rief ſie und bückte ſich über mich und küßte mich und drückte krampfhaft meine Hände.

‚Gewiß, mein liebes Kind; aber ſetz dich nun und bleib ein wenig!‘

‚Ja, Ohm; ich will nur meine Arbeit holen!‘ Und dann ging ſie mit den Briefen aus der Thür; aber bald war ſie zurück und ſetzte ſich mit ihrer Näherei an meine Seite; du lieber Gott, ich ſah wohl, daß es kleine Kinderjäckchen waren. Wir ſprachen erſt nicht; ich ſah auf ihr liebes vergrämtes Angeſicht, und ſie ſaß wie grübelnd; aber ihre fleißigen Finger rührten ſich dabei, als gehörten ſie nicht zu ihr.

‚Ohm,‘ ſagte ſie endlich und athmete ſtark dazwiſchen, ‚hat mein Vater einen gewaltſamen Tod gehabt?‘

‚Ja, Kind; er iſt ertrunken, hier in Hamburg, in einem von den Flethen; weißt du das denn nicht?‘

Sie ſchüttelte den Kopf: ‚Nicht recht; Mutter ſpricht ja nicht davon. Ohm, ſag mir: that er das mit Willen?‘

‚Mit Willen, Anna? Was redſt du denn! Er kam ſpät Nachts nach Hauſe; an der Brücke, wo er vorüber mußte, ward gebaut, und mit den Laternen war es noch nicht wie heutzutage; da iſt er fehlgetreten und verunglückt.‘

Sie ſchwieg, aber ich ſah, wie ihre Bruſt ſich vor innerer Aufregung hob und wie ſie heftiger ihre Nadel führte. ‚Ohm,‘ hub ſie wieder an und ließ nun ihre Hände ruhn, ‚hat mein Vater auch von dem Schrecklichen getrunken, was du immer Abends trinkſt und — wo ich auch davon getrunken habe?‘

Ich erſchrak, aber ich antwortete ſcheinbar ruhig: ‚Das iſt nicht ſchrecklich, Anna; das hat ja der Herrgott uns Seeleuten ſo recht zum Labſal gegeben! Haſt du danach bei mir was Schreckliches geſehen?‘

‚Bei dir nicht, Ohm‘ — und ſie ſah mich mit ganz großen Augen an; ‚aber alle dürfen das nicht trinken; es bringt uns um den Verſtand; die Böſen haben dann Gewalt über uns.‘

‚Ja, Anna,‘ ſagte ich, ‚das hat der Herrgott in der Welt ſo eingerichtet; wohl thut's mit Maßen und weh im Uebermaß; mein alter Hochbootsmann hatte ſich in ſtarkem Kaffee den Säuferwahnſinn auf den Hals getrunken: ‚Capitän,‘ ſagte er, als er den Athem wieder oben hatte; ‚ich bin der nüchternſte Menſch; von Eurem gebrannten Zeuge habe ich faſt nimmer noch ein Glas getrunken, aber Kaffee, das iſt ja ein Getränk für Kinder!‘ — Und ich erzählte weiter und ſprach wie ein Prediger; aber nur aus Angſt und um der Anna ihre böſen Fragen aus dem Kopf zu ſchaffen. Da läutete zum Glück die Hausthürglocke und ſie mußte in den Laden.

Als ſie wiederkam, war davon nicht mehr die Rede, und ſo hatte ich ihr heilig Vaterbild nicht zu beſchmutzen brauchen.

* * *

Und endlich kam die Nacht, in der das Kind geboren wurde; ein Knabe, derſelbe, der jetzt oben hier im Hauſe ſchläft. Es iſt die einzige Geburt geweſen, der ich in meinem Leben ſo nahe beigewohnt; aber Freude war nicht dabei. Anna freilich war geſund geblieben; nur nähren konnte ſie ihr Kind nicht ſelber. Wenn man es ihr aufs Deckbett brachte, ſah ſie es jammervoll aus ihren dunklen Augen an; aber ſie gab es kopfſchüttelnd wieder fort, und ich ſah nicht, daß ſie es küßte oder nur ſich zärtlich zu ihm niederbeugte. Sie lag in dem Wohnſtübchen, und ihre Mutter ging ſeufzend aus und ein und mühte ſich, das arme Kind aus einer Flaſche trinken zu lehren; des Nachts nahm ſie die Wiege mit in ihre Schlafkammer, welche, Sie wiſſen es ja, hinter dem Stübchen lag und durch eine Thür damit verbunden war.

Es mag am ſiebenten oder achten Tag geweſen ſein, daß ich wieder Abends mein Glas in der Gaſtſtube des Kaiſerhofes trank. Sie wiſſen, die Gelehrten müſſen ja allezeit was Neues aushecken, und damals hatten ſie es mit der Vererbung vor — es war juſt ein ſolcher Artikel, den ich an dieſem Abend im Correſpondenten las, und ich muß ſagen, obſchon es mir Phantaſtereien ſchienen, ich vertiefte mich immer mehr darin, konnte nicht davon los. ‚Dummes Zeug!‘ rief ich endlich laut, als es mir doch gar zu bunt wurde.

‚Mein Gott, capitano,‘ hörte ich eine Stimme mir gegenüber; ‚Sie leſen ja heute über alle Maßen; was haben Sie denn da?‘

Als ich aufblickte, ſaß der alte Doctor Snittger vor mir und nickte mir lachend zu.

‚Ja freilich, Doctor,‘ ſagte ich, ‚verrücktes Zeug, was der Correſpondent uns heute auftiſcht!‘

‚Hab's noch nicht geleſen,‘ ſagte der Alte; ‚ſind zu viel Lungenfieber in der Stadt jetzt.‘

‚Auch vererbte?‘ frug ich.

‚Wie meinen Sie?‘

‚Leſen Sie es ſelbſt,‘ ſagte ich und reichte ihm das Blatt, ‚hier ſteht's; ‚Alles iſt vererblich jetzt: Geſundheit und Krankheit, Tugend und Laſter; und wenn einer der Sohn eines alten Diebes iſt und ſtiehlt nun ſelber, ſo ſoll er dafür nur halb ſo lange ins Loch als andere ehrliche Spitzbuben, die es aber nicht von Vaterswegen ſind!‘

‚Ja ſo,‘ ſagte der alte Herr, nachdem er einen Blick in die Zeitung geworfen hatte; ‚es ſollte wohl ſo ſein, aber ſo iſt es bis jetzt noch nicht.‘

Ich ſah ihn an: ‚Iſt das Ihr Ernſt, Herr Doctor?‘

‚Ei freilich, Capitän; den mitſchuldigen Vorfahren müßte gerechter Weiſe doch wenigſtens ein Theil der Schuld zugerechnet werden, wenn auch die Strafe an ihnen nicht mehr vollziehbar oder ſchon vollzogen iſt. Wiſſen Sie nicht, daß ſelten ein Trinker entſteht, ohne daß die Väter auch dazu gehörten? Dieſe Neigung iſt vor Allem erblich.‘

Ich wollte reden; aber er fuhr fort: ‚Ja, ja, ich weiß wohl, die Erziehung der Jugend, wenn ſie mit ausdauernder Sorgfalt die Neigung dieſes entſetzlichen

Keimes zu verhindern weiß, kann bei dem Einzelnen das Unheil vielleicht niederhalten; aber darin wird nur zu arg geſündigt. Die hübſche Anna in Ihrem Hauſe, das arme Mädchen, das jetzt mit einem Kinde liegt, ſie hatte ja wohl nicht den Fehler ihres unglücklichen Vaters, wie das bei Frauen denn auch ſeltener iſt; aber doch — was meinen Sie, das ihr fehlte vor nun dreiviertel Jahr, in jener Nacht, da Sie mich aus dem beſten Schlaf aufklopften? — Ich will es Ihnen ſagen, Capitän — das ſchöne Mädchen war in jener Nacht ſinnlos betrunken! — Wer weiß, ob nicht ihr Unglück ...‘

Aber ich hörte ſchon nicht mehr, was der Doctor ſprach: denn in mir redete es mit hundert Stimmen durcheinander; aber eine darunter war die ſtärkſte: ‚Deine Schuld, deine Schuld!‘ rief ſie ſtets dazwiſchen. Und das war Rick Geyers' Stimme, die ich gleich erkannte; und bald ſah ich ihn vor mir in ſeiner ſchönen Jugendflottheit, die Bänder an ſeinem blanken Hute flatterten im Winde; bald aber mit dem gedunſenen Geſicht und den ſchweren Augen, die mich zornig anſahen. Dann wieder ſah ich die Anna, das zehnjährige begehrliche Ding, wie ſie voll Abſcheu den heißen Trunk von ſich ſprudelte, zu dem ich ſo unbeſonnen ſie genöthigt hatte; dann wieder, wie ſie ſpäter mein halbes Glas mir vor der Naſe wegſchluckte. ‚Deine Schuld! deine Schuld!‘ ſchrie die eine Stimme wieder. Ich ſprang von meinem Stuhle auf: „Ja, ja!‘ rief ich; ‚aber ich will ...‘ Ich beſann mich; ich hatte das faſt laut geſchrien. Zum Glück war eben jetzt nur der verſtändige Doctor allein mit mir im Saale; ſeine Hand lag auf meinem Arm: ‚Was wollen Sie, Capitän?‘ frug er ruhig.

Ich ſetzte mich wieder. „Helfen will ich,‘ ſagte ich, ‚ſoweit eines ehrlichen Menſchen Kraft nur reichen kann!‘

‚Das thun Sie! Ich habe ja den Vater auch gekannt — daß nur nicht zwei ſolcher Menſchenkinder hier zu Grunde gehen! Und wenn Sie meiner dazu bedürfen, wir ſind ja Nachbarn!‘

Ich drückte ihm kräftig ſeine gute Hand: ‚Good bye, Doctor; ich werd es nicht vergeſſen.‘ Dann ſtand ich auf und ging. Den Kopf voll guter Werke trabte ich über die Straße; ich begann in Gedanken ſchon an meinem Teſtament zu arbeiten.

Als ich zu Anna in die Stube trat, lag ſie mit weit geſtreckten Armen und ſah ſtarr auf die ineinander geſchlungenen Hände und das leiſe Bewegen ihrer Finger, als ſei der Lebensknoten dort zu löſen; wie es Menſchen machen, die ihren Cours nicht mehr zu ſteuern wiſſen. Ich ſetzte mich zu ihr auf die Bettkante. ‚Anna,‘ ſagte ich, ‚du ſiehſt ſo traurig aus; was machſt du denn da?‘

Sie blickte langſam zu mir auf: ‚Jetzt?‘ frug ſie, und als ich nickte: ‚Jetzt denke ich nur.‘

‚Woran denn denkſt du?‘

‚An meinen Vater, Ohm.‘

‚Nicht an dein Kind?‘

‚Mein Vater — das iſt ſanfter. — Ohm, bitte,‘ ſagte ſie dann, löſte die Hände auseinander und wies nach der Schatulle am Fenſter, in deren Klappe ein Schlüſſel ſteckte; ‚ich habe ja noch die Briefe, ich darf ſie auch wohl noch behalten; die oberſte Schublade! Wenn du ſo gut ſein willſt, ſo gieb ſie mir!‘

Ich reichte ihr die Briefe, und ſie packte ſie unter ihr Kiſſen und legte ſich dann zur Seite und mit der Wange darauf. ‚Ohm,‘ ſagte ſie, ‚wie kommt das, ich ſehe jetzt wieder ganz deutlich ſein Geſicht. — Vielleicht — er war ſo gut, er hat wohl Mitleid' ... ſie warf ſich unruhig im Bett empor: ‚ach Ohm, ich darf nicht denken, nicht eine Spanne weit! Aber heute Nacht, da hört ich ſeine Stimme, ſo ſanft, als wollte ſie mich an ſich ziehen; du kannſt dir das nicht denken! Nur als ich zu ihm wollte, war er fort, und es rauſchte über mir, als wenn ich in ein Meer verſänke. Und dann hörte ich das Kind weinen und meine Mutter fing an zu ſingen.'

‚Das waren deine Träume, Anna,' ſagte ich.

‚Ja, vielleicht, Ohm; aber' — und ſie ſprach das faſt unhörbar — ‚ich wär ſo gern bei meinem Vater!"

‚Denk lieber an dein Kind!" ſagte ich, ‚und laß Nick Geyers ſchlafen.'

Sie ſtarrte mich geheimnißvoll an: ‚Das Kind, das iſt eine Sünde,' ſagte ſie, ‚und darum iſt mir auch die Bruſt für ihn vertrocknet.'

‚Ei, dummes Zeug! Sieh ihn nur muthig an. Der Junge iſt wie jeder andere unſeres Herrgotts Kind! Laß ihn erſt ein paar Jahr älter werden; ich will dir helfen, Anna; wir wollen was Tüchtiges aus ihm machen, einen flotten Steuermann, einen Capitän! Und wenn er dann mit ſeinem Vollſchiff von der erſten großen Reiſe heimkommt, wir beide ſtehn am Hafen; er ſchwenkt den Hut — die Ankerkette raſſelt — Hurrah für Capitän ... ja, Kind, wie ſollen wir ihn denn taufen? Ich denke doch wohl: Rick? Was meinſt du zu Rick Geyers?‘

Ein Seufzer unterbrach mich: ‚Ja, Ohm, und ſeine Mutter ſteht dann da und iſt ein altes Mädchen!‘

‚Deine Schuld! deine Schuld!‘ ſchrie es wieder in mir, ſo laut und ſchaurig wie aus einem Nebelhorn; man hört's und weiß in der grauen Finſterniß nicht, woher es kommt. Da fuhr's in meiner Noth mir durch den Kopf, ich ſagte: ‚Anna, ich weiß, ich bin nichts als dein alter Ohm, ſchon über Sechzig, und morgen mach ich mein Teſtament; was ich habe — es iſt ein anſtändig Bürgertheil — kommt dir und deinem Jungen zu; und willſt du die paar Jahr noch meine Frau heißen — denn es bleibt trotzdem beim Alten, Anna — aber ein altes Mädchen brauchſt du nicht zu werden!‘

Ich weiß nicht, Nachbar, es war vielleicht was ungeſchlacht; ich wußte mir nur anders nicht zu helfen; es iſt ja nun auch einerlei.

Aber Anna hatte ſich ſtrack emporgerichtet. ‚Nein!‘

ſchrie ſie, ‚nein, das will ich nicht! Du biſt ſo ehrenhaft und brav! Ach, Ohm,‘ — und ich ſah, wie ſie in ſich zuſammenſchauderte — ‚du weißt es doch — die Schande iſt ſo anſteckend!‘ Sie hatte krampfhaft meine Hand ergriffen und geküßt.

‚Anna,‘ ſagte ich, ‚ich kann dich hiezu nicht drängen; aber Schande iſt nur unter den Menſchen und verweht in einem guten Leben. Denk an dein Kind, und daß ich nichts für mich will!‘

— ‚Nein, Ohm, nie — nie!‘ Ihre Augen bewegten ſich zitternd, ſie hatte die Arme ausgeſtreckt und rang die ſchmalen Hände umeinander. ‚Aber — das Andere, was du ſagteſt,‘ begann ſie ſchüchtern wieder, ‚mein Kind, es wird zu leiden haben um ſeiner Mutter willen. Hilf ihm, Ohm! Kannſt du es wirklich mir verſprechen, mein Kind niemals, auch bei deinem Tode nicht zu vergeſſen?‘ Die großen Augen waren angſtvoll auf mich gerichtet.

Da legte ich meine Hand auf ihr armes junges Haupt: ‚Niemals, Anna,‘ ſagte ich, ‚ſonſt vergeſſe mich unſer Herrgott in der letzten Stunde! Schon morgen ſoll dein Sohn mein Erbe ſein.‘

Wie mit einem Seufzer der Erlöſung ſank ſie zurück in ihre Kiſſen: ‚Ich danke dir, mein geliebter Ohm! Und nun geh! Nun möcht ich ſchlafen!‘

Ich ſtand noch eine kurze Weile und blickte auf ihr jetzt ſo blaſſes Angeſicht, in welchem die Augen ſchon geſchloſſen waren. ‚Gute Nacht, liebe Anna!‘ ſagte ich und küßte ihr die Stirn.

Sie ſchlug noch einmal ihre Augen zu mir auf und bewegte leis das Haupt; dann ging ich.

Als ich auf den Hausflur trat, geleitete die Mutter eben einen ſpäten Käufer an die Thür. ‚Gute Nacht, Frau Geyers!‘ ſagte ich und ſtieg nach meiner Stube.

Ich hörte die Hausthür ſchließen, dann noch von nah und fern die Glocken aller Thürme durcheinander ſchlagen; innen und außen wurde es allmälig ruhig, und ich ſchlief; wie lange, weiß ich nicht. Aber mich weckte etwas; ich mußte erſt völlig wach werden, bevor ich's faſſen konnte; der erſte Dämmerſchein fiel eben in die Stube. Endlich glaubte ich es zu wiſſen: die Kette vor unſerer Hausthür mußte herabgeglitten ſein; aber wie? — Sie wurde jeden Abend über eine hohe Klammer aufgehakt. Ich lag noch und grübelte darüber; ſogar an Diebſtahl und Einbruch ſtreiften die Gedanken; da drang noch ein zweites Geräuſch vom Flur herauf: es klirrte; aber es war ein leiſer Klang dabei, als käme er von einer Glocke.

Raſch war ich aus dem Bett geſtiegen und kleidete mich völlig an; dann nahm ich meinen Revolver aus der Schatulle und ſtieg leiſe in den Flur hinab. Es war nichts zu ſehen; nichts rührte ſich; aber als ich an die Hausthür ging, fand ich ſie unverſchloſſen; bei dem Oberlichte, das darüber war, ſah ich die Glocke mit einem Tuch bedeckt, und an der einen Seite hing die Kette los herunter.

Noch immer war Todtenſtille; auch das Kind ſchien zu ſchlafen. Ich faßte die Ladenthür: ſie war verſchloſſen; aber als ich mich dann wandte — die Thür der Wohnſtube war nur angelehnt, und ich öffnete ſie noch etwas weiter, ſo daß ich Annas Lager überſehen konnte. Die Nachtlampe kniſterte nur noch, aber es drang ſchon Morgenhelle herein; das Bett war leer, die Decke hing halb herausgeriſſen über die Kante; aus der Kammer nebenan hörte ich das Rielchen ſchnarchen.

Und im ſelben Augenblick, Herr Nachbar, wußte ich Alles, Alles! Wie ein Krach war es durch meine alten Knochen hingefahren; barhäuptig, wie ich war, den Revolver in der Hand, lief ich aus dem Hauſe, aus einer Straße in die andere, mir war, als ob ich fortgetrieben würde; und endlich, da lag die Brücke und das Fleth vor mir, wo einſt mein armer Rick ſein bißchen Leben eingebüßt hatte.

Das trübe Waſſer zog langſam nach Oſten unter der Brücke durch, und der erſte Dunſt des Morgenroths ſchillerte wie Blut darauf; die Rückſeiten der hohen Speicher ſtanden rechts und links in halbem Schatten; es war ein eiskalter Frühmorgen; nur ein paar Brotträger ſah ich an mir vorbeipaſſiren.

Aber dort auf der Brücke ſtand ſchon eine Vierländerin, ein blutjunges Ding; ſie hatte bei einem ihrer erſten Gänge in die Stadt wohl nichts verſäumen wollen. Ich ging näher, ohne daß ſie mich bemerkte; denn ſie ſtreckte ihr Köpfchen mit dem runden Strohhut weit über das Geländer und ſah nur immer in das Waſſer; am Arm hing ihr ein Korb, wie ihn ſolche Mädchen tragen, der von Maililien ganz gefüllt war. „Was macht das Kind?“ frug ich mich eben; da langte ſie zurück in ihren Korb und warf einen der Sträuße in das Waſſer. Betroffen war ich ſtehen geblieben. „Hier iſt es!“ ſprach etwas in mir; und ich ſah noch, wie die kleine Hand ein zweites und ein drittes Mal in den Korb faßte; und jedesmal fiel eine Hand voll Frühlingsblumen in die Tiefe. Ich fuhr mir durch das Haar und ſteckte den Revolver, den ich gedankenlos noch in der Hand trug, in die Taſche; als ich dann aber zu ihr trat, da ſah ich, daß zu den Blumen auch dicke Thränen aus den Kinderaugen fielen. „Erſchrick nicht!“ ſagte ich; „aber wem ſtreuſt du da denn Blumen?“

Als ſie mich ſo plötzlich ſah, hub ſie dennoch laut zu ſchreien an: „Hülfe! Hülfe! O, die ſchöne blaſſe Frau; ſie nickkoppte mir noch ſo traurig zu!“

„Was ſagſt du!“ rief ich, „ſprich, Kind! Liegt ſie da unten?“

Das Mädchen nickte heftig, und die Thränen ſtürzten ihr reichlicher aus den Augen.

Ich lugte von der Brücke nach Oſten aus, wohin das Waſſer zog. Da, am Backbord eines Ewers, der hinter einem Speicher lag, ſah ich etwas ſchimmern; der erſte Morgenſtrahl hob es eben aus dem Dunkel; aber das Meiſte war unter dem Waſſer.“

Der Capitän hielt inne und trank den Reſt aus ſeinem Glaſe, indem er meine Hand faßte. „Wir wollen es kurz machen, Nachbar,“ ſagte er; „ſie war es; ihr Nachtkleid hatte ſich dort verfangen und den Körper aufgehalten, damit er bald zur Ruhe komme. Es waren jetzt auch Leute herzugelaufen; wir haben ſie in ein Haus getragen, einen Doctor geholt und alle Verſuche angeſtellt; aber die junge Seele war zum armen Rick gegangen, und ich will hoffen, daß ihnen beiden Gott verziehen hat.“

Er ſchwieg eine Weile; dann begann er wieder: „Als ich über die Brücke zurückging, ſtand die Kleine noch immer dort; nur daß ſie aus ihrem runden Geſichtlein jetzt nach der Seite auf das Fleth ſah, wo wir vorhin unſer liebes Kind herausgehoben hatten, wo aber jetzt nur noch der träge Zug des Waſſers floß. Sie ließ ſich ruhig bei der Hand faſſen, als ich ihr ſagte: ‚Komm mit mir; ich will dir alle deine Blumen abkaufen; die ſollen mit der todten Frau in ihren Sarg!‘

So gingen wir, und als wir in unſer Haus kamen, wo Alles noch zu ſchlafen ſchien, nahm ich ſie mit in meine Stube und gab ihr zu eſſen und zu trinken; eine Rauchwurſt und ein Stückchen Brot waren noch im Schrank und auch ein Schlückchen ſüßen Weines; denn mir war, ich müſſe zuerſt das verklommene Kind erquicken. Dann ſtieg ich hinab und ging in die Wohnſtube, wo Alles noch lag, wie ich es vorher verlaſſen hatte; aber durch die offene Kammerthür ſah ich das Riekchen jetzt in ihrem Bette ſitzen, aufrecht und geſchäftig: ſie wickelte das Kind und ſang dazu ihr ‚Eia Popeia‘.

‚Das iſt recht, Frau Gevers,‘ ſagte ich; ‚aber Ihr könnt jetzt alle Eure Tugend brauchen!‘

Sie fuhr ein wenig zuſammen, denn ſie hatte meinen Eintritt nicht bemerkt. ‚Ja, Ohm Riew,‘ ſagte ſie, ‚wenn wir unſere Sündenſchuld abziehen, ſo müſſen wir mit dem Reſt ſchon fertig werden.‘ Und das Weib, by Jove, Herr Nachbar, ſah mich an wie ein Engel der Geduld; und mit der Trauer in meinem Herzen, die ich noch auf ſie abladen ſollte, ich hätt' ihr Alles abbitten mögen, was ich ſonſt über ſie geredet und gelacht hatte.

Als ich meine Todesbotſchaft ihr verkündete, legte ſie das Kind mit zitternden Händen in die Wiege, die vor ihrem Bette ſtand. ‚Gott ſteh mir armem ſchwachem Menſchen bei!' Das war Alles, was ſie ſagte; und als ſie Anſtalt machte, aus dem Bett aufzuſtehen, ließ ich ſie allein und ging auf mein Zimmer, wo ich die Vierländerin ſchier vergeſſen hatte.

Da ſtand ſie mit ihrem leeren Korbe und ihrem Rundhut mitten auf der Diele; die Maililien aber hatte ſie alle in meine große Waſchſchale geordnet und auf den Tiſch geſtellt. ‚Biſt du ſchon fertig?" frug ich.

‚Ja, Herr; und ich dank auch.'

Und als ich ihr zwei Thaler auf die Hand legte, lachte das ganze runde Geſichtlein.

‚Wie heißt du?" frug ich noch; denn mir war, als dürfte ich das Kind nicht laſſen, als trüge ſie das letzte Lebewohl von Anna mit ſich fort.

‚Trienke!' ſagte ſie fröhlich.

‚Und wo haſt du denn deinen Stand?"

‚Am Jungfernſtieg; Neuen Walls Ecke.'

Und damit nickte ſie und ging; aus dem Fenſter ſah ich noch, wie muthig ſie in das Leben hinauslief.

Ich habe ſpäter noch manchen Strauß von ihr gekauft, und Trienke ſuchte immer das Schönſte für mich aus, rothe Nelken und Roſen, da es Sommer wurde, im Herbſte weiße und violette Aſtern; ſie wußte wohl, für welches Grab ich mir die Blumen kaufte.

— — Schon am anderen Tage aber lag unſere ſchöne Anna weiß und kalt in ihrem Sarge, da, wo ſie geſtern noch im warmen Bett geſchlafen hatte, und um ſie war alle Sorge aus. Die Mutter hatte das feuchte und verwirrte Haarwerk ihr getrocknet, und die langen dunklen Flechten lagen auf den feinen Linnen, worein wir ſie gehüllt hatten; ſchon, als ſie noch Kind war, konnte die Wäſche ihr immer nicht fein und ſauber genug ſein; das Beſte aus dem Laden hatten wir ihr gegeben. So lag ſie denn noch einmal in full dress, Maiglöckchen um ihr ſchönes ſtilles Angeſicht und in ihren blaſſen Händen. In der Nacht habe ich die Wache bei ihr gehalten; ich hatte ihre Hand gefaßt, bis mir die Todeskälte in den Arm hinaufſtieg; aber ſie drückte meine Hand nicht mehr; die geſchloſſenen Augen, auf die ich lange Stunden ſah, ſie hatten ſich raſch am Leben ſatt getrunken."

Der Capitän ſchwieg, langte nach ſeinem halbvollen Glaſe und trank es in einem Zuge aus. „Es iſt kalt geworden, Nachbar,“ ſagte er, „und meine Geſchichte iſt aus. Wir wollen noch Eins brauen und von anderen Dingen reden!“

„Aber Ihr wolltet mir noch ſagen —“

„Was denn? — Nun ja, ſeit jener Nacht trinke ich mein Glas nur noch, wie wir es heute Abend thun; und — ja, mein alter Ohm, zu dem ich damals mit der Anna wollte, der ſtarb, ich war ſein Erbe, und da die Anna nicht mehr zu haben war, ſo zog ich, nachdem wir die Hamburger Baracke verkauft hatten, mit ihrem Jungen und der Alten hier hinaus, baute aber für das alte Haus, das nicht mehr ſtehen konnte, erſt ein neues. Die Großmutter, Sie wiſſen es, die haben wir neulich hier zur Ruh gebracht; was aber aus dem jungen Rick Gevers noch werden ſoll — —“

„Nun, Capitän, das berathen wir noch miteinander! Euer Teſtament iſt hoffentlich in Ordnung?“

„Mit allen Klammern der Geſetze.“

Ich nickte. „Aber es iſt ſpät; wir wollen heute nicht mehr trinken! Gute Nacht, Capitän; das müßte doch mit allen Teufeln zugehen, wenn zwei Kerle wie wir nicht einen ſolchen Bengel nach unſerem Compaß ſteuern könnten!“

Ein dankbarer Händedruck des Alten; dann war ich auf dem Heimweg.

* * *

Seit dem hier Erzählten ſind faſt zehn Jahre vergangen, und es iſt wieder einmal Herbſt; aber erſt im Anfang des September, und die Laubhölzer laſſen nur noch hier und da ein gelbes Blatt zur Erde fallen.

Mein alter Capitän Riewe iſt noch ein munterer Greis, noch jetzt ein muſterhafter Gärtner: in ſeinem Obſtviertel ſtehen faſt lauter junge Bäume; manches Pfropfreis haben wir getauſcht und mancher trefflichen, faſt vergeſſenen Art aus alten Gärten in den unſeren zu neuem Glanz verholfen; Périnette und Grand Richard, Beurre blanc und Winterbergamotte ſtehen in unſeren Gärten jetzt, und ſchon ſeit Jahren, mit Frucht beladen; aber bei dem Alten glänzen Stamm und Zweige wie die Rinde einer Silberweide: bei ihm muß Alles ſauber ſein wie auf einem Schiffsdeck. Er lebt allein mit einer freundlichen und verſtändigen Haushälterin; aber an Sommernachmittagen, zumal des Sonntags, kommt er gern zur Kaffeeſtunde auf unſere Terraſſe, und es ſtört ihn auch nicht, wenn der Südoſt dort einmal durch ſeine weißen Haare fährt. „Ich danke, Madame, den haben wir einſtmals anders kennen lernen,“ ſagt er mit ſeiner gütigen Höflichkeit, wenn meine Frau eine Beſorgniß um ihn kundgiebt. — Nach dem Kaffee ſpazieren wir in unſerem Garten und beſehen die Fruchtbäume oder reden über unſere Nelken und Levkojen; denn darin ſucht der Eine dem Anderen es zuvorzuthun, und die Sache iſt nicht ohne Eiferſucht.

Wenn die Dämmerung anbricht, begleite ich ihn nach Hauſe, und dann reden wir von Rick — nur von Rick; denn von dieſem iſt das Herz ihm doch am vollſten; aber es iſt auch eine Freude, über Rick zu ſprechen.

Abends iſt der Capitän zu Hauſe und allein, außer wenn ich einmal ein Stündchen bei ihm ſitze, wo mir mein Glas Madeira-Grog niemals entgeht. Sonſt lieſt er dann ſeine Zeitung, den Hamburger Correſpondenten; am aufmerkſamſten und mit ſeinem Herzen die Schiffsnachrichten; denn er ſegelt mit jedem Schiffe, und auf einem von den allen fährt ſein Rick.

Wir hatten Glück mit dem Jungen damals, der Alte und ich: der tüchtige Sohn unſeres Küſters hatte eben ſein Examen auf dem Seminar beſtanden, da fingen wir ihn ein, und für zwei Jahre wurde er der Lehrer Ricks. Es traf ſich, daß bei beiden die angeborene Befähigung, man könnte ſagen, eine wiſſenſchaftliche Leidenſchaft für die Mathematik vorhanden war. Das verband die beiderſeits noch ſo jugendlichen Herzen, und auch in anderem mochte nun der lernfähige Schüler nicht zurückſtehen. In freien Stunden ſtreiften ſie botaniſirend durch Wald und Feld oder übten an den Stangen und Turnricken, die der Capitän hinter ſeinem Hauſe aufſchlagen ließ, die Gewandtheit ihrer Glieder; ſo wurden ſie auch Freunde, und wenn jetzt Rick nach Hauſe kommt, der in unſerem Dorfe angeſtellte junge Lehrer Fritz Oye iſt ſeine erſte Frage.

Zwei Jahre war er noch auswärts auf einer Schule geweſen; dann ließ der Alte ihn confirmiren und brachte ihn nach Hamburg auf ein gutes Schiff. Vor zehn Monaten wurde er Steuermann auf der „Alten Liebe“, die noch immer für die Lübecker Firma in See geht. Freilich, der alte Rheder meines Freundes iſt nicht mehr; ein junger Vetter deſſelben iſt jetzt Herr des Geſchäftes und des alten Hauſes.

Nur eines habe ich noch zu ſagen: Eben, vor einer Stunde nur, öffnete ſich meine Stubenthür, und unſer Freund, der Capitän John Riew’, trat zitternd und bleich zu mir herein; er legte ſeinen Hut auf einen Stuhl und wiſchte ſich den Schweiß aus ſeinen weißen Haaren.

„Was iſt, Capitän?“ rief ich erſchrocken. „Ihr ſeht ja ganz verteufelt aus!“

Aber er ergriff meine beiden Hände und ſchüttelte den Kopf: „Vor Freude, Nachbar, nur vor Freude! God bless you, Sir! Der Junge iſt Capitän!“

„Alle Wetter!“ rief ich, „das geht ja wie der Wind!“

„Ja, ja; hier ſteht's!“ und er riß ein Telegramm aus der Taſche und hielt es mir triumphirend vor die Augen. „Sein Vorgänger ſtarb drüben in Rio Janeiro am gelben Fieber, und nun iſt er's und ſoll's auch bleiben — Capitän der ‚Alten Liebe‘! By Jove! Der junge Lübecker weiß ſich ſeine Leute auszuſuchen! — Aber — warum ich komme, Nachbar! — Sie fahren doch mit mir übermorgen?“

„Wohin? Doch nicht nach Rio, Capitän?“

„Nein, nein!“ ſagte der Alte lächelnd, „nur nach Hamburg; denn da ankert dort im Hafen die ‚Alte Liebe‘ unter dem Capitän Rick Geyers! — O Anna, mein liebes Kind, du haſt das nicht erleben wollen!“

Er wiſchte ſich die Augen mit ſeinem großen blauen Schnupftuch. „Aber heute Abend, Nachbar,“ ſetzte er, ſich ermuthigend, hinzu, „trinken wir beide in meiner Koje ein Steifes miteinander und — God dam! — von meinem alten Jamaica!“

„Topp,“ rief ich, „Capitän, ich trinke und ich fahre mit Ihnen. Hurrah für unſeren Jungen!“

— — Er ging; und ich habe nichts Weiteres zu erzählen; es iſt jetzt Alles gut; denn wir haben die Hoffnung, freilich auch nur dieſe, wenn wir des alten Ricks gedenken und die Knabenſtreiche des jungen nicht auf Abſchlag nehmen; aber die Hoffnung iſt die Helferin zum Leben und meiſt das Beſte, was es mit ſich führt.

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Band 19.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1891.

F

Storm's geſammelte Schriften.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Theodor Storm's

geſammelte Schriften.

Erſte Geſammtausgabe.

Neunzehn Bände.

Braunſchweig.
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1889.

Theodor Storm's

geſammelte Schriſten.

Band 19.

Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1889.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des neunzehnten Bandes.

Ein Bekenntniß (1887) 1
Der Schimmelreiter (1888) 99

Ein Bekenntniß.

(1887.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Es war zu Ende des Juni 1856, als ich eine alte Verwandte zu ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalt in der Brunnenſtadt Reichenhall begleitet hatte, dieſem zwiſchen Felſen eingekeilten Brutneſt, von dem man ſich nur wundern muß, daß die Ortsleute nicht die Brunnengäſte allein dort wohnen laſſen. Trotzdem — wir waren gegen Mittag angekommen — als ich nach beendigter Hoteltafel erfuhr, daß meine gute Tante ſich zunächſt einem Mittagsſchläfchen und danach dem Auspacken ihrer hohen Koffer und der Einrichtung in dem neuen Quartiere widmen wollte, trieb mich die Langeweile ins Freie, wenn auch der Sonnenſchein wie Gluth herabfiel. Ich nahm den einfachſten Weg und ging auf der den Ort durchſchneidenden Chauſſee einige Tauſend Schritte durch den Paß Lueg, der hier nach Tirol hineinführt. Aber der Tag wie der Ort waren heute zu heiß, zwiſchen den engen Felswänden waren ſelbſt die Schatten unerträglich; ich kehrte wieder um und ging den Weg zurück. Am Ausgange des Paſſes durchſchnitt ein ſtrudelnder Waſſerſtrom den Weg; auf der Brücke, die darüber war, ſtand ich lange und blickte wie zur Kühlung in die unter mir ſich vorüberwälzenden Waſſer. Dann entſchloß ich mich und ging wieder in den unerbittlichen Sonnenſchein hinaus; der weiße Staub der Chauſſee ſchimmerte und blendete, daß mir die Augen ſchmerzten. Als ich wieder im Orte war, bemerkte ich mir zur Rechten eine halb offene Gitterthür in einer breiten Laubwand, dahinter einen weiten, mit vielen Bänken und Gartenſtühlen beſetzten Platz. „Iſt das ein öffentlicher Garten?“ frug ich einen mir entgegenſchlendernden Burſchen.

„Der Curgarten,“ war die Antwort.

Ich trat hinein und blickte um mich her: es ſchien jetzt nicht Beſuchszeit hier zu ſein; nur einige Kindermägde mit ihren kleinen Scharen ſaßen drüben im vollen Sonnenſchein; was ſie mit den Kindern ſprachen oder ſich gegenſeitig zuriefen, tönte hell über den weiten Platz. Da es aber ein gut Stück über Mittag war, ſo hatte derſelbe auch bereits ſeine

Schattenſeite, und dort weiter hinauf unter einem der umgebenden Bäume ſaß auch ſchon einer der Brunnengäſte, Grau in Grau gekleidet, mit einem breitrandigen Hut von derſelben Farbe; er hatte die Hände auf ſeinen Stock geſtemmt und blickte unbeweglich in die weiße Luft, die über den Akazien an der gegenüberſtehenden Seite flimmerte, als ob kein Leben in ihm wäre.

Ich hatte mich, ein paar Bänke vor ihm, unter eine breitblätterige Platane geſetzt und unwillkürlich eine Weile zu ihm hinübergeſehen. Plötzlich durchfuhr es mich, und meine Augen wurden groß: die ſtattliche Geſtalt meines liebſten Univerſitätsfreundes, von dem ich über ein Jahrzehnt nichts geſehen und gehört hatte, war auf einmal vor mir aufgeſtanden. „Franz! Franz Jebe!“ rief ich unwillkürlich. Er ſchien es nicht gehört zu haben; es war wohl auch eine Thorheit von mir geweſen; der da drüben war wohl faſt ein Fünfziger, ich und mein Freund aber waren immerhin noch in den letzten Dreißigern, an denen noch ein Glanz der Jugend ſchimmert.

Wir waren Landsleute; aber wir hatten uns erſt als Studenten kennen gelernt. Er war einer von den Wenigen, die ſchon auf der Univerſität von den Gleichſtrebenden als eine Autorität genommen werden, was bei ihm, beſonders hinſichtlich der inneren Medicin, auch von den meiſten Profeſſoren bis zu gewiſſem Grade anerkannt wurde. Im letzten Jahre war er noch Aſſiſtenzarzt auf einer Klinik für Frauenkrankheiten, wo es ihm einmal gelang, eine ſchon aufgegebene Operation glücklich zu vollenden. Was mich mit ihm verbunden hatte, war zum Theil ein von Wenigen bemerkter phantaſtiſcher Zug in ihm, dem in mir etwas Aehnliches entgegenkam; die Arbeiten von Perty und Daumer über die dunklen Regionen des Seelenlebens ließ er, wenn auch unter manchem Vorbehalte, nicht verſpotten. Nähere Freunde beſaß er, außer etwa mir, faſt keine. Die Meiſten, welche ſeiner Facultät angehörten, ſchien es zu drücken, daß er ſo ſchnell und ruhig mit ſeinem Urtheil fertig war, während ſie noch an den erſten Schlußfolgerungen klaubten. Einen einfachen Menſchen, in dem aber ein tüchtiger Mediciner ſteckte, frug ich eines Tages: „Was haſt du gegen Franz Jebe, daß du ihm immer aus dem Wege gehſt? Ich meine, daß er dich beſonders reſpectirt.“

— Er ſchüttelte den Kopf.

„Du wenigſtens,“ fuhr ich fort, „brauchſt dich doch durch ſeine Tüchtigkeit nicht zurückſchrecken zu laſſen!“

„Meinſt du?“ erwiderte er; „das iſt ein eigen Ding einem Gleichalterigen gegenüber; aber das iſt es doch eben nicht bei mir.“

— „Nun, und was ſonſt noch?“

„Er iſt hochmüthig!“ verſetzte er; „das ſind keine Leute für mich. Noch geſtern in der Klinik, es war ein eigenthümlicher Fall von Diphtherie an einem Kinde, das die Mutter uns gebracht hatte. Ich hatte unterſucht, und da Jebe dabei geſtanden und zugeſehen hatte, theilte ich ihm einfach, aber eingehend meine Anſicht mit. Meinſt du aber, daß er mich dann auch der ſeinigen würdigte? Mit einem herablaſſenden Lächeln ſahen mich ſeine ſcharfen Augen an; der Zug um ſeinen ſchönen Mund wollte mir nicht gefallen.“

So ſtand er zu den Meiſten ſeiner Facultät; mit mir war es ein Anderes, der Mediciner und der Juriſt hatten keine Veranlaſſung, ſich aneinander zu meſſen, und ſo hatte ich denn bald herausgefunden, daß hinter jener Schwäche ein warmes und wahrhaftiges Herz geborgen ſei.

Der graue unbewegliche Mann dort, es konnte kaum Franz Jebe ſein; aber was war es denn, daß meine Augen ſich immer wieder unwillkürlich zu ihm wandten. Es hielt mich nicht länger, ich ſprang auf und ſchritt langſam ihm entgegen; ſo mußte er doch mich erkennen, der ich über die gewöhnlichen Veränderungen während reichlich eines Jahrzehntes eben nichts erlitten hatte.

Als ich zwiſchen ihn und das Stück Himmel trat, in das er wie ins Nichts hineinſtarrte, wandte er, wie erſchreckt, ſeine Augen auf mich, und ich fühlte, daß er mich erkenne; dann aber berührte er ſchweigend, wie zum Gruße gegen einen Unbekannten, den Rand ſeines Hutes und ließ plötzlich mit einer eigenthümlichen Bewegung den Kopf herabſinken, die mir mit einem Mal jeden Zweifel nahm. Wie oft hatte ich dies an meinem Freunde wahrgenommen, wenn wir unter Anderen waren und ein Geſpräch ſich aufgethan hatte, von dem er nichts mehr hören wollte.

Ich trat auf ihn zu und legte die Hand auf ſeine

Schulter: „Franz!" rief ich; „du biſt es doch; ich laſſe mich nicht ſo leicht vertreiben!"

Langſam erhob er ſein mageres Geſicht, und wieder ſah er mich an; aber ohne Haſt, und bald fühlte ich die Innigkeit, mit der ſeine Augen an den meinen hingen. „Du haſt recht, Hans," ſagte er mit einer mir faſt fremden Stimme und griff nach meiner Hand; „ich weiß es wohl noch, wir hielten damals ein Stück aufeinander."

„Ich denke, Franz, es iſt wohl noch heute ſo!"

Er nickte und zog mich neben ſich auf die Bank. „Du hatteſt mich überraſcht, Hans; ich pflege hier allzeit allein zu ſein; weiter war es nichts. Aber ſprich, wie kommſt du hierher, ſo weit von unſerer Heimath, der du als echter Sohn eines alten ſtädtiſchen Geſchlechts ſo unerbittlich anhingſt; biſt du nicht mehr dort?"

„Doch — ich habe nur eine alte Tante hergebracht, die ebenſo unerbittlich dem hieſigen Brunnen zugethan iſt; das ſind Herzensgeheimniſſe. Aber du, Franz, du haſt verſpielt, wie man bei uns zu Haus ſagt, ſeit wir uns nicht geſehen haben. Biſt du krank und ſuchſt du Heilung in dieſem Höllenkeſſel?"

„Nun, nun," entgegnete er; „es iſt nicht alle Tage ſo! Ich bin nur hier, um allein zu ſein, was zu Haus nicht möglich iſt; und ob ich krank bin, das, mein Freund, iſt ſo kurz nicht zu beantworten."

„So laß es lang ſein; wir haben uns ja faſt fünfzehn Jahre nicht ſprechen hören!"

„Ich fürchte, Hans," erwiderte er, mich mit halbem Lächeln anſehend, „ich ſtehe wieder unter dem Bann deiner Liebenswürdigkeit; ich fühle auch, dir kann ich's ſagen, ja, ich muß es, was kein Menſch von mir weder je erfahren hat, noch wird. Gehen wir nach meiner Wohnung; in meinem ſtillen Zimmer wird uns Niemand ſtören; die grauen Schatten der Erinnerung können ungehindert um uns ſein."

Er blickte mich mit ernſten, trüben Augen an: „Nur einem nächſten Freunde kann ich es erzählen; denn Freude iſt nicht dabei, ich kann nur eine Laſt auf deine Schultern legen."

„So gehen wir," ſagte ich; „ich bin derſelbe, den du ſeit lange kennſt."

Er ſtand mit einer elaſtiſchen Bewegung von ſeinem Sitze auf, und ich ſah mit Freuden, die Geſtalt zum Mindeſten war noch faſt dieſelbe wie in unſerer Jugend. Was mich vor Allem bei ihm erſchreckt hatte, verſchwand freilich nicht, und während wir ſchweigend durch die Gaſſen ſchritten, grübelte ich vergebens, was ſeiner einſt ſo metallreichen Stimme einen Laut beigemiſcht haben könne, der mich immer wieder an den traurigen Ton einer zerſprungenen Glocke erinnerte.

Ich ſollte es bald erfahren: denn ſchon waren wir in eins der älteſten Stadthäuſer getreten, das mir Franz als ſein zeitweiliges Heim bezeichnete. Sein Zimmer lag zu ebener Erde hinter einem kleinen Corridor; als wir eintraten, blendete mich faſt die Dämmerung, die hier herrſchte; ein paar Fenſter mit kleinen Scheiben gingen auf einen ſcheinbar außer Gebrauch geſtellten Hof, von dem die Seitengebäude jeden Sonnenſtrahl abzuhalten ſchienen; altes Gerümpel, Zuber und Bretter und was noch ſonſt lagen umher und ſchienen trotz der draußen kochenden Sonnenhitze feucht zu ſein von dem fortdauernden Mangel des Lichtes; in der einen Ecke ſtand ein alter dürftig belaubter Holunderbuſch, auf einem ſeiner Zweige ſaß, in ſich zuſammengekrochen, eine Dohle und beſchäftigte ſich damit, die Augen bald zu ſchließen, bald wieder aufzumachen. Ich machte meinen Freund darauf aufmerkſam.

„Störe ſie nicht,“ ſagte er; „ſie iſt ſatt und will nun ſchlafen.“ Dann that er einen Schritt zur Thür, als wolle er den daneben hängenden Klingelzug ergreifen. „Du willſt doch etwas trinken?“ frug er.

Ich ſchüttelte den Kopf. „Wenn du deſſen nicht bedarfſt?“

„Ich nicht,“ erwiderte er haſtig und warf ſich auf das harte Sopha; „und nun ſetze dich, Hans!“

Ich drückte mich neben ihm in die andere Ecke; aber er begann noch nicht. „Ich weiß nicht recht,“ ſagte er, ſich mit der Hand über die Stirn fahrend, „wo ich mein ſchweres Bekenntniß anſetzen ſoll, nicht recht, wie früh das Leid begonnen hat.“

— „Biſt du ſo zweifelhaft geworden, Franz?“

„Darüber, mein Freund,“ entgegnete er, „magſt du ſpäter urtheilen; aber da du Alles wiſſen ſollſt, ſo muß ich weit zurück, bis in meine letzte Primanerzeit.

Du biſt als Student einmal mehrere Tage mit mir in meinem elterlichen Hauſe geweſen; der Tertlichkeiten hinter dem mächtigen alten Wohngebäude wirſt du dich wohl noch kaum entſinnen. Wenn man aus der Hausthür trat, lag rechts zunächſt ein hoher Flügel des Hauſes, dann Stallräume und ein Aufgang zum Heu- und Kornboden; zur Linken zog ſich der höher belegene, mit niedriger Mauer und darauf befindlichem Stackete eingefriedigte Garten entlang; hohe Obſtbäume reckten ihre Zweige über den darunter liegenden Steinhof, ſo daß ich mir als Knabe, wie oft, Morgens die vom Wind herabgeſchüttelten und auf den Steinen geplatzten Grafenſteiner ſammelte.

Verzeih mir, Hans, ich vergeſſe mich; aber es iſt mein Vaterhaus, und ein Brand hat ſpäter das Meiſte davon zerſtört; damals aber ſtand Alles, als ſei es immer dort geweſen und müſſe immerfort ſo bleiben. Was zwiſchen dem Garten und den Baulichkeiten zur Rechten die beiden Seiten des Hofes ſchloß, war neben dem erſteren der Eingang zu einer unendlichen Rummelei von ſeit Jahrzehnten verödeten Fabrikgebäuden mit finſteren Kellern, Kammern voll Spinngeweben mit kleinen Scheiben in den klappernden Fenſtern und unzähligen ſich überſteigenden Böden, über welche wir einmal, mit Gartenſtöcken bewaffnet, den Fabrikkobold verfolgten, der uns, wie ſtarr behauptet wurde, mit ſeiner Zipfelmütze aus einer Dachöffnung angegrinſt hatte. Dann folgte das geräumige Waſchhaus, durch das man in einen gleichfalls großen abgelegenen Hühnerhof gelangte, der von der Hinterſeite der ſtillen Fabrikgebäude und einiger Nachbarſpeicher rings umſchloſſen war, übrigens außer dem gewöhnlichen Federvieh von mir mit Meerſchweinen und Kaninchen, gezähmten Möwen und Bruushühnern, auch wohl mit gefangenen Ratten und Feldmäuſen und anderem unheimlichen Gezieſer bevölkert zu werden pflegte; nach der Schulzeit war das meine liebſte Geſellſchaft.

Damit ſind die Räume meiner Knabenfreude zu Ende; nur noch der letzte in der Ecke gegen die Heubodentreppe iſt zu erwähnen. Wenn man eintrat, war zunächſt eine Kammer für Pferdegeſchirr und dergleichen, nebſt anderen kleinen Gelaſſen; dann aber rechts hinter einer leeren Thüröffnung befand ſich ein Raum zur Bergung des Torfes von ungewöhnlicher Höhe und Flächengröße. Selbſt bei Tage herrſchte hier meiſt tiefe Dämmerung; denn nicht allein, daß alle Wände von Torfſtaub geſchwärzt waren, es war auch nur eine einzige Fenſteröffnung hier: aber in ſolcher Höhe, daß ich darunter mehrere alte Kiſten aufeinander gepackt hatte, um dadurch in den darunter liegenden Hühnerhof hinabblicken zu können. Und das geſchah nicht ſelten; nicht nur wenn am Tage Hühner und Kaninchen krächzend und ſchnuppernd gegeneinander flogen, ſondern auch gegen Abend, wenn der Hof leer und ſchon Alles an ſeinem Nachtort war, wenn nur die Fledermäuſe über den Hof flogen, und ich meine Mäuſe in ihren Käſten an der Mauer knuſpern hörte. Manch halbes Stündchen, und auch wohl länger, bin ich ſo dort geſtanden, bis die Nacht herabfiel und mir Beine machte, daß ich in das helle Haus zurückkam.

Von jener Fenſterhöhle aus — denn ein Fenſter war nicht mehr darin — habe ich ein Geſicht gehabt, das, wie ich mir noch heute nicht verreden kann, mein ganzes ſpäteres Leben beſtimmt hat; nur ein Nachtgeſicht, das mir mit geſchloſſenen Augen offenbar ward; denn mein Leib lag in meiner Kammer oben im Wohnhauſe und von Schlaf bezwungen. Aber gleichviel; ich ſah, ich erlebte es.

Mir iſt noch wohl erinnerlich, es hatte damals ein Scharlach in der Stadt gewüthet und viele Kinder, beſonders männlichen Geſchlechts, wurden hingerafft, uns Primaner aber hatte es nicht berührt. Gleichwohl mochte meine Phantaſie unbewußt davon ergriffen ſein; aber die Seuche war ſchon im Erlöſchen.“

Der Erzähler ſah ein paar Augenblicke vor ſich hin. „Es war in einer Octobernacht,“ begann er dann wieder; „ich hatte mich lange ſchlaflos in meinem Bett umhergeworfen; denn vor meinem Fenſter, das nach dem Garten hinausging, ſchüttelte der Sturm die ſchon halb entlaubten Baumkronen, fuhr dann davon, weiter und weiter, daß es todtenſtill ward, bis er nach kurzer Weile, wer weiß woher, zurückkam und ſich toſender als vorher auf die Bäume und gegen die feſte Mauer des Hauſes warf. Endlich wurde es ſchwächer; ich hörte ſchon nichts mehr; ich ſtand unten in jenem Torfraum auf den aufeinander gepackten Kiſten und ſchaute durch die ſchwarze Fenſterhöhle in den einſamen Hühnerhof hinab. Es war erſte kalte Morgenfrühe, wo noch kein Leben ſich regt; auch in den Lüften war es ſtill, und der Hof ſchien gänzlich öde; ein letztes Dämmern lag noch in den

Ecken. Ich weiß nicht, wie es kam; aber plötzlich, mir gegenüber in der Mitte des Hofes, ſah ich etwas; in einem Dunſte, der aus dem Boden aufzuziehen ſchien — mir war, ich hätte es einmal an einem ſchwülen Mittſommerabend auf dem Kirchhof über dem Hügel eines Friſchbegrabenen ſo geſehen — darin ſtand eine Gruppe von Knaben, einer an dem anderen; ihre Arme hingen herab, ihre welken Köpfe lagen ſchief auf ihrer Schulter, von den Augen ſah ich nichts. Aber meine Blicke hafteten nicht auf ihnen; in ihrer Mitte, ſie ein wenig überragend, ſtand die Geſtalt eines etwa dreizehnjährigen Mädchens; ein ſchlichtes aſchfarbenes Gewand zog ſich bis an ihren Hals hinauf, wo es mit einer Schnur zuſammengezogen war. Schön war ſie eben nicht; ein etwas fahlblondes Haar lag ein wenig wirr auf ihrem kleinen Kopfe; aber aus den feinen durchſichtigen Zügen ihres Antlitzes blickten ein Paar lichtgraue Augen unter dunklen Wimpern in die meinen, unabläſſig, ſehnſüchtig, als ſolle ich ſie nie vergeſſen; und mit unſäglichem Erbarmen blickten ſie mich an: eine verzehrende Wonne überkam mich, ich hätte unter dieſen Augen ſterben mögen. ‚Wer biſt du? Was willſt du, Holdſeligſte, die ich jemals erblickte?“ Aber nur in meinem Inneren ſprach es ſo; die Worte blieben Gedanken; ich fürchtete den Blick des geheimnißvollen Kindes zu verlieren; ich konnte auch vielleicht nicht ſprechen.

Da war mir, als würde ihr Antlitz undeutlicher; nur aus ihren Augen drang es ſtärker und, mir ſchien es, ängſtlicher zu mir; aber ſchon verblaßte Alles; da raffte ich mich zuſammen und rief, als ob das Leben mir entriſſen würde: „Bleib, o bleib! Sag, wer biſt du! O, ſag es, ſag es!“

Ich wartete eine Weile; dann war's, als käme ein Hauch aus den verſchwindenden Nebeln zu mir zurück; und nun war Alles ſtill und leer, nur einen wirren Laut noch hörte ich; wie mir bald klar wurde, hatte ich ihn ſelber ausgeſtoßen; dann erwachte ich. Ein Morgenſchimmer ſpielte ſchon an den Wänden; aber kein Baumrauſchen kam zu mir herein; der Sturm hatte ſich gelegt. Ich ſchloß die Augen und wühlte mich in mein Kiſſen, ich wollte das Weſen, das ſich mir offenbart hatte, das mich mit einer angſtvollen Sehnſucht füllte, hinter den geſchloſſenen Lidern noch behalten.

Als ich um ſieben Uhr zum Thee herabkam, ſtrich meine Mutter mit ihrer Hand über meine Stirn: „Du haſt nicht gut geſchlafen; der Sturm hat dich wohl auch geſtört, mein armer Junge!“ ſagte ſie. Ich ließ mir ihre Zärtlichkeit gefallen, ſuchte ihr möglichſt herzlich zuzunicken und eilte dann in die Klaſſe.

Mein Kopf mag noch halb im Taumel geweſen ſein; als ich den Abſatz der Treppe, die nach unſerer Prima hinaufführte, erreicht hatte, blieb ich unwilikürlich ſtehen und griff nach dem hinauflaufenden Geländer, als ob ich eines Halts bedürfe: die Augen des Nachtkindes hatten mich wieder angeſehen; mir war, als ob das Geheimniß des Weibes ſich mir plötzlich offenbaren wolle. Von unten hörte ich Schritte heraufkommen, ich wußte auch, daß das der Rector ſei; ich fühlte, wie er ſeine ſtrengen Augen auf mich wandte, und hörte gleich darauf, wie droben die Klaſſenthür aufgemacht und wieder zugedrückt wurde. Endlich ließ meine Hand das Geländer fahren, und ich ging in die Schulſtube und ſetzte mich ſtill an meinen Platz. Einige fragende Blicke des Rectors ſtreiften mich; ich aber bemühte mich ernſtlich, mich aus der Welt des Traumes in die poetiſche der ſophokleiſchen Antigone zu verſetzen.

Aber die Grübelei, die ſchwärmeriſche Verſenkung begleiteten mich auch ferner; es war mir — vergiß mein Jünglingsalter nicht — unmöglich, jenes Nachtgeſicht nur für ein Erzeugniß des eigenen Inneren anzuſehen. Aber wer war denn jenes geheimnißvolle jungfräuliche Kind? Schon bei der Erinnerung an ſie fühlte ich einen ſüßen Schauder durch alle meine Nerven rieſeln. War ſie ein Genius des Todes, der mich im Traume zuvor noch einmal mitleidig angeſchaut hatte? Ich verſenkte mich immer tiefer, ich ſtellte mir lebhaft vor, daß ich in meinem letzten Augenblick ſie wiederſehen, daß ich vielleicht mit jenen todten Knaben ſie begleiten könnte. Aber waren dieſe nicht nur eine Beigabe, die meine eigene Phantaſie ihr gegeben hatte, ein Reſt des Eindrucks, den das Knabenſterben in unſerer Stadt mir hinterlaſſen hatte?

— — So ſah es damals in mir aus — du könnteſt wohl lachen; aber thu es nicht, Hans! — So viel übrigens iſt mir ſpäter klar geworden: ein Glück, daß es damals noch keine Maturitätsexamina auf unſerer Schule gab; ich wäre derzeit ſchwerlich durchgekommen.“

Schon mehrmals, während Franz erzählte, hatte ich es vom Hofe her an die Scheiben pochen hören; jetzt geſchah es wieder in verſtärktem Maße. Ich wandte mich und ſah nun, daß die Dohle mit ihrem ſtarken Schnabel dies Geräuſch hervorbrachte.

Mein Freund war aufgeſtanden. „Ja, Klaas,“ rief er, „das hilft nun nicht!“ und zu mir ſich wendend, ſetzte er hinzu: „Die arme Creatur iſt eiferſüchtig; ſie hat in den vier Wochen, die ich hier nun zugebracht habe, mich mit Niemandem als mit ihr ſelber reden hören — und die Unvernünftigen haben feinere Ohren als wir Menſchen!“

Ich ſah ihn an; ſolche Intimität zu Thieren hatte ich nie bei ihm vermuthet; er mußte ſehr vereinſamt ſein. Ich ſchwieg indeß, und Franz nahm aus einem Käſtchen, das auf einem Eckſchrank ſtand, eine Hand voll Futter und warf es, nachdem er den freien Fenſterflügel geöffnet hatte, auf den Hof hinaus. Faſt gleichzeitig war auch das Krähenthier von den Scheiben fortgeflattert und machte ſich, ein paar häßliche Laute ausſtoßend, über die Futterſtücke her.

Franz ſah wie abweſend dem ein Weilchen zu; dann ſetzte er ſich langſam wieder zu mir in das Sopha und rieb ſich mit der flachen Hand die Stirn.

„Ja, Hans,“ begann er dann aufs Neue, „es war damals ſo ganz anders; wir müſſen manches Jahr zurück. — Ich bekam trotz alledem ein braves Abgangszeugniß; der gute Rector, deſſen Gunſt ich einige Jahre ſchon beſaß, hatte mir die Zerſtreutheit der letzten Monde nicht angerechnet; nur einmal hatte er geſagt: ‚Lieber Jebe, vergeſſen Sie nicht, Sie ſind zur Zeit noch immer hier in unſerer Prima; es thut nicht gut, wenn die Gedanken den gegenwärtigen Pflichten zu ſehr vorauseilen!‘ Er glaubte, die bevorſtehende Univerſitätsfreude habe mir den Kopf befangen.

Dann kam ſie wirklich, die Hochſchule mit dem flotten Corpsleben und den vielen Profeſſoren, mit all den neuen Eindrücken, die ich oft widerwillig genug empfing; und als ſo manches Unliebſame abgeſchüttelt war, im dritten und den folgenden Semeſtern mein Studium, das ich freilich ernſthaft genug betrieb. Unter dieſem neuen Leben verſchwand ſo Vieles, dem ich ewige Dauer zugetraut hatte; nur eines nicht: der Eindruck jener kindlichen Luftgeſtalt, die ich nur im Traum geſehen hatte, lag unverrückbar im Grunde meiner Seele; keine der halb- oder vollgewachſenen Schönen, die meinen Mitſtudenten das Hirn verwirrten, konnte ihn erſchüttern. Freilich, tief lag es, und Niemand, ich ſelber wußte oft nicht darum; auch als du dann zu mir trafſt und wir vertraut wurden, wie es mir mit Keinem noch geſchehen war, ja, ſelbſt, wenn wir in jene geheimnißvolle Region des Seelenlebens uns einmal verloren — mein eigen Nachtgeſicht barg ich nur um ſo feſter, wie im Innerſten meines Lebens, gleich einem heiligen Keim, den ich vor aller Störung meiner Zukunft zu bewahren hatte.

— — Du weißt, Hans, daß ich nach beendigten Studien mich als Arzt, ſpeciell für Frauenkrankheiten, in der Stadt niederließ, die noch gegenwärtig mein Wohnort iſt. Ich war dabei nicht zaghaft, ich war mir bewußt, das Meinige gelernt zu haben; ich vertraute mir, ich war von vornherein zuverſichtlich. Auf der Univerſität hatte mir das bei Vielen den Ruf des Hochmuths eingetragen; jetzt erwarb ich dadurch den eines tüchtigen Arztes, der am Krankenbett nicht erſt zu ſuchen und bei ſeiner Heimkehr erſt in ſeinen Compendien nachzuleſen brauche. Was, recht beſehen, ein Frevel in mir war, das brachte mich hier zu Ehren: an Leichnamen hatte ich den inneren Menſchen kennen gelernt, ſo daß mir Alles klar vor Augen lag, und wie mit ſolchen rechnete ich mit den Lebendigen; was war da Großes zu bedenken!

Bald mußte ich mir die ſchwarze Doktorkutſche, bald genug einen Aſſiſtenzarzt zulegen: ich wurde der erſte Arzt der Stadt und bin es vielleicht auch jetzt noch.

Unter ſolchen Umſtänden konnte von einer Theilnahme an geſelligem Verkehr nicht viel die Rede ſein; nur das Haus eines früheren Patienten, eines Rechtsanwaltes — Wilm Lenthe heißt er —, der um einige Jahre älter ſein mochte als ich, machte davon eine Ausnahme. Ich pflegte ein paar Mal in der Woche meine Abende dort zu verleben und währenddeß meine Praxis, außer in beſonderen Fällen, meinem Aſſiſtenten zu übertragen. Wenn der gleichfalls Vielbeſchäftigte Abends um acht Uhr in das einfache, aber behagliche Wohnzimmer trat, hatte ſeine liebenswürdige Frau, die zu hören und zu reden verſtand, den Thee ſchon für uns bereit, und wir beide von der Tagesarbeit Ermüdeten drückten uns ſchweigend jeder in eine Sophaecke, bis die Belebung durch den chineſiſchen Trank unſere Nerven und unſer Geſpräch lebendig machte. Es war mir erquicklich, wie einſt, Hans, wenn ich auf der Treppe zu meiner Studentenkneipe ſpät Abends deinen Tritt vernahm und dann ſchleunigſt meine Arbeit bei Seite packte. Wie damals unſere Zwei-, ſo wurde auch hier die Dreizahl faſt nie durch einen neuen Gaſt geſtört.

Da eines Herbſtabends, wie ich auf ein lebhaftes ‚Herein‘ die Thür des Wohnzimmers öffnete, drang eine ungewohnte Helligkeit mir entgegen; ich ſah, daß eine größere Lampe auf dem Tiſche brannte, und daß außer dem Ehepaar eine mir unbekannte junge Dame in aſchfarbenem Linnenkleid zugegen war, welche bei meinem Eintritt die Theeſchenke zu verſehen ſchien. Die Hausfrau kam mir entgegen: ‚Da iſt er, der Erwartete!‘ rief ſie, und die junge Dame an der Hand herbeiziehend, fügte ſie hinzu: ‚Unſere Freundin Elſe Füßli; wie Sie dem Namen anhören, eine Schweizerin, und was Sie intereſſiren wird, aus der Familie, der auch Heinrich Füßli angehörte, dem zu erſt die Darſtellung des Unheimlichen in der deutſchen Kunſt gelang; Sie ſehen, ich habe genau behalten, was Sie und mein Wilm mir neulich auseinanderſetzten, da wir jenen Füßliſchen Nachtmar, der dort in der Ecke hängt, vor uns auf den Theetiſch genommen hatten.‘

‚Er war mein Großoheim,‘ ſagte das Mädchen beſcheiden.

‚Und nun kommen Sie zum Thee!‘ fuhr meine ältere Freundin fort. ‚Sie brauchen nicht vorgeſtellt zu werden, denn Elſi wußte, daß wir unſeren Freund, den Doctor Jebe, erwarteten.‘

Dieſer Redeſtrom, wohl eine Freude über den anmuthigen Beſuch, kam mir zu Statten; denn ein geheimnißvoller Schrecken, zugleich die Empfindung eines ſchickſalſchweren Augenblickes und eines betäubenden Glückes hatten mich getroffen; es war wie damals auf der Treppe unſerer alten Gelehrtenſchule: Alles um mich her war vergeſſen; aber vor mir im hellen Lampenlichte ſah ich die Augen und das blaſſe Antlitz meines Nachtgeſichtes.

Jetzt war mir Zeit geworden, mich zuſammenzuraffen; ich vermochte ein paar Worte zu der

Fremden zu ſprechen; dann gab ich meinem Freunde die Hand und ſetzte mich auf den gewohnten Platz. Die Schweizerin ſaß mir gegenüber, ein wenig zurück und etwas in dem Schatten unſerer Hausfrau; ein zärtliches Licht fiel aus ihren Augen, wenn ſie, was oft geſchah, dieſelben zu ihr kehrte. Mich ſtreiften dieſe lichtgrauen Sterne nur ein paar Mal und wandten ſich dann ſcheu zur Seite; aber mir war, als ob ſie heimlich prüfend auf mich ſahen. Ich erfuhr im Geſpräche, daß Fräulein Elſe eine Waiſe, daß ihr Vater ein Mann geweſen ſei, der nach den Sonderkriegen auf eidgenöſſiſcher Seite ſich hervorgethan habe; auch wo ſie ſelber mit unſeren Wirthen ſich kennen und lieb haben gelernt hatte. Ich hörte das Alles, aber es ging an mir vorüber; ich ſah an dieſem Abend das Mädchen doch nur im Scheine des Wunders — mir war, als habe ein Dämon, der meinige, ſie, wer weiß woher, hier in das Haus meiner Freunde gebracht.

Ich habe dir,“ unterbrach ſich Franz, „von meinem jugendlichen Traumgeſicht, das ſich vielleicht nur aus dem Eindruck des damaligen großen Sterbens und einer kaum geahnten Sehnſucht nach dem Weibe erzeugt hatte, nur geſprochen, um dich es mitfühlen zu laſſen, wie tief der Anblick der Fremden mich erregen, wie eigen und innig eine Ehe mit ihr ſich geſtalten mußte; denn wenn es für unſer Leben etwas Ewiges geben ſoll, ſo ſind es die Erſchütterungen, die wir in der Jugend empfangen haben. Sonſt freilich war es eben nichts Außerordentliches, daß ich einmal einem Weibe begegnete, welches mich ſo lebhaft an meine Traumgeſtalt erinnerte, daß ich im erſten Augenblick und noch in manchen ſpäteren beide nicht voneinander zu trennen vermochte. Jedenfalls, auf mich hatte dieſes erſte Sehen einem elektriſchen Schlage gleich gewirkt; und,“ fügte er leiſer hinzu, „was wiſſen wir denn auch von dieſen Dingen!

Ich will dich mit unſerer Liebesgeſchichte nicht aufhalten, Hans; du wirſt es auch ſchon empfunden haben, es kam ſo und mußte ſo kommen, daß Elſe oder Elſi, wie ſie genannt wurde, und ich uns nach wenigen Monaten verlobten und etwas ſpäter zur Freude unſerer trefflichen Freunde unſere ſtille Hochzeit in ihrem Hauſe feierten.“

Der Erzähler ſchwieg eine Weile; auf ſeinem Antlitz war ein Lächeln, als blicke er in eine ſelige

Vergangenheit. „Ich hatte nun mein Nachtgeſpenſt geheirathet,“ begann er wieder, faſt wie traumredend; „es war ein Glück! — oh, ein Glück! — — Ich hatte einſt den Fouqué'ſchen Ritter Huldbrand beneidet, wie er mit einer Undine ſeine Brautnacht feiert; ich hatte nicht gedacht, daß dergleichen unter Menſchen möglich ſei.

Lache mich nur aus, Hans! Was ſoll ich dir ſagen? Mein Glück ging über jeden Traum hinaus. — Es war ſo manches Eigene, Fremdartige an ihr, das mich im erſten Augenblick verwirrte und mich zugleich entzückte; ich hatte ja auch nichts Anderes erwartet.

In unſerem Garten — ich hatte längſt mein eigenes Haus — waren weite Gänge zwiſchen ſchon hochgewachſenen Tannen und anderem Geſträuch; dazwiſchen Raſenplätze mit Einſchnitten, in denen, je zu ihrer Zeit, die Frühlingsblumen und im Hochſommer Roſen und Levkojen blühten und den Garten mit Duft erfüllten. Hier pflegte ich nach Rückkehr von meinen Berufsgängen ſie oftmals aufzuſuchen, und ſo geſchah es auch an einem ſchönen Vormittage gegen Ende des April, des erſten Frühlingsmonats, den wir miteinander lebten. Ich fand ſie, da ſie eben, langſam ſchreitend, einen der längſten Tannengänge hinaufkam; aber da wir uns Aug in Auge trafen, ſah ich, daß ſie mir entgegenfliegen wolle.

‚Halt, Elſi!‘ rief ich und erhob abwehrend meine Hand; ‚geh langſam, ein Schmetterling, ein Pfauenauge, ſitzt in deinem Haar; du trägſt den erſten Frühlingsboten!‘

‚Ja,‘ ſagte ſie, ‚die kommen gern; aber ſie ſind ſo furchtſam nicht.‘ Sie mäßigte gleichwohl ihren Schritt und kam mir langſam entgegen, indeß der Papillon auf ihrem blonden Scheitel behaglich ſeine ſchönen Flügel hob und ſenkte. Und jetzt erſt ſah ich, auch unſere junge ſchneeweiße Katze, die ſie eines Abends im Schnupftuch von Frau Käthe heimgebracht hatte, war in ihrem Gefolge; zierlich eins ums andere die Pfötchen hebend, ging ſie dicht hinter ihrer Herrin, das Köpfchen aufreckend und bei jedem Schritte ihr auf die kurze Schleppe ihres Kleides tretend. Ein Märchenbild; das Seltſame war nur, daß es in einer Reihe von Tagen ſich ganz in derſelben Weiſe wiederholte.

‚Was machſt du für Faxen, Elſi!‘ rief ich endlich lachend; ‚biſt du eine Undine, eine Elbe, eine Fee? Was biſt du eigentlich?‘

‚Und das weißt du noch nicht?‘ frug ſie, und der Strahl der grauen Augen zitterte in den meinen.

Ich ſchüttelte den Kopf: ‚Du biſt ſo unergründlich!‘

Da flog ſie in meine Arme: ‚Dein bin ich; nichts als dein! Weißt du es nun?‘

Ich hielt ſie feſt: ‚Ich weiß es,‘ ſagte ich.

Aber der Schmetterling aus ihren Haaren war davongegaukelt; nur die Katze, das Thier der Freya, der Göttin des häuslichen Glückes, blieb in unſerer Nähe.

— — Es war nicht lange nachher, als wir Beide eines Abends im Gartenſaal unſerer Freunde am Theetiſche ſaßen. Frau Käthe hatte gleich bei unſerem Eintritt einen mütterlichen Blick auf mich geworfen und mir einen beſonders bequemen Lehnſtuhl angewieſen, was ich dankend annahm, da ich mich heute mehr als ſonſt ermüdet fühlte. Wir plauderten; aber meine Worte fielen etwas ſparſamer als gewöhnlich. ‚Du haſt wohl einen ſtrammen Tag gehabt!‘ ſagte Freund Lenthe; aber bevor ich antworten konnte, war meine Frau bei mir und legte beide Arme um meinen

Nacken: ‚Franz, dir fehlt etwas!‘ rief ſie, und ihre Stimme klang, als ob ſie zürne, daß mir, der nur ihr gehörte, von Anderen ein Leides angethan ſein könne.

Ich ſtrich ſanft über ihren Scheitel: ‚Geh an deinen Platz, Elſi! Mir fehlt nichts; Niemand hat mich gekränkt!‘ Ich drückte ihr heimlich die Hand; da ging ſie ſchweigend wieder zu ihrem Stuhl, aber mit rückgewandtem Haupte, und ihre erſchreckten Augen hingen an den meinen.

‚Sieh mich nicht ſo ſorgvoll an!‘ ſagte ich; ‚was mich heute mehr als billig erregt hat, iſt nur ein Fall aus meiner Praxis: unſere alte Grünzeughökerin, Mutter Hinze, die ihr Alle kennt, ich möchte ſagen, ſie leidet mehr, als ein Menſch ertragen kann; ich war zuletzt noch eine volle Stunde bei ihr; und — ein Arzt iſt am Ende doch auch nur ein Menſch!‘

‚Oh,‘ rief Elſi und hielt ſich, wie zum Schutze, ihre beiden kleinen Hände vor den Mund, ‚ich könnte nicht, ich würd vor Mitleid ſterben!‘

‚Sie ſollen auch nicht, liebe Frau!‘ ſagte Leuthe lächelnd; ‚Sie ſind kein Arzt; bei denen und den Advocaten pflegt die uns gleich überfallende Denkarbeit das Mitleid zu verzehren.‘

‚Ja, Lenthe,‘ entgegnete ich, ‚aber auch das hat ſeine Grenzen; und übrigens iſt es bei uns Aerzten auch noch ein Anderes als nur das Mitleid; wie oft flog es mir beim Anblick ſolcher Leiden durch den Kopf: Das iſt menſchlich, binnen heut und Kurzem kannſt auch du ſo daliegen; es iſt nur ein Spiegel, in dem du dich ſelber ſiehſt! Aber das war es diesmal nicht!‘

Lenthe ſah mich fragend an.

‚Glaub mir,‘ ſagte ich, ‚ich ſah nichts als die vergebens mit ihren Schmerzen ringende Alte, die mit ausgeſpreizten Händen in die Luft ſtieß und, als wolle ſie ſich Hülfe rufen, die Kiefer aufeinander ſchlug, aber nichts hervorbrachte als ſo grauenhafte Laute, daß ich bis jetzt ſie im Umkreis des Lebendigen nicht für möglich gehalten hätte.‘

Als Lenthe mich um Näheres befragte, hatte ich mich ganz ihm zugewandt und theilte ihm noch Mehreres über dieſen mich wiſſenſchaftlich und menſchlich beſchäftigenden Fall mit. Da kam Frau Käthes Stimme wie vorſichtig zu mir herüber: ‚Doctor,‘ ſprach ſie, ‚Ihre Frau!‘

Als ich aufblickte, ſah ich Elſi bleich und mit geſchloſſenen Augen in den Armen ihrer Freundin. Ich ging zu ihnen, und da es nur eine leichte Ohnmacht war, ſo wurde ſie bald beſeitigt. Da ſie ſich wiedergefunden hatte, brachte ſie haſtig ihre Lippen an mein Ohr: „Verzeih mir, Franz!“ flüſterte ſie, ‚ich kämpfte, ich konnte nicht dagegen!‘ Ihre Augen begleiteten mich ſchmerzlich, als ich nach einer beſchwichtigenden Liebkoſung auf meinen Platz ging.

Aber die Behaglichkeit des Abends war geſtört und wollte ſich nicht wiederherſtellen. Als wir früh nach Hauſe gingen, klammerte ſich Elſi an meinen Arm und athmete ſtark, als ob ſie in dem Halbdunkel der Gaſſen mir etwas bekennen oder anvertrauen wolle und doch nicht dazu kommen könne.

Ich wollte ihr zu Hülfe kommen, ich ſagte: „Was fiel dir ein, Elſi, daß du nach deiner Ohnmacht mich um Verzeihung bateſt? Das hätte meine Bitte an dich ſein ſollen, da ich dieſe Schreckniſſe in Frauengegenwart verbrachte.“

Aber ſie ſchüttelte den Kopf und lehnte ſich nur feſter an mich: „Nein, Franz, ſprich nicht ſo; ich fühle eine Schuld; nicht weil es ſo iſt, denn dafür kann ich nicht; nein, weil ich dir's nicht ſagte, bevor ich des berühmten Arztes Frau wurde. Ich habe manchmal heimlich gezittert, daß es ſich dir verrathen möchte, und du mußt es ja doch wiſſen. O Franz, ich bin ein feiges Geſchöpf; aber mein Leib hat nie von Schmerz gelitten, ſo daß ich, wenn Andere klagten, mir oft als eine faſt Begnadete erſchienen bin; dafür aber bin ich mit einer Todesangſt vor aller Körperqual behaftet. Als eine jüngere Schweſter von mir geimpft werden ſollte und ich den Arzt die Lanzette hervorholen ſah, bin ich fortgelaufen und habe mich in einem Hinterhöfchen ſo tief zwiſchen alte Fäſſer verſteckt, daß man erſt ſpät am Abend mich dort auffand und halb todt vor Angſt hervorzog; als du von unſerer unglücklichen Alten ſprachſt, da war es plötzlich nicht mehr ſie, ich war es ſelbſt, in der die ſchaudervollen Schmerzen wühlten; oh!“ und ſie ſtand ſtill und ſtöhnte, als ob das Gefühl ihr wiederkomme, ‚ſollte in Wirklichkeit mir das bevorſtehen,‘ rief ſie, mich zum Fortgehen treibend, ‚ich weiß, ich glaube es beſtimmt zu wiſſen, die Angſt würde mich tödten, bevor die Qualen ihre Klammern in meinen armen Körper ſetzten!“

„Möge das nie geſchehen!“ ſagte ich und ſchlug den Arm um ihre Hüfte. ‚Aber was ſchiltſt du deine

Feigheit! Die übermäßige Tapferkeit der Frauen war niemals meine Leidenſchaft.‘

Sie antwortete nicht darauf, als hätt ich nur um ihretwillen ſo geſprochen; ſie ſagte nur: ‚Nun weißt du es, Franz; liebſt du mich noch?“

‚Nur um ſo mehr, Elſi, da ich dich auch hier zu ſchützen habe.‘

Dann hatten wir unſer Haus erreicht.

— — Als ich am anderen Mittag in die Eßſtube trat, kam mir Elſi ein wenig erregt, aber mit auffallend heiterem Angeſicht entgegen.

‚Nun,‘ rief ich, ‚was haſt du? Iſt ein Glück in unſer Haus gefallen?“

‚Ich habe nichts,‘ ſagte ſie, ‚oder — ich will nicht lügen — du darfſt es noch nicht wiſſen!“

Ich hob drohend den Finger: ‚Weißt du ſchon nicht mehr, wie dich Geheimniſſe drücken?“

‚Nein, Franz, ſo iſt es nicht; um ein paar Tage ſollſt du Alles wiſſen! Vielleicht auch bin ich nur ſo froh, weil du geſtern meine Schuld ſo liebreich von mir nahmſt.‘

‚Und ſtatt des großen haſt du nun glücklich ein kleines Geheimniß dir gewonnen; o, ihr Weiber!“

Sie faßte mich um den Hals: ‚Laß mich's behalten; nur die paar Tage noch!“

‚Nun,‘ ſagte ich lachend, ‚du wirſt ſchon wiſſen, wie weit meine Langmuth reicht!‘

Da nickte ſie mir zu: ‚Gewiß; ich will auch gnädig ſein!“

— — Ein paar Tage waren hingegangen, und dieſe erregte Heiterkeit hatte mich jedesmal empfangen; ich glaubte nun bald dort zu ſein, wo das Siegel mir gebrochen werden ſollte. Da ich aber eines Mittags ins Haus trat, fand ich Elſi weder im Wohn- noch im Eßzimmer, auch draußen nicht. Auf meine Frage an die Hausmagd wurde mir berichtet: ‚Frau Doctor ſind unwohl und haben ſich ins Bett gelegt; Frau Rechtsanwalt leiſten ihr Geſellſchaft.‘

Ich lief ſchnell die Treppen hinauf nach unſerem Schlafzimmer und ſah beim Eintritt ſchon Frau Käthe an Elſes Bette ſitzen. ‚Ja, Doctor,‘ rief ſie mir entgegen, ‚da liegt unſer junger Uebermuth! Ich denk, Ihr Anblick wird ſie wohl am ſchnellſten heilen.‘

‚Den Uebermut,‘ ſagte ich, ‚müſſen Sie zuerſt an meinem zaghaſten Weibe entdeckt haben!“

‚Das wäre möglich, Doctor; aber haben Sie

Lateiner nicht ein Sprichwort, daß die Natur ſelbſt mit der Furke nicht herauszutreiben ſei?“

‚Nun, und?'

‚Und? — Ja, wart nur, Elſi,' unterbrach ſie ſich und ergriff deren beide Hände, die ſie vom Bett aus mir entgegenſtrecken wollte, ‚ich will es ſchon erzählen: Sie müſſen nämlich wiſſen, Doctor, dies junge zarte Geſchöpf iſt ſeit jenem Ohnmachtsabend in unſerem Hauſe an jedem Vormittage und — nicht wahr, Elſi? — hinter dem Rücken ihres ärztlichen Ehemannes bei jener ſchrecklichen Patientin, der alten Hinz, geweſen, um ſie zu tröſten, zu erquicken — vor Allem aber, um dieſem Ehemann zu Liebe eine Radicalcur gegen die Weichheit ihrer eigenen Seele zu vollbringen; da hat nun aber die arme Alte heute ihren Anfall bekommen und dieſe Cur damit ihr verſchnelles Ende gefunden. Sehen Sie nun ſelber, wie Sie mit ein wenig Kunſt und Liebe den Schaden heilen, den die Rache der Natur unſerem Kinde zugefügt hat.'

Ich hatte mich indeſſen auf den Rand des Bettes geſetzt; ich ſah, daß Elſe ſtark geweint hatte; und ihr Puls ſchlug wie im Fieber. Sie legte ihre heiße

Stirn auf meine Hände: ‚Es iſt ſo, Franz, wie Kathe es dir geſagt hat; und das iſt die traurige Löſung meines Geheimniſſes; ich wollt dir eine Freud machen, und es iſt nun Trübſal.‘

Ich ſuchte ſie zu beruhigen, da ſie wieder in Thränen ausbrechen wollte. ‚Du biſt in die Gefahr hineingegangen,‘ ſagte ich, ‚und das war Tapferkeit genug; was du mehr wollteſt, lag außer deiner Kraft. Daß du es mir zu Liebe gewollt haſt, dafür lieb ich dich um ſo mehr; aber verſuchen wollen wir es nicht wieder. Bleib nur heute ruhig, ſo kannſt du morgen ſchon das lateiniſche Sprichwort von der Furke lernen!‘

Und Elſi lächelte mich dankbar an.

— — Den lateiniſchen Vers, ich meine des Horaz, lernte ſie wirklich am anderen Tage ſchon, während wir Beide miteinander im Garten auf und ab wandelten; ſie lernte ihn ſogar auswendig.

‚Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Siehſt du,‘ ſagte ſie, ‚nun kann ich's auch!‘

Nach dieſem Scherze gab ich ihr Erſatz für die verlorene Liebesmühe; ſtatt der endlich verſtorbenen Mutter Hinze wies ich ihr eine Anzahl ungefährlicherer und doch gleich hülfsbedürftiger Kranken zu, an denen ſie nun ihr Erbarmen übte. Und es ward ihr bald zu Stolz und Freude. ‚Aber Elſi,‘ rief ich eines Tages, da die Suppe eher auf den Tiſch als ſie ins Haus kam, ‚du läßt ja heut lange warten!‘

‚Ja, Franz,‘ und es klang wie eine amtliche Wichtigkeit aus ihren Worten; ‚ich habe auch drei kranken Kindern vorgeleſen: Fanferlieschen Schönefüßchen, von den Bremer Stadtmuſikanten und dann das wirklich wahre Märchen von Jorinde und Joringel!‘

‚Das iſt ein Anderes,‘ ſagte ich; ‚dann laß uns zu Tiſche gehen!‘ und ich nahm den lieben Arm in den meinen.

Nicht verſchweigen will ich, daß Elſis neue Liebesmühen meinem Heilverfahren oft nicht unweſentlich zu Hülfe kamen.

* * *

So waren drei Jahre etwa uns vergangen; ſchnell, wie das Glück es an ſich hat. Immer wieder tauchte von Zeit zu Zeit von dem nur ihr ſo Eigenen auf; aber es war ſtets anmuthig, und wenn ich eben aus der nüchternen Welt zurückkam, ſo war mir oft, als ſtamme es aus anderen Exiſtenzen.

So, als ich ſie an einem ſonnigen Octobermorgen zwiſchen unſeren Tannen wandeln fand, wo ſie, wie in ihr Werk verſunken, die Fäden der über den Weg hängenden Herbſtgeſpinnſte auf ein zuſammengelegtes Reiſekärtchen wickelte und mir dabei, nicht einmal ihre Augen hebend, entgegenrief: ‚O bitte, Franz, geh doch den anderen Weg!‘ oder wenn ſie mich bat, einer ungeheuren Kröte, die in unſerem Garten ihre Höhle hatte, doch kein Leids geſchehen zu laſſen; denn wer wiſſe, was hinter jenen goldenen Augen ſtecke! Und einmal — ich hatte noch nie mit meiner Frau getanzt; ein Arzt wird Manchem abgewandt, auch wenn er es früher leidenſchaftlich betrieben hat; einmal aber kam ein großer öffentlicher Ball, bei dem, wie ich meinte, auch wir Beide nicht fehlen durften. Die Damen der ganzen Stadt waren in Aufregung; in welche Thür mein ärztlicher Schritt mich führen mochte, überall ſah ich Wolken weißer oder lichtfarbiger Stoffe auf den Tiſchen, und oftmals ſtörte ich die heiligſten Toilettengeſpräche. — Nur in meinem Hauſe war nichts dergleichen; nicht einmal ein

Wort darüber hörte ich. ‚Nun, Elſi,' frug ich endlich, ‚willſt du nicht auch beginnen?'

‚Ich? O, ich werde leicht fertig!'

— ‚Und brauchſt du kein Geld dazu? Ich hab geſehen, daß unſere anderen Damen es nicht ſparen!'

‚Wenn du mir geben willſt: ich brauch nicht viel!'

Ich hatte vier doppelte Friedrichsdors vor ihr auf den Tiſch gelegt, aber ſie ſtrich lächelnd drei davon in ihre Hand und gab ſie mir zurück; dann nahm ſie den letzten: ‚Der reicht,' ſagte ſie; ‚laß mich nur machen!'

Am Ballabend bat ſie mich: ‚Franzele, du kleideſt dich unten in deinem Zimmer an?'

‚Willſt du uns ſcheiden, Elſi?'

‚Nur für ein Stündchen!'

— — Und es war noch nicht verfloſſen, da pochte ihr Finger ſchon an meine Thür. ‚Herein, holde Elſe!' rief ich, und da ſtand ſie vor mir mit all ihren Toilettenkünſten; ich hatte nicht gedacht, daß ſie ſo einfach waren. Ein möglichſt ſchlichtes Kleid, lichtgrau, von einem weichen durchſichtigen Stoffe, ging bis zum Hals hinauf; als einziger Schmuck umgab ihn eine Schnur von echten Perlen, das einzige Angedenken von ihrer längſt verſtorbenen Mutter; über den Hüften umſchloß ein ſilbern-brokatener Gürtel die ſchlanke Geſtalt. Das war Alles — wenn du den blonden Knoten ihres ſeidenen Haares nicht rechnen willſt, der das ſchöngeformte Haupt faſt in den Nacken zog. Ich betrachtete ſie lange, während ihre Augen zärtlich fragend nach den meinen ſuchten.

„Ja, Elſi,‘ rief ich, und ich konnte es nicht laſſen, ſie ſtürmiſch in meine Arme zu ſchließen, ‚du biſt ſchön, zu ſchön faſt für ein Menſchenkind! Aber — iſt das ein Ballanzug?“

‚Ich weiß nicht,‘ ſagte ſie lächelnd; ‚ich hab mich nun ſo angezogen, und da du ſagſt, daß es ſchön iſt …‘

‚Laß doch,‘ rief ich, ‚mir iſt es recht; aber was werden die Damen ſagen?“

In dieſem Augenblick hörte ich den Wagen vorfahren, und wir rollten nach dem Saal der Harmonie.

— — Es war eine der dem Arzte gewöhnlichen Mißſchickungen, daß, noch bevor wir eingetreten waren, ein Bote mich im Vorſaal ereilte, welcher mich dringend zu einem meiner alten Patienten berief, der von einem Schlaganfall betroffen ſei. Ich führte meine Frau ſogleich in den Tanzſaal, zu unſerer Frau Käthe, die ihr ſchon bei unſerem Eintritt zugewinkt hatte; ſie ließ einen hellen Blick über Elſis Geſtalt ſchweifen: ‚Du biſt apart,‘ flüſterte ſie, ‚aber entzückend!‘ dann gab ſie ihr Raum neben ſich und machte ſie mit ihrer einen Nachbarin bekannt, die meine Frau noch nicht geſehen hatte. Aber ich mußte fort; noch ſah ich, wie die Weiber ihre Augen auf ſie wandten, wie aus einem Haufen der Tänzer mit einer Kopfwendung oder leiſem Fingerzeig auf ſie gedeutet wurde und, da plötzlich die Tanzmuſik einſetzte, mehrere derſelben auf meine ſchöne Elbin zuſteuerten; dann, nach einem haſtigen Händedruck von ihr, ging ich in die kalte Nacht hinaus.

— Als ich ſpät, ich hörte hinter den Gaſſen ſchon die Hähne krähen, in den Tanzſaal zurückkehrte, flog Elſi mir entgegen: ‚Wo ſtand der Tod?‘ frug ſie ernſt, ‚zu Häupten oder am Fußende?‘

‚Nach dem Märchen,‘ erwiderte ich, ‚ſtand er zu Häupten; der alte Herr iſt diesmal noch vor ihm bewahrt. Aber du haſt ja gar keine heißen Wangen, Elſi; haſt du nicht viel getanzt?‘

„Gar nicht!“ ſagte ſie.

„Was ſagſt du? — Und weshalb denn nicht?“

„Ich möchte doch nicht tanzen, indeß du mit dem Tode verkehrteſt! Auch,“ und ſie hob ſich zu meinem Ohr, während wir in der Tanzpauſe im Saale auf und ab gingen, und flüſterte: ‚weißt du, Franz, ich tanz nicht gern; wohl einmal ſo mit einer jungen Sechzehnjährigen; nicht mit Männern; ſie tanzen ſo ſchwer, das macht mich krank!‘“

Da fiel die Muſik ein, und der Saal ward plötzlich wieder lebendig. „Komm, Franz!“ rief ſie, „nun laß uns tanzen; es iſt der letzte auf der Karte; da können die Anderen mich nicht mehr plagen!“

„Aber du magſt ja nicht mit Männern tanzen!“

— „O, wie du reden kannſt! Ich bin ja dein!“

„Und was ſollen deine Abgewieſenen ſagen?“

— „Ich weiß nicht. Wir wollen tanzen!“

Und wir tanzten miteinander; nur dies eine Mal in unſerem Leben. Du weißt, Hans, ich war einſt ein leidenſchaftlicher Tänzer, und ich meine, auch kein ungeſchickter; aber jetzt war mir, als würden meine Füße beflügelt, als ſtröme eine Kraft, die Kunſt des Tanzes, von meinem Weibe auf mich über, und dennoch — mitunter befiel mich Furcht, als könne ich ſie nicht halten, als müſſe ſie mir in Luft zergehen.

‚O, das war ſchön!‘ hauchte Elſi; ‚wie liebe ich dich, Franz!‘

Ich ließ das Alles wie einen ſtillen Zauber über mich ergehen; denn — und das gehört wohl noch zu dem Bilde dieſer Frau — der Haushalt ging desungeachtet unter ihren Händen wie von ſelber; ja, ich habe nie gemerkt, daß überhaupt gehaushaltet wurde; es war, als ob die todten Dinge ihr gegenüber Sprache erhielten, als ob ſie ihr zuriefen: ‚Hier in der Ecke ſteckt noch ein Häufchen Staub, hier iſt ein Fleck, ſtell hier die Köchin, hier die Stubenmagd!‘ Es war wie im Märchen, wo es dem Kinde beim Gange durch den Zaubergarten aus den Apfelbäumen zuruft: ‚Pflück mich, ich bin reif!‘ — ‚Nein, ich noch reifer!‘ — Von der Wirthſchaftsunruhe, an der ſo viele Ehen kranken, habe ich niemals was erfahren. Doch — ich habe weiter zu berichten, denn die Zeit des Glückes war nur kurz.

— — Es war an einem Maiabend unſeres vierten Ehejahres, als ich von einer ermüdenden Praxis nach Hauſe zurückkehrte. Da es ſtill und mild war, ging ich zunächſt in den Garten, wo ich bei ſolchem Wetter und um dieſe Zeit meine Frau zu finden pflegte; ich ging die Steige durch die Tannen, zuletzt noch unten nach dem Raſen, der, wie wir ſchon im Herbſt bemerkt hatten, ganz mit Veilchen durchſetzt war; aber die beſcheidenen Blumen, die um Mittag den Platz mit Duft erfüllt hatten, waren in der herabſinkenden Abenddämmerung kaum noch ſichtbar. Es war hier Alles leer; auch Elſe war nirgend zu ſehen; und ſo wandte ich mich und ging wieder dem Hauſe zu. Als ich nach den beiden Fenſtern unſeres Wohnzimmers hinaufblickte, die hier hinaus im oberen Stocke lagen, ſah ich, daß ſie ganz von dunklem Abendroth wie überſtrömt waren; aber auch dort ſchien es einſam. Niemand ſchaute hinter ihnen zu mir hinab.

Unwillkürlich nahm ich meinen Weg dahin, nicht ahnend, welch ein befremdender Anblick mich erwartete. Als ich eintrat, ſah ich Elſe mitten im Zimmer ſtehen; aber ſie ſchien mich nicht bemerkt zu haben; und jetzt gewahrte ich es, ſie ſtand ohne Regung, wie ein Bild, die linke Hand herabhängend, die rechte, wie beklommen, gegen die Bruſt gedrückt. Gleich einer

Verklärung lag der rothe Abendſchein, der durch die Scheiben brach, auf den herabfließenden Falten ihres lichtgrauen Gewandes, auf dem feinen Profil ihres Angeſichts, das ſich klar von dem dunklen Hintergrund des Zimmers abhob.

Eine Weile konnte ich ſie ſo betrachten, ohne daß mir die leiſeſte Bewegung ihres Körpers kund geworden wäre. „Elſi!“ rief ich leiſe.

„Ja?“ erwiderte ſie wie traumredend; „ich komme!“ Wie ein Erwachen ſchien es plötzlich ihre ſchlanken Glieder zu durchrinnen; ſie rieb mit ihren weißen Händen bedächtig ſich die Augen. „Ach du, Franz!“ rief ſie und lag im Augenblick in meinen Armen.

„Was war das, Elſi?“ frug ich.

— „Ich weiß nicht. Was war es doch? — Ich meinte, ich ſei bei dir, und ich war es nicht; und da riefſt du mich. — Aber du kommſt aus deiner Praxis; du mußt jetzt ruhen!“

Sie hatte mich zu einem Lehnſeſſel gezogen, und als ich mich hineingeſetzt hatte, kniete ſie vor mir nieder und ſtreckte die Arme mir entgegen. Ich war ermüdet, aber nicht ſo ſehr, um nicht noch mit Entzücken auf den ſchöngeformten Kopf meines Weibes zu blicken; ich hatte ihre Hände in die meinen genommen, und ſo ſaßen wir, ohne zu ſprechen; nur ihre lichtgrauen Augen ſahen unabläſſig und immer forſchender in die meinen. Es war ſeltſam, daß es mir — ich kann's nicht anders ausdrücken — unheimlich unter dieſem Blicke wurde; zugleich aber kam jener ſüße Schauder über mich, der mir damals von meinem Nachtgeſicht geblieben war.

„Elſi,“ ſagte ich endlich, „was ſiehſt du ſo mich an?“

Ich ſah, wie ſie zuſammenzuckte. „Soll ich das nicht?“ frug ſie dann leiſe.

„Deine Augen ſind ſo geſpenſtiſch, Elſi!“

Sie ſah mich dringender an: „Du!“ ſagte ſie heimlich und verſtummte.

— „Was denn, geliebte Frau?“

„Du, Franz; wir müſſen uns früher ſchon geſehen haben!“

Der Athem ſtand mir ſtill; aber ich ſagte nur: „Wir ſehen uns jetzt ſchon in das vierte Jahr; von früher weiß ich nichts.“

Sie ſchüttelte ihren blonden Kopf: „Ich mein es ernſthaft; du ſollſt keinen Scherz daraus machen! Nein, weit, viel weiter zurück — aber ich kann mich nicht entſinnen; es war vielleicht im Traum nur; ich muß noch ein halbes Kind geweſen ſein.‘

Es durchlief mich, ich bebte vor dem, was weiter kommen könne; aber ich faßte mich, und indem ich ſie ſanft zu mir hinaufzog, ſagte ich: ‚Das iſt ſo zwiſchen Liebesleuten; mir iſt es auch wohl ſo geweſen, als hätten unſere Seelen ſich geſucht, bevor noch unſere Leiber ſich gefunden hatten; das iſt ein alter Glaube, Elſi.‘

Sie antwortete nicht; aber ſie ſtrickte ihre Arme feſter um meinen Hals und drückte ihre Wange an die meine; ihre Augen ſuchte ich vergebens noch zu ſehen; denn der Dämmerungsſchein war erloſchen, und durch das Fenſter funkelte von fern der Abendſtern. ‚Franz!‘ hauchte ſie endlich.

— ‚Ja, Elſi?‘

‚Halte mich feſt, Franz! Noch feſter! O, mir iſt, als könnte man mich von dir reißen!‘

Ich preßte ſie heftig an mich; aber ſie erhob ſchmerzlich lächelnd ihr Antlitz: ‚Es hilft dir nicht, Franz; wir müſſen doch wieder voneinander!‘

— — Als ich ſpäter in meinem Zimmer mit mir allein war, überkam mich ein Schrecken über dieſen halbviſionären Zuſtand; mit halben Gedanken ging ich auf und ab; bald griff ich, als ſollte mir daraus eine Offenbarung werden, nach dieſem oder jenem mediciniſchen Buche, das unter den anderen auf dem Regal ſtand, und ſetzte es, meiſt ohne es nur aufgeſchlagen zu haben, wieder an ſeinen Platz; ich fühlte mich plötzlich unſicher gleich einem Neuling. Da flog's mir durch den Kopf: wir hatten noch immer kein Kind; eine Fehlgeburt war am Ende des erſten Ehejahres geweſen und nicht ohne nachbleibende Schwächen überwunden worden — wenn es das, wenn es das erſte Zeichen eines neuen Lebens wäre! Der Keim eines ſolchen wirkt ja oft wunderbar genug in der jungen Mutter. Ich hatte bisher die Kinder nicht vermißt; aber ich war mir wohl bewußt geweſen, daß ich dereinſt nach den Nichtgeborenen ſo ſehnſüchtig wie vergebens die Arme ausſtrecken würde.

Und ſo beruhigte ich mich; ich beobachtete dann, ich frug mein Weib; aber ſie ſelber wußte von nichts; ich glaube, ſie hatte mich kaum verſtanden. Und bald ſah auch ich, daß dieſe Hoffnung eine eitle geweſen ſei; außer einem leichteren Ermüden und einer vermehrten Zärtlichkeit zu ihrem Manne bemerkte ich nichts Auffallendes an ihr.

Da eines Tages kamen Schmerzen; nur leichte, vor denen ſie ſelber nicht erſchrak; aber der Ort, wo ſie hervortraten, wollte mir nicht gefallen. Sie hatte ſich ins Bett gelegt, aber ſie konnte am folgenden Tage wieder aufſtehen. ‚Es war nichts, Franz,' ſagte ſie; ‚nur ein Anflug, und dann war's wohl meine Haſenangſt vor Schmerzen!'

Sie ſagte das wohl und war wieder heiter und geſchäftig; aber ein paar Wochen ſpäter, da ich Vormittags in meinem Zimmer bei der Impfliſte ſaß, trat ſie zu mir herein, blaß und mit verzagten Augen: ‚Ich muß doch wieder in meine Kiſſen,' ſagte ſie, ‚mir iſt, als wenn mich Unheil treffen ſollte.'

Ich brachte ſie nach unſerem Schlafzimmer; ich ſuchte den Grund der ſich bald, wenn auch gelinde, einſtellenden Schmerzen; aber es wollte mir nicht gleich gelingen. Sie athmete tief auf: ‚Es wird ſchon beſſer!' flüſterte ſie, und nach einiger Zeit: ‚Geh nur hinunter an deine Arbeit; es iſt vorbei, du kannſt mich ruhig liegen laſſen!'

Und ſo trieb ſie mich fort; aber ich war unfähig, ſelbſt zu der geringfügigen Arbeit, die vor mir lag; eine Furcht vor einem Schreckniß, das ſich mir vor Augen ſtellte, hatte mich ergriffen: ich wanderte raſtlos auf und ab. Da wurde an meine Thür gepocht, und ich rief laut „Herein!“ aber es war nur der Poſtbote, der Briefe und neue Bücher brachte, auch mediciniſche Zeitſchriften, die von mir gehalten wurden, waren darunter. Ich warf die letzteren ungeſehen in die große Schublade meines Schreibtiſches, wohin ſie ſonſt erſt gelangten, nachdem ich das Weſentliche mir herausgeleſen hatte.

Es trieb mich wieder hinauf zu meiner Frau. „Sind die Schmerzen wieder da, Elſi?“ frug ich; denn an den Kiſſen ſah ich, daß ſie unruhig gelegen hatte.

‚Ein wenig,‘ ſagte ſie; ‚aber ich fürchte mich noch nicht!‘

Doch mir konnte dieſe Antwort nicht genügen; und wieder glitt die taſtende Hand, nicht des Gatten, ſondern des Arztes, über den ſchönen jugendlichen Körper. Plötzlich — es war das erſte Mal in meinem Berufe — begann meine Hand zu zittern, und Elſis große erſchrockene Augen blitzten in die meinen:

‚Carcinoma,‘ ſprach es in mir; es durchfuhr mich; wie kam das Entſetzliche zu meinem noch ſo jungen Weibe? Das Leiden galt derzeit in der Wiſſenſchaft für abſolut unheilbar; nach leis heranſchleichenden, alles Menſchliche überbietenden Qualen war ſtets der Tod das Ende. Ich kannte dieſe Krankheit ſehr genau; und mit Schaudern gedachte ich des letzten grauenhaften Stadiums derſelben.

Ich zog die Hand zurück; ich küßte mein armes Weib; dann ſuchte ich über Gleichgültiges mit ihr zu reden; aber ſie lehnte ſchweigend den Ellenbogen auf den Rand des Bettes, den blaſſen Kopf in ihre Hand legend, und blickte durch das Zimmer wie ins Leere: ‚Ich kann's nur noch ſo ſchnell nicht faſſen,‘ ſagte ſie, und die Worte kamen ihr faſt tonlos von den Lippen; ‚ſo lang ich von mir weiß, habe ich gelebt und immer nur gelebt — nur vielleicht im Schlaf nicht — — doch ja, auch im Schlaf. — Du weißt es wohl, Franz, du weißt ja ſo viel: ſag mir, wie iſt denn der Tod?“ Sie hatte die Augen zu mir erhoben und ſah mich unruhig fragend an.

‚Möge er uns noch lange fern bleiben!“ entgegnete ich; aber mir war die Kehle wie zugeſchnürt.

„Du antworteſt mir nicht, Franz!“ ſprach ſie wieder.

— „Warum ſoll ich dir darauf antworten? Was ſoll der Tod zwiſchen uns?“

Sie blickte mich durchdringend an, als wollte ſie das Innerſte meiner Seele leſen: ‚Der will mich!‘ ſagte ſie; ‚und bekenn es nur, auch du glaubſt, daß ich ſterben werde. Ich hab es deinen Augen angeſehen!‘

Ein Stöhnen wollte ſich mir entringen, und in mir ſprach es: Sterben? Nur ſterben? O, armes Weib, du ahnſt nicht, was es dir koſten wird! Laut aber ſprach ich: ‚Du biſt krank, Elſi, und wir müſſen um deine Geſundheit kämpfen!‘

Sie wurde todtenblaß: ‚Sag nur „um dein Leben“, Franz!‘

‚Das kannſt du in meinen Augen nicht geleſen haben.‘ — Ich wußte wohl, daß ich ſie täuſchte; vielleicht hat ſie's gefühlt. Sie ſprach nicht mehr; ſie ergriff meine Hand und ließ ſich in die Kiſſen ſinken.

— — Meine äußerſten Befürchtungen erfüllten ſich; die Schmerzen traten ſtärker auf, und ich ſah mein Weib in Todesqual ſich winden, als ſie noch nicht die Hälfte ihrer Höhe erreicht hatten.

Fürchte nicht, Hans,“ unterbrach ſich mein Freund, „daß ich Schritt für Schritt mit dir an dieſem Leiden entlang gehen werde; ich will dich auch mit ärztlicher Weisheit nicht quälen: es war eine jener Abdominalkrankheiten, die ſo viele Frauen, wenn auch meiſt erſt in ſpäterem Alter, hinraffen; und bald war der Gipfelpunkt erreicht, wo auch die kühnſte Hoffnung ſinken mußte.

Wie mit verſteinertem Hirn ſaß ich eines Nachts an ihrem Bett — die Nächte bin ich allzeit allein bei ihr geweſen — ein furchtbarer Schauer war eben wieder einmal vorüber, und wie eine welke Blume lag ſie mir im Arm, an meiner Bruſt; blutlos, ohne alle Schwere des Lebens. Ich wußte, das Beſte, was bevorſtehen konnte, war ein möglichſt balder Tod; ich frug mich: Wie iſt es möglich, daß ſie noch immer lebt? Wie ein Irrſinn ſtieg es mich an: Iſt etwas in ihr, das ſie nicht ſterben läßt? Aber in mir, und faſt höhniſch, ſprach es: Du Thor, ſie wird ſchon ſterben können! Ein entſetzliches Selbſtgeſpräch, Hans; denn ich liebte ſie ja ſo grenzenlos, ſo wahnſinnig, daß ich auch jetzt, trotz meines vielgerühmten Scharfſinns, nicht laſſen konnte, ſie immer wieder über das Menſchliche hinauszuheben. Nein, nein, es geht zum Ende! ſprach ich zu mir ſelbſt; ich lebte in mir durch, was kommen mußte — zuletzt blieb nur die Todtenſtille und ein großes ödes Haus.

Da hörte ich meinen Namen rufen; ich ſchrak zuſammen; und doch, es war nur ihre Stimme; eine kurze Ruhe, eine Erholung war ihr vergönnt geweſen; und es war nun, als ob ihre Augen ſich mühten, liebevoll zu mir aufzublicken. „Franz,“ ſagte ſie — aber ihre Worte kamen in abgeriſſenen Sätzen, auch ihre liebe Stimme hätte ich an fremdem Orte nicht erkannt — „Franz,“ wiederholte ſie, „ſcheint denn der Mond da draußen?“

„Ja, Elſi, ſieh nur, durch das Südoſtfenſter fällt es auch hier hinein!“ Ich hob ſie ein wenig an mir empor: „Siehſt du es nun?“

— „Ich ſehe; o wie ſchön!“

Ich hielt ſie noch an mir, es war nicht unbequem für ſie. „Franz,“ begann ſie wieder, „ich dachte nicht, dich wiederzuſehen; als die Schmerzen von mir ſanken, aber meine Augen noch geſchloſſen waren, fühlte ich es vor meinem Munde wehen: ich weiß, das war meine Seele, die den Leib verlaſſen wollte; aber mein Odem, der erwacht war, zog ſie wieder zurück — o Franz, hab Erbarmen, ich kann das Furchtbare nicht noch einmal ertragen‘ — ich ſah es, wie ein Schauder durch ihren Körper lief — ‚und du weißt es,‘ ſprach ſie wieder und es klang hart, ‚ich muß doch ſterben! Erlöſe mich! Du mußt es, Franz! Wenn es wiederkommt, dann ... Du darfſt mich nicht tauſend Tode ſterben laſſen!‘ Ihre Hände hatten ſich erhoben und ſtreichelten meine Wangen wie die eines flehenden Kindes.

‚Elſi!‘ ſchrie ich; ‚deine Worte raſen! Was dir ſo weh macht, das iſt nicht der Tod, das iſt das Leben!‘

‚Das Leben, Franz? Es war ſo ſüß mit dir! Jetzt aber — —‘

Ich wiegte langſam meinen Kopf; ich bat: ‚Sprich nicht mehr ſo, geliebte Elſi!‘

Aber ſie warf ſich herum und rang ihre mageren Händchen: ‚Er will nicht!‘ ſchrie ſie; ‚er will nicht! O Gott, ſo ſei du mir endlich gnädig!‘

Schon ſah ich ſie aufs Neue den unſichtbaren

Folterern verfallen, da fühlte ich, daß ſie meinen Kopf zu ſich herabzuziehen ſuchte, und als ich mich zu ihr beugte, ſah ich in ihr altes geliebtes Antlitz. ‚Du,‘ ſagte ſie, und es war noch einmal der liebe Ton aus vergangenen Tagen, ‚glaubſt du, daß die Todten von den Lebenden getrennt ſind? O nein, das iſt nicht. Solange du mich liebſt, kann ich nicht von dir: du weißt, ich kann's ja gar nicht; nicht wahr, du weißt es? Ich bleibe bei dir, du haſt mich noch; und wenn deine leiblichen Augen mich auch nicht ſehen, was thut's, du trägſt mein Bild ja in dir; du brauchſt dich nicht zu fürchten! Küß mich, küß mich jetzt noch einmal, mein geliebter Mann; noch einmal deinen Mund auf meinen! — — So, nun nicht mehr! Nun, wenn es da iſt, thu, warum ich dich gebeten habe! In dem kleinen Fache deines Schrankes — du haſt ja Zaubertränke, daß der Leib ohne Zucken einſchläft!‘

So ging es fort; lange, beſtrickend, verwirrend. O Hans, ich kann dir all die Worte nicht wiederholen; ſie enthielten alle nur eine Bitte: die um den Tod von ihres Mannes Hand, der leider ein Arzt war.“

Ich hatte in namenloſer Spannung zugehört. „Und du, Franz?“ rief ich.

„Ich, mein Freund?“ entgegnete Franz. „Ich vermochte ihr nicht zu antworten; es war auch kaum, als ob ſie das erwarte; ich umſchloß ſie nur immer feſter mit meinen Armen; wenn ich es heut bedenke, mir iſt, ich hätte ſie erdrücken müſſen. Aber ihre Worte kamen allmählich immer langſamer, und ich fühlte es plötzlich, ich hielt nur noch eine Schlafende in meinen Armen. Ich legte ſie aufs Bett, und endlich ſchien der Morgen durch die Fenſter; und als, noch in der Frühdämmerung, die Wärterin eintrat, ließ ich ſie am Bette niederſitzen und ging, wie ſchon in mancher Frühe, in mein Zimmer hinab, wohin die Magd mein einſames Frühſtück geſtellt hatte.“

— — Franz hatte ſich zurückgelehnt, als ſei ein Augenblick der Ruhe eingetreten; ich athmete tief auf; ein „Gott ſei gedankt!“ entfuhr mir.

Franz ſah mich finſter an. „War das fürerſt!“ ſagte er hart. „Ich bin noch nicht zu Ende.

Mein Weib hatte recht: in meinem Schranke war ein dreimal verſchloſſenes Fach; dreimal, denn der Hauch des Todes war darin geborgen. Ohne eine

Abſicht, nur, als müſſe es ſo ſein, öffnete ich die Schlöſſer und nahm nach langer Muſterung von den kleinen ſorgfältig verſchloſſenen Kryſtallfläſchchen, welche darin nebeneinander ſtanden, das kleinſte an mich; ebenſolange hielt ich es gegen den Tag und betrachtete, ich kann nicht ſagen, ob gedankenvoll oder gedankenlos, die wenigen waſſerklaren Tropfen, welche kaum darin zu erkennen waren; ein Nichts, ein furchtbares Nichts. Dann ſteckte ich es zu mir; ich dachte mir noch kaum etwas dabei. Aber — — laß mich nichts von dieſem Tage ſagen! Was ich nie gekannt hatte, ich fühlte mein Herz unruhig werden, es ſchlug mir bis in den Hals hinauf; immer wieder fuhr meine Hand von außen an die Taſche, worin das Fläſchchen ſteckte, als wolle ſie ſich verſichern, ob es noch vorhanden ſei; dann wieder, ſo winzig es war, kam mir die Empfindung, als ſei es mir unbequem, als ob es mich drücke, und ich ſteckte es in die andere Taſche — o Hans, ich glaube heut, es war mein bös Gewiſſen, das mich drückte; aber daran dachte ich damals nicht. Ich hatte perſönlich jeder Praxis für die nächſte Zeit entſagt und Alles meinem Aſſiſtenten aufgeladen, der, ſo gut es gehen wollte, damit fertig wurde. Daher frug Niemand nach mir; ich hatte nach außen hin nichts zu thun. Aber was ich an Anderen ſonſt getadelt, ja gehaßt hatte, heute kam es über mich ſelbſt: ohne eigenen Willen und ohne das Maß der Einſicht der Zukunft anzulegen, ließ ich mich den Dingen, die da kommen würden, entgegentreiben; mit Gewalt nur unterdrückte ich meine kaum zu dämpfende Erkenntniß. Du glaubſt mir, daß ich dabei keine Ruhe fand; bald war ich im Garten, bald am Bette meiner Frau; dann wieder unten in meinem Zimmer. Endlich — endlich neigte ſich der lange Tag; die Schatten fielen.

Ich ging in unſer Schlafgemach, wo Elſi noch ihr Lager hatte und es auch behielt; die Wärterin ſtand an ihrem Bette und ordnete ihr blondes Haar, das bei der Unruhe der Kranken ſich verwirrt hatte; aber bei meinem Eintritt warf Elſi ihr Haupt herum und wandte ihr ſchönes Leidensantlitz zu mir. ‚Es iſt gut, Frau Jans! Laſſen Sie nur!' ſagte ſie haſtig, und dann zu mir: ‚Bleib bei mir, Franz! Du — aber ganz allein!" und ſah mich mit ihren wie in ſchmerzlichem Abſchied glänzenden Augen an.

Die Wartefrau hatte ein krankes Kind zu Haus; ich ſandte ſie fort bis auf die gewohnte Morgenſtunde. — Als wir allein waren, ſetzte ich mich, wie ich pflegte, auf den Rand des Bettes und nahm ihr Haupt an meine Bruſt. Sie drückte ſich ſanft an mich heran: ‚O Franz, wie iſt es gut, bei dir zu ſein!‘ Wir ſprachen nicht; es war noch eine lange, glückliche Stunde; auch mein Herz begann wieder ruhig zu ſchlagen.

Da ſchrie ſie plötzlich auf; wie von Dämonen, die aber kein ſterblich Auge ſah, fühlte ſie ihren Leib in meinen Armen geſchüttelt; mir war's, als wollten ſie die Seele heraus haben und als könnten ſie es nicht. ‚Franz, o Franz!‘ Das war noch ein letztes Wort; dann verſagte ihr die Stimme, ſelbſt der erlöſende Schrei zerbrach vor den zuſammengebiſſenen Zähnen. Da warf ſie mit Gewalt ihr Haupt empor — ich habe nirgend ſonſt, nie ein ſo von Qual verzerrtes Menſchenantlitz geſehen; nur aus den Augen, und flüchtig wie ein ſchießender Stern, traf jetzt ein Blick noch in die meinen — ein Blick zum Rande voll von Verzweiflung und heißer verlangender Bitte. Sie mühte ſich, ein Wort zu ſagen; ſie konnte es nicht, und die Anfälle kamen immer wieder. Ich war wie niedergeworfen von all den holden

Geiſtern des Lebens: Liebe, Mitleid und Erbarmen waren dem Hülfloſen zu furchtbaren Dämonen geworden; mir war, ich ſei ein Nichts und nur beſtimmt, das Elend anzuſchauen; da — fühlte ich plötzlich, daß ich das Fläſchchen in meiner linken Hand hatte. Es durchfuhr mich; ich hatte mein Weib noch immer in den Armen. Dann kam ein Augenblick …“

Der Erzähler ſtockte. „Franz,“ ſchrie ich, „Franz, du haſt dein Weib getödtet!“

Er hob die Hand: „Still!“ ſagte er; „ich will das Wort nicht ſcheuen: ich habe ſie getödtet. Aber damals erſchreckte es mich nicht; ging doch das Leid zu Ende! Ich fühlte, wie das junge Haupt an meine Bruſt herabſank, wie die Schmerzen ſanken; noch einmal wandte ſich ihr Antlitz, und — es mag ja Täuſchung geweſen ſein; mir aber war es, als ſäh ich in das Antlitz meines Nachtgeſichts, wie es einſtmals verſchwindend von mir Abſchied nahm; jenes und meines Weibes Züge waren mir in dieſem Augenblicke eins.

Die Zeit meiner Jugend überkam mich; das Abendroth brach durch die Scheiben und überfluthete ſanft die Sterbende und Alles um ſie her. Und nun jenes hörbare Athmen, das ich bei Anderen nur zu oft gehört hatte; ich neigte mein Ohr an ihre Lippen; es war keine Täuſchung, und noch in meiner letzten Stunde werd ich es hören: „Dank, Franz!“ — dann ſtreckten dieſe jungen Glieder ſich zum letzten Mal.“

Franz ſchwieg; er hatte ſchon vorher ſeinen Sophaplatz verlaſſen und ſich einen Stuhl mir gegenüber hergeſchoben. Ich hörte, wie in einem Bann befangen; aber ich unterbrach ihn nicht mehr, ich wartete geduldig.

„Wie lange ich ſo geſeſſen,“ begann er nach einer Weile wieder, „die Todte in meinen Armen, weiß ich nicht; nur eines entſinne ich mich: es mag noch vor dem Dunkelwerden geweſen ſein, da war mir, als höre ich aus dem anſtoßenden Wohnzimmer leiſe Schritte über den Teppich gegen unſere Thür kommen; als ſie ſich ohne Anpochen öffnete, ſieht unſerer Freundin, Frau Käthes, theilnehmendes Antlitz in das Zimmer; ſie pflegte jeden Nachmittag der Kranken Troſt und Erquickung zu bringen. Aber diesmal kam ſie nicht; ich ſah plötzlich, daß die Thür wieder geſchloſſen war, und hörte ein herzbrechendes Schluchzen durch das Wohnzimmer ſich entfernen. Die Gruppe, welche der Lebendige und die Todte mit einander machten, hatte ihr die Vernichtung meines Hauſes kund gethan.

Ich ſaß noch lange ohne Regung; dann aber, als ich fühlte, daß es dunkel um mich her war und nur der Mondſtreifen, welcher noch geſtern Elſis lebendiges Herz erfreut hatte, wieder durch das Südoſtfenſter hereinfiel, ließ ich den Leichnam aus meinen Armen auf das Bett ſinken und verließ das Zimmer, das ich hinter mir verſchloß. Mir iſt noch genau erinnerlich, daß ich das Gefühl hatte, als ob ich auf Stelzen gehe, als ſeien meine Glieder nicht die meinen. So befand ich mich nach kurzer Zeit im Garten; mir war, als müßte ſie dort ſein, da ſie nicht mehr im Hauſe war. Ich ging zwiſchen den Raſen, zwiſchen den Tannen; bald im Schatten, bald fiel das Mondlicht auf die Steige; mitunter fuhr ein Nachtwind auf und führte eine Schaar von fallenden Blättern durch die Luft; weiße Scheine lagen hier und da auf Bänken oder Büſchen; aber von ihr war keine Spur, eine todtenſtille Einſamkeit war auch hier um mich herum. Mich ſchauerte, als ich laut und dann noch einmal ihren Namen rief. Ich wollte, ich mußte noch eine Lebensäußerung von ihr haben; für das, was ich ihr gethan hatte, waren auch ihre letzten Worte mir nicht genug. Ich ſtand und hielt den Athem an um auch den kleinſten Laut nicht zu verlieren; aber nichts kam zurück, nichts, was ich mit den Sinnen faſſen konnte; was ich beſeſſen hatte — das hatte ich gehabt, das war im ſicheren Lande der Vergangenheit; das Sauſen in den Tannen, der dumpfe Rabenſchrei, der aus der Luft herabſcholl, gehörten nicht dazu. Da — ich entſinne mich deſſen noch deutlich — fühlte ich etwas um meine Füße ſtreichen, ſich leiſe an mich drängen. Als ich hinabblickte, ſah ich, daß es die arme weiße Katze war; ſie ringelte den Schwanz und mauzte kläglich zu mir herauf. „Suchſt du ſie auch?“ ſagte ich. Dann hob ich das Thier auf meinen Arm und ging mit ihm dem Hauſe zu.

Die Nacht ſaß ich bei ihr, die ich getödtet hatte; keine Lampe brannte; es war ganz finſter in dem Zimmer; in meiner Hand hielt ich eine andere; ſie war ſchon kalt, ſie wurde immer kälter, ich konnte es nicht ändern, und als es Morgen wurde, fühlte ich es bis ins Herz hinein. Da kam mir der Gedanke, ob denn der Tod nicht anſteckend ſei; aber es war nicht; es war überhaupt auch ſonſt nichts, gar nichts; nur ihr geliebtes Haupt lag ſtill und friedlich auf dem Kiſſen.“

* * *

Mein Freund war aufgeſtanden und ſah wie abweſend aus dem Fenſter in den traurigen Hof hinaus, nicht achtend, daß die Dohle wieder mit ihren ſchwarzen Flügeln gegen die Scheiben ſchlug. Aber ihr Krächzen nach neuem Futter war diesmal umſonſt; ihr Herr ſetzte ſich mir wieder gegenüber und ſah mich lange an, als ob er mich bemitleide.

„Armer Hans,“ begann er dann aufs Neue, „mein Bericht iſt auch jetzt noch nicht am Ende, denn ich ſelbſt bin noch immer übrig, und im Herbſte jährt es ſich zum dritten Male, ſeit das geſchah, was ich dir erzählt habe.

— — Elſi war begraben: die Kirchhofserde bedeckte den furchtbaren Proceß, den die Natur einmal an Allem übt, das ſie einſt ſelbſt hervorgebracht hatte. Wie mir zu Muthe war? — Von Laien war mir oft geſagt, daß ſie einen ſtarken Seelenſchmerz an einer beſtimmten Stelle ihres Körpers nachempfänden, und es iſt ein Korn Wahrheit in dieſen Worten: bei mir aber war es nur ein dumpfer Schreck, der ſich eingeniſtet hatte, wo andere den Schmerz um ihre Todten zu empfinden meinten — und, wenn du willſt, ſo iſt das noch heut mein körperliches Leiden. Ich ſagte mir wohl, es ſei jetzt Zeit, meine Praxis wieder aufzunehmen, die ſonſt mir ſelber vorbehaltenen Kranken wieder zu beſuchen, zumal ich ſah, daß mein junger Gehülfe es nur auf Koſten ſeiner Geſundheit fertig brachte. Aber eine paniſche Furcht ergriff mich, wenn mir der Gedanke kam; ich ſcheute mich vor den Menſchen, ich vermied ſie und lebte wie ein Einſiedler eine Woche nach der anderen, nur in meinem Haus und Garten; in letzterem ſelbſt dann noch, als der Winter ihn mit Reif und Schnee beladen hatte. Und Niemand ſtörte mich in dieſer Vereinſamung; mein junger Mann that ſchweigend ſeine Pflicht, weit mehr als dies; meine alten Patienten mochten Mitleid mit mir haben und auch wohl denken, der Doctor ſtehe doch unſichtbar hinter ſeinem Aſſiſtenten; einzelnen der jungen Frauen oder Mädchen mochte auch vielleicht der hübſche Junge zuſagen; wenigſtens holte er ſich gleich darauf aus dieſen Kreiſen eine Braut.

Da aber mußte es geſchehen, daß eine arge Seuche auf die Stadt und zumal auf unſere Jugend fiel; ein altes Uebel, das aber nach manchen Jahren jetzt wieder auftauchte. Bei Beginn desſelben war es, daß eines Morgens der Finger meines jungen Hausgenoſſen beſcheiden an die Thür meines Zimmers pochte.

‚Ich möchte nicht ſtören, Herr Doctor,‘ ſagte er bei ſeinem Eintritt; ‚aber Sie werden es auch ſelbſt wünſchen, daß wir in der Behandlung dieſer unerwarteten Krankheit übereinſtimmen.‘

Ich ſah ihn überraſcht an; ich wußte nichts von einer neuen Krankheit.

‚Verzeihen Sie,‘ ſagte der junge Mann verlegen, indem er den nach allerlei mitſpielenden Nerven conſtruirten Namen nannte, ‚mir iſt ſie bisher in praxi noch unbekannt geblieben; ſie iſt plötzlich hier erſchienen, und es ſind ſchon Todesfälle nach kürzeſtem Verlaufe vorgekommen.‘

Ich wußte zwar von dieſer Krankheit, aber auch mir war ſie weder auf Univerſitäten noch ſpäter vorgekommen; ſie war heillos in der Schnelligkeit, womit ſie ihre Opfer packte. Ich raffte mich zuſammen, wir verhandelten, wir laſen, zumal auch in den älteren Praktikern, die aus ihrer Zeit das Uebel durch Erfahrung kannten und deren feine Beobachtung bei geringen Hülfsmitteln mir immer Achtung eingeflößt hatte. So kamen wir zu beſtimmten Schlüſſen und zur Feſtſtellung eines einzuſchlagenden Verfahrens. Als er ſich entfernen wollte, ſah ich ihn zum erſten Male voll ins Antlitz. ‚Aber was iſt Ihnen?' frug ich; ‚ſind Sie krank?'

Er ſchüttelte den Kopf: ‚Das iſt nur von der Nachtunruhe in den letzten Tagen.'

Ich ſtreckte ihm erſchrocken meine Hand entgegen: ‚So verzeihen Sie mir, daß ich über die Todte den Lebenden vergeſſen habe.'

Aber ihm ſprangen die Thränen aus den Augen: ‚Verzeihen?' ſtammelte er; ‚ich ſelber kann Ihre Todte nicht vergeſſen, wie ſollten Sie es können!'

Der brave Junge; Elſi war immer wie eine Schweſter gegen ihn geweſen; und — wenn er meine Praxis erbte, ich hätte nicht viel dagegen! — Nein," fügte er hinzu und ſtreckte abwehrend ſeine Hand nach mir, „unterbrich mich nicht! Ich kann jetzt nicht davon reden. — —

Als mein Aſſiſtent ſich entfernt hatte, fühlte ich eine Unruhe in mir, die mich dies und jenes anzufaſſen trieb; ſo kam ich auch über die Schublade, in der meine mediciniſchen Zeitſchriften lagen. Es war ein ganzer Haufen, und ich begann die einzelnen Hefte nach ihrer Ordnung zuſammenzuſuchen; vielleicht dachte ich gar daran, ſie zum Binden fortzuſchicken; zugleich blätterte ich und las die Ueberſchriften und den Beginn von einzelnen Artikeln. Da fielen meine Augen auf eine Mittheilung, die mit dem Namen einer unſerer bedeutendſten Autoritäten als Verfaſſer bezeichnet war, eines Mannes, der ſich nur ſelten gedruckt vernehmen ließ. Ich warf mich mit dem Heft aufs Sopha und begann zu leſen und las immer weiter, bis meine Hände flogen und ein Todesſchreck mich einem Beilfall gleich getroffen hatte. Der Verfaſſer ſchrieb über die Abdominalkrankheiten der Frauen, und bald las ich auf dieſen Blättern die Krankheit meines Weibes, Schritt für Schritt, bis zu dem Gipfel, wo ich den zitternden Lebensfaden ſelbſt durchſchnitten hatte. Dann kam ein Satz, und wie mit glühenden Lettern hat er ſich mir eingebrannt: „Man hat bisher“ — ſo las ich zwei- und dreimal wieder — „Dies Leiden für abſolut tödtlich gehalten; ich aber bin im Stande, im Nachſtehendem ein Verfahren mitzutheilen, wodurch es mir möglich wurde, von fünf Frauen drei dem Leben und ihrer Familie wiederzugeben.“

Das Uebrige las ich nicht; meine Augen flogen nur darüber hin. Es war auch ſo genug; der Verfaſſer jenes Satzes war mein akademiſcher Lehrer geweſen, zu dem ich damals, und auch jetzt noch, ein faſt abergläubiſches Vertrauen hatte.

Ich blätterte bis zu dem Umſchlage des Heftes zurück und las noch einmal den Monatsnamen, der darauf gedruckt ſtand; es war unzweifelhaft daſſelbe, welches ich vierzehn Tage vor Elſis Tod dem Poſtboten abgenommen und dann ahnungslos in die Schublade geworfen hatte. — Lange lag ich, ohne die auf mich eindringenden Gedanken faſſen zu können. Er hat es geſagt! — das ging zuerſt in meinem Kopf herum; er iſt kein Schwindler, auch kein Renommiſt. — — „Mörder!“ ſprach ich zu mir ſelbſt, „o allweiſer Mörder!“

Wo ich an dem Reſt des Tages mich befand, wie er zu Ende ging, ich kann es dir nicht ſagen. Es war am Ende eine alltägliche Geſchichte; man konnte ſie alle Monat und noch öfter in den Zeitungen leſen: ein Mann hatte Weib und Kinder, ein Weib hatte ihre Kinder umgebracht; verzweifelnde Liebe hatte ihre wie meine Hand geführt. Aber ich hatte in meinem Hochmuth dieſe Väter und Mütter bisher verachtet, ja gehaßt; denn das Leben, dem gegenüber ſie verzagten, mußte trotz alledem beſtanden werden; ſie waren feige geweſen, und ich gönnte ihnen Beil und Block, dem ſie verfallen waren; ich ſelbſt, ich hatte nur nachgedrückt auf die Senſe des Todes, die ich mit der Hand zu fühlen glaubte, damit ſie auf einmal tödte, nicht nur in grauſamem Spiel zuvor erbarmungslos verwunde. Jetzt aber zeigte mir ein alter Lehrer, daß ſie noch gar nicht vorhanden war und daß nur meine eigene gottverlaſſene Hand mein Weib getödtet hatte. — Glaub aber nicht, es ſei mir in den Sinn gekommen, mich den Gerichten zu übergeben und nach dem Strafrecht mein Verbrechen abzubüßen; nein, Hans, ich bin ein zu guter Proteſtant; ich weiß zu wohl, weder Richter noch Prieſter können mich erlöſen: mein war die That, und ich allein habe die Verantwortlichkeit dafür; ſoll eine Sühne ſein, ſo muß ich ſie ſelber finden. Ueberdies — bei dem furchtbaren Ernſt, in dem ich lebte, erſchien's mir wie ein Poſſenſpiel, wenn ich mich auf dem Schafott dachte.

— — Zum Unglück, oder ſoll ich ſagen zum Glück, trat an jenem Abend auch noch Freund Leuthe zu mir ins Zimmer, den ich ſeit dem Begräbniß nicht geſehen hatte. „Was treibſt du?“ rief er mir zu; ‚ich mußte doch endlich einmal nachſehen!‘

Ich reichte ihm die Hand; aber als er in mein Geſicht ſah, mochte er freilich wohl erſchrecken. ‚Du ſiehſt übel aus,‘ ſagte er ernſt, ‚als ob du dein Leben ganz der Todten hingegeben hätteſt. Das iſt Frevel, Franz! Die Stadt draußen iſt in Noth und Schrecken um ihre Söhne und Töchter, und du, der ſonſt der Helfer war, ſperrſt dich ab in deinem Hauſe und läßt von deinem eigenen Gram dich freſſen!‘

So fuhr er eine Weile fort; aber ſeine Reden gingen über mich weg; was er ſprach, klang mir wie Unſinn, ‚Blech‘, wie wir zu ſagen pflegten. Freilich, wer immer zu mir hätte reden mögen — es wär wohl ebenſo geweſen; denn ich hatte das Verhältniß zu den Menſchen verloren; mein Innerſtes war eine

Welt für ſich. — Als ich endlich ſagte, daß ich mit meinem Aſſiſtenten am Nachmittage eine Conferenz gehalten, daß wir in dieſer über die Behandlung der neuen Krankheit uns vereinbart hätten, wurde er ganz beruhigt. „Und nun komm mit zu uns,“ ſagte er, indem er ſeine Uhr zog, „zu meiner Frau und zu unſerer Theeſtunde; da wirſt du morgen friſcher in die Praxis gehen!“

Mit ſeinen herzlichen Worten überwand er allmählich meinen Widerſtand; ich folgte ihm mechaniſch; als wir aber in das Haus traten, durchſchütterte mich der Klang der Thürglocke, ich hätte faſt geſagt, als läute das Armenſünderglöcklein über mir; es war zum erſten Male, daß ich ſeit Elſis Sterben ihren Klang vernahm.

Wir gingen in die helle warme Stube, und ich hörte deutlich die Theemaſchine ſauſen. „Gottlob, daß wir Sie endlich wiederhaben!“ ſagte Frau Käthe, herzlich mir entgegenkommend, und drückte meine Hand.

Ich nickte: „Ja, liebe Freundin, wir drei ſind wiederum zuſammen.“

„O nein,“ erwiderte die gute Frau, „ſo dürfen Sie nicht ſprechen — die dieſe Zahl ſo lieblich einſt durch ſich vermehrte, ſie iſt noch mitten unter uns; ſie war keine, die ſo leicht verſchwindet.“

Ich ſetzte mich ſtumm auf meinen alten Sophaplatz; aber es war jetzt trübe auch im Haus der Freunde; die Worte, die ſie über Elſi ſprachen, auch die tiefempfundenſten, und gerade die am meiſten, ſie quälten mich; ich kam mir herzlos und undankbar vor; aber ich konnte nichts darauf erwidern.

⁂

Am anderen Tage war ich zum erſten Male wieder in der Praxis und kaſſirte die entſetzlichen Beileidsreden meiner Patienten ein, von denen einige mich dazu mißtrauiſch von der Seite anſahen, ob ich denn noch ihnen würde helfen können. Der neuen Krankheit traten wir mit Glück gegenüber, wenigſtens ſo unerwartet ſchnell, wie ſie gekommen, ſo raſch war die Epidemie nach einiger Zeit verſchwunden.

— — Ich ſagte dir ſchon, wenn wieder der Herbſt kommt, ſind es drei Jahre ſeit Elſis Tod. Ich habe aus dieſem Zeitraum nur noch eines mitzutheilen; das Uebrige ging ſo hin, ich that, was ich mußte oder auch nicht laſſen konnte, aber ohne Antheil oder wiſſenſchaftlichen Eifer. Mein Ruf als Arzt, wie ich mit Erſtaunen wahrnahm, war noch im Steigen.

Alſo vernimm noch dieſes Eine; dann werden wir da ſein, wo wir uns heut befinden.“

„Sprich nur!“ ſagte ich, „ich kann jetzt Alles hören.“

„Nein, Hans,“ erwiderte er, „es iſt doch anders, als du denkſt! — — Es mag vor reichlich einem Vierteljahr geweſen ſein, als ich zu einer mir nur dem Namen nach bekannten Frau Etatsräthin Roden gerufen wurde; die Magd, die das beſtellte, hatte hinzugefügt, gebeten werde, daß ich ſelber komme.

Da ich annahm, daß der Fall von einiger Bedeutung ſei, ging ich kurz danach in das Haus, welches die verwittwete Dame allein mit einer Tochter bewohnte. Ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren kam mir bei meinem Eintritt entgegen; friſch, aufrecht, ein Bild der Geſundheit. ‚Fräulein Roden?‘ frug ich aufs Gerathewohl; und ſie nickte: ‚Hilda Roden!‘ fügte ſie hinzu.

Dann ſtellte ich mich als Doctor Jebe vor.

‚O, wie gut von Ihnen,‘ rief ſie, ‚daß Sie ſelber kommen!‘

„Glaubten Sie das nicht?“

„Ich wußte nicht, wie Sie es damit halten,“ ſprach ſie; „aber nun freue ich mich; wir Frauen dürfen nicht zu viel verlangen!“

— „Sind Sie ſo überaus beſcheiden?“ frug ich und blickte das hübſche Mädchen mit etwas feſteren Augen an.

Ein leichtes Roth überzog ſecundenlang ihr Antlitz; ſie ſchloß ihre weißen Zähne auf einander und ſchüttelte ſo lebhaft den Kopf, daß der dunkle Zopf, der ihr im Nacken hing, zu beiden Seiten flog; und dabei zuckte aus den braunen Augen, die je zur Seite des feinen Stumpfnäschens ſaßen, ein faſt übermüthiges Leuchten. Doch war das nur für einen Augenblick. „O nein,“ ſagte ſie plötzlich ernſt; „ich wünſchte nur ſo lebhaft, daß Sie ſelber kämen, und zitterte doch, Sie würden es nicht thun; denn meine Mutter, ich fürchte, ſie iſt recht krank, und ſie mußte doch den beſten Arzt haben!“

„Vertrauen Sie dieſem Arzte nicht zu ſehr!“ erwiderte ich.

„O doch!“ Und damit war ſie fort; aber nach kurzer Weile, während ich, in meine Theilnahmloſigkeit zurückgefallen, das Muſter der Tapete ſtudirt hatte, ſah ſchon ihr junges Antlitz wieder durch die geöffnete Thür des anliegenden Zimmers. „Meine Mutter läßt bitten!“ ſprach ſie.

Dann ſtand ich am Krankenbett. „Mein gutes Kind,“ ſagte die noch faſt jugendliche Dame, die den Kopf aus ihren Kiſſen hob, „hat Sie ſelber herbemüht; doch hoffe ich, Sie werden das Uebel kleiner finden als die Sorge meiner Tochter.“

Ich begann dann mein Examen, beſchäftigte mich näher mit der Kranken und fand am Ende, daß ich dasſelbe Leiden wie bei Elſi vor mir hatte. Und gerade hier ſollte ich es ſelber ſein! — Eine Finſterniß ſchien über mich zu fallen, und wirre Gedanken, wie ich mich losmachen und ferner dennoch meinen Aſſiſtenten ſchicken könne, kreuzten durch meinen Kopf; als ich dann aber in die erſchreckten Augen der Tochter ſah, die unbemerkt mir näher getreten war, wurde plötzlich Alles anders: ich allein, ſagte ich mir, ſei der Arzt für dieſen Fall, und mein Gehirn war nach langer Zeit zum erſten Male im ſelben Augenblicke ſchon beſchäftigt, ſich die Art der verzweifelten Cur zurecht zu legen. Ob die Hülfloſigkeit der Kindesliebe oder ob Anmuth und Jugend dieſe Sinnesänderung bewirkten, ich weiß es nicht.

Als ich mit dem jungen Mädchen wieder in das Wohnzimmer getreten war, ſah ich ihre Erregung an dem Zittern ihrer Lippen. ‚Darf ich Sie fragen,‘ ſagte ſie ſtammelnd — ‚Ihre Augen wurden vorhin mit einem Male ſo finſter — ſteht es ſo ſchlimm mit meiner Mutter?‘

Ich beſann mich einen Augenblick: ‚Es iſt eben eine ernſte Krankheit,‘ entgegnete ich; ‚aber was Sie in meinem Antlitz etwa geleſen haben, war nur ein Widerſchein aus der eigenen Vergangenheit.‘

Sie ſchien verwirrt zu werden: ‚Verzeihen Sie mir,‘ ſagte ſie, und ein flüchtiger Blick ihrer Augen traf in die meinen, ‚daß ich aufs Neue daran gerührt habe; man denkt bei dem Arzt nur zu ſelten daran, daß er auch ſelber leiden könne.‘

Mir war, als flöſſe aus dieſen einfachen Worten ein Strom von Mitleid zu mir herüber; ſo warm war ihre Stimme.

Ich ging unter dem Verſprechen, mich am anderen Vormittag zeitig wieder einzuſtellen; halb in erneutem Weh, doch auch, als hauche mir ein milder

Weſt ins Antlitz. Nicht ohne Scheu holte ich, zu Hauſe angekommen, das erwähnte Heft aus meiner Schublade und ſtudirte den Artikel meines einſtigen Lehrers. Das von dem Verfaſſer angewandte Verfahren beſtand in einer Operation, die im Falle des Gelingens — das war einleuchtend — eine vollſtändige Heilung, aber widrigenfalls und, wie ich fürchtete, ebenſo oft einen ſchnellen Tod würde bringen können; denn freilich, das erkrankte Organ mußte mit dem Meſſer völlig entfernt werden. Doch wie es immer ſein mochte, ich durfte nicht zurückſtehen! Der Tod — ich konnte nicht zweifeln — war ohne dieſe furchtbare Cur auch hier gewiß; auf der anderen Seite aber ſtand das Leben, und nur eine gütige Abſicht der Natur wurde vernichtet, auf die es hier ſchon nicht mehr ankam. Das noch kräftige Alter meiner Patientin und ihre ſonſt günſtige Organiſation ermuthigten mich noch mehr. Ich war entſchloſſen, gleich am anderen Vormittage der Kranken dieſen ſchweren und mir noch zweifelhaften Schritt zur Rettung vorzuſchlagen.

Doch bevor ich dazu kam, am Morgen in der erſten Frühe ſchon, wurde ich zu der Etatsräthin gerufen. Ich fand die Tochter allein bei ihr; blaß, aber hoch aufgerichtet hielt ſie die Mutter in ihren Armen; ſo hatte Elſi dereinſt an meiner Bruſt gelegen. „Der Anfall iſt vorüber,“ ſagte das Mädchen, indem ſie die Kranke ſanft auf ihre Kiſſen legte, um mir den Platz am Bette zu überlaſſen.

Sie hatte recht, und die Schmerzen mußten ſtark geweſen ſein. „Aber wo iſt Ihre Wärterin?“ frug ich.

Ein Zucken flog um den Mund des Mädchens: „Ich denk, ſie hat im erſten Schreck die Flucht ergriffen,“ ſagte ſie; „ſie wollte, ich weiß nicht was, aus ihrer Wohnung holen; aber ſie wird nicht wiederkommen.“

— „Und da ſind Sie allein geblieben?“

„Ich blieb allein bei meiner Mutter; ich werde es auch ſpäterhin ſchon können!“

Aber die Kranke hob ſich auf in ihrem Bette: „Hör, Hilda,“ ſagte ſie mit ſchwerer Stimme, „ich will, wenn ich geſund werde — und Gott und unſer Doctor werden dazu helfen —, nicht gleich ein krankes Kind zu pflegen haben; helfen Sie mir, Herr Doctor; ich kenne den Eigenſinn der Liebe in dieſem jungen Kopfe.“

Ich beruhigte die Frau und verſprach, dieſer Liebe zum Trotz eine feſtere Wärterin zu beſorgen; aber nur mit Mühe wurde der Opfermuth der Tochter beſiegt. Ich verließ die Kranke für jetzt, mit dem Verſprechen, am Nachmittage wieder nachzuſehen, und war mit der Tochter dann allein im Wohnzimmer. ‚Fräulein Hilda,‘ ſagte ich; ‚ich weiß jetzt, Sie ſind ſtark; ich kann es Ihnen ſchon jetzt ſagen, mit Ihrer Mutter werde ich heute Nachmittag reden, wenn ſie von ihrer ſchlimmen Nacht ſich etwas erholt hat —‘

Sie unterbrach mich und ſah mich mit ihren großen Augen faſt zornig an. ‚Was iſt?‘ rief ſie, ‚um Gottes willen, was haben Sie vor?“

‚Sie müſſen ruhig ſein, Sie müſſen mir helfen, Fräulein Hilda,‘ ſagte ich; ‚ſo ſchwer es ſein mag, ich weiß, Sie können es.‘ Und dann eröffnete ich ihr, welches Leid, welche Gefahr, doch auch welche Hoffnung für ihre Mutter da ſei.

Sie ſtand athemlos, mit zitternden Lippen vor mir. Als ich ausgeſprochen hatte, ſtürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen. ‚Muß es denn ſein?‘ frug ſie noch.

‚Es muß,‘ erwiderte ich.

Dann fühlte ich einen kräftigen Druck ihrer Hand in der meinen. „Ich vertraue Ihnen,‘ ſagte das Mädchen; ‚Sie ſind ſo gut; ich will auch nicht wieder weinen — ach, hilf uns, lieber Gott!‘

„Ja, Hilda,‘ erwiderte ich, ‚möge er uns helfen; aber wir ſelber ſtehen doch in erſter Reihe.‘

Sie ließ ihre Augen auf mir ruhen: „Kommen Sie nur heut Nachmittag,‘ ſagte ſie, ‚ich werde, was ich kann, für meine Mutter thun.‘

— — Als ich dann wiederkehrte, fand ich die neue Wärterin ſchon dort; Hilda ſaß am Bette ihrer Mutter; ſie ſchienen bei meinem Eintritt von ernſter und inniger Unterhaltung abzubrechen. Meine Kranke war ſichtlich von einer neuen Erregung ergriffen; aber ſie reichte mir ihre heiße Hand, und ich fühlte einen leiſen Druck und ſah ein ſchmerzliches Lächeln um ihren noch immer ſchönen Mund.

‚Ich bin durch Hilda ſchon von Allem unterrichtet,‘ ſagte ſie, ‚und bereit, mich dem, was Sie für nöthig achten, zu unterwerfen. Wenn hier der Tod iſt und dort das Leben ſein kann, ſo muß ich für mein Kind das Leben ſuchen, ſo ſchwer es zu erreichen ſein mag.‘

Die Tochter hatte ihren Arm um die Mutter geſchlungen und drückte ihr braunes Köpfchen, wie um es zu verbergen, gegen deren Nacken; nur ich mochte es geſehen haben, daß ein paar große Thränen ihr wie widerwillig aus den Augen ſprangen.

Aber ich mußte ihr dankbar ſein, ſie hatte mir die ſchwere Eröffnung abgenommen, und meine Kranke hatte ich gefaßt gefunden. Ich will es kurz machen, Hans — die furchtbare Operation ging einige Tage ſpäter nach ſorgfältigſter Vorbereitung, unter Zuziehung meines Aſſiſtenten und eines beſonders geſchickten jüngeren Arztes aus einer Nachbarſtadt, nach den Geſetzen unſerer Wiſſenſchaft vorüber; Hilda — das hatte ich ausbedungen — durfte nicht zugegen ſein; aber in Allem, was ſie außerdem zu leiſten hatte, war ſie, wenn auch todtenblaß, das feſte zuverläſſige Mädchen, worauf ich gerechnet hatte.

Und ſo blieb es; unter ihrer zugleich liebevollen und ſtrengen Pflege ging die Heilung wider mein Erwarten und — trotz des furchtbaren Vergleiches — ich kann dennoch ſagen: zu meiner Freude, raſch von Statten, ſo daß mir bald die Ausſicht auf Geneſung ſicher wurde und, bei dem rechtzeitigen Eingreifen, auch die Furcht vor einem Rückfall immer mehr zurücktrat. Von der Wärterin erfuhr ich freilich, daß Fräulein Hilda zwar noch ihre Schlafkammer oben im Hauſe habe, aber gegen die Nacht, wenn das Befinden der Mutter ihr das geringſte Bedenken errege, von dem Stuhl an deren Bett nicht fortzubringen ſei; die unruhigen Augen nach der Kranken, verbringe ſie dort die Nacht in halbem Schlummer, und erſt bei Anbruch des Morgens ſchleiche ſie fröſtelnd für ein Stündchen nach der eigenen Kammer.

Ich ſah wohl, daß das Mädchen bleicher wurde, je mehr die Mutter ſich erholte; und ſo eines Tages, als ſie mich wieder aus dem Krankenzimmer geleitet hatte, faßte ich ihre Hand, und während ihre ſchönen verwachten Augen zu mir aufſahen, ſprach ich und war ſelbſt nicht ohne tiefere Bewegung: ‚Von heut an, Fräulein Hilda, ſollen Sie ruhig in Ihrem Bette ſchlafen; ich ſtehe Ihnen dafür, Ihre Mutter iſt gerettet.‘

Wie durch ein Wunder erhellte ſich bei dieſen Worten ihr junges Antlitz; in Wahrheit, ſie war plötzlich wunderſchön geworden. ‚Gerettet?‘ frug ſie noch halb im Zagen; ‚o Gott, gerettet!‘ — Dann noch ein paar tiefe Athemzüge, und ein entzückendes

Lachen, als ob's die Bruſt nicht bergen könne, brach aus ihren Lippen. ‚Gerettet!‘ wiederholte ſie noch einmal. ‚O, Doctor, mir iſt, als trüg ich plötzlich einen Roſenkranz! Aber Sie‘ — und ihre Augen ſahen mich wie heftig flehend an — ‚gleich einer Trauerkunde haben Sie die Himmelsbotſchaft mir verkündet! Und Sie haben mir das Leben — o, verſtehen Sie es doch! das Leben meiner Mutter haben Sie gerettet!‘

Ich glaube faſt, ſie wollte mir zu Füßen ſinken; aber ich faßte ihre Hand: ‚Laſſen Sie das, Hilda!‘ ſagte ich; ‚es hat wohl Jeder ſein eigenes Geſchick, und was an Freude einmal hinzukommt, nimmt deſſen Farbe an!‘

‚Ja, ja, ich weiß,‘ erwiderte ſie, plötzlich ſtill werdend, ‚Sie haben Ihre Frau ſo ſehr geliebt, und haben ſie verloren.‘

‚Es war die Krankheit Ihrer Mutter,‘ fügte ich hinzu; ‚ich vermochte ſie nicht zu retten‘ — — nur zu tödten! hätte ich faſt hinzugeſetzt; denn mich überkam ein faſt unabweisbarer Drang, dieſem jungen Weſen meine Seele preiszugeben; ihr Alles, was mich zu Boden drückte, bloßzulegen, ſo wie ich es heute vor dir gethan habe. — Aber ich bezwang mich; ſie hätte darunter zuſammenbrechen müſſen.

Die Augen voll Thränen, mir beide Hände hingegeben, ſtand ſie vor mir. ‚Es thut mir ſo leid, daß Sie nicht froh ſein können,‘ ſtammelte ſie endlich.

Ich ſchüttelte den Kopf: ‚Ich danke Ihnen, Hilda!‘ ſagte ich; dann ging ich fort. Ich habe ſie ſeitdem nicht wiedergeſehen.

— — Am Abend ſaß ich bei den Freunden Lenthes, und, wie ſo oft, wandte ſich das Geſpräch darauf, wie meinem unverhehlbar trüben Zuſtand wieder aufzuhelfen ſei. ‚Täuſche dich nicht, Franz,‘ ſagte der Freund, ‚als ob die Begier nach Leben in dir erloſchen wäre; du mußt trotz alledem wieder heirathen und dein Haus aufs Neue bauen!‘

‚Ich bin zu alt geworden, Wilm,‘ erwiderte ich abwehrend.

— ‚Ei was! Du haſt nur deine Jugend mit Kirchhofsraſen zugedeckt; wenn du ein Weib haſt, tragt ihr ſie mit einander wieder ab!‘

‚Am Ende,‘ ſagte ich wie ſcherzend, ‚habt ihr meine Künftige ſchon hinter einem Vorhang? Wer ſollte mich denn heirathen?‘

Frau Käthe ſah mich halb ſchelmiſch, halb zaghaft an. „Hilda Roden?“ frug ſie leiſe. ‚Oder hab ich fehl gerathen?‘

Es durchfuhr mich doch. ‚Was wiſſen Sie von Hilda Roden?‘ rief ich.

‚O,‘ erwiderte ſie ſchon muthiger, ‚ich weiß von ihr; Sie würden keinen Korb bekommen; und ſie iſt gut, die Hilda!‘

Und Lenthe nickte dazu: ‚Ueberhör nicht, was die weiſe Frau dir räth!‘ ſagte er lächelnd.

Ich aber dachte: Jetzt wird es Zeit zu gehen! — Laut ſagte ich: ‚Ich überhör es nicht und will thun, was danach geſchehen muß. Jetzt aber — reden wir von anderen Dingen!‘

⁂

Bereits am anderen Tage ſandte ich meinen Aſſiſtenten zur Etatsräthin, bei der übrigens ein täglicher Beſuch ſchon kaum mehr nöthig war. Die junge hübſche Dame, meinte bei ſeiner Rückkunft der junge Mann, habe bei ſeinem Eintritt ihn ſo erſchrocken angeſehen, daß er ſchier darüber außer Faſſung gekommen wäre. Ich will dir nicht verhehlen, Hans, daß bei dieſen Worten ſich mein Herz zuſammenzog. Gleichwohl, nach drei weiteren Tagen, nachdem ich mein Haus beſtellt hatte, nahm ich Abſchied von den Freunden, die, da ich mit einer Hochzeit nichts zu thun haben wollte, auch mit dieſer Badereiſe zufrieden waren, auf die ſie, Gott weiß, welche Hoffnung ſetzten. — Und ſo, mein alter, mein ältеſter Freund,“ ſchloß er, mir ſeine Hand hinüberreichend, „ſitze ich denn hier bei dir wie einſt vor manchen Jahren; es iſt mir wie ein Ring, der ſich geſchloſſen hat.“

Er hatte eine Weile geſchwiegen; den Kopf geneigt, daß meine Augen auf ſein ergrauendes Haar ſahen, ſo ſaß er vor mir; dann begann er noch einmal, ohne aufzublicken: „Daß ich meiner Elſi den Tod gegeben, während ich nach dieſer neuen Vorſchrift vielleicht ihr Leben hätte erhalten können, das liegt nicht mehr auf mir; es iſt ein Schwereres, an dem ich trage — ſo mühſelig, daß ich, wäre es möglich, an den Rand der Erde laufen würde, um es in den leeren Himmelsraum hinabzuwerfen. Laß es dir ſagen, Hans, es giebt etwas, von dem nur wenige Aerzte wiſſen; auch ich wußte nicht davon, obgleich ihr mich zum Arzt geboren glaubtet, bis ich daran zum Verbrecher wurde.“

Er athmete tief auf. „Das iſt die Heiligkeit des Lebens,“ ſprach er. „Das Leben iſt die Flamme, die über Allem leuchtet, in der die Welt erſteht und untergeht; nach dem Myſterium ſoll kein Menſch, kein Mann der Wiſſenſchaft ſeine Hand ausſtrecken, wenn er's nur thut im Dienſt des Todes; denn ſie wird ruchlos gleich der des Mörders!“

Ich ergriff ſeine Hand: „Schmähe dich nicht ſelber, Franz! Du haſt auch ſo genug zu tragen!“

„Du haſt recht,“ ſagte er aufſtehend; „es taugt auch nicht davon zu reden; nur die eine Frage iſt zurück: Was nun?“ Er war aufgeſtanden und ging im Zimmer hin und wieder.

„Die Lenthes,“ ſagte ich, „haben dir ein derbes Mittel angerathen!“

„Für einen Unſchuldigen,“ erwiderte er, „vielleicht nicht unrecht; und doch“ — er war ſtehen geblieben — „pfui, pfui! Dies edle Geſchöpf zum Mittel einer Heilung zu erniedrigen, es würde nur ein neues Verbrechen ſein!“

Ich blickte aus dem Banne dieſer furchtbaren Erzählung in dem Zimmer umher: von dem engen Hofe fiel ſchon die Dämmerung herein; es regnete draußen. „Laß uns ein Weiteres auf morgen ſparen," ſagte ich; „das Ungeheure, das ich gehört habe, verwirrt mich noch; ich komme morgen ſchon in der Frühe zu dir!"

Er nickte und reichte mir die Hand. „Thu das, Hans; und ſchlafe geſund, wenn dein treues Herz dich ſchlafen läßt!"

— — Ich ging und fand im Hotel meine alte Verwandte ungeduldig meiner harrend. „Wo bleibſt du, Hans? Ich ſitze hier ſchon ſtundenlang, die Hände im Schoß; und der Thee iſt längſt bitter!"

Meine Entſchuldigung, daß ich einen alten Freund, mit hartem Schickſal beladen, wiedergefunden, wollte kaum verſchlagen; ob aber der Thee bitter war, habe ich damals nicht geſchmeckt.

* * *

Nach einer freilich meiſt ſchlafloſen und in vergeblichem Sinnen verbrachten Nacht machte ich mich — es war doch ſchon gegen ſieben Uhr geworden — zu meinem Freunde auf den Weg. Als ich in das Haus trat, ſah ich, daß deſſen Zimmerthür weit offen ſtand, und eine alte Magd ſchien drinnen aufzuräumen, als ob dort kein Bewohner mehr vorhanden ſei; ſelbſt die Fenſter nach dem Hofe waren aufgeſperrt.

„Iſt denn der Herr Doctor ſchon ausgegangen?“ frug ich näher tretend.

Aber das Frauenzimmer ſchlug mit geſpreizter Hand einen Halbkreis durch die Luft: „Fortgefahren iſt er, ſchon um vier Uhr; er kommt nit wieder!“

In meiner Beſtürzung ſah ich, wie einen Anhalt ſuchend, durch das Fenſter auf den Hof und gewahrte dort die Dohle noch wie geſtern auf dem Holunderbuſche hucken. Die Magd hatte ſich auf ihren Scheuerbeſen geſtemmt und ſchaute gleichfalls dahin. „Ja,“ ſagte ſie, „den ruppigen Vogel, den hat der Herr Doctor meiner Herrſchaft hier gelaſſen!“

„Hatte die denn das Thier ſo gern?“

Die Alte ſchneuzte die Naſe in ihren Schürzenzipfel; dann ſchüttelte ſie grinſend ihren Kopf: „Aber eine Hand voll Gulden hat er drauf gegeben, der Herr Doctor, und geſagt, das ſei das Koſtgeld.“

In dieſem Augenblick gewahrte ich einen Brief mit meiner Adreſſe auf einem Tiſche liegen; es war die mir noch wohlbekannte Handſchrift meines Freundes. Ich nahm ihn und ſagte: „Der Brief iſt an mich!“

Das Weib ſah mich an: „Ja, wer ſind's denn eigentlich?“

Ich nannte meinen Namen und fügte hinzu: „Habt Ihr mich nicht geſehen? Ich war doch geſtern den ganzen Nachmittag bei dem Herrn Doctor!“

„Ach ja, da wird's ſcho richtig ſein; wiſſen's, ich hätt nachher doch den Brief Ihnen ſollen bringen.“

So ging ich denn mit klopfenden Pulſen, aber wie mit einem gewonnenen Schatze in mein Hotelzimmer und las, was, wie ich jetzt glaube, Franz mir ſchon geſtern hätte ſagen können.

„Lebe wohl, mein Freund“ — ſo ſchrieb er, und es dauerte eine Weile, bevor ich weiterleſen konnte — „wir werden uns nicht wiederſehen. Daß du zur rechten Zeit mich fandeſt, daß ich zu dir das Ungeheure von der Seele ſprechen konnte, hat meinen Geiſt befreit: ich bin jetzt feſt entſchloſſen; ich gehe fort, weit fort, für immer; nach Orten, wo mehr die Unwiſſenheit als Krankheit und Seuche den Tod der Menſchen herbeiführt. Dort will ich in Demuth mit meiner Wiſſenſchaft dem Leben dienen; ob mir dann ſelber Heilung oder nur der letzte Herzſchlag bevorſteht, will ich dort erwarten. — Noch einmal lebe wohl, geliebter Freund!“

⁂

Seitdem, faſt dreißig Jahre lang, hörte ich nichts mehr von Franz Jebe; nur durch Lenthes, mit denen ich ſpäter in nähere Verbindung trat, daß ſein Aſſiſtent wirklich das Erbe ſeiner Praxis angetreten habe, wozu Franz ihm aus der Ferne noch behülflich geweſen ſei. Dann, im Herbſte 1884, gelangte ein Schreiben aus Oſtafrika an mich, deſſen Adreſſe von einer mir fremden Hand war. Als ich es geöffnet hatte, fielen zwei Briefe heraus, der eine, leicht erkennbar, von der Hand meines längſt verſchollenen Freundes, der andere von der Feder, welche die Adreſſe an mich geſchrieben hatte. Ich las dieſen letzteren zuerſt: er war nach der Unterſchrift von einem Miſſionar:

„Gruß in Chriſto Jeſu zuvor!

In der Nacht vom 16. Mai d. J. iſt hier der ſtets hülfreiche und, obwohl er den rechten Weg des

Heils verſchmähte, dennoch von der Liebe Gottes erfüllte Dr. med. Herr Franz Jebe unter meinen Gebeten zum wahren Gott-Schauen entſchlafen; in Folge einer ſchweren Seuche, von der er zwar nicht befallen worden, deren treue Bekämpfung aber den ohnehin ſchon ſchwachen Reſt ſeiner dem Dienſte der Menſchenliebe gewidmeten Kräfte aufgerieben hat.

Dieſe Nachricht an Sie, werther Herr, und die Ueberſendung ſeiner Abſchiedsworte habe ich ihm in ſeiner letzten Stunde zugeſichert.

Möge der große Gott mit unſerem Todten und auch mit Ihnen ſein!"

Dann nahm ich den Brief meines Freundes:

„Noch einmal, Hans," ſo ſchrieb er, „greife ich nach deiner Hand und hoffe, du wirſt die meine faſſen können; nur ein Wort noch, damit du von mir wiſſeſt und meiner in Frieden gedenken mögeſt!

Ich habe ehrlich ausgehalten; mitunter nicht ohne Ungeduld, ſo daß mir die Gedanken kamen: Was biſt du doch der Narr? Der Weg hinaus iſt ja ſo leicht! — Aber ich hatte damals noch die Kraft,

LIOTHECA
REGIA
ENSIS

mich abzuwenden, daß ich an mir ſelber nicht zum Frevler würde. Jetzt endlich geht die Zeit der furchtbaren Einſamkeit, in der ich hier die zweite Hälfte meines Lebens hingebracht habe, ihrem Ende zu. Die Kräfte ſinken raſch; ich wundere mich, daß ich noch lebe; zugleich aber ſehe ich vor mir das Thor zur Freiheit von anderer, ich weiß nicht, von welcher Hand geöffnet — — o, meine Elſi! möchte es die deine ſein!

Lebe wohl, Hans, mein Freund; ich fühl's, das Sterben kommt!"

— — So war ſein Leiden denn zu Ende. — Ob eine ſolche Buße nöthig, ob es die rechte war, darüber mag ein Jeder nach ſeinem Inneren urtheilen; daß mein Freund ein ernſter und ein rechter Mann geweſen iſt, daran wird Niemand zweifeln.

Der Schimmelreiter.

(1888.)

Meinem Sohn

Ernſt Storm,

Rechtsanwalt und Notar in Huſum,

zugeeignet.

Für binnenländiſche Leſer.

Schlick, der graue Thon des Meerbodens, der bei der Ebbe bloßgelegt wird.

Marſch, dem Meere abgewonnenes Land, deſſen Boden der feſtgewordene Schlick, der **Klei**, bildet.

Geeſt, das höhere Land im Gegenſatz zur Marſch.

Haf, das Meer.

Fenne, ein durch Gräben eingehegtes Stück Marſchland.

Springfluthen, die erſten nach Voll- und Neumond eintretenden Fluthen

Werfte, zum Schutze gegen Waſſergefahr aufgeworfener Erdhügel in der Marſch, worauf die Gebäude, auch wohl Dörfer liegen.

Hallig, kleine unbedeichte Inſel.

Profil, das Bild des Deiches bei einem Quer- oder Längenſchnitt.

Doſſirung (oder Böſchung), die Abfall-Linie des Deiches.

Intereſſenten, die wegen Landbeſitz bei den Deichen intereſſirt ſind.

Beſtickung, Belegung und Beſteckung mit Stroh bei friſchen Deichſtrecken.

Vorland, der Theil des Feſtlandes vor den Deichen.

Koog, ein durch Eindeichung dem Meere abgewonnener Landbezirk.

Priehl, Waſſerlauf in den Watten und Außendeichen.

Watten, von der Fluth beſpülte Schlick- und Sandſtrecken an der Nordſee.

Demath, ein Landmaß in der Marſch.

Peſel, ein für außerordentliche Gelegenheiten beſtimmtes Gemach, in den Marſchen gewöhnlich neben der Wohnſtube.

Lahnungen, Zäune von Buſchwerk, die zur beſſeren Anſchlickung vom Strande in die Watten hinausgeſteckt werden.

Was ich zu berichten beabſichtige, iſt mir vor reichlich einem halben Jahrhundert im Hauſe meiner Urgroßmutter, der alten Frau Senator Fedderſen, kund geworden, während ich, an ihrem Lehnſtuhl ſitzend, mich mit dem Leſen eines in blaue Pappe eingebundenen Zeitſchriftenheftes beſchäftigte; ich vermag mich nicht mehr zu entſinnen, ob von den „Leipziger“ oder von „Pappes Hamburger Leſefrüchten“. Noch fühl ich es gleich einem Schauer, wie dabei die linde Hand der über Achtzigjährigen mitunter liebkoſend über das Haupthaar ihres Urenkels hinglitt. Sie ſelbſt und jene Zeit ſind längſt begraben; vergebens auch habe ich ſeitdem jenen Blättern nachgeforſcht, und ich kann daher um ſo weniger weder die Wahrheit der Thatſachen verbürgen, als, wenn Jemand ſie beſtreiten wollte, dafür aufſtehen; nur ſo viel kann ich verſichern, daß ich ſie ſeit jener Zeit, obwohl ſie durch keinen äußeren Anlaß in mir aufs Neue belebt wurden, niemals aus dem Gedächtniß verloren habe.

* * *

Es war im dritten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts, an einem October-Nachmittag — ſo begann der damalige Erzähler —, als ich bei ſtarkem Unwetter auf einem nordfrieſiſchen Deich entlang ritt. Zur Linken hatte ich jetzt ſchon ſeit über einer Stunde die öde, bereits von allem Vieh geleerte Marſch, zur Rechten, und zwar in unbehaglichſter Nähe, das Wattenmeer der Nordſee; zwar ſollte man vom Deiche aus auf Halligen und Inſeln ſehen können; aber ich ſah nichts als die gelbgrauen Wellen, die unaufhörlich wie mit Wuthgebrüll an den Deich hinaufſchlugen und mitunter mich und das Pferd mit ſchmutzigem Schaum beſpritzten; dahinter wüſte Dämmerung, die Himmel und Erde nicht unterſcheiden ließ; denn auch der halbe Mond, der jetzt in der Höhe ſtand, war meiſt von treibendem Wolkendunkel überzogen. Es war eiskalt; meine verklommenen Hände konnten kaum den Zügel halten, und ich verdachte es nicht den Krähen und Möven, die ſich fortwährend krächzend und gackernd vom Sturm ins Land hineintreiben ließen. Die Nachtdämmerung hatte begonnen, und ſchon konnte ich nicht mehr mit Sicherheit die Hufe meines Pferdes erkennen; keine Menſchenſeele war mir begegnet, ich hörte nichts als das Geſchrei der Vögel, wenn ſie mich oder meine treue Stute faſt mit den langen Flügeln ſtreiften, und das Toben von Wind und Waſſer. Ich leugne nicht, ich wünſchte mich mitunter in ſicheres Quartier.

Das Wetter dauerte jetzt in den dritten Tag, und ich hatte mich ſchon über Gebühr von einem mir beſonders lieben Verwandten auf ſeinem Hofe halten laſſen, den er in einer der nördlicheren Harden beſaß. Heute aber ging es nicht länger; ich hatte Geſchäfte in der Stadt, die auch jetzt wohl noch ein paar Stunden weit nach Süden vor mir lag, und trotz aller Ueberredungskünſte des Vetters und ſeiner lieben Frau, trotz der ſchönen ſelbſtgezogenen Perinette- und Grand-Richard-Aepfel, die noch zu probiren waren, am Nachmittag war ich davongeritten. „Wart nur, bis du ans Meer kommſt,“ hatte er noch aus ſeiner Hausthür mir nachgerufen; „du kehrſt noch wieder um; dein Zimmer wird dir vorbehalten!“

Und wirklich, einen Augenblick, als eine ſchwarze Wolkenſchicht es pechfinſter um mich machte, und gleichzeitig die heulenden Böen mich ſammt meiner Stute vom Deich herabzudrängen ſuchten, fuhr es mir wohl durch den Kopf: „Sei kein Narr! Kehr um und ſetz dich zu deinen Freunden ins warme Neſt.“ Dann aber fiel's mir ein, der Weg zurück war wohl noch länger als der nach meinem Reiſeziel; und ſo trabte ich weiter, den Kragen meines Mantels um die Ohren ziehend.

Jetzt aber kam auf dem Deiche etwas gegen mich heran; ich hörte nichts; aber immer deutlicher, wenn der halbe Mond ein karges Licht herabließ, glaubte ich eine dunkle Geſtalt zu erkennen, und bald, da ſie näher kam, ſah ich es, ſie ſaß auf einem Pferde, einem hochbeinigen hageren Schimmel; ein dunkler Mantel flatterte um ihre Schultern, und im Vorbeifliegen ſahen mich zwei brennende Augen aus einem bleichen Antlitz an.

Wer war das? Was wollte der? — Und jetzt fiel mir bei, ich hatte keinen Hufſchlag, kein Keuchen des Pferdes vernommen; und Roß und Reiter waren doch hart an mir vorbeigefahren!

In Gedanken darüber ritt ich weiter; aber ich hatte nicht lange Zeit zum Denken; ſchon fuhr es von rückwärts wieder an mir vorbei; mir war, als ſtreifte mich der fliegende Mantel, und die Erſcheinung war, wie das erſte Mal, lautlos an mir vorüber geſtoben. Dann ſah ich ſie fern und ferner vor mir; dann war's, als ſäh ich plötzlich ihren Schatten an der Binnenſeite des Deiches hinuntergehen.

Etwas zögernd ritt ich hinterdrein. Als ich jene Stelle erreicht hatte, ſah ich hart am Deich im Kooge unten das Waſſer einer großen Wehle blinken — ſo nennen ſie dort die Brüche, welche von den Sturmfluthen in das Land geriſſen werden, und die dann meiſt als kleine, aber tiefgründige Teiche ſtehen bleiben.

Das Waſſer war, trotz des ſchützenden Deiches, auffallend unbewegt; der Reiter konnte es nicht getrübt haben; ich ſah nichts weiter von ihm. Aber ein Anderes ſah ich, das ich mit Freuden jetzt begrüßte: vor mir, von unten aus dem Kooge, ſchimmerten eine Menge zerſtreuter Lichtſcheine zu mir herauf; ſie ſchienen aus jenen langgeſtreckten frieſiſchen Häuſern zu kommen, die vereinzelt auf mehr oder minder hohen Werften lagen; dicht vor mir aber auf halber Höhe des Binnendeiches lag ein großes Haus derſelben Art; an der Südſeite, rechts von der Hausthür, ſah ich alle Fenſter erleuchtet; dahinter gewahrte ich Menſchen und glaubte trotz des Sturmes ſie zu hören. Mein Pferd war ſchon von ſelbſt auf den Weg am Deich hinabgeſchritten, der mich vor die Thür des Hauſes führte. Ich ſah wohl, daß es ein Wirthshaus war; denn vor den Fenſtern gewahrte ich die ſogenannten „Ricks“, das heißt auf zwei Ständern ruhende Balken mit großen eiſernen Ringen, zum Anbinden des Viehes und der Pferde, die hier Halt machten.

Ich band das meine an einen derſelben und überwies es dann dem Knechte, der mir beim Eintritt in den Flur entgegenkam. „Iſt hier Verſammlung?“ frug ich ihn, da mir jetzt deutlich ein Geräuſch von Menſchenſtimmen und Gläſerklirren aus der Stubenthür entgegendrang.

„Is wull ſo wat,“ entgegnete der Knecht auf Plattdeutſch — und ich erfuhr nachher, daß dieſes neben dem Frieſiſchen hier ſchon ſeit über hundert Jahren im Schwange geweſen ſei — „Diekgraf un

Gevollmächtigten un wecke von de annern Intereſſenten! Dat is um't böſe Water!“

Als ich eintrat, ſah ich etwa ein Dutzend Männer an einem Tiſche ſitzen, der unter den Fenſtern entlang lief; eine Punſchbowle ſtand darauf, und ein beſonders ſtattlicher Mann ſchien die Herrſchaft über ſie zu führen.

Ich grüßte und bat, mich zu ihnen ſetzen zu dürfen, was bereitwillig geſtattet wurde. „Sie halten hier die Wacht!“ ſagte ich, mich zu jenem Manne wendend; „es iſt bös Wetter draußen; die Deiche werden ihre Noth haben!“

„Gewiß,“ erwiderte er; „wir, hier an der Oſtſeite, aber glauben jetzt außer Gefahr zu ſein; nur drüben an der anderen Seite iſt's nicht ſicher; die Deiche ſind dort meiſt noch mehr nach altem Muſter; unſer Hauptdeich iſt ſchon im vorigen Jahrhundert umgelegt. — Uns iſt vorhin da draußen kalt geworden, und Ihnen,“ ſetzte er hinzu, „wird es ebenſo gegangen ſein; aber wir müſſen hier noch ein paar Stunden aushalten; wir haben ſichere Leute draußen, die uns Bericht erſtatten.“ Und ehe ich meine Beſtellung bei dem Wirthe machen konnte, war ſchon ein dampfendes Glas mir hingeſchoben.

Ich erfuhr bald, daß mein freundlicher Nachbar der Deichgraf ſei; wir waren ins Geſpräch gekommen, und ich hatte begonnen, ihm meine ſeltſame Begegnung auf dem Deiche zu erzählen. Er wurde aufmerkſam, und ich bemerkte plötzlich, daß alles Geſpräch umher verſtummt war. „Der Schimmelreiter!“ rief einer aus der Geſellſchaft, und eine Bewegung des Erſchreckens ging durch die Uebrigen.

Der Deichgraf war aufgeſtanden. „Ihr braucht nicht zu erſchrecken,“ ſprach er über den Tiſch hin; „das iſt nicht bloß für uns; anno 17 hat es auch Denen drüben gegolten; mögen ſie auf Alles vorgefaßt ſein!“

Mich wollte nachträglich ein Grauen überlaufen: „Verzeiht!“ ſprach ich, „was iſt das mit dem Schimmelreiter?“

Abſeits hinter dem Ofen, ein wenig gebückt, ſaß ein kleiner hagerer Mann in einem abgeſchabten ſchwarzen Röcklein; die eine Schulter ſchien ein wenig ausgewachſen. Er hatte mit keinem Worte an der Unterhaltung der Anderen theilgenommen; aber ſeine bei dem ſpärlichen grauen Haupthaar noch immer mit dunklen Wimpern beſäumten Augen zeigten deutlich, daß er nicht zum Schlaf hier ſitze.

Gegen dieſen ſtreckte der Deichgraf ſeine Hand: „Unſer Schulmeiſter,“ ſagte er mit erhobener Stimme, „wird von uns hier Ihnen das am beſten erzählen können; freilich nur in ſeiner Weiſe und nicht ſo richtig, wie zu Haus meine alte Wirthſchafterin Antje Vollmers es beſchaffen würde.“

„Ihr ſcherzet, Deichgraf!“ kam die etwas kränkliche Stimme des Schulmeiſters hinter dem Ofen hervor, „daß Ihr mir Euern dummen Drachen wollt zur Seite ſtellen!“

„Ja, ja, Schulmeiſter!“ erwiderte der Andere; „aber bei den Drachen ſollen derlei Geſchichten am beſten in Verwahrung ſein!“

„Freilich!“ ſagte der kleine Herr; „wir ſind hierin nicht ganz derſelben Meinung;“ und ein überlegenes Lächeln glitt über das feine Geſicht.

„Sie ſehen wohl,“ raunte der Deichgraf mir ins Ohr; „er iſt immer noch ein wenig hochmüthig; er hat in ſeiner Jugend einmal Theologie ſtudirt und iſt nur einer verfehlten Brautſchaft wegen hier in ſeiner Heimath als Schulmeiſter behangen geblieben.“

Dieſer war inzwiſchen aus ſeiner Ofenecke hervorgekommen und hatte ſich neben mir an den langen

Tiſch geſetzt. „Erzählt, erzählt nur, Schulmeiſter,“ rieſen ein paar der Jüngeren aus der Geſellſchaft.

„Nun freilich,“ ſagte der Alte, ſich zu mir wendend, „will ich gern zu Willen ſein; aber es iſt viel Aberglaube dazwiſchen, und eine Kunſt, es ohne dieſen zu erzählen.“

„Ich muß Euch bitten, den nicht auszulaſſen,“ erwiderte ich; „traut mir nur zu, daß ich ſchon ſelbſt die Spreu vom Weizen ſondern werde!“

Der Alte ſah mich mit verſtändnißvollem Lächeln an: „Nun alſo!“ ſagte er. „In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, oder vielmehr, um genauer zu beſtimmen, vor und nach derſelben, gab es hier einen Deichgrafen, der von Deich- und Sielſachen mehr verſtand, als Bauern und Hofbeſitzer ſonſt zu verſtehen pflegen; aber es reichte doch wohl kaum; denn was die ſtudirten Fachleute darüber niedergeſchrieben, davon hatte er wenig geleſen; ſein Wiſſen hatte er ſich, wenn auch von Kindesbeinen an, nur ſelber ausgeſonnen. Ihr hörtet wohl ſchon, Herr, die Frieſen rechnen gut, und habet auch wohl ſchon über unſeren Hans Mommſen von Fahretoft reden hören, der ein Bauer war und doch Bouſſolen und Seeuhren, Teleſkopen und Orgeln machen konnte. Nun, ein Stück von ſolch einem Manne war auch der Vater des nachherigen Deichgrafen geweſen; freilich wohl nur ein kleines. Er hatte ein paar Fennen, wo er Rapps und Bohnen baute, auch eine Kuh graſte, ging unterweilen im Herbſt und Frühjahr auch aufs Landmeſſen und ſaß im Winter, wenn der Nordweſt von draußen kam und an ſeinen Läden rüttelte, zu ritzen und zu prickeln, in ſeiner Stube. Der Junge ſaß meiſt dabei und ſah über ſeine Fibel oder Bibel weg dem Vater zu, wie er maß und berechnete, und grub ſich mit der Hand in ſeinen blonden Haaren. Und eines Abends frug er den Alten, warum denn das, was er eben hingeſchrieben hatte, gerade ſo ſein müſſe und nicht anders ſein könne, und ſtellte dann eine eigene Meinung darüber auf. Aber der Vater, der darauf nicht zu antworten wußte, ſchüttelte den Kopf und ſprach: ‚Das kann ich dir nicht ſagen; genug, es iſt ſo, und du ſelber irrſt dich. Willſt du mehr wiſſen, ſo ſuche morgen aus der Kiſte, die auf unſerem Boden ſteht, ein Buch; einer, der Euklid hieß, hat's geſchrieben; das wird's dir ſagen!'

— — Der Junge war Tags darauf zu Boden

gelauſen und hatte auch bald das Buch gefunden; denn viele Bücher gab es überhaupt nicht in dem Hauſe; aber der Vater lachte, als er es vor ihm auf den Tiſch legte. Es war ein holländiſcher Euklid, und Holländiſch, wenngleich es doch halb Deutſch war, verſtanden alle Beide nicht. ‚Ja, ja,‘ ſagte er, ‚das Buch iſt noch von meinem Vater, der verſtand es; iſt denn kein deutſcher da?‘

Der Junge, der von wenig Worten war, ſah den Vater ruhig an und ſagte nur: ‚Darf ich's behalten? Ein deutſcher iſt nicht da.‘

Und als der Alte nickte, wies er noch ein zweites, halbzerriſſenes Büchlein vor. ‚Auch das?‘ frug er wieder.

‚Nimm ſie alle beide!‘ ſagte Tede Haien; ‚ſie werden dir nicht viel nützen.‘

Aber das zweite Buch war eine kleine holländiſche Grammatik, und da der Winter noch lange nicht vorüber war, ſo hatte es, als endlich die Stachelbeeren in ihrem Garten wieder blühten, dem Jungen ſchon ſo weit geholfen, daß er den Euklid, welcher damals ſtark im Schwange war, faſt überall verſtand.

Es iſt mir nicht unbekannt, Herr,“ unterbrach ſich der Erzähler, „daß dieſer Umſtand auch von Hans Mommſen erzählt wird; aber vor deſſen Geburt iſt hier bei uns ſchon die Sache von Hauke Haien — ſo hieß der Knabe — berichtet worden. Ihr wiſſet auch wohl, es braucht nur einmal ein Größerer zu kommen, ſo wird ihm Alles aufgeladen, was in Ernſt oder Schimpf ſeine Vorgänger einſt mögen verübt haben.

Als der Alte ſah, daß der Junge weder für Kühe noch Schafe Sinn hatte, und kaum gewahrte, wenn die Bohnen blühten, was doch die Freude von jedem Marſchmann iſt, und weiterhin bedachte, daß die kleine Stelle wohl mit einem Bauer und einem Jungen, aber nicht mit einem Halbgelehrten und einem Knecht beſtehen könne, ingleichen, daß er auch ſelber nicht auf einen grünen Zweig gekommen ſei, ſo ſchickte er ſeinen großen Jungen an den Deich, wo er mit anderen Arbeitern von Oſtern bis Martini Erde karren mußte. ‚Das wird ihn vom Euklid curiren,' ſprach er bei ſich ſelber.

Und der Junge karrte; aber den Euklid hatte er allzeit in der Taſche, und wenn die Arbeiter ihr Frühſtück oder Vesper aßen, ſaß er auf ſeinem umgeſtülpten Schubkarren mit dem Buche in der Hand. Und wenn im Herbſt die Fluthen höher ſtiegen und manch ein Mal die Arbeit eingeſtellt werden mußte, dann ging er nicht mit den Anderen nach Haus, ſondern blieb, die Hände über die Knie gefaltet, an der abfallenden Seeſeite des Deiches ſitzen und ſah ſtundenlang zu, wie die trüben Nordſeewellen immer höher an die Grasnarbe des Deiches hinaufſchlugen; erſt wenn ihm die Füße überſpült waren, und der Schaum ihm ins Geſicht ſpritzte, rückte er ein paar Fuß höher und blieb dann wieder ſitzen. Er hörte weder das Klatſchen des Waſſers noch das Geſchrei der Möven und Strandvögel, die um oder über ihm flogen und ihn faſt mit ihren Flügeln ſtreiften, mit den ſchwarzen Augen in die ſeinen blitzend; er ſah auch nicht, wie vor ihm über die weite, wilde Waſſerwüſte ſich die Nacht ausbreitete; was er allein hier ſah, war der brandende Saum des Waſſers, der, als die Fluth ſtand, mit hartem Schlage immer wieder dieſelbe Stelle traf und vor ſeinen Augen die Grasnarbe des ſteilen Deiches auswuſch.

Nach langem Hinſtarren nickte er wohl langſam mit dem Kopfe oder zeichnete, ohne aufzuſehen, mit der Hand eine weiche Linie in die Luft, als ob er dem Deiche damit einen ſanfteren Abfall geben wollte. Wurde es ſo dunkel, daß alle Erdendinge vor ſeinen Augen verſchwanden und nur die Fluth ihm in die Ohren donnerte, dann ſtand er auf und trabte halbdurchnäßt nach Hauſe.

Als er ſo eines Abends zu ſeinem Vater in die Stube trat, der an ſeinen Meßgeräthen putzte, fuhr dieſer auf: „Was treibſt du draußen? Du hätteſt ja verſaufen können; die Waſſer beißen heute in den Deich.“

Hauke ſah ihn trotzig an.

— „Hörſt du mich nicht? Ich ſag, du hättſt verſaufen können.“

„Ja,“ ſagte Hauke; „ich bin doch nicht verſoffen!“

„Nein,“ erwiderte nach einer Weile der Alte und ſah ihm wie abweſend ins Geſicht, — „diesmal noch nicht.“

„Aber,“ ſagte Hauke wieder, „unſere Deiche ſind nichts werth!“

— „Was für was, Junge?“

„Die Deiche, ſag ich!“

— „Was ſind die Deiche?"

„Sie taugen nichts, Vater!" erwiderte Hauke.

Der Alte lachte ihm ins Geſicht. „Was denn, Junge? Du biſt wohl das Wunderkind aus Lübeck!"

Aber der Junge ließ ſich nicht irren. „Die Waſſerſeite iſt zu ſteil," ſagte er; „wenn es einmal kommt, wie es mehr als einmal ſchon gekommen iſt, ſo können wir hier auch hinterm Deich erſaufen!"

Der Alte holte ſeinen Kautabak aus der Taſche, drehte einen Schrot ab und ſchob ihn hinter die Zähne. „Und wieviel Karren haſt du heut geſchoben?" frug er ärgerlich; denn er ſah wohl, daß auch die Deicharbeit bei dem Jungen die Denkarbeit nicht hatte vertreiben können.

„Weiß nicht, Vater," ſagte dieſer; „ſo, was die Anderen machten; vielleicht ein halbes Dutzend mehr; aber — die Deiche müſſen anders werden!"

„Nun," meinte der Alte und ſtieß ein Lachen aus; „du kannſt es ja vielleicht zum Deichgraf bringen; dann mach ſie anders!"

„Ja, Vater!" erwiderte der Junge.

Der Alte ſah ihn an und ſchluckte ein paar Mal;

dann ging er aus der Thür; er wußte nicht, was er dem Jungen antworten ſollte.

* * *

Auch als zu Ende Octobers die Deicharbeit vorbei war, blieb der Gang nordwärts nach dem Hof hinaus für Hauke Haien die beſte Unterhaltung; den Allerheiligentag, um den herum die Aequinoctialſtürme zu toſen pflegen, von dem wir ſagen, daß Friesland ihn wohl beklagen mag, erwartete er wie heut die Kinder das Chriſtfeſt. Stand eine Springfluth bevor, ſo konnte man ſicher ſein, er lag trotz Sturm und Wetter weit draußen am Deiche mutterſeelenallein; und wenn die Möven gackerten, wenn die Waſſer gegen den Deich tobten und beim Zurückrollen ganze Fetzen von der Grasdecke mit ins Meer hinabriſſen, dann hätte man Haukes zorniges Lachen hören können. „Ihr könnt nichts Rechtes,“ ſchrie er in den Lärm hinaus, „ſowie die Menſchen auch nichts können!“ Und endlich, oft im Finſteren, trabte er aus der weiten Oede den Deich entlang nach Hauſe, bis ſeine aufgeſchoſſene Geſtalt die niedrige Thür unter ſeines Vaters Rohrdach erreicht hatte und darunter durch in das kleine Zimmer ſchlüpfte.

Manchmal hatte er eine Fauſt voll Kleierde mitgebracht; dann ſetzte er ſich neben den Alten, der ihn jetzt gewähren ließ, und knetete bei dem Schein der dünnen Unſchlittkerze allerlei Deichmodelle, legte ſie in ein flaches Gefäß mit Waſſer und ſuchte darin die Ausſpülung der Wellen nachzumachen, oder er nahm ſeine Schiefertafel und zeichnete darauf das Profil der Deiche nach der Seeſeite, wie es nach ſeiner Meinung ſein mußte.

Mit denen zu verkehren, die mit ihm auf der Schulbank geſeſſen hatten, fiel ihm nicht ein; auch ſchien es, als ob ihnen an dem Träumer nichts gelegen ſei. Als es wieder Winter geworden und der Froſt hereingebrochen war, wanderte er noch weiter, wohin er früher nie gekommen, auf den Deich hinaus, bis die unabſehbare eisbedeckte Fläche der Watten vor ihm lag.

Im Februar bei dauerndem Froſtwetter wurden angetriebene Leichen aufgefunden; draußen am offenen Haf auf den gefrorenen Watten hatten ſie gelegen. Ein junges Weib, die dabei geweſen war, als man ſie in das Dorf geholt hatte, ſtand redſelig vor dem alten Haien: „Glaubt nicht, daß ſie wie Menſchen ausſahen,“ rief ſie; „nein, wie die Seeteufel! So große Köpfe,“ und ſie hielt die ausgeſpreizten Hände von Weitem gegen einander, „gnidderſchwarz; und blank, wie friſch gebacken Brot! Und die Krabben hatten ſie angeknabbert; und die Kinder ſchrien laut, als ſie ſie ſahen!“

Dem alten Haien war ſo was juſt nichts Neues: „Sie haben wohl ſeit November ſchon in See getrieben!“ ſagte er gleichmüthig.

Hauke ſtand ſchweigend daneben; aber ſobald er konnte, ſchlich er ſich auf den Deich hinaus; es war nicht zu ſagen, wollte er noch nach weiteren Todten ſuchen, oder zog ihn nur das Grauen, das noch auf den jetzt verlaſſenen Stellen brüten mußte. Er lief weiter und weiter, bis er einſam in der Oede ſtand, wo nur die Winde über den Deich wehten, wo nichts war als die klagenden Stimmen der großen Vögel, die raſch vorüberſchoſſen; zu ſeiner Linken die leere weite Marſch, zur anderen Seite der unabſehbare Strand mit ſeiner jetzt vom Eiſe ſchimmernden Fläche der Watten; es war, als liege die ganze Welt in weißem Tod.

Hauke blieb oben auf dem Deiche ſtehen, und ſeine ſcharfen Augen ſchweiften weit umher; aber von Todten war nichts mehr zu ſehen; nur wo die unſichtbaren Wattſtröme ſich darunter drängten, hob und ſenkte die Eisfläche ſich in ſtromartigen Linien.

Er lief nach Hauſe; aber an einem der nächſten Abende war er wiederum da draußen. Auf jenen Stellen war jetzt das Eis geſpalten; wie Rauchwolken ſtieg es aus den Riſſen, und über das ganze Watt ſpann ſich ein Netz von Dampf und Nebel, das ſich ſeltſam mit der Dämmerung des Abends miſchte. Hauke ſah mit ſtarren Augen darauf hin; denn in dem Nebel ſchritten dunkle Geſtalten auf und ab, ſie ſchienen ihm ſo groß wie Menſchen. Würdevoll, aber mit ſeltſamen, erſchreckenden Gebärden; mit langen Naſen und Hälſen ſah er ſie fern an den rauchenden Spalten auf und ab ſpazieren; plötzlich begannen ſie wie Narren unheimlich auf und ab zu ſpringen, die großen über die kleinen und die kleinen gegen die großen; dann breiteten ſie ſich aus und verloren alle Form.

‚Was wollen die? Sind es die Geiſter der

Ertrunkenen?“ dachte Hauke. „Heide!“ ſchrie er laut in die Nacht hinaus; aber die draußen kehrten ſich nicht an ſeinen Schrei, ſondern trieben ihr wunderliches Weſen fort.

Da kamen ihm die furchtbaren norwegiſchen Seegeſpenſter in den Sinn, von denen ein alter Capitän ihm einſt erzählt hatte, die ſtatt des Angeſichts einen ſtumpfen Pull von Seegras auf dem Nacken tragen; aber er lief nicht fort, ſondern bohrte die Hacken ſeiner Stiefel feſt in den Klei des Deiches und ſah ſtarr dem poſſenhaften Unweſen zu, das in der einfallenden Dämmerung vor ſeinen Augen fortſpielte. „Seid ihr auch hier bei uns?“ ſprach er mit harter Stimme: „ihr ſollt mich nicht vertreiben!“

Erſt als die Finſterniß Alles bedeckte, ſchritt er ſteifen langſamen Schrittes heimwärts. Aber hinter ihm drein kam es wie Flügelrauſchen und hallendes Geſchrei. Er ſah nicht um; aber er ging auch nicht ſchneller und kam erſt ſpät nach Hauſe; doch niemals ſoll er ſeinem Vater oder einem Anderen davon erzählt haben. Erſt viele Jahre ſpäter hat er ſein blödes Mädchen, womit ſpäter der Herrgott ihn belaſtete, um dieſelbe Tages- und Jahreszeit mit ſich auf den Deich hinausgenommen, und dasſelbe Weſen ſoll ſich derzeit draußen auf den Watten gezeigt haben; aber er hat ihr geſagt, ſie ſolle ſich nicht fürchten, das ſeien nur die Fiſchreiher und die Krähen, die im Nebel ſo groß und fürchterlich erſchienen; die holten ſich die Fiſche aus den offenen Spalten.

Weiß Gott, Herr!“ unterbrach ſich der Schulmeiſter; „es giebt auf Erden allerlei Dinge, die ein ehrlich Chriſtenherz verwirren können; aber der Hauke war weder ein Narr noch ein Dummkopf.“

Da ich nichts erwiderte, wollte er fortfahren; aber unter den übrigen Gäſten, die bisher lautlos zugehört hatten, nur mit dichterem Tabaksqualm das niedrige Zimmer füllend, entſtand eine plötzliche Bewegung; erſt Einzelne, dann faſt Alle wandten ſich dem Fenſter zu. Draußen — man ſah es durch die unverhangenen Fenſter — trieb der Sturm die Wolken, und Licht und Dunkel jagten durcheinander; aber auch mir war es, als hätte ich den hageren Reiter auf ſeinem Schimmel vorbeiſauſen geſehen.

„Wart Er ein wenig, Schulmeiſter!“ ſagte der Deichgraf leiſe.

„Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Deichgraf!“

erwiderte der kleine Erzähler, „ich habe ihn nicht geſchmäht, und hab auch deſſen keine Urſach:“ und er ſah mit ſeinen kleinen, klugen Augen zu ihm auf.

„Ja, ja,“ meinte der Andere; „laß Er Sein Glas nur wieder füllen.“ Und nachdem das geſchehen war, und die Zuhörer, meiſt mit etwas verdutzten Geſichtern, ſich wieder zu ihm gewandt hatten, fuhr er in ſeiner Geſchichte fort:

„So für ſich, und am liebſten nur mit Wind und Waſſer und mit den Bildern der Einſamkeit verkehrend, wuchs Hauke zu einem langen, hageren Burſchen auf. Er war ſchon über ein Jahr lang eingeſegnet, da wurde es auf einmal anders mit ihm, und das kam von dem alten weißen Angorakater, welchen der alten Trien' Jans einſt ihr ſpäter verunglückter Sohn von ſeiner ſpaniſchen Seereiſe mitgebracht hatte. Trien' wohnte ein gut Stück hinaus auf dem Deiche in einer kleinen Kathe, und wenn die Alte in ihrem Hauſe herumarbeitete, ſo pflegte dieſe Unform von einem Kater vor der Hausthür zu ſitzen und in den Sommertag und nach den vorüberfliegenden Kiebitzen hinauszublinzeln. Ging Hauke vorbei, ſo mauzte der Kater ihn an, und Hauke nickte ihm zu; die Beiden wußten, was ſie miteinander hatten.

Nun aber war's einmal im Frühjahr, und Hauke lag nach ſeiner Gewohnheit oft draußen am Deich, ſchon weiter unten dem Waſſer zu, zwiſchen Strandnelken und dem duftenden Seewermuth, und ließ ſich von der ſchon kräftigen Sonne beſcheinen. Er hatte ſich Tags zuvor droben auf der Geeſt die Taſchen voll von Kieſeln geſammelt, und als in der Ebbezeit die Watten bloßgelegt waren und die kleinen grauen Strandläufer ſchreiend darüber hinhuſchten, holte er jählings einen Stein hervor und warf ihn nach den Vögeln. Er hatte das von Kindesbeinen an geübt, und meiſtens blieb einer auf dem Schlicke liegen; aber ebenſo oft war er dort auch nicht zu holen; Hauke hatte ſchon daran gedacht, den Kater mitzunehmen und als apportirenden Jagdhund zu dreſſiren. Aber es gab auch hier und dort feſte Stellen oder Sandlager; ſolchenfalls lief er hinaus und holte ſich ſeine Beute ſelbſt. Saß der Kater bei ſeiner Rückkehr noch vor der Hausthür, dann ſchrie das Thier vor nicht zu bergender Raubgier ſo lange, bis Hauke ihm einen der erbeuteten Vögel zuwarf.

Als er heute, ſeine Jacke auf der Schulter, heimging, trug er nur einen ihm noch unbekannten, aber wie mit bunter Seide und Metall gefiederten Vogel mit nach Hauſe, und der Kater mauzte wie gewöhnlich, als er ihn kommen ſah. Aber Hauke wollte ſeine Beute — es mag ein Eisvogel geweſen ſein — diesmal nicht hergeben und kehrte ſich nicht an die Gier des Thieres. „Umſchicht!“ rief er ihm zu, „heute mir, morgen dir; das hier iſt kein Katerfreſſen!“ Aber der Kater kam vorſichtigen Schrittes herangeſchlichen; Hauke ſtand und ſah ihn an, der Vogel hing an ſeiner Hand, und der Kater blieb mit erhobener Tatze ſtehen. Doch der Burſche ſchien ſeinen Katzenfreund noch nicht ſo ganz zu kennen; denn während er ihm ſeinen Rücken zugewandt hatte und eben fürbaß wollte, fühlte er mit einem Ruck die Jagdbeute ſich entriſſen, und zugleich ſchlug eine ſcharfe Kralle ihm ins Fleiſch. Ein Grimm, wie gleichfalls eines Raubthieres, flog dem jungen Menſchen ins Blut; er griff wie raſend um ſich und hatte den Räuber ſchon am Genicke gepackt. Mit der Fauſt hielt er das mächtige Thier empor und würgte es, daß die Augen ihm aus den rauhen Haaren verquollen, nicht achtend, daß die ſtarken Hintertatzen ihm den Arm zerfleiſchten. „Hoiho!‘ ſchrie er und packte ihn noch feſter; ‚wollen ſehen, wer's von uns Beiden am längſten aushält!‘

Plötzlich fielen die Hinterbeine der großen Katze ſchlaff herunter, und Hauke ging ein paar Schritte zurück und warf ſie gegen die Kathe der Alten. Da ſie ſich nicht rührte, wandte er ſich und ſetzte ſeinen Weg nach Hauſe fort.

Aber der Angorakater war das Kleinod ſeiner Herrin; er war ihr Geſelle und das Einzige, was ihr Sohn, der Matroſe, ihr hinterlaſſen hatte, nachdem er hier an der Küſte ſeinen jähen Tod gefunden hatte, da er im Sturm ſeiner Mutter beim Porrenfangen hatte helfen wollen. Hauke mochte kaum hundert Schritte weiter gethan haben, während er mit einem Tuch das Blut aus ſeinen Wunden auffing, als ſchon von der Kathe her ihm ein Geheul und Zetern in die Ohren gellte. Da wandte er ſich und ſah davor das alte Weib am Boden liegen; das greiſe Haar flog ihr im Winde um das rothe Kopftuch: „Todt!‘ rief ſie, ‚todt!‘ und erhob dräuend ihren mageren Arm gegen ihn: ‚Du ſollſt verflucht ſein! Du haſt ihn todtgeſchlagen, du nichtsnutziger Strandläufer; du warſt nicht werth, ihm ſeinen Schwanz zu bürſten!“ Sie warf ſich über das Thier und wiſchte zärtlich mit ihrer Schürze ihm das Blut fort, das noch aus Naſe und Schnauze rann; dann hob ſie aufs Neue an zu zetern.

„Biſt du bald fertig?“ rief Hauke ihr zu, „dann laß dir ſagen: ich will dir einen Kater ſchaffen, der mit Maus- und Rattenblut zufrieden iſt!“

Darauf ging er, ſcheinbar auf nichts mehr achtend, fürbaß. Aber die todte Katze mußte ihm doch im Kopfe Wirrſal machen; denn er ging, als er zu den Häuſern gekommen war, dem ſeines Vaters und auch den übrigen vorbei und eine weite Strecke noch nach Süden auf dem Deich der Stadt zu.

Inmittelſt wanderte auch Trien' Jans auf demſelben in der gleichen Richtung; ſie trug in einem alten blaucarrirten Kiſſenüberzug eine Laſt in ihren Armen, die ſie ſorgſam, als wär's ein Kind, umklammerte; ihr greiſes Haar flatterte in dem leichten Frühlingswind. „Was ſchleppt Sie da, Trina?“ frug ein Bauer, der ihr entgegenkam. „Mehr als dein Haus und Hof,“ erwiderte die Alte; dann ging ſie eifrig weiter. Als ſie dem unten liegenden Hauſe des alten Haien nahe kam, ging ſie den Akt, wie man bei uns die Trift- und Fußwege nennt, die ſchräg an der Seite des Deiches hinab- oder hinaufführen, zu den Häuſern hinunter.

Der alte Tede Haien ſtand eben vor der Thür und ſah ins Wetter: „Na, Trien'!“ ſagte er, als ſie puſtend vor ihm ſtand und ihren Krückſtock in die Erde bohrte, „was bringt Sie Neues in Ihrem Sack?“

„Erſt laß mich in die Stube, Tede Haien! dann ſoll Er's ſehen!“ und ihre Augen ſahen ihn mit ſeltſamem Funkeln an!

„So komm Sie!“ ſagte der Alte. Was gingen ihn die Augen des dummen Weibes an.

Und als Beide eingetreten waren, fuhr ſie fort: „Bring Er den alten Tabakskaſten und das Schreibzeug von dem Tiſch — — Was hat Er denn immer zu ſchreiben? — — So; und nun wiſch Er ihn ſauber ab!“

Und der Alte, der faſt neugierig wurde, that Alles, was ſie ſagte; dann nahm ſie den blauen Ueberzug bei beiden Zipfeln und ſchüttete daraus den großen Katerleichnam auf den Tiſch. „Da hat Er ihn!“ rief ſie; „Sein Hauke hat ihn todtgeſchlagen.“ Hierauf aber begann ſie ein bitterliches Weinen; ſie ſtreichelte das dicke Fell des todten Thieres, legte ihm die Tatzen zuſammen, neigte ihre lange Naſe über deſſen Kopf und raunte ihm unverſtändliche Zärtlichkeiten in die Ohren.

Tede Haien ſah dem zu. „So,“ ſagte er; „Hauke hat ihn todtgeſchlagen?“ Er wußte nicht, was er mit dem heulenden Weibe machen ſollte.

Die Alte nickte ihn grimmig an: „Ja, ja; ſo Gott, das hat er gethan!“ und ſie wiſchte ſich mit ihrer von Gicht verkrümmten Hand das Waſſer aus den Augen. „Kein Kind, kein Lebigs mehr!“ klagte ſie. „Und Er weiß es ja auch wohl, uns Alten, wenn's nach Allerheiligen kommt, frieren Abends im Bett die Beine, und ſtatt zu ſchlafen, hören wir den Nordweſt an unſeren Fenſterläden rappeln. Ich hör's nicht gern, Tede Haien, er kommt daher, wo mein Junge mir im Schlick verſank.“

Tede Haien nickte, und die Alte ſtreichelte das Fell ihres todten Katers: „Der aber,“ begann ſie wieder, „wenn ich Winters am Spinnrad ſaß, dann ſaß er bei mir und ſpann auch und ſah mich an mit ſeinen grünen Augen! Und kroch ich, wenn's mir kalt wurde, in mein Bett — es dauerte nicht lang, ſo ſprang er zu mir und legte ſich auf meine frierenden Beine, und wir ſchliefen ſo warm mitſammen, als hätte ich noch meinen jungen Schatz im Bett!“ Die Alte, als ſuche ſie bei dieſer Erinnerung nach Zuſtimmung, ſah den neben ihr am Tiſche ſtehenden Alten mit ihren funkelnden Augen an.

Tede Haien aber ſagte bedächtig: ‚Ich weiß Ihr einen Rath, Trien' Jans,‘ und er ging nach ſeiner Schatulle und nahm eine Silbermünze aus der Schublade — ‚Sie ſagt, daß Hauke Ihr das Thier vom Leben gebracht hat, und ich weiß, Sie lügt nicht; aber hier iſt ein Kronthaler von Chriſtian dem Vierten; damit kauf Sie ſich ein gegerbtes Lammfell für Ihre kalten Beine! Und wenn unſere Katze nächſtens Junge wirft, ſo mag Sie ſich das größte davon ausſuchen: das zuſammen thut wohl einen altersſchwachen Angorakater! Und nun nehm Sie das Vieh und bring Sie es meinethalb an den Racker in der Stadt. und halt Sie das Maul, daß es hier auf meinem ehrlichen Tiſch gelegen hat!“

Während dieſer Rede hatte das Weib ſchon nach dem Thaler gegriffen und ihn in einer kleinen Taſche geborgen, die ſie unter ihren Röcken trug; dann ſtopfte ſie den Kater wieder in das Bettbühr, wiſchte mit ihrer Schürze die Blutflecken von dem Tiſch und ſtakte zur Thür hinaus. ‚Vergiß Er mir nur den jungen Kater nicht!‘ rief ſie noch zurück.

— — Eine Weile ſpäter, als der alte Haien in dem engen Stüblein auf- und abſchritt, trat Hauke herein und warf ſeinen bunten Vogel auf den Tiſch; als er aber auf der weiß geſcheuerten Platte den noch kennbaren Blutfleck ſah, frug er, wie beiläufig: ‚Was iſt denn das?‘

Der Vater blieb ſtehen: ‚Das iſt Blut, was du haſt fließen machen!‘

Dem Jungen ſchoß es doch heiß ins Geſicht: ‚Iſt denn Trien' Jans mit ihrem Kater hier geweſen?‘

Der Alte nickte: ‚Weshalb haſt du ihr den todtgeſchlagen?‘

Hauke entblößte ſeinen blutigen Arm. ‚Deshalb,‘ ſagte er; ‚er hatte mir den Vogel fortgeriſſen!‘

Der Alte ſagte nichts hierauf; er begann eine

Zeit lang wieder auf- und abzugehen; dann blieb er vor dem Jungen ſtehen und ſah eine Weile wie abweſend auf ihn hin. ‚Das mit dem Kater hab ich rein gemacht,‘ ſagte er dann; ‚aber, ſiehſt du, Hauke, die Kathe iſt hier zu klein; zwei Herren können darauf nicht ſitzen — es iſt nun Zeit, du mußt dir einen Dienſt beſorgen!‘

‚Ja, Vater,‘ entgegnete Hauke; ‚hab dergleichen auch gedacht.‘

‚Warum?‘ frug der Alte.

— ‚Ja, man wird grimmig in ſich, wenn man's nicht an einem ordentlichen Stück Arbeit auslaſſen kann.‘

‚So?‘ ſagte der Alte, ‚und darum haſt du den Angorer todtgeſchlagen? Das könnte leicht noch ſchlimmer werden?‘

— ‚Er mag wohl recht haben, Vater; aber der Deichgraf hat ſeinen Kleinknecht fortgejagt; das könnt ich ſchon verrichten!‘

Der Alte begann wieder auf- und abzugehen und ſpritzte dabei die ſchwarze Tabaksjauche von ſich: ‚Der Deichgraf iſt ein Dummkopf, dumm wie 'ne Saatgans! Er iſt nur Deichgraf, weil ſein Vater und Großvater es geweſen ſind, und wegen ſeiner neunundzwanzig Fennen. Wenn Martini herankommt und hernach die Deich- und Sielrechnungen abgethan werden müſſen, dann füttert er den Schulmeiſter mit Gansbraten und Meth und Weizenkringeln und ſitzt dabei und nickt, wenn der mit ſeiner Feder die Zahlenreihen hinunterläuft, und ſagt: Ja, ja, Schulmeiſter, Gott vergönn's Ihm! Was kann Er rechnen? Wenn aber einmal der Schulmeiſter nicht kann oder auch nicht will, dann muß er ſelber dran und ſitzt und ſchreibt und ſtreicht wieder aus, und der große dumme Kopf wird ihm roth und heiß, und die Augen quellen wie Glaskugeln, als wollte das bißchen Verſtand da hinaus.“

Der Junge ſtand gerade auf vor dem Vater und wunderte ſich, was der reden könne; ſo hatte er's noch nicht von ihm gehört. „Ja, Gott tröſt!“ ſagte er, „dumm iſt er wohl; aber ſeine Tochter Elke, die kann rechnen!“

Der Alte ſah ihn ſcharf an. „Aboi, Hauke,“ rief er; „was weißt du von Elke Volkerts?“

— „Nichts, Vater; der Schulmeiſter hat's mir nur erzählt.“

Der Alte antwortete nicht darauf; er ſchob nur bedächtig ſeinen Tabaksknoten aus einer Backe hinter die andere.

‚Und du denkſt,' ſagte er dann, ‚du wirſt dort auch mitrechnen können.'

‚O ja, Vater, das möcht ſchon gehen,' erwiderte der Sohn, und ein ernſtes Zucken lief um ſeinen Mund.

Der Alte ſchüttelte den Kopf: ‚Nein, aber meinethalb; verſuch einmal dein Glück!'

‚Dank auch, Vater!' ſagte Hauke und ſtieg zu ſeiner Schlafſtatt auf dem Boden; hier ſetzte er ſich auf die Bettkante und ſann, weshalb ihn denn ſein Vater um Elke Volkerts angerufen habe. Er kannte ſie freilich, das ranke achtzehnjährige Mädchen mit dem bräunlichen ſchmalen Antlitz und den dunklen Brauen, die über den trotzigen Augen und der ſchmalen Naſe ineinander liefen; doch hatte er noch kaum ein Wort mit ihr geſprochen; nun, wenn er zu dem alten Tede Volkerts ging, wollte er ſie doch beſſer darauf anſehen, was es mit dem Mädchen auf ſich habe. Und gleich jetzt wollte er gehen, damit kein Anderer ihm die Stelle abjage; es war ja kaum noch

Abend. Und ſo zog er ſeine Sonntagsjacke und ſeine beſten Stiefel an und machte ſich guten Muthes auf den Weg.

— Das langgeſtreckte Haus des Deichgrafen war durch ſeine hohe Werfte, beſonders durch den höchſten Baum des Dorfes, eine gewaltige Eſche, ſchon von Weitem ſichtbar; der Großvater des jetzigen, der erſte Deichgraf des Geſchlechtes, hatte in ſeiner Jugend eine ſolche oſten der Hausthür hier geſetzt; aber die beiden erſten Anpflanzungen waren vergangen, und ſo hatte er an ſeinem Hochzeitsmorgen dieſen dritten Baum gepflanzt, welcher noch jetzt mit ſeiner immer mächtiger werdenden Blätterkrone in dem hier unabläſſigen Winde wie von alten Zeiten rauſchte.

Als nach einer Weile der lang aufgeſchoſſene Hauke die hohe Werfte hinaufſtieg, welche an den Seiten mit Rüben und Kohl bepflanzt war, ſah er droben die Tochter des Hauswirths neben der niedrigen Hausthür ſtehen. Ihr einer etwas hagerer Arm hing ſchlaff herab, die andere Hand ſchien im Rücken nach dem Eiſenring zu greifen, von denen je einer zu beiden Seiten der Thür in der Mauer war, damit, wer vor das Haus ritt, ſein Pferd daran befeſtigen könne. Die Dirne ſchien von dort ihre Augen über den Deich hinaus nach dem Meer zu haben, wo an dem ſtillen Abend die Sonne eben in das Waſſer hinabſank und zugleich das bräunliche Mädchen mit ihrem letzten Schein vergoldete.

Hauke ſtieg etwas langſamer an der Werfte hinan und dachte bei ſich: ‚So iſt ſie nicht ſo döſig!‘ dann war er oben. ‚Guten Abend auch!‘ ſagte er zu ihr tretend; ‚wonach guckſt du denn mit deinen großen Augen, Jungfer Elke?‘

‚Nach dem,‘ erwiderte ſie, ‚was hier alle Abend vor ſich geht; aber hier nicht alle Abend juſt zu ſehen iſt.‘ Sie ließ den Ring aus der Hand fallen, daß er klingend gegen die Mauer ſchlug. ‚Was willſt du, Hauke Haien?‘ frug ſie.

‚Was dir hoffentlich nicht zuwider iſt,‘ ſagte er. ‚Dein Vater hat ſeinen Kleinknecht fortgejagt, da dachte ich bei euch in Dienſt.‘

Sie ließ ihre Blicke an ihm herunterlaufen: ‚Du biſt noch ſo was ſchlanterig, Hauke!‘ ſagte ſie; ‚aber uns dienen zwei feſte Augen beſſer als zwei feſte Arme!‘ Sie ſah ihn dabei faſt düſter an; aber

Hauke hielt ihr tapfer Stand. ‚So komm,' fuhr ſie fort; ‚der Wirth iſt in der Stube, laß uns hineingehen!'

* * *

Am anderen Tage trat Tede Haien mit ſeinem Sohne in das geräumige Zimmer des Deichgrafen; die Wände waren mit glaſurten Kacheln bekleidet, auf denen hier ein Schiff mit vollen Segeln oder ein Angler an einem Uferplatz, dort ein Rind, das kauend vor einem Bauernhauſe lag, den Beſchauer vergnügen konnte; unterbrochen war dieſe dauerhafte Tapete durch ein mächtiges Wandbett mit jetzt zugeſchobenen Thüren und einen Wandſchrank, der durch ſeine beiden Glasthüren allerlei Porzellan- und Silbergeſchirr erblicken ließ; neben der Thür zum anſtoßenden Peſel war hinter einer Glasſcheibe eine holländiſche Schlaguhr in die Wand gelaſſen.

Der ſtarke, etwas ſchlagflüſſige Hauswirth ſaß am Ende des blankgeſcheuerten Tiſches im Lehnſtuhl auf ſeinem bunten Wollenpolſter. Er hatte ſeine Hände über dem Bauch gefaltet und ſtarrte aus ſeinen runden Augen befriedigt auf das Gerippe einer fetten Ente; Gabel und Meſſer ruhten vor ihm auf dem Teller.

‚Guten Tag, Deichgraf!' ſagte Haien, und der Angeredete drehte langſam Kopf und Augen zu ihm hin.

‚Ihr ſeid es, Tede?' entgegnete er, und der Stimme war die verzehrte fette Ente anzuhören, ‚ſetzt Euch; es iſt ein gut Stück von Euch zu mir herüber!'

‚Ich komme, Deichgraf,' ſagte Tede Haien, indem er ſich auf die an der Wand entlang laufende Bank dem Anderen im Winkel gegenüberſetzte. ‚Ihr habt Verdruß mit Euerem Kleinknecht gehabt und ſeid mit meinem Jungen einig geworden, ihn an deſſen Stelle zu ſetzen!'

Der Deichgraf nickte: ‚Ja, ja, Tede; aber — was meint Ihr mit Verdruß? Wir Marſchleute haben, Gott tröſt uns, was dagegen einzunehmen!' und er nahm das vor ihm liegende Meſſer und klopfte wie liebkoſend auf das Gerippe der armen Ente. ‚Das war mein Leibvogel,' ſetzte er behaglich lachend hinzu; ‚ſie fraß mir aus der Hand!'

‚Ich dachte,' ſagte der alte Haien, das Letzte überhörend, ‚der Bengel hätte Euch Unheil im Stall gemacht.'

‚Unheil? Ja, Tede; freilich Unheil genug! Der dicke Mopsbraten hatte die Kälber nicht gebörmt; aber er lag voll getrunken auf dem Heuboden, und das Viehzeug ſchrie die ganze Nacht vor Durſt, daß ich bis Mittag nachſchlafen mußte; dabei kann die Wirthſchaft nicht beſtehen!“

„Nein, Deichgraf; aber dafür iſt keine Gefahr bei meinem Jungen.“

Hauke ſtand, die Hände in den Seitentaſchen, am Thürpfoſten, hatte den Kopf im Nacken und ſtudirte an den Fenſterrähmen ihm gegenüber.

Der Deichgraf hatte die Augen zu ihm gehoben und nickte hinüber: „Nein, nein, Tede;“ und er nickte nun auch dem Alten zu; „Euer Hauke wird mir die Nachtruh nicht verſtören; der Schulmeiſter hat's mir ſchon vordem geſagt, der ſitzt lieber vor der Rechentafel, als vor einem Glas mit Branntwein.“

Hauke hörte nicht auf dieſen Zuſpruch, denn Elke war in die Stube getreten und nahm mit ihrer leichten Hand die Reſte der Speiſen von dem Tiſch, ihn mit ihren dunklen Augen flüchtig ſtreifend. Da fielen ſeine Blicke auch auf ſie. „Bei Gott und Jeſus,“ ſprach er bei ſich ſelber, „ſie ſieht auch ſo nicht döſig aus!“

Das Mädchen war hinausgegangen: „Ihr wiſſet, Tede,“ begann der Deichgraf wieder, „unſer Herrgott hat mir einen Sohn verſagt!“

„Ja, Deichgraf; aber laßt Euch das nicht kränken,“ entgegnete der Andere, „denn im dritten Gliede ſoll der Familienverſtand ja verſchleißen; Euer Großvater, das wiſſen wir noch Alle, war Einer, der das Land geſchützt hat!“

Der Deichgraf, nach einigem Beſinnen, ſah ſchier verdutzt aus: „Wie meint Ihr das, Tede Haien?“ ſagte er, und ſetzte ſich in ſeinem Lehnſtuhl auf; „ich bin ja doch im dritten Gliede!“

„Ja ſo! Nicht für ungut, Deichgraf; es geht nur ſo die Rede!“ Und der hagere Tede Haien ſah den alten Würdenträger mit etwas boshaften Augen an.

Der aber ſprach unbekümmert: „Ihr müßt Euch von alten Weibern dergleichen Thorheit nicht aufſchwatzen laſſen, Tede Haien; Ihr kennt nur meine Tochter nicht, die rechnet mich ſelber dreimal um und um! Ich wollt nur ſagen, Euer Hauke wird außer im Felde auch hier in meiner Stube mit Feder oder Rechenſtift ſo Manches profitiren können, was ihm nicht ſchaden wird!“

„Ja, ja, Deichgraf, das wird er; da habt Ihr völlig recht!“ ſagte der alte Haien und begann dann noch einige Vergünſtigungen bei dem Miethcontract ſich auszubedingen, die Abends vorher von ſeinem Sohne nicht bedacht waren. So ſollte dieſer außer ſeinen leinenen Hemden im Herbſt auch noch acht Paar wollene Strümpfe als Zugabe ſeines Lohnes genießen; ſo wollte er ſelbſt ihn im Frühling acht Tage bei der eigenen Arbeit haben, und was dergleichen mehr war. Aber der Deichgraf war zu Allem willig; Hauke Haien ſchien ihm eben der rechte Kleinknecht.

— — „Nun, Gott tröſt dich, Junge,‘ ſagte der Alte, da ſie eben das Haus verlaſſen hatten, ‚wenn der dir die Welt klar machen ſoll!“

Aber Hauke erwiderte ruhig: „Laß Er nur, Vater; es wird ſchon Alles werden.‘

* * *

Und Hauke hatte ſo unrecht nicht gehabt; die Welt, oder was ihm die Welt bedeutete, wurde ihm klarer, je länger ſein Aufenthalt in dieſem Hauſe dauerte; vielleicht um ſo mehr, je weniger ihm eine überlegene Einſicht zu Hülfe kam, und je mehr er auf ſeine eigene Kraft angewieſen war, mit der er ſich von jeher beholfen hatte. Einer freilich war im

Hauſe, für den er nicht der Rechte zu ſein ſchien; das war der Großknecht Ole Peters, ein tüchtiger Arbeiter und ein maulfertiger Geſelle. Ihm war der träge, aber dumme und ſtämmige Kleinknecht von vorhin beſſer nach ſeinem Sinn geweſen, dem er ruhig die Tonne Hafer auf den Rücken hatte laden und den er nach Herzensluſt hatte herumſtoßen können. Dem noch ſtilleren, aber ihn geiſtig überragenden Hauke vermochte er in ſolcher Weiſe nicht beizukommen; er hatte eine gar zu eigne Art, ihn anzublicken. Trotzdem verſtand er es, Arbeiten für ihn auszuſuchen, die ſeinem noch nicht gefeſteten Körper hätten gefährlich werden können, und Hauke, wenn der Großknecht ſagte: „Da hätteſt du den dicken Niß nur ſehen ſollen; dem ging es von der Hand!“ faßte nach Kräften an und brachte es, wenn auch mit Mühſal, doch zu Ende. Ein Glück war es für ihn, daß Elke ſelbſt oder durch ihren Vater das meiſtens abzuſtellen wußte. Man mag wohl fragen, was mitunter ganz fremde Menſchen aneinander bindet; vielleicht — ſie waren beide geborene Rechner, und das Mädchen konnte ihren Kameraden in der groben Arbeit nicht verderben ſehen.

Der Zwieſpalt zwiſchen Groß- und Kleinknecht wurde auch im Winter nicht beſſer, als nach Martini die verſchiedenen Deichrechnungen zur Reviſion eingelaufen waren.

Es war an einem Maiabend; aber es war Novemberwetter; von drinnen im Hauſe hörte man draußen hinterm Deich die Brandung donnern. „He, Hauke,“ ſagte der Hausherr, „komm herein; nun magſt du weiſen, ob du rechnen kannſt!“

„Unſ’ Weerth,“ entgegnete dieſer; — denn ſo nennen hier die Leute ihre Herrſchaft — „ich ſoll aber erſt das Jungvieh füttern!“

„Elke!“ rief der Deichgraf; „wo biſt du, Elke! — Geh zu Ole, und ſag ihm, er ſollte das Jungvieh füttern; Hauke ſoll rechnen!“

Und Elke eilte in den Stall und machte dem Großknecht die Beſtellung, der eben damit beſchäftigt war, das über Tag gebrauchte Pferdegeſchirr wieder an ſeinen Platz zu hängen.

Ole Peters ſchlug mit einer Trenſe gegen den Ständer, neben dem er ſich beſchäftigte, als wolle er ſie kurz und klein haben: „Hol der Teufel den verfluchten Schreiberknecht!“

Sie hörte die Worte noch, bevor ſie die Stallthür wieder geſchloſſen hatte.

„Nun?“ frug der Alte, als ſie in die Stube trat.

„Ole wollte es ſchon beſorgen,“ ſagte die Tochter, ein wenig ſich die Lippen beißend, und ſetzte ſich Hauke gegenüber auf einen grobgeſchnitzten Holzſtuhl, wie ſie noch derzeit hier an Winterabenden im Hauſe ſelbſt gemacht wurden. Sie hatte aus einem Schubkaſten einen weißen Strumpf mit rothem Vogelmuſter genommen, an dem ſie nun weiterſtrickte; die langbeinigen Creaturen darauf mochten Reiher oder Störche bedeuten ſollen. Hauke ſaß ihr gegenüber in ſeine Rechnerei vertieft, der Deichgraf ſelbſt ruhte in ſeinem Lehnſtuhl und blinzelte ſchläfrig nach Haukes Feder; auf dem Tiſch brannten, wie immer im Deichgrafenhauſe, zwei Unſchlittkerzen, und vor den beiden in Blei gefaßten Fenſtern waren von außen die Läden vorgeſchlagen und von innen zugeſchroben; mochte der Wind nun poltern, wie er wollte. Mitunter hob Hauke ſeinen Kopf von der Arbeit und blickte einen Augenblick nach den Vogelſtrümpfen oder nach dem ſchmalen ruhigen Geſicht des Mädchens.

Da that es aus dem Lehnſtuhl plötzlich einen lauten Schnarcher, und ein Blick und ein Lächeln flog zwiſchen den beiden jungen Menſchen hin und wieder; dann folgte allmählich ein ruhigeres Athmen; man konnte wohl ein wenig plaudern; Hauke wußte nur nicht, was.

Als ſie aber das Strickzeug in die Höhe zog, und die Vögel ſich nun in ihrer ganzen Länge zeigten, flüſterte er über den Tiſch hinüber: ‚Wo haſt du das gelernt, Elke?'

‚Was gelernt?' frug das Mädchen zurück.

— ‚Das Vogelſtricken?' ſagte Hauke.

‚Das? Von Trien' Jans draußen am Deich; ſie kann allerlei; ſie war vor Zeiten einmal bei meinem Großvater hier im Dienſt.'

‚Da warſt du aber wohl noch nicht geboren?' ſagte Hauke.

‚Ich denk wohl nicht; aber ſie iſt noch oft ins Haus gekommen.'

‚Hat denn die die Vögel gern?' frug Hauke; ‚ich meint, ſie hielt es nur mit Katzen!'

Elke ſchüttelte den Kopf: ‚Sie zieht ja Enten und verkauft ſie; aber im vorigen Frühjahr, als du den Angorer todtgeſchlagen hatteſt, ſind ihr hinten im

Stall die Ratten dazwiſchen gekommen; nun will ſie ſich vorn am Hauſe einen anderen bauen.“

„So,“ ſagte Hauke und zog einen leiſen Pfiff durch die Zähne, „dazu hat ſie von der Geeſt ſich Lehm und Steine hergeſchleppt! Aber dann kommt ſie in den Binnenweg; — hat ſie denn Conceſſion?“

„Weiß ich nicht,“ meinte Elke; aber er hatte das letzte Wort ſo laut geſprochen, daß der Deichgraf aus ſeinem Schlummer auffuhr. „Was Conceſſion?“ frug er und ſah faſt wild von Einem zu der Anderen. „Was ſoll die Conceſſion?“

Als aber Hauke ihm dann die Sache vorgetragen hatte, klopfte er ihm lachend auf die Schulter: „Ei was, der Binnenweg iſt breit genug; Gott tröſt den Deichgrafen, ſollt er ſich auch noch um die Entenſtälle kümmern!“

Hauke fiel es aufs Herz, daß er die Alte mit ihren jungen Enten den Ratten ſollte preisgegeben haben, und er ließ ſich mit dem Einwand abfinden. „Aber unſ' Weerth,“ begann er wieder, „es thät wohl Dem und Jenem ein kleiner Zwicker gut, und wollet Ihr ihn nicht ſelber greifen, ſo zwicket den Gevollmächtigten, der auf die Deichordnung paſſen ſoll!“

„Wie, was ſagt der Junge?“ und der Deichgraf ſetzte ſich vollends auf, und Elke ließ ihren künſtlichen Strumpf ſinken und wandte das Ohr hinüber.

„Ja, unſ' Weerth,“ fuhr Hauke fort, „Ihr habt doch ſchon die Frühlingsſchau gehalten; aber trotzdem hat Peter Janſen auf ſeinem Stück das Unkraut auch noch heute nicht gebuſcht; im Sommer werden die Stieglitzer da wieder luſtig um die rothen Diſtelblumen ſpielen! Und dicht daneben, ich weiß nicht, wem's gehört, iſt an der Außenſeite eine ganze Wiege in dem Deich; bei ſchön Wetter liegt es immer voll von kleinen Kindern, die ſich darin wälzen; aber — Gott bewahr uns vor Hochwaſſer!“

Die Augen des alten Deichgrafen waren immer größer geworden.

„Und dann“ — ſagte Hauke wieder.

„Was dann noch, Junge?“ frug der Deichgraf; „biſt du noch nicht fertig?“ und es klang, als ſei der Rede ſeines Kleinknechts ihm ſchon zu viel geworden.

„Ja, dann, unſ' Weerth,“ ſprach Hauke weiter; „Ihr kennt die dicke Vollina, die Tochter vom Gevollmächtigten Harders, die immer ihres Vaters Pferde aus der Fenne holt, — wenn ſie nur eben mit ihren runden Waden auf der alten gelben Stute ſitzt, hü hopp? ſo geht's allemal ſchräg an der Doſſirung den Deich hinan!"

Hauke bemerkte erſt jetzt, daß Elke ihre klugen Augen auf ihn gerichtet hatte und leiſe ihren Kopf ſchüttelte.

Er ſchwieg; aber ein Fauſtſchlag, den der Alte auf den Tiſch that, dröhnte ihm in die Ohren, „da ſoll das Wetter dreinſchlagen!" rief er, und Hauke erſchrak beinahe über die Bärenſtimme, die plötzlich hier hervorbrach: „Zur Brüche! Notir mir das dicke Menſch zur Brüche, Hauke! Die Dirne hat mir im letzten Sommer drei junge Enten weggefangen! Ja, ja, notir nur," wiederholte er, als Hauke zögerte; „ich glaub ſogar, es waren vier!"

„Ei, Vater," ſagte Elke, „war's nicht die Otter, die die Enten nahm?"

„Eine große Otter!" rief der Alte ſchnaufend; „werd doch die dicke Vollina und eine Otter auseinander kennen! Nein, nein, vier Enten, Hauke — Aber was du im Uebrigen ſchwatzeſt, der Herr Oberdeichgraf und ich, nachdem wir zuſammen in meinem Hauſe hier gefrühſtückt hatten, ſind im Frühjahr an deinem Unkraut und an deiner Wiege vorbeigefahren und haben's doch nicht ſehen können. Ihr Beide aber,‘ und er nickte ein paar Mal bedeutſam gegen Hauke und ſeine Tochter, ‚danket Gott, daß ihr nicht Deichgraf ſeid! Zwei Augen hat man nur, und mit hundert ſoll man ſehen. — — Nimm nur die Rechnungen über die Beſtickungsarbeiten, Hauke, und ſieh ſie nach; die Kerls rechnen oft zu liederlich!‘

Dann lehnte er ſich wieder in ſeinen Stuhl zurück, ruckte den ſchweren Körper ein paar Mal, und überließ ſich bald dem ſorgenloſen Schlummer.

* * *

Dergleichen wiederholte ſich an manchem Abend. Hauke hatte ſcharfe Augen und unterließ es nicht, wenn ſie beiſammenſaßen, das Eine oder Andere von ſchädlichem Thun oder Unterlaſſen in Deichſachen dem Alten vor die Augen zu rücken, und da dieſer ſie nicht immer ſchließen konnte, ſo kam unverſehens ein lebhafterer Geſchäftsgang in die Verwaltung, und die, welche früher im alten Schlendrian fortgeſündigt hatten und jetzt unerwartet ihre frevlen oder faulen Finger geklopft fühlten, ſahen ſich unwillig und verwundert um, woher die Schläge denn gekommen ſeien. Und Ole, der Großknecht, ſäumte nicht, möglichſt weit die Offenbarung zu verbreiten und dadurch gegen Hauke und ſeinen Vater, der doch die Mitſchuld tragen mußte, in dieſen Kreiſen einen Widerwillen zu erregen; die Anderen aber, welche nicht getroffen waren, oder denen es um die Sache ſelbſt zu thun war, lachten und hatten ihre Freude, daß der Junge den Alten doch einmal etwas in Trab gebracht habe. „Schad nur,“ ſagten ſie, „daß der Bengel nicht den gehörigen Klei unter den Füßen hat; das gäbe ſpäter ſonſt einmal wieder einen Deichgrafen, wie vordem ſie da geweſen ſind; aber die paar Demath ſeines Alten, die thäten's denn doch nicht!“

Als im nächſten Herbſt der Herr Amtmann und Oberdeichgraf zur Schauung kam, ſah er ſich den alten Tede Volkerts von oben bis unten an, während dieſer ihn zum Frühſtück nöthigte. „Wahrhaftig, Deichgraf,“ ſagte er, „ich dacht's mir ſchon, Ihr ſeid in der That um ein Halbſtieg Jahre jünger geworden; Ihr habt mir diesmal mit all Euern Vorſchlägen warm gemacht; wenn wir mit alledem nur heute fertig werden!“

‚Wird ſchon, wird ſchon, geſtrenger Herr Oberdeichgraf,‘ erwiderte der Alte ſchmunzelnd; ‚der Gansbraten da wird ſchon die Kräfte ſtärken! Ja, Gott ſei Dank, ich bin noch allezeit friſch und munter!“ Er ſah ſich in der Stube um, ob auch nicht etwa Hauke um die Wege ſei; dann ſetzte er in würdevoller Ruhe noch hinzu: ‚So hoffe ich zu Gott, noch meines Amtes ein paar Jahre in Segen warten zu können.‘

‚Und darauf, lieber Deichgraf,‘ erwiderte ſein Vorgeſetzter ſich erhebend, ‚wollen wir dieſes Glas zuſammen trinken!“

Elke, die das Frühſtück beſtellt hatte, ging eben, während die Gläſer aneinander klangen, mit leiſem Lachen aus der Stubenthür. Dann holte ſie eine Schüſſel Abfall aus der Küche und ging durch den Stall, um es vor der Außenthür dem Federvieh vorzuwerfen. Im Stall ſtand Hauke Haien und ſteckte den Kühen, die man der argen Witterung wegen ſchon jetzt hatte heraufnehmen müſſen, mit der Furke Heu in ihre Raufen. Als er aber das Mädchen kommen ſah, ſtieß er die Furke in den Grund. ‚Nu, Elke!“ ſagte er.

Sie blieb ſtehen und nickte ihm zu: „Ja, Hauke; aber eben hätteſt du drinnen ſein müſſen!“

„Meinſt du? Warum denn, Elke?“

„Der Herr Oberdeichgraf hat den Wirth gelobt!“

— „Den Wirth? Was thut das mir?“

„Nein, ich mein, den Deichgrafen hat er gelobt!“

Ein dunkles Roth flog über das Geſicht des jungen Menſchen: „Ich weiß wohl,‘ ſagte er, ‚wohin du damit ſegeln willſt!“

„Werd nur nicht roth, Hauke; du warſt es ja doch eigentlich, den der Oberdeichgraf lobte!“

Hauke ſah ſie mit halbem Lächeln an. „Auch du doch, Elke!“ ſagte er.

Aber ſie ſchüttelte den Kopf: „Nein, Hauke; als ich allein der Helfer war, da wurden wir nicht gelobt. Ich kann ja auch nur rechnen; du aber ſiehſt draußen Alles, was der Deichgraf doch wohl ſelber ſehen ſollte; du haſt mich ausgeſtochen!“

„Ich hab das nicht gewollt, dich am mindeſten,‘ ſagte Hauke zaghaft, und er ſtieß den Kopf einer Kuh zur Seite: ‚Komm, Rothbunt, friß mir nicht die Furke auf, du ſollſt ja Alles haben!“

„Denk nur nicht, daß mir's leid thut, Hauke,‘

ſagte nach kurzem Sinnen das Mädchen; „das iſt ja Mannesſache!“

Da ſtreckte Hauke ihr den Arm entgegen: „Elke, gieb mir die Hand darauf!“

Ein tiefes Roth ſchoß unter die dunklen Brauen des Mädchens. „Warum? Ich lüg ja nicht!“ rief ſie.

Hauke wollte antworten; aber ſie war ſchon zum Stall hinaus, und er ſtand mit ſeiner Furke in der Hand und hörte nur, wie draußen die Enten und Hühner um ſie ſchnatterten und krähten.

* * *

Es war im Januar von Haukes drittem Dienſtjahr, als ein Winterfeſt gehalten werden ſollte; ‚Eisboſeln‘ nennen ſie es hier. Ein ſtändiger Froſt hatte beim Ruhen der Küſtenwinde alle Gräben zwiſchen den Fennen mit einer feſten ebenen Kryſtallfläche belegt, ſo daß die zerſchnittenen Landſtücke nun eine weite Bahn für das Werfen der kleinen mit Blei ausgegoſſenen Holzkugeln bildeten, womit das Ziel erreicht werden ſollte. Tag aus, Tag ein wehte ein leichter Nordoſt: Alles war ſchon in Ordnung; die Geeſtleute in dem zu Oſten über der Marſch belegenen Kirchdorf, die im vorigen Jahre geſiegt hatten, waren zum Wettkampf gefordert und hatten angenommen; von jeder Seite waren neun Werfer aufgeſtellt; auch der Obmann und die Kretler waren gewählt. Zu letzteren, die bei Streitfällen über einen zweifelhaften Wurf miteinander zu verhandeln hatten, wurden allezeit Leute genommen, die ihre Sache ins beſte Licht zu rücken verſtanden, am liebſten Burſchen, die außer geſundem Menſchenverſtand auch noch ein luſtig Mundwerk hatten. Dazu gehörte vor Allen Ole Peters, der Großknecht des Deichgrafen. ‚Werft nur wie die Teufel,‘ ſagte er; ‚das Schwatzen thu ich ſchon umſonſt!‘

Es war gegen Abend vor dem Feſttag; in der Nebenſtube des Kirchſpielkruges droben auf der Geeſt war eine Anzahl von den Werfern erſchienen, um über die Aufnahme einiger zuletzt noch Angemeldeten zu beſchließen. Hauke Haien war auch unter dieſen; er hatte erſt nicht wollen, obſchon er ſeiner wurfgeübten Arme ſich wohl bewußt war; aber er fürchtete durch Ole Peters, der einen Ehrenpoſten in dem Spiel bekleidete, zurückgewieſen zu werden; die Niederlage wollte er ſich ſparen. Aber Elke hatte ihm noch in der elften Stunde den Sinn gewandt: ‚Er wird's nicht wagen, Hauke,' hatte ſie geſagt; ‚er iſt ein Tagelöhnerſohn; dein Vater hat Kuh und Pferd und iſt dazu der klügſte Mann im Dorf!'

„Aber, wenn er's dennoch fertig bringt?“

Sie ſah ihn halb lächelnd aus ihren dunklen Augen an. ‚Dann,' ſagte ſie, ‚ſoll er ſich den Mund wiſchen, wenn er Abends mit ſeines Wirths Tochter zu tanzen denkt!“ — Da hatte Hauke ihr muthig zugenickt.

Nun ſtanden die jungen Leute, die noch in das Spiel hineinwollten, frierend und fußtrampelnd vor dem Kirchſpielskrug und ſahen nach der Spitze des aus Felsblöcken gebauten Kirchthurms hinauf, neben dem das Krughaus lag. Des Paſtors Tauben, die ſich im Sommer auf den Feldern des Dorfes nährten, kamen eben von den Höfen und Scheuern der Bauern zurück, wo ſie ſich jetzt ihre Körner geſucht hatten, und verſchwanden unter den Schindeln des Thurmes, hinter welchen ſie ihre Neſter hatten; im Weſten über dem Hof ſtand ein glühendes Abendroth.

„Wird gut Wetter morgen!“ ſagte der eine der jungen Burſchen und begann heftig auf und ab zu wandern; ‚aber kalt! kalt!‘ Ein zweiter, als er keine Taube mehr fliegen ſah, ging in das Haus und ſtellte ſich horchend neben die Thür der Stube, aus der jetzt ein lebhaftes Durcheinander-Reden herausſcholl; auch des Deichgrafen Kleinknecht war neben ihn getreten. ‚Hör, Hauke,‘ ſagte er zu dieſem; ‚nun ſchreien ſie um dich!‘ und deutlich hörte man von drinnen Ole Peters' knarrende Stimme: ‚Kleinknechte und Jungens gehören nicht dazu!‘

‚Komm,‘ flüſterte der Andere und ſuchte Hauke am Rockärmel an die Stubenthür zu ziehen, ‚hier kannſt du lernen, wie hoch ſie dich taxiren!‘

Aber Hauke riß ſich los und ging wieder vor das Haus: ‚Sie haben uns nicht ausgeſperrt, damit wir's hören ſollen!‘ rief er zurück.

Vor dem Hauſe ſtand der Dritte der Angemeldeten. ‚Ich fürcht, mit mir hat's einen Haken,‘ rief er ihm entgegen; ‚ich hab kaum achtzehn Jahre; wenn ſie nur den Taufſchein nicht verlangen! Dich, Hauke, wird dein Großknecht ſchon herauskreteln!‘

‚Ja, heraus!‘ brummte Hauke und ſchleuderte mit dem Fuße einen Stein über den Weg; ‚nur nicht hinein!‘

Der Lärm in der Stube wurde ſtärker; dann allmählich trat eine Stille ein; die draußen hörten wieder den leiſen Nordoſt, der ſich oben an der Kirchthurmſpitze brach. Der Horcher trat wieder zu ihnen. „Wen hatten ſie da drinnen?“ frug der Achtzehnjährige.

„Den da!“ ſagte Jener und wies auf Hauke; ‚Ole Peters wollte ihn zum Jungen machen; aber Alle ſchrien dagegen. Und ſein Vater hat Vieh und Land, ſagte Jeß Hanſen. Ja, Land, rief Ole Peters, das man auf dreizehn Karren wegfahren kann? — Zuletzt kam Ole Henſen: Still da! ſchrie er; ich will's euch lehren: ſagt nur, wer iſt der erſte Mann im Dorf? Da ſchwiegen ſie erſt und ſchienen ſich zu beſinnen; dann ſagte eine Stimme: Das iſt doch wohl der Deichgraf! Und alle Anderen riefen: Nun ja; unſerthalb der Deichgraf! — Und wer iſt denn der Deichgraf? rief Ole Henſen wieder; aber nun bedenkt euch recht! — — Da begann Einer leis zu lachen, und dann wieder Einer, bis zuletzt nichts in der Stube war als lauter Lachen. Nun, ſo ruft ihn, ſagte Ole Henſen; ihr wollt doch nicht den Deichgrafen von der Thür ſtoßen! Ich glaub, ſie lachen noch; aber Ole Peters' Stimme war nicht mehr zu hören!“ ſchloß der Burſche ſeinen Bericht.

Faſt in demſelben Augenblicke wurde drinnen im Hauſe die Stubenthür aufgeriſſen, und: „Hauke! Hauke Haien!“ rief es laut und fröhlich in die kalte Nacht hinaus.

Da trabte Hauke in das Haus und hörte nicht mehr, wer denn der Deichgraf ſei; was in ſeinem Kopfe brütete, hat indeſſen Niemand wohl erfahren.

— — Als er nach einer Weile ſich dem Hauſe ſeiner Herrſchaft nahte, ſah er Elke drunten am Heck der Auffahrt ſtehen; das Mondlicht ſchimmerte über die unermeßliche weiß bereifte Weidefläche. „Stehſt du hier, Elke?“ frug er.

Sie nickte nur: „Was iſt geworden?“ ſagte ſie; „hat er's gewagt?“

— „Was ſollt er nicht!“

„Nun, und?“

— „Ja, Elke; ich darf es morgen doch verſuchen!“

„Gute Nacht, Hauke!“ Und ſie lief flüchtig die Werfte hinan und verſchwand im Hauſe.

Langſam folgte er ihr.

* * *

Auf der weiten Weidefläche, die ſich zu Oſten an der Landſeite des Deiches entlang zog, ſah man am Nachmittag darauf eine dunkle Menſchenmaſſe bald unbeweglich ſtille ſtehen, bald, nachdem zweimal eine hölzerne Kugel aus derſelben über den durch die Tagesſonne jetzt von Reif befreiten Boden hingeflogen war, abwärts von den hinter ihr liegenden langen und niedrigen Häuſern allmählich weiter rücken; die Parteien der Eisbosler in der Mitte, umgeben von Alt und Jung, was mit ihnen, ſei es in jenen Häuſern oder in denen droben auf der Geeſt Wohnung oder Verbleib hatte; die älteren Männer in langen Röcken, bedächtig aus kurzen Pfeifen rauchend, die Weiber in Tüchern und Jacken, auch wohl Kinder an den Händen ziehend oder auf den Armen tragend. Aus den gefrorenen Gräben, welche allmählich überſchritten wurden, funkelte durch die ſcharfen Schilfſpitzen der bleiche Schein der Nachmittagsſonne, es fror mächtig; aber das Spiel ging unabläſſig vorwärts und Aller Augen verfolgten immer wieder die fliegende Kugel; denn an ihr hing heute für das ganze Dorf die Ehre des Tages. Der Kretler der Parteien trug hier einen weißen, bei den Geeſtleuten einen ſchwarzen Stab mit eiſerner Spitze; wo die Kugel ihren Lauf geendet hatte, wurde dieſer, je nachdem, unter ſchweigender Anerkennung oder dem Hohngelächter der Gegenpartei in den gefrorenen Boden eingeſchlagen, und weſſen Kugel zuerſt das Ziel erreichte, der hatte für ſeine Partei das Spiel gewonnen.

Geſprochen wurde von all den Menſchen wenig; nur wenn ein Capitalwurf geſchah, hörte man wohl einen Ruf der jungen Männer oder Weiber; oder von den Alten einer nahm ſeine Pfeife aus dem Mund und klopfte damit unter ein paar guten Worten den Werfer auf die Schulter: „Das war ein Wurf, ſagte Zacharies und warf ſein Weib aus der Luke!“ oder: „So warf dein Vater auch; Gott tröſt ihn in der Ewigkeit!“ oder was ſie ſonſt für Gutes ſagten.

Bei ſeinem erſten Wurfe war das Glück nicht mit Hauke geweſen: als er eben den Arm hinten ausſchwang, um die Kugel fortzuſchleudern, war eine Wolke von der Sonne fortgezogen, die ſie vorhin bedeckt hatte, und dieſe traf mit ihrem vollen Strahl in ſeine Augen; der Wurf wurde zu kurz, die Kugel fiel auf einen Graben und blieb im Bummeis ſtecken.

‚Gilt nicht! Gilt nicht! Hauke, noch einmal,‘ riefen ſeine Partner.

Aber der Kretler der Geeſtleute ſprang dagegen auf: ‚Muß wohl gelten; geworfen iſt geworfen!‘

‚Ole! Ole Peters!‘ ſchrie die Marſchjugend. ‚Wo iſt Ole? Wo, zum Teufel, ſteckt er?‘

Aber er war ſchon da: ‚Schreit nur nicht ſo! Soll Hauke wo geflickt werden! Ich dacht's mir ſchon.‘

— ‚Ei was! Hauke muß noch einmal werfen; nun zeig, daß du das Maul am rechten Fleck haſt!‘

‚Das hab ich ſchon!‘ rief Ole und trat dem Geeſt-Kretler gegenüber und redete einen Haufen Gallimathias auf einander. Aber die Spitzen und Schärfen, die ſonſt aus ſeinen Worten blitzten, waren diesmal nicht dabei. Ihm zur Seite ſtand das Mädchen mit den Räthſelbrauen und ſah ſcharf aus zornigen Augen auf ihn hin; aber reden durfte ſie nicht; denn die Frauen hatten keine Stimme in dem Spiel.

‚Du leierſt Unſinn,‘ rief der andere Kretler, ‚weil dir der Sinn nicht dienen kann! Sonne, Mond und Sterne ſind für uns Alle gleich und allezeit am Himmel; der Wurf war ungeſchickt, und alle ungeſchickten Würfe gelten!‘

So redeten ſie noch eine Weile gegen einander; aber das Ende war, daß nach Beſcheid des Obmanns Hauke ſeinen Wurf nicht wiederholen durfte.

„Vorwärts!“ riefen die Geeſtleute, und ihr Kretler zog den ſchwarzen Stab aus dem Boden, und der Werfer trat auf ſeinen Nummer-Ruf dort an und ſchleuderte die Kugel vorwärts. Als der Großknecht des Deichgrafen dem Wurfe zuſehen wollte, hatte er an Elke Volkerts vorbei müſſen: „Wem zu Liebe ließeſt du heut deinen Verſtand zu Hauſe?“ raunte ſie ihm zu.

Da ſah er ſie faſt grimmig an, und aller Spaß war aus ſeinem breiten Geſichte verſchwunden. „Dir zu Lieb!“ ſagte er; „denn du haſt deinen auch vergeſſen!“

„Geh nur; ich kenne dich, Ole Peters!“ erwiderte das Mädchen ſich hoch aufrichtend; er aber kehrte den Kopf ab und that, als habe er das nicht gehört.

Und das Spiel und der ſchwarze und der weiße Stab gingen weiter. Als Hauke wieder am Wurf war, flog ſeine Kugel ſchon ſo weit, daß das Ziel, die große weiß gekalkte Tonne, klar in Sicht kam. Er war jetzt ein feſter junger Kerl, und Mathematik und Wurfkunſt hatte er täglich während ſeiner Knabenzeit getrieben. „Oho, Hauke!“ rief es aus dem Haufen; „das war ja, als habe der Erzengel Michael ſelbſt geworfen!“ Eine alte Frau mit Kuchen und Branntwein drängte ſich durch den Haufen zu ihm; ſie ſchenkte ein Glas voll und bot es ihm: „Komm,“ ſagte ſie, „wir wollen uns vertragen: das heut iſt beſſer, als da du mir die Katze todtſchlugſt!“ Als er ſie anſah, erkannte er, daß es Trien' Jans war. „Ich dank dir, Alte,“ ſagte er; „aber ich trink das nicht.“ Er griff in ſeine Taſche und drückte ihr ein friſchgeprägtes Markſtück in die Hand: „Nimm das und trink ſelber das Glas aus, Trien'; ſo haben wir uns vertragen!“

„Haſt recht, Hauke!“ erwiderte die Alte, indem ſie ſeiner Anweiſung folgte; „haſt recht; das iſt auch beſſer für ein altes Weib, wie ich!“

„Wie geht's mit deinen Enten?“ rief er ihr noch nach, als ſie ſich ſchon mit ihrem Korbe fortmachte; aber ſie ſchüttelte nur den Kopf, ohne ſich umzuwenden, und patſchte mit ihren alten Händen in die Luft. „Nichts, nichts, Hauke; da ſind zu viele Ratten in euren Gräben; Gott tröſt mich; man muß ſich anders nähren!“ Und ſomit drängte ſie ſich in den Menſchenhaufen und bot wieder ihren Schnaps und ihre Honigkuchen an.

Die Sonne war endlich ſchon hinter den Deich hinabgeſunken; ſtatt ihrer glimmte ein rothvioletter Schimmer empor; mitunter flogen ſchwarze Krähen vorüber und waren auf Augenblicke wie vergoldet, es wurde Abend. Auf den Fennen aber rückte der dunkle Menſchentrupp noch immer weiter von den ſchwarzen ſchon fern liegenden Häuſern nach der Tonne zu; ein beſonders tüchtiger Wurf mußte ſie jetzt erreichen können. Die Marſchleute waren an der Reihe; Hauke ſollte werfen.

Die kreidige Tonne zeichnete ſich weiß in dem breiten Abendſchatten, der jetzt von dem Deiche über die Fläche fiel. „Die werdet ihr uns diesmal wohl noch laſſen!“ rief einer von den Geeſtleuten; denn es ging ſcharf her; ſie waren um mindeſtens ein halb Stieg Fuß im Vortheil.

Die hagere Geſtalt des Genannten trat eben aus der Menge; die grauen Augen ſahen aus dem langen Frieſengeſicht vorwärts nach der Tonne; in der herabhängenden Hand lag die Kugel.

‚Der Vogel iſt dir wohl zu groß,‘ hörte er in dieſem Augenblick Ole Peters' Knarrſtimme dicht vor ſeinen Ohren: ‚Sollen wir ihn um einen grauen Topf vertauſchen?“

Hauke wandte ſich und blickte ihn mit feſten Augen an: ‚Ich werfe für die Marſch!“ ſagte er. ‚Wohin gehörſt denn du?“

‚Ich denke, auch dahin; du wirfſt doch wohl für Elke Volkerts!“

‚Beiſeit!“ ſchrie Hauke und ſtellte ſich wieder in Poſitur. Aber Ole drängte mit dem Kopf noch näher auf ihn zu. Da plötzlich, bevor noch Hauke ſelber etwas dagegen unternehmen konnte, packte den Zudringlichen eine Hand und riß ihn rückwärts, daß der Burſche gegen ſeine lachenden Kameraden taumelte. Es war keine große Hand geweſen, die das gethan hatte; denn als Hauke flüchtig den Kopf wandte, ſah er neben ſich Elke Volkerts ihren Aermel zurecht zupfen, und die dunklen Brauen ſtanden ihr wie zornig in dem heißen Antlitz.

Da flog es wie eine Stahlkraft in Haukes Arm; er neigte ſich ein wenig, er wiegte die Kugel ein paarmal in der Hand; dann holte er aus, und eine

Todesſtille war auf beiden Seiten; alle Augen folgten der fliegenden Kugel, man hörte ihr Sauſen, wie ſie die Luft durchſchnitt; plötzlich, ſchon weit vom Wurfplatz, verdeckten ſie die Flügel einer Silbermöve, die ihren Schrei ausſtoßend vom Deich herüberkam; zugleich aber hörte man es in der Ferne an die Tonne klatſchen. „Hurrah für Hauke!“ riefen die Marſchleute und lärmend ging es durch die Menge: „Hauke! Hauke Haien hat das Spiel gewonnen!“

Der aber, da ihn Alle dicht umdrängten, hatte ſeitwärts nur nach einer Hand gegriffen; auch da ſie wieder riefen: „Was ſtehſt du, Hauke? Die Kugel liegt ja in der Tonne!“ nickte er nur und ging nicht von der Stelle; erſt als er fühlte, daß ſich die kleine Hand feſt an die ſeine ſchloß, ſagte er: „Ihr mögt ſchon recht haben; ich glaube auch, ich hab gewonnen!“

Dann ſtrömte der ganze Trupp zurück, und Elke und Hauke wurden getrennt und von der Menge auf den Weg zum Kruge fortgeriſſen, der an des Deichgrafen Werfte nach der Geeſt hinaufbog. Hier aber entſchlüpften Beide dem Gedränge, und während Elke auf ihre Kammer ging, ſtand Hauke hinten vor der

Stallthür auf der Werfte und ſah, wie der dunkle Menſchentrupp allmählich nach dort hinaufwanderte, wo im Kirchſpielskrug ein Raum für die Tanzenden bereit ſtand. Das Dunkel breitete ſich allmählich über die weite Gegend; es wurde immer ſtiller um ihn her, nur hinter ihm im Stalle regte ſich das Vieh; oben von der Geeſt her glaubte er ſchon das Pfeifen der Clarinetten aus dem Kruge zu vernehmen. Da hörte er um die Ecke des Hauſes das Rauſchen eines Kleides, und kleine feſte Schritte gingen den Fußſteig hinab, der durch die Fennen nach der Geeſt hinaufführte. Nun ſah er auch im Dämmer die Geſtalt dahinſchreiten und ſah, daß es Elke war; ſie ging auch zum Tanze nach dem Krug. Das Blut ſchoß ihm in den Hals hinauf; ſollte er ihr nicht nachlaufen und mit ihr gehen? Aber Hauke war kein Held den Frauen gegenüber; mit dieſer Frage ſich beſchäftigend blieb er ſtehen, bis ſie im Dunkel ſeinem Blick entſchwunden war.

Dann, als die Gefahr ſie einzuholen vorüber war, ging auch er denſelben Weg, bis er droben den Krug bei der Kirche erreicht hatte, und das Schwatzen und Schreien der vor dem Hauſe und auf dem Flur ſich

Drängenden und das Schrillen der Geigen und Clarinetten betäubend ihn umrauſchte. Unbeachtet drückte er ſich in den „Gildeſaal“; er war nicht groß und ſo voll, daß man kaum einen Schritt weit vor ſich hinſehen konnte. Schweigend ſtellte er ſich an den Thürpfoſten und blickte in das unruhige Gewimmel; die Menſchen kamen ihm wie Narren vor; er hatte auch nicht zu ſorgen, daß Jemand noch an den Kampf des Nachmittages dachte, und wer vor einer Stunde erſt das Spiel gewonnen hatte; Jeder ſah nur auf ſeine Dirne und drehte ſich mit ihr im Kreis herum. Seine Augen ſuchten nur die Eine, und endlich — dort! Sie tanzte mit ihrem Vetter, dem jungen Deichgevollmächtigten; aber ſchon ſah er ſie nicht mehr; nur andere Dirnen aus Marſch und Geeſt, die ihn nicht kümmerten. Dann ſchnappten Violinen und Clarinetten plötzlich ab, und der Tanz war zu Ende; aber gleich begann auch ſchon ein anderer. Hauke flog es durch den Kopf, ob denn Elke ihm auch Wort halten, ob ſie nicht mit Ole Peters ihm vorbeitanzen werde. Faſt hätte er einen Schrei bei dem Gedanken ausgeſtoßen; dann — — ja, was wollte er dann? Aber ſie ſchien bei dieſem Tanze gar nicht mitzuhalten, und endlich ging auch der zu Ende, und ein anderer, ein Zweitritt, der eben erſt hier in die Mode gekommen war, folgte. Wie raſend ſetzte die Muſik ein, die jungen Kerle ſtürzten zu den Dirnen, die Lichter an den Wänden flirrten. Hauke reckte ſich faſt den Hals aus, um die Tanzenden zu erkennen; und dort, im dritten Paare, das war Ole Peters; aber wer war die Tänzerin? Ein breiter Marſchburſche ſtand vor ihr und deckte ihr Geſicht! Doch der Tanz raſte weiter, und Ole mit ſeiner Partnerin drehte ſich heraus; ‚Vollina! Vollina Harders!‘ rief Hauke faſt laut und ſeufzte dann gleich wieder erleichtert auf. Aber wo blieb Elke? Hatte ſie keinen Tänzer, oder hatte ſie alle ausgeſchlagen, weil ſie nicht mit Ole hatte tanzen wollen? — Und die Muſik ſetzte wieder ab, und ein neuer Tanz begann; aber wieder ſah er Elke nicht! Doch dort kam Ole, noch immer die dicke Vollina in den Armen! ‚Nun, nun,‘ ſagte Hauke; ‚da wird Jeß Harders mit ſeinen fünfundzwanzig Demath auch wohl bald aufs Altentheil müſſen! — Aber wo iſt Elke?‘“

Er verließ ſeinen Thürpfoſten und drängte ſich weiter in den Saal hinein; da ſtand er plötzlich vor ihr, die mit einer älteren Freundin in einer Ecke ſaß. ‚Hauke!‘ rief ſie, mit ihrem ſchmalen Antlitz zu ihm aufblickend; ‚biſt du hier? Ich ſah dich doch nicht tanzen!‘

‚Ich tanzte auch nicht,‘ erwiderte er.

— ‚Weshalb nicht, Hauke?‘ und ſich halb erhebend, ſetzte ſie hinzu: ‚Willſt du mit mir tanzen? Ich hab es Ole Peters nicht gegönnt; der kommt nicht wieder!‘

Aber Hauke machte keine Anſtalt: ‚Ich danke, Elke,‘ ſagte er; ‚ich verſtehe das nicht gut genug; ſie könnten über dich lachen; und dann ...‘ er ſtockte plötzlich und ſah ſie nur aus ſeinen grauen Augen herzlich an, als ob er's ihnen überlaſſen müſſe, das Uebrige zu ſagen.

‚Was meinſt du, Hauke?‘ frug ſie leiſe.

— ‚Ich mein, Elke, es kann ja doch der Tag nicht ſchöner für mich ausgehn, als er's ſchon gethan hat.‘

‚Ja,‘ ſagte ſie, ‚du haſt das Spiel gewonnen.‘

‚Elke!‘ mahnte er kaum hörbar.

Da ſchlug ihr eine heiße Lohe in das Angeſicht: ‚Geh!‘ ſagte ſie; ‚was willſt du?‘ und ſchlug die Augen nieder.

Als aber die Freundin jetzt von einem Burſchen zum Tanze fortgezogen wurde, ſagte Hauke lauter: „Ich dachte, Elke, ich hätt was Beſſeres gewonnen!“

Noch ein paar Augenblicke ſuchten ihre Augen auf dem Boden; dann hob ſie ſie langſam, und ein Blick, mit der ſtillen Kraft ihres Weſens, traf in die ſeinen, der ihn wie Sommerluft durchſtrömte. „Thu, wie dir ums Herz iſt, Hauke!“ ſprach ſie; „wir ſollten uns wohl kennen!“

Elke tanzte an dieſem Abend nicht mehr, und als Beide dann nach Hauſe gingen, hatten ſie ſich Hand in Hand gefaßt; aus der Himmelshöhe funkelten die Sterne über der ſchweigenden Marſch; ein leichter Oſtwind wehte und brachte ſtrenge Kälte; die Beiden aber gingen, ohne viel Tücher und Umhang, dahin, als ſei es plötzlich Frühling worden.

* * *

Hauke hatte ſich auf ein Ding beſonnen, deſſen paſſende Verwendung zwar in ungewiſſer Zukunft lag, mit dem er ſich aber eine ſtille Feier zu bereiten gedachte. Deshalb ging er am nächſten Sonntag in die Stadt zum alten Goldſchmied Anderſen und beſtellte einen ſtarken Goldring. „Streckt den Finger her, damit wir meſſen!' ſagte der Alte und faßte ihm nach dem Goldfinger. ‚Nun,' meinte er, ‚der iſt nicht gar ſo dick, wie ſie bei Euch Leuten ſonſt zu ſein pflegen!' Aber Hauke ſagte: ‚Meſſet lieber am kleinen Finger!' und hielt ihm den entgegen.

Der Goldſchmied ſah ihn etwas verdutzt an; aber was kümmerten ihn die Einfälle der jungen Bauernburſchen: ‚Da werden wir ſchon ſo einen unter den Mädchenringen haben!' ſagte er, und Hauke ſchoß das Blut durch beide Wangen. Aber der kleine Goldring paßte auf ſeinen kleinen Finger, und er nahm ihn haſtig und bezahlte ihn mit blankem Silber; dann ſteckte er ihn unter lautem Herzklopfen, und als ob er einen feierlichen Act begehe, in die Weſtentaſche. Dort trug er ihn ſeitdem an jedem Tage mit Unruhe und doch mit Stolz, als ſei die Weſtentaſche nur dazu da, um einen Ring darin zu tragen.

Er trug ihn ſo über Jahr und Tag, ja der Ring mußte ſogar aus dieſer noch in eine neue Weſtentaſche wandern; die Gelegenheit zu ſeiner Befreiung hatte ſich noch immer nicht ergeben wollen. Wohl war's ihm durch den Kopf geflogen, nur graden Wegs vor ſeinen Wirth hinzutreten; ſein Vater war ja doch auch ein Eingeſeſſener! Aber wenn er ruhiger wurde, dann wußte er wohl, der alte Deichgraf würde ſeinen Kleinknecht ausgelacht haben. Und ſo lebten er und des Deichgrafen Tochter neben einander hin; auch ſie in mädchenhaftem Schweigen, und Beide doch, als ob ſie allzeit Hand in Hand gingen.

Ein Jahr nach jenem Winterfeſttag hatte Ole Peters ſeinen Dienſt gekündigt und mit Vollina Harders Hochzeit gemacht; Hauke hatte recht gehabt: der Alte war auf Altentheil gegangen, und ſtatt der dicken Tochter ritt nun der muntere Schwiegerſohn die gelbe Stute in die Fenne und, wie es hieß, rückwärts allzeit gegen den Deich hinan. Hauke war Großknecht geworden, und ein Jüngerer an ſeine Stelle getreten; wohl hatte der Deichgraf ihn erſt nicht wollen aufrücken laſſen. „Kleinknecht iſt beſſer!“ hatte er gebrummt; ‚ich brauch ihn hier bei meinen Büchern!‘ Aber Elke hatte ihm vorgehalten: ‚dann geht auch Hauke, Vater!‘ Da war dem Alten bange geworden, und Hauke war zum Großknecht aufgerückt, hatte aber trotz deſſen nach wie vor auch an der Deichgrafſchaft mitgeholfen.

Nach einem anderen Jahr aber begann er gegen

Elke davon zu reden, ſein Vater werde kümmerlich, und die paar Tage, die der Wirth ihn im Sommer in deſſen Wirthſchaft laſſe, thäten's nun nicht mehr; der Alte quäle ſich, er dürfe das nicht länger anſehen. — Es war ein Sommerabend; die Beiden ſtanden im Dämmerſchein unter der großen Eſche vor der Hausthür. Das Mädchen ſah eine Weile ſtumm in die Zweige des Baumes hinauf; dann entgegnete ſie: ‚Ich hab's nicht ſagen wollen, Hauke; ich dachte, du würdeſt ſelber wohl das Rechte treffen.‘

‚Ich muß dann fort aus eurem Hauſe,‘ ſagte er, ‚und kann nicht wiederkommen.‘

Sie ſchwiegen eine Weile und ſahen in das Abendroth, das drüben hinterm Deiche in das Meer verſank. ‚Du mußt es wiſſen,‘ ſagte ſie; ‚ich war heut Morgen noch bei deinem Vater und fand ihn in ſeinem Lehnſtuhl eingeſchlafen; die Reißfeder in der Hand, das Reißbrett mit einer halben Zeichnung lag vor ihm auf dem Tiſch; — und da er erwacht war und mühſam ein Viertelſtündchen mit mir geplaudert hatte, und ich nun gehen wollte, da hielt er mich ſo angſtvoll an der Hand zurück, als fürchte er, es ſei zum letzten Mal; aber …‘

‚Was aber, Elke?‘ frug Hauke, da ſie fortzufahren zögerte.

Ein paar Thränen rannen über die Wangen des Mädchens. „Ich dachte nur an meinen Vater,‘ ſagte ſie; „glaub mir, es wird ihn ſchwer ankommen, dich zu miſſen.‘ Und als ob ſie zu dem Worte ſich ermannen müſſe, fügte ſie hinzu: ‚Mir iſt es oft, als ob auch er auf ſeine Todtenkammer rüſte.‘

Hauke antwortete nicht; ihm war es plötzlich, als rühre ſich der Ring in ſeiner Taſche; aber noch bevor er ſeinen Unmuth über dieſe unwillkürliche Lebensregung unterdrückt hatte, fuhr Elke fort: ‚Nein, zürn nicht, Hauke! Ich trau, du wirſt auch ſo uns nicht verlaſſen!‘

Da ergriff er eifrig ihre Hand, und ſie entzog ſie ihm nicht. Noch eine Weile ſtanden die jungen Menſchen in dem ſinkenden Dunkel bei einander, bis ihre Hände aus einander glitten, und Jedes ſeine Wege ging. — Ein Windſtoß fuhr empor und rauſchte durch die Eſchenblätter und machte die Läden klappern, die an der Vorderſeite des Hauſes waren; allmählich aber kam die Nacht, und Stille lag über der ungeheuren Ebene.

* * *

Durch Elkes Zuthun war Hauke von dem alten Deichgrafen ſeines Dienſtes entlaſſen worden, obgleich er ihm rechtzeitig nicht gekündigt hatte, und zwei neue Knechte waren jetzt im Hauſe. — Noch ein paar Monate weiter, dann ſtarb Tede Haien; aber bevor er ſtarb, rief er den Sohn an ſeine Lagerſtatt: ‚Setz dich zu mir, mein Kind,‘ ſagte der Alte mit matter Stimme, ‚dicht zu mir! Du brauchſt dich nicht zu fürchten; wer bei mir iſt, das iſt nur der dunkle Engel des Herrn, der mich zu rufen kommt.‘ “

Und der erſchütterte Sohn ſetzte ſich dicht an das dunkle Wandbett: „Sprecht, Vater, was Ihr noch zu ſagen habt!“

‚Ja, mein Sohn, noch Etwas,‘ ſagte der Alte und ſtreckte ſeine Hände über das Deckbett. ‚Als du, noch ein halber Junge, zu dem Deichgrafen in Dienſt gingſt, da lag's in deinem Kopf, das ſelbſt einmal zu werden. Das hatte mich angeſteckt, und ich dachte auch allmählich, du ſeieſt der rechte Mann dazu. Aber dein Erbe war für ſolch ein Amt zu klein — ich habe während deiner Dienſtzeit knapp gelebt — ich dacht es zu vermehren.‘

Hauke faßte heftig ſeines Vaters Hände, und der

Alte ſuchte ſich aufzurichten, daß er ihn ſehen könne. „Ja, ja, mein Sohn,“ ſagte er, „dort in der oberſten Schublade der Schatulle liegt das Document. Du weißt, die alte Antje Wohlers hat eine Fenne von fünf und einem halben Demath; aber ſie konnte mit dem Miethgelde allein in ihrem krüppelhaften Alter nicht mehr durchfinden; da habe ich allzeit um Martini eine beſtimmte Summe, und auch mehr, wenn ich es hatte, dem armen Menſch gegeben; und dafür hat ſie die Fenne mir übertragen; es iſt Alles gerichtlich fertig. — — Nun liegt auch ſie am Tode; die Krankheit unſerer Marſchen, der Krebs, hat ſie befallen; du wirſt nicht mehr zu zahlen brauchen!“

Eine Weile ſchloß er die Augen; dann ſagte er noch: „Es iſt nicht viel; doch haſt du mehr dann, als du bei mir gewohnt warſt. Mög es dir zu deinem Erdenleben dienen!“

Unter den Dankesworten des Sohnes ſchlief der Alte ein. Er hatte nichts mehr zu beſorgen; und ſchon nach einigen Tagen hatte der dunkle Engel des Herrn ihm ſeine Augen für immer zugedrückt, und Hauke trat ſein väterliches Erbe an.

— — Am Tage nach dem Begräbniß kam Elke

in deſſen Haus. „Dank, daß du einguckſt, Elke!“ rief Hauke ihr als Gruß entgegen.

Aber ſie erwiderte: „Ich guck nicht ein; ich will bei dir ein wenig Ordnung ſchaffen, damit du ordentlich in deinem Hauſe wohnen kannſt! Dein Vater hat vor ſeinen Zahlen und Riſſen nicht viel um ſich geſehen, und auch der Tod ſchafft Wirrſal; ich will's dir wieder ein wenig lebig machen!“

Er ſah aus ſeinen grauen Augen voll Vertrauen auf ſie hin: „So ſchaff nur Ordnung!“ ſagte er; ‚ich hab's auch lieber.‘

Und dann begann ſie aufzuräumen: das Reißbrett, das noch da lag, wurde abgeſtäubt und auf den Boden getragen; Reißfedern und Bleiſtift und Kreide ſorgfältig in einer Schatullen-Schublade weggeſchloſſen; dann wurde die junge Dienſtmagd zur Hülfe hereingerufen, und mit ihr das Geräthe der ganzen Stube in eine andere und beſſere Stellung gebracht, ſo daß es anſchien, als ſei dieſelbe nun heller und größer geworden. Lächelnd ſagte Elke: „Das können nur wir Frauen!“ und Hauke, trotz ſeiner Trauer um den Vater, hatte mit glücklichen Augen zugeſehen; auch wohl ſelber wo es nöthig war, geholfen.

Und als gegen die Dämmerung — es war zu Anfang des Septembers — Alles war, wie ſie es für ihn wollte, faßte ſie ſeine Hand und nickte ihm mit ihren dunklen Augen zu: ‚Nun komm und iß bei uns zu Abend; denn meinem Vater hab ich's verſprechen müſſen, dich mitzubringen; wenn du dann heimgehſt, kannſt du ruhig in dein Haus treten!'

Als ſie dann in die geräumige Wohnſtube des Deichgrafen traten, wo bei verſchloſſenen Läden ſchon die beiden Lichter auf dem Tiſche brannten, wollte dieſer aus ſeinem Lehnſtuhl in die Höhe, aber mit ſeinem ſchweren Körper zurückſinkend, rief er nur ſeinem früheren Knecht entgegen: ‚Recht, recht, Hauke, daß du deine alten Freunde aufſuchſt! Komm nur näher, immer näher!' Und als Hauke an ſeinen Stuhl getreten war, faßte er deſſen Hand mit ſeinen beiden runden Händen: ‚Nun, nun, mein Junge;' ſagte er, ‚ſei nur ruhig jetzt; denn ſterben müſſen wir Alle, und dein Vater war keiner von den Schlechtſten! — Aber Elke, nun ſorg, daß du den Braten auf den Tiſch kriegſt; wir müſſen uns ſtärken! Es giebt viel Arbeit für uns, Hauke! Die Herbſtſchau iſt in Anmarſch; Deich- und Sielrechnungen haushoch; der neuliche Deichſchaden am Weſterkoog — ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht; aber deiner, Gott Lob, iſt um ein gut Stück jünger; du biſt ein braver Junge, Hauke!‘

Und nach dieſer langen Rede, womit der Alte ſein ganzes Herz dargelegt hatte, ließ er ſich in ſeinen Stuhl zurückfallen und blinzelte ſehnſüchtig nach der Thür, durch welche Elke eben mit der Bratenſchüſſel hereintrat. Hauke ſtand lächelnd neben ihm. ‚Nun ſetz dich,‘ ſagte der Deichgraf, ‚damit wir nicht unnöthig Zeit verſpillen; kalt ſchmeckt das nicht!‘

Und Hauke ſetzte ſich; es ſchien ihm Selbſtverſtand, die Arbeit von Elkes Vater mitzuthun. Und als die Herbſtſchau dann gekommen war, und ein paar Monde mehr ins Jahr gingen, da hatte er freilich auch den beſten Theil daran gethan.“

* * *

Der Erzähler hielt inne und blickte um ſich. Ein Mövenſchrei war gegen das Fenſter geſchlagen, und draußen vom Hausflur aus wurde ein Trampeln hörbar, als ob einer den Klei von ſeinen ſchweren Stiefeln abtrete.

Deichgraf und Gevollmächtigte wandten die Köpfe gegen die Stubenthür. „Was iſt?“ rief der Erſtere.

Ein ſtarker Mann, den Südweſter auf dem Kopf, war eingetreten. „Herr,“ ſagte er, „wir Beide haben es geſehen, Hans Nickels und ich: der Schimmelreiter hat ſich in den Bruch geſtürzt!“

„Wo ſaht Ihr das?“ frug der Deichgraf.

— „Es iſt ja nur die eine Wehle; in Janſens Fenne, wo der Hauke-Haienkoog beginnt.“

„Saht Ihr's nur einmal?“

— „Nur einmal; es war auch nur wie Schatten; aber es braucht drum nicht das erſte Mal geweſen zu ſein.“

Der Deichgraf war aufgeſtanden. „Sie wollen entſchuldigen,“ ſagte er, ſich zu mir wendend, „wir müſſen draußen nachſehen, wo das Unheil hin will!“ Dann ging er mit dem Boten zur Thür hinaus; aber auch die übrige Geſellſchaft brach auf und folgte ihm.

Ich blieb mit dem Schullehrer allein in dem großen öden Zimmer; durch die unverhangenen Fenſter, welche nun nicht mehr durch die Rücken der davor ſitzenden Gäſte verdeckt wurden, ſah man frei hinaus, und wie der Sturm die dunklen Wolken über den Himmel jagte. Der Alte ſaß noch auf ſeinem Platze, ein überlegenes, faſt mitleidiges Lächeln auf ſeinen Lippen. „Es iſt hier zu leer geworden," ſagte er; „darf ich Sie zu mir auf mein Zimmer laden? Ich wohne hier im Hauſe; und glauben Sie mir, ich kenne die Wetter hier am Deich; für uns iſt nichts zu fürchten."

Ich nahm das dankend an; denn auch mich wollte hier zu fröſteln anfangen, und wir ſtiegen unter Mitnahme eines Lichtes die Stiegen zu einer Giebelſtube hinauf, die zwar gleichfalls gegen Weſten hinauslag, deren Fenſter aber jetzt mit dunklen Wollteppichen verhangen waren. In einem Bücherregal ſah ich eine kleine Bibliothek, daneben die Porträte zweier alter Profeſſoren; vor einem Tiſche ſtand ein großer Ohrenlehnſtuhl. „Machen Sie ſich's bequem!" ſagte mein freundlicher Wirth und warf einige Torf in den noch glimmenden kleinen Ofen, der oben von einem Blechkeſſel gekrönt war. „Nur noch ein Weilchen! Er wird bald ſauſen; dann brau ich uns ein Gläschen Grog; das hält Sie munter!"

„Deſſen bedarf es nicht," ſagte ich; „ich werd nicht ſchläfrig, wenn ich Ihren Hauke auf ſeinem Lebensweg begleite!"

— „Meinen Sie?" und er nickte mit ſeinen klugen Augen zu mir herüber, nachdem ich behaglich in ſeinem Lehnſtuhl untergebracht war. „Nun, wo blieben wir denn? — — Ja, ja; ich weiß ſchon! Alſo:

Hauke hatte ſein väterliches Erbe angetreten, und da die alte Antje Wohlers auch ihrem Leiden erlegen war, ſo hatte deren Fenne es vermehrt. Aber ſeit dem Tode, oder, richtiger, ſeit den letzten Worten ſeines Vaters war in ihm Etwas aufgewachſen, deſſen Keim er ſchon ſeit ſeiner Knabenzeit in ſich getragen hatte; er wiederholte es ſich mehr als zu oft, er ſei der rechte Mann, wenn's einen neuen Deichgrafen geben müſſe. Das war es; ſein Vater, der es verſtehen mußte, der ja der klügſte Mann im Dorf geweſen war, hatte ihm dieſes Wort wie eine letzte Gabe ſeinem Erbe beigelegt; die Wohlerſche Fenne, die er ihm auch verdankte, ſollte den erſten Trittſtein zu dieſer Höhe bilden! Denn, freilich, auch mit dieſer — ein Deichgraf mußte noch einen anderen Grundbeſitz aufweiſen können! — — Aber ſein Vater hatte ſich einſame Jahre knapp beholfen, und mit dem, was er ſich entzogen hatte, war er des neuen Beſitzes Herr geworden; das konnte er auch, er konnte noch mehr; denn ſeines Vaters Kraft war ſchon verbraucht geweſen, er aber konnte noch jahrelang die ſchwerſte Arbeit thun! — — Freilich, wenn er es dadurch nach dieſer Seite hin erzwang, durch die Schärfen und Spitzen, die er der Verwaltung ſeines alten Dienſtherrn zugeſetzt hatte, war ihm eben keine Freundſchaft im Dorf zuwege gebracht worden, und Ole Peters, ſein alter Widerſacher, hatte jüngſthin eine Erbſchaft gethan und begann ein wohlhabender Mann zu werden! Eine Reihe von Geſichtern ging vor ſeinem inneren Blick vorüber, und ſie ſahen ihn alle mit böſen Augen an; da faßte ihn ein Groll gegen dieſe Menſchen, er ſtreckte die Arme aus, als griffe er nach ihnen; denn ſie wollten ihn vom Amte drängen, zu dem von Allen nur er berufen war. — Und die Gedanken ließen ihn nicht; ſie waren immer wieder da, und ſo wuchſen in ſeinem jungen Herzen neben der Ehrenhaftigkeit und Liebe auch die Ehrſucht und der Haß. Aber dieſe beiden verſchloß er tief in ſeinem Inneren; ſelbſt Elke ahnte nichts davon.

— Als das neue Jahr gekommen war, gab es eine Hochzeit; die Braut war eine Verwandte von den Haiens, und Hauke und Elke waren Beide dort geladene Gäſte; ja, bei dem Hochzeitseſſen traf es ſich durch das Ausbleiben eines näheren Verwandten, daß ſie ihre Plätze nebeneinander fanden. Nur ein Lächeln, das über Beider Antlitz glitt, verrieth ihre Freude darüber. Aber Elke ſaß heute theilnahmlos in dem Geräuſche des Plauderns und Gläſerklirrens.

„Fehlt dir etwas?“ frug Hauke.

— ‚O, eigentlich nichts; es ſind mir nur zu viele Menſchen hier.‘

„Aber du ſiehſt ſo traurig aus!“

Sie ſchüttelte den Kopf; dann ſprachen ſie wieder nicht.

Da ſtieg es über ihr Schweigen wie Eiferſucht in ihm auf, und heimlich unter dem überhängenden Tiſchtuch ergriff er ihre Hand; aber ſie zuckte nicht, ſie ſchloß ſich wie vertrauensvoll um ſeine. Hatte ein Gefühl der Verlaſſenheit ſie befallen, da ihre Augen täglich auf der hinfälligen Geſtalt des Vaters haften mußten? — Hauke dachte nicht daran, ſich ſo zu fragen; aber ihm ſtand der Athem ſtill, als er jetzt ſeinen Goldring aus der Taſche zog. „Läßt du ihn ſitzen?“ frug er zitternd, während er den Ring auf den Goldfinger der ſchmalen Hand ſchob.

Gegenüber am Tiſche ſaß die Frau Paſtorin; ſie legte plötzlich ihre Gabel hin und wandte ſich zu ihrem Nachbar: „Mein Gott, das Mädchen!“ rief ſie; „ſie wird ja todtenblaß!“

Aber das Blut kehrte ſchon zurück in Elkes Antlitz. „Kannſt du warten, Hauke?“ frug ſie leiſe.

Der kluge Frieſe beſann ſich doch noch ein paar Augenblicke. „Auf was?“ ſagte er dann.

— „Du weißt das wohl; ich brauch dir’s nicht zu ſagen.“

„Du haſt recht,“ ſagte er; „ja, Elke, ich kann warten — wenn’s nur ein menſchlich Abſehen hat!“

„O Gott, ich fürchte, ein nahes! Sprich nicht ſo, Hauke; du ſprichſt von meines Vaters Tod!“ Sie legte die andere Hand auf ihre Bruſt: „Bis dahin,“ ſagte ſie, „trag ich den Goldring hier; du ſollſt nicht fürchten, daß du bei meiner Lebzeit ihn zurückbekommſt!“

Da lächelten ſie Beide, und ihre Hände preßten ſich ineinander, daß bei anderer Gelegenheit das Mädchen wohl laut aufgeſchrien hätte.

Die Frau Paſtorin hatte indeſſen unabläſſig nach Elkes Augen hingeſehen, die jetzt unter dem Spitzenſtrich des goldbrokatenen Käppchens wie in dunklem Feuer brannten. Bei dem zunehmenden Getöſe am Tiſche aber hatte ſie nichts verſtanden; auch an ihren Nachbar wandte ſie ſich nicht wieder; denn keimende Ehen — und um eine ſolche ſchien es ihr ſich denn doch hier zu handeln — ſchon um des daneben keimenden Traupfennigs für ihren Mann, den Paſtor, pflegte ſie nicht zu ſtören.

* * *

Elkes Vorahnung war in Erfüllung gegangen; eines Morgens nach Oſtern hatte man den Deichgrafen Tede Volkerts todt in ſeinem Bett gefunden; man ſah's an ſeinem Antlitz, ein ruhiges Ende war darauf geſchrieben. Er hatte auch mehrfach in den letzten Monden Lebensüberdruß geäußert; ſein Leibgericht, der Ofenbraten, ſelbſt ſeine Enten hatten ihm nicht mehr ſchmecken wollen.

Und nun gab es eine große Leiche im Dorf.

Droben auf der Geeſt auf dem Begräbnißplatz um die Kirche war zu Weſten eine mit Schmiedegitter umhegte Grabſtätte; ein breiter blauer Grabſtein ſtand jetzt aufgehoben gegen eine Trauereſche, auf welchem das Bild des Todes mit ſtark gezahnten Kiefern ausgehauen war; darunter in großen Buchſtaben:

Dat is de Dot, de Allens fritt,
Nimmt Kunſt un Wetenſchop di mit;
De kloke Mann is nu vergan,
Gott gäw em ſelik Uperſtan.

Es war die Begräbnißſtätte des früheren Deichgrafen Volkert Tedſen; nun war eine friſche Grube gegraben, wo hinein deſſen Sohn, der jetzt verſtorbene Deichgraf Tede Volkerts begraben werden ſollte. Und ſchon kam unten aus der Marſch der Leichenzug heran, eine Menge Wagen aus allen Kirchſpielsdörfern; auf dem vorderſten ſtand der ſchwere Sarg, die beiden blanken Rappen des deichgräflichen Stalles zogen ihn ſchon den ſandigen Anberg zur Geeſt hinauf; Schweife und Mähnen wehten in dem ſcharfen Frühjahrswind. Der Gottesacker um die Kirche war bis an die Wälle mit Menſchen angefüllt; ſelbſt auf dem gemauerten Thore huckten Buben mit kleinen

Kindern in den Armen: ſie wollten alle das Begraben anſehen.

Im Hauſe drunten in der Marſch hatte Elke in Peſel und Wohngelaß das Leichenmahl gerüſtet; alter Wein wurde bei den Gedecken hingeſtellt; an den Platz des Oberdeichgrafen — denn auch er war heut nicht ausgeblieben — und an den des Paſtors je eine Flaſche Langkork. Als Alles beſorgt war, ging ſie durch den Stall vor die Hofthür; ſie traf Niemanden auf ihrem Wege; die Knechte waren mit zwei Geſpannen in der Leichenfuhr. Hier blieb ſie ſtehen und ſah, während ihre Trauerkleider im Frühlingswinde flatterten, wie drüben an dem Dorfe jetzt die letzten Wagen zur Kirche hinauffuhren. Nach einer Weile entſtand dort ein Gewühl, dem eine Todtenſtille zu folgen ſchien. Elke faltete die Hände; ſie ſenkten wohl den Sarg jetzt in die Grube: „Und zur Erde wieder ſollſt du werden!“ Unwillkürlich, leiſe, als hätte ſie von dort es hören können, ſprach ſie die Worte nach; dann füllten ihre Augen ſich mit Thränen, ihre über der Bruſt gefalteten Hände ſanken in den Schooß; „Vater unſer, der du biſt im Himmel!“ betete ſie voll Inbrunſt. Und als das

Gebet des Herrn zu Ende war, ſtand ſie noch lange unbeweglich, ſie, die jetzige Herrin dieſes großen Marſchhofes; und Gedanken des Todes und des Lebens begannen ſich in ihr zu ſtreiten.

Ein fernes Rollen weckte ſie. Als ſie die Augen öffnete, ſah ſie ſchon wieder einen Wagen um den anderen in raſcher Fahrt von der Marſch herab und gegen ihren Hof heran kommen. Sie richtete ſich auf, blickte noch einmal ſcharf hinaus und ging dann, wie ſie gekommen war, durch den Stall in die feierlich hergeſtellten Wohnräume zurück. Auch hier war Niemand; nur durch die Mauer hörte ſie das Rumoren der Mägde in der Küche. Die Feſttafel ſtand ſo ſtill und einſam; der Spiegel zwiſchen den Fenſtern war mit weißen Tüchern zugeſteckt und ebenſo die Meſſingknöpfe an dem Beilegerofen; es blinkte nichts mehr in der Stube. Elke ſah die Thüren vor dem Wandbett, in dem ihr Vater ſeinen letzten Schlaf gethan hatte, offen ſtehen und ging hinzu und ſchob ſie feſt zuſammen; wie gedankenlos las ſie den Sinnſpruch, der zwiſchen Roſen und Nelken mit goldenen Buchſtaben darauf geſchrieben ſtand:

„Heſt du din Tagwark richtig dan,
Da kommt de Slap von ſülvſt heran.“

Das war noch von dem Großvater! — Einen Blick warf ſie auf den Wandſchrank; er war faſt leer; aber durch die Glasthüren ſah ſie noch den geſchliffenen Pocal darin, der ihrem Vater, wie er gern erzählt hatte, einſt bei einem Ringreiten in ſeiner Jugend als Preis zu Theil geworden war. Sie nahm ihn heraus und ſetzte ihn bei dem Gedeck des Oberdeichgrafen. Dann ging ſie ans Fenſter; denn ſchon hörte ſie die Wagen an der Werfte heraufrollen; einer um den anderen hielt vor dem Hauſe, und munterer, als ſie gekommen waren, ſprangen jetzt die Gäſte von ihren Sitzen auf den Boden. Hände reibend und plaudernd drängte ſich Alles in die Stube; nicht lange, ſo ſetzte man ſich an die feſtliche Tafel, auf der die wohlbereiteten Speiſen dampften, im Peſel der Oberdeichgraf mit dem Paſtor; und Lärm und lautes Schwatzen lief den Tiſch entlang, als ob hier nimmer der Tod ſeine furchtbare Stille ausgebreitet hätte. Stumm, das Auge auf ihre Gäſte, ging Elke mit den Mägden an den Tiſchen herum, daß an dem Leichenmahle nichts verſehen werde. Auch

Hauke Haien ſaß im Wohnzimmer neben Ole Peters und anderen kleineren Beſitzern.

Nachdem das Mahl beendet war, wurden die weißen Thonpfeifen aus der Ecke geholt und angebrannt, und Elke war wiederum geſchäftig, die gefüllten Kaffeetaſſen den Gäſten anzubieten; denn auch der wurde heute nicht geſpart. Im Wohnzimmer an dem Pulte des eben Begrabenen ſtand der Oberdeichgraf im Geſpräche mit dem Paſtor und dem weißhaarigen Deichgevollmächtigten Jewe Manners. ‚Alles gut, Ihr Herren,‘ ſagte der Erſte, ‚den alten Deichgrafen haben wir mit Ehren beigeſetzt; aber woher nehmen wir den neuen? Ich denke, Manners, Ihr werdet Euch dieſer Würde unterziehen müſſen!‘

Der alte Manners hob lächelnd das ſchwarze Sammetkäppchen von ſeinen weißen Haaren: ‚Herr Oberdeichgraf,‘ ſagte er, ‚das Spiel würde zu kurz werden; als der verſtorbene Tede Volkerts Deichgraf, da wurde ich Gevollmächtigter und bin es nun ſchon vierzig Jahre!‘

‚Das iſt kein Mangel, Manners; ſo kennt Ihr die Geſchäfte um ſo beſſer und werdet nicht Noth mit ihnen haben!‘

Aber der Alte ſchüttelte den Kopf: ‚Nein, nein, Euer Gnaden, laſſet mich, wo ich bin, ſo laufe ich wohl noch ein paar Jahre mit!‘

Der Paſtor ſtand ihm bei: ‚Weshalb,‘ ſagte er, ‚nicht den ins Amt nehmen, der es thatſächlich in den letzten Jahren doch geführt hat?‘

Der Oberdeichgraf ſah ihn an: ‚Ich verſtehe nicht, Herr Paſtor!‘

Aber der Paſtor wies mit dem Finger in den Peſel, wo Hauke in langſam ernſter Weiſe zwei älteren Leuten Etwas zu erklären ſchien. ‚Dort ſteht er,‘ ſagte er, ‚die lange Frieſengeſtalt mit den klugen grauen Augen neben der hageren Naſe und den zwei Schädelwölbungen darüber! Er war des Alten Knecht und ſitzt jetzt auf ſeiner eigenen kleinen Stelle; er iſt zwar etwas jung!‘

‚Er ſcheint ein Dreißiger,‘ ſagte der Oberdeichgraf, den ihm ſo Vorgeſtellten muſternd.

‚Er iſt kaum vierundzwanzig,‘ bemerkte der Gevollmächtigte Manners; ‚aber der Paſtor hat recht: was in den letzten Jahren Gutes für Deiche und Siele und dergleichen vom Deichgrafenamt in Vorſchlag kam, das war von ihm; mit dem Alten war's doch zuletzt nichts mehr.‘

‚So, ſo?‘ machte der Oberdeichgraf; ‚und Ihr meinet, er wäre nun auch der Mann, um in das Amt ſeines alten Herrn einzurücken?‘

‚Der Mann wäre er ſchon,‘ entgegnete Jewe Manners; ‚aber ihm fehlt das, was man hier „Klei unter den Füßen“ nennt; ſein Vater hatte ſo um fünfzehn, er mag gut zwanzig Demath haben; aber damit iſt bis jetzt hier Niemand Deichgraf geworden.‘

Der Paſtor that ſchon den Mund auf, als wolle er Etwas einwenden, da trat Elke Volkerts, die eine Weile ſchon im Zimmer geweſen, plötzlich zu ihnen: ‚Wollen Euer Gnaden mir ein Wort erlauben?‘ ſprach ſie zu dem Oberbeamten; ‚es iſt nur, damit aus einem Irrthum nicht ein Unrecht werde!‘

‚So ſprecht, Jungfer Elke!‘ entgegnete dieſer; ‚Weisheit von hübſchen Mädchenlippen hört ſich allzeit gut!‘

— ‚Es iſt nicht Weisheit, Euer Gnaden; ich will nur die Wahrheit ſagen.‘

‚Auch die muß man ja hören können, Jungfer Elke!‘

Das Mädchen ließ ihre dunklen Augen noch einmal zur Seite gehen, als ob ſie wegen überflüſſiger

Ohren ſich verſichern wolle: ‚Euer Gnaden,‘ begann ſie dann, und ihre Bruſt hob ſich in ſtärkerer Bewegung, ‚mein Pathe, Jewe Manners, ſagte Ihnen, daß Hauke Haien nur etwa zwanzig Demath im Beſitz habe; das iſt im Augenblick auch richtig; aber ſobald es ſein muß, wird Hauke noch um ſo viel mehr ſein eigen nennen, als dieſer, meines Vaters, jetzt mein Hof, an Demathzahl beträgt; für einen Deichgrafen wird das zuſammen denn wohl reichen.‘

Der alte Manners reckte den weißen Kopf gegen ſie, als müſſe er erſt ſehen, wer denn eigentlich da rede: ‚Was iſt das?‘ ſagte er; ‚Kind, was ſprichſt du da?‘

Aber Elke zog an einem ſchwarzen Bändchen einen blinkenden Goldring aus ihrem Mieder: ‚Ich bin verlobt, Pathe Manners,‘ ſagte ſie; ‚hier iſt der Ring, und Hauke Haien iſt mein Bräutigam.‘

— ‚Und wann — ich darf's wohl fragen, da ich dich aus der Taufe hob, Elke Volkerts — wann iſt denn das paſſirt?‘

— ‚Das war ſchon vor geraumer Zeit; doch war ich mündig, Pathe Manners,‘ ſagte ſie; ‚mein Vater war ſchon hinfällig worden, und da ich ihn kannte, ſo wollt ich ihn nicht mehr damit beunruhigen; itzt, da er bei Gott iſt, wird er einſehen, daß ſein Kind bei dieſem Manne wohl geborgen iſt. Ich hätte es auch das Trauerjahr hindurch ſchon ausgeſchwiegen; jetzt aber, um Haukes und um des Kooges willen, hab ich reden müſſen.' Und zum Oberdeichgrafen gewandt, ſetzte ſie hinzu: ‚Euer Gnaden wollen mir das verzeihen!"

Die drei Männer ſahen ſich an; der Paſtor lachte, der alte Gevollmächtigte ließ es bei einem „Hmm, Hmm!" bewenden, während der Oberdeichgraf wie vor einer wichtigen Entſcheidung ſich die Stirn rieb. ‚Ja, liebe Jungfer,' ſagte er endlich, ‚aber wie ſteht es denn hier im Kooge mit den ehelichen Güterrechten? Ich muß geſtehen, ich bin augenblicklich nicht recht capitelfeſt in dieſem Wirrſal!'

‚Das brauchen Euer Gnaden auch nicht,' entgegnete des Deichgrafen Tochter, ‚ich werde vor der Hochzeit meinem Bräutigam die Güter übertragen. Ich habe auch meinen kleinen Stolz,' ſetzte ſie lächelnd hinzu: ‚ich will den reichſten Mann im Dorfe heirathen!'

‚Nun, Manners,' meinte der Paſtor, ‚ich denke, Sie werden auch als Pathe nichts dagegen haben, wenn ich den jungen Deichgrafen mit des alten Tochter zuſammengebe!‘

Der Alte ſchüttelte leis den Kopf: ‚Unſer Herr Gott gebe ſeinen Segen!‘ ſagte er andächtig.

Der Oberdeichgraf aber reichte dem Mädchen ſeine Hand: ‚Wahr und weiſe habt Ihr geſprochen, Elke Volkerts; ich danke Euch für ſo kräftige Erläuterungen und hoffe auch in Zukunft, und bei freundlicheren Gelegenheiten als heute, der Gaſt Eures Hauſes zu ſein; aber — daß ein Deichgraf von ſolch junger Jungfer gemacht wurde, das iſt das Wunderbare an der Sache!‘

‚Euer Gnaden,‘ erwiderte Elke und ſah den gütigen Oberbeamten noch einmal mit ihren ernſten Augen an, ‚einem rechten Manne wird auch die Frau wohl helfen dürfen!‘ Dann ging ſie in den anſtoßenden Peſel und legte ſchweigend ihre Hand in Hauke Haiens.

* * *

Es war um mehrere Jahre ſpäter: in dem kleinen Hauſe Tede Haiens wohnte jetzt ein rüſtiger Arbeiter mit Frau und Kind; der junge Deichgraf Hauke

Haien ſaß mit ſeinem Weibe Elke Volkerts auf deren väterlicher Hofſtelle. Im Sommer rauſchte die gewaltige Eſche nach wie vor am Hauſe; aber auf der Bank, die jetzt darunter ſtand, ſah man Abends meiſt nur die junge Frau, einſam mit einer häuslichen Arbeit in den Händen; noch immer fehlte ein Kind in dieſer Ehe; der Mann aber hatte Anderes zu thun, als Feierabend vor der Thür zu halten; denn trotz ſeiner früheren Mithülfe lagen aus des Alten Amtsführung eine Menge unerledigter Dinge, an die auch er derzeit zu rühren nicht für gut gefunden hatte; jetzt aber mußte allmählich Alles aus dem Wege; er fegte mit einem ſcharfen Beſen. Dazu kam die Bewirthſchaftung der durch ſeinen eigenen Landbeſitz vergrößerten Stelle, bei der er gleichwohl den Kleinknecht noch zu ſparen ſuchte; ſo ſahen ſich die beiden Eheleute, außer am Sonntag, wo Kirchgang gehalten wurde, meiſt nur bei dem von Hauke eilig beſorgten Mittageſſen und beim Auf- und Niedergang des Tages; es war ein Leben fortgeſetzter Arbeit, doch gleichwohl ein zufriedenes.

Dann kam ein ſtörendes Wort in Umlauf. — Als von den jüngeren Beſitzern der Marſch- und

Geeſtgemeinde eines Sonntags nach der Kirche ein etwas unruhiger Trupp im Kruge droben am Trunke feſtgeblieben war, redeten ſie beim vierten und fünften Glaſe zwar nicht über König und Regierung — ſo hoch wurde damals noch nicht gegriffen —, wohl aber über Communal- und Oberbeamte, vor Allem über Gemeindeabgaben und -Laſten, und je länger ſie redeten, deſto weniger fand davon Gnade vor ihren Augen, inſonders nicht die neuen Deichlaſten; alle Sielen und Schleuſen, die ſonſt immer gehalten hätten, ſeien jetzt reparaturbedürftig; am Deiche fänden ſich immer neue Stellen, die Hunderte von Karren Erde nöthig hätten; der Teufel möchte die Geſchichte holen!

‚Das kommt von Eurem klugen Deichgrafen,‘ rief einer von den Geeſtleuten, ‚der immer grübeln geht und ſeine Finger dann in Alles ſteckt!‘

‚Ja, Marten,‘ ſagte Ole Peters, der dem Sprecher gegenüber ſaß; ‚recht haſt du, er iſt hinterſpinnig und ſucht beim Oberdeichgraf ſich 'nen weißen Fuß zu machen; aber wir haben ihn nun einmal!‘

‚Warum habt ihr ihn euch aufhucken laſſen?‘ ſagte der Andere; ‚nun müßt ihr's baar bezahlen.‘

Ole Peters lachte. ‚Ja, Marten Fedders, das iſt nun ſo bei uns, und davon iſt nichts abzukratzen: der alte wurde Deichgraf von ſeines Vaters, der neue von ſeines Weibes wegen.‘ Das Gelächter, das jetzt um den Tiſch lief, zeigte, welchen Beifall das geprägte Wort gefunden hatte.

Aber es war an öffentlicher Wirthstafel geſprochen worden, es blieb nicht da, es lief bald um im Geeſt- wie unten in dem Marſchdorf; ſo kam es auch an Hauke. Und wieder ging vor ſeinem inneren Auge die Reihe übelwollender Geſichter vorüber, und noch höhniſcher, als es geweſen war, hörte er das Gelächter an dem Wirthshaustiſche. „Hunde!“ ſchrie er, und ſeine Augen ſahen grimmig zur Seite, als wolle er ſie peitſchen laſſen.

Da legte Elke ihre Hand auf ſeinen Arm: „Laß ſie; die wären Alle gern, was du biſt!“

— „Das iſt es eben!“ entgegnete er grollend.

„Und,“ fuhr ſie fort, „hat denn Ole Peters ſich nicht ſelber eingefreit?“

„Das hat er, Elke; aber was er mit Vollina freite, das reicht nicht zum Deichgrafen!“

— „Sag lieber: er reichte nicht dazu!“ und Elke drehte ihren Mann, ſo daß er ſich im Spiegel ſehen mußte; denn ſie ſtanden zwiſchen den Fenſtern in ihrem Zimmer. ‚Da ſteht der Deichgraf!‘ ſagte ſie; ‚nun ſieh ihn an; nur wer ein Amt regieren kann, der hat es!‘

‚Du haſt nicht unrecht,‘ entgegnete er ſinnend, ‚und doch ... Nun, Elke; ich muß zur Oſterſchleuſe; die Thüren ſchließen wieder nicht!‘

Sie drückte ihm die Hand: ‚Komm, ſieh mich erſt einmal an! Was haſt du, deine Augen ſehen ſo ins Weite?‘

‚Nichts, Elke; du haſt ja recht.‘ —

Er ging; aber nicht lange war er gegangen, ſo war die Schleuſenreparatur vergeſſen. Ein anderer Gedanke, den er halb nur ausgedacht und ſeit Jahren mit ſich umhergetragen hatte, der aber vor den drängenden Amtsgeſchäften ganz zurückgetreten war, bemächtigte ſich ſeiner jetzt aufs Neue und mächtiger als je zuvor, als ſeien plötzlich die Flügel ihm gewachſen.

Kaum daß er es ſelber wußte, befand er ſich oben auf dem Hafdeich, ſchon eine weite Strecke ſüdwärts nach der Stadt zu; das Dorf, das nach dieſer Seite hinauslag, war ihm zur Linken längſt verſchwunden; noch immer ſchritt er weiter, ſeine Augen unabläſſig nach der Seeſeite auf das breite Vorland gerichtet; wäre Jemand neben ihm gegangen, er hätte es ſehen müſſen, welch eindringliche Geiſtesarbeit hinter dieſen Augen vorging. Endlich blieb er ſtehen: das Vorland ſchwand hier zu einem ſchmalen Streifen an dem Deich zuſammen. ‚Es muß gehen!‘ ſprach er bei ſich ſelbſt. ‚Sieben Jahr im Amt; ſie ſollen nicht mehr ſagen, daß ich nur Deichgraf bin von meines Weibes wegen!‘

Noch immer ſtand er, und ſeine Blicke ſchweiften ſcharf und bedächtig nach allen Seiten über das grüne Vorland; dann ging er zurück, bis wo auch hier ein ſchmaler Streifen grünen Weidelands die vor ihm liegende breite Landfläche ablöſte. Hart an dem Deiche aber ſchoß ein ſtarker Meeresſtrom durch dieſe, der faſt das ganze Vorland von dem Feſtlande trennte und zu einer Hallig machte; eine rohe Holzbrücke führte nach dort hinüber, damit man mit Vieh und Heu- oder Getreidewagen hinüber und wieder zurück gelangen könne. Jetzt war es Ebbzeit, und die goldene Septemberſonne glitzerte auf dem etwa hundert Schritte breiten Schlickſtreifen und auf dem tiefen Priehl in ſeiner Mitte, durch den auch jetzt das Meer noch ſeine Waſſer trieb. ‚Das läßt ſich dämmen!‘ ſprach Hauke bei ſich ſelber, nachdem er dieſem Spiele eine Zeit lang zugeſehen; dann blickte er auf, und von dem Deiche, auf dem er ſtand, über den Priehl hinweg, zog er in Gedanken eine Linie längs dem Rande des abgetrennten Landes, nach Süden herum und oſtwärts wiederum zurück über die dortige Fortſetzung des Priehles und an den Deich heran. Die Linie aber, welche er unſichtbar gezogen hatte, war ein neuer Deich, neu auch in der Conſtruction ſeines Profiles, welches bis jetzt nur noch in ſeinem Kopf vorhanden war.

‚Das gäbe einen Koog von circa tauſend Demath,‘ ſprach er lächelnd zu ſich ſelber; ‚nicht groß juſt; aber ...‘

Eine andere Calculation überkam ihn: das Vorland gehörte hier der Gemeinde, ihren einzelnen Mitgliedern eine Zahl von Antheilen, je nach der Größe ihres Beſitzes im Gemeindebezirk oder nach ſonſt zu Recht beſtehender Erwerbung; er begann zuſammenzuzählen, wie viel Antheile er von ſeinem, wie viele er von Elkes Vater überkommen, und was an ſolchen er während ſeiner Ehe ſchon ſelbſt gekauft hatte, theils in dem dunklen Gefühle eines künftigen Vortheils, theils bei Vermehrung ſeiner Schafzucht. Es war ſchon eine anſehnliche Menge; denn auch von Ole Peters hatte er deſſen ſämmtliche Theile angekauft, da es dieſem zum Verdruß geſchlagen war, als bei einer theilweiſen Ueberſtrömung ihm ſein beſter Schafbock ertrunken war. Aber das war ein ſeltſamer Unfall geweſen; denn ſoweit Haukes Gedächtniß reichte, waren ſelbſt bei hohen Fluthen dort nur die Ränder überſtrömt worden. Welch treffliches Weide- und Kornland mußte es geben und von welchem Werthe, wenn das Alles von ſeinem neuen Deich umgeben war! Wie ein Rauſch ſtieg es ihm ins Gehirn; aber er preßte die Nägel in ſeine Handflächen und zwang ſeine Augen, klar und nüchtern zu ſehen, was dort vor ihm lag: eine große deichloſe Fläche, wer wußte es, welchen Stürmen und Fluthen ſchon in den nächſten Jahren preisgegeben, an deren äußerſtem Rande jetzt ein Trupp von ſchmutzigen Schafen langſam graſend entlang wanderte; dazu für ihn ein Haufen Arbeit, Kampf und Aerger! Trotz alledem, als er vom Deich hinab und den Fußſteig über die Fennen auf ſeine Werfte zuging, ihm war's, als brächte er einen großen Schatz mit ſich nach Hauſe.

Auf dem Flur trat Elke ihm entgegen: ‚Wie war es mit der Schleuſe?' frug ſie.

Er ſah mit geheimnißvollem Lächeln auf ſie nieder: ‚Wir werden bald eine andere Schleuſe brauchen,' ſagte er; ‚und Sielen und einen neuen Deich!'

‚Ich verſteh dich nicht,' entgegnete Elke, während ſie in das Zimmer gingen; ‚was willſt du, Hauke?'

‚Ich will,' ſagte er langſam und hielt dann einen Augenblick inne, ‚ich will, daß das große Vorland, das unſerer Hofſtatt gegenüber beginnt und dann nach Weſten ausgeht, zu einem feſten Kooge eingedeicht werde: die hohen Fluthen haben faſt ein Menſchenalter uns in Ruh gelaſſen; wenn aber eine von den ſchlimmen wiederkommt und den Anwachs ſtört, ſo kann mit einem Mal die ganze Herrlichkeit zu Ende ſein; nur der alte Schlendrian hat das bis heut ſo laſſen können!'

Sie ſah ihn voll Erſtaunen an: ‚So ſchiltſt du dich ja ſelber!' ſagte ſie.

— „Das thu ich, Elke; aber es war bisher auch ſo viel Anderes zu beſchaffen!“

„Ja, Hauke; gewiß, du haſt genug gethan!“

Er hatte ſich in den Lehnſtuhl des alten Deichgrafen geſetzt, und ſeine Hände griffen feſt um beide Lehnen.

„Haſt du denn guten Muth dazu?“ frug ihn ſein Weib.

— „Das hab ich, Elke!“ ſprach er haſtig.

„Sei nicht zu haſtig, Hauke; das iſt ein Werk auf Tod und Leben; und faſt Alle werden dir entgegen ſein, man wird dir deine Müh und Sorg nicht danken!“

Er nickte: „Ich weiß!“ ſagte er.

„Und wenn es nun nicht gelänge!“ rief ſie wieder; „von Kindesbeinen an hab ich gehört, der Priehl ſei nicht zu ſtopfen, und darum dürfe nicht daran gerührt werden.‘

„Das war ein Vorwand für die Faulen!“ ſagte Hauke; „weshalb denn ſollte man den Priehl nicht ſtopfen können?“

— „Das hört ich nicht; vielleicht, weil er gerade durchgeht: die Spülung iſt zu ſtark.‘ — Eine Erinnerung überkam ſie, und ein faſt ſchelmiſches Lächeln brach aus ihren ernſten Augen: „Als ich Kind war," ſprach ſie, „hörte ich einmal die Knechte darüber reden; ſie meinten, wenn ein Damm dort halten ſolle, müſſe was Lebigs da hineingeworfen und mit verdämmt werden; bei einem Deichbau auf der anderen Seite, vor wohl hundert Jahren, ſei ein Zigeunerkind verdämmt worden, das ſie um ſchweres Geld der Mutter abgehandelt hätten; jetzt aber würde wohl Keine ihr Kind verkaufen!"

Hauke ſchüttelte den Kopf: „Da iſt es gut, daß wir keins haben; ſie würden es ſonſt noch ſchier von uns verlangen!"

„Sie ſollten's nicht bekommen!" ſagte Elke und ſchlug wie in Angſt die Arme über ihren Leib.

Und Hauke lächelte; doch ſie frug noch einmal: „Und die ungeheuren Koſten? Haſt du das bedacht?"

— „Das hab ich, Elke; was wir dort herausbringen, wird ſie bei Weitem überholen, auch die Erhaltungskoſten des alten Deiches gehen für ein gut Stück in dem neuen unter; wir arbeiten ja ſelbſt und haben über achtzig Geſpanne in der Gemeinde, und an jungen Fäuſten iſt hier auch kein Mangel.

Du ſollſt mich wenigſtens nicht umſonſt zum Deichgrafen gemacht haben, Elke; ich will ihnen zeigen, daß ich einer bin!“

Sie hatte ſich vor ihm niedergehuckt und ihn ſorgvoll angeblickt; nun erhob ſie ſich mit einem Seufzer: „Ich muß weiter zu meinem Tagewerk,“ ſagte ſie, und ihre Hand ſtrich langſam über ſeine Wange; „thu du das deine, Hauke!“

„Amen, Elke!“ ſprach er mit ernſtem Lächeln; „Arbeit iſt für uns Beide da!“

— — Und es war Arbeit genug für Beide, die ſchwerſte Laſt aber fiel jetzt auf des Mannes Schulter. An Sonntagnachmittagen, oft auch nach Feierabend, ſaß Hauke mit einem tüchtigen Feldmeſſer zuſammen, vertieft in Rechenaufgaben, Zeichnungen und Riſſen; war er allein, dann ging es ebenſo und endete oft weit nach Mitternacht. Dann ſchlich er in die gemeinſame Schlafkammer — denn die dumpfen Wandbetten im Wohngemach wurden in Haukes Wirthſchaft nicht mehr gebraucht — und ſein Weib, damit er endlich nur zur Ruhe komme, lag wie ſchlafend mit geſchloſſenen Augen, obgleich ſie mit klopfendem Herzen nur auf ihn gewartet hatte; dann küßte er mitunter ihre Stirn und ſprach ein leiſes Liebeswort dabei, und legte ſich ſelbſt zum Schlafe, der ihm oft nur beim erſten Hahnenkraht zu willen war. Im Winterſturm lief er auf den Deich hinaus, mit Bleiſtift und Papier in der Hand, und ſtand und zeichnete und notirte, während ein Windſtoß ihm die Mütze vom Kopfe riß, und das lange, fahle Haar ihm um ſein heißes Antlitz flog; bald fuhr er, ſolange nur das Eis ihm nicht den Weg verſperrte, mit einem Knecht zu Boot ins Wattenmeer hinaus und maß dort mit Loth und Stange die Tiefen der Ströme, über die er noch nicht ſicher war. Elke zitterte oft genug für ihn; aber war er wieder da, ſo hätte er das nur aus ihrem feſten Händedruck oder dem leuchtenden Blitz aus ihren ſonſt ſo ſtillen Augen merken können. ‚Geduld, Elke,‘ ſagte er, da ihm einmal war, als ob ſein Weib ihn nicht laſſen könne; ‚ich muß erſt ſelbſt im Reinen ſein, bevor ich meinen Antrag ſtelle!‘ Da nickte ſie und ließ ihn gehen. Der Ritte in die Stadt zum Oberdeichgrafen wurden auch nicht wenige, und allem dieſen und den Mühen in Haus- und Landwirthſchaft folgten immer wieder die Arbeiten in die Nacht hinein. Sein Verkehr mit anderen Menſchen außer in Arbeit und Geſchäft verſchwand faſt ganz; ſelbſt der mit ſeinem Weibe wurde immer weniger. ‚Es ſind ſchlimme Zeiten, und ſie werden noch lange dauern,‘ ſprach Elke bei ſich ſelber, und ging an ihre Arbeit.

Endlich, Sonne und Frühlingswinde hatten ſchon überall das Eis gebrochen, war auch die letzte Vorarbeit gethan; die Eingabe an den Oberdeichgrafen zu Befürwortung an höherem Orte, enthaltend den Vorſchlag einer Bedeichung des erwähnten Vorlandes, zur Förderung des öffentlichen Beſten, inſonders des Kooges, wie nicht weniger der Herrſchaftlichen Kaſſe, da höchſtderſelben in kurzen Jahren die Abgaben von circa 1000 Demath daraus erwachſen würden, — war ſauber abgeſchrieben und nebſt anliegenden Riſſen und Zeichnungen aller Localitäten, jetzt und künftig, der Schleuſen und Siele und was noch ſonſt dazu gehörte, in ein feſtes Convolut gepackt und mit dem deichgräflichen Amtsſiegel verſehen worden.

‚Da iſt es, Elke,‘ ſagte der junge Deichgraf, ‚nun gieb ihm deinen Segen!‘

Elke legte ihre Hand in ſeine: ‚Wir wollen feſt zuſammenhalten,‘ ſagte ſie.

— ‚Das wollen wir.‘

* * *

Dann wurde die Eingabe durch einen reitenden Boten in die Stadt geſandt.

Sie wollen bemerken, lieber Herr,“ unterbrach der Schulmeiſter ſeine Erzählung, mich freundlich mit ſeinen feinen Augen fixirend, „daß ich das bisher Berichtete während meiner faſt vierzigjährigen Wirkſamkeit in dieſem Kooge aus den Ueberlieferungen verſtändiger Leute, oder aus Erzählungen der Enkel und Urenkel ſolcher zuſammengefunden habe; was ich, damit Sie dieſes mit dem endlichen Verlauf in Einklang zu bringen vermögen, Ihnen jetzt vorzutragen habe, das war derzeit und iſt auch jetzt noch das Geſchwätz des ganzen Marſchdorfes, ſobald nur um Allerheiligen die Spinnräder an zu ſchnurren fangen.

Von der Hofſtelle des Deichgrafen, etwa fünf- bis ſechshundert Schritte weiter nordwärts, ſah man derzeit, wenn man auf dem Deiche ſtand, ein paar tauſend Schritt ins Wattenmeer hinaus und etwas weiter von dem gegenüberliegenden Marſchufer entfernt eine kleine Hallig, die ſie „Jeversſand“, auch „Jevershallig“ nannten. Von den derzeitigen Großvätern war ſie noch zur Schafweide benutzt worden, denn Gras war damals noch darauf gewachſen; aber auch das hatte aufgehört, weil die niedrige Hallig ein paar Mal, und juſt im Hochſommer, unter Seewaſſer gekommen und der Graswuchs dadurch verkümmert und auch zur Schafweide unnutzbar geworden war. So kam es denn, daß außer von Möven und den anderen Vögeln, die am Strande fliegen, und etwa einmal von einem Fiſchadler, dort kein Beſuch mehr ſtattfand; und an mondhellen Abenden ſah man vom Deiche aus nur die Nebeldünſte leichter oder ſchwerer darüber hinziehen. Ein paar weißgebleichte Knochengerüſte ertrunkener Schafe und das Gerippe eines Pferdes, von dem freilich Niemand begriff, wie es dort hingekommen ſei, wollte man, wenn der Mond von Oſten auf die Hallig ſchien, dort auch erkennen können.

Es war zu Ende März, als an dieſer Stelle nach Feierabend der Tagelöhner aus dem Tede Haienſchen Hauſe und Iven Johns, der Knecht des jungen Deichgrafen, nebeneinander ſtanden und unbeweglich nach der im trüben Monddunſt kaum erkennbaren Hallig hinüberſtarrten; etwas Auffälliges ſchien ſie dort ſo feſtzuhalten. Der Tagelöhner ſteckte die Hände in die Taſche und ſchüttelte ſich: ‚Komm, Iven,' ſagte er, ‚das iſt nichts Gutes; laß uns nach Haus gehen!'

Der Andere lachte, wenn auch ein Grauen bei ihm hindurchklang: ‚Ei was! Es iſt eine lebige Creatur, eine große! Wer, zum Teufel, hat ſie nach dem Schlickſtück hinaufgejagt! Sieh nur, nun reckt's den Hals zu uns hinüber! Nein, es ſenkt den Kopf; es frißt! Ich dächt, es wär dort nichts zu freſſen! Was es nur ſein mag?'

‚Was geht das uns an!' entgegnete der Andere. ‚Gute Nacht, Iven, wenn du nicht mit willſt; ich gehe nach Haus!'

— ‚Ja, ja; du haſt ein Weib, du kommſt ins warme Bett! Bei mir iſt auch in meiner Kammer lauter Märzenluft!'

‚Gut Nacht denn!' rief der Tagelöhner zurück, während er auf dem Deich nach Hauſe trabte. Der Knecht ſah ſich ein paar Mal nach dem Fortlaufenden um; aber die Begier, Unheimliches zu ſchauen, hielt ihn noch feſt. Da kam eine unterſetzte, dunkle Geſtalt auf dem Deich vom Dorf her gegen ihn heran; es war der Dienſtjunge des Deichgrafen. ‚Was willſt du, Carſten?‘ rief ihm der Knecht entgegen.

‚Ich? — nichts,‘ ſagte der Junge; ‚aber unſer Wirth will dich ſprechen, Iven Johns!‘

Der Knecht hatte die Augen ſchon wieder nach der Hallig: ‚Gleich; ich komme gleich!‘ ſagte er.

— ‚Wonach guckſt du denn ſo?‘ frug der Junge.

Der Knecht hob den Arm und wies ſtumm nach der Hallig. ‚Oha!‘ flüſterte der Junge; ‚da geht ein Pferd — ein Schimmel — das muß der Teufel reiten — wie kommt ein Pferd nach Jevershallig?‘

— ‚Weiß nicht, Carſten; wenn's nur ein richtiges Pferd iſt!‘

‚Ja, ja, Iven; ſieh nur, es frißt ganz wie ein Pferd! Aber wer hat's dahin gebracht; wir haben im Dorf ſo große Böte gar nicht! Vielleicht auch iſt es nur ein Schaf; Peter Ohm ſagt, im Mondſchein wird aus zehn Torfringeln ein ganzes Dorf. Nein, ſich! Nun ſpringt es — es muß doch ein Pferd ſein!'

Beide ſtanden eine Weile ſchweigend, die Augen nur nach Dem gerichtet, was ſie drüben undeutlich vor ſich gehen ſahen. Der Mond ſtand hoch am Himmel und beſchien das weite Wattenmeer, das eben in der ſteigenden Fluth ſeine Waſſer über die glitzernden Schlickflächen zu ſpülen begann; nur das leiſe Geräuſch des Waſſers, keine Thierſtimme war in der ungeheuren Weite hier zu hören; auch in der Marſch, hinter dem Deiche, war es leer; Kühe und Rinder waren alle noch in den Ställen. Nichts regte ſich; nur was ſie für ein Pferd, einen Schimmel hielten, ſchien dort auf Jevershallig noch beweglich. ‚Es wird heller,' unterbrach der Knecht die Stille; ‚ich ſehe deutlich die weißen Schafgerippe ſchimmern!'

‚Ich auch,' ſagte der Junge, und reckte den Hals; dann aber, als komme es ihm plötzlich, zupfte er den Knecht am Aermel: ‚Iven,' raunte er, ‚das Pferdsgerippe, das ſonſt dabei lag, wo iſt es? Ich kann's nicht ſehen!'

‚Ich ſeh es auch nicht! Seltſam!' ſagte der Knecht.

— ‚Nicht ſo ſeltſam, Iven! Mitunter, ich weiß nicht, in welchen Nächten, ſollen die Knochen ſich erheben und thun, als ob ſie lebig wären!'

‚So?' machte der Knecht; ‚das iſt ja Altweiberglaube!'

‚Kann ſein, Iven,' meinte der Junge.

‚Aber, ich mein, du ſollſt mich holen; komm, wir müſſen nach Haus! Es bleibt hier immer doch dasſelbe.'

Der Junge war nicht fortzubringen, bis der Knecht ihn mit Gewalt herumgedreht und auf den Weg gebracht hatte. ‚Hör, Carſten,' ſagte dieſer, als die geſpenſterhafte Hallig ihnen ſchon ein gut Stück im Rücken lag, ‚du giltſt ja für einen Allerweltsbengel; ich glaub, du möchteſt das am liebſten ſelber unterſuchen!'

‚Ja,' entgegnete Carſten, nachträglich noch ein wenig ſchaudernd, ‚ja, das möcht ich, Iven!'

— ‚Iſt das dein Ernſt? — dann,' ſagte der Knecht, nachdem der Junge ihm nachdrücklich darauf die Hand geboten hatte, ‚löſen wir morgen Abend unſer Boot; du fährſt nach Jeversſand; ich bleib ſo lange auf dem Deiche ſtehen.'

‚Ja,‘ erwiderte der Junge, ‚das geht! Ich nehme meine Peitſche mit!‘

‚Thu das!‘

Schweigend kamen ſie an das Haus ihrer Herrſchaft, zu dem ſie langſam die hohe Werft hinanſtiegen.

* * *

Um dieſelbe Zeit des folgenden Abends ſaß der Knecht auf dem großen Steine vor der Stallthür, als der Junge mit ſeiner Peitſche knallend zu ihm kam. ‚Das pfeift ja wunderlich!‘ ſagte Jener.

‚Freilich, nimm dich in Acht,‘ entgegnete der Junge; ‚ich hab auch Nägel in die Schnur geflochten.‘

‚So komm!‘ ſagte der Andere.

Der Mond ſtand, wie geſtern, am Oſthimmel und ſchien klar aus ſeiner Höhe. Bald waren Beide wieder draußen auf dem Deich und ſahen hinüber nach Jevershallig, die wie ein Nebelfleck im Waſſer ſtand. ‚Da geht es wieder,‘ ſagte der Knecht; ‚nach Mittag war ich hier, da war's nicht da; aber ich ſah deutlich das weiße Pferdsgerippe liegen!‘

Der Junge reckte den Hals: ‚Das iſt jetzt nicht da, Iven,' flüſterte er.

‚Nun, Carſten, wie iſt's?' ſagte der Knecht. ‚Juckt's dich noch, hinüberzufahren?'

Carſten beſann ſich einen Augenblick; dann klatſchte er mit ſeiner Peitſche in die Luft: ‚Mach nur das Boot los, Iven!'

Drüben aber war es, als hebe, was dorten ging, den Hals, und recke gegen das Feſtland hin den Kopf. Sie ſahen es nicht mehr; ſie gingen ſchon den Deich hinab und bis zur Stelle, wo das Boot gelegen war. ‚Nun, ſteig nur ein!' ſagte der Knecht, nachdem er es losgebunden hatte. ‚Ich bleib, bis du zurück biſt! Zu Oſten mußt du anlegen; da hat man immer landen können!' Und der Junge nickte ſchweigend und fuhr mit ſeiner Peitſche in die Mondnacht hinaus; der Knecht wanderte unterm Deich zurück und beſtieg ihn wieder an der Stelle, wo ſie vorhin geſtanden hatten. Bald ſah er, wie drüben bei einer ſchroffen, dunklen Stelle, an die ein breiter Priehl hinaufführte, das Boot ſich beilegte, und eine unterſetzte Geſtalt daraus ans Land ſprang. — War's nicht, als klatſchte der Junge mit ſeiner Peitſche?

Aber es konnte auch das Geräuſch der ſteigenden Fluth ſein. Mehrere hundert Schritte nordwärts ſah er, was ſie für einen Schimmel angeſehen hatten; und jetzt! — ja, die Geſtalt des Jungen kam gerade darauf zugegangen. Nun hob es den Kopf, als ob es ſtutze; und der Junge — es war deutlich jetzt zu hören — klatſchte mit der Peitſche. Aber — was fiel ihm ein? er kehrte um, er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Das drüben ſchien unabläſſig fortzuweiden, kein Wiehern war von dort zu hören geweſen; wie weiße Waſſerſtreifen ſchien es mitunter über die Erſcheinung hinzuziehen. Der Knecht ſah wie gebannt hinüber.

Da hörte er das Anlegen des Bootes am diesſeitigen Ufer, und bald ſah er aus der Dämmerung den Jungen gegen ſich am Deich heraufſteigen. ‚Nun, Carſten,‘ frug er, ‚was war es?‘

Der Junge ſchüttelte den Kopf. ‚Nichts war es!‘ ſagte er. ‚Noch kurz vom Boot aus hatte ich es geſehen; dann aber, als ich auf der Hallig war — weiß der Henker, wo ſich das Thier verkrochen hatte; der Mond ſchien doch hell genug; aber als ich an die Stelle kam, war nichts da als die bleichen

Knochen von einem halben Dutzend Schafen, und etwas weiter lag auch das Pferdsgerippe mit ſeinem weißen, langen Schädel und ließ den Mond in ſeine leeren Augenhöhlen ſcheinen!‘

‚Hmm!‘ meinte der Knecht; ‚haſt auch recht zugeſehen?‘

‚Ja, Iven, ich ſtand dabei; ein gottvergeſſener Kiewiet, der hinter dem Gerippe ſich zur Nachtruh hingeduckt hatte, flog ſchreiend auf, daß ich erſchrak und ein paar Mal mit der Peitſche hintennach klatſchte.‘

‚Und das war Alles?‘

‚Ja, Iven; ich weiß nicht mehr.‘

‚Es iſt auch genug,‘ ſagte der Knecht, zog den Jungen am Arm zu ſich heran und wies hinüber nach der Hallig. ‚Dort, ſiehſt du etwas, Carſten?‘

— ‚Wahrhaftig, da geht's ja wieder!‘

‚Wieder?‘ ſagte der Knecht; ‚ich hab die ganze Zeit hinübergeſchaut; aber es iſt gar nicht fortgeweſen; du gingſt ja gerade auf das Unweſen los!‘

Der Junge ſtarrte ihn an; ein Entſetzen lag plötzlich auf ſeinem ſonſt ſo kecken Angeſicht, das auch dem Knechte nicht entging. ‚Komm!‘ ſagte dieſer, ‚wir wollen nach Haus: von hier aus geht's wie lebig, und drüben liegen nur die Knochen — das iſt mehr, als du und ich begreifen können. Schweig aber ſtill davon, man darf dergleichen nicht verreden!“

So wandten ſie ſich, und der Junge trabte neben ihm; ſie ſprachen nicht, und die Marſch lag in lautloſem Schweigen an ihrer Seite.

— — Nachdem aber der Mond zurückgegangen, und die Nächte dunkel geworden waren, geſchah ein Anderes.

Hauke Haien war zur Zeit des Pferdemarktes in die Stadt geritten, ohne jedoch mit dieſem dort zu thun zu haben. Gleichwohl, da er gegen Abend heimkam, brachte er ein zweites Pferd mit ſich nach Hauſe; aber es war rauhhaarig und mager, daß man jede Rippe zählen konnte, und die Augen lagen ihm matt und eingefallen in den Schädelhöhlen. Elke war vor die Hausthür getreten, um ihren Eheliebſten zu empfangen: „Hilf Himmel!“ rief ſie, „was ſoll uns der alte Schimmel?“ Denn da Hauke mit ihm vor das Haus geritten kam und unter der Eſche hielt, hatte ſie geſehen, daß die arme Creatur auch lahme.

Der junge Deichgraf aber ſprang lachend von ſeinem braunen Wallach: „Laß nur, Elke; es koſtet auch nicht viel!“

Die kluge Frau erwiderte: ‚Du weißt doch, das Wohlfeilſte iſt auch meiſt das Theuerſte.‘

— ‚Aber nicht immer, Elke; das Thier iſt höchſtens vier Jahr alt; ſieh es dir nur genauer an! Es iſt verhungert und mißhandelt; da ſoll ihm unſer Hafer gut thun; ich werd es ſelbſt verſorgen, damit ſie mir's nicht überfüttern.‘

Das Thier ſtand indeſſen mit geſenktem Kopf; die Mähnen hingen lang am Hals herunter. Frau Elke, während ihr Mann nach den Knechten rief, ging betrachtend um daſſelbe herum; aber ſie ſchüttelte den Kopf: „So eins iſt noch nie in unſerem Stall geweſen!“

Als jetzt der Dienſtjunge um die Hausecke kam, blieb er plötzlich mit erſchrockenen Augen ſtehen. „Nun, Carſten,‘ rief der Deichgraf, ‚was fährt dir in die Knochen? Gefällt dir mein Schimmel nicht?“

„Ja — o ja, unſ' Weerth, warum denn nicht!“

— „So bring die Thiere in den Stall; gieb ihnen kein Futter; ich komme gleich ſelber hin!“

Der Junge faßte mit Vorſicht den Halfter des Schimmels und griff dann haſtig, wie zum Schutze, nach dem Zügel des ihm ebenfalls vertrauten Wallachs. Hauke aber ging mit ſeinem Weibe in das Zimmer; ein Warmbier hatte ſie für ihn bereit, und Brot und Butter waren auch zur Stelle.

Er war bald geſättigt; dann ſtand er auf und ging mit ſeiner Frau im Zimmer auf und ab. ‚Laß dir erzählen, Elke,‘ ſagte er, während der Abendſchein auf den Kacheln an den Wänden ſpielte, ‚wie ich zu dem Thier gekommen bin: ich war wohl eine Stunde beim Oberdeichgrafen geweſen; er hatte gute Kunde für mich — es wird wohl dies und jenes anders werden als in meinen Riſſen; aber die Hauptſache, mein Profil iſt acceptirt, und ſchon in den nächſten Tagen kann der Befehl zum neuen Deichbau da ſein!‘

Elke ſeufzte unwillkürlich: ‚Alſo doch?‘ ſagte ſie ſorgenvoll.

‚Ja, Frau,‘ entgegnete Hauke; ‚hart wird's hergehen; aber dazu, denk ich, hat der Herrgott uns zuſammengebracht! Unſere Wirthſchaft iſt jetzt ſo gut in Ordnung, ein groß Theil kannſt du ſchon auf deine Schultern nehmen; denk nur um zehn Jahr weiter — dann ſtehen wir vor einem anderen Beſitz.‘

Sie hatte bei ſeinen erſten Worten die Hand ihres Mannes verſichernd in die ihrigen gepreßt; ſeine letzten Worte konnten ſie nicht erfreuen. ‚Für wen ſoll der Beſitz?‘ ſagte ſie. ‚Du müßteſt denn ein ander Weib nehmen; ich bring dir keine Kinder.‘

Thränen ſchoſſen ihr in die Augen; aber er zog ſie feſt in ſeine Arme: ‚Das überlaſſen wir dem Herrgott,‘ ſagte er; ‚jetzt aber, und auch dann noch ſind wir jung genug, um uns der Früchte unſerer Arbeit ſelbſt zu freuen.‘

Sie ſah ihn lange, während er ſie hielt, aus ihren dunklen Augen an. ‚Verzeih, Hauke,‘ ſprach ſie; ‚ich bin mitunter ein verzagt Weib!‘

Er neigte ſich zu ihrem Antlitz und küßte ſie: ‚Du biſt mein Weib und ich dein Mann, Elke! Und anders wird es nun nicht mehr.‘

Da legte ſie die Arme feſt um ſeinen Nacken: ‚Du haſt recht, Hauke, und was kommt, kommt für uns Beide.‘ Dann löſte ſie ſich erröthend von ihm. ‚Du wollteſt von dem Schimmel mir erzählen,‘ ſagte ſie leiſe.

‚Das wollt ich, Elke. Ich ſagte dir ſchon, mir war Kopf und Herz voll Freude über die gute Nachricht, die der Oberdeichgraf mir gegeben hatte; ſo ritt ich eben wieder aus der Stadt hinaus, da, auf dem Damm, hinter dem Hafen, begegnet mir ein ruppiger Kerl; ich wußt nicht, war's ein Vagabund, ein Keſſelflicker oder was denn ſonſt. Der Kerl zog den Schimmel am Halfter hinter ſich; das Thier aber hob den Kopf und ſah mich aus blöden Augen an; mir war's, als ob es mich um Etwas bitten wolle; ich war ja auch in dieſem Augenblicke reich genug. ‚He, Landsmann!‘ rief ich, ‚wo wollt Ihr mit der Kracke hin?‘

Der Kerl blieb ſtehen und der Schimmel auch. ‚Verkaufen!‘ ſagte Jener und nickte mir liſtig zu.

‚Nur nicht an mich!‘ rief ich luſtig.

‚Ich denke doch!‘ ſagte er; ‚das iſt ein wacker Pferd und unter hundert Thalern nicht bezahlt.‘

Ich lachte ihm ins Geſicht.

‚Nun,‘ ſagte er, ‚lacht nicht ſo hart; Ihr ſollt's mir ja nicht zahlen! Aber ich kann's nicht brauchen, bei mir verkommt's; es würde bei Euch bald ander Anſehen haben!‘

Da ſprang ich von meinem Wallach und ſah dem Schimmel ins Maul, und ſah wohl, es war noch ein junges Thier. ‚Was ſoll's denn koſten?' rief ich, da auch das Pferd mich wiederum wie bittend anſah.

‚Herr, nehmt's für dreißig Thaler!' ſagte der Kerl, ‚und den Halfter geb ich Euch darein!'

Und da, Frau, hab ich dem Burſchen in die dargebotene braune Hand, die faſt wie eine Klaue ausſah, eingeſchlagen. So haben wir den Schimmel, und ich denk auch, wohlfeil genug! Wunderlich nur war es, als ich mit den Pferden wegritt, hört ich bald hinter mir ein Lachen, und als ich den Kopf wandte, ſah ich den Slovaken; der ſtand noch ſperrbeinig, die Arme auf dem Rücken, und lachte wie ein Teufel hinter mir darein."

„Pfui," rief Elke; „wenn der Schimmel nur nichts von ſeinem alten Herrn dir zubringt! Mög er dir gedeihen, Hauke!"

„Er ſelber ſoll es wenigſtens, ſoweit ich's leiſten kann!" Und der Deichgraf ging in den Stall, wie er vorhin dem Jungen es geſagt hatte.

— — Aber nicht allein an jenem Abend fütterte er den Schimmel; er that es fortan immer ſelbſt und ließ kein Auge von dem Thiere; er wollte zeigen, daß er einen Prieſterhandel gemacht habe; jedenfalls ſollte nichts verſehen werden. — Und ſchon nach wenig Wochen hob ſich die Haltung des Thieres; allmählich verſchwanden die rauhen Haare; ein blankes, blau geapfeltes Fell kam zum Vorſchein, und da er es eines Tages auf der Hofſtatt umherführte, ſchritt es ſchlank auf ſeinen feſten Beinen. Hauke dachte des abenteuerlichen Verkäufers: „Der Kerl war ein Narr oder ein Schuft, der es geſtohlen hatte!“ murmelte er bei ſich ſelber. — Bald auch, wenn das Pferd im Stall nur ſeine Schritte hörte, warf es den Kopf herum und wieherte ihm entgegen; nun ſah er auch, es hatte, was die Araber verlangen, ein fleiſchlos Angeſicht; draus blitzten ein Paar feurige braune Augen. Dann führte er es aus dem Stall und legte ihm einen leichten Sattel auf; aber kaum ſaß er droben, ſo fuhr dem Thier ein Wiehern wie ein Luſtſchrei aus der Kehle; es flog mit ihm davon, die Werfte hinab auf den Weg und dann dem Deiche zu; doch der Reiter ſaß feſt, und als ſie oben waren, ging es ruhiger, leicht, wie tanzend, und warf den Kopf dem Meere zu. Er klopfte und ſtreichelte ihm den blanken Hals; aber es bedurfte dieſer Liebkoſung ſchon nicht mehr; das Pferd ſchien völlig eins mit ſeinem Reiter, und nachdem er eine Strecke nordwärts den Deich hinausgeritten war, wandte er es leicht und gelangte wieder an die Hofſtatt.

Die Knechte ſtanden unten an der Auffahrt und warteten der Rückkunft ihres Wirthes. „So, John,‘ rief dieſer, indem er von ſeinem Pferde ſprang, „nun reite du es in die Fenne zu den anderen; es trägt dich wie in einer Wiege!“

Der Schimmel ſchüttelte den Kopf und wieherte laut in die ſonnige Marſchlandſchaft hinaus, während ihm der Knecht den Sattel abſchnallte, und der Junge damit zur Geſchirrkammer lief; dann legte er den Kopf auf ſeines Herrn Schulter und duldete behaglich deſſen Liebkoſung. Als aber der Knecht ſich jetzt auf ſeinen Rücken ſchwingen wollte, ſprang er mit einem jähen Satz zur Seite und ſtand dann wieder unbeweglich, die ſchönen Augen auf ſeinen Herrn gerichtet. „Hoho, Iven,‘ rief dieſer, „hat er dir Leids gethan?“ und ſuchte ſeinem Knecht vom Boden aufzuhelfen.

Der rieb ſich eifrig an der Hüfte: „Nein, Herr, es geht noch; aber den Schimmel reit der Teufel!“

„Und ich!“ ſetzte Hauke lachend hinzu. „So bring ihn am Zügel in die Fenne!“

Und als der Knecht etwas beſchämt gehorchte, ließ ſich der Schimmel ruhig von ihm führen.

— — Einige Abende ſpäter ſtanden Knecht und Junge miteinander vor der Stallthür; hinterm Deiche war das Abendroth erloſchen, innerhalb desſelben war ſchon der Koog von tiefer Dämmerung überwallt; nur ſelten kam aus der Ferne das Gebrüll eines aufgeſtörten Rindes oder der Schrei einer Lerche, deren Leben unter dem Ueberfall eines Wieſels oder einer Waſſerratte endete. Der Knecht lehnte gegen den Thürpfoſten und rauchte aus einer kurzen Pfeife, deren Rauch er ſchon nicht mehr ſehen konnte; geſprochen hatten er und der Junge noch nicht zuſammen. Dem Letzteren aber drückte etwas auf die Seele, er wußte nur nicht, wie er dem ſchweigſamen Knechte ankommen ſollte. „Du, Iven!“ ſagte er endlich, „weißt du, das Pferdsgeripp auf Jeversſand!“

„Was iſt damit?“ frug der Knecht.

‚Ja, Iven, was iſt damit? Es iſt gar nicht mehr da; weder Tages noch bei Mondenſchein; wohl zwanzigmal bin ich auf den Deich hinausgelaufen!'

‚Die alten Knochen ſind wohl zuſammengepoltert?' ſagte Iven und rauchte ruhig weiter.

‚Aber ich war auch bei Mondſchein draußen; es geht auch drüben nichts auf Jeversſand!'

‚Ja,' ſagte der Knecht, ‚ſind die Knochen auseinander gefallen, ſo wird's wohl nicht mehr aufſtehen können!'

‚Mach keinen Spaß, Iven! Ich weiß jetzt; ich kann dir ſagen, wo es iſt!'

Der Knecht drehte ſich jäh zu ihm: ‚Nun, wo iſt es denn?'

‚Wo?' wiederholte der Junge nachdrücklich. ‚Es ſteht in unſerem Stall; da ſteht's, ſeit es nicht mehr auf der Hallig iſt. Es iſt auch nicht umſonſt, daß der Wirth es allzeit ſelber füttert; ich weiß Beſcheid, Iven!'

Der Knecht paffte eine Weile heftig in die Nacht hinaus. ‚Du biſt nicht klug, Carſten,' ſagte er dann; ‚unſer Schimmel? Wenn je ein Pferd ein lebig's war, ſo iſt es der! Wie kann ſo ein Allerweltsjunge wie du in ſolch Altem-Weiberglauben ſitzen!“

— — Aber der Junge war nicht zu bekehren: wenn der Teufel in dem Schimmel ſteckte, warum ſollte er dann nicht lebendig ſein? Im Gegentheil, um deſto ſchlimmer! — Er fuhr jedesmal erſchreckt zuſammen, wenn er gegen Abend den Stall betrat, in dem auch Sommers das Thier mitunter eingeſtellt wurde, und es dann den feurigen Kopf ſo jäh nach ihm herumwarf. „Hol's der Teufel!“ brummte er dann; „wir bleiben auch nicht lange mehr zuſammen.“

So that er ſich denn heimlich nach einem neuen Dienſte um, kündigte und trat um Allerheiligen als Knecht bei Ole Peters ein. Hier fand er andächtige Zuhörer für ſeine Geſchichte von dem Teufelspferd des Deichgrafen; die dicke Frau Vollina und deren geiſtesſtumpfer Vater, der frühere Deichgevollmächtigte Jeß Harders, hörten in behaglichem Gruſeln zu und erzählten ſie ſpäter Allen, die gegen den Deichgrafen einen Groll im Herzen oder die an derart Dingen ihr Gefallen hatten.

* * *

Inzwiſchen war ſchon Ende März durch die Oberdeichgrafſchaft der Befehl zur neuen Eindeichung eingetroffen. Hauke berief zunächſt die Deichgevollmächtigten zuſammen, und im Kruge oben bei der Kirche waren eines Tages alle erſchienen und hörten zu, wie er ihnen die Hauptpunkte aus den bisher erwachſenen Schriftſtücken vorlas: aus ſeinem Antrage, aus dem Bericht des Oberdeichgrafen, zuletzt den ſchließlichen Beſcheid, worin vor Allem auch die Annahme des von ihm vorgeſchlagenen Profiles enthalten war, und der neue Deich nicht ſteil wie früher, ſondern allmählich verlaufend nach der Seeſeite abfallen ſollte; aber mit heiteren oder auch nur zufriedenen Geſichtern hörten ſie nicht.

‚Ja, ja,‘ ſagte ein alter Gevollmächtigter, ‚da haben wir nun die Beſcherung, und Proteſte werden nicht helfen, da der Oberdeichgraf unſerem Deichgrafen den Daumen hält!‘

‚Haſt wohl recht, Dethlev Wiens,‘ ſetzte ein zweiter hinzu; ‚die Frühlingsarbeit ſteht vor der Thür, und nun ſoll auch ein millionenlanger Deich gemacht werden — da muß ja Alles liegen bleiben.‘

‚Das könnt Ihr dies Jahr noch zu Ende bringen,' ſagte Hauke; ‚ſo raſch wird der Stecken nicht vom Zaun gebrochen!'

Das wollten Wenige zugeben. ‚Aber dein Profil!' ſprach ein Dritter, was Neues auf die Bahn bringend; ‚der Deich wird ja auch an der Außenſeite nach dem Waſſer ſo breit, wie Lawrenz ſein Kind nicht lang war! Wo ſoll das Material herkommen? Wann ſoll die Arbeit fertig werden?'

‚Wenn nicht in dieſem, ſo im nächſten Jahre; das wird am meiſten von uns ſelber abhängen!' ſagte Hauke.

Ein ärgerliches Lachen ging durch die Geſellſchaft. ‚Aber wozu die unnütze Arbeit; der Deich ſoll ja nicht höher werden als der alte,' rief eine neue Stimme; ‚und ich mein, der ſteht ſchon über dreißig Jahre!'

‚Da ſagt Ihr recht,' ſprach Hauke, ‚vor dreißig Jahren iſt der alte Deich gebrochen; dann rückwärts vor fünfunddreißig, und wiederum vor fünfundvierzig Jahren; ſeitdem aber, obgleich er noch immer ſteil und unvernünftig daſteht, haben die höchſten Fluthen uns verſchont. Der neue Deich aber ſoll trotz ſolcher hundert und aber hundert Jahre ſtehen; denn er wird nicht durchbrochen werden, weil der milde Abfall nach der Seeſeite den Wellen keinen Angriffspunkt entgegenſtellt, und ſo werdet Ihr für Euch und Euere Kinder ein ſicheres Land gewinnen, und das iſt es, weshalb die Herrſchaft und der Oberdeichgraf mir den Daumen halten; das iſt es auch, was Ihr zu Eurem eigenen Vortheil einſehen ſolltet!“

Als die Verſammelten hierauf nicht ſogleich zu antworten bereit waren, erhob ſich ein alter weißhaariger Mann mühſam von ſeinem Stuhle; es war Frau Elkes Pathe, Jewe Manners, der auf Haukes Bitten noch immer in ſeinem Gevollmächtigten-Amt verblieben war. ‚Deichgraf Hauke Haien,‘ ſprach er, ‚du machſt uns viel Unruhe und Koſten, und ich wollte, du hätteſt damit gewartet, bis mich der Herrgott hätt zur Ruhe gehen laſſen; aber — recht haſt du, das kann nur die Unvernunft beſtreiten. Wir haben Gott mit jedem Tag zu danken, daß er uns trotz unſerer Trägheit das koſtbare Stück Vorland gegen Sturm und Waſſerdrang erhalten hat; jetzt iſt es wohl die elfte Stunde, in der wir ſelbſt die Hand anlegen müſſen, es auch nach all unſerem Wiſſen und Können ſelber uns zu wahren und auf

Gottes Langmuth weiter nicht zu trotzen. Ich, meine Freunde, bin ein Greis; ich habe Deiche bauen und brechen ſehen; aber den Deich, den Hauke Haien nach ihm von Gott verliehener Einſicht projectirt und bei der Herrſchaft für Euch durchgeſetzt hat, den wird Niemand von Euch Lebenden brechen ſehen; und wolltet Ihr ihm ſelbſt nicht danken, Euere Enkel werden ihm den Ehrenkranz doch einſtens nicht verſagen können!“

Jewe Manners ſetzte ſich wieder; er nahm ſein blaues Schnupftuch aus der Taſche und wiſchte ſich ein paar Tropfen von der Stirn. Der Greis war noch immer als ein Mann von Tüchtigkeit und unantaſtbarer Rechtſchaffenheit bekannt, und da die Verſammlung eben nicht geneigt war, ihm zuzuſtimmen, ſo ſchwieg ſie weiter. Aber Hauke Haien nahm das Wort; doch ſahen Alle, daß er bleich geworden. ‚Ich danke Euch, Jewe Manners,‘ ſprach er, ‚daß Ihr noch hier ſeid, und daß Ihr das Wort geſprochen habt; Ihr anderen Herren Gevollmächtigten, wollet den neuen Deichbau, der freilich mir zur Laſt fällt, zum mindeſten anſehen als ein Ding, das nun nicht mehr zu ändern ſteht, und laſſet uns demgemäß beſchließen, was nun noth iſt!‘

„Sprechet!“ ſagte einer der Gevollmächtigten. Und Hauke breitete die Karte des neuen Deiches auf dem Tiſche aus: „Es hat vorhin Einer gefragt,“ begann er, „woher die viele Erde nehmen? — Ihr ſeht, ſoweit das Vorland in die Watten hinausgeht, iſt außerhalb der Deichlinie ein Streifen Landes freigelaſſen; daher und von dem Vorlande, das nach Nord und Süd von dem neuen Kooge an dem Deiche hinläuft, können wir die Erde nehmen; haben wir an den Waſſerſeiten nur eine tüchtige Lage Klei, nach innen oder in der Mitte kann auch Sand genommen werden! — Nun aber iſt zunächſt ein Feldmeſſer zu berufen, der die Linie des neuen Deiches auf dem Vorland abſteckt! Der mir bei Ausarbeitung des Planes behülflich geweſen, wird wohl am beſten dazu paſſen. Ferner werden wir zur Heranholung des Kleis oder ſonſtigen Materiales die Anfertigung einſpänniger Sturzkarren mit Gabeldeichſel bei einigen Stellmachern verdingen müſſen; wir werden für die Durchdämmung des Priehles und nach den Binnenſeiten, wo wir etwa mit Sand fürlieb nehmen müſſen, ich kann jetzt nicht ſagen, wie viel hundert Fuder Stroh zur Beſtickung des Deiches gebrauchen, vielleicht mehr, als in der Marſch hier wird entbehrlich ſein! — Laſſet uns denn berathen, wie zunächſt dies Alles zu beſchaffen und einzurichten iſt; auch die neue Schleuſe hier an der Weſtſeite gegen das Waſſer zu iſt ſpäter einem tüchtigen Zimmermann zur Herſtellung zu übergeben.‘

Die Verſammelten hatten ſich um den Tiſch geſtellt, betrachteten mit halbem Aug die Karte und begannen allgemach zu ſprechen; doch war's, als geſchähe es, damit nur überhaupt Etwas geſprochen werde. Als es ſich um Zuziehung des Feldmeſſers handelte, meinte einer der Jüngeren: ‚Ihr habt es ausgeſonnen, Deichgraf; Ihr müſſet ſelbſt am beſten wiſſen, wer dazu taugen mag.‘

Aber Hauke entgegnete: ‚Da Ihr Geſchworene ſeid, ſo müſſet Ihr aus eigener, nicht aus meiner Meinung ſprechen, Jacob Meyen; und wenn Ihr's dann beſſer ſagt, ſo werd ich meinen Vorſchlag fallen laſſen!‘

‚Nun ja, es wird ſchon recht ſein,‘ ſagte Jacob Meyen.

Aber einem der Aelteren war es doch nicht völlig recht: er hatte einen Brudersſohn; ſo einer im Feldmeſſen ſollte hier in der Marſch noch nicht geweſen ſein; der ſollte noch über des Deichgrafen Vater, den ſeligen Tede Haien, gehen!

So wurde denn über die beiden Feldmeſſer verhandelt und endlich beſchloſſen, ihnen gemeinſchaftlich das Werk zu übertragen. Aehnlich ging es bei den Sturzkarren, bei der Strohlieferung und allem Anderen, und Hauke kam ſpät und faſt erſchöpft auf ſeinem Wallach, den er noch derzeit ritt, zu Hauſe an. Aber als er in dem alten Lehnſtuhl ſaß, der noch von ſeinem gewichtigen, aber leichter lebenden Vorgänger ſtammte, war auch ſein Weib ihm ſchon zur Seite: ‚Du ſiehſt ſo müd aus, Hauke,' ſprach ſie und ſtrich mit ihrer ſchmalen Hand das Haar ihm von der Stirn.

‚Ein wenig wohl!' erwiderte er.

— ‚Und geht es denn?'

‚Es geht ſchon,' ſagte er mit bitterem Lächeln; ‚aber ich ſelber muß die Räder ſchieben und froh ſein, wenn ſie nicht zurückgehalten werden!'

— ‚Aber doch nicht von Allen?'

‚Nein, Elke; dein Pathe, Jewe Manners, iſt ein guter Mann; ich wollt, er wär um dreißig Jahre jünger.'

* * *

Als nach einigen Wochen die Deichlinie abgeſteckt und der größte Theil der Sturzkarren geliefert war, waren ſämmtliche Antheilbeſitzer des einzudeichenden Kooges, ingleichen die Beſitzer der hinter dem alten Deich belegenen Ländereien durch den Deichgrafen im Kirchſpielskrug verſammelt worden; es galt, ihnen einen Plan über die Vertheilung der Arbeit und Koſten vorzulegen und ihre etwaigen Einwendungen zu vernehmen; denn auch die Letzteren hatten, ſofern der neue Deich und die neuen Siele die Unterhaltungskoſten der älteren Werke verminderte, ihren Theil zu ſchaffen und zu tragen. Dieſer Plan war für Hauke ein ſchwer Stück Arbeit geweſen, und wenn ihm durch Vermittelung des Oberdeichgrafen neben einem Deichboten nicht auch noch ein Deichſchreiber wäre zugeordnet worden, er würde es ſo bald nicht fertig gebracht haben, obwohl auch jetzt wieder an jedem neuen Tage in die Nacht hinein gearbeitet war. Wenn er dann todtmüde ſein Lager ſuchte, ſo hatte nicht wie vordem ſein Weib in nur verſtelltem Schlafe ſeiner gewartet; auch ſie hatte ſo vollgemeſſen ihre tägliche Arbeit, daß ſie Nachts wie am Grunde eines tiefen Brunnens in unſtörbarem Schlafe lag.

Als Hauke jetzt ſeinen Plan verleſen und die Papiere, die freilich ſchon drei Tage hier im Kruge zur Einſicht ausgelegen hatten, wieder auf den Tiſch breitete, waren zwar ernſte Männer zugegen, die mit Ehrerbietung dieſen gewiſſenhaften Fleiß betrachteten und ſich nach ruhiger Ueberlegung den billigen Anſätzen ihres Deichgrafen unterwarfen; Andere aber, deren Antheile an dem neuen Lande von ihnen ſelbſt oder ihren Vätern oder ſonſtigen Vorbeſitzern waren veräußert worden, beſchwerten ſich, daß ſie zu den Koſten des neuen Kooges hinzugezogen ſeien, deſſen Land ſie nichts mehr angehe, uneingedenk, daß durch die neuen Arbeiten auch ihre alten Ländereien nach und nach entbürdet würden; und wieder Andere, die mit Antheilen in dem neuen Koog geſegnet waren, ſchrien, man möge ihnen doch dieſelben abnehmen, ſie ſollten um ein Geringes feil ſein; denn wegen der unbilligen Leiſtungen, die ihnen dafür aufgebürdet würden, könnten ſie nicht damit beſtehen. Ole Peters aber, der mit grimmigem Geſicht am Thürpfoſten lehnte, rief dazwiſchen: ‚Beſinnt Euch erſt, und dann vertrauet unſerem Deichgrafen! der verſteht zu rechnen; er hatte ſchon die meiſten Antheile, da wußte er auch mir die meinen abzuhandeln, und als er ſie hatte, beſchloß er, dieſen neuen Koog zu deichen!“

Es war nach dieſen Worten einen Augenblick todtenſtill in der Verſammlung. Der Deichgraf ſtand an dem Tiſch, auf den er zuvor ſeine Papiere gebreitet hatte; er hob ſeinen Kopf und ſah nach Ole Peters hinüber: ‚Du weißt wohl, Ole Peters,‘ ſprach er, ‚daß du mich verleumdeſt; du thuſt es dennoch, weil du überdies auch weißt, daß doch ein gut Theil des Schmutzes, womit du mich bewirfſt, an mir wird hängen bleiben! Die Wahrheit iſt, daß du deine Antheile los ſein wollteſt, und daß ich ihrer derzeit für meine Schafzucht bedurfte; und willſt du Weiteres wiſſen, das ungewaſchene Wort, daß dir im Krug vom Mund gefahren, ich ſei nur Deichgraf meines Weibes wegen, das hat mich aufgerüttelt, und ich hab Euch zeigen wollen, daß ich wohl um meiner ſelbſt willen Deichgraf ſein könne; und ſomit, Ole Peters, hab ich gethan, was ſchon der Deichgraf vor mir hätte thun ſollen. Trägſt du mir aber Groll, daß derzeit deine Antheile die meinen geworden ſind — du hörſt es ja, es ſind genug, die jetzt die ihrigen um ein Billiges feil bieten, nur weil die Arbeit ihnen jetzt zu viel iſt!‘

Von einem kleinen Theil der verſammelten Männer ging ein Beifallsmurmeln aus, und der alte Jewe Manners, der dazwiſchen ſtand, rief laut: ‚Bravo, Hauke Haien! Unſer Herrgott wird dir dein Werk gelingen laſſen!‘

Aber man kam doch nicht zu Ende, obgleich Ole Peters ſchwieg, und die Leute erſt zum Abendbrote auseinandergingen; erſt in einer zweiten Verſammlung wurde Alles geordnet; aber auch nur, nachdem Hauke ſtatt der ihm zukommenden drei Geſpanne für den nächſten Monat deren vier auf ſich genommen hatte.

Endlich, als ſchon die Pfingſtglocken durch das Land läuteten, hatte die Arbeit begonnen: unabläſſig fuhren die Sturzkarren von dem Vorlande an die Deichlinie, um den gebelten Klei dort abzuſtürzen, und gleicherweiſe war dieſelbe Anzahl ſchon wieder auf der Rückfahrt, um auf dem Vorland neuen aufzuladen; an der Deichlinie ſelber ſtanden Männer mit Schaufeln und Spaten, um das Abgeworfene an ſeinen Platz zu bringen und zu ebnen; ungeheuere Fuder Stroh wurden angefahren und abgeladen; nicht nur zur Bedeckung des leichteren Materials, wie

Sand und loſe Erde, deſſen man an den Binnenſeiten ſich bediente, wurde das Stroh benutzt; allmählich wurden einzelne Strecken des Deiches fertig, und die Grasſoden, womit man ſie belegt hatte, wurden ſtellenweis zum Schutz gegen die nagenden Wellen mit feſter Strohbeſtickung überzogen; beſtellte Aufſeher gingen hin und her und, wenn es ſtürmte, ſtanden ſie mit aufgeriſſenen Mäulern und ſchrien ihre Befehle durch Wind und Wetter; dazwiſchen ritt der Deichgraf auf ſeinem Schimmel, den er jetzt ausſchließlich in Gebrauch hatte, und das Thier flog mit dem Reiter hin und wieder, wenn er raſch und trocken ſeine Anordnungen machte, wenn er die Arbeiter lobte oder, wie es wohl geſchah, einen Faulen oder Ungeſchickten ohn Erbarmen aus der Arbeit wies. ‚Das hilft nicht!‘ rief er dann; ‚um deine Faulheit darf uns nicht der Deich verderben!‘ Schon von Weitem, wenn er unten aus dem Koog heraufkam, hörten ſie das Schnauben ſeines Roſſes, und alle Hände faßten feſter in die Arbeit: ‚Friſch zu! Der Schimmelreiter kommt!‘

War es um die Frühſtückszeit, wo die Arbeiter mit ihrem Morgenbrot haufenweis beiſammen auf der Erde lagen, dann ritt Hauke an den verlaſſenen Werken entlang, und ſeine Augen waren ſcharf, wo liederliche Hände den Spaten geführt hatten. Wenn er aber zu den Leuten ritt und ihnen auseinanderſetzte, wie die Arbeit müſſe beſchafft werden, ſahen ſie wohl zu ihm auf und kauten geduldig an ihrem Brote weiter; aber eine Zuſtimmung oder auch nur eine Aeußerung hörte er nicht von ihnen. Einmal zu ſolcher Tageszeit, es war ſchon ſpät, da er an einer Deichſtelle die Arbeit in beſonderer Ordnung gefunden hatte, ritt er zu dem nächſten Haufen der Frühſtückenden, ſprang von ſeinem Schimmel und frug heiter, wer dort ſo ſauberes Tagewerk verrichtet hätte; aber ſie ſahen ihn nur ſcheu und düſter an, und nur langſam und wie widerwillig wurden ein paar Namen genannt. Der Menſch, dem er ſein Pferd gegeben hatte, das ruhig wie ein Lamm ſtand, hielt es mit beiden Händen und blickte wie angſtvoll nach den ſchönen Augen des Thieres, die es, wie gewöhnlich, auf ſeinen Herrn gerichtet hielt.

‚Nun, Marten!‘ rief Hauke; ‚was ſtehſt du, als ob dir der Donner in die Beine gefahren ſei?‘

— „Herr, Euer Pferd, es iſt ſo ruhig, als ob es Böſes vorhabe!“

Hauke lachte und nahm das Pferd ſelbſt am Zügel, das ſogleich liebkoſend den Kopf an ſeiner Schulter rieb. Von den Arbeitern ſahen einige ſcheu zu Roß und Reiter hinüber, andere, als ob das Alles ſie nicht kümmere, aßen ſchweigend ihre Frühkoſt, dann und wann den Möven einen Brocken hinaufwerfend, die ſich den Futterplatz gemerkt hatten und mit ihren ſchlanken Flügeln ſich faſt auf ihre Köpfe ſenkten. Der Deichgraf blickte eine Weile wie gedankenlos auf die bettelnden Vögel und wie ſie die zugeworfenen Biſſen mit ihren Schnäbeln haſchten; dann ſprang er in den Sattel und ritt, ohne ſich nach den Leuten umzuſehen, davon; einige Worte, die jetzt unter ihnen laut wurden, klangen ihm faſt wie Hohn. „Was iſt das?“ ſprach er bei ſich ſelber. „Hatte denn Elke recht, daß ſie Alle gegen mich ſind? Auch dieſe Knechte und kleinen Leute, von denen Vielen durch meinen neuen Deich doch eine Wohlhabenheit ins Haus wächſt?“

Er gab ſeinem Pferde die Sporen, daß es wie toll in den Koog hinabflog. Von dem unheimlichen

Glanze freilich, mit dem ſein früherer Dienſtjunge den Schimmelreiter bekleidet hatte, wußte er ſelber nichts; aber die Leute hätten ihn jetzt nur ſehen ſollen, wie aus ſeinem hageren Geſicht die Augen ſtarrten, wie ſein Mantel flog, und wie der Schimmel ſprühte!

— — So war der Sommer und der Herbſt vergangen; noch bis gegen Ende November war gearbeitet worden; dann geboten Froſt und Schnee dem Werke Halt; man war nicht fertig geworden und beſchloß, den Koog offen liegen zu laſſen. Acht Fuß ragte der Deich aus der Fläche hervor; nur wo weſtwärts gegen das Waſſer hin die Schleuſe gelegt werden ſollte, hatte man eine Lücke gelaſſen; auch oben vor dem alten Deiche war der Priehl noch unberührt. So konnte die Fluth, wie in den letzten dreißig Jahren, in den Koog hineindringen, ohne dort oder an dem neuen Deiche großen Schaden anzurichten. Und ſo überließ man dem großen Gott das Werk der Menſchenhände und ſtellte es in ſeinen Schutz, bis die Frühlingsſonne die Vollendung würde möglich machen.

— — Inzwiſchen hatte im Hauſe des Deichgrafen ſich ein frohes Ereigniß vorbereitet: im neunten Ehejahre war noch ein Kind geboren worden. Es war roth und hutzelig und wog ſeine ſieben Pfund, wie es für neugeborene Kinder ſich gebührt, wenn ſie, wie dies, dem weiblichen Geſchlechte angehören; nur ſein Geſchrei war wunderlich verhohlen und hatte der Wehmutter nicht gefallen wollen. Das Schlimmſte war, am dritten Tage lag Elke im hellen Kindbettfieber, redete Irrſal und kannte weder ihren Mann noch ihre alte Helferin. Die unbändige Freude, die Hauke beim Anblick ſeines Kindes ergriffen hatte, war zu Trübſal geworden; der Arzt aus der Stadt war geholt, er ſaß am Bett und fühlte den Puls und verſchrieb und ſah rathlos um ſich her. Hauke ſchüttelte den Kopf: „Der hilft nicht; nur Gott kann helfen!“ Er hatte ſich ſein eigen Chriſtenthum zurecht gerechnet; aber es war Etwas, das ſein Gebet zurückhielt. Als der alte Doctor davongefahren war, ſtand er am Fenſter, in den winterlichen Tag hinausſtarrend, und während die Kranke aus ihren Phantaſien aufſchrie, ſchränkte er die Hände zuſammen; er wußte ſelber nicht, war es aus Andacht oder war es nur, um in der ungeheueren Angſt ſich ſelbſt nicht zu verlieren.

‚Waſſer! Das Waſſer!‘ wimmerte die Kranke. ‚Halt mich!‘ ſchrie ſie; ‚halt mich, Hauke!‘ Dann ſank die Stimme; es klang, als ob ſie weine: ‚In See, ins Haf hinaus? O, lieber Gott, ich ſeh ihn nimmer wieder!‘

Da wandte er ſich und ſchob die Wärterin von ihrem Bette; er fiel auf ſeine Knie, umfaßte ſein Weib und riß ſie an ſich: ‚Elke! Elke, ſo kenn mich doch, ich bin ja bei dir!‘

Aber ſie öffnete nur die fieberglühenden Augen weit und ſah wie rettungslos verloren um ſich.

Er legte ſie zurück auf ihre Kiſſen; dann krampfte er die Hände ineinander: ‚Herr, mein Gott,‘ ſchrie er; ‚nimm ſie mir nicht! Du weißt, ich kann ſie nicht entbehren!‘ Dann war's, als ob er ſich beſinne, und leiſer ſetzte er hinzu: ‚Ich weiß ja wohl, du kannſt nicht allezeit, wie du willſt, auch du nicht; du biſt allweiſe; du mußt nach deiner Weisheit thun — o, Herr, ſprich nur durch einen Hauch zu mir!‘

Es war, als ob plötzlich eine Stille eingetreten ſei; er hörte nur ein leiſes Athmen, als er ſich zum

Bette kehrte, lag ſein Weib in ruhigem Schlaf; nur die Wärterin ſah mit entſetzten Augen auf ihn. Er hörte die Thür gehen. ‚Wer war das?‘ frug er.

‚Herr, die Magd Ann' Grethe ging hinaus; ſie hatte den Warmkorb hereingebracht.‘

— ‚Was ſieht Sie mich denn ſo verfahren an, Frau Levke?‘

‚Ich? Ich hab mich ob Eurem Gebet erſchrocken; damit betet Ihr Keinen vom Tode los!‘

Hauke ſah ſie mit ſeinen durchdringenden Augen an: ‚Beſucht Sie denn auch, wie unſere Ann' Grethe, die Conventikel bei dem holländiſchen Flickſchneider Jantje?‘

‚Ja, Herr; wir haben Beide den lebendigen Glauben!‘

Hauke antwortete ihr nicht. Das damals ſtark im Schwange gehende ſeparatiſtiſche Conventikelweſen hatte auch unter den Frieſen ſeine Blüthen getrieben; heruntergekommene Handwerker oder wegen Trunkes abgeſetzte Schulmeiſter ſpielten darin die Hauptrolle, und Dirnen, junge und alte Weiber, Faulenzer und einſame Menſchen liefen eifrig in die heimlichen Verſammlungen, in denen jeder den Prieſter ſpielen konnte. Aus des Deichgrafen Hauſe brachten Ann' Grethe und der in ſie verliebte Dienſtjunge ihre freien Abende dort zu. Freilich hatte Elke ihre Bedenken darüber gegen Hauke nicht zurückgehalten; aber er hatte gemeint, in Glaubensſachen ſolle man Keinem drein reden: das ſchade Niemandem, und beſſer dort doch als im Schnapskrug!

So war es dabei geblieben, und ſo hatte er auch jetzt geſchwiegen. Aber freilich über ihn ſchwieg man nicht; ſeine Gebetsworte liefen um von Haus zu Haus: er hatte Gottes Allmacht beſtritten; was war ein Gott denn ohne Allmacht? Er war ein Gottesleugner; die Sache mit dem Teufelspferde mochte auch am Ende richtig ſein!

Hauke erfuhr nichts davon: er hatte in dieſen Tagen nur Ohren und Augen für ſein Weib; ſelbſt das Kind war für ihn nicht mehr auf der Welt.

Der alte Arzt kam wieder, kam jeden Tag, mitunter zweimal, blieb dann eine ganze Nacht, ſchrieb wieder ein Recept, und der Knecht Iven Johns ritt damit im Flug zur Apotheke. Dann aber wurde ſein Geſicht freundlicher, er nickte dem Deichgrafen vertraulich zu: „Es geht! Es geht! Mit Gottes Hülfe!“

und eines Tags — hatte nun ſeine Kunſt die Krankheit beſiegt, oder hatte auf Haukes Gebet der liebe Gott doch noch einen Ausweg finden können — als der Doctor mit der Kranken allein war, ſprach er zu ihr, und ſeine alten Augen lachten: „Frau, jetzt kann ich's getroſt Euch ſagen: heut hat der Doctor ſeinen Feſttag; es ſtand ſchlimm um Euch; aber nun gehöret Ihr wieder zu uns, zu den Lebendigen!“

Da brach es wie ein Strahlenmeer aus ihren dunklen Augen: „Hauke! Hauke, wo biſt du?“ rief ſie, und als er auf den hellen Ruf ins Zimmer und an ihr Bett ſtürzte, ſchlug ſie die Arme um ſeinen Nacken: „Hauke, mein Mann, gerettet! Ich bleibe bei dir!“

Da zog der alte Doctor ſein ſeiden Schnupftuch aus der Taſche, fuhr ſich damit über Stirn und Wangen und ging kopfnickend aus dem Zimmer.

— — Am dritten Abend nach dieſem Tage ſprach ein frommer Redner — es war ein vom Deichgrafen aus der Arbeit gejagter Pantoffelmacher — im Conventikel bei dem holländiſchen Schneider, da er ſeinen Zuhörern die Eigenſchaften Gottes auseinanderſetzte: „Wer aber Gottes Allmacht widerſtreitet, wer da ſagt:

ich weiß, du kannſt nicht, was du willſt — wir kennen den Unglückſeligen ja Alle; er laſtet gleich einem Stein auf der Gemeinde — der iſt von Gott gefallen und ſuchet den Feind Gottes, den Freund der Sünde zu ſeinem Tröſter; denn nach irgend einem Stabe muß die Hand des Menſchen greifen. Ihr aber, hütet Euch vor dem, der alſo betet; ſein Gebet iſt Fluch!‘

— — Auch das lief um von Haus zu Haus. Was läuft nicht um in einer kleinen Gemeinde? und auch zu Haukes Ohren kam es. Er ſprach kein Wort darüber, nicht einmal zu ſeinem Weibe; nur mitunter konnte er ſie heftig umfaſſen und an ſich ziehen: ‚Bleib mir treu, Elke! Bleib mir treu!‘ — Dann ſahen ihre Augen voll Staunen zu ihm auf: ‚Dir treu? Wem ſollte ich denn anders treu ſein?‘ — Nach einer kurzen Weile aber hatte ſie ſein Wort verſtanden: ‚Ja, Hauke, wir ſind uns treu; nicht nur, weil wir uns brauchen.‘ Und dann ging Jedes ſeinen Arbeitsweg.

Das wäre ſo weit gut geweſen; aber es war doch trotz aller lebendigen Arbeit eine Einſamkeit um ihn, und in ſeinem Herzen niſtete ſich ein Trotz und abgeſchloſſenes Weſen gegen andere Menſchen ein; nur gegen ſein Weib blieb er allezeit der Gleiche, und an der Wiege ſeines Kindes lag er Abends und Morgens auf den Knien, als ſei dort die Stätte ſeines ewigen Heils. Gegen Geſinde und Arbeiter aber wurde er ſtrenger; die Ungeſchickten und Fahrläſſigen, die er früher durch ruhigen Tadel zurecht gewieſen hatte, wurden jetzt durch hartes Anfahren aufgeſchreckt, und Elke ging mitunter leiſe beſſern.

⁂

Als der Frühling nahte, begannen wieder die Deicharbeiten; mit einem Kajedeich wurde zum Schutz der jetzt aufzubauenden neuen Schleuſe die Lücke in der weſtlichen Deichlinie geſchloſſen, halbmondförmig nach innen und ebenſo nach außen; und gleich der Schleuſe wuchs allmählich auch der Hauptdeich zu ſeiner immer raſcher herzuſtellenden Höhe empor. Leichter wurde dem leitenden Deichgrafen ſeine Arbeit nicht; denn an Stelle des im Winter verſtorbenen Jewe Manners war Ole Peters als Deichgevollmächtigter eingetreten. Hauke hatte nicht verſuchen wollen, es zu hindern; aber anſtatt der ermuthigenden Worte und der dazu gehörigen zuthunlichen Schläge auf ſeine linke Schulter, die er ſo oft von dem alten Pathen ſeines Weibes eincaſſirt hatte, kamen ihm jetzt von dem Nachfolger ein heimliches Widerhalten und unnöthige Einwände und waren mit unnöthigen Gründen zu bekämpfen; denn Ole gehörte zwar zu den Wichtigen, aber in Deichſachen nicht zu den Klugen; auch war von früher her der ‚Schreiberknecht' ihm immer noch im Wege.

Der glänzendſte Himmel breitete ſich wieder über Meer und Marſch, und der Koog wurde wieder bunt von ſtarken Rindern, deren Gebrüll von Zeit zu Zeit die weite Stille unterbrach; unabläſſig ſangen in hoher Himmelsluft die Lerchen; aber man hörte es erſt, wenn einmal auf eines Athemzuges Länge der Geſang verſtummt war. Kein Unwetter ſtörte die Arbeit, und die Schleuſe ſtand ſchon mit ihrem ungeſtrichenen Balkengefüge, ohne daß auch nur in einer Nacht ſie eines Schutzes von dem Interims-Deich bedurft hätte; der Herrgott ſchien ſeine Gunſt dem neuen Werke zuzuwenden. Auch Frau Elkes Augen lachten ihrem Manne zu, wenn er auf ſeinem Schimmel draußen von dem Deich nach Hauſe kam:

„Biſt doch ein braves Thier geworden!“ ſagte ſie dann und klopfte den blanken Hals des Pferdes. Hauke aber, wenn ſie das Kind am Halſe hatte, ſprang herab und ließ das winzige Dinglein auf ſeinen Armen tanzen; wenn dann der Schimmel ſeine braunen Augen auf das Kind gerichtet hielt, dann ſprach er wohl: „Komm her; ſollſt auch die Ehre haben!“ und er ſetzte die kleine Wienke — denn ſo war ſie getauft worden — auf ſeinen Sattel und führte den Schimmel auf der Werft im Kreiſe herum. Auch der alte Eſchenbaum hatte mitunter die Ehre; er ſetzte das Kind auf einen ſchwanken Aſt und ließ es ſchaukeln. Die Mutter ſtand mit lachenden Augen in der Hausthür; das Kind aber lachte nicht, ſeine Augen, zwiſchen denen ein feines Näschen ſtand, ſchauten ein wenig ſtumpf ins Weite, und die kleinen Hände griffen nicht nach dem Stöckchen, das der Vater ihr hinhielt. Hauke achtete nicht darauf, er wußte auch nichts von ſo kleinen Kindern; nur Elke, wenn ſie das helläugige Mädchen auf dem Arm ihrer Arbeitsfrau erblickte, die mit ihr zugleich das Wochenbett beſtanden hatte, ſagte mitunter ſchmerzlich: „Das Meine iſt noch nicht ſo weit wie deines, Stina!“ und die Frau, ihren dicken Jungen, den ſie an der Hand hatte, mit derber Liebe ſchüttelnd, rief dann wohl: ‚Ja, Frau, die Kinder ſind verſchieden; der da, der ſtahl mir ſchon die Aepfel aus der Kammer, bevor er übers zweite Jahr hinaus war!‘ Und Elke ſtrich dem dicken Buben ſein Kraushaar aus den Augen und drückte dann heimlich ihr ſtilles Kind ans Herz.

— — Als es in den October hineinging, ſtand an der Weſtſeite die neue Schleuſe ſchon feſt in dem von beiden Seiten ſchließenden Hauptdeich, der bis auf die Lücken bei dem Priehle nun mit ſeinem ſanften Profile ringsum nach den Waſſerſeiten abfiel und um fünfzehn Fuß die ordinäre Fluth überragte. Von ſeiner Nordweſtecke ſah man an Jevershallig vorbei ungehindert in das Wattenmeer hinaus; aber freilich auch die Winde faßten hier ſchärfer; die Haare flogen, und wer hier ausſchauen wollte, der mußte die Mütze feſt auf dem Kopf haben.

Zu Ende November, wo Sturm und Regen eingefallen waren, blieb nur noch hart am alten Deich die Schlucht zu ſchließen, auf deren Grunde an der Nordſeite das Meerwaſſer durch den Priehl in den neuen Koog hineinſchoß. Zu beiden Seiten ſtanden die Wände des Deiches; der Abgrund zwiſchen ihnen mußte jetzt verſchwinden. Ein trocken Sommerwetter hätte die Arbeit wohl erleichtert; aber auch ſo mußte ſie gethan werden; denn ein aufbrechender Sturm konnte das ganze Werk gefährden. Und Hauke ſetzte Alles daran, um jetzt den Schluß herbeizuführen. Der Regen ſtrömte, der Wind pfiff; aber ſeine hagere Geſtalt auf dem feurigen Schimmel tauchte bald hier, bald dort aus den ſchwarzen Menſchenmaſſen empor, die oben wie unten an der Nordſeite des Deiches neben der Schlucht beſchäftigt waren. Jetzt ſah man ihn unten bei den Sturzkarren, die ſchon weither die Kleierde aus dem Vorlande holen mußten, und von denen eben ein gedrängter Haufen bei dem Priehle anlangte und ſeine Laſt dort abzuwerfen ſuchte. Durch das Geklatſch des Regens und das Brauſen des Windes klangen von Zeit zu Zeit die ſcharfen Befehlsworte des Deichgrafen, der heute hier allein gebieten wollte; er rief die Karren nach den Nummern vor und wies die Drängenden zurück; ein „Halt!“ ſcholl von ſeinem Munde; dann ruhte unten die Arbeit; ‚Stroh! ein Fuder Stroh hinab!‘ rief er denen droben zu, und von einem der oben haltenden Fuder ſtürzte es auf den naſſen Klei hinunter. Unten ſprangen Männer dazwiſchen und zerrten es auseinander und ſchrien nach oben, ſie nur nicht zu begraben. Und wieder kamen neue Karren, und Hauke war ſchon wieder oben und ſah von ſeinem Schimmel in die Schlucht hinab, und wie ſie dort ſchaufelten und ſtürzten; dann warf er ſeine Augen nach dem Haf hinaus. Es wehte ſcharf, und er ſah, wie mehr und mehr der Waſſerſaum am Deich hinaufklimmte, und wie die Wellen ſich noch höher hoben; er ſah auch, wie die Leute trieſten und kaum athmen konnten in der ſchweren Arbeit vor dem Winde, der ihnen die Luft am Munde abſchnitt, und vor dem kalten Regen, der ſie überſtrömte. „Ausgehalten, Leute! Ausgehalten!" ſchrie er zu ihnen hinab. „Nur einen Fuß noch höher; dann iſt's genug für dieſe Fluth!" Und durch alles Getöſe des Wetters hörte man das Geräuſch der Arbeiter: das Klatſchen der hineingeſtürzten Kleimaſſen, das Raſſeln der Karren und das Rauſchen des von oben hinabgelaſſenen Strohes ging unaufhaltſam vorwärts; dazwiſchen war mitunter das Winſeln eines kleinen gelben Hundes laut geworden, der frierend und wie verloren zwiſchen

Menſchen und Fuhrwerken herumgeſtoßen wurde; plötzlich aber ſcholl ein jammervoller Schrei des kleinen Thieres von unten aus der Schlucht herauf. Hauke blickte hinab; er hatte es von oben hinunterſchleudern ſehen; eine jähe Zornröthe ſtieg ihm ins Geſicht. ‚Halt! Haltet ein!' ſchrie er zu den Karren hinunter; denn der naſſe Klei wurde unaufhaltſam aufgeſchüttet.

‚Warum?' ſchrie eine rauhe Stimme von unten herauf; ‚doch um die elende Hunde-Creatur nicht?'

‚Halt! ſag ich,' ſchrie Hauke wieder; ‚bringt mir den Hund! Bei unſerem Werke ſoll kein Frevel ſein!'

Aber es rührte ſich keine Hand; nur ein paar Spaten zähen Kleis flogen noch neben das ſchreiende Thier. Da gab er ſeinem Schimmel die Sporen, daß das Thier einen Schrei ausſtieß, und ſtürmte den Deich hinab, und Alles wich vor ihm zurück. ‚Den Hund!' ſchrie er; ‚ich will den Hund!'

Eine Hand ſchlug ſanft auf ſeine Schulter, als wäre es die Hand des alten Jewe Manners; doch als er umſah, war es nur ein Freund des Alten. ‚Nehmt Euch in Acht, Deichgraf!' raunte der ihm zu.

‚Ihr habt nicht Freunde unter dieſen Leuten; laßt es mit dem Hunde gehen!‘

Der Wind pfiff, der Regen klatſchte; die Leute hatten die Spaten in den Grund geſteckt, einige ſie fortgeworfen. Hauke neigte ſich zu dem Alten: ‚Wollt Ihr meinen Schimmel halten, Harke Jens?‘ frug er; und als jener noch kaum den Zügel in der Hand hatte, war Hauke ſchon in die Kluft geſprungen und hielt das kleine winſelnde Thier in ſeinem Arm; und faſt im ſelben Augenblicke ſaß er auch wieder hoch im Sattel und ſprengte auf den Deich zurück. Seine Augen flogen über die Männer, die bei den Wagen ſtanden. ‚Wer war es?‘ rief er. ‚Wer hat die Creatur hinabgeworfen?‘

Einen Augenblick ſchwieg Alles; denn aus dem hageren Geſicht des Deichgrafen ſprühte der Zorn, und ſie hatten abergläubiſche Furcht vor ihm. Da trat von einem Fuhrwerk ein ſtiernackiger Kerl vor ihn hin. ‚Ich that es nicht, Deichgraf,‘ ſagte er und biß von einer Rolle Kautabak ein Endchen ab, das er ſich erſt ruhig in den Mund ſchob; ‚aber der es that, hat recht gethan; ſoll Euer Deich ſich halten, ſo muß was Lebiges hinein!‘

— ‚Was Lebiges? Aus welchem Katechismus haſt du das gelernt?“

‚Aus keinem, Herr!“ entgegnete der Kerl, und aus ſeiner Kehle ſtieß ein freches Lachen; ‚das haben unſere Großväter ſchon gewußt, die ſich mit Euch im Chriſtenthum wohl meſſen durften! Ein Kind iſt beſſer noch; wenn das nicht da iſt, thut's auch wohl ein Hund!‘

‚Schweig du mit deinen Heidenlehren,‘ ſchrie ihn Hauke an, ‚es ſtopfte beſſer, wenn man dich hineinwürfe.‘

‚Oho!‘ erſcholl es; aus einem Dutzend Kehlen war der Laut gekommen, und der Deichgraf gewahrte ringsum grimmige Geſichter und geballte Fäuſte; er ſah wohl, daß das keine Freunde waren; der Gedanke an ſeinen Deich überfiel ihn wie ein Schrecken: was ſollte werden, wenn jetzt Alle ihre Spaten hinwürfen? — Und als er nun den Blick nach unten richtete, ſah er wieder den Freund des alten Jewe Manners; der ging dort zwiſchen den Arbeitern, ſprach zu Dem und Jenem, lachte hier Einem zu, klopfte dort mit freundlichem Geſicht Einem auf die Schulter, und Einer nach dem Anderen faßte wieder ſeinen Spaten; noch einige Augenblicke, und die Arbeit war wieder in vollem Gange. — Was wollte er denn noch? Der Priehl mußte geſchloſſen werden, und den Hund barg er ſicher genug in den Falten ſeines Mantels. Mit plötzlichem Entſchluß wandte er ſeinen Schimmel gegen den nächſten Wagen: ‚Stroh an die Kante!' rief er herriſch, und wie mechaniſch gehorchte ihm der Fuhrknecht; bald rauſchte es hinab in die Tiefe, und von allen Seiten regte es ſich aufs Neue und mit allen Armen.

Eine Stunde war noch ſo gearbeitet; es war nach ſechs Uhr, und ſchon brach tiefe Dämmerung herein; der Regen hatte aufgehört; da rief Hauke die Aufſeher an ſein Pferd: ‚Morgen früh vier Uhr,' ſagte er, ‚iſt Alles wieder auf dem Platz; der Mond wird noch am Himmel ſein; da machen wir mit Gott den Schluß! Und dann noch Eines!' rief er, als ſie gehen wollten: ‚Kennt Ihr den Hund?' und er nahm das zitternde Thier aus ſeinem Mantel.

Sie verneinten das; nur Einer ſagte: ‚Der hat ſich taglang ſchon im Dorf herumgebettelt; der gehört gar Keinem!'

‚Dann iſt er mein!' entgegnete der Deichgraf.

„Vergeſſet nicht: morgen früh vier Uhr!“ und ritt davon.

Als er heim kam, trat Ann' Grethe aus der Thür; ſie hatte ſaubere Kleidung an, und es fuhr ihm durch den Kopf, ſie gehe jetzt zum Conventikelſchneider: „Halt die Schürze auf!“ rief er ihr zu, und da ſie es unwillkürlich that, warf er das kleibeſchmutzte Hündlein ihr hinein: ‚Bring ihn der kleinen Wienke; er ſoll ihr Spielkamerad werden! Aber waſch und wärm ihn zuvor; ſo thuſt du auch ein gottgefällig Werk; denn die Creatur iſt ſchier verklommen.‘

Und Ann' Grethe konnte nicht laſſen, ihrem Wirth Gehorſam zu leiſten und kam deshalb heute nicht in den Conventikel.

* * *

Und am anderen Tage wurde der letzte Spatenſtich am neuen Deich gethan; der Wind hatte ſich gelegt; in anmuthigem Fluge ſchwebten Möven und Avoſetten über Land und Waſſer hin und wieder; von Jevershallig tönte das tauſendſtimmige Geknorr der Rottgänſe, die ſich's noch heute an der Küſte der Nordſee wohl ſein ließen, und aus den weißen

Morgennebeln, welche die weite Marſch bedeckten, ſtieg allmählich ein goldener Herbſttag und beleuchtete das neue Werk der Menſchenhände.

Nach einigen Wochen kamen mit dem Oberdeichgrafen die herrſchaftlichen Commiſſäre zur Beſichtigung desſelben; ein großes Feſtmahl, das erſte nach dem Leichenmahl des alten Tede Volkerts, wurde im deichgräflichen Hauſe gehalten; alle Deichgevollmächtigten und die größten Intereſſenten waren dazu geladen. Nach Tiſche wurden ſämmtliche Wagen der Gäſte und des Deichgrafen angeſpannt; Frau Elke wurde von dem Oberdeichgrafen in die Carriole gehoben, vor der der braune Wallach mit ſeinen Hufen ſtampfte; dann ſprang er ſelber hinten nach und nahm die Zügel in die Hand; er wollte die geſcheidte Frau ſeines Deichgrafen ſelber fahren. So ging es munter von der Werfte und in den Weg hinaus, den Akt zum neuen Deich hinan und auf demſelben um den jungen Koog herum. Es war inmittelſt ein leichter Nordweſtwind aufgekommen, und an der Nord- und Weſtſeite des neuen Deiches wurde die Fluth hinaufgetrieben; aber es war unverkennbar, der ſanfte Abfall bedingte einen ſanfteren Anſchlag;

aus dem Munde der herrſchaftlichen Commiſſäre ſtrömte das Lob des Deichgrafen, daß die Bedenken, welche hie und da von den Gevollmächtigten dagegen langſam vorgebracht wurden, gar bald darin erſtickten.

— Auch das ging vorüber; aber noch eine Genugthuung empfing der Deichgraf eines Tages, da er in ſtillem, ſelbſtbewußtem Sinnen auf dem neuen Deich entlang ritt. Es mochte ihm wohl die Frage kommen, weshalb der Koog, der ohne ihn nicht da wäre, in dem ſein Schweiß und ſeine Nachtwachen ſteckten, nun ſchließlich nach einer der herrſchaftlichen Prinzeſſinnen ‚der neue Carolinenkoog‘ getauft ſei; aber es war doch ſo: auf allen dahin gehörigen Schriftſtücken ſtand der Name, auf einigen ſogar in rother Fracturſchrift. Da, als er aufblickte, ſah er zwei Arbeiter mit ihren Feldgeräthſchaften, der eine etwa zwanzig Schritte hinter dem anderen, ſich entgegenkommen: ‚So wart doch!‘ hörte er den Nachfolgenden rufen; der Andere aber — er ſtand eben an einem Akt, der in den Koog hinunterführte — rief ihm entgegen: ‚Ein andermal, Jens! Es iſt ſchon ſpät; ich ſoll hier Klei ſchlagen!‘

— „Wo denn?“

„Nun hier, im Hauke-Haienkoog!“

Er rief es laut, indem er den Akt hinabtrabte, als ſolle die ganze Marſch es hören, die darunter lag. Hauke aber war es, als höre er ſeinen Ruhm verkünden; er hob ſich im Sattel, gab ſeinem Schimmel die Sporen und ſah mit feſten Augen über die weite Landſchaft hin, die zu ſeiner Linken lag. „Hauke-Haienkoog!“ wiederholte er leis; das klang, als könnt es alle Zeit nicht anders heißen! Mochten ſie trotzen, wie ſie wollten, um ſeinen Namen war doch nicht herumzukommen; der Prinzeſſinnen-Name — würde er nicht bald nur noch in alten Schriften modern? — Der Schimmel ging in ſtolzem Galopp; vor ſeinen Ohren aber ſummte es: „Hauke-Haienkoog! Hauke-Haienkoog!“ In ſeinen Gedanken wuchs faſt der neue Deich zu einem achten Weltwunder; in ganz Friesland war nicht ſeines Gleichen! Und er ließ den Schimmel tanzen; ihm war, er ſtünde inmitten aller Frieſen; er überragte ſie um Kopfeshöhe, und ſeine Blicke flogen ſcharf und mitleidig über ſie hin.

— — Allmählich waren drei Jahre ſeit der Eindeichung hingegangen; das neue Werk hatte ſich bewährt, die Reparaturkoſten waren nur gering geweſen; im Kooge aber blühte jetzt faſt überall der weiße Klee, und ging man über die geſchützten Weiden, ſo trug der Sommerwind einem ganze Wolken ſüßen Dufts entgegen. Da war die Zeit gekommen, die bisher nur idealen Antheile in wirkliche zu verwandeln und allen Theilnehmern ihre beſtimmten Stücke für immer eigenthümlich zuzuſetzen. Hauke war nicht müßig geweſen, vorher noch einige neue zu erwerben; Ole Peters hatte ſich verbiſſen zurückgehalten; ihm gehörte nichts im neuen Kooge. Ohne Verdruß und Streit hatte auch ſo die Theilung nicht abgehen können; aber fertig war er gleichwohl geworden; auch dieſer Tag lag hinter dem Deichgrafen.

* * *

Fortan lebte er einſam ſeinen Pflichten als Hofwirth wie als Deichgraf und denen, die ihm am nächſten angehörten; die alten Freunde waren nicht mehr in der Zeitlichkeit, neue zu erwerben war er nicht geeignet. Aber unter ſeinem Dach war Frieden, den auch das ſtille Kind nicht ſtörte; es ſprach wenig, das ſtete Fragen, was den aufgeweckten Kindern eigen iſt, kam ſelten und meiſt ſo, daß dem Gefragten die Antwort darauf ſchwer wurde; aber ihr liebes, einfältiges Geſichtlein trug faſt immer den Ausdruck der Zufriedenheit. Zwei Spielkameraden hatte ſie, die waren ihr genug: wenn ſie über die Werfte wanderte, ſprang das gerettete gelbe Hündlein ſtets um ſie herum, und wenn der Hund ſich zeigte, war auch klein Wienke nicht mehr fern. Der zweite Kamerad war eine Lachmöve, und wie der Hund ‚Perle‘, ſo hieß die Möve ‚Claus‘.

Claus war durch ein greiſes Menſchenkind auf dem Hofe inſtallirt worden; die achtzigjährige Trien' Jans hatte in ihrer Kathe auf dem Außendeich ſich nicht mehr durchbringen können; da hatte Frau Elke gemeint, die verlebte Dienſtmagd ihres Großvaters könnte bei ihnen noch ein paar ſtille Abendſtunden und eine gute Sterbekammer finden, und ſo, halb mit Gewalt, war ſie von ihr und Hauke nach dem Hofe geholt und in dem Nordweſt-Stübchen der neuen Scheuer untergebracht worden, die der Deichgraf vor einigen Jahren neben dem Haupthauſe bei der Vergrößerung ſeiner Wirthſchaft hatte bauen müſſen; ein paar der Mägde hatten daneben ihre Kammer erhalten und konnten der Greiſin Nachts zur Hand geben. Rings an den Wänden hatte ſie ihr altes Hausgeräth: eine Schatulle von Zuckerkiſtenholz, darüber zwei bunte Bilder vom verlorenen Sohn, ein längſt zur Ruhe geſtelltes Spinnrad und ein ſehr ſauberes Gardinenbett, vor dem ein ungefüger, mit dem weißen Fell des weiland Angorakaters überzogener Schemel ſtand. Aber auch was Lebiges hatte ſie noch um ſich gehabt und mit hieher gebracht: das war die Möve Claus, die ſich ſchon jahrelang zu ihr gehalten hatte und von ihr gefüttert worden war; freilich, wenn es Winter wurde, flog ſie mit den anderen Möven ſüdwärts und kam erſt wieder, wenn am Strand der Wermuth duftete.

Die Scheuer lag etwas tiefer an der Werfte; die Alte konnte von ihrem Fenſter aus nicht über den Deich auf die See hinausblicken. ‚Du haſt mich hier als wie gefangen, Deichgraf!‘ murrte ſie eines Tages, als Hauke zu ihr eintrat, und wies mit ihrem verkrümmten Finger nach den Fennen hinaus, die ſich dort unten breiteten. ‚Wo iſt denn Jeversſand? Da über den rothen oder über den ſchwarzen Ochſen hinaus?‘

‚Was will Sie denn mit Jeversſand?“ frug Hauke.

— ‚Ach was, Jeversſand!‘ brummte die Alte. ‚Aber ich will doch ſehen, wo mein Jung mir derzeit iſt zu Gott gegangen!‘

— ‚Wenn Sie das ſehen will,‘ entgegnete Hauke, ‚ſo muß Sie ſich oben unter den Eſchenbaum ſetzen, da ſieht Sie das ganze Haf!‘

‚Ja,‘ ſagte die Alte; ‚ja, wenn ich deine jungen Beine hätte, Deichgraf!‘

Dergleichen blieb lange der Dank für die Hülfe, die ihr die Deichgrafsleute angedeihen ließen; dann aber wurde es auf einmal anders. Der kleine Kindskopf Wienkes guckte eines Morgens durch die halbgeöffnete Thür zu ihr herein. ‚Na,‘ rief die Alte, welche mit den Händen ineinander auf ihrem Holzſtuhl ſaß, ‚was haſt du denn zu beſtellen?“

Aber das Kind kam ſchweigend näher und ſah ſie mit ihren gleichgültigen Augen unabläſſig an.

‚Biſt du das Deichgrafskind?“ frug ſie Trien' Jans, und da das Kind wie nickend das Köpfchen ſenkte, fuhr ſie fort: ‚So ſetz dich hier auf meinen Schemel! Ein Angorakater iſt's geweſen — ſo groß!

Aber dein Vater hat ihn todtgeſchlagen. Wenn er noch lebig wäre, ſo könntſt du auf ihm reiten.“

Wienke richtete ſtumm ihre Augen auf das weiße Fell; dann kniete ſie nieder und begann es mit ihren kleinen Händen zu ſtreicheln, wie Kinder es bei einer lebenden Katze oder einem Hunde zu machen pflegen. „Armer Kater!“ ſagte ſie dann und fuhr wieder in ihren Liebkoſungen fort.

„So!“ rief nach einer Weile die Alte, „jetzt iſt es genug; und ſitzen kannſt du auch noch heut auf ihm; vielleicht hat dein Vater ihn auch nur um deshalb todtgeſchlagen!“ Dann hob ſie das Kind an beiden Armen in die Höhe und ſetzte es derb auf den Schemel nieder. Da es aber ſtumm und unbeweglich ſitzen blieb und ſie nur immer anſah, begann ſie mit dem Kopfe zu ſchütteln: „Du ſtrafſt ihn, Gott der Herr! Ja, ja, du ſtrafſt ihn!“ murmelte ſie; aber ein Erbarmen mit dem Kinde ſchien ſie doch zu überkommen; ihre knöcherne Hand ſtrich über das dürftige Haar desſelben, und aus den Augen der Kleinen kam es, als ob ihr damit wohl geſchehe.

Von nun an kam Wienke täglich zu der Alten in die Kammer; ſie ſetzte ſich bald von ſelbſt auf den

Angoraſchemel, und Trien' Jans gab ihr kleine Fleiſch- und Brotſtückchen in ihre Händchen, welche ſie allezeit in Vorrath hatte, und ließ ſie dieſe auf den Fußboden werfen; dann kam mit Gekreiſch und ausgeſpreizten Flügeln die Möve aus irgend einem Winkel hervorgeſchoſſen und machte ſich darüber her. Erſt erſchrak das Kind und ſchrie auf vor dem großen, ſtürmenden Vogel; bald aber war es wie ein eingelerntes Spiel, und wenn ſie nur ihr Köpfchen durch den Thürſpalt ſteckte, ſchoß ſchon der Vogel auf ſie zu und ſetzte ſich ihr auf Kopf oder Schulter, bis die Alte ihr zu Hülfe kam und die Fütterung beginnen konnte. Trien' Jans, die es ſonſt nicht hatte leiden können, daß einer auch nur die Hand nach ihrem ‚Claus' ausſtreckte, ſah jetzt geduldig zu, wie das Kind allmählich ihr den Vogel völlig abgewann. Er ließ ſich willig von ihr haſchen; ſie trug ihn umher und wickelte ihn in ihre Schürze, und wenn dann auf der Werfte etwa das gelbe Hündlein um ſie herum und eiferſüchtig gegen den Vogel aufſprang, dann rief ſie wohl: ‚Nicht du, nicht du, Perle!' und hob mit ihren Aermchen die Möve ſo hoch, daß dieſe, ſich ſelbſt befreiend, ſchreiend über die Werfte hinflog, und ſtatt ihrer nun der Hund durch Schmeicheln und Springen den Platz auf ihren Armen zu erobern ſuchte.

Fielen zufällig Haukes oder Elkes Augen auf dies wunderliche Vierblatt, das nur durch einen gleichen Mangel am ſelben Stengel feſtgehalten wurde, dann flog wohl ein zärtlicher Blick auf ihr Kind; hatten ſie ſich gewandt, ſo blieb nur noch ein Schmerz auf ihrem Antlitz, den jedes einſam mit ſich von dannen trug; denn das erlöſende Wort war zwiſchen ihnen noch nicht geſprochen worden. Da eines Sommervormittages, als Wienke mit der Alten und den beiden Thieren auf den großen Steinen vor der Scheunthür ſaß, gingen ihre beiden Eltern, der Deichgraf ſeinen Schimmel hinter ſich, die Zügel über dem Arme, hier vorüber; er wollte auf den Deich hinaus und hatte das Pferd ſich ſelber von der Fenne heraufgeholt; ſein Weib hatte auf der Werfte ſich an ſeinen Arm gehängt. Die Sonne ſchien warm hernieder; es war faſt ſchwül, und mitunter kam ein Windſtoß aus Süd-Süd-Oſt. Dem Kinde mochte es auf dem Platze unbehaglich werden: „Wienke will mit!“ rief ſie, ſchüttelte die Möve von ihrem Schooß und griff nach der Hand ihres Vaters.

‚So komm!' ſagte dieſer.

— Frau Elke aber rief: ‚In dem Wind? Sie fliegt dir weg!'

‚Ich halt ſie ſchon; und heut haben wir warme Luft und luſtig Waſſer; da kann ſie's tanzen ſehen.'

Und Elke lief ins Haus und holte noch ein Tüchlein und ein Käppchen für ihr Kind. ‚Aber es giebt ein Wetter,' ſagte ſie; ‚macht, daß ihr fortkommt, und ſeid bald wieder hier!'

Hauke lachte: ‚Das ſoll uns nicht zu faſſen kriegen!' und hob das Kind zu ſich auf den Sattel. Frau Elke blieb noch eine Weile auf der Werfte, und ſah, mit der Hand ihre Augen beſchattend, die Beiden auf den Weg und nach dem Deich hinübertraben; Trien' Jans ſaß auf dem Stein und murmelte Unverſtändliches mit ihren welken Lippen.

Das Kind lag regungslos im Arm des Vaters; es war, als athme es beklommen unter dem Druck der Gewitterluft; er neigte den Kopf zu ihr: ‚Nun, Wienke?' frug er.

Das Kind ſah ihn eine Weile an: ‚Vater,' ſagte es, ‚du kannſt das doch! Kannſt du nicht Alles?'

‚Was ſoll ich können, Wienke?'

Aber ſie ſchwieg; ſie ſchien die eigene Frage nicht verſtanden zu haben.

Es war Hochfluth; als ſie auf den Deich hinaufkamen, ſchlug der Widerſchein der Sonne von dem weiten Waſſer ihr in die Augen, ein Wirbelwind trieb die Wellen ſtrudelnd in die Höhe, und neue kamen heran und ſchlugen klatſchend gegen den Strand, da klammerte ſie ihre Händchen angſtvoll um die Fauſt ihres Vaters, die den Zügel führte, daß der Schimmel mit einem Satz zur Seite fuhr. Die blaßblauen Augen ſahen in wirrem Schreck zu Hauke auf: ‚Das Waſſer, Vater! das Waſſer!' rief ſie.

Aber er löſte ſich ſanft und ſagte: ‚Still, Kind, du biſt bei deinem Vater; das Waſſer thut dir nichts!'

Sie ſtrich ſich das fahlblonde Haar aus der Stirn und wagte es wieder, auf die See hinauszuſehen. ‚Es thut mir nichts,' ſagte ſie zitternd; ‚nein, ſag, daß es uns nichts thun ſoll; du kannſt das, und dann thut es uns auch nichts!'

‚Nicht ich kann das, Kind,‘ entgegnete Hauke ernſt; ‚aber der Deich, auf dem wir reiten, der ſchützt uns, und den hat dein Vater ausgedacht und bauen laſſen.‘

Ihre Augen gingen wider ihn, als ob ſie das nicht ganz verſtünde; dann barg ſie ihr auffallend kleines Köpfchen in dem weiten Rocke ihres Vaters.

‚Warum verſteckſt du dich, Wienke?‘ raunte der ihr zu; ‚iſt dir noch immer bange?‘ Und ein zitterndes Stimmchen kam aus den Falten des Rockes: ‚Wienke will lieber nicht ſehen; aber du kannſt doch Alles, Vater?‘

Ein ferner Donner rollte gegen den Wind herauf. „Hoho!‘ rief Hauke, ‚da kommt es!‘ und wandte ſein Pferd zur Rückkehr. ‚Nun wollen wir heim zur Mutter!‘

Das Kind that einen tiefen Athemzug; aber erſt, als ſie die Werfte und das Haus erreicht hatten, hob es das Köpfchen von ſeines Vaters Bruſt. Als dann Frau Elke ihr im Zimmer das Tüchelchen und die Kapuze abgenommen hatte, blieb ſie wie ein kleiner ſtummer Kegel vor der Mutter ſtehen. ‚Nun, Wienke,‘

ſagte dieſe und ſchüttelte ſie leiſe, ‚magſt du das große Waſſer leiden?‘

Aber das Kind riß die Augen auf: ‚Es ſpricht,‘ ſagte ſie; ‚Wienke iſt bange!‘

— ‚Es ſpricht nicht; es rauſcht und toſet nur!‘

Das Kind ſah ins Weite: ‚Hat es Beine?‘ frug es wieder; ‚kann es über den Deich kommen?‘

— ‚Nein, Wienke; dafür paßt dein Vater auf, er iſt der Deichgraf.‘

‚Ja,‘ ſagte das Kind und klatſchte mit blödem Lächeln in ſeine Händchen; ‚Vater kann Alles — Alles!‘ Dann plötzlich, ſich von der Mutter abwendend, rief ſie: ‚Laß Wienke zu Trien' Jans, die hat rothe Aepfel!‘

Und Elke öffnete die Thür und ließ das Kind hinaus. Als ſie dieſelbe wieder geſchloſſen hatte, ſchlug ſie mit einem Ausdruck des tiefſten Grams die Augen zu ihrem Manne auf, aus denen ihm ſonſt nur Troſt und Muth zu Hülfe gekommen war.

Er reichte ihr die Hand und drückte ſie, als ob es zwiſchen ihnen keines weiteren Wortes bedürfe; ſie aber ſagte leis: ‚Nein, Hauke, laß mich ſprechen: das Kind, das ich nach Jahren dir geboren habe, es wird für immer ein Kind bleiben. O, lieber Gott! es iſt ſchwachſinnig; ich muß es einmal vor dir ſagen.‘

‚Ich wußte es längſt,‘ ſagte Hauke und hielt die Hand ſeines Weibes feſt, die ſie ihm entziehen wollte.

‚So ſind wir denn doch allein geblieben,‘ ſprach ſie wieder.

Aber Hauke ſchüttelte den Kopf: ‚Ich hab ſie lieb, und ſie ſchlägt ihre Aermchen um mich und drückt ſich feſt an meine Bruſt; um alle Schätze wollt ich das nicht miſſen!‘

Die Frau ſah finſter vor ſich hin: ‚Aber warum?‘ ſprach ſie; ‚was hab ich arme Mutter denn verſchuldet?‘

— ‚Ja, Elke, das hab ich freilich auch gefragt; den, der allein es wiſſen kann; aber du weißt ja auch, der Allmächtige giebt den Menſchen keine Antwort — vielleicht, weil wir ſie nicht begreifen würden.‘

Er hatte auch die andere Hand ſeines Weibes gefaßt und zog ſie ſanft zu ſich heran: ‚Laß dich nicht irren, dein Kind, wie du es thuſt, zu lieben; ſei ſicher, das verſteht es!‘

Da warf ſich Elke an ihres Mannes Bruſt und weinte ſich ſatt und war mit ihrem Leid nicht mehr allein. Dann plötzlich lächelte ſie ihn an; nach einem heftigen Händedruck lief ſie hinaus und holte ſich ihr Kind aus der Kammer der alten Trien' Jans, und nahm es auf ihren Schooß und hätſchelte und küßte es, bis es ſtammelnd ſagte: „Mutter, mein liebe Mutter!“

* * *

So lebten die Menſchen auf dem Deichgrafshofe ſtill beiſammen; wäre das Kind nicht da geweſen, es hätte viel gefehlt.

Allmählich verfloß der Sommer; die Zugvögel waren durchgezogen, die Luft wurde leer vom Geſang der Lerchen; nur vor den Scheunen, wo ſie beim Dreſchen Körner pickten, hörte man hie und da einige kreiſchend davonfliegen; ſchon war Alles hart gefroren. In der Küche des Haupthauſes ſaß eines Nachmittags die alte Trien' Jans auf der Holzſtufe einer Treppe, die neben dem Feuerherd nach dem Boden lief. Es war in den letzten Wochen, als ſei ſie aufgelebt; ſie kam jetzt gern einmal in die Küche und ſah Frau Elke hier hantiren; es war keine Rede mehr davon, daß ihre Beine ſie nicht hätten dahin tragen können, ſeit eines Tages klein Wienke ſie an der Schürze hier heraufgezogen hatte. Jetzt kniete das Kind an ihrer Seite und ſah mit ſeinen ſtillen Augen in die Flammen, die aus dem Herdloch aufflackerten; ihr eines Händchen klammerte ſich an den Aermel der Alten, das andere lag in ihrem eigenen fahlblonden Haar. Trien' Jans erzählte: ‚Du weißt,‘ ſagte ſie, ‚ich ſtand in Dienſt bei deinem Urgroßvater, als Hausmagd, und dann mußt ich die Schweine füttern; der war klüger als ſie Alle — da war es, es iſt grauſam lange her; aber eines Abends, der Mond ſchien, da ließen ſie die Haffſchleuſe ſchließen, und ſie konnte nicht wieder zurück in See. O, wie ſie ſchrie und mit ihren Fiſchhänden ſich in ihre harten ſtruppigen Haare griff! Ja, Kind, ich ſah es und hörte ſie ſelber ſchreien! Die Gräben zwiſchen den Fennen waren alle voll Waſſer, und der Mond ſchien darauf, daß ſie wie Silber glänzten, und ſie ſchwamm aus einem Graben in den anderen und hob die Arme und ſchlug, was ihre Hände waren, aneinander, daß man es weither klatſchen hörte, als wenn ſie beten wollte; aber, Kind, beten können dieſe Creaturen nicht. Ich ſaß vor der Hausthür auf ein paar Balken, die zum Bauen angefahren waren, und ſah weithin über die Fennen; und das Waſſerweib ſchwamm noch immer in den Gräben, und wenn ſie die Arme aufhob, ſo glitzerten auch die wie Silber und Demanten. Zuletzt ſah ich ſie nicht mehr, und die Wildgänſe und Möven, die ich all die Zeit nicht gehört hatte, zogen wieder mit Pfeifen und Schnattern durch die Luft.‘

Die Alte ſchwieg; das Kind hatte ein Wort ſich aufgefangen: ‚Konnte nicht beten?‘ frug ſie. ‚Was ſagſt du? Wer war es?‘

‚Kind,‘ ſagte die Alte; ‚die Waſſerfrau war es; das ſind Undinger, die nicht ſelig werden können.‘

‚Nicht ſelig!‘ wiederholte das Kind, und ein tiefer Seufzer, als habe ſie das verſtanden, hob die kleine Bruſt.

— ‚Trien' Jans!‘ kam eine tiefe Stimme von der Küchenthür, und die Alte zuckte leicht zuſammen. Es war der Deichgraf Hauke Haien, der dort am Ständer lehnte: ‚Was redet Sie dem Kinde vor? Hab ich Ihr nicht geboten, Ihre Mären für ſich zu behalten, oder ſie den Gänſ' und Hühnern zu erzählen?‘

Die Alte ſah ihn mit einem böſen Blick an und ſchob die Kleine von ſich fort: ‚Das ſind keine Mären,‘ murmelte ſie in ſich hinein, ‚das hat mein Großohm mir erzählt.‘

— ‚Ihr Großohm, Trien'? Sie wollte es ja eben ſelbſt erlebt haben.‘

‚Das iſt egal,‘ ſagte die Alte; ‚aber Ihr glaubt nicht, Hauke Haien; Ihr wollt wohl meinen Großohm noch zum Lügner machen!‘ Dann rückte ſie näher an den Herd und ſtreckte die Hände über die Flammen des Feuerlochs.

Der Deichgraf warf einen Blick gegen das Fenſter: draußen dämmerte es noch kaum. ‚Komm, Wienke!‘ ſagte er und zog ſein ſchwachſinniges Kind zu ſich heran; ‚komm mit mir, ich will dir draußen vom Deich aus etwas zeigen! Nur müſſen wir zu Fuß gehen; der Schimmel iſt beim Schmied.‘ Dann ging er mit ihr in die Stube, und Elke band dem Kinde dicke wollene Tücher um Hals und Schultern; und bald danach ging der Vater mit ihr auf dem alten Deiche nach Nordweſt hinauf, Jeversſand vorbei, bis wo die Watten breit, faſt unüberſehbar wurden.

Bald hatte er ſie getragen, bald ging ſie an ſeiner Hand; die Dämmerung wuchs allmählich: in der Ferne verſchwand Alles in Dunſt und Duft. Aber dort, wohin noch das Auge reichte, hatten die unſichtbar ſchwellenden Wattſtröme das Eis zerriſſen, und, wie Hauke Haien es in ſeiner Jugend einſt geſehen hatte, aus den Spalten ſtiegen wie damals die rauchenden Nebel, und daran entlang waren wiederum die unheimlichen närriſchen Geſtalten und hüpften gegeneinander und dienerten und dehnten ſich plötzlich ſchreckhaft in die Breite.

Das Kind klammerte ſich angſtvoll an ſeinen Vater und deckte deſſen Hand über ſein Geſichtlein: ‚Die Seeteufel!‘ raunte es zitternd zwiſchen ſeine Finger; ‚die Seeteufel!‘

Er ſchüttelte den Kopf: ‚Nein, Wienke, weder Waſſerweiber noch Seeteufel; ſo Etwas giebt es nicht; wer hat dir davon geſagt?‘

Sie ſah mit ſtumpfem Blicke zu ihm herauf; aber ſie antwortete nicht. Er ſtrich ihr zärtlich über die Wangen: ‚Sieh nur wieder hin!‘ ſagte er, ‚das ſind nur arme hungrige Vögel! Sieh nur, wie jetzt der große ſeine Flügel breitet; die holen ſich die Fiſche, die in die rauchenden Spalten kommen.'

‚Fiſche,' wiederholte Wienke.

‚Ja, Kind, das Alles iſt lebig, ſo wie wir; es giebt nichts Anderes; aber der liebe Gott iſt überall!'

Klein Wienke hatte ihre Augen feſt auf den Boden gerichtet und hielt den Athem an; es war, als ſähe ſie erſchrocken in einen Abgrund. Es war vielleicht nur ſo; der Vater blickte lange auf ſie hin, er bückte ſich und ſah in ihr Geſichtlein; aber keine Regung der verſchloſſenen Seele wurde darin kund. Er hob ſie auf den Arm und ſteckte ihre verklommenen Händchen in einen ſeiner dicken Wollhandſchuhe: ‚So, mein Wienke' — und das Kind vernahm wohl nicht den Ton von heftiger Innigkeit in ſeinen Worten —, ‚ſo, wärm dich bei mir! Du biſt doch unſer Kind, unſer einziges. Du haſt uns lieb! ...' Die Stimme brach dem Manne; aber die Kleine drückte zärtlich ihr Köpfchen in ſeinen rauhen Bart.

So gingen ſie friedlich heimwärts.

* * *

Nach Neujahr war wieder einmal die Sorge in das Haus getreten; ein Marſchfieber hatte den Deichgrafen ergriffen; auch mit ihm ging es nah am Rand der Grube her, und als er unter Frau Elkes Pfleg' und Sorge wieder erſtanden war, ſchien er kaum derſelbe Mann. Die Mattigkeit des Körpers lag auch auf ſeinem Geiſte, und Elke ſah mit Beſorgniß, wie er allzeit leicht zufrieden war. Dennoch, gegen Ende des März, drängte es ihn, ſeinen Schimmel zu beſteigen und zum erſten Male wieder auf ſeinem Deich entlang zu reiten; es war an einem Nachmittage, und die Sonne, die zuvor geſchienen hatte, lag längſt ſchon wieder hinter trübem Duft.

Im Winter hatte es ein paar Mal Hochwaſſer gegeben; aber es war nicht von Belang geweſen; nur drüben am anderen Ufer war auf einer Hallig eine Heerde Schafe ertrunken und ein Stück vom Vorland abgeriſſen worden; hier an dieſer Seite und am neuen Kooge war ein nennenswerther Schaden nicht geſchehen. Aber in der letzten Nacht hatte ein ſtärkerer Sturm getobt; jetzt mußte der Deichgraf ſelbſt hinaus und Alles mit eigenem Aug beſichtigen. Schon war er unten von der Süd-Oſtecke aus auf dem neuen Deich herumgeritten, und es war Alles wohl erhalten; als er aber an die Nord-Oſtecke gekommen war, dort wo der neue Deich auf den alten ſtößt, war zwar der erſtere unverſehrt, aber wo früher der Priehl den alten erreicht hatte und an ihm entlang gefloſſen war, ſah er in großer Breite die Grasnarbe zerſtört und fortgeriſſen und in dem Körper des Deiches eine von der Fluth gewühlte Höhlung, durch welche überdies ein Gewirr von Mäuſegängen bloßgelegt war. Hauke ſtieg vom Pferde und beſichtigte den Schaden in der Nähe: das Mäuſeunheil ſchien unverkennbar noch unſichtbar weiter fortzulaufen.

Er erſchrak heftig; gegen Alles dieſes hätte ſchon beim Bau des neuen Deiches Obacht genommen werden müſſen; da es damals überſehen worden, ſo mußte es jetzt geſchehen! — Das Vieh war noch nicht auf den Fennen, das Gras war ungewohnt zurückgeblieben, wohin er blickte, es ſah ihn leer und öde an. Er beſtieg wieder ſein Pferd und ritt am Ufer hin und her: es war Ebbe, und er gewahrte wohl, wie der Strom von außen her ſich wieder ein neues Bett im Schlick gewühlt hatte und jetzt von Nordweſten auf den alten Deich geſtoßen war; der neue aber, ſoweit es ihn traf, hatte mit ſeinem ſanfteren Profile dem Anprall widerſtehen können.

Ein Haufen neuer Plag' und Arbeit erhob ſich vor der Seele des Deichgrafen: nicht nur der alte Deich mußte hier verſtärkt, auch deſſen Profil dem des neuen angenähert werden; vor Allem aber mußte der als gefährlich wieder aufgetretene Priehl durch neu zu legende Dämme oder Lahnungen abgeleitet werden. Noch einmal ritt er auf dem neuen Deich bis an die äußerſte Nord-Weſtecke, dann wieder rückwärts, die Augen unabläſſig auf das neu gewühlte Bett des Priehles heftend, der ihm zur Seite ſich deutlich genug in dem bloßgelegten Schlickgrund abzeichnete. Der Schimmel drängte vorwärts und ſchnob und ſchlug mit den Vorderhufen; aber der Reiter drückte ihn zurück, er wollte langſam reiten, er wollte auch die innere Unruhe bändigen, die immer wilder in ihm aufgohr.

Wenn eine Sturmfluth wiederkäme — eine, wie 1655 dageweſen, wo Gut und Menſchen ungezählt verſchlungen wurden — wenn ſie wiederkäme, wie ſie ſchon mehrmals einſt gekommen war! — Ein heißer Schauer überrieſelte den Reiter — der alte Deich, er würde den Stoß nicht aushalten, der gegen ihn heranſchöſſe! Was dann, was ſollte dann geſchehen? — Nur eines, ein einzig Mittel würde es geben, um vielleicht den alten Koog und Gut und Leben darin zu retten. Hauke fühlte ſein Herz ſtill ſtehen, ſein ſonſt ſo feſter Kopf ſchwindelte; er ſprach es nicht aus, aber in ihm ſprach es ſtark genug: Dein Koog, der Hauke-Haienkoog müßte preisgegeben und der neue Deich durchſtochen werden!

Schon ſah er im Geiſt die ſtürzende Hochfluth hereinbrechen und Gras und Klee mit ihrem ſalzen ſchäumenden Giſcht bedecken. Ein Sporenſtich fuhr in die Weichen des Schimmels, und einen Schrei ausſtoßend, flog er auf dem Deich entlang und dann den Akt hinab, der deichgräflichen Werfte zu.

Den Kopf voll von innerem Schreckniß und ungeordneten Plänen kam er nach Hauſe. Er warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl, und als Elke mit der Tochter in das Zimmer trat, ſtand er wieder auf und hob das Kind zu ſich empor und küßte es; dann jagte er das gelbe Hündlein mit ein paar leichten

Schlägen von ſich. „Ich muß noch einmal droben nach dem Krug!“ ſagte er und nahm ſeine Mütze vom Thürhaken, wohin er ſie eben erſt gehängt hatte.

Seine Frau ſah ihn ſorgvoll an: ‚Was willſt du dort? Es wird ſchon Abend, Hauke!‘

‚Deichgeſchichten!‘ murmelte er vor ſich hin, ‚ich treffe von den Gevollmächtigten dort.‘

Sie ging ihm nach und drückte ihm die Hand, denn er war mit dieſen Worten ſchon zur Thür hinaus. Hauke Haien, der ſonſt Alles bei ſich ſelber abgeſchloſſen hatte, drängte es jetzt, ein Wort von Jenen zu erhalten, die er ſonſt kaum eines Antheils werth gehalten hatte. Im Gaſtzimmer traf er Ole Peters mit zweien der Gevollmächtigten und einem Koogseinwohner am Kartentiſch.

‚Du kommſt wohl von draußen, Deichgraf?‘ ſagte der Erſtere, nahm die halb ausgetheilten Karten auf und warf ſie wieder hin.

‚Ja, Ole,‘ erwiderte Hauke; ‚ich war dort; es ſieht übel aus.‘

‚Uebel? — Nun, ein paar Hundert Soden und eine Beſtickung wird's wohl koſten; ich war dort auch am Nachmittag.‘

‚So wohlfeil wird's nicht abgehen, Ole,‘ erwiderte der Deichgraf, ‚der Priehl iſt wieder da, und wenn er jetzt auch nicht von Norden auf den alten Deich ſtößt, ſo thut er's doch von Nordweſten!“

‚Du hättſt ihn laſſen ſollen, wo du ihn fandeſt!“ ſagte Ole trocken.

‚Das heißt,‘ entgegnete Hauke, ‚der neue Koog geht dich nichts an; und darum ſollte er nicht exiſtiren. Das iſt deine eigene Schuld! Aber wenn wir Lahnungen legen müſſen, um den alten Deich zu ſchützen, der grüne Klee hinter dem neuen bringt das übermäßig ein!“

‚Was ſagt Ihr, Deichgraf?“ riefen die Gevollmächtigten; ‚Lahnungen? Wie viele denn? Ihr liebt es, Alles beim theuerſten Ende anzufaſſen!“

Die Karten lagen unberührt auf dem Tiſch. ‚Ich will's dir ſagen, Deichgraf,‘ ſagte Ole Peters und ſtemmte beide Arme auf, ‚dein neuer Koog iſt ein freſſend Werk, was du uns geſtiftet haſt! Noch laborirt Alles an den ſchweren Koſten deiner breiten Deiche; nun frißt er uns auch den alten Deich, und wir ſollen ihn verneuen! — Zum Glück iſt's nicht ſo ſchlimm; er hat diesmal gehalten und wird es auch noch ferner thun! Steig nur morgen wieder auf deinen Schimmel und ſieh es dir noch einmal an!“

Hauke war aus dem Frieden ſeines Hauſes hieher gekommen; hinter den immerhin noch gemäßigten Worten, die er eben hörte, lag — er konnte es nicht verkennen — ein zäher Widerſtand, ihm war, als fehle ihm dagegen noch die alte Kraft. ‚Ich will thun, wie du es räthſt, Ole,‘ ſprach er; ‚nur fürcht ich, ich werd es finden, wie ich es heut geſehen habe.‘

— Eine unruhige Nacht folgte dieſem Tage; Hauke wälzte ſich ſchlaflos in ſeinen Kiſſen. ‚Was iſt dir?“ frug ihn Elke, welche die Sorge um ihren Mann wach hielt; ‚drückt dich etwas, ſo ſprich es von dir; wir haben's ja immer ſo gehalten!“

‚Es hat nichts auf ſich, Elke!“ erwiderte er, ‚am Deiche, an den Schleuſen iſt was zu repariren; du weißt, daß ich das allzeit Nachts in mir zu verarbeiten habe.‘ Weiter ſagte er nichts; er wollte ſich die Freiheit ſeines Handelns vorbehalten; ihm unbewußt war die klare Einſicht und der kräftige Geiſt ſeines Weibes ihm in ſeiner augenblicklichen Schwäche ein Hinderniß, dem er unwillkürlich auswich.

— — Am folgenden Vormittag, als er wieder auf den Deich hinauskam, war die Welt eine andere, als wie er ſie Tags zuvor gefunden hatte; zwar war wieder hohl Ebbe, aber der Tag war noch im Steigen, und eine lichte Frühlingsſonne ließ ihre Strahlen faſt ſenkrecht auf die unabſehbaren Watten fallen; die weißen Möven ſchwebten ruhig hin und wieder, und unſichtbar über ihnen, hoch unter dem azurblauen Himmel, ſangen die Lerchen ihre ewige Melodie. Hauke, der nicht wußte, wie uns die Natur mit ihrem Reiz betrügen kann, ſtand auf der Nordweſtecke des Deiches und ſuchte nach dem neuen Bett des Priehles, das ihn geſtern ſo erſchreckt hatte; aber bei dem vom Zenith herabſchießenden Sonnenlichte fand er es anfänglich nicht einmal; erſt da er gegen die blendenden Strahlen ſeine Augen mit der Hand beſchattete, konnte er es nicht verkennen; aber dennoch, die Schatten in der geſtrigen Dämmerung mußten ihn getäuſcht haben; es kennzeichnete ſich jetzt nur ſchwach; die bloßgelegte Mäuſewirthſchaft mußte mehr als die Fluth den Schaden in dem Deich veranlaßt haben. Freilich, Wandel mußte hier geſchafft werden; aber durch ſorgfältiges Aufgraben, und wie

Ole Peters geſagt hatte, durch friſche Soden und einige Ruthen Strohbeſtickung war der Schaden auszuheilen.

„Es war ſo ſchlimm nicht,“ ſprach er erleichtert zu ſich ſelber, „du biſt geſtern doch dein eigner Narr geweſen!“ — Er berief die Gevollmächtigten, und die Arbeiten wurden ohne Widerſpruch beſchloſſen, was bisher noch nie geſchehen war. Der Deichgraf meinte eine ſtärkende Ruhe in ſeinem noch geſchwächten Körper ſich verbreiten zu fühlen; und nach einigen Wochen war Alles ſauber ausgeführt.

Das Jahr ging weiter, aber je weiter es ging und je ungeſtörter die neugelegten Raſen durch die Strohdecke grünten, um ſo unruhiger ging oder ritt Hauke an dieſer Stelle vorüber, er wandte die Augen ab, er ritt hart an der Binnenſeite des Deiches; ein paar Mal, wo er dort hätte vorüber müſſen, ließ er ſein ſchon geſatteltes Pferd wieder in den Stall zurückführen; dann wieder, wo er nichts dort zu thun hatte, wanderte er, um nur raſch und ungeſehen von ſeiner Werfte fortzukommen, plötzlich und zu Fuß dahin; manchmal auch war er umgekehrt, er hatte es ſich nicht zumuthen können, die unheimliche

Stelle aufs Neue zu betrachten; und endlich, mit den Händen hätte er Alles wieder aufreißen mögen; denn wie ein Gewiſſensbiß, der außer ihm Geſtalt gewonnen hatte, lag dies Stück des Deiches ihm vor Augen. Und doch, ſeine Hand konnte nicht mehr daran rühren; und Niemandem, ſelbſt nicht ſeinem Weibe, durfte er davon reden. So war der September gekommen; Nachts hatte ein mäßiger Sturm getobt und war zuletzt nach Nordweſt umgeſprungen. An trübem Vormittag danach, zur Ebbezeit, ritt Hauke auf den Deich hinaus, und es durchfuhr ihn, als er ſeine Augen über die Watten ſchweifen ließ; dort, von Nordweſt herauf, ſah er plötzlich wieder, und ſchärfer und tiefer ausgewühlt, das geſpenſtiſche neue Bett des Priehles; ſo ſehr er ſeine Augen anſtrengte, es wollte nicht mehr weichen.

Als er nach Haus kam, ergriff Elke ſeine Hand: „Was haſt du, Hauke?“ ſprach ſie, als ſie in ſein düſteres Antlitz ſah; „es iſt doch kein neues Unheil? Wir ſind jetzt ſo glücklich; mir iſt, du haſt nun Frieden mit ihnen Allen!“

Dieſen Worten gegenüber vermochte er ſeine verworrene Furcht nicht in Worten kund zu geben.

‚Nein, Elke,‘ ſagte er, ‚mich feindet Niemand an; es iſt nur ein verantwortlich Amt, die Gemeinde vor unſeres Herrgotts Meer zu ſchützen.‘

Er machte ſich los, um weiteren Fragen des geliebten Weibes auszuweichen. Er ging in Stall und Scheuer, als ob er Alles revidiren müſſe; aber er ſah nichts um ſich her; er war nur befliſſen, ſeinen Gewiſſensbiß zur Ruhe, ihn ſich ſelber als eine krankhaft übertriebene Angſt zur Ueberzeugung zu bringen.

— — Das Jahr, von dem ich Ihnen erzähle,“ ſagte nach einer Weile mein Gaſtfreund, der Schulmeiſter, „war das Jahr 1756, das in dieſer Gegend nie vergeſſen wird; im Hauſe Hauke Haiens brachte es eine Todte. Zu Ende des Septembers war in der Kammer, welche ihr in der Scheune eingeräumt war, die faſt neunzigjährige Trien’ Jans am Sterben. Man hatte ſie nach ihrem Wunſche in den Kiſſen aufgerichtet, und ihre Augen gingen durch die kleinen bleigefaßten Scheiben in die Ferne; es mußte dort am Himmel eine dünnere Luftſchicht über einer dichteren liegen; denn es war hohe Kimmung, und die Spiegelung hob in dieſem Augenblick das Meer wie einen flimmernden Silberſtreifen über den Rand des Deiches, ſo daß es blendend in die Kammer ſchimmerte; auch die Südſpitze von Jeversſand war ſichtbar.

Am Fußende des Bettes kauerte die kleine Wienke und hielt mit der einen Hand ſich feſt an der ihres Vaters, der daneben ſtand. In das Antlitz der Sterbenden grub eben der Tod das hippokratiſche Geſicht, und das Kind ſtarrte athemlos auf die unheimliche, ihr unverſtändliche Verwandlung des unſchönen, aber ihr vertrauten Angeſichts.

„Was macht ſie? Was iſt das, Vater?“ flüſterte ſie angſtvoll und grub die Fingernägel in ihres Vaters Hand.

„Sie ſtirbt!“ ſagte der Deichgraf.

„Stirbt!“ wiederholte das Kind und ſchien in verworrenes Sinnen zu verfallen.

Aber die Alte rührte noch einmal ihre Lippen: „Jins! Jins!“ und kreiſchend, wie ein Nothſchrei, brach es hervor, und ihre knöchernen Arme ſtreckten ſich gegen die draußen flimmernde Meeresſpiegelung: „Hëlp mi! Hëlp mi! Du biſt ja bâwen Wâter ... Gott gnad de Annern!“

Ihre Arme ſanken, ein leiſes Krachen der Bettſtatt wurde hörbar; ſie hatte aufgehört zu leben.

Das Kind that einen tiefen Seufzer und warf die blaſſen Augen zu ihrem Vater auf: ‚Stirbt ſie noch immer?‘ frug es.

‚Sie hat es vollbracht!‘ ſagte der Deichgraf und nahm das Kind auf ſeinen Arm: ‚Sie iſt nun weit von uns, beim lieben Gott.‘

‚Beim lieben Gott!‘ wiederholte das Kind und ſchwieg eine Weile, als müſſe es den Worten nachſinnen. ‚Iſt das gut, beim lieben Gott?‘

‚Ja, das iſt das Beſte.‘ — In Haukes Innerem aber klang ſchwer die letzte Rede der Sterbenden. ‚Gott gnad de Annern!‘ ſprach es leiſe in ihm. ‚Was wollte die alte Hexe? Sind denn die Sterbenden Propheten? — —‘

— — Bald, nachdem Trien’ Jans oben bei der Kirche eingegraben war, begann man immer lauter von allerlei Unheil und ſeltſamem Geſchmeiß zu reden, das die Menſchen in Nordfriesland erſchreckt haben ſollte; und ſicher war es, am Sonntage Lätare war droben von der Thurmſpitze der goldene Hahn durch einen Wirbelwind herabgeworfen worden; auch das war richtig, im Hochſommer fiel, wie ein Schnee, ein groß Geſchmeiß vom Himmel, daß man die Augen davor nicht aufthun konnte, und es hernach faſt handhoch auf den Fennen lag, und hatte Niemand je ſo was geſehen; als aber nach Ende September der Großknecht mit Korn und die Magd Ann' Grethe mit Butter in die Stadt zu Markt gefahren waren, kletterten ſie bei ihrer Rückkunſt mit ſchreckensbleichen Geſichtern von ihrem Wagen. „Was iſt? Was habt ihr?" riefen die anderen Dirnen, die hinausgelaufen waren, da ſie den Wagen rollen hörten.

Ann' Grethe in ihrem Reiſe-Anzug trat athemlos in die geräumige Küche. „Nun, ſo erzähl doch!" riefen die Dirnen wieder, „wo iſt das Unglück los?"

„Ach, unſer lieber Jeſus wolle uns behüten!" rief Ann' Grethe. „Ihr wißt, von drüben, überm Waſſer, das alt Mariken vom Ziegelhof, wir ſtehen mit unſerer Butter ja allzeit zuſammen an der Apotheker-Ecke, die hat es mir erzählt, und Iven Johns ſagte auch, ‚das giebt ein Unglück!' ſagte er; ‚ein Unglück über ganz Nordfriesland; glaub mir's, Ann' Greth! Und" — ſie dämpfte ihre Stimme — „mit des Deichgrafs Schimmel iſt's am Ende auch nicht richtig!"

„Scht! Scht!" machten die anderen Dirnen.

— „Ja, ja; was kümmert's mich! Aber drüben, an der anderen Seite, geht's noch ſchlimmer als bei uns! Nicht bloß Fliegen und Geſchmeiß, auch Blut iſt wie Regen vom Himmel gefallen; und da am Sonntag Morgen danach der Paſtor ſein Waſchbecken vorgenommen hat, ſind fünf Todtenköpfe, wie Erbſen groß, darin geweſen, und Alle ſind gekommen, um das zu ſehen; im Monat Auguſti ſind grauſige rothköpfige Raupenwürmer über das Land gezogen und haben Korn und Mehl und Brot und was ſie fanden, weggefreſſen, und hat kein Feuer ſie vertilgen können!"

Die Erzählerin verſtummte plötzlich; keine der Mägde hatte bemerkt, daß die Hausfrau in die Küche getreten war. „Was redet ihr da?" ſprach dieſe. „Laßt das den Wirth nicht hören!" Und da ſie Alle jetzt erzählen wollten: „Es thut nicht noth; ich habe genug davon vernommen; geht an euere Arbeit, das bringt euch beſſeren Segen!" Dann nahm ſie Ann' Grethe mit ſich in die Stube und hielt mit dieſer Abrechnung über ihre Marktgeſchäfte.

So fand im Hauſe des Deichgrafen das abergläubiſche Geſchwätz bei der Herrſchaft keinen Anhalt; aber in die übrigen Häuſer, und je länger die Abende wurden, um deſto leichter drang es mehr und mehr hinein. Wie ſchwere Luft lag es auf Allen; und heimlich ſagte man es ſich, ein Unheil, ein ſchweres, würde über Nordfriesland kommen.

* * *

Es war vor Allerheiligen, im Oktober. Tag über hatte es ſtark aus Südweſt geſtürmt; Abends ſtand ein halber Mond am Himmel, dunkelbraune Wolken jagten überhin, und Schatten und trübes Licht flogen auf der Erde durcheinander; der Sturm war im Wachſen. Im Zimmer des Deichgrafen ſtand noch der geleerte Abendtiſch; die Knechte waren in den Stall gewieſen, um dort des Viehes zu achten; die Mägde mußten im Hauſe und auf den Böden nachſehen, ob Thüren und Luken wohl verſchloſſen ſeien, daß nicht der Sturm hineinfaſſe und Unheil anrichte. Drinnen ſtand Hauke neben ſeiner

Frau am Fenſter; er hatte eben ſein Abendbrot hinabgeſchlungen; er war draußen auf dem Deich geweſen. Zu Fuße war er hinausgetrabt, ſchon früh am Nachmittag; ſpitze Pfähle und Säcke voll Klei oder Erde hatte er hie und dort, wo der Deich eine Schwäche zu verrathen ſchien, zuſammentragen laſſen; überall hatte er Leute angeſtellt, um die Pfähle einzurammen und mit den Säcken vorzudämmen, ſobald die Fluth den Deich zu ſchädigen beginne; an dem Winkel zu Nordweſten, wo der alte und der neue Deich zuſammenſtießen, hatte er die meiſten Menſchen hingeſtellt; nur im Nothfall durften ſie von den angewieſenen Plätzen weichen. Das hatte er zurückgelaſſen; dann, vor kaum einer Viertelſtunde, naß, zerzauſt, war er in ſeinem Hauſe angekommen, und jetzt, das Ohr nach den Windböen, welche die in Blei gefaßten Scheiben raſſeln machten, blickte er wie gedankenlos in die wüſte Nacht hinaus; die Wanduhr hinter ihrer Glasſcheibe ſchlug eben acht. Das Kind, das neben der Mutter ſtand, fuhr zuſammen und barg den Kopf in deren Kleider. ‚Claus!‘ rief ſie weinend; ‚wo iſt mein Claus?‘

Sie konnte wohl ſo fragen; denn die Möve hatte, wie ſchon im vorigen Jahre, ſo auch jetzt ihre Winterreiſe nicht mehr angetreten. Der Vater überhörte die Frage; die Mutter aber nahm das Kind auf ihren Arm. ‚Dein Claus iſt in der Scheune,‘ ſagte ſie; ‚da ſitzt er warm.‘

‚Warum?‘ ſagte Wienke, ‚iſt das gut?‘

— ‚Ja, das iſt gut.‘

Der Hausherr ſtand noch am Fenſter: ‚Es geht nicht länger, Elke!‘ ſagte er; ‚ruf eine von den Dirnen; der Sturm drückt uns die Scheiben ein; die Luken müſſen angeſchroben werden!‘

Auf das Wort der Hausfrau war die Magd hinausgelaufen; man ſah vom Zimmer aus, wie ihr die Röcke flogen; aber als ſie die Klammern gelöſt hatte, riß ihr der Sturm den Laden aus der Hand und warf ihn gegen die Fenſter, daß ein paar Scheiben zerſplittert in die Stube flogen und eins der Lichter qualmend ausloſch. Hauke mußte ſelbſt hinaus, zu helfen, und nur mit Noth kamen allmählich die Luken vor die Fenſter. Als ſie beim Wiedereintritt in das Haus die Thür aufriſſen, fuhr eine Böe hinterdrein, daß Glas und Silber im Wandſchrank durcheinander klirrten: oben im Hauſe über ihren Köpfen zitterten und krachten die Balken, als wolle der Sturm das Dach von den Mauern reißen. Aber Hauke kam nicht wieder in das Zimmer; Elke hörte, wie er durch die Tenne nach dem Stalle ſchritt. ‚Den Schimmel! Den Schimmel, John! Raſch!‘ So hörte ſie ihn rufen; dann kam er wieder in die Stube, das Haar zerzauſt, aber die grauen Augen leuchtend. ‚Der Wind iſt umgeſprungen!‘ rief er —, ‚nach Nordweſt, auf halber Springfluth! Kein Wind; — wir haben ſolchen Sturm noch nicht erlebt!‘

Elke war todtenblaß geworden: ‚Und du mußt noch einmal hinaus?‘

Er ergriff ihre beiden Hände und drückte ſie wie im Krampfe in die ſeinen: ‚Das muß ich, Elke.‘

Sie erhob langſam ihre dunklen Augen zu ihm, und ein paar Secunden lang ſahen ſie ſich an; doch war's wie eine Ewigkeit. ‚Ja, Hauke,‘ ſagte das Weib; ‚ich weiß es wohl, du mußt!‘

Da trabte es draußen vor der Hausthür. Sie fiel ihm um den Hals, und einen Augenblick war's, als könne ſie ihn nicht laſſen; aber auch das war nur ein Augenblick. ‚Das iſt unſer Kampf!‘ ſprach Hauke; ‚ihr ſeid hier ſicher; an dies Haus iſt noch keine Fluth geſtiegen. Und bete zu Gott, daß er auch mit mir ſei!‘

Hauke hüllte ſich in ſeinen Mantel, und Elke nahm ein Tuch und wickelte es ihm ſorgſam um den Hals; ſie wollte ein Wort ſprechen, aber die zitternden Lippen verſagten es ihr.

Draußen wieherte der Schimmel, daß es wie Trompetenſchall in das Heulen des Sturmes hineinklang. Elke war mit ihrem Mann hinausgegangen; die alte Eſche knarrte, als ob ſie auseinanderſtürzen ſolle. ‚Steigt auf, Herr!‘ rief der Knecht, ‚der Schimmel iſt wie toll; die Zügel könnten reißen.‘ Hauke ſchlug die Arme um ſein Weib: ‚Bei Sonnenaufgang bin ich wieder da!‘

Schon war er auf ſein Pferd geſprungen; das Thier ſtieg mit den Vorderhufen in die Höhe; dann gleich einem Streithengſt, der ſich in die Schlacht ſtürzt, jagte es mit ſeinem Reiter die Werfte hinunter, in Nacht und Sturmgeheul hinaus. ‚Vater, mein Vater!‘ ſchrie eine klägliche Kinderſtimme hinter ihm darein: ‚Mein lieber Vater!‘

Wienke war im Dunklen hinter dem Fortjagenden hergelaufen; aber ſchon nach hundert Schritten ſtrauchelte ſie über einen Erdhaufen und fiel zu Boden.

Der Knecht Iven Johns brachte das weinende Kind der Mutter zurück; die lehnte am Stamme der Eiche, deren Zweige über ihr die Luft peitſchten, und ſtarrte wie abweſend in die Nacht hinaus, in der ihr Mann verſchwunden war; wenn das Brüllen des Sturmes und das ferne Klatſchen des Meeres einen Augenblick ausſetzten, fuhr ſie wie in Schreck zuſammen; ihr war jetzt, als ſuche Alles nur ihn zu verderben, und werde jäh verſtummen, wenn es ihn gefaßt habe. Ihre Knie zitterten, ihre Haare hatte der Sturm gelöſt und trieb damit ſein Spiel. „Hier iſt das Kind, Frau!“ ſchrie John ihr zu; „haltet es feſt!“ und drückte die Kleine der Mutter in den Arm.

„Das Kind? — Ich hatte dich vergeſſen, Wienke!“ rief ſie; „Gott verzeih mir's.“ Dann hob ſie es an ihre Bruſt, ſo feſt nur Liebe faſſen kann, und ſtürzte mit ihr in die Knie: „Herr Gott und du mein Jeſus, laß uns nicht Wittwe und nicht Waiſe werden! Schütz ihn, o lieber Gott; nur du und ich, wir kennen ihn allein!' Und der Sturm ſetzte nicht mehr aus; es tönte und donnerte, als ſolle die ganze Welt in ungeheuerem Hall und Schall zu Grunde gehen.

‚Geht in das Haus, Frau!' ſagte John; ‚kommt!' und er half ihnen auf und leitete die Beiden in das Haus und in die Stube.

— — Der Deichgraf Hauke Haien jagte auf ſeinem Schimmel dem Deiche zu. Der ſchmale Weg war grundlos; denn die Tage vorher war unermeßlicher Regen gefallen; aber der naſſe, ſaugende Klei ſchien gleichwohl die Hufe des Thieres nicht zu halten, es war, als hätte es feſten Sommerboden unter ſich. Wie eine wilde Jagd trieben die Wolken am Himmel; unten lag die weite Marſch wie eine unerkennbare, von unruhigen Schatten erfüllte Wüſte; von dem Waſſer hinter dem Deiche, immer ungeheurer, kam ein dumpfes Toſen, als müſſe es alles Andere verſchlingen. ‚Vorwärts, Schimmel!' rief Hauke; ‚wir reiten unſeren ſchlimmſten Ritt!'

Da klang es wie ein Todesſchrei unter den Hufen ſeines Roſſes. Er riß den Zügel zurück; er ſah ſich um: ihm zur Seite dicht über dem Boden, bald fliegend, bald vom Sturme geſchleudert, zog eine Schaar von weißen Möven, ein höhniſches Gegacker ausſtoßend; ſie ſuchten Schutz im Lande. Eine von ihnen — der Mond ſchien flüchtig durch die Wolken — lag am Weg zertreten: dem Reiter war's, als flattere ein rothes Band an ihrem Halſe. „Claus!" rief er. „Armer Claus!"

War es der Vogel ſeines Kindes? Hatte er Roß und Reiter erkannt und ſich bei ihnen bergen wollen? — Der Reiter wußte es nicht. „Vorwärts!" rief er wieder, und ſchon hob der Schimmel zu neuem Rennen ſeine Hufe, da ſetzte der Sturm plötzlich aus, eine Todtenſtille trat an ſeine Stelle; nur eine Secunde lang, dann kam er mit erneuter Wuth zurück; aber Menſchenſtimmen und verlorenes Hundegebell waren inzwiſchen an des Reiters Ohr geſchlagen, und als er rückwärts nach ſeinem Dorf den Kopf wandte, erkannte er in dem Mondlicht, das hervorbrach, auf den Werften und vor den Häuſern Menſchen an hochbeladenen Wagen umher hantirend; er ſah, wie im Fluge, noch andere Wagen eilend nach der Geeſt hinauffahren; Gebrüll von Rindern traf ſein Ohr, die aus den warmen Ställen nach dort hinaufgetrieben wurden. ‚Gott Dank! ſie ſind dabei, ſich und ihr Vieh zu retten!‘ rief es in ihm; und dann mit einem Angſtſchrei: ‚Mein Weib! Mein Kind! — Nein, nein; auf unſere Werfte ſteigt das Waſſer nicht!‘

Aber nur einen Augenblick war es; nur wie eine Viſion flog Alles an ihm vorbei.

Eine furchtbare Böe kam brüllend vom Meer herüber, und ihr entgegen ſtürmten Roß und Reiter den ſchmalen Akt zum Deich hinan. Als ſie oben waren, ſtoppte Hauke mit Gewalt ſein Pferd. Aber wo war das Meer? Wo Jeversſand? Wo blieb das Ufer drüben? — — Nur Berge von Waſſer ſah er vor ſich, die dräuend gegen den nächtlichen Himmel ſtiegen, die in der furchtbaren Dämmerung ſich über einander zu thürmen ſuchten und über einander gegen das feſte Land ſchlugen. Mit weißen Kronen kamen ſie daher, heulend, als ſei in ihnen der Schrei alles furchtbaren Raubgethiers der Wildniß. Der Schimmel ſchlug mit den Vorderhufen und ſchnob mit ſeinen Nüſtern in den Lärm hinaus; den Reiter aber wollte es überfallen, als ſei hier alle Menſchenmacht zu Ende; als müſſe jetzt die Nacht, der Tod, das Nichts hereinbrechen.

Doch er beſann ſich: es war ja Sturmfluth: nur hatte er ſie ſelbſt noch nimmer ſo geſehen; ſein Weib, ſein Kind, ſie ſaßen ſicher auf der hohen Werfte, in dem feſten Hauſe; ſein Deich aber — und wie ein Stolz flog es ihm durch die Bruſt — der Hauke-Haiendeich, wie ihn die Leute nannten, der mochte jetzt beweiſen, wie man Deiche bauen müſſe!

Aber — was war das? — Er hielt an dem Winkel zwiſchen beiden Deichen; wo waren die Leute, die er hieher geſtellt, die hier die Wacht zu halten hatten? — Er blickte nach Norden den alten Deich hinan; denn auch dorthin hatte er Einzelne beordert. Weder hier noch dort vermochte er einen Menſchen zu erblicken; er ritt ein Stück hinaus, aber er blieb allein; nur das Wehen des Sturmes und das Brauſen des Meeres bis aus unermeſſener Ferne ſchlug betäubend an ſein Ohr. Er wandte das Pferd zurück: er kam wieder zu der verlaſſenen Ecke und ließ ſeine Augen längs der Linie des neuen Deiches gleiten; er erkannte deutlich: langſamer, weniger gewaltig rollten hier die Wellen heran; faſt ſchien's, als wäre dort ein ander Waſſer. ‚Der ſoll ſchon ſtehen!‘ murmelte er, und wie ein Lachen ſtieg es in ihm herauf.

Aber das Lachen verging ihm, als ſeine Blicke weiter an der Linie ſeines Deichs entlang glitten: an der Nordweſtecke — was war das dort? Ein dunkler Haufen wimmelte durcheinander; er ſah, wie es ſich emſig rührte und drängte — kein Zweifel, es waren Menſchen! Was wollten, was arbeiteten die jetzt an ſeinem Deiche? — Und ſchon ſaßen ſeine Sporen dem Schimmel in den Weichen, und das Thier flog mit ihm dahin; der Sturm kam von der Breitſeite; mitunter drängten die Böen ſo gewaltig, daß ſie faſt vom Deiche in den neuen Koog hinabgeſchleudert wären; aber Roß und Reiter wußten, wo ſie ritten. Schon gewahrte Hauke, daß wohl ein paar Dutzend Menſchen in eifriger Arbeit dort beiſammen ſeien, und ſchon ſah er deutlich, daß eine Rinne quer durch den neuen Deich gegraben war. Gewaltſam ſtoppte er ſein Pferd: ‚Halt!‘ ſchrie er; ‚halt! Was treibt ihr hier für Teufelsunfug?‘

Sie hatten in Schreck die Spaten ruhen laſſen, als ſie auf einmal den Deichgraf unter ſich gewahrten; ſeine Worte hatte der Sturm ihnen zugetragen, und er ſah wohl, daß mehrere ihm zu antworten ſtrebten; aber er gewahrte nur ihre heftigen Gebärden; denn ſie ſtanden Alle ihm zur Linken, und was ſie ſprachen, nahm der Sturm hinweg, der hier draußen jetzt die Menſchen mitunter wie im Taumel gegeneinander warf, ſo daß ſie ſich dicht zuſammenſchaarten. Hauke maß mit ſeinen raſchen Augen die gegrabene Rinne und den Stand des Waſſers, das, trotz des neuen Profiles, faſt an die Höhe des Deichs hinaufklatſchte und Roß und Reiter überſpritzte. Nur noch zehn Minuten Arbeit — er ſah es wohl — dann brach die Hochfluth durch die Rinne und der Hauke-Haienkoog wurde vom Meer begraben!

Der Deichgraf winkte einem der Arbeiter an die andere Seite ſeines Pferdes. „Nun, ſo ſprich!“ ſchrie er, „was treibt ihr hier, was ſoll das heißen?“

Und der Menſch ſchrie dagegen: „Wir ſollen den neuen Deich durchſtechen, Herr! damit der alte Deich nicht bricht!“

„Was ſollt ihr?“

— ‚Den neuen Deich durchſtechen!‘

‚Und den Koog verſchütten? — Welcher Teufel hat euch das befohlen?‘

‚Nein, Herr, kein Teufel; der Gevollmächtigte Ole Peters iſt hier geweſen; der hat's befohlen!‘

Der Zorn ſtieg dem Reiter in die Augen: ‚Kennt ihr mich?‘ ſchrie er. ‚Wo ich bin, hat Ole Peters nichts zu ordiniren! Fort mit euch! An euere Plätze, wo ich euch hingeſtellt!‘

Und da ſie zögerten, ſprengte er mit ſeinem Schimmel zwiſchen ſie: ‚Fort, zu euerer oder des Teufels Großmutter!‘

‚Herr, hütet Euch!‘ rief Einer aus dem Haufen und ſtieß mit ſeinem Spaten gegen das wie raſend ſich gebärdende Thier; aber ein Hufſchlag ſchleuderte ihm den Spaten aus der Hand, ein Anderer ſtürzte zu Boden. Da plötzlich erhob ſich ein Schrei aus dem übrigen Haufen, ein Schrei, wie ihn nur die Todesangſt einer Menſchenkehle zu entreißen pflegt; einen Augenblick war Alles, auch der Deichgraf und der Schimmel, wie gelähmt; nur ein Arbeiter hatte gleich einem Wegweiſer ſeinen Arm geſtreckt; der wies nach der Nordweſtecke der beiden Deiche, dort wo der neue auf den alten ſtieß. Nur das Toſen des Sturmes und das Rauſchen des Waſſers war zu hören. Hauke drehte ſich im Sattel: was gab das dort? Seine Augen wurden groß: „Herr Gott! Ein Bruch! Ein Bruch im alten Deich!“

‚Euere Schuld, Deichgraf!‘ ſchrie eine Stimme aus dem Haufen: ‚Euere Schuld! Nehmt's mit vor Gottes Thron!‘

Haukes zornrothes Antlitz war todtenbleich geworden; der Mond, der es beſchien, konnte es nicht bleicher machen; ſeine Arme hingen ſchlaff, er wußte kaum, daß er den Zügel hielt. Aber auch das war nur ein Augenblick; ſchon richtete er ſich auf, ein hartes Stöhnen brach aus ſeinem Munde; dann wandte er ſtumm ſein Pferd, und der Schimmel ſchnob und raſte oſtwärts auf dem Deich mit ihm dahin. Des Reiters Augen flogen ſcharf nach allen Seiten; in ſeinem Kopfe wühlten die Gedanken: Was hatte er für Schuld vor Gottes Thron zu tragen? — Der Durchſtich des neuen Deichs — vielleicht, ſie hätten's fertig gebracht, wenn er ſein Halt nicht gerufen hätte; aber — es war noch eins, und es ſchoß ihm heiß zu Herzen, er wußte es nur zu gut — im vorigen Sommer, hätte damals Ole Peters' böſes Maul ihn nicht zurückgehalten — da lag's! Er allein hatte die Schwäche des alten Deichs erkannt; er hätte trotz alledem das neue Werk betreiben müſſen: „Herr Gott, ja ich bekenn es,‘ rief er plötzlich laut in den Sturm hinaus, ‚ich habe meines Amtes ſchlecht gewartet!“

Zu ſeiner Linken, dicht an des Pferdes Hufen, tobte das Meer; vor ihm, und jetzt in voller Finſterniß, lag der alte Koog mit ſeinen Werften und heimathlichen Häuſern; das bleiche Himmelslicht war völlig ausgethan; nur von einer Stelle brach ein Lichtſchein durch das Dunkel. Und wie ein Troſt kam es an des Mannes Herz; es mußte von ſeinem Haus herüber ſcheinen, es war ihm wie ein Gruß von Weib und Kind. Gottlob, die ſaßen ſicher auf der hohen Werfte! Die Anderen, gewiß, ſie waren ſchon im Geeſtdorf droben; von dorther ſchimmerte ſo viel Lichtſchein, wie er niemals noch geſehen hatte; ja ſelbſt hoch oben aus der Luft, es mochte wohl vom Kirchthurm ſein, brach ſolcher in die Nacht hinaus. „Sie werden Alle fort ſein, Alle!“ ſprach Hauke bei ſich ſelber; ‚freilich auf mancher Werfte wird ein

Haus in Trümmern liegen, ſchlechte Jahre werden für die überſchwemmten Fennen kommen; Siele und Schleuſen zu repariren ſein! Wir müſſen's tragen, und ich will helfen, auch denen, die mir Leids gethan; nur, Herr, mein Gott, ſei gnädig mit uns Menſchen!“

Da warf er ſeine Augen ſeitwärts nach dem neuen Koog; um ihn ſchäumte das Meer; aber in ihm lag es wie nächtlicher Friede. Ein unwillkürliches Jauchzen brach aus des Reiters Bruſt: „Der Hauke-Haiendeich, er ſoll ſchon halten; er wird es noch nach hundert Jahren thun!“

Ein donnerartiges Rauſchen zu ſeinen Füßen weckte ihn aus dieſen Träumen; der Schimmel wollte nicht mehr vorwärts. Was war das? — Das Pferd ſprang zurück, und er fühlte es, ein Deichſtück ſtürzte vor ihm in die Tiefe. Er riß die Augen auf und ſchüttelte alles Sinnen von ſich: er hielt am alten Deich, der Schimmel hatte mit den Vorderhufen ſchon darauf geſtanden. Unwillkürlich riß er das Pferd zurück; da flog der letzte Wolkenmantel von dem Mond, und das milde Geſtirn beleuchtete den Graus, der ſchäumend, ziſchend vor ihm in die Tiefe ſtürzte, in den alten Koog hinab.

Wie ſinnlos ſtarrte Hauke darauf hin; eine Sündfluth war's, um Thier und Menſchen zu verſchlingen. Da blinkte wieder ihm der Lichtſchein in die Augen; es war derſelbe, den er vorhin gewahrt hatte; noch immer brannte der auf ſeiner Werfte; und als er jetzt ermuthigt in den Koog hinabſah, gewahrte er wohl, daß hinter dem ſinnverwirrenden Strudel, der toſend vor ihm hinabſtürzte, nur noch eine Breite von etwa hundert Schritten überfluthet war; dahinter konnte er deutlich den Weg erkennen, der vom Koog heranführte. Er ſah noch mehr: ein Wagen, nein, eine zweiräderige Carriole kam wie toll gegen den Deich herangefahren; ein Weib, ja auch ein Kind ſaßen darin. Und jetzt — war das nicht das kreiſchende Gebell eines kleinen Hundes, das im Sturm vorüberflog? Allmächtiger Gott! Sein Weib, ſein Kind waren es; ſchon kamen ſie dicht heran, und die ſchäumende Waſſermaſſe drängte auf ſie zu. Ein Schrei, ein Verzweiflungsſchrei brach aus der Bruſt des Reiters: ‚Elke!‘ ſchrie er; ‚Elke! Zurück! Zurück!‘

Aber Sturm und Meer waren nicht barmherzig, ihr Toben zerwehte ſeine Worte; nur ſeinen Mantel hatte der Sturm erfaßt, es hätte ihn bald vom Pferd herabgeriſſen; und das Fuhrwerk flog ohne Aufenthalt der ſtürzenden Fluth entgegen. Da ſah er, daß das Weib wie gegen ihn hinauf die Arme ſtreckte: Hatte ſie ihn erkannt? Hatte die Sehnſucht, die Todesangſt um ihn ſie aus dem ſicheren Haus getrieben? Und jetzt — rief ſie ein letztes Wort ihm zu? — Die Fragen fuhren durch ſein Hirn; ſie blieben ohne Antwort: von ihr zu ihm, von ihm zu ihr waren die Worte all verloren; nur ein Brauſen wie vom Weltenuntergang füllte ihre Ohren und ließ keinen anderen Laut hinein.

„Mein Kind! O Elke, o getreue Elke!“ ſchrie Hauke in den Sturm hinaus. Da ſank aufs Neue ein großes Stück des Deiches vor ihm in die Tiefe, und donnernd ſtürzte das Meer ſich hinterdrein; noch einmal ſah er drunten den Kopf des Pferdes, die Räder des Gefährtes aus dem wüſten Gräuel emportauchen und dann quirlend darin untergehen. Die ſtarren Augen des Reiters, der ſo einſam auf dem Deiche hielt, ſahen weiter nichts. „Das Ende!“

ſprach er leiſe vor ſich hin; dann ritt er an den Abgrund, wo unter ihm die Waſſer, unheimlich rauſchend, ſein Heimathsdorf zu überfluthen begannen; noch immer ſah er das Licht von ſeinem Hauſe ſchimmern; es war ihm wie entſeelt. Er richtete ſich hoch auf und ſtieß dem Schimmel die Sporen in die Weichen; das Thier bäumte ſich, es hätte ſich faſt überſchlagen; aber die Kraft des Mannes drückte es herunter. „Vorwärts!“ rief er noch einmal, wie er es ſo oft zum feſten Ritt gerufen hatte: „Herr Gott, nimm mich; verſchon die Anderen!“

Noch ein Sporenſtich; ein Schrei des Schimmels, der Sturm und Wellenbrauſen überſchrie; dann unten aus dem hinabſtürzenden Strom ein dumpfer Schall, ein kurzer Kampf.

Der Mond ſah leuchtend aus der Höhe; aber unten auf dem Deiche war kein Leben mehr, als nur die wilden Waſſer, die bald den alten Koog faſt völlig überfluthet hatten. Noch immer aber ragte die Werfte von Hauke Haiens Hofſtatt aus dem Schwall hervor, noch ſchimmerte von dort der Lichtſchein, und von der Geeſt her, wo die Häuſer allmählich dunkel wurden, warf noch die einſame Leuchte aus dem Kirchthurm ihre zitternden Lichtfunken über die ſchäumenden Wellen.“

* * *

Der Erzähler ſchwieg; ich griff nach dem gefüllten Glaſe, das ſeit lange vor mir ſtand; aber ich führte es nicht zum Munde; meine Hand blieb auf dem Tiſche ruhen.

„Das iſt die Geſchichte von Hauke Haien,“ begann mein Wirth noch einmal, „wie ich ſie nach beſtem Wiſſen nur berichten konnte. Freilich die Wirthſchafterin unſeres Deichgrafen würde ſie Ihnen anders erzählt haben; denn auch das weiß man zu berichten: jenes weiße Pferdsgerippe iſt nach der Fluth wiederum, wie vormals, im Mondſchein auf Jevershallig zu ſehen geweſen; das ganze Dorf will es geſehen haben. — So viel iſt ſicher: Hauke Haien mit Weib und Kind ging unter in dieſer Fluth; nicht einmal ihre Grabſtätte hab ich droben auf dem Kirchhof finden können; die todten Körper werden von dem abſtrömenden Waſſer durch den Bruch ins Meer hinausgetrieben und auf deſſen Grunde allmählich in ihre Urbeſtandtheile aufgelöſt ſein — ſo haben ſie Ruhe vor den Menſchen gehabt. Aber der Hauke-Haien-Deich ſteht noch jetzt nach hundert Jahren, und wenn Sie morgen nach der Stadt reiten und die halbe Stunde Umweg nicht ſcheuen wollen, ſo werden Sie ihn unter den Hufen Ihres Pferdes haben.

Der Dank, den einſtmals Jewe Manners bei den Enkeln ſeinem Erbauer verſprochen hatte, iſt, wie Sie geſehen haben, ausgeblieben; denn ſo iſt es, Herr: dem Sokrates gaben ſie ein Gift zu trinken und unſeren Herrn Chriſtus ſchlugen ſie an das Kreuz! Das geht in den letzten Zeiten nicht mehr ſo leicht; aber — einen Gewaltsmenſchen oder einen böſen ſtiernackigen Pfaffen zum Heiligen, oder einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachſen war, zum Spuk und Nachtgeſpenſt zu machen — das geht noch alle Tage.“

Als das ernſthafte Männlein das geſagt hatte, ſtand es auf und horchte nach draußen. „Es iſt dort etwas anders worden,“ ſagte er und zog die Wolldecke vom Fenſter; es war heller Mondſchein. „Seht nur,“ fuhr er fort, „dort kommen die

Gevollmächtigten zurück; aber ſie zerſtreuen ſich, ſie gehen nach Hauſe; — drüben am anderen Ufer muß ein Bruch geſchehen ſein; das Waſſer iſt gefallen."

Ich blickte neben ihm hinaus; die Fenſter hier oben lagen über dem Rand des Deiches; es war, wie er geſagt hatte. Ich nahm mein Glas und trank den Reſt: „Haben Sie Dank für dieſen Abend!" ſagte ich; „ich denk, wir können ruhig ſchlafen!"

„Das können wir," entgegnete der kleine Herr; „ich wünſche von Herzen eine wohlſchlafende Nacht!"

— — Beim Hinabgehen traf ich unten auf dem Flur den Deichgrafen; er wollte noch eine Karte, die er in der Schenkſtube gelaſſen hatte, mit nach Hauſe nehmen. „Alles vorüber!" ſagte er. „Aber unſer Schulmeiſter hat Ihnen wohl ſchön was weiß gemacht; er gehört zu den Aufklärern!"

— „Er ſcheint ein verſtändiger Mann!"

„Ja, ja, gewiß; aber Sie können Ihren eigenen Augen doch nicht mißtrauen; und drüben an der anderen Seite, ich ſagte es ja voraus, iſt der Deich gebrochen!"

Ich zuckte die Achſeln: „Das muß beſchlafen werden! Gute Nacht, Herr Deichgraf!“

Er lachte: „Gute Nacht!“

— — Am anderen Morgen, beim goldenſten Sonnenlichte, das über einer weiten Verwüſtung aufgegangen war, ritt ich über den Hauke-Haien-Deich zur Stadt hinunter.